Beilage zur allgemeinen Zeitung

Beilage

zur

Allgemeinen Zeitung.

Oktober, November, Dezember 1904.



München.
Verlag der Allgemeinen Zeitung
Gesellschaft mit beschränkter Haftung.

Inhaltsverzeichnis zum IV. Quartal 1904 der Beilage.

Die Zahlen bezeichnen die Seiten, deren Numerierung innerhalb jedes Quartals fortläuft. Ein * besagt, daß der Hinweis sich nicht auf einen Hauptartikel bezieht.

I. Artikel nach Gegenständen geordnet:

1. Staat, Kirche, Recht, Soziales, Militärisches.

2. Geschichte, Biographie, Briefe.

2a. Verstorbene.

3. Literatur.

4. Kunst, Kunstgewerbe, Musik, Theater.

5. Naturwissenschaften, Technik, Geographie, Schilderungen.

6. Sprach- und Volkskunde, Philosophie, Religionswissenschaft, Pädagogik.

7. Wissenschaftliche Anstalten, Gesellschaften, Versammlungen.

II. Besprochene Bücher, Karten und dergl.

III. Verfasser, so weit sie genannt.

Die

Allgemeine Zeitung

mit Münchener Stadt-Anzeiger



Erscheint täglich 2mal.

Bezugspreis vierteljährlich:

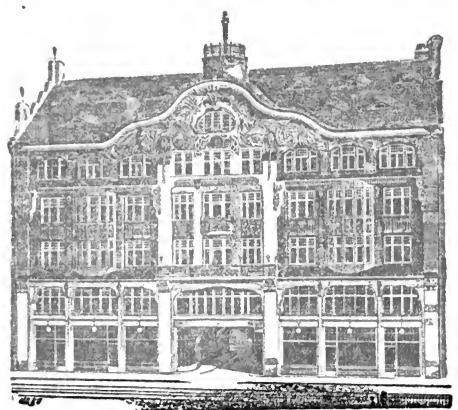
für die Allgemeine Zeitung allein	M. 4.20
„ „ „ „ mit wissenschaftlicher Beilage	„ 8.40
„ „ wissenschaftliche Beilage allein	„ 4.50
„ „ „ „ in Wochenheften	„ 5.—

Auch monatliche Abonnements werden von der Post angenommen.

Probenummern senden wir auf Wunsch gerne zu.

Inserate jeder Art finden durch die **Allgemeine Zeitung weiteste und vorteilhafteste Verbreitung mit nachhaltigem Erfolg.**

Expedition der Allgemeinen Zeitung,
München, Bayerstraße 57/59.



Das Verlagshaus der Allgemeinen Zeitung.

Jahrgang 1904. München, Samstag, 1. Oktober. Nummer 225.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Bismarcks Bildung.

Der Begriff „Bildung“ ist so weit und dehnbar, daß auch die Frage nach Bismarcks Bildung die verschiedenartigsten Beantwortungen zulassen wird. Eigentlich muß das Aufwerfen dieser Frage überhaupt einem jeden müßig erscheinen, der sich mit des großen Kanzlers Briefen, Gesprächen oder politischen Berichten und Reden jemals eingehender beschäftigt. Das Bild einer stark ausgeprägten und dazu mit ungewöhnlichem Geiste ausgestatteten Persönlichkeit wird ihm aus allen jenen gesammelten Aeußerungen entgegentreten, so daß zunächst der Gedanke, ob und in welcher Weise diese Persönlichkeit formalistisch „gebildet“ war, gar keine Zeit findet sich breit zu machen. Das positive Wissen, die Belesenheit, das durch reiche Erfahrung abgeklärte Urteil — alles Voraussetzungen für den Begriff „Bildung“ — erscheinen als ganz selbstverständliche Beigaben bei einem Manne, der die äußeren Geschicke und die Seele eines Kulturvolkes durch Jahrzehnte hindurch in ganz außerordentlicher Weise beeinflußte und durch das gesprochene und geschriebene Wort die größte Einwirkung auch auf die „gebildetsten“ unter seinen Zeitgenossen ausübte. Schon in dieser Einwirkung ist also die Bejahung der Frage nach der Bildung Bismarcks gegeben, denn nur eine Persönlichkeit, die in ihrem ganzen Wesen von dem Bildungsgehalte ihrer Zeit durchsättigt ist, wird in der Lage sein, die erwähltesten und feingebildetsten Geister dieser Zeit so im Sturm mit sich fortzureißen, wie es Bismarck tat. So bleibt nur, wenn jene Frage überhaupt aufgeworfen wird, die Untersuchung über die Art übrig, in der Bismarck sich den Bildungsgehalt seiner Zeit zu eigen machte und ihn als geistige Rüstung und Waffe in den großen Kämpfen seines Lebens verwertete.

Diese Untersuchung hat der bekannte Königsberger (jetzt in München lebende) Historiker Hans Prutz in einer soeben erschienenen Schrift[1]) anzustellen sich bemüht. Er geht dabei von dem Gedanken aus, daß wir „auch den Mann, welchen die Rolle, zu der er in der Geschichte seiner Zeit berufen war, zunächst als den Träger gewisser allgemeiner Ideen vor den Augen der Welt in ein besonders helles Licht gerückt hat, doch nur dann ganz verstehen und recht würdigen können, wenn wir ihn auch betrachten, gelöst von dem großen, geschichtlichen Hintergrunde, von dem wir ihn sich abheben zu sehen sonst gewohnt sind, und uns wenigstens ein ungefähres Bild machen können von dem, was er gewissermaßen an geistigem und sittlichem Rüstzeuge mitbrachte für die Kämpfe, in denen er vermöge seiner überlegenen Einsicht seinen gebietenden Willen und sein schöpferisches Können zum besten seiner Zeit geschichtlich erfolgreich betätigte.“ Ein Versuch, „in einem einheitlich zusammenfassenden Bilde zur Anschauung zu bringen, mit welchem geistigen Rüstzeug Bismarck versehen war, als er in das öffentliche Leben eintrat“, ist bisher, so meint Professor Prutz, noch nicht gemacht worden, so viel auch nach den einzelnen Seiten hin des großen Kanzlers Persönlichkeit schon beleuchtet worden ist. In der Tat würde die Ausführung eines solchen einheitlich zusammenfassenden Bildes von der geistigen Ausrüstung Bismarcks erst in einer eingehenden Biographie des großen Mannes unternommen werden können und auf Grund einer Schilderung der geistigen Atmosphäre, aus der er hervorging. Auch Professor Prutz gibt in der vorliegenden Schrift nicht mehr als einen vorläufigen Beitrag zu einer solchen, bekanntlich noch nicht geschriebenen Biographie; sein Versuch, die Bildung Bismarcks in ihren Quellen und in ihren Aeußerungen scharf zu charakterisieren, läuft im Grunde nur auf eine, allerdings möglichst vollständige Zusammenstellung der von Bismarck in seinen Briefen, Berichten und Reden gebrauchten Zitate, Bilder und Anspielungen hinaus. Er hofft, daß sich aus dieser Zusammenstellung „wenigstens ungefähr ein Ueberblick gewinnen lassen werde über die Gedankenkreise, welche ihm (dem Kanzler) die vertrautesten waren und von denen auszugehen und zu denen zurückzukehren er daher auch liebte, wo es sich um die Erörterung bestimmter Einzelfragen handelte, gleichviel welchem Gebiete sie angehören mochten, die seine schöpferische Tätigkeit als Diplomat, Staatsmann und Gesetzgeber umfaßte.“

Der biographische Wert einer solchen mit kritischer Sorgfalt und großem Fleiß unternommenen Zusammenstellung soll durchaus nicht verkannt werden. Nur muß man sich hüten, sogleich, wie Professor Prutz es getan hat, in der mehr oder weniger häufigen Wiederkehr der Zitate aus einem Sprach- oder Wissensgebiete schon eine innere Vorliebe Bismarcks für dieses Gebiet und eine besonders eindringende Beschäftigung mit ihm zu erblicken. Gerade bei der raschen Auffassungskraft und dem außerordentlich scharfen und stets bereiten Gedächtnis, dessen sich Bismarck bekanntlich bis in sein hohes Alter hinein erfreute, konnte es nicht ausbleiben, daß sich ihm eine Fülle von prägnanten Aussprüchen, geistreichen Gedanken und bezeichnenden Anekdoten aus allen möglichen Wissens- und Sprachgebieten, die er während seines bewegten Lebens zu berühren Gelegenheit fand, sofort einprägte und ihm zur dauernden Verfügung blieb. Bismarck besaß die Kunst des Zitierens in außerordentlichem Maße; aber nicht etwa, weil er die Gebiete, aus denen er mit Vorliebe zitierte, besonders eifrig und eingehend durchstudiert hatte, sondern weil er mit der großen Lebhaftigkeit seines Geistes das Hervorspringende und Allgemeingültige aus diesen Gebieten sofort scharf erfaßte und in wenigen schlagenden

[1]) Bismarcks Bildung. Ihre Quellen und ihre Aeußerungen. Von Hans Prutz. Berlin 1904. Verlag von Georg Reimer. 247 S.

Ausdrücken oder besonders scharf zusammenfassenden Sentenzen jederzeit wiederzugeben verstand. Er war sicher nicht das, was man einen „studierten" Zitator nennen könnte. Gerade das Mühelose, Impulsive, Sprunghafte, welches ein charakteristisches Moment bei allen seinen Zitaten bildet und durch das er sich von so vielen anderen Zitatoren unserer Zeit unterscheidet, müßte ein Beweis dafür sein, daß man aus seinen Zitaten nicht ohne weiteres auf eine besonders eingehende und anhaltende Beschäftigung mit irgend einem der berührten Wissens- oder Sprachgebiete schließen darf. Denn diese seine Zitate stammen niemals, oder wenigstens nur in ganz vereinzelten Fällen, aus entlegenen und unbekannten Winkeln dieser Gebiete; sie gehören meistens zu dem landläufigen Schatze der Aussprüche und Ausdrücke und haben sicher niemals einen Zuhörer durch ihre Neuheit oder durch einen mit ihrer Anwendung verknüpften Schein der Gelehrsamkeit überrascht. Ihre oft so große und schlagende Wirkung bestand in der Art ihrer Anwendung und Einflechtung, in dem impulsiven Geschick, zur rechten Zeit und am rechten Orte das rechte Wort zu finden, mochte dieses Wort nun aus den alten oder den neuen Sprachen, aus dem Bereiche der Dichtung oder der Geschichte, aus der biblischen Ausdrucksweise oder aus dem prägnanten Redeschatze der Landleute hergenommen sein.

Ganz besonders fällt dies auf, wenn wir die lange Reihe der von Bismarck gebrauchten Zitate und Ausdrücke aus dem Lateinischen durchmustern, die Professor Prutz in dem dritten Kapitel seiner Schrift („Bismarcks Verhältnis zum klassischen Altertum") zusammengestellt hat. Hier finden sich, mit höchstens drei oder vier Ausnahmen, keinerlei seltene Ausdrücke vor, keinerlei lateinische Redewendungen oder Worte, die nicht jedem Juristen, der das Gymnasium mit Erfolg durchlaufen und nur einige Male ernstlich im Corpus juris gelesen hat, geläufig wären. Auch die große Zahl der Sentenzen, Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten in lateinischer Sprache und römischen Ursprungs, denen wir in Bismarcks Reden begegnen, zeichnet sich nicht etwa durch besondere Seltenheit aus. Prutz sagt ganz richtig von ihrer Anwendung durch den schlagfertigen Redner: „Freilich wird ihm die Herkunft dieser so wirksam verwendeten Schlagworte im Augenblicke ihres Gebrauchs nur ausnahmsweise gegenwärtig gewesen sein: für gewöhnlich greift er dabei in glücklicher Improvisation in den reichen Schatz der geflügelten Worte, welchen das deutsche Volk in der von ihm durchmessenen langen Schulung durch das römische Geistesleben aus dessen Denkmälern entnommen und sich zu eigen gemacht hat." Noch mehr scheint mir das zu gelten von den Redewendungen, die, nach Prutz, Bismarcks Erfülltsein von dem Gedankenkreise der griechischen Sage und Dichtung beweisen sollen. Ausdrücke wie „Nessusgewand", „Erisapfel", „Danaidenarbeit", „phaetonischer Flug" u. a. m. sind doch wohl derart zum Gemeingut unserer gebildeten Sprache geworden, daß ihr Gebrauch noch keine besondere Beschäftigung mit griechischer Sprache und Geschichte voraussetzt. Und die Erörterung, ob Bismarck den einmal von ihm gebrauchten Ausdruck „Wolkenkuckucksheim" etwa aus den meisterhaften Uebersetzungen der Komödien des Aristophanes von J. G. Droysen herübergenommen oder aus dem Titel eines im Jahre 1859 in Frankfurt aufgeführten humoristischen Genrebildes kennen gelernt habe, würde den alten Herrn selbst wohl zum Lachen gebracht haben. Denn woher ihm alle diese prägnanten Zitate, die er in seine Reden einflocht, „angeflogen" waren, hat er trotz seines erstaunlichen Gedächtnisses wohl selbst nicht mehr gewußt.

Der Verfasser der vorliegenden Schrift über Bismarcks Bildung berücksichtigt diese eminente Auffassungsfähigkeit des gewaltigen Geistes, diese Gabe, alle möglichen, selbst die heterogensten Bildungselemente im Fluge zu erhaschen und sich zu assimilieren, entschieden viel zu wenig. Er legt das größere Gewicht auf den Charakter eines Teiles dieser Bildungselemente, dem er einen ganz bestimmten, formenden Einfluß auf die Entwicklung Bismarcks zuschreibt, und strebt unzweifelhaft dahin, durch seine ganze Darstellung darzutun, daß „die eigentlichen Wurzeln seines allgemeinen Denkens tief eingesenkt in den Boden der humanistischen Bildung liegen, aus der auch er immer neue Nahrung zog". . . . „Diese hat er sich," so fährt Professor Prutz fort, „in einem Maße zu eigen und zu einem integrierenden Bestandteil seiner ganzen geistigen Individualität gemacht, das denen wohl zu denken geben könnte, welche die historisch gegebene Grundlage unserer deutschen Kultur kurzsichtig unterschätzen, zum Teil bereits preisgegeben haben und vollends zu zerstören verblendet bestrebt sind. . . . Gerade im Hinblick auf diese Frage, welche, obgleich eine der brennendsten für die Zukunft unseres Volkes, durch willkürliche und überstürzte und zum Teil einander widersprechende Neuerungen zur Zeit viel mehr verwirrt als einer befriedigenden Lösung entgegengeführt worden ist, kann die liebevolle Versenkung in des größten Deutschen noch lange nicht erschöpfte Eigenart seinem Volke zum Segen gereichen. Denn sie setzt es in den Stand, von dem reichen Erbe, das er ihm hinterlassen hat, ein weiteres kostbares Stück zu heben und für sich nutzbar zu machen: auch auf diesem Gebiete kann Bismarck noch als Erzieher wirken."

Dieser ausgesprochenen Tendenz seiner kleinen Schrift folgend hat Professor Prutz sich bemüht, weiter darzutun, daß Bismarck lediglich durch die vortreffliche humanistische Ausbildung, die er auf den beiden von ihm besuchten Gymnasien, besonders im Grauen Kloster, genossen, in stand gesetzt worden sei, sich so rasch in der Außenwelt zurecht zu finden und die unendliche Fülle der an ihn herantretenden Erscheinungen klar zu erfassen. Das Materielle der ihm gewordenen Jugendausbildung wird also von Professor Prutz der großen Auffassungs- und Assimilierungsfähigkeit der genialen Individualität zum mindesten gleichgesetzt. Wir möchten doch diese Auffassung nicht als durchaus zutreffend anerkennen, besonders nicht, wenn sie, wie das von seiten des Verfassers geschieht, zu einer Verteidigung der Jugenderziehung in streng humanistischem Sinne benutzt wird. Bismarcks „Bildung" ist durch die gute Grundlage, die er auf dem humanistischen Gymnasium empfangen, noch bei weitem nicht in ihrer ganzen Fülle erklärt. Nicht einmal ihre Grundrichtung scheint uns durch jene humanistische Einwirkung, die er in den Knaben- und ersten Jünglingsjahren erfuhr, bestimmt zu sein. Viel mächtigere, aus dem Leben stammende Einflüsse, deren Wirkung er in seiner nicht nur sehr aufnahmefähigen, sondern auch stark produktiven Individualität auf dem Gebiete der Allgemeinbildung kräftig und rasch verarbeitete, gaben seinem geistigen Wesen Richtung und Charakter. Ganz zutreffend betont Professor Prutz in seiner Einleitung die Bedeutung solcher Einflüsse auch auf die Bildung, wenn er sagt: „Dieser Schatz allgemeiner Bildung, die ebenso unentbehrliche wie den meisten unbewußte Grundlage für jede höhere berufliche oder amtliche Wirksamkeit, der unter dem Einfluß der von dieser ausgehenden Anregungen oder gestellten neuen Anforderungen unwillkürlich allmählich erweitert und in einzelnen Richtungen vertieft wird, setzt sich in der Hauptsache naturgemäß aus zwei verschiedenen Bestandteilen zusammen, von denen der eine durch das Leben in Haus und Familie und dem durch diese erschlossenen größeren Kreis meist ohne bewußtes eigenes Zutun erlangt, gleichsam ererbt wird; der andere im Hinblick auf die später erstrebte Lebensstellung und die besonderen Ansprüche, welche sie mit sich bringt, planmäßig erworben und im wesentlichen durch die Schule begründet, in der Folge aber durch das Studium und die Berufstätigkeit selbst je nachdem mehr oder minder systematisch erweitert und ausgebaut wird." Nun, wir meinen, der erstgenannte dieser Bestandteile, der durch das Leben in dem „größeren Kreise" erworbene, hat Bismarcks „Bildung" bei weitem mehr beeinflußt und in ihrer Art bestimmt, als die in der Schule gewonnene humanistische Grundlage.

Der Verfasser gibt das indirekt auch zu in den Kapiteln seiner Schrift, die von Bismarcks Verhältnis zur deutschen Literatur, besonders zu den deutschen Klassikern und von seinem Verhältnis zu den neueren Sprachen und ihren Literaturen handeln, und am meisten im Schlußkapitel — das überhaupt wohl das beste des Buches ist — über Bismarcks historische Anschauungen. Der blitzschnell auffassende, alles Eigentümliche und Hervorspringende mit

genialer Intuition erkennende und im eisernen Gedächtnis festhaltende Autodidakt tritt uns aus der Darstellung dieser Kapitel mit voller Deutlichkeit entgegen. Weit über den Kreis der auf der Schule erworbenen, im klassischen Altertum wurzelnden Anschauungen schweift schon des dem Fachstudium abholden Studenten Geist hinaus in die Weiten der realen und gegenwärtigen Welt. Die Beschäftigung mit der englischen und französischen Sprache, Literatur und Geschichte, die des jungen Auskultators und späteren Landjunkers Geist wenigstens einigermaßen bei den Studien hält, ist denn doch nicht so bedeutungslos für seine innere Entwicklung, die aus sich selbst heraus das Bedürfnis gebiert, die Grenzen der durch die humanistische Ausbildung erfüllten Anschauungswelt zu überfliegen. Es ist der Sinn für Tatsächlichkeit, der in jener Beschäftigung sich kund tut, und den noch nicht dreißigjährigen Landedelmann rasch auf das politische Gebiet hinführt, wo neue Bildungseinflüsse seiner harren. Aus diesen Einflüssen, die mit der auf dem humanistischen Gymnasium gewonnenen Grundlage nur durch ganz entfernte Beziehungen verknüpft sind, erwachsen dem von einem gewaltigen geistigen Selbständigkeitsgefühl schon damals erfüllten jungen Manne neue Gesichtspunkte für die Lebens- und Geschichtsbetrachtung, die ebenfalls mit humanistischen Idealen sehr wenig zu tun haben.

Professor Prutz führt in dem den historischen Anschauungen Bismarcks gewidmeten Kapitel seiner Schrift sehr treffend aus, daß der geniale Mann schon frühzeitig eine eigentümliche, man möchte sagen, selbst zurecht gezimmerte Geschichtsauffassung hatte. Seine Betrachtung der Vergangenheit im allgemeinen und namentlich der Entwicklung fremder Völker und Staaten ausschließlich vom deutschen Standpunkt aus, die — wie jetzt durch viele Veröffentlichungen immer klarer wird — schon in der Zeit seiner frühesten politischen Betätigung zu beobachten ist, zeigt deutlich genug, wie bald der junge Mann auch auf diesem Gebiete sich von dem Einflusse der humanistischen Schulbildung frei gemacht hatte. Auch hier ist sein auf massenhaftem Lesen fußendes Autodidaktentum von größerer Bedeutung auf seine „Bildung" als die im Gymnasium erworbene systematische Grundlage. Neben dem Mangel an eigentlichen historischen Studien oder auch nur einer planmäßigen Lektüre stehen aushelfend die geniale Auffassungskraft, die Fähigkeit, rasch große Zusammenhänge zu finden, das merkwürdige Gedächtnis, das an den scheinbar entlegensten Punkten der Geschichte Anknüpfungspunkte findet. Von überall zutreffenden positiven Geschichtskenntnissen kann bei solcher Art des Wissenserwerbes natürlich nicht die Rede sein; Professor Prutz kann oft genug in diesem Kapitel auf tatsächliche historische Irrtümer des großen Staatsmannes hinweisen; aber ebenso oft auch kann er auf die überraschenden Durchblicke durch das Gewirr der geschichtlichen Tatsachen, die der geniale Autodidakt von selbst gefunden, aufmerksam machen. „Doch hat Bismarck," so heißt es in der Einleitung zu dem letzten Kapitel, „auch auf diesem (d. h. dem historischen) Gebiete das geistige Rüstzeug, das er nachmals im Dienste der nationalen Sache mit vollendeter Meisterschaft handhabte, nicht auf dem Wege methodischer Studien und planmäßiger Verfolgung bestimmter Erkenntnisziele sich zu eigen gemacht. Trotz des ausgesprochenen humanistischen Charakters, der seine allgemeine Bildung ihren Grundlagen nach kennzeichnete, hat er, unbeirrt durch Schultraditionen und unabhängig von Parteidogmen, die stolze Selbständigkeit der Auffassung und die nüchterne Klarheit des Blickes, die er sich gegenüber dem wirren Durcheinander der politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Strömungen seiner Zeit bewahrt und oft mit einer gewissen Rücksichtslosigkeit betätigt hat, auch der Vergangenheit gegenüber ungemindert erhalten."

Dieses „trotz des ausgesprochenen humanistischen Charakters, der seine allgemeine Bildung ihren Grundlagen nach kennzeichnete" hätte meines Erachtens der Verfasser noch öfter seinen Darlegungen über die einzelnen Quellen der Bildung Bismarcks voraussetzen müssen. Denn wenn auch nicht abzuleugnen ist, daß Bismarck eine frische Betätigung der ersten jugendlichen Regsamkeit seines Geistes in der Beschäftigung mit den humanistischen Studien gefunden, dürfen wir doch auch nicht verkennen, daß er seine volle Lebensbildung im Gegensatz zu diesen ersten Studien und teilweise erst durch ihre Ueberwindung erworben hat. Gerade für ihn hatte die humanistische Grundlage lediglich eine formalistische Bedeutung, und es ist durchaus nicht möglich, zu beweisen — auch Professor Prutz hat diesen Beweis in seiner Schrift nicht erbracht —, daß eine weniger oder gar nicht humanistisch geartete Grundlage das fruchtbare und erfolgreiche Autodidaktentum des genialen Geistes im Keime vernichtet haben würde. Wenn nur überhaupt eine gute methodische Grundlage vorhanden war! Daß Bismarck ein humanistisches Gymnasium besuchte, war eine äußere Notwendigkeit, aus der Zeit geboren, in der er jung war. Diese Zeit war noch mit humanistischem Geiste geschwängert; auch war der Zugang zu den Studien fast allein durch eine solche Schule möglich. Aber eine innere Notwendigkeit für die ganze geistige Entwicklung Bismarcks können wir in dem Besuch des humanistischen Gymnasiums nicht erblicken. Sein Autodidaktentum, das seiner Bildung zum mindesten ebenso wertvolle, wenn nicht für sein späteres Wirken ungemein bedeutungsvollere Elemente zuführte, scheint im Gegenteil auf das Bedürfnis nach einer nicht ausschließlich humanistischen Jugendbildung, das in dem von ihm für Deutschland heraufgeführten Zeitalter so lebhaft fühlbar wurde, schon vorbildlich hinzuweisen. Ganz unbewußt vollzog sich in dem jungen genialen Stürmer die Abwendung von dem rein humanistischen Bildungsideale und das Hinwenden zu den Erfordernissen einer auf praktischen Forderungen begründeten Lebensanschauung. Wenn jenes Bildungsideal in die Herzen der Jugend der damaligen Zeit und auch in das des jungen Bismarck die Keime zu einer idealen Auffassung von der Bedeutung und der heiß ersehnten Größe des Vaterlandes ausstreute, so fiel doch erst einer Geistesrichtung, die mit realerem Sinne die Anforderungen des Lebens und des Tages erfaßte, das Einernten der aufgegangenen Saat zu.

Ein Buch über Bismarcks Bildung müßte diese Umwandlung des humanistischen Bildungsideals, wie sie in dem genialen, auf Erfassen der realeren Wissenswerte gerichteten Autodidaktentum des großen Kanzlers vorbildlich zum Ausdruck kommt, ganz besonders herausarbeiten. Es müßte ganz besonders auch darauf hinweisen, wie aus solcher Umwandlung, die noch durchaus nicht eine gänzliche Vernichtung zu sein braucht — auch in Bismarcks Bildung behielt das alte Bildungsideal ja in modifizierter Form eine gewisse Bedeutung — das regere Gefühl für eine eigentliche nationale deutsche Erziehung erwächst. Der große Kanzler hat sein intensives Fühlen für ein unserem modernen vaterländischen Bewußtsein angepaßtes Geistesleben aus der Verschmelzung der humanistischen Grundlage seiner Allgemeinbildung mit dem durch eigenes, selbständiges Umtun auf nichthumanistischen Bildungsgebieten erworbenen Wissen ganz unbewußt, aber mit höchstem Erfolge gewonnen. Die Klarheit seines Blickes wurde keineswegs getrübt durch die freie Art, in der er sich seine „Bildung" aneignete, wo immer er die passenden und notwendigen Elemente dafür fand. Als ein Meister unserer Muttersprache, als ein Schöpfer treffender und packender Aussprüche, als ein feinfühliger Beobachter der leisen Regungen, die in der Seele unseres Volkes sich kundtun, als ein erfahrener Abschätzer der Imponderabilien, die in Leben und Geschichte wirken, hat er sich trotz der in ihm zur Tat gewordenen Umwandlung des rein humanistischen Bildungsideals stets bewährt. Sollte, was seiner Persönlichkeit und seiner „Bildung" sich so heilsam und förderlich erwiesen, dem gesamten geistigen Wesen unseres Volkes schaden?

O. B.



Die Soldaten der großen Armee.

Von Hans Weber-Lutkow.

Eines Tages zu Anfang des 19. Jahrhunderts bewegte sich durch die Straßen der Ortschaft Ploëmeur in der Bretagne ein sonderbarer Zug: junge Männer in Trauerkleidern folgten in Begleitung ihrer gleichfalls Trauer tragenden Verwandten und Freunde ihren eigenen Särgen. Man setzte die Särge in der Ortskirche ab, hörte dort eine Trauermesse, worauf sich die jungen Leute unter Tränen von den Ihrigen verabschiedeten, um sich zu den glorreichen Adlern der französischen Armee zu begeben.

Napoleon I., der zur Bewältigung Europas ungeheure Soldatenmassen benötigte, hatte mit dem alten System, junge Leute, zumeist Müßiggänger und Verkommene, durch schöne Worte und allerhand Kunstgriffe zu werben oder vielmehr zu den Fahnen zu locken, gänzlich gebrochen und die zwangsweise Aushebung der Wehrpflichtigen eingeführt, die umso weitere Kreise umfaßte, je mehr Franzosen auf den europäischen Schlachtfeldern zugrunde gingen. Es gab eine Zeit, da Schulknaben und Greise, ja sogar Krüppel zu den Fahnen getrieben wurden.

Die Bevölkerung widersetzte sich diesen Aushebungen mit Gewalt, und es bedurfte vielfach der Waffen, um ihren Widerstand zu brechen. Denn wenn der Kaiser seine Armeen auch mit dem größten äußerlichen Prunk umgab, er konnte nicht verhüten, daß die Soldaten unter mangelhafter Bekleidung und Verpflegung litten, daß sie hierdurch den Krankheiten und dem Elend ausgesetzt waren, daß sie nicht nur den Ehrentod auf den Schlachtfeldern starben, sondern auch vom Hunger, von Siechtum und Seuchen dahingerafft wurden. Der Ruhm des Kaisers und seiner Armee war auf unsäglichem Leid aufgebaut, auf dem Leid der ungezählten Menschen, die den Ihrigen und ihrer bürgerlichen Beschäftigung entrissen, ohne inneren Beruf dem großen Eroberer und Zerstörer folgen mußten, um auf Aegyptens Sandwüsten, in den preußischen Moräste, auf Rußlands Schneeflächen zu verhungern, zu verbluten, zu sterben.

Man hat die Wirksamkeit Napoleons von der geschichtlichen, der kriegswissenschaftlichen und psychologischen, aber nur äußerst selten von der rein menschlichen Seite aus beleuchtet. Und doch verdienen auch die Schicksale der hingeschlachteten Soldatenmassen, der Kraft und der Zukunft weiter Länder, Würdigung und Beachtung. Wertvoller vielleicht als die Denkwürdigkeiten der napoleonischen Generale, die ja zumeist zur Zeit der Restauration am grünen Tische geschrieben wurden, scheinen uns die Bücher, die sich mit den Kleinen, das ist mit den gewöhnlichen Soldaten, beschäftigen. Von diesen wenig zahlreichen Büchern möchten wir diesmal zwei hervorheben. Da sind vor allem die Denkwürdigkeiten des Baron Percy, des ersten Militärarztes Napoleons, die er unmittelbar unter dem Eindruck der Ereignisse, bald unter freiem Himmel, beim Flackern der Wachtfeuer, bald in dem Bett, das ihm das Kriegsgeschick irgendwo in einem fremden Hause zugewiesen hatte, oder gar auf dem Strohlager in einem Stalle bei einer rauchigen Kerze, die vielleicht kurz vorher auf dem Altar der Ortskirche geleuchtet hatte, niederschrieb und die erst vor kurzem von dem französischen Geschichtsforscher Emil Longin im Besitze des Herrn Charles Laroche, Ingenieurs der Suezkanal-Gesellschaft, aufgefunden wurden.[1]) Percy, den seine wissenschaftlichen Arbeiten, seine organisatorische Tätigkeit und die eherne Beharrlichkeit, mit der er für die Menschenrechte der verwundeten Soldaten und die Standesehre der Militärärzte eintrat, den Namen eines „Vaters der Militärchirurgie“ eintrugen, entwirft in diesen Blättern grauenhafte Bilder von den Qualen der Kranken und Verwundeten, der Verstümmelten und Sterbenden. „Wenn man den Kommandierenden,“ sagt Percy, der selbst ein begeisterter Verehrer des Kaisers war, „von Verwundeten und Spitälern spricht, machen sie ein gelangweiltes, verschlafenes Gesicht. Ein Kranker oder Verwundeter, der nicht mehr fähig ist, Soldatendienst zu leisten, hört in ihren Augen auf Mensch zu sein.“

Wenn nun Percy naturgemäß nur eine Seite des Soldatenlebens behandelt, will Jean Morvan in seinem groß angelegten, mit bewunderungswürdigem Fleiß auf Grund umfassendster Quellenbenützung verfaßten Buche: „Le soldat impérial“,[2]) von dem bisher der erste Band erschienen ist, eine eingehende und allseitige Darstellung der Soldaten der grande armée und der Verhältnisse geben, unter denen sie lebten und kämpften.

In den Schicksalen der Soldaten spiegelt sich der Geist des Kaisers, der sie lenkte. Stets mit seinen weit ausgreifenden Plänen und Eroberungsgedanken beschäftigt, war Napoleon trotz seiner unvergleichlichen Arbeitskraft und trotz der peinlichsten Aufmerksamkeit und Genauigkeit, die er selbst untergeordneten Dingen widmete, den Verhältnissen des von ihm geschaffenen Riesenreiches häufig nicht gewachsen. War es schon ungemein schwierig, die ungeheuren Armeen, die er benötigte, zu bilden, so war es noch viel schwieriger, sie zu verpflegen, zu bekleiden, auszurüsten und auszubilden. Heute, zur Zeit der allgemeinen Wehrpflicht und der ununterbrochenen Kriegsbereitschaft, da jedes Regiment schon im Frieden die Soldaten kennt, mit denen es in das Feld auszurücken haben wird, da die Uniformen und Monturen bis auf den letzten Knopf und Stiefel schon im Frieden fertiggestellt sind, da Waffen und Pferde für den Kriegsfall bereit stehen und ein ausgedehntes Eisenbahnnetz die Bestimmung hat, die Bewegungen und Märsche der Truppen zu unterstützen und ihnen Proviant und Munition nachzuführen, fällt es schwer, uns in Zustände hineinzudenken, wie sie unter Napoleon bestanden, der seine Armeen und alles was sie brauchten, sozusagen aus der Erde stampfen mußte. Nur ein Mann von ungeheurer Tatkraft und grenzenloser Rücksichtslosigkeit konnte sich einer solchen Riesenarbeit unterziehen. Und wenn der Stern Napoleons endlich doch sank, so ist dies nicht zumindest dem Umstand zuzuschreiben, daß die materiellen Kräfte Frankreichs und der unterjochten Länder, die er mit wahrer Cäsarenungeduld aussaugte und ausbeutete, schließlich doch versagten.

„Der Krieg soll vom Kriege leben“, war Napoleons Grundsatz, und so ging sein Bestreben vor allem dahin, seine Armeen in das feindliche Land zu werfen, wo sie auf Kosten der niedergerungenen Völker erhalten werden mußten. Im Jahre 1805 rückte die große Armee im Kot und Regen fast barfüßig in Deutschland ein. 300.000 Paar Stiefel sollten ihr von der französischen Heeresverwaltung nachgesendet werden, aber leider langten nur 30.000 an. Nun wurden die deutschen Heeresmagazine, insbesondere das von Ulm, geplündert, den österreichischen Gefangenen die Stiefel, die sie an den Füßen trugen, abgenommen, die Städte, in die man siegreich einzog, gezwungen, Schuhwerk in Massen zu liefern. Trotzdem aber wurde der Bedarf niemals gedeckt. Selbst noch nach der Schlacht von Austerlitz erging der Befehl, den Waffenstillstand auszunützen, um der Armee die nötige Beschuhung zu verschaffen, „doch“ — so hieß es — „dürfen die Märsche und militärischen Operationen hierdurch nicht einmal um zwei Stunden verzögert werden.“ „Es war ein herzergreifender Anblick,“ schreibt Percy kurz nach der Schlacht von Eylau, „als unsere Infanteristen bei frostigem Regenwetter in ihren schadhaften, durchnäßten Röcken, die Stiefel in der Hand, barfuß durch den Morast wateten, den selbst die Berittenen nur mit Mühe überschreiten konnten.“ Die Soldaten mußten nämlich häufig ihre Schuhe, um sie zu schonen, nicht an den Füßen, sondern in den Händen tragen.

Von einer einheitlichen Uniformierung war in der französischen Armee nicht einmal im Frieden die Rede. Obwohl sich der Kaiser sehr einfach kleidete — sein kleiner Hut und sein grauer Rock sind ja weltberühmt — liebte er es doch, glänzende und auffallende Uniformen in seiner Nähe zu sehen. Dieser Vorliebe trugen seine Generale sehr gern Rechnung, und wenn er zwischen ihnen stand, machte er

[1]) *Journal des campagnes du Baron Percy*, chirurgien en chef de la grande armée (1754—1825). Publié d'après les manuscrits inédits avec une introduction par *M. Emile Longin*. Paris, librairie Plon 1904.

[2]) *Jean Morvan:* Le soldat impérial (1800—1814). Tome premier: le recrutement — le matériel — l'instruction — la solde — les vivres — l'administration. Paris, librairie Plon 1904.

häufig den Eindruck ihres Bedienten, nicht aber ihres Kaisers. Dieses Beispiel ahmten die Offiziere und Soldaten nach und jeder von ihnen trug eine besondere Feder am Hute, einen Gürtel, irgend einen Schmuck, der ihn von den anderen unterscheiden sollte. Gegen alle diese Freiheiten hatte der Kaiser nicht viel einzuwenden, nur die weißen Soldatenröcke konnte er nicht leiden, denn das Blut war darauf doch allzu sehr sichtbar und hierdurch konnten die Soldaten während der Schlachten beirrt werden. Die Verschiedenheit und Buntheit der Soldatenkleider nahm mit jedem Jahre zu, denn die französische Heeresverwaltung war nicht imstande, die erforderlichen Uniformen beizustellen und so mußten sich die Soldaten die Kleider der getöteten, verwundeten und gefangenen Feinde aneignen. Im Jahre 1809 wimmelte es in den französischen Regimentern von preußischen, österreichischen und russischen Uniformen, bis in den Jahren 1813 und 1814 Infanteristen ohne Hosen und Husaren ohne Stiefel und Sporen keine Seltenheit mehr waren.

Ungeregelt wie die Bekleidung war auch die Besoldung der Soldaten. Der Sold, der ohnehin nicht reichlich bemessen war, wurde häufig gar nicht ausbezahlt. Zwar wenn sich der Kaiser den Soldaten zeigte und sie freundlich ansprach, jubelten sie ihm zu und vergaßen, daß er ihnen gegenüber Verpflichtungen nicht einhielt, die im Verhältnis zu den Einnahmen des Staates und zur Beute der Kriege doch geringfügig waren, aber nicht immer lief es so glatt ab. Als im Jahre 1812 die französischen Soldaten in Spanien länger als neun Monate auf ihren Sold warten mußten, verlangten sie ihn stürmisch, die Heeresverwaltung aber zog es vor, mit der Auszahlung zu warten, denn während der Märsche und in den Schlachten gingen viele ihrer Gläubiger zugrunde und je länger sie die Zahlung aufschob, um so weniger hatte sie zu zahlen; nach den Erben zu suchen, die auf den Sold des gefallenen Soldaten Anspruch hatten, fiel ja damals niemand ein. Es wurde demnach ein Tagesbefehl verlautbart, daß es den Truppen verboten sei, den rückständigen Sold zu begehren, worauf die Soldaten beschlossen, ihr Recht mit Gewalt zu erzwingen. Als der Marsch fortgesetzt werden sollte und an die Reiter der Befehl erging, aufzusitzen, blieben sie unbeweglich neben ihren Pferden stehen, und auch die Infanteristen rührten sich auf den Befehl, die Gewehre zu schultern, nicht. Die Soldaten der polnischen Regimenter schrien: „Kein Geld, keine Polen!" Die Soldaten des Neuf-Châteler Bataillons riefen: „Ohne Geld keine Schweizer!" Entrüstet drohte der General, daß er sich beim Einzuge in Madrid rächen werde. „Wir kommen ja gar nicht nach Madrid!" gaben ihm die Truppen erregt zur Antwort. Er sah sich schließlich veranlaßt, nachzugeben und ließ einen dreimonatlichen Sold auszahlen. Inzwischen war es elf Uhr vormittags geworden und doch konnte man die Soldaten nicht hindern, in die Wirtshäuser zu stürzen und den größten Teil ihres Soldes zu vertrinken, so daß der Marsch statt um sechs Uhr morgens erst um zwei Uhr nachmittags angetreten werden konnte. — Aber nicht nur über die Unregelmäßigkeit der Zahlung, auch über das Geld, das ihm eingehändigt wurde, hatte der Soldat mit Grund zu klagen. Da gute Münze schwer aufzutreiben war, gab man ihm papierne Anweisungen, die er nur tief unter ihrem Nennwerte begeben konnte, oder Bronzemünzen, die aus dem Metall zertrümmerter Kirchenglocken hergestellt und der Armee in großen Karren nachgeführt wurden. Die mit der Auszahlung des Soldes betrauten Offiziere erhielten manchmal Tausende von Franken in solcher Münze, so daß sie schon wegen der Schwierigkeiten des Transportes genötigt waren, sie mit großem Verlust gegen Goldmünze umzuwechseln. Daß weder der Staat, noch der Offizier, sondern der arme Soldat diesen Verlust zu tragen hatte, braucht wohl nicht erst hervorgehoben zu werden. Aber trotz all der großen Zahlungsrückstände und Geldverlegenheiten bezahlte Napoleon, um die Bevölkerung zu blenden, für ein bescheidenes Mittagsmahl in einer Dorfschenke 1000 Francs, und Gourgaud, sein erster Adjutant, bezog selbst während der schwersten Not nach dem russischen Feldzuge pünktlich seinen unverminderten Gehalt von 32,000 Francs jährlich.

Die Verpflegung der Armee verursachte in jenen Zeiten, da die Verkehrsmittel äußerst mangelhaft waren, ungeheure Schwierigkeiten. Am besten noch ging es den Soldaten im eroberten Lande während des Waffenstillstandes, denn da wohnten sie ruhig bei den Bürgern und Bauern, auf deren Kosten sie verpflegt wurden. Das schönste Leben hatten sie wohl in Deutschland, das zwar kein reiches, aber für die damaligen Zeiten ein gut verwaltetes Land war. In den alten Schlössern Westfalens führten die französischen Offiziere ein angenehmes, beschauliches Leben, und viele von ihnen brachten, als sie nach Frankreich zurückkehrten, jene romantischen Ideen mit, die ihnen vielleicht ein Fräulein von altem Adel eingeflößt hatte und die den Keim der französischen Romantik bildeten. Die meisten jedoch schwelgten in gröberen Genüssen und dürften jenem Unteroffizier nicht unähnlich gewesen sein, der nach dem Morgen-Exerzieren zwei Flaschen Bier trank, dann zur Ruhe ging, gegen drei Uhr aufwachte, um wieder eine Flasche zu leeren, neuerlich einschlief, um sechs Uhr aufstand, um die Hauptmahlzeit zu sich zu nehmen und dann nach einem kurzem Spaziergang wieder zu Bette ging. Aber nicht immer hatte es die Armee so gut. Sie kam auch in arme Länder, in Gegenden, die von Truppen, die früher durchmarschiert waren, schon ausgeplündert und verwüstet waren. Da mußte mitunter selbst der Kaiser mit einer Mahlzeit, die aus Kartoffeln bestand, vorlieb nehmen. Percy, der chirurgien en chef der großen Armee, war manchmal genötigt, die Stadt, in die er mit seinen Verwundeten eingezogen war, in Gesellschaft seiner Aerzte und Gehilfen persönlich zu durchstreifen, um die nötigen Nahrungsmittel und das Bettzeug für die Verwundeten und Kranken mühsam zu beschaffen. In Spanien traf es sich häufig, daß große Heeresabteilungen in ganz entvölkerte Gegenden kamen, so daß die Soldaten genötigt waren, das Getreide, das auf den Feldern stand, selbst einzuernten, selbst zu dreschen und zu mahlen und ihr Brot selbst zu backen, wobei sie noch vom Glück sprechen konnten, wenn die Mühlen nicht durch französische Truppen, die das Land zuvor heimgesucht hatten, zerstört waren. An den Schwierigkeiten der Verpflegung ging ja schließlich die große Armee in Rußland zugrunde.

Alle diese Uebelstände lassen sich zum großen Teil durch die Ungunst der Verhältnisse erklären. Die französische Industrie war wenig entwickelt, die Einfuhr der Rohstoffe infolge der Kontinentalsperre beschränkt, das Geldwesen ungeordnet, die Verkehrsmittel unzulänglich. Das alles konnte durch ein Machtwort des Kaisers allerdings nicht geändert werden, doch läßt sich nicht leugnen, daß er durch seine Ungeduld, Herrschsucht und — gelinde gesagt — Ungenauigkeit in der Erfüllung eingegangener Verpflichtungen vieles verdarb. Die Heereslieferanten sollten in kurzer Frist Massen von Stiefeln, Kleidern und dergleichen herstellen, was ihnen schon aus Mangel an Rohstoffen und Arbeitern fast unmöglich war; wenn sie aber nach langem Warten ihr Geld verlangten, da gebrauchte der Kaiser tausend Ausflüchte, zahlte entweder sehr spät oder mit schlechter Münze und am liebsten gar nicht. So kam es, daß sich alle besseren Elemente, manchmal unter ungeheuren Verlusten, von den Geschäften zurückzogen, während diejenigen, die mit dem Kaiser in Verbindung blieben, sich durch gewissenlose Fälschungen und durch die Minderwertigkeit der Ware, die sie lieferten, schadlos zu halten wußten.

Aber selbst die überaus schlechte Ware, die von den Geschäftsleuten geliefert wurde, gelangte nur zum geringsten Teile zu den Soldaten, denn die mit der Verteilung betrauten Beamten der Heeresverwaltung waren durchaus unfähige und unehrliche Leute, die zumeist in ihren früheren Lebensstellungen Schiffbruch gelitten hatten, ja vielleicht dem Zuchthaus nur mit Mühe entronnen waren und nun alles daran setzten, um sich rasch zu bereichern. Sie waren, wie Percy sagt, Diebe und Räuber („voleurs et brigands"). Als auf dem Rückzuge der französischen Armee aus Rußland in Königsberg Getreide, Mehl, Wein und Reis für die Soldaten verladen wurde, schrieb er in sein Tagebuch: „Von all diesen ziemlich reichlichen Vorräten wird die Armee nicht viel erhalten, der

Hauptteil wird den Kriegskommissären und Magazinsverwaltern zufallen. Welch abscheuliche Diebe! Es war neulich ganz ernstlich die Rede davon, mehrere dieser Herren und einige Spitalsdirektoren, die des Diebstahls, der Veruntreuung und anderer Gaunereien überwiesen waren, erschießen zu lassen. Der Friedensschluß kam dazwischen und die Angelegenheit wurde vergessen. Diese Verbrecher stahlen jedem kranken Soldaten Tag für Tag mindestens ein halbes Pfund Fleisch, ein feiges, langsames Hinmorden, das nur durch die grausamste Todesstrafe gesühnt werden kann. Was aber anderes soll man von den Banditen, Abenteurern und Betrügern erwarten, die vom Ministerium in Paris nach unseren Krankenhäusern geschickt werden? Sie kommen zur Armee, nur um Geschäfte zu machen, und können ihr Ziel unglücklicherweise nur dadurch erreichen, daß sie die armen kranken und verwundeten Soldaten morden. Uebrigens geht es in allen Zweigen der Militärverwaltung ganz ebenso zu — überall wird unverschämt und straflos gestohlen. Seine Majestät weiß es, flucht und schimpft, aber das Uebel bleibt, wie es ist..."

Leider bereicherten sich nicht nur die Beamten der Heeresverwaltung in unehrlicher Weise. Mehr als je zuvor hatten die Kriege den Charakter von Eroberungszügen angenommen und jedermann, nicht zum geringsten der Kaiser selbst, war bestrebt, mit Reichtümern beladen heimzukehren; nicht nur Lorbeeren suchte man auf den Schlachtfeldern, sondern auch Gold. Hierbei war es selbst den Generalen gleichgültig, ob sie sich auf Kosten des Feindes oder auf Kosten ihrer eigenen Soldaten bereicherten. Sobald die französischen Truppen in eine eroberte Stadt einzogen, wurde der Stadt eine bedeutende Abgabe an Geld und Naturalien auferlegt, die den einrückenden Soldaten zugute kommen sollte, der französische General aber begnügte sich zumeist mit einer viel geringeren Abfindungssumme, die in seine eigene Tasche floß, und stellte der Stadt eine Quittung über die gesamte ihr auferlegte Abgabe aus, während die Soldaten leer ausgingen. Im Jahre 1805 kam Napoleon zur Ueberzeugung, daß der Marschall Masséna, der spätere Herzog von Rivoli und Fürst von Eßling, in den venetischen Staaten viel gestohlen habe, und als er ihn nach Neapel schickte, ließ er seinen Bruder, den König Joseph, ersuchen, er möge doch verhindern, daß Masséna so ungemein stehle, denn was er in Venedig begangen habe, sei greulich. Einige Monate später schrieb der Kaiser an seinen Bruder: „Masséna soll die sechs Millionen, die er gestohlen hat, rasch zurückgeben, hierdurch allein kann er sich noch retten — geschieht es nicht, so werde ich ihn vor eine Untersuchungskommission stellen. Er ist ärger als ein Straßenräuber! Er duldet, daß die Soldaten ohne Sold bleiben und vor Hunger sterben, und behauptet, daß er die für die Armee bestimmten Millionen von den eroberten Provinzen zum Geschenk erhalten hat — das ist doch wirklich allzu unverschämt!" Masséna war nicht der einzige, der so entschiedene Worte zu hören bekam, doch scheinen sie nur von geringem Erfolg gewesen zu sein, denn bald darauf ließ der Kaiser ein Verzeichnis aller Unterschlagungen, die seinen Generalen zur Last lagen, anfertigen und brachte die gestohlenen Beträge von den Gratifikationen, die er ihnen von Zeit zu Zeit zahlte, in Abzug. So anerkennenswert Napoleons energisches Vorgehen bei dieser Gelegenheit ist, so darf doch nicht übersehen werden, daß der größte Teil der Gelder, die den eroberten Ländern ausgepreßt wurden, in seine Privatkasse floß, daß er, der arme Artillerieleutnant von ehedem, der von trockenem Brot lebte, seine Kleider selbst bürstete und, um von seinen Kameraden nicht allzu sehr abzustechen, einsam wie ein Bär in seiner Stube hauste, nun nicht nur selbst ein Riesenvermögen besaß, sondern daß ihm auch alle seine Verwandten, die, kurz ehe er zur Macht gelangte, vor dem wirtschaftlichen Ruin standen, viele Millionen verdankten, daß er also selbst es war, der seinen Untergebenen das Beispiel bot, sich durch das Blut der Soldaten zu bereichern und daß die Art und Weise, wie er sich über geschlossene Verträge und das gegebene Wort hinwegsetzte, zur Hebung der allgemeinen Ehrlichkeit kaum beitragen konnte.

Eines der glänzendsten Schauspiele der Weltgeschichte ist das napoleonische Kaiserreich; Mut und Kraft zeigen die Helden, Tapferkeit und Umsicht, und alle überragt an Schärfe des Verstandes, an Entschlossenheit und weitsichtigem Geiste der Kaiser, der die Fäden des Stückes, der, wie die Parzen, Tod und Leben in Händen hält. Glänzend ist das Schauspiel zwar, aber es kostete, insbesondere den Aermsten und Kleinsten, viel Leid und Blut und unsägliches Elend. Dieses Elend, das sich sozusagen hinter den Kulissen der Weltgeschichte abspielte, in all seinen Greueln aufgedeckt zu haben, ist ein schönes Verdienst Percys und Morvans

Bücher und Zeitschriften.

Essai sur la propriété par *Ernest Tarbouriech.* (Bibliothèque socialiste internationale. Paris 1904.)

Tarbouriech, der von 1897 bis 1902 am Collège Libre des Sciences sociales Vorlesungen über moderne Rechtsgeschichte hielt, gibt in dem „Essai sur la propriété" einen Teil der Einleitung seiner Vorlesung wieder. Im ersten Kapitel, in dem er die Reformbedürftigkeit des modernen Rechts betont, stellt er sich — ganz im Gegensatz zu der unfruchtbaren Praxis der deutschen Sozialdemokratie — auf den Standpunkt, daß auch die Sozialisten sich allen Verbesserungen und Reformen der heutigen Gesetzgebung anschließen sollen, ohne dabei freilich ihr Ideal, den Kommunismus, aus den Augen zu verlieren. Das heute bestehende Recht sieht Tarbouriech als parteiisch für die besitzenden Klassen an. Charakteristisch für die wissenschaftliche Gründlichkeit, mit der Tarbouriech zu Werke geht, ist, daß er als einzigen Beweis für die Behauptung, das deutsche Bürgerliche Gesetzbuch vertrete einseitig die Interessen der besitzenden Klasse, ein willkürlich herausgegriffenes Zitat aus „Das bürgerliche Recht und die besitzlosen Volksklassen, eine Kritik des Entwurfs eines bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich" von A. Menger anführt. Nach dem einleitenden ersten Kapitel wendet sich Tarbouriech in den folgenden der Betrachtung des Eigentums zu. In längeren Ausführungen bemüht er sich, die philosophischen Gründe, welche die Anhänger des Eigentums für dessen Berechtigung anführten und zum Teil auch wohl noch anführen, zu widerlegen. Ohne den ernsten Versuch zu machen, sich mit der modernen Nationalökonomie abzufinden, welche das Eigentum keineswegs durch philosophische Abstraktionen zu rechtfertigen sucht, sondern das Eigentum als eine historische Entwicklungsstufe betrachtet, an der aus Gründen der Zweckmäßigkeit so lange festzuhalten ist, bis ein zweifellos besserer Ersatz gewonnen ist, erklärt Tarbouriech, daß keine Rechtfertigung, welche von Philosophen, Juristen und Nationalökonomen für das Bestehen des Eigentums angeführt werde, stichhaltig sei. Der heutigen landläufigen Eigentumstheorie mißt Tarbouriech einen völlig abstrakten Charakter bei, der sogar teilweise im Widerspruch zu der heutigen Gesetzgebung stünde. Den Hauptwert legt Tarbouriech auf die Unterscheidung zwischen individuellem Eigentum an Konsumptionsgegenständen und dem Eigentum an Produktionsmitteln. Ersteres solle individuell bleiben, letzteres in kommunistisches Eigentum übergehen, so daß Kommunismus und Individualismus seiner Anschauung nach ruhig in gewissem Maße nebeneinander existieren können. Eine solche strikte Unterscheidung des Eigentums nach der Bestimmung der Eigentumsgegenstände ist indessen wissenschaftlich unhaltbar, da innerhalb des modernen Produktionsprozesses Konsumptionsgüter sehr wohl als Produktionsmittel benützt werden können. Damit ergibt sich zugleich die Unmöglichkeit, theoretisch das Eigentum an Konsumptionsgütern rechtfertigen zu wollen, das Privateigentum an Produktionsmitteln aber schlechthin zu verwerfen. Im Schlußkapitel seiner Abhandlung, in dem Tarbouriech Betrachtungen über das individuelle Eigentum und das Kollektiveigentum anstellt, um die Formen des Eigentums unter diesem Gesichtspunkte zu klassifizieren, kann er daher auch nicht umhin, die Schwierigkeiten anzuerkennen, die sich einer strikten Abgrenzung zwischen den möglichen Gebieten des individuellen und kollektivistischen Eigentums entgegenstellen. Er hilft sich schließlich mit der Behauptung, daß ebenso wie der Kapitalismus verschiedene

Arten des Eigentums kenne — wie das Eigentum von Privaten und Korporationen — auch der Kommunismus verschiedene Eigentumsformen kennen werde, die er von den früheren Wirtschaftssystemen übernehmen müsse.

Dr. Haacke.

::

Allgemeine Rundschau.

Nachklänge vom Baseler religionsgeschichtlichen Kongreß.

Wir erhalten folgende Zuschrift mit der Bitte um Veröffentlichung:

Hochgeehrter Herr Redakteur! Wie ich aus der Beilage Nr. 210 (15. September) der Allgemeinen Zeitung (S. 512) und aus der daselbst angeführten früheren Mitteilung (Beilage Nr. 207 S. 478) entnehme, hat in einer Sektion des jüngst verflossenen religionsgeschichtlichen Kongresses zu Basel Herr Kohlbach (aus Kaposvár in Ungarn) über den Polytheismus der heidnischen Ungarn einen Vortrag gehalten. Der genannte „magyarische Gelehrte" soll unter anderem ein Gebet zur Sonne mitgeteilt haben, in dem einer der gegenwärtigen Herren sofort den Hymnus des heil. Franz von Assisi erkannte. Herr D. Rade, der Herausgeber der Christlichen Welt, aus der die Allgemeine Zeitung die obige Notiz übernimmt, fügt nun dieser wohlverdienten Bloßstellung der verblüffenden Unwissenheit des „magyarischen Gelehrten" die etwas boshafte Bemerkung an: „Die Magyaren sind nun freilich um ein Glanzstück ihrer Literatur ärmer geworden." Da muß ich aber der Wahrheit zu ihrem Rechte verhelfen, und zur Rettung der bona fides des Herrn Kohlbach, zugleich aber zur Beleuchtung seiner gänzlichen Kritiklosigkeit erklären, daß der betreffende Hymnus schon in dem 3. Bande der „Oesterreichischen Monarchie in Wort und Bild" (1. B. des Ungarn berührenden Teiles, S. 307 der ungarischen Ausgabe), in einem Artikel von Maurus Jókai vorkommt. Der liebenswürdige Romandichter beruft sich daselbst auf „alte Chroniken", die er aber nicht näher bezeichnet. Solchen Beleg von ihm zu verlangen, wäre eine gar zu pedantische Forderung. Auf eine solche zu dringen, wäre wohl den meisten Lesern des erwähnten populären Werkes ebenso wenig eingefallen, wie Jókai auf dem Gebiete der magyarischen Altertumskunde für einen verläßlichen Gewährsmann anzusehen. Die Quelle dieses angeblich heidnisch-magyarischen Hymnus ist übrigens in dem ungarischen katholischen Blatte Magyar Allam schon vor 15 Jahren (1889) von Dr. D. Vargha, einem bescheidenen ungarischen Dorfkaplan, nachgewiesen worden. Es wäre also höchst ungerecht, wenn man im Auslande Herrn Kohlbachs Vortrag als eine Probe der „magyarischen" Gelehrsamkeit hinstellen wollte. Nein, Herr Kohlbach hat ebenso wenig mit der magyarischen Wissenschaft, wie jener Hymnus mit der ungarischen Literatur zu tun. Diese kann den Verlust, den Herr D. Rade so ironisch bedauert, um so leichter verschmerzen, als sie die Entdeckung, welche Herr Kohlbach dem Baseler Kongreß mitteilen zu müssen glaubte, schon längst mit dem gebührenden Danke zurückgewiesen hat.

Hochachtungsvoll ergebenst

Dr. Ludwig Katona.

Budapest, 26. September 1904.

•

Neues vom Radium.

Aus einem Glasstabe, den man kräftig mit einem Wollentuch gerieben, kann man bekanntlich durch Annähern des Fingers im Dunkeln sichtbare Funken extrahieren. Als der italienische Physiker Orazio Rebuffat diesen Versuch in einem Raume anstellte, in dem ein Radiumsalz sich befand, sah er, wie die Naturwissenschaftliche Rundschau den Berichten der Neapeler Akademie entnimmt, im Dunkeln den Stab während des Reibens längs der Berührungslinie zwischen dem Glase und den Rändern des Tuches leuchten; und wenn er den Finger auf dem bereits geriebenen Stabe hingleiten ließ, erhielt er keinen Funken, sondern einen hellen Streifen, welcher der Spur des Fingers folgte. Statt des Stabes konnte er auch eine evakuierte Röhre anwenden. Nahm er ein größeres evakuiertes Glasrohr, in welches beliebig durch Oeffnen eines Hahnes aus einem angeschlossenen Röhrchen Luft zugelassen werden konnte, die hier mit einem Radiumsalz in Berührung gewesen, so erhielt er beim schwachen Reiben mit einem Wollentuch ein helles Licht, das den vom Tuche umgebenen Teil der Röhre ausfüllte. Ließ er den Finger auf der Oberfläche der Röhre hingleiten, so erhielt er sehr intensiv leuchtende Zonen. Die so hergestellte Röhre behielt ihre Eigenschaft einige Tage. Diese Leuchterscheinungen rührten zweifellos von der sogenannten Emanation des Radiums her; sie liefern also ein Mittel, die Entwicklung der Radiumemanation in Fällen nachzuweisen, wo die geringe Menge wirksamer Substanz zur Erregung eines Phosphoreszenzschirmes nicht ausreicht.

•

Geographisches von der Tibet-Expedition.

∽ Der erfolgreichen Expedition des Obersten Younghusband nach dem Lande des Dalai-Lama wäre es beinahe vergönnt gewesen, eine Lücke in unserem geographischen Wissen auszufüllen; eine weitere Fortsetzung ihres Marsches nach Osten, der allerdings politische und militärische Gründe im Wege standen, wäre dazu die Bedingung gewesen. Diese Lücke ist die immer noch nicht mit unbedingter Gewißheit — wenn auch mit hoher Wahrscheinlichkeit — zu beantwortende Frage, ob der Sangpo, der Haupt- und einzige große Strom Tibets, identisch ist mit dem Oberlaufe des Brahmaputra oder nicht, und überhaupt die nähere Kenntnis über den unteren Lauf und die Mündung dieses Stromes. Man weiß bisher nur aus den Berichten von Eingeborenen und Kundschaftern, daß der Sangpo, der in seinem letztbekannten Lauf den Namen Dihong führt, an einer noch nicht von Europäern betretenen Stelle seinen in Tibet nach Osten gerichteten Lauf mit scharfer Wendung nach Süden ändert und dann in ein Land voll dichter Dschungeln und wilder Stämme (Abor- und Mishmi-Stämme) eintritt. Die englische Abor-Expedition von 1894 hatte daher gleichfalls nahe an die Lösung der Frage geführt, die jetzt zwar mit einem an Gewißheit streifenden Grad von Wahrscheinlichkeit, aber doch nicht, insbesondere wegen des dann notwendig zu folgernden Durchbruches durch das Himalaya-Gebirge, völlig zweifelsfrei beantwortet werden kann.

✕

Kleinere Mitteilungen.

ct. Ein astronomisches Unternehmen. Die astronomische Gesellschaft von Frankreich hatte im Jahre 1900 den Beschluß gefaßt, eine besondere Abteilung zur Beobachtung aller sichtbaren veränderlichen Sterne unseres Himmels einzurichten. Da dieser Plan eine außerordentlich umfangreiche Arbeit bedeutete, so wurde zunächst ein fachmännischer Ausschuß zu seiner Vorbereitung eingesetzt. Dieser hat jetzt endlich den ersten Teil einer sehr genauen Anweisung herausgegeben, aus der alle Astronomen, die an dem großen Werk mithelfen wollen, die nötige Belehrung zur Beobachtung von veränderlichen Sternen sollen entnehmen können. Zunächst ist eine Liste der Sterne aufgestellt worden, die sich am besten zu solchen Fragen eignen, ferner werden eingehende Vorschläge für die Art der Beobachtung und die Berechnung der Ergebnisse gemacht. Für jeden, der mit dem Fernrohr Untersuchungen über veränderliche Sterne vornehmen will, wird das neue Werk ein unentbehrlicher Wegweiser sein.

W. Antarktisches. Dem Leiter des Blattes La Petite Gironde in Bordeaux ging zufällig, wie von dort gemeldet wird, ein von der Südpolar-Expedition Charcot herrührendes, von Bord der Française in der Missionsbai datiertes Schreiben vom 27. Januar 1904 zu, aus dem hervorgeht, daß sich die Mitglieder der Expedition wohl befan-

den und ihr Ziel zu erreichen hofften. Das Schreiben wurde wahrscheinlich von Robbenfängern aufgefunden.

* Ausgrabungen in Kleinasien. Der Architekt Dr. J. Hülsen in Frankfurt und Privatdozent an der Technischen Hochschule in Darmstadt begibt sich, nach der Frankf. Ztg., im Auftrage der Generaldirektion der kgl. Museen in Berlin nach Kleinasien, um bei den Ausgrabungen in Milet tätig zu sein. Als Spezialaufgabe ist ihm diesmal die Aufnahme und Restaurierung einer auf dem Stadtgebiete von Milet sich erhebenden Moschee zugefallen, welche unter dem Sultan Bajazid I. durch den Baumeister Ahmet von Menteşche im Jahre 1501 gebaut wurde und als Meisterwerk alttürkischer Kunst geschätzt wird.

* Ein Preisausschreiben für Volksromane erläßt das Komitee für Massenverbreitung guter Volksliteratur (Vorsitzender Frhr. v. Cramm-Burgdorf, stellvertretender Vorsitzender Bürgermeister Dr. Gg. Reicke). Man will damit die Volkskreise, welche bisher die bekannten Schundkolportage-Romane zu lesen pflegten, für besseren Lesestoff gewinnen. Das Preisausschreiben besagt: „Zulässig sind noch nicht veröffentlichte Romane, die in hohem Grade spannend und gemeinverständlich geschrieben sind, das schildernde Verfahren neben dem erzählenden nur sparsam anwenden, wenn möglich an allbekannte und alle Kreise interessierende Vorgänge der letzten Zeit anknüpfen, von jeder einseitig parteipolitischen oder konfessionellen Tendenz frei sind, aber in unaufdringlicher Weise gesunde Vernunft, sittlich-religiöse und gut deutsche, aber nicht chauvinistische Gesinnung lehren.“ Hierfür sind drei Preise von 18,000 Mark, 12,000 M. und 8000 M. ausgesetzt. Preisrichter sind: Viktor Blüthgen, Dr. Helmut Mielke, Prinz Emil von Schönaich-Carolath und Johannes Trojan. Vorsitzender des Preisgerichts ist Botho Graf v. Hochberg. Näheres durch die Geschäftsstelle des Komitees Berlin SW., Alexandrinenstraße Nr. 100.

hc. Von den Bibliotheken. Dem Assistenten an der Göttinger Universitätsbibliothek Dr. phil. Hans Daffis ist eine Hilfsarbeiterstelle an der Universitätsbibliothek in Kiel übertragen worden.

* Todesfall. In Aachen starb am Donnerstag einer der ältesten Aerzte Deutschlands, Dr. Rey, im Alter von 86 Jahren. Der Verstorbene hatte 1838 in Berlin die medizinische Doktorwürde erworben.

⁂

Hochschulnachrichten.

* **Tübingen.** Der erst zum Schluß des vergangenen Wintersemesters in den akademischen Lehrkörper eingetretene Privatdozent der inneren Medizin Dr. K. Schwenkenbecher hat auf die venia legendi in Tübingen verzichtet und wird sich an der Universität Straßburg aufs neue habilitieren.

W. **Berlin.** Der Professor der Zoologie der Berliner Landwirtschaftlichen Hochschule Geheimrat A. Nehring ist gestorben.

* **Graz.** Der Privatdozent des allgemeinen und österreichischen Staatsrechts Dr. Joseph Lukas ist zum ordentlichen Professor an der Universität Czernowitz ernannt worden.

∽ **Basel.** Der ordentliche Professor des Zivilprozesses und der deutschen Rechtsgeschichte Dr. Andreas Heusler beging gestern (Freitag) seinen 70. Geburtstag. Der Jubilar hat seine ganze akademische Tätigkeit an der Basler Hochschule ausgeübt. Bei diesem Anlaß wurde ihm von der juristischen Fakultät der Basler Universität eine Festschrift gewidmet, zu der die Professoren und Dozenten Burckhardt, Fleiner, Teichmann, Wieland und Stehlin Beiträge beigesteuert haben.

hc. Von technischen Hochschulen. Zum Lektor der französischen Sprache an der Danziger Technischen Hochschule ist der Oberlehrer am Realgymnasium zu St. Johann daselbst, Paul Stenzler, ernannt worden.

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Dr. Heinz Potthoff: Die Organisation des Privatbeamtenstandes. (Die staatliche Pensions- und Hinterbliebenen-Versicherung der Privatangestellten. Die Statistik der Privatangestellten. Berlin 1904. Herausgegeben vom Deutschen Brennmeister-Bunde. 35 S. — Angel Marvaud: Essai sur la juridiction administrative dans les Etats de l'Empire Allemand et particulièrement en Prusse. (Etude de Droit public comparé.) Paris 1904. Henri Jouve éditeur. 181 S. — Ferry: Aus dem Tagebuche des Forstmeisters Brummeisen. Dresden 1904. E. Piersons Verlag. 145 S. — Arthur Achleitner: Stöffele. Lebensbild eines tirolischen Heldenpriesters. Wien 1904. Heinrich Kirsch. 282 S. — Dr. Karl Peters: England und die Engländer. Berlin 1904. C. A. Schwetschke u. Sohn. 284 S. — D. Feussner: Erna und Ilse. Dresden 1904. E. Piersons Verlag. 84 S. — Karl Hilm: Giordano Bruno. Ein Drama in 5 Aufzügen. Schmargendorf-Berlin 1903. Verlag Renaissance Otto Lehmann. 111 S. — Ernst Henrici: Die Aztekenblume. Dresden 1904. E. Piersons Verlag. 45 S. — C. zur Haide: Der Strahl. Alleinberechtigte nach der 37. Auflage bearbeitete deutsche Ausgabe von M. R. Maclaur: „Le Rayon“. München 1904. Jos. Rothsche Verlagshandlung. 162 S. — Wilhelm Kantorowicz, Aeltester der Kaufmannschaft von Berlin: Zur Psychologie der Kartelle. Berlin 1904. Karl Heymann. 87 S. — Die Rohstoffe der graphischen Druckgewerbe. (Band 1: Das Papier, seine Herstellung, Eigenschaften, Verwendung in den graphischen Drucktechniken, Prüfung u. s. w. von Eduard Valenta, Professor an der k. k. Graphischen Lehr- und Versuchsanstalt in Wien.) Halle a. S. 1904. Wilhelm Knapp. 280 S. — Wilhelm Jensen: Runensteine. Ein Roman. Leipzig. B. Elischer Nachf. 372 S. — Fritz Lienhard: Wartburg. Dramatische Dichtung in drei Teilen. (II: Die heilige Elisabeth.) Stuttgart 1904. Greiner u. Pfeiffer. 91 S. — Emil Güder, Pfarrer: Das Stimmrecht der Frauen in kirchlichen Angelegenheiten. Ein Vortrag. Giessen 1904. J. Rickersche Verlagsbuchhandlung (Alfred Töpelmann). 40 S. — Adolf Damaschke, Vorsitzender des Bundes der deutschen Bodenreformer: Aufgaben der Gemeindepolitik. („Vom Gemeindesozialismus.“) Jena 1904. Gustav Fischer. 288 S. — Ludwig Löser: Herostrat von Ephesus. Tragödie. Wolfenbüttel 1904. Julius Zwissler. 96 S. — Ottokar v. Kraft: Gegen den Strom. Gedichte. Dresden. E. Piersons Verlag. 244 S. — Bücherverzeichnis der öffentlichen Bibliothek und Lesehalle Berlin. Berlin 1904. Hugo Heimann. 720 S. — Jean Louis Sponsel: Johann Melchior Dinglinger und seine Werke. Stuttgart 1904. J. B. Metzler. 69 S. — Dr. Herbert Hirth: Studien und Kritiken. Gesammelt und mit einer Lebensbeschreibung versehen von Dr. E. Bassermann-Jordan. München 1903. L. Werners Architektur-Buchhandlung. 180 S. — Karl Henckell: Gipfel und Gründe. Neue Gedichte (1901 bis 1904). Leipzig u. Berlin 1904. K. Henckell u. Co. 172 Seiten.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Ein afrikanisches Pompeji.

Von Friedrich Schmid.

Pompeji ist jedem Gebildeten zum mindesten aus den zahllosen Beschreibungen und Abbildungen wohl bekannt; von Thamugadi aber haben selbst manche Archäologen von Fach noch wenig oder nichts gehört. Für unsere Kenntnis antiker Kultur, altrömischen Lebens und Treibens ist aber diese jetzt allmählich aus dem Sande der Sahara wieder auftauchende römisch-afrikanische Kolonialstadt, wenn auch nicht von der Bedeutung Pompejis, doch von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit, schon aus dem Grunde, weil Thamugadi, das fast genau zu derselben Zeit entstand, als Pompeji unterging, uns in greifbarer Anschaulichkeit ein Bild aus den Tagen der späteren römischen Kaiserzeit vor Augen führt, einer Zeit also, über die uns Pompeji, damals bereits in seinem Aschengrabe schlummernd, nichts mehr zu sagen weiß. Der Umstand, daß Thamugadi eben dort beginnt, wo Pompeji aufhört, macht dieses nordafrikanische Pompeji zu einer für den Forscher wie für den Laien gleich erfreulichen und lehrreichen Fortsetzung des kampanischen.

Thamugadi, die Eingeborenen nennen den Ort auch Thimgadi oder Timgad, liegt auf jener weiten, durchschnittlich über tausend Meter Seehöhe erreichenden Hochebene, die im Norden von den Bergen von Constantine und jenen der Medscherda, im Süden aber von dem gewaltigen Gebirgsstocke des Dschebel Aurès, des Mons Aurasius der Römer, begrenzt wird. Der Aurès, der, bis zu 2328 Meter Seehöhe ansteigend, die höchste Erhebung der Atlaskette in Algerien und Tunesien bildet, trennt das fruchtbare Hügel- und Bergland im Norden der heutigen algerischen Provinz Constantine von den öden Niederungen der Sahara, in der sich am Südfuße des Aurès die Schotts, jene ungeheueren, zum Teil unter dem Spiegel des Mittelmeeres liegenden Salzsümpfe, der Palus Tritonis der Römer, ausdehnen, die in einer Länge von weit über dreihundert Kilometern bis gegen den Golf von Gabès reichen, und deren größter von den Arabern Sebkhra Faraün — der Salzsee Pharaos — genannt wird. Das fruchtbare Hochland am Nordabhange des Aurès trug einst eine Reihe blühender Römerstädte und war von einer großen römischen Heerstraße durchzogen, die fast genau in der Richtung von Ost nach West von Theveste, dem heutigen Tebessa, über das den östlichen Schlüssel der erwähnten Hochebene bildende Mascula, das heutige Khenchela, dann über Colonia Ulpia — heute die Ruinenstätte von Thamugadi — und Verecunda, das heutige Markuna, nach Lambaesis, in der Nähe des heutigen Batna, führte und dort in die Militärstraße mündete, die, von Nord nach Süd laufend, Cirta, das heutige Constantine, mit der südlichsten Besitzung der Römer in diesen Gegenden, der großen Sahara-Oase Ad Piscinam — Zum Teiche — verband, deren altrömischer Name in ihrer heutigen Bezeichnung „Biskra" noch fortlebt.

Die heutigen französischen Militärstraßen folgen ziemlich genau den Spuren der alten Römerwege; die Straße nach Biskra führt bei el Kantara heute noch über jene alte Römerbrücke, die dem letzterwähnten Orte seinen Namen gegeben hat — das arabische el Kantara heißt „die Brücke". Constantine und Biskra sind außerdem auch noch durch eine Eisenbahn miteinander verbunden; ungefähr in der Mitte zwischen diesen beiden Städten, von Constantine aus in nicht ganz fünfstündiger Bahnfahrt zu erreichen, liegt Batna, von wo aus Thamugadi am häufigsten besucht wird.

Batna, 1054 Meter über dem Meere gelegen, ist der echte Typus einer französisch-algerischen Kolonialstadt. Die Franzosen errichteten hier am 12. Februar 1844 auf ihrem Zuge zur Eroberung Biskras ein festes Militärlager, das die Aufgabe hatte, den Weg von Constantine in die Sahara gegen die unruhigen Bergstämme des Aurès zu decken. Der französische Ingenieur Jus, die dankbaren Araber haben ihm den Ehrennamen Bu-el-Ma — Vater des Wassers — gegeben, erbohrte hier einen artesischen Brunnen, der täglich 4320 Hektoliter guten, frischen Wassers liefert. Diese Menge des in der Nähe der großen Wüste so kostbaren Nasses zog Kolonisten heran; so entstand die Stadt, der die Franzosen zur Erinnerung an das nahe gelegene römische Lambaesis den stolzen Namen Nouvelle-Lambèse — Neu-Lambaesis — gaben. Aber Eingeborene wie Kolonisten hatten sich bereits gewöhnt, die neue Ansiedlung kurzweg Batna — das Lager — zu nennen, und dieser Name wurde der Stadt im Jahre 1849 endlich auch offiziell beigelegt.

Batna sieht von außen etwas mittelalterlich aus; es ist von einem Graben und einer festen, von Schießscharten durchbrochenen Mauer umgeben, Befestigungswerken, die daran erinnern, daß die Zeit nicht lange vorüber ist, da man hier noch vor den Angriffen der Stämme des Aurès und den Einfällen der wilden Wüstensöhne, der Tuareg, zu zittern hatte. Im Innern macht die Stadt mit ihren zierlichen, meist niedrigen Häusern, ihren breiten, reinen, von Platanen beschatteten und mit elektrischen Beleuchtungsanlagen versehenen Straßen, ihren hübschen kleinen Squares einen ebenso modernen wie freundlichen Eindruck. Das gute Hotel des Etrangers sorgt für die Bedürfnisse des Reisenden. Von dem Hotel werden auch Wagen und Pferde für den Besuch der Ruinen von Thamugadi beigestellt, die von Batna etwas über 39 Kilometer in südöstlicher Richtung entfernt und von hier in vierstündiger Wagenfahrt zu erreichen sind. Die nötigen Lebensmittel muß man mit sich führen, denn in Thamugadi ist nichts dergleichen zu erhalten.

In der ersten Morgenfrühe rollt mein leichter, zum Schutze gegen die später eintretende Hitze mit einem Leinendache versehener Wagen zum Osttore von Batna, der Porte de Lambèse, hinaus. Munter traben die feurigen Berberpferde die prachtvolle, von breiästigen Bäumen beschattete Straße entlang. Rechter Hand bleibt einen Büchsenschuß weit die Eingeborenenstadt von Batna liegen, ein Gewirr von Hütten und Häuschen, aus dem sich eine kleine Moschee erhebt; dieses Gotteshaus dient gleichzeitig als Schule, in der die Kinder der Eingeborenen in die Geheimnisse der französischen Sprache eingeführt werden. Die Gegend ist fruchtbar und wohl angebaut; weithin dehnen sich Weizen- und Gerstenfelder, Olivenpflanzungen, Wein- und Obstgärten; aus prächtigen Baumgruppen lugen die freundlichen Höfe der französischen Kolonisten, umgeben von mächtigen Getreideschobern; Lerchen steigen trillernd in die Lüfte — man könnte sich in den gesegneten Gegenden des inneren Böhmen oder des südlichen Mähren wähnen. Aber der scharfe Duft, den der Wind herüberträgt, belehrt mich, daß jene Bäume dort nicht heimische Linden, sondern Maugunumibäume sind; auch hört man bei uns im Oktober keine Lerchen mehr singen, und um mir jede heimische Illusion zu rauben, zieht nun gar eine Karawane langbeiniger Kamele an mir vorüber. Mit einem Ausdruck unendlichen Hochmutes in den dummen Gesichtern blicken die Tiere, bedächtig eines hinter dem andern einherschreitend, auf mich herunter.

Ein römisches Grabmal steht links vom Wege; wie seine Inschrift lehrt, ruht hier der Legat der dritten Legion Quintus Flavius. Dann erscheint, nach mehr als einer Stunde Fahrt von Batna, linker Hand, in der Morgensonne in herrlichen rostbraunen Tönen schimmernd, ein mächtiges, rechteckiges Bauwerk: das Prätorium des römischen Lambaesis. Das Prätorium, der Palast des Prätors, nahm genau die Mitte des römischen Militärlagers, des Standquartiers der dritten augusteischen Legion ein, um das sich die reiche Stadt Lambaesis, die zur Zeit ihrer Blüte fünfzigtausend Einwohner zählte, ausdehnte. Die aus großen, behauenen Steinquadern aufgeführten äußeren Mauern des Prätoriums, die ein Rechteck von 30 zu 25 Metern einschließen, sind wohl erhalten; Dach und Innenwände fehlen. Das Innere ist von den Franzosen vom Schutte befreit und zu einem kleinen Museum unter freiem Himmel umgewandelt worden; die Statuen und Architekturstücke, die hier vereinigt sind, stammen aus den Ruinen von Lambaesis, Verecunda und Colonia Ulpia. Eine weiße Marmortafel mit goldverzierter Inschrift erinnert an den Besuch des französischen Kaiserpaares im Dezember 1860 oder vielmehr sie hat daran erinnert, denn aus der im übrigen ganz unversehrten Inschrift sind die Namen der beiden Majestäten sorgfältig ausgemeißelt. Es entspricht dies einer uralten nordafrikanischen Sitte; schon zur Zeit der ägyptischen Pharaonen wurden Könige, die sich mißliebig gemacht hatten, nach ihrem Tode von dem Volke dazu verurteilt, „nicht dagewesen zu sein", indem man auf allen von ihnen errichteten Denkmälern und Gebäuden ihre Namens-Hieroglyphen ausmeißelte, ein Gebrauch, der allerdings den verstorbenen Majestäten weit weniger verdrießlich war als den modernen Aegyptologen.

In der Nähe des Prätoriums erhebt sich ein Triumphbogen des Kaisers Commodus, und weiter östlich ein zweiter, der dem Kaiser Septimius Severus geweiht war; diese zweite Triumphpforte ist die am besten erhaltene von den vierzig Triumphbögen, deren Ueberreste sich in Lambaesis finden, und deren Zahl eine Vorstellung von der Pracht der alten Stadt geben mag. Sonst ist von dem großen Lambaesis verhältnismäßig wenig übrig geblieben; man unterscheidet die Reste zweier Thermen, mehrerer Tempel, zweier Fora, eines Zirkus, eines Amphitheaters u. s. w. Die Trümmer eines in der Nähe des Prätoriums gelegenen Gebäudes mit vielen zum Teil sehr gut erhaltenen kleinen unterirdischen Zellen werden für jene eines römischen Militärgefängnisses gehalten. Vielleicht zur Erinnerung hieran haben die Franzosen bei Lambaesis ein ungeheueres Strafhaus erbaut, das für neunhundert Insassen Raum bietet und im Rechteck von einer hohen Mauer umschlossen einer Festung gleicht. Beim Bau dieses Gebäudes, sowie des nahegelegenen, hübschen, kleinen Kolonistendorfes Lambèse haben vielfach die Reste der alten Stadt als Baumaterial gedient, besonders die schön behauenen Stufen des großen, für zwölftausend Zuschauer berechneten Amphitheaters, das infolgedessen gegenwärtig fast ganz verschwunden ist. Das römische Lambaesis ist, nachdem es von den Vandalen seiner Mauern beraubt worden war, im fünften Jahrhundert unserer Zeitrechnung von Berberstämmen, die sich gegen die Vandalenherrschaft erhoben hatten, zerstört worden. Es blieb seither in Trümmern liegen und war vollständig in Vergessenheit geraten, bis es im Jahre 1844 von dem französischen Offizier Delamare buchstäblich neu entdeckt wurde. Für die Geschichtsforschung ist es wichtig geworden durch die vielen — gegen achthundert — hier gefundenen Inschriften, deren große Zahl sich daraus erklärt, daß Lambaesis von Augustus bis Konstantin, also durch mehr als dreihundert Jahre, das Standquartier der dritten augusteischen Legion und die militärische Hauptstadt der römischen Provinz Numidien war, wie Cirta deren politische Hauptstadt bildete.

Die Straße beginnt zu steigen. Eine kleine halbe Stunde von Lambaesis zeigen zur Rechten ein ziemlich wohlerhaltener Triumphbogen und Gebäudetrümmer die Stelle an, wo sich die alte römische Niederlassung Verecunda befand. Heute steht hier die einem französischen Offizier gehörige Farm Markuna. Die Gegend wird öde; man sieht keine Felder, keine Bauernhöfe mehr, weite baumlose Steppe dehnt sich rechts und links; magere Schafe, von mageren arabischen Hirten gehütet, knuspern an dürren, sonnverbrannten Gräsern; kein Laut weit und breit als das eintönige Klappern der Hufe meiner Pferde und die melancholischen Töne der arabischen Hirtenflöten. Düster blicken von rechts aus der Ferne die dunklen, zedernbewaldeten Höhen des Aurès herüber. In mächtigen Kehren führt die trefflich gebaute Straße aufwärts. Das Häuschen eines französischen Cantonniers, das ist Straßenaufsehers, steht in wahrhaft trostloser Einsamkeit da; es ist die letzte menschliche Ansiedlung vor Thamugadi. Nun senkt sich der Weg. Eine Steinsäule ragt an der Stelle, wo ein Nebenweg rechts von der Straße abzweigt, aus dem Boden; sie trägt die Inschrift: „Voie à Thamugadi". Mein Wagen biegt in den bezeichneten Nebenweg ein. Auf hochgewölbter Brücke geht es über das tief in den lehmigen Boden gerissene Bett eines kleinen Flusses, des Uëd Mériel; und jetzt erscheinen Säulengänge, ein mächtiger Triumphbogen, an den Hängen eines Hügels hinaufkletternd die schön geschwungenen Sitzreihen eines antiken Theaters. Ich bin in der alten Römerstadt Thamugadi!

Thamugadi war, so wie dies in unserer Zeit mit Batna der Fall gewesen ist, ursprünglich ein befestigtes militärisches Standquartier, das die Römer zum Schutz ihrer Militärstraße gegen die kriegerischen Stämme des Aurès errichtet hatten. Aus dem Lager erwuchs ein Dorf; aus dem Dorfe wurde die Stadt. Wie eine Inschrift über dem mittleren Tore der dem Kaiser Trajan geweihten Triumphpforte mitteilt — die in Trümmern am Fuße des Triumphbogens gefundene Inschrift ist von dem französischen Gelehrten Masqueray wieder zusammengesetzt worden —, ist Thamugadi als Stadt gegründet worden im dritten Jahre der Regierung des göttlichen Kaisers Ulpius Trajanus, das ist im Jahre 100 unserer Zeitrechnung, durch den kaiserlichen Legaten und Proprätor Lucius Mutatius Gallus mit der dritten augusteischen Legion. Die neue Stadt, die nach dem Vornamen des Kaisers den Namen Colonia Ulpia erhielt, aber auch nach Marcia, der Schwester Trajans, Colonia Marciana und nach dem Geschlechte der Papirier, dem dieser Kaiser angehörte, Colonia Papiria genannt wurde und zum Unterschiede von anderen, gleichnamigen Kolonien den Beinamen „Thamugas" — bei Plinius auch „Thamutada", im Itinerar des Antoninus „Tamugadi" — führte, scheint bald eine große Bedeutung gewonnen zu haben. Ihre Umgebung, durch zwei Flüßchen, den Uëd Mériel im Norden und den Uëd Taga im Süden, bewässert, bedeckte sich mit Dörfern und Land-

häusern; als Markt ist Thamugadi zweifellos von den umwohnenden Stämmen der Eingeborenen viel besucht worden.

Die römische Kaiserzeit, die wir gewohnt sind als eine Zeit des Verfalles zu betrachten, war für den westlichen Teil des römischen Afrika, der unter Augustus in die drei Provinzen Mauretanien, Numidien und Africa zerlegt wurde, von denen die erste beiläufig dem heutigen Marokko und den heutigen algerischen Provinzen Oran und Algier, die zweite der heutigen algerischen Provinz Constantine und dem heutigen Tripolitanien und die dritte dem heutigen Tunesien entsprach — die Einteilung der Provinzen hat übrigens unter den Nachfolgern Augustus' wiederholte Veränderungen erfahren — eine Zeit der höchsten, früher nie dagewesenen und bis heute auch noch nicht wieder erreichten Blüte. Tiefer Friede, die Pax Romana, lag über dem weiten Lande, kein äußerer Feind wagte sich an die gepanzerten römischen Legionäre; von den Thronstreitigkeiten und den äußeren und inneren Kriegen, die wiederholt Italien und einzelne europäische und asiatische Provinzen der römischen Weltmonarchie verwüsteten, blieben diese glücklichen Gebiete verschont; erst die der Einführung des Christentums folgenden Glaubenskämpfe störten den Gottesfrieden, dessen sich diese Länder fast 400 Jahre lang erfreuten.

Römische Ingenieure und Architekten und römisches Geld schufen aus dem Lande, das uns noch der erste römische Statthalter der Provinz Africa, der Geschichtschreiber Sallustius, als trocken und quellenarm schildert, durch die Anlage zahlreicher Brunnen, Wasserleitungen und Talsperren ein üppiges Paradies, das schon wenige Jahrzehnte später zur Zeit des Livius als eine der Kornkammern von Rom galt. Außer Getreide war es vorzüglich Wein, der von hier ausgeführt wurde, dann Oel, das im Altertum als fast alleiniges Speisefett und einziger Beleuchtungsstoff eine viel größere Bedeutung hatte als heutzutage und das überdies in den Bädern und Ringschulen zum Salben und Geschmeidigmachen des Körpers in riesigen Mengen verbraucht wurde. Noch heute geht unter den Eingeborenen von Tunesien die Sage von einem ungeheueren Aquädukt oder vielmehr Oleidukt, einer Leitung, die einst den Oelreichtum des Medscherdatales weit aus dem Innern des Landes an die Küste geführt haben soll. Wichtige Ausfuhrartikel waren ferner die trefflichen Berberpferde, wahrscheinlich die Stammeltern des arabischen Pferdes, denn die Araber züchteten im Altertum als Reittier nur das Kamel, dann kostbare Hölzer, besonders das in Rom hochgeschätzte Citrum-Holz, edle Marmorarten, an denen die Gebirgsketten des Atlas überreich sind, Metalle, vorzüglich Blei u. s. w. Römische Kaufleute durchzogen das Land; Gewerbe, Handel und Verkehr blühten. In den zahlreichen, wohlhabenden, durch prächtige Heerstraßen miteinander verbundenen Städten und in den vornehmen Modebädern, wie zu Aquae Calidae, dem heutigen Hammam-Rhira, und zu Aquae Tibilitanae, dem heutigen Hammam-Meskutin, entfaltete sich ein Luxus, der dem zu Rom und Bajae nicht viel nachstand. Die Hauptstadt der Provinz Africa, Carthago, war nach Rom und Alexandria die bedeutendste Stadt des Römischen Reiches. Alles, was aus römischer Zeit hier auf dem Boden Afrikas erhalten geblieben ist, zeugt von der hochentwickelten Kultur und der üppigen Lebensfreudigkeit, die damals in diesen Landen herrschten.

Ein Rückschlag kam erst nach der Einführung des Christentums. Die Bewohner Nordafrikas haben sich von jeher durch großen religiösen Fanatismus und durch eine ganz besondere Vorliebe für theologische Spitzfindigkeiten ausgezeichnet. Das Christentum fand daher hier nur langsam Boden; kaum war es aber unter Kaiser Konstantin zur herrschenden Religion geworden, als sich innerhalb desselben auch schon Sekten bildeten, die sich gegenseitig mit wildem Glaubenseifer befehdeten.

Die erste Kirchenspaltung auf afrikanischer Erde wurde durch die Sekte der Donatisten verursacht. Die Donatisten, die um das Jahr 311 auftauchten und ihren Namen nach ihren Vorkämpfern, den beiden Bischöfen Donatus von Casaenigrae und Donatus von Karthago führten, forderten die Ausstoßung der Traditoren, das heißt jener Christen, die während der letzten großen Christenverfolgung unter Kaiser Diokletian durch die Auslieferung der heiligen Bücher oder der Kirchengeräte ihr Leben gerettet hatten, aus der Kirchengemeinschaft, während die „Rechtgläubigen", die später nach ihrem angeblich von dem Bischof Athanasius von Alexandria verfaßten Glaubensbekenntnisse den Namen der Athanasianer erhielten, eine mildere Auffassung hatten und einen Traditor sogar zum Bischof wählten. Konzilien und kaiserliche Dekrete gaben den Donatisten unrecht; aber diese verbanden sich mit den Circumcellionen, einer fast gleichzeitig mit ihnen in Afrika entstandenen Asketensekte, deren Anhänger sozialistischen Grundsätzen huldigten und, angeblich um Christum vollkommen nachzuahmen, bettelnd im Land umherzogen. Durch diese Verbindung wurden die Donatisten so stark, daß sie zeitweilig bis fünfhundert Bischöfe zählten. Von den Athanasianern wurden sie ingrimmig gehaßt; die Macht des Staates wurde gegen sie aufgeboten, und der Sektenstreit artete in einen fürchterlichen Bürgerkrieg aus, in dessen Verlaufe die Umgebung von Thamugadi, das ein Hauptsitz der Donatisten war, wiederholt schrecklich verwüstet und verheert wurde. Trauriger- und gleichzeitig lächerlicherweise dauerten die über die Behandlung der Traditoren entstandenen Kämpfe mit unverminderter Wut fort, als längst schon der letzte Traditor gestorben war. Vollständig erlosch der Donatistenstreit erst, als Jahrhunderte später der Islam das Christentum in Afrika verdrängte.

Verschärft wurde der Sektenkrieg noch, als im Jahre 429 die Vandalen mordend und plündernd in das Land einfielen und auf den Trümmern der römischen Herrschaft in Afrika ein germanisches Königreich mit Carthago als Hauptstadt errichteten. Die Vandalen waren nämlich Arianer, sie huldigten der gleichfalls in Afrika entstandenen Lehre des Arius, daß Christus von Gott nicht gezeugt, sondern aus dem Nichts erschaffen und sonach nicht gottgleich, sondern nur gottähnlich sei. Diese Lehre wurde von Athanasianern und Donatisten gleicherweise als Irrlehre bekämpft, und beide Parteien wendeten sich nun gegen die arianischen Eindringlinge. Die germanischen Eroberer, die noch nicht allzu lange vorher erst ihren alten Wotan-Glauben abgeschworen hatten, zeigten sich ihrerseits bald nicht minder von christlichem Glaubenseifer erfüllt als die Afrikaner. Die Geschichte erzählt uns von dem fürchterlichen Strafgerichte, das der Vandalenkönig Hunnerich über die unglückliche Stadt Tipasa in der Nähe des heutigen Algier verhängte; allen Einwohnern Tipasas, die sich weigerten, die Lehre des Arius anzunehmen, ließ der König die Zunge ausreißen und die rechte Hand abhauen. Das prophetische Wort des Geschichtschreibers Ammianus Marcellinus, kein wildes Tier sei den Christen so gefährlich als ihre inneren Parteiungen, wurde grauenvoll zur Wahrheit.

Das Vandalenreich, diese seltsame und bisher einzige Episode eines germanischen Königtums auf afrikanischer Erde, dauerte nur wenig über hundert Jahre. Es hatte unter den Afrikanern nicht recht Wurzel fassen können, teils des konfessionellen Unterschiedes wegen, teils und zwar wohl hauptsächlich deshalb, weil die Vandalen in echt germanischem Rassenstolze jede Vermischung mit den Eingeborenen vermieden, was die Römer gerade so wenig getan hatten, wie es heute die Franzosen tun. Der oströmische Kaiser Justinian unternahm es, Thronstreitigkeiten im vandalischen Königshause benützend, die verlorenen afrikanischen Provinzen für die römische Kaiserkrone wieder zu gewinnen. Im Jahre 533 erschien Belisar, der große Feldherr Justinians, mit einem Heer in Afrika, schlug den letzten Vandalenkönig Gelimer beim zehnten Meilensteine von Carthago und dann abermals bei Tricameron und vernichtete das vandalische Königreich. Um diese Zeit, ungefähr zwei Jahre nach der Schlacht bei Tricameron wurde Thamugadi zum erstenmal zerstört, denn gleich Pompeji ist es zweimal der Zerstörung anheimgefallen. Wahrscheinlich ist die Stadt von den Vandalen selbst in Trümmer gelegt worden, denn die von den vordringenden Byzantinern gegen die Große Wüste und das

dieselbe im Norden begrenzende Hochgebirge zu gedrängten Vandalen vernichteten auf ihrem Rückzuge vielfach die Städte, damit die nachrückenden Feinde keine Stützpunkte in denselben finden sollten. So viel ist sicher, daß Salomon, Belisars Unterfeldherr, als er im Jahre 535 in die Gegend von Thamugadi kam, die Stadt verlassen und zerstört fand. Die strategische Wichtigkeit des Platzes wohl erkennend, ließ Salomon in der Nähe der Stadt eine mächtige Zitadelle errichten, zu der man als Baumaterial aus der zerstörten Stadt Altäre, Säulentrommeln, Sitzstufen des Theaters und ähnliche große Werkstücke herbeischleppte. Dieses Fort liegt heute als ein riesiger, wüster Trümmerhaufen ungefähr 400 Meter südöstlich von der Stadt; nach seinen Ueberresten zu schließen, war es ein gewaltiger rechteckiger Bau von 120 zu 80 Meter Seitenlänge.

Die Herrschaft der byzantinischen Befreier, die jener der Vandalen folgte, war derart, daß die „Befreiten" sehr bald ihre germanischen Zwingherren wieder zurückwünschten. Wie ein Heuschreckenschwarm fielen die aus Byzanz entsendeten Fiskalbeamten über das unglückliche Land her. Man holte aus den Archiven die alten Kataster aus der Römerzeit, schrieb auf Grund dieser verschimmelten Pergamente die Grundsteuern nach einem Ertrage vor, den die Felder nicht mehr liefern konnten, weil die alten Bewässerungsanlagen während des Donatistenkrieges und der Vandalenherrschaft vielfach in Verfall geraten waren; man war unerschöpflich in der Auflage immer neuer und drückender Abgaben. Im Ersinnen solcher waren die Byzantiner überhaupt heute noch unerreichte Meister; gab es im byzantinischen Reiche doch sogar eine Steuer für das Atemholen — „pro haustu aëris". Unter dem fürchterlichen Kaiser Phokas, an den noch heute jene „Colonna di Phoka" genannte Ehrensäule auf dem Forum zu Rom erinnert, die der knechtische römische Exarch Smaragdus dem Ungeheuer setzen ließ, und die früher die Statue dieses Kaisers, einer gnomenartigen Mißgestalt, trug, erhob sich endlich das mißhandelte Land. Heraklius, der Sohn des gleichnamigen Statthalters von Africa, zog mit Heeresmacht über das Meer, schlug den Phokas, ließ den Tyrannen und dessen ganze Familie eines entsetzlichen Todes sterben und setzte sich selbst die byzantinische Kaiserkrone aufs Haupt. In seine Regierungszeit fällt das erste Auftreten Mohammeds.

Zum Statthalter in Africa hatte Heraklius seinen Neffen, den römischen Patricius Gregorius eingesetzt. Unter diesem erhob sich Thamugadi aus seinen Trümmern zu neuer Blüte. Gregorius liebte die Stadt, eine Vorliebe, zu der neben der hohen, gesunden Lage Thamugadis auch die Nähe des waldreichen Aurès beigetragen haben dürfte, der, obwohl der Löwe heute dort nicht mehr vorkommt und der Panther schon sehr selten geworden ist, doch immer noch ein herrliches Jagdgebiet bildet. Der Patricius schmückte Thamugadi mit einer schönen Basilika und erbaute sich daselbst einen prächtigen Palast. Seine eigentliche Residenz hatte er aber in dem quellenreichen Suffetula, dem heutigen Sbeïtla in Tunesien.

Als Heraklius im Jahre 641 starb, machte sich Gregorius unabhängig. Aus dem Byzacene oder Byzacium genannten südlichen Teile der Provinz Africa und aus Numidien bildete er sich ein eigenes Königreich; den Königstitel nahm er aber, stolz auf sein römisches Patriziat, nicht an. Das neue Reich bestand nur wenige Jahre. Unwiderstehlich drängte von Osten her die neu entstehende Weltmacht der Araber vor. Schon unter dem zweiten Khalifen Omar hatte dessen Feldherr Amru ibn el-Asi Aegypten erobert; von dort sendete Amru den Abdallah ibn Saad durch das heutige Tripolitanien gegen Byzacene. Ihm zog Gregorius mit starker Heeresmacht entgegen.

Die arabischen Historiker erzählen uns eine romantische Geschichte über den Untergang des byzacenischen Reiches. Gregorius — die arabischen Geschichtschreiber nennen ihn Dschoreïdschir — hatte, so wird berichtet, ein einziges Kind, eine Tochter von wunderbarer Schönheit. Er hatte ihr eine männliche Erziehung angedeihen lassen; die schöne Maria verstand ein Roß zu tummeln und Schwert und Lanze zu führen, und als kühne Jägerin folgte sie in den Schluchten des Aurès den Spuren des wilden Berglöwen. Als das Kriegswetter heranzog, da wollte sie nicht untätig im Frauengemache sitzen; den Panzer um die zarte Brust geschnallt, den Helm auf den goldenen Locken, so ritt sie an der Seite ihres Vaters ins Feld. In der weiten Ebene von Akuba, in der Nähe des heutigen Gabès, stießen die Heere aufeinander. Mehrere Tage lang wogte unentschieden die Schlacht. Da ließ Gregorius, um den zögernden Sieg auf seine Seite zu zwingen, seinem Heere verkünden, daß er die Hand seiner Tochter nebst ungeheurer Mitgift jenem geben wolle, der ihm das Haupt Abdallahs überbringe. Der Widerspruch Marias verhallte in dem tosenden Jubelgeschrei der Krieger, und mit Ungestüm warfen sich die römischen, numidischen und mauretanischen Streiter auf den Feind. Abdallah, der von dem Versprechen des Patricius Kunde erhalten hatte, sah den furchtbaren Ansturm der Christen, er sah die Tausende feindlicher Schwerter und Speere, die alle nur sein, des Einzigen Leben suchten; da faßte ihn bleiche Furcht, er wendete sein Roß zur Flucht, und die Reihen der Seinigen wankten. Aber der edle Zubeïr, ein alter Kampfgenosse des Propheten, ereilte den Flüchtigen und riet ihm, Gleiches mit Gleichem zu vergelten und auch seinerseits die schöne Maria mit allen Schätzen ihres Vaters dem als Preis auszusetzen, der den Patricius fälle. Abdallah gehorchte dem Rate. Der hohe Siegespreis ermutigte seine zagenden Scharen, und ein fürchterliches Ringen entstand zwischen den beiden Heeren um den Besitz des schönen Mädchens, das hoch zu Roß allen sichtbar im Vordertreffen mit Schwert und Lanze stritt. Im wilden Getümmel der Schlacht stieß Zubeïr auf Gregorius, und noch ehe die schöne Maria ihrem Vater zuhilfe eilen konnte, sank dieser von Zubeïrs Säbel zu Tode getroffen vom Pferde. Der Fall des Führers entschied; in wilder Flucht ergoß sich das christliche Heer über das Blachfeld. Nur Maria hielt mit wenigen Getreuen mutig stand; aber die heranwogende feindliche Uebermacht hatte bald das kleine Häuflein überwältigt und das heldenkühne Mädchen ward trotz verzweifelter Gegenwehr gefangen. Abdallah hielt Wort: bei der Verteilung der Beute sprach er die schöne Gefangene nebst allen Schätzen ihres Vaters dem tapferen Zubeïr als Beuteanteil zu, und eine Abordnung von Edlen begab sich in das Zelt des Helden, um ihm den herrlichen Siegespreis zu überbringen. Da tat aber Zubeïr jenen berühmten Ausspruch, der seinen Namen noch bekannter gemacht hat als seine Kriegstaten: „Ich streite nicht," sagte er, „um Gold und christliche Frauen zu gewinnen; ich kämpfe für Allah und das heilige Gesetz." Er ließ seine schöne Gefangene sofort ungekränkt frei und gab ihr alle Schätze ihres Vaters zurück.

Es ist seltsam, daß es diesem starren Glaubensstreiter und Verächter von Frauenschönheit bestimmt war, im Kampfe für ein Weib zu fallen. Als acht Jahre später Omars Nachfolger, der Kalif Othman, von Mörderhänden fiel, und die Mehrzahl der Gläubigen den edlen Ali, den Schwiegersohn des Propheten, zum Kalifen ausrief, da schloß sich Zubeïr, der sich selbst Hoffnung auf das Kalifat gemacht hatte, der Aïscha, der Witwe Mohammeds, an, die den Schwiegersohn ihres Gatten stets bitter gehaßt hatte, und nun alle Unzufriedenen zum Kampfe gegen ihn versammelte. Ali blieb Sieger in heißer Schlacht — die arabischen Geschichtschreiber nennen sie die „Kamelschlacht" nach dem Kamele, das im Kampfgewühl Aïschas Sänfte trug, aus welcher herab die kriegerische Frau mit schriller Stimme die Ihrigen anfeuerte, unerschrocken und furchtlos, obwohl ihre Sänfte zuletzt von feindlichen Pfeilen starrte „wie ein Stachelschwein". Die Kamelschlacht war sehr blutig; zehntausend Moslemin fielen, darunter war auch Zubeïr, der Held von Akuba.

(Schluß folgt.)





Morgenländisches in der abendländischen Kunst.

In Nr. 114 des Jahrgangs 1902 dieser Zeitung habe ich als die Grenze des morgenländischen bezw. byzantinischen Einflusses auf die abendländische Kunst den Bau der Markuskirche zu Venedig im 11. Jahrhundert bezeichnet. Den Grund für dieses Aufhören bildeten wie immer da, wo neue Formen entstehen, die Machtverhältnisse. Die Weltmacht war von den Römern auf die germanischen Völker übergegangen, die alle formalen Ueberkommnisse voraufgegangener Kultur aufnahmen und in ihrer Weise umbildeten. Ihren Anfang nahm diese formale Umbildung älterer Bautypen und Ornamentmotive bereits, als ein germanischer Volksstamm, die Ostgoten, zuerst da seßhaft wurde, wo bisher immer noch die alte Kultur geherrscht hatte, in Ravenna. Es sei nur auf Theoderichs des Großen Mausoleum hingewiesen, das im Plane von den bisher aufgeführten Monumenten solcher Art nicht wesentlich abweicht, in der Einzelbildung aber schon viel eigenartig Neues, Germanisches zeigt.

Die älteren Grabmäler sind, mögen sie morgenländisch, griechisch oder römisch und von der verschiedensten Art sein, meistenteils monumental ausgebildete tumuli, also Zentralbauten, die dann in christlicher Zeit aus naheliegenden, vom Totenkult herzuleitenden Gründen zu zentralförmigen Kirchen bezw. Kapellen wurden. Solche Zentralform — unbewußt überträgt sich von Volk zu Volk dieselbe Grundform für die nämliche Idee — wurde für die christlichen Zwecke im Abendlande zweigeschossig. Schon an Theoderichs Grabmal ist das ersichtlich, alsdann aber in großartigster Weise an der kaiserlichen Pfalzkapelle zu Aachen und zuletzt in ausgebildeter Weise an den Doppelkapellen der romanischen Pfalzen und Burgen. Es handelt sich immer um das gleiche, nur mehr oder weniger großartig in christlich-germanischer Auffassung zu lösende Bauprogramm, eine Grabstätte zu errichten, über der man, und besonders die hinterbliebene Familie, Gottesdienst halten konnte. Die Vorbilder hierfür im Morgenlande zu suchen, wie Strzygowski in seiner Schrift über den „Dom zu Aachen und seine Entstellung" will, ist nicht nötig, und deshalb braucht man auch San Vitale in Ravenna nicht gerade als das Muster für Aachens Münster anzusehen. Aber die Anordnung der Teile bezw. die Gesamtanlage dieser ravennatischen Kirche ist schwerlich ohne Einfluß gewesen für Aachens Kaiserbau und Einzelheiten, wie Mosaiken und Marmorbekleidung, das Fußbodenmuster u. s. w. sind sogar von San Vitale genommen. Trotzdem war und ist der Charakter des deutschen Bauwerkes nicht ravennatisch, kein byzantinisch morgenländischer, sondern ein germanischer. Die geistige Urheberschaft gehört Leuten wie Einhard, dem gelehrten Berater Karls des Großen; sie haben der karolingischen Kunst den Geist eingehaucht, der uns aus ihnen zum Teil so fremd und zum Teil doch wieder so verständlich entgegenweht. Am Aachener Münster tritt die germanische Eigenart freilich nicht sehr auffällig zutage. Denn immer noch kam damals die Bildung seinen geistigen Urhebern von Rom. Aus Italien waren wohl auch die meisten der Handwerker, die den Bau ausführten, da es an geschulten einheimischen fehlte, und endlich ging des großen Karl eigenes Sinnen und Trachten vor allem nach Rom, an das sich für ihn immer noch der Gedanke des Glanzes ehemaliger Kaiserherrlichkeit knüpfte. Nichts natürlicher, als daß die germanischen Länder nach den Zeiten der Völkerwanderung noch arm an Künstlern waren; erst in den vor Gewalttätigkeiten aller Art einigermaßen sicheren Klosterbezirken konnten sich mit der Zeit Künstler ausbilden. Das bunte Gemisch aller Elemente, die formenbildend waren, spiegelt sich deshalb in den karolingischen Arbeiten auch meist deutlich ab, morgenländisch byzantinische Ueberlieferung erstarrter Ideen und Kunstfertigkeiten, römische Großartigkeit und Dauerhaftigkeit, germanisch neue Auffassung und eigenartige, noch rohe oder doch unbeholfene Behandlung.

Das verständlich zu machen ein Beispiel: eine der elfenbeinernen Diptichontafeln des 9. Jahrhunderts, die sich mit der Bezeichnung von Rambona im Vatikan befinden, zeigt einen Kruzifixus, der in der Ungeschicklichkeit bezüglich der Körperverhältnisse, in der flachen Gewandbehandlung u. dgl. mehr den noch ungeübten, nicht auf handwerklichen Ueberlieferungen fußenden germanischen Verfertiger verrät. Zugleich ist die Arbeit voll von Herkommnissen aus der römischen, mit morgenländischem Geiste getränkten Verfallszeit, z. B. die über dem Kreuze befindliche Darstellung des Erlösers als Brustbild in einem runden, von zwei Engeln gehaltenen Medaillon, die traditionelle Anbringung der Himmelslichter Sonne und Mond als Personen über den wagerechten Kreuzesarmen und die Zufügung der Wölfin, die den Romulus und Remus nährt, das Symbol der Weltherrschaft, am Kreuze unter der Stelle des Fußbrettes. Andrerseits kennzeichnet sich das Germanische, Neue darin, daß Christus am Kreuze schon nicht mehr mit einem Gewande, sondern nur noch mit einem rockartigen Lendentuche bekleidet ist und daß die personifizierten Himmelslichter, Sol und Luna, nicht mehr göttergleich wie bisher dargestellt sind; sie legen, dem Weltschmerz über den Tod des Erlösers Ausdruck gebend, eine Hand an die Wange und „il Sole, bemerkt Venturi in seiner Storia dell' arte italiana hierzu: non è più il re, non Apollo raggiante, e la Luna non è la fanciulla con la mezzaluna sul capo, non Diana veloce; ma sono due piagnoni messi li sui bracci della croce con faci, che sembrano aspersori." Die Ausführlichkeit der Beschreibung bezweckt, die verschiedenen Einflüsse zu zeigen, auf denen die karolingischen Kunstformen beruhen, und daß man nicht etwa, wie Strzygowski annimmt, hauptsächlich nur eingeführte Kunstwerke, z. B. aus Asien über Marseille, hatte.

Nach alledem kommen auch für den Bau des Aachener Münsters nicht etwa nur morgenländische, im besonderen kleinasiatische Vorbilder in Betracht, sondern diese nur insoweit, als sie die römische Kunst beeinflußt und ihren Einfluß von dieser auf die Kunst der germanischen Völker übertragen haben. Rom war gleichsam der Mischkessel, in dem die Eigenheiten von aller Herren Ländern zusammenflossen, um in veränderter Weise wiederum nach aller Herren Ländern zu neuen Bildungen auszuströmen. Und das Morgenland war hauptsächlich nach dem Entstehen des oströmischen Reichs daran sehr wesentlich beteiligt. Was von der Kultur des Morgenlandes zu den Küstenstädten am Mittelmeere und von da landeinwärts unvermittelt drang, kann sich nicht messen mit dem Geiste, der von Rom selber, immer noch der Hauptstadt der Welt, ausging und sich in je nach dem Lande gearteten Kunstformen kundtat. Aus jenen elfenbeinernen, von Asien über Marseille eingeführten Schnitzereien, zu denen ja nicht einmal das Rohmaterial im Abendlande vorhanden war, die also ganz eigentlich als Importware gelten müßten, kann man gegenüber den tausendfachen Beziehungen zu Rom gewiß nicht folgern, wie es Strzygowski tut, daß nun „auch die breite Masse der eigentlich ausschlaggebenden Anregungen gallo-fränkischer Kunst vom Orient direkt nach dem Norden gekommen ist" und daß dann „auch für den Ursprung der sogenannten romanischen Kunst" das Morgenland allein beansprucht werden darf. Gerade die romanischen Formen sind nach dem Baue der Markuskirche in Venedig nicht mehr von Byzanz oder gar von Asien beeinflußt. Diesseit und jenseit der Alpen holte man sich bis zur Gotik die Vorbilder, ja zuweilen handgreifliche Stücke, z. B. Säulen, aus Rom. So Tutilo von St. Gallen, Bernward von Hildesheim, Meinwerk von Paderborn und andere mehr.

Hannover. Dr. G. Schönermark.

Bücher und Zeitschriften.

1. Die Doppelehe des Landgrafen Philipp von Hessen. Von Lic. William Walker Rockwell, Instruktor der Theologie in Andover (Massachusetts). Marburg 1904, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung.

Wie viel ist über diese Sache von evangelischen und katholischen Theologen und Geschichtsforschern nicht schon geschrie-

den worden! Besonders die ultramontane Geschichtschreibung hat sie mit großer Vorliebe immer von neuem wieder aufgewühlt, um die Reformatoren und Philipp von Hessen in ein recht schlechtes Licht zu setzen. Offen haben aber auch hervorragende Luther-Kenner, wie z. B. Köstlin u. a., es bekannt, die Zustimmung zu dieser Doppelehe sei der größte Flecken im Leben und Charakterbilde Luthers. Nun hat ein amerikanischer Theologe auf Grund des sorgfältigsten Studiums mit objektiver wissenschaftlicher Forschung und Benützung von manchem seither unbekannten Material uns eine ungemein dankenswerte Arbeit darüber geschenkt, die wir als die beste und gründlichste seither darüber erschienene Schrift mit Freuden begrüßen. Er gibt uns zuerst die verhängnisvolle Geschichte dieser Doppelehe, kommt dann auf die Stellung der Reformatoren zu ihr zu sprechen und liefert zum Schlusse noch wertvolle Beiträge zur Beurteilung der Polygamie im Reformationszeitalter überhaupt, mit besonderer Berücksichtigung auch der zeitgenössischen katholischen Werke und Anschauungen. Am besten kommt auch für ihn dieser Fürst, dessen 400jährigen Gedächtnistag wir am 13. November dieses Jahres feiern, in der Charakterschilderung weg. Seine zarte Gewissenhaftigkeit, sein Mannesmut, seine Offenheit und Wahrhaftigkeit tritt klar zu Tag neben seiner derben Sinnlichkeit, die ihm doch so viele Gewissensqualen verursachte. Hätte er sich damit begnügt, gleich anderen Fürsten seiner Zeit jenes Hoffräulein Margarethe von der Sale als seine Konkubine zu betrachten und zu erklären, so hätte es ihm kaum jemand übel vermerkt. Aber das litt sein Gewissen nicht, und er war der festen Ueberzeugung, in der ihn seine Hoftheologen noch bestärkten, nachdem auch seine edle Gemahlin Christine ihre Zustimmung dazu gegeben hatte, daß nach Analogie des Erzvaters Jakob ihm Gott diese Nebenehe gestatte. Luthers Handlungsweise behält dagegen, auch wenn seine damals noch übliche unhistorische Auffassung des Alten Testaments vor allem dazu beitrug, in der Tat manches Bedenkliche. Rockwell hat es aber verstanden, neben dieser Stellung Luthers zur Schrift die von ihm aus der katholischen Kirche beibehaltene naturrechtliche Behandlung der Eheverbote und die traditionelle Kasuistik, die Beichtpraxis betreffend, sowie seine allgemeinen ethischen Anschauungen und geschichtlichen Beziehungen in die rechte Beleuchtung zu stellen. Luther hat unter dem schwersten Druck der damaligen ernsten Situation für die evangelische Kirche gehandelt, nicht mit heuchlerischer Frivolität, aber „beichtweis“, um „ein Gewissen zu retten, wo er's vermochte“. So sucht Rockwell seine Handlungsweise zwar nicht für ethisch richtig zu erklären, aber er sagt, „wir sind doch der Meinung, daß eine Berücksichtigung aller für sein Verhalten tatsächlich in Betracht gekommenen Gesichtspunkte und Erwägungen zwar nicht den Fehlgriff als solchen aufhebt, diesen aber in geschichtliche Beziehungen einrückt, die Luthers Verhalten verständlich machen“. Wir empfehlen die treffliche Schrift, die ganz zeitgemäß erschienen ist, aufs wärmste.

Kleine Leute. Roman von Rudolf Hawel. Wiener Verlag. 1904. Wien und Leipzig.

bm. Die Verlotterung und Nichtsnutzigkeit breiter Schichten der Subalternbeamten, die Zweizüngigkeit und Klatschsucht, die Habgier und Charakterlosigkeit gewisser Wiener Kreise ist selten wahrhaftiger und launiger vor Augen gestellt worden. Die Gaunerei der falschen Biedermänner, die Praktiken der Greißler, die die Aermsten auswuchern, die privilegierte Räuberei der Apotheker, große und kleine Schäden kennt und kennzeichnet der reichbegabte Volksschriftsteller als Bußprediger und Humorist. Hawel ist kein trostloser Elendmaler. Er gehört zu den Gläubigen, die Rettung aus argen Nöten und Heimsuchungen durch eigene Kraft hoffen. Er zählt auch trotz aller bitteren Erfahrungen zu den Mutigen, die Befreiung aus namenloser Verderbtheit durch grundgute, hilfreiche Naturen erwarten und verheißen. Die Tugendmenschen seines Romans sind blutloser und langweiliger als die Hetzer und Säufer, die Vereinsmeier und Grobiane. Ein fein stilisierender Meister der Sprache ist Hawel dort, wo die Mundart aufhört, nirgends. Mit all diesen Mängeln sind seine „Kleinen Leute“ gleichwohl weitaus die beste Sittenschilderung des Wiener Philistertums, die der deutsch-österreichischen Literatur seit Jahrzehnten zugewachsen ist; für die Erkenntnis von Luegers Heerbann fruchtbarer als unzählige Leitartikel und Wahlreden. Arbeitsame Söhne einer blutarmen Wäscherin streben beharrlich vorwärts, finden einen großmütigen Gönner und steigen aus der Hefe des Volkes zu Ansehen, Glück, zu gesellschaftlicher und künstlerischer Geltung empor. Ihr Vetter, das Hätschelkind eines leichtfertigen, trunksüchtigen kleinen Beamten und einer haltlosen, großmäuligen Mutter, entwickelt sich zum echten Wiener Früchtel, das nirgends gut tut, als kleiner Dieb beginnt und als großer Defraudant schmählich zugrunde geht. So altväterisch einfach ist die Urfabel von Rudolf Hawels erstem, 730 Seiten starken Wiener Roman; spöttische Weltkinder werden aus unserer Nacherzählung auf ein Gegenstück zu Gustav Nieritz und Franz Hoffmann sich gefaßt machen; in Wirklichkeit erinnern Hawels stoffreiche Bilder aus der Wiener Spießbürgerwelt weit eher an die Blätter Hogarths Industry and idleness, an die Kontrastwirkungen der Lebensläufe des fleißigen Lehrlings, der als Lord-Mayor von London endet, während der Liederliche sein verlorenes Leben am Galgen von Tyburn beschließt. Hawels Buch ist einer der erbarmungslosesten Beichtspiegel des heutigen Wiener Kleinbürgertums. Ohne besonderen Aufwand von hochfahrenden Zornworten wirkt unser Erzähler durch die Beredsamkeit der Dinge selbst.

*

Allgemeine Rundschau.

Tagung des Instituts für internationales Recht.

—b— **Edinburg**, 27. Sept. (Institut de droit international.) An der ehemaligen Stätte des Wirkens des berühmten Völkerrechtslehrers Lorimer hat sich das Institut für internationales Recht am 21. September zu seiner Sitzung hier versammelt. In dem prächtigen Rathause, den City Chambers, mit seinen zahlreichen, herrlich ausgestatteten Sälen findet die Tagung statt. In Gegenwart der höchsten Behörden des Landes, insbesondere des Lord Justice General Lord Kinroß, des Staatssekretärs für Schottland Murray, des Lord Advocate Dickson und des Solicitor General für Schottland Dunders, sowie der Professoren der Universität, der angesehensten Vertreter des Richter- und des Anwaltstandes entbot der Lord Provost, ebenso wie die ihn umgebenden Stadträte im altertümlichen Kostüme, dem Institut den Willkommgruß. Auch die übrigen Einwohner Edinburgs, das mit Recht als eine der malerischsten Städte der Welt gerühmt wird, haben sich bestrebt, den Mitgliedern des Instituts den Aufenthalt in der Kapitale Schottlands zu verschönern, indem sie ihnen in unbeschränkter Gastfreundlichkeit ihre Häuser öffneten. Für den Schluß der Woche hatten mit Rücksicht auf die strenge Sonntagsfeier, die in Schottland üblich ist, die Landlords der Umgebung die Mitglieder auf ihre großen Güter zu Gast geladen und am letzten Sitzungstage wird Lord Rosebery sie auf seinem Landsitz Dalmeny begrüßen. Die Tagesordnung weist eine Reihe von schwierigen, insbesondere auch aus dem internationalen Leben der jüngsten Zeit entnommenen Fragen auf. So soll die Frage der Notwendigkeit einer förmlichen Kriegserklärung erörtert, die Stellung der Neutralen im Kriege, sowie die rechtliche Lage der Ausländer, die im Zivil- oder Militärdienste von kriegführenden Staaten stehen, klargestellt und die Möglichkeit der Vervollkommnung des Verfahrens vor dem Schiedsgerichtshof im Haag und der Förderung von allgemeinen Schiedsgerichtsverträgen zwischen den Staaten geprüft werden. Die Erfahrung, daß die internationalen Unionsverträge zum Schutze des geistigen Eigentums, zur Regelung des internationalen Post- und Eisenbahnfrachtverkehrs u. s. w. vielfach durch die Gerichte der verschiedenen Staaten eine verschiedene Auslegung erfahren haben, hat die Prüfung der Frage nahegelegt, in welcher Weise eine Einheitlichkeit der Rechtsprechung auf diesen Gebieten angestrebt werden kann.

Neben diesen und verwandten Fragen des Völkerrechts sollen aber auch solche des internationalen Privatrechtes der Erörterung unterzogen werden. In erster

Linie die Aufstellung von Grundzügen für das internationale Obligationenrecht, die Frage der Anwendbarkeit des Satzes, daß die Handlungsfähigkeit jeweils sich nach der Staatsangehörigkeit zu richten habe, auch auf dem Gebiete des Strafrechts; der Einfluß von absolut bindenden Vorschriften des internationalen oder des nationalen Rechtes auf Rechtsgeschäfte und Verhältnisse zwischen Angehörigen verschiedener Nationalitäten; die Ausgleichung von Verschiedenheiten unter den Gesetzgebungen verschiedener Staaten hinsichtlich der Rechtsverhältnisse an Inhaberpapieren.

Zur Ausfüllung der Lücken, welche der Tod in die Reihen der Mitglieder gerissen hat — u. a. hat Deutschland den Verlust eines seiner hervorragendsten Vertreter, des Wirkl. Geh. Rates und Direktors im Reichsmarineamt, Professor Dr. Perels, Exz., zu beklagen —, in die Klasse der ordentlichen Mitglieder befördert die bisherigen außerordentlichen Mitglieder Lord Chief Justice von England Lord Alverstone, Professor der Rechte Despagnet in Toulouse, der norwegische Staatsminister a. D. Gram, der türkische Gesandte a. D. Karatheodory in Brüssel und Professor der Rechte, k. k. Regierungsrat v. Ullmann in München. In die Klasse der außerordentlichen Mitglieder wurden aufgenommen: der englische Generalmajor Sir John Ardagh, der Privatdozent an der Universität Berlin Dr. Wilhelm Kaufmann, der Professor der Rechte Dr. de Louter in Utrecht, der erste Dragoman der russischen Botschaft bei der Pforte Professor Mandelstam, der Professor der Rechte Merignac in Toulouse, der rumänische Senator Missir, der japanische Gesandte in Paris Itchiro Motono und der Unterstaatssekretär a. D. Carlos Wiese in Lima.

Unter dem Vorsitz des Unterstaatssekretärs a. D. Lord Reay nahmen an den Beratungen teil u. a. aus der Klasse der ordentlichen Mitglieder Sir Thomas Barclay, der bekannte, von Erfolg gekrönte Förderer des Schiedsgerichtsvertrages zwischen England und Frankreich, Staatsminister a. D. da Vega Beirao aus Lissabon, der Generalsekretär des Institutes Staatsminister und Senator Professor Baron Descamps aus Löwen, die Professoren der Rechte Dicey (Oxford), Fiore (Neapel), Ober-Landesgerichtsrat Dr. Harburger (München), Holland (Oxford), Wirkl. Geh. Rat v. Martens, Exz., aus St. Petersburg, Matzen (Kopenhagen), Senator Pierantoni (Rom), v. Ullmann (München), Roguin (Lausanne), Albéric Rolin (Gent), Stoerk (Greifswald) und Westlake (Cambridge), sowie der Gesandte Karatheodory (Brüssel.) Von außerordentlichen Mitgliedern haben sich u. a. eingefunden: Sir Ardagh, die Professoren d. R. Goudy (Oxford), Kebedgy (Bern), Leech (Dublin), Sir Macdonell (London), Pillet (Paris), Poullet (Löwen) und v. Streit (Athen).

•

K. Fr. Piehl †.

Am 9. August d. J. starb (wie wir damals schon kurz meldeten) Karl Fredrik Piehl, bedeutender Aegyptologe, vor allem Kenner der Ptolemäischen Texte. Er war geboren zu Stockholm am 30. März 1853 und studierte namentlich unter Brugsch und Maspero; mehrere Reisen in Aegypten boten ihm den Stoff zu seinem Hauptwerk, den drei Bänden Inscriptions hiéroglyphiques. In den letzten Jahren gab er eine kritische Zeitschrift „Sphinx" heraus. Sein großes Wissen namentlich in lexilographischen Einzelfragen ermöglichte es ihm, nicht selten namhaften Gelehrten Fehler nachzuweisen, was leider häufig mit einer persönlichen Schärfe geschah, die die wissenschaftliche Objektivität seiner Arbeiten beeinträchtigte. Mit ihm ist wohl der letzte bedeutende Vertreter der alten ägyptologischen Schule dahingegangen.

v. B.

•

Plan eines neuen griechischen Thesaurus.

Der zweiten Generalversammlung der internationale Association des Académies, London, 24. bis 30. Mai 1904, wurde, wie die Byzantinische Zeitschrift mitteilt, von der British Academy der Plan eines neuen griechischen Thesaurus vorgelegt. Sir Richard Jebb, Cambridge, erläuterte die Einzelheiten des Projekts und empfahl es mit warmen Worten der Versammlung. H. Diels (Berlin) bedauerte, daß die Berliner Akademie zunächst durch den lateinischen Thesaurus sowohl materiell wie wissenschaftlich gebunden sei. Fr. Leo (Göttingen) schilderte, zum Teil an der Hand der beim lateinischen Thesaurus gesammelten Erfahrungen, die mannigfaltigen Schwierigkeiten, die sich gegenwärtig der Ausführung des Riesenwerkes entgegenstellen. Beide Redner scheinen übrigens nicht genug beachtet zu haben, daß das englische Projekt selbst zunächst nur auf Vorarbeiten abzielt (Before a commencement could be made, some considerable time would be required for the preliminary work of planning and organizing). Den pessimistischen Erklärungen des Berliner und des Göttinger Redners stellte Gomperz (Wien) die Bemerkung gegenüber, daß der Plan allerdings noch nicht reif zur Ausführung erscheine, daß aber bei dem unaufhaltsamen Niedergange der klassischen Studien Gefahr drohe, daß das Werk nach 40 oder 50 Jahren überhaupt nicht mehr nötig sei, und wies auf eine nützliche Vorarbeit hin, die sofort begonnen werden könne: ein Archiv für griechische Lexikographie, dessen Gründung auf möglichst internationaler Grundlage er der British Academy dringend empfahl. Völlig skeptisch äußerte sich P. Meyer (Paris), der meinte, ein großes Lexikon könne nur von einem Manne gemacht werden, der, ähnlich wie Murray (Oxford), für sein großes englisches Dictionary, einen ausgewählten Stab von Mitarbeitern um sich versammle. Krumbacher (München) bemerkte, daß die im englischen Plane vorgesehene Spätgrenze (ca. 630 n. Chr.) aus wissenschaftlichen und praktischen Gründen unhaltbar sei und vielmehr sowohl für den Wortbestand als für die Bedeutungsgeschichte die byzantinische Periode beigezogen und also mit dem griechischen Thesaurus der Plan eines neuen Sophokles und Du Cange verbunden werden sollte. Nach weiteren Bemerkungen von James Bryce und Lord Reay wurde zum Studium der Vorfragen und zur Ausarbeitung eines genaueren Projekts eine Kommission gebildet. Als Mitglieder derselben ernannte die Assoziation Sir Richard Jebb, Diels, Gomperz, Heiberg, Krumbacher, Leo und Perrot (mit der Befugnis, neue Mitglieder aus den konstituierenden Akademien zu wählen). Zum Obmann wurde Sir Richard Jebb gewählt.

•

Briefe von Madame de Staël an Benjamin Constant.

Wir erhalten folgende Zuschrift mit der Bitte um Veröffentlichung:

Ungefähr hundertundfünfzig Briefe von Mme. de Staël an den bekannten Politiker Benjamin Constant haben sich aufgefunden und werden nächstens im Druck erscheinen. Das zwischen den beiden Korrespondenten bis zum Tode der Staël bestehende Verhältnis ist in den letzten Jahren in Frankreich viel besprochen worden, besonders seit der Publikation von Constants Journal intime; so wird auch dieser Beitrag zu jener Episode in literarischen Kreisen mit Interesse begrüßt werden. Bedauerlicherweise fehlen mehrere Briefe aus der Serie. Ihr früherer Besitzer, Frhr. v. Marenholtz aus Hannover, soll Autographensammlern und Publizisten verschiedentlich Briefe geschenkt haben. Unter anderen müssen dem verstorbenen Schriftsteller Adolf Strodtmann solche vorgelegen haben resp. in seinen Besitz gelangt sein: in seinem Buche „Dichterprofile" führt er mehrere Briefe Madame de Staëls an Constant in deutscher Uebersetzung an, welche zweifellos aus der Sammlung stammen. Es ist nicht gelungen, A. Strodtmanns Erben zu ermitteln. Es wird angelegentlichst gebeten, von etwaigem Vorhandensein von Briefen Mme. de Staëls an B. Constant an die unterzeichnete Adresse Nachricht zu geben und die Erlaubnis zu erteilen, Abschriften davon anfertigen zu lassen.

Um Nachdruck und Verbreitung dieser Notiz in anderen Zeitungen wird freundlichst gebeten.

Baronin Nolde,
geb. Freiin v. Marenholtz.

Villa Curonia sopra Poggio Imperiale
Florenz.

Kleinere Mitteilungen.

* Neue Veränderungen auf dem Monde, nach denen derselbe doch nicht völlig als „totes Gestirn“ angesehen werden müßte, will der bekannte amerikanische Astronom Prof. Pickering entdeckt haben. Der Schauplatz ist der Krater Plato, der schon früheren Beobachtern als noch nicht erloschen verdächtig geworden war. Zunächst erschien im Innern des Kraters ein heller, mattglänzender Fleck, den vorher niemand gesehen hatte. Dann trat an seine Stelle ein dunkler elliptischer Schatten von 3 km Durchmesser, während sich im Norden und Nordosten eine große weiße Fläche bildete, die ihre Stellung im Laufe des August veränderte. Im ganzen nötigen die mit großer Sorgfalt und mit vorzüglichen Fernrohren ausgeführten Beobachtungen zu dem Schluß, daß an jener Stelle der Mondoberfläche ein neuer Krater von etwa 5 km Durchmesser entstanden und daß ein anderer, etwas kleinerer, verschwunden ist.

* Der Verein für wissenschaftliche Ferialkurse in Salzburg hat, wie uns geschrieben wird, beschlossen, im Hinblick auf den Beginn des Schuljahres in Oesterreich die Salzburger Ferialkurse in Zukunft ohne Rücksicht auf die Lage der Wochentage jährlich vom 1. bis 14. September abzuhalten.

✕

Hochschulnachrichten.

* **München.** Der Professor der Pathologie Dr. Dürck wird am 8. Oktober eine Reise nach Holländisch-Indien antreten, die das Studium verschiedener tropischer Krankheiten, insbesondere des Beri-Beri zum Zwecke hat.

* **Jena.** Als Nachfolger Professor Krönigs, der, wie gemeldet, an Hegars Stelle nach Freiburg i. B. berufen wurde, ist der bisherige außerordentliche Professor der Gynäkologie in Halle Dr. K. Franz zum Direktor der hiesigen gynäkologischen Klinik und Hebammen-Lehranstalt ernannt worden.

hc. **Leipzig.** Der ordentliche Professor des Zivilprozesses Geh. Hofrat Dr. Heinrich Degenkolb tritt mit 1. Oktober ds. Js. in den Ruhestand. Professor Degenkolb steht im 72. Lebensjahre.

* **Berlin.** Dem Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Robert Koch ist die nachgesuchte Entlassung aus seinem Amte als Direktor des Instituts für Infektionskrankheiten nunmehr bewilligt worden. Es wurde indessen das Abkommen mit ihm getroffen, daß er sich für besondere Arbeiten, besonders auf hygienischem Gebiete, dem Staate weiter zur Verfügung stellt. Von dem Institut für Infektionskrankheiten werden ihm zu wissenschaftlichen Arbeiten Räume bereit gehalten und es werden ihm alle Hilfsmittel des Instituts für seine Arbeiten dienlich gemacht. Im Laufe dieses Winters wird sich übrigens, der Kölnischen Zeitung zufolge, Professor Koch nach Deutsch-Ostafrika begeben, um dort die bakteriologischen Arbeiten fortzusetzen, die er bei seinem letzten Aufenthalt in Rhodesia noch nicht völlig zu Ende führen konnte. Insbesondere wird er die Zecken als Infektionsträger für eine Reihe von Viehkrankheiten weiter beobachten; er hofft, gerade in Deutsch-Ostafrika in dieser Richtung ein besonders gutes Feld für sichere wissenschaftliche Feststellungen zu finden.

* **Breslau.** Der Privatdozent für römisches und bürgerliches Recht Dr. F. Kleineidam ist zum außerordentlichen Professor ernannt worden.



Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Karl Bleibtreu: St. Privat. Stuttgart. Karl Krabbe Verlag (Erich Gussmann). 123 S. — Karl Hilm: Kain. Ein Drama in drei Aufzügen. Schmargendorf-Berlin 1904. Verlag „Renaissance“ (Otto Lehmann). 53 S. Derselbe: Der Sklavenkrieg. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Ebenda 1904. 300 S. — Derselbe: Hypatia. Ein Drama in fünf Aufzügen und einem Nachspiel. Ebenda 1904. 172 S. — Edith Gräfin Salburg: Judas im Herrn. Dresden u. Leipzig 1904. Karl Reissner. 304 S. — Hermann Jaques: Das Kreuz des Juden. Roman. Ebenda 1904. 259 S. — Frieda Freiin v. Bülow: Im Zeichen der Ernte. Italienisches Landleben von heute. Roman. Ebenda 1904. 394 S. — Dr. Eduard Langer: Deutsche Volkskunde aus dem östlichen Böhmen. (IV. Bd. 2. Heft. Abgeschlossen am 31. Juli 1904.) Braunau i. B. 1904. Selbstverlag. — Dr. med. Gazert: Die deutsche Südpolarexpedition, ihre Aufgaben, Arbeiten und Erfolge. Vortrag, gehalten in der allgemeinen Sitzung der 76. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte zu Breslau am 19. September 1904. Leipzig 1904. Johann Ambrosius Barth. 31 S. — Die Prüfungsordnung für Apotheker vom 18. Mai 1904. Textausgabe mit Anmerkungen und Sachregister. Stuttgart 1904. W. Kohlhammer. 51 S. — Dr. S. M. Prem: Ein Kampf der Geister in Tirol. Zum 100. Geburtstage Joseph Streiters. Sonderabdruck aus der „Deutschen Rundschau“ Nr. 15 und 16. 1. Jahrg. 1904. Linz. Oesterreichische Buchdruckerei- und Verlagsgesellschaft. 24 S. — Waldemar Mitscherlich, Dr. rer. pol.: Entstehung der deutschen Frauenbewegung. Eine soziologische Betrachtung. Berlin 1905. Puttkammer u. Mühlbrecht, Buchhandlung für Staats- und Rechtswissenschaft. 92 S. — Helene Lange: Schillers philosophische Gedichte. Eine Einführung in ihre Grundgedanken. Berlin 1905. L. Oehmigkes Verlag (R. Appelius). 143 S. — Max Treu: Der Bankerott des modernen Strafvollzuges und seine Reform. Ein offener Brief an das Reichsjustizamt. Stuttgart 1904. Robert Lutz. 107 S. — Dr. O. v. Alberti, Hilfsrichter in Freudenstadt: Eigenmächtige Unrechtshemmung, abgesehen von Notwehr und Notwehrhilfe. Stuttgart 1904. W. Kohlhammer. 50 S. — Gustav Schüler: Die Leichenwürmer. Eine Komödie zwölf Schuh unter der Erde. In einem Akt. Buchschmuck und Titelzeichnung von Casberg-Krause. Schmargendorf-Berlin 1904. Verlag Renaissance (Otto Lehmann). 58 S. — Professor Dr W. Bornemann, Pfarrer zu Frankfurt a. M.: Römischer Priester und Evangelischer Pfarrer. Eine Skizze. Köln a. Rh. 1904. Deutscher Broschüren-Verlag. 25 S. — Sind die Herren Grenfell, Forfeit, H. Johnston, Greshoff, Bell, H.-M. Stanley, Holland, Van Hees, Ascendo und Polidori, Maguire, James Harrison, Christy, Taylor und die Damen French-Sheldon und Doering lauter Lügner? Herausgegeben vom Verband für die Verteidigung der belgischen Interessen im Auslande. Brüssel 1904. Wwe. Monnom. 55 S. — Dr. Alois Baldus: Der Koran. Seine Entstehung, Abfassung und religionsgeschichtliche Bedeutung für den Islam. (Frankfurter zeitgemässe Broschüren.) Hamm i. W. 1904. Breer u. Thiemann. 31 S. — Paul Hartwig: Anselm Feuerbachs Medea, Lucia Brunacci. Leipzig 1904. S. Hirzel. 42 S. — Franz Dibelius: Vom heiligen Kreuz. Schlichte evangelische Lieder. Dresden 1904. Fr. Richters Verlag. 61 S. — Eine deutsch-österreichische Bundesakte. Aus dem Archive des Reichsverwesers Erzherzog Johann, mitgeteilt von Hans v. Zwiedineck-Südenhorst. (Aus dem Ergänzungsheft der Mitt. d. Inst. f. österr. Gesch. Dem Salzburger Historikertag gewidmet.) — C. W. Schmidt: Das Wesen der Kunst, abgeleitet und entwickelt aus dem Gefühlsleben des Menschen. Eine Erklärung der Kunst und ihrer Prinzipien auf Grund empirischer Psychologie. Leipzig 1904. Otto Wigand. 171 S. — Dr. Richard Münzer: Bausteine zu einer Lebensphilosophie. Leipzig 1905. Otto Wigand. 172 S. — Albrecht Haupt: Peter Flettner, der erste Meister des Otto-Heinrichs-Baues zu Heidelberg. Mit 15 Tafeln und 33 Abbildungen im Text. (Kunstgeschichtliche Monographien: I.) Leipzig 1904. Karl W. Hiersemann. 98 S.

Jahrgang 1904. München, Dienstag, 4. Oktober. **Nummer 227.**

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: **Dr. Oskar Bulle** in München.



Inhalt:

Glossen zur Frage der Epochen- und Nationentheorie.

Die Geschichtschreiber der einzelnen Kulturgebiete arbeiten unter verschiedenen starken Spannungen. Eine von ihnen, die zwischen Heroenverehrung und materialistischer Geschichtsbetrachtung, verhandelten wir bei Gelegenheit der Leben Jesu-Forschung (1903 Nr. 277 und 282). Wir machten damals auch die Meinung geltend, daß es für die Forschung mitunter förderlich sei, wenn sie stark einseitig angestellt werde, so wenig das auch ein Ideal ist. Eine andere ähnliche Spannung könnte man bezeichnen als die zwischen Epochen- und Nationentheorie.

Muthers Geschichte der Malerei, von der wir neulich sprachen, vertritt im Gegensatz zu jeder nationalen Kunstbetrachtung die Meinung, nicht nur, daß es keine nationalen Stile, sondern im Grunde auch keine eigentliche und ernst zu nehmende nationale Eigenart gibt. Daß er natürlich zu zahlreichen Einzelzugeständnissen gezwungen ist, ändert an der Grundanschauung nichts, daß es nicht wesentlich auf Volkscharakter, sondern auf den Geist der Epoche ankomme. Und damit verbindet er dann die Vorstellung, daß die einzelnen Zeiten bestimmte Errungenschaften erworben, bestimmte Probleme gelöst haben, die nun ein für allemal gewonnen sind.

Auf religiösem Gebiet hat man Aehnliches früher oft versucht, und die gemeine Vorstellung ist noch die, daß das Alte Testament die Lehre von Gott ausgebildet habe, die urchristliche Epoche die Christologie, das Mittelalter die Genugtuungstheorie, die Reformation die Rechtfertigungslehre. Die Gegenwart ist die Erbin all dieser Vergangenheiten. Ihre Dogmatik umfaßt die einzelnen von den Epochen ans Licht gebrachten Dogmen.

In der römischen Kirche ist diese Epochentheorie die allein berechtigte; natürlich werden da andere Errungenschaften in den Vordergrund gestellt. Ritschl hat dagegen eingewandt, daß alle jene Zeiten eine ihrem charakterisierenden Dogma entsprechende Gesamtanschauung hatten, die sich von derjenigen der vorhergehenden oder nachfolgenden Zeit ähnlich stark abgehoben habe, wie etwa die Genugtuungslehre Anselms von der Christologie des Origenes. Wenn er die Entstehung der altkatholischen Theologie aus dem Eindringen des Hellenismus erklärte, so war er als letzter lutherischer Kirchenvater, wie Harnack ihn mit Recht genannt hat, nicht gemeint, der Epochentheorie den anderen Pol der Spannung, die Nationentheorie entgegenzusetzen. Er glaubte vielmehr ganz naiv, daß Luther dieses fremdartige Element wieder hinausgetan und die ursprüngliche Lehre wieder hergestellt habe.

Ritschl war also auf eine Theorie aus, nach welcher die religiöse Entwicklung seit Christus darin bestünde, einen ein für allemal im Neuen Testament gegebenen Komplex religiöser Anregungen und Anschauungen immer mehr von zeitgeschichtlichen und nationalen Beeinflussungen allerlei Art zu reinigen. Die Bedeutung der Geschichte wird dadurch — gegen seine Absicht — eine in der Hauptsache negative. Das Alte Testament ist ganz erledigt und kommt nur noch historisch zum Verständnis der Begriffssprache des Neuen, also sozusagen für den Hausgebrauch der Wissenschaftler, in Betracht. Das gleiche gilt für die ganze vorlutherische Entwicklung. Die von Luther wieder verständlich gemachte neutestamentliche Welt als der Gipfelpunkt der religiösen Entwicklung ist für sich allein und ohne vorher oder nachher die absolute Religion. Das ist das, was man auf dem Gebiete der Kunst Akademismus nennen würde, wo die ein für allemal genügende Kunstoffenbarung in Hellas einer- und in Raffael andrerseits gegeben ist und es sich in der Hauptsache nur noch um eine Verfarblosung und Verunzeitlichung dieser ewigen ästhetischen Gesetze handelt.

Dies ist die eine Seite der Ritschlschen Theologie, die der gebräuchlichen Verkündigung zugewandte, die deshalb auch zuerst sich durchgesetzt hat. Denn auch die gebräuchliche Anschauung suchte stets mit ihrer Theorie von den Errungenschaften der einzelnen Epochen die Vorstellung zu verbinden, daß sie damit nur den status quo ante herstelle, etwa, indem sie ihn genauer auslege und gegen Mißverständnisse schütze.

Sollte nun das Neue Testament ohne jede alttestamentliche oder sonstige Ergänzung allgenugsam sein, so ist klar, daß die so entstehende gereinigte Religion ein sehr weiches Gepräge tragen mußte. Denn alle entscheidenden Formeln — ganz abgesehen davon, daß sie wohl schon ursprünglich nicht absolut gemeint waren, sondern die harten alttestamentlichen Sätze voraussetzten — waren jedenfalls jetzt vom Pietismus in Beschlag genommen. Wenn Ritschl die Formel „Gott ist die Liebe" in die Mitte seines Systems stellte und für die religiösen Funktionen Namen wählte wie Geduld und Demut, so hat er mit sechs Bänden Erklärung nicht verhindern können, daß all das im pietistischen Sinne wirkte. Der nächste Erfolg seines Wirkens ist geradezu der gewesen, daß der gewöhnlichen orthodox-pietistischen Verkündigung eine — grob gesagt — liberal-pietistische Opposition entgegentrat, ebenso zeitlos, ebenso volklos wie jene.

Aber das ist das äußerste Gegenteil von dem, was Ritschl wollte. Man kann sagen, daß in diesem Mißerfolg der falsche akademische Ansatz seiner Geschichtstheorie sich gerächt.

Was Ritschl wollte, worin er lebte, das war gerade die tapfere, herbe, antipietistische Deutung, die er den neutestamentlichen Formeln gegeben hatte,

Ritschl faßte die Hauptbeziehung der Religion als die Beziehung zum Weltganzen. Das Weltganze tritt praktisch dem Menschen am deutlichsten und fühlbarsten in Gestalt der Hemmnisse aus Natur und Schicksalsverflechtung entgegen. Hier sind alle Religionen gewachsen. Und Ritschl nun, indem er dies feststellte, setzte er die Religion in das Herrwerden über Natur und Schicksal. Dies ergab eine der gewöhnlichen Verkündigung entgegengesetzte Stimmung. Noch wichtiger wurde, daß er die Religion in eine Reihe von Lebensbeziehungen und ihr theoretisches Element in ein System von Werturteilen setzte, Logik und Vernunftspekulation als Erkenntnisquelle abwies, dagegen die Geschichte als das Gebiet der Offenbarung und positiver Wahrheitsbildung begriff.

Wenn er nun dabei blieb, daß die Entwicklung der Religion gleich fern von Epochen- und Nationentheorie in der immer reineren Herausstellung der neutestamentlichen absoluten Wahrheit liege, so mußten doch jene seine wichtigsten Ergebnisse weiterführen. Es mußte sich bald zeigen, daß die Lutherische Reformation, gerade so wie er sie faßte, doch etwas anderes als eine einfache Wiederherstellung und etwa noch Reinigung des Urchristentums war, und das um so mehr, wenn man seinen wichtigsten Satz von der Bedeutung der Geschichte als Wahrheitsbildnerin ernst nahm.

Man kommt dann sofort in die Spannung zwischen Nationen- und Epochentheorie hinein. Man kann einerseits von nationalen Religionen auf christlichem Boden sprechen, von einem griechischen, römischen, spanischen, deutschen Christentum, ja, man kann das Ziel in einer Nationalisierung der Religion finden. So wie die Individuen ihre persönliche Erlösung und Entfaltung finden sollen und dadurch erlösend und bereichernd auf das Ganze wirken, für es Wert bekommen, so sollen die Volksindividualitäten die ihrer Art, ihren Nöten, Schicksalen, Aufgaben entsprechende Erlösung und Entfaltung finden. Nicht eine Normalreligion soll erwachsen, eine Art zusammenfassender Volapükreligion, sondern kräftige, wenn man will, einseitige, eigenwüchsige und eigenartige Volksreligionen. Und darum gibt es für ein Volk nichts Wichtigeres auf dem Gebiet der Religion, als die ihm eigene Form zu finden, die Religion zu nationalisieren, für uns also, sie zu germanisieren. Oder ob man das als Aufgabe anerkennen will oder nicht, es ist von selbst so, ohne weiteres so, wer überhaupt auf dem Gebiet der Religion arbeitet, je aufrichtiger und wahrhaftiger er arbeitet, desto mehr wird sein Werk seine persönliche Art und eben dadurch von selbst seines Volkes Art zeigen, — wenn er nur nicht aus falsch gerichtetem Ideal künstlich verdirbt, was da wächst. Jedenfalls, wenn man die bisherige Entwicklung betrachtet, so ist dies es, was da am stärksten auffällt, und das natürlichste Einteilungsprinzip ergibt: die verschiedenen „Stufen" der Religion entsprechen verschiedenen Nationalitäten.

Von der anderen Seite her kann man sagen, es ist nicht ein Bündel verschiedener Nationalitäten da, jede mit besonderem Ziele vor sich, sondern eine einige Entwicklung, die nach eigenen, ehernen Gesetzen geht. Weder ist Origenes ein spezifisch griechisches, noch Franziskus ein italienisches, noch Luther ein deutsches, noch Loyola ein spanisches Ereignis, sondern das ist die eine gemeinsame Entwicklung, die ihre verschiedenen Phasen durchläuft, in jeder einzelnen neu gerichtet, neu bereichert, mitunter polarisierend, dann wieder sich vereinigend. Dabei wird sie reicher, voller, stärker.

Es steht auch hier ähnlich, wie mit Heroenverehrung und materialistischer Geschichtstheorie. Es sind Betrachtungen unter verschiedenen Gesichtspunkten, beide sich ergänzend.

Man kann in der Tat das ganze Material sowohl so als so vorführen. Stellen wir uns eine bestimmte Frage vor, z. B. die neulich schon (Glossen zu Muthers Geschichte der Malerei) gestreifte: Ist die große Auffassung, der große Wurf in den vier Apostelfiguren Dürers von 1526 zu erklären aus dem Eindruck, den ihm die heroischen Gestalten der deutschen Reformation machten, oder ist er einfach lionardesk, wie Muther behauptet? Daß Italien stark auf Dürer gewirkt hat, wird sich aus allerlei Handzeichnungen und sonstigen Anzeichen wahrscheinlich machen lassen. Wie stark ihn die reformatorischen Ereignisse bewegten, ist noch bekannter. Oder wenn man lieber Einflüsse vom gleichen Gebiet her sich gegenübergestellt sieht: Dürer bewunderte fünf Jahre vor dem Evangelistenbild — die italienischen Reisen dagegen liegen 14 und 25 Jahre zurück — den Genter Altar und zwar die monumentalen großzügigen Figuren Huberts van Eyck („insbesondere Maria und Gottvater") mehr als die des realistisch kleinlicheren Jan. Diese Hubert van Eycks tragen durch und durch das spezifische Gepräge der deutschen Kunst. Die Epochentheoretiker werden einfach entscheiden: die Kunst hatte ihre Entwicklung in Italien, dort war sie gerade damals zu monumentaler großzügiger Auffassung gekommen. Hier gehört Dürer mit seinem Bilde herein. Es ist eines seiner letzten Bilder. So lange eben mußte er darum ringen, das zu erreichen, was ihm seit Italien vorschwebte. Die Nationentheoretiker werden sagen: Das ganze Geistesleben in Deutschland nahm damals ein großzügiges Gepräge an. Dürer wuchs mit dieser seiner Zeit. Oder sollte etwa auch Luther den großen Zug seiner religiösen Anschauung aus Italien bezogen haben? Die italienischen Lionardesken und sonstigen Einflüsse waren nur ein außerordentlich günstiger Glücksfall. Sie haben sicher sehr dazu beigetragen, jene Strebungen zu fördern, waren aber in keiner Weise so stark, ihn aus seiner deutschen Art herauszuwerfen, wie es ihnen mit den späteren Deutschen sowohl wie Niederländern sehr zum Schaden der Kunst gelang. Denn auch die Gesamtkunst leidet darunter, wenn die Nationen ihre künstlerische Sonderart aufgeben.

Und schließlich wird man sagen können: beide haben recht. Die Errungenschaften der Epochen bedeuten für den einzelnen nichts als eine hemmende Last, wenn er sie nicht völlig in seine Eigenart umwandeln kann, die bei jedem einigermaßen rassigen Menschen zugleich kräftige Volksart sein wird. Gelingt ihm das, so steht er alsbald völlig in der Kunst seiner Nation. Gelingt es ihm nicht, so verdient er keinen Platz in ihr, aber er wird damit nicht etwas Größeres, einer der berühmten „guten Europäer" etwa, sondern etwas Kleineres, ein Annex zu irgend einer fremden Kunstgeschichte, wie es noch im 16. Jahrhundert die Deutschen sowohl als die Niederländer wurden, etwas vom Unerquicklichsten in der Kunstgeschichte überhaupt, ein charakterloses Mischlingsgeschlecht.

Andererseits aber nutzt der kräftigste Nationalcharakter nichts, wenn die Kunst stehen bleibt, sich nicht anregen läßt, bald die italienische von der niederländischen, wie nach den Eycks, bald die deutsche von der italienischen, wie immerhin bei Dürer. Versäumt sie dies, so wird sie Handwerk. Nur Künstler, die kräftig in ihrer Volkseigenart stehen, kommen für die Gesamtkunstgeschichte in Betracht, und nur solche, die auf der Höhe der Gesamtkunst stehen, kommen für das Volk in Betracht; so geht das Exempel auf. Der Nutzen der Spannung zwischen Nationen- und Epochentheorie wie zwischen den dahinter stehenden National- und Menschheitsgefühlen ist eben der, daß man lerne, soweit man lernen kann, daß man aber sich bewußt sei, daß lernen aneignen und nicht nachahmen heißt.

Grm.

Ein afrikanisches Pompeji.

Von Friedrich Schmid.

(Schluß.)

Der Sieg über Gregorius hatte den Arabern wohl die Pforten des nordwestlichen Afrika geöffnet, aber die Unterwerfung des Landes wurde ihnen nicht leicht. Die alten kriegerischen Neigungen der numidischen und mauretanischen Stämme waren erwacht, mit wildem Mute verteidigten die Eingeborenen ihre Freiheit und ihren Glauben; ein Volkskrieg flammte auf, in dem nicht selten selbst die Weiber zu den Waffen griffen. Die arabischen Geschichtschreiber haben uns den Namen eines kühnen Numider-

Mädchens, der Dihia-el-Kahina-ben-Tabeta, der Tochter eines christlichen Priesters, überliefert, die an der Spitze einer tapferen Schar bei Thysdrus, dem heutigen Ed-Dschem, dessen gewaltiges Amphitheater sie durch Vermauern der unteren Eingangsöffnungen zu einer starken Festung hatte umgestalten lassen, den Kriegern des arabischen Heerführers Hassan ibn Naamân Trotz bot und diesen gefürchteten Feldherrn aufs Haupt schlug. Fast alle Berberstämme erkannten infolge dieses Sieges Dihia als Führerin und Prophetin an; sie warf die Araber aus dem Lande, drängte sie, unterstützt von den Byzantinern, mit denen sie ein Bündnis schloß, bis Barka zurück, und verheerte ganz Tripolitanien in fürchterlicher Weise, um durch das Wüstlegen des Landes den Feinden ein abermaliges Vordringen unmöglich zu machen. Aber Hassan kehrte mit verstärkter Macht zurück, und die kabylische Jeanne d'Arc fiel, glücklicher als ihre französische Nachfolgerin, tapfer kämpfend, in offener Feldschlacht.

Wiederholte Einbrüche arabischer Scharen — man zählt vom Jahr 23 bis zum Jahre 50 der Hedschra (641 bis 670 unserer Zeitrechnung) nicht weniger als fünf arabische Invasionen — mußten einander folgen, und fast 400 Jahre lang durchtobte der Krieg das unglückliche Land, bis schließlich der Halbmond endgültig über das Kreuz siegte und die Eingeborenen Glauben und Sitte der Ueberwinder annahmen. Ganz ist dies bis heute noch nicht geschehen; noch haben die Berber oder Kabylen vielfach ihre alte Sprache, die es noch zu keiner Schrift gebracht hat, bewahrt; noch heute feiern die Kabylenstämme des Aurès, obwohl dem Namen nach Moslemin, Feste, die ganz den römischen Autumnalien und dem christlichen Weihnachtsfeste gleichen. Noch merkwürdiger ist es, daß man unter den Kabylen des Aurès häufig hochragenden Männergestalten begegnet, die mit ihren blauen Augen und dem blonden oder roten Haare vollkommen den germanischen Typus zeigen, daß man Frauen und Mädchen sieht, die blauäugig und goldhaarig und von schneeweißer Hautfarbe, der nicht einmal die glühende Sonne des Südens etwas anhaben kann, weit mehr Schwedinnen oder Norwegerinnen als Afrikanerinnen gleichen; sollten sich in diesem wilden Bergland Ueberreste des alten Germanenvolkes der Vandalen bis heute in ihrer Eigenart erhalten haben?

Die arabischen Eroberer konnten sich, wie der Geschichtschreiber Ibn-Khaldun erzählt, bis zur gänzlichen Unterwerfung des Landes fast nur in den Städten behaupten. Notgedrungen wurden die freien Nomaden Stadtbewohner, Hadar — Ansässige — wie sie sich selbst nennen; von den Europäern werden diese stadtbewohnenden Araber Mauren oder Mohren genannt, welche Bezeichnung aber eigentlich der Name eines mächtigen Berberstammes ist, nach dem das alte Mauretanien hieß. Erst ungefähr 400 Jahre nach der ersten Besetzung des Landes durch die Moslemin erschienen hier die zeltbewohnenden, nomadisierenden Araber.

Um den Eroberern keine festen Plätze zu lassen, in denen sie sich halten könnten, verbrannten die Berber häufig beim Herannahen der arabischen Kriegsscharen ihre Städte und zogen sich in das Gebirge zurück, ihre frühere Lebensweise als Hirten und Bauern wieder aufnehmend. So erging es auch mit Thamugadi. Als im Jahre 692 die Araber gegen die Stadt heranzogen, rafften die Einwohner von Thamugadi all ihre Kostbarkeiten und ihre bewegliche Habe zusammen und zogen sich in die den Reiterscharen der Beduinen unzugänglichen wilden Berge des Aurès zurück, nachdem sie zuvor ihre Stadt in Brand gesteckt hatten. Die Araber haben Thamugadi nicht, wie andere Städte, wieder aufgebaut; es blieb in Trümmern liegen. In den langen Kriegsläuften waren die einst von den Römern geschaffenen, trefflichen Bewässerungsanlagen des Landes zum großen Teile zugrunde gegangen; das Land wurde wieder, wie es zur Zeit des Sallust gewesen war, trocken und quellenarm. Das weite, einst so wohl angebaute und blühende Hochland von Thamugadi ward wieder zur Steppe, die es heute noch ist. Keine menschliche Ansiedlung entstand in der unwirtlich gewordenen Gegend. Lind und weich legte sich der feine Sand, den die Südstürme aus der Sahara weit über das Gebirge tragen, allmählich über die Trümmer der alten Römerstadt. Nichts erinnerte mehr an die früheren glanzvollen Zeiten, als die hier und da aus dem Boden ragenden Säulen der Tempel und des Forums und die stolzen Bogen der Triumphpforte und des Theaters, in deren Schatten der nomadisierende arabische Hirte, der hier seine Schafe oder Ziegen weidete, Schutz vor der Sonnenglut suchte. Erst die französische Herrschaft hat in Thamugadi Wandel geschaffen. Durch sorgfältige, von dem französischen Architekten Ballu in höchst verdienstvoller Weise geleitete Ausgrabungen wurde bereits ein großer Teil der alten Stadt, und zwar jener, der die wichtigsten Gebäude umfaßt, freigelegt und so die alte Colonia Ulpia der Welt wenigstens teilweise wiedergegeben.

Die Ausgrabungen, mit denen in größerem Umfang erst im Jahre 1880 begonnen wurde, haben gezeigt, daß die Stadt in einem Quadrate von ungefähr 850 Meter Seitenlänge angelegt war, sonach einen Flächenraum von etwas mehr als 72 Hektar bedeckte; Thamugadi war also größer als Pompeji, das, wie man berechnet hat, nur einen Flächenraum von ungefähr 66 Hektar einnahm; es dürfte aber gleichwohl kaum mehr Einwohner als Pompeji gezählt haben, dessen Einwohnerzahl auf dreißigtausend geschätzt wird. Mitten durch die Stadt läuft fast genau in der Richtung von Ost nach West die große Heerstraße von Theveste nach Lambaesis, welche innerhalb der Stadt die Hauptstraße derselben, den meist schnurgerade laufenden Decumanus Maximus bildete. Die heutige französische Militärstraße von Tebessa nach Batna, die ich von dem letztgenannten Orte bis Thamugadi benützt hatte, befindet sich etwas mehr als zwei Kilometer nördlich. Genau in der Mitte der Stadt wird der Decumanus Maximus im rechten Winkel von einer zweiten, von Nord nach Süd laufenden Hauptstraße, dem Cardo, geschnitten. Diese beiden Straßen teilen die Stadt in vier gleiche Viertel — Regiones. Am Nordende des Cardo, das man von der großen französischen Militärstraße über den Ued Mériel kommend, zunächst erreicht, befinden sich die beiden einzigen modernen Gebäude von Thamugadi. Das eine, rechts vom Weg, ist eine kleine Dependance des Hotel des Etrangers zu Batna; sie ist nur bestimmt, den Thamugadi besuchenden Touristen kurzen Unterstand zu gewähren, und ist für längeres Verweilen der Reisenden nicht eingerichtet. Lebensmittel sind außer Wasser und schwarzem Kaffee in der Dependance nicht zu erhalten, nächtliche Unterkunft kann nur wenigen Personen in sehr notdürftiger Weise geboten werden. Das zweite, links vom Weg, unmittelbar am Nordtore der alten Stadt gelegene Haus ist das Museumsgebäude, das in seinem oberen Stockwerke gleichzeitig auch die Wohnung für den Gardien, den Wächter, enthält, dem von der französischen Regierung die Ueberwachung der Ruinen anvertraut ist; auch der die Ausgrabungen leitende Architekt, der sich aber nur zeitweilig in Thamugadi aufhält, hat hier eine Wohnung. Das Museum bietet nicht allzu viel des Sehenswerten. Die wichtigsten, in Thamugadi gemachten Funde sind, ehe dieses Gebäude bestand, in die Museen nach Algier und Constantine, zum Teil auch nach Lambèse gewandert. Nur die großen, zum Transporte nicht geeigneten Stücke und die nach der Errichtung des Museums zu Thamugadi aufgefundenen Gegenstände sind hier geblieben. Immerhin sind in dem Museum eine Anzahl von Statuen, darunter von besonders schöner Arbeit mehrere in den Thermen gefundene Statuen von Brunnennymphen zu sehen, die zum Teile noch Spuren von Bemalung tragen; ferner Vasen, viele davon schön verziert und mit guten Malereien geschmückt, Amphoren, Tröge, Lampen u. s. w. Sehr gering ist gegenüber Pompeji die Zahl von kostbaren Fundstücken. Es erklärt sich dies aus der Art, wie Thamugadi unterging; die Einwohner haben, als sie ihre dem Untergange geweihte Stadt verließen, ihre Habe, soweit sie dieselbe fortbringen konnten, insbesondere aber natürlich ihre Kostbarkeiten, mit sich genommen, wozu die von dem hereinbrechenden Unheile plötzlich überraschten Pompejianer nicht

alle hinlänglich Zeit fanden. Wie der freundliche und wohlunterrichtete Gardien mir erzählte, ist bisher in Thamugadi nur eine einzige Goldmünze gefunden worden, und zwar eine sehr gut erhaltene des Kaisers Antoninus Pius; auch Silbermünzen wurden nicht viele gefunden, dagegen eine große Anzahl von Kupfermünzen, die aber meistens durch das Feuer beschädigt und unkenntlich geworden waren. Unter anderen besitzt das Museum einen großen Klumpen von mehreren Tausend zusammengeschmolzener kleiner Kupfermünzen; er ist in der Markthalle, dem Macellum, gefunden worden.

Durch die Nordpforte, deren Unterbau aufrecht steht, und an die sich außerhalb der Stadt rechts und links vom Wege nach römischer Sitte Grabmäler anschließen, von denen aber die meisten noch mit Sand und Erde bedeckt sind, betrete ich in Begleitung des Gardien die alte Römerstadt.

Was bei Thamugadi im Vergleiche mit Pompeji sofort auffällt, ist die Breite der Straßen, die großartigen Verhältnisse der öffentlichen Gebäude und die fast durchgängige Verwendung von Stein als Baumaterial. Während selbst die größten Straßen in Pompeji selten mehr als sechs bis sieben Meter breit sind, besitzen die Hauptstraßen Thamugadis eine Breite von über zwölf Meter. Die Straßen laufen beinahe immer schnurgerade, schneiden sich im rechten Winkel und schließen fast vollkommen gleiche Häuserblocks — Insulas — ein, so daß diese vor mehr als 1800 Jahren erbaute römische Kolonialstadt das schachbrettförmige Aussehen einer modernen amerikanischen Stadt darbietet. Alle Straßen sind mit vorzüglich erhaltenen, großen quadratischen Steinplatten belegt, die mit der größten Genauigkeit aneinander gepaßt sind, ein Pflaster, dessen sich keine moderne Großstadt zu schämen hätte. Diese treffliche Pflasterung setzt sich auch außerhalb der Stadt auf der großen Heerstraße fort. Mehrere Straßen besaßen rechts und links Säulengänge, so daß die Fußgänger geschützt vor Sonnenglut und Regen dahinwandeln konnten; von diesen Kolonnaden stehen freilich nur wenige Säulen mehr aufrecht; meist sind nur die Säulenbasen und einzelne Säulenstümpfe übrig geblieben. Unter den Straßen ziehen sich die Kanäle hin; ihre Oeffnungen sind an Stelle der bei uns üblichen Eisengitter mit schön verzierten, runden Steinplatten bedeckt, die zwischen sich und dem Straßenpflaster eine Einflußöffnung für die ablaufenden Wässer freilassen. Hebt man einen solchen Verschlußstein auf und wirft in den Kanal ein Steinchen hinab, so lehrt das plätschernde Aufschlagen desselben, daß die Kanäle noch heute wie vor 18 Jahrhunderten die Niederschlagswässer abführen; sie sind vollkommen wohlerhalten.

Als Baumaterial hat, wie erwähnt, fast durchwegs Stein gedient, teils Sandstein, teils der schöne gelbliche Kalkstein der Umgegend, aber mehrfach auch der herrliche weiße Kalkstein aus den Steinbrüchen in der Nähe des heutigen Médina, am Fuße des Aurès; auch verschiedene Marmorarten, an denen ja Afrika so reich ist, sind sehr freigebig verwendet. Nur hier und da, wie bei den Logen des Theaters, findet sich Ziegelmauerwerk. Diese beinahe ausschließliche Verwendung von Stein und die mächtigen Größenverhältnisse mehrerer Bauten — die Säulen des Kapitols beispielsweise sind 16 Meter und ihre Kapitäle über 1½ Meter hoch — geben Thamugadi ein viel großartigeres Aussehen als es Pompeji besitzt, wo auch die öffentlichen Gebäude meist klein sind und mehr zierlich als imponierend erscheinen, und wo auch die Säulen der Tempel und Foren vielfach nur aus Ziegeln aufgemauert und mit Gipsstuck überzogen sind. Das widerstandsfähige Baumaterial erklärt auch die auffallend gute Erhaltung der Stadt. Wohl sind, wie in Pompeji, die Obergeschosse der Privathäuser, wo solche Geschosse bestanden haben, vernichtet, und auch von den Erdgeschossen dieser Häuser stehen meist nur Mauern von ein bis zwei Meter Höhe. Den mächtigen Werkstücken der öffentlichen Gebäude aber konnte der Brand, der Thamugadi zerstörte, nicht allzuviel anhaben. Die Quadern und Säulen zeigen sich wohl vielfach vom Feuer geschwärzt oder gerötet, haben aber im übrigen nicht besonders gelitten.

Das Gebäude, das zunächst ins Auge fällt, ist die gewaltige Triumphpforte des Kaiser Trajanus, unter dessen ruhmreicher Regierung Thamugadi gegründet wurde. Der Bogen, der sich quer über den Decumanus Maximus an einer Stelle spannt, wo dieser einen stumpfen Winkel macht, hat 16 Meter Höhe und ist von drei Toren durchbrochen, deren mittleres, über dem sich früher die Inschrift zu Ehren des Kaisers befand, vier Meter Breite hat, während die beiden Seitentore nur je zwei Meter breit sind. Die Triumphpforte, aus Sandstein und gelbem, vom Alter herrlich rostbraun gefärbtem Kalkstein erbaut, war mit prächtigen korinthischen Säulen aus weißem Kalkstein geschmückt, die aber leider größtenteils zerstört sind.

In der Nähe des Triumphbogens befindet sich das Macellum, die Markthalle des alten Thamugadi. Der Bau entspricht in seiner Anlage vollkommen dem früher als „Pantheon" bezeichneten, jetzt aber als Macellum erkannten Gebäude in Pompeji. Ein schöner Portikus von acht Säulen, von denen aber nur die Basen aufrecht stehen, führt in einen früher von Säulengängen umgebenen Hof, in dessen Mitte einst ein Springbrunnen sein Wasser in die Höhe warf. Die Halle läuft in einen halbkreisförmigen Anbau aus, in dem wohlerhalten die mächtigen steinernen Tische der Händler stehen. Hinter und unter diesen Verkaufstischen wurden zahlreiche Amphoren, Mulden und Schüsseln aus Ton und Stein gefunden; hier fand sich auch der bereits erwähnte Schatz von zusammengeschmolzenen Kupfermünzen. Eine Inschrift lehrt uns, daß diese Markthalle von Sertius Marcus Plotius Faustus, dem Wohltäter Thamugadis, auf seine Kosten erbaut und der Stadt geschenkt worden ist. Der vierfache Name zeigt uns, daß dieser Wohltäter der Stadt ein freigeborener römischer Bürger war. Neben der Markthalle liegt das geräumige Haus des genannten Sertius und seiner Ehegattin Cornelia Valentina.

Von der Markthalle führt eine breite Straße zum Capitolium, dem Tempel des Jupiter Capitolinus, dem Hauptheiligtum der alten heidnischen Stadt. Der Tempel, ein Rechteck von 90 zu 66 Meter, also fast doppelt so groß als der größte Tempel von Pompeji, leider großenteils zerstört, erhebt sich auf einem Unterbaue von ungewöhnlicher Höhe; man steigt eine schöne Freitreppe von nicht weniger als 38 Stufen zu der Plattform vor dem Tempel hinauf. Am Eingange der Plattform steht, nur im Unterbau erhalten, ein riesiger Altar. Die mächtigen Säulen des Tempels wurden sämtlich zertrümmert auf dem Boden liegend gefunden; doch sind einzelne davon wieder aufgestellt worden. Die bisher genannten Gebäude befinden sich sämtlich westlich vom Cardo, und mit Ausnahme des Triumphbogens, der sich quer über den Decumanus Maximus spannt, südlich vom Decumanus Maximus, also im Südwestviertel der Stadt.

Im Südostviertel ragt, seine ganze nördliche Breitseite dem Decumanus Maximus zuwendend, das Forum auf, der Mittelpunkt des städtischen Lebens der alten Colonia Ulpia Thamugas. Schöne Kolonnaden, deren Säulen zum großen Teile noch aufrecht stehen, umgeben es. Wohl erhalten sind die Rostra — die Rednertribüne — und die Curia — das Gebäude, in welchem sich die Stadtväter — die Aedilen — versammelten. Von dem ebenfalls auf dem Forum befindlichen kleinen Tempel der Victoria, errichtet zum Andenken an den Sieg Trajans über die Parther, stehen nur noch zwei Säulen. Die Rednertribüne wird rechts und links von zwei hochragenden sechseckigen Aufbauten eingefaßt, die wahrscheinlich früher Bildsäulen trugen. Sie sind mit Inschriften bedeckt, deren Buchstaben sich bei der Härte des Steines und bei der trockenen, der Verwitterung feindlichen Luft so vorzüglich und scharf erhalten haben, daß sie vielfach aussehen, als ob sie eben erst vollendet worden wären. Ich unterschied in den Inschriften, mit deren Entzifferung ich mich leider nicht lang aufhalten konnte, wiederholt den Namen des „göttlichen Kaisers Trajanus, des Sohnes des göttlichen Nerva" und andere Kaisernamen. Die schön aneinander gefügten, großen Kalksteinplatten, mit denen das Forum

belegt ist, zeigen verschiedene, zierlich eingemeißelte, von Inschriften umgebene Bilder und Zahlen; diese Zeichen dienten Spielen, nach der Art unserer Brettspiele, mit denen sich die auf dem Forum herumlungernden Müßiggänger ergötzten. Eine dieser gut leserlichen Inschriften lautet: „Venari, lavari, ludere, ridere, hoc est vivere" — Jagen, Baden, Spielen, Lachen, das heißt Leben! Das Spiel scheint eine große Leidenschaft der alten Afrikaner gewesen zu sein; nicht selten war in den Städten der Boden öffentlicher Plätze oder Gebäude in ähnlicher Weise zum Spiel eingerichtet. In dem von den Franzosen heute in ein Museum verwandelten reizenden kleinen Minervatempel zu Tebessa befindet sich ein sehr großes, schön gearbeitetes Mosaik, das in verschiedenen Feldern unterschiedliche Tierfiguren und Ziffern zeigt und gleichfalls einem Spiele diente; es ist beim Bau der Kavalleriekaserne zu Tebessa gefunden worden und stammt aus den dortigen Thermen. Die Einführung des Islam hat der Spielleidenschaft der Eingeborenen ein Ziel gesetzt. Der Koran verbietet aufs strengste jede Art von Glückspielen; wenn heute ja einmal ein paar Kabylen oder Araber Karten spielen, so geht das Spiel doch nie um Geld. Prächtig ist der Ausblick von dem ziemlich hoch gelegenen Forum durch die Säulengänge auf die tiefer gelegenen Stadtteile und gegen den Mérielfluß zu.

Seitwärts vom Forum steht ziemlich wohlerhalten die Basilika — das Gebäude des Handelsgerichts. Nach dem Vorbilde dieser Gerichtsgebäude wurden die ersten christlichen Kirchen erbaut, die davon ebenfalls den Namen Basiliken erhielten. Die Basilika ist 37 Meter lang und 15 Meter breit. An sie schließt sich ein ungemein niedlicher, halbkreisförmiger, vorn offener Bau, der, wie es scheint, nie ein Dach getragen hat. Prächtiges Mosaik bedeckt den Boden. In der Mitte der halbkreisförmigen Innenwand ragt aus dieser beiläufig in Meterhöhe ein großes, marmornes Wasserbecken, in welches eine darüber befindliche, schön gearbeitete Steinmaske früher Wasser spie; dieses ergoß sich, rechts und links aus dem Becken abfließend, in zwei kleine Cunetten, die entlang der Innenwand des Halbrundes hinlaufen und an deren Enden in den Straßenkanal münden. Ueber den Cunetten standen und stehen zum Teile noch jetzt, längs der Innenwand des Halbkreises aneinander gereiht, kleine, aus grauem Marmor zierlich gearbeitete Armstühle, deren Seitenlehnen springende Delphine vorstellen. Eine kopfgroße, runde Oeffnung in der Sitzplatte jedes dieser Stühle verrät mit grausamer Deutlichkeit den prosaischen Zweck des reizenden Baues: es ist eine **Latrina publica** — eine öffentliche Bedürfnisanstalt, die sich, wie die eben gegebene Beschreibung zeigt, in Bezug auf ihre hygienische Einrichtung den modernsten ähnlichen Anstalten wohl an die Seite stellen kann, dieselben aber in Bezug auf Schönheit wohl alle hinter sich läßt. In Pompeji ist nichts Aehnliches zu sehen.

Südlich vom Forum, von diesem nur durch eine Straße getrennt, befindet sich, in den Abhang eines die Stadt beherrschenden, kleinen Hügels hineingebaut, das Theater. Auch dieses ist ziemlich gut erhalten. Zwei schöne Seitentreppen führen noch heute in das Gebäude, das für 1500 Zuschauer Platz bot, also beiläufig ebenso groß ist, wie das sogenannte „kleine Theater" zu Pompeji. Unten erhebt sich die Szene, rückwärts durch ein Postscenium von 16 hohen Säulen abgeschlossen, von denen 13 noch aufrecht stehen.

Die vor der Szene gelegene Orchestra ist durch ein Podium vom Zuschauerraum getrennt. In den Hügel hineingebaut steigen dann die Sitzreihen, von denen sieben fast unversehrt sind, hintereinander in die Höhe, oben auf dem Kamme des Hügels durch bogenförmige, gemauerte Logen abgeschlossen. Die Aussicht von der Höhe dieser Logen ist überraschend schön; zu Füßen liegt die alte Römerstadt mit ihren Säulengängen und Bogen, weiterhin dehnt sich die Hochebene im Norden von fern blauenden Bergen, im Süden von dem dunklen, ernsten Aurès abgeschlossen; ein wildes Gewirr riesiger Steintrümmer liegt auf Büchsenschußweite von der Stadt, das Fort Solomons, noch etwas weiter hinaus ragen die Ruinen der Basilika des Gregorius auf. Diese Basilika, ein schöner dreischiffiger, leider sehr zerstörter Bau, bietet außer trefflichen Steinornamenten und einer Inschrift, die sich auf die Gründung dieses Gotteshauses bezieht, nicht viel Bemerkenswertes. Auch die sechs anderen christlichen Basiliken, deren Ueberreste sich in Thamugadi befinden, sind ohne besondere Bedeutung.

Ungefähr 100 Meter südlich vom Theater auf der Ostseite des Cardo stehen die Thermen, in der Anlage noch sehr kenntlich, die schönen Mosaiken, die den Boden einzelner Säle bedecken, fast unversehrt. Eine Inschrift zeigt an, daß diese Thermen unter dem Kaiser Septimius Severus im Jahre 198 unserer Zeitrechnung vergrößert worden sind. In ihren wohl erhaltenen unterirdischen Gemächern, zu denen eine breite Treppe hinunterführt, hat man die Leitungen für das kalte und warme Wasser und für die heiße Luft, sowie die Badeöfen in vollkommen gutem Zustande vorgefunden. Einige unterirdische Kammern, die bei dem Brande der Stadt von dem Feuer nicht erreicht worden waren, zeigten sich mit wohlgeschichteten Brennholzvorräten angefüllt. Das Holz war, obwohl es fast 1200 Jahre dort gelegen war, in dem trockenen Boden vollständig unverändert geblieben. An die Thermen schließt sich eine zweite **Latrina publica**, in der Anlage jener beim Forum gleich, aber mit noch reicherem Mosaikboden.

Die bisher aufgedeckten Privathäuser, sehr regelmäßig, meist eines wie das andere gebaut, können mit jenen Pompejis nicht verglichen werden; von den reizenden Wandgemälden und der zierlichen inneren Einrichtung, die den Privathäusern in Pompeji einen so großen Zauber verleihen, ist in Thamugadi nicht viel zu sehen. Thamugadi war eben eine nüchterne Militärstadt und nicht wie Pompeji ein Sommersitz für die reichen Müßiggänger der Hauptstadt. Man darf aber keineswegs glauben, daß den Thamugadiern der Sinn für häusliche Behaglichkeit ganz gefehlt habe. Der Gardien machte mich auf ein Haus, die **Maison des fleurs**, aufmerksam — denn gleich wie in Pompeji hat man auch in Thamugadi einzelne Häuser mit besonderen Namen belegt. Das „Blumenhaus" dankt seine Bezeichnung einer Einrichtung seines Peristyliums, des den rückwärtigen Teil jedes größeren römischen Hauses bildenden, geschlossenen Säulenhofes, der vorzüglich den Aufenthaltsort der Hausfrau und der Kinder bildete. Im Peristyl der **Maison des fleurs**, läuft längs der Innenwände, ungefähr einen halben Meter von denselben entfernt, eine ebenfalls beiläufig einen halben Meter hohe Steinbrüstung; der Raum zwischen dieser und den Wänden war mit Gartenerde ausgefüllt und offenbar einst mit Blumen bepflanzt. Die Annahme ist wohl gestattet, daß es Klettergewächse waren, die hier gezogen wurden, und daß das Peristyl so in eine schattige, blühende Laube verwandelt wurde. Ich hob den Steindeckel von der mitten im Peristyl des Blumenhauses befindlichen Zisterne. Die Zisterne zeigte sich mit frischem, klarem Wasser gefüllt; die Zuleitungsröhren, welche ihr das Regenwasser zuführen, erfüllen ihren Zweck heute noch wie vor 1200 Jahren.

Wie erwähnt, liegt das Forum im südöstlichen Stadtviertel; im gleichen Viertel liegen auch das Theater und die Thermen. Während das südwestliche Viertel der Stadt fast vollkommen frei gelegt ist, sind die Ausgrabungen des südöstlichen Viertels noch nicht vollendet; in den beiden Nordvierteln, in denen, wie es scheint, keine größeren öffentlichen Gebäude gestanden sind, haben sie kaum begonnen.

Die französische Regierung setzt die Freilegung Thamugadis fort; wie mir der Gardien erzählte, werden jährlich 50,000—60,000 Franken für die Ausgrabungsarbeiten bestimmt. Als Arbeiter werden französische Soldaten, meist aus der Garnison von Biskra, verwendet, die es als eine besondere Gunst betrachten, aus der im Sommer unerträglich drückenden Hitze der Sahara auf einige Zeit in das gesunde und verhältnismäßig kühle Hochland von Thamugadi zu kommen. Die Leute erhalten für die Ar-

beiten eine Extralöhnung, aber dieselbe ist nicht sehr hoch bemessen, so daß mit dem verhältnismäßig kleinen, für die Ausgrabungen bestimmten Jahresbetrage sehr Bedeutendes geleistet werden kann. Man hofft, in 15 bis 20 Jahren die ganze Stadt freigelegt zu haben.

Daß die französische Regierung für die Besichtigung der Ruinen von Thamugadi keine Eintrittsgebühr einhebt, entspricht jener großherzigen französischen Einrichtung, wonach alle Eigentum des französischen Staates bildenden Sammlungen und Museen jedem anständig gekleideten Besucher unentgeltlich offen stehen.

Stundenlang war ich an der Seite des freundlichen Gardien durch die stillen Straßen der toten Stadt gewandert, in der man sich so leicht in die Zeit zurückversetzen kann, da hier noch der Proprätor Lucius Munatius Gallus als Stellvertreter des gewaltigsten der römischen Imperatoren seines Amtes waltete. Hassan, der Kutscher, mahnt zum Aufbruch. Die Pferde haben gerastet, ein Zuruf — nie wird ein Araber ein Pferd schlagen — und hin fliegt das leichte Gefährte, um mich in vierstündiger, zuletzt in der Abendkühle wunderbar angenehmer Fahrt wieder nach Batna zurückzubringen, wo ich eben rechtzeitig anlange, um mich im Kreis eleganter Offiziere der französischen Chasseurs d'Afrique an der wohlbesetzten Abendtafel des Hotel des Etrangers niederzulassen.

Bücher und Zeitschriften.

Immermanns Alexis. Eine literarhistorische Untersuchung von August Lesson. Gotha, Friedr. Andr. Perthes, A.-G., 1904. 106 S.

Eine der ergreifendsten Tragödien in der an furchtbaren Katastrophen so reichen Familiengeschichte des russischen Kaiserhauses der Romanow ist der Kampf zwischen dem Zaren Peter dem Großen und seinem ältesten Sohne Alexei Petrowitsch. Dem mächtigen Begründer des modernen Rußland war es vom Schicksal nicht vergönnt, in seinem Leibeserben einen würdigen und verständnisvollen Nachfolger heranwachsen zu sehen. Alexei hatte keinen Sinn für die Größe und die Reformen seines Vaters; er hielt ziemlich unverhohlen zu der altrussischen Oppositionspartei, und seine Stiefmutter Katharina ließ es auch nicht an Machenschaften fehlen, Vater und Sohn einander vollends zu entfremden. Nach vielen Streitigkeiten wurde Alexei durch einen feierlichen Ukas von der Thronfolge ausgeschlossen. Als er dennoch Anstrengungen machte sich derselben zu versichern, wurde der Plan entdeckt, und der Vater ließ selbst den Sohn des Hochverrats anklagen und zum Tode verurteilen. Sehr bald nach der öffentlichen Verkündigung dieses Brutusurteils starb Alexei im Gefängnis (7. Juli/26. Juni 1718), vielleicht auf natürliche Weise infolge der Aufregungen, vielleicht auch eines gewaltsamen Todes. Die gewaltige Gestalt Peters des Großen und seine traurigen Familienverhältnisse, insbesondere jenes unselige Unglück mit seinem Sohne, haben wegen der schweren seelischen und politischen Konflikte und wegen ihres hochtragischen Charakters unablässig die Dichter der verschiedensten Völker zu poetischer, dramatischer Ausgestaltung angeregt. Der Verfasser der oben genannten Arbeit hat nicht weniger als 83 Peter- und Alexis-Dramen ausfindig gemacht; aber nur eines davon, Lortzings komische Oper „Czar und Zimmermann“, ist ein Werk von dauernder Bedeutung. Alle anderen sind fast ausnahmslos nur recht wenig wert, und zu diesen gehört auch Immermanns groß angelegte Trilogie „Alexis“, die Lesson einer außerordentlich eingehenden Untersuchung unterzieht. Immermann, der als Dramatiker so wenig Glück gehabt hat, beschäftigte sich seit 1829 mit dem Stoffe, mit dem er sich durch gründliche Quellenstudien vertraut machte; 1831 ist das Werk bereits vollendet, aber erst 1832 konnte er es nach sehr vielen Schwierigkeiten gedruckt sehen. Die eigentümliche Unselbständigkeit, die Immermann stets als Dramatiker aufweist, wird durch die Arbeit Lessons von neuem in helles Licht gerückt; nicht nur, daß er sich stark an seine historischen Quellen, vor allem an Ségurs Russische Geschichte anschließt, auch in der Ausgestaltung und im Stil zeigt sich vieles, was an große Vorbilder, besonders an Shakespeare und Schiller, erinnert. Die geschichtsphilosophische Ansicht übrigens, auf der Immermann sein Drama aufbaut, daß Peters neugeschaffener Staat auf tönerner Grundlage ruhe und mit seinem Tode notwendig zerfallen müsse, hat sich auch als ein großer Irrtum erwiesen. Lesson legt eine sehr genaue Inhaltsanalyse des Stückes vor, aus der sich ergibt, daß der erste Teil, „Die Bojaren“ noch am besten und spannendsten ist, während der zweite, „Das Gericht“, ihm gegenüber gänzlich abfällt. Sieht man im ersten Teil eine rasch fortschreitende Handlung, gute Charaktere und geschickte Technik, so bietet der zweite eine sehr dürftige, fast langweilige Handlung, die Charaktere schlagen fast völlig um, und Phrasengetön macht sich unangenehm bemerklich. Der dritte Teil endlich, der Epilog „Eudoxia“, versagt noch mehr, schon aus formalen Gründen. Immermann der seine Verskunst immer sehr überschätzt hat, hat feierliche antike Maße, jambische Trimeter, trochäische Tetrameter und siebenfüßige Anapäste gewählt, ohne sie auch nur einigermaßen zu beherrschen. Das Gesamturteil über das Werk als Bühnenstück lautet mit Recht vollständig abweisend, es ist für die Bühne verloren. — An die inhaltliche Analyse schließt sich eine solche der Charaktere, die aber auch zu keinem besseren Urteil führt; am schlimmsten ist der Wechsel im Wesen Peters vom ersten zum zweiten Teil. Immermann hat denn zu seinem Schmerze mit dem Werke auch kein Glück gehabt. Nur ganz vereinzelte beifällige Freundesstimmen fanden sich, die allgemeine Kritik war ungünstig und unfroh waren auch seine Schicksale auf der Bühne. Die erste Aufführung in dem von Immermann selbst geleiteten Düsseldorfer Theater (1835) war sein einziger Triumph; schon eine Wiederholung im nächsten Jahre mißglückte. Auch die moderne Bearbeitung von Buchholz (1896), der das ganze unter dem Titel „Die Romanows“ in fünf Akte zusammenzog, vermochte nicht dauernd zu wirken, und ob die künftigen Versuche, die von den Bühnen in Karlsruhe und Hamburg in Aussicht stehen, ein günstigeres Ergebnis erzielen werden, muß dahingestellt bleiben. — Die Arbeit Lessons zeugt von großem Fleiß und gutem Verständnis, und wenn schon ihr Gegenstand nicht eben immer erfreulich und sehr bedeutend ist, so dürfen wir dem Verfasser doch für die aufgewendete Arbeit und Mühe aufrichtig dankbar sein. Denn er fördert, wenn auch nur in einer Einzelfrage, unsere Kenntnis eines geistig hervorragenden Menschen — das ist Immermann auf jeden Fall — und auf solcher Bahn zu folgen ist und bleibt immer anziehend.

Breslau. H. Jantzen.

*** Vom „Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik“, herausgegeben von Werner Sombart, Max Weber und Edgar Jaffé, welches als Neue Folge des „Archivs für soziale Gesetzgebung und Statistik“ im Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen und Leipzig erscheint, wurde eben das dritte Heft des XIX. Bandes ausgegeben. Der Inhalt des Heftes setzt sich folgendermaßen zusammen: Abhandlungen: Agrarstatistische und sozialpolitische Betrachtungen zur Fideikommißfrage in Preußen. Von Max Weber. Dreizehn Jahre sozialen Fortschrittes in Neuseeland. Von Richard H. Hooper, London. — Gesetzgebung: Die neuere Kinderschutzgesetzgebung in Deutschland und in Großbritannien. Von Professor Dr. Stephan Bauer in Basel. Die Fortschritte auf dem Gebiet des Arbeiterschutzes in den Niederlanden. Von Dr. Ph. Falkenburg in Amsterdam. — Miszellen: Die neue Arbeiterpartei in England. Von Edward R. Pease, Sekretär der Fabian Society, London. Wohnbedarf und Kinderzahl. Von Henriette Fürth, Frankfurt a. M. — Literatur: Die Entwicklung der italienischen Nationalökonomie in jüngster Zeit. Von Professor Achille Loria, Turin. Zur Literatur über die Wohnungsfrage. Von Dr. Hugo Lindemann, Stuttgart-Degerloch.**



Allgemeine Rundschau.

Ein griechisches Originalbriefchen.

In der Beilage Nr. 180 ist das „älteste" griechische Originalbriefchen beschrieben, das sich im K. Museum zu Berlin befindet und unlängst von A. Wilhelm glücklich entziffert und erläutert worden ist. Ziemlich gleichzeitig ist diesem ein zweites, ebenfalls auf einem dünnen Bleitäfelchen geschriebenes an die Seite getreten. In der Krimm, wahrscheinlich in dem alten Olbia gefunden, ist es von dem Gehilfen des Präsidenten der K. Archäologischen Kommission und Mitglied der K. Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg W. W. Latyschew in den „Nachrichten der K. A. K." Heft 9 (1904) veröffentlicht und erklärt worden. Es ist 13 cm breit und 3 cm hoch und auf beiden Seiten mit je vier Zeilen beschrieben, hat also keine Adresse und war auch nicht zusammengefaltet, wie das Berliner; in der Mitte ist es aber ebenfalls auseinander gebrochen. Die Schrift ist der des Berliner Täfelchens auffallend ähnlich, aber etwas größer, z. B. das *E* ist 8 mm hoch, das *Λ* 7 mm; nur gegen den Schluß wird sie teilweise kleiner, namentlich das *Ω*, das auch in dem Berliner einmal so klein erscheint. Sie ist nicht leicht lesbar, doch verhältnismäßig erheblich leichter als die des Berliner Täfelchens, wenigstens in der veröffentlichten Photographie, denn das St. Petersburger ist eine leidlich ebene Fläche geblieben: nur rechts sind einige durch Oxydation rauh gewordene Stellen, die aber das scharfe Auge des Herausgebers mit Hilfe eines Gipsabgusses dennoch entziffert hat. Nach seinem kompetenten Urteil ist das Briefchen nicht später als in der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts vor Christo geschrieben, stammt also aus derselben Zeit, wie das Berliner. Wie dieses führt es uns eine Episode aus dem Privatleben, und zwar eine sehr eigentümliche vor, und gibt ebenfalls „denen im Hause" einen Auftrag. In möglichst getreuer, wenn auch etwas gezwungen klingender Uebersetzung lautet es folgendermaßen: „Artikon sagt denen im Hause *Παιρειν*. Wenn euch Mylaion aus der Wohnung hinauswirft, so soll er (der Sklave) zu Atakes' (Sohn) in die Vorratskammer — denn gibt er sie her (gut); wo nicht, soll er zu Agatharkos in die (Kammern), die er von Kerdon hat, die Partie Wolle tragen." Mylaion heißt, wie es scheint, der Hausbesitzer, nicht Myllion. Schriftzüge und Satzbau, namentlich die Unterbrechung der Rede, da dem Briefsteller plötzlich einfällt, Atakes' Sohn könnte nicht auf die Sache eingehen, die Ellipse von gut, *καλῶς ἔχει*, die übrigens auch sonst vorkommt, zwei Fehler, von denen der eine vielleicht mehr als ein Schreibfehler ist, sowie zwei an falscher Stelle gesetzte Doppelpunkte — einmal stehen auch drei Punkte untereinander — weisen wohl auf die Eile des Schreibers hin, könnten aber zum Teil auch nicht ganz fester Sprachkenntnis zugeschrieben werden. In der Anrede ist der Wunsch für die Gesundheit derer zu Hause weggelassen, den der Schreiber des Berliner Briefchens nicht vergessen hat. Wenn A. Wilhelm darauf aufmerksam macht, daß diese Sitte noch jetzt im griechischen Volk lebe, so ist es vielleicht von Interesse, daran zu erinnern, daß dieselbe heute noch, obwohl seltener als früher, auch im russischen Briefstil erscheint; mündlich ist jener Wunsch stehende Begrüßungsformel.

G. S.

*

Der germanistische Kongreß in St. Louis.

Der Kongreß, über dessen Zweck wir seinerzeit des Näheren berichteten, wurde am 16. September in der geschmackvoll mit deutschen Farben dekorierten Halle für internationale Kongresse durch Dr. Hexamer, den Präsidenten des Deutsch-amerikanischen Nationalbundes, eröffnet. Anwesend waren, wie wir dem in der Vossischen Zeitung auszugsweise mitgeteilten Bericht der New-Yorker Staatszeitung entnehmen, Professoren der hervorragendsten Universitäten, Vertreter des Deutsch-amerikanischen Nationalbundes, deutsche und amerikanische Schriftsteller, Kanzelredner u. a. Dr. Hexamer sagte in seiner Eröffnungsrede etwa folgendes: „Wie Bäche, die einer Quelle entstammen, sich aus natürlichen Ursachen zeitweilig trennen, um sich später wieder zu einem gewaltigen Strome zu vereinigen, so haben sich auch in diesem Lande die verschiedenen Völker, durch deren Adern germanisches Blut fließt, wieder vermischt. Hier haben Deutsche, Briten, Schweden, Norweger, Dänen und Holländer, welche durch mächtige Wogen sozialer, politischer und religiöser Stürme an unsere Ufer geworfen wurden, sich mit den Elementen anderer Rassen zu einer großen Nation vereint. Die Zeit für einen germanischen Kongreß hätte nicht besser gewählt werden können, denn nie zuvor bestand ein so vorzügliches Einvernehmen und eine so allgemeine gegenseitige Achtung zwischen den germanischen Nationen als heute. Ein Kongreß wie dieser ist von großer historischer und wissenschaftlicher Bedeutung. Ja, ich möchte sagen, daß die wahre Geschichte des amerikanischen Volkes nicht geschrieben werden kann, weil wichtige historische und ethnographische Data noch nicht gesammelt worden sind. Was in dieser Richtung getan werden kann, hat die Expedition der deutsch-amerikanischen historischen Gesellschaft durch ihre Nachforschungen in einem kleinen Teil von Pennsylvanien bewiesen. Es ist höchste Zeit, daß die Bundes- und Staatsbehörden zur Erkenntnis der Wichtigkeit dieser Arbeiten gebracht werden, ehe wertvolle Urkunden und Reliquien verschwinden. Darauf stellte Dr. Hexamer den ständigen Vorsitzenden Prof. Dr. Marion Learned von der Universität von Pennsylvanien vor. Er erklärte die Zwecke und Ziele des Kongresses und wies auf die Geschichte des Deutschtums in den Vereinigten Staaten hin, die leider große Lücken aufweise, aber zeige, daß die deutsche Einwanderung viel zur Förderung der geistigen und wirtschaftlichen Entwicklung des Landes beigetragen habe. Es folgten Reden von Professor Dr. Otto Heller von der Washingtoner Universität, Dr. Enarder von Chicago, Vorsitzer der schwedischen Abteilung, und von Gerrit H. Ten Brock von St. Louis, Vorsitzer der holländischen Abteilung. Die während des Tages gehaltenen Vorlesungen waren sehr interessant und belehrend. Der erste Platz auf dem Programm war Herrn Professor Hanwe Deiler von der Tulane-Universität, New-Orleans, eingeräumt worden; er hielt einen historischen Vortrag über „Die ersten Deutschen am Mississippi und die Creolen deutscher Abstammung". Redner wies an der Hand zuverlässiger Daten nach, daß der erste Deutsche, der sich am unteren Mississippi niederließ, ein Gefährte des Reisenden und Entdeckers Lasalle war. Herr Emil Mannhardt aus Chicago sprach über „die Mischung der Deutschen mit den anderen Bevölkerungselementen in den Vereinigten Staaten"; nach seiner Ansicht macht diese Vermischung keine oder nur unwesentliche Fortschritte, weil sich überall eine Neigung der deutschen Kinder zeige, sich mit Angehörigen ihres eigenen Stammes zu verehelichen. Professor B. J. Hoffmann von der Universität Missouri hielt einen schöngeistigen Vortrag über Grillparzers Drama „König Ottokars Glück und Ende" im Verhältnis zu den früheren dichterischen Bearbeitungen des gleichen Stoffes. Ihm folgte Frau Fernande Richter (Edna Fern) mit einem Vortrag über „Die deutsche Frau in Amerika". Die deutsch-amerikanische Schriftstellerin spendete Lob, sprach aber auch scharfen Tadel aus, indem sie rügte, daß die deutsche Frau in Amerika nur zu oft selbst die Schönheiten ihrer Sprache unterschätze und mit den Kindern lieber ein schlechtes Englisch radebreche, anstatt mit ihnen ein reines Deutsch zu sprechen, ihnen die Muttersprache und deutsche Lieder zu lehren. Die Abhandlungen von Dr. Davis von der Pennsylvania-Universität über „Uebersetzungen deutscher Gedichte in amerikanischen Zeitschriften in den Jahren 1740 bis 1810" und von Dr. A. Busse von der Northwestern-Universität in Chicago über „Die deutsche Kirche und das Deutschtum in Amerika" wurden dem Druck überwiesen, ohne verlesen zu werden. Dr. Busse hielt zur Erklärung seiner Abhandlung eine Ansprache, in der er sein Bedauern darüber aussprach, daß immer mehr deutsche Kirchen in den Vereinigten Staaten ihre deutschen Schulen eingehen lassen und auch englischen Gottesdienst einführen.

Kleinere Mitteilungen.

∽ **Assyriologisches.** Das Britische Museum hat anlängst eine sehr wertvolle Keil-Inschrift erworben. Es ist eine Tafel von Tukulti-Ninip, der etwa um 1275 v. Chr. über Assyrien regierte und Babylonien in der Zeit der Kassiten-Dynastie eroberte. Die Tafel wurde in der Nähe von Kaleh-Shergat entdeckt und wird bald mit vollständiger Uebersetzung und Transkription von Leonard W. King herausgegeben werden.

✕ **Medizinisches.** Aus Baden-Baden, 3. Okt., wird uns geschrieben: Die balneologischen Kurse für Aerzte, welche die Großherzogliche Badanstalts-Kommission veranstaltet, haben heute ihren Anfang genommen. 32 Aerzte aus den verschiedensten Teilen Deutschlands, aus Oesterreich und der Schweiz haben sich dazu eingefunden; die Beteiligung ist mithin noch stärker als im vergangenen Jahre. Den einleitenden Vortrag über die Behandlung von Erkrankungen der Kreislauforgane mit physikalischen Heilmitteln hat Geh. Rat Prof. Baeumler von der Universität Freiburg gehalten. Den Teilnehmern an den Kursen hat Dr. Rößler eine recht hübsche Gabe gewidmet: eine von ihm verfaßte Schrift über die Geschichte der Bäder von Baden-Baden. Das mit Illustrationen geschmückte Werkchen beruht auf Quellenforschungen und hat wissenschaftlichen Wert. Der hiesige Hilfsausschuß für kranke und verwundete Krieger hat seinerzeit, wie berichtet wurde, mit Genehmigung der Großherzogl. Regierung den russischen und japanischen Gesellschaften vom Roten Kreuz die hiesigen Badanstalten zur Verfügung gestellt. Darauf ist nun auch von japanischer Seite, und zwar von dem Präsidenten der Gesellschaft vom Roten Kreuz, Grafen M. Matsukata, ein sehr verbindliches Danksagungsschreiben hier eingegangen. Es heißt in dem bezüglichen Schreiben, das in englischer Sprache abgefaßt ist: „Ihr freundliches Anerbieten, unsere verwundeten Soldaten in Ihrem schönen Badeorte aufzunehmen, ist uns ein hochzuschätzender Beweis, daß Sie Ihr Mitgefühl auch auf unsere Krieger erstrecken."

ct. Der erste Kongreß der Internationalen Gesellschaft für Chirurgie wird im September nächsten Jahres unter dem Vorsitz von Professor Kocher (Bern) in Brüssel abgehalten werden. Die Versammlung, an der nur die Mitglieder der Gesellschaft teilnehmen dürfen, wird sich ausschließlich mit den vorher auf die Tagesordnung gesetzten Fragen beschäftigen. Das Programm liegt bereits vor und umfaßt besonders Beratungsgegenstände, deren Organisation von mehreren erwählten Sachverständigen eingeleitet werden wird. Diese Fragen sind: Der Wert der Blutprüfung in der Chirurgie, Referent u. a. Professor Sonnenburg (Berlin), Behandlung der Wucherung der Vorsteherdrüse, chirurgische Eingriffe bei nichtkrebsartigen Erkrankungen des Magens, Referent u. a. v. Eiselsberg (Wien), Behandlung der Gelenktuberkulose, Referent u. a. Professor Bier (Bonn), Behandlung der Bauchfellentzündung, Referent u. a. Professor Friedrich (Leipzig), und Diagnose der chirurgischen Erkrankungen der Niere.

✕

Hochschulnachrichten.

* **Straßburg.** Der Lehrer der Naturwissenschaften am Bischöflichen Gymnasium zu Bitsch Prof. Jakob Kieffer wurde von der Universität zum Ehrendoktor ernannt. Prof. Kieffer hat sich namentlich durch Veröffentlichungen auf entomologischem Gebiet in Fachkreisen einen geachteten Namen gemacht.

hc. **Bonn.** Die evangelisch-theologische Fakultät hat den Präsidenten des Konsistoriums der Rheinprovinz, Konsistorialpräsidenten Dr. Eduard Grundschöttel zu Koblenz, anläßlich seines Uebertritts in den Ruhestand zum Dr. theol. ernannt.

* **Jena.** Die juristische Fakultät der Universität ernannte den Präsidenten des thüringischen Oberlandesgerichts Geh. Justizrat Unger anläßlich des 25jährigen Jubiläums dieses Gerichtes zum Ehrendoktor.

* **Wien.** Der Privatdozent Dr. Max Neuburger wurde zum außerordentlichen Professor der Geschichte der Medizin, der Privatdozent Dr. Friedrich Schlagenhaufer zum außerordentlichen Professor der pathologischen Anatomie ernannt.

hc. **Basel.** Die juristische Fakultät der Universität Bonn hat dem Rechtshistoriker Professor Dr. Andreas Heusler zu seinem 70. Geburtstage eine Glückwunsch-Adresse übersandt. (Vgl. Nr. 225.) Aus dem gleichen Anlaß wurde der Jubilar von Seite der staatswissenschaftlichen Fakultät der Universität Tübingen zum Ehrendoktor ernannt.

hc. **Von technischen Hochschulen.** Der Vorsteher des Bakteriologischen Instituts für Tierseuchen der Landwirtschaftskammer für die Provinz Schleswig-Holstein, Tierarzt Dr. Ernst Joest in Kiel, ist zum Professor für pathologische Anatomie an der Tierärztlichen Hochschule zu Dresden ernannt worden.

* Prof. Dr. Kurlbaum, Mitglied der Physikalisch-technischen Reichsanstalt, ist zum etatsmäßigen Professor der Physik an der Technischen Hochschule zu Berlin ernannt worden. Er wird dort der Nachfolger Prof. Paalzows, der in den Ruhestand getreten ist. — Der ordentliche Professor der Landwirtschaft an der Technischen Hochschule zu München Dr. Karl Leisewitz wurde auf Ansuchen nach zurückgelegtem 70. Lebensjahre in den dauernden Ruhestand versetzt, der außerordentliche Professor dieses Faches an der genannten Hochschule Dr. Karl Pott zum ordentlichen Professor der Landwirtschaftslehre unter Erstreckung seiner bisherigen Lehraufgabe auf allgemeine Tierzuchtlehre ernannt.

✕

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Dr. W. Silberschmidt, Rat am kgl. Landgericht Aschaffenburg, Vorsitzender der Kammer für Handelssachen: Die deutsche Sondergerichtsbarkeit in Handels- und Gewerbesachen, insbesondere seit der französischen Revolution. Ein Beitrag zur Frage der Laiengerichte. Stuttgart 1904. Ferdinand Enke. 280 S. — Prof. Dr. Ludwig Pohle: Die Entwicklung des deutschen Wirtschaftslebens im 19. Jahrhundert. Fünf Vorträge. (Aus Natur- und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 57. Bändchen.) Leipzig 1904. B. G. Teubner. 132 S. — Unser Vaterland Japan. Ein Quellenbuch, geschrieben von Japanern. Leipzig 1904. C. A. Seemann. 720 S. — Karl Robert Schmidt: Würfel. Gedichte. Strassburg 1904. Joseph Singer. 86 S. — Wilhelm Bölsche: Weltblick. Gedanken zu Natur und Kunst. Dresden 1904. Karl Reissner. 351 S. — Max Schumm: Der Parlaments-, Geschäfts- und Telephon-Stenograph. (Mein künftiger Beruf. Praktische Anleitung zur Berufswahl.) Leipzig. C. Lange. 23 S. — Bruno Sasse: Barthel. Ein dramatisches Gedicht. Strassburg i. E. 1904. Joseph Singer. 160 S. — Leo Nelardey: Welkes Laub. Verse. Ebenda 1904. 35 S. — Max Zeiss: Ragnarök. Eine philosophisch-soziale Studie. Ebenda 1904. 77 S. — Hermann Barth: Das Geschmeide. Schmuck- und Edelsteinkunde. (Zweiter Band: Das Material des Schmuckes. Mit einer farbigen Tafel: Die Edelsteine und acht Vollbildern.) Berlin. Alfred Schall. 371 S. — Franz Settegast, a. o. Professor für romanische Sprachen an der Universität Leipzig: Quellenstudium zur galloromanischen Epik. Leipzig 1904. Otto Harrasowitz. 395 S. — Heinrich Mauritius: Richter Mensch. Ein Schauspiel in fünf Aufzügen. Strassburg i. E. 1905. Joseph Singer. 213 S. — Hermann Lorenzen: Das Bildnis. Novelle. Ebenda 1904. 62 S. — Franz Hochheiser: Aus tiefer Not. (Vandamme vor Neisse.) Ein Schauspiel. Ebenda 1905. 157 S. — Fritz Halbach: Blühen und Glühen. Gedichte. Ebenda 1904. 158 S.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Technische Briefe.

XII.

Die Entwicklung der elektrischen Schnellbahn.

Im vorigen Herbst erregten die Resultate, die auf der Versuchsstrecke Marienfelde—Zossen mit der elektrischen Schnellbahn erreicht wurden, das berechtigte Aufsehen aller Welt. Die Tagespresse brachte von Zeit zu Zeit Notizen über die Fortschritte der Versuche. Man erfuhr aber — auch in den Fachblättern — lange Zeit nichts anderes als die Ergebnisse, welche Geschwindigkeiten erreicht wären, wieviel Volt Spannung der Betriebsstrom habe, welchen Einfluß die hohe Geschwindigkeit auf den Eisenbahnunterbau ausübe, oder es wurden Photographien des Wagens gebracht, welcher mit der Geschwindigkeit von 210 Kilometer in der Stunde gefahren war, u. s. w.

Ueber die motorischen Einrichtungen, die Stromzuführung und deren Schwierigkeiten und die tatsächlichen Betriebserfahrungen drang nichts in die große Oeffentlichkeit, so daß diejenigen Kreise, die den Versuchen ferner standen, nichts darüber erfuhren, was heutzutage auch den technisch gebildeten Laien in hohem Maße interessiert, nämlich die Erklärung der Vorgänge, das Wie und Warum.

Hierüber sind meines Wissens in diesem Sommer zum erstenmal nähere Angaben veröffentlicht, und zwar von dem Leiter der Versuche selbst, Herrn Oberingenieur W. Reichel (Berlin).[1] Diese Ausführungen erregen um so mehr das allgemeine Interesse, als sie sowohl einen historischen Rückblick über die früheren und ersten Versuche der Nutzbarmachung des elektrischen Stromes zur Zugbeförderung geben, als auch die verschiedenen bisher vorgeschlagenen Systeme kritisch beleuchten. Die Betriebsverhältnisse der elektrischen Straßenbahnen sind ausreichend geklärt, so daß zur Zeit hierbei neue Probleme nicht zu lösen sind. Die Vollbahnen bieten aber neue Schwierigkeiten. Die Verhältnisse sind hier derart verschieden von denjenigen der Straßenbahnen, daß eine direkte Anwendung der gesammelten Erfahrungen oder eine Anlehnung an dieselben nicht möglich ist. Es blieb daher nur der Versuch übrig, um festzustellen, ob es praktisch durchführbar ist, Vollbahnen elektrisch zu betreiben. Diese Versuche angeregt und teilweise mit großen Aufwendungen durchgeführt zu haben, ist das unstreitige Verdienst der Firma Siemens u. Halske, Berlin. Hierzu war eine jahrelange Reihe von umfangreichen Arbeiten erforderlich.

Bereits 1897 hatte die Firma den Bau einer Versuchsbahn in Aussicht genommen, und zwar sollte diese eine Schnellbahn sein, da, wie man wußte, mit der Steigerung der Geschwindigkeit die aufzuwendende Leistung sehr rasch wächst und zu erwarten stand, daß beim Schnellbetrieb außerdem die Ansprüche an die Fahrbahn, die Zuleitung des Betriebsstromes, die Sicherung des Betriebes u. a. m. besondere Schwierigkeiten bereiten würden.

Die Steigerung der notwendigen Leistung bei Zunahme der Geschwindigkeit läßt sich am besten an Hand von Beispielen erläutern: Ein Zug der Berliner Hoch- und Untergrundbahn, bestehend aus vier Wagen von insgesamt 90 Tonnen Gewicht, braucht eine elektrische Höchstleistung von 500 bis 600 Kilowatt, gleich rund 665 bis 800 Pferdestärken. 800 bis 1000 Kilowatt Höchstleistung waren erforderlich für die elektrischen Versuchszüge auf der Wannseebahn, die vom August 1900 bis Juli 1902 in Betrieb waren. Hier war aber ein Gewicht von etwa 230 Tonnen, also das Zweieinhalbfache des Gewichts des Hochbahnzuges, zu beschleunigen, und die höchste Geschwindigkeit betrug 50 Kilometer in der Stunde. Der verhältnismäßig hohe Stromverbrauch bei der Hochbahn hat seinen Grund teilweise in den kurzen Stationsabständen von 800 Meter im Mittel, weil zum Anfahren am meisten Kraft verbraucht wird und diese um so größer wird, je größer die Beschleunigung werden muß.

Dagegen braucht ein Vollbahnzug für 150 bis 200 Kilometer Geschwindigkeit in der Stunde und 250 Tonnen Gewicht für die Hauptanfahrperiode eine Leistung von 2000 bis 3000 Kilowatt, d. h. bis zu 4000 Pferdestärken, also ganz erheblich mehr als der langsame Vorortzug von ungefähr dem gleichen Gewicht. Es sind bei 1000 Volt Gleichstrom demnach 2000 bis 3000 Ampère[2]) durch die Stromabnehmer hindurchzuleiten. Letztere müßten einen solchen Querschnitt bekommen, daß sie für die Hindurchleitung der obigen hohen Ampèrezahl genügen, sie müßten ganz unzulässig schwer werden.

In Erkenntnis dieser Tatsachen und Schwierigkeiten war zunächst zu untersuchen, ob man nicht mit Hochspannung arbeiten könne. Hochgespannter Gleichstrom kann für den Bahnbetrieb vorteilhaft nicht verwendet werden. Zur Zeit des Anfangs der Versuche gab es noch nicht den brauchbaren Motor für einphasigen Wechselstrom, über

---

[1]) Elektrotechnische Zeitschrift 1904, Heft 23.

[2]) Die elektrische Arbeit, gemessen in Watt, ist gleich Stromstärke, gemessen in Ampère mal Spannung, gemessen in Volt. Ein Kilowatt = 1000 Watt ist also z. B. = 500 Volt mal 2 Ampère u. s. w. Eine Analogie kann man sich durch einen Vergleich mit Wasser bilden. Wie man sich leicht vorstellen kann, ist die Arbeit eines Wasserstromes in einer gewissen Zeit abhängig von der Geschwindigkeit und der Menge desselben, und zwar ist sie gleich dem Produkt beider Größen. Die Arbeit ist die nämliche, wenn ich 1 cbm Wasser = 1000 kg mit der Geschwindigkeit von 0.5 m, oder ob ich 50 Liter = 50 kg Wasser mit einer Geschwindigkeit von 10 m wirken lasse, nämlich in beiden Fällen: 1000 kg mal 0.50 m oder 50 kg mal 10 m = 500 Meterkilogramm in derselben Zeit, u. s. w.

den an dieser Stelle bereits früher berichtet worden ist. Dagegen war der Dreiphasen-Wechselstrom oder der sogenannte Drehstrom in vielen Fällen des stationären Betriebes als brauchbar und vorteilhaft erkannt worden, und deshalb wurde von Wilhelm v. Siemens in Aussicht genommen, Drehstrom von 10,000 Volt und mehr bei den Versuchen zu verwenden. Bei einer Versuchsstrecke konnten ja auch die Schwierigkeiten umgangen werden, welche durch die Notwendigkeit der Zuleitung des Stromes durch drei Leitungen[3]) im Betriebe bei Weichen u. s. w. erwachsen.

Bei einer Leistung von 2000 Kilowatt, die wie oben ausgeführt wurde, für den Betrieb einer Vollbahn mit hoher Geschwindigkeit nötig ist, ergeben sich nun bei der obigen Spannung von 10,000 Volt Verhältnisse, die technisch beherrscht werden können.

In den Jahren 1898—1899 wurde eine solche Versuchsbahn in der drei Kilometer langen Teltower Straße zwischen Groß-Lichterfelde und Zehlendorf ausgeführt. Es mußte zum Bau einer besonderen Strecke geschritten werden, weil die Behörden es nicht für angängig erachtet hatten, über einer gewöhnlichen Bahnstrecke Leitungsdraht zu spannen. Außer der Bestätigung der bereits bekannten Eigenschaften des Drehstromes gipfelten die bei den Versuchen erzielten Erfolge darin,[4]) daß es gelungen ist, die zum Betrieb der Fahrzeuge erforderliche elektrische Energie bei einer Hochspannung von 2000 bis 10,000 Volt von der Arbeitsleitung abzunehmen und entweder unmittelbar oder transformiert dem Motor zuzuführen. Die getroffenen Einrichtungen erwiesen sich als zuverlässig.

Es war damit die Grundlage zur Verwendung der hochgespannten Wechselströme gelegt worden, und mit der Nutzbarmachung der gewonnenen Resultate beginnt eine neue Periode der Entwicklung.

Im Jahre 1901 baute Siemens im Auftrage der inzwischen gebildeten Studiengesellschaft die vervollkommnete Leitungsanlage für Hochspannung von 15,000 Volt auf der Strecke Marienfelde—Zossen. Im Oktober 1901 begannen die Fahrversuche mit je einem Wagen von Siemens u. Halske und der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft bei welchen Geschwindigkeiten bis zu 160 Kilometer erreicht wurden. Hierbei erwies sich die Einrichtung der Wagen zwar als gut, aber der Oberbau mußte verstärkt werden, während welcher Arbeit weitere zwei Jahre vergingen.

Im Jahre 1903 wurden dann die Versuche wieder aufgenommen, zuerst mit einer Geschwindigkeit von 145 Kilometer, dann mit 200 und zuletzt mit 210 Kilometer in der Stunde! Es ist kein Wunder, daß nach Beendigung dieser „historischen Fahrt“ die Teilnehmer sich die Hände schüttelten und sich zu dem gewaltigen Erfolg beglückwünschten. In der Tat, seit der Inbetriebsetzung der ersten elektrischen Lokomotive vor nunmehr 25 Jahren von 110 Volt Spannung und 10 Pferdestärken ist von deutscher Intelligenz und deutscher Schaffenskraft Gewaltiges in der Entwicklung des elektrischen Bahnbetriebes geleistet worden!

Bei diesen hohen Geschwindigkeiten bereiten die Stromabnahme und die Stromabnehmerbügel besondere Schwierigkeiten. Sie müssen bei genügendem Querschnitt für das Hindurchlassen des Stromes außerordentlich leicht und nachgiebig sein, um stets an der Arbeitsleitung anzuliegen bezw. an ihr zu schleifen. Treffen die obigen Voraussetzungen nicht zu, so wird die Leitung in Schwankungen versetzt und es treten Unterbrechungen in der Stromabnahme ein. Es ist im Laufe der fünfjährigen Arbeit aber gelungen, die Hochspannungsanlage und die Stromabnehmer für den Schnellbetrieb endgültig zu vollenden: Die drei Arbeitsdrähte sind übereinander angeordnet und die aus zwei federnden Gelenken gebildeten Abnehmerbügel gleiten seitlich an diesen entlang. Jeder Draht ist an jedem Aufhängepunkt mit einer Schleife um einen senkrechten Schutzdraht geführt, der mit der Erde verbunden ist. Reißt der Fahrdraht, so berührt die Schleife den Schutzdraht, es tritt Kurzschluß ein und die Strecke wird stromlos. Auf diese Schleifen haben sich aber öfters auch Vögel gesetzt und durch Berührung des Schutzdrahtes Kurzschlüsse verursacht, wobei sie zwar ihre Unkenntnis der Sicherheitsvorschriften mit dem Tode büßten, aber auch Betriebsstörungen verursachten. Reichel kommt nun zu dem Schlusse, daß man an Hand der gesammelten Erfahrungen für die zukünftigen Ausführungen elektrischer Vorort- und Vollbahnen folgendes zu beachten haben wird:

Für Vorortbahnen scheidet der Drehstrom von vornherein aus, und zwar sowohl wegen der großen Komplikationen, die durch die notwendigen drei Leitungen an den Weichen und Kreuzungen entstehen, als auch wegen der großen Verluste bei dem oft zu wiederholenden Anfahren auf einer verhältnismäßig kurzen Strecke. Daher kommt für diesen Betrieb nur der Gleichstrom oder der einphasige Wechselstrom in Frage.

Die Stromzuführung des Gleichstromes kann bei Mittelspannungen bis zu 1000 Volt durch die sogenannte dritte Schiene und die Rückleitung durch die Fahrschienen erfolgen. Für größere Bahnen geschieht dabei die Stromzuführung in der Weise, daß man hochgespannten Wechselstrom im Zentral-Kraftwerk erzeugt und von da zu Unterstationen leitet, wo derselbe in Gleichstrom umgeformt wird.

Will man die Spannung erhöhen bis zu 2000 Volt und mehr, so muß man zur oberirdischen Zuleitung übergehen, wobei die Rückleitung auch durch die Fahrschienen erfolgt. Die Elektromotoren können nun aber für Gleichstrom nicht gut mit einer höheren Spannung als 1000 bis 1500 Volt betrieben werden. Deswegen muß man bei den obigen hohen Spannungen zwei Motore dauernd hintereinander schalten, so daß auf jeden die Hälfte der Spannung entfällt.

Für den einphasigen Wechselstrom bestehen zur Zeit, wie in dem letzten Technischen Brief ausgeführt ist, große Aussichten, eine größere Anlage ist aber noch nirgends ausgeführt worden.

Was nun die Leitungen selbst anbetrifft, so sind diese für den Wechselstrom oder hochgespannten Gleichstrom ungünstiger. Bei Rauhreif und Glatteis z. B. stellt sich die dritte Schiene bei Gleichstrom von Mittelspannung widerstandsfähiger heraus, sie kann durch Schneebürsten gereinigt werden, auch kann man die Stromabnehmerbürsten mit größerer Gewalt aufdrücken. Den Druck des Stromabnehmers an einer Oberleitung kann man aber nicht wesentlich steigern. Jedoch lassen sich Einrichtungen treffen, durch welche der Fahrdraht durch Betriebsstrom erwärmt und dadurch von Schnee und Eis befreit werden kann.

Zu Reparaturen müssen einzelne Teile der Leitung ausschaltbar sein. Telephonstörungen und Störungen im Blockbetrieb sind bei Wechselstrom größer, wie die Schnellbahnversuche in Lichterfelde gezeigt haben. Um diese wirkungslos zu machen, muß man zu einer besonderen Anordnung der Kabel schreiten.

Die Einführung des elektrischen Betriebes auf unseren Eisenbahnen ist nach dem Stande der heutigen Entwicklung nur eine Frage des Kostenpunktes. Hierüber, sowie über die Aufgaben und Ziele der elektrischen Eisenbahnen im Vergleich zu den Dampflokomotiven macht v. Borries die folgenden interessanten Angaben:[5])

Mit der Dampflokomotive kann man auch viel schneller fahren, als man es jetzt allgemein tut. Es sind bereits Geschwindigkeiten bis zu 140 Kilometer erreicht. Gut gebaute, fünfachsige Lokomotiven bewegen sich auch bei dieser Geschwindigkeit sicher und ruhig. Ein Anlaß, die Fahrtgeschwindigkeit zu steigern, liegt überall da vor, wo eine Konkurrenz vorhanden ist, wie an der West- und Ostküste Englands und in Amerika, wo für alle Hauptstrecken mehrere Bahnen existieren. Die Geschwindigkeit steigt aber auch hier nur bis auf 100 Kilometer in der Stunde. Man fährt deswegen nicht schneller, weil die Kosten zu hoch werden und sich ein schnelleres Fahren bei den üblichen Tarifen nicht rentiert. Schnellere Fahrten, die, wie oben

[3]) Die in Nr. 218 der Beilage enthaltene Angabe, daß hierfür mindestens zwei Leitungen gebraucht werden, beruht auf einem Schreibfehler.

[4]) Elektrotechnische Zeitschrift 1900, Heft 28.

[5]) Zeitschrift des Vereins deutscher Ingenieure 1904, Heft 26.

angedeutet, gelegentlich gemacht sind, haben mehr den Charakter von reinen Sportleistungen. Neuerdings werden Versuche darüber angestellt, ob eine Geschwindigkeitssteigerung bei Verwendung von überhitztem Dampf zu günstigeren wirtschaftlichen Resultaten führen kann. (Wenn diese Versuche weiter fortgeschritten sind, soll nicht unterlassen werden, an dieser Stelle darüber zu berichten.)

Die Dampflokomotiven können also so ausgebildet werden, daß man eine Fahrtgeschwindigkeit von 100 Kilometer in der Stunde erreichen kann. Allerdings ist der Betrieb nur dann wirtschaftlich, wenn große, schwere und dementsprechend natürlich nur wenige Züge in großen Abständen gefahren werden. Hierzu müssen die Lokomotiven eine große Heizfläche, vier Zylinder und eine zugeschärfte Vorderwand haben, um den Luftwiderstand zu verringern. Auch die Wagen sind zu diesem Zwecke möglichst glatt zu gestalten und alle vorspringenden Ecken und Leisten zu vermeiden. Mit einer derartigen Geschwindigkeit könnte man sich im allgemeinen wohl zufrieden geben.

Die elektrische Schnellbahn verfolgt andere Ziele als der Dampf. Erstere will eine häufige Verbindung in kürzeren Zwischenräumen mit erheblich größerer Geschwindigkeit erreichen, also etwa den Vorortverkehr auf weitere Strecken ausdehnen. Die hierbei zu erwartende Steigerung des Personenverkehrs wird allerdings nicht in dem Maße eintreten, wie beim Uebergang der Postkutsche zur Eisenbahn, denn der Personenverkehr hat schließlich doch auch nur begrenzte Bedürfnisse, über die hinaus selbst die besten Verkehrsgelegenheiten nichts nützen würden.

Bei einem derartigen Betriebe wird man die Wagen möglichst leicht machen können und müssen, um das Geleise und den Unterbau zu schonen. Je schwerer der Wagen wird, desto größer ist nicht nur der senkrechte Druck auf die Schienen, sondern es wachsen auch die Lenkkräfte; der schwere Wagen wird in dem Bestreben, die einmal eingenommene Richtung beizubehalten, mit größerer Kraft auch einen seitlichen Schub auf die Schienen ausüben als der leichtere.

Für die Einrichtung neuer Linien für den elektrischen Schnellverkehr kommen nur solche Strecken in Frage, die mit den vorhandenen Zügen so stark belastet sind, daß sie für das Einschieben neuer Züge keinen Raum mehr bieten, die gewissermaßen am Ende ihrer Leistungsfähigkeit angelangt sind. Sollte nun hier mit dem Bau von Schnellbahnen begonnen werden, so würde zur Zeit noch ein anderer Faktor vielleicht hindernd wirken, nämlich die Behörden würden voraussichtlich zu hohe Anforderungen an die Sicherheit des Betriebes stellen. So z. B. wurde bei der Eisenbahn von Nürnberg nach Fürth seinerzeit von der obersten Gesundheitsbehörde verlangt, daß die Bahn auf beiden Seiten mit hohen Bretterzäunen versehen werde, „damit die Zuschauer durch das Ansehen der rasch vorbeifahrenden Züge nicht geschädigt würden"! Glücklicherweise wurden diese Zäune nicht ausgeführt, sonst, sagt v. Borries, hätten wir sie jetzt auf allen Bahnen.

Es handelt sich jetzt um eine gleiche Steigerung der Geschwindigkeit wie damals bei der Einführung der Dampflokomotive. Eine Fahrtgeschwindigkeit von 150 Kilometer in der Stunde würde vollständig ausreichen und auch zweckmäßig sein, da der Gewinn an Zeit bei einer Steigerung der Geschwindigkeit von 150 auf 200 Kilometer nicht so erheblich ist, daß die Schwierigkeiten und Kosten des Betriebes dadurch auch nur annähernd aufgewogen werden könnten. Bei dieser Geschwindigkeit von 150 Kilometer würden ferner die vorhandenen Schienenanlagen, bezw. der Unterbau, ausreichend sein, was als nicht zu unterschätzender Vorteil zu bezeichnen ist.

v. Borries wirft nun die Frage auf, auf welchen Strecken sich eine derartige Bahn wohl am besten einrichten ließe, und kommt zu dem Resultat, daß auf der Strecke Berlin-Hamburg ein vorzüglicher Fahrplan möglich ist, wenn man den Güterverkehr zu den Zeiten aussetzt, in welchen die Schnellzüge verkehren.

Besonders geeignet für Versuche im großen wäre die Strecke Berlin-Potsdam-Wildpark. Hier würde eine Geschwindigkeit von 120 Kilometer ausreichen, um von Potsdam nach Berlin in kaum einer Viertelstunde zu fahren. Hierdurch würde der Vorteil der Elektrizität als Zugkraft der Bevölkerung noch klarer vor Augen geführt werden können, als es bei der Hochbahn der Fall ist.

Eine Reihe von Linien unserer Eisenbahnen sind bereits so überlastet, daß über kurz oder lang doch noch weitere Geleise gebaut werden müssen. Entlastet man diese Strecken durch besondere Schnellbahnen von dem durchgehenden Schnellverkehr, so fallen damit die Züge fort, die den übrigen, den Güter- und Lokalverkehr am meisten beschränken. Es bleiben dann nur noch Züge mit geringen Geschwindigkeitsdifferenzen, die dann in entsprechend größerer Anzahl befördert werden können.

Wir wollen abwarten, inwieweit sich die Aussichten für die Verbesserung des Verkehrs verwirklichen werden. Hoffentlich dauert es nicht zu lange und wird nicht zu viel kostbare Zeit mit theoretischen Erörterungen hingebracht, damit das Ausland uns nicht zuvorkommt, sondern unserem Vaterlande der Ruhm bleibt, die erste Schnellbahn besessen zu haben, ebenso wie die grundlegenden Versuche hierzu durch deutsche Ingenieure und deutsches Kapital durchgeführt worden sind.

E. Wrobel.

Der Glaubenskampf der protestantischen Landstände unter Herzog Albrecht V.

(Eine Entgegnung.)

Unter obigem Titel erschien in Nr. 215 der Beilage zur Allgemeinen Zeitung ein Aufsatz aus der Feder des gewiegten Historikers Otto Rieder, worin derselbe in geistvoller Weise den Kampf der lutherischen Landstände Bayerns um die Einführung des Protestantismus im Herzogtum schildert. Zugleich unterzog dabei der fachmännische Verfasser meine Promotionsarbeit: „Der Prozeß gegen die protestantischen Landstände in Bayern unter Herzog Albrecht V. 1564" einer eingehenden, verhältnismäßig wohlwollenden Kritik. Für diese seine Liebenswürdigkeit spreche ich dem genannten Herrn Reichsarchivrat hier meinen besten Dank aus. Wiewohl ich nun zwar keineswegs zur Kategorie derjenigen gehöre, welche aus Rechthaberei oder aus geistigem Hochmutsdünkel sich jeder besseren Belehrung unzugänglich erweisen, so kann ich doch nicht umhin, sowohl im Interesse der Forschung als auch in dem der Einschätzung meiner Arbeit gegen einzelne Auslassungen meines sehr geehrten Herren Rezensenten Stellung zu nehmen. Und ich glaube dabei wohl kaum zu weit zu gehen, wenn ich als Gesamturteil über die Riedersche Kritik meines Werkes die Behauptung an die Spitze meiner Replik stelle, daß es den Erörterungen des Autors nicht gelungen sein dürfte, meine Argumente für das Bestehen einer kirchenpolitischen Verschwörung des bayerischen Adels behufs Einführung der Reformation in den bayerischen Gauen entkräftet zu haben. Denn den Beweis des Gegenteils scheint er mir nicht erbracht zu haben. Es dürften vielmehr die Leser seiner Kritik eher meiner Ansicht beipflichten, besonders wenn sie die Worte des Herrn Referenten auf Seite 540 der Beilage lesen, wo er schreibt: „Allerdings ergibt sich ein treues, unentwegtes Zusammenstehen der Briefschreiber mit dem Ortenburger in Religionssachen, dabei sind bedrohliche Redensarten untergelaufen, Ausfälle auf die Person des Landesherrn, Hinweise auf Gärungen und Zusammenstöße in Nachbarländern als belehrende Beispiele, wie es bei fortgesetzter Unnachgiebigkeit im eigenen Lande gehen könnte, selbst heimliche nächtliche Zusammenkünfte sind vorgekommen und Flugschriften gegen die Staatsreligion verbreitet worden." Gerade in dieser Schilderung dürften sie unwillkürlich die untrüglichen Symptome eines bestehenden Komplotts erblicken. Selbst Rieders Ausruf: „Was ist doch zu allen Zeiten schon geschlossenen Briefen anvertraut worden, die ja nie für die Augen des darin Kritisierten berechnet sind!" ist eher ein Beweis für denn wider mich. Verständigen sich ja doch Verschworene über die Aus-

führung von Geheimaktionen gewöhnlich in geheimen Zusammenkünften oder zumeist mittelst vertraulicher Missive, deren Inhalt keineswegs für das breite Licht der Oeffentlichkeit und noch weniger für die Augen des durch ihre Umtriebe zu Tangierenden bestimmt sind. Werden dann solche Schreiben aufgefangen, dann spricht man von der Entdeckung einer Verschwörung. So verhielt es sich bei der Entdeckung der katilinarischen Verschwörung, so auch in unserem Fall.

Bringt man dann noch die obigen Faktoren in Verbindung mit der Geheimsprache der Angeklagten, worin von Aufruhr und Totschlag die Rede ist, so wird man sich der Annahme einer wirklichen Konspiration nicht verschließen können. Auch der Hinweis auf die Decknamen der späteren Illuminaten wird um so weniger als Milderungsgrund für die Angeschuldigten in die Wagschale geworfen werden können, da eben jene Illuminaten, die uns der Herr Rezensent im Engelsgewande präsentiert, durchaus keinen Klub von Harmlosen darstellten und ihre anarchistische Tendenz von der objektiven Forschung schon längst anerkannt wurde. Im Gegensatz zu Rieder glaube ich vielmehr daran festhalten zu müssen, daß Leute, welche eine Nomenklatur als Schutzmittel gegen Entdeckung durch die Staatsgewalt aus Furcht vor eventueller Strafe anwenden, denn doch deutlich zu erkennen geben, daß sie die Wege des Rechts bereits verlassen haben. Eine Latitude zwischen Bejahung und Verneinung der Religionsverschwörung des bayerischen Adels ist meines Erachtens völlig ausgeschlossen angesichts des Schuldbekenntnisses der Angeklagten. So gestand Pankraz v. Freiberg unumwunden ein, daß er wider den Landesfürsten verbrochen habe. Und derselbe bekannte, „der Herzog habe nichts mehr zu besorgen, da alles abgestellt sei". Auch die übrigen räumten ein, daß sie das Faktum der Rebellion begangen, indem sie den Grafen in seiner Widersetzlichkeit gegen den Herzog bestärkten. So tat dies Achaz v. Laiming in seinem Revers vom 4. August 1564, desgleichen Hans Christoph Paumgartner in seiner Verschreibung vom 15. Juli 1564, und Joseph Fröschl in seiner Kapitulation vom 15. August 1564. Ferner bekannte sich Pelkhofer in seiner Abbitte zur nämlichen Schuld. Wenn nun allerdings mein hochverehrter Herr Kritiker den Standpunkt Siegmund Riezlers, der in Band IV seiner Geschichte Bayerns nur von einer angeblichen Adelsverschwörung spricht, adoptiert, so hat er hierbei nur vom Rechte der freien Meinung Gebrauch gemacht, das ich ihm am wenigsten schmälern möchte. Indessen dürfte denn aber doch auf dieses Zeugnis kein so großes Schwergewicht zu legen sein, da eben der geniale Schöpfer der vorzüglichen bayerischen Geschichte sein Urteil über diesen hochwichtigen historischen Passus, wenn auch bona fide, auf ziemlich unzuverlässige Quellen aufgebaut hat, weshalb dasselbe der durchschlagenden Beweiskraft entbehrt. Hätte aber Riezler vor der Abfassung des vierten Bandes seiner bayerischen Geschichte die aktenmäßige Situation gekannt, so hätte er jedenfalls seinen früheren Standpunkt, wo er von einem Geheimbund jener Adeligen spricht, als den allein richtigen beibehalten. Vielleicht dürfte er bei einer eventuellen Neuauflage des genannten Bandes sein Gutachten über diesen Gegenstand in eine andere Form kleiden.

Mich dünkt es fast, als schreibe mein geschätzter Herr Referent selbst seinen Einwänden gegen meine Argumentation keine besiegende Ueberzeugungskraft zu, da er ja unumwunden zugibt, daß man über diese heikle Materie auch anderer Meinung sein kann. Und anderer Ansicht, d. h. meiner Anschauung ist neben früheren Verteidigern meiner These auch der als Forscher namentlich auf dem Gebiete der Reformationsgeschichte rühmlichst anerkannte Dr. N. Paulus, der in einer Rezension meiner Abhandlung (Literarische Beilage zur Kölnischen Volkszeitung Nr. 35) meine Beweise für das besprochene Adelskomplott für voll erbracht erachtete. Mögen andere, auch aus dem protestantischen Lager, ihm folgen und nach der Lektüre meines Werkes mir das Zeugnis ausstellen, daß ich den Nagel auf den Kopf getroffen! Das wäre der schönste Lohn meiner Arbeit. Soviel im allgemeinen.

Im besonderen wäre noch zu bemerken: Die Schuldlosigkeit des Grafen leitet der Herr Reichsarchivrat aus dem Inhalt des gräflichen Abbitteformulars ab, das in der Tat nichts von der Bezichtigung eines Hoch- und Landesverrats enthält. Allein, man darf dabei nicht vergessen, daß dasselbe für die Beurteilung der Schuld des Grafen keineswegs von allein ausschlaggebender Bedeutung ist. Läßt ja doch schon die Ontogenese des gräflichen Reverses erkennen, daß derselbe weiter nichts als ein Gnadenakt der Großmut Herzog Albrechts V. war, den der Monarch von Bayern nur dem Kaiser und dem Kurfürsten von Sachsen zuliebe, sowie der Verwandtschaft des Grafen zu Ehren übte, und zwar erst nach vielen, vielen Versöhnungsversuchen, die sich fast über zwei Dezennien hin ausdehnten. Es ist also die milde Form dieses Reverses keineswegs eine Folge der Schuldlosigkeit des Ortenburgers. Zudem wurde derselbe im Urteilstenor des Gerichtshofs mit dem Namen eines Rebellen gekennzeichnet. Daß dann ferner die Räte selbst dem Fürsten wiederholt zu größerer Milde rieten, ist leicht begreiflich. Es waren eben Freunde und frühere Kollegen der Angeklagten, die aus Mitleid deren selbstverschuldetes Los zu mildern wünschten. Wenn mir aber ferner der Autor zum Vorwurf macht, daß ich bei meiner Kritik der Prozeßliteratur namentlich gegen einen — es war dies Dr. Konrad Preger — entschieden zu schroff zu Felde gezogen, so muß ich mich gegen diesen Vorhalt nach Kräften wehren. Als Verteidiger des ungerecht angegriffenen Herzogs Albrecht V. ging ich nämlich bei meiner Polemik gegen Preger, dessen Persönlichkeit für mich hierbei völlig ausschied, von dem altbewährten, strategischen Grundsatze aus, daß man, um zu siegen, einer stürmischen Attacke eine ebenso schneidige, wenn nicht noch schneidigere Defensive entgegenwerfen muß. Nun waren aber Pregers Angriffe auf den Herzog sehr energisch und dazu noch völlig unberechtigt, und eben daraus resultierte die Notwendigkeit, sie auch ganz energisch abzuweisen. Und wenn ich ferner in breitester Ausführung gegen ihn vorgegangen, so hat dies seinen Grund darin, daß ich der Maxime huldige, den Gegner aus allen Positionen zu werfen, da ich eine halbe Arbeit für keine Arbeit halte.

Zu besonderer Freude gereicht es mir, daß mein geschätzter Kritiker meinen katholischen wie loyal-dynastischen Standpunkt mir nicht zum Vorwurf machen will. Weil ich nun aber die Vermutung habe, daß nicht alle Leser seiner Kritik sich auch seiner edlen Denkungsart anschließen dürften, und weil ich vielmehr befürchte, es möchten manche derselben, insofern ich als Katholik über einen Prozeß gegen Protestanten geschrieben, unter skeptischem Achselzucken über mich das Verdikt der Schwarzseherei und der Parteilichkeit fällen, so sehe ich mich gezwungen, zur Prophylaxe gegen einen derartigen Vorwurf hier meinen konfessionellen Standpunkt in historicis zu präzisieren und zwar also: Nie und nimmer werde ich bei der Bearbeitung von geschichtlichen Thematen, da wo ich auf eine Malträtierung des Rechts oder sonstige Defekte auf seiten der Katholiken stoße, dieselben deshalb, weil sie meine Glaubensbrüder sind, in den Mantel der Unschuld hüllen, oder umgekehrt über Protestanten nur wegen ihres Bekenntnisses als ungerechter Richter den Stab brechen. Denn ich halte dafür, daß mit dem Eingeständnis von Schwächen und Fehlern ganzer Nationen sowie einzelner Persönlichkeiten der Historie mehr gedient ist, als wenn man lediglich aus religiösen Motiven um jeden Preis die Helden seines Sujets sozusagen als Bewohner neutraler Zonen behandelt, auch da, wo sie es nicht verdienen. Tadel und Lob werde ich unter die Angehörigen jedes Glaubensbekenntnisses stets in gleich gerechtem Maße austeilen. Das mein historisches Programm für die Zukunft.

Für die neue, zweifelhafte Würde eines advocatus diaboli jedoch, mit welcher mich der Herr Reichsarchivrat bekleidet, kann ich ihm trotz aller Dankbarkeit für sein Referat kein Kompliment machen, da er mir hiermit eine Rolle zuweist, die spielen zu können ich mich für völlig unfähig erachte.

Am Schlusse meiner Replik angelangt, drücke ich nochmals dem von mir hochverehrten Herrn Reichsarchivrat

Otto Rieder unter herzlichstem Dank für die Rezension meiner Arbeit die Hand und scheide von ihm im Vertrauen, daß er als objektiver Historiker in seiner ritterlichen Denkart mir diese offene, ehrliche Aussprache nicht verargen möchte.

Dr. Karl Hartmann.

*

Antwort des Herrn Referenten.

Vorstehende Entgegnung kam mir nicht überraschend, da der hochgeschätzte Herr Verfasser schon bei den mündlichen Auseinandersetzungen über den Gegenstand, wobei ich aus meiner entgegenstehenden Meinung kein Hehl machte, offenherzig erklärte, er werde einer derartigen Kritik gegenüber seine Auffassung nach Kräften in Schutz nehmen. Nun hat er das redlich getan und ich nehme es ihm keineswegs übel, kann man es ja niemanden verdenken, wenn er öffentliche, ihm unberechtigt scheinende Angriffe oder Ausstellungen abzuwehren sucht. Indessen vermochten seine neuerlichen Ausführungen mich so wenig zu bekehren als sein Buch selbst. Ich habe letzteres, wie es sich bei einem so wichtigen Thema doppelt geziemt, durchaus nicht oberflächlich, sondern zum Teil wiederholt, ja kritische, von mir eingemerkte Stellen drei- bis viermal gelesen und im ganzen Zusammenhang überdacht, ehe ich meinen Standpunkt endgültig feststellte. Diesen aber nach allen Seiten zu rechtfertigen, hieße einen noch längeren Aufsatz schreiben, als ich ihn neulich gegenwärtigen Blättern übergab, um, des verehrten Autors Ansuchen um eine eingehendere Besprechung willfahrend, das gebildete und gelehrte Publikum auf sein ohne Zweifel hochverdienstvolles Werk nach Gebühr aufmerksam zu machen und zugleich des Kritikers Pflicht, die eigene Stellung zu kennzeichnen, nicht außer acht zu lassen. Und diese Stellung, die ich übrigens ganz bescheiden, ohne sie jemandem aufdrängen zu wollen, äußerte, ist seiner Auffassung nahezu entgegengesetzt. Viele Stellen seines Buches haben in mir den nachhaltigen Eindruck hinterlassen, daß der junge Forscher — selbstverständlich optima fide — manches zu sehr aufgebauscht und mildernde, aus Zeit und Persönlichkeiten sich ergebende Umstände zu wenig berücksichtigt hat. An Aufrichtigkeit der Gesinnung, die sich von einem ehrlichen Historiker ja von selbst versteht, fehlt es beiderseits nicht. Auch für mich scheidet bei Beurteilung historischer Dinge die eigene Konfession vollständig aus, und wie der geehrte Herr Verfasser von sich, so darf ich von mir getrost sagen, daß ich bei meinen eigenen Glaubensgenossen, den Protestanten, historische Schattenseiten mit gleicher Unparteilichkeit hinstellen würde. Aber beim besten Willen stehen sich hier zwei Ansichten gegenüber, wovon die eine die andere ausschließt. Ich finde in den Worten und Werken der Angeklagten höchstens Keime zu einer kirchenpolitischen Verschwörung, aus welchen sich bei günstigen Umständen eine solche entwickeln konnte, aber keine fertige Verschwörung, wie sie Herr Dr. Hartmann annimmt und beweisen will; dazu bietet mir der vorliegende Aktenbefund keine ausreichenden Belege — eine Ansicht, mit der sich die Seite 540 der Beilage gemachten Zugeständnisse wohl vereinigen lassen. Auch Professor Riezler hat trotz wiederholter Lektüre des Buches den Beweis für eine Adelsverschwörung nicht erbracht gefunden und ermächtigte mich ausdrücklich, dies hier zu erklären. Hinsichtlich der beispielsweise von mir angezogenen Illuminaten, die ich jedoch durchaus nicht — so wenig wie die in den Monstreprozeß verwickelten Adeligen — als „reine Engel" ansehe, stütze ich mich zumeist auf eine höchst lesenswerte Abhandlung des verstorbenen Göttinger Universitätslehrers Kluckhohn, mit seinen übrigen Aufsätzen und Vorträgen herausgegeben von K. Th. Heigel und Ad. Wrede, München und Leipzig 1894. Man vergesse dabei nicht, daß derartige Gärungen immer Reaktionen gegen Schäden der Zeit, gegen Bedrückungen in geistiger, religiöser oder politischer Hinsicht darstellen; leider aber pflegt jede Reaktion selbst wieder auszuarten.

Schließlich noch ein unbefangenes Wort über die Form der Polemik des Herrn Verfassers. Es ist ganz recht und billig, seinen Standpunkt mannhaft zu wahren; allein insbesondere mit seinem Hauptgegner (Dr. Preger) ist er entschieden zu animos verfahren, und größere Mäßigung in Ton und Ausdruck hätte seinen Argumenten sicher keinen Eintrag getan. — Doch damit genug. Möge gegenwärtiger Meinungsaustausch dazu beitragen, daß sich recht viele Leser in das die archivalischen Quellen zum erstenmal reich erschließende und dabei so billige Werk vertiefen; dann hat es das Beste gewirkt, was es wirken kann.

Otto Rieder.

Bücher und Zeitschriften.

Die Aufgabe einer Psychologie der Deutung als Vorarbeit für die Geisteswissenschaften. Vortrag, gehalten auf dem Kongreß für experimentelle Psychologie zu Gießen am 21. April 1904 von Dr. Th. Elsenhans, Privatdozent der Philosophie in Heidelberg. Gießen. J. Rickersche Verlagsbuchhandlung (Alfred Töpelmann) 1904. 26 Seiten.

Unter Deutung versteht der Verfasser „den Vorgang, in welchem wir aus sinnlich gegebenen Zeichen ein Geistiges erkennen und wiedergeben". Derartige Zeichen sind natürlich alle menschlichen Erzeugnisse, wie z. B. Kunstgegenstände, Geräte, wirtschaftliche Einrichtungen u. s. w.; die wichtigsten unter allen sind aber die Worte der Sprache, und insofern es sich um die Vergangenheit handelt, ausschließlich die geschriebenen Worte. Der Verfasser versucht nun mit einigen Grundlinien die Psychologie dieses Vorganges anzudeuten und ihn wissenschaftlich verständlich zu machen. Er weist erstens nach, welche grundlegende Bedeutung einer solchen psychologischen Einsicht in den Prozeß der Deutung für alle philosophischen Fächer und alle Geisteswissenschaften zukommt; dann unternimmt er es selbst, uns einen kurzen Einblick in die Elemente dieses Prozesses zu gewähren. Er beschränkt sich dabei fast gänzlich auf die Betrachtung der Deutung der uns von der Vergangenheit überlieferten Dokumente. — Das Ganze ist leider auch für einen Versuch zu knapp ausgefallen, es dient aber vorzüglich zur weiteren Anregung. Hoffentlich wird sich der Verfasser selber der dankbaren Aufgabe unterziehen, das hier nur Angedeutete weiter auszuführen.

B. L. W.

Napoleon I. im deutschen Drama. Ein Beitrag zur Technik des historischen Dramas von Dr. Hermann Gaehtgens-zu Ysentorff. Frankfurt a. M. 1903, Moritz Diesterweg.

Es ist begreiflich, daß die machtvolle Erscheinung Napoleons I. auch auf die deutschen Schriftsteller eine große Anziehungskraft ausübte und sie zu dichterischer Darstellung des großen Welteroberers reizte. Namentlich lag die Versuchung nahe, ihn zum Helden eines Dramas zu machen. So zahlreich aber auch die Versuche waren, Napoleon würdig auf die Bühne zu bringen, so ist es doch bis auf den heutigen Tag nicht geglückt, ein hervorragendes Napoleon-Schauspiel zu schaffen. Der Hauptgrund dafür ist, abgesehen von allen technischen Fragen, die bei Behandlung des schwierigen, großen historischen Stoffes in Betracht kommen können, einfach der, daß wir bis jetzt noch keinen der Persönlichkeit Napoleons I. kongenialen Dichter gehabt haben. Der einzige Grabbe hat in seinem „Napoleon oder die hundert Tage" ein Bühnenstück geschaffen, das die Mittelmäßigkeit übersteigt. Aber auch bei ihm tritt die Größe Napoleons nicht ins volle Licht. Sein Drama wird außerdem durch die zerrissene Anlage in seiner Wirksamkeit gestört, wenn sich auch in den einzelnen Szenen der bedeutende Dichter nie verleugnet. Bei den übrigen Schriftstellern, die die Figur Napoleons dramatisch verwerteten, sei es als Haupt- oder Nebenperson, als geschichtlichen Helden oder als Privatperson in einem intimen Liebesdrama, gibt sich zwar viel redliches Bemühen kund, aber meist wenig Können. Dr. Gaehtgens kann bei den 46 Bühnenstücken, die er bespricht, wenig Günstiges sagen, sehr oft aber das Gegenteil davon. Dadurch, daß die behandelten Dramen,

die uns sämtlich in einer ausführlichen Inhaltsangabe vorgeführt werden, fast durchweg minderwertige Produkte sind, gestaltet sich die Lektüre des Buches zu keiner erfreulichen. Ungeschmälert bleibt dabei das Verdienst des Verfassers, der mit großem Fleiß und steter Gewissenhaftigkeit über alle deutschen Napoleon-Dramen, die ihm erreichbar waren, berichtet und somit das Spezialgebiet der Napoleon-Literatur mit einer tüchtigen Arbeit erweitert. Das, was er über die Technik des historischen Dramas im allgemeinen sagt, ist wenig und unbedeutend.

Dr. Arnulf Sonntag.

✕

Allgemeine Rundschau.

Der gestirnte Himmel im Monat Oktober

(gültig für die Mitte des Monats und 10 Uhr abends).

Die Milchstraße zieht nunmehr in flach gewölbtem Bogen, nur wenig nördlich vom Scheitelpunkt vorüber, vom nordöstlichen zum westlichen Horizont, wobei sie den sichtbaren Teil der scheinbaren Himmelskugel in zwei nicht mehr ganz gleiche Hälften teilt. Die in ihr liegenden Sternbilder der Cassiopeja und des Cepheus gehen eben, nur einige Grad nördlich vom Zenitpunkt, durch den Meridian, während die im westlichen Arm der Milchstraße glänzenden Sternbilder des Adlers, des Schwans und der Leier mit dem durch ihre hellsten Sterne gebildeten Dreieck Atair-Deneb-Wega noch in halber Höhe zwischen dem Scheitelpunkt und dem westlichen Horizont stehen.

Im Nordwesten sind die Sternbilder der nördlichen Krone und des Herkules im Untergang begriffen. Im Südwesten stehen in geringer Höhe über dem Horizont die Sternbilder des Füllens, des Steinbocks mit dem Planeten Saturn, sowie das Sternbild des Wassermanns. Der südliche Fisch mit dem Stern erster Größe Fomalhaut steht noch tief im Süden. Nahe dem Meridian, etwa 20 Grad südlich vom Scheitelpunkt, bemerken wir das langgestreckte Sternbild des Pegasus; etwas südlich von diesem, gleichfalls im Meridian, steht das Sternbild der Fische, welchem der gegenwärtig in ihm weilende, überaus hellstrahlende Planet Jupiter einen ungewöhnlichen Glanz verleiht.

In mäßiger Höhe über dem südöstlichen Horizont erblicken wir das über einen Bogen von beiläufig 40 Grad in Rektaszension sich erstreckende Sternbild des Walfisches. Im Osten ist der Fluß Eridanus eben aufgegangen; in größerer Höhe steht daselbst das Sternbild des Stiers mit dem Stern erster Größe Aldebaran, dem hellsten Stern in der an der Gestalt eines V leicht erkennbaren Gruppe der Hyaden (Regensterne) und dem bekannten Sternhaufen der Plejaden. Fernerhin glänzen dort die Sternbilder des Widders, des Dreiecks und der Andromeda. Letztere steht dem Scheitelpunkt schon ziemlich nahe; in ihr befindet sich der bekannte, auch mit freiem Auge (als schwaches Lichtwölkchen) sichtbare, spindelförmig-langgestreckte Andromeda-Nebel, der nach neueren spektroskopischen Untersuchungen in Wirklichkeit ein spiralförmig angeordneter, optisch jedoch bis jetzt nicht auflösbarer Sternhaufen mit kontinuierlichem Spektrum ist.

Im nordöstlichen Arm der Milchstraße steht in mäßiger Höhe über dem Horizont das Sternbild des Fuhrmanns mit dem Stern erster Größe Capella und zwischen der letzteren und der Cassiopeja das an veränderlichen Sternen, Nebeln und sonstigen interessanten Objekten so reiche Sternbild des Perseus. Im Nordosten sind die Zwillinge eben im Aufgang begriffen; im Norden stehen, tief am Horizont und schier unheimlich weit auseinandergezogen, die Sternbilder des Großen Bären, des Luchses und der Jagdhunde.

Hoch am nördlichen Himmel steht, umgeben von den Sternbildern des Cepheus, des Drachen und der Giraffe, das Sternbild des Kleinen Bären mit dem hellen Polarstern.

Die Sonne bewegt sich im Laufe des Monats Oktober um rund 11 Grad in Deklination nach Süden; um die Mitte des Monats beträgt ihre Kulminationshöhe in unseren Breiten nur noch 33 Grad. Die Entfernung der Sonne von der Erde wird im Laufe des Monats um rund 175.000 Meilen kleiner, der scheinbare Durchmesser der Sonnenscheibe wächst dementsprechend von 31′ 57.6″ auf 32′ 14.3″ an.

Die Zeiten des Auf- und Untergangs der Sonne sind für München (in mitteleuropäischer Zeit):

Oktober	Aufgang			Untergang		
1.	6h	15m	früh	5h	52m	abends
8.	6	25	„	5	38	„
15.	6	35	„	5	24	„
22.	6	45	„	5	11	„
29.	6	56	„	4	59	„
31.	6	59	„	4	55	„

Die Tageslänge nimmt hiernach im Laufe des Monats Oktober um fast 1¾ Stunden ab und es treffen von dieser Abnahme, entsprechend dem negativen Anwachsen der „Zeitgleichung“, 44 Minuten auf die Morgen- und 57 Minuten auf die Abendstunden. Am Schluß des Monats beträgt die Tageslänge (der Tagbogen der Sonne) noch 9 Stunden 56 Minuten. Hierzu kommen am Morgen und Abend noch je 49 Minuten für die Dämmerung, so daß sich für Ende Oktober die gesamte Tagesdauer zu 11 Stunden 34 Minuten ergibt.

Die Phasen und Stellungen des Mondes im Monat Oktober sind folgende:

2. Oktober	8h	nachm.	Letztes Viertel
8. „	7	vorm.	Erdnähe (48,360 Meilen)
9. „	6	früh	Neumond
16. „	7	vorm.	Erstes Viertel
20. „	8	nachm.	Erdferne (54,650 Meilen).
24. „	12	mittags	Vollmond
31. „	12	nachts	Letztes Viertel

Die Zeiten des Mondauf- und -untergangs sind für München:

Oktober	Aufgang			Untergang		
1.	10h	7m	abends	12h	35m	mittags
8.	5	5	früh	5	28	abends
15.	1	1	mittags	10	29	abends
22.	4	40	nachm.	4	23	früh
29.	8	57	abends	11	26	vorm.
31.	11	1	nachts	1	2	nachm.

Eine am 27. Oktober stattfindende Bedeckung des Sterns erster Größe Aldebaran (Alpha im Stier) kann bei uns, da sie zur Mittagszeit eintritt, nicht beobachtet werden.

Die Sichtbarkeitsverhältnisse der großen Planeten sind auch im Monat Oktober noch ziemlich günstige.

Merkur erreicht am 1. Oktober seine größte westliche Elongation von der Sonne mit rund 18° und geht um diese Zeit reichlich 1¾ Stunden vor der Sonne auf, so daß er am östlichen Morgenhimmel (im Sternbild des Löwen) als Morgenstern bequem sichtbar ist. Im Laufe des Monats nähert er sich dann immer mehr der Sonne, kommt am 31. Oktober mit dieser in obere Konjunktion zu stehen und bleibt dann vorläufig unsichtbar. Am 8. Oktober steht er in Konjunktion mit der um diese Zeit äußerst schmalen Sichel des abnehmenden Mondes.

Venus geht am 9. Oktober durch den niedersteigenden Knoten ihrer Bahn; am 26. kommt sie in Konjunktion mit dem hellen Doppelstern Beta im Skorpion zu stehen. Sie geht anfangs Oktober schon ¾ Stunden, Ende Oktober aber erst 1¼ Stunden nach der Sonne unter, ist also, besonders in der zweiten Monatshälfte, als hellglänzender Abendstern am westlichen Himmel sichtbar.

Mars geht nunmehr im Monatsdurchschnitt schon 2½ Stunden nach Mitternacht auf. Er steht gegenwärtig gleichfalls im Sternbild des Löwen und kann, an seinem intensiv roten Lichte leicht erkennbar, bis nach Anbruch der Morgendämmerung am südöstlichen Himmel beobachtet werden. Am 6. Oktober kommt er in Konjunktion mit dem Monde zu stehen.

Jupiter ist noch immer rückläufig im Sternbild der Fische. Er kommt in der Nacht vom 18. auf 19. Oktober in Opposition zur Sonne zu stehen, befindet sich also gegenwärtig im Stadium seiner günstigsten Sichtbarkeit. In der Tat geht der alle Fixsterne an Helligkeit weit überstrahlende Planet durchschnittlich um 5½ Uhr abends auf und erst um 6¾ Uhr morgens unter, so daß er nunmehr, samt den vier hellsten seiner fünf Monde, die ganze Nacht hindurch bequem beobachtet werden kann. Am 23. Oktober kommt er in Konjunktion mit dem Monde zu stehen.

Saturn steht bei Einbruch der Dunkelheit schon relativ hoch am südlichen Himmel, nicht mehr weit von der Meridianlinie entfernt. Da der Planet durchschnittlich erst eine halbe Stunde nach Mitternacht untergeht, kann er, samt seinem Ringsystem, während der ersten Hälfte der Nacht immer noch unter ziemlich günstigen Umständen beobachtet werden.

Uranus steht nach dem Eintritt völliger Dunkelheit schon ziemlich tief am südwestlichen Himmel. Er geht dort schon gegen 8½ Uhr abends unter und kann daher nur noch während einiger Stunden (als Sternchen 6. Größe) wahrgenommen werden.

Neptun steht nach wie vor im Sternbild der Zwillinge. Er geht durchschnittlich um 9¼ Uhr abends auf und verweilt dann für den Rest der Nacht am Fixsternhimmel, ist jedoch wegen seiner geringen Helligkeit mit freiem Auge nicht wahrzunehmen.

Endescher Komet (1904, b). Der erst vor einigen Wochen in Heidelberg neu aufgefundene Komet ist noch äußerst lichtschwach und für direkte Beobachtung nur den größten Fernrohren zugänglich. Seine Sonnennähe wird er erst in den ersten Tagen des nächsten Jahres erreichen, seinen kleinsten Abstand von der Erde dagegen in der dritten Novemberwoche. Im Dezember wird er vielleicht mit freiem Auge sichtbar sein.

Sternschnuppen. Im Monat Oktober finden sporadische Sternschnuppenfälle von mehr oder weniger starker Frequenz statt, deren Ausstrahlungspunkte in der Cassiopeja, im Orion, im Drachen, im Stier, in den Fischen, in den Zwillingen und im Großen Bären, also fast über die ganze östliche Hälfte des Himmels verstreut, liegen. Am ausgeprägtesten sind wohl die scheinbar aus dem Orion kommenden Sternschnuppenfälle (die „Orioniden"), welche gegen den Schluß des Monats das Maximum ihrer Frequenz erreichen.

—rt—

Elias Holl in Mainz (1630—1632).

Im Oktoberheft der Zeitschrift für Bauwesen (Berlin, W. Ernst u. Sohn) veröffentlicht der bekannte Kunstgelehrte Prälat Dr. Friedrich Schneider eine Studie über das kurfürstliche Schloß zu Mainz und beantwortet so selbst eine wichtige Frage, die er in seiner Denkschrift zur Herstellung dieses vornehmen Renaissance-Denkmals (1897) aufwarf. Vom Schloßhof aus sieht man, zu Seiten einer Fensterverdachung des zweiten Stocks, zwei Medaillons von geringen Dimensionen (0.23.5 Meter, bezw. 0.24.5 Meter Durchmesser), Männerporträte im Kostüm des anfangenden 17. Jahrhunderts und schon in seiner Denkschrift sprach Dr. Frdr. Schneider die Ansicht aus, daß die Dargestellten nur die Baumeister des Schlosses sein könnten. Und diese Annahme bestätigt sich. In seiner Studie weist der unermüdliche Forscher mit stichhaltigen Gründen nach, daß das (heraldisch) linke Porträt, ein bärtiger, energischer Kopf mit gramdurchfurchten Zügen, niemand Geringeren darstellt als Augsburgs großen Baumeister Elias Holl. Vergleicht man die zahlreich erhaltenen Bildnisse Holls von Kilian, Kager, Strauch u. a., so schwindet jeder Zweifel über die Identität des Mannes. Aber noch ein anderes gibt zu denken; in seiner Selbstbiographie, die uns erhalten und die einen Teil der von ihm zusammengestellten Familienchronik ausmacht, ist der Lebensabschnitt, um den es sich hier handelt, es sind die Jahre 1630 bis 1632, mit schmerzlichen Reminiszenzen ausgefüllt. Holl bekleidete bis zum Jahre 1629 das Amt eines Augsburgischen Stadtbaumeisters und heute noch preisen das herrliche Rathaus, sowie zahlreiche Privathäuser den Namen ihres Erbauers. Allein er war auch überzeugungstreuer Protestant und so zwang ihn das in Augsburg rigoros durchgeführte Restitutionsedikt Kaiser Ferdinands II. vom März 1629, seine Stelle als Stadtbaumeister niederzulegen und in die Fremde zu gehen. Dort, so erzählt er uns, habe er „in das dritte Jahr" als „Privatmeister", das heißt wohl als abhängiger Bauleiter gearbeitet. Wo er aber in dieser Zeit gearbeitet hat, sagt er nicht. Doch liegt die Wahrscheinlichkeit sehr nahe, daß Fürstbischof Konrad von Gemmingen, für den Holl die prächtige Wilibaldsburg zu Eichstätt erbaute, den kunstfertigen Meister seinem nahen Verwandten, dem Erzbischof und Kurfürsten Anselm Casimir von Wambolt, empfohlen hat. Es mochte den stolzen Mann schwer drücken, der so wie so um seines Glaubens willen „in grausamer Gewissenbedrangnuß" lebte, das Brot eines Kirchenfürsten essen zu müssen, und so schwieg er über seinen Aufenthalt. Wie freudig wird er es begrüßt haben, als am 23. Dezember 1631 der Schwedenkönig Gustav Adolf in die Tore der alten Bischofsstadt Mainz ritt, deren Haupt wenige Tage vorher nach Köln geflohen war. Und Gustav Adolf erfüllte die Hoffnungen, die Holl auf ihn setzte; nicht lange nach der Besetzung von Augsburg im Frühjahr 1632 erhielt er sein Amt aus den Händen des siegreichen Schweden wieder. Aber nicht nur Monographie und Historie, auch der Bau selbst zeugen für die Betätigung dieses Meisters am kurfürstlichen Schloß. Nach dem Tode seines Vorgängers, des Erzbischofs Georg Friedrich von Greifenclau, übernahm Anselm Casimir von Wambolt im Jahre 1630 den Weiterbau der Residenz. Bald darauf trat Holl in seine Dienste und sein Einfluß zeigt sich, vom früher Vorhandenen scharf abgegrenzt, bis auf die kleinsten Teile des Dekors. Ornamente, die durch handwerksmäßig-gleichgültiges Reproduzieren verflacht waren, erhielten ihren Schwung und ihre Vornehmheit wieder, jedes Detail zeigt die zielbewußte, künstlerische Leitung. Dabei drängte die Arbeit, denn in der kurzen Zeit zwischen Ende 1630 und Frühzeit 1631 entstand das bildhauerisch reich verzierte zweite Obergeschoß nach dem Hof, sowie die rheinseitige Hälfte des ersten Stockwerkes. Für Mainzer wie Augsburger Baugeschichte gleich bedeutungsvoll, reiht sich vorliegende Studie den grundlegenden, bauhistorischen Schriften des verdienstvollen Forschers würdig ein.

M. S. B.

Die Torfmoore Irlands.

ct. Das größte Torfland Europas, wenn nicht der ganzen Erde, ist Irland. Nach den bisher aufgestellten Schätzungen ist fast der fünfte Teil der ganzen Fläche dieses Gebietes von Torfmooren eingenommen. Der Boden, auf dem die Moore liegen, ist nicht immer von gleicher Beschaffenheit, besteht aber in vielen Fällen aus Sand, der von den eiszeitlichen Gletschern zurückgeblieben ist. Die Dicke des Torfes wechselt von 1 Fuß bis 40 Fuß. Auf den Hügeln und Abhängen sind die Lager dünner, in den Niederungen stärker, so daß ihre Dicke nicht immer Schlüsse auf das Alter zuläßt. Zuweilen ist es in Irland vorgekommen, daß eine solche Torfmasse am Gehänge eines Berges ins Rutschen geraten ist, wodurch beispielsweise im Jahre 1831 fast ein ganzes Dorf zerstört wurde. In den irischen Torfmooren spielt das Torfmoos (Sphagnum), das für die Entstehung der deutschen Torfmoore so überaus wichtig ist, eine verhältnismäßig nebensächliche Rolle und wird dort vielmehr vertreten durch eine kleine Grasart der Gattung Carex. Außerdem kommen dann noch einige kleine Farne und viele Süßwasseralgen vor. Der Torfboden ist sehr unfruchtbar und erfordert wenigstens zwei Jahre Bearbeitung und Düngung, namentlich mit Kalk, ehe er benutzbar wird. Die Ursache dieser Unfruchtbarkeit ist nicht ganz klar; vermutlich ist sie begründet in dem Fehlen einiger notwendiger Mineralsalze und in der Tatsache, daß die stickstoffhaltigen Bestandteile nicht in einer für die Pflanzenernährung geeigneten Form vorhanden sind. Einige Torfmoore sind in guten Ackerboden verwandelt worden, aber sie fallen sehr schnell in ihren unbrauchbaren Zustand zurück, wenn sie vernachlässigt werden.

Kleinere Mitteilungen.

* **Deutsche Auslandlehrer gesucht.** Das Auswärtige Amt zu Berlin sucht sobald als möglich für die deutsche Schule in Saipan (Marianen) einen Lehrer, der die japanische Sprache vollständig beherrschen muß. Gehalt 4000 Mark jährlich, nebst freier Wohnung im Schutzgebiet. Verpflichtung vorläufig auf drei Jahre. Angemessene Entschädigung für Hin- und Rückreise. Bei Verpflichtung auf drei weitere Jahre wird vier Monate Reiseurlaub gewährt, ausschließlich der Reise, daneben wird noch eine Beihilfe für die Hin- und Rückreise nach näher festzusetzenden Bedingungen gewährt. Wiederanstellung im heimischen Schuldienst unter Anrechnung der Dienstzeit ist gesichert. Bewerbungen nur an die unten angegebene Adresse des Schulvereins. — Die deutsche Knabenschule zu Smyrna sucht so bald als möglich einen Theologen für den Unterricht in Deutsch, Rechnen, Geschichte, Geographie, Gesang u. s. w. Gehalt jährlich 1500 Francs, nebst vollständig freier Station; 250 Francs zur Hinreise, nach zwei Jahren ebenso viel zur Rückreise. Die deutsche Eisenbahnschule zu Karagatsch sucht sobald als möglich einen unverheirateten evangelischen Volksschullehrer. Bedingung ist: Erteilung des englischen Unterrichts. Wöchentlich sind 32 Stunden zu erteilen. Anfangsgehalt nach deutschem Gelde gerechnet ca. 1546 M. jährlich nebst 10 Proz. dieses Gehalts als Wohnungsentschädigung, solange dem Lehrer keine freie Wohnung vom Schulvorstand zur Verfügung gestellt wird. Reiseentschädigung 200 Frcs. Die deutsche Schule zu Blumenau, Santa Catharina (Brasilien), sucht zum 1. Januar 1905 zwei evangelische Volksschullehrer. Verlangt wird Erteilung des Gesangunterrichts und des englischen Unterrichts. Gehalt monatlich 150 Milreis = ca. 120 M., Verpflichtung auf vier bis fünf Jahre, freie Hin- und Rückreise zweiter Kajüte. Lebensunterhalt außerordentlich billig. Bewerbungen tüchtiger, gesunder und unbescholtener Lehrkräfte mit womöglich beglaubigten Zeugnisabschriften, Lebenslauf und Photographie sind zu richten an den Allgemeinen Deutschen Schulverein, Berlin W. 62, Landgrafenstraße 7.

* Zur Südpolarforschung. Die Bearbeitung der meteorologischen Ergebnisse des unter Leitung von Prof. v. Drygalski ausgeführten Südpolarunternehmens ist nach der National-Zeitung dem Privatdozenten an der Universität Berlin Dr. W. Meinardus übertragen worden. Die wichtige, großen Ertrag versprechende Arbeit wird voraussichtlich zwei bis drei Jahre in Anspruch nehmen.

* Medizinisches. Eine neue Forschungsreise wird noch in diesem Jahre die Schule für tropische Medizin in Liverpool nach dem Amazonen-Strom ausführen lassen mit Hinblick auf die Notwendigkeit, das Wesen des Gelben Fiebers genau untersuchen zu lassen. Es ist dies schon die zweite von diesem tätigen Institut entsandte Expedition.

ne. Archivwesen. Der Archivassistent am Staatsarchiv zu Danzig, Dr. phil. Ernst Salzer, ist an das Geheime Staatsarchiv in Berlin versetzt worden. Dem Archivhilfsarbeiter am Danziger Staatsarchiv, Dr. phil. Eduard Reibstein, ist der Amtstitel „Archivassistent" verliehen worden.

* Todesfall. In Upsala ist am vergangenen Freitag der vormalige Professor der semitischen Sprachen an der dortigen Universität Dr. Hermann Almkvist im Alter von 65 Jahren gestorben.

⁂

Hochschulnachrichten.

* **München.** Der bisherige ordentliche Professor der Moraltheologie an der Universität Straßburg, Dr. Franz Walter, ist zum Professor des gleichen Faches an der hiesigen Universität ernannt worden. (Vgl. Nr. 213.)

* **Bonn.** Als Nachfolger des als außerordentlicher Professor der Psychiatrie nach Greifswald übersiedelnden bisherigen Privatdozenten in Bonn Dr. Ernst Schultze wird der bisherige Privatdozent an der Universität Greifswald Dr. Kölpin die Stelle eines Oberarztes an der Provinzial-Irren- und Pflege-Anstalt unter gleichzeitiger Habilitation an der hiesigen Universität bekleiden.

* **Leipzig.** Die juristische Fakultät der hiesigen Universität hat anläßlich des 25jährigen Bestehens des Reichsgerichts die Senatspräsidenten Maßmann und Treplin, die Reichsgerichtsräte Beer, Förster, Kaufmann, Planck, Schütt, Stellmacher, den Reichsanwalt Zweigert und den Geheimen Justizrat Patzki zu Ehrendoktoren ernannt.

dr. **Jena.** Privatdozent Dr. Paul Rabe, Assistent am chemischen Institut der hiesigen Universität, ist zum außerordentlichen Professor ernannt worden.

* **Berlin.** Professor v. Bergmann wird sich demnächst nach Paris begeben, um auf Einladung der französischen Chirurgen an ihrem Kongresse teilzunehmen. Es ist das erste Mal, daß französische Chirurgen eine derartige Einladung nach Deutschland richten.

* **Greifswald.** Der außerordentliche Professor in der medizinischen Fakultät Dr. Solger, I. Prosektor am anatomischen Institut, ist auf sein Gesuch hin von seinen Amtspflichten entbunden worden.

* **Wien.** Mit der Ernennung des bisherigen Privatdozenten Dr. Neuburger zum außerordentlichen Professor (vgl. die gestrige Nummer) ist der seit Professor Puschmanns Tod erledigte Lehrstuhl für Geschichte der Medizin an der hiesigen Universität wieder besetzt. Gleichzeitig wurde dem Privatdozenten dieses Fachs, Dr. Robert v. Töply, der Charakter als außerordentlicher Professor verliehen.

* **Aus Amerika.** Der Professor der Pathologie an der Universität Berlin, Dr. A. Wassermann, der als deutscher Preisrichter in St. Louis weilte, ist in Chicago eingetroffen, um die wissenschaftlichen Institute der Chicago University zu besichtigen.

* Von technischen Hochschulen. Der langjährige Professor der Pathologie an der Tierärztlichen Hochschule in Dresden, Dr. Albert Johne, ist in den Ruhestand getreten. — Zum etatsmäßigen Professor für Seebau, Kanalbau und Gründungen an der Technischen Hochschule in Danzig ist der Wasserbauinspektor F. W. Otto Schulze-Wriezen berufen worden.

Ueber die Höhe der Einschreibegebühren an der Danziger Technischen Hochschule hat, wie wir der Täglichen Rundschau entnehmen, deren Verweser folgendes verfügt: Studierende haben eine Einschreibegebühr von 10 Mark zu zahlen, sie wird Hörern für das erste Studienjahr nicht erlassen. Wie in Hannover und Aachen sollen Gasthörer für das Semester nur 5 Mark zahlen. Die Beträge sind bei Versäumnis der Einschreibefrist für Studierende auf 20 Mark, für Gasthörer auf 8 Mark festgesetzt worden. Diejenigen, die nur zur Teilnahme an einzelnen Vorträgen zugelassen werden (Teilnehmer), haben eine Einschreibegebühr von 1 Mark und bei Versäumnis der Einschreibefrist von 3 Mark zu zahlen. — Bei der Einweihung am 6. Oktober werden der Hochschule als Angebinde verschiedene größere Staatsstipendien, mit denen zugleich Honorarerlaß verbunden ist, überwiesen werden. Außerdem werden aus Privatkreisen bedeutende Summen für Stipendienzwecke überreicht werden, so u. a. von dem Danziger Sparkassen-Aktien-Verein, der aus seinen jährlichen großen Ueberschüssen, die satzungsgemäß gemeinnützigen Zwecken zugute kommen müssen, schon vor längerer Zeit, wie verlautet, 200,000 Mark zu diesem Zwecke zur Verfügung gestellt hat, ferner das vom Verband Ostdeutscher Industrieller begründete Goßler-Stipendium u. s. w. Aber auch für die künstlerische Ausschmückung wird manches geschehen; für die bildnerische Ausschmückung des Festsaales hat sich der Kaiser selbst die Entscheidung vorbehalten.

hc. An der Technischen Hochschule zu Braunschweig haben für das Wintersemester 1904/05 der Privatdozent für Mechanik an der Aachener Technischen Hochschule, Regierungsbaumeister Rudolf Skutsch, einen Lehrauftrag für technische Mechanik und der außerordentliche Professor in Braunschweig, Regierungsbaumeister Otto Denecke, einen solchen für Maschinenzeichnen erhalten.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Nietzsche und Novalis.

In literarisch und kulturell interessierten Kreisen Deutschlands macht sich seit geraumer Zeit eine solche Anteilnahme an romantischen Ideen und Persönlichkeiten bemerkbar, daß man mit Fug und Recht von einer Renaissance der Romantik reden könnte. Es handelt sich dabei nicht um eine Grille literarischer Antiquitätenliebhaber, sondern um ein echtes, persönliches Interesse, dem die Ueberzeugung von der großen Aehnlichkeit jener Epoche mit der Gegenwart zugrunde liegt. Wir beschäftigen uns deshalb mit der Romantik, weil wir romantische Tendenzen in allen Arten von Verhüllungen mitten durch unsere Tage gehen sehen, weil wir uns fast als Doppelgänger jener Männer betrachten müssen, die vor hundert Jahren als ein verwegener Argonautenzug erobernd, zerstörend und aufbauend in unsere Kulturwelt eindrangen. Sie selbst sind mittlerweile in die Sarkophage der Literaturgeschichte eingezogen und haben dort lange Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts ein recht obskures Mumiendasein geführt. Aber ihr Gedanke, der Gedanke der Romantik, hat sich in unkenntlichen Vermummungen lebendig erhalten und tritt nun wieder kräftig und jung hervor, zugleich die alte Schar seiner Bannerträger zu neuem Leben erweckend.

Der Gedanke der Romantik! Gibt es überhaupt einen solchen und wo ist er? Läßt sich wirklich in der kaleidoskopischen Buntheit jener Gestalten ein gemeinsamer Grundton herausfinden? Letzteres scheint festzustehen: der „romantische Charakter" ist oft genug skizziert worden, mit mehr oder weniger Glück. Aber uns handelt es sich um den Leitgedanken der Romantik, um jenes Unvergängliche an ihr, das jetzt wieder auferstanden ist und in neuer Jugend neue, von Jahr zu Jahr sich mehrende Kräfte in seine Dienste zieht.

Diesen Leitgedanken der Romantik nun erblicke ich in nichts anderem als dem monistischen Grundzug ihrer Weltanschauung, in der Ueberwindung des alten, klassischen Dualismus, welche als nächste Folgeerscheinung die typisch moderne Beziehung aller geistigen Dinge und Werte auf den Willen des Individuums nach sich zieht. Die Romantik ist die erste Bannerträgerin des Monismus, und weil dieser mittlerweile die Grundlage unseres gesamten modernen Geisteslebens geworden ist, deshalb ist die Romantik heute wieder so — modern. Nach dieser Feststellung aber kann die Tatsache nicht weiter verblüffen, daß Nietzsche, der radikale Wortführer der monistischen Einsicht, in den Männern der Romantik seine ersten Vorgänger gehabt hat und daß insbesondere die Schriften des Novalis die erstaunlichsten Uebereinstimmungen mit Nietzsches Lebenswerk aufweisen.

Ich habe an anderer Stelle wahrscheinlich gemacht, daß Nietzsche die Romantik nahezu völlig ignoriert hat, darin dem Zuge seines epigonischen Zeitalters folgend, dessen robustes Banausentum zum Verständnis der romantischen Grundlagen des Jahrhunderts noch lange nicht reif war. Kein einziger Name der Frühromantik ist in seiner Bibliothek vertreten, und seine Schriften enthalten über diesen Gegenstand nichts als einige bitterböse Ausfälle gegen die Romantik, wobei er allerdings vorwiegend die französische Spätromantik im Auge gehabt zu haben scheint. Nur diese völlige Unkenntnis könnte es nämlich verständlich machen, daß er, der unter seinen Vorgängern bis auf Heraklit zurückgreift, die verblüffende Gleichartigkeit des romantischen Monismus mit seinem eigenen Grundgedanken übersehen haben sollte; daß ihm insbesondere entgehen konnte, wie bis ins einzelne genau seine ganze Lehre in den philosophischen Prosaschriften des Novalis (Fragmente über Aesthetisches, Dialogen, Fragmente über Ethisches, Philosophisches und Wissenschaftliches, Glaube und Liebe, die Christenheit oder Europa, und der Monolog) bereits vorgebildet ist.

Denn die traumhaft schöne Mystik des Novalis bedeutet die holdeste, feinste Verkörperung des romantischen Monismus; sie ist viel weniger schwärmerisch, als man gemeinhin glaubt, und dürfte über kurz oder lang durch manche Ergebnisse moderner Naturwissenschaft in wesentlichen Punkten bestätigt werden, soweit dies nicht schon heute geschehen ist. Es kann gar nicht bezweifelt werden, daß die Mystik überhaupt nur von monistischen Gedanken lebt, daß sie nicht eine Ausgeburt entfesselter Träumergehirne, sondern eine Vorwegnahme wissenschaftlicher Erkenntnisse ist, wie sie der Gegenwart so reich aus dem Boden monistischer Einsicht erwachsen.

Was macht letzten Grundes den Inhalt aller Mystik aus? — Das (erkenntniskritische) Hinausgehen über die sinnenfällige säkulare Wahrheit, die künstlerische Ahnung vom Hereinragen „fremder Welten" in die unsrige und insbesondere die Neigung, Endliches unter dem großen Horizont der Unendlichkeit zu betrachten. Für den Mystiker sind alle Trennungen der Sinne und des Verstandes hinfällig. Er trennt weder Geist und Materie, noch Gott und Welt, weder Kraft und Stoff, noch Seele und Körper, noch auch Ideal und Leben. Er erblickt in der Welt eine von warmen Herzschlägen belebte Totalität, in der es keinen Zufall, kein einzelnes, abgetrenntes Ding, sondern nur ein unbegreifliches, allumfassendes Wesen gibt, das innen und außen gleich groß, gut und göttlich ist. Die Mystik ist die große Brückenbauerin zwischen allen Wesen, sie setzt alles Einzelne in gegenseitige Beziehung, sie ist die Versöhnerin der Gegensätze, die Aerztin für allen Zwiespalt, die Er-

löserin von allen schmerzenden Kontrasten. In allen diesen Funktionen aber steht sie durchaus auf monistischem Boden, sie wendet den Monismus praktisch an und macht ihn in gewaltigen künstlerischen Prozessen dem Lebenswillen dienstbar. Auch der dualistische Gott ist für die Mystik etwas, das überwunden werden muß: sie zieht ihn aus seiner supranaturalen Einsamkeit hernieder ins Geschöpf und vermählt ihn in brünstigen Hochzeitsfeiern mit seiner alten Feindin, der Natur. Sie läßt ihn mit trunkenen Blicken aus Menschenaugen spähen, sie führt ihm die Seele als holdgeschmückte Braut auf allen Pfaden entgegen. Es ist kein Zufall, sondern für diese Einheitstendenz der Mystik höchst bezeichnend, daß Brautschaft und Vermählung die Bilder sind, mit denen alle Mystiker, Novalis eingeschlossen, am liebsten ihre Gedanken verdeutlichen.

Hier also erhebt sich die Brücke, welche die Mystik des Novalis mit der spöttischen Weisheit Zarathustras über hundert Jahre hinweg verbindet. Beide bauen auf dem Fundamente des Monismus auf und gelangen so, völlig unabhängig von einander, zu den erstaunlichsten Uebereinstimmungen, die im folgenden mehr angedeutet als dargestellt werden sollen.

*

Tief durchdrungen von der Gleichberechtigung des Geistigen und des Körperlichen verteidigen Novalis und Nietzsche den menschlichen Leib gegenüber den einseitigen Anmaßungen des Geistes. Für Novalis ist der einzige echte Tempel der menschliche Körper. „Nichts ist heiliger als diese hohe Gestalt. Das Bücken vor Menschen ist eine Huldigung vor dieser Offenbarung im Fleisch. Man berührt den Himmel, wenn man den Menschenleib betastet." Und in der schwülen Abendmahlshymne bricht er, bis ins Herz erschüttert, in die abgründigen Worte aus:

Wer hat des irdischen Leibes
Hohen Sinn erraten?
Wer kann sagen,
Daß er das Blut versteht?

Nietzsche hinwieder spricht es in zahlreichen Aphorismen aus der Umwertungszeit aus, daß ihm die körperlichen Vorgänge allein als das Tiefe, wundervoll Komplizierte und Erhabene gelten; das, was davon ins Bewußtsein dringt, ist ihm nur ein Nebenbei, eine schematische, formelhafte Abkürzung des unendlich differenzierten Zellen- und Nervenlebens. „Unser Leib ist etwas viel Höheres, Feineres, Komplizierteres, Vollkommeneres, Moralischeres als alle uns bekannten menschlichen Verbindungen", und: „Die ganze Ehrfurcht, die wir bisher in die Natur gelegt haben, müssen wir auch empfinden lernen bei der Betrachtung des Leibes." Am Schlusse von Wundts „Grundzügen der physiologischen Psychologie" steht zu lesen: „Nicht als einfaches Sein, sondern als das entwickelte Erzeugnis zahlloser Elemente ist die menschliche Seele, was Leibniz sie nannte: ein Spiegel der Welt!" Auch bei Nietzsche erscheint die Seele nicht als einfaches, sondern als kompliziertes Wesen, das Resultat einer künstlichen, gewaltsamen Zusammenfassung von zellularen Bewußtseinserscheinungen; und genau dasselbe deutet Novalis an, wenn er sagt: „Die Seele ist vielleicht auch ein zufälliges, künstliches Produkt."

Bei Besprechung einzelner psychischer Funktionen tritt klar zutage, wie tief, wie modern Novalis die Mitwirkung des Physischen bei diesen Seelenaktionen empfand. Uns klingt es ganz vertraut, wenn er ahnt: Denken ist eine Muskelbewegung. Anschauen ist ein elastischer Genuß, eine Berührung in Distanz. Alle Aktionen, einschließlich des Denkens werden schließlich auf eine actio in distans zurückgeführt werden.

Dazu stimmt verblüffend, wenn Nietzsche, wie es vielfach geschieht, alle psychischen Ereignisse als dynamische Ereignisse auffaßt, wenn er sagt: „Verstehen ist ursprünglich eine Leidempfindung und Anerkennung einer fremden Macht."

Mit dieser Neigung, Psychisches aus Physischem zu erklären, sind beide schließlich das geworden, was ihnen selbst zu Zeiten als Mittelpunkt ihrer gesamten Tätigkeit erschien, nämlich Psychologen. „Reale Psychologie ist auch vielleicht das für mich bestimmte Feld," sagt Novalis, und Nietzsche führt sich selbst mit Vorliebe als Psychologen ein. Aber die Bezeichnung „Psychologie" trifft nicht ganz das Richtige. Nietzsche und Novalis sind eher als Psycho-Physiologen zu nehmen, und ohne Zweifel würden beide, wenn sie heute lebten, gegen diese Bezeichnung nicht das Mindeste einzuwenden haben. Die „reine Psychologie" verläßt ja niemals den Bannbezirk ihrer rein psychologischen Terminologie, sie unterscheidet sich von der jungen Psycho-Physiologie gerade dadurch, daß sie niemals ins Körperliche hinüberdeutet. Novalis und Nietzsche aber suchen ständig das Geistige vermittelst des Körperlichen zu erklären und aufzuhellen. Nietzsche geht so weit, daß er einen rein psychischen Kausalnexus gar nicht anerkennt, was gegen alle Prinzipien der reinen Psychologie verstößt, und wie sehr auch Novalis Psycho-Physiker gewesen ist, geht aus jenem Wort in den Fragmenten hervor, das mit goldenen Lettern in eine spätere Geschichte der Psycho-Physik eingeschrieben werden sollte. „Sonderbar," sagt er da, „daß das Innere der Menschen nur so dürftig betrachtet und so geistlos behandelt worden ist. Die sogenannte Psychologie gehört auch zu den Larven, welche die Stellen im Heiligtum eingenommen haben, wo echte Götterbilder stehen sollten. Wie wenig hat man noch die Physik für das Gemüt und das Gemüt für die Außenwelt benutzt; Verstand, Phantasie, Vernunft, dies sind die dürftigen Fachwerke des Universums in uns. Von ihren wunderbaren Vermischungen, Uebergängen und Gestaltungen kein Wort. Keinem fiel es ein, noch neue ungekannte Kräfte aufzusuchen und ihren geselligen Verhältnissen nachzuspüren. Wer weiß, welche wunderbare Vereinigungen, welche wunderbare Generationen uns noch im Inneren bevorstehen." Und etwas später schreibt er den Gedanken nieder, ihm scheine Psychologie und Physiologie vollkommen eins und die Seele nur das Prinzip des Systems (d. i. des Systems „Mensch") zu sein. Klar und deutlich geht hieraus hervor, daß die Psycho-Physiologie eine Folgeerscheinung des modernen wissenschaftlichen Monismus darstellt, der, wie wir gesehen haben, bei Novalis im Gewande der Mystik auftritt und auch als solche nicht verfehlte, ihn, seinem Jahrhundert weit voraus, in jene psycho-physischen Gedankengänge zu führen, die uns heute so sehr vertraut geworden sind.

Um diese analoge Herleitung von Nietzsches und Novalis' Geistesrichtung aus dem monistischen Obersatze zur Kette zu schließen, fehlt auch nicht das letzte, wichtigste Glied, die Anschauung nämlich, daß der Mensch tiefsten Grundes nichts sei als Wille. Die psycho-physiologischen Forschungen führen zunächst aus dem Bannbezirk der Seele heraus in den Körper; im dunklen Reich des Körperlichen steigen sie vom Hirn zu den Ganglien, von den Ganglien zu den Nerven, von da zu den Zellen immer tiefer hinab, bis zum Schlusse nur noch ein letztes, unerklärtes Prinzip übrig bleibt, das wie ein unverwüstliches Pergament oder als geheimnisvolles Telesma in den Grundstein der menschlichen Existenz eingebettet liegt: der logos spermatikos der Gnostiker, der intelligible Charakter Kants, von Schopenhauer und Nietzsche definiert als Wille oder Instinkt. Nietzsche geht noch einen Schritt weiter und sagt, was der Inhalt dieses Willens ist: nämlich Wille zur Macht. Die grandiose, reiche Ausbildung, die der Voluntarismus bei Nietzsche gefunden hat, vermochte freilich Novalis nicht zu liefern, da er schon Mühe hatte, sein Haupt mit den überhellen Seheraugen nur so viel aus seinem Säkulum zu erheben, wie er es getan hat. Aber klar genug spricht sich die voluntaristische Tendenz seines Geistes in einem Worte wie dem folgenden aus: „Wir stoßen überall zuletzt an den Willen, die willkürliche Bestimmung, als wenn dies überall der eigentliche und notwendige Anfang wäre." Und wenn er weiter sagt: „Man weiß und macht eigentlich nur, was man wissen und machen will", so liegt darin doch ohne Interpretation eine klare Vorahnung der Lehre Schopenhauers und Nietzsches, daß der Intellekt Diener des Willens sei. Ja, die hierin enthaltene Moralreflexion: „Man macht eigentlich nur, was

man machen will", deutet direkt auf Nietzsches „Moral als Zeichensprache der Affekte (d. i. des Willens)" hin, ein Satz, der in der Genealogie der Moral, Menschliches-Allzumenschliches, der Götzendämmerung und den verschiedenen Nachlaßbänden von seinen Werken so glänzend wie tiefsinnig ausgeführt wird. Auch Novalis also ehrt gleich Nietzsche als Grundprinzip der menschlichen Existenz den Willen, diese Besiegung des dualistischen und höchste Verkörperung des monistischen Gedankens, da ja im Willen Geist und Körper unauflöslich zusammentreten. Ja, Novalis kennt sogar ein menschheits-pädagogisches Erziehungsideal, wie es nur ein Geist hegen kann, in dem sich die Ueberzeugung von der grundlegenden Bedeutung des Willens tief festgesetzt hat: „Mit Instinkt hat der Mensch angefangen, mit Instinkt soll er wieder endigen." Es ist das Erziehungsideal Stirners und Nietzsches und es spricht den Wunsch aus, es mögen Wissen, Bildung, Selbsterkenntnis, alle Erwerbungen, die der Mensch aus der Kultur zu ziehen imstande ist, sich schließlich wieder restlos in den Dienst des Willens stellen und mit diesem abermals zu jenem reinen, triebhaften Wesen verwachsen, dem Instinktmenschen, wie er im „Paradiese" gelebt hat. Ein Gedanke blitzt hier auf: sollte der Weg von diesem Instinktmenschen zu Nietzsches Uebermenschen allzu weit sein? Sollte dieser nicht ebenfalls eine starke Synthese von Geist und Trieb, von Wissen und Willen, also ein Instinktwesen darstellen? — Ganz gewiß, aber dennoch unterscheidet sich dieses flüchtig angedeutete Menschenideal des Novalis von demjenigen Friedrich Nietzsches in einem wichtigen Punkte: der Gedanke, diesen Instinktmenschen vom Sittengesetz auszunehmen, lag Novalis vollkommen fern, und mit einigem Staunen lesen wir sogar seine Kritik von Nietzsches Umwertung, die er uns hinterlassen hat, und die die merkwürdige Gleichartigkeit der damaligen Zeit und der Gegenwart seltsam beleuchtet. „Das Ideal der Sittlichkeit," schreibt er, „hat keinen gefährlicheren Nebenbuhler als das Ideal der höchsten Stärke, des kräftigsten Lebens, was man auch das Ideal der ästhetischen Größe benannt hat. Es ist das Maximum der Barbaren, und hat leider in diesen Zeiten der verwildernden Kultur gerade unter den größten Schwächlingen sehr viele Anhänger erhalten. Der Mensch wird durch dieses Ideal zum Tier-Geiste, eine Vermischung, deren brutaler Witz eben eine brutale Anziehungskraft für Schwächlinge hat."

Wir wiegen mit einiger Betroffenheit das Haupt: Sollte Friedrich der Unzeitgemäße nicht im Grunde sehr zeitgemäß gewesen sein? Nämlich mit der Zeit verbunden durch eine — Schwäche? Sollte das Uebermenschen-Ideal nicht mehr sein als ein typisches Symptom des Niederganges, der Decadence und der „Verwilderung"? Nicht einmal neu, sondern so alt wie die moderne Minderung der Lebenskraft?

Und ist nicht die „brutale Anziehungskraft für Schwächlinge", von der Novalis redet, in unserer Zeit der grotesken Widersprüche gerade dem „Uebermenschen" gegenüber oft bemerkt worden? Stehen auch die neuen Tafeln Friedrich Nietzsches, weit entfernt, die freie Tat eines überfreien Geistes zu sein, unter einem strengen, sogar recht plumpen und augenfälligen Gesetz? Ein tolles Satyrspiel der Gegensätze! — Aber man erkennt aus dieser posthumen Kritik des Novalis über die blonde, schweifende Bestie, wie nützlich es werden kann, wenn das ganze Geistesleben der Romantik energisch der Gegenwart wieder nahe gebracht würde. Zumal das Studium der Schlegel, des Novalis, des Brentano und der Zeitschriften jener Epoche müßte uns erstaunliche Einblicke in die historische Gesetzmäßigkeit gewisser Geistestendenzen liefern, die mitten unter uns ein frisches Leben führen. Der Vorteil, der uns dadurch geboten würde, bestünde in nichts Geringerem als in der Möglichkeit, wesentliche Strömungen der Gegenwart in historischer Beleuchtung zu erblicken — eine verführerische Aussicht, die wohl einiger Bemühungen wert ist.

Ein wesentlicher Berührungspunkt zwischen Nietzsche und Novalis liegt ferner in ihrem erkenntniskritischen Standpunkte vor, der sich für beide mit zwingender Notwendigkeit aus der monistischen Grundlage ihrer Weltanschauung ergibt.

Mit dem Aufgeben des alten Dualismus, der den sinnenfälligen Trennungen Realität beimißt, wird man Erkenntniskritiker. Man lernt einsehen, daß diese Trennungen nicht im Wesen der Dinge liegen, sondern Erzeugnisse unseres vielfach beschränkten Erkenntnisvermögens sind, das uns eine Vielheit, zum mindesten eine Zweiheit vorspiegelt, wo in Wahrheit nur eine Einheit vorliegt. So lernt man, nach dem Vorgange Kants, der Erkenntnis mißtrauen, man arbeitet nicht mehr naiv mit ihr und verliert sich an eine Feststellung ihrer Schranken und der Natur ihrer Wirksamkeit. Ist man Monist, so ist man auch Erkenntniskritiker.

Die Relativität und Begrenztheit menschlicher Erkenntnis wird von Nietzsche hundertfach variiert. Er bemüht sich unaufhörlich, ihre subjektiven Bestandteile nachzuweisen, und leitet selbst den Begriff des „Seins", den primitiven Begriff „Ding" aus dem menschlichen Subjekt, näher: aus der Grundtatsache des Selbstbewußtseins ab, wenn er zum Beispiel sagt: „Es existiert: Das heißt, ich fühle mich in ihm als existent." Genau an diesen Gedanken, dem sich Dutzende von Stellen aus der „Götzendämmerung" und besonders den Nachlaßbänden an die Seite stellen lassen, kann die Bemerkung des Novalis angeknüpft werden: „Ich sehe außer mir, was in mir ist. Der Begriff außer mir ist Ding", und ferner :„Kann ein Ich sich als Ich setzen ohne ein anderes Ich oder Nicht-Ich?" Der Gedanke, daß der Mensch die Welt polarisiere, wird bei Novalis so häufig und lebhaft erörtert, daß Nietzsche trotz seines hundertjährigen Abstandes von ihm nichts wesentlich Neues über diesen Punkt hat aufbringen können. Sogar seine Gegnerschaft gegen den Anthropomorphismus, den er in den Begriffen „Zweck" und „Ursache und Wirkung" heftig bekämpft, hat ihm Novalis vorweg genommen.

Ebensowenig ist dem Novalis die letzte Konsequenz des erkenntniskritischen Gedankens verschlossen geblieben, nämlich die Sprachkritik, die nachmals im 19. Jahrhundert nie ganz zur Ruhe gekommen und auch von Nietzsche, wenngleich nur vorsichtig, unschlüssig und tastend, behandelt worden ist. Es ist daher keine geringe Ungerechtigkeit vom Verfasser der „Beiträge zu einer Kritik der Sprache", Fritz Mauthner, daß er Novalis mit keinem Worte erwähnt, während er doch zu den Ersten gehört, die sprachkritische Gedankengänge mit Ernst und Energie verfolgt haben. Ich verzichte auf die Anführung seines „Monologes", der außerordentlich feine Worte über diesen Gegenstand enthält, und zitiere nur eine Bemerkung aus den Fragmenten, deren Inhalt von Nietzsche wohl verbreitert, nicht aber vertieft worden ist. „Auch die Sprache," sagt er da, „ist ein Produkt des organischen Bildungstriebes. So wie nun dieser überall dasselbe unter den verschiedensten Umständen bietet, so bildet sich auch hier durch Kultur, durch steigende Ausbildung und Belebung die Sprache zum tiefsinnigen Ausdruck der Idee der Organisation, zum System der Philosophie." Diesem feinen und tiefen Worte nun läßt Nietzsche lediglich eine Auslegung, eine Erklärung zuteil werden, wenn er in der Umwertungszeit einmal sagt, „der älteste Bestand der Metaphysik liege schon in der Sprache und den grammatischen Kategorien", und daran den erweiternden Ausbruch schließt: „Ich fürchte, wir werden Gott nicht los, weil wir noch an die Grammatik glauben"! Eine Kriegserklärung gegen die Sprache! Und ein weiter Abstand vor der klaren, heiteren Feststellung des Novalis, daß die Sprache ein Produkt desselben organischen Bildungstriebes ist, der auch — den Menschen gestaltet hat. Der Pferdefuß kommt zum Vorschein: die Kriegserklärung gegen die Sprache ist eine Kriegserklärung gegen die ganze organische Existenz, gegen das — Leben! Auch Mauthner könnte von dieser Warnungstafel noch manches lernen. . .

Genug der Einzelheiten. Zwar ließe sich die Parallele noch weiter bis ins feinste Detail verfolgen; es ließe sich noch sagen, daß Novalis wie Nietzsche sich bewußt an die Form des Paradoxons gehalten hat, daß er wie dieser den „guten Europäer" weit über den „Deutschen" stellt, daß ihm wie diesem die Verwandtschaft zwischen Religion, Wollust und Grausamkeit klar gewesen ist, daß er sich wie Nietzsche als einen Gegner der Demokratie bekennt, daß er fast mit den Worten von Nietzsches „trunkenem Lied" die Beziehung zwischen Lust und Ewigkeit, zwischen Weh und Vergänglichkeit herstellt: aber alle diese Züge hätten nichts Wesentliches mehr zu dem entworfenen Bilde beizutragen, sondern könnten es nur lebhafter, farbiger und nüancenreicher erscheinen lassen.

Was sich demnach als wichtig und wertvoll aus dieser Parallele ergibt, das ist die Tatsache, daß die Hauptstücke von Nietzsches Lebenswerk in den Schriften des Novalis bereits keimartig vorhanden sind. Das rein Theoretische ihrer Erkenntnis haben sie fast völlig miteinander gemeinsam — ein bedeutsames Symbol für die Verwandtschaft der Zeiten, welchen beide Männer angehören. Was sie aber voneinander unterscheidet, das ist ihr total ungleichartiges Verhalten im praktischen Teile ihres Geisteslebens, in ihren ethischen Ansichten, in ihren Werturteilen. Da sich aber erst in diesen Kategorien der echte Herzschlag, die innigsten Kräfte einer Persönlichkeit beweisen, stellt sich auf der anderen Seite das überraschende Ergebnis ein, daß Nietzsche und Novalis trotz der großen Gleichartigkeit ihrer Erkenntnisse doch zwei völlig verschiedene Bewertungen dieser ihrer monistischen Einsicht vertreten. Nietzsche wird auf Grund seiner Erkenntniskritik zum radikalen Skeptiker; er empfindet die Schranken des Erkenntnisvermögens als Verfälschungsmittel und klammert sich mit Inbrunst an das Irrlicht einer nichtanthropistisch gefärbten „Wahrheit", von der er nicht einzusehen vermag, daß sie ein erkenntnistheoretisches Unding ist. Novalis stellt die Schranken der Erkenntnis fest, verehrt sie jedoch gleichzeitig als Grundlagen und zwingend notwendige Begleiterscheinungen aller organischen Existenz und fühlt sich nun erst recht im Leben und im Schoß der Erde geborgen.

Nietzsche verwertet seine monistische Einsicht zu einer Lobpreisung der materialistischen oder mechanistischen Denkweise; Novalis baut auf seiner monistischen Mystik ein riesenhohes Gebäude voll spiritualistischer Kühnheit und schwindelnder, gewagter Konstruktion auf.

Für Nietzsche ist jene Beziehung zwischen Wollust und Religion ein starkes Argument gegen jede religiöse Denkweise; Novalis stellt das Allzumenschliche an diesen Dingen ruhig fest und redet nun erst recht einem neuen religiösen Leben das Wort. Für Nietzsche ist das Allzumenschliche schimpflich, für Novalis ist es — heilig.

Nietzsche wird schließlich — denn seine evolutionistische Ethik ist in Wahrheit keine Ethik — zum moralischen Skeptiker, Novalis hingegen bleibt immer der Diener eines hohen ethischen Ideals, der feinsten Blüte jenes gesunden Anthropomorphismus, den er sich im Vollgefühl vom hohen Sinn des Lebens stets bewahrt hat.

Und nun heißt es ganz im Sinne der beiden Denker handeln, wenn man den Erklärungsgrund für diese große praktische Verschiedenheit im letzten Punkte der Persönlichkeiten, nämlich im Willen sucht. Im Willen, das heißt in der — Kraft. Nietzsche, ein starker Intellekt, gebunden an einen kranken, zarten, lebensunlustigen Willen, konnte sich aus der monistischen Erkenntnis nur Gift und Untergang saugen, für sich sowohl wie für jene seiner Anhänger, die Zarathustras Mahnung nicht „folgen" und ihn — verlassen. In seinem ermatteten, todeslüsternen Organismus erfuhr die Weisheit des 19. Jahrhunderts eine zwar glänzende, aber nefaste und gefährliche Formulierung. Erbittert gegen jeden Euphemismus, der überall die feinste Blüte des Lebenskünstlertums ist, liebte er es, alles Lebenfördernde mit boshaften Namen zu verleumden. Die „Bosheit" Zarathustras bedeutet von diesem Standpunkte aus nichts als sein Todverlangen. Die Organismen leben nach ihm nur vermöge ihrer verschiedenen „Irrtümer", das Ideal gilt ihm als stumpfe Selbstbelügerei. Kurz, das Leben und alle die luftigen Hilfstruppen des Lebenswillens galten ihm als schmählich und verachtenswert, und selbst sein „amor fati" war nur eine Liebe zu seinem Schmerz, eine todeslüsterne Liebe zum Abgrund.

Die sanfte, glühende Lebenswollust aber, die dem Novalis gegeben war, führte ihn weitab von diesen sterilen Konsequenzen des Monismus in jene holde, starke Mystik hinein, die nichts als ein Hymnus auf das Leben in jeder Gestalt gewesen ist. Sie führte ihn nicht nur nicht in Zarathustras wilde Raubvögel-Einsamkeit, sondern hielt ihn mitten im Leben, unter Freunden und sogar in einem Berufe fest, der nach keiner Seite hin ins Große oder Unendliche deutete. Am Zernagen gültiger Werte lag ihm nichts; als echter Mystiker ließ er nie ab, allerorten Brücken und Verbindungen zu schlagen und die gewagtesten Versöhnungen herzustellen. Er schürte so die Flamme des Lebens, die Nietzsche nur mit giftigen Gasen zu ersticken bemüht war. Auch die Idealbildung betrachtete er nicht wie Nietzsche als das Notdürfteln kränklicher Instinkte, sie erschien ihm mit vollem Rechte als die Blume, die nur im Erdreich kräftiger, lebensfähiger Geister gedeihen kann. Unter einem seiner letzten Briefe hat sich Nietzsche als „Unmensch" unterzeichnet, und „unmenschlich" ist seine Weisheit stets gewesen. Novalis aber kannte kein höheres Streben als die immer reifere Ausgestaltung seiner Menschlichkeit, deren Schranken er sich nicht zu Feinden, sondern zu Dienern machte.

„Der Intellekt ist Diener des Willens." Ganz recht. Das kann aber nur heißen: Wenn der Wille stark ist, müssen ihm alle Dinge, auch die monistische Einsicht, zum Besten dienen.

Wilhelm Michel.

Neue photographische Sonnenaufnahmen.

Bald nachdem es gelungen war, die Bilder der uns umgebenden Dinge auf der photographischen Platte festzuhalten, machte man auch Versuche, die neue Erfindung auf außerhalb der Erde sich befindende Gegenstände anzuwenden. Während dies beim Mond noch verhältnismäßig leicht war, zeigten sich bei der Sonne, infolge der außerordentlichen Leuchtkraft, zuerst große Schwierigkeiten. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts gelang es Warren de la Rue, bei genügend verkleinerter Expositionsdauer brauchbare Bilder der Sonnenoberfläche zu erhalten, bei denen Einzelheiten wahrzunehmen sind. Neben Sonnenflecken und Fackeln erscheint auf diesen und anderen Aufnahmen eine feine, körnerartige Struktur der gesamten Oberfläche, die Granulation der Sonne, die man seitdem auch mit großen Fernrohren direkt wahrgenommen hat.

Um die Erforschung dieser Erscheinung hat sich vornehmlich der Franzose Janssen Verdienste erworben; seine Sonnenphotographien werden zu den besten gezählt, die je erhalten wurden. Dieser Astronom hat gezeigt, daß die Körner im allgemeinen anscheinend kugelförmige Gestalt besitzen, und daß unregelmäßige Körner aus kleinen kreisförmig begrenzten Elementen zusammengesetzt sind. Dieselbe Körnerstruktur hat Janssen auch für die Sonnenfackeln nachweisen können und er sowie eine Reihe anderer Astronomen sind geneigt, diese Körner als tatsächlich auf der Sonne vorhandene Gebilde anzusehen, als Teile der in lebhafter Bewegung sich befindenden Sonnenatmosphäre.

Dem gegenüber vertritt besonders Langley die Ansicht, daß die helleren „Körner" die Spitzen von aufsteigenden und sich verdichtenden Gassäulen darstellen, während die dazwischen liegenden dunkleren Stellen durch absteigende Ströme hervorgerufen werden. Die Sonnenflecken können dann durch auf die Seite gebogene Gassäulen erklärt werden, wodurch zugleich der rinnenartige Bau der Penumbra verständlich wäre.

Zugunsten der letzteren Anschauung scheinen nun auch neue Sonnenaufnahmen zu sprechen, die nach einem von dem bisherigen völlig verschiedenen Prinzip hergestellt sind.

Die Methode selbst ist schon über ein Dezennium in Anwendung gekommen, aber durch die außerordentlichen Hilfsmittel des Yerkes Observatory der Universität von Chicago ist es Hale gelungen, damit neuerdings ganz hervorragende Resultate zu erzielen.

Der hierzu verwandte, am Fernrohr angebrachte Apparat — Spektroheliograph — ist im wesentlichen ein Spektroskop und ermöglicht es mit Hilfe einer schmalen Partie des Sonnenspektrums, etwa einer Fraunhoferschen Linie, durch gleichzeitige Verschiebung des Sonnenbildes und der photographischen Platte, ein Bild der Sonne herzustellen, wie es von einer einzigen Spektralfarbe des Sonnenlichtes erzeugt wird. Hale hat seine Aufnahmen vor allem mit den Fraunhoferschen Linien H und K ausgeführt, die durch Calciumdampf auf der Sonne erzeugt werden, und hat so unmittelbar zeigen können, in welcher Weise das Calcium an der Zusammensetzung der Sonnenoberfläche teilnimmt. Diese Sonnenphotographien zeigen zunächst das Calcium in einer der Granulation ähnlichen Struktur über die ganze Oberfläche verteilt, so daß man damit wieder vor der Frage steht, ob auf der Sonne kleine leuchtende Massen von Calciumdampf — als flocculi, Flöckchen, hat sie Hale bezeichnet — vorhanden sind, oder ob man es mit säulenförmigen Dampfwolken zu tun hat, die, mit den Spitzen nebeneinander liegend, das gekörnte Aussehen der Oberfläche verursachen.

Nun zeigen aber die Linien des Calciums und anderer Elemente an manchen Stellen der Sonnenoberfläche die Erscheinung einfacher und auch doppelter Umkehrung, jedenfalls hervorgerufen durch in der Sonnenatmosphäre verschieden hoch gelagerte dampfförmige Massen. Benützt man nun für die Aufnahmen mit dem Spektroheliographen diese verschiedenen umgekehrten Teile der einzelnen Linien, so ist man dadurch in der Lage, die Sonnenatmosphäre in verschiedener Höhe aufzunehmen, also möglicherweise Schnitte durch die Flöckchen zu legen. Dies ist tatsächlich gelungen, und solche Aufnahmen zeigen, daß die Flöckchen durch einen großen Teil der Sonnenatmosphäre hindurchreichen, also Säulen sind, die sich nach oben hin verbreitern, seitlich überhängen und teilweise über die Flecken hinwegziehen. Auch läßt sich aus den Bildern ersehen, daß die Calciumflöckchen an den Sonnenfackeln wesentlichen Anteil haben, keineswegs jedoch mit ihnen identisch sind, sondern oft noch höher emporsteigen als die Fackeln selbst.

Neben den Aufnahmen der ganzen Sonnenoberfläche sind besonders diejenigen der Umgebung der Sonnenflecken interessant, die hintereinander für verschiedene Höhen der Sonnenatmosphäre angefertigt sind. So zeigt die erste der Aufnahmen vom 29. April 1903 verschiedene zu einer Gruppe vereinigte Sonnenflecken, in deren Umgebung die Sonnenfackeln schwach hervortreten. Die zweite Aufnahme, die einen Durchschnitt in größerer Höhe als die vorhergehende darstellt, zeigt, wie gerade der Calciumdampf in den Sonnenflecken hinein übergreift, wobei der Umriß der Dampfmassen wesentlich von dem der Fackeln abweicht. Die nächste Aufnahme läßt deutlich erkennen, daß der Calciumdampf sich beträchtlich ausgebreitet hat und über die Flecken hinwegzieht, während eine letzte Aufnahme dasselbe in noch verstärktem Maße zeigt. Ziemlich selten jedoch können auf den Bildern die höchsten Teile der Calciumdämpfe bemerkt werden, die dann als meist weit ausgedehnte, tief dunkle Flöckchen erscheinen.

Neben den Calciumlinien hat dann Hale zu seinen Aufnahmen noch Linien des Eisens und vor allen Dingen diejenigen des Wasserstoffes benützt. Ein wesentlicher Unterschied hat sich dabei gezeigt; die einzelnen hervortretenden Partien, die sich an derselben Stelle wie die leuchtenden Calciumflöckchen befinden und in der Gestalt wenig von diesen abweichen, erscheinen vollkommen dunkel, gerade wie die höchsten Teile des Calciums. Sehr selten erscheinen auch helle Wasserstoffflöckchen, und dann fast nur in der Umgebung der Sonnenflecken, wo sie wahrscheinlich Eruptionserscheinungen darstellen. Im allgemeinen hat man es bei den ausgedehnten dunklen Wasserstofflöckchen mit Sonnenfackeln zu tun.

Diese eigenartigen Aufnahmen der Sonne werden nun regelmäßig hergestellt und sie sind wohl geeignet, neues Licht in die noch so rätselvollen Vorgänge auf unserer Sonne zu bringen. Bedenkt man noch, daß die Sonne der einzige Fixstern ist, der in allen Einzelheiten beobachtet werden kann und von dem aus Schlüsse gezogen werden können auf die so gar weit entfernte übrige Sternenwelt, so verdienen es diese Aufnahmen des Yerkes Observatory wohl, besonders beachtet zu werden.

Heidelberg. A. Kopff.

Ein Buch über Johann Gabriel Seidl.

Alles fließt und unterliegt den Gesetzen der Entwicklung. Jedes Geschlecht verlangt nach eigenen Sängern, andere Zeiten brauchen andere Lieder, und die Kunst müßte erstarren und verknöchern, wenn sie einseitig nur nach gegebenem Muster sich fortentwickeln, ihre Nahrung aus toten Vorbildern und nicht aus dem blühenden Leben ziehen würde. Der Künstler hat sich in dem Fahrwasser des Realismus zu bewegen, er muß dem Sinnen und Trachten, dem Ringen und Streben, dem Fühlen und Glauben, den Zweifeln und Kämpfen, den Wonnen und Schmerzen, den Hoffnungen und Entsagungen, mit einem Worte den jeweiligen politischen, sozialen und kulturellen Verhältnissen seines Milieus Rechnung tragen, die Volksseele erfassen, ihr auf den Grund gehen, sie in ihren Tiefen belauschen und seine Schöpfungen mit einem von hier aus bereicherten Geiste durchsetzen. Es ist unvermeidlich, daß der verwandelte Geist der Gegenwart, zumal er sich seiner Eigenart stark bewußt ist, sich auch in der Kunst zum Ausdruck bringe. Was Wunder daher, daß in unserer raschlebigen Zeit der gemütvolle J. G. Seidl, dessen liederreicher Mund vor 30 Jahren verstummte, wenig gekannt ist! Er, der an den patriarchalischen Anschauungen Altösterreichs, in denen er erzogen und aufgewachsen war, zähe festhielt, würde der völligen Vergessenheit anheimgefallen sein, wäre nicht seine Volkshymne in allen Gauen und Sprachen Oesterreichs bis zum heutigen Tage gesungen worden und hätten sich nicht in Anthologien und Lesebüchern mehrere seiner kraftvollen, markigen Balladen wie selbstverständliche Inventarstücke vererbt. Nunmehr hat die Zentenarfeier seiner Geburt ihm die verdiente Würdigung eingetragen. Vollends hat Prof. Dr. Karl Fuchs in einer ihm gewidmeten Monographie,[1]) in der er mit Bienenfleiß allen Spuren seiner überaus vielseitigen und fruchtbaren Tätigkeit folgte, wertvolle Gaben seiner Muse, die bisher noch nicht veröffentlicht sind, aus dem Schutte der Archive, alten Almanachen und Zeitschriften, sowie mehrfachem Privatbesitz ausgrub und der Veranstaltung einer Gesamtausgabe von Seidls Werken die Wege ebnete, eine wahre Entdeckerarbeit verrichtet.

Treffend kennzeichnet Fuchs unseren Dichter als geborenen Lyriker. Er schwelgte in der Gefühlswelt, welchen Gegenstand immer er auch anfassen mochte. Erzählungsstoffe, dramatische Handlungen, selbst touristische, geographische, ethnographische und philologische Materien entlockten ihm lyrische Töne mit gutmütig heiterem, halb sentimentalem Anklang. Dieses Verweilen bei empfindungsreichen Augenblicken ist eben die Signatur des vormärzlichen Wien mit seiner eigenartigen, nicht in Gedanken und Ideen, sondern in musikalischem Empfinden wurzelnden Romantik, in der er zeitlebens befangen blieb. Anfangs im Banne der überschwänglichen, seraphischen Poesie seines Schulvorbildes Klopstock, rang er sich bald zur einfachen, schlichten, kindlichen, herzinnigen Weise des Volksliedes, das „wie Kinderstimmen" „zum Himmel den graden Weg" findet, empor. Mit welchem nachhaltigen Erfolge er aus diesem Jungbrunnen schöpfte, wie sinnig er zarte Fäden von seinem bewegten Seelenleben zu den mannigfachen Vorgängen in der Natur zu spinnen verstand, erhellt aus der charakteristischen Tatsache, daß „sein" Franz Schubert eine stattliche Anzahl seiner Gedichte vertonte. — Fuchs zeigt ferner, daß Seidl für die niederösterreichische Mundart das geleistet hat, was die oberösterreichische Stelzhamer dankt; er hat die niederösterreichische Dialektpoesie in die deutsche Literatur eingeführt. Er wurde durch seine Wanderungen wie keiner vor ihm mit Land und Leuten und den feinsten, bunt wechselnden Regungen der heimatlichen Volksseele so vertraut, daß seine

---

[1]) Johann Gabriel Seidl. Von Prof. Dr. Karl Fuchs. Mit dem Bilde des Dichters. 8°. Wien und Leipzig, 1904, Carl Fromme.

„Flinserln", d. h. „Oest'reichischi Gschdanz'ln, Gsang'ln und G'schicht'ln" in das geistige Eigentum des Volkes, aus dem ihre urwüchsigen Motive hervorgeholt sind, übergingen und von ihm gesungen wurden.

Hochinteressant ist es, daß er auch horazische und anakreontische Oden in gelungener Weise im Dialekt nachempfunden hat. Er erklärte mit Recht: „Der Versuch dürfte ... als ein klarer Beweis für die Allgültigkeit echt populärer Sänger ... zu allen Zeiten in psychologischer und philologischer Hinsicht nicht uninteressant sein. Der Verfasser ist nicht blind gegen die der Lyrik seines Dichters anhaftenden Mängel. Er sagt ihm Langweiligkeit nach, wenn er sich in kleine Einzelheiten, ausführliche Vergleiche und Allegorien verliert, und er ist weit davon entfernt, ihn wie Goedeke mit Byron und Heine zu vergleichen. Er ist sich der Grenzen bewußt, die seiner Kunst gesteckt sind, und hebt hervor, daß wir nirgends bei ihm „außergewöhnlichen Schwingungsweiten der Gefühle" begegnen und daß er sich stets auf der „gleichen Mittelhöhe" des poetischen Schaffens bewegte. Seidl besaß übrigens Selbsterkenntnis genug, wiederholt seine Dichtung als eine solche des Mittelmaßes zu bezeichnen.

An die zahlreichen **Prosadichtungen** legt Fuchs den einzig richtigen Maßstab, indem er, von dem Grundsatze ausgehend, daß der Künstler in höherem Sinne Zeitgenosse ist, sagt: „Mag uns diese Richtung spießbürgerlich und philiströs erscheinen, so verdient sie schon deshalb volle Wertschätzung, weil sie eben der getreue Ausdruck einer wenig tatkräftigen, schreib- und redseligen, gefühlsüberschwänglichen Epoche ist, die so in der naturgeschichtlichen und kulturgeschichtlichen Entwicklung lag wie die Ruhe vor dem Sturm." Vor allem werden jene Geschichten, die sich auf dem Boden seiner heißgeliebten, urgemütlichen Vaterstadt, auf dem Boden Alt-Wiens abspielen, für alle Zeit ihren kulturhistorischen Wert behalten. Ganz neu sind zahlreiche biographische Daten, die der Verfasser aus den Novellen des Dichters als teilweise Selbsterlebtes, teilweise Selbstempfundenes des so gerne subjektiv verfahrenden Dichters gezogen hat.

Zum Schlusse wird die vielseitige wissenschaftliche Tätigkeit Seidls gestreift, der er seine Ernennung zum wirklichen Mitglied der Wiener Akademie der Wissenschaften verdankte. Wie wir hören, wird Fuchs demnächst bei Philipp Reclam (Leipzig) eine Auswahl der Werke Seidls erscheinen lassen.

Bernh. Münz.

Bücher und Zeitschriften.

Soziale Tätigkeit der Gemeinden. Von Dr. Otto Thiessen. München-Gladbach 1903, Verlag der Zentralstelle des Volksvereins für das katholische Deutschland.

Das 168 Seiten starke Buch, welches als 8. bis 11. Heft der von dem genannten Verein herausgegebenen Tagesfragen erschienen war und nun in neuer gänzlich umgearbeiteter Auflage vorliegt, verdient eine fleißige Benützung in den Kreisen der Kommunal- und Verwaltungsbeamten. Unter Heranziehung einer reichen Literatur bietet es einen kurzen, aber recht inhaltsreichen Ueberblick über den gegenwärtigen Stand (bis Ende 1903) und die nächsten Ziele der so mannigfaltigen sozialen Tätigkeit deutscher Gemeinwesen, zu deren Beurteilung die Verhältnisse in österreichischen, französischen, englischen u. s. w. Städten vielfach herangezogen sind. Aus dem Reichtum des Inhaltes läßt sich erkennen, welch weites Feld der freien Entfaltung auch heute noch den deutschen Kommunen offen steht. Es fällt auf, wie verschieden der Grad sozialer Vorgeschrittenheit in den einzelnen Städtewesen; wie rückständig in mancher Hinsicht z. B. Berlin, und wie minimal in den Landgemeinden noch die soziale Einsicht entwickelt ist. Vielleicht könnte sich aus der verdienstvollen Zusammenstellung eine kalenderartige periodische Erscheinung heraus entwickeln, aus welcher alljährlich das Fortschreiten sozialer Tätigkeit in den deutschen Kommunen zu ersehen wäre. Ein Bedürfnis nach etwas derartigem, das von dem voluminösen „Jahrbuch deutscher Städte" sich wesentlich unterscheiden würde, darf wohl sicher angenommen werden, trotz der heutzutage ins Ungemessene angeschwollenen Kalenderliteratur. — Die Parteistellung der Herausgeber tritt kaum irgendwo hervor. Im einzelnen könnte man vielleicht nach Berücksichtigung der bayerischen Wohnungsgesetzgebung (Verordnung vom 10. Februar 1901), Benützung von Eberstadts Buch über die rheinischen Wohnungsverhältnisse u. a. und etwa einiges über die Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit auf dem Lande vermissen. Die Forderung von Notstandsarbeiten als einer dauernden Einrichtung der Gemeinden (S. 51) dürfte ein wenig über das Ziel hinausschießen. Im allgemeinen aber ein höchst verdienstliches Buch, das bei seinem billigen Preis (1.80 M.) weiteste Verbreitung verdient.

H.

Deutsch-österreichische Literaturgeschichte. Von Nagl-Zeidler. 2. Band, 6. Lieferung. Wien, Karl Fromme 1903.

Die jüngste Lieferung des für deutsch-österreichische Literaturverhältnisse grundlegenden Werkes schließt mit der Betrachtung der Volksdichtung Westungarns den Abschnitt „Die Volksdichtung Altösterreichs" ab. Die „Hüenzen" (d. h. Hühnerhändler) der dem südlichen Niederösterreich und der nördlichen Steiermark benachbarten deutschen Gegenden Ungarns sind ein ältester Vorposten niederösterreichischer Art, der sie fortan bis in unsere Zeit noch viel näher stehen als etwa die Böhmerwäldler den Oberösterreichern. Eine besonders lebhafte Phantasie hat bei ihnen einen reichen Sagen- und Märchenschatz gezeitigt, welcher in noch der Veröffentlichung harrenden Sammlungen des Bischofs M. Haas und des Johannes Ebenspanger gesammelt ist. Auch Volksschauspiele (Paradeis-, Christi Geburt-Spiele und Sterngesänge) waren dort seit alter Zeit heimisch. — Der nächste Abschnitt „**Zeitalter der josephinischen Aufklärung**" wird durch die Studie des Schulrates Wagner über **Josephinismus, Bureaukratie und josephinische Legende**" eingeleitet. Die volkstümliche Grundlage österreichischer Dichtung erhielt seit der Gegenreformation durch das gelehrte Barock eine besondere Färbung. Die Kunstliteratur des Vormärz, getragen von individuellen Pulsen der Wiener Dichtung, wurde mit der Zeit ein interessantes Gegenstück zur Volksdichtung. In dieses Oesterreichertum hat Gottschedianismus und Theresianismus „als anregendes Ferment einen Tropfen mitteldeutscher Bildung gegossen", der die Beziehungen Oesterreichs und Deutschlands inniger gestaltete, und aus diesen Elementen entstand in Oesterreich ein spezifischer „Aufklärungstypus". Damit verschwand, insbesondere nach dem Tode Maria Theresias, freilich die so oft gepriesene Harmlosigkeit und Gemütlichkeit der Wiener Dichtung und der österreichischen überhaupt und es bildete sich der „Wiener Pessimismus" (Nestroy) aus. In diesem Sinne begreift man das harte Urteil des Grafen Kaspar Sternberg, des Freundes Goethes, über die josephinische Epoche, der von deren „zersetzendem Geist" spricht. Als Mittelpunkt der josephinischen Literatur betrachtet der Verfasser mit Recht **Sonnenfels**. Seine Geschmacksreform durchdrang das ganze österreichische Schrifttum und reicht in ihren Nachwirkungen weit in den Vormärz hinein. Die Lehrer der späteren bedeutenden Dichter Oesterreichs waren teils Ausläufer der theresianischen Aufklärung, teils Josephiner. Die Bureaukratie wurde zum Hauptträger der Literatur und „etwas von der bureaukratischen Disziplin wurde aus der Kanzlei auf den Parnaß übertragen". Trotzdem hierbei mancher Schaden verursacht ward und trotz der Mißerfolge, die Kaiser Josephs „erweiterte Preßfreiheit" nach sich zog, wurde und blieb der aufgeklärte Kaiser der legendäre Heros für alle freisinnigen Ideen vormärzlicher Zeit. Objektiv wägt der Verfasser Gewinn und Verlust der josephinischen Aera ab und zeigt, daß neben dem vielen Licht auch tiefer Schatten ist. Er verweist auch auf die massenhafte philanthropistische Jugendliteratur derselben, insbesondere auf die realistischen Jugendschriften, die im Geiste der Zeit der Jugend den ganzen Umfang realer Kenntnisse geläufig machen sollten. — Im nächsten Kapitel „**Publizistik der josephinischen Aera**" beginnt Zeidler mit der Schilderung der mannigfaltigen Erzeugnisse, welche die Frucht der josephinischen Preßfreiheit und der ihr voraufgegangenen Reformen waren. Eine wahre Hochflut, die

selbst den freisinnigen Kaiser beängstigte! Nach einer Einleitung, welche die Anfänge der Publizistik in Oesterreich vom Gottschedianer Klemm herab, dem „Vater der österreichischen Journalistik", behandelt, wendet sich der Verfasser der bedeutsamsten Erscheinung der Epoche auf diesem Gebiete zu, dem „Mann ohne Vorurteil" und seinem Herausgeber Sonnenfels. Erst die nächste Lieferung wird diesen Stoff in den Einzelheiten analysieren.

Dr. Karl Fuchs.

*

Allgemeine Rundschau.

Zur Frage des Nachmittagsunterrichts.

Eine für München, wo ja jetzt einige Gymnasialkurse mit Ausfall des Nachmittagsunterrichts eingerichtet sind, aktuelle Frage behandelt der Dresdener Oberlehrer Dr. Richard Le Mang in den eben erschienenen Neuen Jahrbüchern für das Klassische Altertum. Die Frage des Nachmittagsunterrichts ist eine Großstadtfrage, die für kleine und mittlere Städte gar nicht in Betracht kommt. Zwei Ursachen haben diese Frage wichtig gemacht: die Schwächlichkeit der Großstadtkinder und ihr Leben und ferner die weiten Entfernungen. In München hat man bei der zu versuchenden Verlegung des Unterrichts auf den Vormittag vor allem an die weiten Entfernungen, welche die Schüler viermal täglich zurückzulegen hätten, gedacht. Aber die Aenderung ist doch so eine Art Notbehelf, eine Austreibung des Teufels mit Beelzebub. Denn vier bis fünf Stunden hintereinander Vormittagsunterricht ist für einen kleinen Schüler häufig zu anstrengend, und meist muß doch da, wo in höheren Schulen der Gesamtunterricht auf den Vormittag konzentriert ist, fünf Stunden Schule gehalten werden. — Der Dresdener Schulmann spricht hauptsächlich von der Anstregung des fünfstündigen Vormittagsunterrichts für die jüngeren Schüler, und seine Vorschläge sind teilweise in diesem Sinne gemacht. Wir sind aber der Ansicht, daß der 13—18jährige Schüler gerade so wenig fünf Stunden hintereinander aufmerksam dem Unterricht folgen kann wie der der drei untersten Klassen. Dr. Le Mang macht folgende Vorschläge, von denen jedoch der erste wegen der Kosten wohl unmöglich ist: 1. Man verdoppelt die Zahl der Schulen, um sie über die Stadt gleichmäßig zu verteilen (scheitert an den Kosten). 2. Man errichtet in den verschiedenen Stadtteilen Untergymnasien (Sexta bis Quarta, erste bis dritte Klasse) gemeinschaftlich für humanistisches und Realgymnasium (würde in München auch an den Kosten scheitern). 3. Die Oeffentlichkeit, sei es von der Schule oder von anderer Seite aus, muß für die körperliche Ausarbeitung der Großstadtjugend sorgen. Unsere Knaben müssen jeden Tag eine Stunde turnen, sie müssen täglich auch im Schwimmen oder Schlittschuhlaufen, in Spielen und Märschen sich tummeln und kräftigen. Wie sehr das auch für die Schüler der oberen Klassen nötig ist, dafür macht Le Mang besonders wegen eines Punktes aufmerksam. Durch die einseitige Ausbildung, durch die reichliche Ernährung, oft Ueberernährung, und durch den Alkohol (wie viele Münchener Gymnasiasten mögen wohl mittags und abends ihre Halbe trinken?) werden unsere Schüler Gefahren in sexueller Beziehung ausgesetzt, die wir uns nicht groß genug vorstellen können. Wenn die Schule dem Leben des Schülers gegenüber in fast völliger Unwissenheit sich befindet, so hat sie erst recht keine Ahnung von dem Tiefstande unserer Schüler der höheren Klassen in sexuellen Dingen. Da helfen nicht Belehrungen (auch nicht frömmelnde Vereinigungen), sondern am besten Turnen, Schwimmen und Spielen in freier Luft. Und dafür muß der Nachmittagsunterricht fallen. — Wissen ist Macht! Aber im Leben kommt's immer und immer wieder darauf an, was einer kann und nicht was einer weiß. Ob die Jugend wöchentlich ein paar Stunden länger auf der Schulbank sitzt, das macht fürs Leben nichts aus, ebensowenig wie es für Wissen und Können des Primaners Bedeutung hat, ob er in Quinta oder Quarta acht oder sechs Stunden in einem Fach gehabt hat. Sind aber fünf Stunden vormittags zu viel, dann muß man trotz fehlenden Nachmittagsunterrichts mit vier durchzukommen suchen. Nervosität, Willensschwäche, Feminismus wird von uns selbst gezüchtet. Wir müssen in der Großstadt eine gesunde, frische Jugend schaffen. Lassen wir sie täglich turnen, schwimmen, spielen! Seien wir aber dabei nicht ängstlich mit ein paar Schulstunden mehr oder weniger und heben wir ruhig den Nachmittagsunterricht durchaus auf.

M.

*

Akustisches vom Telephon.

* Ueber akustische Wahrnehmungen am Telephon sendet Oberlehrer Cäsar in Havelberg der Naturwissenschaftlichen Wochenschrift (Jena, Gustav Fischer) folgende Mitteilungen zu:

Hält man das Telephon (Hörer) vor den Sprechtrichter des Mikrophons, so entsteht ein Ton. Dieser Ton wird lauter und springt bei allmählicher Entfernung der Telephonmembran in die höhere Oktave. Etwa 5 Zentimeter von dem Schalltrichter erreicht die Tonstärke laut pfeifend das Maximum, um bei weiterer Entfernung ziemlich plötzlich ganz zu verschwinden. Nähert man allmählich die Telephonmembran dem Trichter, so wiederholen sich die Vorgänge in umgekehrter Reihenfolge. Am besten hört man den Ton, wenn die Mitte der Membran genau senkrecht über der Mitte des Trichters liegt. Bei seitlichen Bewegungen, sofern die Membran parallel dem Mikrophonbrettchen bleibt, wird der Ton schwächer und ändert, wenn auch nur sehr wenig, seine Höhe. Fällt die Projektion der Membran (senkrecht) außerhalb der Trichteröffnung, so verschwindet der Ton. Verschließt man die Trichteröffnung durch ein Stück Schreibpapier und hält die Mitte der Membran vor die Mitte des Trichters, so wird der Ton etwa einen halben Ton tiefer. Dasselbe (d. h. einen Ton, der etwa einen halben Ton tiefer ist als der ursprüngliche) erreicht man, wenn man die Trichteröffnung etwa zur Hälfte verschließt durch ein Stück Kartonpapier (Postkarte) oder eine Glas- oder Metallscheibe. Wird die Trichteröffnung ganz durch das Kartonpapier oder die Glas- oder Metallscheibe bedeckt, so verschwindet der Ton.

Eigentümlicherweise konnte der Einsender diese Beobachtungen bisher nur an einem Telephon machen, bei drei anderen war nichts zu hören; diese Erfahrung wurde ihm auch von einem viel mit Telephonen beschäftigten Postbeamten bestätigt. Die Erklärung denkt sich derselbe so, daß durch das Abhaken des Hörers ein elektrischer Strom durch das Mikrophon und ein anderer Strom durch das Telephon geht. Die beiden Ströme wirken bei geeigneter Lage des Telephons aufeinander ein und bringen die Luftsäule zwischen Telephon und Mikrophon in Schwingungen. Der entstehende Ton erinnert durch seine Klangfarbe an den einer Orgelpfeife (Lippenpfeife).

•

Der große Telegraph durch Persien.

ct. In Persien geht die große Telegraphenlinie, die das ganze Land durchmessen soll und gegenwärtig bereits in Kirman angelangt ist, ihrer Vollendung entgegen. Freilich bestand schon früher ein indo-europäischer Telegraph durch das persische Gebiet, der von den Engländern geschaffen war, um mit Indien in direkte Verbindung zu kommen. Dies Verkehrsmittel litt jedoch an großen Mängeln. Einmal nahm es einen sehr großen Umweg von Tabris und Teheran über Buschehr, außerdem wurde dieser Linie so wenig Sicherheit zugetraut, daß man noch große Strecken untermeerischer Kabel längs der persischen Küste verlegte, um bei einer Störung der Telegraphenleitung auf dem Lande nicht ganz abgeschnitten zu sein. Die neue Linie soll, wie das Mouvement Géographique berichtet, diese Mißstände beseitigen. Sie zweigt von der alten schon bei Kaschan ab und führt dann auf der großen Karawanenstraße über Jesd und Kirman nach Bam, indem sie eine wasserscheidende Gebirgskette von etwa 2600 Meter Höhe überwindet. Gegenwärtig ist man dabei, die Leitung weiter durch die Wüste bis nach der Grenze gegen Beludschistan zu führen, wo sie dann wieder britisches Gebiet erreichen wird. Wegen der eigenartigen klimatischen Verhältnisse Persiens sind für die Herstellung der Leitung ungewöhnliche Vorsichtsmaßregeln getroffen worden. Die Tele-

graphenstangen sind aus Stahl hergestellt und stückweise auf dem Rücken von Kamelen und Maultieren an Ort und Stelle transportiert worden. Zu erhöhter Sicherheit ist die Linie auf einem großen Teil ihres Verlaufs doppelt angelegt worden.

*

Kleinere Mitteilungen.

H. **Prähistorisches.** Aus Heidelberg wird uns geschrieben: Das erste auf hiesigem Boden bekannt gewordene Grab aus der jüngeren Steinzeit wurde dieser Tage auf dem städtischen Grubenhof entdeckt. Das wohlerhaltene Skelett war als sogenannter liegender Hocker beigesetzt; Feuersteinpfeil, Feuersteinmesserchen und Knochenpfriem waren beigegeben. Ferner fand man zehn steinzeitliche Wohngruben mit reichlichem Inhalt. Als in eine Hüttengrube der jüngeren Steinzeit eingeschnitten erwies sich, wie unser rastloser Prähistoriker Professor Dr. Karl Pfaff mitteilt, ein jüngst aufgedecktes Grab der folgenden älteren Bronzezeit. Rings um das Grab lagen Reste des Lehmbewurfs der Wände, Tierknochen, Holzkohlen, Scherben neolithischer Gefäße und Werkzeuge, sowie Waffen aus Knochen und Stein.

W. **Die Einweihung der Technischen Hochschule in Danzig.** Telegraphisch wird gemeldet: Die Feierlichkeiten zur Eröffnung der Technischen Hochschule in Danzig begannen gestern mit einem Begrüßungsabend, den die Stadt Danzig zur Feier den geladenen Gästen in der altehrwürdigen Halle des Artushofes und in den Räumen des Ratskellers gab. Oberbürgermeister Ehlers begrüßte in warmen, schwungvollen Worten die Gäste und gedachte derer, die den Gedanken einer technischen Hochschule in Danzig zuerst gefördert haben, eines Miquel, Bosse, Goßler, sowie des anwesenden Ministerialdirektors Althoff, und begrüßte insbesondere die Lehrer und die Studentenschaft der neuen Hochschule. Der Rektor, Geheimer Rat v. Mangoldt, erwiderte dankend. An der Ehrentafel hatten Platz genommen die Minister: Dr. Studt, Frhr. v. Rheinbaben, Frhr. v. Hammerstein und Möller, Oberpräsident Delbrück, der kommandierende General v. Braunschweig und die Spitzen der Behörden. An langen Tafeln fanden sich die Mitglieder des Magistrats, die Stadtverordneten, Offiziere, hohe Regierungsbeamte, Gelehrte, Vertreter der Korporation der Kaufmannschaft Danzigs und Studenten zusammen. Zwei Kapellen konzertierten.

H. **Spende.** Ein ungenannt sein wollender Schenker stiftete für die seit einiger Zeit geplante Volkslesehalle und Volksbibliothek in Heidelberg 30,000 Mark.

::

Hochschulnachrichten.

* **Würzburg.** Der Professor der Kirchen- und Dogmengeschichte in der theolog. Fakultät zu Münster Dr. F. Diekamp hat einen Ruf an die hiesige Universität erhalten.

* **Bonn.** Der Privatdozent der Philosophie Dr. Max Wentscher hat einen Ruf als außerordentlicher Professor an die Universität Königsberg erhalten.

dr. **Jena.** Am 4. Oktober ist der ordentliche Honorar-Professor Geh. Hofrat Dr. Rudolf Gaedechens im 71. Lebensjahr nach langjährigem, schwerem Leiden in Blankenburg a. Harz gestorben. Gaedechens hatte sich 1863 in Jena für das Fach der Archäologie habilitiert und wurde 1894 zum Direktor des Archäologischen Museums ernannt. Seit dem Sommersemester 1899 mußte er sich wegen schwerer Erkrankung von seiner Lehrtätigkeit beurlauben lassen und legte das Direktorium des Museums nieder. — Der außerordentliche Professor der Chemie Dr. Duden ist zum Leiter des wissenschaftlichen Laboratoriums der Farbwerke zu Höchst a. M. ernannt worden und wird zum 1. Januar 1905 nach Höchst übersiedeln. — Liz. H. Weinel, Privatdozent in Bonn, hat den an ihn ergangenen Ruf als Professor für neutestamentliche Exegese an die hiesige Universität angenommen.

* **Berlin.** Die preußische Akademie der Wissenschaften hat den Geheimen Oberbaurat und vortragenden Rat im Ministerium der öffentlichen Arbeiten Dr.-Ing. Dr. Hermann Zimmermann zum ordentlichen Mitgliede ihrer physikalisch-mathematischen Klasse gewählt.

* **Halle.** Die medizinische Fakultät ernannte den nach 28jähriger Lehrtätigkeit in den Ruhestand getretenen Professor an der Tierärztlichen Hochschule in Dresden Dr. Albert Johne zum Ehrendoktor. (Vgl. die gestrige Nummer.)

* **Aus der Schweiz.** Mit der Abhaltung der Vorlesungen des jüngst verstorbenen Theologieprofessors Paul Chapuis wurden Pfarrer Narbel in Lausanne und Pfarrer Chavan in Grandson beauftragt. — J. Jaquet, der vor einigen Jahren als Bischof nach Rumänien berufen wurde, tritt wieder in den Lehrkörper der Dominikaneranstalt zu Freiburg ein.

*

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

J. Pfoffer: Leichtsinn. Schwank in drei Aufzügen. Strassburg i. E. 1904. Joseph Singer. 160 S. — Julo Hoffing: Am Fuss der Karawanken. Lieder und Dichtungen. Ebenda 1904. 98 S. — Dr. Otto Klein: Goethes Kleine Freundin und Frau. Ebenda 1904. 185 S. — Dr. Gustav Min, a. o. Professor der Physik in Greifswald: Moleküle, Atome, Weltäther. (Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 58. Bändchen.) Leipzig 1904. B. G. Teubner. 137 S. — Dr. jur. Anton Graf v. Pestalozza: Der Begriff der Mentalreservation im Sinne des § 116 B. G.-B. Zugleich ein Beitrag zur Lehre von den Willenserklärungen. München 1904. J. Schweitzer (Arthur Sellier). 57 S. — Dr. Max Vollkammer, Hauptlehrer in München: Die Quellen Bourguignon D'Anvilles für seine Kritische Karte von Afrika. (Münchener Geographische Studien. Hrsg. von Siegmund Günther. 16 Stück.) München 1904. Theodor Ackermann. 124 S. — A. Bullinger, Gymnasialprofessor a. D.: Georg Wilhelm Friedrich Hegels Phänomenologie des Geistes behufs Einführung in die Philosophie und christliche Theologie auf ihren kürzesten und durchaus leichtverständlichen Ausdruck reduziert. Mit einem Anhang, Leben Jesu-Schriften betreffend. Ebda. 1904. 49 S.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Aus Albert Schäffles Wanderjahren.*)

Höhere Staatsprüfung. Staatswissenschaftliche und philosophische Studien.

Bei so reicher praktischer Anregung war es mir verhältnismäßig leicht gemacht, das zur Ablegung der höheren Dienstprüfung im Ministerium des Innern erforderliche Fachwissen mir anzueignen; List, Hildebrand, Rau für Nationalökonomie, Puchtas Institutionen und Pandekten für die Geschichte und das System des römischen Rechtes, R. v. Mohl, Bluntschli, Zachariä und Zöpfl für das allgemeine und das positive Staatsrecht und für die Polizeiwissenschaft, Köstlin und Hufnagel für das Strafrecht, Fr. Payen (deutsche Bearbeitung von Fehling), Karmarsch und Hartmann für Technologie habe ich durchaus studiert mit heißem Bemühen, und der tägliche Umgang mit jüngeren Beamten von gutem Examen hat mir wohl alle die Lichter aufgesteckt, die mir von einem Katheder hätten leuchten können. Die Ziviljurisprudenz eignete ich mir freilich nur encyklopädistisch an. Am dunkelsten war mir noch der Zivilprozeß. Immerhin blieb mir die „geschriebene Vernunft" des römischen Rechts kein Buch mit sieben Siegeln. Im Jahre 1855 bestand ich die erste höhere Dienstprüfung mit gutem Erfolg, ohne irgend eine akademische Fachvorlesung gehört zu haben, nachdem ich von dem edlen Minister des Innern, Freiherrn v. Linden, auf Empfehlung verschiedener Beamten, namentlich solcher bei der Zentralstelle für Gewerbe, den Dispens von der Bedingung des absolvierten Universitätsstudiums erhalten hatte.

Neben der Nötigung zu emsigen Fachstudien, welche mir teils durch den journalistischen Beruf, teils durch die Vorbereitung auf eine höhere Staatsdienstprüfung auferlegt worden war, erhielt ich auch Anregung und Antrieb genug zur Vervollständigung meiner allgemeinen Bildung, namentlich in Aesthetik, einigermaßen auch in Philosophie. Der teilweise berufsmäßige Rezensentenbesuch des Theaters veranlaßte mich, den deutschen Klassikern, welche ich schon im niederen Seminar viel gelesen, angelegentlich und mit tieferem Verständnis mich zuzuwenden. Goethes „Faust", Schillers „Wallensteins Tod", die römischen Tragödien Shakespeares konnte ich kaum satt bekommen. Die von Schiller im „Wallenstein" bekundete Intuition in das Staatswesen hat mich namentlich vom Beginne tieferen Eindringens in die Staatswissenschaft an mehr und mehr in Entzücken versetzt. Seitdem ist wohl kaum ein Jahr vergangen, ohne daß ich Wallensteins Tod mit immer steigender Bewunderung mehrmals gelesen hätte.

Die fünf publizistischen und staatswissenschaftlichen Lehrjahre haben mich auf dem ersten Weg zum Eindringen in die Philosophie wenigstens um einige Schritte weiter gebracht. Ich kam mit verschiedenen Männern in Berührung, welche im Tübinger Stift zur Propädeutik der Theologie die „Philosophie" schulmäßig absolviert hatten und den Dreitakt der spekulativen Dialektik so gut schlugen, als er sich schlagen läßt. Dennoch haben mich damals schon, viele Jahre bevor mir Lotze, namentlich aber Albert Lange die richtige erkenntnistheoretische Einsicht aufsteckten, und mir selbst über die soziale Psychogenese der menschlichen Vernunft ein Licht aufging, meine gepriesenen Landsleute Hegel und Schelling fast nur negativ angeregt.

Verführerischer für mich — allerdings nur für kurze Zeit — waren der ästhetische Hegelianismus meines schwäbischen Landsmannes Vischer und der staatswissenschaftlich-nationalökonomische Hegelianismus meines späteren Kollegen Lorenz v. Stein. Am meisten fruchtbare Anregung für einzelnes habe ich aber während dieser, meiner letzten Lehrjahre durch Rothes Ethik aus der damaligen spekulativen Theorie empfangen; Rothes gläubige Spekulation, welche m. E. sogar deduzierte, daß die Engel Flügel haben müssen, hatte mich zwar behutsam gemacht, aber nicht abgestoßen. Durch Rothe wurde ich auch mit Schleiermachers Ethik bekannt, und von dieser stammt es wohl, daß ich neben dem praktisch-technischen das „symbolisierende Handeln", neben den Sachgütern ferner die Idealgüter der Darstellung und Mitteilung nicht übersah, deren nationalökonomische Analyse mir fast zwanzig Jahre später den Einblick in den psychophysischen Mechanismus des „sozialen Körpers" erschlossen hat. Mit Krause und seiner Schule wurde ich erst später bekannt; allein der spekulative „Panentheismus" hat mir's dann ebensowenig angetan, als der spekulative Pantheismus meiner Landsleute und der spekulative Theismus Rothes zuvor. Den von Ahrens und Störke eine Zeitlang für meine Tübinger Vorlesungen übernommenen, viel zu engen Realbegriff habe ich bei der Aus-

---

*) Wir veröffentlichen im folgenden mit gütiger Erlaubnis der Verlagsbuchhandlung einige Kapitel aus den in den nächsten Tagen erscheinenden Memoiren des Weihnachten v. J. verstorbenen berühmten Nationalökonomen Staatsministers Dr. Albert Schäffle. Die von uns aus dem interessanten Werke herausgenommenen Stücke umfassen die „Wanderjahre" des geistvollen Mannes. Wir schicken ihnen aber ein Kapitel voraus, welches den Abschluß seiner staatswissenschaftlichen und philosophischen Studien und zugleich seiner redaktionellen Tätigkeit am Schwäbischen Merkur rückschauend zusammenfaßt. Die „Wanderjahre" brachten Schäffle in die engste Berührung mit Johann Georg v. Cotta und mit der von ihm herausgegebenen Allgemeinen Zeitung und schlossen mit seinem Uebergange in die akademische Laufbahn ab.

Die Memoiren Schäffles werden in zwei gebundenen Bänden im Verlag von Ernst Hofmann u. Co. in Berlin herausgabt. Sie werden gewiß wegen ihres für die politische Geschichte Deutschlands in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wichtigen Inhalts der hervorragendsten autobiographischen Werke unserer Zeit gleichwertig an die Seite treten.

Die Redaktion der Beilage der Allgemeinen Zeitung.

arbeitung von „Bau und Leben" als erheblichen Irrtum erkannt und fallen lassen.

Bei meiner philosophischen Durchbildung in jenen Jahren empfing ich jahrelang höchst dankenswerte Anregungen durch einen früheren Dozenten der Philosophie, Dekan Wullen in Stuttgart, an welchen ich schon von Gschwend aus gewiesen worden war. Er hat mich auch mit Fr. v. Baader, den großen bayerischen Theophilosophen, bekannt gemacht, dessen staatsphilosophische Aphorismen (in der Hofmannschen Ausgabe) mich anzogen und die ersten starken Anregungen gegen den damals noch grassierenden extremen Liberalismus und Individualismus gaben; erwachsen ist die Auflehnung gegen letzteren aus mir selbst, und schon in meinen ersten von 1856 ab erscheinenden Abhandlungen hatte ich zur Kritik des einseitigen Liberalismus und Individualismus die Elemente einer positiven Sozialanschauung gewonnen. Irrig ist die Angabe, daß der Philosoph Planck („Weltalter") auf meine sozialwissenschaftliche Entwicklung irgendwie bestimmend eingewirkt habe.

In der Zeit von 1850—55, welche ich als den Abschluß meiner Lehrjahre bezeichnen muß, habe ich wirklich viel gelernt. Daß ich das Gelernte eigentümlich gelernt habe, daß theoretische und praktische, wissenschaftliche und geschäftliche Ausbildung in engste Wechselwirkung traten, ist für meine Entwickelung günstig, jedenfalls entscheidend gewesen. Der journalistische Beruf lehrte mich redigieren und schreiben, nötigte mich, alles dafür erforderliche Wissen, Menschen und Dinge betreffend, mir anzueignen, dabei auch täglich Englisch und Französisch zu lesen. Das war die praktische Seite, und eine bessere Schule für das Leben als die, in welche ich — mit 19 Jahren als Redakteur — gegangen bin, hätte ich mir nicht wünschen können. Der journalistische Beruf veranlaßte mich aber auch, die Ergänzung meiner theoretischen Bildung zu einem abgerundeten und sicheren Berufswissen in einer ganz anderen Richtung als derjenigen für die Laufbahn eines Realschullehrers zu suchen. Die Richtung auf die Staatswissenschaft und Nationalökonomie mit dem Unterbau eines encyklopädischen Rechtsstudiums habe ich in dieser Zeit — neben und zwischen langen täglichen Redaktionsarbeiten — mit dem größten unablässigen Eifer so verfolgt, um die höhere Staatsprüfung für den Dienst im Ministerium des Innern (1855) ablegen zu können. Ich habe auch von 1855 ab unaufhörlich gelernt, aber ich habe niemals bloß aus den Büchern oder für das Bücherschreiben und den Lehrstuhl gelernt. Das kann ich nicht bedauern, wenn ich darob auch unsanft ein Autodidakt gescholten worden bin. Nach meiner Individualität habe ich es als eine besondere Gunst des Schicksals anzusehen, daß die Vollendung meiner Lehrjahre praktisches Referendariat und intensivste theoretische Fachbildung zugleich gewesen ist. Dem Schenleder der Schulen bin ich dadurch entrückt worden und auch dem entrückt geblieben, als ich — nicht weniger als elf Jahre lang — zu meinen Füßen aufmerksame Zuhörer sehen durfte.

Meine Lehrjahre waren mit meinem 24. Lebensjahre zu Ende. Mit der Zurücklegung der höheren Dienstprüfung für das württembergische Ministerium des Innern konnte ich nach menschlichem Ermessen einer ökonomisch gedeckten Zukunft entgegensehen. Die zur Begründung eines Hausstandes reichlich zureichende Stellung war gewonnen, und ich schritt am 2. Oktober 1855 freudig zur Ehe mit Caroline Scherff, geb. 21. April 1830, mit welcher ich mich am 22. Juli 1853 verlobt hatte. Unser Familienleben ist von da bis heute unentwegt dasselbe geblieben, so daß ich mir die Angaben hierüber bis zum Schluß dieser „Erinnerungen" vorbehalten kann.

*

Mit Johann Georg von Cotta.

Als Wanderjahre darf ich wohl den Lebensabschnitt vom Herbst 1855 bis Herbst 1860 bezeichnen. Diese Jahre führten mich erstmals in eine weitere Welt zu selbständigem Schaffen, zur Gehilfenschaft von Meistern. Jetzt legte ich den Grund für meine Berufung zum akademischen Lehramt und begann größere Reisen, deren erste schon die bedeutungsvollste werden sollte. Die Schule des bloßen Redigierens und des Zeitungsschreibens, die Zeit der Vorbereitung für die Staatsdienstprüfung waren vorüber. Ich war genügend ausgestattet, die wissenschaftliche Laufbahn zunächst literarisch zu betreten und am politischen Leben über journalistische Tagelöhnerei hinaus teilzunehmen. Und wirklich wurden es Fragen der Wirtschaftsgesetzgebung und der außerwürttembergischen Politik, welche mir den Stoff zu den ersten, einen wissenschaftlichen Namen begründenden Abhandlungen und zugleich die Gelegenheit des ersten Zusammenarbeitens mit Staatsmännern verschafften.

In beiderlei Hinsicht war für meinen Lebensgang bedeutsam die Bekanntschaft und bald innige Freundschaft mit dem Stuttgarter Großbuchhändler Johann Georg Cotta, welcher mich schon wegen meiner ersten Abhandlung für sein Schoßkind, die „Deutsche Vierteljahrschrift", lieb gewonnen hatte und mir bis zu seinem Tode (8. Febr. 1863) eine nur immer wachsende Zuneigung bezeigen sollte.

Freiherr Johann Georg von Cotta war der Sohn des genialen Johann Friedrich Cotta, des „Freundes von Schiller und Goethe". Johann Georg war der Erbe des reichen Besitzes an klassischen Verlagswerken und der großen freiherrlichen Landgüter geworden. Das Vermögen des Vaters war freilich stark mit Schulden belastet gewesen, als Johann Georg die Leitung des Verlags und die Güterverwaltung übernahm, und darunter hatten sich bedeutende Posten von zweifelhaftem Werte befunden. (Vergl. m. Nekrolog J. G. Cottas in der Münchener Allg. Zeitg. 1863.) Mein Freund hatte es verstanden, was er ererbt von seinen Vätern, in sehr kurzer Zeit zu erwerben, um es zu besitzen.

Die weise Beschränkung, die er sich bei der Abstoßung der zweifelhaften Werte des Vaters auferlegte, war keineswegs Ausfluß einer vergleichsweisen Beschränktheit des geistigen Horizonts. Er besaß klaren Verstand, einen weiten Blick, blieb wie sein Vater ein Geschäftsmann großen Stiles, in der Landwirtschaft nicht weniger als im Verlagsbuchhandel. Er war aber auch gleich seinem Vater, welcher in der württembergischen Verfassungsgeschichte von 1815—1819 und bei der Begründung des Zollvereins (wie von mir in dessen Biographie nachgewiesen) die hervorragendste Rolle gespielt hat, von hoher staatsmännischer Beanlagung. Diese betätigte er nicht bloß als langjähriger Abgeordneter des ritterschaftlichen Adels im württembergischen Landtag, sondern auch und hauptsächlich durch die von Fr. Schiller mitbegründete „Allgemeine Zeitung", welcher er die Vorliebe des Vaters unerschütterlich treu bewahrte; dann durch das „Morgenblatt", das „Ausland" und durch die „Deutsche Vierteljahrschrift"; die letztere redigierte er selbst. Auch Johann Georg hatte, wie das bei seinem Vater Johann Friedrich nach Heine der Fall gewesen, „die Hand über die ganze Welt" und vielverzweigte Verbindungen mit Staatsmännern, namentlich denjenigen Oesterreichs.

Sein Ehrgeiz war es in jenen Tagen, der Schaffung der Zollunion Deutschlands mit Oesterreich ebenso zu dienen, wie sein Vater dem Zustandekommen des Zollvereins 25 Jahre früher großartig gedient hatte.

Bei J. G. Cotta die Wanderjahre verbringen zu dürfen, gab auch eine politische Ausbildung. Er kannte namentlich die Großen der Welt. Wie oft warnte er, sich denselben ungerufen zu nähern, wenn man nicht zu den Bedienten geworfen werden wolle. Er hatte den Grundsatz, Fürsten nur antwortsweise zu fragen. Seine Lehren bleiben mir in dieser Hinsicht fest im Gedächtnis. J. G. Cotta ging ohne Aufforderung nicht einmal in Stuttgart zu Hofe und ließ sich auch sonst von den Mächtigen immer suchen, ohne selbst persönlichen Vorteil zu suchen oder auch nur anzunehmen. Darum wurde er gesucht, genoß großes Vertrauen und war imstande, bedeutende Anregungen teils selbst zu geben, teils zu vermitteln.

Persönlich war er anspruchslos, liebenswürdig, offen und zuverlässig, unermüdlich arbeitsam.

Dieser Meister war es hauptsächlich, welcher mich meine fünf Wanderjahre beschäftigte und führte, mich für die Oberleitung der „Allgemeinen Zeitung" bald zu seinem Ver-



trautesten Berater erkor und die „Deutsche Vierteljahrschrift“ für meine ersten wissenschaftlichen und politischen Abhandlungen ganz zur Verfügung stellte. In alles, was bei ihm zusammenlief, erhielt ich Einsicht. Jeder Tag brachte mir — oft in täglich dreimaligem Verkehr — neue Anregungen und große Einblicke.

Ich war längst sein vertrautester Freund geworden, als er im Herbst 1859 im Seebad Ostende, wohin er die Tagebücher seines Vaters mitgenommen hatte, fand, daß ich ihm von letzterem schon 27 Jahre vorher am Tage meiner Taufe als Täufling zur tunlichst vorzugsweisen Verwendung in den Cottaschen Geschäften empfohlen war. Ueberall zog er mich zu, so auch 1859 zu der kleinen Tafelrunde auserlesener Dichter, Künstler und Schriftsteller, welche er in seinem Hause am Tage des Schiller-Jubiläums um die Tochter Schillers, Frau von Gleichen-Rußwurm, versammelte. Seinen Tod habe ich wie ein Sohn beweint. Seit 1860 war er meiner Familie auch durch Uebernahme der Patenschaft für unser erstgeborenes Kind näher getreten.

In Cottas „Deutscher Vierteljahrschrift“ trat ich in dieser Zeit bereits für zeitgemäße, positiv berufsgenossenschaftliche Organisation unbeschadet der Gewerbefreiheit ein („Abbruch und Neubau der Zunft“); so war bereits meine erste größere Abhandlung sozialwissenschaftlichen Inhalts. Weiter folgten: „Vergangenheit und Zukunft der deutschen Gemeinde“ (1856, zweites Heft), in ähnlichem Geiste: „Der moderne Adelsbegriff“ (1856, drittes Heft), eine falsche Idealisierung des ganzen Standes, wofür Cotta das verführerische Modell war, noch ohne Erfahrung über den Stand im allgemeinen. Sodann: „Das heutige Aktienwesen“ (1856, viertes Heft); „Untersuchungen über eine Ordnung der deutschen Goldsurrogate“; „Der dritte internationale Kongreß für Statistik in Wien“; dann in dem Jahrgang 1858 derselben Zeitschrift eine Monographie: „Die Handelskrisis von 1857 mit besonderer Rücksicht auf das Bankwesen“, „Die Wiener Zollkonferenzen“, „Das Wachstum des englischen Verwaltungsstaates“ (nach und gegen Gneist), 1859: „Vorschläge zu einer gemeinsamen (deutschen und österreichischen) Ordnung der Gewerbebefugnisse und Heimatsrechtsverhältnisse nach den Grundsätzen der Gewerbefreiheit und Freizügigkeit“; „Finanzgeschichtliche und volkswirtschaftliche Betrachtungen über den Krieg“.

*

Einführung in die große Politik.

Nicht ebenso leicht zwar, wie durch Cotta und seine Zeitschriften, wäre ich doch wohl auch ohne diesen literarisch durchgedrungen. Der für mein Leben entscheidendere Einfluß der Bekanntschaft mit Johann Georg war jedoch ein anderer, ohne welchen ich politische Anschauungen größeren und größten Horizontes und die Möglichkeit eines durch Erfahrung geübten Blickes für „Bau und Leben des sozialen Körpers“ vielleicht nie erlangt haben würde. Die Scheuleder der beschränkten schwäbischen Lebensanschauungen, für welche damals wenigstens der Homersche „Nabel der Erde“ zwischen Stuttgart und Eßlingen am Neckar lag, wurden mir schon jetzt, im weiten Gesichtskreis eines großen Geschäftsmannes, vollständig abgestreift.

Bald hatte mich das Vertrauen Cottas unmittelbar in den Strudel der „großen Politik“ hineingezogen. Dies geschah zuerst beim Kriege Napoleons III. gegen Oesterreich und bei dem, was diesem Kriege voranging. Im September 1857 waren Napoleon und Alexander II. in Stuttgart als Gäste König Wilhelms I. zusammengekommen. Bei dieser Begegnung wurde der Krieg Frankreichs gegen Oesterreich unter Neutralität Rußlands verabredet. Die beiden Kaiser waren kaum über die württembergischen Grenzpfähle zurückgegangen, als Cotta von König Wilhelm zu sich beschieden wurde. Der König hatte offenbar Kenntnis oder doch Wind über das, was an seinem Hoflager vorgegangen war. Cotta wurde von ihm mit den Worten empfangen: „Sie wollen Deutschland an den Leib! Schlagen Sie in Ihrer ganzen Presse Alarm!“ Kaum zurück aus dem Schlosse, rief mich Cotta, und es wurde Alarm geschlagen, nach Kräften. Der Satz, daß der Rhein am Po zu verteidigen sei, ist zuerst in der Allgemeinen Zeitung ausgesprochen und anderthalb Jahre lang unermüdlich variiert worden. Und das war damals die allgemeine Ansicht. Auch der Regent von Preußen teilte sie; sonst hätte nicht auch er schließlich zum Bundeskrieg mobil machen lassen. Richtig war es ja, daß der Krieg gegen Oesterreich in Italien, wenn auch die Orsinibombe dazu trieb, von Napoleon III. nicht als Befreiungskrieg für Italien, sondern als Vorläufer eines Krieges zur Eroberung der Rheingrenze gedacht war. Cotta war vollständig mit der Agitation einverstanden und trieb eher an, als daß er mäßigte. Dabei war Wiener Hof- oder Regierungsgunst nicht im mindesten im Spiel. Noch viel weniger Geld. Cotta wäre unbestechlich gewesen, auch wenn er äußere Veranlassung gehabt hätte, noch mehr Geld zu verdienen, als er hatte und redlich erwarb. Ohne alle Erinnerung daran, daß das Oesterreich Metternichs dem Vater, Johann Friedrich Cotta, jene namenlosen Preßschereien bereitet hatte, welche in der Biographie über ihn quellenmäßig dargelegt sind, war Johann Georg Cotta mit seiner Allgemeinen Zeitung der begeisterte Verehrer der Radetzkischen Armee geworden, und auch jetzt war er keinen Augenblick im Zweifel, daß nicht die Befreiung Italiens, sondern die Schwächung Oesterreichs und hierdurch Deutschlands das Endziel der Politik Napoleons III. war.

Cotta kannte Napoleon III und verachtete ihn. Auch die schönen Augen der geistvollen Königin Sophie von Holland, Tochter des Königs Wilhelm I., die auf Cotta zu wirken suchten, machten keinen Eindruck zugunsten des Abenteurers. Bei vollständig gleicher Gesinnung wie jener, welcher ich sieben Jahre lang im „Schwäbischen Merkur“ gegen den Napoleoniden hatte Ausdruck geben können, schrieb ich in dem Cottaschen Organe gegen den französischen Einfall in Deutschland vom Po aus fast mit meinem Herzblute. Eine Beeinflussung von Wien aus hat dabei in keiner Weise stattgefunden.

Oesterreich fand die Unterstützung Preußens und daher auch des übrigen Deutschland nicht. Es kam zum Frieden von Villafranka und zur „Entrüstung“ in Preußen.

Der Friede von Villafranka hat mich wie viele andere tief verstimmt. Man wollte damals weder für die österreichische noch für die preußische Vormacht, sondern für Deutschland überhaupt gegen Frankreich den Verteidigungskrieg. Wenn Oesterreich dem Staate Preußen vorgeworfen hatte, daß dieser die Lage benutzen wolle, um Oesterreich aus seiner uralten Stellung in Deutschland durch Usurpation des alleinigen Bundesoberbefehls zu verdrängen, so zeigte jetzt Oesterreich durch den mit dem Napoleoniden geschlossenen Pakt, daß ihm selbst nicht Deutschland gegenüber Frankreich, sondern seine eigene Machtstellung zugleich in Deutschland und in Italien maßgebend war. Keine der beiden Großmächte hatte der anderen etwas vorzuwerfen. Das empfand ich voll. Heute wird niemand, sei es dem Regenten von Preußen, sei es dem Kaiser von Oesterreich, darob grollen, daß sie so gehandelt haben, wie es geschehen ist; sie waren die Träger des historischen Berufes ihrer Häuser und beide verfolgten ihre dynastischen Interessen, der eine wollte haben und der andere nicht lassen. Allein, wer damals weder schwarz-weiß noch schwarz-gelb dachte, wünschte und agitierte, konnte beim Frieden von Villafranka nur nach beiden Seiten tief verstimmt sein.

Ohne Einfluß auf meinen Lebensgang ist die damalige große Enttäuschung nicht geblieben; diese hauptsächlich war es, welche in mir den Ueberdruß an der journalistischen Tagesarbeit zeitigte. Sie erzeugte zwar nicht „Preußenhaß“ in mir, der mir ebenso oft, als grundlos vorgeworfen worden ist, hinterließ aber noch längere Zeit einen Stachel der Antipathie gegen die preußische Politik in mir, und es mag sein, daß ich damals — wie nachher bei der „Stoß ins Herz“-Depesche Bismarcks im Jahre 1866 an Lamarmora — der Abneigung in Briefen und in mündlichen Aeußerungen nicht immer maßvollen, gewiß aber stets überzeugungsvollen Ausdruck gegeben habe.

*

Reise nach Wien. — Erste Berührung mit österreichischen Verwaltungsmännern.

Unmittelbar vor der Kaiserzusammenkunft zu Stuttgart im Herbst 1857 war ich zum erstenmal in Oesterreich gewesen und hatte dabei, zwar nicht mit der Regierung, aber mit zwei wissenschaftlich hochgebildeten Verwaltungsmännern ersten Ranges, mit dem berühmten Chef der amtlichen Statistik Oesterreichs, Baron von Czoernig, und mit dem noch bedeutenderen, auch philosophisch und ästhetisch hochgebildeten Sektionschef im Finanzministerium v. Hock, dem Verfasser der „Finanzverwaltungen Frankreichs" und der „Finanzen der Vereinigten Staaten", deren „Abgaben und Schulden", persönliche Beziehungen gewonnen. Mit dem letzteren bin ich alsbald auf sehr freundschaftlichen Fuß zu stehen gekommen und darauf bis zu dessen Tod (1869) geblieben. Er sollte mein „Meister" für die praktische Handelspolitik werden. Die Empfehlungsbriefe Cottas hatten mich, aus Anlaß des damaligen statistischen Kongresses, bei beiden Männern eingeführt.

Bis dahin war ich nur zweimal über Württemberg hinausgekommen gewesen. Einmal als Seminarist nach Frankfurt a. M., zum Besuch einer Patin; sodann im Jahre 1856 an den Bodensee und in die Ostschweiz. Von der Frankfurter Reise erinnere ich mich, daß mich der Gemahl meiner Patin mit nach Homburg nahm, wo er für mich an der Spielbank einen Einsatz machte, aber mich durch nichts bestimmen konnte, weiter zu spielen, als ich auf drei Züge acht Gulden gewonnen hatte. Das Hazardspiel hat mir in jeder Form immer widerstrebt, auch Kartenspiel ist für mich stets reizlos gewesen.

Zum erstenmal sah ich nun im Herbst 1857 das Leben der Hauptstadt eines großen Reiches und kam überdies mit großstaatlichen Beamten ersten Ranges und auch wissenschaftlich größeren Schlages zusammen. Voll von neuen und großen Anschauungen und von tiefen Anregungen kehrte ich von dieser Reise, welcher dann im folgenden Jahrzehnt solche nach den österreichischen Alpen, Westfalen, Holland und Belgien, zu verschiedenen Weltausstellungen nach Paris und London gefolgt sind, nach Stuttgart zurück.

Von v. Hock namentlich habe ich mein seitdem nicht erloschenes, durch J. G. Cotta gewecktes Interesse für Oesterreich verstärkt davongetragen. Allein Oesterreich selbst habe ich damals doch noch nicht kennen gelernt. Ich suchte es zu studieren. Aber ich las mit der falschen Brille des bureaukratischen Zentralismus, der keine glänzenderen Vertreter gehabt hat als die beiden genannten Männer. Ich dachte mir Oesterreich noch lange so, wie es eben in der vorzüglich geschriebenen und an administrativen Unterweisungen üppig reichen „Neugestaltung Oesterreichs" (Czoernig) auf dem Papier fertig und von der zentralistischen Bureaukratie in der Zeit des Absolutismus gehofft war. Aber es war doch nur das absolutistisch-zentralistische Oesterreich des Dr. Alexander Bach, nicht das Oesterreich, wie es auf seinen natürlichen Grundlagen aufgebaut allein blühen und gedeihen kann. Ich brachte große und neue, aber im Grunde auch falsche Anschauungen nach Hause. Ich sollte erst später Oesterreich in Oesterreich kennen lernen.

Aeußere ominöse Erlebnisse hätten mich schrecken können, ein zweites Mal nach dem Kaiserstaate zu gehen. Schon bei dieser ersten Reise waren Eingang in den Kaiserstaat und Rückkehr aus demselben nicht ganz gefahrlos abgelaufen. Als ich auf dem Hinwege nach Wien am dritten Tage der Donaureise von Donauwörth her in Linz das Dampfboot bestieg, wäre ich beinahe von der Schiffskanone in die Donau geblasen worden, indem ich eine Sekunde vor dem Abbrennen an der vom Matrosen verlassenen (!) Lunte vorüberging. Auf der Rückreise schlief ich zu München im Hotel zum Oberpollinger, in unmittelbarer Nähe des Karlstores, in der Nacht, in der eine Explosion verschiedenen Menschen das Leben gekostet hat. Dabei habe ich mir eine langwierigere Verletzung am Fuß zugezogen, als ich über zahllose, Bett und Boden bedeckende Glasscherben hinweg in ziemlich adamitischem Zustande den Hausflur zu gewinnen suchte.

Die Haupteinwirkung des Wiener Besuches war handels- und volkswirtschaftspolitischen Inhaltes. Der von da ab rege Verkehr mit v. Hock machte mich von 1858 an schon zum begeisterten Anhänger der Zolleinigung Deutschlands mit Oesterreich, der Herstellung eines großen, zusammenhängenden, mitteleuropäischen Verkehrsgebietes, welches von der Nordsee bis zum Schwarzen Meer, von der Ostsee bis zur Adria reichen sollte. Diesen Gedanken habe ich von da an unverrückt bis heute festgehalten. Seine Verwirklichung war möglich, wie auch nachträglich die staatsrechtlichen Verhältnisse zwischen Preußen, den Mittelstaaten und Oesterreich und wieder innerhalb Oesterreichs zwischen dessen einzelnen Kronländern sich gestalten mochten. Der verfassungspolitisch „großdeutsche" Gedanke war in jenen Jahren noch nicht maßgebend für mich gewesen. Schon im Jahre 1858 schrieb ich den Artikel „Wiener Zollkonferenzen" im Interesse der Fortbildung des Zolleinigungsvertrages vom 19. Februar 1853, für welchen ich die nächsten sieben Jahre so viele und scharfe Lanzen, oft vielleicht zu ungestüm, gebrochen habe.

Durch J. G. Cotta kam ich auch in der Heimat selbst in weitere Berührung mit hervorragenden Verwaltungsmännern, von welchen ich viel gelernt habe. So mit dem Ministerpräsidenten Freiherrn v. Linden, mit dem damaligen Oberregierungsrat, nachmaligen Kultusminister Golther, und durch diesen mit den Brüdern Geßler, wovon der eine nachmals das Ministerium des Innern übernahm, und der andere das Kultusministerium lange Jahre inne gehabt hat. Mit Golther befreundete ich mich bald, bis uns das Jahr 1865 in der Schwäbischen Politik auseinander führte. Er besaß eine tiefe und gründliche Kenntnis der damaligen spekulativen Philosophie. Mehr als seine Philosophie wirkte auf mich das bedeutende juristische Wissen des gewiegten Staatsrechtsreferenten im Ministerium des Innern. Auch mit den bedeutendsten Kräften der beiden Zentralstellen für Gewerbe und für Landwirtschaft stand ich auf freundschaftlichem Fuße.

Damals trat ich auch erstmals öffentlich auf, teils im Stuttgarter Gewerbeverein, in dessen Auftrag ich wiederholt öffentliche Vorträge nationalökonomischen und staatswissenschaftlichen Inhalts hielt, teils im Bürgerausschuß (Stadtverordnetenschaft) Stuttgarts, in welchen ich gegen meine Verwahrung gewählt wurde. Mein erster öffentlicher Vortrag fand vor großer Zuhörerschaft über den Münzvertrag zwischen Oesterreich und Deutschland vom 24. Januar 1857 statt. Die Vorträge für den Gewerbeverein, die ich durchaus frei hielt — ich habe nie in meinem Leben eine Rede wörtlich vorbereitet oder auswendig gelernt —, wurden mir eine gute Schule für das öffentliche Sprechen, dessen ich nicht allzu schwer mächtig wurde.

(Zwei weitere Kapitel folgen in nächster Nummer.)

Zur Literatur des Buddhismus.*)

Die vorliegenden Untersuchungen bilden den ersten Versuch, den ältesten Zeitraum der buddhistischen Philosophie nach seinem positiven Gehalte zu bestimmen, wobei es dem Verfasser darauf ankam, unter Beseitelassung der ethisch-praktischen Fragen die wesentlichsten Faktoren der buddhistischen Weltanschauung auf eine begriffliche Formel zu bringen, und naturgemäß das Hauptgewicht auf die erkenntnistheoretische Seite gelegt wurde. Walleser unterscheidet in Uebereinstimmung mit späteren indischen Texten drei Hauptphasen der buddhistischen Lehre: die ursprüngliche naiv-realistische oder vielmehr erkenntnistheoretisch indifferente, die zweite naividealistische oder nihilistische des Cuniavada, welche aufs engste mit dem anscheinend legendären Namen des Nagarjuna verknüpft ist, und die dritte subjektividealistische des

*) Max Walleser: Die buddhistische Philosophie in ihrer geschichtlichen Entwicklung. Erster Teil: Die philosophische Grundlage des älteren Buddhismus. Heidelberg 1904. Karl Winters Universitätsbuchhandlung. 148 S.

Vijnanavada der Yogacarhas, welche auf Aryasanga zurückgeführt wird. Die erste dieser drei Phasen ist es, die Walleser in dem vorliegenden Werke zum Gegenstande seiner Untersuchungen gemacht hat.

Eine wichtige Frage, die der Verfasser zunächst zu beantworten hatte, ist die nach den begrifflichen und zeitlichen Grenzen der systematischen Philosophie des Buddhismus. Es könnte im ersten Augenblick scheinen, daß die Lehre Buddhas (gest. um 470 v. Chr.) selbst bereits eine systematische Welterklärung geboten habe. Dies wird jedoch von Walleser mit aller Entschiedenheit bestritten. Es fehlt nämlich bei Buddha die notwendige Bedingung eines philosophischen Systems, nämlich eine prinzipielle metaphysische Stellungnahme, ja, die grundsätzliche Ablehnung aller metaphysischen Probleme ist für den Stifter des Buddhismus beinahe in noch höherem Grade als für denjenigen des Christentums charakteristisch. Wie Walleser nicht müde wird, zu betonen, haben theoretische Erörterungen für Buddha überhaupt nur den Zweck, in ethischer Hinsicht bessernd zu wirken. Sie passen sich diesem Zwecke je nach den Umständen an und scheuen auch vor gelegentlichen Widersprüchen in der Theorie nicht zurück, wenn es darauf ankommt, eine schädliche Ansicht zu korrigieren oder ad hominem zu wirken. Wohl aber mußte sich bald in der jungen Gemeinschaft, schon um das Auseinanderfallen derselben in verschiedene Lehrmeinungen zu verhindern, das Bedürfnis nach einer dogmatischen Fixierung der Lehre geltend machen. Die zu diesem Zwecke verfaßten Lehrbücher wurden später zusammengefaßt in dem Abhidharmapitaka und fallen, wie Walleser dies im einzelnen nachzuweisen sucht, ihrer Entstehungszeit nach in die erste Hälfte der nach Buddhas Tode folgenden hundert Jahre.

Dem Begriffe eines systematischen Lehrgebäudes entspricht auch der älteste Abhidharma noch nicht. Das lag schon an der Art der Anschauungen, die hier zu einem inneren Ganzen zusammengeschlossen werden sollten. Denn diese waren, wie gesagt, nichts weniger als systematisch, eher systemfeindlich, wie denn überhaupt die absolute Indifferenz gegenüber allem Theoretischen nach Walleser „die hervorstechendste Signatur des echten Buddhismus" bildet. Denn der Buddhismus ist nicht, wie man ihn unter dem Einflusse Schopenhauers gewöhnlich aufzufassen pflegt, von Anbeginn an eine idealistische Weltanschauung. Die Erscheinungswelt war von ihm ursprünglich noch nicht als unsere Vorstellung erkannt, der Unterschied des realen und ideellen Seins noch nicht deutlich geworden. Das Wirklichkeitsgefühl war noch zu stark, noch zu wenig von des Gedankens Blässe angekränkelt, als daß gegenüber den frischen, lebensvollen Eindrücken der Sinne eine erkenntnistheoretisch-idealistische Weltanschauung sich hätte bilden können. Das zeigt sich besonders auch an dem Ausdrucke nama-rupa, Name und Form, womit man die reale, sinnlich wahrnehmbare Welt belegte, und die durchaus noch kein Bewußtsein einer rein vorstellungsmäßigen Natur des Daseins in sich schließen.

Wohl aber tritt im Suttapitaka des Palikanons zum erstenmal die Besinnung auf die Bewußtseinsimmanenz der empirischen Realität zutage. Hier nämlich wird das nama-rupa auf das Bewußtsein als auf seine bedingende Ursache zurückgeführt, wobei aber auch sofort der Widerspruch hervortritt, daß doch schließlich auch das Bewußtsein selbst mit zur phänomenalen Welt, zum nama-rupa, gehört und folglich durch den Satz, daß alles nur Inhalt des Bewußtseins sein soll, selbst in Mitleidenschaft gezogen wird. Diesen Widerspruch, der bekanntlich auch Schopenhauer viel zu schaffen gemacht hat, haben auch die Inder nicht zu lösen vermocht, und er ist ja auch auf konsequent idealistischem Boden schlechterdings unlösbar. Auch Buddha ist diesem Problem aus dem Wege gegangen und hat sich dadurch mit ihm abzufinden gewußt, daß er, als erkenntnistheoretischer Indifferentist, die Frage nach der Realität oder Nichtrealität der Außenwelt nicht für ein der Ueberlegung würdiges Problem anerkannt hat. Nur in ihrer Beziehung zum Individuum hat die Welt für Buddha ein Interesse, „gewissermaßen als psychisches Moment in der Ausbildung der Persönlichkeit." Eine transcendentale Bedeutung über ihre subjektive Phänomenalität hinaus dagegen hat er ihr weder beigelegt noch abgesprochen.

Nur in einer Beziehung ist, wie Walleser zeigt, auch schon der ursprüngliche Buddhismus entschieden idealistisch gewesen: in seiner kategorischen Leugnung der Realität des Ich. Während die brahmanische Spekulation die transcendente Seite des Ich, das sog. transcendentale Subjekt gewissermaßen als das Ding an sich des Ich von diesem unterscheidet und mit dem Namen atman bezeichnet, den sie dann wiederum mit dem alleinen Weltwesen (brahman) identifiziert, weiß der Buddhismus nichts von einer Realität des Ich, die über die bloße Ichvorstellung hinausgeht. Das ist auch sehr erklärlich, wenn man bedenkt, ein wie hohes praktisches Interesse die Leugnung der Realität des Ich besitzt. „Nichts ist geeigneter, die Anhänglichkeit an das eigene liebe Ich radikal zu zerstören, als die innere Ueberzeugung, daß das Ich nur eine Fiktion, ein imaginäres Gebilde ist. Allerdings", fügt Walleser mit Recht hinzu, „bedeutet es einen gewaltigen Unterschied, ob man dem Ich jede transcendentale Bedeutung abspricht, wie es Buddha tut, oder ob man die individuelle Selbständigkeit des Einzelich als unhaltbar nachweist, ohne die Existenz eines transcendenten Subjekts anzutasten. Praktisch äußert sich diese verschiedene Auffassung darin, daß im ersten Fall bei dem Fehlen jedes anderen Interesses, das als Gegengewicht in die Wagschale fallen könnte, das eigene persönliche Wohl, auf Schmerzlosigkeit gerichtet, unbedingt alles Sinnen und Trachten in Anspruch nimmt, während unter der anderen Voraussetzung die universalen Zwecke des absoluten Subjektes, soweit sie dem Individuum erkennbar sind, in den leergewordenen Raum der persönlichen Privatzwecke einströmen und ihn ausfüllen. Nur in dem letzteren Falle kann von einer wahren Sittlichkeit die Rede sein. Der buddhistische Akosmismus kann es aber in ethischer Hinsicht höchstens zu einem unschädlichen Indifferentismus bringen."

Mit der Leugnung eines transcendentalen Subjekts oder einer Seele wird das Bewußtsein zu einer zusammenhangslosen, wenn auch geordneten Kette von Vorstellungen (dharmas). Nun gibt es aber keinen Augenblick im Leben, der nicht irgendwie zu einem Tun Beziehung hätte und dadurch erst für das Individuum Bedeutung erlangte, daß er ein Motiv zum Handeln enthält. Wie also das Sein nach buddhistischer Ansicht eine Summe von dharmas ist, so die individuelle Existenz eine solche von Tätigkeiten, die unter dem Namen karma zusammengefaßt werden. Bekanntlich ist es diese Lehre vom Karma, die dem Buddhismus trotz seiner akosmistischen Auflösung des Seins in lauter Bewußtseinszustände die Möglichkeit einer Ethik offen läßt, sofern der einzelnen Tat eine über die augenblickliche Gegenwart hinausreichende Existenz und Wirkungsweise zugeschrieben und die Gesamtheit des Karma in diesem Leben verantwortlich sein soll für die Beschaffenheit und die Schicksale des Individuums in der nächsten Wiederverkörperung. Wie einer nur momentanen Handlung oder Willensäußerung die außerordentliche Tragweite zukommen kann, nicht nur für die gegenwärtige, sondern auch alle zukünftigen Existenzen maßgebend und entscheidend zu sein, diese Frage ist von den Buddhisten freilich ebensowenig wie der oben angeführte Widerspruch gelöst worden. Ja, die Schwierigkeit ist von den Buddhisten selbst noch dadurch gehäuft, daß sie nicht bloß die Schicksale des Individuums, sondern, wie Walleser zeigt, auch die unorganische Natur von der Beschaffenheit des Karma und der Wirksamkeit des menschlichen Tuns abhängig gemacht haben. Es ist daher auch wohl nur als eine Verlegenheitsausflucht anzusehen, wenn die Buddhisten das Karma für ein „Mysterium" erklärt und darauf verzichtet haben, sich über das Wie und Warum der ganzen Sache weiter die Köpfe zu zerbrechen.

Es würde zu weit führen, die Umwandlungen an dieser Stelle näher zu verfolgen, die Walleser in der Folgezeit an den buddhistischen Lehren nachweist. Seine Untersuchung erstreckt sich außer auf die Sutta-Pitaka auf den Abhidharma-Pitaka, den Milinda-panha, sowie die spätere Lehrentwicklung, und behandelt auch hier wieder vor allem die Begriffe dharma, rupa, sowie die Schauffassung. Dabei zeigt sich, daß hinsichtlich der erkenntnistheoretischen Ansicht in der auf die Wirksamkeit Buddhas unmittelbar folgenden Zeit zwar Wandlungen bemerkbar sind, daß sie aber in der Hauptsache doch nur den formalen und äußeren Charakter der Lehre betrafen. Nach wie vor bleibt die Leugnung einer hinter dem Bewußtsein stehenden Wesenheit entscheidend für die Zugehörigkeit zum Buddhismus, und das gesamte Sein wird in durchaus empiristischer oder genauer positivistischer Weise als eine geordnete Summe von Bewußtseinszuständen aufgefaßt. In dem Augenblicke, wo die Denknotwendigkeit, ein Substrat

der Bewußtseinsvorgänge anzunehmen, anerkannt wird, vollzieht sich der Abfall vom Buddhismus und findet der Uebertritt zu den brahmanischen Upanischaden und dem Vedanta statt. Eine wirkliche Wandlung innerhalb des Buddhismus selbst ist erst in dem mit dem Namen des Nagarjuna verknüpften Mahayana zu erkennen, und daher schließt nach Walleser die erste Phase des Buddhismus etwa mit dem Jahre 250 v. Chr. ab.

Es muß den Fachleuten überlassen bleiben, die zum Teil sehr eingehenden Nachweise Wallesers für die Richtigkeit seiner Behauptungen auf Grund der Texte nachzuprüfen. Hier kam es nur darauf an, auch dem Laien einen Begriff von dem heutigen Stande der Buddhologie zu geben und ihn dabei auf das Buch von Walleser als einen vortrefflichen Führer durch das verschlungene Gestrüpp der indischen Gedankenwelt hinzuweisen. Auch wer selbst nicht Fachmann ist, hat doch bei der Lektüre des Walleserschen Werkes das Gefühl, es mit einem kenntnisreichen, gründlichen und durchaus zuverlässigen Gelehrten zu tun zu haben. Wallesers Buch hat vor manchen ähnlichen Darstellungen den Vorzug gedrängter Kürze und dürfte als ein erster Versuch, der herrschenden Konfusion zwischen den verschiedenen Phasen des Buddhismus ein Ende zu machen, welche die bisherigen Urteile über den philosophischen Gehalt desselben mannigfach beeinträchtigt hat, für immer seine Bedeutung behalten. Vielleicht findet der Verfasser später selbst noch einmal die Muße, unter Absehung von allem gelehrten Beiwerk, den philosophischen Gehalt des Buddhismus rein als solchen darzulegen und damit zugleich der Ueberschätzung vorzubeugen, die seit Schopenhauer in den gebildeten Kreisen des Abendlandes hinsichtlich der indischen Philosophie besteht. Schon jetzt kann die Darstellung Wallesers in dieser Hinsicht eine sehr heilsame Ernüchterung bewirken, denn sie zeigt, daß die Inder Probleme mehr aufgeworfen als gelöst haben und daß auch bei ihnen in Hinsicht der Welterkenntnis am Ende nur — mit Wasser gekocht ist.

A. D.

Bücher und Zeitschriften.

Die poetische Personifikation in den Jugendschauspielen Calderons. Ein Beitrag zu Studien über Stil und Sprache des Dichters von Dr. Ernst Lindner. (Münchener Beiträge zur romanischen und englischen Philologie, herausgegeben von H. Breymann und J. Schick. XXXII. Heft.) Leipzig, A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung 1904. X und 150 S. 8°.

Jeder Dichter besitzt stilistische Eigentümlichkeiten, welche seinen Werken, abgesehen von deren Inhalt, ein mehr oder weniger individuelles Gepräge verleihen, ein Wortarsenal, einen Gleichnisvorrat, einen Tropenspeicher oder wie man den Sprachschatz nun nennen mag, aus welchem er stets von neuem schöpft, der aber in seinen Grundelementen für ihn meist lebenslang charakteristisch bleibt. Der Verfasser der vorliegenden Schrift läßt den Leser einen Blick in Calderons poetische Rüstkammer tun, welche er unter Professor Breymanns Leitung durchforscht hat. Seine Spezialstudie gilt der poetischen Personifikation bei Calderon. Lindner zeigt ausführlich, wie Calderon in seinem bezaubernden Pathos den Himmelskörpern, den Naturerscheinungen, der Luft und dem Wasser, dem Feuer und dem Licht, Bergen und Tälern Leben einhaucht und ihnen menschliche Eigenschaften zuschreibt, wie er nicht nur das Herz, sondern fast alle Teile des menschlichen Körpers mit Gedanken und Gefühlen ausstattet, wie er jede Manifestation des Seelenlebens und zahlreiche abstrakte Begriffe als lebende, sinnbegabte Wesen hinstellt. Die systematische Aufzählung dieser Wendungen gibt in der Tat ein ziemlich vollständiges Bild von Calderons poetischer Denkweise, obwohl der Verfasser seine Beispiele bloß aus etwa einem Viertel der Comedias, nämlich aus den 28 Jugendstücken genommen hat. Hoffentlich findet er jedoch bald Gelegenheit, seine dankenswerte, aber auch mühevolle Aufgabe weiter zu verfolgen und sodann die stilistische Eigenheit Calderons gegenüber den zeitgenössischen spanischen Dramatikern festzustellen. Viele der hier verzeichneten Wendungen gehören allerdings zum eisernen Bestand der spanischen Bühnensprache, manche finden sich schon bei Lope, andere mögen durch Calderon stereotyp geworden sein und erbten sich wie eine ewige Krankheit fort — ein Ausdruck, welcher bei den Auswüchsen des Estilo culto gewiß an seinem Platze ist.

W. v. W.

Zur Kritik der Restauration des Aachener Münsters. Beschreibende Darstellung der ältesten Abbildungen seines Innern. Von Karl Faymonville. Mit 6 Abbildungen. Aachen 1904.

Durch die bekannte Schrift des Professors Strzygowski wurde im vorigen Jahr die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Wiederherstellung des Aachener Münsters hingelenkt. Strzygowski bezeichnete sie als gänzlich verfehlt. Der Aachener Architekt Professor Buchkremer, der die wissenschaftliche Verantwortung für die Restauration trägt, verteidigte diese unter teilweisen Konzessionen an Strzygowski. Gegen Buchkremer trat dann in einer Schrift „Zur Wiederherstellung des Aachener Münsters" der Kanonikus und Stiftsarchivar E. Viehoff auf, welcher die von Buchkremer für die Marmorbekleidung vorgebrachten Gründe in historischer Kritik als hinfällig bezeichnete. Trotz der scharfen Polemik blieb Viehoffs Schrift unerwidert. Nunmehr greift ein jüngerer Aachener Kunsthistoriker mit obiger Arbeit in die Streitfrage ein. Dr. Karl Faymonville besitzt alle nötigen theoretischen Kenntnisse dazu in hohem Grade. Außerdem hat er seinen Blick auf weiten Studienreisen geschärft, und gerade in den Gegenden, die nach dem allgemein anerkannten Urteil Strzygowskis die Wiege der karolingischen Kunst sind. Faymonville geht der Kontroverse auf den Grund. Er gibt in getreuem Lichtdruck die drei Gemälde des Dominnern aus dem 16. Jahrhundert wieder, welche hauptsächlich zu der Marmoridee verleiteten, und bezeichnet in eingehender Untersuchung dieser drei Bilder die von Buchkremer für die Marmorbekleidung vorgebrachten Gründe als unrichtig. Auf den weiteren Verlauf der Streitfrage, die wohl noch manche Ueberraschung bringen kann, darf man gespannt sein. Zur genauen Beurteilung derselben ist die Kenntnis der Faymonvilleschen Schrift unbedingt erforderlich. Einer ihrer Hauptvorzüge liegt in der streng wissenschaftlichen, vornehm ruhigen Erörterung.

—g.

Allgemeine Rundschau.

34. Hauptversammlung der Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung.

* **Straßburg i. E.**, 1. Okt. I. Hauptversammlung. Die Versammlung fand unter zahlreicher Beteiligung aus allen Kreisen der Bevölkerung im großen städtischen Aubettesaale statt. Vertreten sind außer den Verbänden und Zweigvereinen der Gesellschaft zahlreiche Magistrate, u. a. Worms, Karlsruhe, München, Gladbach, Dortmund, Mainz, Mülhausen i. E., die Bildungsvereine Frankfurt am Main, Wiesbaden, Fürth, Karlsruhe, Nürnberg, Essen, Zürich, Stuttgart, Darmstadt u. v. a. Der stellvertretende Vorsitzende der Gesellschaft, Direktor Schrader (Berlin), eröffnete die Versammlung. Namens der Landesverwaltung begrüßte Geh. Regierungsrat Oberschulrat Dr. Schlemmer die Anwesenden. Die Grüße der Stadt Straßburg überbrachte Herr Beigeordneter Dominicus im Auftrage des Bürgermeisters Back. Der Rektor der Universität, Dr. Breßlau, hob hervor, daß Wissenschaft und Volksbildungsarbeit Hand in Hand gehen müssen. Der Vorsitzende dankte für die Begrüßungen und erstattet alsdann den Jahresbericht der Gesellschaft. Diese ist im Laufe der Jahre eine große Organisation geworden, sie umfaßt zur Zeit zirka 4000 Körperschaften und 4500 Personen. Die Zentralstelle der Gesellschaft kann nur einen kleinen Teil der Arbeit in dieser großen Organisation leisten. Sie veranstaltete im Berichtsjahre 188 Vorträge, verlieh ihre Sammlung von zirka 4000 Lichtbildern bis in die kleinsten Ortschaften, gab an 2700 Volksbibliotheken 72,000 Bücher

unentgeltlich ab und richtete zirka 800 Wanderbibliotheken ein. Die Mittel der Gesellschaft fließen aus ihrem Vermögen und aus den Beiträgen. Die Gesamtausgabe im Berichtsjahre 127,240.20 Mark. Der Berichterstatter hofft, daß die Gesellschaft auch im Reichslande in die Lage kommen werde, die freiwillige Bildungsarbeit zu unterstützen.

Das Wort nimmt sodann Dr. V. Pohlmeyer (Berlin), Wanderredner der Gesellschaft, über das öffentliche Vortragswesen im allgemeinen, indem er namentlich den oft gehörten Vorwurf, daß die öffentlichen Vorträge der Halbbildung dienten, zurückwies. Bezüglich der Frage, ob Einzelvorträge oder zusammenhängende Vortragsreihen vorzuziehen seien, äußerte der Redner, daß beide Formen gleichberechtigt und nebeneinander zu wirken berufen seien. Die Einzelvorträge dürfen unter keinen Umständen ausgeschaltet werden, da ihnen die größte und wichtigste Arbeit in der Mehrzahl der Städte und besonders auf dem Lande zufalle. Hierfür treten auch die beiden Organisationen des öffentlichen Vortragswesens ein, die Gesellschaft für Volksbildung mit ihren 4000 Vereinen ebenso wie der Vortragsverband mit seinen 235 Vereinen u. s. w. Scharf wendete sich der Redner gegen die Agenturen, die die Vortragsvermittlung geschäftsmäßig betrieben und leider häufig darin durch Vereine und Redner unterstützt würden. — Dann nahm das Wort Dozent Franz Fürstenberg (Berlin) zu seinem Vortrage über Projektionsvorträge und Projektionsapparate, Lichtbilder u. s. w. Redner führte aus: Die Lichtbildervorträge sind unentbehrlich, wo es sich um populär-wissenschaftliche Vorträge vor solchen Personen handelt, die solchen Veranstaltungen sonst erfahrungsgemäß fernbleiben. Bei einem guten Lichtbildervortrage dürfen die Lichtbilder aber nur Beihilfe, niemals Selbstzweck des Vortrages sein. Auch ist es zu verwerfen, wenn erst der Vortrag gehalten und am Schluß desselben die Lichtbilder vorgeführt werden. Sodann ging der Redner des näheren auf die technischen Bedingungen und die Beschaffungsmöglichkeiten der Projektionsbilder ein. Der Vortrag wurde durch praktische Vorführungen und durch eine kleine Ausstellung von Projektionsapparaten unterstützt.

In der Debatte trat Dr. Beumer (Düsseldorf) dem ersten Vortragenden darin bei, daß die Einzelvorträge neben Vortragskursen ihre volle Berechtigung haben. Dr. Pohlmeyer schilderte in Ergänzung seiner Ausführungen die großartige Tätigkeit der Bildungsvereine in Cottbus und Guben. Lehrer Knieling (Saarbrücken) wünschte eine größere Tätigkeit der kleineren Verbände in dieser Sache. Vom Vorstande wurde mitgeteilt, daß die Gesellschaft ihre bestehenden Verbände zu vermehren und auszubauen im Begriff sei. — An die Verhandlungen schloß sich ein geselliges Zusammensein im Roten Haus.

2. Oktober. Die Verhandlungen begannen mit einem Vortrage von Frau Ottilie Stein (Frankfurt a. M.) über den volksbildnerischen Wert guter Rezitationsabende. Sodann sprach Justizrat Dr. Klein (Düsseldorf) über Volksunterhaltungsabende. Die Volksunterhaltungsabende, eine Schöpfung der 90er Jahre des vorigen Jahrhunderts, sind von der Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung mit steigendem Erfolge durch die deutschen Gaue verbreitet worden. Den Grund dieser Erfolge fand der Redner einmal in der Durchführung der einheitlichen Idee, die den Abend leitet, und dann in der Herstellung der rechten Verbindung, die die Gebenden und Nehmenden, Publikum und Darsteller, innig verschmilzt: ein Programm, ein Rahmen, in den sich einheitlich Deklamationen, Vorträge, Gesänge einpassen, einheitlich gedacht und einheitlich wirkend. Die Volksunterhaltungsabende wollen eine Pflanzstätte für einheitliches Empfinden der nationalen Geistesgüter sein — das ist ihre ideale Aufgabe. Ihrer Pflege sich zu widmen, die Idee der Volksunterhaltungsabende und Volksbibliotheken mit Eifer zu verbreiten, ist überaus dankenswert und eröffnet den Gemeindeverwaltungen ein reiches Gebiet zur Unterstützung geistiger Bestrebungen ohne Inanspruchnahme großer Mittel. Nachdem aus der Versammlung der dringende Wunsch ausgesprochen ist, die vier Vorträge über das öffentliche Vortragswesen im Druck erscheinen zu lassen, wurde der Gegenstand verlassen, und Dr. Marckwald, Bibliothekar an der kaiserlichen Universitäts- und Landesbibliothek, schilderte in einem hochinteressanten historisch-literarischen Bilde literarisches Schaffen und literarische Bildung im Elsaß. Literarische Bildung und literarisches Schaffen im Elsaß sind von jeher bedingt durch seine Lage als Grenzland. Dem Volke bietet am meisten die mundartliche Dichtung, die sich wieder wie vor 100 Jahren eingestellt hat, besonders im „Elsässischen Theater“ unter Greber und Stoskopf. Dies freie Regen des alemannischen Geistes verbürgt das Wiedererwachen des Geisteslebens im Elsaß. Dr. Kalisch, Leiter der Straßburger Volksbibliothek, sprach sodann über Bildungsbestrebungen im Elsaß. Bürgermeister Kutzer (Fürth) lud hierauf im Namen des dortigen Magistrats und des Volksbildungsvereins die Generalversammlung für 1906 nach Fürth ein. Auch aus Nürnberg liegt bereits eine Einladung vor. Der Vorsitzende verlas sodann den Bericht der Rechenschaftsberichtskommission. Der Vorsitzende schloß die Versammlung mit einem Dank an die Staatsbehörden, die städtische Verwaltung und den Ortsausschuß, die zum Gelingen und dem glänzenden Verlauf der Versammlung zusammengewirkt haben.

•

Kant als Etymolog.

∽ In dem reichen Kreis der geistigen Interessen, die den großen Königsberger Philosophen beschäftigten, haben die Probleme der Sprachwissenschaft — soweit man in Bezug auf jene Zeit überhaupt von einer solchen sprechen kann — keine große Rolle gespielt; sicherlich hat er dieselbe, aus dem gleichen Grund wie die Psychologie und Chemie, gar nicht als Wissenschaft im engeren Sinne betrachtet und würde sie vielleicht selbst heute noch nicht dafür gelten lassen. Immerhin wäre es verwunderlich, wenn ein Wissensgebiet, dessen Material im Grunde jedem Geschulten gegeben ist, nicht auch ihm Anregung zum Nachdenken und zur Beantwortung daraus auftauchender Fragen gegeben hätte, wie er tatsächlich auch aus dem Kreise seiner näheren Freunde in manche Berührung mit sprachlichen Forschungen gebracht wurde. Der Professor der vergleichenden Sprachwissenschaft in Königsberg Dr. A. Bezzenberger hat nun in der Festschrift „Zur Erinnerung an Immanuel Kant“, die die Königsberger Hochschule anläßlich des 100 jährigen Todestages Kants herausgab (Halle, Buchhandlung des Waisenhauses 1904) eine Zusammenstellung der sprachwissenschaftlichen Aeußerungen Kants veröffentlicht, die in mancher Hinsicht von Interesse ist. Namentlich dürfte das hinsichtlich der etymologischen Versuche der Fall sein, die hier angeführt werden, und die ein recht bezeichnendes Licht auf das etymologische Denken jener Zeit und auf die Wissenschaft, wo die Vokale nichts und die Konsonanten wenig galten, werfen; freilich müssen bei dem allgemeinen Zustand der damaligen Sprachwissenschaft diese Kantschen Versuche anders beurteilt werden als etwa die bekannten mißglückten Etymologien, auf die sich Schopenhauer so viel später nicht wenig zugute tut.

So gibt Kant folgende weit hergeholte Erklärung des Wortes „Ketzer“, das im 12. Jahrhundert als Name der Sekte der Kathari (καθαροί) bei uns Eingang fand: „Die Mongolen nennen Tibet Tangut-Chadzar, d. i. Land der Häuserbewohner, um diese von sich als in Wüsten unter Zelten lebenden Nomaden zu unterscheiden, woraus der Name der Chadzaren, und aus diesem der der Ketzer entsprungen ist; weil jene dem tibetischen Glauben (der Lamas), der mit dem Manichäism übereinstimmt, vielleicht auch wohl von daher seinen Ursprung nimmt, anhänglich waren, und ihn bei ihren Einbrüchen in Europa verbreiteten; daher auch eine Zeitlang Haeretici und Manichaei als gleichbedeutend in Gebrauch waren“ (Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft, Ausgabe von Rosenkranz und Schubert, X, S. 129 Anm.). Noch merkwürdiger ist ein Versuch, das gute und böse Prinzip im Indischen und Persischen mit willkürlich gewählten Bezeichnungen desselben im Deutschen lautlich zusammenzubringen, wie er in der Abhandlung „Das Ende aller Dinge“ mit folgenden Worten tut: „Sonderbar ist es, daß die Sprache zweier weit von einander, noch weiter aber von dem Sitz der deutschen Sprache entfernten Länder in der Benennung dieser beiden Urwesen (des guten und des bösen Prinzips, Ormuzd und Ahriman) deutsch ist. Ich erinnere mich bei Sonnerat (Verfasser einer „Reise nach Ost-

indien und China". — D. Red.) gelesen zu haben, daß in Ava (dem Lande der Burachmanen) das gute Prinzip Godeman (welches Wort in dem Namen des Darius Codomannus auch zu liegen scheint) genannt werde; und da das Wort Ahriman mit dem arge Mann sehr gleich lautet, und das jetzige Persische eine Menge ursprünglich deutscher Wörter enthält, so mag es eine Aufgabe für den Altertumsforscher sein, auch an dem Leitfaden der Sprachverwandtschaft dem Ursprunge der jetzigen Religionsbegriffe mancher Völker nachzugehen" (Rosenkranz und Schubert, VII, 1 S. 413 Anm.). Ueber die Gleichung „Ahriman = arge Mann" ist natürlich kein Wort zu verlieren; was aber den merkwürdigen „Godeman" anbetrifft, so darf man wohl mit Bezzenberger annehmen, daß ihm ein Mißverständnis von Gotamo Buddha zugrunde liegt. Zweifellos falsch ist auch die in der „Anthropologie" gegebene Ableitung des Wortes „Hexe" aus den „Anfangsworten der Meßformel bei Einweihung der Hostie — hoc est" (corpus), wobei er übrigens vielleicht mit Recht auf die Wendung „Hokuspokusmachen" als damit in Zusammenhang stehend hinweist. (Ebenda VII, 2, S. 41 Anm.) Wahrscheinlich unrichtig ist die Bemerkung auf einem Memorierzettel von 1803 (Rosenkranz und Schubert, XI, 2, S. 162): „Das Wort „Fußstapfen" ist falsch; es muß Fußtappen heißen" (man denke an frz. étapel), sicher irrtümlich seine Ableitung von canaille aus „canalicola", „einem am Kanal im alten Rom hin und her gehenden und beschäftigte Leute foppenden Haufen Müßiggänger". (Ebenda VII, 2, S. 247 Anm.) Richtige Zusammenhänge stellt andrerseits die Verbindung von „Tugend" mit „taugen" und die Ableitung von „Heidentum" mit der „Heide" der Wälder her. Diese Proben aus den linguistischen Aeußerungen Kants können natürlich nicht zu seiner persönlichen, sondern nur zur Charakteristik des sprachlichen Denkens seiner Zeit überhaupt dienen; auch stammt bezeichnenderweise keine von ihnen früher als aus dem Jahre 1788. Auf der Höhe seiner geistigen Kraft hat Kant nicht Muße gefunden, sprachlichen Fragen sein Augenmerk zuzuwenden, erst der Greis hat nach vollbrachtem Tagewerk sich hin und wieder gleichsam zum Spiel von ihnen zum Nachdenken anregen lassen.

⁂

Kleinere Mitteilungen.

* Das Studium des Deutschen an den amerikanischen Hochschulen. Vom Aufschwung der deutschen Sprache in Amerika zeugen die Programme und Studienpläne vieler Universitäten fürs nächste Semester. Er tritt nicht nur auf den meisten der von den Staaten unabhängigen amerikanischen Universitäten, sondern auch auf den eigentlichen Staatsuniversitäten zutage. Das gilt z. B. von der Illinoiser Staatsuniversität in Urbana, welche dem guten Beispiel der Northwestern University in Chicago-Evanston und der University of Chicago nachstrebt; ebenso für die Staatsuniversität New-Yorks nach dem Beispiel der dortigen Columbia University, sowie die Staatsuniversität von Californien nach dem Beispiel der dortigen Stanford-University u. s. w. Die Staatsuniversität Wisconsins in Madison aber kann sich, wie das Deutschtum im Ausland mitteilt, einer der besten deutschen Abteilungen rühmen, die es der an der berühmten Harvard-Universität gleichzutun sucht. Selbst im Süden fehlt es durchaus nicht an ähnlichen Leistungen. So wetteifern z. B. in Louisiana miteinander die Tulane-Universität und die Universität von Louisiana. Auch auf der texanischen Staatsuniversität in der Staatshauptstadt Austin blüht das Deutsche empor. Auch dort wirken englisch-amerikanische Sprachgelehrte neben deutschgeborenen mit Begeisterung fürs Deutsche, und auch dort gesellen sich zu den theoretischen Studien im Deutschen praktische deutsche Sprachübungen mittelst deutschen Seminars und mittelst deutschen Vereins, der auch dort größtenteils aus Nichtdeutschen besteht.

△ Vom Schwäbischen Schillerverein. Reichskanzler Graf Bülow hat unter Anweisung eines größeren Stifterbeitrags für den deutschen Reichskanzler als solchen die Mitgliedschaft des Schwäbischen Schillervereins erworben.

⁂

Hochschulnachrichten.

hc. **Bonn.** Zum Lektor der englischen Sprache als Nachfolger des verstorbenen Lektors Henry E. Cann ist vom 15. Oktober l. J. ab Hr. H. J. Price aus Oxford berufen worden.

* **Berlin.** Professor Martens, der Direktor des kgl. Materialprüfungsamtes, wurde zum Mitglied der Preußischen Akademie der Wissenschaften ernannt.

hc. **Kiel.** Der Privatdozent der Zoologie Dr. Hans Lohmann ist zum Titularprofessor ernannt worden.

* **Posen.** Die hiesige Kaiser Wilhelms-Akademie war im letzten Sommersemester von 825 Personen besucht.

* **Danzig.** Die Technische Hochschule ist gestern unter der Teilnahme des Kaisers in feierlicher Weise eröffnet worden. (Vgl. das Morgenblatt vom heutigen Datum Nr. 458.)

* **Wien.** (K. Akademie der Wissenschaften.) Der Kaiser genehmigte die Wahl des ehemaligen italienischen Botschafters Grafen Nigra, des Sanskritprofessors an der Universität Utrecht Dr. Kern, des Professors in der philosophischen Fakultät der Universität Bonn Dr. Usener zu Ehrenmitgliedern, sowie der Universitätsprofessoren Dr. Schrader und Adolf Wagner (Berlin), Dr. v. Heigel (München), Dr. Gröber (Straßburg), Villari (Florenz), Perrot und Moissau (Paris), Dr. Rosenbusch (Heidelberg), Dr. Bütschli (Heidelberg), Dr. Ostwald und Pfeffer (Leipzig) und Newcomb (Baltimore) zu korrespondierenden Mitgliedern der Akademie der Wissenschaften.

* **Lemberg.** Die medizinische Fakultät der Universität veröffentlichte, wie wir der Neuen Freien Presse entnehmen, in den dortigen Zeitungen eine Zuschrift, in welcher sie mit dem Ausdrucke des Bedauerns mitteilt, daß ungeachtet des Beginnes des Studienjahres die Eröffnung der hiesigen Universitätskliniken infolge einer zwischen der Regierung und dem Landesausschusse entstandenen Differenz finanzieller Natur bisher noch nicht erfolgen konnte. (Vgl. Nr. 217.)

M. C. **Rom,** 5. Okt. Heute ist in Bologna der ordentliche Professor der Kunstgeschichte an der Universität und ordentliche Professor der Aesthetik an der Kunstakademie, Abg. Dr. Enrico Panzacchi im Alter von 63 Jahren gestorben. Er war früher auch Direktor der Bologneser Kunstakademie und 1900/1901 Unterstaatssekretär des Unterrichts im Kabinett Saracco. Sein hervorragendstes Werk war eine vom kunstästhetischen Standpunkt geschriebene Biographie Richard Wagners. Auf Panzacchis umfassendes Wirken als Gelehrter, Publizist, Dichter und Politiker wird noch an anderer Stelle zurückzukommen sein.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Jahrgang 1904. München, Samstag, 8. Oktober. Nummer 231.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Italienisches Landleben von heute.

(Ein Frauenbrief.)

Lieber Freund! Durch Wagalaweia und Walkürenhojotoho, durch Tiroler Jodelei und Hackbrettgeklimper, durch Venezianer Gondellieder und Gitarrengezupfe habe ich mich nun glücklich durchgekämpft und bin wieder hier an meinem stillen Strande gelandet, wo die Stornelli der von der Vendemmia heimkehrenden Bursche den einzigen musikalischen Genuß bilden. In die behagliche Ruhe, die allen großen Taten folgt, treffen recht günstig Ihre freundliche Zuschrift und das von ihr begleitete Buch[1]) hinein; denn nach dem geräuschvollen Reisedasein tat Ihrer alten Freundin wirklich eine beschauliche Lektüre wohl. Darum soll auch mein herzlichster Dank für beides nicht lange auf sich warten lassen.

Ob ich freilich dabei Ihrem Wunsche, Ihnen ein ausführliches und kritisches Urteil über den neuen Roman der Freiin v. Bülow zu übersenden, in gebührender Weise werde nachkommen können, ist mir von vornherein etwas zweifelhaft. Zur Kritikerin bin ich nicht geschaffen, das wissen Sie wohl; wie so häufig bei uns Frauen der alten Schule, geht leicht mein literarischer Geschmack mit meinem Herzen durch, und Sympathien oder Antipathien wirken kräftiger auf mein Urteil ein als rein künstlerische Erwägungen. Ich kann deshalb auch nur schwer ein Buch ganz objektiv betrachten, wie es doch eigentlich der Kritiker tun müßte; nur wo es mich in meinem Innersten trifft, finde ich die Anknüpfungspunkte für seine Beurteilung. Ich weiß, daß dies ein dilettantischer Standpunkt gegenüber dem Kunstwerke ist, und meine jüngeren Mitschwestern, die so gerne und viel häufiger und intimer mit Apollo und den Musen verkehren, als es uns Alten vergönnt war, werden darum wohl ein wenig die Nase rümpfen, wenn sie mich wieder auf dem literarischen Blachfelde, diesmal gar in kritischer Rüstung, erscheinen sehen.

[1]) Wir übersandten der Schreiberin dieses Briefes den neuen Roman von Frieda Freiin v. Bülow: „Im Zeichen der Ernte. Italienisches Landleben von heute!" (Dresden 1904, Verlag von Karl Reißner.)

Die Red. d. Beil.

Aber Sie selbst, verehrter Freund, haben mich ja dorthin gerufen; warum sollte ich also die Ehre ausschlagen, da Sie mich des literarischen Waffenführens für würdig halten? — Nur eines möchte ich vorher gerne fragen, ehe ich mich an den Bericht über das mir übersandte Buch wage: ob Sie wirklich, wie Sie mir schreiben, von seinem Inhalte noch nichts wissen; ob in der Tat nur der Hinweis auf dem Titelblatte, daß es das italienische Landleben von heute zum Gegenstand hat, Sie veranlaßte, es zur Besprechung in meine Hände zu legen? — Merkwürdig genug wäre es, denn dann würden Sie, ohne es zu wissen und zu wollen, durch dieses Buch mich wieder auf dasselbe Gebiet geführt haben, auf dem ich zu Beginn dieses Jahres in Ihrem Blatte mit sehr zweifelhaftem Kriegsglück schon einmal literarisch gestritten habe, auf das Gebiet der Frauenfrage. — Also heraus mit der Sprache in Ihrem nächsten, hoffentlich recht bald mich erreichenden Briefe: war es Zufall oder Absicht — und zwar eine recht heimtückische Absicht —, daß Sie mich zur Aeußerung über ein Buch aufforderten, in dem die Frage, mit deren Erörterung ich mich schon einmal vor der gesamten modern denkenden deutschen Frauenwelt blamiert habe, abermals gestreift wird? Antworten Sie mir hierauf, Sie Bösewicht!

Freilich, Ihre Antwort kann ich mir schon im voraus zurechtlegen. Man braucht, so werden Sie lachend erklären, den Inhalt eines modernen, von weiblicher Hand verabfaßten Romans durchaus nicht zu kennen, um doch von vorneherein zu wissen, daß er die Frauenfrage in irgend einer Form behandelt. Kein Frauenroman ohne ein Frauenschicksal! Die schriftstellernden und dichtenden Weiblein von heute sehen und kennen nichts anderes in der Welt als ihr eigenes Los oder das ihrer unterdrückten, gequälten, mißhandelten Mitschwestern. Die Frau ist ihnen die Welt. Es gibt für sie kein anderes Problem als die Stellung der Frau gegenüber dem Manne oder in der Gesellschaft und in der sozialen Ordnung. Um das Weib, als den Angelpunkt der Schöpfung, dreht sich das gesamte innere Geschehen unserer Zeit, drehen sich die irdischen und himmlischen Sterne. Und keine andere Aufgabe für die Dichtung besteht für die Gegenwart wie für die Zukunft als das Besingen der herrlichen Taten in dem großen Befreiungskampf, den heute das Weib führt. — Warum sollte also, so werden Sie Ihrer Tirade hinzufügen, gerade die Freiin v. Bülow eine Ausnahme machen und wirklich einmal etwas anderes behandeln als Frauenlos und Frauenfrage?

Gegen diesen Schlußsatz Ihrer vorauszusetzenden Antwort muß ich nun schleunigst protestieren, mein gestrenger Herr! Die literarische Gerechtigkeit erfordert es. Denn die Verfasserin des in Rede stehenden Romans hat in der Tat — ausnahmsweise, füge auch ich hinzu — neben der üblichen Erörterung über Frauenschicksale auch noch etwas anderes zu sagen. Ihr steht das Los des Weibleins gegenüber dem Zwang des Männleins nicht als der allein behandlungswürdige Gegenstand vor der schaffenden Seele, wenn sie es natürlich, da es ja ein wichtiger Teil des Allgemein-Menschlichen ist, auch nicht gänzlich aus ihrer Darstellung ausschalten kann. Sie vermag sich, was so selten einer der bücherschreibenden Frauen gelingt, zu einer weiteren und breiteren Auffassung der Welt aufzuschwingen, sie vermag Gegenständliches zu schildern und versteht es, präch-

tige landschaftliche und gesellschaftliche Bilder zu malen, ohne daß in ihnen überall Adam und Eva, oder gar Frau Eva allein, den Mittelpunkt bilden. Das tut meinen alten Augen wohl, die ja von Jugend auf nicht gewöhnt waren, das Weib im Vordergrund aller Dinge und aller Erörterungen zu sehen. Endlich einmal ein Frauenroman, der nicht nur von Frauensachen handelt, der deshalb vielleicht auch von euch Männern gerne und mit Spannung gelesen werden wird. Endlich einmal eine Darstellung von wirklichem und buntem Leben, in dessen Gewebe das Schicksal einer duldenden Frau nur den notwendigen farbigen Einschlag bildet.

Daß es italienisches Volksleben und im besonderen italienisches Landleben ist, was in diesem Buche vor unseren Augen vorüberzieht, sagte Ihnen ja schon die Bemerkung auf dem Titelblatte, der ich die Ehre verdanke, in Ihrem strengen kritischen Gemeinwesen mit auftreten zu dürfen. Sie meinen, verehrter Freund, daß ich gleichsam eine Autorität auf diesem Gebiete sei, weil das Schicksal mir es vergönnt, einen großen Teil des Jahres auf den toskanischen Reben- und Olivenhügeln zu leben und mit meinem ganzen Dasein in jenes Landleben hineinzutauchen. Ich möchte mich aber trotzdem nicht nur auf die Kennerin der gesellschaftlichen Verhältnisse, in die uns Frieda v. Bülow einführt, kritisch hinausspielen, sondern auch daneben und vor allem den künstlerischen Reiz im Auge behalten, mit dem sie das alltägliche Leben umkleidet. Es genügt ja wohl nicht allein, daß ein Dichter scharf und richtig zu beobachten versteht, sondern daß er auch die Fähigkeit hat, hinter die Kulissen des auf der Oberfläche sich abspielenden Lebens zu schauen und seinen tieferen Sinn zu erraten. Das haben meines Erachtens nur wenige von den vielen vermocht, die in älterer und neuerer Zeit das italienische Volks- oder Landleben zum Schauplatz ihrer dichterischen Erfindungen machten. In Frieda v. Bülow ist eine Schriftstellerin erstanden, die das italienische Volk nicht nur kennt, sondern auch versteht. Ihre Beobachtungen über die äußeren Gebräuche, über die Umgangsformen der ärmeren, hart schaffenden Landbewohner, wie des begüterten Standes, über die Vorgänge, in denen sich das tägliche Leben abspielt, sind höchst umfassend, eindringend und fein; aber noch feiner ist ihr psychologischer Scharfblick für die seelischen Vorgänge, die hinter jenem Vorhange sich entwickeln, noch eindringender ist ihr Mitfühlen mit diesen häufig so hart geplagten Trägern einer alten und festeingewurzelten Kultur.

Und weil ich solches wahres Mitfühlen in jeder Zeile ihres Buches verspüre, ist mir dieses Buch so lieb geworden. Ich kann Ihnen die Freude gar nicht genug ausdrücken, verehrter Freund, die Sie mir durch seine Uebersendung verschafft haben. Endlich einmal ein vorurteilsfreies Erfassen des inneren Grundes, auf dem sich die Eigentümlichkeiten des italienischen Landvolkes aufbauen! Durchaus kein romantisches Verschönen und Versüßlichen dieser Eigentümlichkeiten; im Gegenteil: es strömt ein recht scharfer Erdgeruch durch die ganze Darstellung und ein kräftiger, die Dinge mit dem rechten Namen nennender Realismus führt der Dichterin die Feder. Aber es ist Wahrheit, künstlerische Wahrheit in diesen realistischen Schilderungen. Die vortreffliche Kennerin des Landlebens in Mittelitalien — Frieda v. Bülow muß wohl längere Zeit auf einem Gute in der Romagna, in der Nähe des Adriatischen Meeres, zugebracht haben — lehrt uns so manches verzeihen, was uns in dem Charakter der Landbevölkerung auf den ersten Blick abstoßend erscheint — weil sie es uns verstehen lehrt. Welche Fülle von Vorurteilen, die der deutsche Reisende mit sich herunter in dieses gottgesegnete, aber auch vom Schicksal so schwer heimgesuchte Land bringt, könnte ein solches Buch zerstören, wenn es in Deutschland weit verbreitet würde. Was wir alle, die wir länger unter diesem Volke, gerade unter dem Landvolke gelebt haben, immer wieder den Schmähern seiner Eigentümlichkeiten predigen, und meist vergeblich predigen, faßt der Roman von Frieda v. Bülow in einer künstlerisch abgerundeten und dadurch überaus beredten Darstellung zusammen. Es ist der Hinweis auf den engen Zusammenhang des italienischen Landvolkes mit der Natur, in der es steht; ein Zusammenhang, den eine zweitausendjährige Kultur, die in immer neuen Lebensformen über seine äußeren Schicksale sich hinwegwälzte, nicht zu zerstören, ja nicht einmal abzuschwächen vermochte. Und wie die Macht, die von der Natur und von einer einfachen, fast elementaren Welt- und Lebensauffassung auf dieses Volk ausgeübt wird, durch alle Hüllen, die Sitte, Gewohnheit, moderne Staats- und Gesellschaftsform über sie ausbreiten, immer wieder durchbricht und sich zur Geltung bringt — das hat die Dichterin, meines Erachtens nach, vortrefflich zum Ausdruck gebracht.

Ich würde in Verlegenheit geraten, sollte ich Ihnen in diesem Briefe die äußere Handlung dieses Romans erzählen. Was auf einem Gute und in der naheliegenden kleinen Stadt in dem Zeitraum zwischen Frühjahr und Spätherbst vor sich geht, läßt sich doch nicht kurz wiedergeben. Wie Saat, Wachstum und Ernte sich ablösen, wie die ihr Antlitz stetig ändernde Natur dabei die Menschen in ihrem Zwange hält und ihnen Leid und Freud, Feste und Trauer vorschreibt, wie eine Gruppe von Menschenkindern ihre eigenen kleinen Schicksale dem großen Geschehen unterordnen müssen — das alles sind Vorgänge, die auch der episch vorwärts schreitende Gang dieses Romans nur andeuten, nicht ausführlich darstellen konnte. So bleiben denn nur die menschlichen Typen, die von der Dichterin mitten in das große Wachsen und Vergehen der Natur hineingestellt werden, fest vor unseren Augen haften; nur ihre bunte, oft scharfe Gegensätzlichkeit bildet die Trägerin der eigentlichen, inneren Handlung dieses Buches, das von auffälligen, romanhaften Umschwüngen in dem Schicksal der Einzelnen sich gänzlich freihält. Den Mittelpunkt des ländlichen Lebens bildet die Figur des Grafen Porti, der mit eisernem Fleiß an dem Wiederaufschwunge seines ländlichen Besitzes arbeitet. Mit der Hervorhebung dieser Figur und seiner Tätigkeit ist der Schilderung des ganzen um ihn sich gruppierenden Treibens der Stempel der Arbeit aufgedrückt. Und hierin liegt die Wahrhaftigkeit dieser Schilderung begründet. Wie dieses Landvolk arbeitet, wie es arbeiten muß, um nicht ganz unterzugehen; wie es emsig, sparsam inmitten der reichen Natur dahinlebt; wie in seinen ländlichen Festen und Gebräuchen der Zusammenhang mit dieser Natur und die Dankbarkeit für ihre Gaben zum tiefen Ausdruck kommen, das hat Frieda v. Bülow mit unvergleichlicher Kunst und Wahrheit dargestellt. Sie hat zum erstenmal das arbeitende italienische Landvolk geschildert, dieses treffliche, trotz aller Bedrückung von oben nie verzagende und elastisch immer wieder aufschnellende Volk, das der Fremde leider nur allzu selten und allzu wenig kennen lernt; dieses Volk, das seine Lebensfreude, seine unverwüstliche Heiterkeit und Schalkhaftigkeit in den Stornelli kund tut, deren langgezogene Schlußtöne in der Abenddämmerung über die Hügel und Täler dahinschallen, und das in denselben Sang, in dieselbe Melodie doch auch die Melancholie zu legen weiß, welche das unaufhörlich mit der Natur ringende Menschentum ergreift. — Und mitten in dieses arbeitende Volk hinein stellt die Dichterin in scharfumrissener Zeichnung die Erben der gewissenlosen Römer- und Renaissancekultur, die Herrenmenschen, unter deren rücksichtslosen Händen die vom Volke so hart erarbeiteten Güter wieder in Nichts zerfließen, die Bedrücker und Zerstörer ihrer Volksgenossen. Bis auf den heutigen Tag ist dieses Geschlecht der signoroni aus der Renaissancezeit, das voll unverwüstlicher Genußfähigkeit und Lebensfülle nur Werte vergeudete, nicht neue schuf, in den Typen der arbeitsscheuen gewissenlosen signorini zu erkennen, wie sie jetzt in Automobilen durch das Land jagen. Der Graf Bulgarini des Romans der Freiin v. Bülow lebt in der Tat noch in unzähligen Exemplaren inmitten des arbeitenden italienischen Volkes und bringt Verderben über dieses, wie er im Roman das Weh in das Haus des Grafen Porti trägt. Auch die Zeichnung dieses Typs ist der Erzählerin vortrefflich gelungen, und völlig wahr hat sie in vielen kleinen Zügen die eigentümliche soziale Erscheinung dargestellt, daß infolge einer erklärlichen atavistischen Neigung das unterdrückte Volk doch immer wieder sein Herz diesen rücksichtslosen Herrenmenschen und ihren blendenden äußerlichen Eigenschaften zuwendet.

Auch die Frauen wenden ihnen leider ihr Herz zu — und damit, verehrter Freund, bin ich nun auf dem Gebiete angelangt, das ich in meinem heutigen Briefe eigentlich gern vermieden hätte. Aber was wäre das italienische Landleben, auch das von heute, ohne die Frauen, und was wäre der Roman der Freiin v. Bülow — für die meisten Leserinnen natürlich — ohne die Frauenfrage! Ein Glück ist es wenigstens, daß sie in ihm nur leise gestreift wird — so kann auch ich mich in meinem Berichte wohl damit begnügen, nur im Vorübergehen noch einen Blick auf die Contessina Graziella Porti, sowie auf ihre schöne Cousine Signora Violante und deren deutsche Freundin Luise Kanabich zu werfen. Daß die Letztgenannte als das überlegene Musterweib nach modernen Frauenbewegungsnormen geschildert wird, während die kleine rotlockige Contessina Maria Graziella, dieses echte italienische weibliche Naturpflänzchen, kaum auf der Höhe der heutigen Kultur angelangt ist, wollen wir der deutschen Dichterin nicht verargen. Besonders da sie eine unverkennbare Sympathie auch für die naturwüchsige kleine Italienerin an den Tag legt und kein apodiktisches Urteil über die höhere moralische Bewertung der einen oder anderen Auffassung von der Bestimmung der Frau fällt. Nur etwas zu künstlich konstruiert erscheint mir die auf nationalem Untergrunde durchgeführte Abstufung, in der sie die drei weiblichen Hauptgestalten ihres Romans vor uns erscheinen läßt. Die geistig hochstehende, selbständige und denkende Frau, die Philosophin im Unterrocke, ist rein deutscher Herkunft; ihre Freundin Violante, die nur unter ihrer geistigen Führung sich zu innerer Klarheit durchzuringen vermag, stammt von einer deutschen Mutter und einem italienischen Vater ab, und die an die primitive Auffassung von dem Zweck des weiblichen Daseins für immer gefesselte Maria Graziella ist rein italienischen Geblüts. Es liegt eine gewisse Absichtlichkeit in dieser mit nationalem Beigeschmack gewürzten Gradation, und die vortreffliche Natürlichkeit der Schilderung des Hintergrundes, von dem sich diese Gestalten abheben, leidet zuweilen ein weig unter der offenbar künstlichen Konstruktion dieser äußeren Handlung.

„Künstlich", sage ich; denn wer nur einigermaßen ein offenes Auge für die Frauenwelt auch in ihren internationalen Gegensätzen bewahrt hat, wird mir zugeben müssen, daß die Gewalt, mit der die Liebe auf Frauenherzen wirkt, mehr in individuellen als in nationalen Abstufungen auftritt. Nicht alle Italienerinnen sind die naiven Naturkinder wie Maria Graziella und nicht alle deutschen Frauen, selbst wenn sie auf der Bildungshöhe einer Luise Kanabich angekommen, vermögen sich zu ihrer philosophischen Anschauung von dem zu erstrebenden reinen Menschentum im Weibe aufzuschwingen. Das hängt alles nur von der Art der Persönlichkeit ab. Was helfen im Grunde der in trostloser Einsamkeit nach der verlorenen Liebe ihres Mannes und nach einem Kinde sich sehnenden Violante die hohen Worte ihrer Freundin Luise: „Nicht alle Bäume kommen zum Blühen und Früchtetragen, Vio. Jede von uns ist aber nicht nur Weib, sondern auch Mensch. Wenn unser Weibschicksal, dem wir alle Tribut zahlen müssen, endlich hinter uns liegt, dann wird doch eigentlich erst das reine Menschentum frei. Und das ist beinahe, wie wenn einer nach der Schule Ferien bekommt! Glaubst du nicht?" — Violante glaubt es nicht, denn sie findet ja ihr reines Menschentum später erst gerade in der vollen Erfüllung ihres „Weibschicksals", in der aufopferungsvollen Pflege ihres reuig zu ihr zurückgekehrten todkranken Mannes. Und, verehrter Freund, auch ich glaube es, offen gestanden, nicht. Da gefällt mir doch das Naturkind Maria Graziella besser, die ihr „Weibschicksal" mit festen Händen packt und **aus ihm** reines Menschentum herauszukristallisieren sich herzhaft vornimmt. Mann, Kinder! — als ob nicht ein volles Lebensschicksal auch für die edelste und höchste Frauenblüte schon in dieser Formel beschlossen liegen könne! Und wenn einem Weibe die Erfüllung eines solchen Lebensschicksals beschieden ist, warum soll es aus dieser Erfüllung wie ein Kind aus der Schule nach befreienden Ferien streben? Ist denn höchstes und reinstes Menschentum nicht gerade in der Entwicklung des wirklich Menschlichen in uns und in unserem Leben zu finden?

Doch auch Frieda v. Bülow leugnet das im Grunde nicht; sie läßt selbst ihre Luise Kanabich ein herrliches Loblied auf das Muttergefühl singen: „Denken läßt sich so etwas nicht. Die ganze äußere Welt mit ihrem Firlefanz versinkt und wird zu einem unwesentlichen Schatten. Wir tragen jetzt unsere Welt nur noch im eigenen Innern. Das ist nicht eine Reflexion — es ist ein so starkes, absolutes Gefühl wie das unserer Existenz. Der Mann lernt das nie kennen, und darum sind wir im Grunde, trotz des Anscheines vom Gegenteil, die Bevorzugten." In solchen Worten kehrt sie wieder zu der schönen und bodenständigen Natürlichkeit zurück, die mir ihren ganzen Roman so lieb macht. Der Firlefanz und die unwesentlichen Schatten, mit denen unsere moderne Frauenwelt, neben allem anerkennenswerten Streben nach kulturellem Fortschreiten, ihr Dasein auszustatten bemüht ist, weist sie ja auch in ihrer ganzen Darstellung mit energischer Handbewegung weit von sich. Sie sucht ebenso wie in die Tiefe der italienischen Volksseele in die Seelen der von ihr gezeichneten Frauen einzudringen, und beidemal ist ihr Suchen von einem schönen und wahrhaftigen Finden belohnt.

So habe ich Ihnen, lieber Freund, in der Tat den herzlichsten Dank dafür abzustatten, daß Sie mir die Bekanntschaft mit diesem Buche und mit dieser Schriftstellerin vermittelten. Weit über das Interesse an dem ländlich-italienischen ambiente hinaus, das den ersten Anknüpfungspunkt für diese Bekanntschaft bildete, reicht ja meine Freude an der schönen und natürlichen „Frauenhaftigkeit", die mir in dem Buch in der Verfasserin entgegentritt. Und in dem ganzen Wohlgefühl dieser, freilich etwas altmütterlichen Freude grüßt Sie herzlichst

Ihre Freundin
N. N.

Aus Albert Schäffles Wanderjahren.

(Schluß.*)

Geistiges Ergebnis der Wanderjahre.

Mit dem Ende des Zeitraums, den ich als die Wanderjahre bezeichne, war meine ganze Lebensrichtung entschieden. Vor allem politisch. Ich war dem radikalen Individualismus und vulgären Liberalismus, wie er damals noch im ganzen freisinnigen Württemberg und in Süddeutschland grassierte, innerlich entfremdet. Die Schlagworte von 1848 widerten mich teilweise an. Auch persönlich verkehrte ich am liebsten mit „gemäßigten", d. h. nicht reaktionären Konservativen. Von dem Haß eines Radikalen gegen Preußen war keine Spur vorhanden. Ganz genau erinnere ich mich eines bezeichnenden Vorfalles aus dem Jahre 1856. Damals war der Prinz von Preußen, nachmaliger Kaiser Wilhelm I., wegen des Neuenburger Handels nach Stuttgart gekommen. Radikale sympathisierten mit der Schweiz und schmähten gegen den „Kartätschenprinzen", wie er damals noch von 1849 her hieß. Innerhalb der Redaktion des Schwäbischen Merkur fiel damals von einem Mitglied, welches nachher fanatischen Kultus für Preußen getrieben hat, eine starke Verwünschung gegen den am Lokal vorüberfahrenden Prinzen. Die Antipathie gegen solchen Radikalismus war in mir schon so mächtig, daß ich mich für die Mission des Prinzen geneigt aussprach.

Derselben zugleich tief antiradikalen und antireaktionären, namentlich aber antipartikularistischen Grundgesinnung entsprang es auch in den Jahren darauf, daß ich beim Eintritt in den württembergischen Landtag zu den gemäßigten Konservativen mich hielt, beim Konflikt der Krone mit dem Landtag in Preußen für Roon und Bismarck gegen die liberalen Doktrinäre Partei nahm und ohne jegliche Anregung von Berlin her publizistisch für die

*) Siehe die Anmerkung hierzu in voriger Nummer.

Militär-Reorganisation eingetreten bin. Allerdings habe ich nicht aus persönlicher Sympathie für Bismarck oder Roon oder den Regenten gestritten — niemand wußte und ahnte die Größe und Gewalt des Dreibundes dieser Männer —, und nicht um deren Dank, sondern aus „Haß der Städte", d. h. aus Abneigung gegen die extrem Liberalen des preußischen Landtages und gegen die bei dieser Opposition befindlichen Harmoniker der vulgären Nationalökonomie.

Die politische Grundanschauung war schon durch die tiefer eindringende Vorbereitung auf die höhere Staatsdienstprüfung redlich gewonnen worden. In der Tat enthalten schon die ersten Sätze meiner ersten wissenschaftlichen Abhandlung über „Abbruch und Neubau der Zunft" das Programm meiner ganzen späteren sozialpolitischen und sozialwissenschaftlichen Richtung. Ich bin schon da gegen Zunftbann für Legalgenossenschaften modernsten Schnittes, bekämpfe das Faustrecht des „laisser faire, laisser aller", verstehe unter Freiheit genau das, was der Liberalismus und Individualismus nie darunter begriffen hat: „Die Freiheit jedes Gesellschaftsgliedes in seiner organischen gesellschaftlichen Berufsfunktion", „nicht die möglichste Losgebundenheit des Einzelnen vom Staate und allen anderen Gesellschaftsgliederungen, was eine schlechthin antisoziale, Staat und Gesellschaft auflösende Freiheit wäre."

Schon jetzt war ich Gegner der extremen, damals auch im Kreuzzeitungslager herrschenden Freihandelspartei Norddeutschlands, wie ich Gegner der extremen Schutzzöllner Süddeutschlands, eines Moritz Mohl, Kerstorff von Augsburg u. a., gewesen bin. Mit beiden Extremen habe ich mich damals schon herumzuschlagen gehabt. Bastiat und Schulze-Delitzsch hatten es mir damals schon so wenig antun können wie Carey. Im Zweifel war ich, wie noch heute, für wirtschaftliche Freiheit, für das internationale Ineinandergreifen der Märkte, aber wo der Freihandel entwicklungsfähige, nationale Produktionszweige an der Entwicklung zu hemmen oder schon entwickelte wieder zu ersticken und zu verkümmern drohte, für Schutz der nationalen Arbeit im verständigen Sinne des für die Entwickelung und für die Erhaltung erforderlichen Schutzausmaßes. Ich war damit einer der wenigen weißen Raben unter den Nationalökonomen Süddeutschlands. „Nichts als Freihändler" bin ich nie gewesen und in den reinen Freihandels-Kosmopolitismus habe ich mich keinen Augenblick verstiegen. Das hat mir auch sofort kein Geringerer als W. Roscher bezeugt, der 1860 in einer Anzeige der 1. Auflage meiner Nationalökonomie (1859) gerade die Stellungnahme zur Handelspolitik als „echt politisch" (in Zarnckes Lit. Central-Bl.) gerühmt hat. Allerdings wäre ich damals noch nicht imstande gewesen, die Handelspolitik als Funktion einer zugleich international wie national wirkenden Auslese im Daseinskampfe zu begründen; erst 15 Jahre später habe ich im II. Bande meines „Bau und Leben des sozialen Körpers" die Schutz- und Freihandelsfragen als Erscheinungen des allgemeinen sozialen Entwickelungsgesetzes auf volkswirtschaftlichem Gebiet einfach, wie ich meine, zu erfassen vermocht.

In der deutschen Verfassungspolitik war ich weder damals noch je später Partikularist. Als in Süddeutschland nachmals 1864 das „Großdeutschtum" in den reinen Partikularismus sich entpuppte, habe ich mich unter Bruch mit allen bisherigen Parteiverbindungen zurückgezogen, wie ich weiterhin darstellen werde. Die schwäbische Selbstgenügsamkeit war mir schon zu jener Zeit, wie jetzt, unverständlich. Ich verlangte eine Grundreform der deutschen Bundesverfassung mit wirklicher Volksvertretung und habe dafür ein ganz positives Programm entworfen, namentlich in den „Realpolitischen Zeitgedanken" (Dt. Vierteljahrschr. 1859. S. 303 ff., 313). Von einem gesamtdeutschen Gewerbe- und Heimatrecht habe ich mir viel versprochen und bin hierfür in der Abhandlung der Dt. Vierteljahrschr. über gemeinsames Gewerbe- und Heimatrecht nachdrücklich eingetreten. In dem Artikel zu den „Wiener Zollkonferenzen" hatte ich bemerkt: „Sieht man den ganzen deutschen Jammer von Rastatt bis Rendsburg an, sieht man zu, wie die augenscheinlichste Gefahr der politischen Konstellation eine immer tiefere Verstrickung der Regierungen in innerer Uneinigkeit nicht aufzuhalten vermag, so kann kein Zweifel sein, daß für die Lösung der deutschen Frage ein soliderer Boden gesucht werden muß in innigster Ineinanderüberleitung des materiellen und geistigen Kulturlebens, in Erzeugung einer organischen Interessengemeinschaft und eines gemeinsamen Lebensbewußtseins, was allein in der Politik auf die Dauer gleichartige Zielpunkte zu geben und auch bei bloß föderativen Formen eine einige Willenszusammenfassung nach außen zu verbürgen vermag."

•

Uebergang zur akademischen Laufbahn.

Bei dem Gang, welchen meine Entwickelung seit 1856 genommen, hätte die Lust zur Fortsetzung des journalistischen Berufes bei der schwäbischen „Times" überhaupt schwinden müssen. Es kamen nun aber besondere Umstände hinzu, die, trotz seiner stets erschallenden Kassandrastimme, dann auch mir den Redaktionsberuf bei der Tagespresse überhaupt für immer entleideten. Die Gründe lagen nicht an den Personen, sondern in der Privatdienststellung, die für den Geistesarbeiter, sobald er Selbständiges zu leisten vermag, mehr und mehr bedrückend werden muß. Ueber meine Arbeitgeber konnte ich mich auch jetzt nicht beklagen. Sie behandelten mich persönlich gut und honorierten mich sehr angemessen. Meine scharfe Stellungnahme gegen Napoleon III. schon vom Jahre 1850 an bis zum Jahre 1860 hatte ihre Billigung; alle zudringlichen Annäherungen durch bedeutende schwäbische Literaten, welche damals in Paris abenteuerten und für Napoleon Stimmung machten, wurden von den Eigentümern abgewiesen.

Zuerst und immer mehr stieß mich jedoch dieses ab, daß ich auch nach Erlangung der staatswissenschaftlichen Doktorwürde (Dezember 1856) und nachdem ich mir durch die Deutsche Vierteljahrschrift in der politischen Oekonomie einen gewissen Namen bereits errungen hatte, gehindert blieb, über Gegenstände meines Faches das Wort zu ergreifen, und daß ich gezwungen war, zu Auslassungen eines gelegentlichen Mitarbeiters zu schweigen, welche meiner ganzen wissenschaftlichen Ueberzeugung, wie ich sie öffentlich bereits vertreten hatte, ins Gesicht schlugen. Das ergab eine nicht mehr zu hebende Entzweiung mit dem journalistischen Wirken im Privatdienst. Ich empfand zum erstenmal das Drückende der geistigen Lohnarbeit in abhängiger Stellung, und auf meine spätere sozialpolitische Richtung hat dies wohl einigermaßen als Ferment gewirkt.

Der souveräne Nationalökonom des Blattes war Moritz Mohl gewesen, Vertreter der extremsten Schutzzöllnerei und bureaukratischen Bevormundung, früher k. württ. Obersteuerrat. Bei den besten Absichten für sein Land, bei völliger Uneigennützigkeit und großer Belesenheit bestand sein Haupttalent darin, dasjenige zu bekämpfen, was auf volks- und staatswirtschaftlichem Gebiete an der Zeit war und was wirklich gekommen ist. Dabei war er leidenschaftlich und gehässig auf das äußerste und fälschte gelegentlich frisch drauf los, wo er sich nicht kontrolliert glaubte. Ich habe ihm das in meinem Sonder-Erachten zum Bericht der volkswirtschaftlichen Kommission über den preußisch-französischen Handelsvertrag an den württembergischen Landtag drastisch nachgewiesen, ohne daß er zu erwidern vermochte. Jeden Meinungsgegner stellte er als Spion und Söldling hin. Wegen meiner Ansichten über Aktienwesen und Zettelbanken trug er mich als von Hansemann (Diskontogesellschaft) bezahlt, vier Jahre später wegen meines Auftretens gegen die extrem-schutzzöllnerischen Gegner des preußisch-französischen Handelsvertrages als von Ludwig Napoleon bestochen in der schwäbischen Welt herum. Er hat mir damals schweres Leid bereitet. Uebrigens habe ich ihm die Stirn geboten. Nicht bloß später in der württembergischen Abgeordnetenkammer, sondern noch während ich beim „Schwäbischen Merkur" stand, z. B. in dem Artikel von Pickfords Monatsschrift „Auf groben Klotz ein grober Keil!"

M. Mohl war in seinem ganzen Wesen und Wirken der typische Ausdruck des altwürttembergischen „Schreibertums"

aus der Zeit vor 1848. Der bedeutendsten damaligen Familie dieser Gesellschaftsschicht war er entsprossen. Er wurde seines Naturells und seiner Erziehung nicht in dem Grade Herr wie sein Bruder Robert Mohl, dessen Werken die Eierschalen polizeistaatlicher Auffassung doch auch nicht von den Flügeln gefallen sind. Immerhin war M. Mohl schon in der Jugend so gewesen, wie er nun im Alter war. Dreißig Jahre später habe ich in den mir zum Zweck der Biographie Johann Fr. Cottas geöffneten Akten des K. württ. Finanzministeriums gefunden, daß Cotta bei seiner, für die Zollvereinsgründung übernommenen Mission von dem jungen Finanzreferendar M. Mohl von Ort zu Ort verfolgt und nach Hause ans Finanzministerium verdächtigt worden ist; Cotta sah sich daher veranlaßt, bei der Regierung mit der Erklärung, daß er weiterhin zur Aufgabe seiner Mission genötigt sein würde, Beschwerde zu führen. Bezeichnend dafür, welcher besonderen Gunst die M. Mohlsche Art in der württembergischen Bureaukratie, lange über die vormärzliche Zeit hinaus, sich zu erfreuen hatte, ist es, daß die fragliche Beschwerde Joh. Fr. Cottas das einzige Aktenstück war, dessen Abdruck mir noch 50 Jahre nach seinem Datum vom K. württemb. Finanzminister v. Renner verwehrt worden ist. Vom Hauptredakteur des „Schwäbischen Merkur" habe ich schon 10—12 Jahre nach der Zurücksetzung, die ich M. Mohl gegenüber erfahren hatte, die Genugtuung erhalten, daß er in einem an mich nach Wien gerichteten Briefe über das Frühere sein Bedauern und die Anerkennung aussprach, ich habe mit meiner Auffassung durchgreifend recht behalten.

Ausschlaggebend für die Aufgabe der journalistischen Laufbahn war eine andere Erfahrung. Nach der ermüdenden Preßkampagne gegen Frankreich während des Sommers 1859 war ich, an Leib und Seele abgespannt, im Herbst einige Wochen bei v. Hock in den Salzburger Alpen gewesen. Als ich zurückkehrte, hatte der Merkur vollständig umgesattelt, gewiß aus wirklicher Ueberzeugung, aber ohne daß mir auch nur ein Wort gesagt wurde, weshalb nun zu vertreten sei, was den ganzen Sommer hindurch gerade von mir und mit Zulassung der Verleger bekämpft worden war. Ich schrieb von da an nur Tatsächliches. Mein Entschluß, vom Journalismus für immer und unter allen Umständen Abschied zu nehmen, stand jetzt unerschütterlich fest.

Nun standen mir nur zwei Richtungen frei: der Uebergang in den Staatsdienst oder eine akademische Laufbahn. Eine Anstellung im württembergischen Staatsdienst hatte jedoch schon keinen Reiz mehr für mich; ich war durch Cotta in weitere politische Beziehungen hineingeraten und hatte schon 1857 einen Ruf als Hauptredakteur beim K. württembergischen Regierungsorgan abgelehnt, indem ich kaum zu etwas mich weniger geeignet gefühlt hatte, als zum journalistischen Staatsdienst. Verführerischer war ein Anerbieten des Ministers Freiherrn v. Bruck gewesen, welcher damals die Absicht gehegt hatte, durch Oesterreich ein allgemeines deutsches Gewerbe- und Heimatrecht im Sinne meiner Abhandlung im Jahrgang 1859 der Deutschen Vierteljahrschrift zu betreiben. v. Bruck bot mir durch Cotta eine hervorragende Stellung als Ministerialrat an. Weil ich mich dieser Stellung bei einer noch zu wenig sicheren Kenntnis des positiven österreichischen Verwaltungsrechtes nicht sicher gewachsen fühlte, lehnte ich ab. Die akademische Laufbahn, welche mir bereits winkte, erschien mir als diejenige, bei welcher ich mich freier und unabhängiger entfalten könnte. Hier vermochte ich neben dem Dozenten und Forscher auch Publizist zu bleiben, ohne als journalistischer Tagesarbeiter dienen zu müssen. Ich habe auch diese Ablehnung nicht zu bereuen gehabt. Wenige Monate nachher endete Bruck als Selbstmörder, und in Wien war ein gänzlicher Systemwechsel im Anzuge.

Heute noch empfinde ich die dankbare Rührung, welche ich über die gütige Lösung meines Geschickes empfand, als ich von v. Hock den nachfolgenden ergreifenden Brief empfing:

„Geehrter Freund! Es ist Nacht, tiefe Nacht rings um mich. Bruck ein Selbstmörder, ein Selbstmörder, um der Verhaftung, der Verhaftung wegen eines Verbrechens zu entgehen! Als ich Ihnen Montag Nachmittags schrieb, war er noch am Leben. Schon gingen Gerüchte eines Selbstmordes um; aber ich glaubte sie nicht, die Plötzlichkeit seiner Entsetzung schien mir genügender Grund seiner Erkrankung. Morgens darauf war an der Sache schon nicht mehr zu zweifeln. Man hatte ein grausames und gänzlich unnützes Spiel mit seinen Freunden getrieben. Noch vermag ich es nicht über mich, ihn als Theilnehmer eines Unterschleifs, einer Veruntreuung zu denken, ich vermute eine Ausbeutung seiner Stellung durch Betheiligung an Actien, Börsespiel u. dgl.

Wäre ich ein Prediger oder Moralist, ich könnte Ihnen ein Kapitel über die Folgen eines leichten Gewissens schreiben; ich kannte ihn seit 1842 von meiner Dienstleistung in Triest her. So nahe ich ihm im Dienste stand, nie betrat ich sein Haus; so verlockend vor zwei Jahren die Verwaltungsrathstellen bei den verschiedenen Unternehmungen waren, nie nahm ich eine an; der Schatten an der Wand entging mir nicht.

Allein es war eben nur ein Schatten. Die Größe und Hochherzigkeit seiner Ansichten, die Genialität seiner Entwürfe, der Reichtum seiner Erfindungsgabe, sein edles und mildes Wesen, die bezaubernde Liebenswürdigkeit seines Umgangs waren überwältigend. Die Zeit, die ich mit ihm gearbeitet, rechne ich zu den genußreichsten meines Lebens, namentlich jene während seiner ersten ministeriellen Tätigkeit im Handelsministerium.

Sein trauriges Ende hat aber leider noch eine andere als moralische Bedeutung; ich halte sie politisch für eine der tiefsten Wunden, die Oesterreich erhalten hat. Ungeachtet sein Ansehen im Auslande gesunken war, galt er noch immer als einer der rettenden Geister Oesterreichs, auf ihn hofften dessen Freunde, er war ein Band zwischen Oesterreich und Deutschland, Oesterreich und Preußen, die Geldwelt hatte ihr Vertrauen auf ihn nicht verloren, seine Erfindungsgabe hätte noch oft Mittel gegen große Verlegenheiten gefunden. Sein Tod ist aber nicht blos ein entgehender Gewinn, er ist auch ein positiver Schade. Die Hochadeligen werden darauf hinweisen, von welchem Nachtheil es sei, bürgerliche Minister zu wählen; alle Reactionäre, alle Ultra, alle Prohibitionisten, Zünftler, Feinde der Einigung mit Deutschland, Anticentralisten, kurz alles Kehricht der Rumpelkammern wird zur Geltung kommen und aus seinen Fehlern auf jene des Systems schließen, das er vertreten. Vor großen, kühnen und freien Gedanken wird man fortan zurückschrecken, alle Mittelmäßigkeit wird sich in vollem Rechte glauben. Die gegenwärtige Unentschiedenheit und Unentschlossenheit, das Mißtrauen und der Argwohn des Kaisers werden sich steigern und weiß Gott, wir bedürfen der entscheidenden That. Und nun, verehrter Freund, glauben Sie, daß es mich gelüstet, unter solchen Verhältnissen Minister zu werden oder daß ich nur die entferntesten Chancen dafür gehabt habe? Oder glauben Sie, daß ich diese Würde annehmen und tragen könnte, wenn ich mir bewußt wäre, mittelbar oder unmittelbar, im Wege der Presse oder auf andere Weise dazu beigetragen zu haben, daß ich sie erhalte? — Finanzminister oder überhaupt Minister Oesterreichs zu werden, ist eine Mission, ein Prophetentum oder Apostolat, dem man sich nur dann unterziehen darf, wenn man unzweifelhaft weiß, es ist Gottes Wille und nicht der eigene, der es uns auferlegt.

Ich schließe mich dem Ausdruck aufrichtigster Ergebenheit.

Den 27. April 1860.

Ihr Hock."

Um auf v. Bruck keinen häßlichen Schatten zu werfen, bemerke ich, später lediglich gehört zu haben und es heute noch zu glauben, daß nur die stattgehabte Entlassung — die Folge der Ueberschreitung der Nationalanleihe durch geheime Emissionen für den Militäraufwand — den Selbstmord veranlaßt habe. Das Gegenteil ist m. W. wenigstens nicht erwiesen worden.

Jetzt führte mich meine Laufbahn als Lehrer an dieselbe Universität zurück, von welcher ich elf Jahre früher als Student so jäh entwichen war. Meine Abhandlungen bahnten mir den Weg zur akademischen Professur. Ich hatte seit 1856 in vielfachem Verkehr mit dem ersten Schüler Hermanns, Professor Helfrich in Tübingen, gestanden, welcher damals häufig nach Stuttgart kam, um dem Kronprinzen, nachmaligen König Karl von Württemberg, staatswissenschaftliche Privatvorträge zu halten. Er war kein im großen synthetischer Geist, aber ein feiner, zuverlässiger Filigranarbeiter, von welchem ich im kleinen viel gelernt habe. Er empfahl mich nachmals beim Weggang von Tübingen (1860) zu seinem Nachfolger auf dem Lehrstuhl, welchen er von Robert Mohl übernommen hatte.

Aus jener Zeit schon datiert auch das Interesse des Altmeisters der historischen Schule der Nationalökonomie, W. Roscher, für mich; er hat mir sein ganzes Leben lang das Wohlwollen bewahrt, welches von ihm schon in Briefen von 1859 an Cotta ehrend niedergelegt ist.

Roscher hat mich damals schon wiederholt zu Berufungen empfohlen gehabt, als ich nach Tübingen einen Ruf der staatswirtschaftlichen Fakultät erhielt und annahm.

Bücher und Zeitschriften.

Eine Pforte zum schwarzen Erdteil. Die Gestade, Steppen und Wiesen Französisch-Nordafrikas. Moderne Wanderziele zwischen Marokkos Ostgrenze und Tripolitanien. Von Max Hübner, Oberstleutnant z. D., Halle a. S., 1904. (Gebauer-Schwetschke).

Nicht Forschungsergebnisse, sondern nur Beobachtungen einer ausgedehnten Reise durch Algerien mit Abstechern nach Tunesien legt der in der kolonialen Literatur bestbekannte Verfasser in dem 312 Seiten starken Buche nieder. Umfassende historische Kenntnisse, sowie auch militärische Fachstudien sind dabei verwertet. Für die Beurteilung der taktischen Verhältnisse boten insbesondere eine Fahrt bis zum Endpunkt der Oranschen Südbahn, sowie ein Vorstoß zur Ostgrenze Marokkos nach Oudjida, reiches Material; in diesem ruht auch der Schwerpunkt der Darstellung. Hübner beurteilt die französischen Kolonialtruppen äußerst günstig. Die genaue Schilderung der örtlichen Verteilung und der Zusammensetzung der einzelnen Truppenteile gestattet einen klaren Ueberblick über die Frankreich dort zu Gebote stehenden Machtmittel. Die erprobten, stets kriegsbereiten Soldaten, welche insbesondere an der marokkanischen Grenze verteilt sind, erklären es zur Genüge, warum Frankreich in seinen Ansprüchen auf Marokko bisher so wenig ernste Gegner gefunden hat; sie lehren vielleicht auch manche der alldeutschen Schwärmer, wie es mit den deutschen „Anrechten auf Marokkos Westen" bestellt ist. Es gibt hier, wie so oft, die Macht den Ausschlag, welche zur rechten Zeit am rechten Platz in die Wagschale geworfen wird. — Von Interesse ist weiterhin eine ziemlich erschöpfende Uebersicht der landwirtschaftlichen und industriellen Erzeugnisse der einzelnen Landesteile, sowie die Schilderung einiger selten besuchter Orte, z. B. des Postens Lella Magonia oder der französischen Ansiedlung in Turenne. Dagegen könnten die ausführlichen Erzählungen von Städten, die, wie Oran, Konstantine und besonders Tunis und Kairhuan jährlich von Tausenden von Fremden, und vielleicht Hunderten von Deutschen besucht werden, entbehrt werden. All dies ist ja bereits in Reisehandbüchern, auch deutschgeschriebenen, und anderweit wiederholt behandelt. Die Versäumnis einer Korrektur macht sich in Anakoluthen, unvollendeten Sätzen, grammatikalischen Versehen („das" castra, „erklimmt" statt „erklommen") fühlbar; es dürften diese Mängel bei einer weiteren Auflage zu beseitigen sein. Das Buch ist mit hübschen Aufnahmen und mit einer eigenhändigen Uebersichtskarte des Autors sehr gediegen ausgestattet; der Preis (7 M.) verhältnismäßig niedrig. Es kann jedenfalls als hochaktuelle Lektüre empfohlen werden. H.

* **Goethes Werke.** Unter Mitwirkung mehrerer Fachgelehrter herausgegeben von Professor Dr. Karl Heinemann. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Kleine Ausgabe in 15 Bänden, große Ausgabe in 30 Bänden. Preis eines jeden Bandes in elegantem Leinenband 2 Mark. (Meyers Klassiker-Ausgaben.) Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.

Die erste Serie der Heinemannschen Goethe-Ausgabe hat soeben ihren Abschluß erreicht. In 15 schmucken, überaus preiswerten Bänden liegt nun Goethes Schaffen, soweit es Anspruch auf die Verbreitung in weitesten Kreisen erhebt, in mustergültiger, auf der Höhe der Wissenschaft stehender Bearbeitung vor. Mit besonderem Interesse wird der zuletzt erschienene elfte Band aufgenommen werden, der, von Dr. Harry Maync, dem Herausgeber der „Lehrjahre" und der kleineren epischen Prosawerke, bearbeitet, die in vielfacher Hinsicht so schwierigen „Wanderjahre" enthält. Er bedeutet textkritisch eine um so beachtenswertere selbständige Leistung, als der seit einem Jahrzehnt fällige Band der vom Goethe- und Schiller-Archiv zu Weimar besorgten Monumentalausgabe, der den kritischen Apparat zu diesem Werke bringt, noch immer nicht erschienen ist. Maynes „Lesarten" geben jetzt in dankenswerter Weise über die verschiedenen Fassungen und Drucke des Romans und seiner Teile übersichtliche Auskunft. Eine längere Einleitung wird dem viel zu wenig gekannten Werke trefflich gerecht, indem sie nicht nur die Entstehungsgeschichte darlegt, sondern auch, besonders an die bedeutsamen Begriffe Entsagung und Tätigkeit im Goetheschen Sinn anknüpfend, den reichen Gedankengehalt entwickelt. In Fußnoten unter dem Text wird nur das Notwendigste erklärt, dagegen gibt der umfangreiche Anhang „Anmerkungen des Herausgebers" einen so gut wie erschöpfenden Kommentar. Hier wird in knapper Form ausgeführt, was die Spezialforschung bis auf den heutigen Tag beigebracht hat, und zahllose bibliographische Nachweise leiten den Leser, der danach Verlangen trägt, zu dieser selbst; auch finden sich hier manche neue eigene Beobachtungen des Herausgebers. — Die 15 Bände der abschließenden zweiten Serie (jede kann für sich allein bezogen werden) sollen, wie wir hören, in erheblich rascherer Folge erscheinen. Schon in wenigen Wochen wird der von Professor Dr. Otto Harnack besorgte 22. Band den ersten Teil von Goethes „Schriften zur Kunst" bringen.

Allgemeine Rundschau.

Die Medizin im alten Mexiko.

Ueber Heilkunde und Heilwissenschaft im märchenhaften Aztekenreich hat die jüngste Zeit dank den Forschungen des spanischen Militärarztes Montejo und des bekannten Amerikanisten Seler in Berlin ein so reiches Quellenmaterial erbracht, daß wir von der altmexikanischen Kultur ein zuverlässiges Bild erhalten haben. Die altmexikanische Medizin im besonderen stellt sich als eine solche von eminent wissenschaftlichem Charakter dar, die ungefähr für die neue Welt bereinst das bedeutet hat, was für die alte die griechische Medizin geleistet hat. So kannten die aztekischen Aerzte bereits die Narkose und die Wundnaht, in der Geburtshilfe die wichtigsten Eingriffe, vor allem aber pflegten sie ganz im Geiste der modernen Wissenschaft die systematische Forschung, legten große Sammlungen von Tieren und Pflanzen zu naturwissenschaftlichen und medizinischen Zwecken an, hatten sogar eine Art von pathologischen Museen und zahlreiche botanische Gärten, die den Aerzten zum Studium der Heilpflanzen dienten. Die Pharmakologie, insbesondere die Lehre von den spezifischen Arzneimitteln erfuhr daher bei den alten Mexikanern eine überraschende Ausbildung, ja sie verfügten sogar über kolorierte Pflanzenatlanten, ähnlich wie sie das griechische Altertum schuf. Am erstaunlichsten ist aber die Tatsache, daß die aztekischen Aerzte bereits eine ziemlich umfangreiche soziale Wirksamkeit entfalteten. So wurden sie z. B. bei allen das eheliche Leben betreffenden Verhältnissen zu Rate gezogen, weiterhin gab es wohleingerichtete, von erfahrenen Aerzten geleitete Hospitäler, die ähnlich den heutigen englischen Krankenhäusern durch die

Privatwohltätigkeit der Bevölkerung erhalten wurden, und denen die Kranken aus allen Teilen des Landes zuströmten.

Mannheim. Dr. Julian Marcuse.

*

Weshalb die Hilfsexpedition für die Amerika scheiterte.

ac. Ein Vertreter des Bureau Reuter hat Mr. Champ, den Führer der Hilfsexpedition für die amerikanische Nordpolexpedition unter Ziegler nach dem Nordpol, über die Gründe des Mißlingens dieser Expedition befragt und von ihm interessante Auskunft erhalten. Mr. Champ erklärte, daß das Entsatzschiff Frithjof während der ganzen Reise mit dem fürchterlichsten Wetter zu kämpfen hatte und im ganzen nur sechs nebelfreie Tage verzeichnen konnte. Während des ersten Versuchs, Franz Joseph-Land zu erreichen, wurde der größte Teil des für die Amerika bestimmten Kohlenvorrats bei den Bemühungen verbraucht, durch das Packeis einen Weg nach dem Land zu bahnen. Das Schiff kam bis auf 70 Meilen an das Land heran, mußte dann aber weitere Versuche aufgeben und kehrte nach Vardoe zurück. Hier nahm es neue Kohlen an Bord und trat nach wenigen Stunden Aufenthalt von neuem die Reise nach Norden an. Diesmal erreichte es 79° 10' nördliche Breite und kam somit bis auf 40 Meilen an Kap Flora heran, sah sich dann aber wieder gezwungen, den Versuch einzustellen. Die Mitglieder der Expedition würden versucht haben, diese 40 Meilen vermittelst Schlitten zu überschreiten, wenn nicht die Eisverhältnisse ein derartiges Unternehmen vollständig außer Frage gestellt hätten. Am 5. Juli hatte die Expedition Norwegen verlassen und in einem Kampfe von einem Monat Länge weiter nichts erreicht, als daß es die für die Amerika bestimmten Kohlen verbrauchte. Das Schiff stieß zuerst am 9. Juli auf Eis und drang durch dieses bis zu 78° 40' durch, um sich dann schwerem Packeis gegenüber zu sehen. Es mußte nach Westen ausbiegen und schien sodann eine gute Oeffnung nach Nordosten gefunden zu haben, als es wiederum auf schwere Eismassen stieß. Vom Mastkorbe aus war offenes Wasser nach Norden zu zu bemerken, aber das Eis fing an, sich um das Schiff zu schließen, so daß dieses sich nur mit Mühe der Gefahr der Einschließung entziehen konnte. Das Schiff dampfte darauf sieben Tage hindurch, nach einer Oeffnung nach Norden zu suchend, an dem Eise entlang und kam bis auf 80 Meilen nach Nowaja Semlja heran, um dort die unangenehme Entdeckung zu machen, daß das Eisfeld sich dort nach Süden wendete. Am 26. Juli arbeitete sich das Schiff wieder nach Norden herauf und kam in die Nähe des Kaps Flora, wo es vergeblich eine Woche lang Durchbruchversuche anstellte. Der 31. Juli war der erste nebelfreie Tag, der einen vorzüglichen Auslug gestattete. Das Resultat dieses Auslugs war ein trostloses. Soweit man blicken konnte, war nichts zu sehen als dichtes Packeis. Man beschloß, still zu liegen und auf das Aufbrechen der Eisfelder zu warten, als der erste Maschinist meldete, das Schiff habe nur noch 150 Tonnen Kohlen an Bord. Damit war der erste Entsatzversuch gescheitert. — Am 6. August fuhr das Schiff wieder von Vardoe aus und geriet am 9. August ins Eis. Bis zu diesem Tage hatte es gegen einen ununterbrochen tobenden Sturm zu kämpfen. Mit voller Kraft arbeitete es sich in das Eis hinein, mußte aber, als es den 79. Breitegrad erreicht hatte, wieder zurückweichen. Ein Walfischfänger, den man auf Breitengrad 78.30 traf, berichtete, daß vor der Nordostküste von Nowaja Semlja, soweit das Auge sehen könne, freies Wasser sei. Infolgedessen fuhr man in östlicher Richtung. Man fand auch tatsächlich das offene Wasser, aber leider nur in nordöstlicher Richtung, die für die Zwecke des Schiffes gar nicht in Betracht kam. Am 14. September mußte sich das Schiff aus neugebildetem Eise herausarbeiten. Innerhalb 24 Stunden hatte dieses eine Dicke von 7 Zoll erreicht. Mr. Champ erklärt, daß natürlich alle an Bord über das Mißlingen der Expedition sehr enttäuscht seien, daß aber die Eisverhältnisse dieser Saison die sonst so leichte Anfahrt an Franz Joseph-Land einfach unmöglich gemacht hätten. Seiner Ansicht nach ist es nicht ausgeschlossen, daß die sehr schweren Nordstürme, die manchmal im Monat Oktober auftreten, der Amerika Bahn brechen. Wenn aber von Herrn Fiala und seinen Begleitern innerhalb des nächsten Monats keine Nachricht einlaufe, so sei eine solche vor 1905 nicht zu erwarten. Man fand nicht die geringste Spur der Expedition, hofft jedoch, daß die Amerika, die ein außerordentlich starkes Schiff ist, dem Eise genügenden Widerstand entgegensetzen könne. Sollte dies nicht der Fall sein, so würden die Forscher in den angelegten Lagern genügend Vorräte und sogar transportable Häuser finden. Die nächste Hilfsexpedition wird im Juni nächsten Jahres ihre Reise antreten.

*

Expeditionen zur nächsten vollständigen Sonnenfinsternis.

ct. Die nächste vollständige Sonnenfinsternis wird am 13. August 1905 stattfinden und als solche in einer Zone sichtbar sein, die von der Halbinsel Labrador über den Atlantischen Ozean hinweg und von dort weiter nach Aegypten verläuft. Es ist wieder einmal ein recht deutlicher Beweis für die Unterstützung, die in Amerika der Wissenschaft von Privatleuten zuteil wird, daß ein reicher Mann dort der Lick-Sternwarte angeboten hat, die Kosten der Beobachtung in solchem Umfang zu tragen, daß die Entsendung von drei Expeditionen, je einer nach den genannten Gegenden, ermöglicht wird. Es ist von besonderem Interesse, daß die Astronomen der Lick-Sternwarte diesmal alle Mittel der Photographie aufwenden werden, um die alte Frage nach dem Vorhandensein eines Planeten zu lösen, der etwa in noch größerer Sonnennähe als der Merkur vorhanden sein könnte. Es wäre sehr wohl denkbar, daß ein solcher dicht bei der Sonne stehender Planet der gewöhnlichen Beobachtung entginge, weil sein Licht eben durch das der Sonne überstrahlt werden würde. Nur während der wenigen Minuten einer vollständigen Sonnenfinsternis dürfte man demnach erwarten, ihn aufzufinden. Die drei von der Lick-Sternwarte zu entsendenden Expeditionen werden sich in die Arbeit teilen, die Umgebung der Sonne mit scharfen Instrumenten zu photographieren und so einem solchen Planeten nachzuspüren. Außerdem wird an jeder der Stationen die Sonnencorona photographiert werden. In Spanien sollen außerdem Studien über das polarisierte Licht der Corona und über das Spektrum des Sonnenrandes und der Corona angestellt werden, während man sich in Aegypten außer den bereits erwähnten Aufgaben darauf beschränken will, das allgemeine Spektrum der Corona photographisch aufzunehmen.

*

Kleinere Mitteilungen.

* **Zur Frage der Beziehungen zwischen Menschen- und Rinder-Tuberkulose.** An der Tierärztlichen Hochschule zu Hannover wurden umfangreiche Versuche über die Beziehungen zwischen der menschlichen und der tierischen Tuberkulose ausgeführt. Wie bekannt, war von hervorragender Seite aus negativ ausgefallenen Impf-, Fütterungs- und Inhalationsversuchen geschlossen worden, daß sich die menschliche Tuberkulose auf Rinder und Schweine nicht übertragen lasse und im Zusammenhange hiermit wurde weiter gefolgert, daß dem Menschen Gefahren durch den Genuß des Fleisches und der Milch tuberkulöser Tiere nicht drohen. Wie gemeldet wird, sind die erwähnten Versuche ähnlich wie die kürzlich von der englischen Kommission bekannt gegebenen nicht ganz im Sinne der obigen Auffassung ausgefallen.

* **Auszeichnung.** Der Ministerialdirektor im preußischen Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten und langjährige Referent für das Universitätswesen, Wirklicher Geheimer Oberregierungsrat Dr. Althoff ist anläßlich der Eröffnung der Technischen Hochschule in Danzig zum Wirklichen Geheimen Rat mit dem Prädikat Exzellenz ernannt worden.

* **Vom Nobelpreis.** Der diesjährige medizinische Nobelpreis soll nach Meldungen aus Kopenhagen Professor Dr. Robert Koch zufallen.



Hochschulnachrichten.

* **Würzburg.** Der Professor der Kirchengeschichte an der Universität Münster Dr. F. Diekamp hat die an ihn ergangene Berufung an die hiesige Universität abgelehnt.

* **Tübingen.** Professor Dr. Mor. Herzog, der den Sommer wieder mit Ausgrabungen auf der Insel Kos zugebracht hat, wird demnächst wieder hierher zurückkehren. — Die medizinische Fakultät hat, wie wir der Frankfurter Zeitung entnehmen, dem Dr. Gustav Pfeiffer in Paris, einem geborenen Stuttgarter, das Doktordiplom, das er vor fünfzig Jahren erworben hat, ehrenhalber erneuert.

* **Münster.** Der bisherige Privatdozent der englischen Philologie Professor Dr. Otto Jiriczek ist zum außerordentlichen Professor in der philosophischen Fakultät der hiesigen Universität ernannt worden. — Die rechts- und staatswissenschaftliche Fakultät der hiesigen Universität hat den Landgerichtspräsidenten in Köln, Geheimen Oberjustizrat Thomson, anläßlich seines Scheidens aus dem Amte zum Ehrendoktor ernannt.

* **Halle.** Der Rektor der Landesschule in Pforta, Geheimrat Muff ist als ordentlicher Honorarprofessor an die hiesige Universität berufen worden.

* **Greifswald.** Der bisherige außerordentliche Professor für Chemie und Pharmacie Dr. Wilhelm Semmler ist zum ordentlichen Honorar-Professor befördert worden.

* **Breslau.** Der Professor des Sanskrit Dr. Alfred Hillebrand hat zu einer wissenschaftlichen Reise nach Indien Urlaub auf die Dauer eines halben Jahres erhalten.

* **Wien.** Der durch Prof. B. Schäfers Rücktritt erledigte Lehrstuhl für alttestamentliche Exegese wird im kommenden Wintersemester durch den Studiendirektor im Wiener Augustineum Dr. J. Döller vertretungsweise besetzt. — Eine Kundmachung des Rektors Hofrates Professor Dr. Schindler bringt den Studierenden zwei Beschlüsse des akademischen Senates der Wiener Universität in Erinnerung, nach welchen Eingaben an den akademischen Senat nur in deutscher Sprache zulässig und die akademischen Behörden angewiesen sind, nur solche Dokumente zu signieren, welche in deutscher oder lateinischer Sprache verfaßt sind, oder, wenn sie in einer anderen Sprache abgefaßt wurden, eine beglaubigte Uebersetzung in einer der beiden obgenannten Sprachen beigeschlossen haben.

* **Innsbruck.** Der Professor der physiologischen Chemie an der Universität Budapest Dr. Friedrich Tangl hat einen Ruf an die hiesige Universität angenommen und wird seine neue Stellung demnächst antreten.

* **Lemberg.** An der hiesigen Universität wurde die Berufung eines außerordentlichen Professors für ältere germanische Philologie zur Entlastung des seit 1883 daselbst wirkenden Ordinarius für deutsche Sprache und Literatur Prof. Dr. R. M. Werner beschlossen.

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Katalog (304) für Kulturgeschichte (Bücher, Zeitschriften, Flugschriften, Einzelblätter) der Buchhandlung Karl W. Hiersemann, Leipzig. Leipzig 1904. Selbstverlag. 311 S. — Béla Lázár: Ladislas De Paal. Un peintre hongrois de l'école de Barbizon. Paris 1904. Libraire de l'art ancien et moderne. 151 S. — Dr. Hermann Levy: Entstehung und Rückgang des landwirtschaftlichen Grossbetriebes in England. Wirtschaftliche und sozialpolitische Studien über die landwirtschaftliche Betriebsfrage. Berlin 1904. Julius Springer. 247 S. — Der Pitaval der Gegenwart. Almanach interessanter Straffälle. Herausgegeben von Dr. R. Frank, Professor in Tübingen, Dr. G. Roscher, Polizeidirektor in Hamburg, Dr. H. Schmidt, Oberstaatsanwalt in Mainz. (I. Band, 4. Heft.) Leipzig 1904. C. L. Hirschfeld. — Friedrich Nietzsches Briefwechsel mit Fr. Ritschl, J. Burckhardt, H. Taine, G. Keller, Frhrn. v. Stein, G. Brandes. Herausg. von Elisabeth Förster-Nietzsche und Curt Wachsmuth. (Friedrich Nietzsches gesammelte Briefe: dritter Band. Erste Hälfte.) Berlin u. Leipzig 1904. Schuster u. Loeffler. 330 S. — Hauptwerke des Sozialismus und der Sozialpolitik. Herausgegeben von Dr. Georg Adler, Professor an der Universität Kiel. (1. Heft: Das Gemeineigentum am Boden von Thomas Spence. Aus dem Englischen übersetzt von F. v. Eichmann. Mit einer Einleitung von Georg Adler. — 2. Heft: Das Eigentum von William Godwin. Aus dem Englischen übers. v. Dr. Max Bahrfeldt. Mit einer Einleitung von Georg Adler.) Leipzig 1904. C. L. Hirschfeld. — L. Rhumbler-Göttingen: Zellenmechanik und Zellenleben. Vortrag, gehalten in der zweiten allgemeinen Sitzung der 76. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte zu Breslau. Leipzig 1904. Johann Ambrosius Barth. 43 S. — G. Haberlandt: Die Sinnesorgane der Pflanzen. Vortrag. Ebenda 1904. 46 S. — Felix Hollaender: Der Baumeister. Roman. Berlin 1904. Paul Letto. 322 S. — Otfried Nippold: Die Entwicklung Japans in den letzten fünfzig Jahren. Bern 1904. K. J. Wyss. 42 S. — Armin v. Gesmund: Der Pfarrer von Neuenkirchen. Drama in fünf Akten. Dresden-Blasewitz 1904. R. v. Grumbkow. 112 S. — Karl Leopold Mayer: Im Waffenrock. Gedichte eines Einjährigen. Berlin 1904. Gose u. Tetzlaff. 101 S. — Oskar Ewald: Die Probleme der Romantik als Grundfragen der Gegenwart. (Romantik und Gegenwart. Erster Band.) Berlin 1904. Ernst Hofmann u. Co. 227 S. — Dr. Th. Zell, Verfasser des Buches Ist das Tier vernünftig?: Das rechnende Pferd. Ein Gutachten über den „Klugen Hans" auf Grund eigener Beobachtungen. Berlin 1904. Richard Dietze. 80 S. — Heinrich Driesmans: Menschenreform und Bodenreform. Unter Zugrundelegung der Veredelungslehre Francis Galtons. (Galton contra Malthus.) Leipzig 1904. Felix Dietrich. 53 S. — Hermann Frhr. v. Egloffstein: Kaiser Wilhelm I. und Leopold v. Orlich. Mit zwei Bildern in Lichtdruck und einem Faksimile. Berlin 1904. Gebrüder Paetel. 93 S. — Charlotte Lady Blennerhassett, geb. Gräfin v. Leyden: John Henry Kardinal Newman. Ein Beitrag zur religiösen Entwicklungsgeschichte der Gegenwart. Ebenda 1904. 271 S. — Grossherzog Carl Alexander von Sachsen in seinen Briefen an Frau Fanny Lewald-Stahr. (1848 bis 1889.) Eingeleitet und herausgegeben von Günther Jansen, grossherzogl. oldenburgischem Staatsminister a. D. Ebenda 1904. 261 S. — Fritz Müller: Leben und Tod. Jauer. Oscar Hellmann. 296 S. — Das Weib vom Manne erschaffen. Bekenntnisse einer Frau. Aus dem Norwegischen übersetzt von Tyra Bentsen. Berlin 1904. Bruno Cassirer. 136 S. — Hedwig Wagner: Tasso daheim und in Deutschland. Einwirkungen Italiens auf die deutsche Literatur. Berlin 1905. Rosenbaum u. Hart. — Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm. (Zehnten Bandes 14. Lieferung: Spiess bis Spitzling. Bearbeitet von Dr. M. Heyne im Vereine mit Dr. H. Seedorf, Dr. H. Meyer und Dr. B. Crome.) Leipzig 1904. S. Hirzel. — Fedor v. Zobeltitz: Dem Wahren, Edlen und Schönen. Berlin 1905. Egon Fleischel u. Co. 296 S. — Dr. phil. Franz Zinkernagel: Die Grundlagen der Hebbelschen Tragödie. Berlin 1904. Georg Reimer. 187 S.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Fünfundsiebzig Jahre der Berliner Gemäldegalerie.

Der 18. Oktober dieses Jahres bringt für die Kunstfreunde ein Ereignis ersten Ranges; in der Geschichte der deutschen Museen vollzieht sich die eingreifendste Neuerung, die wir bisher erlebt haben. Aus dem „alten Museum“ im Berliner Lustgarten, das vor 75 Jahren von Schinkel erbaut wurde und dessen würdige große Formen immer bewundert, in letzter Zeit wegen ihrer Konkurrenz mit dem benachbarten, unseligen Dom ganz besonders geschätzt worden sind, siedeln die Gemäldegalerie, die Skulpturensammlung der christlichen Epoche und das Münzkabinett in die neuen größeren, lichteren und intimeren Räume des Kaiser Friedrich-Museums über, für das der Platz hinter der Nationalgalerie und dem Pergamon-Museum im Spreewasser gefunden wurde. Nicht nur der Platzmangel hat diesen Umzug, durch den endlich auch die Sammlungen der antiken Kunst genügende Räume gewinnen, notwendig gemacht. Innerhalb der letzten 75 Jahre hat die anno 1830 noch ganz unentwickelte Museumstechnik große Fortschritte gemacht. Schinkels Bau, so schön seine Außenseite, so gediegen seine Formensprache ist, hat doch zu schwere Mängel im Innern, um den besonderen Bedingungen gerecht zu werden, die unsere Bilderzärtlichkeit heute stellen muß. So wandern die kostbaren Schätze in einen Neubau, dessen Außenseite vielleicht das Gegenteil von Schinkels Schöpfung darbietet, dessen Grundriß infolge des Wasserkampfes auf ein so ausgedehntes Parterre, wie es z. B. die Londoner National Gallery bietet, verzichten muß, dessen innere Struktur aber auf den heutigen Bestand unserer Sammlungen sorgsamst zugeschnitten ist, dessen Organismus den letzten Forderungen entsprechen wird, die wir heute an Verteilung, Beleuchtung, Sicherung der Bilder und vor allem an die Aesthetik der Säle stellen.

Der Umzug einer Galerie bedeutet mehr als ein einfacher Wohnungswechsel. Die künstlerische Kraft eines Bildes hängt aufs innigste mit seinem Standort zusammen. Wir kannten doch alle die Bilder der Franzosen des 18. Jahrhunderts, die in den kaiserlichen Schlössern in und bei Berlin hängen; dennoch wirkten die kostbaren Stücke ganz neu, als sie 1900 auf der Pariser Ausstellung in den Rokoko-Zimmern des Deutschen Hauses geschlossen auftraten. So werden auch die Bilder der Gemäldegalerie, neu gruppiert, neu gesichtet und vielfach ergänzt aus dem Depot und durch Heranziehung des nach auswärts Verliehenen, im neuen Heim neue Werte ausstrahlen. Aber manchem Kunstfreund wird es doch schmerzlich sein, die liebgewordenen alten Räume zu missen; nicht jedem wird es leicht fallen, sich in das lebendigere Tempo der neuen Säle zu finden. Die deutschen Kunstfreunde haben das Wachstum unserer Galerie stets mit größter Teilnahme verfolgt; die Neuerwerbungen und Umstellungen haben stets Verständnis oder doch Kritik gefunden, und das Verschwinden vieler Lieblinge, für die der Platz fehlte, ist selten übersehen worden. In den Reisemonaten, welche stets die höchsten Besuchsziffern erreichten, wurde Generalmusterung gehalten und die Beamten freuten sich der vielen Fragen, wenn auch das Kopfschütteln nicht ausblieb. Die glänzende Entwicklung unserer Sammlungen, wie sie die letzten 25 Jahre erlebten, seit die Arbeit Wilhelm Bodes einsetzte, ist von der Begeisterung weiter Kreise getragen worden; namentlich die deutschen und niederländischen Säle ruhten in der leidenschaftlichen Liebe vieler wahrer Freunde.

Und nun wird die Elitetruppe aufgelöst und unter einer anderen Parole neu formiert! Ein Stück deutscher Geistesgeschichte gibt sich auf, um einer neuen, besseren Gestaltung Platz zu machen. Es war ungemein wehmütig, als in diesen letzten Wochen die alten lieben Säle leer wurden, und all die durch das Alter geheiligten Verbände sich lösen mußten. Es ist nicht Sentimentalität, wenn wir jetzt noch einmal Rückschau halten. Das Neue ist gut und vor allem notwendig; aber das Alte hat gewachsene Schönheit und soll nicht undankbar schnell abgestoßen werden.

Die Berliner Gemäldegalerie ist etwa gleichzeitig mit derjenigen Londons gegründet worden; setzt diese 1824 mit der Erwerbung der Kollektion Angerstein ein, so ging die Berliner 1830 aus drei großen Beständen hervor. Friedrich Wilhelm III. gestattete schon 1820 eine Musterung der königlichen Schlösser, die 378 Bilder hergaben; der Erwerb der Sammlung Giustiniani in Paris (157 Bilder) und der Ankauf der großen Sammlung Solly (3000! Nummern) bildeten den anderen Grundstock. Die Schlösser schenkten vor allem flämische und holländische Kabinettsbilder des 17. Jahrhunderts, außerdem einige italienische Cinquecentisten (Correggio!) und wenige deutsche Bilder (Cranach). Leider verzichtete Waagen, in dessen Hände die Auswahl gelegt war, auf die Hauptbilder des französischen Rokoko (es sind die oben erwähnten, 1900 in Paris ausgestellten Stücke); diese Schule, die 1820 der jüngsten Vergangenheit angehörte, stand damals nicht in hoher Gunst. Dieser Ausfall ist bis heute spürbar geblieben; die französische Abteilung, die glänzend vertreten sein könnte, bleibt noch immer weit hinter den anderen Schulen zurück. Vielleicht entschließt sich der Kaiser, mit der Zeit einige Schätze noch nachträglich herüberzuleihen; seit der Ausstellung dieser Bilder auf der Pariser Exposition ist diese Hoffnung besonders lebhaft geworden. Man denke überhaupt nicht, daß damals die Schlösser systematisch geplündert worden seien; sie enthalten, wenigstens der Zahl nach, noch immer weit mehr Bilder als die ganze heutige Ge-

mäldegalerie — irre ich nicht, über 2000 Stück! — Von der Galerie Giustiniani wurden 73 Nummern ausgesucht. Der Schwerpunkt dieser Sammlung lag im Seicento; ihr Begründer hatte seinerzeit die Bilder größtenteils von den Malern selbst erworben. Die dritte Sammlung, Solly, war auf etwas romantische Weise zusammen gekommen. Dieser englische Kaufmann hatte durch zahlreiche Agenten an allen Plätzen der Welt Ramsch-Ankäufe machen lassen, so daß seine Bestände neben manchem Guten sehr viel Minderwertiges enthielten. Sofort wurden von den 3000 Nummern 2323 abgestoßen und nur 677 aufgenommen, die seitdem auch noch mehrfach gesiebt worden sind. Trotzdem hat diese Sammlung den Charakter der Berliner Galerie bis auf den heutigen Tag bestimmt. Ihr Hauptbestand sicherte der italienischen Schule vom Trecento an eine umfassende, in Bezug auf Vollständigkeit der Primitiven einzigartige Vertretung; waren die niederländischen Abteilungen nicht so umfassend, so fand sich in ihnen doch dasjenige Altarwerk, welches auch heute noch den vornehmsten Schatz unserer Galerie bildet: der Genter Altar der van Eyck. Die Niederländer des 16. Jahrhunderts, die auch in den kgl. Schlössern reichlich vertreten waren, erschienen nun in einer fast unnötigen und allzu anspruchsvollen Vollständigkeit. Auch die primitiven Deutschen waren vertreten (z. T. so glänzend wie Holbein mit dem Porträt Gisze); freilich fehlte der Name Dürer gänzlich — es sollte lange dauern, bis diese Lücke einigermaßen ausgefüllt werden konnte.

1831 konnte die Sammlung in Schinkels Bau eröffnet werden. Berlin suchte mit dieser Gründung nachzuholen, was andere Städte, wie Dresden und München, andere Länder (Frankreich, Oesterreich, Italien) seit lange besaßen. Freilich war es in mancher Hinsicht definitiv zu spät. Die Bilder des reifen Cinquecento waren fast durchweg in festen Händen; der Sammlergeschmack des 17. und 18. Jahrhunderts hatte sich längst alles Erreichbare gesichert. Der Erwerb der ferraresischen Sammlung in Modena, die für Dresden um die Mitte des 18. Jahrhunderts gewonnen wurde, war ein Ereignis, das im 19. Jahrhundert nie wiederkehren konnte. Fehlten so die großen, jedem bekannten Namen des italienischen Cinquecento bis auf manche, freilich glänzende Ausnahmen, so war dafür die primitivere Stufe des Quattrocento in einem Umfang vertreten, den keine andere Galerie aufzuweisen hatte. So ergab sich in der italienischen und auch niederländischen Abteilung ein Aspekt, der zwar nicht immer glänzend war, aber infolge der Vollständigkeit der hier vertretenen Schulen und Meister der lehrhaften Unterweisung besonders entgegenkam. Bis heute hat dieser didaktische Vorzug Geltung behalten.

Das Bestreben mußte sich nun natürlich vor allem darauf richten, die Qualität der einzelnen Abteilungen zu heben. Dem Direktor Waagen glückten nach der Eröffnung der Galerie eine Reihe von Einzelerwerbungen, die manche Lücke füllten (Raffael, Botticelli, Andrea del Sarto, Sebastiano del Piombo, Amberger, Baldung Grien, Quinten Massys u. s. w.). Der 1830 ausgegebene Katalog führte im ganzen 1198 Nummern auf, 497 italienische, 515 niederländische und deutsche Bilder, 186 „kunsthistorische Merkwürdigkeiten". Die französische Schule war sehr dürftig, die spanische und englische gar nicht vertreten. Außer dem italienischen Cinquecento waren die holländischen Kleinmeister des 17. Jahrhunderts ungenügend repräsentiert.

Die ersten Besucher der 1831 eröffneten Galerie scheinen die Lücken, die sie hatte, nur allzu gut gemerkt zu haben. Ueberall fand man fremde Namen und eine Fülle „reizloser" Primitiver; dafür fehlten viele geliebte Meister! Man weiß, wie schnell das Publikum sein Unbehagen formuliert und wie selten es die Schwierigkeiten einer Museumsarbeit würdigt. Ueber dem Mittelgut wurde das wirklich Gute allzu oft übersehen. Es bildete sich die Meinung, man müsse, um gute Bilder zu sehen, wie früher nach Dresden fahren; in Berlin könne man höchstens seine kunsthistorischen Kenntnisse erweitern. Leider fehlt eine Statistik der Besucher dieser Zeit; sie wäre ungemein interessant.

Die Museumsleitung fühlte alle diese Mängel lebhafter als das Publikum, aber sie konnte sie nicht ohne weiteres abstellen. Nicht nur das Geld fehlte; häufiger die Gelegenheit, Erwünschtes freizubekommen. Waagen ging 1841/1842 wieder nach Italien mit einem Extraordinarium von 100,000 Talern; er hoffte aus den Galerien Melzi (Mailand), Manfrin (Venedig) und Lochi (Brescia), ferner aus dem Privatbesitz alter italienischer Familien einige dringend wünschenswerte Cinquecentisten erwerben zu können. Schon damals erwies sich, wie später noch so oft, die Londoner National Gallery als unser schlimmster, weil kaufkräftigerer Konkurrent. Immerhin gelang es, Tizian, Moretto, Tintoretto, Romanino, Moroni, Antonello da Messina, Catena in guten Proben zu erwerben; dazu kam bald darauf der Ankauf der Madonna Terranuova Raffaels in Neapel (1854), der in jener Zeit der blinden Raffael-Vergötterung für ein Ereignis allerersten Ranges gehalten wurde. Auch das Trecento, für das Baron v. Rumohr schon früh kräftig eingetreten war, konnte nun, wenigstens seine sienische Schule, berücksichtigt werden. Von den Quattrocentisten wurde die herrliche, viel zu wenig geschätzte Tafel Gentile da Fabrianos u. a. erworben. Immerhin erfüllten sich Waagens kühne Hoffnungen nur zum Teil. Am schmerzlichsten war der Verzicht auf P. Veroneses große Tafel: „Die Familie des Darius vor Alexander d. Großen", die 1857 nach London verkauft wurde.

Leichter gelang die Ergänzung der nordischen Schulen. Auf die kostbaren Altniederländer hatte sich damals noch nicht die allgemeine Sammlerleidenschaft gerichtet; so konnte dem großen Genter Altar eine Reihe kleinerer Hausaltäre zugesellt werden, welche bis auf Memling die Schule vollständig vertraten. Auch die deutsche, vlämische und holländische Schule konnte ergänzt werden, wenn auch Dürer noch immer unvertreten blieb. Vor allem aber gelang es, einen spanischen Saal zusammenzubringen, für den Murillo, Zurbaran, Al. Cano u. a., aber freilich kein Velasquez erworben wurden. Es gab dabei viel Aerger zu schlucken. Für die Auktion Soult wurde der Direktor wieder mit einem Extraordinarium (50,000 Talern) ausgerüstet; aber die Mittel erwiesen sich bei der damals schon ausbrechenden Hitze des Kunstmarktes als völlig ungenügend. So ging die Concezione von Murillo, auf die man bis 50,000 Taler bieten wollte, auf 568,000 Francs! und ein Sebastiano del Piombo auf 41,000 Francs! Bei einer anderen Versteigerung in London (1853) hatte Waagen Velasquez' Bild der Anbetung der Hirten auf 500 Pfund Sterling geschätzt; die Londoner Galerie zahlte den vierfachen Preis dafür. Diese Zahlen mögen dartun, daß die Bilderpreise — sehen wir von den amerikanischen Ueberschlagungen der letzten Jahre ab — schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts eine respektable Höhe erreicht hatten. Um so bewundernswerter ist es, daß die Berliner Galerie an ihrem Ausbau ohne Entmutigung weiterarbeitete. Wenigstens ist bis 1855 ein reger Betrieb an allen Punkten zu spüren.

Dann freilich kam eine Pause bis nach dem Krieg von 1870, die zum Teil durch die politischen Zustände, zum Teil durch die finanziellen Schwierigkeiten zu erklären ist. Schweren Herzens hatte Waagen auf eine Beteiligung an der Auktion des Frhrn. v. Mecklenburg (1854) von vornherein verzichten müssen; die nur 30 Nummern zählende erstklassige Sammlung enthielt gerade die uns noch fehlenden holländischen Kleinmeister (Hobbema, Ruisdael, Wouwerman, Potter, W. v. d. Velde) in ausgezeichneten Proben. Ebenso mißlang die Beteiligung an den Auktionen Pommersfelden und Salamanca; das Porträt des Jakob Muffel von Dürer ging hier auf 75,000 Francs (bis 50,000 hatte Waagen mitgeboten); eine heilige Familie von Rubens stieg auf 35,000 (20,000) Francs, ein Porträt des Velasquez auf 98,000 (50,000) Francs.

Eine Neubelebung trat nach dem Kriege 1871 ein, zumal der Kronprinz jetzt sein besonderes Interesse den ihm unterstellten Sammlungen zuwandte. Das große Ereignis in diesen Jahren (1873) war der Ankauf der Sammlung Suermondt in Aachen, der größten und bedeutendsten Privatsammlung, über die Deutschland damals zu verfügen hatte. Den Hauptreiz dieser Galerie machten die köstlichen

Bilder der Kleinmeister des holländischen 17. Jahrhunderts aus. Aus den Erwerbungen der 70er Jahre seien hervorgehoben: Quattrocentobilder von Signorelli, Masaccio, Verrochio, Botticelli und Pinturricchio; für die Sammlung der Cinquecentisten gelang es jetzt, Bilder von Tizian, Sebastiano del Piombo, Bronzino, Franciabigio und Savoldo, und ferner zwei bedeutende Tiepolos zu erwerben. Für die Abteilung der Altniederländer wurde Jan van Eycks Mann mit der Nelke erobert, der deutschen Sammlung das Hauptbild Kulmbachs, einige frühere Kölner Tafeln, ein Altdorfer und zwei Holbeins angefügt. Der Saal der Vlämen erhielt mehrere Stücke von Rubens, ferner Bilder von Brouwer, Ryckaert, Teniers, Snyders, Gonz. Coques u. a. Vor allem aber würden die holländischen Säle bereichert und geadelt. Ich hebe hervor die Bilder von Pieter de Hoogh, Van der Meer van Delft, Paulus Potter, K. du Jardin, Nic. Maes, Jan v. d. Capelle, A. van der Venne, Terborch, J. Steen, A. v. Ostade, Fr. Hals, Metsu, Ruisdael (sieben Bilder!), A. Cuyp, A. und W. v. d. Velde u. s. w. Auch die Säle der Franzosen und Spanier wurden durch Bilder von Poussin, Largillière, Velasquez, Murillo und Coello bereichert. Diese neuen Erwerbungen — im ganzen etwa 300 — machten aus Raumrücksichten zunächst eine neue Sichtung der bisher ausgestellten Bilder notwendig. Es blieb aber nicht bei der einfachen Ausscheidung. Die im Vorrat aufgespeicherten Bilder wurden ebenfalls revidiert und ergaben eine unverhofft reiche Ausbeute. Ein durchgreifender Umbau, der sowohl größere Säle wie reichlicheres Oberlicht ergab, gab Gelegenheit zu einer völligen Neuordnung und einer weniger gedrängten, harmonischeren Aufstellung des Ganzen.

Bereits im Anfang der 70er Jahre war Wilhelm Bode in die Verwaltung der Galerie eingetreten, deren Leitung er nach dem Tode Direktor Meyers übernahm. War sein Hauptinteresse in den ersten Zeiten der Gründung und Entwicklung der ihm gleichfalls unterstellten plastischen Abteilung zugewandt, so ging er nun daran, auch die Gemäldegalerie auf eine höhere Qualitätsstufe zu bringen. Die Vertrautheit mit dem Kunstbesitz aller Länder, die genaue Kontrolle des Kunstmarktes, eine seltene Entschlußfähigkeit haben ihn, der allerdings auch ein launenloses Glück an seine Fahnen gefesselt zu haben scheint, dazu befähigt, die Berliner Gemäldegalerie von den Schlacken zu befreien, die dieser jüngsten Museumsschöpfung des Kontinents bis dahin anhafteten. Ohne der Sammlung ihren lehrhaften Charakter zu nehmen, steigerte er doch auch die historischen Kabinette bedeutend in der Qualität. Der südlichen und nordischen Kunst in gleicher Weise dienend, hat er jede Abteilung zu neuer Ausdrucksfähigkeit geführt. Die Altniederländer, der Stolz der Galerie, haben ebenso wie die deutsche Abteilung an Umfang und Güte noch beträchtlich gewonnen. Der Rembrandt-Saal (22 Werke) ist Bodes alleinige Schöpfung. Dürer ist jetzt mit sieben Werken, darunter der „Holzschuher", vertreten. Namentlich dem englischen privaten Kunstbesitz, der in fernen Schlössern versteckt war und, kaum zur Auktion angemeldet, von vielen Seiten begehrt wurde, sind zahlreiche Bilder ersten Ranges entrissen worden. Nicht weniger hat Italien beigesteuert, das gerade in den letzten 20 Jahren überraschend viele Auktionen veranstalten mußte. Daß überhaupt der mit so starkem Umsatz jetzt arbeitende Kunstmarkt, namentlich der Pariser und Londoner, genau kontrolliert wurde, ist selbstverständlich. Durch die Gründung des „Kaiser Friedrich Museums-Vereins" wußte sich Bode die Mittel zu verschaffen, um bei kritischen Fällen sofort und energisch zugreifen zu können — eine äußerst glückliche, seitdem vielfach nachgeahmte Organisation, dank welcher nicht nur die ewigen finanziellen Kalamitäten aufgehört haben, sondern auch ein fester Kreis von Museumsfreunden geschaffen wurde, die das Wachstum der Galerie fast wie eine persönliche Angelegenheit verfolgen.

Es ist nicht nötig, das Einzelne aufzuzählen, was wir der Arbeit Bodes in den letzten zwanzig Jahren verdanken. Man darf sagen, diese Arbeit ist gewürdigt und nachempfunden worden. Die Schwierigkeiten, welche dieser Mann dabei überwunden hat, sollen nur seinen Mitarbeitern bekannt bleiben. Unter diesen sind Hugo v. Tschudi- und Max J. Friedländer an erster Stelle zu nennen. Die Ergebnisse einer verfeinerten Museumstechnik wird das neue Museum in überraschender Weise enthüllen. Wir haben nicht das Recht, und hier auch nicht die Aufgabe, Einzelheiten über dieses jetzt schon zu verraten. Viele Bilder können nun wieder ausgestellt werden, die jahrzehntelang in den Depots lagen. Aber die qualitätslosen Stücke bleiben dauernd ausgeschlossen. Nicht eine Vermehrung der ausgestellten Bilder war das Ziel, sondern ein neuer Rhythmus der Aufstellung, ein frischeres Beleben der Bildersäle, die durch Plastiken, Möbel und Teppiche wohnliches Aussehen erlangen. Möchte der Sammlung in diesem neuen Heim eine ähnliche Entwicklung beschieden sein wie in den letzten 75 Jahren. Sie lebt nur in der Bewegung; ein Aufspeichern auch des Seltensten ohne dauernde Ergänzung, Belebung und Veränderung führt zu feierlichem Schlaf. Das lehren andere Museen Deutschlands zur Genüge. Sie lebt andrerseits von der dauernden Teilnahme und Kritik des Publikums; es geht ihr wie Donatello, der vor den Lobhudeleien der Paduaner in die schärfere Kritik der Florentiner zurückflüchtete. Freilich ist mit dieser Kritik nicht die seichte gemeint. Nur derjenige kann hier gehört werden, der die Schwierigkeiten kennt und das Geleistete relativ betrachtet. Der Kaiser wird das Museum mit ungewöhnlichem Pomp einweihen; es steht zu hoffen, daß er der Galerie, die er dem Andenken seines Vaters weiht, dauernd sein reges Interesse zuwenden wird.

Paul Schubring.

„Der Kulturkampf in Salzburg."

Unter diesem Titel ist soeben ein Buch[1]) erschienen, in dem das Aktenmaterial über die Bestrebungen, in Salzburg wieder eine Universität zu errichten, vorgelegt wird, angefangen von dem Breve Papst Leos XIII., der zur Gründung einer katholischen Universität aufmuntert (1900), bis herab zu den Hochschulferialkursen und den „Philosophat"-Vorträgen des Jahres 1904.

Bekanntlich hatte Salzburg von 1622 bis 1810 eine Universität, die hauptsächlich von den Benediktiner-Stiften Bayerns, Schwabens und Oesterreichs unterhalten wurde. Als die meisten dieser Stifte dem Lose der Aufhebung anheimfielen, war auch die Universität nicht mehr zu halten. Und doch hatte sie gerade in den letzten Dezennien ihres Bestandes einen neuen Aufschwung genommen. Der Erzbischof Hieronymus Graf Colloredo (1771—1812), war nicht nur ein Zeitgenosse Josephs II., sondern wie dieser Kaiser auch ein tätiger Propagator der Aufklärung. Da man erkannte, daß die protestantischen Universitäten vor den katholischen einen gewaltigen Vorsprung gewonnen hatten, nahm man keinen Anstand, die Benediktiner-Eleven hinaus nach Göttingen zu entsenden, dessen Einrichtungen für musterhaft galten. So ist es erklärlich, daß Fallmerayer, der im November 1809 nach Salzburg kam, an dem P. Albert Nagnzaun vom Stifte St. Peter (als dessen Abt er 1856 gestorben ist) einen vortrefflichen Lehrer in den orientalischen Sprachen fand, dessen er in seinen autobiographischen Aufzeichnungen als eines „Discipels der Göttinger Schule" dankbar sich erinnert.

Unter der Aegide jenes Erzbischofs redigierte von 1788 bis 1800 L. Hübner die Oberdeutsche Litteratur-Zeitung in Salzburg. Da interessieren uns vor allem die kirchenrechtlichen Artikel: mit welcher Offenheit über den „Hildebrandinismus", d. h. die Umwandlung der päpstlichen Gewalt in eine Despotie, gegen die Uebergriffe der Nuntien, über die falschen isidorischen Dekretalen als Grundlage für das ganze Jus canonicum gehandelt wird. Wahrlich, auch davon

1) Der Salzburger Kulturkampf. Zeitgeschichtliche Geisteskämpfe aus den Jahren 1900—1904, aus Blätterstimmen gesammelt und herausgegeben vom Salzburger Hochschulverein. Salzburg 1904, Verlag des Salzburger Hochschulvereins.

konnte Fallmerayer profitieren; als er 1844—1846 wiederholt nach Hohenschwangau berufen wurde, um dem Kronprinzen Max von Bayern Vorträge zu halten, sprach er gelegentlich auch „De pessimis ecclesiae Romanae artibus", was einen nachhaltigen Eindruck auf den um die Wiederbelebung der historischen Studien in München und damit für ganz Deutschland so hochverdienten Fürsten geübt hat.

In dieser Richtung die Universität Salzburg neuerstehen zu lassen, würde der römischen Kurie und den römischen Katholiken (auch dieses Wort bekommt jetzt eine neue Bedeutung) keineswegs von Nutzen sein. Der Kardinal-Erzbischof Katschthaler verwahrt sich auch (S. 296) ausdrücklich dagegen und knüpft vielmehr an die früheren Zeiten an, wo noch die Professoren auf die „unbefleckte Empfängnis" vereidigt wurden, für die man im Zeitalter der Aufklärung den Dominikanern und Jesuiten die Verantwortung zuschob, während man selbst darüber hinwegging.

So stehen also die Sachen. Wir freuen uns, daß gegenüber der Idee von einer „freien katholischen Hochschule" dieses Schlages die Agitation für die von kirchlicher Bevormundung freie staatliche Universität mit solcher Umsicht und Rührigkeit betrieben wird, wie aus der vorliegenden Schrift über den „Salzburger Kulturkampf" hervorgeht. Nicht nur für Oesterreich, auch für Bayern und weiterhin hat dieser Kampf eine große prinzipielle Bedeutung, daher denn auch an den Veranstaltungen der einen Partei die Größen des bayerischen Zentrums, an den Hochschulferialkursen der anderen namhafte Universitätsprofessoren aus dem Deutschen Reiche einen lebhaften Anteil genommen haben.

J. J.

Verbreitung der großen Volkskrankheiten in den Monaten Juni, Juli und August 1904.

Die Nachrichten über die Ausbreitung der Pest in den drei Monaten Juni, Juli und August dieses Jahres lauteten im allgemeinen nicht ungünstig und lassen in den meisten der von der Seuche heimgesuchten Länder, sogar in Britisch-Ostindien, eine mehr oder minder erhebliche Abnahme erkennen. In mehreren Ländergebieten ist die Pest vollständig erloschen, in einigen trat sie nur noch sporadisch zutage, in anderen flackerte sie von neuem auf. — Zur Einschleppung nach europäischen Ländern ist es glücklicherweise auch in diesen Monaten nicht gekommen, was wohl wiederum nicht zum wenigsten der fortgesetzten strengen Kontrolle auf den europäischen und amerikanischen Schiffen zu verdanken ist.

Ein Aufflackern der Seuche und eine erneute, wenn auch nur mäßige Steigerung der zur Anzeige gekommenen Erkrankungen und Todesfälle an Pest weist Aegypten auf, wo zu Ende Mai die Zahl der Pestfälle eine sehr geringe, im Juni aber wieder eine größere war; doch hat vom Juli an die Zahl der Erkrankungen wieder abgenommen, so daß im August das Vorkommen von Pestfällen ein geringes war und fast nur noch aus Alexandria gemeldet wurde. Außer in Alexandria, wo vom 28. Mai bis 27. August 53 Erkrankungen mit 35 Todesfällen an Pest bekannt wurden, waren die Distrikte Mag-Hamadi, Zagazig, Samallut, Bibeh, Dechneh, Beni-Suef, im August auch der Distrikt Achmun befallen, doch blieb die Zahl der gemeldeten Fälle meist eine geringe. In Port Said wurden 5 Erkrankungen und 3 Todesfälle in der genannten Zeit festgestellt; in ganz Aegypten zählte man in diesen 3 Monaten 259 Erkrankungen mit 105 Todesfällen. Auch in Aden wurden um Mitte Juni einzelne Pestfälle beobachtet, doch war Aden zu Ende Juni pestfrei, abgerechnet zweier um Mitte Juli eingeschleppter Fälle.

In Britisch-Südafrika, wo im März in Johannesburg die Pest ausgebrochen war und bereits Mitte Mai eine erhebliche Abnahme aufwies, kamen in der zweiten Hälfte des Mai und im Juni noch mehrere weitere Erkrankungen (vom 20. Mai bis 3. Juli 13) vor, die nur in 3 Fällen zum Tode führten. Auch im Bezirk Germiston und in Krügersdorp wurden einige Pestfälle beobachtet. Unter den Indern zeigten sich in Durban und Maritzburg (im ganzen 6) Erkrankungen, sowie in Port Elizabeth (Kapkolonie) bis Ende Juli 10, die auch nur in wenigen Fällen tödlich endeten. Doch wurden bei Nagetieren nicht wenige mit Pestbazillen behaftete gefunden. Anfang August wurden die Stadt Johannesburg und der Witwatersrand-Distrikt für pestfrei erklärt. Auch hier hatten die streng durchgeführten Isolier- und Desinfektionsmaßregeln die Verbreitung sehr eingedämmt und das schnelle Erlöschen der Epidemie veranlaßt. Die zu Ende Mai in der Präsidentschaft Bombay festgestellte erhebliche Abnahme der Pestfälle hielt nur bis Mitte Juni an, wo vom 12. bis 18. Juni nur 664 Erkrankungen mit 510 Todesfällen zur Meldung kamen. Dann begann die Zahl der Erkrankungen und Sterbefälle wieder zu steigen, betrug wöchentlich über 800, im Juli über 2000 und anfangs August über 3500, so daß vom 29. Mai bis 6. August wieder 15,034 Erkrankungen mit 10,645 Todesfällen an Pest zur Anzeige gebracht wurden.

In der Hauptstadt Bombay hat die Epidemie bedeutend nachgelassen, so daß die wöchentliche Zahl der Pestfälle Anfang Juli nur 37 und 48 betrug; aber auch sie stieg von Mitte Juli wieder, wenn auch nicht in so hohem Maße wie in der Präsidentschaft. Dasselbe war auch in Karaihi der Fall, wo in der oben angegebenen Zeit nur noch 77 Erkrankungen mit 69 Todesfällen zur Anzeige gelangten, von denen auf die Zeit vom 29. Mai bis 18. Juni allein 64 Erkrankungen mit 63 Todesfällen kamen. Dagegen wütete die Pest noch heftig im Punjab, wo in der ersten Juniwoche über 12,200 Todesfälle an Pest gemeldet wurden. Besonders groß war die Sterblichkeit in den Distrikten Belgaum, Dharwar und Bijapur. In Kalkutta, wo die Pest im Mai noch zahlreiche Opfer forderte, trat zu Ende des Monats und im Juni gleichfalls ein stärkerer Nachlaß ein, der bis Ende Juli vorhielt, so daß wöchentlich nur 5 bis 6 Todesfälle vorkamen. Vom 8. Mai bis 30. Juli gelangten 561 Todesfälle an Pest zur Anzeige. Die Indolenz der Eingeborenen trägt hier wohl viel dazu bei, daß der Seuche auf die Dauer nicht mit Erfolg entgegengetreten werden kann. Vielfach wurden Injektionen mit Pestserum vorgenommen. Daß die Pest von Indien aus nach den verschiedensten Richtungen verbreitet wird, ist eine alte, aus früheren Jahren schon bestätigte Erfahrung. So wurde sie in diesem Jahre von Indien aus nach dem persischen Hafen Lingah verschleppt, wo von Ende April bis Anfang Juni über 125 Personen an der Pest verstarben. Auch in Hongkong hat die Seuche im April größere Ausdehnung gefunden. Nachdem im Februar und März wöchentlich nur 3,2, bezw. 5 Erkrankungen vorkamen, stieg die wöchentliche Erkrankungsziffer an Pest auf 25 und 29. Vom 8. bis 28. Mai starben 86, vom 29. Mai bis 2. Juli 212 Personen an Pest; von diesen entfiel der größte Teil auf das Stadtgebiet. Auch aus Siam wie aus Puket (an der Westküste der Malayischen Halbinsel) wird im April und Mai das Auftreten der Pest gemeldet. In China herrscht die Pest in verschiedenen Gebieten, doch sind zuverlässige Nachrichten nur aus wenigen Bezirken vorliegend. In Swatau herrscht die Pest schon stationär seit längerer Zeit; sie trat in den Ortschaften Haiman und C'inpo, Jilia und Tung-li-t'on (in der Nähe des schon lange verseuchten Chaochow) heftiger auf und forderte zahlreiche Opfer. Im Bezirke Kwang-Tschou-Wan, wo die Pest schon im April und Mai stark geherrscht hatte und im Juni noch kein Nachlaß ersichtlich war, schien die Epidemie im Juli abzunehmen. Sehr stark waren auch die Orte Chaoyang und Tathanpan (in der Nähe von Swatau) befallen. Aus Japan liegen nur Nachrichten über das Auftreten der Pest in Formosa vor. Nach diesen herrscht die Seuche in Ensoika, Kagi, Tainan, Taipeh und Kilung epidemisch. Im März erlagen derselben 368, im April 1008, im Mai 1308 Personen. Auf der Insel Mauritius hat die Pest abgenommen; vom 8. April bis 7. Juni wurden nur noch 15 Todesfälle an Pest festgestellt.

Auf den Philippinen scheint die Seuche erloschen zu sein, nachdem in den Monaten Februar und März nur einige wenige Fälle beobachtet worden sind. Aus den Vereinigten Staaten von Amerika, speziell aus San Francisco, sind keine Meldungen über weitere Pestfälle in diesen 3 Monaten mitgeteilt worden. Aus Brasilien wurden Pestfälle aus Rio de Janeiro, Bahia und aus Pindamonhanjaba gemeldet, doch blieb die Zahl der Erkrankungen und Todesfälle eine mäßige.

Aus Rio de Janeiro wurden vom 25. April bis 24. Juli 18 Erkrankungen mit 9 Todesfällen, aus Bahia 5 (2), aus Pindamonhanjaba (Prov. Sao Paulo) 4 Pestfälle berichtet. In Antofagasta (Chile) ist die Pest erloschen; es wurde am 7. Juli für pestfrei erklärt. In Valparaiso waren auf einem Dampfer 3 pestverdächtige Erkrankungen beobachtet worden. In Peru gelangten in der Hafenstadt Callao Anfang Juni mehrere Pesterkrankungen zur Feststellung. In der Hafenstadt Paita trat die Seuche Ende Mai und Anfang Juni auf, gewann aber erst im Juli größere Ausdehnung, so daß täglich 6 bis 10 neue Fälle vorkamen, von denen trotz energischer Serumbehandlung über die Hälfte tödlich verliefen. Ein Teil der Bewohner floh nach Colan. Die Folge war das Auftreten der Pest in und um Colan (an der Mündung des Flusses Rio la Chiara). Es war daselbst der Eisenbahnverkehr zwischen Paita und Piura unterbrochen.

In Australien kamen in Brisbane (Queensland) im Mai wieder einige Pestfälle vor; von Anfang Mai bis 4. Juni 9, in Cairns (zweite Maiwoche) 1, in Maryborough (Anfang Juni) 2 und in Ipswich 1. Die Desinfektions- und Isoliermaßregeln wurden dort sehr streng und auch mit gutem Erfolge durchgeführt. In Neu-Süd-Wales kam in Sydney Mitte Mai unter den städtischen Reinigungsarbeitern 1 Pestfall vor, von da bis zum 31. Mai 8 und am 21. Juni eine weitere Erkrankung bei einem Mädchen. In Perth (Westaustralien) wurde am 26. und am 30. Juni je 1 Pestfall festgestellt, von denen 1 tödlich verlief.

Dagegen lauteten die Nachrichten über die weitere Verbreitung der Cholera viel ungünstiger. Abgesehen davon, daß die Cholera in Syrien (Türkei) nicht nur nicht erloschen ist, hat sie im Gegenteil in den beregten Monaten wieder bedeutend zugenommen und sich nach einer größeren Zahl von Distrikten verbreitet. So herrschte die Seuche in Salalieh, Hanegin, Kiazmieh, Nedjeff, Dentsche, Kerkuk u. a. In Bagdad, wo im Mai und Juni nur vereinzelte Fälle vorkamen, stieg die Zahl der Opfer im Juli und August bedeutend, während sie in Bassra nur in beschränkter Zahl auftrat. Im August waren auch Suleimanieh, Kazanieh, Mossul und Mendelli stark verseucht. Auf den Bahrein-Inseln wütete sie im Mai heftig, besonders in dem Hauptorte Mehnamah, wo von 10,000 Einwohnern zirka 1500 starben; um Mitte Juli war sie jedoch hier im Verlöschen. Ende Juni wurde auch aus Maskat der Ausbruch der Cholera gemeldet und aus der Umgegend von Kuweit. Die Seuche drang auf ihrem Zuge auch bald nach Persien und hat in Kermanschah und durch Flüchtende in dessen Umgegend viele Erkrankungen hervorgerufen. Bald war im Juni Hamadan befallen und Ende Juni Teheran, wo bis Mitte Juli über 4000 Todesfälle an Cholera festgestellt wurden. Im Küstenorte Rudhille (westlich von Buschar), auf der Karawanen-Straße Buschar-Schiras und in Buschar selbst, herrschte im Juni Cholera und gelangte am 1. Juli nach Schiras, so daß im Juli die Epidemie fast über ganz Persien verbreitet war. Zu Ende Juli war die Seuche jedoch in Schiras und Teheran im Abnehmen, nachdem sie in Schiras fast täglich 300, in Teheran im ganzen über 15,000 Opfer gefordert hatte. Trug schon der den Orientalen eigene Fatalismus viel zur Verbreitung der Seuche bei, so war eine noch weitere Ausdehnung der Epidemie durch den russisch-japanischen Krieg noch mehr zu befürchten. Diese Befürchtung ist auch eingetroffen, denn anfangs August wurde aus Baku (Rußland) amtlich der erste Ausbruch der Cholera im Transkaspigebiet gemeldet. Bei einem auf dem Marsche von Altepe nach Kaachka sich befindenden erkrankten Kosaken, der nach Merw gebracht wurde und dort im Lazarett starb, wurde Cholera festgestellt. Am 7. August erkrankte in Kaachka ein Kanonier. Von der Merwschen Garnison erkrankten bis 11. August 53 Personen, von denen 9 starben, von der Zivilbevölkerung 13 (9). In Kaachka sind angeblich neue Erkrankungen nicht erfolgt. Nach Merw kam die Cholera durch Kosaken aus Kaachka, nach dort von Mesched, von wo die Einwohner massenhaft flüchteten und die Krankheit so verbreiten. Es liegt die große Wahrscheinlichkeit vor, daß die Epidemie bei den Beschwerlichkeiten und Leiden des Krieges bei den beiderseitigen Heeren wohl noch weiter auftreten und noch zahlreiche Opfer fordern wird. In Hongkong kamen von Mitte Mai bis 2. Juli 25 Cholerafälle zur Kenntnis; in Kalkutta erlagen derselben vom 8. Mai bis 30. Juli 369 Personen, von denen 257 auf die drei ersten Maiwochen entfielen.

Dagegen zeigte sich das Gelbfieber, wenn auch in einer größeren Zahl von Orten, doch meist in beschränkter Weise auftretend. So in Rio de Janeiro, wo vom 11. April bis 23. Juli 15 Todesfälle, in Merida, wo vom 1. Mai bis 23. Juli 41 Erkrankungen, in Vera Cruz, wo vom 11. Mai bis 23. Juli 26 Erkrankungen, in Guayaquil (17. April bis 13. Juli) 68 Todesfälle, in Tehuantepec (12. Mai bis 2. Juli) 27 Erkrankungen an Gelbfieber gemeldet wurden, während in Limon, Panama, Salina Cruz, Callao und Rio Chiclano (Peru), Baranquilla, Bahia de Caraquez (Ecuador), Tampico und Guatemala nur mehr vereinzelte Fälle zur Beobachtung kamen. In einigen dieser Orte sucht man wohl durch verschiedene hygienische Maßregeln (Trockenlegung von Tümpeln und Sümpfen) dem heutigen Vorkommen von Gelbfieber entgegen zu wirken; da man aber in diesen Orten sich nicht entschließen kann, Kanalisationen einzurichten und gute Wasserleitungen anzulegen, so verspricht man sich von diesen Maßregeln wenig Erfolg.

Pocken zeigten sich in diesen Monaten besonders in Moskau, Madrid, Paris, St. Petersburg, und namentlich in Warschau sehr häufig; auch in Konstantinopel traten Pocken im Juli und August zahlreicher auf. In Rio de Janeiro herrschten Blattern im Mai, Juni und Juli sehr bösartig, in Nagasaki (Japan) im Mai und Juni. Im Deutschen Reiche wurden im Juni einige von auswärts eingeschleppte Pocken-Erkrankungen im Bezirk Lothringen (West-Diedenhofen) und Mitte Juli drei Erkrankungen in Berlin festgestellt, die günstig verliefen.

Br.

Bücher und Zeitschriften.

Die Lenzburg. Von Dr. Walther Merz. Aarau, Verlag von Sauerländer u. Co., 1904.

Inmitten einer der anmutigsten Landschaften der Schweiz, im Kern des Kantons Aargau, stehen in kurzer Entfernung von einander fünf wohl erhaltene mittelalterliche Burgen. Die berühmteste derselben, nicht die an Umfang ansehnlichste, ist die Habsburg. Als die ausgedehnteste und durch ihre Lage auf isolierter Höhe zumeist wirkende ist die Lenzburg, über der gleichnamigen kleinen Stadt, zu betrachten. Die Stammburg der im Hause Lothringen fortdauernden Kaiserdynastie ist schon 1897 der Gegenstand einer eingehenden Studie des Aargauer Rechtshistorikers Dr. Merz gewesen, und in diesen Spalten wurde damals auf jene Publikation hingewiesen. Nunmehr legt der gleiche Verfasser eine noch umfangreichere Schrift über die Lenzburg vor. Mit nahezu siebzig Tafeln und Textabbildungen ausgestattet, zerfällt das vornehm sich darstellende Buch in eine historische Darstellung, die, von Exkursen begleitet, von der kritischen Ausführung über das gräfliche Haus Lenzburg ausgeht und dann die Schicksale der Burg durch die Jahrhunderte verfolgt, mit einer genauen Schilderung des gegenwärtigen Baubestandes am Schlusse und in einer Reihe Beweis bringender urkundlicher Beilagen. In einer Vollständigkeit und kritischen Durchdringung der mehrfach ziemlich streitigen Fragen, zumal über die ältesten Zeiten des Grafenhauses, wie sie in diesen schon mannigfach behandelten Materien noch nie dargeboten wurde, hat Merz die Aufgabe zu lösen sich bestrebt. Die reiche Ausstattung des Bandes ist dem nunmehrigen Besitzer des Schlosses, Herrn A. E. Jessup, und dem Verleger, der Firma Sauerländer u. Co. in Aarau, zu verdanken.

Zunächst stellt der Forscher die älteste Geschichte des gräflichen Geschlechts in schärferes Licht. Er bringt da die sehr ansprechende Vermutung vor, daß die im Gaster, zwischen Walensee und Zürichsee, in bedeutendem Grundbesitz stehenden, mit dem dortigen Kloster Schännis eng verbundenen Vorfahren dadurch im Aargau in den Besitz von Macht gelangt waren, daß in der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts Arnold durch seine Ehe mit der Erbtochter der alten Grafenfamilie des Aargaues, von der die Stiftung des nach dem Gründer Bero genannten Gotteshauses Beromünster ausgegangen war, die ansehnliche Stellung im Aargau erlangte.

Arnolds Sohn Ulrich heißt dann Graf und ist von Lenzburg bezeichnet, und seine erste urkundliche Nennung zeigt ihn im Jahre 1036 als Kastvogt von Beromünster, für dessen Sicherung vorsorgliche Maßregeln getroffen werden. Unter einem gleichnamigen Enkel Graf Ulrichs, unter Ulrich II., tritt darauf zum erstenmal die Burg in einem wichtigen Vorgange genannt zutage. Ulrich II. war im großen Kampfe zwischen Heinrich IV. und Gregor VII. einer der getreuesten Anhänger des Königs: so setzte er 1077, im Jahre der Erwählung des gegen Heinrich IV. aufgestellten Gegenkönigs Rudolf, die von der Königswahl nach Rom zurückkehrenden päpstlichen Boten auf seiner Burg gefangen, und ein halbes Jahr hindurch mußten diese auf der Lenzburg ausharren; dem Grafen dagegen gab der König reichen Lohn, sehr wahrscheinlich die dem päpstlich gesinnten Burchard von Nellenburg entzogene Würde des Landgrafen im Zürichgau. Unter den Nachkommen der Söhne Ulrichs II. ging dann das Geschlecht in zwei Zweige auseinander, die Grafen von Lenzburg und der nach Baden an der Limmat sich nennende Ast. Die treue Anhänglichkeit an die kaiserliche Sache, die für die Salier begonnen hatte, dauerte auch für die Staufer fort. Ganz besonders diente Graf Ulrich IV. von Lenzburg, der auch zu den Gönnern des Arnold von Brescia zählte, getreu zuerst Konrad III. und hernach Friedrich I. Aber in der Zeit dieser Regierung, 1172 und 1173, erloschen rasch nach einander, in Arnold IV. von Baden und eben in Ulrich IV. von Lenzburg, die beiden Häuser. Arnolds Erbe war sein Schwiegersohn Graf Hartmann III. von Kiburg. Ulrich dagegen vermachte sein ganzes Hausgut dem staufischen Kaiser, Friedrich I., und dieser kam bald selbst nach Lenzburg, um sein Erbe anzutreten.

Von da an ist die Lenzburg über Friedrichs I. Sohn, Otto Pfalzgraf von Burgund, der selbst den Titel eines Grafen von Lenzburg annahm, und dessen Erben hinüber bis 1254 in das Eigentum der Grafen von Kiburg gekommen, nachdem dieses Geschlecht schon vorher die Burg zu Lehen getragen hatte, und als das Kiburger Haus nur zehn Jahre später im Mannsstamm erlosch, wußte Graf Rudolf von Habsburg als Vormund der Erbin mit dem Aargauer Besitz auch die Lenzburg in seine Hand zu bringen. Im habsburgischen Besitz ist die Burg, wenn sie auch zu Lehen ausgetan war und deshalb im großen habsburgischen Urbar nicht erwähnt ist, bis auf das Ende der österreichischen Beherrschung des Aargaues geblieben, und eine rege Bautätigkeit, die jetzt den Umfang der Gebäulichkeiten von dem östlichsten höchsten Stücke über die ganze breite Kuppe des Schloßberges ausdehnte, wird nunmehr ersichtlich. In dieser Zeit beginnt auch eine im Dienste der Herzoge von Oesterreich zu Ansehen und Reichtum emporgestiegene Aargauer Familie, die Ribin von Seengen, die die nördliche Hälfte der Feste als Burglehen inne hatte, im Besitz des Schultheißenamtes, der am Fuß des Burghügels aus den Ansiedlungen der Handwerker und Diener entstandenen und 1306 zur Stadt erhobenen Marktstätte, als „Schultheißen von Lenzburg“, sich zu erheben. Der aus diesem Hause hervorgegangene Bischof Johannes von Gurk und von Brixen — nicht jedoch von Cur —, der Kanzler Herzog Rudolfs IV., auf dem der Verdacht ruht, an den famosen urkundlichen Fälschungen im Interesse seines Herrn wesentlich beteiligt gewesen zu sein, erscheint als einer der gewandtesten Politiker des 14. Jahrhunderts, mag auch der Name eines „österreichischen Richelieu“, der ihm schon angeheftet wurde, zu kühn gegriffen sein. Eben wegen dieser Verdienste des Bischofs lag jetzt, wie vorzüglich ein Vertrag Herzog Leopolds von 1369 einläßlich dartut, das Burglehen bei dessen Verwandten, den Schultheißen. Das war noch der Fall, als 1415 das Gebot König Sigmunds die Schweizer Eidgenossen gegen den geächteten Herzog Friedrich aufrief und die Waffen der Berner sich der reichen Landschaft, die aus der Burg beherrscht wurde, bemächtigten. Zwar suchte Hans Schultheiß, für seinen eigenen Vorteil und für den des Herzogs, sich im Besitze seiner Pfandschaften zu behaupten. Aber bis 1433 und vollends seit 1460 gelangte Bern in den Besitz voller Verfügung über alle früher österreichischen Rechte, und arm und unbeachtet verschwindet das Geschlecht der Schultheiße.

Elf wohl ausgeführte Tafeln, die die Siegel der Inhaber der Lenzburg von 1159 bis 1379 — mit Einschluß derjenigen der Familie Schultheiß — enthalten, begleiten diesen historischen Text mit dessen Stammtafeln, und eben hierzu bringen die zwei Exkurse die genealogisch kritischen Ausführungen.

Unter Berns Herrschaft, bis zur Aufhebung der Zugehörigkeit des Aargaues zum Staate Bern durch die französische Invasion von 1798, ist nun die Lenzburg erstlich als Sitz der Landvögte der Mittelpunkt der Verwaltung des Grafschaftsbezirks und zweitens ein wichtiger militärischer Posten, zumal seit mit Annahme der Reformation die konfessionelle Grenze gegenüber den katholischen gemeinsamen Untertanengebieten — Baden und den freien Aemtern an der Reuß — ganz nahe östlich vorbeistrich. Daraus erklären sich die vielfachen baulichen Aenderungen, die hier ihre vollständige geschichtliche Uebersicht erhalten, teils an Hand der sorgfältig gesammelten Abbildungen — es ist eine lange Reihe von der ältesten an, die in die sogenannte Tschachtlansche Berner Chronik zum Jahre 1470, allerdings in sehr phantastischer Darstellung, eingerückt ist,[1]) weiter aus den in den Beilagen mitgeteilten Akten, landvögtlichen Rechenschaftsablegungen, Baurechnungen, technischen Gutachten — so von 1652 und 1762 über Befestigung und Ausrüstung —, Inventaren, Auszügen aus den verschiedenen Manualen, des Rates, des Kriegsrates, der Venner, im Berner Archive. Besonders war es das 17. Jahrhundert, das zuerst durch den Dreißigjährigen Krieg zu Projekten für größere Sicherung des Schlosses aufforderte — die interessanten hier reproduzierten Aufnahmen des Joseph Plepp und des Valentin Friderich der Jahre 1624 und 1628 — und das dann im Bauernaufstande von 1653 und im konfessionellen Kriege von 1656 neue Mahnungen, sich vorzusehen, brachte.

Durch die Revolution war das Schloß Eigentum des neu geschaffenen Kantons Aargau geworden, der aber längere Zeit damit nichts anzufangen wußte. Erst 1822 wurden die Räumlichkeiten dem Braunschweiger Lippe, der sich in Hofwil unter Fellenberg zum tüchtigen Pädagogen herangebildet hatte, zur Einrichtung einer längere Zeit blühenden Erziehungsanstalt unentgeltlich überlassen. Nach dessen Tode, 1853, ging das Schloß im Privatbesitz durch mehrere Hände. Seit 1893 steht es im Eigentum des Familienfideikommisses Jessup, und damit begannen die umfassenden Wiederherstellungsarbeiten, deren Schilderung und deren Ergebnisse den Schluß der Veröffentlichung ausmachen.

Dieser Rundgang ist abermals durch einige Aufnahmen des ganzen Bautenkomplexes und durch in den Text gestellte Abbildungen und Planskizzen von Einzelheiten illustriert, von denen mehrere den an diese Darstellung wesentlich beteiligten zweiten Direktor des Landesmuseums in Zürich, Zemp, zum Urheber haben. Durch die Restaurationsarbeiten hat sich herausgestellt, in welcher Reihe die Teile des ganzen Schlosses sich zeitlich folgen. Aus der gräflichen Zeit stammen die beiden Türme und der an den Südturm angebaute Palast, und noch in die Epoche, die vor die Besetzung durch Bern fällt, sind anzusetzen drei Hauptmauern des auf der Westseite des südlichen Bergfriedes liegenden Herzogen- oder Ritterhauses, ferner wahrscheinlich gewisse Teile des westlich vom Nordturm befindlichen Torhauses, des nach dem Erbauer Landvogt Rudolf von Aarburg, in den dreißiger Jahren des 14. Jahrhunderts, so genannten Hauses Aarburg, ebenso der die Nordostecke des Schlosses bildenden Landvogtei und der Ringmauer, alles Uebrige dagegen ist der Berner Zeit zuzuschreiben.

In Inhalt und Form entspricht diese Publikation dem geschichtlichen Range der imposanten, neuestens in so verständnisvoller Weise ihrer ursprünglichen Gestalt wieder angenäherten alten Grafenburg.

Zürich. **Gerold Meyer von Knonau.**

---

[1]) Beilage 41 zählt im ganzen das Vorhandensein von 35 Ansichten und 8 Plänen der Burg auf.





Allgemeine Rundschau.

Zur Restaurierung der Hanseaten-Mauer in Wisby.

-bra. **Stockholm**, 19. Sept.

Zu den interessantesten Reliquien der großen Hanseaten-Zeit des Nordens zählt bekanntlich die altberühmte Ringmauer der gotländischen Feste Wisby. Einstmals das mächtigste Bollwerk der land- und seebeherrschenden Hansa, sind die altertümlichen Befestigungen in unseren Tagen zu malerischen Ruinen herabgesunken, unter deren Schatten sich das stillbeschauliche Einerlei eines vom Weltverkehr abgeschnittenen Kleinstadtlebens abspielt. Kleinstädtische Sorglosigkeit und Unkenntnis gegenüber den in jenen altehrwürdigen Bauwerken verborgenen historischen Erinnerungen haben es auch glücklich zustande gebracht, daß ein guter Teil der mächtigen Anlagen dem Zahn der Zeit zum Opfer gefallen ist. Erst in allerjüngster Zeit hat man einer besseren Erkenntnis Raum gewährt und mit pietätvoller Fürsorge eine umfangreiche Restaurierung der am meisten gefährdeten Partien ins Werk gesetzt. Unter Leitung einer von der Regierung ausersehenen Kommission von Fachgelehrten wurde zunächst ein historischer Grundriß des ursprünglichen Mauerplanes, soweit dieser in alten Karten und Zeichnungen erhalten war, angefertigt, dem sich eine sorgfältige Aufnahme der Mauer in ihrer derzeitigen Gestalt anschloß. Jeder Schuhbreit der ca. 6 Kilometer langen Befestigung wurde an der Hand von photographischen Untersuchungsaufnahmen auf ihre architektonische Beschaffenheit hin geprüft, worauf mit den jeweils gebotenen Restaurierungsarbeiten vorgegangen wurde. Die letzteren begannen im Jahre 1898 und sind im Laufe des heurigen Sommers soweit zum Abschluß gebracht worden, daß nur noch die historisch-literarische Verarbeitung des gewonnenen fachwissenschaftlichen Materials erübrigt.

Wie nicht anders zu erwarten, haben die sorgfältig durchgeführten Spezialuntersuchungen zu einer ganzen Reihe von historischen Entdeckungen Gelegenheit geboten, deren jede unzweifelhaft das ihrige dazu beitragen wird, das über den wechselvollen Schicksalen der Ringmauer schwebende Dunkel schrittweise lichten zu helfen. Mit welchem Scharfsinn von der Untersuchungskommission zu Werke gegangen ist, läßt sich u. a. ermessen, wenn man die über die Entstehung der verschiedenen Mauerdefekte angeführten Schlußfolgerungen einer näheren Betrachtung würdigt. So befindet sich in der Nähe des sogen. Vordertores eine mächtige, bis zum Grundgestein reichende Bresche, deren Entstehung laut alter Ueberlieferung auf den Einfall des Lübecker Heeres am Pfingsttage des Jahres 1525 zurückgeführt zu werden pflegte. Dr. Ekhoff, der Leiter der Restaurierungsarbeiten, führt indessen den interessanten Nachweis, daß die Bresche überhaupt nicht durch einen feindlichen Sturmangriff, sondern durch einen später erfolgten Turmeinsturz entstanden ist.

Auch in verschiedenen anderen Punkten hat die angestellte Untersuchung neue Anhalte für eine kritische Beurteilung des uralten Sagenschatzes geliefert. Dies gilt insonderheit von dem berühmten Jungfernturm (jungfrutornet) in der Nähe des Bollwerks „Silverhättan". Die Sage vermeldet, daß im Jahre 1220 eine Jungmaid dem Dänenkönig Woldemar Atterdag, der sich in unscheinbarer Verkleidung um ihre Liebe bewarb, das von allen Bürgern sorgsam gehütete Geheimnis des einzigen städtischen Angriffspunktes preisgegeben habe, welcher Vertrauenserweis von den arglistigen Dänen später mit einem räuberischen Ueberfall auf die nichts ahnende Feste belohnt wurde. Zur Strafe ergriffen die gebrandschatzten Bewohner die Tochter des Meisters Junghans und schleppten sie nach dem vorerwähnten Turme, wo sie lebend eingemauert wurde. Ein einziges vergittertes Fenster mit dem Ausblick auf die wogende Ostsee spendete der Unglücklichen Licht, während ihre Trauerklage über die öde gelegte Feste bis nach den entlegensten Stellen der Stadt ertönte.

Die Richtigkeit der alten Mär wurde lange Zeit auch in gelehrten Zirkeln als historisch erwiesen oder doch zum wenigsten glaubwürdig angesehen. Ein lokalpatriotisch angehauchter Quellenforscher stellte noch vor wenigen Jahren sogar alles Ernstes den kuriosen Gedanken zur Debatte, das ominöse Turmzimmerchen mit einem veritablen — Frauenskelett zu möblieren, um durch sothane Korrektur der historischen Echtheit den braven Wisby-Bürgern zu einer jedenfalls dankbar begrüßten touristischen „attraction" zu verhelfen. Es fanden sich auch wirklich einige empfängliche Gemüter, die der Ausführung des wunderlichen Vorschlages ihre Sympathie zuwandten, als einem Blitzschlage aus heiterem Himmel gleich die amtliche Kommission mit der respektwidrigen Enthüllung an die Oeffentlichkeit trat, daß es mit der ganzen Historie von dem dänisch-gotischen Liebesidyll und der nachmaligen pro poena-Einmauerung eitel Sage sei, sintemalen der bewußte Turm zu Waldemar Atterdags Zeiten überhaupt noch nicht erbaut worden war, vielmehr erst einem erheblich späteren Datum, als die zunehmende Verwendung der Feuerwaffen eine allgemeine Verstärkung der Ringmauer nötig machte, seine Entstehung zu verdanken hatte.

✖

Kleinere Mitteilungen.

* **Deutsche Auslandlehrer gesucht.** Die deutsche Schule (Realschule) in Barcelona sucht zum 1. Januar 1905 einen akademisch gebildeten Lehrer womöglich mit Lehrbefähigung in den neueren Sprachen. Erwünscht auch Facultas im Turnen. Gehalt 3600 Pesetas gleich ca. 2200 Mark, nach zwei Jahren um 500 Pesetas gleich ca. 300 M. steigend. Freie Reise, nach drei Jahren freie Rückreise. Ferner sofort oder zum 1. Januar 1905 einen seminaristisch gebildeten katholischen Lehrer, der auch den katholischen Religionsunterricht zu erteilen hat. Gehalt 2400 Pesetas gleich 1680 M., nach zwei Jahren um 250 Pesetas gleich ca. 150 Mark steigend. Freie Reise, nach drei Jahren freie Rückreise. — Die neu gegründete deutsch-evang. Schule in Rom sucht sofort einen jungen evangelischen Philologen oder Theologen. Gehalt vorläufig 1800 Lire gleich 1440 Mark nebst Reisevergütung. Erhöhung des Gehalts auf 175 bis 200 Lire gleich 140 bis 160 Mark monatlich für die allernächsten Monate in Aussicht genommen. Gelegenheit zu Privatstunden. Bewerbungen tüchtiger, gesunder und unbescholtener Lehrkräfte mit womöglich beglaubigten Zeugnisabschriften, Lebenslauf und Photographie sind zu richten an den Allgemeinen Deutschen Schulverein, Berlin W 62, Landgrafenstraße 7 III.

* **Anstalten und Museen.** Am hiesigen kgl. Generalkonservatorium der wissenschaftlichen Sammlungen des Staates wurde eine Assistentenstelle für Erdbebenforschung neu errichtet und dem Dr. K. W. Lutz übertragen. — Beim hiesigen Kupferstichkabinett wird Dr. Wilhelm Brebt, zur Zeit Assistent am Germanischen Museum in Nürnberg, vom 15. d. M. ab in gleicher Eigenschaft eintreten.

* **Todesfälle.** Am 2. Oktober starb der durch seine Forschungen auf dem Gebiet des Erdmagnetismus und der Luftelektrizität bekannte Professor der Universität Helsingfors S. S. Lemström. Er war, wie der Voss. Zeitung von dort geschrieben wird, einer der Teilnehmer der ersten großen Nordenskjöldschen Expedition nach Spitzbergen (1868). Während der internationalen Polarforschung von 1882—1884 war Lemström Leiter der Expedition, die von der Finnischen Gesellschaft der Wissenschaften ausgerüstet war und ihre Station im nördlichen Finnland hatte. Außer den Forschungen über Nordlicht führte der Verstorbene hervorragende Untersuchungen auf anderen Gebieten der Elektrizität aus, so studierte er u. a. die Förderung des Wachstums von Pflanzen durch Elektrizität. Ein Teil seiner zahlreichen wissenschaftlichen Arbeiten ist in den Veröffentlichungen der Finnischen Wissenschaftsgesellschaft erschienen. Zu seinen bekanntesten Abhandlungen gehören „Ueber Polarlicht und Nordlicht", „Ueber Nachtfröste und Mittel zur Verhütung der schädlichen Folgen". — Der Buchhändler Ernst Seemann, der Begründer und frühere Chef der Leipziger Verlagsfirma E. A. Seemann, ist im Alter von 75 Jahren gestorben. Seine bedeutendsten Verlagswerke sind von Lübke, Woermann, Jakob Burkhardt, („Der Cicerone", „Kultur der Renaissance"). Außerdem verlegte er noch die „Kunsthistorischen Bilderbogen", „Seemanns Wandbilder", „Berühmte Kunststätten", „Dichter und Dar-

steller". Der Verstorbene war Jahre lang Schatzmeister des Börsenvereins der deutschen Buchhändler und Vorstandsmitglied des Leipziger Kunstvereins.

hc. Der frühere Professor der Mathematik und Geodäsie an der Forstakademie zu Münden in Hannover Forstmeister Schering ist im Alter von 70 Jahren zu Genthin gestorben.

Hochschulnachrichten.

* **München.** Die neue psychiatrische Klinik der hiesigen Universität, in der nach erfolgter Fertigstellung gegen 100 Kranke werden Aufnahme finden können, soll am 1. November d. J. in Gebrauch genommen werden.

* **Tübingen.** Am 30. Oktober wird in der medizinischen Klinik die von früheren Schülern gestiftete Büste des verstorbenen Professors der inneren Medizin Dr. Liebermeister enthüllt werden und dabei gleichzeitig eine kleine Erinnerungsfeier an den Verstorbenen stattfinden.

* **Berlin.** Der außerordentliche Professor Dr. Ernst Salkowski, Vorsteher des chemischen Laboratoriums der pathologischen Universitätsanstalt, ist anläßlich seines morgen (11. d. M.) stattfindenden 60. Geburtstages von der Gesellschaft der Wissenschaften zu Upsala zum ausländischen Mitgliede ernannt worden.

* **Prag.** Der außerordentliche Professor der Kunstgeschichte an der Universität Basel Dr. H. A. Schmid hat einen Ruf als Ordinarius des gleichen Faches an die hiesige deutsche Universität erhalten und angenommen.

hc. An der hiesigen deutschen Universität haben sich der Assistenzarzt Dr. Edmund Hoke für innere Medizin und Dr. Hermann Ulbrich für Augenheilkunde, an der deutschen Technischen Hochschule Dr. Franz Jung für allgemeine Mechanik habilitiert.

* **Innsbruck.** (Von der italienischen Rechtsfakultät.) Da in dem Hause in Wilten, welches zur Unterbringung der italienischen Fakultät angekauft wurde, die gesamte innere Einrichtung noch fertig zu stellen ist und das Gebäude auch sonst sich in unfertigem Zustande befindet, konnte der Termin für die Eröffnung der italienischen Fakultät bisher nicht festgesetzt werden. Vorläufig ist die Inskriptionsfrist für die außerordentlichen italienischen Hörer an der Universität bis zum 31. d. M. verlängert. Die Inauguration der italienischen Fakultät dürfte sich daher mindestens bis zu diesem Tage verzögern. An letzterer fehlt noch eine Reihe von Lehrkanzeln, so ist die Professur des römischen Rechtes, nachdem Professor Vacchioni nach Turin übersiedelte, unbesetzt, und die Italiener müssen sich für diesen Lehrgegenstand als außerordentliche Hörer an der deutschen Universität inskribieren lassen. Ferner fehlen die Professuren für Staatsrecht, Statistik, Verwaltungslehre und Verwaltungsrecht, sowie für Handelsrecht.

* **Von technischen Hochschulen.** Die sächsische Forstakademie Tharandt hat durch Verordnung des Finanzministeriums zu Dresden soeben, wie der Täglichen Rundschau geschrieben wird, eine neue Verfassung erhalten, die an Stelle der bisherigen bureaukratischen Leitung durch einen Direktor die Führung der Geschäfte durch einen vom Lehrkörper zu wählenden Rektor setzt. Eine weitere Reihe neuer Bestimmungen soll einer freieren Betätigung wissenschaftlichen Lebens an der altberühmten forstlichen Hochschule den Weg bahnen, was neuerdings vielfach geäußerten Wünschen aus den Kreisen der dortigen Professoren wie auch der höheren sächsischen Forstbeamten entspricht.



Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Janko Koharic, Supplent am k. k. Staatsgymn. in Ragusa: Das Ende des kroatischen Nationalkönigtums oder: Wie und wann gelangten die Arpaden auf den Thron des kroatischen Königreichs. Agram 1904. G. Trpinac. 63 S. — M. Merker, Hauptmann und Kompagniechef in der kais. Schutztruppe für Deutsch-Ostafrika: Die Masai. Ethnographische Monographie eines ostafrikanischen Semitenvolkes. Berlin 1904. Dietrich Reimer (Ernst Vohsen). 421 S. — Lustige Blätter. (1. Semester-Band 1904.) Berlin 1904. Verlag der Lustigen Blätter Dr. Eysler u. Co. G. m. b. H. — Theodor Hermann Pantenius: Der falsche Demetrius. Mit 91 Abbildungen. (Monographien der Weltgeschichte. In Verbindung mit anderen herausgegeben von Prof. Dr. Ed. Heyck. XXI.) Bielefeld u. Leipzig 1904. Velhagen u. Klasing. 120 S. — Sebastian Merkle, der Theologie und Philosophie Doktor, o. ö. Professor der Kirchengeschichte an der Universität Würzburg: Reformationsgeschichtliche Streitfragen. Ein Wort zur Verständigung aus Anlass des Prozesses Beyhl-Berlichingen. München 1904. Kirchheimsche Verlagsbuchhandlung. 76 S. — Theodor Brix: Wider die Halben im Namen der Ganzen oder: Die Vernichtung Kants durch die Entwicklungslehre, ein Protest gegen die Kantverehrung. Berlin 1904. Hermann Walther. 51 S. — J. Hann: Klimatographie von Niederösterreich. (I. Die Klimatographie von Oesterreich. Herausgegeben von der Direktion der k. k. Zentralanstalt für Meteorologie und Geodynamik.) Wien 1904. W. Braumüller. 104 S. — E. v. Cyon: Wie soll Russland ein Rechtsstaat werden? (Eine Denkschrift an Kaiser Nikolaus II. vom 10. Mai 1904.) Leipzig 1905. B. Elischer Nachf. 75 S. — Die ersten 25 Jahre des Reichsgerichts. Sonderheft des Sächsischen Archivs für deutsches bürgerliches Recht zum 25jährigen Bestehen des höchsten deutschen Gerichtshofes. (Beilageheft zu Band 14.) Leipzig 1904. Rossbergsche Verlagsbuchhandlung (Arthur Rossberg). 239 S. — Kazimierz Przerwa Tetmajer: Aus der Tatra. Erzählungen. Autorisierte Uebersetzung von J. v. Immendorf. München 1903. Dr. J. Marchlewski u. Co., Verlag slavischer und nordischer Literatur. 259 S. — Emmerich Eiben: Das Lebenswunder. Eine göttliche Komödie in fünf Aufzügen. Dresden 1904. Otto Schuhknecht. 178 S. — Hermann Habenicht: Der grösste Gewissenskonflikt aller Zeiten: Moderne Naturethik und Christentum. Gotha 1904. Carl Glaeser, Inhaber: Hermann Rang. 24 S. — Dr. R. van der Borght: Grundzüge der Sozialpolitik. (Hand- und Lehrbuch der Staatswissenschaften in selbständigen Bänden. Begründet von Kuno Frankenstein, fortgesetzt von Max v. Heckel. Erste Abteilung: XV. Bd.) Leipzig 1904. C. L. Hirschfeld. 566 S. — Georg Capellen: Die „musikalische" Akustik als Grundlage der Harmonik und Melodik. Mit experimentellen Nachweisen am Klavier. Leipzig 1903. C. F. Kahnt Nachf. 140 S. — Herm. Anders Krüger: Gottfried Kämpfer. Ein herrnhutischer Bubenroman in 2 Büchern. Hamburg 1904. Alfred Janssen. 508 S. — Carl Scholl: Durch Nacht zum Licht. Mein religiöser Entwicklungsgang vom Kinderglauben zur neuen Weltanschauung. Bamberg. Verlag der Handels-Druckerei. 77 S. — Dr. Ernst Zitelmann, Geh. Justizrat und Professor der Rechte an der Universität Bonn: Die Kunst der Gesetzgebung. Auf Grund eines am 23. Januar 1904 in der Gehestiftung zu Dresden gehaltenen Vortrags. Dresden 1904. v. Zahn u. Jaensch. 48 S. — Daheim-Kalender für das Deutsche Reich. Auf das Gemeinjahr 1905. Herausgegeben von der Redaktion des Daheim. Bielefeld u. Leipzig. Velhagen u. Klasing. 288 S. — Dr. Heinrich Bergner: Kirchliche Kunstaltertümer in Deutschland. Lieferung 3 und 4. (Vollständig in ca. 5 Lieferungen.) Leipzig 1904. Chr. Herm. Tauchnitz. — George Meredith: Der Egoist. (Gesammelte Romane: Zweiter Band.) Berlin 1903. S. Fischer. 773 S. — Gustaf af Geyerstam: Wald und See. Novellen. Autorisierte Uebersetzung von Gertrud Ingeborg-Klett. Ebenda 1905. 344 S. — Emil Strauss: Kreuzungen. Roman. Ebenda 1904. 342 S.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:



Betrachtungen zur Branntweinbesteuerung.

Von Steueroberkontrolleur Joseph Meyer (Würzburg).

I.

Allgemeines.

Einige der indirekten Abgaben stellen sich als bloße Geldbewegung vom einzelnen zum allgemeinen dar und haben an sich nur fiskalische Bedeutung. Andere hingegen, wie die Zölle durch ihren Schutz der Industrie und die uns hier beschäftigende Branntweinsteuer, üben auch auf die wirtschaftlichen Verhältnisse ihrer Objekte einen Einfluß aus. Wenn schon die Gesetze und Verordnungen zu den Steuern ersterer Art nicht in einem starren Zustande beharren dürfen, weil auch die Leistungsfähigkeit der Objekte sich ändert, so bedürfen die Gesetze zu den auch wirtschaftlich wirkenden Steuern wegen der Beweglichkeit und Veränderlichkeit des wirtschaftlichen Lebens einer besonderen fortwährenden Beachtung.

Das Branntweinsteuergesetz vom 24. Juni 1887 mit seinem Zwecke der Preiserhöhung und der Konsumverminderung hat in wirtschaftlicher und sanitärer Hinsicht zweifellos eine äußerst günstige Wirkung geübt. Insoweit der Rückgang des Exportes von 1 Million Hektoliter im Jahre 1884 auf 407,290 Hektoliter im Jahre 1902/03 und die Minderung des Konsums der preisfördernden Wirkung der Kontingentierung entgegenstanden, erhöhte sich allmählich infolge der auf Gewerbe und Industrie Rücksicht nehmenden Vollzugsvorschriften der Bedarf an denaturiertem Branntwein. Die preishemmende Wirkung der ersteren Faktoren wurde durch diesen erhöhten Bedarf, der im Jahre 1887/86 noch 387,568 Hektoliter, d. i. 0.8 Liter pro Kopf, im Jahre 1902/03 aber schon 1,278,712 Hektoliter, d. i. 2.2 Liter pro Kopf der Bevölkerung, betrug, allmählich aufgehoben. Wenn auch zuzugeben ist, daß die Zentrale für Spiritusverwertung dadurch, daß sie die Produktion mit dem Bedarf in Einklang, d. h. Planmäßigkeit in die Produktion zu bringen suchte, zur gegenwärtigen Preislage beigetragen hat, so wäre eine solche ohne den durch das Gesetz geförderten höheren gewerblichen Bedarf doch nicht eingetreten. Was die sanitäre Wirkung des Gesetzes betrifft, so betrug im Jahre 1884/85 der Konsum in der norddeutschen Branntweinsteuergemeinschaft 9½ Liter pro Kopf der Bevölkerung, während derselbe im Jahre 1902/03 im Reiche nur mehr auf 4 Liter sich stellte. Die Motive zum Gesetze sind also von der Wirklichkeit übertroffen worden, indem der sanitäre Zweck wenigstens zu einem großen Teil erreicht wurde, ohne daß die wirtschaftliche Seite durch große Produktionsminderung geschädigt worden wäre. —

Es ist nicht anzunehmen, daß der Bedarf an denaturiertem Spiritus seinen Höhepunkt erreicht hat. Wenn zumal in der Preishaltung des Spiritus richtiges Maß gehalten wird, so steht eine weitere Erhöhung des Verbrauches und damit eine Preisstetigkeit des Branntweins in sicherer Aussicht. Es wird dann die Zeit gekommen sein, an eine Erhöhung der Verbrauchsabgabe[1]) oder an eine Beseitigung der Maischbottichsteuer gegen Einführung eines ergiebigeren Zuschlages oder endlich an die Aufhebung der Kontingentierung zu denken und so dem Reiche aus der Besteuerung des Branntweins höhere, der steuerlichen Leistungsfähigkeit desselben mehr entsprechende Mittel zu erschließen. Ungeachtet der geschilderten Entwicklung der Verhältnisse der Spiritusproduktion hat aber doch das Gesetz selbst und die Vollzugsbestimmungen trotz der schon häufigen Reformen keineswegs Anspruch auf die Eigenschaft der Vollkommenheit, und die Klagen der Interessenten sind so zahlreich wie kaum auf einem anderen Gebiete.[2]) Die Untersuchung einzelner dieser Mängel und der Berechtigung dieser Klagen, wie solche in der Literatur aufgetreten oder persönlich geäußert und wahrgenommen worden sind, soll die Aufgabe der nachfolgenden Ausführungen sein.

II.

Kontingentierung.

Der gegenwärtige Preis von 62 M. pro Hektoliter Rohspiritus ist so hoch und der Nettonutzen der Brennereien mit einem reichlichen Kontingent so groß, daß manche Großfabrikanten anderer Artikel auf die Verdienste dieses landwirtschaftlichen Nebengewerbes mit Neid zu blicken Ursache haben. Die Klagen über die Preise von dieser Seite werden also verstummt sein. Anders liegen die Verhältnisse hinsichtlich der Kontingentierung, welche als die ältesten der Klagen und Mängel zuerst besprochen werden sollen.

Bei Beratung der Gesetzesnovelle vom 26. Juni 1895 hat auch der Staatssekretär des Reichsschatzamtes zugegeben, daß bei der Kontingentierung 1887 nicht nach Maßgabe der landwirtschaftlichen Bedürfnisse verfahren worden sei. Zur Zeit müßten jedoch diese Bedenken zurückgestellt werden, da es jetzt (1895) sich darum handle, das gegenwärtige Gesetz unter Dach zu bringen.

Die Grundlage der Kontingentierung 1887 bildete nach § 2 des Gesetzes der Durchschnitt der von 1879/80 bis 1885/86 gezahlten Steuerbeträge unter Weglassung der höchsten und geringsten Jahresziffer. Den landwirtschaftlichen Verhältnissen wurde hierbei ein Einfluß nicht eingeräumt und es ist in der drängenden Eile nicht er-

[1]) Vergl. auch Konrad, Jahrbuch 1887, Eing. 2, S. 13.

[2]) Vgl. u. a. Manicke, zur Reform der Branntweinsteuer. — Inauguraldissertation. Würzburg 1902.

hoben worden, ob dieser Betrieb der letzten fünf Jahre ein regelmäßiger oder unregelmäßiger war, ob nicht etwa der Betrieb des Einen aus unabwendbaren Gründen eingeschränkt werden mußte, der des Andern aber aus spekulativer Ursache über das durchschnittliche Bedürfnis erhöht worden war. Und durch dieses summarische Verfahren kam es, daß dem einen große, das landwirtschaftliche Bedürfnis übersteigende Kontingente in den Schoß fielen, während ein anderer damit das landwirtschaftliche Bedürfnis nicht annähernd decken konnte. Unter dieser ungerechten Verteilung leiden heute noch manche Brenner in einem höheren Maße, als dies von außer der Erfahrung und eigenen Wahrnehmung Stehenden angenommen zu werden scheint. Von dieser den Brennereibetrieb fort und fort hemmenden Grundlage konnten sich dieselben weder durch die Kontingentierungsvorschriften von 1900 und 1903, wonach zwar Neuveranlagungen bei unregelmäßigem Betrieb stattfinden konnten, noch durch die neuere Kontingentierungsordnung, welche für Neuveranlagungen eine wesentliche Veränderung durch Vergrößerung der regelmäßig beackerten oder sonst landwirtschaftlich genutzten Fläche während der letzten fünf Jahre voraussetzte, befreien. Gegen die Entziehung des übergebührlichen Teiles des Kontingents hätte nun zwar nicht das jus strictum, aber das jus aequum gesprochen; denn dieser begünstigte Teil der Brenner hat sich nun im Brennerei- wie im landwirtschaftlichen Betriebe im Verhältnis zu seinem Kontingent eingerichtet und kann ohne Schädigung davon nicht abgehen. Es hätte dieses unbilligen Vorgehens auch gar nicht bedurft, um den zu gering Kontingentierten aufzuhelfen. In der letzten Hälfte der 90er Jahre ist die Zahl der Kartoffelbrennereien mit einer Erzeugung von mehr als 1200 Hektoliter von 1469 auf 1699 gestiegen, welche sämtlich mit reichlichen Kontingenten bedacht worden sind, und es entstehen immer wieder neue Brennereien, welche nach den landwirtschaftlichen Verhältnissen bis zu 800 Hektoliter (oder 500 Hektoliter?) kontingentiert werden. Es würde doch aber wohl der Gerechtigkeit mehr entsprechen, mit diesen verfügbaren Kontingentsmengen wenigstens zum Teil jene verkürzten Brennereibesitzer zu bedenken, welche dem Staate schon jahrzehntelang, auch unter Ungunst der Preisverhältnisse, die Steuer entrichtet haben.

Manicke, dessen Dissertationsschrift ich schon oben erwähnt habe, befaßt sich ebenfalls eingehend mit der Kontingentierungsfrage. Danach wäre das Gesetz von 1887 unter der Einwirkung des großen Umbildungsprozesses von der extensiven zur intensiven Wirtschaftsreform entstanden[5]) und hätte eine Vermehrung der Viehhaltung und eine intensivere Bodenverbesserung zur Tendenz.

Um bei der Kontingentierung nach dieser Idee des Gesetzes zu verfahren, müßte also meines Erachtens der Viehstand zum Ausgangspunkt der Bemessung genommen werden. Es wäre die für 8½ Monate nötige Menge der Schlempe für den vorhandenen Viehstand zu ermitteln und das derselben entsprechende Spiritusquantum als Kontingent zuzuweisen, sofern dasselbe mit der vorhandenen Brennereieinrichtung hergestellt werden könnte; andernfalls wäre die herstellbare Menge als Kontingent zu bestimmen. Hinsichtlich der Ackerflächen wäre hierbei nur zu beachten, daß der landwirtschaftliche Charakter gewahrt bliebe, d. h. daß der Dünger, wenngleich bei intensiver Bewirtschaftung, darauf Verwendung finden würde. Anderweitige Erhebungen, z. B. dahin, ob und inwieweit die Aecker auch zur Bewirtschaftung mit anderer Frucht als Kartoffeln geeignet wären, wären nur mehr bei den nach dem 1. September 1902 betriebsfähig gewordenen Brennereien zu machen.

Dem Gesetze — nicht nur der Idee, auch dem Wortlaut desselben — würde dieses Verfahren nicht widersprechen, es würde aber gewiß ohne größere Unzuträglichkeit nicht durchzuführen sein, weil es die intensive Bewirtschaftung, die erst allmählich und unter geeigneten Verhältnissen mit Hilfe des Branntweinsteuergesetzes durchgeführt werden kann, schon voraussetzt. Bei dem gegenwärtigen Stand der Verhältnisse richtet sich der Viehstand nach dem Besitze von Grund und Boden, so daß beide bei der Kontingentierung gleichmäßig zu berücksichtigen sind. Eine tatsächliche Lücke in den Kontingentierungsbestimmungen ist auch darin nicht zu ersehen, daß bei einer Verringerung des Viehstandes nach der Kontingentierung bei der nächsten Neubemessung eine Herabsetzung des Kontingents nicht eintritt, weil nach § 9 K.-O. nur diejenigen landwirtschaftlichen Brennereien, deren wirtschaftliche Lage durch Verringerung der regelmäßig beackerten oder sonst landwirtschaftlich genutzten Fläche während der letzten fünf Betriebsjahre wesentlich verändert sei, von Amts wegen zu veranlagen seien. Hierzu ist zu bemerken, daß eine wesentliche Reduzierung des Viehstandes, vorausgesetzt, daß das Kontingent nicht zu hoch bemessen wäre, ohnehin nicht eintreten kann, denn bei wesentlicher Verminderung könnte die Schlempe nicht verwendet werden, und es bestünde der Charakter einer landwirtschaftlichen Brennerei nicht mehr. Ebenso wenig kann meines Erachtens die Hilfe des Gesetzes angerufen werden, wenn nach der Kontingentierung stehendes Vieh veräußert und, um für die Schlempe doch Verwendung zu haben, die bisher zur Ackerbestellung dienenden Pferde gegen Zugochsen vertauscht werden. Die befürchtete Düngervertragung könnte aber doch nur während der ganz kurzen Zeit auf dem Wege vom Stall bis zum Acker stattfinden; auf dem Acker kommt er ja dem Boden schon zugute. Ueberdies ist hierzu auch zu bemerken, daß zur möglichst raschen Ackerbestellung, wie sie schon wegen der Abhängigkeit von den Witterungsverhältnissen erfolgen muß, eine verhältnismäßig große Anzahl von Zugochsen eingestellt werden müßte, welche dann im Winter doch größtenteils im Stalle verbleiben würden. Also auch gegen die Idee des Gesetzes ist hier ein Verstoß nicht zu finden.

III.

Abfindung.

Wenn die Verbrauchsabgabe nach einer anderen Grundlage als der der genauen Feststellung des Fabrikats durch Verwiegung und Stärkeermittlung oder ausnahmsweise der Angabe der Meßuhr erhoben wird, so wird dieses Verfahren Abfindung genannt. Da eine regelmäßige Ermittlung des Fabrikats unmöglich auf sämtliche kleine Brennereien angewendet werden und auch an eine gänzliche Steuerbefreiung derselben nicht gedacht werden kann, so ist die Form der Abfindung eben ein Notbehelf, welchen Charakter sie auch in ihrem gesamten Wesen zeigt. Die der Steuerberechnung dienenden Grundlagen stimmen im besten Falle nur annähernd mit der wirklich treffenden Belastung überein; für die nach der Stoffmenge und teilweise auch nach der Leistungsfähigkeit der Brennvorrichtung abgefundenen Brennereien sind Normalsätze aufgestellt, d. h. es wird auf die Qualität des Materials und sonstige auf die Ausbeute Einfluß habende Umstände bei den einzelnen Brennereien keinerlei Rücksicht genommen. Daß diese Steuerform mangelhaft ist und zahlreiche Klagen zur Folge haben muß, bedarf keiner weiteren Ausführung. Eine gleichmäßige und ganz gerechte Belastung ist auf dem Wege der Abfindung aber nicht möglich, das Mögliche geschieht durch großen Zeitaufwand und umfangreiche Arbeiten der Beamten ohnedies. Durch diese Steuerform gestaltet sich die Verwaltung und Erhebung der Branntweinsteuer sehr kompliziert und es wäre doch zu untersuchen, wie viele von dieser Gattung der Brenner ihre Betriebe mit Nutzen für die Landwirtschaft oder wenigstens schlechthin mit wirtschaftlichem Vorteil führen. Die Zahl der abgefundenen Brennereien betrug im Betriebsjahre 1902/03 55,492. Von dieser Gesamtmenge der abgefundenen Brennereien haben im Jahre 1902/03 47,885 bis zu 0.5 Hektoliter und 2708 über 0.5 bis 1 Hektoliter u. s. w. Alkohol erzeugt. Wenn es gelingen würde, die an diesen Betrieben haftende Arbeit, sowie die Betriebskosten einerseits und die aus denselben gezogenen wirtschaftlichen Werte andrerseits zum Vergleiche auf je eine Wertgröße zu bringen, so würde man m. E. staunen, daß die Mehrzahl dieser Betriebe bis zur gegenwärtigen Zeit der

[5]) Seite 8.

sonst im Handel, Gewerbe und Industrie genauesten Wertberechnung noch bestehen. Das sich immer mehr verteuernde Brennmaterial und die eigene Arbeit wird in diesen Brennereien kaum in Anschlag gebracht und als Wert gerechnet. Unter diesen Betrieben ziehen nur die Qualitätsbranntwein herstellenden und verkaufenden Brennereien und von den Kartoffelbrennereien nur diejenigen mit einer Ausbeute von mindestens 6 Proz. einigen Nutzen, während den Kartoffelbrennereien mit einer geringeren Ausbeute — und dies ist weitaus die Mehrheit —, sowie nur für den Haustrunk arbeitenden Betrieben aus ihren Brennereien Schaden erwächst und die gänzliche Betriebseinstellung in ihrem eigenen wirtschaftlichen Interesse gelegen wäre. Der landwirtschaftliche Nutzen in Materialbrennereien besteht nur in der nutzbringenden Verwertung des Rohmaterials. Die Rückstände (Schlempe) sind für die Viehfütterung nahezu wertlos. Nutzbringend ist die Verwertung des Rohmaterials aber durchaus nicht, wenn der gewonnene Branntwein vorwiegend als Haustrunk verwendet wird. Zu dem Mangel jeden Nutzens kommt dann bei dieser Kategorie noch das sanitäre Moment. Die Trunksucht wird dadurch in ganzen Provinzen gefördert. Die das Produkt verkaufenden Materialbrenner ziehen nun allerdings landwirtschaftlich einen kleinen Vorteil durch die Verwendung selbstgebauten Materials und einen wirtschaftlichen Nutzen durch den Verkauf des Branntweins, wofür relativ hohe Preise erzielt werden. Bei den Materialbrennern für den Haustrunk ist aber nach keiner Seite ein Nutzen zu ersehen, wohl aber sanitär ein durchaus nicht gering anzuschlagender Schaden. Die Kartoffelbrennereien unter 6 Proz. Ausbeute endlich verwerten wohl das selbstgebaute Rohmaterial und erhalten wertvollere Rückstände als Viehfutter, ziehen also landwirtschaftlichen Vorteil, arbeiten jedoch nach öfteren Berechnungen unter wirtschaftlichem Verlust, wie die Abrechnung ergibt, falls das Roh- und Brennmaterial zum Verkaufswert und die Rückstände zum Futterwerte von 50—60 Pfg. pro Hektoliter angeschlagen werden. Die Folgerungen aus dem Gesagten hinsichtlich der diesen Brennereigattungen gewährten steuerlichen Vorteile gehen dahin, daß die erstere Gattung — die das Produkt verkaufenden Materialbrennereien — dieser Vorteile zwar in gewissem Maße würdig, aber nicht bedürftig sind, die zweite Gattung — die Materialbrenner für Haustrunk — derselben weder würdig noch bedürftig und die dritte Gattung — die landwirtschaftlichen Kartoffelbrennereien unter 6 Proz. — derselben ebenfalls würdig sind, aber zugleich, wenn sie erhalten werden sollen, größerer Vorteile bedürfen, um wirtschaftlich nicht zu Schaden zu kommen. Dieser Verschiedenartigkeit der inneren Verhältnisse dieser Brennereien ist durch das Gesetz nicht Rechnung getragen; der Verbrauchsabgabensatz ist für alle der gleiche und bezüglich des Zuschlages hierzu sind äußere Umstände — nämlich der Betriebsumfang — grundlegend.

IV.

Maischbottichsteuer.

Die Maischbottichsteuer besteht in den norddeutschen Staaten seit 1820 und ist ihrer Idee nach belgischen Ursprungs. Bei der Vorlage des Branntwein-Monopolentwurfes im Jahre 1886 wurde seitens der Regierung die Unmöglichkeit der Erhöhung der Maischraumsteuer damit begründet, daß in der Irrationalität des damit verbundenen Dickmaischverfahrens eine jährlich in die Millionen gehende Materialverschwendung liege. Durch die nunmehr gleichen Ausbeuteverhältnisse der gewerblichen und der gut geleiteten Kartoffelbrennereien ist aber erwiesen, daß dieses Urteil nicht mehr zutreffend ist. Gleichwohl haften dieser Steuerart noch solche Mängel an, daß eine Beseitigung jener dringend zu wünschen wäre. Die Steuer wird nach dem Raume berechnet, in welchem das Rohmaterial der Gärung unterliegt. Je entfernter aber die Grundlage der Besteuerung vom Fabrikat liegt, desto größer ist die Gefahr einer ungerechten und ungleichen Wirkung. Und wir haben es hier nicht einmal mit einer Rohstoffbesteuerung zu tun, wobei die Quantität festgestellt, sowie auch auf die Qualität derselben Rücksicht genommen und das Fabrikat gleichmäßiger getroffen werden könnte. Der Rauminhalt des angemeldeten Maischbottichs bildet die Grundlage der Besteuerung in gleicher Weise, ob hiervon z. B. 100 oder 112 Zentimeter befüllt werden können, ob die Bemaischung mit Kartoffeln von 13 oder 20 Proz. Stärkemehl geschieht, ob die Vergärung auf 0 oder 5 Proz. erfolgt, ob 12 oder 3 Liter Alkohol aus 100 Liter Maischraum gewonnen werden.

Nach dem statistischen Ausweis für 1902/03 betrug die durchschnittliche Ausbeute bei Kl. 1 der die Maischbottichsteuer entrichtenden Brennereien (Satz 1.31 M.) 10.4 Proz., bei Kl. 2 (Satz 1.179 M.) 10.1 Proz., bei Kl. 3 (Satz 1.048 M.) 9.6 Proz. und bei Kl. 4 (Satz 0.786 Mark) 8.9 Proz. Kl. 1 entrichtet also durchschnittlich 12.59 Mark, Kl. 2 11.67 M., Kl. 3 10.91 M., Kl. 4 8.83 M. für den Hektoliter Alkohol. Diese Leistungsfähigkeit der Brennereien steht also keineswegs im entsprechenden Verhältnis des Schemas, was auch bei dem Umstande, daß diesem nur äußerliche Merkmale, nämlich die Größe des Bottichs zugrunde liegen, durchaus nicht möglich ist. Dem Schema entsprechen für Klasse 1 10 Proz., Kl. 2 9 Proz., Kl. 3 8 Proz., Kl. 4 6 Proz. Ausbeute. Es werden also im Durchschnitt zu wenig entrichtet in Kl. 1 0.51 M., Kl. 2 1.41 M., Kl. 3 2.19 M., Kl. 4 4.27 M. pro Hektoliter Alkohol oder — bei letzter Klasse — 427 M. in einem Betriebsjahre bei einer Erzeugung von 100 Hektoliter. Grundsätzlich ändert an der vorgezeigten Eigenschaft dieser Steuerform auch diese Abstufung nach der Größe des benutzten Maischraumes nichts, denn diese Abstufungen gelten für Gattungen von Brennereien, und für die einzelnen derselben treffen gleichwohl die geschilderten Umstände zu. Ein reizender Widerspruch, der in diesen Abstufungen liegt, kann übrigens nicht unerwähnt bleiben. Diese Abstufung stellt sich nämlich, wenigstens hinsichtlich der nichtabgefundenen Brennereien, als ein Simulieren einer Mutmaßung oder als ein Raten auf etwas, das man schon weiß, dar. Wenn ein Brenner der Klasse 1 pro Hektoliter Maischraum 1.31 M. und von Klasse 2 1.17 M. entrichten soll, so liegt dieser Abstufung die Mutmaßung zugrunde, daß Klasse 1 eine Ausbeute von 10 Prozent, und Klasse 2 eine solche von 9 Prozent gewinnt. Diese Mutmaßung ist aber simuliert, denn die Ausbeute von diesem und jenem sind ja durch die Feststellungen des Produktes genau bekannt. Uebrigens sind die Verhältnisse der einzelnen Brennereien durchaus nicht identisch mit den durchschnittlichen Verhältnissen. Es kommt z. B. erfahrungsgemäß vor, daß Brennereien der Klasse 4 infolge von neuen technischen Einrichtungen oder anderen Umständen die Ausbeute der Klasse 1 erreichen und dann nur 7.55 M. an Maischbottichsteuer pro Hektoliter Alkohol, d. h. verhältnismäßig 5.55 M. und für die Campagne mit einer Erzeugung von 100 Hektoliter 555 M. zu wenig entrichten. Ebenso bleiben einzelne unter dem Durchschnitt des Schemas, erreichen etwa nur 5.5 Prozent und haben sodann 1.19 M. pro Hektoliter und bei einer Gesamterzeugung von 100 Hektoliter 119 M. mehr zu entrichten, als sie nach dem Satze des Schemas trifft. — Außer diesen ungleichmäßigen und verhältnismäßig ungerechten Belastungen durch diese Steuerart sind noch die damit verbundenen zahlreichen formellen Umständlichkeiten, wie Vermessungen, Bezeichnungen von Geräten u. s. w., ferner die Beschränkungen im Betriebe, die große Gefahr der Bestrafung der Brenner wegen Uebertretung der steuerlichen Vorschriften, weiter der stete Anreiz des sogenannten Ueberschöpfens, welchem wegen des persönlichen Gewinnes und der Schwierigkeit der Entdeckung nur eine Minderheit aller Brenner zu widerstehen vermag, endlich die Zeit und Kräfte der Beamten außerordentlich in Anspruch nehmenden Kontrollen und Arbeiten, besonders auch bezüglich der Rückvergütung, als weitere Nachteile des Gesetzes und als Gründe für die Beseitigung derselben nicht unerwähnt zu lassen. An Stelle dieser Maischbottichsteuer wäre ein Zuschlag zur Verbrauchsabgabe zu erheben. Die Belastung würde sodann

eine gleichmäßige und gerechte; denn man braucht nach dem eigentlichen Steuerobjekt nicht mehr nach äußerlichen Merkmalen zu raten, sondern es wird selbst zugrunde gelegt. Die Prämie für den gewandten Brenner mit guten Einrichtungen liegt schon in dem Wert der größeren Menge des Fabrikats, die Unterstützung des wirtschaftlich schwachen, kleinen Brenners schon darin, daß er für das geringere Erzeugnis weniger entrichtet. Er zahlt im genauen Verhältnis zum Produkt und es ist unmöglich, daß er, wie obiges Beispiel zeigte, in einer Campagne mit 119 M. verhältnismäßig zu hoch belastet wird. Zahlreiche Umständlichkeiten, sowie Gefahren für den Brenner, zeitraubende Arbeiten betr. die Rückvergütung, die Kontrollen der Beamten, sowie das Mißverhältnis der Rückvergütung kommen in Wegfall. An Stelle des Zufalls tritt Bestimmtheit, an Stelle der Kompliziertheit Einfachheit und Klarheit. Was nun die Gestaltung des Zuschlages betrifft, so ist die Anschauung, daß derselbe in ähnlicher Weise wie die Maischbottichsteuer abzustufen sei, so weit verbreitet, daß zum Schluß doch betont werden muß, daß eine Abstufung des Zuschlages weder Sinn noch Berechtigung hat. Die Maischbottichsteuer ist abzustufen, weil der Berechnung nicht unmittelbar das Produkt, dem die Steuer gilt, zugrunde liegt und die Menge des Produktes nicht aus jeder Raumgröße die gleiche ist. Dem Zuschlag liegt das Produkt unmittelbar zugrunde und ein Hektoliter Spiritus aus der Brennerei mit 1000 Liter Bottichraum ist genau so viel als ein Hektoliter Spiritus aus einer Brennerei mit 3000 Liter Bottichraum. Eine Differenzierung des Zuschlages hat nur bei den der Abfindung unterliegenden Brennereien zu erfolgen, weil für diese ebenfalls das Produkt nicht unmittelbar grundlegend sein kann.

Von der historischen Kommission bei der kgl. bayer. Akademie der Wissenschaften.

∴ Die 45. Plenarversammlung der historischen Kommission trat am 25. Mai zusammen und wurde am 27. Mai geschlossen. — Seit der letzten Plenarversammlung sind folgende Publikationen erschienen: 1. Briefe des Pfalzgrafen Johann Casimir, 3. Band (Schlußband) (München 1903). 2. Briefe und Akten zur Geschichte des 30jährigen Krieges in den Zeiten des vorwaltenden Einflusses der Wittelsbacher, 7. Band, bearbeitet von F. Stieve und K. Mayr (München 1904). 3. Allgemeine deutsche Biographie, Bd. 48, Lief. 2 bis 5, Bd. 49, Lief. 1 bis 3 (Leipzig 1903/04). Auch das Erscheinen des 10. Bandes, zweite Hälfte der Reichstagsakten, ältere Serie, steht bald zu erwarten; die Herausgabe hatte bisher nicht erfolgen können, da Professor Quidde durch die Vorarbeiten für das Vorwort, das die Ergebnisse des ganzen Bandes beleuchten soll, unerwartet lange aufgehalten wurde; jetzt ist aber der Anfang des Manuskripts in Satz gegeben. Für den in Aussicht genommenen Supplementband hat der Hilfsarbeiter Dr. Weber vor seiner Beförderung zum Archivsekretär die Neuordnung und Ergänzung des Literaturverzeichnisses noch zum Abschluß gebracht. Quidde selbst hat mit der Durcharbeitung der Archivverzeichnisse begonnen und zwar zunächst für Italien, um eine Archivreise dorthin vorzubereiten. Auch Dr. Oblinger, Praktikant am kgl. Reichsarchiv, der ein ihm verliehenes Stipendium zu einer Forschungsreise in Italien verwendet, ist dort zur Zeit für die Supplemente tätig; er hat zunächst Bibliotheken und Archive in Venedig, Florenz und Rom besucht; nebenbei erledigt er kleinere Arbeiten für Beckmann und Herre. Quidde hat schon das Staatsarchiv und die Bibliothek in Lucca mit Erfolg durchforscht und gelegentlich auch sonst archivalische Nachträge gesammelt. Im nächsten Jahre soll die Ergänzung des archivalischen Materiales noch energischer gefördert werden.

Die Tätigkeit Dr. Beckmanns erstreckte sich auf gleichzeitige Herstellung der auf die Regierungszeit Albrechts II. sich erstreckenden Bände 14 und 15. Die Ergänzungen haben einen unerwartet großen Umfang erreicht; es wurden dazu Handschriften aus Frankfurt, Nürnberg, Leipzig, Pommersfelden, St. Gallen, Bern, Wien und München hier benutzt, Abschriften in Basel, Florenz, Rom, Kollationen im kgl. Geh. Staatsarchiv in Berlin besorgt. In einem Kodex aus Chartres, der in dankenswerter Weise zur Bearbeitung hierher gesandt wurde, fanden sich u. a. mehrere bisher unbekannte Briefe König Albrechts an Papst Eugen IV. Es sind noch Nachträge aus Königsberg zu holen; dann kann das Material für den 14. Band als abgeschlossen gelten. Für den 15. Band bedarf es noch umfangreicher Ergänzungen aus Italien, weshalb sich Beckmann im kommenden Herbste dorthin begeben wird.

Dr. Herre hat für den 16. Band aus den Archiven in Frankfurt, Nürnberg, Nördlingen, Dresden, Würzburg, der Wiener Hofbibliothek und der Pariser Nationalbibliothek schon zahlreiche Abschriften und Regeste gesammelt. Besonders erfreulich war das Ergebnis einer Archivreise durch das östliche, mittlere und nordöstliche Deutschland; es wurden dabei 24 Archive besucht und die ohne jede Beschränkung vorgelegten Repertorien durchgearbeitet. Mehrere Archive werden ihre Akten nach München senden. Neben den Arbeiten für seine eigenen Zwecke hat Herre auch an vielen Orten die Repertorien für den ganzen Zeitraum von 1367 bis 1518 zum Nutzen des Gesamtunternehmens der Reichstagsakten durchforscht. Besonders beträchtliche Ausbeute gewährten die Archive in Dresden, das Deutschordensarchiv in Königsberg, das Magdeburger Staatsarchiv und das städtische Archiv in Mühlhausen, dessen nahezu lückenlose Kopialbücher den Ein- und Auslauf für das ganze 15. Jahrhundert enthalten. Im kommenden Herbst wird Herre die Archive in Basel und Rom besuchen.

Der Leiter der Herausgabe der Reichstagsakten, jüngere Serie, Dr. Wrede in Göttingen, legte der Versammlung die ersten acht Druckbogen des 4. Bandes vor. Der im wesentlichen die Akten des Reichstages von 1524 umfassende Band wird bis Pfingsten 1905 erscheinen können.

Für die Geschichte der Wissenschaften hat an Stelle des verstorbenen Professors Heller in Budapest Prof. Gerland in Clausthal die Bearbeitung der Geschichte der Physik übernommen; er hofft, bis zum Jahre 1908 das Werk zum Abschluß zu bringen. Professor Landsberg in Bonn hat die Geschichte der Rechtswissenschaft bis zur Periode Feuerbachs und Savignys gefördert.

Für die Jahrbücher des Deutschen Reiches wird Prof. Meyer von Knonau in Zürich den Band V. der Jahrbücher Heinrichs IV. noch im laufenden Jahre vollenden. Professor Uhlirz in Graz hat für die Geschichte Ottos III. den Quellenstoff und die neuere Literatur durchforscht. Professor Hampe in Heidelberg war durch andere dringende Arbeiten an der Beschäftigung mit den Jahrbüchern Friedrichs II. verhindert. Professor Simonsfeld in München hat die Jahrbücher Friedrichs I. bis zum Jahre 1157 gefördert; der Druck des ersten Bandes kann im nächsten Jahre beginnen.

Seit dem Tode Karl v. Hegels wurde es im Kreise der historischen Kommission als Bedürfnis empfunden, in sachkundiger Weise die Frage untersucht zu sehen, ob und wie die Herausgabe der deutschen Städtechroniken fortgeführt werden soll. Hegel selbst sah in seinen letzten Lebensjahren das Unternehmen in der Hauptsache als abgeschlossen an; nur die letzten Bände der Lübecker Chronik sollten nach seiner Meinung noch angefügt werden. Dagegen ließ sich aus Briefen Hegels an Archivar Koppmann ersehen, daß der hochverdiente Herausgeber der deutschen Städtechroniken früher auch die Aufnahme der Chroniken anderer norddeutscher Städte als geboten ansah. Von mehreren Mitgliedern der Kommission wurde der Wunsch ausgesprochen, daß die wertvollen Konstanzer Chroniken und andere süddeutsche Zeitbücher berücksichtigt werden möchten. Schon im vorigen Jahre wurde deshalb der einstimmige Beschluß gefaßt, das neue Mitglied, Herrn Professor v. Below in Tübingen, um ein Gutachten zu ersuchen, das sowohl diese einzelnen Punkte als auch die Frage der Fortführung, bezw. Erweiterung des Unternehmens im allgemeinen erörtern sollte. Herr v. Below entsprach dem Wunsche der Kommission in umfassender Weise; ein von ihm ausgearbeitetes und den Mitgliedern schon vor der

diesjährigen Plenarversammlung bekannt gegebenes Memorandum unterzog alle in Betracht kommenden Fragen einer eingehenden Würdigung. Außerdem wurde in einem Bericht des Herrn Stadtarchivars Koppmann in Rostock die Aufnahme der Chroniken der Städte Bremen, Lüneburg, Rostock und Stralsund ausführlich erörtert. Auf Grund dieser beiden Vorlagen wurden sodann von der Plenarversammlung folgende Beschlüsse gefaßt: 1. Die angefangenen Publikationen (Braunschweiger und Lübecker Chroniken) sollen vollendet werden. 2. Die Chroniken von Bremen, Lüneburg, Stralsund und Rostock sollen nach Koppmanns Vorschlag Aufnahme finden. 3. Die Frage, ob die Konstanzer und andere badische Chroniken berücksichtigt werden sollen, wird vorerst offen gelassen. 4. Zunächst soll mit Vorarbeiten zur Herausgabe der Lüneburger Chroniken begonnen werden. 5. Der Beschluß über die Frage, ob ein sechster Band fränkischer Chroniken angereiht werden soll, wird so lange ausgesetzt, bis sich ergibt, ob außer den Bamberger Aufzeichnungen noch anderes dankbares Material vorliegt. 6. Nach Durchführung der erwähnten Ergänzungen soll das Unternehmen als abgeschlossen gelten. 7. Eine Sammlung von Urkunden zur Rechts- und Wirtschaftsgeschichte bayerischer Städte soll im Auge behalten werden.

Durch einstimmigen Beschluß der Kommission wurde an Stelle Hegels Professor v. Below als Leiter der Abteilung aufgestellt, doch soll sich die Aufsicht des neuen Redakteurs auf die Lübecker Chroniken, deren 4. Band soeben der Fertigstellung entgegengeht, nicht erstrecken.

Die Herausgabe der Humanistenbriefe konnte im abgelaufenen Jahre, da der Leiter des Unternehmens, Geheimrat v. Bezold, durch Rektoratsgeschäfte und Krankheit verhindert war, verhältnismäßig wenig gefördert werden. Von Professor Bauch in Breslau, der die Briefe des Konrad Celtis und seiner Sodalen übernommen hat, ist kein Bericht eingelaufen. Von Briefen des Wilibald Pirkheimer und der Nürnberger Humanisten hat Bibliothekssekretär Reicke in Nürnberg ungefähr ein halbes Tausend gesammelt. Dr. A. Reimann in Berlin hat im Interesse des Unternehmens eine Reihe von Bibliotheken und Archiven in Deutschland und der Schweiz besucht; die Humanistika wurden überall sorgfältig verzeichnet und die Handschriften zur Bearbeitung nach Berlin bestellt. In den Sommerferien hat Dr. Reimann auch die Bestände in Wien und Budapest untersucht.

Die Nachträge zur Allgemeinen deutschen Biographie sind bis zum Buchstaben H fortgeschritten.

Die ältere pfälzische Abteilung der Wittelsbacher Korrespondenz ist mit dem Erscheinen des 3. Bandes der von Geheimrat v. Bezold herausgegebenen Briefe Johann Casimirs zum Abschluß gelangt.

Von den Briefen und Akten zur Geschichte des Dreißigjährigen Krieges, die sich hauptsächlich auf die jüngere pfälzisch-bayerische Korrespondenz erstrecken, wird Band 7, von Professor Stieve begonnen und von Dr. Karl Mayr, Sekretär der kgl. Akademie der Wissenschaften, vollendet, demnächst ausgegeben werden. Band 10, bearbeitet von Professor Chroust in Würzburg, ist im Druck begriffen. Für die von Privatdozent Dr. Goetz in München übernommene Fortsetzung der Briefe und Akten von 1623 bis 1630 wurden nach Durcharbeitung der Ligaakten, der Briefe Tillys und der bayerisch-kaiserlichen Korrespondenz zunächst die Akten über die bayerisch-französischen Beziehungen der Jahre 1622—1629 in Angriff genommen. Es gelang, die vollständige Korrespondenz des führenden bayerischen Rates Dr. Jocher mit Joh. Kütter, dem bayerischen Agenten in Paris, zusammenzubringen. Ergänzend kamen hinzu die Korrespondenz Kurfürst Maximilians und Jochers mit den geistlichen Agenten und dem Nuntius in Paris und für das Jahr 1623 mit dem französischen Gesandten am kaiserlichen Hofe, Baugy. Die langen und immer wieder ergebnislosen Verhandlungen zeigen, wie Frankreich und Bayern sich gegenseitig für ihre auseinander laufenden Interessen benutzen möchten, ohne daß ein Teil den anderen sich dienstbar zu machen vermag. Wie eifrig sich Bayern auch immer von neuem in diese Verhandlungen einläßt, so vorsichtig weicht es doch stets wieder zurück, wenn es für Frankreich antihabsburgische Politik treiben soll; Frankreich aber läßt sich trotz aller Abmahnungen Bayerns von der Unterstützung der Gegner des Kaisers und der Liga nicht abhalten, während es dem bayerischen Hofe gute Worte gibt. Schließlich wird — seit 1627 — den Intrigen der Unterhändler zugeschoben, was um der verschiedenen Interessen willen nicht auszugleichen war. Aus Jochers Briefwechsel mit Küttner läßt sich ersehen, welch tiefes Mißtrauen man in München gegen den emporkommenden Richelieu empfand: er gilt als der böse Geist der französischen Politik, als der Feind der katholischen und bayerischen Interessen. Ferner wurden Ergänzungen zu der bayerisch-kaiserlichen Korrespondenz, wie sie in den zahlreichen Gesandtschaften an den Kaiserhof und in den Korrespondenzen bayerischer Agenten in Wien, namentlich Leukers, vorliegen, in Angriff genommen. Im kommenden Jahre sollen die kurkölnischen Archivalien und die noch unberücksichtigten Korrespondenzen Leukers an die Reihe kommen; dann sind die wichtigeren Serien bis auf die wenig umfangreiche bayerisch-spanische und bayerisch-römische erschöpft. Ein Aufenthalt des Mitarbeiters Dr. Goetz im Wiener Archiv ist für die Herbstferien vorgesehen. Im Winter soll die Durcharbeitung des gesammelten Materials beginnen, so daß vielleicht schon der nächsten Plenarversammlung die ersten Druckbogen vorgelegt werden können.

Nach Bericht Professor v. Riezlers, des Leiters der Urkundenabteilung der „Quellen und Erörterungen zur bayerischen und deutschen Geschichte", wurde von Privatdozent Dr. Bitterauf in München der Druck des ersten Bandes der Freisinger Traditionen bis zur Vollendung des Textes in 50 Bogen mit über 1000 Urkundennummern gefördert. Von der im Manuskript vollendeten Einleitung sind die beiden ersten Abschnitte gleichfalls schon gedruckt. Sie behandelt in vier Abschnitten die Editionsgrundsätze, die Handschriftenbeschreibung für die beiden in Aussicht genommenen Bände, wirtschaftsgeschichtliche Ergebnisse und Spezialdiplomatik. Das Namensregister, das Personen und Orte vereinigen soll, und das Sachregister werden für die beiden Bände zusammen am Schlusse des zweiten beigegeben werden. Der Druck des ersten Bandes wird voraussichtlich noch im Sommer des laufenden Jahres vollendet werden; der Druck des zweiten, für den schon viel vorgearbeitet ist, wird sich, wenn nicht unmittelbar, doch in kurzer Frist anschließen können.

Der Leiter der Chronikenabteilung, der ständige Sekretär, konnte berichten, daß für die bayerische Chronik des Hans Ebran von Wildenberg das Manuskript von Professor Dr. Friedrich Roth in München völlig, das der Chronik des Ulrich Fuetrer von Professor Dr. Spiller in Frauenfeld nahezu fertig gestellt ist. Mit dem Druck kann aus geschäftlichen Rücksichten erst später begonnen werden. Die beiden genannten Chroniken werden den zweiten Band der bayerischen Landeschroniken bilden, den dritten die Schriften des Veit Arnpeck, mit deren Herausgabe Bibliothekssekretär Dr. Leidinger in München betraut ist. Die Abschrift der lateinischen Chronik nach dem Autograph des Verfassers ist bereits fertig gestellt, die der deutsch abgefaßten Chronik begonnen.

Bücher und Zeitschriften.

Zwei Gesellen. Roman von Hans Ostwald. Berlin, Egon Fleischel u. Co.

Hinter dem schlichten Titel birgt sich ein packend geschriebener Roman. Ostwald ist Wirklichkeitsschilderer par excellence und seine minutiöse Art sinnlicher Wahrnehmung wirkt oft geradezu verblüffend. Man unterschätze diese Form des Realismus nicht, einmal hat sie ihre künstlerische Berechtigung, dann verlangt sie nicht nur geschärfte Sehorgane, sondern auch gründlichstes Studium des Milieus. In jedem Fall hat sich Ostwald in der Sphäre der kleinen Handwerksleute, der Pennbrüder und Stromer tüchtig umgesehen. Davon legt sein Roman „Zwei Gesellen" ein beredtes Zeugnis ab. Ich will kurz die Vorgänge schildern. Der Schreinermeister Jahnke, ein charakterloser Handwerker, der seine allerdings

nicht viel bessere Frau brutalisiert, beschäftigt zwei Gesellen, den Otto, einen rohen, sinnlichen Menschen, und den Ernst, einen verschüchterten Halbflügler, der noch nicht recht weiß, wie er sich in die turbulente Welt schicken soll. Er ist mit Meister Jahnkes Tochter Frieda aufgewachsen und liebt sie, nur daß er zu täppisch ist, als Liebhaber aufzutreten. Die Frieda, die den Burschen wohl leiden mag, wartet auf eine Erklärung, die nicht kommt. Grollend wirft sie sich dem Gesellen Otto an den Hals, der denn auch diese famose Gelegenheit auszunützen weiß und sich mit dem Mädel königlich amüsiert. Als Meister Jahnke das Pärchen einmal abends in der Werkstatt überrascht, wird gleich nachher, einen Skandal zu vermeiden, der Otto offiziell als Bräutigam vorgestellt. Ernst, der Hampelmann, läßt sich herbei, das Brautpaar auf seinen Ausgängen zu begleiten, gelegentlich fällt auch ein Kuß für ihn ab. Schließlich wird ihm die Sache doch zu toll und er gelangt zum Entschluß, sein Bündel zu schnüren. Und siehe da, der Otto, dem das Bräutigamsleben nicht paßt, folgt dem Genossen nach und läßt die Braut sitzen. Der Teil des Romans, der uns die beiden Gesellen „auf der Walze“ vorführt, ist unstreitig der beste. Während der Ernst nach einiger Zeit eine Wahrsagerin kennen lernt, die mit ihm von Markt zu Markt zieht und ihn ernährt, bringt es die forsche Frieda fertig, ihren Verlobten wieder einzufangen. Sie kehrt mit ihm in die Heimat zurück und heiratet ihn. Selbständig geworden und seinem Handwerk nicht gewachsen, wird der Otto von spitzbübischen Bauunternehmern übervorteilt und büßt sein Vermögen ein. Da er kein Geld mehr im Kasten hat, verleitet er seine Frau zum Diebstahl. Beide werden mit Gefängnis bestraft. Nach ihrer Entlassung wollen sie hausierend ihren Unterhalt verdienen, aber es geht ihnen schlecht. Der Otto verfällt immer mehr dem Fusel. Unvermutet treffen sie den Genossen Ernst, dessen Leidenschaft für die Frieda aufs neue entflammt. Er verabschiedet seine Wahrsagerin und tut sich mit der Frieda zusammen. In einer Fabrik finden sie bei kargem Lohn und schwerer Arbeit ihr Brot. Der Otto ist seiner Wege gegangen, tritt aber noch einmal auf und zwar völlig verkommen in Ernsts Wohnung. Er will sich das Leben nehmen, ist aber zu schwach, den erlösenden Strick zu knoten. Da hilft ihm Ernst hinüber. Mit dieser schauerlichen Szene schließt das Buch: ein düsteres Gemälde, das kein Lichtstrahl erhellt. Die Charakteristik der beiden Gesellen ist vorzüglich gelungen, nicht minder die der Schreinerstochter Frieda. Auch allerlei Beiwerk ist geschickt in die Handlung verflochten. Alles in allem darf der Roman als ein wertvoller Beitrag zur Psychologie der geschilderten Stände gelten.

Alfr. B.

Mitteilungen über volkstümliche Ueberlieferungen in Württemberg. Von Dr. Bohnenberger, außerordentlicher Professor in Tübingen. Stuttgart. Kohlhammer 1904.

Obige als Sonderabdruck aus den Württembergischen Jahrbüchern für Statistik und Landeskunde jüngst veröffentlichte Schrift ist ein aus dem Gebiet des Aberglaubens und der Sage geschöpftes verdienstvolles Sammelwerk, das von dem kgl. Landesamt offiziell gefördert, und von vielen Freunden der Sache, besonders zahlreichen Geistlichen und Lehrern, auf die ihm von der Oberkirchenbehörde und Oberschulbehörde hin zuteil gewordene warme Empfehlung mit dankenswerten Beiträgen unterstützt wurde. Noch ist die Sammlung, die oft schwer erkundbare, volkstümliche Ueberlieferungen umfaßt, nicht abgeschlossen, bietet aber jetzt schon manchen ungemein interessanten Stoff. Es ist der in so vielen Köpfen besonders in abgelegenen ländlichen Orten noch heute spukende Glaube an Wuotans Heer (auch das „wilde“, das „wütige“ Heer, meist „Wuetes“ Heer genannt), der zuerst hier behandelt wird. Ebenso der Glaube an Erdmännlein, Waldgeister, Hausgeister, Riesen und abgeschiedene Geister, an gespenstische Tiere und Kleidungsstücke, Poltergeister u. s. w. Der Teufel erscheint hier ebenfalls, mit wichtiger Rolle angetan, aber auch als zorniger und törichter Teufel. Die über ihn hier berichteten Züge können noch durch manche ergänzt werden. Auch die in der Volksvorstellung im Schwange gehenden Sagen von übernatürlichen Wirkungen, „Sympathie“ im engeren Sinn, von übernatürlichen Uebertragungen von Krankheiten und Schäden auf andere Wesen und Gegenstände, ferner die übernatürlichen Aehnlichkeitswirkungen an anderen Personen, Tieren u. s. w. das Verhalten des Mondes und der Gestirne auf irdische Vorgänge, die Anwendung vermeintlicher übernatürlicher Mittel, die abergläubischen Vorstellungen betreffend die Tiere, z. B. Katzen, die schwarzen Böcke, die Hasen, die Störche, die Spinnen u. s. w., oder verschiedene Pflanzen, Kräuter und Blumen, Steine und Metalle, Speiseabfälle und dergl. verdienen die ernste Aufmerksamkeit des Kulturforschers. Eine reichhaltige Gruppe von Wundermitteln bilden natürlich auch Stücke des christlichen Gottesdienstes, die als besonders heilkräftig gelten, wie Ueberreste des heiligen Abendmahls, des Taufwassers, die Verwendung von Bibel und Gesangbuch, oder vom Kreuzeszeichen. Damit verbinden sich Segenssprüche und wunderkräftige Worte von mancherlei Art. Wir müssen dem fleißigen, kundigen Verfasser für die viele Mühe, die er auf diese Volkskunde gerade auf diesem oft so dunklen, teils zähen, teils aber auch schnell verblassenden, oft so schwer zu erforschenden Gebiete des Aberglaubens, der doch heute noch von solch tiefgehender Bedeutung in unserem Volksleben ist, verwendet hat, herzlichen Dank aussprechen, und ihm ein „plus ultra!“ für seine ferneren Arbeiten und Sammlungen zurufen.

λ.

Jan von Werth, unser Vorfahr. Von Eugen Becker. St. Petersburg 1904.

Die Herkunft des berühmten Reitergenerals im 30jährigen Kriege hat schon zu vielen Untersuchungen Anlaß gegeben. Das kaiserliche Patent, welches ihn zum Reichsfreiherrn erhob, fabelt von der Herkunft seiner adeligen Ahnen aus Holland, daß sie wegen ihres treuen Festhaltens am katholischen Glauben verlassen mußten. In der vorliegenden Schrift wird die Behauptung aufgestellt, daß Jan ursprünglich Wirth hieß und ein niederrheinischer Bauernsohn war. Ferner wird behauptet, daß er als junger verheirateter Mann um 1615 in Gummersbach gewohnt hat und durch seinen Sohn Hermann der Stammvater der bergischen Pastorenfamilie Wirth geworden ist. Sein Sohn sei lutherisch gewesen. Vielleicht ist es der General in seiner Jugend selbst gewesen. Fr. Wilh. Barthold spricht in seinem Werke „Johann von Werth im nächsten Zusammenhange mit der Zeitgeschichte“ (Berlin 1826) von Einflüssen der Jesuiten, die sich bei Jan in Gewissensnöten mehrmals geltend machten. Auf religiöse Ursachen ist nach seinem etwaigen Uebertritt zum Katholizismus auch wohl das gänzliche Lossagen von seinem erstgeborenen andersgläubigen Sohne im Bergischen zurückzuführen. Die Beziehungen zu diesem hätten auf seine „altadlige“ christkatholische Genealogie störend gewirkt.

—g.

*

Allgemeine Rundschau.

Die Tycho de Brahe-Reliquien auf Hven.

—dt. **Stockholm.** Eine leidenschaftlich gefärbte Preßfehde, deren Gegenstand die Erhaltung der berühmten Tycho de Brahe-Schlösser Uranienborg und Stjärneborg auf der südschwedischen Insel Hven bildet, erweckt in der gelehrten Welt des Nordens augenblicklich beträchtliches Aufsehen. Im Vordergrunde des Streites steht der bekannte Akademiker und Leiter der schwedischen Altertumssammlungen, Reichsantiquar Professor Hildebrand, sowie der Kopenhagener Astronom Professor Thiele — dieser als Ankläger, jener in der Rolle des Angeklagten. Professor Thiele hatte vor einiger Zeit in dänischen und schwedischen Blättern einen öffentlichen Aufruf erscheinen lassen, in welchem er im Namen „aller wohlmeinenden Freunde der historischen Sternkunde“ gegen die „andauernde Verwahrlosung der Hvener Brahe-Ruinen“ protestierte. Professor Thiele erinnerte in diesem Zusammenhange daran, daß im Jahre 1901 anläßlich der 300jährigen Jubiläumsfeier zum Gedächtnis Tycho de Brahes auf Veranlassung König Oskars eine besondere dänisch-schwedische Fachkommission eingesetzt worden sei, um die schon damals als dringlich erkannten Restaurierungsarbeiten in die Hand zu nehmen. Die Leitung der betreffenden Arbeiten wurde an die Professoren Hildebrand und Thiele übertragen,

doch habe — wie der dänische Gelehrte des weiteren hervorhebt — die schwedische Behörde schon unmittelbar nach Bekanntgabe der kgl. Verfügung kein Hehl daraus gemacht, daß sie die geplante Mitarbeit des fremden Astronomen als ungebührliche Einmischung in ihre offiziellen Machtbefugnisse betrachtete. Hierdurch waren von Anfang an gewisse Reibungen geschaffen, deren materielle Rückwirkung sich dadurch bemerklich machten, daß die kaum begonnenen Restaurierungsarbeiten alsbald völlig ins Stocken gerieten, wodurch die wertvollen Ruinen selbst der Gefahr gänzlichen Verfalles ausgesetzt wurden.

Die Richtigkeit der Thieleschen Darstellung hat inzwischen in den übereinstimmenden Bekundungen mehrerer namhafter schwedischer Astronomen ihre Erhärtung gefunden. Der solchergestalt von allen Seiten angegriffene Reichsantiquar hat es nach längerem Zuwarten für geraten gefunden, nun auch seinerseits vom Leder zu ziehen. Seine Gegenerklärung lautet indessen ziemlich summarisch und besagt in der Hauptsache, daß es mit der von Professor Thiele bemängelten Mitarbeiterschaft allerdings seine Richtigkeit habe. Uebrigens besitze er die alleinige Vollmacht zur Wahrnehmung der gebotenen Konservierungsmaßregeln über sämtliche schwedische Altertümer, welche Machtbefugnis er auch in Sachen der Hvener Ruinen durch keine „wie immer gearteten Nebeneinflüsse“ mit dritten Personen zu teilen gedenke, am allerwenigsten solchen, denen in archäologischen Dingen weder Erfahrung noch Sachkenntnis zur Seite stehe.

Trotz dieser recht selbstbewußt klingenden Sprache will es scheinen, daß der schwedische Reichsantiquar mit seiner Verteidigung einen wuchtigen Schlag ins Wasser getan hat. Aus den unverzüglich erfolgten Gegenerklärungen der anderen Partner geht nämlich hervor, daß auch die Leitung der Altertumssammlungen bezw. die von der letzteren beeinflußten Verwaltungsorgane in der Hvener Angelegenheit eine Reihe von Maßnahmen getroffen haben, die den von Herrn Hildebrand so nachdrücklich stipulierten Rahmen der gesetzlichen „Machtbefugnis“ in sehr befremdlichem Maße überschreiten. Die Behörde hat solchergestalt nicht allein die erforderlichen Restaurierungsarbeiten ohne allen stichhaltigen Grund durch ihre Intervention zum Stillstand gebracht, sondern auch an ausländische Tycho de Brahe-Verehrer die kuriose Erlaubnis erteilt, an Ort und Stelle private Nachgrabungen nach Ueberresten aus Tychos persönlicher Hinterlassenschaft anzustellen — eine Ermächtigung, die den vom schwedischen Standpunkt aus sehr beklagenswerten Erfolg hatte, daß eine Anzahl wertvoller Brahe-Reliquien dauernd außer Landes ging. In akademischen Kreisen rechnet man angesichts dieser Sachlage mit Bestimmtheit darauf, daß die ganze Affäre noch ein entsprechendes Nachspiel vor dem Forum der zuständigen Disziplinarbehörde finden dürfte — soweit es die Leitung der Altertumssammlungen nicht vorziehen sollte, durch nachträgliches Einlenken die begangenen Mißgriffe nach Möglichkeit zu paralysieren. Was die vielgenannten Hvener Ruinen anbetrifft, so dürfte der kurze Hinweis interessieren, daß von der alten Feste Uranienborg im Augenblick noch die Grund- und Sockelmauern nebst den geräumigen Kellergewölben erhalten sind. Uranienborg wurde von Tycho um das Jahr 1570 erbaut und diente dem berühmten Sternforscher bis zu seinem Fortzuge aus Schweden im Jahre 1597 ununterbrochen als Wohnsitz. Tychos wissenschaftliche Untersuchungen wurden im Jahre 1584 nach einem besonderen Observatorium verlegt — Stjärneborg —, von welchem gleichfalls interessante Ueberreste, vor allem die unterirdischen Krypten, in denen der Gelehrte seine primitiven Messungsinstrumente plaziert hatte, erhalten sind.

*

Die Karelier in Rußland.

* In den „Kareliern“, einem Zweige der finnisch-ugrischen Völkerfamilie, die heute in Finnland und einigen russischen Gouvernements ansässig sind, sieht man bekanntlich die nächsten Verwandten der Bevölkerung, die vor der Besitzergreifung des Landes durch die Russen im ganzen nördlichen Teile des russischen Reiches ansässig waren. Ueber diese russischen Karelier hat D. Richter im Journal der finnisch-ugrischen Gesellschaft in Helsingfors (Jahrg. 1904) einen im Globus wiedergegebenen Artikel in deutscher Sprache veröffentlicht, dem wir die folgenden Angaben entnehmen:

Karelier finden sich außerhalb des Großfürstentums Finnland im Gouvernement St. Petersburg (nach den Berechnungen Richters jetzt 5000 bis 6000), Olonez (63,000), Archangelsk (20,000), Nowgorod (40,000) und Twer (über 132,000), zusammen 260,000 Seelen. Während die Karelier der ersten drei Gouvernements die Urbevölkerung bilden, sind die der beiden anderen in historischer Zeit eingewandert, der Hauptsache nach nach dem Frieden von Stolbowa (1617), und speziell die Ansiedelung im Lande Twer erfolgte in den Jahren 1646 bis 1678. Sie nehmen hier hauptsächlich die nordöstliche Hälfte des Gouvernements ein. Ihre Zahl betrug 1834: 83,304, 1858: 93,096, 1873: 105,743, 1886 bis 1890: 132,382 Seelen. Im ganzen Gouvernement (12 Kreise) bilden die Karelier 8.2 Proz. der Landbevölkerung, im Kreise Bjeschezk allein 24, in Wyschnewolotschok 20, Wassjegonsk 19, in Nowortoschok 12, in Kaschin 1.2, in Ostaschkow 0.6, in Subzow (im Süden des Gouvernements, ganz getrennt von den oben genannten Kreisen) 1.6 Proz. Fünf Kreise haben keine Karelier. Das Verhältnis der männlichen Bevölkerung zur weiblichen ist 100 zu 110.6 (im ganzen Gouvernement 100 zu 108.6). Der Religion nach gehören die twerischen Karelier im allgemeinen zur orthodoxen Kirche, doch sind unter ihnen viele Raskolniken, besonders die sogenannten Priesterlosen. Ihre Sprache ist eine finnische mit starker Beimischung russischer oder durch das Russische eingedrungener anderer Fremdworte. Eine Literatur in der heimatlichen Sprache gibt es nicht, ebenso keine Volkslieder und Volksmärchen; wenigstens sind bisher keine gefunden und aufgezeichnet worden. Selbst eine Erinnerung an die ursprüngliche Heimat ist im Volke geschwunden. Eine Assimilierung an die Russen macht sich erst in den letzten 20 bis 30 Jahren bemerkbar infolge der Errichtung von russischen Volksschulen und des Baues von Eisenbahnen. Die Sitten sind bei den Kareliern reiner als bei den Russen. In der Familie findet keine Unterdrückung der Persönlichkeit statt. Ihre Dörfer bilden eine Reihe zerstreut liegender Meierhöfe. Die Tracht zeigt nur im Ausputz der Frauenkleidung einige nationale Eigentümlichkeit. Ihre Beschäftigung ist in waldigen Gegenden Holzindustrie, besonders Kohlen-, Teerbrennerei u. s. w., anderwärts Landwirtschaft, die zwar primitiv aber sorgfältig betrieben wird. Handel und Industrie beginnt sich erst seit den letzten 30 Jahren zu entwickeln, wobei den Kareliern ihre zähe Ausdauer zustatten kommt. Bei den benachbarten Russen hat sich das Sprichwort gebildet: „Zünde einen Karelier an — und er brennt in drei Jahren nicht nieder.“

*

Kleinere Mitteilungen.

Bll. **Archäologisches aus Kleinasien.** Die Ruinenstätte von Aphrodisias in Karien südlich von dem Dorf Dschera und 35 Kilometer südwestlich von der Station Denisli, Eisenbahnlinie Smyrna-Diner, war insbesondere durch die Berichte von Laborde, Fellows und Gust. Hirschfeld einigermaßen bekannt. Man wußte, daß viele Architekturglieder, Sarkophage und kleinere Anticaglien, eine willkommene Speise für die Mörtelöfen, in Menge da zu finden waren. H. P. Gaudin in Smyrna hat nun neuerdings die Ruinenstätte durchforscht und konstatiert: 1. eine Gruppe Blöcke, die zur Darstellung einer Gigantomachie gehören, 2. Reste des Tores, das nach Herakleia am Salbakosgebirg führte, mit 12 Werkstücken, 3. Reste des Tores nach Smyrna mit Blöcken aus späterer Zeit als die von Nr. 2, 4. im Vorraum des Aphrodite-Tempels eine Reihe bearbeiteter Blöcke aus römischer Zeit mit Darstellungen von Jagdszenen, Ebern, Hirschen und Menschen unter Blätterwerk, 5. Darstellungen aus einem Dionysoszug. Im Aphrodite-Tempel zeigten sich die Reste einer christlichen Kirche und zahlreiche Kassetten von Sarkophagen. Ueber der Ruinenstätte waren 10 Sarkophage mit Reliefs und Inschriften zerstreut, unter dem Schutt fanden sich riesenhafte Fundamente und Werkstücke mit Darstellungen von Löwen, Medusen im Gewicht von vielen Zentnern. Ueberwiegend waren die Bildwerke aus römischer Zeit.

In byzantinischer Epoche war ein römisches Gebäude zu einer Art Palast (100×50 Meter Grundfläche) umgewandelt worden. Darin fanden sich Mosaike.

ct. **Die Radium-Ausstellung in Saint Louis** hat die Aufmerksamkeit der vielen ausländischen Forscher, die während der letzten Wochen in der Weltausstellungsstadt zusammengekommen sind, besonders auf sich gelenkt. Die Veranstalterin ist die Geologische Landesuntersuchung der Vereinigten Staaten. Die berühmtesten Forscher wie Becquerel, Crookes, Rutherford u. a. haben sich mit der Einsendung trefflich geordneter Proben beteiligt. Alles was in einer Beziehung zu dem Ursprung, der Verarbeitung und Anwendung von Radium steht, ist dort zu sehen, einschließlich aller chemischen Stoffe, die aus der Trennung der verschiedenen Radiumverbindungen erhalten werden, und aller Instrumente und Anweisungen, die zur Benutzung der Körperstrahlen in der Naturwissenschaft, der Heilkunde und der Kunst vorgeschlagen worden sind. Ein besonders anziehender Teil der Sammlung ist eine Reihe von Bildnissen der bedeutendsten Radiumforscher, Photographien ihrer Laboratorien und Apparate, ihre Veröffentlichungen und eigenhändigen Briefe. Zwei große Räume dienen dazu, die Eigenschaften des Radiums einem größeren Publikum vorzuführen. In einer dieser Hallen sind Proben aller Erze und Mineralien zusammengestellt, von denen ein Gehalt an Radium bisher bekannt geworden ist. Im anderen Raum werden täglich Vorträge über die Geschichte, die Natur, über die möglichen Verwendungen des Radiums gehalten. Dieser Saal kann völlig verdunkelt werden, so daß die Wirkung verschiedener kräftig strahlender Radiumverbindungen auf Edelsteine und andere ihrem Einfluß unterliegende Stoffe dem Auge gezeigt werden können.

H. **Der Historische Verein der Pfalz** erwarb für sein Museum in Speyer den gesamten handschriftlichen Nachlaß des bekannten, überaus fleißigen pfälzischen Geschichtschreibers Johann Georg **Lehmann**, ehemaligen protestantischen Pfarrers von Nußdorf. Man hat die Publikation einer Auswahl ins Auge gefaßt. Die von Lehmann gesammelten reichen Originalurkundenschätze sind seit langem in den Besitz der Heidelberger Universität übergegangen.

*

Hochschulnachrichten.

* **München.** Der Direktor der hiesigen Tierärztlichen Hochschule Professor Dr. **Albrecht** feierte dieser Tage mit einer kleinen Zahl von Berufsgenossen das Jubiläum seiner 40jährigen Berufstätigkeit.

H. **Heidelberg.** Die hochbetagt in diesem Frühjahr verstorbene hiesige Rentnerin Fräulein Eleonore **Wallot** hinterließ unserer Universität, welche sich von jeher allen Frauenbildungsbestrebungen so entgegenkommend erwies, letztwillig eine bedeutende Summe zur Begründung einer **Stipendien-Stiftung für Heidelberger Studentinnen.** Aus dem Erträgnis dieser „Eleonore Wallot-Stiftung“ sind, wie das Akademische Direktorium soeben bekannt macht, für das Studienjahr 1904/05 zum erstenmal zwei oder mehrere Stipendien im Mindestbetrage von je 500 Mark jährlich zu vergeben. Genußberechtigt sind unbemittelte, geistig begabte deutsche Frauen oder Jungfrauen, gleichviel welchen Glaubens sie sein mögen, die an der Universität Heidelberg als ordentliche Studierende immatrikuliert sind, mit Ausnahme derjenigen, welche Theologie studieren. Bewerbungen sind unter Anschluß von Geburts-, Vermögens-, Studien- und Sittenzeugnissen bis zum 1. Dezember beim Universitätssekretariat einzureichen.

* **Köln.** Die Akademie für praktische Medizin wurde gestern unter zahlreicher Beteiligung staatlicher und städtischer Behörden, darunter des preußischen Kultusministers Dr. **Studt** und des Ministerialdirektors Dr. Althoff, durch den Prinzen Friedrich Heinrich von Preußen als den Vertreter des Kaisers in feierlicher Weise eröffnet. (Einen ausführlichen Bericht über die Feier fanden unsere Leser im heutigen Morgenblatt.)

* **Wien.** Zu Beginn des kommenden Winterseme[illegible] wird der Professor der chemischen Technologie an der hie[illegible] Technischen Hochschule, Dr. **Alexander Bauer**, [illegible] vierzigjähriger Lehrtätigkeit in den Ruhestand treten.

* **Brünn.** Der Assistent für chemische Technologie an der deutschen technischen Hochschule zu Brünn Privatdozent Dr. Hugo **Ditz** wurde zum Adjunkten ernannt.

* **Basel.** Der Regierungsrat beantragte beim Großen Rat die Errichtung einer fünften juristischen Professur an der Universität Basel für Vorlesungen über schweizerisches Privatrecht (Handels- und Verkehrsrecht, Wechselrecht, Urheber-, Patent- und Markenschutz).

* **Aus Amerika.** Die Vereinigung alter deutscher Studenten gab am Sonntag in der Arionhalle zu **New-York** den deutschen und englischen Gelehrten, die von dem in St. Louis abgehaltenen Kongresse kamen, einen Festkommers. Dr. **Beck** hieß die Gäste willkommen und verlas einen Brief des Präsidenten Roosevelt, der darin sein Bedauern ausspricht, daß er, selber ein alter deutscher Student, nicht persönlich teilnehmen könne, und allen seine Grüße übermittelt. Redner schloß mit einem Hoch auf Amerika und die Nationen, die zu seiner Entwicklung beitrugen. Prof. **Harnack** (Berlin) widmete einen Trinkspruch seinem alten Freunde, dem früheren Botschafter **White**. Ferner sprachen Professor **Lamprecht** (Leipzig), der dem Gedanken Ausdruck gab, die amerikanische Kultur werde einstmals diejenige Europas überflügeln, und Professor **Sombart** (Breslau), der den amerikanischen Idealismus rühmte.

*

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Paul Schaumann: Der Sachse als Zweisprachler. Vortr. geh. i. Bezirkslehrerverein Dresden-Land. Dresden. Karl Reissner. 68 S. — Wilhelm Jensen: Vor drei Menschenaltern. E. Roman a. d. holstein. Land. Ebda. 1904. 453 S. — Bernhardine Schulze-Smidt: Magnus Collund. Das Schicksal einer Liebe. Ebenda 1904. 357 S. — Schöne alte Kinderlieder. Ein deutsches Hausbuch, herausgegeben von Martin Bölitz. Mit Bildern von Adolf Jöhnssen. Nürnberg. E. Nister. 78 S. — Kunterbunt. Neue und alte Reime. Mit Bildern von B. Hisch. Ebenda. — Meister Lampes lustige Streiche und Abenteuer. Für die Jugend bearbeitet von Martin Bölitz. Mit Bildern von Maximilian Liebenwein. Ebenda. 69 S. — Allostis: Die Tugend des Gennsses. Jena 1904. Hermann Costenoble. 429 S. — Adé-Köderka: Ein Träger, ein Sohn der Schöpfung. Aufruf an die Arbeiterschaft aller Länder, insbesondere an die organis. Arbeiterschaft, an die eine internationale Sozialdemokratie. Die Reformation. Leipzig 1904. Julius Werner. 130 S. — Franz Schreck, Redakteur der Neuen Pädagogischen Zeitung in Magdeburg: Das Schulkompromiss und die Simultanschulfrage. Magdeburg 1904. Friese u. Fuhrmann. 96 S. — Ernst Schulz, Zivilingenieur in München: Entwurf und Konstruktion mod. elektr. Maschinen f. Massenfabrikation. Hannover 1904. Gebr. Jänecke. 132 S. — Désiré Müntzer: Lebensmai. Neue Gedichte. Strassburg i. E. 1904. Joseph Singer. 101 S. — Georg Capellen: Die Abhängigkeitsverhältnisse in der Musik. Eine vollständige logisch-einheitliche Erklärung der Probleme der Figuration. Sequenz und symmetrischen Umkehrung. Leipzig 1904. C. F. Kahnt. 74 S. — Derselbe: Die Freiheit oder Unfreiheit der Töne und Intervalle als Kriterium der Stimmführung nebst einem Anhang: Grieg-Analysen als Bestätigungsnachweis und Wegweiser der neuen Musiktheorie. Ebenda 1904. 97 S. — Dr. A. Gille, Direktor der Realschule zu Ems: Philosophisches Lesebuch in systematischer Anordnung. Halle a. S. 1904. Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 148 S.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Mathias Grünewald und die Mystik.

Um den „einsamen Melancholiker, der mit einem bösen Weibe zusammengeschirrt den leidvollen Karren des Lebens zieht“, wie Franz Bock in seiner Grünewald-Studie (Straßburg, Heitz 1904) den Meister nennt, ist die Kunstforschung auf ruheloser Suche. Wollen sich Aufhellungen zu seinem Leben und Schaffen nicht beibringen lassen, so unternimmt man, dem knappen alten Bestand seiner Werke neue anzugliedern, und müht sich mit nicht gerade befriedigendem Erfolge in stilkritischen Uebungen. Daneben bleiben an dem echten Bestand von Grünewalds Werken so manche Dinge kaum genügend erforscht und gewiß ungelöst, daß es verlohnt, sich damit des näheren zu befassen. Es sind einmal Dinge rein sachlicher Natur, die zu deuten bleiben, andersmal aber auch die Voraussetzungen, unter denen Grünewald schuf, wie er zu seinen Auftraggebern stand und in welchem Verhältnis er zu dem gegenständlichen Teil seiner Aufgabe sich zeigt. Bei der wesentlich stilkritischen Richtung der heutigen Kunstforschung bleiben diese Seiten des großen, ja einzig gearteten deutschen Meisters nur zu wenig beachtet. Es mag daher gerechtfertigt sein, auch diesen Spuren nachzugehen und wenigstens die Richtung anzudeuten, woher die Lösung erhofft werden darf.

J. K. Huysmans, der Neomystiker, hat jüngst zum wiederholten Male (vgl. Le Mois, Mans 1904) sich mit Grünewald befaßt. Der Meister mit allen Schauern des extremsten Naturalismus und den sublimsten Anwandlungen der Mystik hat es ihm angetan: er ist ihm kongenial. Er folgt denn auch gerade auf diesen Pfaden seinem Werk, und wer Grünewald und seine Kunst sachlich und in gedrängter Form will kennen und nach ihrem geistigen Gehalt erfassen lernen, der greife getrost nach der Studie von Huysmans. Er ist der rechte Führer, der in die Höhen und Tiefen des Seelenlebens auch bei Grünewald einzudringen und von dem Gefundenen mit auserlesener Kunst zu berichten weiß. Er schildert ihn zutreffend als eine außer der Reihe stehende Erscheinung, als ein barbarisches Kraftgenie, das zugleich geistliche Stimmungen von ganz persönlicher Art und in eigenartiger Sprache erklingen läßt. Seine sturmerfüllte Seele fliegt von einem Gegensatz zum anderen: er ist einem rasenden Roland auf dem Gebiete der Malerei zu vergleichen, und doch ist der oft wie von Besessenheit fortgerissene Mann nach Erfordernis ein höchst geschickter Maler, der alle Kunstgriffe seiner Sparte kennt. Wenn er zuweilen im tollsten Gegensatz der Farbentöne sich zu überschlagen scheint, verfügt er doch auch in guten Stunden über einen außerordentlich feinen Sinn für die zartesten Farbenwerte; er weiß die widerstreitendsten Töne, indem er schmeichelnd sie lockt, zusammenzuführen und durch diplomatisch eingefügte Zwischentöne sie in rechte Beziehung zu setzen.

Huysmans erfaßt ihn nach der seelischen Seite zutreffend ebensowohl als Naturalisten wie als Mystiker, ungezügelt und zugleich im Besitz der ganzen Geisteskultur seiner Zeit. Er ist ihm recht eigentlich ein Abbild der deutschen Volksseele jener Tage, spintisierend, widerhaarig und ungebärdig, wie jene Epoche, die der Reformation vorausging. Er besitzt unverkennbar jenen brennenden Eifer in Glaubenssachen und die vollständige Vertrautheit mit dem Glaubensinhalt, die sich bei der vergeblich erhofften Erneuerung der christlichen Gesellschaft am Anfang des 16. Jahrhunderts so mannigfach bekunden. Daneben aber ist er ebenso gewiß erfüllt von mitleidvoller Empfindung für Bresthafte, Kranke, für Krüppel und Arme, mit denen die Welt damals übersäet war. Sein Name erscheint darum auch nicht neben dem von Holbein, von Cranach und Dürer unter den Bestellungen von Fürsten und Hochgestellten; bloß der sonst so ganz mediceisch angehauchte Kardinal-Erzbischof von Mainz, Albrecht von Brandenburg, bedachte ihn mit Aufträgen: er ließ sich nicht durch Grünewalds mit Pestbeulen bedeckten Gekreuzigten schrecken. Sonst freilich mochte Grünewald zumeist und am ehesten von Schmerzgeprüften, von Unheilbaren und jenen Klosterleuten von der Art der krankenpflegenden Antoniter zu Isenheim, verstanden werden, welche zusammen die leidenden Glieder am mystischen Leibe Christi darstellen.

Was Grünewald im Verfolg des krassesten, abschreckendsten Naturalismus geleistet, ist bekannt. Wie weit er gegangen in der Aufnahme lebenswahrer Typen, deren leibliche und seelische Minderwertigkeit nicht mit Unrecht von Huysmans widerwillig empfunden wird, zeigt sich an den Bildtafeln von Kolmar, Karlsruhe und Aschaffenburg: er ist auch darin rätselhaft. Um so größer ist der Abstand, wenn er unvermittelt zu den höchsten Offenbarungen künstlerisch-mystischer Anschauung sich erschwingt und seinen Gesichten einen Ausdruck verleiht, der geradezu fortreißt und ihn darin als einzig kennzeichnet. Er erweist sich, wie Huysmans betont, als den Kühnsten im Gebiet der Malerei, als den Ersten, der es unternommen, mit den dürftigen Malmitteln des Diesseits die Erscheinungen aus der Welt des Jenseits zu veranschaulichen. Er weiß den Beschauer mitten in das Jauchzen mystischer Jubelchöre zu versetzen, indem er seine Kunst zur völligen Unterwerfung zwingt und sie in ihren Leistungen zu Höhen treibt, wohin die kühnste Spekulation der Theologie ihm kaum zu folgen vermocht hätte. Hier öffnet sich die Welt der Geheimnisse in Grünewalds Seele.

Es bleibt zunächst die Frage ausgesetzt, worauf diese tiefen, seelischen Voraussetzungen sich gründen: man wird erst nach den Mitteln und Wegen zu forschen haben, die jene

tiefgründigen Veranlagungen zu so hohen Zielen führten. Aber auch da wird nicht alles zu erklären sein; immerhin möge auf einzelnes verwiesen werden. Huysmans nimmt bezüglich des Isenheimer Altarwerkes eine gemeinsame Tätigkeit zwischen Ausführer und Besteller an, so daß ein bis in die Einzelheiten vorgezeichneter Auftrag von dem Präzeptor des Antoniter-Hauses, Guido Guarsi, erteilt worden sei. Er beruft sich mit Grund darauf, daß dieses Verhältnis während des Mittelalters und lange Zeit nachher bestanden habe. Bischöfe wie klösterliche Vorgesetzte und Theologen umrissen in vielen Fällen den Plan des Werkes und setzten oft die Zahl der Personen und ihrer Beziehungen fest. Ein höchst merkwürdiges Beispiel in dieser Richtung bietet der vor nicht langer Zeit veröffentlichte Vertrag aus dem Jahre 1453 bezüglich des für die Kartäuser zu Villeneuve-lez-Avignon von Enguerrand Charonton gefertigten großen Altarwerkes, wobei trotz der unzähligen Detailvorschriften, die dem Künstler gemacht wurden (vgl. K. Voll, Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1904, Nr. 188, S. 323a), ein Werk zustande gekommen ist, das jetzt in der Ausstellung der französischen Primitiven zu den bedeutendsten Leistungen der Zeit gerechnet ward. Die den Künstlern auf diese Weise gesteckte Grenze ließ somit oft nicht gar weiten Spielraum; allein sie übten doch ihre Tätigkeit, wenn auch in vorgezeichnetem Rahmen, nicht mit Darangabe ihrer künstlerischen Individualität. Das beweist auch Grünewald in vollem Maße. Andrerseits ist aber auch gewiß, daß die Künstlerschaft über einen wohlgefüllten Schulsack verfügte. Wie sie über die Heiligenlegende mit all ihren krausen Einzelheiten auf dem Laufenden war und jederzeit durch die viel verbreitete legenda aurea sich auszuhelfen wußte, so boten auch die liturgischen Formularien mit den Evangelien-Abschnitten, den Psalmen, Hymnen und reichen prosodischen Erzeugnissen eine unerschöpfliche Quelle von Anregungen. Texte derart waren vor Erfindung der Druckkunst weit verbreitet und, was noch viel mehr bedeutet, den weitesten Kreisen geläufig. Andachtsbücher mystischer Richtung, geistliche Schauspiele mit ihrer typologischen Anlage und Sammlungen geistlicher Dichtungen ergänzten den Bildungsapparat unserer Künstler, so daß nur daraus die Fülle der biblischen und legendaren Stoffe zu erklären ist, die Jahrhunderte hindurch mit gleichbleibender, fehlerloser Sicherheit in den Kunstwerken aller Schattierungen vorgetragen wird. So war gewiß auch unser Grünewald beschlagen. Wie er die Dinge nun in sich verarbeitete und in oft verblüffender Fassung neu, tief und ergreifend in hoher Schönheit vorführte: das freilich war das Geheimnis seiner Seele. Ein Beispiel von geradezu wunderbarer, bezwingender Stimmung ist seine Madonna auf der Isenheimer Kreuzigungstafel. Ganz in weiße Gewänder gehüllt, bricht die zarte Gestalt über den rechten Arm des Liebesjüngers nach rückwärts um. Im Gegensatz zu Johannes, den Huysmans als langen Kurrendenschüler von ungarem und flennerigem Aussehen schildert, bekundet sich die heilige Jungfrau wie eine Erscheinung anderer Ordnung, aus anderer Welt. Bleich von Antlitz, wie das Linnen ihres Kopftuches, steht sie und sinkt im Augenblick ohnmächtig nach rückwärts: die Augen mit langen, dunklen Wimpern schließen sich, und der halbgeöffnete Mund läßt die Zähne erblicken. Die Gesichtszüge sind leidvoll-zart und von feiner Regelmäßigkeit, zum Ueberraschen: völlig modern. Bloß das stumpfe Grün der Vorderärmel unterbricht die geheimnisvolle Symphonie in Weiß. Die krampfhaft ineinandergefügten Hände mit ihren schmalen, feinen Fingern verraten noch das Leben; ohne das würde man die Gestalt für eine eben verschiedene Ordensschwester halten. Sie erweckt das tiefste Mitleid, und doch ist sie unendlich anziehend, von jugendlicher Anmut, vollendet schön: das Bild einer sterbenden Fürstin. Durch die Tonwerte des leuchtenden Weiß und die geradezu überirdische Charakterisierung wird die Schmerzensmutter, wie auch Huysmans empfindet, fast zur ersten Person des an mächtigen Eindrücken sonst so reichen Bildes. Nicht umsonst hat Grünewald sie hier an erste Stelle gerückt: nie hat er den Typus der Mutter so überirdisch schön und so übermenschlich leidvoll dargestellt. Man ist wie gebannt durch ihre Erscheinung inmitten des oft so abstoßenden Figurenkreises in seinem Werk. Sie gleicht, nach Huysmans, einer Königin, die den Schleier genommen, einer wunderwürdigen Orchidee, die in öder Heide erblüht ist.

Es verdient übrigens als merkwürdiges Zusammenstimmen in der persönlichen Auffassung wie in den mystisch-theologischen Voraussetzungen hier eingeschaltet zu werden, wie auch Michelangelo die Madonna der Pietà-Gruppe in jugendlicher Schönheit erscheinen läßt. Einreden dawider beantwortete er gegen Condivi (Leben des Michelangelo Buonarotti, Ausg. Pemsel, 1898, Kap. 16) in einer ausführlichen Darlegung der theologischen Gründe, die Condivi „eine jedes Gottesgelehrten würdige Betrachtung" des Künstlers nennt, der gleicherweise „ein würdiges Gefäß für die göttlichsten Ideen" gewesen.

Wenn in diesem mystischen Stimmungsbild sich die tiefe persönliche Empfindung Grünewalds nach Inhalt und Form bekundet, so steht er in anderen Punkten erkenntlich unter äußeren Einwirkungen mystisch-typologischer Anschauungen, die aus dem zwiefachen Milieu der Zeit und seines persönlichen Verkehrs an ihn herangetreten waren. So dürften die auffallenden Größenunterschiede bei den Figuren der Kolmarer Kreuzigung auf mystisch-symbolische Grundlage zurückzuführen sein. Er läßt in Doppelsinn Johannes den Täufer gegen den in übermenschlichen Verhältnissen gehaltenen Christus die Worte sprechen: Er muß wachsen, ich aber, als der Geringere, kleiner werden. Huysmans (a. a. O. S. 285a) führt die Analogie des weiteren aus. In verwandtem Sinne dürfte die unter dem Maß klein gebildete Magdalena bei dem Kreuze aus dem biblischen Wort von den Kleineren zu erklären sein, die im Himmelreich die Größeren sind. Daß diese Besonderheiten hier direkt gewollt und in bestimmter Absicht durchgeführt worden sind, kann keinem Zweifel unterliegen; denn Grünewald weiß sonst die Gleichwerte sorgfältig zu wahren und beobachtet in seinen anderen Bildern treulich die Maßverhältnisse. Hier tritt er aus allen Schranken heraus und behandelt die Dinge wie aus visionären Gesichtspunkten.

Huysmans (a. a. O., S. 284b) findet sich nicht ganz leicht mit der Anwesenheit des Vorläufers Johannes im Bilde ab; es ergibt sich dies aus der Bemerkung, er erscheine bei der Kreuzigung wieder auferstanden. Seltsam, daß der in Liturgie und Mystik sonst viel erfahrene Schriftsteller mißkennt, daß es hier nicht um ein geschichtliches Gemälde sich handelt, wobei die zeitliche Zusammengehörigkeit der Personen Voraussetzung wäre, sondern um eine typologisch-mystische Zusammenordnung. Daß der Täufer von dem symbolischen Lamm begleitet ist, das ein Kreuz trägt und einen Strahl seines Herzblutes in einen Kelch ergießt, belegt in durchschlagender Weise die Annahme. Die Art, wie Johannes der Täufer hier eingeführt wird, erinnert unmittelbar an die entsprechenden Darstellungen im geistlichen Schauspiel, wo die Verheißung und Erfüllung, der Typus und Antitypus (quod in vetere latet, in novo patet) ohne Rücksicht auf Verschiedenheit von Zeit und Ort in ihrem mystischen Zusammenhang vorgeführt werden. Im Kirchenbilde waren solche typologische Darstellungen in jenen Tagen durchaus verständlich, da sie auf der geistlichen Schaubühne in allen Spielarten vorkamen. Und selbst heute noch werden sie leicht erfaßt, wo ihre späten Ableger in den Passionsspielen erscheinen. Huysmans kommt jedoch schließlich auf den Grundgedanken zurück, wenn er den Täufer in seiner monumentalen Ruhe, frei von Teilnahme an dem leidvollen Vorgang, bewegungslos als Zeugen und Verkündiger des Vorher und des Nachher schildert: das Opferlamm, auf das er einst gedeutet, zu seinen Füßen, im Angesicht des vollbrachten Kreuzesopfers. Eben die Einführung des Vorläufers in die Kreuzigung ist Grünewald zuvörderst aus dem Vorstellungskreis der Theologen und Mystiker und nicht aus der Gedankenwelt des Malers erflossen. Darin ist Huysmans beizupflichten, mit der Präzisierung freilich, daß Grünewald in diese übersinnliche Welt völlig eingegangen war und, wie sich weiter zeigen wird, auch alle Töne der Mystik seelisch und in künstlerischer Vorstellung schwingen ließ.

Am stärksten tritt dies in dem Isenheimer Doppelbild, bei dem Engelskonzert, zutage, das die Ergänzung zu der Jungfrau mit dem Kinde bildet. Die Darstellung an sich wie ihr Zusammenhang mit ihrem Korrelat ist bislang ein ungelöstes Rätsel geblieben. Selbst Huysmans bekennt, daß der Sinn des Doppelbildes dunkel sei. Allen Deutungen gegenüber hält er es für das einfachste zu gestehen, daß ihm das Verständnis dafür mangelt. Er empfindet sogar vor der Märchenpracht des Engelskonzerts eine gewisse Geistesleere und ein Unbehagen, da der Sinn sich ihm nicht erschließen will. Der verbindende und ergänzende Gedanke geht ihm nicht auf.

Die Darstellung in dem Flügel zur Rechten der Geburt, also auf der Ehrenseite, darf im allgemeinen als bekannt vorausgesetzt werden: es ist ein Jubelchor lobsingender und musizierender Engel vor und innerhalb einer mit höchstem dekorativen Zauber ausgestatteten Halle. Den Kern des Rätsels bildet eine im zweiten Plan unter dem Portalbogen, gegenüber von Maria mit dem Kinde, kniende Mädchengestalt. Kopf und blondes Haar sind, wie bei dem Christus der Auferstehung, selbststrahlend in goldenem Lichte; dazu feurige Krone, rotes Gewand. Dieses rotgoldene Licht macht noch die nächsten Engel hinter ihr wie im Feuer erglühen. Hierzu bemerkt Franz Bock (a. a. O. S. 171, Note 99) zusammenfassend: „Diese Figur ist ikonographisch nicht sicher erklärt. Die „Anzeige" des 18. Jahrhunderts erklärt sie für Maria, welche in einer Vision ihre künftige Herrlichkeit schaue. Dem hat sich Kraus mit der Annahme einer sogenannten Juxtaposition angeschlossen. Schmid hat dagegen geltend gemacht, daß die Gestalt die Madonna (?) oder das Kind anbete, und daß sie weder die Herrlichkeit hinter ihr, noch den geöffneten Himmel sehe. So könnte man mit Woltmann an den Erzengel Gabriel denken unter Hinweis auf die Propheten in der Architektur. Dazu paßt aber wieder die Krone nicht, namentlich nicht die zweite, welche zwei schwebende Engel über ihr halten."

Heinr. Alfr. Schmid (Basel, 1894) schließt sich übrigens der Deutung von F. X. Kraus an (Kunst u. Altertum in Elsaß-Lothringen, II, 357), der ihm „hierin die glaubwürdigste Autorität ist". Jos. Fleurent (Der Isenheimer Altar, Kolmar 1903) sieht nicht einmal sachlich richtig und scheidet überhaupt hier aus.

Wenn Schongauer und Dürer, Cranach und Baldung die Himmelsgeister in Gestalt beflügelter Kinder um Maria mit dem Kinde sich tummeln lassen, so bieten sie ein liebliches Idyll. Grünewald faßt den Vorgang tiefer: er geht über das menschlich-liebenswürdige Kinderspiel weit hinaus. Er zerlegt den Gedanken in zwei Hälften und stempelt die Darstellung in der ganzen Anlage schon zu einer dogmatisch-mystischen. Ihm ist die Liturgie dabei Führerin. Entweder selbst vertraut damit, wie denn z. B. Raffael bezüglich der Fronleichnams-Liturgie eine eingehende Kenntnis bekundet, oder durch seine geistlichen Freunde und Ratgeber belehrt, greift er in die Weihnachts-Liturgie und baut an der Hand der kirchlichen Tageszeiten (In Nativit. Dei. Matut. I. Noct. Resp. 1) eine Doppeldarstellung auf. Wie bei dem Kreuzigungsbilde das Vorher und Nachher, die Ankündigung und die Erfüllung den Gegensatz und die Lösung abgaben, so ist hier das Diesseits und Jenseits, die Wirkung des Ratschlusses von der Menschwerdung auf die irdische und auf die himmlische Welt zum Drehpunkt gewählt. Prophetie und Erfüllung, ewige Herrlichkeit und zeitliche Erniedrigung, Fülle der göttlichen Macht und Ohnmacht der menschlichen Natur bilden die Themen, welche die Weihnachts-Liturgie in ihren Gegensätzen aufwirft und in harmonischem Gefüge zu einem dichterisch-mystischen Kunstwerk ausgestaltet. „Es jubelt der Engel Heer, weil heute das ewige Heil dem Menschengeschlechte erschienen" — das ist das Grundmotiv, welches in seinem Doppelgedanken die beiden Bildtafeln durchzieht und sie zu einer dogmatisch-mystischen Einheit verbindet. Die Ausgestaltung, die Grünewald dem Motiv hat angedeihen lassen, des näheren zu deuten, ist überflüssig.

Der Meister entfernt sich dabei kurzerhand von der biblischen Erzählung und der traditionellen Darstellungsweise, indem er sowohl auf die Einführung der anbetenden Hirten als auch der morgenländischen Ankömmlinge einfach verzichtet. Er wählt einen Ausweg, der auf dem mystischen Gebiet liegt, um durch eine Personifikation von intimstem Reiz die Beziehungen zwischen der erlösten Menschheit und dem erlösenden Gottmenschen zu veranschaulichen. Denn dem Schwall der himmlischen Geister in allen Abstufungen setzt er die erlöste Christenheit in einem einzigen Frauenbild von kindlicher Anmut entgegen. Es ist die Auserwählte des Hohenliedes, die in der Sprache der Mystik mit anima fidelis bezeichnete christliche Seele, dem Kollektivbegriff für die gläubig-christliche Welt. Sie tritt durch die Menschwerdung des ewigen Wortes zu Christus, dem Seelenbräutigam, in die innigste Beziehung, wie die Braut zum Bräutigam, anima cum suo dilecto, wie die Sprache der Mystik sich ausdrückt. Die christliche Seele ist hier dem Chor der Seligen in vorausgreifender Weise eingereiht, mit dem Unterschied jedoch, daß ihre Erkenntnis von dem Geheimnis der Menschwerdung annoch auf dem Glauben beruht; daher ihre anbetende kniende Stellung, da sie noch auf Erden wallend (in statu viatoris) aufzufassen ist, während den Himmelschören (in statu termini) eine andere, unmittelbarere Erkenntnis von den göttlichen Dingen eignet. Das einigende Band zwischen den Gliedern der diesseitigen Gemeinschaft mit der jenseitigen ist die Erkenntnis der Ratschlüsse Gottes, für die einen in der gläubigen Unterwerfung, für die anderen in dem seligen Anschauen und Lobsingen. Grünewald drückt das Verhältnis der gläubigen Seele zu dem neugeborenen Weltheiland zunächst in dem bräutlichen Schmuck aus; sodann ihre Zugehörigkeit zu der Gemeinschaft des Diesseits durch ihre kniende Verehrung des Heilsgeheimnisses; endlich ihr Verdienst und die Hoffnung auf himmlischen Lohn durch eine zweifache Krönung. Sie erscheint einmal bereits gekrönt mit der erlösenden und mit Gott einenden Gnade; die andere Krone ist ihr noch vorbehalten und durch die von Engeln über ihrem Haupt schwebend getragene Krone versinnbildet: es ist die gleichfalls durch den menschgewordenen Gottessohn ihr verdiente, himmlische Herrlichkeit, entsprechend dem mystischen Worte: Veni amica mea: coronaberis (Cant. 4, 8). Durch ihre makellose Reinheit ist sie würdig, bereits der lobsingenden Schar der Engel eingereiht zu werden; denn gerade über der Geburt des Herrn stimmen Himmel und Erde, wie die Weihnachtsliturgie sagt, im Jubelchor zusammen. Das selige Vergessen, womit die reizende kleine Gestalt inmitten des rauschenden Engelschores anbetend verweilt, ist so recht aus dem Geist der Mystik geschöpft. Man glaubt eine Illustration zu einer der Ansprachen des Thomas von Kempen (vergl. Opp. 00. III, serm. 3. In nativitate Christi. De festis animae. ed. Herder 1904. p. 76 sqq.) zu erblicken, wo die Engel und Menschen vereint den dreieinigen Gott lobpreisen. Diese Feststimmung beginnt nach den Worten dieses liebenswürdigen Mystikers im Lichte des Glaubens und wird im ewigen Leuchten der Seligkeit vollendet. Dorten fließt dann der Engel Lob mit dem süßen Gesang der heiligen Seelen zusammen, und in der Gegenwart des Schöpfers lobsingen Alle vereint. Dorten ist tiefster Friede und vollkommene Ruhe, die höchste Freude und süße Lieblichkeit, höchster Einklang und vergöttlichende Klarheit, volle Glückseligkeit und vollendete Sicherheit. Asketisch-mystische Schriften, wie gerade Thomas v. Kempen, waren damals weit verbreitet, so daß auch Grünewald davon leicht Kenntnis haben konnte. Auch das geistliche Volkslied schlug Töne verwandter Art an, wie die liebliche Strophe:

Wir wellen uns pawen ain heuselein
Und unser seel ein klösterlein,
Jesus Christ soll der maister sein.

Näher noch klingt an der Eingang aus dem „Heimweh":

Ich wölt, daß ich doheime wär,
Und aller welte trost enbär.
Ich mein doheim im himelrich,

Do ich got schowet ewenclich.
Wol uf, min sel, und riht dich dar!
Do wartet din der engel schar.

Auf der Grundlage so inniger persönlicher Beziehungen der christlichen Seele zu ihrem Erlöser und Seligmacher baut sich überhaupt die andächtige Literatur jener Zeit auf: die Stimme Christi (vox Christi) wechselt in geistlichen Reden mit der Stimme des Jüngers (vox discipuli), und ganze Abhandlungen ergehen sich in inneren Ansprachen Christi an die treugläubige Seele (interna Christi locutio ad animam fidelem. Thom. a Kempis, De imitat. Christi lib. III).

Vermutungsweise sei übrigens der Gedanke ausgesprochen, ob unter der geheimnisvollen Mädchengestalt etwa eine in jugendlichem Alter Verstorbene könne dargestellt sein, sei es, daß sie dem Künstler nahe gestanden wie etwa ein geliebtes Kind, oder durch verwandschaftliche Beziehungen zu den Stiftern des Bildes, oder zu hervorragenden Wohltätern des Antoniter-Präzeptorats zu Isenheim verbunden war. Die vorher entwickelte Deutung bliebe dabei im wesentlichen unberührt: die anima fidelis wäre nur in einer bestimmten Persönlichkeit verkörpert, die durch frühes Hinscheiden aus der irdischen Welt in das Reich der Engelschöre versetzt worden. Die wundersame Intimität der Darstellung erhielte dabei einen seelisch rührenden Ausklang, der Grünewald nur noch mehr Sympathien gewinnen könnte.

Friedrich Schneider.

(Schluß folgt.)

Zur Reform des Wechselprotestes.

Von Dr. jur. Richard Thurow.

Die schon seit vielen Jahren von den kaufmännischen Kreisen ausgehenden Bestrebungen, den Wechselprotest zu vereinfachen oder völlig abzuschaffen, bildeten den zweiten Beratungsgegenstand des dritten Deutschen Notartages, der am 8. September d. J. in München stattfand; dieselben Fragen und Wünsche erörtert auch die von den Aeltesten der Kaufmannschaft von Berlin letzthin an den Reichskanzler gerichtete Eingabe. Bei der Wichtigkeit, die diesem auf dem Boden der Praxis erwachsenen und nach vorwiegend praktischen Gesichtspunkten zu lösenden Problem beizumessen ist, ferner bei dem großen Umfange der hierbei interessierten Kreise — gilt doch die deutsche Wechselordnung, von geringen Abweichungen abgesehen, auch in dem größten Teile Oesterreichs, in Ungarn, Skandinavien und der Schweiz — dürfte der Versuch am Platze sein, durch eine den gegenwärtigen Stand der Frage in Umrissen skizzierende Darstellung auch außerhalb der Bewegung stehende Gruppen des Handels zur Mitarbeit an dem sich anbahnenden Reformwerke anzureizen.

Die gegen den Wechselprotest in seiner heutigen Form erhobenen Bedenken sind im wesentlichen folgende. Das gegenwärtige Verfahren hat vor allem den Nachteil, daß es zu kostspielig ist. Die Eingabe der Aeltesten von Berlin führt ein Beispiel an, wonach für einen Wechsel über 42 M. Protestkosten in Höhe von 54 M. entstanden. Die Höhe der Kosten ist besonders aus dem Grunde ungerechtfertigt, weil sie bei einem zahlungsunfähigen Schuldner dem Gläubiger erwachsen, der schon den Verlust seiner Forderung zu beklagen hat, während sie, falls sie vom Schuldner bezahlt werden, Personen treffen, die sich ohnehin in wirtschaftlicher Bedrängnis befinden. Während die moderne Gesetzgebung, insonderheit das Bürgerliche Gesetzbuch, die Formlosigkeit der Verträge und Willenserklärungen zum Prinzip erhebt, unterliegt der Wechsel und besonders der Protest einer Strenge der Beurkundung, die nur noch für Auflassung von Grundstücken, Eheverträge und Testamentserrichtungen gefordert wird. Es fehlt an einer einheitlichen Regelung der Proteststunden, ferner an einem einheitlichen Protestformular; noch immer ist die in der Praxis besonders wichtige Streitfrage, ob die Gültigkeit des Protestes von der Befugnis des protestierenden Beamten zum Zahlungsempfange abhängig sei, gesetzlich nicht gelöst.

Ueber Inhalt und Umfang der Reform ist man indessen uneinig. Der Deutsche Notartag nahm folgende Anträge des Referenten Justizrat Weißler, Halle, an: 1. Der Wechselprotest ist als Bedingung des Regresses beizubehalten mit Ausnahme des Falles, in dem der Wechselinhaber den Protest bei sich selbst erheben lassen müßte; 2. der Unterschied zwischen eigentlichem und uneigentlichem Domizilwechsel ist aufzuheben; 3. die niederen Postbeamten sind als Protestbeamte nicht zuzulassen; 4. der Protest ist zu vereinfachen durch a) Fortfall der Abschrift des Wechsels, b) Fortfall der für das Protestregister bestimmten Abschrift, c) Fortfall des Gebotes der Nachfrage bei der Ortspolizei im Falle des sogenannten Windprotestes.

Dagegen verlangt die Eingabe der Aeltesten von Berlin nach dem Vorbilde Belgiens die Einführung des Postprotestes und Uebernahme der Haftung für Versehen der Postbeamten durch den Staat und befürwortet die Zulassung des Privatprotestes bei Inlandwechseln. Sie wiederholt endlich den seinerzeit von Makower gemachten Vorschlag, den Protest nicht in eine besondere Urkunde aufzunehmen, sondern auf den Wechsel selbst oder auf eine Allonge zu setzen.

Beide Richtungen stimmen darin überein, daß der Protest als Bedingung des Regresses beizubehalten sei. Dieser Standpunkt ist auch in der historischen Entwicklung des Wechselverkehrs durchaus begründet. Das Recht aus dem Wechsel, dem hervorragendsten internationalen Zahlungsmittel, beruht lediglich auf seiner Form; es ist von dem zugrunde liegenden Rechtsgeschäfte — Kauf, Darlehen u. s. w. — völlig losgelöst und hat seine Stütze nur in sich selbst. Die Möglichkeit seiner raschen prozessualen Durchführung, wie sie die Zivilprozeßordnung gewährleistet, ist nur bei besonderer Strenge der formellen Erfordernisse gegeben, und deshalb ist es für den Handelsverkehr notwendige Bedingung, daß die wechselrechtlich erheblichen Vorgänge — Präsentation und deren Erfolglosigkeit — nur dann als erwiesen gelten, wenn sie öffentlich beurkundet sind. Die Form dieser öffentlichen Beurkundung ist aber der Protest. Wer den Protest überhaupt beseitigen will, erschüttert die Fundamente des Wechselverkehrs.

Zweifellos ist eine Vereinfachung der Beurkundungsform nicht nur dringend erwünscht, sondern auch ohne Beeinträchtigung ihrer rechtlichen Wirkung möglich. Aber auch hier ist vor einem Zuviel zu warnen. Die nach Artikel 88 der Wechselordnung erforderliche wörtliche Abschrift des Wechsels ist zwar eine Gefahr für die prozessuale Geltendmachung, weil Abweichungen im Datum, Wiedergabe eines Prokura-Indossaments als Voll-Indossament und zahllose andere Schreibfehler den ganzen Protestakt ungültig machen. Der Protest muß aber so vollständig sein, daß er nicht nur dem Richter, sondern auch dem Regreßpflichtigen in überzeugender Form dartut, daß mit dem Wechsel den gesetzlichen Bestimmungen gemäß verfahren sei. Für den Inhalt des Protestes dürfte sich die in Art. 4 des belgischen Protestgesetzes vorgeschriebene abgekürzte Form empfehlen: 1. Betrag des Wechsels, 2. Verfallzeit, 3. Vermerk, ob der Protestat zugegen war oder nicht, 4. Gründe der Zahlungs- oder Annahmeverweigerung, 5. event. Interventionsvermerk, 6. Vor- und Zuname der Person, welcher die Mitteilung vom wesentlichen Inhalt des Protestaktes mitgeteilt ist, 7. erhobene Gebühren und Stempel. Der belgische Protestbeamte benutzt für die Protestaufnahme ein nach Art unserer Scheckbücher eingerichtetes Registerheft; der Coupon, der die oben aufgezählten Angaben enthält, wird dem Auftraggeber ausgehändigt, ein Talon mit dem gleichen Inhalte bleibt in dem Hefte. Ein reichsgesetzlich vorgeschriebenes Formular solchen Inhalts würde die Annahme jener ungemein praktischen belgischen Methode ermöglichen und so das ganze Verfahren erheblich schneller abwickeln helfen.

Nicht empfehlenswert erscheint der Vorschlag, den Protest auf den Wechsel selbst oder, wie dies in den meisten Fällen geschehen müßte, auf eine Allonge zu setzen.

Sehr beachtenswert ist der Vorschlag von Leist (in seiner Schrift „Der Wechsel-Protest", 1899), das früher in Deutschland und heute in modifizierter Form in England übliche System der Protestnotierung für den Verkehr mit kleinen Wechseln, etwa bis 150 M. oder bis 300 M., zu adoptieren. Eine solche Protestnotierung besteht in der vorläufigen Notiz des Protest-Beamten über die Nicht-Honorierung des Wechsels mit der Befugnis, das Originalprotokoll nachträglich jederzeit auszufertigen und auf den Tag der Notierung zurückzudatieren. Dieses in den Grundzügen schon von der Leipziger Wechselordnung von 1682 entwickelte System hat den Vorzug bedeutender Kostenersparung und Vermeidung überflüssiger Proteste. Schon die Möglichkeit, daß ein völlig unbegründeter Protest einem zahlungsfähigen und zahlungswilligen Schuldner gegenüber kreditschädigend wirken kann, empfiehlt den Rückgriff auf die Einrichtung der Protestnotierung. Etwas abweichend ist das englische Noting-System, welches einen bedingten Ersatz des förmlichen Protestes darstellt und darin besteht, daß der Protestbeamte die Anfangsbuchstaben seines Namens, das Datum, die kurze Bezeichnung der erhaltenen Antwort, den Gebührensatz und eine Verweisung auf sein Geschäftsbuch auf den Wechsel setzt. Das System hat den Zweck, dem durch unverschuldete Umstände an der rechtzeitigen Zahlung verhinderten Schuldner eine angemessene Frist zu gewähren, um die kreditmindernden Folgen der Protesterhebung, insonderheit der Veröffentlichung seines Namens in der Protestliste, abzuwenden. Für kleinere Wechsel empfiehlt sich das Noting-System auch deshalb, weil sie unter Geschäftsleuten umlaufen, die zur Führung kaufmännischer Bücher meist nicht verpflichtet sind und deshalb oft von der Präsentation überrascht werden; mit den Notierungsgebühren und den Verzugszinsen würde der Schuldner, der nicht rechtzeitig für Deckung Sorge getragen hat, sich eine Frist erkaufen, innerhalb deren er den kostspieligen und von keiner Seite angenehm empfundenen Rücklauf des Wechsels verhindern kann.

Nach Artikel 91, Satz 2 der Wechselordnung ist die Tatsache, daß das Geschäftslokal oder die Wohnung des Schuldners nicht zu ermitteln sei, erst dann als festgestellt anzunehmen, wenn auch eine bei der Ortspolizeibehörde geschehene Nachfrage des Notars oder Gerichtsbeamten fruchtlos geblieben ist: der Fall des sogenannten Wind- oder Wandprotestes. Nach englischem Recht bedarf es, wenn der Bezogene in der im Wechsel angegebenen Wohnung nicht angetroffen wird und nach Angabe der Hausbewohner verzogen ist, keines besonderen Nachforschungsaktes. Die Annahme dieses Grundsatzes für das deutsche Wechselrecht erscheint praktisch.

Wie schon oben erwähnt, fordert der Deutsche Notartag die Beibehaltung des Protestes als Bedingung des Regresses, will indessen den Protest dann ausschließen, wenn der Wechselinhaber ihn bei sich selbst erheben lassen müßte. Nach konstanter Auslegung des Artikels 43 der Wechselordnung in Judikatur und Literatur ist nämlich der Protest auch in dem Falle Bedingung der wechselmäßigen Inanspruchnahme des Acceptanten resp. Ausstellers des eigenen Wechsels, wenn der Wechselinhaber zugleich Domiziliat ist. Dieser Forderung widerstreitet freilich die rechtliche Natur des Verhältnisses, in welchem der Domiziliat als Zahlungsorgan zu dem Acceptanten bezw. dem Aussteller steht. Sind nämlich Domiziliat und Wechselinhaber am Verfalltage identisch, so erscheint es widersinnig, daß der Domiziliat, falls er Deckung empfangen hat, als Wechselgläubiger den Acceptanten in Anspruch nimmt; schon die römischen Rechtsquellen stellen bei der Lehre von der Aufrechnung den Grundsatz auf, daß derjenige dolos handelt, der etwas fordert, was er zurückerstatten muß. Dennoch ist, wie Leist mit Recht betont, der sogenannte Deklarationsprotest durchaus keine inhaltsleere und deshalb überflüssige Formalität. Nur durch den Protest wird nämlich urkundlich erkennbar, wer am Verfalltage Wechselinhaber war. Da ein Giro nicht datiert zu sein braucht, so können Zweifel auftauchen, ob es vor oder nach Verfall auf den Wechsel gesetzt ist; es kann ferner unsicher sein, ob ein durchstrichenes Indossament nur ein projektiertes gewesen ist, ob die Indossierung an den Domiziliaten oder die Durchstreichung der auf ihn als Giratar zurückführenden Giros vor oder nach eingetretener Präjudizierung bewirkt worden ist. Alle diese üblen Eventualitäten schneidet der Deklarationsprotest ab, indem er den Zustand des Wechsels zur Verfallszeit urkundlich fixiert. Seine Beibehaltung erscheint daher im Interesse der Sicherheit des Wechselverkehrs geboten.

Die Forderung, die Proteststunden einheitlich zu regeln, wird wohl nirgends auf Widerspruch stoßen. Ueber die Frage, ob es zum Begriffe der Rechtzeitigkeit des Protestes gehöre, daß seine Vornahme zu einer bestimmten Tageszeit erfolge, gehen die Meinungen weit auseinander. Thöl verfocht seinerzeit die Ansicht, die Protestaufnahme könne zu jeder Tages- und Nachtzeit erfolgen, weil die Wechselordnung keine besonderen Proteststunden erwähne — im Gegensatz zur Zivilprozeßordnung, die in den §§ 188 und 761 für Zustellungen und für die Vornahme der Zwangsvollstreckung bestimmte Zeiten vorschreibt. Indessen dürfte mit der überwiegenden Meinung anzunehmen sein, daß gerade mit Rücksicht auf die Verschiedenheit der in den einzelnen Ländern üblichen Geschäftszeit die Bestimmung der Proteststunden der Landesgesetzgebung überlassen bleiben sollte. Mit Ausnahme von Bayern haben denn auch die Bundesstaaten diesbezügliche Gesetze erlassen. Thöls aus dem Mangel einer ausdrücklichen Regelung gezogener Schluß erscheint auch um deswillen ungerechtfertigt, weil man aus der Bestimmung, daß die Protestaufnahme in erster Linie im Geschäftslokal und erst subsidiär in der Wohnung des Protestaten vor sich gehen soll (Artikel 91 der Wechselordnung), folgern darf, daß die Protesterhebung auch nur innerhalb der Geschäftszeit geschehen kann. So bedeutend ist aber die Verschiedenheit der Geschäftszeit in den einzelnen Bundesstaaten nicht, als daß nicht auch hier eine reichsgesetzliche Regelung willkommen wäre. Nicht empfehlenswert wäre, wie z. B. die ungarische Wechselordnung statuiert, eine Unterbrechung während des Tages; z. B. von 9—12 und 3—6 Uhr, noch weniger angebracht erschiene die Bestimmung, daß abweichenden Privatabmachungen über die Protestzeit wechselrechtliche Wirkung zustehen solle: die strengen Normen, denen der Wechselverkehr überhaupt untersteht, fordern auch eine feste, der privaten Willkür entzogene Normierung der Protestzeit.

Endlich ist eine reichsgesetzliche Entscheidung der Frage notwendig, ob der Protestbeamte zur Annahme des ihm von dem Protestaten angebotenen Geldes berechtigt und verpflichtet sei. Die Mehrzahl der Kommentatoren, unter ihnen Staub, bejahen die Frage, das Reichsgericht hat sie in seiner Entscheidung vom 30. Dezember 1897 verneint. Die Bejahung ist aber ein Bedürfnis der Praxis. Wo es an einem Zahlungsempfänger fehlt, kann man füglich nicht von einem Unterbleiben der Zahlung sprechen. Somit wäre eigentlich jeder Protest unwirksam, der von einem zum Zahlungsempfange nicht legitimierten Protestbeamten aufgenommen wird. Nach Staub ist die Mehrzahl aller Proteste deshalb ungültig; der mit der reichsgerichtlichen Entscheidung bekannte Schuldner könnte jederzeit einwenden, er habe nicht gezahlt, weil der Protestbeamte zum Empfange der Wechselsumme und zur Aushändigung des Wechsels nicht befugt gewesen sei. Es empfiehlt sich daher die Aufnahme einer dem § 754 der Zivilprozeßordnung analogen Bestimmung, etwa in folgender Form: „In dem schriftlichen oder mündlichen Auftrage zur Protestaufnahme und der Uebergabe des Wechsels liegt die Beauftragung des Protestbeamten die Zahlung in Empfang zu nehmen, über den Empfang wirksam zu quittieren und dem Schuldner, wenn dieser seiner Verbindlichkeit genügt hat, den Wechsel auszuliefern." Bei einer derartigen Fassung würde es einer Unterscheidung zwischen quittierten und nichtquittierten Wechseln und solchen, deren Einziehung durch Postauftrag erfolgt, nicht bedürfen.

Zu erwägen wäre vielleicht noch, ob nicht die Ausscheidung der Richter und Notare aus dem Kreise der Protestbeamten tunlich ist. Diese Kreise sind im Reiche verschieden umgrenzt; als gerichtliche Protestbeamte fungieren z. B. Gerichtsschreiber der Amtsgerichte und Gerichtsvollzieher in Preußen, Hessen, Oldenburg, Braunschweig,

Sachsen-Koburg-Gotha; nur Gerichtsschreiber in Württemberg, nur Gerichtsvollzieher in den Hansastädten und Elsaß-Lothringen, nur Richter in Mecklenburg, Baden u. a. Hierin liegt eine Verschiedenheit ihrer Haftung für Versehen begründet: Notare und Gerichtsvollzieher sind Mandatare der Partei, Richter und Gerichtsschreiber nicht; an diese ergeht kein Mandat, sondern ein Antrag auf Vornahme eines Aktes der freiwilligen Gerichtsbarkeit. Eine einheitliche Regelung kann auch in diesem Punkte als erstrebenswerte Reform angesehen werden.

Zu verwerfen ist die von der Kaufmannschaft ausgehende Forderung, den Postprotest einzuführen oder gar die Privaterklärung als Ersatz der öffentlichen Beurkundung zuzulassen nach belgischem und italienischem Muster. Eine solche Bestimmung würde die Sicherheit des Wechselverkehrs erheblich abschwächen; eine Privatunterschrift kann abgeleugnet und damit die weitere Rechtsverfolgung im Urkundenprozeß unmöglich gemacht werden. Auch die niederen Postbeamten erscheinen wenig geeignet, eine Funktion auszuüben, die das Gesetz sonst dem Notar oder dem richterlichen Beamten zuweist.

Aus der vorstehenden Skizzierung der Aufgaben, die der Gesetzgebung auf dem Gebiete des Wechselrechts harren, dürfte sich ergeben, daß eine baldige Inangriffnahme der Reform des Wechselprotestes dringend zu wünschen ist.

Bücher und Zeitschriften.

Die Herzogin von Padua. Eine Tragödie aus dem 16. Jahrhundert. Von Oskar Wilde. Autorisierte Uebersetzung von Max Meyerfeld. Buchschmuck von Lucian Bernhard. Berlin, Egon Fleischel u. Cie.

Wollte man den Versuch machen, einem Kreise literarisch gebildeter Menschen ein paar Szenen aus diesem Drama vorzulesen, ohne den Namen des Dichters zu nennen, so würden zweifelsohne zwei Drittel der Hörer auf Shakespeare schließen. Und mit Fug. Denn der Geist Shakespeares ist's, der durch das Jugendwerk des genialen Wilde weht. Die Sprache ist von hehrer Schönheit und zwingender Kraft, die Gedanken reihen sich wie schimmernde Perlen aneinander, und der prachtvolle Aufbau der Handlung läßt sich nur den größten Schöpfungen der Dramatik vergleichen. Die Fabel des Dramas in dürrer Prosa nacherzählen, hieße es seiner Hoheit entkleiden. Da spürt man noch nichts vom krankhaften Grüblersinn des Perversen, auf seinem Altar hat ein echter Priester der Kunst ein reines Feuer entzündet. — Indem ich der miserablen Verdeutschungen Wildescher Werke gedenke, die mir in jüngster Zeit vor Augen gekommen sind, kann ich nicht genug die ausgezeichnete Uebersetzung Meyerfelds rühmen. Gerade bei dieser Tragödie und der Eigenart ihrer Sprache hatte der Uebersetzer besondere Schwierigkeiten zu überwinden, wenn er dem Original treu bleiben und den Germanismen gerecht werden wollte. Dieses Dilemma hat Meyerfeld mit unleugbarem Geschick überwunden. — Diejenigen unserer Bühnen, die gegenwärtig wieder den Nachzüglern des Naturalismus bereitwillig ihre Pforten öffnen, sollten sich Oskar Wildes „Herzogin von Padua" nicht entgehen lassen, lediglich darum, damit sie ihr Publikum an bessere Kost gewöhnen. Der vollen Bühnenwirkung des Dramas bin ich gewiß.

Alfr. B.

Theorie des Romans und der Erzählkunst. Von Heinrich Keiter. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage, bearbeitet von Tony Kellen. Essen-Ruhr; Fredebeul u. Koenen.

Die Anzahl der jährlich produzierten Romane nimmt in Deutschland wie in den übrigen Kulturländern stetig an Größe zu. Alle möglichen Geschichten werden geschrieben — und auch gedruckt; jedes Winkelblättchen muß seinen Roman haben; die Literatur überströmt in immer dichteren Massen die Lande.... Aber auch immer ängstlicher wird die Frage: Wo bleibt dabei die Kunst? Wie viele der hundert und aber hundert Romane können mit Recht noch dem Gebiete der „Dichtkunst" beigezählt werden? Und doch kann und soll der Roman ebenso gut eine Kunstform sein, wie das Epos früherer Jahrhunderte. Fast die Mehrzahl unserer gegenwärtigen, ach! so vielen Roman-„Schriftsteller" scheint sich dessen nicht bewußt zu sein. Allen diesen ist die Lektüre der „Theorie des Romans und der Erzählkunst" sehr zu empfehlen. Das Buch genügt zwar nicht den höchsten Anforderungen, die man an ein solches Werk stellen könnte, aber dennoch ist es sehr verdienstlich und brauchbar. Für eine „Theorie" gewährt der Standpunkt des Buches zu wenig allgemeine Aussicht. Die Abstraktionen müßten reiner durchgeführt und aus weiteren, mehr differenzierten Gebieten erholt sein, um zum Bau eines ästhetischen Systems zu dienen, auf dessen Fundamente sich Urteile auch über verschiedenartige Erscheinungen innerhalb derselben Gattung gründen könnten mit dem Anspruch auf möglichstes Verständnis und möglichste Gerechtigkeit. Das Buch hat zu viel den Roman der unmittelbaren Gegenwart im Auge, nimmt zu sehr Rücksicht auf die besonderen Bedürfnisse unserer Zeit. Es verläßt öfter die Wege der „Theorie", um für die Praxis dienlich zu sein. Tony Kellen, der Neubearbeiter des Buches, erklärt ja auch im Vorwort, daß den Schriftstellern die Regeln der Romantechnik vorgeführt, daß mancherlei „praktische Fragen" behandelt werden sollen. Damit hängt es wohl auch zusammen, daß alles, was in dem Buche vorgetragen wird, mehr für den begabten Durchschnittsschriftsteller berechnet ist als für den freischöpferisch arbeitenden Dichter, für den ja auch die Kunstgesetze gelten. Diesem gegenüber scheinen mir die Verfasser des Buches manchmal zu engherzig und nüchtern, zu wenig feinfühlig zu sein. Ich habe dabei besonders die mehrfachen absprechenden Urteile über Gottfried Kellers „Grünen Heinrich" im Auge. Als „Musterdichter" (S. 222) wird uns Friedrich Spielhagen vorgestellt, aus dessen Werken unermüdlich Zitate gebracht und längere Proben vorgeführt werden. Auch aus anderen Schriftstellern, deutschen und fremden (die Franzosen treten dabei in den Vordergrund), werden Beispiele zur Illustrierung der aufgestellten Sätze dienlich gemacht — eine Methode, die besonders für den ausübenden Schriftsteller instruktiv ist, aber auch sonst allgemein zur Erhöhung der Deutlichkeit und Anschaulichkeit des Dargestellten beiträgt. Seiner gesamten „Tendenz" nach tritt das Buch für einen „maßvollen, künstlerisch abgeklärten Realismus" ein. Wahrheit und Naturtreue wird in erster Linie von einem Romane gefordert. Natürlichkeit muß der Grundzug alles Geschehens sein. Jeder Roman soll im Dienste einer bestimmten „Idee" stehen, die zwar nicht aufdringlich hervortreten darf, die aber der Leser irgendwie inne werden muß. Die Idee, die eine „allgemein menschliche" und „gesunde" sein soll, muß eine gewisse Bedeutung haben, so daß der Leser am Schluß der Geschichte sich geistig gestärkt und gehoben fühlt. Die Forderung, die man an die Beschaffenheit der Personen in einem Roman zu stellen hat, ist, daß sie „anziehend" seien und unser „Interesse erregen". Der Romandichter darf nur solche Stoffe wählen, die der realistischen Denkungsweise unseres Zeitalters nicht entgegenstreben, und deshalb ist „die Grundlage des Romans die erfahrungsmäßig erkannte Wirklichkeit" (Vischer). Auf die „Erfahrung" wird in dem ganzen Buche nachdrücklichst großer Wert gelegt. Sie wird als die „wichtigste Stoffquelle" für den Dichter bezeichnet (S. 125). Der Phantasie wird weniger Herrschaft zuerkannt. Im Anschluß daran steht die Forderung, daß jeder Roman ein Spiegel der Zeit sein soll, sowie die Behauptung, daß jeder echte Roman kulturhistorisch ist. Von der Form des Romans wird höchste Anschaulichkeit verlangt; diese ist nur zu erreichen durch höchste Selbständigkeit des Kunstwerks, d. h. durch durchgängige Objektivität (S. 149). Zu der näheren Begründung dieser Forderung gibt das Buch für den Praktiker eine Reihe sehr beachtenswerter Winke, so z. B. im Abschnitte: „Die Selbständigkeit in der Erzählung". Die Ausführungen dagegen in dem Kapitel: „Die Darstellung der Charaktere und des Seelenlebens" sind mitunter recht anfechtbar. Den Hauptfehler dabei sehe ich darin, daß zu sehr auf das Typische der Erscheinungen Rücksicht genommen wird. Im Kapitel: „Die Darstellung der Außenwelt" verbessert sich das Buch in manchem selbst wieder. Auf die zahlreichen Einzelbetrachtungen in dem Buche kann hier nicht eingegangen werden. Es sind wohl nur wenige Fragen unberührt geblieben, die bei der Abfassung eines

Romans in Betracht kommen können. Viele nützliche Bemerkungen sind dabei anzutreffen. Eine Erweiterung hat das Buch in seiner Neubearbeitung erfahren durch eine Geschichte des Romans und einen Ueberblick über dessen verschiedene Erscheinungsformen. Dazu kommt noch ein Abschnitt: „Aus der Werkstatt des Dichters". Die „Literaturfreunde", an die sich das Buch auch wendet, werden die Darstellungen mit Interesse und Gewinn lesen. Am meisten aber wäre zu wünschen, daß ein Ruf, der aus dem Buche dringt, nicht wirkungslos verhallte: „Fort mit allen Romanen, die den Beweis künstlerischer Unfähigkeit und nachlässigen Schaffens an sich tragen!" Was für ein Erfolg wäre es, wenn alle die Einkehr hielten, die da gemeint, wenn es heißt: „Es glaubt ja ein jeder, der sonst nichts leisten kann und dem andere Dichtungsarten zu viel formelle Schwierigkeiten bieten, doch wenigstens einen Roman schreiben zu können." Hoffen wir auf einen solchen, wenigstens teilweisen Erfolg des Buches! Hoffen wir....

Dr. Arnulf Sonntag.

Mitteleuropa. Die Länder und Völker von den Westalpen und dem Balkan bis an den Kanal und das Kurische Haff, dargestellt von Dr. J. Partsch, ordentlicher Professor der Erdkunde an der Universität Breslau. Mit 16 farbigen Kartenbeilagen und 28 schwarzen Karten und Diagrammen im Text. Gotha 1904, Justus Perthes. 463 S.

Der bekannte Geograph gibt hier in allgemein verständlicher Form und überaus flüssiger Darstellung eine Uebersicht über die geographischen Bedingungen und Wirkungen, die im heutigen Mitteleuropa sowohl hinsichtlich des Bodenreliefs und seiner oro- und hydrographischen Eigentümlichkeiten, als auch hinsichtlich der verschiedenen wirtschaftlichen, klimatischen, anthropologischen und politisch-militärischen Verhältnisse zutage treten, unter denen seine Bewohner zu leben oder die sie geschaffen haben. Nach einem allgemeinen Ueberblick über Lage und Bedeutung des mittleren Teiles unseres Kontinents und einer gedrängten Darstellung seiner Entstehung bringt das Buch zunächst eine trotz streng wissenschaftlicher Grundlage auch dem geologischen Laien vollkommen verständliche Beschreibung des Landschaftsbildes, in dem die Kettengebirge des alpinen Systems, die Mittelgebirge des eigentlichen Zentraleuropa und das große Flachland Norddeutschlands als wichtigste Glieder hervortreten. Weiterhin gelangen die Wirkungen der jeweiligen geographischen Lage auf das Klima, ferner die geschichtlichen Besiedelungsvorgänge, die Staatenbildung, das wirtschaftliche Leben in seiner Abhängigkeit von den physikalischen Bedingungen und die „Kulturgeographie" zur Darstellung; in diesem Kapitel finden die allgemeinen Gesichtspunkte, die in den obigen Kapiteln in Bezug auf das Verhältnis von menschlicher Tätigkeit und ihren Erfolgen einerseits, und geographischer Lage andrerseits festgestellt wurden, in fortschreitender Darstellung von der Schweiz über Oesterreich, die Karpathenländer, die Länder der unteren Donau und den Balkan, dann rückschreitend nach Deutschland und Holland nähere Anwendung. Weitere Darlegungen sind dem Verkehrsleben Mitteleuropas unter dem angegebenen Gesichtspunkt gewidmet, zum Schlusse endlich werden in besonders eingehender Darlegung und unter zahlreichen Hinweisen auf tatsächliche und mögliche politische Konstellationen die geographischen Bedingungen der Landesverteidigung in den behandelten politischen Gebilden erörtert. Gerade dieses Kapitel verdient insbesondere von Seite jener Leute Beachtung, die in den militärischen Rüstungen Deutschlands zu Wasser und Lande eine Art Sport eines zum Selbstzweck gewordenen „Militarismus" und „Marinismus" erblicken. Das Buch, das seinem Zwecke nach keinerlei nähere Voraussetzungen an den Leser stellt, verdient als vortrefflich orientierendes Handbuch nicht nur unter Lehrern der Geographie an Mittelschulen und militärischen Bildungsanstalten, sondern auch in weiteren Kreisen, wo man den Fragen der reinen oder angewandten Geographie Interesse entgegenbringt, Verbreitung.

—i—

Allgemeine Rundschau.

Vorgeschichtliche Menschenfunde aus der Schweiz.

ct. Südfrankreich und die Schweiz sind die Gebiete gewesen, aus denen man während der letzten Jahre das Meiste und Wichtigste über die Art und das Können des vorgeschichtlichen Menschen erfahren hat. Wie die älteren Funde in Deutschland haben sich auch die neueren in den genannten Gegenden an die Entdeckung und Durchforschung von Höhlen geknüpft, wie es ja auch durchaus begreiflich ist, daß der Mensch, bevor er sich den wilden Tieren und seinesgleichen durch Vervollkommnung seiner Waffen gewachsen oder überlegen fühlen konnte, und bevor er zum Bau von Behausungen schritt, sich in Höhlen verborgen hielt. Die neuesten Aufklärungen über den Menschen der alten Steinzeit sind durch Ausgrabungen in dem sogenannten Keßler Loch bei Thayngen, einer Station an der Bahnlinie Schaffhausen-Konstanz, geliefert worden. Entdeckt wurde die Höhle schon 1873 und bald darauf auch ausgegraben; eine vollständige Durchforschung hat aber erst der durch ähnliche Arbeiten bereits rühmlichst bekannte Dr. Miesch vorgenommen und noch einen außerordentlich großen Reichtum an wertvollen Stücken zutage gefördert. Aus der umfangreichen Veröffentlichung von Dr. Miesch über seine Funde hat Dr. Ruschan in der Umschau eine lehrreiche Uebersicht gegeben. Wir erfahren daraus zunächst etwas über die Tiere, mit denen die ältesten Bewohner der Schweiz zusammenlebten. Es waren größtenteils Steppentiere, wie der Lemming, die Schneemaus, der Ziesel, der Hamster, ferner einige Waldtiere (Edelhirsch, Reh und Bär) und außerdem das wollhaarige Mammut, das Rhinoceros und der Höhlenlöwe. Aus den dem Keßler Loch entnommenen Knochenresten ist mit Sicherheit zu schließen, daß die ältesten Menschen auf Schweizer Boden bereits dazu fähig waren, die riesigen Dickhäuter auf der Jagd zu erlegen. Als Waffe dienten Speere, Lanzen und Pfeile, als Material für diese ausschließlich Feuerstein, der auch zur Anfertigung von Messern, Bohrern, Schabern u. s. w. benutzt wurde. Weit über 10,000 solcher Steinwerkzeuge sind aus dem Keßler Loch ans Licht gezogen worden. Die zahlreichen Nadeln aus Röhrenknochen des Alpenhasen und Längsknochen des Rentieres deuten darauf hin, daß die damaligen Menschen auch schon die Felle zu Kleidern zusammennähten. Außerdem liegen ansehnliche Beweise auch für eine gewisse künstlerische Tätigkeit dieser ältesten Schweizer vor. Außer den Waffen wurden noch Schnitzarbeiten in der Form von Dolchen, Harpunen, Pfeifen u. s. w. hergestellt. Recht merkwürdig sind die eigentlichen Kunstwerke, wenn man diesen Ausdruck gebrauchen darf, die Skulpturen, die keinem anderen Zweck, als dem des Zeitvertreibs und der Freude an manueller Geschicklichkeit dienten. Das Bildnis einer Menschenfigur aus dem Stück eines Rentiergeweihs ist sehr unbeholfen, weit besser sind die Darstellungen eines fischartigen Tiers, und namentlich die eines weidenden Rentiers und eines wilden Esels. Leibliche Reste der Menschen selbst sind nur in einem einzigen Skelett aufgefunden worden, das aber wegen seines zwerghaften Wuchses mit einer Körperhöhe von höchstens 120 Zentimetern bei sonst völlig ausgewachsenem Knochenbau ein besonderes Interesse besitzt. Es sind nämlich nicht nur an anderen Stellen in der Schweiz, sondern auch in Frankreich, in Deutschland und sogar in Rußland schon so viele zwerghafte Skelette des vorgeschichtlichen Menschen entdeckt worden, daß man den Schluß daraus ziehen muß, ganz Europa sei während der älteren Steinzeit von einer Zwergrasse bewohnt gewesen.

Kleinere Mitteilungen.

* Ein holländisches Institut in Rom. Auf Anregung des Historikers Professor Blok haben die holländische Regierung und das Parlament zunächst auf fünf Jahre die Mittel für ein niederländisches historisches Institut in Rom bewilligt zur systematischen Durchforschung der Archive Italiens und zur Beschaffung von Quellenmaterial für die holländische Landesgeschichte. Mit dieser Aufgabe wurde, wie das Korrespondenzblatt des Ge-

samtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine meldet, der katholische Geistliche Dr. Brom aus Utrecht betraut, der schon früher in den römischen Archiven gearbeitet und ein Bullarium Trajectense veröffentlicht hat. Gleichzeitig wurde vorläufig ein fünfjähriges Stipendium zur Förderung kunsthistorischer Forschungen in Italien bewilligt. Mit diesen Studien wurde Dr. J. A. F. Orbaan beauftragt, der sich damit während seines langjährigen römischen Aufenthalts beschäftigte und neuerdings die Ergebnisse seiner bisherigen Studien in seiner Doktordissertation über Stradanus (Jan van der Street) in Florenz 1553 bis 1605 (Rotterdam 1903) niederlegte. Die Oberleitung dieser Arbeiten in Italien erhielt die im März 1902 errichtete Staatskommission für historische Forschungen.

—s. Die Tibetanische Bibel. „Kah-gyur", die tibetanische Bibel, besteht, wie wir The Publishers Circular entnehmen, aus 108 Bänden von je 1000 Seiten und ist in 1083 Bücher eingeteilt. Jeder Band wiegt ungefähr 4½ Kilogramm und ist 65 Zentimeter lang, 20 Zentimeter breit und ebenso dick. Für den Transport des frommen Werkes braucht man 12 Yaks, und die Holzstöcke, von denen die Bibel gedruckt ist, sind in ganzen Reihen von Häusern aufbewahrt, die ein ganzes Städtchen bilden. Ein mongolischer Stamm hat sich einmal die Bibel der Lamas für den hübschen Kaufpreis von 7000 Ochsen angeschafft. Um sie zu verstehen, braucht man aber auch den „Kleinen Handkommentar", der aus 225 solchen Bänden besteht. Dazu treten dann noch als Supplement eine gehörige Anzahl von Bänden mit Prophezeiungen. Der Geschichtschreiber Bu-ston, der um 1288 geboren sein soll, gilt als der Sammler der unter dem Namen „Kah-gyur" (Kanjur) vereinigten heiligen Bücher Tibets. Er war Vertreter der Kâlacakra- (das Rad der Zeit) Schule. Abbildung 46 bei Grünwedel, Mythologie des Buddhismus in Tibet und in der Mongolei, stellt ihn dar. Der tibetanische Kirchenvater ging stets rotgekleidet wie ein Kardinal.

* Zur Dreihundertjahrfeier des Don Quixote hat der Festausschuß beschlossen: 1. die Veröffentlichung einer billigen Volksausgabe des Romans durch die spanische Akademie; 2. die Herstellung einer abgekürzten Ausgabe zum Gebrauch auf den Gymnasien; 3. die Herstellung einer noch kürzeren Ausgabe für den Unterricht in den Volksschulen; 4. einen von der spanischen Akademie auszuschreibenden Wettbewerb für die beste kritische Ausgabe einiger kleinerer Werke des Cervantes; 5. Vorstellungen von Stücken von Cervantes im Teatro Español; 6. die Restaurierung der Kapelle des Refetar in der Marienkirche zu Alcala, wo das steinerne Becken steht, das beim Taufakt des Cervantes gedient haben soll, und die Schaffung eines Cervantes-Museums in Alcala; 7. die Errichtung eines Cervantes-Instituts durch den spanischen Schriftsteller- und Künstlerverein, in dem arbeitsunfähige Schriftsteller und Künstler eine anständige Unterkunft finden; 8. Universitätsfeste zu Ehren des Dichters. Außerdem wurden in Erwägung gezogen ein musikalischer Wettstreit mit Motiven aus „Don Quixote", ein Festzug mit Szenen aus dem Roman und ein großes Nachtfest im Retiro. Schließlich wurde beschlossen, eine Denkmünze schlagen zu lassen.

* Todesfälle. Der Forscher und Geograph Prof. Dr. Karl Meyer ist im Alter von 64 Jahren in Stettin gestorben. — Am Samstag ist in Dresden einer der bekanntesten Hüttentechniker Deutschlands, Geh. Rat Prof. a. D. Dr. ing. hon. causa Dr. phil. Klemens Alexander Winkler, früher Professor der Chemie an der Bergakademie in Freiberg, gestorben. Der Verstorbene hat sich um die Entwicklung der technischen Chemie insbesondere durch Ausarbeitung eines neuen Verfahrens zur Fabrikation von rauchender und wasserfreier Schwefelsäure (Kontaktverfahren), ferner durch Ausbildung der Methoden der Gasanalyse und durch die Entdeckung des Elementes „Germanium" (eines der bekannten theoretisch schon erschlossenen Glieder im periodischen System der Elemente) Verdienste erworben. — Der ehemalige österreichische Feldmarschall-Leutnant Gustav Ratzenhofer ist auf der Rückreise von Amerika an Bord des Kaiser Wilhelm gestorben. Ratzenhofer hat sich außerhalb seiner amtlichen Betätigung nicht nur als Militärschriftsteller, sondern auch als Verfasser mehrerer philosophischer, insbesondere erkenntnistheoretischer und soziologischer Werke einen geachteten, wenn auch nicht unbestrittenen Namen gemacht. Zu nennen sind hier in erster Linie: „Der positive Monismus", „Positive Ethik", „Die Kritik des Intellekts", „Die soziologische Erkenntnis", sowie mehrere politische Veröffentlichungen.

Hochschulnachrichten.

* Gießen. Der Regierungsrat im Reichsgesundheitsamt zu Berlin Professor Dr. Hermann Kossel ist als Nachfolger Professor Gaffkys zum ordentlichen Professor der Hygiene an der hiesigen Universität ernannt worden.

* Bonn. Der Privatdozent des Handels- und Wechselrechts Dr. R. Müller-Erzbach hat einen Ruf als außerordentlicher Professor nach Göttingen erhalten und angenommen.

* Halle. Zur Ernennung des Rektors der Landesschule in Pforta Geheimrats Dr. Muff erfährt die Vossische Zeitung, daß Prof. Muff im Hauptamt nach wie vor Rektor der kgl. Landesschule Pforta bleibt und von dort aus nach Halle hinüberfährt, um wöchentlich ein und die andere öffentliche Vorlesung an der Universität zu halten.

hc. Leipzig. Die Privatdozenten in der philosophischen Fakultät Dr. Raoul Richter (Philosophie) und Dr. Max Bodenstein (Chemie) sind zu außeretatsmäßigen außerordentlichen Professoren ernannt worden.

hc. Prag. Der durch den Weggang K. Rabls nach Leipzig erledigte Lehrstuhl für Anatomie an der hiesigen deutschen Universität wird im Wintersemester 1904/05 durch Rabls bisherigen ersten Assistenten, Prof. Dr. Alfred Fischel, vertretungsweise besetzt werden.

* Aus Oesterreich. Der Privatdozent der Histologie an der Universität Krakau wurde zum außerordentlichen Professor ernannt; als Privatdozent für anorganische und physikalische Chemie hat sich ebendort Dr. Thaddäus Estreicher habilitiert.

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Zur Erinnerung an Immanuel Kant. Abhandlungen a. Anlass d. hundertsten Wiederkehr d. Tages seines Todes. Herausgegeben von der Universität Königsberg. Halle a. S. 1904. Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 374 Seiten. — Der Brockenhausbote. Kalender für das Jahr 1905. Zur Belehrung und Unterhaltung. Herausgegeben vom Vorstand des Vereins Berliner Brockenhaus. Berlin. L. Froben. 96 S. — Dr. Franz Thalwitzer: Der Parademarsch, eine ärztliche Betrachtung. Vortrag gehalten auf der 76. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte. (Abteilung für Militär-Sanitätswesen.) Dresden 1904. Paul Alicke. 21 S. — Theodor Duimchen: Bruch. Roman. Berlin. Leipzig. Paris 1904. Hüneden u. Merzyn. 406 S.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Ueber Religion und Kulturfortschritt in Japan.

Von Dr. Bernhard Harms, Privatdozent (Tübingen).

In diesen Tagen ist bei E. A. Seemann in Leipzig ein hochinteressantes Buch erschienen: „Unser Vaterland Japan, ein Quellenbuch, geschrieben von Japanern.“ Das umfangreiche Werk bietet dem Japan-Forscher eine Fülle instruktiven Materials, das durchweg aus Primärquellen fließt. Japans Kapazitäten auf den Gebieten der Politik, Verwaltung, Gesetzgebung, Diplomatie, Kunst, Wissenschaft, Technik und des Militärwesens haben sich hier vereinigt, um, wie es in dem Vorwort des Buches heißt, „der ganzen Welt die Ansichten der leitenden Männer des japanischen Staates und aller staatlichen Unternehmungen bekannt“ zu geben. Im ganzen sind auf diese Weise 63 Abhandlungen zustande gekommen, die untereinander verschiedenen Wertes sind, die aber in ihrer Gesamtheit ein wohlgelungenes Bild des japanischen Staates darbieten. Dabei muß anerkannt werden, daß die Autoren sich einer bemerkenswerten Objektivität befleißigten, wenngleich sie alle, ohne Ausnahme, von glühendster Begeisterung für die Nation getragen sind.

Worte der Verwunderung über das, was in den letzten Jahrzehnten vor unseren staunenden Augen in Japan vor sich ging, sind in Europa zur Genüge gefallen. Auch der weisen Interpretatoren hat es in Menge gegeben und gibt es heute noch. Das Suchen nach den Ursachen jenes Prozesses hat auch in Deutschland die wunderbarsten Blüten selbst in ernst zu nehmender Literatur getrieben. Der Wahrheit sind nur jene nahe gekommen, die es verstanden haben, die Psychologie der japanischen Rasse in den Kreis ihrer Forschung zu ziehen. Ohne ihre Kenntnis muß dem aufgeklärtesten Europäer die Entwicklung Japans als ein wunderbares Rätsel erscheinen, für das es eine Lösung nicht gibt. Es ist deshalb freudig zu begrüßen, daß in dem angezogenen Buche zwei Darstellungen zum Abdruck gekommen sind, die uns in vieler Beziehung den Schlüssel zum Verständnis japanischen Wesens geben. Es handelt sich um das zehnte Kapitel, in dem unter der Ueberschrift „Religion“ die moralischen Grundsätze der Bushido-Lehre und der Ahnenkultus dargestellt werden. Vor allem der erste Abschnitt bietet im Rahmen einer in ihrer Art höchst originellen Darstellung eine Fülle psychologisch interessanter Probleme. Verfasser ist der Professor an der Universität Tokio Inazo Nitobe, ein Mann, der nach seiner eigenen ausgesprochenen Meinung mit beiden Füßen in den neuen Verhältnissen wurzelt, der aber in Wirklichkeit noch überaus stark in überlieferten Anschauungen steckt, und dies, obwohl er über eine Kenntnis der Weltliteratur alter und neuer Zeit verfügt, die uns Spezialisten des 19. Jahrhunderts in Erstaunen setzt. Offenbar haben wir es hier mit einem Manne zu tun, der unter dem Einfluß aller möglichen geistigen Kulturen sich eine Lebensauffassung erworben hat, die im ersten Augenblick als rein verstandesmäßige erscheint, die aber doch infolge des Wirkens atavistischer Gefühlsmomente auf eine Mischung griechisch-europäisch-asiatischer Grundauffassungen hinausläuft. Ist so der Verfasser selbst schon ein psychologisches Rätsel, so geben seine Ausführungen noch viel mehr Anlaß zu Gedankenexkursionen auf das Gebiet des ursächlichen Zusammenhangs so vieler Erscheinungen menschlicher Daseinsformen. Die Nitobeschen Ausführungen tragen in ganz hervorragender Weise dazu bei, dem Verständnis für den japanischen Umwandlungsprozeß näher zu kommen. Freilich sucht unser Autor seinen Leser in bestimmter Richtung zu beeinflussen und deshalb zieht er manche Konsequenzen aus seinen Darlegungen nicht, die sich dem Leser geradezu aufdrängen. Das tut indes dem Wert der Darlegungen keinen Abbruch, da des Materials so viel ist, daß der denkende Leser sich seine Schlüsse selbst ziehen kann. Ich will in nachfolgendem die wichtigsten der Nitobeschen Gedanken skizzieren und in unmittelbarem oder ergänzendem Anschluß daran einiges dazu ausführen.[1])

Als bekannt darf ich voraussetzen, daß das japanische Volk bis zur Restauration aus verschiedenen Klassen (nicht eigentlichen Kasten) bestand, den Adeligen (Kazoku), der Kriegerklasse (Samurai) und dem eigentlichen Volk (Heimin). Das Volk zerfiel wieder in eine Reihe von Schichten, deren unterste die „Eta“ waren, die Parias der Bevölkerung. Ihre Zahl war verhältnismäßig groß. In der Regel werden Adelige und Samurai zusammengefaßt, da sie die bevorrechtigten Klassen waren und in Hinsicht ihrer rechtlichen Stellung sowohl wie ihrer Standesauffassung manches gemeinsam hatten. Es ist in der Literatur allgemein üblich geworden, die gesamte Oberschicht des alten Japan als die Klasse der Samurai zu bezeichnen. Die nachfolgende Abhandlung wird dasselbe Verfahren einschlagen.[2]) Ein großer Teil der Samurai verfügte über eine tiefgehende allgemeine Bildung. Aeußerlich trat die Klasse durch das Tragen zweier Schwerter hervor, ihr Wappen, die Kirschblüte, trug den Spruch: „Wie die Kirschblüte die Krone der Blumen, so ist der Samurai die Krone der Menschen.“ Die Religion des Volkes war und ist noch heute der Buddhismus, sowie der aus ihm entstandene Shintoismus. Bei den Samurai hingegen hatte sich im

[1]) Soweit ich zitiere, behalte ich die nicht immer einwandfreie Satzkonstruktion bei.

[2]) Dies ist umsomehr berechtigt, als die Zahl der Adeligen sehr klein war, und für das, was in diesem Artikel zur Sprache kommt, nicht sonderlich ins Gewicht fällt. Nach der Zählung von 1899 waren vorhanden: 4551 Adelige, 2,105,698 Samurai und 47,653,166 Heimin.

Laufe der Zeit eine eigene Sittenlehre entwickelt, die sogenannte Bushido-Lehre (wohl auch Shido). Die Samurai-Klasse an sich war bei der Restauration keineswegs den neuen Zuständen besonders gewogen, sie lehnte sich zum Teil sogar in blutigen Revolutionen dagegen auf. Aber doch gingen aus den Angehörigen der Samurai jene Männer hervor, welche die große Reform durchführten. Die Träger der Fortschrittsentwicklung waren aufgewachsen in den Ideen der Bushido-Lehre, die kennen zu lernen deshalb für die Beurteilung der inneren Ursachen und Bedingungen dieser Reformen überaus wichtig ist.

In der Einleitung seiner Abhandlung weist Nitobe zunächst einen den Japanern oft gemachten Vorwurf zurück: „Es ist eine ganz allgemeine Auffassung fremder Touristen, daß dem japanischen Leben die Moralität mangelt wie seinen Blumen der Duft; ein trauriges Bekenntnis der moralischen und intellektuellen Spannkraft des Touristen selbst! Wer Wohlgerüche nur mit der Rose oder Moral nur mit dem konventionellen Christentum verbinden zu müssen meint, der wird freilich durch den Mangel beider in Japan enttäuscht werden; aber das beweist nicht, daß Umi-Blüten duftlos sind, oder Ritterlichkeit nicht die beste Lebensführung lehrt. Der Ursachen gibt es indessen gar viele für die Unkenntnis des geschäftigen Westens über den fernen Osten, namentlich wenn es sich um Dinge handelt, die weder für Geld zu haben sind, noch gegen Kasse gekauft werden können, und wir haben weder den Umi-Duft auf Flaschen gezogen, noch das Rezept für Ritterlichkeit in Duodezformat mit Goldschnittausgabe verlegt, mit der Methodisten oder Episkopattheologen ausgestattet zu sein pflegen."

Die herrschende moralische Macht unter den Japanern ist nach Nitobe die „Ritterlichkeit", „in ihrer Gewalt leben wir, bewegen wir uns, und aus ihr schöpfen wir unsere Daseinsbedingungen. Erst 30 Jahre sind vergangen, seitdem Japan sich dem Feudalsystem abgewendet hat, und es ist ganz selbstverständlich, daß das innere Wesen dieser Zeit heute noch die Japaner beherrscht". Die Auffassung, daß Japan all und jede Verbindung mit seiner Vergangenheit abgeschnitten, trifft nur zu auf seine Gesetzgebung und Politik, nicht aber auf seine „moralischen Ideen". „Wir haben mit einem Pflug gearbeitet, der in Deutschland, oder je nachdem in Amerika entstanden, und obgleich wir nicht davon abgewichen, so war die treibende Kraft hinter uns von dem, was man so zuweilen veraltete, moralische Begriffe von Ritterlichkeit nennt, und ich wage zu behaupten, daß an den Furchen, die unser Pflug gezogen, der Charakter der bewegenden Kraft bemerkbar sein wird." Wenn Nitobe den Inbegriff der ethischen Ideen Japans als Ritterlichkeit bezeichnet, so ist das nur ein sprachlicher Notbehelf, eine Uebersetzung von Bushido, die wörtlich heißt: „Kämpfender Ritter Art", dem Sinn nach: „Die Lehre ritterlichen Benehmens". Es handelt sich dabei, wie bemerkt, um das Moralgesetz der Samurai-Klasse, eine philosophische Sittenlehre, der auch die kleine Schicht der Adeligen anhing. Wir behalten in folgendem das japanische Wort bei.

Ihrem Wesen nach fußt die Moral der Bushido-Lehre auf „Mannhaftigkeit und Männlichkeit"; die Lehre bekennt sich weder zu einer höheren Offenbarung, noch führt sie sich auf einen Stifter zurück. „Ihre höchste Weihe liegt in dem ihr innewohnenden Gefühl der Scheu gegen alles Unrecht, und in dem Gefühl der Ehre, Recht zu tun. Sie bietet keine philosophischen Beweise für diesen Glauben, aber bekennt sich zur Kantschen Lehre, die das moralische Gesetz im Gewissen als die Stimme Gottes erkennt." Ganz zweifellos ist dieses Moralgesetz der Gebildeten Japans auf Konfuzius und Menzius, teils auch auf den Buddhismus zurückzuführen, denn wir werden sehen, daß die Philosophie der chinesischen Weisen in die Bushidolehre direkt übergegangen, man möchte sagen, japanisiert ist. Nitobe gibt dies indes nur mit großen Einschränkungen zu und behauptet, daß die wertvollsten Verdienste jener fremden Anschauungen „im Erwecken unseres eigensten, uns angeborenen ethischen Bewußtseins liegen". „Bushido ist der Inhalt der moralischen Instinkte der japanischen Rasse und als solche in unser Fleisch und Blut übergegangen." In ihren allgemeinsten Grundsätzen schließt sich die Bushido-Lehre durchaus dem Shintoismus an, dessen moralischer Inhalt von Nitobe wie folgt charakterisiert wird: „Erkenne dich selbst. Blicke in dein Inneres. Erkenne dein Herz, in dem ein Gott wohnt, der dich auf dieses hinweist und dir jenes befiehlt. Gehorche seinem Gebote, und du hast keinen anderen Gott nötig. Erkenne, woher du kamst, nämlich von deinen Eltern, und sie von ihren, und so zurück von Generation zu Generation. Du dankst dein Leben deinen Vorfahren, denen du, wenngleich sie unsichtbar sind, weiter dankbar sein kannst. Bedenke auch, wo du bist, nämlich in einem wohlgeordneten Staat, der dein und der Deinen Wohl und Sicherheit schützt. Nur in einem solchen Staat konnte dir deine Mutter das Leben geben und dich nähren, nur in einem solchen Staat können deine Kinder gedeihen; vergiß deshalb nicht deinen Herrn und König, von dem Friede, Gesetz und Ordnung ausgehen." Es ist indes leicht zu erkennen, daß eine solche Anschauung, so schön sie sein mag, geistig Höherstehenden nicht genügen konnte. Die Bushido-Lehre hat denn auch in vielen Einzelheiten zu einer Verfeinerung und Spezialisierung dieser altjapanischen Grundideen geführt. Im Gegensatz zur naiven Massenreligion entstand allmählich eine Standesmoral der bevorrechteten Klasse, die sich im Laufe der Zeit von ihrem Ausgangspunkt, dem Shintoismus, immer weiter entfernte und, wie wir später sehen werden, nach der Restauration in einer verschwommenen philosophisch-individualistischen Denkart sich auflöste. Die wichtigsten Vorschriften der Bushido-Lehre waren die folgenden: die eigene Person. Sie galt von jeher als ein kostbares Vermächtnis der Väter, „als heiligster Schrein, in dem ein göttliches Etwas lebte, das dem Dienste Gottes, dem der Eltern oder Vorgesetzten gewidmet sein sollte". Der Körper ist als etwas Geliehenes zu betrachten, als Behälter für den Geist. Ein Werkzeug, zu höheren Zwecken auserseheh, als die des Inhabers. „Hygienische Gesetze wurden befolgt, nicht weil sie von guter Wirkung waren, vielmehr weil unsere Gesundheit unseren Eltern eine Freudenquelle war, und weil sie erforderlich war, unserem Herrn Dienste zu erweisen. Es war allgemein gebräuchlich für jemanden, der in der Jugend durch Krankheit starb oder durch Selbstmord endete, seine trauernden Eltern für den vorzeitigen Tod mit folgenden Ausdrücken um Verzeihung zu bitten: „Vergebt mir, daß ich von euch hinweggehe; ich beklage, lieber Vater und liebe Mutter, daß ich euch zurücklasse, jetzt, wo ihr älter werdet. In eurem Alter werdet ihr mich entbehren; ich hätte für alles, was ihr an mir getan habt, nun auch etwas für euch tun können. Es ist aber des Himmels Gebot, und ich muß gehen!"

Die erste Aufgabe des Anhängers der Bushido-Lehre ist diese, sich selbst zu beherrschen. Selbstbeherrschung, die Gleichmäßigkeit des Temperaments unter den oft schwierigsten Bedingungen in Krieg oder Frieden, Besonnenheit und Geistesgegenwart in plötzlicher Gefahr, Seelenstärke in Zeiten von Widerwärtigkeiten und des Glückswechsels wurde als eine der ersten Pflichten von Männern der Tat geübt; sie wurde selbst der Jugend durch echt spartanische Methode beigebracht. Eine vollständige Verwischung des Ichs ist identisch mit einem Wesen höherer Art. „Stoizismus ist das beharrlich verfolgte Ziel unserer Selbstzucht, und sobald das Herz aufgewühlt ist, tritt der Wille in Kraft, um es zu unterdrücken." Wird ein Mann geärgert, so gilt es als schlechter Geschmack zu toben; verlachen soll er seinen Zorn. Hat ihn Trübsal befallen, so soll er seine Tränen mit Lächeln begraben. Niemals darf ein Mensch durch Klagen und Jammern eines anderen in seinem Wohlbefinden beeinträchtigt werden.

Ein weiteres Erfordernis der Lehre ist, sich über sich selbst Rechenschaft zu geben. Das Gewissen ist der alleinige Maßstab für Recht oder Unrecht. „Was immer das Gewissen gutheißt, ist Gerechtigkeit, ist Geradheit, und was uns befähigt, die letztere im Zusammenhang mit der ersteren zu erringen, ist Mut." Persönliche Tüchtigkeit war unerläßliche Vorbedingung für jeden Samurai. In frühester Jugend wurde ihm die Aufgabe:

„Zu tragen und zu wagen!“ Knaben und auch Mädchen, die Mädchen in beschränkterem Maße, wurden von frühester Jugend an gewöhnt, Entbehrungen aller Art zu ertragen. „Barfuß vor Sonnenaufgang durch den Schnee zu ihren Uebungen im Fechten und Scheibenschießen zu gehen; Begräbnisplätze um Mitternacht aufzusuchen; ganze Nächte aufrecht sitzend und in steter Bereitschaft zu verbringen; sich schweren Proben zu unterziehen, die ein „wissenschaftlicher“ Pädagoge als barbarisch kennzeichnen würde, war die Erziehungsweise, der jeder Samurai unterworfen war.“ Aber jeder Tapferkeit muß sich die Rechtschaffenheit gesellen, sie ist die einzig zulässige Bedingung ihrer Ausübung. Die Ursache, nicht der Ausgang ist der Maßstab für die Rechtschaffenheit einer Handlung.

Der höchste Tribut edlen Charakters ist Wohlwollen. Nur der Mann ist in Wirklichkeit ein Ritter sonder Tadel, der in seinem Herzen Mitleid fühlt; es ist Feigheit, einen gesunkenen Mann zu mißhandeln, und mannhaft, dem Schwachen zu helfen, den Frauen und Kindern Zuneigung zu beweisen. Wohlwollen und Güte sind die Kardinaltugenden, nicht nur, weil sie alle anderen Tugenden überragen, sondern weil es die notwendigsten Eigenschaften des Mannes sind, der Untergebene zu befehligen hat. Und befehlen wollte jeder der Klasse, die seit allem Anfang zum Herrschen bestimmt schien. Verlangten die Samurai ihrerseits Gehorsam, so waren sie auf Grund ihrer Lehre auch verpflichtet, solchen den Vorgesetzten und vor allem dem Kaiser, der ja überdies der Träger des Ahnenkultes war, zu zollen. „Für den Untertanen gibt es kein höheres Ziel, als ihn mit all dem Gehorsam zu unterstützen, der sich mit seinen Pflichten und seinem Gewissen vereinigen läßt.“ Stolz ruft Nitobe aus: „Im Laufe der fünfundvierzig Jahrhunderte, in denen das nationale Leben Japans manche Heimsuchung erfahren, hat doch kein Fleck, wie der Tod Karls I. oder wie der Ludwigs XVI. die Blätter unserer Geschichte entstellt. Hat jemals ein Nero oder Kaligula auf unseren Thronen gesessen?“[3])

Die Liebe, die der Samurai dem Kaiser entgegenbringt, erzeugt auch eine Liebe für das Land, das er beherrscht. So entsteht der Patriotismus, der aus zwei Gefühlsquellen genährt wird: der persönlichen Liebe zum Monarchen und der gemeinsamen Liebe zum Boden. Als drittes kommt noch hinzu die Liebe für jene Stätten, in denen die Gebeine der Vorfahren ruhen. Ahnenkultus macht ein wesentliches Stück japanischen Gefühlslebens aus; in ihm finden sich alle Schichten zusammen, hohe und niedrige, arme und reiche. Das Familienleben zeigt uns in Japan Formen wie wohl nirgends auf der Welt. Die Idee der kindlichen Liebe, die in Sage und Geschichte eine hervorragende Rolle spielt, basiert auf der Dankbarkeit für das Leben und alles was es einschließt. Elternliebe ist eine jener Tugenden, die dem Japaner im Innersten zu eigen sind. Und deshalb versteht er auch nicht, wie es im Abendlande ein Gebot geben kann, nach dem der Mann Vater und Mutter verlassen und seinem Weib anhangen, daß die eheliche Liebe den Vorrang vor der kindlichen haben soll. Nach der Bushido-Lehre nimmt die Gesellschaft als geistige Genossenschaft nicht mit Adam und Eva ihren Anfang, sondern mit Adam und seinem Vater. „Ehe dieses langhaarige Geschöpf auftrat, hatte sich Adam schon des öfteren seinem Schöpfer, Erzeuger, Vater mitgeteilt, so daß die Beziehung des Sohnes zum Vater schon bestand, selbst nach biblischer Erzählung, noch ehe die zwischen Mann und Weib bekannt gewesen ist; in anderen Worten, wenn es sich um einen Präzedenzfall handelt, so bestand die kindliche Liebe als die erste aller Tugenden. Es ist sogar wahrscheinlich, daß sie überhaupt die erste ist, die von der Menschheit empfunden wurde.“ Nach allem: kindlicher Ungehorsam gilt dem Japaner als der Ausfluß moralischer Minderwertigkeit.

Es verlohnt sich in diesem Zusammenhang einen Blick auf die Frau in Japan zu werfen. Nitobe weist meines Erachtens mit Recht auf die oft vergessene Tatsache hin, daß es nicht das Christentum gewesen ist, das den Zug der Artigkeit Frauen gegenüber in die deutschen Ritter gelegt hat, daß sie ihn vielmehr erst von „den Sarazenen“ erlernten. Bekanntlich sind hier die Kreuzzüge von eminentem Einfluß gewesen, u. a. auch in Hinsicht der Ausgestaltung des Marienkults. Nitobe konstatiert nun, gleichsam um die japanische Rasse als höherwertig hinzustellen, mit sichtbarer Genugtuung das Folgende: „Wir hatten keine Sarazenen, die uns lehrten; chinesische Weise und buddhistische Mönche haben uns nur geringschätzende Begriffe über die Weiblichkeit hinterlassen. Es bleibt für mich ein Gegenstand beständiger Verwunderung, daß Konfuzianismus und Buddhismus bei dem sehr großen Einfluß, den sie übten,[4]) dennoch nicht vermocht haben, die Stellung unserer Frauen herabzudrücken. Die Ritterlichkeit, die wir übten, war unsere eigene, und wir verdanken sie der uns gelehrten Mannhaftigkeit, die es den Rittern auferlegt, den Schwächeren hilfreich zu sein; wir danken sie ferner der anerzogenen Hochachtung vor unseren Eltern, die uns jedes Weib als eine wirkliche oder künftige Mutter heiligt.“ Diesem Hymnus gegenüber empfiehlt es sich, einen Blick auf die Ergebnisse der japanischen Bevölkerungsstatistik zu werfen. Die Zahl der Heiraten betrug im Jahre 1899 297,117, die Zahl der Ehescheidungen 66,417,[5]) das bedeutet eine Ehescheidungshäufigkeit, wie sie von keinem anderen Lande erreicht wird. Auf 100,000 bestehende Ehen kommen in Japan mehr als 1500 Scheidungen jährlich, dabei darf bestimmt angenommen werden, daß diese offizielle Zahl hinter der Wirklichkeit weit zurückbleibt. Diese Ehescheidungshäufigkeit steht mit den Ausführungen Nitobes in ziemlichem Widerspruch. Tatsächlich wertet der Japaner die Ehefrau denn auch weniger als die Mutter. ‚Dies ergibt sich notwendig aus seiner ganzen Gedankenwelt. Die Ehe bedeutet eine Vereinigung zwischen Mann und Frau zu dem Zweck, einen Erben zu erhalten. Die Ehe war nach altem Recht lediglich eine Institution im Interesse des Ahnenkultus. Infolgedessen galt bis zur Restauration Kinderlosigkeit als Scheidungsgrund, Mangel an männlichen Erben wurde der Kinderlosigkeit gleichgestellt. Das neue Gesetz hat diesen Scheidungsgrund beseitigt, dafür aber den der „gegenseitigen Abneigung“ eingeführt, und zwar derart, daß bloßes Uebereinkommen der Parteien die Ehe löst. Erst wenn ein Teil sich weigert, in die Scheidung einzuwilligen, der andere aber gesetzliche Gründe beibringt, tritt das Gericht dazwischen. Tatsächlich ist also gegen früher nicht viel geändert, denn „gegenseitige Abneigung“ läßt sich durch Mann, Vater und Schwiegervater bald herbeiführen. Die nach wie vor enorm hohe Zahl der Ehescheidungen läßt auf eine etwa durch die neueren Verhältnisse gewordene andere Auffassung der Ehe nicht schließen. Sie scheint mir jetzt wie vordem als Mittel zum Zweck des Ahnenkults angesehen zu werden. Wie dem aber auch sei: das hohe Lied unseres Autors auf die japanische Frau kann als Typus allgemeiner Auffassung nicht gelten.

Im übrigen erzählt uns Nitobe, daß Japans Frauen streng erzogen werden. „Uhlands Gesang, „der Sonnenschein wird ihr zum Segen, sie leiht uns Kraft bei Sturm und Regen“, fand keine Anwendung bei der Erziehung unserer Mädchen.“ „Sie erhielten ihre Unterweisung in verschiedenen kriegerischen Uebungen, in der Kunst der Selbstverteidigung, sich und ihre Kinder zu schützen, ja selbst in der Kunst des Selbstmordes, um ihr Leben in treuer Pflicht und mit Anstand zu enden, wenn keine andere Wahl sonst als die Schande ihnen blieb. Friedsame Fertigkeiten: Musik, Tanz, schöne Wissenschaften, Kranzwinden u. s. w. wurden nicht vernachlässigt, aber Bereitschaft im Notfall, Haushaltung und Erziehung der

---

[3]) Die letzte Behauptung ist nicht als bare Münze zu nehmen; auch die japanische Geschichte weiß von grausamen Herrschern zu erzählen. Zwei ihrer schlimmsten, Yuriaku und Buretsu, werden dadurch nicht besser, daß unser Autor „begründete Zweifel an der Richtigkeit der von ihnen überlieferten Grausamkeiten“ hat.

[4]) Also hier wird der „sehr große Einfluß“ zugestanden, während er kurz vorher (S. 217) als nicht bedeutend hingestellt wird.

[5]) Résumé Statistique de l'empire de Japan, Tokio 1899.

Kinder wurden als die bei weitem wichtigsten der zu erlernenden Aufgaben angesehen. Das Stählen der Nerven war ein notwendiger Bestandteil ihrer Schulung; Schluchzen und Schreien wurden als einer Samuraifrau unwürdig erachtet."

Es entsteht bei der Aufzählung der durch die Bushido-Lehre bedingten Tugenden die Frage, welchen Platz unter ihnen Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit einnehmen. Es ist eine bekannte Tatsache, daß die europäischen Geschäftsleute immer wieder über japanische Untreue in Handel und Wandel klagen. Während der Chinese ein ehrlicher Kaufmann ist, der seinen übernommenen Verpflichtungen nachkommt, sucht der Japaner ihnen nach Möglichkeit aus dem Wege zu gehen. Lug und Hinterlistigkeit sind dabei nicht selten die Waffen, deren er sich bedient. Etwas Unsympathischeres als den gewissenlosen japanischen Geschäftsmann (selbstverständlich gibt es auch Ausnahmen) kann man sich kaum vorstellen. Unsere deutschen Exporteure wissen ein Lied davon zu singen. Ich war deshalb sehr neugierig zu erfahren, wie sich Nitobe mit Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit als menschlichen Tugenden abfinden würde. Und was höre ich? Ein hohes Loblied auf „diesen wichtigen Faktor in der Zahl ritterlicher Tugenden". Freilich: schon für das militärische Leben will er ihn ausschließen. „Kriegskunst ist nicht ausgesprochene Ehrlichkeit." „Ehrlichkeit im Felde ist nicht leicht zu erzielen und aufrecht zu erhalten; sie ist eher ein Produkt des Marktes und der Arbeitsstätten. In Handel und Industrie ist die Ehrlichkeit die beste Politik." Wie bringt Nitobe diese Lehre mit der tatsächlichen Praxis seiner Landsleute in Einklang? Es wird ihm sauer, diesen Punkt überhaupt berühren zu müssen, und in wenigen Zeilen tut er ihn ab, obwohl seine Erklärung sich hören läßt. Jene Klasse, für welche die Bushido-Lehre die Satzungen bildete, hielt den handeltreibenden Beruf für einen höchst unehrenwerten, wenigstens nicht ihrer Würde entsprechend. Der Krämergeist war ihnen ein Greuel, dem Kriegshandwerk und schöngeistiger Beschäftigung fremd. Die Bushido-Lehre hat deshalb auf die Handeltreibenden gar keinen Einfluß ausgeübt. „Die natürliche Folge davon war, daß sich bei den Industrietreibenden ein weniger moralischer Ton einschlich." Der wundeste Punkt der Bushido-Lehre war eben, daß sie als Klassenmoral die verschiedenen Berufe der Gesellschaft in Hinsicht ihrer Ehre unterschiedlich einschätzte: die höchste Ehre dem Samurai, geringere den Landleuten, noch geringere den Mechanikern und Technikern, gar keine den Kaufleuten. Letztere wurden überall als am wenigsten ehrbar angesehen, und es darf nicht wundernehmen, daß ihr moralischer Standpunkt sich ihrem Rufe anpaßt. Indes Nitobe tröstet sich: „Schon in den letzten zwei Jahrzehnten haben wir in unseren Industriezweigen eine beträchtliche Besserung in diesem Punkte wahrgenommen." Ich gestatte mir, hier ein Fragezeichen zu machen. Nach meinen ziemlich umfangreichen Erfahrungen ist das gerade Gegenteil der Fall. Eine Probe auf das Exempel machte die letzte Krisis in Japan im Jahre 1900; in diesen schwierigen Zeiten hätte der japanische Geschäftsmann Gelegenheit gehabt, Beweise einer von Treue und Glauben getragenen Geschäftsgebarung zu geben. Aber nichts von dem trat ein, der alte Erbfehler kam voll zum Durchbruch, und brachte u. a. vielen deutschen Firmen schwere Verluste. Neuerdings wird im Verkehr mit Japan eine Vorsicht angewendet, die gegenüber Negerrepubliken schlimmster Sorte nicht größer sein könnte.[6])

6) Wohlgemerkt: Obiges gilt nur von den Privaten; der geschäftliche Verkehr mit Staatsanstalten läßt in keiner Beziehung etwas zu wünschen übrig. Ich möchte nicht unterlassen, hierauf ganz besonders hinzuweisen.

(Schluß folgt.)



Mathias Grünewald und die Mystik.

(Schluß.)

Uebrigens begegnen wir auch Velasquez um etwas mehr als hundert Jahre später auf verwandten Pfaden der Mystik. In seinem ergreifenden Bilde Christus an der Geißelsäule (vgl. Karl Voll, Velasquez, 1899, Tafel 38, Karl Justi, Diego Velasquez, 1888. I, 424 ff.) in der Nationalgalerie zu London läßt er eine von Mitleid ergriffene Kinderfigur von einem Engel auf den gegeißelten, am Boden niedergesunkenen Heiland hinweisen. Justi ringt erfolglos mit dem tieferen Sinn der Darstellung. Hätte man bloß das Kind und seinen Begleiter (ohne die Flügel) vor sich, meint er, man würde sagen: es ist ein Kind, das von einer Verwandten an das Sterbebett seines Vaters geführt wird, um ein Gebet für dessen Ruhe zu sprechen. Andrerseits betont er: Was das Kind sieht, ist es nicht vermögend zu fassen, noch weniger hat es Worte, seine Empfindung auszudrücken; aber das Herz spricht. Justi (a. a. O. S. 421) nennt das Bild in der Verwebung gegenwärtigen (?) Lebens mit dem Wunderbaren und der heiligen Geschichte mehr mittelalterlich als modern. Es ist keines von beiden, sondern ein kontemplativ-mystisch zu fassender Vorgang, ähnlich wie in manchen Bildern die Engel bei dem Schmerzensmann und in all jenen Darstellungen, wo die betrachtende Vorstellung ein Moment aus der Erlösungsgeschichte durch die Einführung von Personifikationen oder Idealgebilden, wie Engel, entweder in subjektiv freier Weise ergänzt, oder aber in überlieferter Vorstellung künstlerisch wiedergibt. So ist auch die Szene bei Christus an der Geißelsäule von Velasquez zu verstehen. Einem völligen Verkennen dieser kontemplativ-mystischen Darstellungen ist es zuzuschreiben, wenn Justi sie so erklärt (a. a. O. S. 422), daß durch das Neue, durch Eingehen in detaillierte Umstände eine heftigere Wirkung erzielt werden wolle. Als ob man je einen begeisterten Prediger oder geistlichen Schriftsteller darum tadeln möchte, wenn er ein Heilsgeheimnis schildernd ausgestaltet und seine Zuhörer oder Leser in ein persönliches Verhältnis zu dem Vorgang versetzt. Bei dem malerischen oder plastischen Kunstwerk findet man sich in einem verwandten Vorgehen nicht zurecht und verschuldet aus diesem mangelnden Eingehen auf den Sinn des Darstellers und des Kunstwerkes ein wenn auch nicht beabsichtigtes, aber tatsächliches Unrecht. Die „andächtige Person", wie Justi (a. a. O. S. 425) sich ausdrückt, ist einfach die Personifikation der gläubig-christlichen Seele, die von dem Schutzengel zur Betrachtung des im Leiden niedergesunkenen Erlösers geleitet wird. Die Geißelung ist als pars pro toto gewählt: Schmach, Schmerzen, Blut, Verlassenheit sind die Momente, die sich der mitfühlenden, mitleidenden Seele, der anima compassiva, in der ergreifendsten, eindringlichsten Weise hier offenbaren. Justi streift (a. a. O. S. 416) einen Gedanken, der ihn auf dem Weg der mystisch-allegorischen Deutung zum richtigen Ziel hätte leiten können: das Kostüm des begleitenden Engels findet er nämlich „der Figur eines Passionsspiels entlehnt". Das „kreuzweise Band" ist jedoch augenfällig die liturgische Stola, die, samt der Albe, in der mittelalterlichen Kunst den Engeln als den himmlischen Dienern und Boten (ministri, diaconi) ständig eignet und keineswegs auf der geistlichen Bühne „zur Befestigung der Flügel gedient" hat. „Eine dünne weiße Linie, ein Strahl, der von der Stelle, wo (bei dem Kinde) das Herz liegt, zum Ohre Jesu geht" (Justi, a. a. O. S. 425), ist einfach als Gnadenstrahl zu fassen, der gerade umgekehrt von dem Haupte des Herrn ausgeht und die christliche Seele trifft: es ist die verwundende, zur teilnahmsvollen Gegenliebe entzündende Liebe des Erlösers, amor vulnerans in der Sprache der Mystik. Die ganze Szene ist die künstlerische Verkörperung der leidvollen Teilnahme der anima fidelis an einem der martervollen Stadien der Passion des Herrn (compassio contemplativa). Es berührt wahrhaft peinlich, wenn ein so ergreifendes, tiefsinniges und tiefinniges Bild dem so eminenten Schilderer von Velasquez und seiner Kunst „im Gegenstand befremdlich ist" (a. a. O. S. 427); das durfte man anders wünschen und wohl auch anders

erwarten. Voll (a. a. O. S. 8) rechnet den Christus vor der Geißelsäule zu den ergreifendsten Schöpfungen jener Zeit. Er führt seinen Ursprung, oder doch den Tenor der Fassung, auf schwere Ereignisse im Leben des Künstlers zurück, wie er aus den Spuren tiefer Melancholie bei ihm glaubte ablesen zu sollen. Von einem solchen Zusammenhang ist nichts bekannt, und die Deutung ist ebenso bestimmt abzulehnen wie imputiertes Anklingen an preziöse Raffiniertheit, die Velasquez hier gestreift haben soll. Das Bild ist ohne allen Zweifel aus einem unmittelbaren Auftrag hervorgegangen, dem bestimmte Wünsche oder gar Angaben der Besteller zu Grunde lagen. Es ist der Reflex jener von der heiligen Theresia († 1582) neu entflammten Mystik, die Leben und Kunst in Spanien in einer tiefgehenden Bewegung durchströmte. Diese wie alle großen Erscheinungen auf dem Gebiete des religiösen Lebens sind von der Kunstforschung ebenso in Rechnung zu setzen, gleich anderen Faktoren im Leben der Völker und der Gesellschaft, welche die Geisteskultur und die Empfindungswelt einer Zeit bestimmen. Neigung oder Abneigung darf da nicht entscheiden, wo Tatsachen objektives Erfassen und vorurteilsfreie Würdigung verlangen. Das gilt für den als Parallele herangezogenen Fall des mystisch-allegorischen Bildes von Velasquez, wie für den Ausgangspunkt dieser Betrachtung im Isenheimer Altarwerk Grünewalds.

Wenn es nun der kunstgeschichtlichen Forschung, anderen Erfolgen gegenüber, bei Grünewald bisher versagt blieb, die Wurzeln aufzugraben, aus denen er seine Kraft gezogen, wie noch neuestens Fritz Baumgarten in seiner Studie über die Isenheimer Altargemälde (Das Kunstgewerbe in Elsaß-Lothringen: Juli- und August-Heft 1904) hervorhebt, so bleibt noch eine Quelle zu prüfen, die vielleicht über sein innerstes Wesen Aufschluß zu geben imstande ist und das Verhältnis des Meisters zu seinem Werk zu erläutern vermag: es ist das Abbild seiner Persönlichkeit, wie sie uns aus Bildnissen und den Anklängen an solche aus verschiedenen Typen in seinen Gemälden entgegentritt.

Zu diesem Ende ist naturgemäß an jene Darstellung anzuknüpfen, die in sich die volle Gewähr für ihre Echtheit bietet: es kann nur ein Selbstbildnis sein, was zum Beweis eingestellt werden darf. Diese Voraussetzung trifft allein zu in der Figur des Patriziers Johannes in dem Freiburger „Maria-Schnee“-Bilde (vergl. Abb. in Zeitschr. für Bild. Kunst, 1901 bis 1902. N. F. XIII. S. 206 u. ff.). Franz Rieffel (a. a. O.) ist mit O. Eisenmann entschieden der Ansicht, daß der hier in andächtiger Haltung neben dem Papst Liberius kniende greise Mann kein anderer als Grünewald selbst sei. Ein Donator ist ausgeschlossen; die beiden Stifter des Altars, die Stiftsgeistlichen Retzmann und Schanz, sind in der Predella als Wappenhalter zu erkennen. Die stoffliche Wahrheit aber in der Darstellung des welken Gesichts des Patriziers ist, wie Rieffel treffend hervorhebt, der Meisterschaft Grünewalds gerade in dieser Richtung vollkommen wert.

Das Bild ist ohne allen Zweifel eine Spätleistung Grünewalds, die an das Ende seiner bis 1525 angenommenen Tätigkeit zu setzen ist. Die Jahreszahl 1519 an dem alten Rahmen des Altarwerkes in der Schneekapelle der Stiftskirche zu Aschaffenburg hat für die Entstehungszeit des Bildes selbst keine zwingende Bedeutung: die Stiftung kann, wie das gar nicht selten vorkam, ihre Ausführung geraume Zeit nachher erfahren haben. Jedenfalls entspricht eine spätere Datierung der ganzen Fassung der Tafel in Freiburg. Hier erscheint der Meister sicher als ein Mann, der die Mitte der 50er Jahre erreicht, wenn nicht überschritten hat, wobei man ihn noch früh gealtert und vorzeitig niedergehend nehmen muß, eine Annahme, die übrigens mit einer zart angelegten und sensiblen Persönlichkeit sehr wohl zu vereinigen wäre. Die neben dem Patrizier kniende Frauengestalt, deren Deutung auf Grünewalds Weib mindestens zugelassen wird, ist ihrerseits so greisenhaft dargestellt, daß auch daraus auf das vorgeschrittene Alter des Ehemannes zu schließen ist. Was man übrigens bei Grünewald als „melancholische“ Art deutete, war wohl eher der Mangel robusten Wesens und die unmittelbare Aeußerung einer von der Mitwelt verschieden gearteten Natur, die körperlich und seelisch mehr empfindsam, innerlich und wohl auch leidvoll gewesen und darum von einer doch sehr rauhen Zeit kaum richtig verstanden und gewürdigt ward. Das Bild zeigt einen feinen Kopf von durchgearbeiteten Zügen, wenig Fleisch und blutlose Hautfarbe. Die Stirn ist breit, offen und zurückfallend, „fliehend“ nach dem bezeichnenden Ausdrucke. Die Augen liegen in tiefen Höhlen. Die Nase ist fein, gebogen und ziemlich lang. Die Winkel des kleinen Mundes sind herabgezogen und von schmerzlichem Ausdruck. Von den Backenknochen fällt die Umrißlinie des Kiefers nach dem Kinn spitz herab. Lippen und Kinn bedeckt dünnes, fast flaumiges Barthaar, das wenig körperhaft die Erscheinung von Kinn und Mund kaum beeinträchtigt. Auch das Haupthaar ist dünn und legt sich locker und strähnig nach rückwärts. Bestimmend für den Ausdruck des Gesichtes sind zwei starke Hautfalten, die sichelförmig von den Augen bis zum Unterkiefer sich herabziehen: sie lassen auf ehemals größere Fülle schließen, geben aber jetzt, zusammen mit den schmerzlich herabziehenden Mundwinkeln, dem Antlitz etwas unendlich Trauriges, Schmerzerfülltes und Sehnsuchtvolles zugleich. Nimmt man die feingebildeten Hände dazu, die so sachte und geschickt den Pelzhut greifen, den er vor die Brust hält, so gewinnt man den Eindruck einer feinen, sympathischen, in Leid abgeklärten, still innerlichen Persönlichkeit. Was Rieffel neuestens (Zeitschr. f. Bild. Kunst, 1904, Bd. XV. S. 154 b) bestimmt, ihn im Sinne der „erudierten“ Literaten jener Zeit das „unansehnliche rotblonde Malerlein“ zu nennen, wird vielleicht daraus verständlich, daß man in den Typen des Johannes des Evangelisten, wie er in verschiedenen Lebensaltern bei Grünewald vorkommt (Kreuzigung zu Karlsruhe, zu Colmar, sodann auf der Predella daselbst) Anklänge an seine eigene Erscheinung in jüngeren Jahren anzunehmen geneigt ist. Wenn nun diesen Deutungen auf Grünewald auch die äußere Bezeugung fehlt, so bieten sie den absolut sicheren, unverfälschten Ausdruck seiner eigenen Hand und stehen darum unter allen Umständen in dem Beweisverfahren für seine persönliche Erscheinung im Vordergrund, während die auf ihn gedeuteten Bildnisse, die beiden Zeichnungen zu Kassel und Erlangen, gewiß nicht von seiner Hand sind, nicht einmal sicher aus der Zeit stammen und zudem unter Ueberarbeitung verändert worden sind, so daß die Erlanger Silberstiftzeichnung überhaupt kaum mehr in Betracht kommen kann. Sie können für Grünewalds Ebenbild nur soweit Geltung beanspruchen, als sie mit den Typen seiner eigenen Hand Spuren von Verwandtschaft aufweisen. In diesem Sinn hat die Kasseler Zeichnung (im Besitz von O. Eisenmann) einen gewissen Wert, der aber gleich um deswillen einzuschränken ist, weil sie nicht sowohl ein Abbild, als fast ein Zerrbild gibt. Danach wäre Grünewald eine geradezu pathologische Erscheinung zu nennen. Die zum Uebermaß ausgebildete „fliehende“ Stirn, der prognatische Unterkiefer, der an religiöse Ueberspanntheit gemahnende Blick, die Vernachlässigung des zurückgeworfenen Kopfhaares und des Bartes machen ihn zu einer nicht normalen Erscheinung: mit dem Bilde auf der Freiburger Tafel verglichen, ist es eine zur Krankhaftigkeit gesteigerte Uebertreibung von Grünewalds Eigenart. Es wird darum viel richtiger sein, den auf seinen Namen gestempelten Typus in dieser Form für seine leibhaftige Erscheinung abzulehnen und ihm nur bedingtes Gewicht zuzuerkennen. Ein Bild dessen, was Grünewald leiblich gewesen und in seinem Werk niedergelegt hat, vermitteln die angezogenen Quellen je nach ihrem Wert: sind sie auch nicht vollkommen genügend, so bieten sie doch eine ausreichende Grundlage, um Grünewald in seinem Verhältnis zur Mystik auch aus seiner körperlichen Erscheinung bis zu einem gewissen Grade zu verstehen.

Mainz, im September.

Friedrich Schneider.

Bücher und Zeitschriften.

Die Bäuerin von Vorbach. Roman von **Lu Volbehr.** Berlin und Leipzig, Verlag der Frauen-Rundschau. (1904.)

Die Dichterin, die sich schon durch mehrere Dramen, eine Novellensammlung und den Roman „Stephan Henlein" vorteilhaft bekannt gemacht hat, bewegt sich in ihrem neuesten Werke auf dem festen Boden ihrer Vaterstadt Nürnberg, die in sehr durchsichtiger Verschleierung unter dem Namen Felsbruggen eingeführt ist. Trude Hennings, die Heldin der Geschichte, ein frei denkendes Mädchen, das nur den Gesetzen der Sittsamkeit, nicht denen der Sitte untertan sein will, richtet sich in Felsbruggen häuslich ein, um selbständig ihrem Schriftstellerberufe zu leben, zum Entsetzen ihrer philiströsen Verwandtschaft, die lebenswahr, weil ohne auffällige Uebertreibung, gezeichnet ist. Es fehlt auch nicht an erquicklichen Gegenstücken zu diesen altmodischen Exemplaren: eine ganz köstliche Erscheinung ist die echt Nürnbergerisch anmutende Figur des Zinnfigurenkönigs Jeremias Gottliebe. Der von modernen Schriftstellerinnen schon in unzählbaren Variationen dargestellte Kampf der modernen Frau gegen das sie umgebende Spießbürgertum würde nun freilich allein nicht ausreichen, um Frau Volbehrs Roman eine Bedeutung zu sichern. Sie hat aber in dieses Motiv ein tieferes Problem sehr geschickt hineingearbeitet. Trude Hennings hat nicht nur die Vorurteile der Gegenwart, sondern auch die Schatten der Vergangenheit zu überwinden. Nach Felsbruggen wird der junge Architekt Fritz v. Roßweiler, der Sprosse eines altelsässischen Adelsgeschlechts, berufen, um die Renovation der St. Mauritiuskirche zu leiten. Die jungen Leute lernen sich kennen und lieben. Frei von lächerlichem Adelsdünkel, fühlt sich Fritz doch als der Nachkomme seiner Ahnen, wie umgekehrt Trude auf ihre bäuerlichen Voreltern stolz ist, zumal auf eine wie eine Heilige in der Familie Hennings verehrte Stammmutter, die einst — in dem Felsbruggen benachbarten Vorbach — einen französischen Offizier aus Jourdans Korps erschlagen hat, weil er sie ihrer Ehre berauben wollte. Es stellt sich heraus, daß dieser François de Roßopler ein Ahnherr Fritz v. Roßweilers gewesen ist. Blutschuld tritt also zwischen die Liebenden. Seine erste Empfindung ist, daß ihn das Schicksal zur Entsagung verdamme, während sie, die geistig Freiere, solche Schwäche nicht kennt; vielleicht unbewußt, hat die Dichterin damit zugleich gezeigt, daß das Weib rücksichtsloser im Lieben ist als der Mann. Durch Arbeit suchen beide zu vergessen. Doch ihm verhilft die Arbeit noch zu Besserem, zu einer Revision seiner Lebensanschauung, die es ihm ermöglicht, das Bild der tapferen Bäuerin von Vorbach mit Rosen zu bekränzen und die Geliebte, der Vergangenheit zum Trotz, heimzuführen. Diese innere Umwandlung des Helden ist doch nicht so recht überzeugend dargetan; darin liegt der schwache Punkt des hübschen Buches. Es ist in Briefen abgefaßt, aus denen sich die ganze Geschichte ohne empfindliche Lücke, ohne überläftige Wiederholungen zwanglos ergibt. Daß die Schreiben der Heldin eine charakteristischere Färbung haben als die des Helden, ist begreiflich. Was aber dem Roman einen besonderen Reiz verleiht: man spürt ihm Seite für Seite an, daß er aus dem Mittelpunkt einer festen und selbstsicheren weiblichen Persönlichkeit herausgewachsen ist, die bei aller seelischen Stärke ihr Geschlecht doch nirgends verleugnet.

Stuttgart. **Rudolf Krauß.**

Vom Kulturwert der deutschen Schule. Von **Arthur Bonus.** Leipzig, Diederichs Verlag 1904.

Ganz herrlich ist das kleine Büchlein von nur 70 Seiten. Jedes Wort echtes Gold warmer treuer Empfindung, manches etwas schwer verständlich durch allzu große Kürze, aber es lohnt sich (was sich sonst meist nicht lohnt) über einen undeutlichen Satz genau nachzudenken. Es kommt jedesmal sehr bald ein wertvoller Sinn aus ihm hervor. Und welche Wonne, daß wieder einmal einer kurz schreibt, weil er so viel zu sagen hat, daß er sich gar nicht Zeit nehmen mag, ausführlich zu sein für die, die nicht gleich Andeutungen verstehen, weil ihn die Leidenschaft für seine Sache innerlich jagt und treibt. „Nur weiter, weiter, alles muß jetzt einmal von der Seele herunter!" Man sieht förmlich, wie die Feder des Schreibenden flog aus Begeisterung und Entrüstung. Denn es ist vor allem Entrüstung über die heutige deutsche Schule, die aus ihm schrie, er hat durch diesen Notschrei seine Seele erleichtert und auch uns hat er aus der Seele gesprochen. — Wir wollen versuchen, über den Gang der Gedanken durch eine ganz kurze Analyse zu orientieren. Zuerst richtet sich der Kampf des Verfassers gegen das humanistische Gymnasium. Von der griechischen Antike meint er, sollen wir besonders dies lernen, daß damals die Kinder nicht mit ägyptischen oder anderen Kulturen schulmäßig behelligt wurden. Aber Griechisch in der Schule sei immer noch besser als deutsche Literatur in der Schule. Alles was uns heilig und wert ist, nur ja nicht ausliefern an diesen Betrieb, der alles was ihm anheim fällt, verekelt und sein Dasein im nationalen Leben unmöglich macht! Darum auch heraus mit der Religion aus der Schule! Religion ist kein Unterrichtsgegenstand, weil sie kein Gegenstand des Wissens, Lernens, Abfragens u. s. w. sein kann. Unser Gymnasium ist eine Erziehung zur Unehrlichkeit, sowohl zum großen Betrug des Lehrers, wie auch zur gefährlicheren Unehrlichkeit gegen sich selbst. Es erzieht zur Phrase und ertötet alle Fähigkeit zum Erschaffen aus eigenem echten Gefühl heraus. „Gewissenlosigkeit gegen das Wort als Ausdruck einer Wirklichkeit," so heißt das Resultat unserer Gymnasialbildung. „Verehrungswürdig" erscheint daneben „die natürliche Unfähigkeit des Ungebildeten, tiefere Gefühle auszudrücken". Die großen alten schweren Keulenschläge Nietzsches gegen das humanistische Gymnasium werden dann wieder einmal — Gott sei Dank! — in Erinnerung gebracht. Unsere Kirchen freilich ertöten die Religion, aber es könnte ihnen nicht so gut mit so rohen und plumpen Mitteln gelingen, wenn nicht viele Jahre hindurch die Schule ihnen vorgearbeitet hätte. Es ist ein Pfarrer, der diese Worte schreibt. Dann folgt eine herrliche Parodie auf die heute so eingebildete Pädagogik als Wissenschaft, über die man alle Augenblicke laut loslachen muß, obgleich die Sache selbst nur allzubitter ist. Der erste und durchaus richtige Gedanke aber, der gegen die heutige Pädagogik ins Feld geführt wird, ist der, daß aller Zwang in religiösen und künstlerischen Dingen alle vermeintlichen Resultate aufhebt und daß derjenige Zwang der verderblichste ist, der mit Schlauheit und Raffinement sich hinter dem Schlagwort der „Selbsttätigkeit des Kindes" versteckt. Ebenso ist das Schlagwort von der „Individualität" in der Pädagogik eine konventionelle Lüge. Es entspricht ja dem Versuch in der Schule, zu individualisieren, keine „Individualisierung der Lehrer, der Resultate, der Lehrpläne". Dadurch wird die deutsche Pädagogik die nächste Geistesverwandte des Jesuitismus. Beide ertöten das zum Wachsen bereite Leben. — Die Gedanken, die hiermit ausgesprochen sind, sind nicht neu, man findet sie fast alle beieinander schon in Lagardes wundervollem Schulaufsatz. Auch in der pädagogischen Literatur sind sie nicht neu. Aber die Form von Bonus ist neu, fast wild brennt hinter seinen schmucklosen Worten die Leidenschaft seiner Entrüstung und der Wunsch zu helfen. Die Vorschläge, die er am Schluß des Büchleins zur Abhilfe selbst versucht, zeigen, daß er nur Dilettant ist. Aber wir wünschten uns mehr Dilettanten seinesgleichen. — Was wir an dem Büchlein vermissen, ist ein Verständnis dafür, wie in der deutschen Welt diese unheimlich fest organisierte Pedanterie der Schule, die im letzten Jahrhundert allerdings auch noch angefangen hat, schlau zu werden und sich als Kulturwert zu verteidigen, entstanden ist, denn sie ist, so verderblich sie auch wirkt, doch alles, was sie ist, bona fide und unterscheidet sich dadurch sehr wesentlich vom Jesuitismus. Ihre beiden Eltern heißen: preußische Bureaukratie und protestantische Wortanbeterei. Aber der schrecklichste Pedant unter den Schullehrern ist doch ein Mann, der das Beste will oder einmal gewollt hat, und so verdient allerdings die Sache, nicht aber der Stand der Lehrer solchen Vorwurf des Jesuitismus. Bonus sagt einmal selbst, daß mit einem einfachen Abschlachten aller Gymnasiallehrer auf dem Teutoburgerwalde auch nichts gebessert wäre; man muß eben belehren. Die Volksschullehrer zeigen sich heute bereits überall der Belehrung in erfreulichster Weise zugänglich, selbst da, wo tiefe Belehrung sie zwingt, fast ganz und gar umzusatteln. Ein Buch wie das vom „herzhaften Unterricht" ist ein guter Beweis dafür. Die Gymnasiallehrer werden doch auf die Dauer auch nicht unbelehrbar bleiben. Die Versuche von Lietz in Haubinda u. s. w.

sind ja auch ein Anfang. Und was nützt selbst die Belehrung des ganzen Lehrerstandes, wo doch jeder einzelne durch Vorschriften und Vorgesetzte sklavisch gebunden ist? Eine pädagogische Vorlesung täte am meisten not vor einem Publikum von Kultusministern und Ministerialräten. Doch auch in dieser Beziehung wird es allmählich Tag. Es gibt heute bereits Schulräte, die großen, ja radikalen pädagogischen Reformgedanken zugänglich sind. Es gehört nicht sehr viel Prophetengabe dazu, um vorauszusehen, daß wir im Laufe der nächsten Generation mehr als eine Volksschule haben werden, in der ein oder zwei Jahre weder buchstabiert noch geschrieben wird. Auch die Eltern beginnen aufzuwachen und sich gegen die Tyrannei des Staates auf ihrem eigensten Gebiete zu wehren. Ueberall heute bricht das Eis. Bonus begrüßen wir mit Freuden als einen Rufer im Streit. Aber wir wollen nicht unterlassen, dem dunklen pessimistischen Bilde, das er heute noch mit allem Recht entworfen hat, eine feste Hoffnung entgegenzusetzen. Wir leben der Ueberzeugung, daß der Höhepunkt all dieser Sterilität und Kinderseelen-Ertötung bereits überschritten ist.

M. R.

Allgemeine Rundschau.

Aus dem Steuerwesen des alten Rom.

Es ist strittig — so lesen wir in dem vortrefflichen Werke von R. Beigel: Rechnungswesen und Buchführung der Römer, das soeben im Verlage der G. Braunschen Hofbuchdruckerei in Karlsruhe erschienen ist — ob es zur Zeit der Republik ein vollständiges, einheitlich geregeltes und alljährlich vom Senat beschlossenes Budget gegeben hat. Dagegen wird als wahrscheinlich angenommen, daß es einen Haushaltsetat für die normalen Einnahmen gegeben hat und daß diesem parallel ein Haushaltsetat für die normalen Ausgaben mit fünfjähriger Zeitdauer festgelegt wurde. Der Senat eröffnete zu diesem Behufe den Zensoren einen Kredit zur Hälfte und zuweilen im Gesamtbetrage der einzunehmenden Jahressteuer (vectigal annuum), den diese unter ihrer persönlichen Verantwortung zur Bestreitung der Verwaltungskosten, zum Unterhalt der öffentlichen Gebäude, zur Bezahlung von Gläubigern aus Verträgen mit dem Staat und besonders für die öffentlichen Arbeiten aufzuwenden hatten. Aus solchen Krediten wurde auch der Unterhalt und die Löhnung der im Dienste des Magistrats stehenden Sklaven bestritten. Außerdem war es ein alter Brauch, der dem Magistrat erlaubte, über bestimmte Summen aus den ihm für die Volksspiele zugewiesenen Subventionen oder aus Strafen, die er innerhalb seiner Jurisdiktion verhängte und die ihm zuflossen, im Interesse des Staates zu verfügen. Unveränderliche, durch den Kultusdienst bedingte, ein für alle mal festgestellte Ausgaben, wie Subventionen für gottesdienstliche Zwecke, für den Unterhalt heiliger Tiere u. dgl. brauchten nicht im Budget aufgenommen und vom Senat autorisiert zu werden.

Die Vorliebe der Römer für eine möglichst übersichtliche Finanzgebarung, sowie ihre Abneigung gegen Vermehrung des Beamtentums gab Veranlassung, die vermittelnde Privattätigkeit in den Dienst der Finanzverwaltung treten zu lassen. So kam es, daß der Staat nach und nach alle seine zu verwickelten Manipulationen Anlaß gebenden Einkünfte in die Hände von Pächtern (publicani), die je nach Umständen eine Pauschalsumme zahlten oder empfingen und dann für ihre eigene Rechnung wirtschafteten, legte. Die Zensoren hatten namens der Republik die Verpachtungen zu besorgen. Sie ließen vorher Kupfertafeln an öffentlichen Plätzen anschlagen, wodurch sie bekannt machten, welche Gegenstände verpachtet werden sollten, sowie unter welchen Bedingungen und an welchem Tage dies geschehen sollte. Diese, die Verpachtungsbedingungen enthaltenden Tafeln hießen tabulae oder leges censoriae. Die Handlung geschah auf dem Forum, dem großen Marktplatze zu Rom, wo ein Spieß (hasta) als Zeichen des Versammlungsplatzes zu diesem Geschäfte aufgerichtet stand. Daher der Ausdruck sub hasta (unter dem Spieß). Ein Präco setzte die zu verpachtenden Stücke nacheinander ein und schlug sie dem Meistbietenden zu. Einer der Quästoren führte das Protokoll, welches der liber hastarius genannt wurde. Die Pächter waren meist Kapitalisten aus dem Ritterstande, welche sich zu Gesellschaften (societates) vereinigten. Jede solche Gesellschaft hatte einen Vormann und Bürgen (manceps), der bei der Versteigerung das Gebot abgab und den Kontrakt mit dem Staate abschloß, die Kaution stellte und das Risiko übernahm. Die Geschäftsführung erfolgte in Rom durch den magister societatis, in den Provinzen durch promagistri. Die Pachtzeit war in der Republik vier, in der Kaiserzeit fünf Jahre. Die Pachtbedingungen stellte der Kontrakt (lex censoria) fest. Diese Pächter hielten ein zahlreiches Erhebungspersonal, meist unfreie Leute. Alle Einnahmen aus diesen Verpachtungen flossen in die Staatskasse (aerarium), welche auch alle Zahlungen teils direkt, teils durch Verrechnung leistete. Augustus trennte von dem Aerarium den kaiserlichen Fiskus. Die Verpachtung der Abgaben wurde zugunsten der direkten Erhebungsweise möglichst beschränkt; wo sie blieb, wie bei Akzisen, Weideland, Bergwerken und Salinen, erfolgte sie unter kaiserlicher Kontrolle; Rechnung darüber mußte in Rom bei den Steuerämtern gelegt werden. Unter den Obersteuerämtern gab es Unterämter und aus dem kaiserlichen Rechnungshof (a rationibus) gingen im Laufe der Zeit mehrere selbständige Verwaltungen hervor.

Kleinere Mitteilungen.

Bü. Ausgrabungen und Funde auf Delos. Am alten Kai von Delos hat Holleaux ein großes, wunderbar erhaltenes Wohnhaus neben kleineren Häusern gefunden. Eines dieser hatte in der Mitte des Hofraumes ein Mosaikbild, das den mit Efeu bekränzten, auf einem Tiger reitenden Dionysos darstellt. Bei den Ausgrabungen beim Theater am westlichen Abhang des Kynthos wurde eine große Bildhauerwerkstätte aufgedeckt.

Ehrung für Feuerbach. Wir erhalten folgende Zuschrift: Den Bemühungen des Bürgermeisters von Landshut, Hofrat Marschall, ist es gelungen, das bisher unbekannte Wohnhaus des Kriminalisten Anselm v. Feuerbach und Geburtshaus seines Sohnes, des Philosophen Ludwig Feuerbach, aufzufinden. Es ist das Haus Nr. 467, in dem sich jetzt die Filiale der Hypotheken- und Wechselbank befindet. Merkwürdigerweise wohnte in demselben Hause auch der Rechtsgelehrte Friedrich Karl von Savigny. Die Stadt Landshut beabsichtigt nun, das Andenken dieser drei berühmten Männer durch Anbringung von Gedenktafeln an dem genannten Hause zu ehren. — Da es an der Zeit ist, dem bayerischen Philosophen ein würdiges Denkmal zu errichten, hat sich zu diesem Zwecke gelegentlich der Hundertjahrfeier des Geburtstages Ludwig Feuerbachs (am 28. Juli 1904) ein Ausschuß gebildet, dem bereits mehrere angesehene Münchener Bürger angehören. Es wäre wünschenswert, wenn auch aus anderen Städten Bayerns und ganz Deutschlands Verehrer des Philosophen diesem Ausschuß beitreten wollten. Verpflichtungen sind nicht damit verbunden. Etwaige Beitrittserklärungen möge man richten an Dr. H. Molenaar, München, Holzkirchenerstraße 5.

* Todesfälle. In Bonn ist am Montag (10. ds.) der Religionshistoriker und frühere Professor an den Universitäten Freiburg i. Br. und Freiburg i. Schw. Dr. Edmund Hardy, einer der gründlichsten Kenner der orientalischen Religionen, Sprachen und Kulturen, insbesondere auch der Pali-Literatur, im Alter von nur 52 Jahren nach längerem Leiden gestorben. Ursprünglich katholischer Theologe, als der er auch eine Zeitlang praktisch tätig war, wandte er sich unter dem Einfluß Max Müllers religions- und sprachgeschichtlichen Studien zu. Längere Zeit hatte er hierauf in der theologischen Fakultät zu Freiburg i. Br. eine außerordentliche Professur inne, die er dann Mitte der 90er Jahre mit einer ordentlichen Professur zu Freiburg i. Schw. vertauschte. Er blieb indessen nicht lange dort, da er im Jahre 1897 an dem bekannten Exodus der deutschen Gelehrten aus der Dominikanerlehranstalt teilnahm. Seitdem

lebte er als unabhängiger Privatgelehrter in Würzburg und Bonn seinen Studien. Eine eingehendere Darstellung der Bedeutung und Tätigkeit des Verstorbenen behalten wir uns vor. — In Hannover verschied am 11. dieses Monats der bekannte Literarhistoriker und Professor an der dortigen Technischen Hochschule Dr. Adalbert v. Hanstein, der sich sowohl als Verfasser einer größeren Reihe dichterischer Schöpfungen — Dramen wie erzählende Dichtungen —, als auch literarästhetischer wie literargeschichtlicher Werke einen sehr bekannten Namen gemacht hat. Weite Verbreitung hat insbesondere seine Darstellung der jüngsten Entwicklung der deutschen Literatur, „Das jüngste Deutschland", erlangt, deren zweite Auflage 1901 erschien. Zu Berlin am 11. November 1861 geboren, erreichte er nur ein Alter von 41 Jahren. — In Laibach ist der außerordentliche Professor des römischen Rechts an der Universität Freiburg i. Schw. Dr. Wladimir Levec im Alter von 28 Jahren gestorben.

Gustav Ratzenhofer †. Ueber den Lebensgang des österreichischen philosophischen Schriftstellers, über dessen Ableben wir gestern berichteten, und der es vom Uhrmacherlehrling zur Stellung eines Feldmarschalleutnants und Präsidenten des Militärobergerichts brachte, teilt die Neue Freie Presse mit: „Ratzenhofer genoß nur eine elementare Schulbildung und trat 1859 in die Armee, in der er von der untersten Stufe auf diente. Durch Selbststudium erlangte er die Qualifikation für die Kriegsschule und den Generalstab. Als Offizier veröffentlichte er seine militärischen Werke über die Occupation Bosniens, über die Feldzüge des Prinzen Eugen und über den deutsch-französischen Krieg. Dann wendete er sich der Politik zu und ließ zu Ende der siebziger Jahre sein Buch „Im Donaureiche" erscheinen. Sein System des positiven Monismus, das in enger Beziehung zur Spencer'schen Philosophie steht, hat namentlich in Amerika viele Anhänger gefunden. Aus diesem Grunde nahm er an dem wissenschaftlichen Kongreß in St. Louis teil, von dem er, seit längerer Zeit leidend, nicht mehr zurückkehren sollte. Unsre Beilage hat noch in Nr. 119 d. J. (26. Mai) einen Aufsatz von ihm über „Die Soziologie und Reinkes Dominanten-Theorie" gebracht.

::

Hochschulnachrichten.

* Bonn. Der Privatdozent der Chemie Dr. W. Löb ist mit der Abhaltung von Vorlesungen an der Akademie für praktische Medizin in Köln beauftragt worden.

* Göttingen. Im kommenden Wintersemester werden, wie der Frankfurter Zeitung geschrieben wird, an der Universität wissenschaftliche Vorlesungen für Damen abgehalten; sieben Professoren (den verschiedenen Fakultäten angehörig) und ebensoviel Privatdozenten haben bereits dazu ihre Themata angekündigt.

* Münster. An der hiesigen Universität findet, wie im Vorjahre, ein von den Vorständen der Lehrervereine der Provinz Westfalen eingerichteter Fortbildungskursus für Lehrer statt. Die Vorlesungen werden an den Samstag-Nachmittagen abgehalten und behandeln Hygiene, Theologie, Rechtswissenschaft, Kunstgeschichte, Pädagogik und Literatur.

hc. Breslau. Der außerordentliche Professor und Direktor der hiesigen Klinik für Syphilis und Hautkrankheiten, Geh. Medizinalrat Dr. Albert Neisser, begibt sich im Auftrage der Regierung nach den Großen Sunda-Inseln, um dort seine Syphilisforschungen an Affen fortzusetzen.

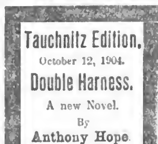
* Berlin. Der Professor der Philosophie, Geh. Regierungsrat Dr. Wilhelm Dilthey, ist für das kommende Winterhalbjahr von der Ausübung seiner Lehrtätigkeit beurlaubt worden.

hc. Von technischen Hochschulen. Auf eine 25jährige Tätigkeit als ordentlicher Professor der Botanik an der Technischen Hochschule, zugleich Direktor des kgl. Botanischen Gartens in Dresden, kann mit Beginn des Wintersemesters Geh. Hofrat Prof. Dr. Oskar Drude zurückblicken.

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

v. Stendhal (Henry Beyle): Essays. Aus dem Französischen und mit Einleitung von Artur Schurig. Berlin, Leipzig, Paris 1904. Hüpeden u. Merzyn. 270 S. — Hermann Conrad: Syntax der englischen Sprache für Schulen. Berlin 1904. Ernst Siegfried Mittler u. Sohn. 176 S. — Der Salzburger Kulturkampf. Zeitgeschichtliche Geisteskämpfe aus den Jahren 1900 bis 1904. Aus Blätterstimmen gesammelt und herausgegeben vom Salzburger Hochschulverein. Salzburg 1904. Verlag des Salzburger Hochschulvereins. Bezugstelle für den Buchhandel: Eduard Höllrigl vorm. Herm. Kerbers, k. u. k. Hofbuchhandlung. 492 S. — Ernst Troeltsch, Doktor u. o. Professor der Theologie in Heidelberg: Politische Ethik und Christentum. Göttingen 1904. Vandenhoeck u. Ruprecht. 43 S. — Georg Grupp: Kulturgeschichte der römischen Kaiserzeit. II. Band (Anfänge der christlichen Kultur). München 1904. Allgemeine Verlagsgesellschaft. — Arno Holz: Des berühmten Schäffers Dafnis sälbst verfärtigte sämbtliche Fress-, Sauff- und Venus-Lieder benebst angehänckten Auffrichtigen und Reuemühtigen Bussthränen. München 1904. R. Piper u. Co. — Gaetano Negri: Opere I (Nel presente e nel passato. Profili e bozzetti storici). Milano 1905. Ulrico Hoepli. 423 S. — Alessandro Manzoni: Opere. Edizione Hoepli Vol. I. (I promessi sposi; illustrati di Gaetano Previati. ed. di Michele Scherillo.) Ebenda. 8°. 574 S. — Dai tempi antichi ai tempi moderni. Da Dante al Leopardi. Raccolta di scritti critici, di ricerche storiche, filologiche e letterarie. Con facsimili e tavole. (Per le nozze di Michele Scherillo con Teresa Negri.) Ebenda. 4° 780 Seiten





Jahrgang 1904. München, Freitag, 14. Oktober. Nummer 236.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Die drei Perioden in der Kunst des Velazquez.*)

Da ich mich auf die Mitteilungen anderer und auf den Eindruck der Reproduktionen verließ, so glaubte ich in der Uebergabe von Breda den schönsten Velazquez des Prado zu finden. Aber Velazquez ist älter geworden und was er uns zu sagen hatte von dem, wie er die Welt sah, das hat er uns noch deutlicher gesagt als in dieser Darstellung eines historischen Vorganges. Ihm und uns war es beschieden, daß er sich ganz ausleben durfte, um Bilder zu malen, wie die Meninas, die Spinnerinnen, Aesop, Moenippus und Maria Theresia (Prado 1084). Für gewisse Begabungen ist es leichter, und es geht immer schneller, etwas Besonderes zu leisten innerhalb des Rahmens der überkommenen dekorativen Tradition, als eine neue Richtung einzuschlagen, die dem Ausdruck einer ganz persönlich erlebten Schönheit dient. Von seinen ersten Leistungen aus als realistischer Maler hat sich Velazquez zu der Höhe eines großen Künstlers zuerst auf dem Wege des überkommenen Schönheitskultus hinaufgearbeitet. Erst gegen Ende seines Lebens ahnte er das Heraufkommen einer neuen Epoche der Kunst in der Richtung persönlichster Impressionsgestaltung. Die Uebergabe von Breda sucht mit den größten Künstlern auf ihrem eigensten Gebiet zu wetteifern; weder ihrer noch des Velazquez ist das Bild unwürdig; aus eben diesem Grunde aber ist es nicht der restlose Ausdruck dessen, was Velazquez gesehen hat und was er uns darüber zu sagen hatte. Es entstand, da er kaum vierzig Jahre alt war, als ein ornamentales Bild, das bestimmt war, mit anderen historischen Bildern zusammen den Salon de Los Reinos in Buen Retiro zu dekorieren. Weder verlangt die dekorative Malerei, noch gestattet sie ein plötzliches Hervorheben entscheidend neuer Gesichtspunkte, und obgleich die unwiderstehliche Originalität des Mannes durchscheint, so bleibt es doch ersichtlich, daß Velazquez in weisem Genügen sich bemüht hat, bei Lösung dieser Aufgabe sich der Führung seiner Lieblingsmeister von Venedig anzuvertrauen. Und es ist ihm gelungen, denn das Bild könnte im Dogenpalast in Venedig hängen. Solche Ziele aber konnten seinem hohen Wollen keine Genüge, konnten seinem Lebenswerk keinen Inhalt geben.

Wollen wir einen Realismus, wie er durch eine breite dekorative Behandlung veredelt, freilich auch etwas verwässert ist, mit einer anderen Art des Realismus vergleichen, der durch die künstlerischen Prinzipien des Impressionismus nicht nur eine Steigerung, sondern auch eine Verinnerlichung erfahren hat, so bietet sich dazu die beste Gelegenheit im Prado. Betreten wir die lange Galerie vom Eingang aus, so sehen wir zur Rechten, bevor wir den Saal der Königin Isabella erreichen, die Uebergabe von Breda und gerade gegenüber die Meninas, ein Werk aus der Spätzeit des Meisters. Die Uebergabe von Breda mögen wir je nach Geschmacksveranlagung bewundern; wir mögen es sogar für das bessere Bild halten, keinesfalls aber ist es wie die Meninas ein absolutes Unikum in der gesamten Kunstgeschichte.

Wie sich von einem zentral gelegenen Punkt aus Beginn und Ende eines Rennens übersehen läßt, so können wir von der Uebergabe von Breda aus, dem Meisterstück seiner mittleren Periode, rückwärts und vorwärts blickend, den frühen und den späten Velazquez kennen lernen. Wir dürfen dabei nicht vergessen, daß die Uebergabe von Breda zwischen den beiden Reisen nach Italien gemalt wurde. Begreiflicherweise berührt es sich in vielen Punkten mit anderen Gemälden, die in jener Periode entstanden sind, da Velazquez so viel mit der Dekoration der Paläste zu tun hatte. Nach der Größe, nach der freien Behandlung der reichen und warmen Farbe, nach der komplizierten Komposition, dem dunklen Braun des Vordergrundes und der blauen Ferne geht es mit den großen Reiterbildnissen zusammen, mit den Jagdszenen und den Jagdporträten dieser Periode. Auch finden sich in der Kraft der Pinselführung und in der Kraft der ausgesprochenen Farben Beziehungen zu dem Admiral Pulido der National Gallery und dem Bildhauer Montañéz des Prado (1901). Tatsächlich hat das Porträt des Admirals so wenig Aehnlichkeit mit irgend welchem anderen Porträt von Velazquez, daß seine Echtheit schon angezweifelt worden ist; den Figuren in der Uebergabe von Breda steht es aber sehr nahe.

Man kann sich nur schwer vorstellen, daß dieser große Stoff eine weniger konventionelle Behandlung vertragen hätte, ohne gleichzeitig an Interesse und an Würde zu verlieren. So wenig wie Veronese oder Rubens konnte Velazquez das Problem lösen, dekorative Pracht und historische Treue mit den subtilen und geheimnisvollen Wirkungen des echten Tones und mit jener aus der Impression geschöpften Einheit zu verbinden, die die Wahrheit zur Poesie verklärt. Der gegebene Stoff war nicht dazu angetan, die ganz originellen und charakteristischen Qualitäten von Velazquez' Genius hervortreten zu lassen.

So klingend auch immer der Titel, so stolz der historische Bezug eines gegebenen Inhaltes sein mag, für den Maler ist dieser Inhalt doch nur insoweit von Wert, als er ihm die Möglichkeit schafft, mit den Ausdrucksmitteln seiner Kunst der Schönheit einen höchsten Ausdruck zu finden. Kein Inhalt an sich kann Kunst schaffen oder kann der Entstehung von Kunst hinderlich sein; der Inhalt kommt nur insoweit in Betracht, als er den Künstler in

*) Aus R. A. M. Stevensons „Velazquez“. Ins Deutsche übertragen und mit Einleitung versehen von Dr. P. Frhr. v. Bodenhausen (Heidelberg). Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G., München.

günstigem oder ungünstigem Sinne anregt. Selbst die Erinnerung an etwas, das man gesehen hat, wirkt edel oder unedel, je nachdem es die Erinnerung weckt an etwas, das man groß oder aber trivial gesehen hat, je nachdem es zurückgeht auf ein ängstliches Beachten jeden Details und jeder nebensächlichen Kleinigkeit oder auf dem Verständnis beruht für Breite der Form, Feinheit der Nuance und Differenzierung der malerischen Qualitäten. Ein schlechter Maler mag seinen Gestalten alle Götternamen der Welt geben und mag ihnen die geheiligtsten Symbole beifügen; ist die formale Lösung schwach und schlecht disponiert, so bleibt die ganze Gestalt nichtssagend und geringer als die Studie nach irgend einem Lastträger, darinnen das Mysterium guten Sehens voller und das Bewegende einer künstlerisch geschauten Form reiner zum Ausdruck kommt. Und es gilt, sich zu erinnern, daß, was wir Inhalt nennen, für die Malerei von noch geringerer Bedeutung ist, als für die Literatur. Diese Gestalt eines Gottes und jene des Lastträgers unterscheiden sich mehr im Titel als im Gegenstand, denn schließlich kann das gleiche Modell, der eigentliche Inhalt also dessen, was hier gemalt wurde, für beide gesessen haben und sicherlich ist es nur die Größe der Behandlung, nicht aber das Anhäufen von Symbolen, Accessorien und Namen, darinnen der wesentliche Unterschied liegt zwischen beiden Werken.

Vielleicht war es daher mehr die äußere Bestimmung des Bildes als dessen Inhalt, das in der Uebergabe von Breda der Kunst des Velazquez die Richtung anwies und es den Werken der Venezianer verwandt erscheinen läßt. Das Bild sollte als ein Stück Dekoration dienen, als ein Ding, das man ansieht wie ein Stück Tapete; das ist der Grund für die geringe Tiefe des Bildes, für all das Bunte der Farben, für den blauen Hintergrund, den braunen Vordergrund und die blockartige Verteilung breiter Massen von Schwarz, Weiß und Orange. Es konnte kaum in der Begabungsrichtung von Velazquez liegen, eine solche große, aber willkürliche Illustration von Menschenmengen und Kostümen in gegebener Situation zusammenzufügen, dabei all dieses farbige Beiwerk anzubringen, eine Hecke von Piken und Lanzen gegen die ferne Landschaft aufzurichten, den Vordergrund so zu behandeln, daß die Beine und die von ihnen gebildeten Raumausschnitte weder zu unruhig noch allzu unwahrscheinlich erschienen, und den Eindruck von Raum und Weite zu vermitteln, ohne daß in dem Abstand von Hauptgruppe und Hintergrund ein Riß entstand.

Und doch; wie wunderbar ist das alles gemacht. Man braucht nur diese stattlichen Gestalten mit den gemeinen untersetzten Figuren zu vergleichen in Eugenio Caresis Vertreibung der Engländer bei Cadiz. Caresi folgt dem Velazquez in seiner Verwendung der Farbe und in der Art, wie er die Forderungen von Freilicht, dekorativer Einheit und historischer Treue zum Ausgleich zu bringen sucht. Aber seine Modellierung ist hart, seine Farbmassen stehen unvermittelt nebeneinander, seine Zeichnung ist ungeschickt, und sein ganzes Bild ist stumpfer, fleckiger und weniger gut komponiert als die Uebergabe von Breda. In der Farbe, in der Weiche der Gesamtwirkung nimmt es dieser Velazquez mit jedem Tizian auf. Seine Hauptfiguren sind so vornehm hingestellt, wie je eine Gestalt in der ganzen Kunstgeschichte. Spinola und Justin begrüßen einander mit Gebärden, die so überzeugend sind im Ausdruck, daß wir nahezu einen Zwang empfinden zu deren unwillkürlicher Nachahmung. Etwas von dieser dramatischen Ausdrucksfähigkeit der Gebärde lebt in jener langen Folge dekorativer Gemälde, die Rubens für den Luxembourg gemalt hat. Aber die Gestalten im „Empfange der Maria von Medici“ sind vor allem Höflinge und zeremonielle Figuren, während Sieger und Besiegter von Breda mit einer menschlicheren, wenn auch verhaltenen, vornehmen Würde zwei der schwierigsten Situationen des Lebens zur Darstellung bringen. Die Figuren bilden den Mittelpunkt einer wunderbaren Komposition, aber diese Zentralisierung des Interesses ist mehr auf dem Wege einer berechneten Anordnung erzielt, als mittels der Wirkung einer von einem einzigen Punkt aus gesehenen Impression. Daher ist man imstande, die Uebergabe von Breda zu betrachten und sich den Mittelpunkt ausgeschnitten zu denken, ohne daß der Hauptausdruck des Bildes verloren geht. Die hohe Würde der beiden Gestalten könnte kaum eine Minderung erfahren, wenn die Umgebung fehlt, die bei aller Trefflichkeit der Anordnung doch nur den Zwecken einer erzählenden und dekorativen Komposition dient.

Wenden wir uns nun zu den Meninas auf der gegenüberliegenden Wand. Wie abgerundet und ausgefüllt ist hier alles, das wir sehen, so daß es die gesamte Nervenkraft unseres Denkvermögens in Anspruch nimmt und all unser Sehen auf eine einzige in sich abgeschlossene Gesichtsimpression konzentriert. Man kann das Bild lange betrachten, ehe der Gedanke auftaucht an irgend ein Farbenschema, an Töne, die nach bestimmtem Plane kontrastiert oder harmonisch verbunden, an Massen, die gegeneinander abgewogen sind, an kontrapostierte oder verschränkte Linien, mit einem Worte an all die Tricks des Handwerks, wie groß und meisterhaft diese auch sein mögen. Die Kunst, wie sie in diesem Bilde sich offenbart — denn es ist voll von Kunst —, ist hier zum erstenmal ins Leben getreten; weder beruht sie auf der Form, noch auf der Tradition. Die Bewunderung, die dieses Bild weckt, ist jener Bewegung vergleichbar, wie sie uns vor der Schönheit der Natur ergreifen kann. Alles Denken wird ausgeschaltet zugunsten eines Erlebnisses, das dem von der Wirklichkeit ausgehenden Zauber verwandt und doch ungleich ist. Dies ist nicht die Wirklichkeit, wie sie mit ihrer Naturbeobachtung die Präraffaeliten erzielen, die Stück für Stück eine Szene aufbauen, wie die Landkarte eines neuen Weltteiles. Der Präraffaelit realisiert das Ergebnis seiner Einzelbeobachtungen nicht stärker als der Geograph, der eine unbekannte Küste aufnimmt. Er begreift sein Gemälde nicht als ein einheitliches Ganzes, aus dem das Detail sich von selbst ergibt; er häuft eine große Anzahl einzelner Details zusammen und findet sich dann mit dem Ganzen ab, zu dem sie zufällig sich fügen, ohne daß es so in seiner Absicht lag. Das Ganze der Meninas ist in einer Stunde gesteigerter Empfänglichkeit gesehen und stand so während der ganzen späteren Ausführung vor dem geistigen Auge des Künstlers. Der Realismus dieses Gemäldes ist eine sichtbar gemachte Offenbarung dessen, wie Jahrtausende lang die ganze Rasse eine solche Szene empfunden hat. Der ganz unbewußte Vorgang in unserem Auge bei dem Werten der relativen Bedeutung von Farbe, Form, Licht, Kontur und Masse erfährt hier durch das unvergleichlich sensible Auge dieses Mannes seine erste bewußte Offenbarung.

Von unserem heutigen Standpunkt aus sind die Borrachos sogar weniger real als die Uebergabe von Breda. Sie gehören einer niedrigeren Ordnung einer generalisierenden Betrachtung an. Der Geist, der das Bild geboren, hat das Ganze erst nach und nach, nicht aber auf einmal erfaßt. Die Teile unterstehen einer rein formalen, nicht aber einer Einheit der Impression. Die Komposition war natürlich so angelegt, daß alle Linien und Massen ein zusammenhängendes Ganze bilden, doch ist der Vorgang, was Modellierung, Farbe, Atmosphäre und Zeichnung anlangt, niemals als gesehenes Ganze von dem geistigen Auge des Künstlers geschaut worden. Ich meine, daß Velazquez in seiner Uebergabe von Breda zu einer höheren Kunst gelangt war, als er vor seiner Reise nach Italien sich hatte träumen lassen. Wenigstens hat er eine dekorative Einheit hier erreicht, wenn auch zweifellos auf Kosten jener packenden Wirkung, mit der er uns in den Borrachos ergreift und die er mit einer Reihe höchster Ausdruckswerte erzielt. Jeder einzelne Kopf ist mit einer Kraft gesehen, wie sie nur den besten Augen der Welt zu Gebote steht. Wenn das die höchste Kunst ist, eine Anzahl mächtig gestalteter Köpfe zusammenzustellen und damit eine Gruppe zu bilden, so sind die Borrachos ein Bild ersten Ranges. Aber die Einheit eines Kunstwerkes sollte organisch sein, sie sollte alles erfüllen, wie unsere Adern von dem Blut erfüllt sind, das vom Scheitel bis zur Sohle uns durchdringt.

In demselben Maße, wie eine Kunst sich entwickelt,

wird alles das, was darin eingeht, mehr und mehr in deren eigentlichen Organismus aufgesogen und wird zum bestimmenden Merkmal einer lebendigen organischen Einheit. Wie die Musik sich entwickelte, da fühlte der Tondichter das Bedürfnis nach einem Einheitsprinzip von strengerer Logik, als es sich in der bloßen Aufeinanderfolge einzelner Sätze und einzelner Höhepunkte bot; und wie die Malerei ihre Entwicklung vollzog, da genügte dem Maler die einfache Linie, die Komposition von Formen nicht mehr und es begann ihm die Möglichkeit anderer Ausdrucksmittel von stärkerer Lebendigkeit sich zu offenbaren. Man hatte gelernt, daß bei einer Mehrheit starker Accente innerhalb ein und desselben Bildes einer den anderen totschlägt und daß alle Kraft des Ausdrucks auf Relationswerten beruht. Der Künstler mußte lernen, daß jedem Unterschied in der Breite der Behandlung eine verschiedene Bedeutung nach der Richtung der Wirklichkeit wie nach der Dekoration innewohnt. Die Größenrelation und der Grad von Vollendung, die in einem einzelnen Kopf für eine Nase allein angebracht sind, müssen unter Umständen für ein ganzes Gesicht ausreichen innerhalb einer Gruppe von Figuren, wenn die richtigen Verhältnisse und ein vernünftiger Abstand gewahrt bleiben sollen. Ein Bild soll der Ausdruck sein für den Ausblick eines Einzelnen auf die Welt und soll daher einen Raumausschnitt begreifen, den die Aufmerksamkeit zu erfassen vermag, das heißt, es soll innerhalb eines Gesichtswinkels liegen, der den natürlichen Grenzen des Gesichtsfeldes entspricht. Wenn der Maler nun zwei oder mehr Studien von Figuren zusammen gruppiert, um eine größere Bildfläche auszufüllen, so muß er damit entweder einen weiteren Gesichtswinkel annehmen und dementsprechend ein weiteres Feld der Aufmerksamkeit, oder er ist gezwungen eine Gruppe so zu malen als ob sie weit genug von ihm entfernt wäre, daß nur der gleiche Gesichtswinkel wie für jede Einzelfigur seiner ersten Studien ausgefüllt wird. Für welche Alternative er sich auch immer entscheidet, jedenfalls wird in beiden Fällen die Behandlung eine verschiedene sein müssen. Dieser Punkt verlangt ein ernsteres Studium auf dem realen Boden der Perspektive, der Modellierung, der Farbe und der Kontur; für den Augenblick aber genügt es, ihn klarzustellen nach der Richtung der dekorativen Liniengestaltung. Wenn eine bestimmte Art der Anordnung sich in einer Skizze oder Studie als schön und wirkungsvoll erweist, so wird sich die Kompilation derartiger Studien zu Zwecken größerer Kompositionen fraglos als falsch erweisen. Eine große Leinwand sollte kein größeres Gesichtsfeld darstellen als eine kleine. Denn die Komposition eines Bildes steht im Verhältnis zu dessen Form, nicht aber zu der zur Verfügung stehenden Quadratfläche. Daher man eine kleine Skizze wohl zu einem großen Bild vergrößern, nie aber ein kleines Bild kompilieren kann aus einer Anzahl kleiner Studien. Ob wir nun verschiedene Skizzen zu einem Bilde zusammenschließen, oder aber die einzelnen Teile dieses Bildes unter verschiedenen Impressionen malen, immer bleibt der Fehler der gleiche.

Wenn wirklich etwas ist an dieser Einheit der Impression, so sind die Borrachos nicht das beste Bild der Welt. Wir können da auf das Vorherrschen des Schokoladentons verweisen und die harte, starre, allzu gleichmäßige Kraft erzählender Genauigkeit; beide das Ergebnis des Kompilierens der Einzelstudien. Sicherlich ist jeder Kopf ein Wunder der Zeichnung, der Modellierung, der Charakterisierung; hängt aber diese Zeichnung, diese Modellierung irgendwie mit einer Einheitsimpression zusammen, oder hat sie, wie in den Meninas, irgend welchen Bezug zum Ganzen dessen, das das Auge umfaßt? Beinahe ebenso gut könnte man jenen Familiengruppen den Namen eines einheitlichen Bildes beilegen, auf denen die einzelnen Köpfe durch Rahmenstäbe getrennt gehalten sind; jedenfalls steht eine holländische Porträtgruppe genau auf der gleichen künstlerischen Höhe. Rembrandts „Anatomie“, die Gruppen von Franz Hals und Bartholomäus van der Helst geben es diesem Bilde an Realismus in nichts nach, obwohl einzelne von ihnen nicht so machtvoll sein mögen in der Ausführung.

Nur der große Geist sieht den Gegenstand groß und auch er nicht ohne treues Bemühen, mag es sich um Kunst, Philosophie oder das praktische Leben handeln. Der Durchschnitts-Musikfreund liebt kurze Sätze und starke Betonungen, die aus jedem Accent das Möglichste herausholen, während der Durchschnitts-Kenner bildender Kunst den billigeren Realismus der Holländer versteht und genießt, die tiefere Wahrheit aber eines Velazquez nicht leicht erfassen kann. Einzelerscheinungen, die durch strenge Detaillierung und starke häufige Kontraste herauskommen, sind leichter verständlich als das Wirken eines Prinzips, das ein ganzes Bild beherrscht. Viele halten die Feinheit von Velazquez für Schwäche, vermissen in seiner Wiedergabe der Atmosphäre die Farbe, betrachten seine Komposition im Sinne der Natur als eine schlechte Komposition. Diese Bewunderer holländischer Realistik würden Velazquez weit mehr bewundern, wenn sie es verstehen könnten, daß er nicht nur geschickter war, sondern auch wahrer als Terborch, Metsu, Gerard Dou, Nicolas Maes oder Ostade. Solche Kenner mögen die Schönheit in der Wahrheit oder die Würde in der Technik nicht in Frage ziehen; jene aber assimilieren sie nur stückweise, von dieser sehen sie nur das, was an der Oberfläche liegt.

Eine andere Art von Einwand gegen Velazquez begegnet uns in der Frage: „Wie kann im Porträt und in der Darstellung des täglichen Lebens Größe liegen, was kann es da geben außer bloßer Technik?“ Da mag man den Frager dann bitten, sich jenen feinsten Ausdruck menschlichen Fühlens anzusehen, wie es aus den Meninas zu uns spricht. Könnte die graziöse Haltung dieser sich neigenden Mädchen, der ruhige, angeborene Stolz der Infantin, die feierliche Würde der Umgebung beredter zu uns sprechen, wenn es sich um eine Anbetung handelte irgend eines der frühen und frommen Italiener? Nein, aber unser literarisch gebildeter Fragesteller, der auf die Sprache reiner Malerei nicht reagiert, würde dann unter dem Eindruck des ihm vertrauteren geistigen Gehaltes sich heimischer und geborgener fühlen. Tatsächlich aber ist in den Meninas nichts verloren gegangen von der natürlichen Form und der Tiefe und Schönheit in Ausdruck und Gefühlsgehalt der italienischen Präraffaeliten, während nach der Richtung des Licht-Mysteriums der Wirklichkeit, der Einheit der Impression, und der glänzenden Vervollkommnung der technischen Ausdrucksmittel alles neu hinzugekommen ist. Nichts von alledem, das die Kunst jemals errungen hat, fehlt hier, es sei denn die Linienkomposition, der Zauber des Nackten und der rhythmische Schwung, wie sie aus Raffaels Zeichnung zu uns sprechen. Kein großer Künstler ist von seiner Technik trennbar und der Unterschied zwischen zwei großen Künstlern liegt zum großen Teil in ihrer verschiedenen Technik; denn Technik ist nichts anderes als die Sprache des Auges. Daher es an der Zeit sein mag, von der Technik von Velazquez zu handeln — das heißt von seiner Komposition, Modellierung, Farbe und Pinselführung. Drei seiner Bilder haben wir bereits betrachtet: die Borrachos, ein Jugendwerk; die Uebergabe von Breda, ein Werk seiner mittleren Periode, und die Meninas, die gegen das Ende seines Lebens entstanden sind. Bei der Erörterung der Technik des Velazquez werden wir auf diese Werke wieder Bezug nehmen und werden dann auch von anderen noch sprechen, sobald die Gelegenheit dazu sich bietet.

Ueber Religion und Kulturfortschritt in Japan.

Von Dr. Bernhard Harms, Privatdozent (Tübingen).

(Schluß.)

Ihren eigenen Mitgliedern gegenüber war die Samuraikaste in Punkto Ehre sehr streng. Den Uebertretern der Ehrengebote winkten die schwersten Strafen. Erinnert sei an die Methode Harakiri (Bauchaufschlitzen), eine Todesart, deren nur die Vornehmsten für würdig erachtet wurden. Zuweilen diente sie als Strafe, zumeist aber als selbstgewählte Sühne, als letzte Ehrenrettung. Nitobe

schwärmt für diese Sitte des Bauchaufschlitzens: „Wir können über Leibaufschlitzen sagen, was Carlyle über religiöse Bettelei gesagt hat, „daß es weder eine schöne Beschäftigung war, noch eine ehrenvolle, bis der Edelmut derer, die sie übten, sie zu einer ehrenvollen machte.“ Die Frage, warum gerade der Leib das Angriffsobjekt des Sichtötenden (das Wort Selbstmörder vermeide ich absichtlich, da es einmal unschön ist und zum anderen einen unberechtigten Vorwurf involviert) bildet, ist leicht zu beantworten. Der Leib galt als der Sitz der Seele. Bekanntlich ist das „Herz“ als Inhaber der Lebensessenz erst auf Anschauungen neuerer Zeit zurückzuführen. Wie wir jemand in unser Herz schließen, so schlossen die Alten die Ihren in den Bauch oder, spezieller, in die Eingeweide. Die großen Nervenzentren des Unterleibs sind gegen körperliche Eingriffe besonders empfindlich und deshalb suchte man in ihnen die Seele. Verächtlich wendet sich unser Verfasser von den selbstgewählten Todesarten Westeuropas ab. „Dem praktischen und arbeitsparenden Sinne des Westens konnte nichts unnötiger und törichter erscheinen als diese schmerzhaften Vorgänge durchzumachen, wo ein Pistolenschuß oder eine kleine Dosis Arsenik demselben Zweck dienen würde.“ „Die kühle Ueberlegung, ohne die seppuku[7]) unmöglich würde, bewies, daß er nicht übereilt oder in einem Anfall von Wahnsinn auferlegt war. Jeder Schritt des Unternehmens kennzeichnet klares Bewußtsein. Der Schmerz, der die Tat veranlaßte, war der Gradmesser für die Seelengröße, mit der er ertragen wurde. Mit einem Wort, derjenige, der seppuku beging, konnte sagen: „Gib Kunde, daß ich den Tod der Tapferkeit sterbe, ich habe nichts vermieden, was Mut erfordert.“ Freilich, schließt Nitobe traurig diese Erörterungen, das neue System der Kriminalgesetze weiß nichts von den geheiligten Gewohnheiten und Einrichtungen. „Eine neue „erleuchtete“ Generation von Rechtsgelehrten ist entstanden.“ Und emphatisch ruft er aus: „Der Tag wird für Japan ein trauriger werden, an dem seine Söhne die Wertschätzung der Ehre einbüßen sollten, die dieses furchtbare Verfahren einschließt.“ In Parenthese fügt er zwar hinzu, daß er nicht eine bestimmte Todesart im Auge habe. Prinzipiell aber ändert das nichts an seinem Standpunkt, der dem Nietzsches ähnlich ist. Der freie Tod, der mir kommt, weil i ch will, soll in der Morallehre seinen Platz behaupten.[8]) Uebrigens, um Mißverständnisse zu vermeiden: Nitobe fühlt sich keineswegs wesenseins mit Nietzsche, den er gelegentlich einmal den diabolischen nennt und dessen „seichte Nachfolger sich allmählich Bahn brechen, der noch seichteren Jugend Errettung versprechend“.

Dem Christentum in seiner heutigen Gestalt bringt Nitobe wenig Sympathie entgegen. „Unter Christentum verstehe ich etwa nicht, was Jesus von Nazareth lehrte, sondern ein Bastardsystem der Moral, ein Gebräu, ein Etwas von abgelebtem Judaismus, von ägyptischer Askese, von griechischer Erhabenheit, von römischer Arroganz, von teutonischem Aberglauben und tatsächlich etwas von allem, was es der irdischen Existenz erleichtert, die Massenabschlachtung schwächerer Rassen zu sanktionieren und ab und zu auch das Köpfen gekrönter Häupter.“ Und ein andermal: „Das Christentum hat sich weit entfernt von den Lehren des göttlichen Gründers, und wie es oft gepredigt wird, ist es eine Farce und Karikatur des Originals geworden.“ Wie wenig er aber auch das eigentliche Christentum versteht, geht daraus hervor, daß er bezweifelt, ob wohl „Christus wirklich Bestimmtes gegen den Selbstmord gelehrt“ habe. Was unser Verfasser anderen zum Vorwurf macht, das passiert ihm selber: er interpretiert seinen Christus aus dem eigenen Gefühlsleben. Ein Rezept, nach dem nunmehr seit fast zwei Jahrtausenden sich die Völker die „wahrhaft“ christliche Lehre ihren Bedürfnissen und Ueberlieferungen entsprechend zurechtformten.

Ich schließe diese Skizzierung mit der Wiedergabe einer zusammenfassenden Bemerkung, um im Anschluß daran einiges weitere zu folgern. Nitobe sagt: „Der angeborene Rasseinstinkt für Ehre ist der einzige Schutz für unsere öffentliche Moral, die einzige gebieterische Schranke in unserem Privatverhalten, die eine Grundlage der Vaterlandsliebe und Ergebenheit. Ehre ist das einzige Band, das den Japaner mit der sittlichen Welt verknüpft; jede andere moralische Macht ist noch schwach, entweder durch seine Jugend oder durch sein Greisenalter.“ „Reaktionäre haben in harter Arbeit versucht, ein Gebäude für sich zu errichten, das auf Heuchelei, Frömmelei und Scheinheiligkeit fußt, worin sie die ganze japanische Rasse vereinigen und natürlich Fremde ausschließen möchten. Aber alle diese Systeme und ethische Schulen sind hauptsächlich auf Vorlesungen beschränkt und für die Lärmmacher. Das Herz der Nation ist noch im Bann von Bushido; dieser Geist befiehlt und führt uns, und bewußt oder unbewußt folgen wir. Bushido ist das Medium, durch welches die größte Hochachtung unserer Väter, die edelste Kunde von unseren Müttern heute noch lebendig ist, denn es ist uns Fleisch und Blut geworden.“ —

Eines darf man nach diesen Darlegungen ohne weiteres annehmen: Die Samurai waren, wenn nicht in ihrer Gesamtheit, so doch in wesentlichen Bestandteilen ein seit vielen Jahrhunderten geistig hochstehender Menschenschlag, der durchaus imstande war, eine für Japan erfolgreiche Politik durchzuführen. Diese Politik bestand bis um die Mitte des 19. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung in einer strengen Absperrung von der Außenwelt. Lediglich den Holländern — von denen man sagt, daß sie sich bei der zu Anfang des 17. Jahrhunderts in Japan erfolgten Ausrottung des durch die Jesuiten eingeführten Christentums beteiligt haben[9]) — war es gestattet, an gewissen Punkten der Küste den Verkehr zu vermitteln. Japanern war bei Todesstrafe verboten, das Land zu verlassen. Es kann gar kein Zweifel sein, daß diese Politik, so lange sie sich durchführen ließ, die einzig richtige war, denn sonst hätte Japan gewiß das Los anderer mit Europa in Berührung kommender „Kolonien“ geteilt. Aber es kam eine Zeit, in der man recht unsanft aus der Romantik der Feudalzeit herausgerissen wurde. Im Jahre 1853 erschien in der Bai von Tokio eine amerikanische Kriegsflotte, die ihre Kanonen über das Land dröhnen ließ, und deren Kommandant im Auftrage seiner Regierung den Abschluß eines Handelsvertrages und die Oeffnung wichtiger Häfen verlangte. Den leitenden Kreisen Japans stand die neue Situation klar vor Augen. Hier half kein Sträuben, hier hieß es, der Gewalt zu weichen. Anstatt wie alle anderen Völker es taten, die zum erstenmal mit europäischen Staaten in Berührung kamen, unnützen Widerstand zu leisten, und damit Gelegenheit zur Okku-

[7]) Japanischer Ausdruck für das Zerrwort „Harakiri“.

[8]) Die vielen Fälle freiwilligen Todes bei in Gefangenschaft geratenen japanischen Soldaten im russisch-japanischen Kriege zeigen, daß die alte Lehre ihre Kreise weiter zieht.

[9]) Um die Mitte des 16. Jahrhunderts (1542) betrat als erster Europäer der Portugiese Mendez Pinto japanischen Boden. Ihm folgten sofort in großer Zahl Jesuitenmissionare, deren Führer Franz Xavier sogar selbst aus Indien nach Japan kam. Bald darauf hielten auch die Franziskaner ihren Einzug, eine Mission großen Stiles beginnend. Die Erfolge waren in kurzer Zeit sehr große. Hunderttausende traten zum Christentum über. Es zeigte sich aber, daß damit das Land in die größte Verwirrung geriet, denn die meisten der überkommenen Institutionen ließen sich mit der neuen Lehre nicht vereinigen. Es kam zu inneren Unruhen und Aufständen, die eine schwere Erschütterung der Zentralgewalt mit sich brachten. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts schien es, als ob das Christentum dauernd die Oberhand behalten sollte. Da erstand dem Lande ein Retter in der Person des heute als Nationalhelden hoch gefeierten Taiko Hideyoshi. Von der Ueberzeugung ausgehend, daß das Christentum japanisches Wesen zerstören müsse und geeignet sei, den Uebergang Japans in fremde Hände vorzubereiten, begann er einen Verfolgungskrieg, der im Laufe von 40 Jahren durch ihn und seine Nachfolger definitiv zu ungunsten der Christen entschieden wurde. Der letzte Schlag fiel im Jahre 1637. Von da ab wird die Isolierung der Nation auf das allerstrengste durchgeführt. Durch zwei Jahrhunderte war nunmehr dem Lande der innere Friede gesichert. Die Feudalzeit, in der die Bushido-Lehre ihre höchste Entwicklung erfuhr, setzt ein und die Samuraiklasse gelangte zu größtem Ansehen. Nicht mit Unrecht hat man diese Zeit japanischer Geschichte mit dem ausgehenden deutschen Mittelalter verglichen.

nation des Landes zu geben, fügte sich Japan in das Unvermeidliche. Im selbigen Augenblick aber kam den leitenden Staatsmännern, zuerst instinktiv, bald aber klar bewußt, die Erkenntnis, daß der Gefahr des Untergangs der Nation nur begegnet werden könne, wenn man sich die Waffen des Eindringlings aneigne. Es ist grundfalsch, anzunehmen, daß etwa den führenden Geistern die abendländische Kultur sympathisch gewesen wäre, und sie aus Liebe zu ihr die, trotz allem, wesensfremde westeuropäische Daseinsgebarung angenommen hätten. Nichts von alledem. Der zähe Wille zum nationalen Dasein, der ausgeprägte Rasseninstinkt eines auf hoher, wenn auch eigenartiger Kultur stehenden Menschenschlags erkannte mit erstaunlicher Sicherheit, daß kein anderes Mittel der Nation die Selbständigkeit auf die Dauer garantieren könne. Der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe folgend, entschloß man sich, „ein Kulturvolk" zu werden. Es kam dem Lande hier zu statten, daß sein Schicksal in den Händen einer kleinen Klasse lag, die stark genug war, trotz heftigsten Widerstandes das richtig Erkannte zum Durchbruch zu bringen. Wohl haben große Teile selbst der Samuraikaste sich gegen die neue Entwicklung aufgelehnt und für das gute alte Recht Blut und Habe geopfert. Aber den Tüchtigsten unter ihnen gelang es, die Standesgenossen in kurzer Zeit zu versöhnen. Und fast spielend wurde die Ablösung alter Rechte durchgeführt. Die bewunderungswürdige Selbstlosigkeit seitens der oberen Schichten Japans, die schweren Herzens, aber doch mit zielbewußter Energie auf alles verzichteten, was sie bisher äußerlich ausgezeichnet hatte, nur um die Nation auf eine neue lebensfähige Basis zu stellen, gehört für ewige Zeiten in die Ruhmesblätter japanischer Geschichte. Und niemand kann es leugnen — auch derjenige nicht, der im allgemeinen den gestaltenden Einfluß großer Ideen in der Völkergeschichte bestreitet —, daß hier die Bushido-Lehre das gewaltige Werk vorbereitete. Sie hat die Möglichkeit der Umwandlung überhaupt erst gegeben. In dreierlei Hinsicht befruchtete sie den Boden, aus dem das neue Leben hervorging. Einmal ward sie die Ursache des Werdens einer geistigen Elite, zum anderen formte sie Menschen mit Tugenden, die allein imstande waren, jenes hohe Maß von Vaterlandsliebe und Selbstlosigkeit zu erzeugen, und endlich gab sie der Nation Männer, die zu herrschen, zu organisieren und in politischer wie militärischer Beziehung zu verwalten und zu führen verstanden. Es muß scharf daran festgehalten werden: nur dieses Vorhandensein einer starken, fähigen, von zähem Rasseninstinkt getragenen, innerlich längst zu großen Dingen prädestinierten Oberschicht, hat Japan vor dem Schicksal Chinas und Koreas bewahrt. Der Bushido-Lehre in erster Linie ist es zu danken, daß in schwerer Zeit ein Wille sich fand, der auf klar erkanntem Wege die Nation an dem gähnenden Abgrund vorbei einer neuen Zukunft entgegenführte.

Aber freilich, eine Oberschicht allein kann ein Land auf die Dauer nicht glücklich machen, wenn die breite Masse des Volkes nicht das rechte Fundament dazu bildet. Und da drängt sich nun die Frage auf: welcher Art ist das japanische Volk? Die Antwort ist eine den Völkerpsychologen wenig befriedigende. Mehr denn 90 Prozent aller Menschen des Landes eine durch Jahrtausende als minderwertig angesehene und tatsächlich in ihren überwiegenden Teilen moralisch unterqualifizierte Klasse! Die moderne Verfassung verlieh dieser Bevölkerung mit einem Schlage Rechte, Pflichten und Verantwortung der Bürger eines konstitutionellen Staates. Gab es auch für diese Schichten eine Sittenlehre, die sie den neuen Aufgaben gewachsen machte? Nein! Ein zum Zerrbild gewordener Buddhismus und ein auf unterster Stufe stehen gebliebener Shintoismus — nichts anderes ward jemals dem Volke zu eigen. Die vorübergehende Einwirkung des Christentums war bald verflogen und nichts an dem Volke zu spüren von den Wirkungen einer Bushido-Lehre, keine ererbte Tüchtigkeit, Mangel an Wahrhaftigkeit und Ehrgefühl, bar aller Tugenden — außer einer fanatischen Eltern- und Kaiserliebe: großgezogen durch den Ahnenkult! Das ist die Mischung. Ein Produkt jener Ideen, in denen diese Masse durch lange, lange Zeit, man darf sagen: dahinvegetiert hatte. Es ist nicht zu viel behauptet damit, daß nur die allerglücklichsten Umstände es ermöglichen können, mit diesem Menschenmaterial die Konsolidierung Japans zu glücklichem Ende zu führen. Eines allerdings wird und muß diese Masse abgeben: in der Hand guter Führer ein brauchbares Heer! Ich sagte schon: Elternliebe und Kaiserliebe als Träger des Ahnenkults sind diesem Volke zu eigen. Auch erscheint den Japanern der breiten Masse nach ihrer ganzen Gedankenrichtung der Tod nicht als etwas Schreckhaftes und Furchtbares, sondern vielmehr als der Lohn treuer Pflichterfüllung für Kaiser, Eltern und beider Ahnen. So wird der Japaner mutig sein Leben dahin geben und fanatisch dem Rufe des Führers folgen.

Im übrigen aber lassen selbst begeisterte Anhänger der Reform durchblicken, daß man mit der Uebertragung politischer Rechte an das Volk zu rasch vorgegangen sei. Nicht eine von den Freiheiten hat das Volk sich erworben, erkämpft; alle, ohne Ausnahme, wurden sie ihm geschenkt, zum Teil sogar gegen seinen Willen aufoktroiert. Der neue Frühling ward nicht ersehnt, nicht in Liedern besungen, noch im Freiheitsdrange ertrotzt. Er kam über Nacht und seine Sonne schien auf Unzählige solcher, die im Winterschlaf weiter zu träumen als das schönste Los irdischen Daseins empfanden. Es kann keine Rede davon sein, daß das japanische Volk als solches eine seinen politischen Rechten entsprechende Reife besäße. Gerade das Buch, das der Anlaß zu der vorliegenden Abhandlung wurde, redet in dieser Beziehung eine deutliche Sprache. Wer zwischen den Zeilen zu lesen versteht, der wird in den abgedruckten Reden der leitenden Staatsmänner schwere Besorgnis finden. Korruption, Unfähigkeit und Unreife, immer wieder muß auf sie hingewiesen werden. Das Gefühl moralischer Verantwortung geht den weitesten Schichten ab, willenlos stehen sie im Banne politischer Demagogie, im Dienste ehrloser „Soschis", denen die Politik nichts anderes ist, wie dem Bauern die milchgebende Kuh. Welche Tiefe öffnet sich, wenn uns ein Japan-Kenner berichtet, daß die Geschäftswelt Tokios den Parlamentsmitgliedern öffentlich den Kredit entzog! Oder wenn wir hören, daß die „liberalen" Parteien der Regierung vorwerfen, das Parlamentsgebäude in Brand gesetzt zu haben, bloß um die kompromittierenden Akten los zu werden. Mit Leichtigkeit ließen sich unzählige Gründe dafür anführen, daß die Masse des japanischen Volkes für den Parlamentarismus Westeuropas nicht reif ist und auch nicht reif werden kann, solange ihm die Fesseln des Shintoismus an den Füßen hängen. Und auch dazu bedarf das japanische Volk einer Revision der Sittenlehre, wenn es den großen volkswirtschaftlichen Aufgaben, die seiner harren, nachkommen will. Verwaltung und Politik lassen sich zur Not mit tüchtigen Beamten — an denen in Japan in Hinsicht auf die Samurai-Klasse kein Mangel ist —, ohne Mitwirkung des Volkes durchführen. Wirtschaftliches Vorwärtskommen aber ist bedingt durch die Arbeit und die Spannkraft aller Teile des Volkes. Sie setzt voraus einen starken moralischen Grundzug in allen Schichten einer Bevölkerung. Und was sagt nun Nitobe? „Der angeborene Rasse-Instinkt für Ehre ist der einzige Schutz für unsere öffentliche Moral, die einzige gebieterische Schranke für unser Privatverhalten. Ehre ist das einzige Band, das den Japaner mit der sittlichen Welt verknüpft. Jede andere moralische Macht ist noch zu schwach, entweder durch Jugend oder durch Greisenalter." Ob Nitobe die Schwere dieser seiner Worte gewogen hat? Wohl nicht! Denn jener Ehrbegriff ist nur bei einer kleinen Schicht des Volkes vorhanden, während die Masse seiner bar ist, einen moralischen Maßstab an ihm nicht findet. Und das Fazit ist dieses: Dem japanischen Volke als solchem fehlen die für seine gesunde Fortentwicklung unerläßlichen moralischen Voraussetzungen! Das große Problem, von dessen Lösung die Zukunft der Nation abhängen wird, ist die Schaffung einer Sittenlehre, die dem neuen Japan Inhalt gibt. Einen Bismarck und einen Moltke fand man, ein Luther aber war ihnen nicht be-

schieden. Aus allen Ruinen alter Zeit sprießt das neue Leben — nur jener Quell, der zum ewigen Jungbrunnen geistigen und physischen Könnens wird, er ist versiegt. Dieses ungeheure Defizit fühlt man auch in Japan sehr wohl. Und man geht mit allem Ernste daran, an die Stelle des Nichts ein Etwas zu setzen. Mit Fiebereifer schafft man Schulen und andere Bildungsanstalten, sucht man das geistige Niveau des Volkes zu heben. Aber das allein tut's nicht, ein moralischer Maßstab wird damit nicht gewonnen. Eine Religion muß es sein, das ahnt und weiß man. Aber welchen Inhalt soll sie haben, wer soll sie formen?[10]) Jene Bushido-Lehre ist inzwischen einem neuzeitlichen, philosophischen System, das stark mit altem Geist vermischt ist, gewichen. Aber Verstandesphilosophie paßt nicht für die Menge, deren Gemütsleben sie nicht befriedigt. Man hat einen Augenblick daran gedacht, das Christentum zu übernehmen. Aber nur einen Augenblick, denn den Einsichtigen konnte kein Geheimnis bleiben, was gefühlsmäßig schon die Vorfahren erkannten, daß Christentum und Japanertum sich ausschließen. So ist denn ein Weg, der aus dem Stadium der Verwirrung herausführt, bisher nicht gefunden. Aber er muß gefunden werden, wenn anders man nicht auf jene sittliche Grundlage verzichten will, aus der allein die Nation ihre Kräfte schöpft, und ohne welche kein Volk auf die Dauer in höheren Daseinsformen sich bewegen kann.[11])

[10]) Daß ich unter „Religion“ nicht eine Dogmensammlung verstehe, brauche ich wohl nicht besonders hervorzuheben. Mit einer solchen wäre den Japanern wenig gedient. Sehr bedenklich müßte es mir andererseits aber auch erscheinen, wenn man verallgemeinern wollte, was in vielen Schulen des Landes geschehen ist; nämlich Häckels Welträtsel als allgemeines Lehrbuch einzuführen.

[11]) Es soll hier nicht untersucht werden, mit welcher Wahrscheinlichkeit es gelingen wird, dem japanischen Volke eine neuzeitliche, der übernommenen Kultur entsprechende Sittenlehre zu vermitteln. Auf eines aber möchte ich nicht unterlassen hinzuweisen: Abgesehen von allem andern, wird der Erfolg davon abhängen, ob die äußere Politik Japans für die nächsten Jahrzehnte eine glückliche sein wird. Sollte beispielsweise das Kriegsglück im jetzigen Kriege gegen Rußland sich wenden, etwa so schlimm, daß der Feind das Laub bedrohte oder gar besetzte, oder ihm auch bloß eine Kontribution auferlegen könnte, so stünde Japan damit vor der Gefahr der Katastrophe. Die militärische Niederlage würde das Land finanziell ruinieren und mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit den Sturz des Systems nach sich ziehen, dessen Pfeiler, wie wir sahen, bis jetzt nur in der Oberschicht fußen. Bedenkt man nun außerdem noch, daß mit der Vertreibung aus Korea den Japanern auch die unerläßlichen Bedingungen für die wirtschaftliche Weiterentwicklung genommen würden, so leuchtet ein, daß niemals ein Krieg so sehr über Sein oder Nichtsein eines Staates entschieden hat, als jener es tun wird, der augenblicklich auf den mandschurischen Feldern zum Austrag gebracht wird. Dieser Krieg wird für lange Zeit den Werdegang Japans festlegen, vermutlich sogar für seine Weiterentwicklung auf allen Gebieten entscheidend sein.

Bücher und Zeitschriften.

Die Musik in ihrer Bedeutung und Stellung an den bayerischen Mittelschulen (2. Teil). Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht der kgl. Kreisrealschule Nürnberg II. 1903/04. Von Dr. Küffner.

Dem vor zwei Jahren erschienenen, in der Beilage als gutes Vorzeichen für die endliche Lösung des Gesangunterrichts aus dem beschränkenden Bann einer ebenso veralteten, als unhistorischen Anschauung begrüßten ersten Teil ist nun als praktische Ergänzung und Weiterführung der zweite gefolgt mit dem Untertitel: Gedanken und Vorschläge zur Organisation des Gesangunterrichts. Die Zueignung an den Herrn Staatsminister v. Podewils berührt den in die schwebende Frage Eingeweihten und Mitstreitenden wehmütig: war er es doch, der, beim Erscheinen des ersten Teils an der Spitze des Kultusministeriums stehend, dem Unternehmen des Verfassers Beifall zollte und festen Willen verriet, dem Gesang an den Mittelschulen eine festere, würdigere Stellung zu schaffen. Zur Zeit ist es wieder die Politik des Zuwartens, der die leitende Stelle in dieser Frage huldigt; doch mag sich jeder, der die Mißstellung dieser mit dem deutschen Volkstum so innig verbundenen Kunst als unwürdig empfindet, in hoffender Geduld fassen. Die Ansichten über den sozialen Wert der Musik und ihre Bedeutung für des einzelnen Wohlfahrt stärken sich von Jahr zu Jahr so unwiderstehlich, daß sie diese Periode, in der ganz gegen den Brauch der Väter die Musik in die Ecke geschoben wurde, bald zum gründlichen Abschluß bringen werden. — Das Material, das uns der Verfasser in dieser Studie bietet, gründet sich nicht nur auf die Beobachtungen und Erfolge, die er aus persönlichem, nach seinen eigenen Ideen durchgeführten Unterricht gewann, sondern auch auf Erfahrungen, die sich ihm beim Besuche anderer, auch nichtbayerischer Anstalten, aufdrängten, sowie auf die Ergebnisse von Korrespondenzen mit der obersten Schulleitung mehrerer deutscher Staaten. Vom Inhalt können an dieser Stelle nur einige Grundtöne angeschlagen werden, so aus dem 2. Kapitel die anschauliche Skizzierung der beiden Grundarten fehlerhaften Gesangunterrichts — reines Gehörsingen als untere, Soloprofessorsstrategie als obere Fehlgrenze — verbunden mit berechtigter Warnung vor unnützen Ausgrabungen vergessener Zeiten und ihrer Lieder, wie auch vor allzu populärer Stoffdarbietung. Im Abschnitt: „Ziel und Weg“ werden als Hauptforderungen betont: Vomblattlesen der Schüler, Erzielung eines guten Chorklangs, besonders aber Pflege des Rhythmus und Wiederherstellung des gegenwärtig leider völlig vernachlässigten Zusammenhangs und Zusammenwirkens zwischen Sprachunterricht und Singstunde. Das Lehrprogramm für die einzelnen Klassen einer sechskursigen Realschule oder eines Progymnasiums, in den Grundlinien schon im ersten Teile vorgezeichnet, erhält ausführliche Teildarstellung für die geplanten fünf Singklassen. Hier verdient besondere Beachtung die als Mutationskurs bezeichnete vierte Singklasse; der Verfasser vertritt die völlig richtige Anschauung, daß es sich in der Mutierzeit wohl um ernste Schonung der Stimme, um Vermeidung jedes Forcierens nach Tonhöhe und Stärke, aber nicht um jahrelanges Aussetzen des Singens handeln kann, und er hat an gutklingenden Namen, wie Kretzschmar, Müller-Brunow und Simon Breu, starke und gewichtige Eideshelfer. Hierüber, wie über all das viele Beachtenswerte und Neue, was die Schrift bietet, wird man sich an der Quelle selbst ungekürzten Aufschluß suchen müssen, dort bieten sich dann dem Leser noch warmherzige Ausführungen über die Pflege des Volkslieds und ein das Ganze abschließender Ueberblick über gute Chorwerke.

Ein Zufall, der aber den mit den Verhältnissen Vertrauten Stoff zum Nachdenken und froher Hoffnung gibt, fügt es, daß gerade in diesen Monaten in der als tüchtig bekannten, norddeutschen Zeitschrift für das Gymnasialwesen das Thema: „Musik und Gymnasium“ behandelt wird, zum allerersten male seit dem 58jährigen Bestand der Zeitschrift, wie der Verfasser jener Studie selbst betont; er vermißt Ziel und Wegweisung in den neueren und neuesten preußischen Lehrplänen, er würde in unseren bayerischen Instruktionen ebenso wenig eine Zeile hierüber entdecken können. In dem Kampfe für das gute alte Recht des Gesanges an den Mittelschulen begegnen sich als Bundesgenossen die Freunde der alten, wie die der neueren, die Verehrer der weltlichen und jene der kirchlichen Tonschöpfungen. Vom deutschen Kirchengesangverein schon des öfteren betont, wird die Forderung des obligatorischen Gesangunterrichts auf der kommenden Tagung eine eingehende Behandlung erfahren; mögen den verdienstvollen Bemühungen des Vereins recht zahlreiche Bundesgenossen in diesem guten Streit erstehen, möchten besonders die akademisch gebildeten Kreise sich darüber klar werden, daß Kaiser Wilhelms vielbejubeltes Wort: „Die Bildung eines Volkes spricht sich in seinem Liede aus“, gar viele von ihnen und viele ihrer Söhne von der Bildung und vom Volkstum ungewollt scheidet. Solange die Schulstatistik uns an Gymnasien von 400 Schülern einen Sängerchor von 50 Köpfen, also 350 stumme Figuren vorführt, solange wird der beschämende Zustand dauern, daß in den Reihen der Chorvereine, deren gemischter Chor die Schöpfungen der Meister zu beseelen sich freut, der akademisch Gebildete meist sehr vereinzelt sich vorfindet, recht selten auch auf den Emporen, wo die Kirchenchöre ihres edlen Amtes pflegen.

Augsburg. Karl Hertmann.

Allgemeine Rundschau.

Ein vergessener Pionier der Schiffahrt.

ct. Ein Beispiel dafür, daß auch der ausgedehnteste Ruhm zu Lebzeiten nicht genügt, seinem Träger ein Andenken auf lange Zeit zu sichern, liefert die Tatsache, daß das Andenken eines hochverdienten und von seinen Zeitgenossen entsprechend hochgehaltenen Mannes, der seit wenig mehr als 350 Jahren gestorben ist, vollkommen erst hat wieder ausgegraben werden müssen. Gerade die große Beliebtheit seines Namens mag den wesentlichen Grund dafür gegeben haben, daß er in Vergessenheit geriet, denn man nannte ihn, als er auf der Höhe seiner Verdienste stand, einfach Jean oder auch Jean aus Saintonge. Diese kurze Bezeichnung mag später zur Aufrechterhaltung seines Andenkens nicht genügt haben, obgleich viele Schriftsteller des 16. Jahrhunderts sein Wissen, seine Kühnheit, seine Erfindergabe, seine Abenteuer und Taten preisen. Noch Champlain nennt ihn dankbar als Mitarbeiter auf seiner großen Entdeckungsreise nach Canada, vermutlich weil er die Ueberzeugung hatte, daß er ohne die schiffsbaulichen Neuerungen, die Jean von Saintonge, mit seinem eigentlichen Namen Jean Fonteneau, eingeführt hatte, seine Reise nicht mit solcher Sicherheit und solchem Erfolg hätte ausführen können. Von anderer Seite wird Jean „der erfahrenste Mann der Schiffahrt" genannt, der zu seiner Zeit in Frankreich lebte. Außerdem war er wahrscheinlich der beste Freund von Rabelais, dem großen französischen Satiriker. Sein wichtigstes oder wenigstens bleibendstes Verdienst ist nur durch ein sehr gründliches Studium jetzt wieder nachgewiesen worden. In einem alten Gedicht, das sicher auf Jean Fonteneau gemünzt ist, heißt es, daß dieser Mann als Zeichen seines Namens einen „Mast" errichtet habe, der seinen Ruhm für immer in den Himmel heben werde. Diese Worte beziehen sich, wie wir nunmehr erfahren, darauf, daß Jean der Erfinder der Bramstenge nebst ihrer Raa und ihrem Segel gewesen ist. Im Portugiesischen heißt das große Bramsegel Joanete, und schon ein Werk aus dem Jahre 1848, dessen Verfasser, wie aus seinen Aeußerungen zu entnehmen ist und auch nicht anders erwartet werden kann, von Jean Fonteneau nichts gewußt hat, macht dazu die Bemerkung, daß dieser Name wohl von irgend einem Schiffsoffizier oder Seefahrer namens Jean herrühren müsse, der vielleicht das Bramsegel in Spanien oder in Portugal eingeführt habe. Diese Frage kann jetzt als gelöst gelten, denn Jean von Saintonge hat die Erfindung nicht nur dort eingeführt, sondern überhaupt gemacht. Er war eine Zeitlang als Seefahrer für die portugiesischen Küsten und Kolonien angestellt, hatte sich übrigens auch in Portugal verheiratet. Ebenso volkstümlich wie er in diesem Lande war, so verhaßt war er den Spaniern, die ihn auch schließlich gefangen nahmen und im Jahre 1545 töteten.

*

Von den italienischen Bibliotheken.

Das italienische Parlament hat durch Gesetz vom 8. Juli d. J. 400,000 Lire bewilligt für dringende Maßnahmen zur Ausbesserung der Schäden, die der Nationalbibliothek in Turin mittelbar oder unmittelbar durch den Brand entstanden sind, davon 300,000 noch für das laufende Rechnungsjahr und der Rest für das nächste. Weitere 350,000 Lire sind bewilligt zur Vornahme dringender Arbeiten zur Beseitigung der Feuersgefahr in den staatlichen Bibliotheken und Archiven, auf vier Rechnungsjahre zu verteilen. In dieser Hinsicht ist die Umfrage nicht ohne Interesse, die der Herausgeber der „Rivista delle biblioteche", Guido Biagi in Florenz, an die Vorstände der italienischen Bibliotheken über die Feuersicherheit der Bibliotheken gerichtet hat. Die eingelaufenen Antworten veröffentlicht er nunmehr in der Rivista nebst einem zusammenfassenden Nachwort. Nur wenige Bibliotheken äußern sich, wie das Zentralblatt für Bibliothekswesen mitteilt, vollständig im wesentlichen zufrieden. Die Gefahren, die eingestandenermaßen die meisten Bibliotheken bedrohen, liegen nur zum Teil im Innern, in der Beleuchtung wie namentlich in mangelhafter Heizungsanlage. Die meisten Gefahren drohen von außen, von unsicheren Nachbargebäuden oder auch von Instituten oder selbst Privatwohnungen, die in dem gleichen Gebäude mit der Bibliothek untergebracht sind. Als besonders gefährdet wird von den bedeutenderen Bibliotheken geschildert die der Brera in Mailand, nächst ihr auch die Nationalbibliothek und die Laurenziana in Florenz. Selbst für das im Entstehen begriffene künftige Gebäude der florentinischen Nationalbibliothek hat deren Vorstand schwere Befürchtungen wegen der Nachbarschaft der Kunstgewerbeschule, zu deren Gunsten der ursprünglich für die Bibliothek bestimmte Platz geschmälert worden ist.

*

Wetterschießen gegen Schneesturm.

Am 2. April d. J. gegen 8½ Uhr morgens herrschte ein heftiger, von Osten kommender Schneesturm über der ganzen Gegend von Hyères; die Flocken fielen sehr dicht und zeitweise größer als ein Fünffrankenstück. Nach einigen Minuten hörten, wie die Naturwissenschaftliche Rundschau mitteilt, der Oberst und die Offiziere des dort kasernierten Infanterie-Regiments, daß auf der in der Nähe der Kaserne gelegenen Besitzung des Hrn. Dr. Vidal vier oder fünf Schüsse gegen das Unwetter abgegeben wurden. Die Wirkung war sozusagen eine augenblickliche. Der Schnee hörte an der Kaserne und der Vidalschen Besitzung auf, während er noch länger als 15 Minuten auf die entlegeneren Besitzungen niederfiel und so die Wände eines ungeheuren Brunnens von 500 bis 700 Meter Durchmesser bildete, dessen Zentrum zweifellos der Schießposten war. Dieser interessante und sehr überzeugende Versuch über die Wirkung des Wetterschießens wird von dem Obersten und vielen Offizieren des 22. Kolonialregiments Hrn. Vidal schriftlich bezeugt.

✖

Kleinere Mitteilungen.

* Vom Nobel-Preise. Nachdem, wie bereits gemeldet, der medizinische Preis bei der nächsten Verteilung Geheimrat Koch zufallen soll, ist nunmehr auch über den physikalischen Preis bestimmt worden, der Marconi zuerteilt werden soll.

* Aegyptologisches. W. Max Müller, der Sohn des Sanskritforschers und Enkel des Dichters Wilhelm Müller, hat mit Mitteln, die ihm von der Carnegie Institution in Washington zur Verfügung gestellt sind, eine Forschungsreise in Oberägypten begonnen, die sich bis in das nördliche Nubien ausdehnen soll. Es darf von ihm eine reiche Ausbeute für Geschichte, Geographie, Religion des Pharaonenlandes und Westasiens erwartet werden. Den Druck der zu erhoffenden Publikationen wird die Carnegie Institution übernehmen. Neben seinen ägyptologischen Studien will Müller auch auf den arabischen Dialekt der Bauern in der Thebaïs und ihr Folklore sein Augenmerk richten; ferner hofft er von den nubischen und Sudanstämmen wissenschaftliches Material sammeln zu können.

✖

Hochschulnachrichten.

* **Bonn.** Der Professor des Zivil- und Prozeßrechts an der hiesigen Universität Dr. Karl Crome ist von der französischen Regierung zum Offizier der Ehrenlegion ernannt worden. Die Auszeichnung erfolgte in Anerkennung der Verdienste dieses Gelehrten um das französische Recht, sowie um die Verbreitung französischer Rechtsideen in Deutschland, besonders in dessen neuestem bürgerlichen Recht.

* **Greifswald.** Der außerordentliche Professor der Theologie Dr. W. Reidel hat einen längeren Urlaub nach Jerusalem angetreten. In seiner Vertretung wird Professor Oettli die von jenem angekündigten Kollegien über alttestamentliche Exegese lesen.

* **Aus Oesterreich.** In **Wien** ist am vergangenen Sonntag der Archivar der Universität Dr. K. **Schrauf** im Alter von 69 Jahren gestorben. Archivar Schrauf hat sich durch zahlreiche Veröffentlichungen zur Geschichte der Wiener Universität, die zum Teil auch in dieser Beilage Würdigung fanden, einen geachteten Namen gemacht. — Der ordentliche Professor der deutschen Technischen Hochschule in **Prag** Leo **Baudiß** wurde zum ordentlichen Professor für den Bau von Wärmekraftmaschinen und der Ingenieur Artur **Budau** zum außerordentlichen Professor für den Bau von Wasserkraftmaschinen, beide an der Technischen Hochschule in **Wien** ernannt.

* **Von technischen Hochschulen.** Zum Prorektor der Technischen Hochschule zu **Danzig** ist Baurat Prof. **Carsten** gewählt worden. Nach der neuen Verfassung, die der Kaiser am 1. Oktober in Rominten genau nach dem Vorbild der Satzungen der Charlottenburger Hochschule erlassen hat, wird der erste Prorektor vom Senat gewählt und vom Minister bestätigt. Seine Amtsdauer erstreckt sich ebenso wie die des Rektors bis zum 1. Juli 1907. Diese Art der Wahl ist jedoch nur eine Uebergangsbestimmung. Am 1. Juli 1907 erfolgt die Neuwahl des Rektors auf Vorschlag der Abteilungen durch den Minister auf drei Jahre, und der abtretende Rektor ist dann Prorektor. Der Senat, dem die Strafgewalt der Hochschule obliegt, setzt sich zusammen aus dem Rektor, dem Prorektor, den sechs Abteilungsvorstehern und je einem Senator, der aus den Professoren jeder Abteilung zu wählen ist. Die Abteilungsvorsteher haben eine einjährige, die Senatoren eine zweijährige Amtsdauer.

✱

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Helene Raff: Die Braven und die Schlimmen. Geschichten aus Bayern und Tirol. Berlin 1904. Gebr. Paetel. — Adalbert Meinhardt: Frau Hellfrieds Winterpost. Ebenda 1904. 199 S. — Rudolf v. Gottschall: Neue Erzählungen. Ebenda 1904. 314 S. — Bernhard Duhr S. J.: Jesuiten-Fabeln. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte. Freiburg i. B. 1904. Herdersche Verlagshandlung. 975 S. — Heinrich Teweles: Harzreise und andere Fahrten. Prag 1904. Heinr. Mercy Sohn. 120 S. — Dr. Lothar Seuffert, o. ö. Professor der Rechte in München: Kommentar zur Zivilprozessordnung in der Fassung der Bekanntmachung vom 20. Mai 1898 nebst dem Einführungsgesetze. (Vierte Lieferung [Bogen 31—43 nebst Titel, Vorw. u. Inhalt zum I. Bde.]). München 1904. C. H. Becksche Verlagsbuchhandl. (Oskar Beck). — Schillers sämtliche Werke. Säkularausgabe in 16 Bänden. (Neunter Band: Uebersetzungen. Mit Einleitungen und Anmerkungen von Albert Köster. Erster Teil.) Stuttgart u. Berlin. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. — Ludwig Hercher, Regierungsbaumeister in Bonn: Grossstadterweiterungen. Ein Beitrag zum heutigen Städtebau. Göttingen 1904. Vandenhoeck u. Ruprecht. 46 S. — Antonio Fogazzaro: Das Geheimnis des Dichters. Roman. Berlin, Leipzig, Paris 1904. Hüpeden u. Merzyn. 259 S. — Friedrich Reinhard Lipsius: Kritik der theologischen Erkenntnis. Berlin 1904. C. A. Schwetschke u. Sohn. 212 S. — Rudolf Otto, Privatdozent der Theologie: Naturalistische und religiöse Weltansicht. Tübingen 1904. J. C. B. Mohr. 296 S. — Adolf Jaensch: Wie gelange ich aus eigener Kraft zu Erfolg und Wohlstand? München. Seitz u. Schauer. 32 S. — T. A. Bendrat, M. S., ev.-luth. Pfarrer zu Spenzer. South Dakota. Vereinigte Staaten von Nordamerika. Im Zeichen der Forschungsreisen. Eine synthetisch-philosophische Skizze. Berlin 1904. 52 S. — Festgabe der Juristischen Fakultät der Universität Basel zum 70. Geburtstag von Andreas Heusler. 30. September 1904. Basel 1904. Helbing u. Lichtenhahn (vorm. Reich-Detloff). 123 S.

Jahrgang 1904. München, Samstag, 15. Oktober. Nummer 237.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.–, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.– (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.–)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Eine neue Biographie der Annette Freiin von Droste-Hülshoff.

Von Prof. Dr. Aloys Schulte (Bonn).

Im Jahre 1893 erschien bei Grunow in Leipzig der eigentümlichste Briefwechsel, der wohl je von einer Dichterin geführt worden ist.[1]) Die Korrespondenz zwischen der großen westfälischen Dichterin und ihrem um 17 Jahre jüngeren Landsmann Levin Schücking enthüllte ein Verhältnis Annettens zu dem Sohne ihrer älteren verstorbenen Freundin, das alle mütterliche Fürsorge und Liebe, das ganze Bedürfnis einer Frau, für den zu sorgen und den zu hüten, der in ihren Schutzkreis eingetreten ist, mit einem kleinen, winzigen Bruchstück von altjüngferlicher Liebe vereinigt. Die in klassisch schöner Sprache geschriebenen Briefe gehören zu dem Allerbesten, was unsere deutsche Briefliteratur kennt, wenn auch der Drostesche Brief an Schlüter von Eppishausen nicht wieder erreicht wird. Die älteren Biographen hatten diesen den Lebensabend der Dichterin beherrschenden Freundschaftsbund, sein Erwachsen und seinen Bruch nur halb oder noch weniger gekannt.

Hermann Hüffer, der feinsinnige, gründliche und gerecht abwägende Historiker, hatte wohl die Quellen, die die Familie des Schwagers der Dichterin, Laßberg besitzt, verwerten können, aber sie verrieten zu wenig von dem „Liederfrühlinge“ auf der alten Meersburg.[2]) Im übrigen hatte der gründliche Kenner der allgemeinen Literaturströmung jener Zeit, der Forscher, dem der Boden, auf dem die Dichterin erwuchs, völlig vertraut war, die richtige Tonart gefunden. Es wäre ihm ein leichtes, die neuen Funde einzufügen, die er in der Deutschen Rundschau[3]) kritisch prüfte und besprach. Zu einer zweiten Auflage kam es bei dieser Biographie bisher nicht.

Der andere Biograph, der Jesuitenpater Kreiten, hat seine Darstellung umstimmen müssen. Aus dem Freundeskreise Christoph Bernhard Schlüters hervorgegangen, mit ihm die Vorliebe für moralische und religiöse Richtung teilend, hatte Kreiten den Einfluß Schlüters auf die Dichterin übertrieben und den des jungen Schücking unterschätzt. Kreiten hat in der zweiten Auflage[4]) sich allerdings bemüht, diesem mehr gerecht zu werden, allein schließlich war seine Lebensanschauung doch zu sehr im Widerstreit mit der des jungen Kritikers, als daß ein volles Verständnis möglich gewesen wäre. Die Revision dieser großen, 525 Seiten zählenden Biographie, die alles, was die Dichterin betrifft, klarzustellen sich bemüht, war nicht gründlich genug, um dem Werke eine dauernde Geltung verschaffen zu können.

Wäre Kreiten weiter zurückgewichen, so wäre die Reaktion gegen ihn und seine Auffassung minder scharf gewesen, hätte Hüffer seiner Biographie selbst bei einer neuen Auflage die neuen Retouchen einfügen können, so wäre wohl auch die Linie der allseitig gerechten Beurteilung nicht verlassen worden. Nun aber blieb es natürlich, daß jemand vom Boden der Schücking-Briefe aus die Korrektur an Kreitens Bild allzu gründlich vornahm. Dieser begreiflichen Reaktion hat ein Dichter und Schriftsteller von Beruf eine schöne Form gegeben. Es ist Karl Busse, der uns in der von Hanns v. Zobeltitz herausgegebenen Sammlung „Frauenleben“ eine kurze, auf das weitere Publikum berechnete Biographie und Kritik: „Annette v. Droste-Hülshoff“,[5]) vorlegt. Die weitläufige Droste-Literatur hat keine Schrift von gleicher Geschlossenheit der Darstellung, von gleicher Energie der Betonung des Wesentlichen. Alles, was dem erfahrenen Kritiker nebensächlich erschien, hat er beiseite gelassen — aus der großen Fülle von Personen, die auf Annette Einfluß geübt haben, treten nur wenige hervor. Dem großen Ziele ist alles Detail untergeordnet, während bei Kreiten das Einzelne den Grundplan überwuchert.

Busse fühlt sich frei von jeder Rücksicht auf die Familie der Dichterin und hält mit ihr eine scharfe Abrechnung, die wir zu prüfen haben werden.

Den Grundgedanken der neuen Biographie faßt Busse in einem Bilde zusammen, zu dem er immer wieder zurückkehrt.

„Es ist und bleibt doch ein wenig die Geschichte des Adlers, der in ein niedriges Vogelhaus gesetzt ist. Er sitzt auf seiner Stange und hat viele Jahre ein brennendes „Hinausweh“. Aber wenn er die mächtigen Schwingen nur einmal anhebt, flattern entsetzt die Vögel neben ihm, und der Adler duckt sich und faltet die Flügel fest zusammen, gleichsam selber erschrocken, daß er anders ist als seine Gesellschaft. Nur in Traum und Sehnsucht wiegt er sich in freien Lüften; er steigt zur Höhe, ins Grenzenlose hinein — da fällt sein Blick auf das, was um ihn herum ist, und wie ein Schwindel befällt es ihn vor dem eigenen erträumten Fluge, er zittert wie in Schuld, er will nicht mehr in die ewigen Weiten sehen, sondern geduldig und friedlich auf seiner Stange sitzen wie die übrigen. So gehen die Jahre — keiner kommt und erlöst ihn, keiner öffnet ihm das niedrige Haus. Und wenn er nicht kränkelt,

---

[1]) Briefe von Annette von Droste-Hülshoff und Levin Schücking, herausgegeben von Theo Schücking.

[2]) Annette v. Droste-Hülshoff und ihre Werke. Gotha, 1887.

[3]) 24. Jahrgang Heft 4 und 5.

[4]) Anna Elisabeth von Droste-Hülshoff. Ein Charakterbild als Einleitung in ihre Werke. 2. Auflage. Paderborn, 1900.

[5]) Bielefeld und Leipzig, 1903. Verlag von Velhagen u. Klasing.

ist er wirklich geduldig, ja sogar fröhlich, und meint, daß er es gut hat. Er sieht Genossen draußen in der Freiheit, aber die Freiheit hat Gefahren, während er hier auf dem Platze sitzt, an den er sich mal gewöhnt hat, mit dem er verknüpft ist, hinter Gittern, die doch auch ihr Gutes haben und schützen. So empfindet er seine Unfreiheit nicht, ja er liebt sie schließlich und wäre ohne sie nicht glücklich. Und eines Tages fällt er von der Stange und ist tot, ohne jemals die höchste Kraft seiner Schwingen, die in der Freiheit erst sich ganz entwickelt hätte, zur Entfaltung gebracht zu haben.

Aber er ist doch hoch geflogen, wenn auch nur im Traum, und er war doch ein Adler, ob er auch sein Leben lang im Vogelhaus saß. . ."

Wie mancher Dichter wäre stolz darauf, wenn dieses wehmütige Bild auf ihn angewendet würde; Busse aber schildert so jene Einzige unter der großen Zahl schriftstellernder Frauen, auf die das Bild überhaupt anwendbar ist, jene westfälische Dichterin.

Ist es jedoch denn so völlig berechtigt, daß es zum Leitmotiv der ganzen Biographie gewählt werden durfte? Liegt denn nicht hier eine Ueberspannung der Forderungen vor?

Der königliche Vogel, der mit seinem Flügelschlage sich den Gestirnen am meisten nähert, ist — um im Bilde zu bleiben — der männliche Adler. Ihm geziemt es, den Sonnenstrahlen entgegen vorzudringen; den weiblichen Adler aber denken wir uns doch zuerst im Horst, dort die junge Brut verteidigend. Die Königin haftet an der Stätte, sie ist gebunden und nur in der Verteidigung zeigt sie die Kraft und die edle Leidenschaft.

Freilich hat ja Annette nie das Glück gehabt, Gattin und Mutter zu werden. Aber ihre weiblichen Grundpflichten blieben darum bestehen, sie waren mehr abwehrender Art, mehr negativ. Alle großen Geistestaten sind von Männern ausgeführt worden. Ich meine, der Grundfehler der Busseschen Biographie liegt darin, daß er von der Dichterin dasselbe verlangt, was er von einer großen tragischen Dichtergröße beanspruchen darf: die kühne, nur auf sich selbst bauende Geistesentwicklung, die alle Vorurteile der Erziehung und Geburt, alle Rücksichten auf die Angehörigen beiseite läßt. Ja heute mag es — und doch kenne ich keine — eine solche Dichterin geben, heute, da das weibliche Geschlecht sich eine ganz andere geistige Freiheit, eine viel höhere Selbstbestimmung errungen hat. Da ist ein solcher Aar denkbar. Aber versetzen wir uns 70 Jahre zurück! Da hätte in der Nachblüte feudaler Gesinnung ein Edelfräulein, das mit voller kindlicher Liebe zu seinen Eltern aufblickte, all die Bande sprengen sollen? Wollen wir in Busses Bild bleiben, so fordert er eigentlich, daß die in der Gefangenschaft geborene Königin der Lüfte allein mit eigener Kraft die Gitter des Vogelhauses zertrümmere!

Von dieser übertriebenen Forderung aus erhebt nun Busse Anklagen gegen alle diejenigen, welche er als Fesseln einer freiheitlichen Entwicklung der Dichterin ansieht. Auch da liegt eine Reaktion gegen frühere Irrtümer vor.

Annette gehörte einer münsterländischen Adelsfamilie an, die viele Jahrhunderte hindurch auf dem namengebenden Rittergute Hülshoff — etwa zwei Stunden von Münster entfernt — saß und mit dem Adel des Bistums ebenso verwachsen war wie mit dem Volke. Die alten Domkapitel, von denen gottlob die französische Revolution Deutschland befreit hat, waren fast völlig in den Händen des Adels. Einige dieser Domkapitel konnten sich nicht aus dem eigenen Sprengel rekrutieren, das Kölner z. B. mußte seine Grafen aus allen katholischen Teilen Deutschlands zusammensuchen; von allen deutschen Domkapiteln war aber wohl keines so rein aus Landsleuten zusammengesetzt als das von Münster. Die Zahl der münsterländischen Adelsfamilien war damals noch viel größer als heute, die nachgeborenen Söhne fanden Unterkunft im heimischen oder in fremden Kapiteln, die Erben der Fideikommisse traten nicht oder nur selten in die Dienste der Bischöfe oder anderer Fürsten. Nur das münsterische Militär zählte immer Generale, namentlich aber Obersten und Stabsoffiziere, die diesen Familien angehörten. Die Bischöfe hatten zum Teil die Familien dazu gezwungen, sich in der Bischofsstadt „Höfe" zu bauen, die mindestens während des Karnevals bewohnt wurden. Noch heute sind viele dieser stimmungsvollen Bauten im Besitz der Geschlechter, die sie errichtet haben. Der westfälische Adel dominierte in dem alten Staate und in der heimatlichen Kirche. Daß eines der Glieder desselben, Franz Frhr. v. Fürstenberg, erhebliche Reformen einführte, daß eine meist tüchtige und ehrbare Beamtenschaft die Geschäfte führte, daß überhaupt die skandalösen Mißbräuche der Krummstabherrlichkeit hier mehr zurücktraten, dafür aber geistig hervorragende Personen wie die Fürstin Gallitzin und Graf Friedrich Leopold von Stolberg nach Münster übersiedelten, läßt das Bild des ersterbenden Miniaturstaates doch in einem besseren Lichte erscheinen, als wir es von den meisten anderen geistlichen Herrschaften kennen.

Jedenfalls kann man es dem Adel nachfühlen, daß er die stille Sehnsucht nach der alten Herrlichkeit nicht aufgab und sich nur sehr schwer mit dem preußischen Regimente abfand, das Blücher und Stein 1802 einrichteten und das nach Leipzig wieder das französische Zwischenspiel ablöste. Hatte der Adel sich schon vorher abgeschlossen, so war das in den nächsten Jahrzehnten in noch höherem Maße der Fall. Wohl gab es Familien, deren Söhne in den preußischen Zivil-, Militär- oder diplomatischen Dienst eintraten, aber andere Geschlechter hielten sich zurück, die Geistlichkeit nahm nur noch solche Männer auf, die ein wirklicher Beruf an den Altar trieb.

Busse zeichnet diese Zustände nicht genau genug, um zu einer gerechten Würdigung der Stellung der Familie Hülshoff gelangen zu können. Er übersieht so, daß unter denjenigen Familien, die sich mit den neuen Verhältnissen abfanden, in erster Linie die Droste Hülshoff standen, und damit verschlingt sich ein anderer Irrtum: gerade die beiden Familien, aus deren Blut die 1797 geborene Dichterin hervorging, standen den ernsten Bestrebungen in Wissenschaft und Literatur weit näher als die meisten ihrer Standesgenossen.

Die Güter der westfälischen Adeligen standen durchaus nicht jedermann offen; in den Räumen auf Hülshoff aber verkehrte die Gemahlin des kommandierenden Generals des 7. Armeekorps v. Thielmann mit der heranwachsenden Annette so intim, daß diese noch oft später die Generalin besuchte. Mit Unterstützung des preußischen Ministeriums bereiste ein Vetter die Stätten kanonistischer Gelehrsamkeit, bald zog er nach Bonn als Professor des kanonischen Rechtes. Eine stark deutsche Gesinnung kam auch bei den Hülshoffern wie bei anderen münsterländischen Familien zum Ausdruck: „Das befreite Deutschland" (1813) ist das erste bedeutendere Gedicht unserer Dichterin. Uebermäßig ängstlich waren die Eltern gewiß nicht, wenn sie eine Freundschaft ihrer Tochter mit Adele Schopenhauer, der Schwester des Philosophen, mit Amalie Hassenpflug, der Schwester des hessischen Ministers, und mit der Frau Ober-Reg.-Rat Rüdiger zuließen, deren Korrespondenz mit der Dichterin leider noch immer nicht vorliegt. Alle diese drei Damen vertraten eine andere Weltanschauung, als sie das Drostesche Haus kannte. Und war nicht der erste poetische Mentor der jungen Dichterin der Nachfolger Blüchers auf dem Stuhle des Meisters der münsterischen Freimaurerloge?

Und wenden wir uns zu den Brüdern der Mutter! Da ist noch weniger von Engherzigkeit die Rede. Werner von Haxthausen war auf der Universität Halle dem Tugendbunde beigetreten, hatte aus der Heimat flüchten müssen, nahm dann als Adjutant General Wallmodens an der Belagerung Hamburgs teil. Der hochtalentvolle Mann wurde 1815 preußischer Regierungsrat in Köln. Sein jüngerer Bruder August war ihm noch überlegen. Er hat viele Hoffnungen erweckt, nicht alle erfüllt — aber er war der Freund der Grimms, den Romantikern eng verbunden, Sammler von Volksliedern und der erste Erforscher der Landwirtschaft Rußlands. Das geistreiche Geschlecht der Haxthausen war noch viel weniger ängstlich im Verschließen gegen das Neue, das der Umschwung der Dinge gebracht hatte.

Gerade diese beiden Familien gehörten nicht zu denen, die unerfüllbaren politischen Träumen nachhingen.

Wie reich waren die Anregungen, die in einer solchen Familie auf die junge Dichterin einströmten! Der Wechsel zwischen lebhaftem Verkehr mit geistig hochstehenden Personen und der Einsamkeit auf dem Lande gab ihr Zeit, die auf sie übermäßig einströmenden Einflüsse aufzunehmen und selbständig zu verarbeiten. Sie sind so außerordentlich reich, wie sie bei einer Familie, die keine größeren Reisen machte, nur irgend sein konnten. Wenn man diese vielen Fäden, die zu den Führern des dichterischen Lebens führten, sich vergegenwärtigt, dann erst wird man sich bewußt, wie viel die Dichterin ihrer Familie schuldete. Sie verdankte ihr nicht allein ihre Gaben, sondern auch deren Ausbildung und, wo die Familie nicht mehr ausreichte, hatte die Mutter Freundschaften gepflegt, herangezogen oder geduldet, von denen man sich Nutzen für die Entwicklung der Talente versprach.

In der Wertung dieser Einflüsse sucht Busse die Lösung des Droste-Problems. Und darin wird ihm recht zu geben sein — mehr als man bisher annahm —, daß Annette eines äußeren Antreibens bedurfte. „So kommt es zu diesem seltsamen, ruckweisen Schaffen, das in den besten Jahren aussetzt."

Der erste Mentor — Sprickmann, ein Genosse des Hainbundes — wies sie in Schillersche Bahnen. Dann ersetzte ihn nach vielen Jahren der Einfluß eines jüngeren Mannes, Christoph Bernhard Schlüter, der damals Privatdozent der Philosophie an der Akademie zu Münster war. Busse sagt von ihm: „Unwillkürlich spricht man von diesem Manne mit einer leichten Ueberlegenheit." Er gerät, weil Kreiten ihn zu hoch gehoben hat, in die Neigung, ihn zu gering anzuschlagen. Gewiß, ich gebe gern zu: das Urteil von Schlüter war unsicher, schief und oft falsch; er hatte gerade für das, was Annettens eigentlichste Begabung war, keine Ader: für den Realismus der Auffassung und die Wiedergabe der Natur. Aber man vergesse doch nicht, seit Jahren hatte der junge Gelehrte das Augenlicht eingebüßt; ein Sehen mit den Augen der beisichtigen Annette darf man von ihm nicht erwarten. Und die andere besonders stark entwickelte Ader der Dichterin, die vom Vater ererbte Freude am Gruseligen und Schaurigen, die Virtuosität in der Behandlung dieser Stoffe, konnte einem Gelehrten, der durchaus dem Klassischen zustrebte, der von der Aesthetik aus mehr zur Dichtung kam, als von ihr zu jener, auch nicht zusagen. Noch hatte Annette wenig geschrieben, öffentlich war nichts bekannt, er lernte die Dichterin in einer Zeit kennen, wo ihre Eigenart noch durchaus nicht deutlich war. Noch überwog an Zahl ihre religiöse Dichtung, und die innerste Richtung Annettens unterschied sie von allen Dichtern ihrer Zeit: sie stand der Romantik so fern wie der Dichtung der klassischen Zeit. Ein solch keimendes Talent war schwer einzuschätzen. Schlüters eigenstes Feld war und blieb die moralisierende, didaktische und die religiöse Dichtung und darauf drängte er Annette. Zu groß ist der Erfolg, den er so erreichte, nicht gewesen. Aber doch ist er es gewesen, der die Vollendung des großen religiösen Zyklus: „Das geistliche Jahr" durch sein fortwährendes Drängen herbeiführte. Einfluß auf den Grundton der Lieder hat er jedoch nicht gehabt. Auch einzelne andere Gedichte sind von ihm angeregt worden. Aber damit ist nicht der Einfluß von Schlüter abgeschlossen. Er bot in seiner sittlichen Milde, der Reinheit und Kindlichkeit seiner frommen Natur ihr einen Rückhalt in der schwersten Katastrophe ihres Lebens. Ihre Freundschaft war Schwankungen ausgesetzt gewesen; jahrelang hatte „Schlüterchen" ihr am nächsten gestanden, dann aber kam mit Schücking eine Periode des Erkaltens, bis in jenen Tagen des Unglücks sie dem Professor ihr Herz ausschüttete und wieder zu dem Freunde heimkehrte, der auch von der Familie und insbesondere der Mutter gutgeheißen wurde. Völlig war — entgegen Busse — die Freundschaft nie erloschen. Schlüter besaß eine so weite Kenntnis der Literatur aller Sprachen, wie sie äußerst selten ist. Gewiß, er war kein bahnbrechender Geist, nicht einmal ein kritischer Kopf. Aber alle, die den guten Mann gekannt und, was dasselbe ist, verehren gelernt haben, werden mit mir bedauern, daß Busse nur die Stellen aus Annettens Briefen anführt, wo sie ein wenig über ihn spöttelt.

Was Schlüter ihr nicht bieten konnte, vermochte auch Junkmann ihr nicht zu spenden. Auch dieser schwer verstandene, tiefgründige und bizarre Mann, eine Mischung von Kühnheit und Furchtsamkeit, kannte nicht das Getriebe der literarischen Welt, auch er war so unpraktisch wie Schlüter. Wohl mochte er mehr auswärtige Beziehungen haben, aber die große literarische Welt war doch auch ihm unbekannt. Annette hat die Herausgabe ihrer Werke stets durch ihre Freunde besorgen lassen, nicht allein die Verträge mit den Verlegern wurden durch sie eingeleitet, nicht allein besorgten sie die Korrekturen, auch auf die Auswahl und Anordnung hatten sie einen erheblichen Einfluß.

Die beiden genannten Freunde kannten nur den literarischen Boden Münsters, den man leicht unterschätzt, in die große Welt führte sie aber ein junger Mann ein, der in überraschender Frühreife ein tüchtiger Kritiker und Kenner des literarischen Betriebes geworden war, der auch an Energie und Umsicht weit jene älteren Freunde übertraf. Diese wollten hauptsächlich in der gelehrten Welt eine Rolle spielen, er aber hat seine umfassenden und vielseitigen Studien betrieben, um in der Literatur zur Geltung zu kommen. Es war der erste eigentliche Literat, mit dem Annette in Beziehung trat. Es war Levin Schücking. Der talentvolle junge Mann, der 17 Jahre jünger war wie die Droste, trat 1837 wieder in ihren Gesichtskreis, anfangs sah sie an ihm seine Fehler und Schwächen — das hervorzuheben hätte Busse nicht unterlassen sollen. Dann aber fühlte die Droste seine kritische Ader heraus, wie viel klarer und realer seine Urteile waren, wie viel mehr Sinn der junge Mann hatte für das, was ihre Eigenart ausmachte. Sie schätzte seinen Charakter hoch und fühlte es als eine Dankespflicht gegen Schückings Mutter, sich Levins anzunehmen, wie jene es bei ihr gehalten hatte. Und die Freundschaft ward tiefer und tiefer. Mit mütterlichem Sinne widmete sie sich ihm und bemühte sich, ihn zu fördern, auch auf seine Dichtungen hat sie unverkennbar sehr stark eingewirkt, beider Tätigkeit wurzelte ja in dem eigenartigen Boden der Heimat, und beim „malerischen und romantischen Westfalen" ist sie so vereint, daß es schwer wäre, ihre Anteile genau zu sondern. Es waren zwei Menschen, welche sich ergänzten.

Der Freundschaft trat hinderlich das Mißtrauen der Mutter entgegen. Es war ein adeliges Haus, das die Anschauungen des Standes hochhielt, und ihnen hatte Schückings Vater ins Gesicht geschlagen; der Sohn trug mehr Selbstbewußtsein zur Schau, als der alten Dame lieb war. Wir verstehen die Abneigung und damit spinnt der Konflikt an, den Busse anders auffaßt, als ich ihn glaube deuten zu müssen.

Wöchentlich am Dienstag kam der junge Mann, der seiner Feder und seinen Kenntnissen bereits den Lebensunterhalt verdankte, auf den Witwensitz Rüschhaus, wo Annette ihn schon auf einer Bank erwartete. Als alle anderen Hoffnungen, Schücking unterzubringen, fehlgeschlagen waren, besorgte Annette ihm bei ihrem Schwager, dem alten Germanisten Frhrn. v. Laßberg, den Auftrag, einen Teil seiner kostbaren Handschriften, die heute eine Zierde der fürstlich Fürstenbergischen Bibliothek in Donaueschingen bilden, zu katalogisieren — 20 Jahre später hat kein anderer als Scheffel von dem damaligen Besitzer der Handschriftenschätze, dem Fürsten von Fürstenberg, denselben Auftrag erhalten. Da die Dichterin, wie sie schon früher ihre an Laßberg verheiratete ältere Schwester in der Schweiz aufgesucht hatte, nun auch bald auf der Meersburg erschien, ward der Verkehr zwischen beiden zu einem täglichen. Auf der herrlich am Bodensee gelegenen Burg entfaltete sich ein doppeltes Leben. Beim alten Laßberg kehrten die Freunde der jungen germanistischen Wissenschaft ein, deren Interesse einer vergangenen Poesie gehörte, der Annette nur sehr wenig Freude abgewann, wie Laßberg nur sehr langsam einsehen lernte, daß er ein dichterisches Genie in seinen Mauern berge. In keiner Strophe Annettens

finden wir einen Einfluß mittelalterlicher Poesie, sie war viel zu ursprünglich und ihr war in dieser Gesellschaft zuweilen, als wandle sie zwischen trockenen Bohnenhülsen und höre um sich nichts als das dürre Rascheln und Knistern. Derweil die gelehrten Freunde mit dem Erzromantiker Laßberg aus den toten Pergamenten Leben erweckten, entwickelte sich in dem innigen Gedankentausch zwischen Annette und Schücking ein neuer Liederfrühling, kein Minnesangfrühling; denn die herbe Droste hat der Minnedichtung keine Lieder eingefügt. Schücking trieb sie zu dem, was ihre Natur erfüllte, und so reich war das Gemüt der Dichterin, daß sie die Wette gewann, in wenigen Wochen einen Band lyrischer Gedichte zu schreiben, sie meinte nicht in Geduld und Demut das gute Weinjahr abwarten zu müssen, sondern glaubte aus ihrem überreichen Innern ohne Unterlaß schöpfen zu können. Und sie schöpfte, weil der in ihrer Nähe weilte, dessen sie als eines Befreiers ihrer stummen Lieder bedurfte. 35 zum Teil größere Gedichte entstanden in ganz kurzer Zeit. In diesem Geben und Nehmen, in diesem Sorgen für einander stellte sich das „Du" zwischen beiden bald ein — aber es blieb geheim vor den Verwandten und vor allem vor der in der Ferne weilenden Mutter. Es war ein Verhältnis, das man immer doch am besten noch mit den Worten der beiden Personen charakterisiert.

Annette schreibt in einer von ihrer Feder herrührenden Episode des ersten Schückingschen Romans: „Eine dunkle Tat" von einem Stiftsfräulein — und das wäre sie ja wohl, wie die Tante, deren Vornamen sie trug, sicherlich geworden, wenn sie 30 Jahre früher geboren wäre. Sie läßt diese an ihren Schützling die Worte richten: „Ich will wie eine Verwandte für Sie sorgen, ich will Sie wie ein Bruder lieb haben; ich will jemand haben, für den ich sorgen kann wie ein Weib, an dem ich eine geistige Stütze habe; denn meine Umgebung reicht nicht für mich aus. Aber wenn ich auch so gedankenarm wäre wie meine Köchin — es wäre doch dasselbe, ich will jemand haben, der mein ist, und dem ich wie einem geduldigen Kamele alles aufpacken kann, was an Liebe und Wärme, an Drang, zu pflegen und zu hegen, zu beschützen und zu leiten, in mir ist und übersprudelt. Aber wenn Sie deshalb glauben oder jemals sich einbilden, ich wäre verliebt in Sie, ich wäre eine Törin und würfe mich Ihnen an den Hals, so sind Sie nicht nur ein eitler Geck, sondern Sie sind etwas schlimmeres: ein verdorbener Mensch, der von einem reinen und edlen Verhältnis keinen Begriff hat." Schücking aber redet in seinen Lebenserinnerungen „von denen über sich selbst nicht ganz klaren Empfindungen, womit ich dort in das große und leuchtende Auge der besten Freundin blickte, die ich im Leben gefunden habe".

Ostern 1842 schied unter den herzlichsten Formen der junge Schücking von der Meersburg, um die Erziehung von zwei deutschen Fürstensöhnen zu übernehmen, und damit hebt nun jene köstliche, von uns zu Eingang erwähnte Korrespondenz an, die alle feinen Schatten der gegenseitigen Beziehungen bloßlegt. Die Dichterin wußte, was ihrer Kunst Schücking gewesen, wie er den Bronnen ihrer Dichtung befehtigt hatte. „Wärst Du hier, mein Buch wäre längst fertig. Mein Talent steigt und stirbt mit Deiner Liebe. Was ich werde, werde ich durch Dich und um Deinetwillen, sonst wäre es mir lieber und bequemer, mir innerlich und allein etwas vorzudichten. . . Mich dünkt, könnte ich Dich alle Tage nur zwei Minuten sehen — o Gott, nur einen Augenblick, dann würde ich jetzt singen, daß die Lachse aus dem Bodensee sprängen und die Möven sich mir auf die Schultern setzten. Wir haben doch ein Götterleben hier geführt, trotz Deiner periodischen Brummigkeit. Du hast mir meine Seele gestohlen, Gott gebe, daß Du sie gut bewahrst." Und diese Ausdrücke, in denen sie die Abhängigkeit von Schücking anerkennt, ließen sich leicht vermehren. Sie hatte nur in diesem segensreichen Winter das Glück, daß sie und ihr Freund allabendlich mit dem, was sie geleistet, vor einander triumphieren konnten.

Sie wußte, wie glücklich er sie gemacht hatte als Befreier ihrer Lieder; er hatte ihr das Echo gebildet, das verbessernd ihre Worte umgestaltete. Wie wenigen Menschen und erst recht wie wenigen Dichtern hat das Glück geblüht, eine Seele um sich zu haben, die mit vollem Verständnis die geistige Produktion verfolgen, regeln und vervielfältigen kann. Mit einer mütterlichen Liebe verfolgte sie Schücking, der in eine sehr ernste delikate Lage gekommen war; gerade aus diesen Briefen leuchtet der edle Sinn der Droste hervor. Sie kannte Schückings Schwächen und wollte ihn sittlich leiten, die Liebe einer Mutter kann nicht größer sein. Annette wanderte nach Rüschhaus und kehrte auf die Meersburg zurück, wo sie noch einmal Schücking sah — es war das letzte Mal. Eine leichte Lockerung der Freundschaft war eingetreten. Schücking hatte sich inzwischen vermählt und wenn auch alle Beteiligten sich Mühe gaben, nun einen Dreibund zu stiften, es erwies sich doch auch hier, daß — wie Annette sagt — „es für Eheleute nur einen Himmel und eine Hölle im eigenen Hause gibt, alles andere ist aber nur Zugabe, selbst die bestgemeinte Liebe anderer." Und ein Stückchen von jener Liebe, die das Herz eines anderen allein besitzen will, hatte die Dichterin doch opfern müssen, als sie die Kunde empfing, daß Schückings Ehebund abgeschlossen worden war.

Der andere Grund lag in der amtlichen Tätigkeit Schückings, der inzwischen Redakteur an der Allgemeinen Zeitung, dann an der Kölnischen Zeitung geworden war. Diese Tätigkeit und seine übrige sehr umfangreiche Schriftstellerei nahm so viel seiner Zeit und seiner Interessen in Anspruch, er dehnte seine Interessen so weit über die heimatliche Welt aus, daß bei ihm der alte poetische das Innenleben widerspiegelnde Brief dem mehr geschäftsmäßigen Platz machte. Schücking verfolgte seine Richtung und ohne die Gegenwirkung Annettens ging er mit dem Zuge der Zeit, keineswegs radikal in unserem Sinne; aber von dem Standpunkte der Dichterin entfernte er sich immer mehr. Die innerste Natur beider kam zur Geltung.

Der Bruch erfolgte um Ostern 1846, nachdem Schückings Roman, Die Ritterbürtigen, erschienen war, der den fatalen Eindruck seiner „Gedichte" im Schoße der Familie wie bei der Dichterin verstärkte. Der Roman ist heute längst vergessen und nur der Literaturhistoriker holt ihn wieder hervor. Er ist nicht gerade ein Tendenzroman, aber er behandelte aktuelle Dinge, Schücking hat selbst ihn der Dichterin angekündigt, er sei halb politischer Roman, halb Intrigenstück.

Das umfangreiche Werk schilderte die Zustände der Adelsgesellschaft und zwar Westfalens. Schücking hatte die Züge zu diesem sehr wenig günstigen Bilde des Adels zum Teil dem Kreise der Verwandten und Bekannten seiner Frau entnommen, anderes wußte er zweifellos aus dem elterlichen Hause; war der Vater Schückings doch viele Jahrzehnte im Dienste von Adelsfamilien gewesen. Aber ein guter Teil ging wohl auf Erzählungen von Annette zurück. Busse leugnet das schlechthin: „Man muß, um der Gerechtigkeit willen, konstatieren, daß von Indiskretionen Schückings keine Rede sein konnte. Hermann Hüffer hat das ausdrücklich festgestellt." Aber Hermann Hüffer sagt nur: „Was über Schückings angebliche Indiskretion wohl gesagt wurde, ist, freilich, genauer zugesehen, weit übertrieben; denn gerade die auffallendsten Begebnisse der „Ritterbürtigen" waren, soweit Tatsächliches zugrunde liegt, so allgemein bekannt, daß Schücking sie nicht erst von Annette zu erfahren brauchte." Das ist schon etwas sehr anderes. 1898 schrieb Hüffer: „Schücking hatte zudem Vorfälle und Eigenheiten ans Licht gezogen, deren Kenntnis er nur einer mit den adeligen Kreisen sehr vertrauten Persönlichkeit zu verdanken schien. Freilich ist das, was man über seine Indiskretion gesagt hat, weit übertrieben; aber es war nur zu natürlich, daß Beschränktheit und Uebelwollen Annette für den Inhalt des Romans verantwortlich machten." Damit trifft Hüffer den Nagel auf den Kopf. Der Roman ihres alten Schützlings stellte die Dichterin ihren Standesgenossen gegenüber bloß, wenn auch gar keine Indiskretion dabei vorgekommen war. Und liegt doch die Sache nicht so, daß diese Konzentrierung von Adelsgeschichten auf e i n e landschaftliche Gruppe, auf die westfälische, diese Häufung von üblen Geschichten dasjenige Glied, das mit dem Schriftsteller liiert gewesen ist, kompromittieren mußte?

Wenn auch nicht das Münsterland mit nackten Worten genannt wurde, so war die landschaftliche Beschreibung doch nur auf dieses alte Krummstabland passend und die Namen und Vornamen wiesen jeden Kenner dorthin, die Ruschevinq, die Heydenreich. Und nun der Inhalt! Mit Ausnahme von einigen Personen sind die Vertreter des Adels bestenfalls Originale, nicht wenige aber höchst bedenkliche Personen. Es ist ganz selbstverständlich, daß darüber der Adel erbittert sein mußte. Schücking hatte auch nichts getan, um dem Ganzen einen versöhnenden Ton zu geben. Die durchlaufende Handlung ist das Leben einer jungen Waise, Theo v. Blankenaar, die von ihrem Vormund und ihrer Erzieherin in der schamlosesten Weise mit einem nichtswürdigen Adeligen verheiratet werden soll, die aber dann am Altar ihr Jawort weigert, weil sie trotz aller Intrigen an der Idealfigur des Romans, dem Grafen Schlettendorf, festhielt. Dieser mit einer Fülle von interessanten Episoden und Wendungen durchsetzte Liebesroman hätte, um 100 Jahre rückwärts verlegt, kaum schweren Anstoß erregt, aber es war die Zeit der Gärung vor 1848 und der Verfasser machte daraus einen politischen Roman, indem er die Dame, welche Theo von Blankenaar vergewaltigen wollte, zur politischen Führerin dieses Adels machte, dem ganz allein Schlettendorf Vernunft predigt. Schücking hatte der Droste den Roman angekündigt mit den Worten: „Der Roman hat drei Bände, war also ein hübsch Stück Arbeit. Er spielt in Westphalen; eine ehrgeizige, politische Dame steht im Vordergrunde; der Roman ist überhaupt halb politischer Roman, halb Intriguenstück. Na, Sie werden sehen." Und diese Politik befaßte sich mit den allermodernsten Thematen, es wird da gehandelt über den vereinigten Landtag und über einen romantischen Kronprinzen, unter dem jeder Friedrich Wilhelm IV. erkennen mußte. Somit war es ganz ausgeschlossen, diese Schilderung in vergangene Zeiten zu übertragen. Schücking hatte den münsterländischen Adel seiner Tage geschildert — war das Bild richtig, so mußte sich jedes Glied dieser Kreise schämen, waren aber üble Züge zusammengeschleppt und trugen die Münsterländer die Sünden und Torheiten anderer mit, war das Bild nicht gerecht, dann war die Erbitterung des westfälischen Adels doppelt erklärlich. Ich will gar nicht untersuchen, was das Richtige ist, dieser poetisch-politische Angriff auf die Stellung des alten Adels, so sehr er in der Zeit lag, war etwas, was die Familie Droste-Hülshoff tief ärgern mußte. Wie weit Schücking Mitteilungen von Annette benützt hat, wird sich mit Sicherheit kaum je feststellen lassen. Das Notwendigste wäre ein historischer Kommentar zu den „Ritterbürtigen"; ein Vergleich der wahren Vorgänge mit dem Romane.

Gerade die Hülshoff hatten, wie ich in der Einleitung betont habe, sich mit Ruhe und in vornehmer Gesinnung in die preußischen Zustände eingelebt, gerade sie hatten zu allen Vertretern geistiger und künstlerischer Interessen, welcher Abkunft und welchen Bekenntnisses sie waren, gern Beziehungen angeknüpft, es konnte ihnen wohl sehr peinlich sein, daß nun einer, der diesem Hause nahe stand, ihren Stand angriff. Ueber die Spannung, die seit dem Kirchenstreite mit Clemens August eingetreten war, orientieren die Lebenserinnerungen Franseckys wie die Privatbriefe Annettens an ihre Familienangehörigen. Der westfälische Adel hatte feste politische Stellung genommen und, wie begreiflich, für seinen Angehörigen Clemens August von Droste-Vischering. Wenn da nun auch inzwischen eine Beruhigung eingetreten war, so war doch der Korpsgeist der Adelsgruppe gestärkt und belebt. Und gerade Annette war am meisten getroffen. Sie kannte am wenigsten in dieser Familie Abneigung gegen die Nichtadeligen, ihr Umgang mit Schücking war von der Mutter immer ungern gesehen worden. Nun gab der junge Freund durch sein Handeln der Mutter recht.

(Schluß folgt.)

Christiane von Goethe.

Ich mag recht altmodisch sein, aber ich leugne nicht, daß mir an einem Buche, das Goethes Gattin behandelt, der Titel „Goethes kleine Freundin und Frau"[1]) unsympathisch ist. Trotzdem bin ich einem neuen Buche, das dieser viel verkannten Frau gewidmet ist, durchaus ohne Vorurteil entgegengetreten und kann nach beendeter Lektüre mein Urteil dahin zusammenfassen, daß die Tendenz des Buches recht löblich ist. Denn es gilt, Christiane als tüchtige Hausfrau, vor allem aber als eine nicht unverständige, auf Goethe keineswegs ganz einflußlose Frau darzustellen, die nicht bloß in Dingen der Küche und des Haushalts ein Wort mitsprach, sondern durch ihren klaren Verstand dem Meister gelegentlich das Publikum repräsentierte und durch ihr energisches Auftreten den französischen Horden sowohl, wie dem unruhigen Theatervölkchen zu Leibe zu gehen wußte.

Außer der anerkennenswerten Tendenz ist auch lobend hervorzuheben, daß der Verfasser die Hauptquellen kennt, nämlich: Goethes Briefe an Christiane; die Briefe der Frau Rath an die Weimaraner; Christianens Episteln an Nikolaus Meyer; Riemers Aufzeichnungen und Briefe; die Briefe von Heinrich Voß und die von ihm berichteten Gespräche. Freilich ist dem Verfasser manches gedruckte Material entgangen. Die Weimarer Klatschliteratur scheint er außer den leicht zugänglichen Aeußerungen der beiden Charlotten, Frau v. Schiller und Frau v. Stein, nicht zu kennen; die Aeußerungen zweier Weimarer Frauen über den Tod und die letzte Krankheit der Christiane, die auch im Goethe-Jahrbuch abgedruckt waren, sind nicht benutzt; das so außerordentlich wichtige Gedicht „Das Tagebuch" (1810) ist nirgends angedeutet. So fehlt nicht nur wertvolles Material, sondern das benutzte ist nicht immer glücklich behandelt. So finde ich es nicht angemessen, daß ein Verfasser, der ein selbständiges Buch schreiben will, so oft, wie es unser Autor tut, Stellen aus Bielschowsky zitiert. Unter den mannigfachen Fehlern hebe ich die über das Gedicht „Im Vorübergehen" oder „Gefunden" hervor; der Verfasser weiß offenbar von den beiden Fassungen nichts; er verlegt die Entstehung des 1788 gedichteten Liedes in das Jahr 1813, während es in diesem Jahre doch nur „erneuert" ist, gleichsam zur Feier der silbernen Hochzeit. In recht törichter Weise läßt er den moralischen Sturm gegen Christiane dadurch entstehen, daß sie ein „bürgerliches Mädchen" war. — An Henriette v. Lüttwitz als Geliebte Goethes oder vielmehr an eine wirkliche Bewerbung Goethes um die Hand dieses Mädchens 1790 zu glauben, ist nach den Ausführungen, die ich vor Jahren in diesen Blättern gegeben und für die ich bei allen ernsten Goethe-Forschern Zustimmung gefunden habe, unerlaubt. — Zur Bekräftigung des Satzes, daß der Greis der heftigsten Liebe fähig war, durfte nicht ein Vers zitiert werden, den Goethe schrieb, als er die Fünfzig noch nicht erreicht hatte. Ganz besonders schlimm ist es, wenn das Klagegedicht Goethes um Christiane, 5. Juni 1816, falsch zitiert wird; der zweite Vers des Gedichtes lautet nicht, wie es in unserem Buche Seite 181 heißt: „durch die Wolken zu scheinen," sondern: „durch die düsteren Wolken".

Auch manches in den angeführten Briefstellen hätte erklärt werden müssen. Wenn Goethe z. B. am 1. August 1810 über eine Karlsbader Badebekanntschaft schreibt, „so angenehm und liebreizend sie ist, so gehen wir doch nicht auseinander, daß sie nicht etwas gesagt hätte, was mich verdrießt. Es ist wie in der Ackerwand", so hätte darauf hingewiesen werden müssen, daß in der Ackerwand Charlotte v. Stein wohnte, das Verhältnis mit der Karlsbader Freundin daher als so reich an Mißverständnissen dargestellt werden sollte, wie das mit der Weimaranerin.

Diese kleinen Ausstellungen würden nun nichts gegenüber dem anfänglich dem Buche erteilten Lobe besagen, wenn nicht ein Hauptbedenken übrig bliebe. Das Buch ist weder schlecht noch gut, aber es hat wahrscheinlich die sehr

[1]) Von Otto Klein, Straßburg i. E., 1904. J. Singer.

üble Folge, ein wirklich gutes und nötiges Buch über diesen Gegenstand entweder unmöglich zu machen oder auf lange hinaus zu verschieben. Ein wirklich gutes Buch über Christiane müßte entweder eine groß angelegte psychologische Studie oder eine Materialiensammlung sein. Vielleicht ist die erstere erst möglich, wenn die letztere erschienen ist. Die Briefe Goethes an Christiane sind bekanntlich erst seit einigen Jahren vollständig erschienen. Dem großen gebildeten Publikum sind sie wenig oder gar nicht zugänglich; denn sie stehen sehr zerstreut in etwa 12 Bänden der großen Weimarer Briefausgabe und entbehren dort sowohl des so nötigen Kommentars als vor allem der Antworten Christianens, die im Goethe- und Schiller-Archiv vorhanden sind. Es wäre höchst dankbar zu begrüßen, wenn das Weimarer Schiller- und Goethe-Archiv sich entschließen könnte, eine Sonderausgabe der Briefe Goethes an Christiane zu machen mit den nötigen Erläuterungen und zum mindesten mit einer Auswahl der Briefe Christianens an Goethe. Da, wie ich wohl weiß, die Beamten jenes Archivs mit den Arbeiten für die große Goethe-Ausgabe, augenblicklich auch mit großen Schiller-Publikationen vollauf beschäftigt sind, so wäre es sehr wünschenswert, wenn einem unserer vielen jüngeren Literarhistoriker das ungedruckte Material zur Verfügung gestellt und die ausdrückliche Ermächtigung erteilt würde, die Briefe Goethes an Christiane nochmals zu edieren. In dem Anhange einer solchen Veröffentlichung müßten alle die Stellen der Zeitgenossen, in denen günstig oder ungünstig über Christiane gesprochen wird, erwähnt und die wichtigeren abgedruckt werden.

Schließt sich daran, etwa in einer Einleitung, eine psychologische Studie, so hätten wir eine wirkliche Biographie der Christiane. Denn darüber darf man sich nicht täuschen und auch das Buch, dem diese Besprechung gilt, bestätigt nur den Satz, eine eigentliche Biographie Christianens gibt es nicht. Vor ihrem Zusammentreffen mit Goethe weiß man von ihr so gut wie nichts, und während des Zusammenlebens 1789—1816 ist das, was wir von ihrem Eigenleben wissen, so geringfügig, daß sich daraus eine Biographie nicht gestalten läßt. Man kann daher auch diesem Buche den Vorwurf nicht ersparen, daß es trotz guter Tendenz übereilt geschrieben, ohne genügende Kenntnis des vorhandenen Materials zusammengestellt ist und die Voraussetzungen nicht erfüllt, von denen ein Buch über Christiane ausgehen muß.

Berlin. Ludwig Geiger.

Bücher und Zeitschriften.

µστ. **Mädchen.** Erzählungen von Baronesse Falke. Dresden und Leipzig, Verlag von Heinrich Minden.

Die Verfasserin, die ihren Namen schon durch ein paar Romane und Novellen bekannt gemacht hat, schildert in ihrem neuesten Buche vier merkwürdige Mädchencharaktere mit großer Gestaltungskraft und so anschaulich, daß man stets vor Selbsterlebtem zu stehen glaubt. Es sind vier Erzählungen, die nur durch den gemeinsamen Titel zusammengehalten sind, denen man aber auch die Absicht der Verfasserin unterlegen mag, an vier edlen weiblichen Naturen nachzuweisen, wie tief sich der Mann in seinem Egoismus und grausamen Mißverstehen an einer echten Weibnatur versehlen kann. In der ersten Novelle „Im Gewitter“, einer düsteren, doch warmblütigen Skizze, ist es das reifere Weib, das schon alles hinter sich hat, das dem schnell entflammten jüngeren Manne gegenüber den Kopf oben behält. In der zweiten Geschichte „Der Andere“ wird das schwache Mädchen, im Innersten geknickt, die Frau eines anderen, weil dieser egoistisch genug ihr einen falschen verräterischen Rat gegeben, und beide werden dadurch unglücklich; auch „Uli“, die dritte, findet nicht ihr Glück, weil ihr Auserwählter ihre Liebe als eine Episode betrachtet, während sie selbst daran zugrunde geht. Die letzte und größte Erzählung „Wie es geht“ hat wieder den schwachen charakterlosen Mann zum traurigen Helden, das starke Mädchen Petra aber heiratet ihren Vetter, den sie wenigstens als Mann achten gelernt hat. Durch alle vier Novellen fühlt man sich recht gefesselt, weil sie gewissermaßen mit dem Herzblut geschrieben sind von einer Frau, die einen tiefen Blick in die Psyche ihrer Mitschwestern, aber auch des Mannes getan hat. In der Anordnung, in der sie aufeinanderfolgen, bedeuten sie gewissermaßen eine Art Selbstkritik: jede folgende ist immer länger und bedeutender als die vorhergehende. Auf der ersten halben Seite wird man vom Stil der Verfasserin noch keine zu große Meinung haben: finden sich doch in zwanzig Zeilen nicht weniger als sieben Partizipien. Auch im weiteren Verlaufe fehlt es da und dort nicht an Austriacismen, wie z. B. am Feld, am Fußboden — dort lebt man ja auch am Lande, am Wasser, statt auf dem Lande und auf dem Wasser —, und in der dritten Erzählung wimmelt es von der-, die- und dasselbe, aber das sind Kleinigkeiten, die sich bei einer zweiten Auflage, die dem hübschen Buche wohl nicht minder vergönnt sein wird, wie seinen Vorgängern, unschwer korrigieren lassen.

× **Alte sozialwissenschaftliche Meister.** Während die von Professor Werner Sombart eingeleitete Sammlung „Sozialer Fortschritt“ (Verlag von Felix Dietrich in Leipzig) es unternommen hat, durch die billige Ausgabe kurzer, gediegener Abhandlungen das Interesse für Fragen der Volkswirtschaft und Sozialpolitik in immer weitere Kreise zu tragen, sind fast gleichzeitig zwei andere angesehene Verlagsanstalten mit dem verdienstvollen Unternehmen hervorgetreten, den Freunden der Sozialpolitik das Studium der alten, schwer zugänglichen Meisterwerke der Sozialwissenschaft und Sozialpolitik zu erleichtern, indem sie davon gute deutsche Neuausgaben veröffentlichen. Es sind dies der Verlag von Gustav Fischer in Jena und der von C. L. Hirschfeld in Leipzig. Der erstere hat mit der „Sammlung sozialwissenschaftlicher Meister“ begonnen, die von Professor Heinrich Waentig in Münster herausgegeben wird, der andere verlegt die von Professor Georg Adler in Kiel besorgten „Hauptwerke des Sozialismus und der Sozialpolitik“. Es ist ein bemerkenswertes Zusammentreffen — kaum ein reiner Zufall —, daß die ersten Hefte der beiden Sammlungen zwei Vorläufern der Bodenreformbewegung gewidmet sind: in der Fischerschen Sammlung den „Betrachtungen über die Bildung und die Verteilung des Reichtums“ des berühmten französischen Physiokraten Jacques Turgot und in der Hirschfeldschen Sammlung dem „Gemeineigentum am Boden“ des Engländers Thomas Spence. Außerdem liegen uns bisher vor aus Gustav Fischers Verlag Adam Fergusons Abhandlung über die Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft und aus der von Georg Adler herausgegebenen Sammlung „Das Eigentum“ von William Godwin. Hier wie dort sind die Uebersetzungen gut und mit orientierenden Einleitungen der Herausgeber versehen. Wer die bisher erschienenen Hefte der beiden Sammlungen geprüft hat, wird mit uns wünschen, daß ihnen bald noch recht viele gleichwertige folgen.

Allgemeine Rundschau.

Leonardo da Vinci als Astronom.

ct. Es ist sehr an der Zeit und zudem überaus lohnend, daß die Geistestaten Leonardo da Vincis möglichst vollständig ans Licht gezogen werden. Anzuerkennen ist, daß auf diesem Gebiet schon manches geschehen ist, aber es bleibt noch der größere Teil zu tun übrig, zumal weitere Schichten der gebildeten Welt noch immer keinen rechten Gesamtbegriff von der Bedeutung Leonardos besitzen. Da ist ein kleiner Beitrag willkommen, den Dr. Max Jacobi in der Monatsschrift Natur und Offenbarung über die Stellung des großen Meisters zur Himmelskunde veröffentlicht hat und zwar im besonderen über seine Anschauungen von Erde, Sonne und Mond. Sogar in astronomische Verhältnisse hatte der geniale Mann eine so tiefgehende Einsicht gewonnen, daß er auf dem Boden des Kopernikanischen Weltsystems stand, lange bevor

Kopernikus einen Federstrich, vielleicht auch nur einen Gedanken an dessen Aufbau gewagt hatte. Allerdings läßt sich das Verdienst dieser beiden Männer in dieser Hinsicht nicht vergleichen, denn Leonardo glaubte nur an ein heliozentrisches System, weil es seinem ästhetischen Gefühl und seiner damit zusammenhängenden Verehrung für die Allmacht der Sonne besser entsprach. „Die Sonne bewegt sich nicht!“ ist ein Wort Leonardos, das mehr authentisch ist als das berühmtere „Und sie bewegt sich doch!“ Galileis in bezug auf die Erde. Leonardo war aber nicht nur der Mann, der sich an einer Schwärmerei genügen ließ. Den Himmelskörper, den er vor allem verehrte, wollte er auch erforscht wissen. Er schlug bereits vor, die Sonnenscheibe mit Hilfe eines fein durchlöcherten Stück Papieres zu betrachten, und wenn Galilei diesen Rat später beobachtet hätte, würde er vielleicht nicht seine Erblindung zu beklagen gehabt haben. Ferner hat sich Leonardo mit der Frage beschäftigt, warum Sonne und Mond in der Nähe des Horizonts größer erscheinen, wobei er verblüffende Kenntnisse der Optik verrät, wie er sich denn auch mit dem überaus schwierigen Problem der blauen Himmelsfarbe beschäftigte. Die Erde war für Leonardo also nicht der Weltmittelpunkt, sondern nur ein Planet und zwar von Kugelgestalt. Demgemäß war Leonardo einer der ersten, der die seit den Arabern in Vergessenheit geratenen Gradmessungen in ihrer Notwendigkeit kennzeichnete. Eine seiner berühmtesten Theorien in bezug auf die Erde läßt die Hauptgebirge dem Meeresboden entsteigen und sowohl Kräfte des Neptun als des Vulkan dabei tätig sein. Der Mond hatte für Leonardo kein eigenes Licht, auch keine tätigen vulkanischen Kräfte mehr. Er sah auch schon ein, daß der Mond keine Atmosphäre haben könne, weshalb man die Mondflecken nicht wie manche Astronomen jener Zeit für Wolkenbildungen halten dürfe, die doch eine Bewegung verraten müßten. Leonardo hält die Mondflecken für ungeheuere Wasserbecken, deren Inhalt sich noch nicht ganz verflüchtigt hätte. Daß bald nach Neumond der nicht von der Sonne bestrahlte Teil des Mondes in matter aschgrauer Färbung sichtbar wird, wußte Leonardo gleichfalls schon richtig auf das von der Erde zurückgestrahlte Sonnenlicht zu deuten.

•

Edmund Hardy †.

In Professor Dr. D. Edmund Hardy, der, kaum 52 Jahre alt, am 10. Oktober in Bonn gestorben ist (vergl. Nr. 285), verliert die Paliforschung einen ihrer hervorragendsten Vertreter. Hardy, am 7. Juli 1852 zu Mainz geboren, ist auf dem Umweg über Theologie und Philosophie zur vergleichenden Religionswissenschaft und schließlich zu seinem eigensten Arbeitsgebiet, der Erforschung des Buddhismus und der südbuddhistischen, im Palidialekt abgefaßten Literatur, gelangt. Seiner unermüdlichen Arbeitskraft verdanken wir neben zahlreichen Spezialuntersuchungen und wertvollen Rezensionen im Literarischen Zentralblatt, den Indogermanischen Forschungen, dem Archiv für Religionswissenschaft und an anderen Orten eine Reihe von Ausgaben buddhistischer Texte, die mit großer Sorgfalt gearbeitet sind. Für die von ihm herausgegebenen Darstellungen auf dem Gebiete der nichtchristlichen Religionsgeschichte schrieb er 1890 eine Darstellung des Buddhismus nach älteren Paliwerken, und 1893 die weitaus bedeutendere Geschichte der vedisch-brahmanischen Periode der Religion des alten Indiens. Wahre Kabinettstücke populär-wissenschaftlicher Darstellung sind die beiden Bändchen über Indische Religionsgeschichte und über Buddha, die 1898 und 1903 in der Sammlung Göschen erschienen. Auch die Monographie über König Asoka, die er 1902 in der bekannten „Weltgeschichte in Karakterbildern“ veröffentlichte, zeichnet sich durch glänzende Form aus. Die letzten Lebensjahre Hardys gehörten der lexikalischen Forschung. Schon hatte er den gesamten Wortschatz der Paliliteratur gesammelt und mit der Ausarbeitung des reichen Materials begonnen, da gebot der Tod dem Unermüdlichen Halt. Sein Hingang hinterläßt in den Reihen der Paliforscher eine empfindliche Lücke, die so leicht nicht ausgefüllt werden kann.

S.

Hochschulnachrichten.

* **Würzburg.** Der Privatdozent der Chemie Dr. Hermann Pauly von der Universität Bonn ist in gleicher Eigenschaft an die hiesige Universität übergesiedelt, wo er zugleich die Stelle eines Unterrichtsassistenten für organische Chemie am chemischen Institut übernimmt.

H. **Heidelberg.** Der Privatdozent für Chirurgie und erster Assistent Geh.-Rat Czernys an der chirurgischen Klinik Dr. Simon ist zum leitenden Arzt der chirurgischen Abteilung des Vinzentius-Hauses in Karlsruhe ernannt worden.

* **Bonn.** Der Professor der klassischen Philologie und Archäologie Dr. Hermann Usener, der außer durch fachwissenschaftliche Arbeiten auch durch eine Reihe von Veröffentlichungen zur Religions- und Mythengeschichte in gelehrten Kreisen Ruf genießt, feiert am 23. d. M. seinen 70. Geburtstag.

* **Jena.** Mit dem Bau des neuen Universitätsgebäudes, dessen Entwurf von Professor Theodor Fischer herrührt, wird in kurzem begonnen werden. Die Universität kommt bekanntlich an die Stelle des alten Schlosses zu stehen, das schon seit fast hundert Jahren für Zwecke der Universität benutzt worden ist.

* **Göttingen.** Den „Göttinger Sieben“ — Gervinus, Dahlmann, Albrecht, Ewald, Weber und den beiden Brüdern Grimm — soll am Orte ihrer gemeinsamen Wirksamkeit ein Denkmal errichtet werden, das seinen Platz vor dem Bahnhofsgebäude erhalten wird. Für die Errichtung des Denkmals stehen bereits namhafte Summen zur Verfügung.

hc. **Greifswald.** Der Domhilfsprediger Lic. Hermann Jordan hat sich mit einer Antrittsvorlesung: „Wie ist die Anschauung vom Einfluß der christlichen Dogmen entstanden?“ als Privatdozent für Neues Testament und Kirchengeschichte niedergelassen.

* **Breslau.** Der Professor der Physik Geh. Regierungsrat Dr. O. E. Meyer, der, wie gemeldet, unlängst in den Ruhestand getreten ist, feiert am heutigen Tage (15. d. M.) seinen 70. Geburtstag. Professor Meyer war seit 1866 als Ordinarius in Breslau tätig.

* **Prag.** Der Professor der Dermatologie an der hiesigen Universität Dr. Philipp Joseph Pick feierte gestern (Freitag) seinen 70. Geburtstag. — Zur Erinnerung an die langjährige, verdienstvolle Tätigkeit, die der Professor der Physiologie Dr. Ewald Hering in Leipzig an der hiesigen Hochschule entfaltete, hat die Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen beschlossen, für den Empfangsraum des neuen physiologischen Instituts eine Gedenktafel zu stiften.

* **Aus Oesterreich.** Der Direktor der städtischen Realschule zu Nachod Friedrich Prochazka wurde zum ordentlichen Professor der darstellenden Geometrie an der böhmischen Technischen Hochschule in Brünn ernannt.

* **Rom.** Ein eigentümlicher Diebstahl ist, wie der Täglichen Rundschau geschrieben wird, kürzlich in der Universität zu Rom verübt worden. Auf bisher unerklärliche Weise wurde das große Universitätssiegel gestohlen, mit dem bisher Diplome, Zeugnisse und andere amtliche Urkunden gesiegelt wurden. Das Rektorat macht nun in den Zeitungen, sowie durch einen Anschlag am schwarzen Brett bekannt, daß alle mit dem betreffenden Siegel versehenen Urkunden falsch sind, wenn sie eine Tagesangabe nach dem 13. September d. J. tragen.



Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Dr. H. Schweitzer: Geschichte der deutschen Kunst. Erste Lieferung. (Vollständig in 14 Lieferungen.) Ravensburg. Otto Maier. — Th. Justus (Th. Zedelius): Aus Volkes Mund. Eine Studie. Oldenburg u. Leipzig. Schulzesche Hofbuchhandlung (Rud. Schwartz). 54 S. — Goethes Werke. Unter Mitwirkung mehrerer Fachgelehrter herausgegeben von Prof. Dr. Karl Heinemann. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. (11. Band. Bearbeitet von Dr. Harry Maync. Wilhelm Meisters Wanderjahre oder Die Entsagenden.) Leipzig u. Wien. Bibliographisches Institut. — Siegfried Jacobsohn: Das Theater der Reichshauptstadt. München 1904. Verlag für Literatur und Kunst. 154 S. — Gustav Falke: Der gestiefelte Kater. Hamburg 1904. Alfred Janssen. 79 S. — Dr. Franz Adler: Wohnungsverhältnisse und Wohnungspolitik der Stadt Frankfurt a. M. zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Frankfurt a. M. 1904. Dr. Eduard Schnapper. 121 S. — Mary Misch-Kastner: Annemarie. Roman. Berlin, Köln, Leipzig. Albert Ahn. 229 S. — Robert Misch: Schauspielerehe. Novelle. Ebenda. 158 S. — Hans Escbelbach: Liebe erlöst. Novelle. Ebenda. 152 S. — Rudolph Braune Rossla: Zum Regiment. Drama in 4 Aufzügen. Leipzig 1905. „Der Barde." — Geheimer Finanzrat J. Rheinboldt, Reichsbevollmächtigter in Magdeburg: Das Reichsfinanzwesen. (Burschenschaftliche Bücherei. Herausgeber Dr. H. Böttger. Band II, Heft 8.) Berlin 1904. Karl Heymann. 96 S.

Für den Inseratenteil verantwortlich: N. Schumacher, München.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Zur Frauenbewegung.

Durch den Aufsatz in Nr. 224 der Beilage: „Idealismus und Realismus in der Frauenbewegung“ von M. Blanck angeregt, möchte auch ich einige Gedanken darüber zu Papier bringen, was mir vielleicht die verehrliche Redaktion gestattet. Die idealistische Verfasserin jenes Aufsatzes meint am Anfang, daß die überall durchzufühlende unbedingte Hoffnung auf Erfolg der Bewegung Fernerstehende wundern möchte. Nun, das ist wohl nicht zu befürchten, ohne diese Hoffnung wird nie etwas im Leben vorgenommen, sie ist doch wohl die Haupttriebfeder, die das Werk in Gang bringt und darin erhält. Wohl aber könnte die an vielen Stellen der Bewegung so überlaut und eindringlich immer wiederholte Betonung des unfehlbaren Zukunftssieges Unbefangene mit Mißtrauen erfüllen und die irrige Meinung erwecken, als sei gegenwärtig noch gar nichts erreicht, als lebten wir noch im dunkelsten Winkel und alles Licht sei nur erst von der Zukunft und wirksamen Agitation der Frauenrechtler zu erwarten.

Durch glänzende Zukunftsbilder wird immer der Blick von der Wirklichkeit unwillkürlich abgezogen, und das ist in diesem Falle um so bedauerlicher, als wirklich in den letzten Jahrzehnten doch schon gute Erfolge durch die sogenannte Frauenbewegung erreicht sind. So ist z. B. in unserem badischen Staate seit einigen Jahren die gewünschte Gleichberechtigung der Geschlechter im Mittel- und Hochschulunterricht eingeführt. An den beiden Hochschulen studieren 30—40 immatrikulierte Frauen in jedem Semester, es werden weibliche Assistenzärzte hier und da in den staatlichen Kliniken angestellt. Hier in Baden steht es jedermann gesetzlich zu, seine Kinder miteinander in Oberrealschulen oder Gymnasien unterrichten zu lassen, es wird prinzipiell kein Unterschied zwischen männlichen und weiblichen Schülern gemacht. Es wird, wo es geschieht, mit bestem Erfolg, soweit man bis jetzt beurteilen kann, davon Gebrauch gemacht. Hier haben wir also schon das gelobte Land der gemeinschaftlichen Erziehung; ist diese Einrichtung lebensfähig, so werden allmählich die übrigen deutschen Bundesstaaten nachfolgen, denn was in dem einen möglich, muß unter sonst ziemlich gleichen Verhältnissen doch auch im anderen durchführbar sein, wenn das dringende Bedürfnis vorliegt. Und daß in den oberen Ständen eine wirkliche Notlage bezüglich einer besseren Frauenbildung als bisher besteht, das wagt wohl auch der ärgste Antifeminist nicht mehr zu bestreiten.

Aber diese Notlage besteht nicht nur für diejenigen Mädchen, welche behufs Broterwerbs sich einem höheren Beruf zuwenden wollen, sondern sie besteht ganz allgemein für alle. Für keine Lebenslage gewährt heute die höhere Mädchenschule eben diesen „höheren“ Mädchen eine genügende Grundlage, und um die Töchter der „höheren“ sogenannten gebildeten Stände handelt es sich einzig, in diesem Zusammenhang. Man sollte daher meinen, daß diese vom badischen Staat gebotene, den bildungshungrigen Mädchen so überaus vorteilhafte und wenig kostspielige Gelegenheit des gleichen Rechts für alle nun auch von jenen mit Freuden begrüßt sei und bald ebensoviel Mädchen wie Knaben auf den höheren Schulen des Landes sein müßten — dem ist aber nicht so, es ist nur ein verschwindend kleiner Teil, der von der Koedukation Gebrauch macht, und dieser fühlt sich durchaus noch als Ausnahme von der Regel. Ich lasse meine Mädchen auch aufs Gymnasium gehen, damit sie später gegen die Söhne nicht benachteiligt sind bei einer Berufswahl, doch ich muß sagen, es geschieht mehr **faute de mieux**, weil es eben keinen anderen, ebenso einfachen und billigen Weg dazu gibt, als aus Wohlgefallen an den gleichen Rechten.

Daß der heutige Gymnasialunterricht sehr reformbedürftig und verbesserungsfähig ist, sehen die Männer ja selbst schon ein, und wir wollen sie die Sache einstweilen unter sich ausmachen lassen — vielleicht, daß dabei die Beteiligung der Mädchen am Unterricht ein wenig schneller zur Gärung und Klärung in dem Chaos der Meinungen führt. Daß aber für die Mädchen mit diesen gleichen Rechten auf den höheren Schulen, abgesehen von der Berechtigungs- und Broterwerbsfrage, etwas gewonnen wird in bezug auf ihre Persönlichkeits- und Menschenbildung, scheint mir nicht ohne weiteres ausgemacht. Dagegen für die Knaben. Denn von kompetenter Seite wird versichert, daß in gemischten Klassen besser gearbeitet wird und bessere Haltung vorherrscht, als in nur männlichen. In diesem Falle bedeuten also die gleichen Rechte für die Frau nicht eigentlich ein Emporkommen zur gleichen Höhe, sondern ein Herabsteigen ihrer Person zu dem Bildungspöbel, wie er heute unsere Gymnasien überfüllt und die sogenannte höhere Bildung wie mit Bleigewichten herabzieht.

Gewiß soll die Frau für sich die höhere Bildung fordern als ihr gutes Recht, sie braucht sie sogar, als Persönlichkeit, noch viel nötiger als der Mann, der schon viel ist, wenn er „tüchtig in seinem Fache“ ist. Mehr wird ja nicht von ihm verlangt. Deshalb wundert mich immer die intellektuelle Bescheidenheit derjenigen Frauenrechtlerinnen, die als einen der Gründe für Gleichberechtigung im Unterricht den Wunsch der Frau angeben, die „Interessen“ des Mannes teilen und verstehen zu können. Lieber Himmel, heutzutage, in unserem demokratischen Zeitalter! Aus dieser Bescheidenheit spricht immer noch der alte ererbte Respekt vor der sogenannten Ueberlegenheit des Mannes und seiner geistigen Bildung. Wo sind denn heute die Durchschnittsmänner mit wirklicher höherer Bildung? Nach der Verbreitung der Gymnasialbildung zu schließen, müßten sie doch scharenweise herumlaufen, aber wie viel gibt es

denn, die nicht nur Fachmänner sind, höchstens noch ein Steckenpferdle reiten?

Und nun gar die Teilnahme am politischen öffentlichen Leben, die von einer anderen Gruppe der Vorkämpferinnen ins Treffen geführt wird — davon kann eine wahrhaft gebildete Frau sich heutzutage doch nur angewidert fühlen. Ja, unsere Töchter haben eine höhere geistige Ausbildung dringend nötig, das Beste ist gerade gut genug für sie und nicht nur bedürfen sie sie als Mittel zum Zweck, zum Broterwerb oder zur spielerischen Teilnahme am Geistes- oder gar öffentlichen Leben des Mannes, sondern als Selbstzweck, aus dem das andere sich dann wieder abzweigt. Gerade zu dem Hauptberuf, zu dem ja auch in Zukunft wohl noch die meisten Frauen geboren werden und der ihnen nicht abgenommen werden kann, dem Mutterberuf, kann die Frau gar nicht gebildet genug sein. Da tut's die Gleichberechtigung zur formalen Geistesbildung allein noch nicht. Man müßte gerade für diesen Beruf an die Gebildeten die Forderungen so hoch als möglich stellen, der Einfluß einer allseitig gebildeten Frau auf das häusliche Leben der Heranwachsenden ist unmeßbar und kann unter Umständen mehr Gutes stiften zur Hebung des geistigen und sittlichen öffentlichen Lebens, als die schönsten Reden und die besuchtesten Versammlungen.

Nicht durch Resolutionen und Gesetzesparagraphen werden Zustände geschaffen, umgeschaffen, sondern von den Menschen, die daran beteiligt sind, und diese haben alle, ohne Ausnahme, eine Kindheit und Jugendzeit durchlebt, in der für ihr künftiges Verhalten der Grund gelegt wurde oder hätte gelegt werden können, denn meistens geschieht das eben durchaus nicht. Der Mutterberuf, in bezug auf geistig bildende Einwirkung wird heutzutage durchweg zu niedrig eingeschätzt, und leider kann man gerade der modernen Frau, deren Wünschen und Hoffen in der Frauenbewegung sich ausspricht, den Vorwurf nicht ersparen, daß sie darin mit üblem Beispiel auftritt und ihn viel zu leicht nimmt.

Oder wie soll man sonst den sonderbaren Ausspruch von Hedwig Dohm (in „Die Frau" abgedruckt) verstehen, wenn sie sagt, daß die Frau nur etwa ein Jahrzehnt zur Erledigung ihrer Mutterpflichten bedürfe, die übrige Lebenszeit aber zur freien Verfügung habe? Abgesehen davon, daß die Kinder doch auch einen Vater haben, der hier und da die Zeit der Mutter etwas beanspruchen dürfte, so trifft diese Rechnung selbst nicht mal bei auch nur einem einzigen Kinde zu, viel weniger bei vier bis sechs, wie das doch zum Glück in deutschen Familien noch üblich ist. Dabei gehen allein schon mit der körperlichen Leistung zehn bis zwölf Jahre darauf und dann noch die Zeit, bis das letzte sich einigermaßen selbständig entwickelt hat, vierzehn bis sechzehn Jahre — also beinahe drei Jahrzehnte, so ziemlich der ganze Arbeitszeitraum des zum Berufsleben gelangten Menschen. Wieviel könnte in dieser Zeit an geistiger Kulturarbeit von der Mutter geleistet werden, der es ernst mit ihrem Beruf ist und die die rechte „höhere" Bildung dazu hätte. Aber so wächst der junge Mensch heutzutage heran zwischen den Einwirkungen der Schule, dem wenig wirkungsvollen Religionsunterricht und allerlei Zufälligkeiten des Umgangs und Erlebens, und wenn er dabei ein Charakter, eine Persönlichkeit wird, so hat er's nur seinen guten Anlagen dazu zu verdanken. Wie die Mädchenbildung früher und jetzt noch meistens beschaffen ist, führt den heranwachsenden Sohn sein Bildungsgang weit ab von den geistigen Interessen der Mutter in eine Welt, in der sie sich ihrer Erziehung nach nur notdürftig zurechtfinden kann.

Schule und Haus sind zwei getrennte Welten, woraus eine unberechenbare Kräftevergeudung und schädliche Zersplitterung des Denkvermögens für die Jugend folgt. Welche Hilfe für die erfolgreiche Verarbeitung des Bildungsrohstoffes zu geistigem Besitz wäre es da für die Kinder, und aus solcher allein entspringt wahre Bildung, wenn sie bei der Mutter des vollen Interesses und Verständnisses für das, was sie lernen müssen, sicher wären.

Deshalb noch einmal: die Frau kann einstweilen gar nicht gebildet genug sein, man müßte nicht nur dieselbe, sondern womöglich noch etwas mehr Schulbildung für sie erstreben, als für den Mann. Man muß auch hier, überall, wo es sich um große Dinge handelt, „das Unmögliche verlangen, um das Mögliche zu erreichen". Doch dieser Zukunftsidealismus geht wohl noch über den der vorgeschrittensten Frauenrechtlerinnen hinaus.

Wir wollen deshalb dankbar anerkennen, daß der badische Staat als Bahnbrecher im Deutschen Reich für die bessere Bildung der Frau und ihre Gleichberechtigung zur höheren Schule eingetreten ist. Ich meine, es sollte mehr als bisher geschehen ist, von den Vorkämpferinnen für gleiche Rechte der Geschlechter auf diese Einrichtung hingewiesen werden und die Möglichkeiten, die sich daraus ergeben. Durch rege Beteiligung werden dann auch die dem Versuch noch etwa anhaftenden Mängel eher erkannt und beseitigt werden können. Hier braucht's kein Vertrösten auf die Zukunft mehr, hier bedarf's nur noch der Menschen, die die Gelegenheit auszunutzen verstehen. Hier können die bildungsbedürftigen Mädchen nun zeigen, was sie leisten können und daß sie ebensoviel leisten können als ihre Brüder. Das ist dann auch die beste und einfachste Widerlegung aller Einwände, die allzu konservative Aerzte und Schulmänner gegen die Gleichberechtigung wegen der intellektuellen und körperlichen Minderwertigkeit der Frau, die sie behaupten, aufstellen. Nicht Worte und Meinungen, Tatsachen beweisen. Nur das mögen die, welche sich diese Einrichtung zunutze machen wollen, immer bedenken, daß mit nur gleichen Rechten noch nicht alles erreicht ist, das gelobte Land der unbeschränkten Entwicklung sich erschließt. Bei vollster Gleichberechtigung wird doch die Frau immer noch im Nachteil sein, die damit nicht noch etwas Besseres erreichen will, als dem Manne es in allem gleichzutun. Ungleiche Pflichten können nicht durch gleiche Rechte kompensiert werden. Der Frau sind von der unerbittlichen Natur die schwereren Lebenspflichten auferlegt, dieses Vorrecht kann sie sich in aller Zukunft nicht durch formale Gleichberechtigung ablösen lassen.

Freiburg i. Br. **E. Schmidt.**

Eine neue Biographie der Annette Freiin von Droste-Hülshoff.

Von Prof. Dr. Aloys Schulte (Bonn).

(Schluß.)

Annette durfte um so mehr erbittert sein, weil sie Schücking ihre Lage schon einmal auseinandergesetzt hatte. Sie hatte für das 19. Jahrhundert Skizzen geschrieben, die für ein großes Sammelwerk bestimmt waren und später als „Bilder aus Westphalen" in den Historisch-politischen Blättern erschienen, wo sie wirklich eine sehr gereizte Antwort hervorriefen. „Die Skizzen dürfen anderwärts nicht erscheinen. Sie sind zu scharf, und mir war ohnedieß schon bange dabei, doch ist's ein himmelweiter Unterschied, ob in einem gewichtigen Geschichtswerke, was strenge Wahrheit bedingt, nur von ernsten Männern gelesen wird, obendrein wahrscheinlich nie nach Westphalen gekommen wäre . . . oder in einem Journale, wo alle Laffen und Weiber drüber kommen und der Aufsatz sich nach meinem eigenen Gefühle als eine taktlose Impertinenz machen würde, die unser beider hiesige Stellung gänzlich verderben und mir wenigstens tausend Feinde und Verdruß zuziehen würde, da, selbst wenn Sie den Sündenbock machen wollten, meine Mitwirkung hier zu Lande gar nicht bezweifelt werden könnte, der vielen Anekdoten wegen, die gerade nur mir und den Meinigen passirt sind. . . Unverschuldeter Verdruß ließ sich noch allenfalls tragen, aber hier würde er uns mit Recht treffen; denn wer gibt uns die Erlaubniß, Leute, die uns nie beleidigt haben, in ihrem eigenen Lande zu höhnen, außer etwa unter der Aegide eines tiefernsten, wissenschaftlichen Zweckes."

Es ist also kaum zweifelhaft, daß Schücking voraussehen konnte, daß die „Ritterbürtigen" Annette und ihre Stellung empfindlich treffen mußten. Die Dichterin erging

sich, als das Werk erschienen war, in heftigen Ausdrücken über ihn, vielleicht hat sie ihrem Freunde noch einmal geantwortet, wiedergesehen haben sie sich nicht mehr. Die Freundschaft lag zerbrochen am Boden. Schücking hatte sich insofern nichts vorzuwerfen, als er immer dieselbe Linie der Beurteilung des münsterländischen Adels beobachtet hatte, vielleicht etwas weniger forciert, es war sein gutes Recht als Schriftsteller, Stoffe, die er gehört hatte, zu verarbeiten, aber er durfte einer Freundin, die dem angegriffenen Stande angehörte, es nicht antun, Pfeile zu schießen, die sie ihm arglos gegeben hatte. Schücking hat später es bitter bereut, durch seinen ersten großen Roman solch Unheil angerichtet zu haben. Ich will aber nicht verfehlen, die Entschuldigungen, die Schücking hatte, anzuführen: in einer tief erregten Zeit voller Leidenschaft, halb politisch, halb literarisch tätig, vergaß er, daß ein Tendenzroman nicht das höchste Kunstwerk ist, tendenziöse Dichtung war aber gerade im höchsten Schwange — seine geistige Entwicklung hatte ihn immer weiter von den Anschauungen einer Adelsgruppe entfernt, die er genauer zu beobachten Gelegenheit gehabt hatte. Er lebte nicht mehr in der Nähe der Droste, sondern in weiter Ferne; er war der liebevollen Zucht seines „Mütterchens" entwachsen.

Es ist sehr peinlich, solche Dinge besprechen zu müssen, wo jedes Wort so leicht verletzen kann. Aber nachdem nun einmal der Brief Annettes mit dem harten Urteil über Schücking veröffentlicht worden ist, nachdem der ganze Briefwechsel zwischen beiden vorgelegt wurde, dessen Veröffentlichung sicherlich beide Korrespondenten nicht gewünscht haben, steht der Konflikt zur Debatte, und da ist es die Pflicht des Literaturhistorikers, dieses zarteste Verhältnis und seinen Konflikt ganz gerecht zu besprechen. Und in seinen Folgen ist er wahrhaftig nicht unwesentlich; denn seitdem war der Dichterin die Freude am Dichten und Schaffen verdorben, es erwies sich als ein wahres Wort: „mein Talent steigt und stirbt mit deiner Liebe". Die Dichterin hatte auch von Schücking entfernt noch Gedichte und Prosa-Arbeiten in reicher Zahl geschrieben, jetzt aber war die Liebe vergangen und die dichterische Ader war versiegt.

Aber trotz alledem würde ich meine Anschauung hier nicht so eingehend entwickelt haben, wenn nicht Busse hier auf völlig falsche Bahnen geraten wäre. Hier treibt ihn der Gegensatz zu Kreiten in das andere Extrem. Er findet nichts, aber auch gar nichts an Schückings Vorgehen zu tadeln, er geht so weit zu sagen: „Wenn einer aber zuletzt gefehlt hat, so ist es nicht Schücking gewesen, sondern Annette." „Die Worte, die sie damals über Schücking in maßloser Aufregung gesprochen . . ., sind unedel und Annettens nicht würdig. Sie sind nur zu erklären aus der Erbitterung und Bedrängnis, in der sie sich befand." Busse dreht also die Waffe um und findet Schuld bei der, die in ihrer delikaten Stellung gerade von dem getroffen wurde, dem sie die meiste Liebe gewidmet hatte. Er rügt Worte, die niemals für die Oeffentlichkeit bestimmt waren und erst nach dem Tode des Empfängers veröffentlicht wurden. Worte, die im Affekt gesprochen und, wenn Annette wirklich in den Ritterbürtigen viel von ihr gelieferten Stoff wiederfand — was ich nicht weiß —, verständlich waren.

Die Folgen dieser Veröffentlichung der „Ritterbürtigen" sind unverkennbar. Die stets sehr schwache Gesundheit der Dichterin versagte nun mehr und mehr, vielleicht wäre diese Wendung aber auch so eingetreten. Ueber ihr Seelenleben war ein jäher Windstoß dahingefahren, der die letzten Blütenknospen dieses reichen Seelenlebens vernichtet hatte. Der Herbstnebel hatte sich über sie gelagert, der Heimat wandte sie nun fast völlig den Rücken, am Bodensee sah sie dann noch mit eigenen Augen, was in der Heimat ihr erspart geblieben wäre, die leidenschaftlichen Ergüsse des Jahres 1848 — vor ihren Augen wurde in Meersburg die badische Republik ausgerufen. Sie hat das nicht lange überlebt, am 22. Mai 1848 starb sie auf der Burg ob dem See.

In der Beurteilung dieser letzten Jahre ist es unmöglich, Busse zu folgen. Ihm ist leider der poetische Ausdruck der Seelenstimmung dieser Zeit unbekannt geblieben, das von Hüffer in der Deutschen Rundschau veröffentlichte, August 1846 entstandene Gedicht „von der ächzenden Creatur", das auch Kreiten nicht benutzt hat. Die fünf ersten Strophen malen in plastischer Weise die Seelenstimmung:

An einem Tage, wo feucht der Wind,
Wo grau verhängt der Sonnenstrahl,
Saß Gottes hart geprüftes Kind
Betrübt am kleinen Gartensaal.
Ihr war die Brust so matt und enge,
Ihr war das Haupt so dumpf und schwer,
Selbst um den Geist zog das Gedränge
Des Blutes Nebelflore her.

Gefährte Wind und Vogel nur
In selbstgewählter Einsamkeit,
Ein großer Seufzer der Natur,
Und schier zerflossen Raum und Zeit.
Ihr war, als fühle sie die Flut
Der Ewigkeit vorüberrauschen
Und müsse jeden Tropfen Blut
Und jeden Herzschlag doch belauschen.

Sie sann und saß und saß und sann,
Im Gras die heis're Grille sang.
Vom fernen Felde scholl heran
Ein schwach vernomm'ner Sensenklang.
Die scheue Mauerwespe flog
Ihr ängstlich ums Gesicht, bis fest
Zur Seite das Gewand sie zog.
Und frei nun ward des Tierleins Nest.

Und am Gestein ein Käfer lief,
Angstvoll und rasch wie auf der Flucht,
Barg bald ins Moos sein Häuptlein tief,
Bald wieder in der Ritze Bucht.
Ein Hänfling flatterte vorbei,
Nach Futter spähend, das Insekt
Hat zuckend bei des Vogels Schrei
In ihren Aermel sich versteckt.

Da ward ihr klar, wie nicht allein
Der Gottesfluch im Menschenbild,
Wie er in schwerer, dumpfer Pein
Im bangen Wurm, im scheuen Wild,
Im durst'gen Halme auf der Flur,
Der mit vergilbten Blättern lechzt,
In aller, aller Kreatur
Gen Himmel um Erlösung ächzt.

Die Religion bot ihr den Trost und in ihren Schutz hatte sich Annette geflüchtet.

Mit Busse stimme ich so weit überein; aber in der Beurteilung des Lebensausganges weiche ich von ihm ab. Dem neuesten Biographen erfüllt Annette nicht ihren Lebensberuf, sie lebt ihre Gedankengänge nicht aus, sie wagt nicht den Kampf gegen ihre Umgebung, gegen die Vorurteile der Religion und des Blutes. Sie schlägt, wo die Gegensätze ihrer Natur zu voller Klarheit kommen, den Weg ein, der nicht durch den Verstand diktiert wurde, sondern durch die anerzogenen Vorurteile.

„Man kann es nicht scharf genug sagen, daß Annette im ganzen ein Opfer ihres Standes geworden ist, ein Opfer der umgebenden Verhältnisse und der adligen Traditionen. Es war damals — vor 1848 — einem Edelfräulein Leben und Streben absolut vorgeschrieben, noch dazu einem Fräulein aus streng katholischer Familie. Sie stand unter Aufsicht der Familie, bis sie heiratete; heiratete sie nicht, bis an ihr Lebensende. Sie bekam ihre Rente und brauchte nicht zu sorgen. Sie hatte zu glauben, fromm zu sein, untadelig zu leben und der Familie keine Verlegenheiten zu machen. Dichten, Malen und Musizieren war erlaubt, aber es durfte keinesfalls zu energisch oder gar berufsmäßig betrieben werden. Das war nicht fein und widersprach der Tradition.

In solche Verhältnisse war Annette gestellt. Pflicht und Neigung stießen überall schroff zusammen. Ein Ausgleich war nicht möglich. Das Fräulein mußte die Tradition, die Familie opfern oder sich. Sie mußte Pflichten verletzen oder Neigungen verkümmern lassen. . . . Ein „Märtyrer der Treue“ gegen die Familie, gegen die Tradition ist sie gewesen.“

Man würde Busse mißverstehen, wenn man sich die Droste in einem inneren Gegensatz zu ihrer Familie denke. „Das eigentlich Tragische war, daß dieser Gegensatz in ihr selbst war. Sie hätte deshalb durch einen Bruch mit der Familie nicht viel gewonnen. Denn in ihr selbst, im eigenen Herzen standen sich die Kämpen gegenüber: hier Tradition, Pflicht, Adelsstolz, die ganze Korrektheit und Gemessenheit eines katholischen Freifräuleins — dort die ursprüngliche Wildheit des Herzens, die Freiheitssehnsucht, die alle Schranken überfliegende Phantasie der Dichterin. Aber während das Freifräulein Succurs hatte von ihrer ganzen Umgebung, war die Dichterin mutterseelenallein und hatte nur eine kurze Zeit in Schücking einen Helfer.“

Doch das sind starke Uebertreibungen. Die Droste war eine Adelige von Kindheit bis zum Grabe, eine ausgesprochene Aristokratin. Es gibt kein Zeugnis, wo sie irgendwie mit ihren anerzogenen adeligen Anschauungen in Widerstreit gerät. Dabei fehlte ihr jeder junkerliche Zug, sie schätzte jeden Menschen als vollwertig ein, wenn er nur Geist und Charakter besaß. Die große Zahl bürgerlicher Freundschaften ist für jene Jahre sogar außerordentlich viel. Ihr literarisches Interesse führte sie zu Männern, die ihren Grundanschauungen widersprachen; aber je lauter der politische Ruf des jungen Deutschland ward, um so mehr fühlte sie den inneren Unterschied, der sie von Freiligrath völlig trennte, der an Schückings Loslösung wesentlich beteiligt war; ja an Junkmann hat sie gezweifelt. Hier liegen gar keine Konflikte vor. Sie hatte mit vielen trotz der demokratischen Anschauungen nahe Fühlung gewonnen, als aber die dichterischen Führer des jungen Deutschland immer radikaler wurden, trennte sie sich von diesen. Es ist irrig, wenn Busse meint: „Es ist aufgefallen, wie „ultraloyal“ Annette zuletzt ward, wie sie in feudaler Verständnislosigkeit förmlich erstarrte.“ Nein, das ist ein Irrtum, ihre Standesanschauungen oder, wenn man es will, ihre Standesvorurteile blieben dieselben. Nur die, mit denen sie verkehrt hatte, wurden radikaler, stürmischer — und sie trennte sich von ihnen. Sie schreibt von Schücking: „Großer Gott! Daß alle Dichter doch so wandelbar sind! Daß man auf nichts bei ihnen bauen kann, keine jahrelange Kenntnis ihres Charakters!“ Wer würde wünschen, daß die Droste mit Freiligrath und Herwegh auf die Zinne einer Partei sich gestellt hätte. Sie hatte sich mit den Freisinnigen bis dahin abgefunden, aber sie trennte sich von ihnen, als diese immer radikaler wurden.

Mit mehr Glück hat Busse festgestellt, daß die Abhängigkeit von der Familie größer war, als bisher angenommen wurde, doch hatte schon Schücking in seinem Lebensbilde (2. Auflage 1871, S. 28) das betont. Unseren modernen Anschauungen mutet es eigentümlich an, daß noch die Dichterin von 40 und mehr Lebensjahren die Mutter so oft über die wichtigsten Dinge ihres literarischen Lebens entscheiden läßt. Dieser strengen, klaren Mutter, die mit einem hellen Verstande und einem festen Willen begabt war, hat die Dichterin die meisten Schritte ihrer dichterischen Bahn abringen müssen. Busse sagt: „Man kann nicht ohne Hochachtung von dieser Mutter reden, aber auch nicht ohne eine leise Bitterkeit.“ Annette hat zweifellos schwer unter der Abhängigkeit von der Mutter gelitten, aber doch niemals sich offen empört. Warum? Ich denke, es liegt klar zutage. Ihr stand als echter Aristokratin die Familie höher als die individuelle Geltung, sie wollte zunächst ein Glied ihrer Familie sein. Es ist ihr gar nicht der Gedanke gekommen, sich von ihren Angehörigen zu trennen. Und hätte eine „emanzipierte“ Droste die Hoheit ihrer Stellung behaupten können?

Wohl mag eine Frau, die von politischen oder sozialen Ideen ergriffen ist, sich von den Ihrigen trennen; aber um das Schöne zu pflegen, sollte sie die Familie fliehen? Gewiß, sie war über ihre Familie, namentlich auch über ihre Mutter hinausgewachsen; aber es ist doch eine starke Uebertreibung, wenn Busse sagt: „Es war ihr besonderes Unglück, daß die Familie, an der sie festhalten mußte, so gar kein Verständnis für Poesie, überhaupt für höhere geistige Tätigkeit hatte.“ Welche Dichterin hat durch ihre Familie so viel Anregung erfahren als sie; wenn man da ihre Begabung mitunter falsch beurteilte, war es denn so leicht, die tiefsten Kräfte dieses vielseitigen Talentes festzustellen? Es ist bedauerlich, daß Busse sich nicht wenigstens hier Zügel angelegt hat.

Der Familie gegenüber hat die Droste schwere Opfer gebracht, nach damaligem Rechte hätte sie eine gleiche Teilung der Güter verlangen dürfen, doch war bei den Drostes wie bei den anderen münsterländischen Geschlechtern der Familiensinn so entwickelt, daß sie fast ausnahmslos die alte Gewohnheit dem durch Napoleon eingeführten Rechte vorzogen. Viel, viel schwerer ist aber das andere Opfer gewesen, als sie die Hand eines bürgerlichen Arztes zurückwies. Ich wenigstens glaube an dieses noch immer nicht klar gestellte Faktum ihres Lebens.

So bleibt noch der letzte Punkt, in dem sich Annette halb gebeugt haben soll. Es ist die religiöse Frage. Wer tiefer das „Geistliche Jahr“ studiert, die relativ wenigen Stellen aus den Briefen prüft, wird mit den Worten Schückings übereinstimmen:

„Es kam für sie eine Periode des Zweifels. Sie blickte scharf und kühn den letzten Folgerungen der Negation ins Antlitz. Aber vor dem Abgrunde des Nichts erschauderte ihre Seele in ihren tiefsten Fibern. Sie zog den kühn vorgedrungenen Fuß zurück vor diesem Abgrunde; ihr kritisches Denken, welches sich gegen den Glauben gerichtet hatte, begann sie mit gleicher Schärfe gegen den Unglauben zu richten. Sie hörte die Stimme des Gemütes, die wie leise Glockentöne mahnend zur Umkehr riefen, und die Phantasie beflügelte diese Umkehr. Die Geschichte ihres Glaubens war die so vieler begabten, zu eigener Denktätigkeit befähigten Menschen.“ Es ist sehr zu beachten, daß die Periode der Zweifel sehr früh einsetzt, schon die ältesten Teile des „Geistlichen Jahres“ tragen dieses Gepräge. So war sie während ihrer gesamten Dichterperiode in gleicher Grundstimmung, wenn im einzelnen sie auch schwankte: eine gequälte Seele, von tiefen religiösen Bedürfnissen, von einem heißen Verlangen beseelt, den Glauben lebendig zu gewinnen, der den Liebsten, die sie hatte, und vielen, die sie verehrte, das Leben mit heiterem Sonnenlicht übergoß, erfüllt von dem Wunsche, denen gleich zu werden, die in ihrer Religion ein sicheres zweifelsfreies Fundament hatten, und dabei doch von den Zweifeln geplagt, die sie nicht zur Ruhe kommen ließen; die immer wieder den stillen heiteren Genuß des Glaubens verscheuchten. Annette beobachtete ihre Seelenstimmungen mit derselben Feinsinnigkeit wie die Natur. So hat ihre Seele den Kampf um die positive Religion eigentlich nie ausgekämpft, sie hatte gegen mehrere Dogmen schwere Bedenken und auch die Ewigkeit der Höllenstrafen war ihr ein ernster Anstoß. Die Dichterin hat meiner Mutter einst eins der Lieder des „Geistlichen Jahres“ geschenkt, das redete von der Endlichkeit der Höllenstrafen und offenbar wurde deshalb die Strophe fortgelassen. Die Reihenfolge des beweglichen Kirchenjahres brachte sie nicht an die Heiligen heran, aber wäre sie eine katholische Dichterin im engeren Sinne gewesen, so würde sie Marienlieder und Legenden gedichtet haben. Der Romantik war sie aber völlig abgewendet und wandte ihre Seele dem innersten Kerne des Christentums zu.

So muß, glaube ich, über ihre religiöse Entwicklung geurteilt werden. Die Formel, die Busse gefunden hat, ist zu spröde, sie springt:

„Wenn der Wille genügt — dann war Annette die beste Christin und der katholischen Kirche treueste Tochter. Daran ist kein Zweifel möglich. Sie hat das Bekenntnis, in dem sie erzogen war, immer hoch gehalten; sie hat nichts eifriger erstrebt, als den Ihren gleich zu werden in einfältiger Frömmigkeit.

Soll aber das harte Bibelwort gelten, daß, wer da nicht glaubt, verdammt wird — dann steht die Sache

wesentlich anders. Denn wir sehen zur Genüge, wie schwach Annette im Glauben war."

Alle, die Annette persönlich gekannt haben, stimmen in ihrer religiösen Beurteilung überein und auch Schücking sagt von ihr: „Uebrigens war die positive Religiosität ein Element, welches den eigentlichen belebenden Geist aller anderen Ueberzeugungen und Anschauungen bei ihr bildete." Sie war also — trotz aller Zweifel — auf katholischem Boden, wobei sie aber von dem konfessionellen Elemente möglichst absah, die Grunddogmen des Christentums ergriff sie mit ihrer Seele. So sind ihre Lieder auch den Protestanten teuer geworden.

Den besten Teilen des Busseschen Buches, der Zerlegung ihrer dichterischen Art, der Kritik ihrer Werke, kann ich mich nur ganz kurz zuwenden. Hier liegt eine Fülle feiner Beobachtungen vor.

Soll ich zum Schluß das Urteil über Busses Buch zusammenfassen, so glaube ich, liegt der Kern seiner Vorzüge und Mängel darin, daß der Verfasser selber ein Dichter ist. Die kunstvolle Fassung des Ganzen verrät die geübte Hand, aber der wundeste Punkt ist der, daß der Biograph einen Lebensgang von der Dichterin fordert, der heute denkbar, damals aber unmöglich war. Bei ihm gibt der Berufsliterat den Maßstab, aber die große deutsche Dichterin darf damit nicht gemessen werden. Der innerste Reiz der Annetteschen Muse liegt doch wohl darin, daß sie bei ihren Dichtungen viel weniger das Publikum im Auge hatte als den genauen Ausdruck ihrer inneren Stimmungen; eine Berufsschriftstellerin, die um den Lebensunterhalt hätte kämpfen müssen, hätte den Zauber intimer Dichtung nicht festhalten können. Annette hat gegen das Literatentum ums Brot schwere Bedenken, ja auch für damalige Zeiten falsche Vorurteile: „Ein Schriftsteller ums liebe Brot ist nicht nur Sklave der öffentlichen Meinung, sondern sogar der Mode, die ihn nach Belieben reich macht oder verhungern läßt; und wer nicht gelegentlich sein Bestes und am tiefsten Gefühltes, Ueberzeugung, Erkenntnis, Geschmack verleugnen kann, der mag nur sich hinlegen und sterben und der Lorbeer über seinem Grabe wird ihn nicht wieder lebendig machen" (an Junkmann 17. November 1839). Dem Buche mangelt auch eine genügende Schätzung des heimatlichen Bodens. Mit den paar Worten über die Weltentlegenheit Westfalens ist es nicht getan; wenn dabei statt Jan von Leydens Thomas Münzer „mit dem Schwerte Gideons" bewaffnet wird, so redet das laut genug. Es ist immer bedenklich, wenn der Verfasser einer Biographie dem Lande, aus dem der Held stammt und in dem er wirkte, fremd, ja mit einer gewissen Abneigung gegenüber steht.

Busses Verdienste in Ehren, aber er hat doch nicht die gleichmäßig ruhige und gerechte Darstellung Hüffers erreicht, der wir wegen ihrer Vorzüge gerade jetzt eine zweite Auflage wünschen.

Bücher und Zeitschriften.

Musen-Almanach deutscher Hochschüler 1904. München 1904. Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H.

Vorworte können einem Buche gefährlich werden, wenn sie frei von der Zier der Bescheidenheit mit lautem Tone von großen Taten schwärmen. Die Vorrede zu dem „Musen-Almanach deutscher Hochschüler 1904" gehört zu denjenigen, die recht pathetisch von großen Dingen sprechen, ohne dazu berufen zu sein. Was der Herausgeber, Herr cand. arch. F. X. Schrönghamer über den Charakter der Gegenwart sagt, trifft zum größten Teil nicht zu. Ich zitiere den Schluß seiner einleitenden Worte „Was wir wollen", da es mir wichtig erscheint, die Tendenz des Buches (ein Musen-Almanach mit Tendenz!) kennen zu lernen. „Wir Jungen, die noch Ideale in der Brust tragen und heilig halten, Ideale, die wir vom Volke als dem Nährboden alles Starken und Schönen haben, wir müssen unser Volk zurückgewinnen; wir halten am Alten und wissen das Neue(?), und unsre Pflicht ist es, das, was wir vom Volke haben, ihm zurückzugeben: deutsche Gesinnung, christliches Empfinden. Wir dürfen uns nicht länger abseits stellen; wir müssen wieder romantisch, populär im vollsten Sinne werden. Es ist kein Zufall, daß wir fast alle Bauernsöhne aus Westfalen oder Bayern sind, den Gebieten Deutschlands, die heute noch Deutschtum und Christentum am reinsten bewahrt haben(!), wo die Volkskraft noch in unerschöpflichen Mengen ruht. Wir wissen, wohin die moderne Weltanschauung führt(?!), und darum müssen wir dem Volke sagen, welche Werte in ihm schlummern, bevor es auch verseucht und verlottert ist(!). Nicht im Liede allein, vor allem in der Tat! Auf, Brüder, wer Mut hat und sich bekennen will: Eine soziale Tat, eine patriotische Tat gilt es, das Vaterland, die deutsche Heimat! Das Werk, zu dem dieses Unternehmen der erste Schritt ist, muß gelingen!" — Und nun, was wird uns in dem Buche alles geoffenbart! In der überwiegenden Mehrzahl sind es Gedichte, die, was auch bei Versen von Jünglingen mit moderner Weltanschauung wohl nicht gar selten vorkommt, von Liebesschmerzen und Liebesfreuden singen. Dazu kommen Stimmungsbilder aus Frühling, Herbst u. s. f. Das ist ja auch ganz gut so. Aber solche Gedichte gibt es auch außerhalb des „Musen-Almanachs deutscher Hochschüler". Wie müßte demnach die Verseuchung und Verlotterung der Welt leicht zu bekämpfen sein! — Also nur nicht den Mund so voll nehmen! Zudem ist der künstlerische Wert der ganzen Gedichtsammlung kein besonderer. Darauf käme es aber bei einem Musen-Almanach in erster Linie an. Es stehen herzlich unbedeutende Verse in dem Buche, bisweilen völlig wertlose. Eine bescheidene Durchschnittsgüte vermögen nur wenige der jungen Dichter zu übersteigen. Da mag zuerst Lorenz Krapp genannt werden, der insofern die markanteste Erscheinung in dem Almanach ist, als er das „christliche" Element in seinen Gedichten am stärksten betont. Aus seinen geschickt geformten, warmen und schwungvollen Gedichten spricht entschieden eine gute dichterische Begabung. Die besten Beiträge hat Jakob Kneip geliefert. Er ist künstlerisch am reifsten. Nach ihm wären M. Reschreiter und H. Heinemann zu nennen. Von den Uebrigen verdienen vielleicht noch F. X. Schrönghamer, W. L. Vershofer, A. Stein und Jos. Weingartner hervorgehoben zu werden. — Nicht unerwähnt darf die durchaus vornehme Ausstattung des Buches bleiben.

Dr. Arnulf Sonntag.

Italien. Von W. Storck. Dessau, Anhalt. Verlagsanstalt. Inhaber Herm. Oesterwitz, 1904.

Man erstaunt einigermaßen, wenn man wieder ein neues Buch vor sich sieht, das den Anspruch erhebt, ein italienischer Reiseführer zu sein, allein man ist geneigt wenigstens anzunehmen, daß jemand, der sich heute hinsetzt, um solche Leistung zu vollbringen, sich im Besitze besonderer Qualifikation oder neuer leitender Gesichtspunkte weiß. Warum Herr W. Storck jedoch geglaubt hat, einen Reiseführer durch Italien schreiben zu sollen, ist wirklich nicht verständlich, es sei denn, daß das Buch den Zweck hat, lediglich der geschäftlichen Reklame für das von ihm wiederholt und ganz ausdrücklich empfohlene Reisebureau Hartmann in Bonn zu dienen. Das Buch ist eine oberflächliche Kompilation aus den schon existierenden Reisebüchern, der beschreibende Teil unsäglich flach, durchsetzt mit den konventionellsten Phrasen und gespickt mit allen Superlativen, die von unvergleichlich bis großartig und von überwältigend bis nach nicht dagewesen gehen. Die Einteilung ist für die Sehenswürdigkeiten der einzelnen Städte sehr unpraktisch. Was hat denn ein der Stadt nicht kundiger Reisender in Rom davon, wenn ihm erst alle Plätze, dann alle Paläste, dann alle Kirchen u. s. w. aufgezählt werden, ohne daß er erfährt, wie er ohne Zeitverlust hingelangen kann. Das letztere braucht er allerdings nach Herrn Storcks Ansicht nicht zu wissen, denn das Hartmannsche Reisebureau in Bonn übernimmt ja alles. Das Buch wimmelt von Fehlern, wie jede Stichprobe beweist. Z. B. Mailand (S. 34) ist nicht die drittgrößte, sondern die zweitgrößte Stadt Italiens, es ist nicht Sitz des zweiten, sondern des dritten Generalkommandos, es ist nicht 1866, sondern 1859 an Italien gekommen &c. Daß übrigens Mailand „fast alltäglich" der Schauplatz revolutionärer Umtriebe ist, muß als eine ganz besonders leichtfertige Behauptung energisch zurückgewiesen werden.

Wann haben denn außer bei den ganz Italien umfassenden Unruhen vom Jahre 1898 und dem ebenfalls ganz Italien umfassenden Generalstreik von 1904 in Mailand revolutionäre Umtriebe stattgefunden? — In Venedig (S. 79) wird die Riva deglia Schiavoni mit Sklavenkai statt Dalmatinerkai übersetzt, aus dem Ateneo Veneto wird ein Alteneo. Auf S. 91 wird an zwei Stellen eine Stadt Borgo San Domenico besprochen, die gar nicht existiert. Gemeint ist Borgo San Donnino. S. 93 spricht Storck von einer Provinz Emilia; die Emilia ist der Landesteil, die Provinz heißt Bologna. Auch in Rom hören wir neue Namen, wie S. Lorenzo in Luciana (statt Lucina), Pal. Boncompagnie statt Boncompagni; wahrscheinlich schwebt dem Verfasser eine gute Kompagnie vor. Von den Druckfehlern will ich noch gar nicht einmal reden. Wie oberflächlich das Ganze gemacht ist, beweisen die Einwohnerzahlen der großen Städte, die schätzungsweise gegeben sind, obwohl seit zwei Jahren die amtlichen Ergebnisse der Volkszählung von 1901 vorliegen. Wieso die Routen Terontola-Perugia und Bologna-Ancona in die Abteilung „Süditalien“ geraten sind, wissen die Götter. — Großartig sind auch die dem Buch beigefügten „gangbarsten italienischen Redensarten“: Buona mattina Guten Morgen existiert im Italienischen überhaupt nicht; so heißt cosi und nicht si; wie lange haben wir Aufenthalt (fermata) übersetzt Storck mit Quanto tempo di arresto, zu deutsch: Wie lange sitzen wir in Haft! — Einem Oesterreicher, der eine Mehlspeise haben will, rate ich auch nicht, sich nach Storckschem Vorschlag una polenta zu bestellen, er würde sehr enttäuscht sein. Wenn endlich der Verfasser den Ausdruck „auf Ehrenwort“ unter die gangbarsten Redensarten aufnimmt, so ist das Geschmacksache. Alles in allem: Auch dem eiligsten Reisenden ist das Buch nicht zu empfehlen. Er wird mit Baedekers „Italien in einem Band“ oder mit Meyers „Italien in 60 Tagen“ tausendmal besser daran sein.

Rom. Prof. Dr. M. Claar.

Sozialwirtschaftliche Zeitfragen. Herausgegeben von Dr. Alexander Tille. Im Gegensatz zum „Sozialmoralismus“, wie Tille die heute herrschende nationalökonomische Auffassung nennt, erscheinen seit dem 1. Januar 1904 die „Sozialwirtschaftlichen Zeitfragen“. Die heutige nationalökonomische Betrachtungsweise hat nach Tille unter der Flagge der sozialen Praxis segelnd, sich von der Welt der Wirklichkeit durch den Einfluß von Kathedersozialismus und handelspolitischem Doktrinarismus weit entfernt, und dementsprechend will er in seinen „Sozialwirtschaftlichen Zeitfragen“ das wissenschaftliche Elend heben. Als erster Kämpfer erscheint ein Engländer T. S. Cree auf dem Plan, der als abgesagter Gegner des Gewerkvereinstums in seinem Schriftchen „Der kollektive Arbeitsvertrag“ diesem den Garaus machen will. Zum Zwecke seiner Beweisführung, daß für den Arbeiter nur der Einzelvertrag von Vorteil sei, geht Cree von der unbestreitbaren Tatsache aus, daß der Preis durch Angebot und Nachfrage bestimmt wird, und wendet sodann die Preisbestimmungsgründe in völlig konfuser Art auf die Bildung des Lohnes an. Nach seiner Meinung können Angebot und Nachfrage nur beim Einzelvertrag zur Bestimmung des „gerechten“ Lohnes führen, während der Kollektivvertrag nur dem natürlichen Gesetze der Preisbildung hemmend in den Weg trete. Seine höchst unwissenschaftlichen, größtenteils auf völlig falschen Voraussetzungen basierenden Ausführungen richten sich besonders gegen die von dem Ehepaar Webb in dem mustergültigen „Theorie und Praxis der Gewerkvereine“ niedergelegten Ansichten. Die ganze Schrift ist weiter nichts als eine höchst ungeschickte Anklage gegen die Gewerkvereine.

Dr. H—e.

Allgemeine Rundschau.

Jahresversammlung des Vereins für Kinderforschung.

C. Leipzig, 14. Okt. Der Verein für Kinderforschung trat heute abend in den Gesellschaftssälen des Zentraltheaters zu seiner sechsten Jahresversammlung zusammen, die aus allen Teilen des Reiches stark besucht ist. Die Versammlung wurde durch den Vorsitzenden, Anstaltsdirektor Trüper (Jena) eröffnet. Es folgten Begrüßungsansprachen von Schulrat Professor Dr. G. Müller (Leipzig) und Dr. Lewinstein aus England. Der letztere überbrachte die Grüße der englischen Schwestergesellschaft und teilte mit, daß Geheimrat Prof. Lamprecht (Leipzig) vor einigen Wochen seinen ersten pädagogischen Fragebogen in englischer Sprache in England und Amerika versandt hat.

Ueber das Verhältnis des Gefühls zum Intellekt in der Kindheit des Individuums wie der Völker sprach Pastor O. Flügel (Wansleben), der, ausgehend von dem Satze, daß das Gefühl in der Kindheit gegenüber dem Intellekt vorherrscht, sich sehr ausführlich über die einschlägigen psychologischen Streitfragen verbreitete. Der letzte Gegenstand der Vorversammlung betraf einen Antrag der Herren Heubner, Piper, Trüper und Ziehen, alle drei Jahre einen Kongreß für Kinderpsychologie und Heilpädagogik abzuhalten, an welchem sich alle Vereine und Konferenzen für Kinderforschung, für Kinderheilkunde, für Rettungshauswesen, für Fürsorge- und Zwangserziehungsanstalten, für Hilfsschulwesen wie für Behandlung und Erziehung von Schwachsinnigen und Epileptischen, Taubstummen und Blinden, nebst allen Vertretern, Leitern, Aerzten und Freunden heilerzieherischer Anstalten und Bestrebungen beteiligen sollen. Es wird empfohlen, den ersten Kongreß frühestens Ostern oder Pfingsten 1906 abzuhalten, damit die einzelnen Vereine Gelegenheit haben, vorher zu dem Plane Stellung zu nehmen.

Von der Kunstsammlung der Gebrüder Bourgeois.

△ In den Tagen vom 19. bis 29. Oktober wird in Köln der Nachlaß an Antiquitäten und Gemälden aus dem Besitze der verstorbenen Gebrüder Bourgeois durch die Firma Heberle (H. Lempertz' Söhne) versteigert. Die Auktion erweckt Interesse schon durch die Persönlichkeit der früheren Besitzer, deren Ruf als vorzügliche Kenner sich während einer fast dreißigjährigen Tätigkeit auf dem Kunstmarkte immer mehr gefestigt und dem Stammhause unter Kaspar und Jean Bourgeois in Köln ebenso wie der Pariser Filiale unter der Leitung des Bilderkenners Stephan Bourgeois in den Kreisen der Sammler und Museumsbeamten allgemeines Vertrauen gesichert hatte. Ist doch in Deutschland noch selten, vielleicht niemals, eine Sammlung von solchem Umfange — es handelt sich um mehr als 1700 Nummern — und zugleich von Zuverlässigkeit versteigert worden. Echtheit und gute Erhaltung der Gegenstände erfreuen in unserer Zeit besonders, wo die Verhältnisse auf dem Kunstmarkte nicht durchweg als erfreulich bezeichnet werden können. Auch der künstlerische Durchschnittswert der Sammlung ist entsprechend der Erfahrung und dem gewählten Geschmacke ihrer Besitzer hoch, wenn auch unter den Antiquitäten einzelne ganz außerordentliche Kunstwerke fehlen, wie sie etwa die Sammlung Thewalt in Köln bot.

Kein Sammelgebiet ist ganz vernachlässigt, einzelnes besonders gut und reichhaltig vertreten durch die besondere Liebhaberei der Brüder Bourgeois oder durch örtliche Verhältnisse. So haben gerade Köln und seine nähere und weitere Umgebung Vorzügliches an mittelalterlichen Schmelzarbeiten, an kirchlichem Geräte und kirchlicher Plastik, wie auch an aller Art Steinzeug geliefert. Vieles konnte schon auf der Düsseldorfer Ausstellung des Jahres 1902 gewürdigt werden, so das Beste der italienischen Majolika-Arbeiten. Unter den Porzellanen fällt schönes bemaltes Meißen, unter den Glasgefäßen vor allem eine sarazenische Moscheelampe des frühen 14. Jahrhunderts auf, die aus der Sammlung des Königs Ferdinand von Portugal stammt. Die Bemalung der deutschen Willkommgläser, Reichsadlerhumpen u. ä. sind durchweg echt und gut erhalten. Zahlreiche köstliche Limoges-Arbeiten des 12. und 13. Jahrhunderts gehören zu den Perlen der Kollektion.

Silberne Pokale, Humpen, Schalen, Bestecke, Schmuck und Uhren repräsentieren das weltliche Gerät des 16. und 17. Jahrhunderts. Briots zinnerne Marsschüssel ist in dem wohl besten aller bekannten Exemplare neben Enderleins Temperantiaschüssel vorhanden. Die Waffensammlung stellt eine Gruppe von allein über hundert Nummern dar. Möbel,

Wandteppiche, Miniaturen, Medaillen und Medaillenmodelle bilden den Schluß der kunstgewerblichen Sammlung.

Unter den Gemälden ist kaum e i n minder interessantes Bild. Vor allem das Quattrocento und frühe Cinquecento ist durch Bilder von Filippino Lippi, Grassione, Lorenzo di Credi, Giovanni Bellini, Botticelli und Lorenzo Lotto vorzüglich vertreten. Sebastiano del Piombos herrliche Frauenbildnisse interessieren schon der Dargestellten halber: das eine, ein Bild von unendlicher Vornehmheit, zeigt uns Vittoria Colonna im schwarzen Witwenkleid, das andere scheint ein Bildnis der Katharina Sforza zu sein, deren hochfahrende Miene und Gebärde zu den Attributen der Heiligen kontrastieren. Diesen Meisterwerken italienischer Porträtkunst sind Velasquez' Doppelbildnis der Infantin Margarita Maria und der Zwergin Barbola, sowie van Dycks Porträt des Antwerpeners Rodox gegenüberzustellen. Rembrandts Geißelung Christi entspricht im wesentlichen dem Bilde der Darmstädter Galerie. Watteaus „Hochzeit im Dorfe“, aus dem Besitze der Markgräfin Sophie von Bayreuth, der Schwester Friedrichs II. von Preußen, stammend, und Guardis venezianisches Stadtbild leiten zu einer kleinen Anzahl von Bildern neuerer Meister hinüber, die den Beschluß der ganzen Auktion bilden werden.

Zwei stattliche Bände mit vielen Tafeln in Heliogravüre vereinigen noch einmal die ganze Sammlung. Professor S c h n ü t g e n schrieb dazu ein Geleitswort, worin auch die Bedeutung der Gebrüder Bourgeois für den rheinischen Antiquitätenhandel gewürdigt ist. In Verbindung mit Direktor v. Falke und Professor Schnütgen verfaßte Dr. H. Lempertz den Text der Kataloge, der sich überall durch Schärfe des Ausdruckes wie der Urteile auszeichnet. In ihrer gediegenen, vornehmen Pracht erheben sich die Kataloge weit über das bisher in Deutschland für Auktionskataloge Uebliche und charakterisieren schon äußerlich die Bedeutung dieser Kunstsammlung, deren Preise wohl für längere Zeit maßgebend bleiben werden.

*

Ein Angriff auf Häckels Philosophie.

dc. Sir Oliver L o d g e, der große englische Gelehrte, der eine ähnliche Verbindung von Fachgelehrten und Philosophen vorstellt, wie etwa der Deutsche Ernst Mach, hielt am vergangenen Mittwoch in Birmingham eine Rede, in der er Professor Häckels „Rätsel des Lebens“, das auch in seiner englischen Uebersetzung einen großen Erfolg gehabt hat, auf das entschiedenste angriff. Häckel sei zwar seiner Zeit von der fortschreitenden Flut der monistischen Philosophie vorwärts getragen worden, habe aber im einzelnen sie derart materialistisch zu bestimmen und sie einer derart engen und beschränkten Auffassung der Gesamtheit unserer Erfahrung zu unterwerfen gesucht, daß der Fortschritt der Philosophie ihn sowohl, wie sein weniger gelehrtes englisches Gegenstück, Herbert Spencer, gewissermaßen aufs Trockene gesetzt habe, weil eben die Flut jetzt nach einer anderen Richtung zu laufen begonnen hat. Häckel spreche zu uns, wie etwa eine Stimme, die aus der Mitte des 19. Jahrhunderts heraufklinge; er bringe, wenn auch klar und beredt, nur Meinungen zum Ausdruck, die damals vielfach vorherrschend waren, Meinungen, über welche sich viele ihrer damaligen Verfechter und noch mehr deren Nachfolger hinausentwickelt haben. Lodge leugnet es, daß der Begriff „Vernunft“ z. B. oder der Begriff „Bewußtsein“ ihre einzige Quelle im Gehirn haben, vielmehr sei es möglich, daß sie Realitäten vorstellen, deren Existenz auch außerhalb des menschlichen Gehirnes besteht. Das Wesen des Geistes sei Plan und Zweck. Wie könne man Plan und Zweck im Weltall leugnen, wenn die Menschheit selbst diese Eigenschaften besitzt? Ist es nicht vernünftiger, zu sagen, daß genau so, wie wir selbst uns unserer Fähigkeit zu führen bewußt sind, Leitung und vernünftige Führung ein Element des Weltalls überhaupt vorstellen und selbst in Materie vorhanden sein kann? Ein Wanderer, der im Gebirge seinen Weg verloren und endlich einen Pfad findet, wird freudig ausrufen: „Dieser Pfad wird mich nach Hause führen!“ Prof. Häckel aber müßte konsequenterweise den Wanderer verlachen und sagen: „Welche Führung oder Absicht kann in einem materiellen Ding liegen? Es gibt keine Führung oder Absicht im Weltall; die Dinge sind, weil sie nicht anders sein können, nicht aber weil ihnen irgend welche Absicht zugrunde liegt. Wie kann ein Pfad, der wenig mehr ist als das Fehlen von Gras oder das Austreten von Steinen, wissen, wo du wohnst, oder dich nach deinem Ziele führen?“ „Der Mensch,“ so schloß Prof. Lodge seine Ausführungen, „ist wohl ohne Zweifel ein Teil dieser materiellen Welt, aber ein Teil, der lebendig geworden und weiteres Bewußtsein erlangt hat. Das heißt, er kann aus der Vergangenheit lernen und in die Zukunft streben, er kennt Gut und Böse, er kann das eine wählen und das andere verwerfen. Er kann bloß entlang treiben, wie andere Tiere und tut es auch oft; aber er kann auch seinem eigenen Willen folgen. Und da er nicht höher oder edler denken kann, als die wirkliche Wahrheit der Dinge ist, da alles, was er klar und zusammenhängend erfaßt und mit Bestimmtheit hofft, ipso facto im Weltall bereits in gewissem Sinne existiert, so sind darin unbestimmte Andeutungen einer höheren Wirklichkeit zu finden.“

*

Geldwechsler im Altertum.

Von einem Leser in E s s e g erhalten wir folgende Zuschrift: Im Artikel „Ein afrikanisches Pompeji“ der Nr. 227 der Beilage heißt es: „Ein schöner Portikus führt in einen Hof. Die Halle läuft in einen halbkreisförmigen Anbau aus, in dem wohlerhalten die mächtigen steinernen Tische der Händler stehen. . . . hier fand sich auch der bereits erwähnte Schatz von zusammengeschmolzenen Kupfermünzen“. Der Umstand, daß die erwähnten Tische sich nicht in der ganzen Halle, sondern bloß in dem halbkreisförmigen Anbau befanden, läßt es zweifelhaft erscheinen, daß dies die Tische der Händler im allgemeinen gewesen sein sollen. Vielmehr müssen dieselben für eine gewisse Gattung von Kaufleuten bestimmt gewesen sein, deren Waren den Gebrauch von Tischen als notwendig erheischte. Nun heißt in der spätbebräischen Sprache des Talmuds, der ja gerade zur Zeit der Römerherrschaft abgefaßt wurde, Geldwechsler „schulchani“, welches Wort eigentlich Tischinhaber, die Wechselbank aber „schulchan“, was wieder Tisch bedeutet. Es scheint also wahrscheinlich, daß der im Artikel erwähnte Anbau zur Markthalle ein für die Geldwechsler bestimmter Ort war, die hier ihre Wechseltische aufgestellt hatten, um dem laufenden Publikum das Einwechseln des Geldes bequem zu machen. Hierfür spricht auch der im Artikel erwähnte Umstand, daß gerade an dieser Stelle eine große Menge zusammengeschmolzener Kupfermünzen gefunden wurde. Dies war zweifellos der Vorrat der Geldwechsler an kleinem Gelde, den sie bei der raschen Flucht nicht mitnehmen konnten, während sie ihre Barschaft an Gold- und Silbermünzen gerettet haben.

*

Kleinere Mitteilungen.

H. V o n d e n B i b l i o t h e k e n. An der Universitätsbibliothek zu F r e i b u r g i. Br. ist der wissenschaftliche Hilfsarbeiter Dr. Alfred G o e t z e zum Kustos ernannt worden.

**

Hochschulnachrichten.

* **Bonn.** Die Ernennung des Privatdozenten der Philosophie an der hiesigen Universität Dr. M a x W e n t s c h e r zum außerordentlichen Professor der Philosophie in K ö n i g s b e r g ist nunmehr erfolgt.

* **Köln.** Der dirigierende Arzt am St. Vincenz-Krankenhaus zu K ö l n, Dr. H. D r e e s m a n n, ist zum außerordentlichen Mitglied und Dozenten für Chirurgie an der Kölner Akademie für praktische Medizin ernannt worden.

* **Aus Oesterreich.** Der Professor am sechsten Staatsgymnasium in Lemberg Dr. Konstantin W o j c i e c h o w s k i wurde als Privatdozent für polnische Literaturgeschichte an der philosophischen Fakultät der Universität in Lemberg.

Dr. Stephan Horoszkiewicz als Privatdozent für gerichtliche Medizin an der medizinischen Fakultät der Universität in Krakau bestätigt, dem Privatdozenten für Finanzwissenschaft und österreichisches Finanzrecht Dr. Joseph Drachovsky die venia legendi auf das Gebiet der Staatsrechnungswissenschaft an der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät der tschechischen Universität in Prag ausgedehnt.

* **Aus der Schweiz.** Das durch den Tod Dr. F. W. Zahns erledigte Ordinariat für Anatomie an der Universität Genf wird, wie die Vossische Zeitung erfährt, vorläufig unbesetzt bleiben. Mit der Vertretung ist der bisherige Assistent des Verstorbenen, Dr. Huguenin, von der Erziehungsdirektion bestellt worden.

hc. **Von technischen Hochschulen.** An der Danziger Technischen Hochschule ist ein Lektorat für russische Sprache errichtet und dem kais. russischen Staatsrat und Gymnasialoberlehrer a. D. Nikolaus van der Bergen übertragen worden. — Auf den Lehrstuhl für mittelalterliche Baukunst in der Abteilung für Architektur an der gleichen Hochschule ist der Regierungsbaumeister Friedrich Ostendorf in Berlin unter Ernennung zum etatsmäßigen Professor berufen worden.

* **Der Professor der Mathematik an der Technischen Hochschule in Darmstadt Dr. Sigmund Gundelfinger feierte am Samstag (15. d. M.) das 25jährige Jubiläum als Professor an der genannten Hochschule, in deren Lehrkörper er von Tübingen aus berufen wurde.**

✱

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Hebbels Ausgewählte Werke in 6 Bänden. Herausgegeben und mit Einleitungen versehen von Rich. Specht. (Sechster Band; Inhalt: Aus Tagebüchern und Briefen. Mit einem Anhang bisher unveröffentlichter Briefe.) Stuttgart u. Berlin. J. G. Cotta Nachf. 397 S. — Willibald Leo Frhr. v. Lütgendorf: Die Geigen- und Lautenmacher vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Frankfurt a. M. 1904. Heinrich Keller. 809 S. — Zoologische Annalen. Zeitschrift für Geschichte der Zoologie. Herausgegeben von Dr. Max Braun, o. ö. Professor für Zoologie und vergl. Anatomie des Zoologischen Museums in Königsberg i. Pr. (Band 1, Heft 1.) Würzburg 1904. A. Stubers Verlag (C. Kabitzsch). — Dr. Lehmann-Hohenberg, früher ord. Professor der Geologie an der Universität Kiel, Wortführer des Deutschen Rechtsbundes: Naturwissenschaft und Bibel. Beiträge zur Weiterbildung der Religion. Ausblicke auf eine neue Staatskunst. Eine naturwissenschaftliche Antwort auf das Glaubensbekenntnis Kaiser Wilhelms II. Jena 1904. Hermann Costenoble. 160 S. — Dr. Richard Münzer: Bausteine zu einer Lebensphilosophie. Leipzig 1905. Otto Wigand. 172 S. — C. W. Schmidt: Das Wesen der Kunst. Abgeleitet und entwickelt aus dem Gefühlsleben des Menschen. Eine Erklärung der Kunst und ihrer Prinzipien auf Grund empirischer Psychologie. Ebenda 1904. 171 S. — R. Beigel: Rechnungswesen und Buchführung der Römer. Karlsruhe 1904. G. Braunsche Hofbuchdruckerei. 266 S. — Fabius Schach: Ueber die Zukunft Israels. Eine kritische Betrachtung. Berlin 1904. M. Poppelauer. 24 S. — August Lehmkuhl, Priester der Gesellschaft Jesu: Arbeitsvertrag und Streik. (Die soziale Frage, beleuchtet durch die „Stimmen aus Maria-Laach". 2. Heft.) Freiburg i. B. 1904. Herdersche Verlagsbuchhandlung. 63 S. — Prof. Jos. Masarik: Das böhmische Verbum in seinen Formen und Zeiten. (Heft 13 und 14.). Prag. A. Haase. — Prof. Dr. Wilhelm Sievers: Asien. Eine allgemeine Landeskunde. (1. Heft.) Leipzig u. Wien 1904. Bibliographisches Institut. — Dr. Otto Weddigen: Geschichte der Theater Deutschlands, in hundert Abhandlungen dargestellt nebst einem Rückblick zur Geschichte der dramatischen Dichtkunst und Schauspielkunst. Mit zahlreichen Illustrationen, Faksimiles und Beilagen. Vollst. in 25 bis 30 Lief. (Lief. Nr. 1.) Berlin. Ernst Frensdorff. — Neudrucke literarhistorischer Seltenheiten. (Meine Geschichte eh' ich geboren wurde. Berlin 1795. [illegible] gegeben von Dr. S. Rahmer.) Ebenda. 356 S. — [illegible] sche Humoristen. (Dritter Band: Hans Ho[illegible] Otto Ernst. Max Eyth. Helmar Böhlau. [Hausbücher der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung. Fünfter Band.]) Hamburg-Grossborstel 1904. Verlag der Deutschen Dichter-Gedächtnisstiftung. — Sozialer Fortschritt. Hefte und Flugschriften für Volkswirtschaft und Sozialpolitik. Nr. 21—26. Leipzig 1904. Felix Dietrich. — Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens. (XXIX: Musik und Nerven. [I: Naturgeschichte des Tonsinns von Dr. Ernst Jentsch.] — XXX: Uebung und Gedächtnis. Eine physiologische Studie von Dr. med. Semi Meyer in Danzig. — XXXI: Der Fall Otto Weininger. Eine psychiatrische Studie von Dr. Ferdinand Probst, Assistenzarzt an der Kreis-Irrenanstalt München.) Wiesbaden 1904. J. F. Bergmann. — Der Deutsche. Herausgeber Adolf Stein. Wochenschrift. (1. Band, 1. Heft.) Berlin. Verlag des Deutschen. — Dr. Ernst Mach, emer. Professor an der Universität zu Wien: Die Mechanik in ihrer Entwicklung historisch-kritisch dargestellt. Mit 257 Abb. 5. verb. u. verm. Auflage. Leipzig. F. A. Brockhaus. 561 S.

Jahrgang 1904. München, Dienstag, 18. Oktober. Nummer 239.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30. Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Der Krieg des Jahres 1799 und die zweite Koalition.

Unter obenstehendem Titel erschien vor wenigen Wochen ein Buch,[1]) dessen Würdigung an dieser Stelle ein breiterer Raum gewährt wurde, da es sich um ein nach Form und Inhalt hervorragendes Erzeugnis der Geschichtschreibung politisch-diplomatischer Richtung handelt, die in Hermann Hüffer einen ihrer ältesten und verdientesten Vertreter verehrt.

Zur besonderen Charakteristik Hüffers darf ich wohl erwähnen, daß er einer der in unserem Zeitalter der spezialisierten Forschung und wissenschaftlichen Arbeitsteilung immer seltener werdenden Gelehrten ist, die mehrere Wissensgebiete tiefschürfend bearbeiten. Seiner Lehrstellung nach Jurist, hat Hüffer in seiner schriftstellerischen Betätigung als Historiker oft genug den Segen einer Verbindung juristischer und geschichtlicher Studien und Forschung sowohl selbst empfunden, als auch andere empfinden lassen. Daneben hat er sich auch einen Namen gemacht in der Geschichte der Literatur. Heinrich Heine, für dessen Kenntnis und gerechte Würdigung er seit 30 Jahren erfolgreich wirkt, und Deutschlands größte Dichterin, die ihm heimatsverwandte Annette v. Droste, die ihm ihre noch immer beste Biographie verdankt, stehen hier im Mittelpunkt seines Schaffens. Aber diese wie manche andere Schriften historischen und literarhistorischen Inhalts waren doch immer nur für einige Zeit die Begleiter seines arbeitsreichen Lebens, von dessen Hauptwerk, der Erforschung des vielverschlungenen Zeitalters der Revolution, sich Hüffer wohl häufig genug durch körperliche Leiden und andere Arbeiten abgezogen sah, das er aber nie ganz aus dem Auge verlor. Seine „Diplomatischen Verhandlungen aus der Zeit der französischen Revolution“ (Bonn 1868, 1878/79, drei Bände, bis 1799 reichend) werden einen unverlierbaren Wert behalten, da er zuerst in diesem Werke die wertvollen Schätze der Archive zu Wien, Paris, Berlin, London und des Haag in einer Ausdehnung nutzbar machen konnte, wie es keinem seiner Vorgänger vergönnt war. Und in seiner Sammlerarbeit hat Hüffer auch in der Folgezeit nicht geruht. Mit unendlichem Fleiß hat er aus den genannten Archiven ein reiches Material zusammengetragen, das in einem großen Werke: „Quellen zur Geschichte des Zeitalters der französischen Revolution“ der Wissenschaft zugänglich gemacht werden soll. Zwei Bände, von Hüffers eigener Hand besorgt und den kriegerischen Ereignissen von 1799 und 1800 gewidmet, liegen davon bereits vor. Aus mehr als einem Grunde erregen sie den lebhaften Wunsch, die Durchführung des umfänglichen Programms, das Hüffer im ersten Bande der „Quellen“ entwickelt hat, möchte beschleunigt werden.

Nach 25jähriger Unterbrechung läßt nun Hüffer in dem vorliegenden Buche, dem sich in wenigen Wochen ein zweiter Band anschließen soll, auch eine Fortsetzung seines darstellenden Werkes über die Revolutionszeit erscheinen. Hoffentlich ist es dem verdienten Autor noch vergönnt, in der Darstellung des Feldzuges von 1800 und des Friedens von Lunéville seinem Werke den geplanten Abschluß zu geben. Im Innersten bildet der vorliegende Band mit den „Diplomatischen Verhandlungen“ durchaus eine Einheit, trotz des veränderten Titels und mancher Abweichungen in der Behandlungsweise. So ist die ganze Vorgeschichte der zweiten Koalition in Band 2 und 3 der „Diplomatischen Verhandlungen“ enthalten.

Eine auch nur oberflächliche Betrachtung der umfänglichen Literatur für das Jahr 1799 würde schon zu weit führen. Doch wie reich und zum Teil wie vorzüglich das gedruckte Material ist, wird dem Kundigen deutlich werden, wenn ich unter Außerachtlassung der Memoiren und der wahrlich nicht geringfügigen Spezialliteratur von darstellenden Werken nur die bedeutendsten nenne, die eines Erzherzog Karl, Jomini, Clausewitz, Koch, Miliutin, Sybel, Angeli, und von Quellenwerken: den Briefwechsel Suworows von Fuchs, die Korrespondenzen Nelsons, Wickhams aus der Schweiz, das wertvolle Woronzowsche Archiv mit dem Briefwechsel Rostoptschins, Panins, Kotschubeys mit Simon Woronzow, Bailleus „Preußen und Frankreich“ I, die monumentale Aktensammlung für die Helvetische Republik von Strickler und endlich für die kriegerischen Ereignisse das im ersten Bande der „Quellen“ niedergelegte Material der österreichischen Archive. Gleichwohl verwertet Hüffer noch eine Fülle ungedruckten Materials. Leider fehlen uns noch die Akten des französischen Kriegsarchivs über den Feldzug von 1799, auf die Hüffer seine Nachforschungen nicht ausgedehnt hat. Um so reicher ist dafür seine Ausbeute für die Darstellung der verwickelten diplomatischen Beziehungen. An der Spitze steht an Bedeutung und Umfang der Briefwechsel zwischen Thugut und dem Botschafter in St. Petersburg, dem Grafen Ludwig Cobenzl. Dazu kommt im wesentlichen noch die Korrespondenz zwischen dem preußischen Ministerium und den Gesandten in Wien, Paris und St. Petersburg aus dem preußischen Staatsarchiv, und der Briefwechsel zwischen Lord Grenville und den englischen Gesandten in Wien aus dem Record Office in London.

Im folgenden möchte ich eine Inhaltsübersicht zu geben suchen, trotz der Erkenntnis, wie wenig sie imstande sein wird, den reichen Inhalt des Bandes gebührend hervortreten zu lassen. Das erste Kapitel führt uns die Kampfmittel der feindlichen Mächte und den Ausbruch des Krieges

1) Der Krieg des Jahres 1799 und die zweite Koalition. Von Hermann Hüffer. 1. Band. Gotha, Perthes 1904. XXIV und 472 S.

vor Augen. Das siegreiche Vordringen der Franzosen in Graubünden und Vorarlberg seit dem 7. März findet ein Gegengewicht, indem gleichzeitig mit dem Höhepunkt dieser Kämpfe, den Gefechten bei Taufers und Martinsbruck, der Sieg des Erzherzogs Karl bei Stockach (25. März) Jourdan, und in seinem Gefolge auch Bernadotte, zum Rückzug über den Rhein nötigt, und wenig später Kray durch seinen Sieg über Scherer bei Magnano (5. April) den glänzenden italienischen Feldzug des Jahres 1799 glückverheißend eröffnet. Als dann Melas und Suworow, die eigentlichen Feldherren auf dem italienischen Kriegsschauplatze, beim Heere eingetroffen sind, führen sie ihre verbündeten Russen und Oesterreicher in raschem Siegeslauf an die Adda (Schlacht bei Cassano, 27. April), nach Mailand (28. April) und bald auch über den Po nach Piemont, in dessen Hauptstadt Suworow schon am 26. Mai seinen Einzug hält; die Franzosen, die inzwischen in Moreau einen neuen Oberbefehlshaber erhalten haben, sehen sich auf die Riviera beschränkt. Diese Erfolge der Verbündeten und das Vorrücken des Erzherzogs in Deutschland nötigten die Franzosen schließlich auch zur Preisgabe Graubündens. Die Kämpfe, die sich hierbei entspinnen, und den Zug von Magnano bis Turin schildert das zweite Kapitel. Das dritte behandelt den Rastatter Gesandtenmord, auf den wir weiter unten noch zurückkommen wollen. Im nächsten Kapitel sehen wir — neben dem Zaudern des Erzherzogs — zum erstenmal den unheilvollen Einfluß der Politik auf die kriegerischen Ereignisse wirksam. Massena in der Schweiz kann dadurch der Vernichtung entgehen; erst am 20./21. Mai überschreiten der Erzherzog und Hotze, der in Vorarlberg kommandierte, den Rhein, und die erste Schlacht bei Zürich (4. Juni) sicherte den Oesterreichern den Besitz der Schweiz bis zu dieser Stadt. Es ist durchaus zu billigen, daß Hüffer auf die politischen Stimmungen und Bewegungen in den durch den Krieg berührten Ländern etwas näher eingeht. Wenn er dabei den inneren Zuständen der Schweiz in diesem vierten und noch einmal im elften Kapitel besonders eingehende Betrachtungen widmet, so ist das schon dadurch gerechtfertigt, daß die erschöpfenden Aktenpublikationen von Strickler und Dunant für die Darstellung der Schicksale der Helvetik eine ganz neue Grundlage von seltener Trefflichkeit geschaffen haben. Auch nach dem Erscheinen des ersten Bandes von Oechslis „Geschichte der Schweiz im 19. Jahrhundert" behalten diese Teile des Hüfferschen Buches ihren selbständigen Wert. Der Inhalt von Kapitel 5 und 6, der Neapolitanischen Republik und ihrem Untergang gewidmet, soll später gewürdigt werden. Das siebente Kapitel führt uns zunächst das dreitägige Ringen an der Trebbia (17. bis 19. Juni) vor Augen. Die französische Armee in Neapel unter Macdonald hatte die junge Republik ihrem Schicksal überlassen und war nach Norden gezogen, um Moreau auf dem Schlachtfelde die Hand zu reichen. In erstaunlichen Gewaltmärschen führte Suworow, Moreau im Rücken lassend, seine Truppen aus Piemont dem neuen Feinde entgegen; mit den Beinen großenteils entscheidet er dieses hochinteressante strategische Schauspiel zu seinen Gunsten. Doch das gemeinsam vergossene Blut reichte nicht hin, die Eintracht unter den Verbündeten dauernd aufrecht zu erhalten. Das echt sarmatische Benehmen der Russen gab zu fortwährenden Klagen Anlaß, nicht minder die Art, wie Suworow seine Stellung als Oberkommandierender geltend machte und seine eigenartige Taktik den Oesterreichern aufoktroyierte. Anfangs schenkte man zwar dahin gehenden Beschwerden in Wien kein Gehör; bald genug änderte sich das, als Suworow durch politische Anordnungen in den gemeinsam eroberten und besetzten Ländern Thuguts Mißfallen erregte. Andrerseits erscheinen auch die Klagen des Marschalls darüber, daß er in seinen Maßnahmen durchaus an die Befehle des Kaisers Franz gebunden war, nur zu berechtigt. Dies war gleichbedeutend mit einer Abhängigkeit von Thugut, dessen militärischer Scharfblick sich während des ganzen Feldzuges in recht wenig glänzendem Lichte zeigte. Kapitel 7 schildert schließlich noch die Schicksale Toskanas und die der Römischen Republik nach dem Abzug der französischen Truppen unter Rückblicken auf die kurze Herrlichkeit dieses republikanischen Staatengebildes. Kapitel 8 führt uns an den Herd der europäischen Verwicklungen, nach Paris. Wir erfahren genug über die jammervollen Zustände im direktorialen Frankreich und das wüste Parteitreiben der Hauptstadt, um einen Staatsstreich für erwünscht zu halten, wenn er eine Besserung der unhaltbaren Verhältnisse auch nur hoffen ließ. Freilich brachte diese der 30. prairial nicht, doch wurde das Ereignis insofern bedeutungsvoll, als die Umwälzung in Paris auch Veränderungen auf dem Kriegsschauplatze im Gefolge hatte. Joubert erhielt den Oberbefehl über die vereinigten Trümmerheere Moreaus und Macdonalds. Seine von Siéyès erzwungene Offensive begegnet sich mit den Angriffsabsichten Suworows, der nach dem Falle Mantuas (28. Juli) endlich zu weiterem Vorrücken ermächtigt war. Am 15. August wurden die Franzosen nach blutigem Kampf bei Novi zurückgeworfen. Noch mehr als für die Schlacht an der Trebbia gibt Hüffer auf Grund neuer Quellen für Novi eine klare, einwandfreie Darstellung; namentlich wird das Verdienst Melas' gebührend gewürdigt; der Anteil Suworows an dem Siege selbst ist äußerst gering. Freilich fehlen Hüffer für die Darstellung der kriegerischen Operationen fast ganz französische Quellen, und ich zweifle nicht, daß sich manches neue Licht ergießen wird, wenn einmal die Akten des französischen Kriegsarchivs zur Veröffentlichung gelangen. Auch daß Hüffer in militärtechnischen Fragen das Urteil geflissentlich dem Fachmann überläßt, möchte ich im Interesse des Buches beklagen. Dabei sei aber nicht verkannt, daß er die großen Wendepunkte des Krieges mit verständnisvoller Kritik begleitet.

Ganz Italien schien nach dem 15. August für die Franzosen verloren und ihr geschlagenes Heer sicherer Vernichtung preisgegeben, wenn die Verbündeten ihren Sieg unverzüglich ausnützten. Warum dies unbegreiflicherweise nicht geschah, lehren die nächsten Kapitel, die den diplomatischen Verhandlungen der Koalitionsmächte gewidmet sind. Zeitlich führt uns der Autor hierbei zum Teil weit hinter die bereits geschilderten Ereignisse zurück. Das neunte Kapitel versetzt uns zunächst an den Hof von St. Petersburg. Wir lernen die schier unglaubliche Launenhaftigkeit des Despoten Paul kennen, dessen Entschlüsse sich in grotesken Gegensätzen bewegen. Und dieser Zar war ein überaus wichtiger Faktor der Koalition! Hatte er doch außer den in Italien kämpfenden Truppen auch für Deutschland ein Hilfskorps von 45,000 Mann zugesagt, das er jetzt auf Englands Wunsch und unter österreichischer Zustimmung in die Schweiz bestimmte. Dieses unter Korsakow stehende Korps hat seine Schicksale! Innig sind sie verflochten mit der sonderbaren Marotte des Zaren, die Großmeisterwürde des Malteser-Ordens zu erlangen. Hüffer widmet darum dieser Episode einen breiteren Raum. Nach langen Verhandlungen, die das Bestehen der Koalition gefährdet, endet sie schließlich mit der Anerkennung der neuen Würde Pauls durch Oesterreich (14. August). Ein weiterer Grund für die Mißstimmung des Zaren sind die unablässigen Klagen Suworows über die beständige Bevormundung aus Wien und die geringe Anerkennung seiner Verdienste. Es kommt so weit, daß Paul schon vor der Schlacht bei Novi seinen Feldherrn von seinen Verpflichtungen gegen den Kaiser entbindet. Neben den Verhandlungen über die russischen Hilfstruppen und ihre Verwendung, sowie über einen umfassenden Feldzugsplan, beginnen schon im Juni — in Anbetracht der Eroberungen in Italien nicht so verfrüht, als es scheinen könnte — die im zehnten Kapitel geschilderten Verhandlungen über die zukünftigen Entschädigungen. Große Gegensätze erheben sich, namentlich zwischen St. Petersburg und Wien, schon allein über die Frage der Restitution der von den Franzosen vertriebenen Fürsten Italiens. Unerfreuliche Bilder sind es, die sich vor uns entrollen! Auch mit England, mit dem Thugut angesichts der Stimmung Pauls gesondert verhandeln will, kommt es zu keiner Einigung, und es ist bezeichnend für die damalige Politik, daß ein verhältnismäßig so geringfügiger Streitpunkt wie die Ratifikation der Starhembergischen Anleihe vom Mai 1797 so lange die vitalsten Interessen zweier Nationen gefährden konnte. Die von Paul angeregte Idee eines Kongresses in St. Petersburg

zur Beratung der Entschädigungsfrage wird aufgegeben, und man ist keinen Schritt weiter gekommen, als der Gang der kriegerischen Ereignisse den völligen Bruch der Koalition bereits in drohende Nähe gerückt hatte. Kapitel 11 bringt in seinem Anfang die Entstehungsgeschichte jenes unseligen Kriegsplanes, über den sich die Mächte nach langen Verhandlungen in Wien und St. Petersburg und nach mannigfachen Abänderungen schließlich einigten, und der dahin ging, die vereinigten Heere Suworows und Korsakows sollten nach Eroberung der Schweiz durch die Franche Comté in Frankreich einfallen, Melas allein in Italien zurückbleiben und der Erzherzog gegen Mainz operieren, während eine ihm unterstellte sogen. Intermediärarmee die Bewegungen Suworows in der rechten Flanke decken sollte. Während aller der kostbaren Wochen, die über diesen Verhandlungen verflossen, war der Erzherzog in der Schweiz zur Untätigkeit verurteilt. Die Truppen, über die der Kriegsplan disponierte, waren zum Teil noch unterwegs. Früher als erwartet trafen dann die ersten russischen Kolonnen unter Korsakow schon am 14. und 15. August in Schaffhausen ein. Massena erkannte die ihm daraus erwachsende Gefahr und noch rechtzeitig brachte der kühne Feldherr einen kräftigen Angriffsplan gegen die in den kleinen Kantonen der Schweiz zerstreut stehenden österreichischen Abteilungen in den Tagen vom 13. bis 16. August mit glänzendem Erfolge zur Durchführung. Im Schlußkapitel des vorliegenden Bandes vollzieht sich dann jene unselige strategische Bewegung, an der die Entscheidung des ganzen Feldzuges und damit das Schicksal der Koalition hängen sollte. Am 7. August hatte der Erzherzog von dem neuen Kriegsplan, keineswegs zu seiner Freude, die erste Kunde erhalten; er mußte auch den völlig unvorbereiteten Korsakow davon unterrichten. Zunächst freilich unternahmen sie einen gemeinsamen Vorstoß über die Limmat bei Döttingen (17. August). Als aber dieser Angriff scheiterte, und Korsakow zu weiteren Unternehmungen nicht mehr zu bewegen war, faßte der Erzherzog, unmutig und durch drohende Nachrichten vom Oberrhein beunruhigt, eigenmächtig den verhängnisvollen Entschluß, noch vor der Ankunft Suworows die Schweiz zu verlassen. In den Tagen vom 29. August bis 4. September geschah diese folgenschwerste Bewegung des ganzen Feldzuges; nur ungenügende Truppen unter Hotze blieben zur Unterstützung Korsakows zurück. Als die Klagen über den Abzug des Erzherzogs in Wien Gegenbefehle veranlaßten, war es bereits zu spät. Ehe sie den Erzherzog erreichten, war am 25. September das Unglück von Zürich hereingebrochen, dessen Schilderung schon dem zweiten Bande vorbehalten ist.

Der Raum verbot mir, näher darauf einzugehen, wo und wie Hüffer in seinem Buche über seine Vorgänger hinauskommt, was bei dem reichen neuen Material zum mindesten für Einzelheiten in fast allen Abschnitten der Fall ist. Auch was sich dem Werke für die Kenntnis der hervorragendsten Persönlichkeiten, wie Suworow, Erzherzog Karl, Thugut, Kaiser Paul und vor allem für das Verhältnis des Erzherzogs zum Wiener Hofe Interessantes und Neues entnehmen läßt, mußte ich außer acht lassen. Wenigstens von zwei Kapiteln wollen wir aber die neuen Ergebnisse Hüffers herausheben; beide Episoden sind Hüffer durch Spezialstudien besonders vertraut. Schon durch den zweiten und dritten Band der „Diplomatischen Verhandlungen“ ist der Name Hüffer mit der Geschichte des Rastatter Kongresses unlösbar verknüpft. Namentlich der unselige Ausgang jenes Kongresses, der mit der Ermordung der französischen Gesandten so blutig schloß, hat eine ganze Literatur hervorgerufen, bei der leider Parteirücksichten nur allzu oft die Feder führten. Die Schuldfrage des Mordes zu einer endgültigen Lösung zu führen, machte das vorhandene, durch bedeutsame neue Funde noch bereicherte Material aber auch Hüffer unmöglich, als er in einer besonderen Schrift: „Der Rastatter Gesandtenmord“ (Bonn 1896) die ganze Frage nach dem damaligen Stand unserer Kenntnis meines Erachtens abschließend behandelte. Seitdem wurden aber die seit hundert Jahren auf dem Wiener Kriegs- und dem Haus-, Hof- und Staatsarchiv ruhenden Papiere mit rückhaltloser Offenheit publiziert. (Beiträge zur Geschichte des Rastatter Gesandtenmordes, Wien 1899. Mitteilungen aus dem k. u. k. Kriegsarchiv. Neue Folge. 11. Band.) Namentlich ein Schreiben des Erzherzogs vom 2. September und die lange erwarteten Akten der Villinger Untersuchungskommission sind darunter von Bedeutung. Neue Enthüllungen sind nunmehr kaum noch zu erwarten! Mit Wärme und Geschick hat der kundige und verdiente Herausgeber der „Beiträge“, Hauptmann Oskar Criste, auf diesem neuen Material eine Rechtfertigung der österreichischen Militärbehörden aufgebaut. Auch Hüffer untersuchte nun die ganze Frage auf Grund der neuen Quellen nochmals in der ihm eigenen scharfsinnigen und ruhigen Weise und gelangte zu einem ganz abweichenden Resultat. Nach eingehendster Prüfung des Materials kann ich die Beweisführung Hüffers als durchaus zwingend anerkennen. Von den zahlreichen Hypothesen über die Schuldfrage müssen nun auch die bisher scheinbar bestbegründeten, wie die über die Täterschaft der Emigranten, ihre Bedeutung verlieren, und folgendes läßt sich als festgestellt betrachten: „Die österreichische Regierung, der Kaiser wie die leitenden Beamten, Thugut, Lehrbach, Colloredo, Metternich, waren nicht allein, was man von vornherein annehmen konnte, dem Morde, sondern auch jeder gewaltsamen Maßregel, insbesondere der Wegnahme der Gesandtschaftspapiere, völlig fremd, ja sogar ausdrücklich entgegen.“ ... „Als aber der Krieg in vollem Gange, als die französischen Gesandten aus München, Regensburg und Stuttgart ausgewiesen, die Fortdauer des Kongresses nicht mehr als berechtigt und Rastatt als neutraler Kongreßort nicht mehr anerkannt war, hielt man sich im Hauptquartier während einer Krankheit des Erzherzogs für berechtigt, die Wegnahme des Archivs der französischen Gesandtschaft anzuordnen, vornehmlich um über die Spionendienste der Gesandten und für die Entfernung mißliebiger Personen aus dem Bereiche der österreichischen Armee Anhaltspunkte zu gewinnen. Ein übereiltes, leidenschaftliches Privatschreiben des Generalquartiermeisters Schmidt, das von den Generalen der Vorhut mißdeutet wurde, führte zu Anordnungen, welche den Ueberfall der Gesandten in der Nacht des 28. April durch die Szekler und den Tod Bonniers und Roberjots zur Folge hatten. Wie das Maß für die Schuld bei den letzten Vorgängen sich verteilte, bleibt ungewiß, erscheint aber auch nicht von überwiegender Bedeutung; denn das Verbrechen wurde nicht von der zuständigen Militärbehörde, sondern von untergeordneten Personen mit Ueberschreitung ihrer Befugnisse zur Ausführung gebracht. Es steht allerdings mit einer völkerrechtlichen Frage in Verbindung, gehört aber, und das ist das Wesentliche, als eine militärische Ausschreitung nicht in den Bereich des Völkerrechts, sondern des Strafrechts.“ (S. 95 ff.)

Ein vielleicht unverhältnismäßig beträchtlicher Teil des Bandes ist der Neapolitanischen Republik gewidmet. Auch hier wieder bringt Hüffer auf Grund der seither neu hervorgetretenen Quellen frühere Studien, die er in einem Kapitel des dritten Bandes der „Diplomatischen Verhandlungen“ und 1884 in einem Aufsatz des Historischen Taschenbuches niedergelegt hat, zum Abschluß, und wieder darf ich hinzufügen, für die großen Fragen meines Erachtens zum endgültigen Abschluß, wenn auch freilich in manchen Punkten nie eine Einigung erzielt werden wird, solange politische und nationale Rücksichten in der Geschichtschreibung wirksam bleiben. Mit musterhafter Sorgfalt ist die ungemein zahlreiche Literatur von Hüffer verarbeitet. Die Schilderung im vorliegenden Bande beginnt er mit der Einnahme Neapels durch Championnet am 23. Januar 1799. Wir erhalten dann einen klaren Ueberblick nicht minder über die Schicksale der jungen Republik — eine durchaus künstliche Bildung, die schon dadurch den Keim der Zersetzung in sich trug —, wie über die Gegenströmungen, den Hof in Palermo, wohin sich der unwürdige, feige König geflüchtet,

und die Gegenrevolution, die der tatkräftige Kardinal-Feldherr Ruffo schon seit dem Februar von Apulien aus ins Werk setzte. Wir folgen dem Siegeszuge Ruffos und seiner Banden, die ihrem Namen einer Armata cristiana wenig Ehre machten, durch Apulien und Calabrien vor die Tore der Hauptstadt, auf die mit dem 13. Juni die Republik im wesentlichen eingeschränkt ist; der Abzug der Franzosen am 7. Mai hatte diesen raschen Erfolg ermöglicht. Die nun folgenden Unterhandlungen führten zu der von dem französischen Kommandanten von St. Elmo entworfenen übelberufenen Kapitulation vom 19. Juni. Ihre Bedingungen waren bekanntlich für die Republikaner trotz der großen Ungunst ihrer Lage so außerordentlich vorteilhaft, daß ihre Annahme durch Ruffo beinahe unerklärlich erscheint. Der Bruch dieser Kapitulation ist eines der dunkelsten Blätter dieses an Freveln wahrlich nicht armen Zeitalters. Nachdem uns Hüffer die blutige Reaktion in Neapel geschildert, beantwortet er in einer scharfsinnigen, des Juristen wie des Philologen gleich würdigen Deduktion die beiden Fragen: War die Kapitulation rechtmäßig? und Von wem und in welcher Weise wurde sie verletzt?

Zweifellos hatte der Kardinal seine Vollmachten nicht nur überschritten, sondern ihnen geradezu entgegengehandelt. Daher erklärt Hüffer die Kapitulation für rechtlich ungültig. Recht und Politik gestatteten nun wohl, sie nicht zur Ausführung zu bringen, doch verpflichtete sie den neapolitanischen Hof rechtlich, politisch und moralisch, den Republikanern alle Vorteile zu gewähren, die ihnen nach Lage der Verhältnisse irgend zugestanden werden konnten. Dahin gehörte vor allem der freie Abzug der Kapitulanten. Wer die Schuld trägt an dem verabscheuungswürdigen Vertragsbruch, war eine stets auf das widersprechendste beurteilte Frage. Für eine unbefangene Geschichtsbetrachtung erscheint mir nunmehr Hüffers Endurteil durchaus zwingend. Nicht eine einzelne Person darf man für die begangenen Untaten verantwortlich machen, weder Nelson noch den König, die Königin Marie Karoline, den Premierminister Acton oder die Hamiltons; alle sind sie daran beteiligt nach dem Maße ihres Einflusses. Nelson haßte diese Republikaner mit all der Brutalität, die ihm eigen war; auch ohne den Ansporn der verführerischen Lady Emma hätte er den König in einer strengen Auffassung bestärkt. Doch auch dieser wiederum hat eines solchen Antriebs kaum bedurft, denn nicht einen Augenblick war er gewillt, die Kapitulation zu bestätigen. Und daß er lediglich ein Werkzeug seiner energischen Gattin gewesen, ist gleichfalls nicht aufrecht zu erhalten. Zweifellos hat diese auf die Beseitigung der Kapitulation einen bedeutenden Einfluß geübt und darum trägt auch sie ein volles Teil der Verantwortung. Mit der Einkerkerung und Verurteilung der Kapitulanten war sie einverstanden, wenn sie auch an den ärgsten Greueln unschuldig ist.

Möchte es mir gelungen sein, einiges Interesse für den reichen Inhalt des vorliegenden Bandes von Hüffers neuem Werke erweckt zu haben. Doch vielleicht wird mancher sagen: Zwei Bände einem Jahre gewidmet! Dann bedenke man, daß es eines der schicksalsreichsten und bedeutungsvollsten der neueren Geschichte ist, und das Buch den Titel verdiente: „Europa und die Revolution im Jahre 1799“. Von Texel und Helder bis zur Südspitze Italiens und darüber hinaus in der Lybischen Wüste und vor den Mauern Akkons ertönt der Waffenlärm, und selten haben Krieg und Diplomatie in so unmittelbarer, tief eingreifender Wechselwirkung gestanden, als im Jahre 1799. Und dieses Jahr, am Wendepunkte zweier Jahrhunderte, bedeutet in Wahrheit auch einen Wendepunkt in der Geschichte. In seinem Beginn sehen wir die revolutionäre Propaganda noch im siegreichen Vordringen, während sich in Rastatt das heilige römische Reich deutscher Nation unrühmlich selbst ein Grab gräbt. Gleichwohl konnten die Mächte der Koalition den Kampf mit großen Hoffnungen aufnehmen, und im Laufe des Jahres erringen sie auch Sieg auf Sieg über die Heere des direktorialen Frankreich, das im Innern zerrissen und verderbt. Und doch am Ende des Jahres eine so veränderte Lage! Mißtrauen, Eigennutz, Kurzsichtigkeit, eine jammervolle Politik lassen die Koalition auseinanderfallen, während in Frankreich der gewaltige Bonaparte durch den Staatsstreich vom 18. und 19. brumai[illegible] Erbe der Revolution antritt. Die Revolution ist zu [illegible] die Säbelherrschaft des Korsen, bald der Schrecken von ga[illegible] Europa, hebt an! So wird man auch ein zweibändiges Werk über dieses bedeutungsvolle Jahr dankbar aufnehmen, mit doppeltem Danke, da es alle die längst bekannten Charakteristika und Vorzüge der historischen Arbeiten Hüffers in vollem Umfange aufweist: Erschöpfung des Materials, soweit es der wahrlich nicht eng gezogene Rahmen des Werkes nur irgend zuläßt, äußerste philologische Akribie und Zuverlässigkeit, dabei trotz des reichen Details und eines gewiß nicht leicht zu behandelnden Stoffes große Klarheit und Uebersichtlichkeit. Ein wie hohes Maß von kritischem Scharfsinn, eine wie gewaltige Arbeitsleistung dazu gehört, die Fäden der ungezählten oft widersprechenden Berichte und Urkunden in der Hand zu behalten und zu einem kunstvollen Gewebe zu vereinigen, dieses voll zu würdigen, erfordert ein eindringliches Studium des Buches. Und wie stets bietet uns Hüffer das Ganze in einer trefflich gefeilten Sprache, die nach künstlerischer Vollendung — wer erkennt nicht Goethe als Vorbild — nicht vergeblich ringt; im wesentlichen ein individueller Stil, über den ich eben darum ein abschließendes Urteil nicht fällen möchte.

Mit einem Wort: Eine reife Frucht von edlem Stamme liegt vor uns!

In dem schönen Buche über Alfred v. Reumont, das ich vor kurzem in dieser Beilage anzeigte, schrieb Hüffer im Hinblick auf die bis ins höchste Alter unverminderte Schaffensfreudigkeit und Schaffenskraft seines Freundes die Worte: „Der Dichter pflegt die schönsten Blüten seiner Kunst schon in der Jugend, vielleicht beim ersten Versuch, in seinen Kranz zu winden; aber selten bewahrt er seine Fähigkeit bis über ein mittleres Lebensalter, während der Gelehrte die langsam reifenden Früchte seines Fleißes meistens erst in späteren Jahren einbringt, dagegen mit ungeschwächter Kraft wohl bis ins höchste Alter vermehren kann.“ Möchten diese Worte noch lange Wahrheit bleiben an dem verdienten Manne, der sie geschrieben, möchte er sich noch lange der Ernte seines arbeitsreichen Lebens erfreuen und sie vermehren können, ehe an ihn die Notwendigkeit herantritt:

Calar le vele e raccoglier le sarte.

Alfred Herrmann.

Zu Virgils epischer Technik.*)

Heinzes Buch bedeutet wohl den tiefsten Einblick, der bisher in Virgils Dichterwerkstätte geschehen ist. Noch nie ist mit soviel Liebe und durchdringendem Scharfsinn der ganze ungeheure Weg nachgegangen worden, der von dem Chaos der bis auf Virgil vorhandenen Tradition der Aeneas-Sage bis zur Vollendung jener zwölf Bücher führte, die vom Augenblick ihres Erscheinens an klassisch sein sollten. Nicht die Widersprüche und Lücken des Werkes, nicht kleine Fehler und Ungeschicklichkeiten des Dichters, diese Lieblingsobjekte der modernen Virgil-Kritik, bilden den Ausgangspunkt von Heinzes Betrachtungen: was Virgil erstrebt hat, was sein Stoff, seine Vorbilder, seine Nation und seine Zeit forderten, das ist hier zunächst die Frage. Den Römern ein Nationallied schenken, das sie in der Geschichte ihres Ursprungs, in dem poetisch verklärten Bilde ihrer Ahnen jenes Ideal sollte wiedererkennen lassen, von dessen Rückkehr Roms Zukunft abhing; und zugleich ihnen den ganzen Schatz epischer Motive darzureichen, wie ihn den Griechen ihre Heldenlieder boten: den Römern ein Homer und dem augusteischen Zeitalter ein Ennius zu werden: es kann kein kleiner Geist gewesen sein, der die Großartigkeit dieser Aufgabe erkennen und sich ihr doch unterziehen konnte.

*) Richard Heinze: Virgils epische Technik. Leipzig 1903. Teubners Verlag. VI und 487 S.

Was nun zunächst den ersten Teil dieser Aufgabe, das Verhältnis zur Ueberlieferung, also die Komposition des ganzen Epos betrifft, so wird man an Hand von Heinzes eingehenden Analysen der Hauptpartien (S. 1—234: Ilions Fall, Irrfahrten, Dido, Wettspiele, Aeneas in Latium) die Uebersichtlichkeit und künstlerische Verteilung der Hauptmotive bewundern lernen, wenngleich die Aeneis als Ganzes nicht auf der Höhe ihrer Teile steht; wie man überhaupt die Bedeutung Virgils um so stärker empfindet, je mehr man sich ins einzelne vertieft; und das ist kein Vorwurf: denn der Widerstand einer so komplizierten mythisch-historischen Tradition (auf die der Römer größtmögliche Rücksicht verlangte) muß fast als vis major betrachtet werden; nur im einzelnen gehört sich der Dichter ganz.

Aber hier beginnt jene vielgeschmähte „Abhängigkeit" Virgils. Was Heinze über dieses Problem sagt (besonders S. 244—254), ist meines Erachtens das Wertvollste an seinem Buch; um so mehr, als es über Virgil herausgreift und zum Verständnis eines großen Teils der römischen Literatur bedeutend ist. Den Mangel einer schöpferisch gestaltenden Phantasie bei den Römern gesteht Heinze zu. Zur „originalen" Poesie fehlt ihnen nicht nur die Fähigkeit, sondern auch das Bedürfnis, ja selbst das Verständnis für ihren Wert. Jenes Feuer ursprünglicher Empfindung bei Catull und Lucrez, das uns diese beiden über alle anderen römischen Dichter stellen läßt, hat sie ihren Zeitgenossen nicht werter gemacht und war auch ihr Stolz nicht (nugae nennt Catull seine kleinen Gedichte). Was die augusteische Epoche forderte: die bedeutendsten Erzeugnisse griechischen Geistes nicht in Uebersetzung, sondern in einer der Nation und der Zeit entsprechenden Umformung kennen zu lernen, das haben jene Dichter, vor allen Virgil, in meisterhafter Weise geliefert. Und diese Umformung in der Imitation hervorgehoben zu haben, bleibt Heinzes Verdienst. Ueberall weist er das Bestreben Virgils nach, das Uebernommene sich durch Neugestaltung zu eigen zu machen und dabei die Begründung der Geschehnisse innerlicher, die Handlung selbst einheitlicher und konzentrierter, die Tendenz sittlicher zu gestalten. Gewiß büßt dabei manches Motiv an Frische und Natürlichkeit ein; aber diese Poesie ist ja nicht für ein naiv genießendes, sondern für ein gealtertes, philosophisch und rhetorisch durchgebildetes Volk geschrieben, das es nicht für unter seiner Würde hielt, künstlerisch versteckten Absichtlichkeiten nachzugehen.

Aus der Fülle der übrigen aufklärenden Beobachtungen über Virgils Kunst, die sich besonders im zweiten Teil von Heinzes Buch finden (S. 235—481: Methode des Schaffens, Erfindung, Darstellung, Komposition, Ziele), möchte ich noch das hervorheben, was über den pathetischen Charakter der Darstellung und über das Dramatische in Virgils Technik gesagt wird, zwei Züge, die sich mannigfach gegenseitig bedingen und ergänzen. Das Streben nach pathetischer Wirkung — zweifelhaft kann sein, ob es der Aristotelischen Theorie oder nicht vielmehr dem Charakter und den Zwecken des augusteischen Dichters seinen Ursprung dankt — dürfte jedoch entschieden als das prius zu betrachten sein. Jedenfalls drückt es dem ganzen Werke, ja der ganzen Kunstgattung, die dies Werk einleitete, seinen Stempel auf. Durch dies Streben erklärt sich die Beschränkung des Gedichtes auf solche Szenen, die starke Empfindungen schildern, erklärt sich die häufige Verwendung rein dramatischer Motive, die eigentümliche Behandlung der Reden, Gespräche, Monologe, vor allem aber die Konzentration, das Extraktmäßige der Darstellungsweise. Und hier ist auch, besonders für uns, die Quelle der künstlerischen Fehlwirkung. Denn im Grunde widerspricht dieser pathetisch-dramatische Zug dem Wesen des Epos, das allein durch seine Ausdehnung größere Mannigfaltigkeit der Stimmungen, auch der Stimmungsgrade erfordert, das die angeschlagene Saite auch einmal ruhig ausklingen lassen, auch dem Unwesentlichen seinen Ausdruck verleihen soll, damit man hier und da ein paar Zeilen ohne Herzklopfen lesen kann. Und so stimmen wir mit Heinze nicht überein, der eben jene Kürze an zwei Stellen, wo sie am krassesten hervortritt, als meisterhaft und nahe an Genialität streifend bewundert: die zwei Verse, die Trojas Freude vor dem Fall (S. 21) und die vier, die den Liebesbund zwischen Aeneas und Dido schildern (S. 354), bleiben durch die einseitige Betonung des Düstern und Tragischen doch allzu weit hinter dem Wesen der Situation zurück. — Auch sonst läßt sich der Verfasser manchmal durch die Liebe zu seinem Stoff fortreißen. Nicht jeder wird die Worte, die Andromache an den unvermutet erscheinenden Aeneas richtet: III, 312, **vivis ne? aut, si lux alma recessit, Hector ubi est?** (Lebst du? Oder, wenn du vom Lichte geschieden, wo ist Hektor?) mit Heinze (S. 265) „unvergleichlich" finden: die konditionale Fassung gibt ihnen etwas Unnatürliches. Auch wenn (S. 136) die Notwendigkeit von Didos Selbstmord mit der Tragik verglichen wird, die „bei anderen großen Dichtern aus den Voraussetzungen eines konsequent gezeichneten und tief angelegten Charakters herauswächst", so wird der Kunst Virgils damit etwas zu viel Ehre angetan.

Die Kritik, bei der Heinzes Buch begeisterte Aufnahme gefunden hat, hat gehofft, es werde dem Verfasser der Aeneis als Dichter zu der Anerkennung verhelfen, die ihm die neuere Zeit weigert. Wenn die Meinung davon ist, man werde Virgil nicht mehr ruhig für einen Stümper erklären können, so wird das richtig sein; aber als schaffendem Künstler dürften ihm keine neuen Anhänger gewonnen sein. Wer Temperament und inneres Miterleben des Dichters in seinem Werke sucht, dem werden immer noch die wenigen Zeilen des von seiner Geliebten verlassenen Catull (carm. 8) schwerer wiegen, als das ganze Lied von Didos Leid; wer lebende Menschen, wer künstlerisch gestaltete Charaktere sehen will, wird sich nach wie vor von dem frommen Aeneas abwenden. Das Einzige, worin Virgil originell und groß und für jedes empfindende Ohr der Wirkung sicher ist, das wollte Heinze nicht schildern: das ist Virgils stilistische und metrische Kunst.[1] Er hat die lateinische Dichtersprache und den lateinischen heroischen Vers zu einer nie wieder erreichten Höhe geführt; nie wieder sind Hexameter von solcher Gewalt, Euphonie, Stimmungskraft und mannigfaltiger Ausdrucksfähigkeit in so gewählter, mächtiger und großzügiger Latinität gesungen worden. Verse wie im Beginn von Aeneas' Erzählung:

II 3 Infandum regina iubes renovare dolorem,

in Didos letztem Monolog:

IV 654 Et nunc magna mei sub terras ibit imago,

die Worte der zum äußersten entschlossenen Juno:

VII 312 Flectere si nequeo superos, Acheronta movebo,

oder des weissagenden Anchises:

VI 854 parcere subiectis et debellare superbos,

sind Meisterwerke, denen man bis ins einzelste, ja bis in die Wahl der Vokale und Konsonanten gehende Berechnung nicht mehr anmerkt; hier braucht man nicht die unendliche Mühe und Selbstzucht des Dichters zu bewundern, von der die ganze Dichtung Zeugnis ablegt: hier kann man kritiklos genießen.

Paul Maas.

[1] Diese hat inzwischen ihre Würdigung gefunden in E. Nordens Kommentar zum 6. Buch der Aeneis (Leipzig, 1903); mit Rücksicht auf Nordens Arbeit hat Heinze diese Fragen und überhaupt das 6. Buch beiseite gelassen.

Bücher und Zeitschriften.

Oskar Wilde. Von Karl Hagemann. J. C. C. Bruns' Verlag, Minden in Westfalen 1904.

Ein geistreicher Franzose hat das Wort ausgesprochen: L'esprit est un vice, das allerdings nur im Kreise einer Kultur, die sich ihres schönen Niederganges bewußt ist, ganz verstanden werden kann. Es ist begreiflich, daß Wilde die Einnahmen, die ihm seine erbärmlichen Gesellschaftsstücke in

London einbrachten, in Paris zu jenem „Leben in Schönheit“ verwandte, das alle Dekadenten, die theoretischen Menschen par excellence, ersehnen; es ist auch kein Zufall, daß der Dichter seine „Salome“ in der Sprache schrieb, die Flaubert zurechtgehämmert hatte. Der amoralische Aestheticismus, den der Lebenskünstler in seinem geistvollen Buche „Intentions“ vertrat, mag aus dem englischen Aestheticismus herausgewachsen sein; aber der Ruskinschen Neigung, bei jedem Kunstwerke nach seiner moralischen Lebenswirkung zu fragen, war Wilde, der Ire, durch seine Abstammung enthoben. — Die Schicksale Wildes in Deutschland verdienten eine eigene Studie; er verdankt seinen Ruhm den verschiedensten Gründen: die einen sehen in ihm den unvergleichlichen Aestheten, der seine Unfähigkeit zur großen Kunst in der geistreichsten Weise zu verhüllen wußte; die anderen hielten sich an seine Schicksale, die daran gemahnten, daß auch in Deutschland ein gewisser Paragraph des Strafgesetzbuches gewissen Gelüsten entgegenstehe. Die Theaterleute beuteten diese Stimmungen aus, indem sie auf die stimmungsvolle Salome auch die erbärmlich schlechten Konversationsstücke des Dandy folgen ließen. In diesem Wirrwarr unreiner Meinungen ist es doppelt zu begrüßen, daß ein geistvoller Kritiker es endlich unternommen hat, Werk und Leben Wildes in sachlicher Weise zu würdigen. Um es gleich zu sagen, das Buch Hagemanns ist eine ganz vortreffliche Arbeit, die sicher viel zur Klärung der Ansichten über Wilde beitragen wird. Hagemann, der für die Vorzüge Wildes die offensten Augen hat, steht, wie es dem Kritiker ziemt, außerhalb der Parteien: er ist Psychologe und damit der Gefahr überhoben, sein eigenes Wohlgefallen zu einer ästhetischen Doktrin zu erheben: „Oskar Wilde, als Mensch und Dichter, war ein Antirealist großen Stils, ein fanatischer Anhänger des romantischen Gedankens — allerdings mehr aus Prinzip, denn aus Bedürfnis. Das Leben galt ihm wenig, galt ihm eigentlich nichts. Die gemeinen Tatsachen des gleichförmig kreisenden Daseins waren ihm zu unbedeutend und zu häßlich. Und so machte er sich sein eigene Welt zurecht: eine Welt der Künstlichkeit. Wenn Oskar Wilde schaffen wollte, legte er sich zum Träumen nieder. Er zwang sich zur Vision.“ (S. 14.) Das ist vortrefflich gesagt, und das Gleiche gilt von allem, was Hagemann über Wildes Verhältnis zum Leben, seinen Geschmack, sein Dandytum und die unvergleichliche Sprachtechnik des Kritikers bemerkt. Das Kapitel „Sein Leben“ faßt in knappster Weise alles zusammen, was wir über Wildes persönliche Schicksale wissen müssen, um Anfang und Ende dieser Aesthetenlaufbahn zu verstehen. Ein Hauptverdienst des Buches ist die kritische Würdigung der Komödien Wildes. Das Läppische der Handlung, die schamlose Routine der Technik, die psychologische Unzulänglichkeit, die Anbequemung an den englischen Geschmack — den schlechtesten Geschmack dieser Zeit! —, das alles ist mit sicherem Takt bloßgelegt. Auch der Meinung, daß Wilde sein Bestes in dem zweiteiligen Dialog „Kritik der Kunst“ gegeben habe, kann man nur beistimmen. Wildes Ansicht, daß der Kritiker ein Schaffender höchsten Stils sein könne, weist auf dringende Bedürfnisse dieser Zeit hin; sie ist aber zugleich eine der persönlichsten Ansichten des Mannes, der dem Leben auch da als bewußt Genießender gegenüberstand, wo der Dichter sich selbst in seinem Werke vergessen muß. „Der Zuschauer seines eigenen Lebens werden, das heißt den Leiden des Lebens entgehen.“ Dieser Satz aus dem größten Roman Wildes, „Dorian Gray“, zeigt aufs deutlichste, daß die Psychologie des Dichters auch nach seinen ästhetischen Bedürfnissen gemodelt war; daß sie den Aestheten zuletzt selbst betrog, beweist sein Ende. — Hagemanns Würdigung der Wildeschen Werke im allgemeinen, der Parabeln und Erzählungen, der Gedichte und kleineren Aufsätze steht auf der gleichen Höhe wie die vorhergehenden Kapitel. Der Schluß des Buches verdiente, von vielen Zeitgenossen beherzigt zu werden. „Das Entscheidende aber bleibt dieses: die Totalität von Leben und Kunst ist Wilde nicht aufgegangen. Sie war ihm nicht einmal immanent. Es sollte ihm nicht glücken, die große Einheit im All irgendwie restlos künstlerisch zu bezwingen. Er hat keine wesentlich neuen künstlerischen Symbole von ihr gewonnen. Damit, daß er sein tägliches Leben gleichsam unter Kunst setzte, ist es nicht getan — ist wenigstens nichts Großes, Geniales getan. Diese Art von reinem Aestheticismus und Formalismus mag ihm und vielen anderen innerstes Bedürfnis sein. Sie können darin ein großes Talent bezeigen und auch viel Schönes und Originelles zustande bringen. Und niemand wird und darf ihnen das alles schmälern. Etwas Geniales ist jedoch in dieser Lebens- und Kunstführung schwerlich zu erblicken. Was sich hier zeigt, sind große Genußmenschen, aber im Grunde keine Schaffensmenschen. Und das erste Zeichen des Genies ist, daß es schafft und nicht nur wertet.“

Wilhelm Weigand.

Ethnographisches. Als 4. Band der Sieversschen Allgemeinen Länderkunde erscheint nunmehr in 2. Auflage Dr. Emil Deckerts „Nordamerika“, eine allgemeine Landeskunde, im Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien, und zwar in 14 Lieferungen à 1 M., ausgestattet mit 140 Abbildungen, 12 Karten und 19 Bildtafeln. Das wertvolle Buch bedarf keiner besonderen Empfehlung. Es sei nur bemerkt, daß die neue Auflage einen völlig umgearbeiteten Text bringt, indem nämlich für die Gliederung des Stoffes, entsprechend dem für die 2. Auflage der Allgemeinen Länderkunde aufgestellten neuen Plan, die geographischen Landschaften maßgebend gewesen sind. Es zeigt deshalb die Inhaltsübersicht nun nachstehende Gliederung: der Einleitung, einem Kapitel über die Erforschungsgeschichte und einer allgemeinen Uebersicht folgen die Darstellungen des laurentischen Landes, des appalachischen Berglandes, der appalachischen Niederung, Mexikos, des mittleren und des nördlichen Cordillerenlandes, sodann eine Betrachtung der drei Staatsgebilde Nordamerikas als politische Gemeinwesen und Wirtschaftsgebiete. Die erschienene erste Lieferung (Seite 1 bis 48), deren Inhalt die Neugestaltung am wenigsten geändert hat, enthält die Erforschungsgeschichte und von der allgemeinen Uebersicht den Abschnitt über Grenzen, Größe, Lage und Küstengliederung. Die neue Publikation, die sich dem wertvollen Gesamtwerk würdig eingliedert, sei willkommen — sie steht hoch über dem Durchschnitt der deutschen Massenliteratur über Nordamerika.

H.

✠

Allgemeine Rundschau.

Jahresversammlung des Vereins für Kinderforschung.

C. Leipzig, 15. Okt. Zu Beginn der heutigen Verhandlungen gedachte der Vorsitzende, Anstaltsdirektor Trüper (Jena) mit herzlichen Worten des Ablebens des Königs Georg von Sachsen. Zunächst sprach hierauf der bekannte Psychiater Geheimer Medizinalrat Prof. Dr. Binswanger (Jena) über den Begriff des moralischen Schwachsinns. Dieser Begriff wurde vor etwa siebzig Jahren zuerst aufgestellt von dem Engländer Pritchards in einer Arbeit über „moral insanity“. Der Begriff der „moral insanity“ ist nicht mit Unrecht neuerdings durch weitgehenden Mißbrauch der gerichtlichen Auslegung stark in Mißkredit gekommen. Wenn Lombroso sagt, daß die Aeußerungen des geborenen Verbrechers sich in nichts unterscheiden von den Krankheitsäußerungen, wie sie der moralisch Irrsinnige und der Epileptiker darbieten, so müßte man hieraus die Folgerung ziehen, alle geborenen Verbrecher zusammen mit den Geisteskranken straffrei zu lassen. Heute können wir mit einer solchen Begriffsbestimmung nichts anfangen. Der angeborene Schwachsinn ist nichts anderes als eine erblich degenerative Geistesstörung. Es genügt nicht der Nachweis eines einfachen sittlichen Defektes, sondern dieser muß in gewissen krankhaften Veränderungen der geistigen Tätigkeit begründet sein. Lombrosos Verdienste sollen keinesfalls geschmälert werden, aber soweit es sich um die körperlichen Kennzeichen des Verbrechers handelt, sind seine Anschauungen durchaus verfehlt. Körperliche Entwicklungsfehler finden wir ja auch bei geistig ganz normalen Menschen (Hasenscharte, Klumpfuß u. s. w.); sie lassen gar keine Rückschlüsse auf die Gehirnorganisation zu. Viel wichtiger sind die psychischen Degenerationszeichen. Das

Hauptkriterium der Entartung ist der Mangel einer vollen intellektuellen Entwicklung. Unter der großen Zahl jugendlicher Bestrafter ist ein großer Prozentsatz schwachsinniger Individuen enthalten. Dabei ist besonders beachtenswert die Tatsache, daß die leichteren Grade des Schwachsinns vielfach verkannt werden. Es ist deshalb notwendig, das begriffliche logische Gedächtnis zu prüfen, und Aufgabe der Schule und Pädagogen wird es sein, durch geeignete Methoden hierüber eine gewisse Klarheit zu schaffen. An der Hand eines speziellen Falles von moralischem Idiotismus zeigt Binswanger, daß selbst ein moralisch so tief stehender Mensch durch geeignete Erziehung immer noch etwas entwickelt und zu einer nützlichen Tätigkeit erzogen werden kann.

Direktor Polligkeit (Frankfurt a. M.) erläuterte darauf das Thema Strafrechtsreform und Jugendfürsorge. Redner forderte eine Reform des Strafrechts für jugendliche Kriminelle. Der Kernpunkt besteht freilich in einer Reform unserer Erziehungsgrundsätze. Bei uns ist die ganze Erziehungspflicht den Eltern übertragen. Diese können dieser Pflicht aber in vielen Fällen beim besten Willen gar nicht genügen. Hier müßte eine beratende Tätigkeit des Staates eintreten. Redner verlangt, daß man als Voraussetzung der Strafrechtsreform eine Erziehungsreform nach folgenden Grundsätzen vornimmt: 1. daß in der Erziehung neben der intellektuellen Ausbildung auch der Entwicklung der moralischen Persönlichkeit der gebührende Raum gewährt wird; 2. daß in der Schülererziehung eine stärkere Individualisierung nach sittlichem Empfinden stattfinde; 3. daß die Begründung von Sonderschulen und Erziehungsanstalten für die verschiedenen Grade sittlicher Befähigung gefördert werde; 4. daß in der Einrichtung einer Berufsvormundschaft ein Organ geschaffen werde, das als Zentral-Beratungs- und Auskunftsstelle den Eltern in der Erziehung ihrer sittlich minder veranlagten oder entarteten Kinder ratend zur Seite stehe und dem Vormundschaftsgericht als Ermittelungs- und Aufsichtsorgan diene.

Zum Schluß gab noch Rektor Hemprich (Freiburg) einen orientierenden Gesamtblick auf die bisherigen Ergebnisse der Kinderforschung. Am Sonntag folgten noch einige Vorträge über ästhetische und künstlerische Erziehung. Hierauf wurde der Kongreß geschlossen.

•

Der Meisterschuß des Odysseus.

Ein vielumstrittenes Problem der antiken und modernen Homer-Philologie hat soeben in den „Archäologischen Studien" des dänischen Forschers Blinkenberg seine Lösung gefunden. Im 19. Gesang der Odyssee verkündet Penelope ihren Entschluß, denjenigen unter den Freiern zu heiraten, der es vermöge, wie einst Odysseus

> Durch zwölf Aexte zu schießen, die jener in seinem Palaste
> Pflegte wie Hölzer des Kiels in grader Reihe zu stellen.

Anderen Tages wird das seltsame Wettschießen wirklich vorbereitet. Telemachos stellt

> die Eisen im aufgegrabenen Estrich
> Alle zwölf nach der Reih' und nach dem Maße der Richtschnur,
> Stampfte die Erde dann fest.

Noch einmal soll die Entscheidung verschoben werden, die Beile über Nacht stehen bleiben; hat doch keiner der Freier den Bogen auch nur zu spannen vermocht. Da bittet Odysseus, der unerkannt als Bettler dabei sitzt, man möge auch ihm die Probe erlauben; durch solche List in den Besitz des Bogens gekommen, spannt er ihn ohne Mühe;

> dann zog er,
> Sitzend auf seinem Stuhle, die Senn' und die Kerbe des Pfeils an,
> Zielte dann, stellte den Pfeil und verfehlete keine der Aexte;
> Von dem vordersten Oehre bis durch das letzte von allen
> Stürmte das eh'rne Geschoß.

Was waren das für merkwürdige Aexte?

Die griechischen Philologen kannten keine, auf die des Dichters Schilderung gepaßt hätte, und halfen sich mit verschiedenen Vermutungen, die aber in anderen Punkten zu der klar und anschaulich geschilderten Situation in Widerspruch traten. Und den modernen Gelehrten erging es nicht besser. Immer kam man darauf zurück, die „Oehre", durch welche der Pfeil flog, als die Schaftlöcher oder sonstige Durchbrechungen der Beilklingen aufzufassen, den Schuß durch die zwölf Beile zu einem Schuß durch 12 Beilklingen zu machen. Man mußte dann entweder die Beile mit dem Stiel in den Estrich des Saales gepflanzt denken, wozu das einfache Verfahren Telemachs nicht genügt hätte, oder man mußte die Stiele ganz weg und nur die Klingen, dort wohl mit der Schneide, in den Boden gesetzt denken, dann konnte allenfalls einem liegenden Schützen, wenn er den Bogen horizontal hielt, nie aber einem sitzenden der Schuß gelingen. Es bleibt nur der eine Ausweg: die Stiele dürfen weder fehlen, noch im Boden stecken, müssen also emporragen, die Beile mit den schweren Klingen nach unten eingegraben sein. Das war leichte Mühe für Telemachos. Er „gräbt eine lange, schmale, schnurgerade Rinne im Estrich des Megaron, wenigstens groß genug, um denjenigen Teil des Stieles aufzunehmen, der durch das Eisen hindurch ging. Das Eisen des Doppelbeils" — daß nur von solchen, nicht von einschneidigen, die Homer an anderer Stelle Halbbeile nennt, hier die Rede ist, wird niemand bezweifeln — „steht ganz oder fast ganz oberhalb des Estrichs quer über der Furche. Die gelockerte Erde stampft Telemachos an beiden Seiten jedes Beiles fest und bringt dadurch dasselbe leicht zum Feststehen, weil das schwere Ende des Gerätes nach unten gewendet ist." So aufgestellte Doppelbeile erinnern in der Tat an Kielhalter, das sind quergelegte Schwellen, in deren Mittelkerben der Kiel des zu bauenden Schiffes sein Lager findet. Und nun die Hauptsache, die Oehre, die nicht unten, sondern am oberen Ende der aufragenden Stiele zu suchen sind. Richtige Arbeitsbeile sind leider nicht erhalten, wohl aber kleine Votivbeile aus Bronze, auch Bilder von Beilen, z. B. auf geometrischen Vasen. Und da findet sich, was zur Erklärung der Homerstellen noch fehlt. Es gibt Votivbeile mit durchbohrtem Stielende, und es finden sich aufgehängte Beile gemalt, einmal ganz deutlich mit ringförmigem Oehr. Zum Aufhängen waren also nicht nur jene kleinen Weihgaben eingerichtet, sondern überhaupt die Beile der geometrischen Epoche. Und weil sie es waren, konnte einem Virtuosen des Bogenschusses wie Odysseus der Einfall kommen, seine Beile wie Kielhölzer hintereinander zu stellen und durch ihre Stielöhre, die dann gerade in richtiger Höhe für einen Knieenden oder niedrig Sitzenden lagen, den nie fehlenden Pfeil zu schnellen.

B. S.

✕

Kleinere Mitteilungen.

ct. Vom neuen Saturn-Mond, dessen Entdeckung durch Professor Pickering von verschiedenen Sternwarten bestätigt worden ist, kommen jetzt merkwürdige Nachrichten, deren Haltbarkeit allerdings wohl noch dahinsteht. Ein Astronom der Sternwarte in Greenwich hat nämlich nachgewiesen, daß die Bewegungen dieses auf den Namen Phoebe getauften Himmelskörpers besser durch die Annahme erklärt werden können, dieser Trabant bewege sich nicht wie fast alle anderen Körper des Sonnensystems, sondern in rückläufiger Bahn, also entgegengesetzt zu den anderen Saturn-Monden und auch zu den Ringen des Saturn. Wenn sich diese kühne Vermutung als zutreffend herausstellen sollte, so würde man ferner annehmen müssen, daß dieser Mond nicht ein Teil des Planeten Saturn selbst ist, sich also nicht einst von der Masse des Planeten losgelöst hat, sondern daß er von außen her einmal dem Saturn zu nahe gekommen war und von diesem im Bereich seiner Anziehungskraft festgehalten wurde.

* Lexikologisches. Eine Gegenüberstellung der von der französischen und der spanischen Akademie herausgegebenen Wörterbücher durch Graf Casa (Valencia) hat ein für die Tätigkeit der spanischen Lexikographie sehr vorteilhaftes Ergebnis gezeigt. Die französische Akademie hat nämlich seit ihrer durch Richelieu im Jahre 1635 vollzogenen Gründung sieben Ausgaben ihres Wörterbuches veranstaltet. Die letzte Ausgabe vom Jahre 1877 behandelt 30,625 Wörter. Die

spanische Akademie dagegen, die erst 1713 auf Veranlassung des Marquis de Villena ins Leben gerufen wurde und nur 36 Mitglieder hat, hat in den 190 Jahren ihres Bestehens bereits dreizehn Ausgaben veranstaltet. Die letzte, im Jahre 1903 herausgekommene umfaßt 59,227 Wörter, also fast doppelt so viele wie die der französischen Sprachakademie.

Hochschulnachrichten.

* **Berlin.** Der Honorarprofessor in der medizinischen Fakultät Dr. Gustav Fritsch hat eine Forschungsreise um die Welt angetreten und infolgedessen seine akademische Lehrtätigkeit ausgesetzt. — Der Privatdozent der Histologie Prof. Dr. Hermann Rabl-Rückhard, der eines Leidens wegen schon seit längerer Zeit seine Lehrtätigkeit unterbrochen hatte, hat nunmehr seine Lehrtätigkeit an der hiesigen Universität aufgegeben und ist nach Obermais bei Meran übergesiedelt.

hc. **Breslau.** Der Privatdozent für Mathematik, Professor Dr. Franz London ist als außerordentlicher Professor nach Bonn berufen worden, woselbst er an Stelle des nach Aachen übergesiedelten Professors Loth. Heffter tritt.

* **Innsbruck.** An der italienischen Rechtsfakultät wurden Professor Sartori zum Dekan und Professor Galante zum Prodekan gewählt.

* **Prag.** Der akademische Senat der deutschen Universität sandte an Hofrat Professor Dr. Rabl (Leipzig) das folgende Schreiben: „Eure Magnifizenz! Hochgeehrter Herr Hofrat! In der Sitzung des akademischen Senats vom 12. Oktober l. J. wurde einhellig beschlossen, Eurer Magnifizenz im Namen der Universität den Dank und die Anerkennung für die wahrhaft glänzende Führung des Rektorats, die hingebungsvolle allseitige Wahrung der Interessen der Universität und der Studentenschaft auszusprechen. Ich erlaube mir, diesen Beschluß des akademischen Senats Eurer Magnifizenz mit der Versicherung unwandelbarer Ergebenheit mitzuteilen. Der Rektor der deutschen Universität: Ulbrich."

* Todesfälle. In Wien ist am Donnerstag (13. d. M.) der frühere Professor der Mathematik an der Technischen Hochschule in Brünn, Regierungsrat Karl Prentner, gestorben. — In Zürich ist am Sonntag der Professor der Ingenieurwissenschaften an der dortigen Technischen Hochschule, Dr. E. Gerlich, gestorben.

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Führer durch Heer und Flotte 1905. Herausgegeben von B. Friedag, geh. expedierender Sekretär im kgl. preuss. Kriegsministerium. Berlin. Alfred Schall, kgl. preuss. und herzogl. bayerischer Hofbuchhändler. — Richard v. Volkmann-Leander: Träumereien an französischen Kaminen. Märchen. Leipzig 1904. Breitkopf u. Härtel. 123 S. — Carl Waack: Richard Wagners Tristan und Isolde. Kurz und übersichtlich gefasste musikalisch-dramatische Erläuterungen nebst Noten. Ebenda 1904. 32 u. 5 S. — Hector Berlioz: Literarische Werke. Erste Gesamtausgabe. (III. Band: Vertraute Briefe. IV. Band: Neue Briefe.) Ebenda 1904. 200 u. 259 S. — Wilh. Jos. v. Wasielewski: Die Violine und ihre Meister. Ebenda 1904. 649 S. — Max Martersteig: Das deutsche Theater im 19. Jahrhundert. Eine kulturgeschichtliche Darstellung. Ebenda 1904. 735 S. — Otto Gross, Fachlehrer an der gewerblichen Fortbildungsschule zu Magdeburg: Der deutsche Barbier, Friseur und Perückenmacher. Ein Leitfaden für die Hand der Schüler in Fortbildungsschulen, Innungsfachschulen und zum Selbstunterricht. Magdeburg 1904. Creutzsche Verlagsbuchhandlung. 116 S. — F. Schlag: Der Dompfaff, auf Grund 54jähriger Erfahrung möglichst allseitig geschildert. Ebenda 1904. 55 S. — Ernst Gröbe, Rektor: „Soll" (zahlen), (muss) „Haben". Doppelte Buchführung für Schulen und zum Selbstunterricht. (I. Teil: Für die Hand der Schüler, des Lehrers und zum Selbstunterrichte, II: Nicht für die Hand der Schüler, wohl aber zum Selbstunterricht und für den Lehrer.) Ebenda 1903. 96 u. 136 S. — Theodor Walther: Aegir. Drei Sagen vom Meere. Dresden 1904. E. Piersons Verlag. 147 S. — H. v. Schreibershofen: Heisses Blut und anderes. Novellen. Ebenda 1904. 203 S. — W. Kulemann, Landgerichtsrat: Die Eidesfrage. Eisenach u. Leipzig. Thüringische Verlagsanstalt. 114 S. — Ludwig Kuhlenbeck, Dr. jur., ord. Professor des deutschen Rechts an der Universität Lausanne: Natürliche Grundlagen des Rechts und der Politik. Ein Beitrag zur rechtsphilosophischen und kritischen Würdigung der sog. Descendenztheorie. Ebenda. 244 S. — Josephine Siebe: Wie Lenchen eine Heimat fand. Eine Erzählung für die Jugend. Mit 4 Bildern von Wilh. Claudius. Gotha. Friedrich Emil Perthes. 139 S. — Dieselbe: Deutsche Jugend in schwerer Zeit. Ebenda. 140 S. — Marie von Arnim: Die Pflegesöhne. Eine Erzählung für die Jugend. Ebenda. 179 S. — Dr. Alfred Leicht: Lazarus, der Begründer der Völkerpsychologie. Leipzig 1904. Verlag der Dürrschen Buchhandlung. 111 S.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30. Ausland M. 7.—) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Das Bildungsideal des 18. Jahrhunderts und die Gegenwart.

Von Dr. Hans Kleinpeter.

Kaum ein zweites Jahrhundert hat in den äußeren Verhältnissen der Menschheit je eine so durchgreifende Wandlung herbeigeführt als das neunzehnte. In politischer, technischer und sozialer Hinsicht war die Umwälzung eine gleich großartige; überall machte sich der Zug ins Riesenhafte bemerkbar. An Stelle der Kleinstaaterei trat das System der Großmächte, die großartigen Erfindungen auf naturwissenschaftlich-technischem Gebiete bereiteten dem überlieferten mittelalterlichen Handwerksbetrieb ein jähes Ende, um an seiner Stelle den Großbetrieb einzuführen, der wieder einen völligen Umschwung in den sozialen Verhältnissen bewirkte. Die riesige Bevölkerungszunahme Europas in diesem Jahrhundert, ein deutliches Zeichen der stattgehabten Aenderung der ganzen äußeren Lage des Erdteils, wirkte, wie sie selbst durch die genannten Faktoren mit bedingt wurde, wieder auf dieselben mächtig zurück. So behäbig wie vor hundert Jahren ging es nun nicht weiter, der Raum war ein engerer geworden, es galt alle seine Kräfte anzuspannen, um auch nur seinen Platz zu behaupten.

Die Möglichkeit beschaulichen Daseins, die Zeit behaglicher Träume war dahin; intensive Arbeit trat an ihre Stelle. Es ist charakteristisch für das Jahrhundert, wie sehr sich die Notwendigkeit derselben nach der Richtung der oberen Stände hin verschoben hatte. Damit wurde denn auch die Aufgabe, die an den einzelnen Menschen herantrat, und der er gewachsen sein sollte, eine ganz andere. Das 18. Jahrhundert war bei uns in Deutschland ein wesentlich literarisches, gleichwie es schon das 17. in Frankreich gewesen ist; die Ideale wanderten eben von West nach Ost; Frankreichs Sitten und Gebräuche wurden für die Deutschlands tonangebend. Aenderte sich wohl auch gegen Ende des Jahrhunderts manches daran durch Einbeziehung der englischen und antiken Literatur, so blieb doch das Wesentliche erhalten, das Vorherrschen des literarischen und ästhetischen Interesses, die Pflege der „freien“ Künste vonseite aller mittleren und höheren Stände, das Ideal der allgemeinen Bildung.

Im Zeitalter Ludwigs XIV. beehrte die vornehme Pariserin nicht nur die Ateliers der Künstler, sondern auch den Vortragssaal der Anatomen mit ihrem Besuche. Es galt, überall dabei zu sein, von allem eine Idee zu haben. Wir finden dieses Streben bei Goethe wieder, natürlich mit gesteigerter Intensität. Wie oft bemerkt er nicht, daß man sich nun „auch an diese Sachen wird machen müssen“! Freie Ausbildung der Persönlichkeit nach allen Richtungen hin, die das Interesse des Zeitalters erregten, galt als Losungswort. Das was angestrebt wurde, war Bildung als solche, ohne weitere Rücksicht auf irgend eine Verwendung derselben, ohne eigentliche Beziehung auf die Persönlichkeit selbst. Aehnlich wie der Geizige Gold, sollte der sich Bildende „Bildungsstoffe“ oder „Bildungselemente“, wie man ja noch heute sagt, bei sich anhäufen.

Schon in der Sprache gibt sich dieses Verhältnis kund; wie oft spricht Goethe nicht von Liebhabern, an die allein er z. B. seine Optik gerichtet hat.

Heute ist dieses Geschlecht von Menschen so gut wie ausgestorben. Es beschäftigt sich niemand mehr zu seinem Privatvergnügen mit Optik oder irgend einer anderen Wissenschaft. Wer dies tut, ist entweder ein Gelehrter, der es in der Wissenschaft selbst weiter bringen will, oder einer, der ihrer zu irgend welchen praktischen Zwecken bedarf. Niemand wendet sich an sie zur bloßen Bildung des Geistes als Endzweck, wenn er es nicht muß, oder zum bloßen Vergnügen oder Spiel. Der Gegensatz von einst und jetzt besteht darin, daß früher das Wissen an sich den Endzweck gebildet hat, während es heute nur das Mittel zur Regelung unserer Tätigkeit geworden ist. Das Wissen an sich, das „tote“ Wissen, findet keinen Anwert mehr; der Forscher beginnt seine Tätigkeit dort, wo das Wissen aufhört, dessen Menge ihm nur als ein unvermeidliches Uebel erscheint — weshalb er wenig erforschten Gebieten vorzugsweise seine Aufmerksamkeit zuwendet; dem Praktiker dient das Wissen als Mittel zum Zweck; die dritte Kategorie von Menschen, denen die Kenntnis des Erforschten einen ästhetischen Genuß bereitete, hat sich aufgelöst.

So stehen die Dinge heute im praktischen Leben; das 19. Jahrhundert ist ein Jahrhundert der Arbeit geworden, wissenschaftlicher sowohl wie technischer. Nicht nur die letztere, auch die erstere hat Riesendimensionen angenommen; in unseren wissenschaftlichen Laboratorien wird geradezu fabrikmäßig geforscht. Das Festhalten am Erworbenen genügt niemand mehr, überall herrscht der Trieb zur Arbeit vor.

Diese Aenderung der Sachlage hat niemand anderer zuerst erkannt als wieder Goethe. Er ist es, der die Nation von dem einseitig ästhetischen Interesse abzuhalten sucht und sie auf die Arbeit hinweist. Das Bedürfnis der neuen Zeit hat er zuerst erkannt.

Aber dieses Bedürfnis fand wenig Beachtung. Zunächst nicht einmal im praktischen Leben. Die Folge davon war die Inferiorität Deutschlands gegenüber England und Frankreich in der ersten Hälfte des Jahrhunderts. Sie prägte sich wie in wissenschaftlicher, so in technischer, kommerzieller, sozialer und politischer Hinsicht gleich stark aus.

Aber selbst nachdem diese Zeit des Tiefstandes deutschen Geistes überwunden war und Deutschland seine frühere Position sich zurückerobert und einen neuen Aufschwung erfahren hatte, blieb es in seinem Erziehungssystem noch immer rückständig.

Die Ausbildung der Volks- und Hochschulen bildet allerdings einen Ruhmestitel des deutschen Volkes, aber wie sieht es mit den mittleren, d. h. den sogenannten höheren Schulen aus? Was hat sich da geändert? Auf dem Gebiete des Universitätswesens war Deutschland dank der Initiative Liebigs bahnbrechend vorgegangen; diesem Manne verdankt es vornehmlich nicht nur den jetzigen hohen Stand seiner Hochschulen, sondern auch den seiner Industrie. Die Errichtung zahlreicher anderer Arbeitsstätten, Laboratorien wie Seminarien, auf Universitäten und technischen Hochschulen, die dadurch für das Ausland zum Muster geworden sind, folgte nach; was aber ist für die Anpassung der höheren Schulen an die Anforderungen der Gegenwart geschehen? Wenn diese Frage kurzweg mit nichts beantwortet wird, dürfte damit schwerlich jemand ein Unrecht widerfahren sein. Denn worin besteht die ganze Aenderung am Lehrplane der höheren Schulen? Doch nur darin, daß der Interessenkreis derselben ein klein wenig weiter auf das Gebiet der sogenannten realen Wissenschaften ausgedehnt wurde, in der einen Schulgattung etwas mehr, in der anderen weniger. Unverändert geblieben ist aber das Ziel, das diese Schulen ins Auge fassen und das bei allen diesen „allgemeine Bildung“ lautet, unverändert auch die Mittel, durch die man dasselbe zu erreichen hofft, höchstens abgesehen von dem nicht unpassend so genannten Anschauungsmaterial. Unverrückt ist endlich auch der Schwerpunkt in den sprachlichen Fächern geblieben, die auch auf den sogenannten realen Anstalten noch immer einen ganz unverhältnismäßig breiten Raum einnehmen. Wie oft hört man nicht aus dem Munde von Pädagogen Goethe als Bildungsideal preisen! Nur, das ist die beste Bestätigung von der Richtigkeit der aufgestellten Behauptung. Der Bildungsgang, den Goethe selbst in seinen jungen und mittleren Jahren gegangen, entspricht dem Ideal einer vergangenen Zeit, die neue verlangt nach der Heranbildung zur Arbeit, zur eigenen Betätigung und nicht zum bloßen passiven Aufnehmen und Genießen. Das hat Goethe in seinen späteren Jahren selbst erkannt.

Heute ist dies ja noch viel klarer und offenkundiger. Was heißt allgemeine Bildung bei Knaben? Bei der ungeheuren Vermehrung unserer Kenntnisse auf allen Gebieten, bei der durch das niedere Alter bedingten Unreife der zu Unterrichtenden kann das, was da geboten werden kann, nur seichtes Halbwissen sein. In keine der am Gymnasium gelehrten Wissenschaften kann auch nur eine Einführung geschehen. Mathematik und Physik sind hierzu viel zu schwierig, Chemie zu umfangreich, in den Wissenschaften der organischen Natur wird gerade das Wichtigste vorenthalten oder verschleiert, die Geschichte vom Parteiinteresse des Staates und der Kirche beeinflußt. Das Erlernen einer Sprache ist aber überhaupt nicht Wissenschaft, sondern Fertigkeit. Der Absolvent unserer Gymnasien ist also tatsächlich mit ganz unzureichendem, also unnützem Zeug geplagt worden; auf ihm lastet der Fluch aller Halbheit.

Der zweite Umstand, der entscheidend in die Wagschale fällt, ist die für unsere Zeit gleichfalls charakteristische Vermehrung der Gelegenheit, sich Wissen aller Art erwerben zu können. Dem Erwachsenen, der Kenntnisse einer bestimmten Art vermißt, ist durch unsere reiche populäre Literatur, durch Vorträge und Kurse, wie z. B. die der Volkshochschule, ja auch durch die Presse, reichlich Gelegenheit geboten, seinen Bedarf zu decken. Da er in diesem Falle nicht nur gereifter ist, sondern auch ein weit höheres Interesse betätigt als der Knabe, dem es oft gänzlich abgeht, so ist klar, daß er das Ziel weit leichter und ökonomischer erreichen kann. Es ist also gänzlich verkehrt, auf einer frühen Stufe etwas erzwingen zu wollen, was auf einer späteren von selbst geht.

Unverändert sind auch die Mittel des Unterrichts geblieben. Die realen Wissenschaften werden nach philologischem Muster doziert — trotz aller Fortschritte in der Didaktik, die übrigens bei weitem nicht so groß sind, als sie gewöhnlich ausgegeben werden und, wie ich glaube, noch immer die Ausbildung der philologischen Methoden lange nicht erreichen —, und die „Tätigkeit“ des Schülers bleibt trotz aller Kunstgriffe der modernen Pädagogik eine wesentlich rezeptive. Das lehrt eine einfache Rechnung. Hat eine Klasse so viele Schüler, wie die Stunde Minuten, so könnte, wenn der Lehrer gar nichts spricht, ein Schüler in einer Stunde doch höchstens eine Minute selbst tätig sein. In Wirklichkeit wird natürlich das Ausmaß ein weit geringeres sein müssen. Angesichts dieser zahlenmäßig ausdrückbaren Verhältnisse kann es nur komisch wirken, wenn moderne Pädagogen von einer völligen Abkehr von der dozierenden Methode und „steter“ Selbstbeschäftigung und Betätigung des Schülers reden.

Da diese Verhältnisse in allen höheren Schulen gleich liegen, so folgt daraus, daß der Streit derselben eigentlich nur von geringfügigem Belang ist und die Reform der Mittelschule durch die Gewährung der gleichen Berechtigung an die drei Schulkategorien keineswegs als erledigt betrachtet werden darf. Man hört zwar oft die Phrase, daß man der Schule Ruhe gönnen und an ihr nicht viel herumdoktern solle. Aber diese Ruhe hat sie ja nun einige Jahrhunderte lang genossen. Oder ist es vielleicht der Rede wert, wenn der eine Gegenstand eine Wochenstunde verliert, der andere gewinnt? Die Hauptsache, das System, ist ja dasselbe geblieben. Auch das Berechtigungswesen ist ja nur eine äußere Sache, die an dem Charakter einer Schule nichts ändern kann. Dieser ist es aber, der einer gründlichen Aenderung durchaus bedarf.

Unsere Schule muß sich den Verhältnissen der Zeit anpassen, sie muß das Ideal der Gegenwart und nicht das der Vergangenheit zu verwirklichen streben. Dieses Ideal aber schreibt die Erziehung zur Arbeit, zur eigenen Betätigung, womöglich zur kräftigen Initiative vor. Die Pädagogik war bisher in verhängnisvoller Weise beherrscht von dem Intellektualismus Herbarts, trotzdem sein System schon längst zu den toten zählt. An die Stelle der Ueberschätzung von Wissensbrocken muß die Erziehung des Willens treten. Das kann aber nur durch wirkliche Arbeit geschehen. Nachdem ununterbrochene geistige Arbeit schädlich wirkt und sich überhaupt gar nicht erzwingen läßt, muß auch die körperliche Arbeit ihren Einzug in unser Unterrichtssystem halten.

Diese hat auch vor der rein geistigen gewaltige erziehliche Momente voraus. Sie läßt sich weit besser überwachen, ihr Erfolg liegt in greifbarer Gestalt vor und ermöglicht daher eine weit objektivere Beurteilung. Sie erzieht nicht nur Kopf, sondern auch Hand des Zöglings, übt und stärkt seine Muskeln, ermöglicht infolge der gleichmäßigeren Belastung der Kräfte des Zöglings eine weit intensivere Inanspruchnahme derselben und gestattet eine individuelle Behandlung des einzelnen. Das Wichtigste wohl ist neben den hygienischen Vorteilen die leichte Kontrollierbarkeit der Arbeit. Der Schüler selbst sieht den Fortschritt derselben; er wird nicht blind geführt, sondern lernt selbst sich den Weg bahnen. Und das ist das Allerwichtigste. Sehr viele Absolventen unserer Gymnasien, Realgymnasien und Oberrealschulen, die ihre Studien an der Anstalt mit bestem Erfolge beendet hatten, verunglücken im späteren Leben. Das geschieht gar nicht selten und zwar deshalb, weil es ihnen an der nötigen Energie oder Initiative mangelt — Eigenschaften, die in der Schule eher unterdrückt als gefördert werden.

Und damit kommen wir zu einem neuen wichtigen Punkt. Der Tätigkeitstrieb ist der Jugend angeboren. In der Schule findet er keine Befriedigung; was Wunder, wenn er sich selbst Bahn bricht und sich so oft gegen die Schulgesetze kehrt? Es sind das nicht die schlechtesten Elemente. In ihnen steckt ein gut Stück Willenskraft und es ist kein Wunder, wenn sie es im späteren Leben oft zu angesehenen Stellungen bringen, d. h. falls ihnen die Schule ihr Fortkommen nicht ganz unmöglich gemacht hat, was eben nicht selten geschieht. Große, bahnbrechende Geister sind selten viel auf der Schulbank gesessen.

Wie soll nun diesen Momenten Rechnung getragen werden? Dadurch, daß unsere Schulen aus Lehranstalten in Lehrwerkstätten umgewandelt werden.

Es ist nicht notwendig, daß der Lehrplan selbst, d. h. die Art der gewählten Gegenstände, eine durchgreifende Veränderung erfährt. Die meisten Gegenstände werden nämlich jetzt auf verkehrte Weise unterrichtet und bedürfen nur der Einführung der richtigen Methoden. Dazu gehören zunächst sämtliche Naturwissenschaften. Sie lernt man weder aus Büchern, noch durch bloßes Zuschauen. Da heißt es überall selbst Hand anlegen. Das gilt von der Zoologie, Botanik, Mineralogie, Kristallographie, Geologie, Geographie, Chemie, Physik. Das gilt auch von der Geometrie. In allen diesen ist es ohne eigene Tätigkeit ganz vergeblich, Erfolge zu erringen. Sollen diese Gegenstände nicht ganz aus unseren Lehrplänen verschwinden oder in denselben mehr Schaden als Nutzen stiften, so bedarf es durchaus der Einrichtung für sie geeigneter Lehrsäle. Manche Gegenstände werden ja schon jetzt auf diese Weise betrieben. Dazu gehört vor allem das Zeichnen, ferner Sprachen und Mathematik in ihren schriftlichen Arbeiten. Da bedarf es also nur weiterer Ausgestaltung. Hierzu könnte nun aber auch eine Reihe weiterer Arbeiten treten, die keinen rein wissenschaftlichen Charakter tragen, so z. B. die Bestellung des höchst wünschenswerten Schulgartens, in dem alle Arbeiten durch Schüler zu besorgen wären. Auch so manche andere, dem Wohle der Anstalt selbst dienende Arbeiten könnten durch deren Zöglinge selbst ausgeführt werden. Der erziehliche Wert derselben würde dadurch eine abermalige Steigerung erfahren; es würde das Zusammengehörigkeitsgefühl zwischen Schule und Schüler geweckt und ein Verhältnis zwischen beiden hergestellt werden, das dem in England herrschenden nahe käme. Dadurch würden endlich auch die Kosten der Schulerhaltung verringert werden.

Man darf überhaupt nicht glauben, daß die Kosten der neuen Einrichtung höhere wären, abgesehen höchstens von denen in der Uebergangszeit. Man bedenke nur, daß der bisherige wissenschaftliche Unterricht auf die drei oder vier ersten Vormittagsstunden beschränkt werden würde, wodurch schon an und für sich eine Verminderung der Zahl der erforderlichen Lehrkräfte entstehen würde, während für den nachmittägigen Werkunterricht zum Teil die wissenschaftlichen Lehrer herangezogen werden könnten, die dabei, ohne daß sie selbst eine stärkere Belastung übernähmen, für die Zwecke der Schule besser ausgenützt werden könnten. Die anstrengenden Unterrichtsstunden des Vormittags würden ja dann nur einen Teil ihrer Lehrverpflichtung ausmachen, wofür sie am Nachmittag durch eine längere Zeit als bisher zur Verwendung, nämlich zur Leitung und Ueberwachung der Arbeiten, herangezogen werden könnten. Außerdem kämen hierfür andere billigere Lehrkräfte in Betracht. Die Arbeit der Schüler würde aber zum mindesten die Kosten für die Lehrmittel herabsetzen. Das einzige Mehrerfordernis bestünde daher in der Schaffung größerer Räumlichkeiten und deren Einrichtung. Da diese Dinge sehr oft von den Städten und anderen lokalen Faktoren beigestellt werden, würde für den Staat selbst daraus überhaupt keine Mehrbelastung erwachsen.

Es handelt sich da also nicht um Utopien, sondern um faktisch realisierbare Dinge. Tatsächlich ist den hier entwickelten Anschauungen auch schon praktisch Rechnung getragen worden; freilich nicht oder doch nur in ganz bescheidenem Maße bei uns; dafür aber in anderen Ländern, in England und Nordamerika. Es ist kein Zufall, daß diejenige Nation, die kraftvolle Initiative am meisten zu schätzen weiß und ihr am meisten verdankt, auch zuerst ihre rationelle Pflege im Schulbetrieb in Angriff genommen hat.

Es sind ungefähr 20 Jahre her, daß durch Betreiben Gages eine vollständige Reorganisation des physikalischen Unterrichts in den Vereinigten Staaten ins Werk gesetzt wurde. Der Unterricht des Lehrers wurde auf ein Minimum reduziert, an seine Stelle trat die eigene Tätigkeit des Schülers im Laboratorium. Die weitgehende (nach Ansicht vieler, auch amerikanischer Schulmänner zu weitgehende) Unterrichtsfreiheit erleichterte diesen Umwandlungsprozeß sehr wesentlich. Heute wird in Amerika vielfach auch die Geometrie, ja, in einem gewissen Sinne auch die Arithmetik in dieser Weise gelehrt, indem bei letzterer zwar der Lehrer in seiner Stellung bleibt, die Antworten aber, welche die Schüler zu geben haben, sich aus der Betrachtung wirklich vorgeführter Größen ergeben. Von Amerika breitete sich das System nach England aus, gleichfalls einem Lande ziemlich schrankenloser Unterrichtsfreiheit. Heute werden alle naturwissenschaftlichen Disziplinen in England im Laboratorium gelehrt, und zwar schon auf einer sehr frühen Stufe. „Wir haben zwar auch einen Hörsaal, doch wir benützen ihn nur wenig," erklärte vor kurzem ein englischer Lehrer einem kontinentalen Besucher. Allerdings enthalten die englischen Laboratorien einen kleinen Raum, in dem Erläuterungen vom Lehrer gemeinsam an eine Schülergruppe gegeben werden können.

In Deutschland besitzen wir nur fakultative physikalische Schülerübungen an einigen Anstalten, die nur ein Anhängsel an den sonstigen Unterricht bedeuten, und Werkunterricht an einigen Volksschulen, also im ganzen nur einige schüchterne Versuche, die ihre Entstehung wenigen einsichtsvollen Männern verdanken.

Als offizielles System herrscht noch immer das von der Zeit längst überholte Ideal der allgemeinen Bildung vor. Mag man nun dasselbe in der Pflege sprachlicher (fälschlich oft „humanistischer" oder gar ideal genannter — wegen des geläufigen Gegensatzes von real und ideal) oder in der realer Fächer erblicken — der Unterschied bedeutet nicht gar viel.

Erst wenn wir eingesehen haben, daß die sogenannte allgemeine Bildung unserer Schulen ein bloßes Phantom ist, daß die Mühe der Verfolgung nicht lohnt, wird eine neue Epoche in der Geschichte unseres Schulwesens begonnen haben.

Der Wirtschaftsernst als modernes Gesellschaftsprinzip.

Von Dr. jur. Alexander Elster (Jena).

Werfen wir auch nur einen oberflächlichen Blick auf die Kulturentwicklung, so erkennen wir doch schon, daß sich in dem Kampfe um die Existenz eine tiefgehende Wandlung vollzogen hat. Der Kampf, den der Wilde mit seinem Gegner um das beste Lendenstück des erlegten Wildes kämpft, ist ein wesentlich anders gearteter als der heutige Kampf um Handelsverträge, Kolonialpolitik, Kirche und Schule, um Freihandel und Schutzzoll, Kartelle, Sozialdemokratie, Kapital und Arbeit.

Zweck und Endresultat freilich sind früher wie jetzt die nämlichen geblieben. Der Sieger — der Stärkere und Glücklichere — heischt Befriedigung seiner Triebe und Bedürfnisse auf Kosten des Unterliegenden. Wie alles andere tritt auch dieser Vorgang heute nicht mehr so augenfällig in die Erscheinung, aber er ist im Wesen noch der gleiche wie früher, nur komplizierter ist er geworden. Noch heute lenken Hunger und Liebe das aktive Handeln, reizen Trägheit und Schlaf zur Passivität, zum dolce far niente. Und dieses hat erst seit einiger Zeit ein wenig von der Helle seines Glorienscheines eingebüßt, wo man anfing, in der Arbeit die Grundlage der Bedürfnisbefriedigung zu erkennen. Ja, auch die Mittel der Befriedigung des Triebslebens und der Bedürfnisse sind seit altersher dieselben: noch immer bilden Nahrung und Kleidung, Ruhe und Liebe, Vergnügen und Herrschaft die Ziele des Strebens, wenn auch heute in verfeinerter Form.

Was aber eine Aenderung von Grund aus und gerade nach seinem Wesen erfahren hat, das ist die Art, wie man die Mittel der Bedürfnisbefriedigung sich verschafft, und in dieser Wandlung liegt eine großartige Vervollkommnung des gesellschaftlichen Prinzips.

Als der Daseinskampf noch kein so komplizierter war, als noch verhältnismäßig mehr Unterhaltsmittel auf den

Einzelnen kamen und deshalb leichter errungen werden konnten, da hat man auch mehr scherzend und spielend aus der Fülle des Vorhandenen das genommen, dessen man bedurfte. Heute aber will jedes Gut, das in die private Machtsphäre eingehen soll, in der Regel nach strengem Schema erarbeitet sein. Dies gilt auch von dem durch Kapital, wie man sagt, „ohne Arbeit" Gewonnenen, denn hier verkörpert ja das Kapital nur aufgespeicherte Arbeit und kann wiederum nur durch Arbeit (wenn auch hier andere Leute als die Kapitalisten diese Arbeit tun) realisiert werden. Der unerschütterliche Grundsatz der heutigen Wirtschaftsführung ist das Arbeitsprinzip geworden. Und fragen wir, was in erster Linie die Ausdehnung dieses Prinzips bewirkt hat, so ist es eben die im Vergleich zur Erdoberfläche vergrößerte Menschenzahl, die sich der Mutter Erde mit ihren Panistäfelchen nähert und auf ihr Alimentationsrecht pocht.

Dieses Arbeitsprinzip als ökonomisches Prinzip ist nun freilich schon ein Ereignis älteren Datums, durch dessen Anerkennung sich der Kulturmensch von den unter ihm stehenden Wesen schon lange unterscheidet. Ein Abschnitt einer großen Entwicklung, ein großer Zielpunkt war es, und Bücher hat dies in seiner „Entstehung der Volkswirtschaft" mustergültig ausgeführt. Aber erst vor nicht langer Zeit ist das Prinzip methodischer Wirtschaftlichkeit seiner Vollendung nahe gekommen und hat jene überlegene, von dem ökonomischen Prinzip durchtränkte Sittlichkeit gewonnen, die nun ihrerseits das oberste Prinzip abgibt und die ich mit dem Begriff des „Wirtschaftsernstes" bezeichnen möchte.

Der Not gehorchend, hat man sich damit einem Fortschritt anbequemt, der einer verfeinerten Auffassung von dem Wesen des gesellschaftlichen Zusammenlebens entspricht. Denn in diesem Prinzip, in dieser Erkenntnis liegt die Besiegung des Zufallsmomentes und Ersatz desselben durch das Moment der gesetzlichen Notwendigkeit aller Wirtschaftsführung.

Der Wilde befriedigt seinen Hunger, wenn der Zufall ihm Nahrung zutreibt. Der Kulturmensch verschafft sich Nahrung, wenn er Hunger hat. Wenn dem Wilden der Zufall mehr zutreibt, als sein Körper im Augenblick aufzunehmen vermag, so verkommt der Ueberschuß nutzlos, dafür hungert er, wenn ihm der Zufall nicht günstig ist.

Irgend welche Sorge für die Zukunft, ein Nachdenken und Bauen für künftige Bedürfnisbefriedigung ist ihm als Prinzip wenigstens noch völlig fremd; daß ein Gut zu einem späteren Zeitpunkt für die Bedürfnisbefriedigung von größerem Wert sein kann als im Augenblick, ahnt er nicht einmal.

Denn straffe Zucht und Gesetzmäßigkeit im Zusammenleben des Menschen mit der Natur und der Menschen unter sich ist ihm noch ein verschlossenes Gebiet.

Dem gegenüber erkennt der heutige Kulturmensch zweierlei Grundsätze an:

1. Es muß sich im Augenblick mit Sicherheit das erwerben lassen, was man zur Lebensfristung braucht. Der Zufall in der Bedürfnisbefriedigung ist also zu besiegen. Darin liegt die notwendige Macht über die Existenzmittel und ein Faktor der Weltherrschaft.

2. Was erworben ist, muß sich vorsorglicherweise mit größtmöglichem Nutzen verwerten lassen. Es gibt eine Grenznutzentheorie des Inhalts, daß der Wert eines Gutes dann am größten ist, wenn dasselbe die größtmögliche Bedürfnisbefriedigung darstellt. Hier richtig zu organisieren unter teilweiser Ueberwindung des wilden Trieblebens, ist Klugheit und gibt wieder Macht über die Existenzmittel, und darin liegt wieder ein Faktor der Weltherrschaft.

Die Befolgung dieser beiden Grundsätze ist die hohe ökonomische Kunst des Wirtschaftsernstes.

*

Es mag nun scheinbare Auflehnung gegen dieses Prinzip des Wirtschaftsernstes in Fülle geben, anerkannt wird es dennoch. Die gesellschaftliche Achtung ist auf seiner Seite, und der wahre gesellschaftliche Vorteil auch. Denn auf die Dauer hat nur derjenige Glück und Ansehen, der sich wirtschaftlich ernstes Handeln zur Norm gemacht hat. Der es nicht tut, der leichtlebige Sohn des wohlhabenden Vaters, darf und kann sein Spielen mit den Lebensgütern nur so lange fortsetzen, als das wirtschaftsernste Schaffen des Vaters überschüssigen Vorrat aus seinem moralisch-materiellen Plus zur Verfügung stellt. Müßte jener feudale Sohn betteln, so wäre es mit dem feudalen Ansehen aus. Wer ihm borgt, der borgt ja auch meist nicht ihm selber, sondern dem im Hintergrunde stehenden kapitalkräftigen Vater. Sollte aber der Vater seine Kapitalkraft auf dem Wege des Spieles — oder der Spekulation im engsten Sinne — erworben haben, so hat diese Kapitalkraft, wie man heute wohl sagen kann, nur noch materielles Ansehen, moralisches wenig. Doch davon gleich noch unten.

*

Wer wirtschaftsernstlich schafft, der schafft mit höchstem menschlichen Erkennen, der geht den vorgesteckten Weg mit Sicherheit und kann mit einem hohen Grade von Bestimmtheit sagen, wann und wo das Ziel erreicht ist und wie groß, wie beschaffen es ist. Dabei nützt er alles, was berechenbar ist (das Unberechenbare nur im Maße seiner Wahrscheinlichkeit!) und wertet es mit reifem Urteil. Die physischen und sozialen Eigenschaften des Menschen im einzelnen wie generell muß er dabei zu beurteilen verstehen, er muß wissen, ob nach normalem Ermessen dieser und jener so oder so handeln wird, und das nimmt er in seinen Wirtschaftsplan auf und schließt so von der berechenbaren Bedürfnisbefriedigung auf den Weg, den er zu seinem wirtschaftlichen Erfolge zu gehen haben wird.

So beim reellen Kaufmann. Wenn der seine Einkaufsdispositionen trifft, so zieht er dabei seine ganze kaufmännische Erfahrung zu Rate über die voraussichtlichen Liebhabereien seiner Konsumenten, ihre den mannigfachsten äußeren Einflüssen unterliegende Kaufkraft, die voraussichtlichen Angebotsverhältnisse auf dem Markt der betreffenden Warengattung und gelangt auf Grund dieser Haupt- und noch einer ganzen Anzahl von Nebenerwägungen zu einem mit dem Grade seines wirtschaftlichen Verständnisses zunehmenden richtigen Wahrscheinlichkeitsschluß, der ihm eine bis ins feinste organisierte Wirtschaftstätigkeit ermöglicht. Der kleine Rest an Zufallsmomenten, der noch übrig bleibt, wird durch kalkulatorische Momente ausgeglichen. Und damit ist dann das, was dem primitiven Verständnis ganz auf Zufall zu beruhen schien, des Zufälligen so gut wie ganz entkleidet und ist vorausberechenbare ernste Wirtschaftsführung geworden.

Das Wesen wirtschaftsernster Tätigkeit liegt nach alledem in der feinsten psychisch-empirischen Abwägung der Kausalgesetze und Faktoren des Wirtschaftslebens mit dem bewußten Zweck, nur auf einem Wege, der mit höchster Wahrscheinlichkeit zum Ziele führt, zu dem von den ordentlichen Bedürfnissen diktierten Erfolge zu gelangen. Der Wirtschaftsernst ist also eine Erkenntnisform höherer Kultur mit besserem Verständnis für die wirtschaftlichen Phänomene und damit eine Besiegung des Zufalls.

*

Ja, dieses Zufalls letzter Rest, der wirtschaftlich noch übrig bleibt und in den Konjunkturschwankungen zum Ausdruck kommt, wird auch zu eliminieren gesucht, und zwar auf dem Wege der Börsentätigkeit. Die Börse berücksichtigt in ihren wirtschaftsernstlichen Funktionen sämtliche noch übrig bleibenden Zufallsmomente und mildert sie durch ihr Einspringen in ihren Wirkungen, gleicht aus, wo zu große Konjunkturschwankungen sich einstellten, nimmt den ersten Anprall auf durch die wohlbedachten Spekulations- und Realisierungsgeschäfte.

Aber dieser Norm steht auch hier ein Zerrbild gegenüber. Das Spiel ist auch hier der Gegensatz des Wirtschaftsernstes. Statt wohldurchdachter Wirtschaftserwägung gewinnt hier nur allzu leicht das Probieren, das durch keine Sachkenntnis getrübte Wagnis, die Oberhand, wobei dem Zufall der Hauptanteil am Gewinn und Verlust freigehalten wird. Man ist versucht, dies mit dem rein ge-

legentlichen Erwerb des vorkulturellen Wilden sowie des Bettlers oder Glücksritters auf eine Stufe zu stellen, oder mit der Wirtschaftsführung des Studenten, der zu Anfang des Monats alle Güter der Welt sich zu eigen macht und alsdann darben muß oder die versetzbaren versetzt, wenn nicht ein anderer ebenso wenig wirtschaftsernster Mann ihm Werte zu Wucherzinsen leiht.

Die Sorge für die Zukunft, die graue allmächtige Göttin des Wirtschaftsmenschen, die ernste Lebensführung fehlen hier und damit der „neue Adel", der nach Gizycky in der sittlich soliden Arbeit seinen Ruhmestitel sucht und findet. Dieser Adel als Erziehungsideal ist in der Tat auf dem Wege, sich immer mehr Anerkennung zu verschaffen, in dem Kampf gegen so viele Schädlinge des heutigen Gesellschaftslebens ist er zu spüren. Sein letzter Hintergrund, sein letztes Ziel ist eben das Ausmerzen alles Unsoliden, Unberechenbaren, Spielhaften und die Krönung des verständigen Ernstes zum allein berechtigten wirtschaftlichen Faktor — des Wirtschaftsernstes als modernes Gesellschaftsprinzip.

Humor und freudiges Spiel sind damit nicht aus dem Leben, sondern nur aus der Wirtschaftsführung verbannt, in die sie sich zu eigenem Schaden verlaufen hatten.

Nochmals Pietro Giannones Plagiate.

In der Beilage vom 1. September d. J. veröffentlichte ich einen kleinen Aufsatz „Pietro Giannone, ein Plagiator". Der Zweck dieser Veröffentlichung war ein doppelter: einmal wollte ich auf das in Deutschland bisher noch nicht zur rechten Geltung gekommene Buch Giovanni Bonaccis: „Saggio sulla istoria civile del Giannone", hinweisen, das in Italien viel Staub aufgewirbelt hat und meines Erachtens eine anerkennenswerte literarische Leistung ist; andrerseits war mir darum zu tun, den einseitigen Schlußfolgerungen Bonaccis entgegenzuhalten, daß man bei einer literarischen Erscheinung wie Giannone von vornherein aufs strengste zwischen Historiker und Publizist, sowie zwischen Plagiat und Fälschung zu unterscheiden habe. Das hatte Bonacci nicht getan und war darum auf Grund seiner eindringenden Analyse der „storia civile" zu einem ungerechten Verdammungsurteil über die Persönlichkeit des berühmten Schriftstellers gelangt. Ich betonte daher, daß Giannone trotz seiner Plagiate als ein hervorragender Publizist anzusehen sei, der seinen Platz in der Geistesgeschichte Italiens behaupten könne, wenn man ihn auch als Historiker im eigentlichen Sinne nicht zu betrachten habe.

Durch diese Feststellung hoffte ich für Deutschland wenigstens zu erreichen, daß die Debatte über Bonaccis Buch in sachlicher Weise fortgesetzt werde. Diese Hoffnung erfüllte sich indes nicht. Die Beilage vom 28. September brachte einen Artikel von Dr. Markus Landau, der in demselben gereizten Ton geschrieben ist, der sich in den meisten italienischen Aeußerungen über den Gegenstand findet. Es sei mir gestattet, in aller Kürze auf diese Entgegnung zu antworten.

Landau versichert, durch die neuesten Angriffe auf Giannone veranlaßt worden zu sein, „der Sache etwas näher zu treten". Wer nun etwa meinen sollte, daß er zu diesem Zwecke zunächst einmal das Buch Bonaccis vornahm und einer eingehenden Prüfung unterzog, der irrt sich. Herr Landau bekennt vielmehr: „Ich kenne weder Herrn Bonacci noch sein Werk, aber nach dem, was Herr Ohr daraus mitteilt, scheint es fast, wie Giannones Werk, mehr Tendenz- als Geschichtswerk zu sein. Si parva licet componere magnis möchte man darin fast ein Seitenstück zu Denifles Luther-Biographie vermuten." Was ist das für eine Methode! Herr Landau nimmt keine Notiz von dem Buche, um das sich die Debatte dreht, und diese Unkenntnis hindert ihn nicht, einem ernsthaften Forscher den Drachenschweif klerikaler Observanz anzuhängen und über Untersuchungen herzufallen, die er zugestandenermaßen lediglich aus den kurzen Andeutungen meines Artikels kennt. Ein solches Verfahren muß aufs tiefste bedauert werden, zumal es im vorliegenden Falle geeignet ist, die deutsche Wissenschaft vor dem Auslande zu diskreditieren.[1])

Und nun zur Sache. Was hat Herr Landau vorzubringen?

Mit der Miene eines Mannes, der seinem im Dunkeln schleichenden Gegner plötzlich eine Laterne ins Gesicht hält, konstatiert er, daß die klerikalen Gegner Giannones „seine geistreichen Angriffe auf die volksverdummenden Pfaffen, auf den, wie man jetzt sagen würde, politischen Katholizismus" nicht abzuwehren vermochten. „Hinc illae lacrimae", ruft er triumphierend aus. Ich frage: Was soll das hier in der von Bonacci eröffneten Debatte? Was soll ferner die billige Widerlegung des alten Manzoni? Nein! Gerade der Umstand, daß der neueste Angriff auf Giannone vom streng wissenschaftlicher Seite erfolgt ist, daß die Diskussion aus dem allgemeinen Gerede herausgerissen und durch gründliche Gelehrtenarbeit in ein neues Stadium gebracht worden ist, gerade das veranlaßte mich, die Leser der Beilage auf Bonacci aufmerksam zu machen.

Hier sei mir eine Zwischenbemerkung gestattet. Herr Landau beschwert sich darüber, daß ich seine früheren Arbeiten über Giannone nicht zitiert habe. Da Bonacci S. 8 bis 40 eine sehr ausgiebige Besprechung der älteren Literatur gibt, lag für mich keine Veranlassung vor, auch meinerseits darauf zurückzukommen. Hätte Landau Bonaccis Buch gelesen, so wäre ihm nicht entgangen, daß auch sein Buch über die italienische Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts in gebührender Weise erwähnt worden ist (S. 39).

Was nun die Plagiatfrage anlangt, so wird man freilich verschiedener Meinung darüber sein können, wie weit ein Historiker in der Benützung gedruckter Literatur gehen darf, ohne den wissenschaftlichen Charakter seiner Arbeit in Gefahr zu bringen. Nun kann ich gern Herrn Landau in diesem Punkte entgegenkommen, indem ich ihm darin zustimme, daß man den strengen Maßstab unserer Zeit nicht an die wissenschaftlichen Leistungen des 18. Jahrhunderts wird legen dürfen. Auch ist nicht jedem Tendenzschriftsteller ohne weiteres der wissenschaftliche Charakter abzusprechen. Wohl aber wird man nach beiden Seiten hin, sowohl in der Plagiat- wie auch in der Tendenzfrage schließlich doch irgend eine Grenze festlegen müssen und darin scheint mir gerade die Bedeutung der Bonaccischen Untersuchungen zu liegen, daß er die längst bekannte Tatsache, daß Giannone flüchtig gearbeitet und ausgiebig abgeschrieben hat, durch eine solche Fülle von Material belegt hat, daß man den heißblütigen Schriftsteller füglich nicht mehr als Historiker betrachten kann.[2]) Ob ich mit diesem meinem Urteil recht habe, kann Herr Landau meines Erachtens erst dann beurteilen, wenn er Bonacci gelesen hat.

Landaus Ausführungen gipfeln darin, daß Giannones Plagiate zwar zuzugeben, aber nur auf Flüchtigkeit zurückzuführen sind. Er plädiert also sozusagen für die bona fides des Angeklagten und meint, für weitergehende Beschuldigungen „müßte man doch irgendwelche Beweise beibringen". Nun, diese Beweise hat Bonacci in seinem Buche in der Tat zusammengebracht und es ist nur die Frage, wie weit ihre Geltung wird anerkannt werden

[1]) Ueber Bonaccis durchaus ablehnende Stellung zur klerikalen Opposition gegen Giannone gibt das zweite Kapitel seines Buches die unzweideutigste Auskunft.

[2]) Für besonders gravierend halte ich die Plagiate an Miccio (Bonacci, S. 85 ff.) und bin nicht der Ansicht, daß die Argumente, welche Gentile (La critica, 20. Mai 1904, S. 241 ff.) zugunsten Giannones vorbringt, ausreichend sind. Wenn ich richtig sehe, so verfällt überhaupt Gentile in seinem lebhaften und geistreichen Aufsatz in den umgekehrten Fehler wie Bonacci. Er sucht Giannone à tout prix weiß zu waschen, während dieser ihn mit gleicher Einseitigkeit herabzusetzen sucht. Zu bedauern ist hierbei der heftige Ton, in den Gentiles Polemik wiederholt verfällt. Die wissenschaftliche Lauterkeit Bonaccis in Zweifel zu ziehen, hat er nicht die mindeste Berechtigung. (A. a. O. S. 251).

müssen. Meine Meinung über diesen schwierigen Punkt habe ich in meinem Artikel vom 1. September angedeutet. Herr Landau kann erst dann über den Punkt reden, wenn er Bonacci gelesen hat.

Näher auf die Streitfrage einzugehen, muß ich mir hier versagen. Man hat Bonacci vorgeworfen, er habe sich einer allzu mechanischen Methode gegen Giannone bedient. Zugegeben! Er wird in der Tat der Bedeutung des genialen Pamphletisten nicht gerecht. Aber seine Gegner sind nicht minder im Irrtum, wenn sie kein Stückchen dieser Giannone-Legende preisgeben wollen und den bescheidenen, nüchternen Kritiker wie einen Vaterlandsverräter behandeln. Ich bleibe dabei: die Vorstellung, die wir traditionell von Giannone überkommen haben, ist in ihren Grundfesten erschüttert. Der Giannone der Geschichte und der der Tradition weichen stark voneinander ab. Wenn Bonacci in begreiflicher Hyperkritik über das Ziel hinaus schoß und einem der glänzendsten Schriftsteller der Weltliteratur jede Bedeutung als Mensch absprechen wollte, so soll uns diese Uebertreibung nicht hindern, das Richtige seiner Kritik dankbar anzuerkennen. Statt in persönlichen Invektiven und übel angebrachten Vertuschungsversuchen — warum soll ein Mann, der lediglich dem Kampf gegen die Kirche lebte, durchaus eine wissenschaftliche Größe sein? — sich zu ergehen, sollte man lieber in gemeinsamer Arbeit festzustellen suchen, welches Bild jenes unermüdlichen, starken „Kulturkämpfers" nun eigentlich zurückbleibt. Ich bin überzeugt, daß sich Bonacci bei dieser Arbeit — die einzig und allein positiven Wert hat, die ganze übrige Debatte ist zwecklos — von ganzem Herzen beteiligen und gern gestehen wird, in dem und jenem Punkte zu weit gegangen zu sein.

Tübingen, Oktober 1904.

Dr. Wilhelm Lohr.

Bücher und Zeitschriften.

1. Mathesius' Predigten über Luthers Leben mit Erläuterungen, dem evangelischen Volke dargeboten von D. Georg Buchwald, Pfarrer an der Michaelskirche zu Leipzig. Stuttgart 1904, Paul Rocholl.

Der als Luther-Forscher wohlbekannte und verdiente Verfasser hat zur 400jährigen Geburtstagsfeier des wackeren Johann Mathesius, „Schulmeisters" und später nach Vollendung seines theologischen Studiums in Wittenberg (wo ihm von Luther ein Platz an seinem Tische eingeräumt wurde) auch Predigers in Joachimsthal in Böhmen, diese seine Predigten über Luthers Leben herausgegeben. Mathesius, der am 7. Oktober 1565 starb, ist einer der edelsten Zeugen der Reformationszeit, dessen Namen Plätze und Straßen der Stadt Joachimsthal heute zu seinem Gedächtnis tragen. Diese Predigten sind frisch und lebendig, schlicht und volkstümlich, unterhaltend und belehrend einst von ihm gehalten worden. Der Herausgeber hat sie wegen der Breite der Darstellung manchmal mit Recht gekürzt, und zahlreiche Erläuterungen beigegeben, um sie den Lesern bei einzelnen oft altertümlichen oder nicht mehr gebräuchlichen Redensarten verständlich zu machen. Mögen auch hier und da Unrichtigkeiten in der biographischen Schilderung Luthers, die durch die neuere Forschung aufgedeckt worden sind, mit unterlaufen, so bilden doch diese „Historien", wie der Verfasser mit Recht bemerkt, die erste Luther-Biographie, und geben uns ein getreues Bild des gewaltigen und doch wieder so demütigen und fröhlichen Reformators. Es ist eine wirklich erquickende, treuherzige, mit vielen Anekdoten gewürzte, auf die mannigfachsten Gegenstände in Luthers Leben, Wirken und Gesprächen sich beziehende Sammlung, aus der wir die Hauptzüge des Mannes oft in individuellster Darstellung und Beleuchtung kennen lernen. Es sind im ganzen 15 Predigten mit einem Anhang, der „Doctor Luthers selige Berghistorien und Sprüche zu Ehren dem löblichen Bergwerk zu St. Joachimsthal" enthält und ebenfalls sehr unterhaltend und anmutig geschrieben ist. — Wir möchten dieses schöne Büchlein, das als Jubiläumsgabe den „evangelischen Brüdern und Schwestern hin und her im Böhmerlande, sonderlich denen zu Joachimsthal" gewidmet ist, warm empfehlen und ihm weite Verbreitung wünschen. Es verdient dieselbe in der Tat und tritt die durch schwere Trübsale bewährte edle Persönlichkeit des Mathesius ebenfalls in leuchtenden Zügen daraus hervor.

Herder. Sein Leben und Wirken. Von Richard Bürkner. Mit Bildnis. Berlin 1904, Ernst Hofmann u. Comp. (Band 45 der Biographensammlung „Geisteshelden".)

Ueber Herder besitzen wir eine Reihe guter biographischer Arbeiten. Allen voran steht das unübertroffene Werk von Rudolf Haym „Herder nach seinem Leben und seinen Werken". Eine neue Biographie über Herder wird kaum mit der Absicht auftreten können, Lücken in der wissenschaftlichen Forschung auszufüllen. Viel eher wird es sich darum handeln, das Leben und Wirken des großen Weimarer Denkers in zusammenziehender, leichterer Form darzustellen, um einem größeren Leserkreise nutzbringend dienen zu können. Diesen Zweck verfolgt die Herder-Biographie Bürkners. Leider entspricht das Buch nicht ganz den Erwartungen, die man einem solchen Werk entgegenbringt. Bürkner legt zu viel Gewicht auf den rein äußerlichen Verlauf von Herders Leben. Es ist ja kein Zweifel, daß die äußeren Lebensumstände bei Herder eine große Rolle spielten und für sein Schaffen von bedeutendem Einflusse waren; das Wichtigste bleiben für uns aber doch die Werke Herders selber. Ueber diese geht Bürkner, namentlich über die philosophischen, zu kurz hinweg. Von einer Darstellung über das Leben und „Wirken" Herders kann man verlangen, daß auf die Art der Entstehung, auf Wesen und Geist der Schöpfungen des „Geisteshelden" näher eingegangen werde. Am ausführlichsten beschäftigt sich Bürkner mit dem Geistlichen, dem Prediger Herder und seinen Amtstätigkeiten. — Die Aufgabe, den rein menschlichen Charakter Herders zu deutlich faßbarer Anschauung zu bringen, hat Bürkner am besten gelöst. Darin beruht der Hauptwert der Biographie.

Dr. Arnulf Sonntag.

Jakob Burckhardts Geschichte der Renaissance in Italien (Geschichte der neueren Baukunst. Bd. I). 4. Auflage. Stuttgart. Paul Neff 1904.

Diese neue Auflage von Burckhardts Geschichte der Baukunst der Renaissance in Italien ist wie die vorhergehende dritte von Heinrich Holtzinger bearbeitet worden. Auch diesmal war es möglich, erfreuliche Ergänzungen einzuschieben, welche noch von der Hand des Autors selbst herrühren. Zunächst der § 32a „die Baulichkeiten in den Gemälden", ein Satz, fein und prägnant, belehrend und voller Anregung, das Thema einer umfangreichen Studie, deren Material großenteils im Cicerone zusammengestellt ist: „Eine weitere Kunde des Baugeistes der Renaissance in ihren jeweiligen Wandlungen ist zu gewinnen aus den in der Malerei dargestellten Architekturen, indem dieselben ungehemmt auch solche Gedanken verwirklichen, welchen die Ausführung versagt war." — Weit ausführlicher spricht Burckhardt in § 146a über die Brunnenverzierung. Mit der Einschiebung dieses Paragraphen ist ein kleiner Mangel endgültig beseitigt, der freilich erst fühlbar wurde, wenn das Lehrbuch auch als Nachschlagewerk an Ort und Stelle — in Siena und Viterbo — hatte dienen sollen. Eine solche Verwendung entspricht kaum der Absicht des Verfassers. Aber gerade er hat die Möglichkeit einer solchen nicht als ausgeschlossen oder gar programmwidrig betrachtet. Es regt sich erfreulicherweise allgemein der Drang, die kunstgeschichtliche Betrachtung, soweit dies irgendwie angängig ist, zum Anfang nicht an die Persönlichkeiten und ihre Zusammengehörigkeit in Gruppen und Schulen zu knüpfen, sondern an die Originale selbst oder genaueste Abbildungen. Ein künstlerisches Sehen gilt also als unbedingtes erstes Erfordernis, zu welchem auch die dicksten Lehrbücher nicht verhelfen, sondern allein genaueste Naturbeobachtung, die gleichsam übertragen wird. Im Sinne dieses allgemeinen Grundsatzes, der nicht etwa systematisch-wissenschaftliche Arbeit ausschließt, sondern in dieser nur nicht die erste, sondern die zweite Etappe der Kunstforschung sieht, muß das Lehrbuch auf alle Fragen Antwort geben können. Es ist der nie hoch

genug zu schätzende Hauptvorzug aller Werke Jakob Burckhardts, daß sie hierauf Rücksicht nehmen. Die wundervolle Sprache des Meisters, die selbst im trockenen Tone des Lehrbuches sich nicht verleugnet, sympathisch schon aus dem Grunde, daß sie immer wieder Lücken zu selbständigem Denken offen läßt, anstatt Punkt für Punkt zu gedankenlosem Nachbeten aneinander zu reihen, erhebt seine Renaissance-Baukunst trotz einzelner, rein wissenschaftlicher Bedenken zu einem Werke, dessen allgemeine Bewunderung auch von etwaigen Gegnern nicht mehr zu leugnen ist.

Es erübrigt nur mehr die Feststellung der Tatsache, daß das Illustrationsmaterial durchaus allen Anforderungen entspricht. Vielleicht bringt die nächste Auflage auch zu dem neuen § 146a einige Abbildungen.

Dr. Uhde-Bernays.

---

* **Semitische Studien.** E. J. Brill Nachf. in Leiden (Holland) kündigen das Erscheinen der folgenden drei Teile der „Semitic Study Series" an: Auswahl aus den „Annalen" des Tabari, mit Anmerkungen von Prof. de Goeje; die „Annalen des Ashurbanapal", Text, mit Einleitung und Glossar von R. J. Lau und Stephen Langdon; und der Hebräische Text des Ecclesiasticus, herausg. von Prof. Israel Levi. Diese Texte enthalten Noten und Glossar in Deutsch und Englisch. Eine Auswahl aus den „Prolegomena des Ibn Haldûn" von Prof. D. B. Macdonald ist im Druck und weitere Nummern sind in Vorbereitung.

Allgemeine Rundschau.

Die Emanation des Radiums.

Das zweite Heft des „Jahrbuches der Radioaktivität und Elektronik" bringt eine interessante Arbeit von W. Ramsay über die Emanation des Radiums, aus welcher einiges mitgeteilt werden möge. Mit dem Ausdruck Emanation bezeichnet man jenes unbekannte Etwas, das Radiumpräparaten fortwährend entströmt, und selbst starke aktive Wirkungen zeigt. Es gelang nun, von diesem geheimnisvollen Ding sicher die stoffliche Natur nachzuweisen. Ramsay (gemeinschaftlich mit Soddy und Collie) benutzte eine Lösung von Radiumbromid in Wasser. Beim Stehen dieser Lösung tritt in ihr — eine Folge des Radiumgehalts — eine Selbstzersetzung ein; es bildet sich dabei ein Gemisch von Wasserstoff, Sauerstoff und der besagten Emanation. Merkwürdig und zur Zeit noch ungeklärt ist, daß das Verhältnis zwischen der Menge des gebildeten Sauer- und Wasserstoffes ein anderes ist, als im Wasser, aus welchem sich diese beiden Gase bilden. Es ist nämlich immer ein Ueberschuß von Wasserstoff vorhanden. Dieses Gasgemisch wurde unter besonderen Vorsichtsmaßregeln, welche jede Verunreinigung mit Spuren anderer Gase ausschließen sollen, in einer Glasröhre mit dem elektrischen Funken zur Explosion gebracht, wobei aus dem Sauer- und Wasserstoff Wasser gebildet wird. Gasförmig bleibt nur das Gemisch aus dem überschüssigen Wasserstoff und der Emanation zurück. Diese geringe Gasmenge wurde in ein mit flüssiger Luft gekühltes Gefäß übergetrieben. Hierbei kondensiert sich die Emanation an den kalten Wänden, während der noch vollkommen gasförmige Wasserstoff mit einer Luftpumpe abgezogen werden kann. Die Emanation leuchtet ziemlich hell. Sie zeigt auch bei der Temperatur der flüssigen Luft einen merklichen Druck, was für ihre Gasnatur spricht. Diese wurde über jeden Zweifel erhoben, als es Ramsay gelang, an der minimalen Menge von 0.025 cbmm (unter gewöhnlichem Druck und gewöhnlicher Temperatur) die Gültigkeit des Boyle-Mariotteschen Gasgesetzes nachzuweisen. Spektroskopisch kann man von der Emanation ein charakteristisches Linienspektrum feststellen. Die Emanation verhält sich also ganz wie ein bei starker Kälte kondensierbarer, unter normalen Bedingungen gasförmiger Körper. In chemischer Hinsicht zeigt die neue Gasart, für welche Ramsay die Bezeichnung „Exradio" vorschlägt, eine ähnliche Reaktionslosigkeit, wie die Gase der Argongruppe. Wahrscheinlich hat das Exradio wie die Argongase ein einatomiges Molekel, dessen relatives Gewicht auf H = 1 bezogen nach verschiedenen Messungen etwa 160 ist. — Die Emanation ist ein unbeständiger Körper; hat man von ihr ein bestimmtes Volum in eine Glaskapillare mit Quecksilberverschluß abgesperrt, so verschwindet innerhalb einiger Wochen das Gas bis auf einen sehr kleinen, nicht mehr leuchtenden Rest. Bei spektroskopischer Untersuchung erwies sich diese kleine Gasmenge als Helium. Bei dieser Umwandlung in Helium wird eine ganz ungeheure Wärmemenge abgegeben, welche nach Rutherfords Messungen die bei der Explosion der gleichen Menge Knallgas 3.600000mal übertrifft. Die Menge der aus einem Gramm Radium in der Sekunde gebildeten Emanation beträgt nach Ramsays Versuchen 0.0000003 cbmm. In einem Jahre wird etwas weniger als der tausendste Teil Gewicht Radium in Emanation umgewandelt; die mittlere Lebensdauer eines Radiumatomes beträgt etwa 1050 Jahre.

Stz.

Japanische Drucke und Manuskripte in Europa.

Die größte Sammlung japanischer Drucke und Manuskripte in Europa befindet sich, wie „La Bibliofilia" berichtet, in Schweden und gehörte dem bekannten vor ungefähr drei Jahren verstorbenen Forschungsreisenden und Gelehrten N. A. v. Nordenskjöld. Dieser bedeutende Kenner der östlichen und speziell japanischen Kultur hat von der Zeit an, als er auf der Rückkehr von der ruhmvollen Vega-Expedition Japan besucht und im Lande der aufgehenden Sonne den festlichsten Empfang von Eingeborenen und Fremden erfahren hatte, die größte Sorgfalt auf diese Büchersammlung verwandt. Den Grundstock desselben verdankte Nordenskjöld einem jungen japanischen Studenten, der sich in Geldverlegenheit befand und sich im Auftrage Nordenskjölds mit größtem Eifer auf das Suchen japanischer Codices und Drucke warf, die er für den schwedischen Forscher teils bar ankaufte, teils im Eintausch gegen nützlichere Gegenstände erwarb. Auf diese Weise kamen nach und nach nicht weniger als 7000 Bände Chroniken, Dokumente, literarische Werke, zumeist unedierte, in Nordenskjölds Besitz, welche die kostbarste Bibliothek dieser Art bilden; dafür erklären sie auch maßgebende Japaner, da ähnliche Werke oder Duplikate, wie sie die Bibliothek des Schweden aufweist, mit Argusaugen von den japanischen Bibliotheken bewahrt werden, die das Glück haben, sie zu besitzen. Hauptsächlich sind literarische Werke aus allen Jahrhunderten durch den Schweden gesammelt worden, darunter ganz alte Manuskripte, die aus der ersten Shogunzeit stammen, ferner Drucke aus den letzten Jahrhunderten; dann historische Werke speziell zur Dynastiengeschichte, Kriegskunst betreffende, Bücher über Plastik und Malerei, Naturgeschichte; überhaupt ist jeder Zweig der reichen japanischen Kultur mehr oder minder gut vertreten. Trotzdem eine aus den ersten europäischen Orientalisten zusammengesetzte Kommission schon seit einigen Jahren mit den Katalogisierungsarbeiten beschäftigt ist, ist die umfangreiche Arbeit der Ordnung und Beschreibung der Nordenskjöldschen Sammlung japanischer Bücher noch nicht fertiggestellt.

-3.

Kleinere Mitteilungen.

* Bibliothekswesen. Mit Forschungen über den deutschen Bucheinband beschäftigt sich der Abteilungsdirektor der kgl. Bibliothek in Berlin Dr. Paul Schwenke. Zur Förderung dieser Studien sind ihm von der dortigen Akademie der Wissenschaften 1200 M. bewilligt worden. Dazu mußten Versuche über die beste Methode der Durchreibung und das dabei zu verwendende Material angestellt werden, worauf an die Ausarbeitung einer Anleitung und an den Druck von Formularen für eine Sammelforschung gegangen werden wird, die sich zunächst für den Einband der gotischen Zeit, bis ca. 1520, erstrecken soll. — Die Oeffentliche Bibliothek und Lesehalle in Berlin SW. 13, Alexandrinenstraße 26, die vor fünf Jahren von privater Seite begründet wurde, hat soeben die zweite Auflage ihres Bücher-

verzeichnisses ausgegeben. Preis 1 M. Der stattliche Band umfaßt 770 Seiten und verzeichnet in 19 Abteilungen den gesamten etwa 18,000 Bände betragenden Bücherbestand des jedermann unentgeltlich zugänglichen Instituts. Die Oeffentliche Bibliothek ist, wie aus diesem Verzeichnis hervorgeht, eine der größten volkstümlichen Bildungsstätten Deutschlands. Auch die Lesesäle sind reich ausgestattet; es stehen dort zur Zeit 105 politische und 411 Zeitungen und Zeitschriften jeder Art und Richtung dem Publikum zur Verfügung.

* **Aufruf für ein Finsen-Denkmal.** Gestern wurde in **Kopenhagen** ein Aufruf an das dänische Volk veröffentlicht, Beiträge zu einem Denkmal für Professor Niels Finsen zu leisten und einen Fonds zu schaffen für wissenschaftliche und humanitäre Zwecke, der im Sinne Finsens verwendet werden soll. Der Aufruf trägt gegen 1400 Unterschriften, an ihrer Spitze die des Etatsrates Wilhelm Jörgensen, des Leiters des Finsenschen Lichtinstituts. Ferner haben sämtliche Minister, die Mitglieder des Reichstags, alle Redakteure von Dänemark und zahlreiche von Finsen geheilte Patienten unterschrieben.

⁂

Hochschulnachrichten.

* **Bonn.** Die evangelisch-theologische Fakultät der hiesigen Universität beabsichtigt, am 31. Oktober die fünfzigjährige Stiftungsfeier des Evangelisch-theologischen Stifts durch einen Festakt und ein Festmahl zu begehen.

* **Berlin.** Mit der Vertretung des Geh. Medizinalrates Prof. Dr. Fritsch in der Leitung der mikroskopischen Uebungen und des physiologischen Praktikums während seiner Weltreise (vgl. die gestrige Nummer) ist der Assistent der mikroskopischen Abteilung des physiologischen Instituts Dr. Borchert beauftragt.

* **Halle.** Der außerordentliche Professor der Psychiatrie Dr. G. Aschaffenburg hat einen Ruf für das Fach der Psychiatrie als ordentliches Mitglied der Akademie für praktische Medizin in Köln und als ärztlicher Direktor der Anstalt in Lindenburg erhalten.

th. **Innsbruck.** Gestern (18. d. M.) ist hier der im Ruhestand lebende Professor der Pharmakologie Dr. Karl Sennhofer gestorben. — Der ordentliche Professor der mathematischen Physik Dr. Karl Exner ist in den Ruhestand getreten.

An der medizinischen Fakultät der Universität wurden durch Senatsbeschluß die italienischen Vorlesungen sistiert. An der Anatomie war erst vor einiger Zeit ein eigener Assistent angestellt worden, dem die Abhaltung von Vorlesungen in italienischer Sprache obliegt.

* **Lemberg.** In einer am Samstag stattgefundenen Konferenz der Delegierten der Regierung und der Vertreter des Landesausschusses ist es, wie der Neuen Freien Presse geschrieben wird, gelungen, die Differenzen hinsichtlich der Verrechnung der Auslagen für die Erhaltung der Lemberger Universitätskliniken auszugleichen. Infolgedessen wird die Wiedereröffnung der Kliniken in der nächsten Woche erfolgen.

* **Bern.** Der Privatdozent des schweizerischen Verwaltungs- und Sachenrechts Dr. E. Blumenstein ist zum außerordentlichen Professor befördert worden.

⁂

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Jakob Gruber: Die heilige Nacht. Ein Weihnachtsspiel mit Musik in einem Aufzug, gedichtet und komponiert nach Fragmenten eines uralten oberbayerischen Krippenspiels. Düsseldorf. L. Schwann. 27 S. — Otto von Sothen, Major und Kommandeur der Kriegsschule zu Kassel: Vom Kriegswesen im 19. Jahrhundert. [illegible] Skizzen. Mit 9 Uebersichtskärtchen. Leipzig 19[illegible] Teubner. 137 S. — Stecherts Armeeeint[illegible] und Quartierliste des deutschen Rei[illegible]heeres und der kais. Marine. (45. Jahrg[illegible]) Berlin 1904. Karl Sigismund. Hofbuchhändler Sr. [illegible] Hoheit des Kronprinzen von Sachsen. 95 S. — Dr. [illegible] Georg Eger, Regierungsrat: Eisenbahnrechtliche Entscheidungen und Abhandlungen. Zeitschrift für Eisenbahnrecht. (XXXI. Band. I. Heft.) Breslau 1904. J. U. Kerns Verlag (Max Muller). 112 S. — Historische Zeitschrift. (Begründet von Heinrich v. Sybel.) Herausgegeben von Friedr. Meinecke. (Neue Folge 57. Band. Der ganzen Reihe 93. Band. Drittes Heft.) München und Berlin 1904. R. Oldenbourg. — Franz August Schweizer: Physiokratismus von Turgot. (Geschichte der Nationalökonomik in vier Monographien über Colbert, Turgot, Smith, Marx, nebst einer philosophischen Systematik der Nationalökonomie. II.) Ravensburg 1904. Friedrich Alber. 149 S. — Dr. Karl Rübel: Die Franken, ihr Eroberungs- und Siedelungssystem im deutschen Volkslande. Bielefeld u. Leipzig 1904. Velhagen u. Klasing. 561 S. — Karl Fries: Das philosophische Gespräch von Hiob bis Platon. Tübingen 1904. J. C. B. Mohr. 125 S. — Dr. Emil Ritter v. Fürth: Wohnungsämter und Wohnungsinspektion. (Schriften der Oesterreichischen Gesellschaft für Arbeiterschutz. VI. Heft.) Wien 1905. Franz Deuticke. 67 S. — Württembergische Geschichtsquellen. Herausgegeben von der Württembergischen Kommission für Landesgeschichte. (Fünfter Band.) Stuttgart 1904. W. Kohlhammer. 14 u. 681 S. — Hugo Michel, chem. Ingenieur im kais. Patentamt: Wegweiser zum Geldverdienen. 472 Probleme und Geldquellen für Erfinder. Leipzig und Zürich 1904. Th. Schröter. 34 S. — Dr. Heinrich Klenz: Wörterbuch nach der neuen deutschen Rechtschreibung. Leipzig 1904. G. J. Göschen. 268 S. — Die deutsche Justiz-Reform der Zukunft. (Zweiter Teil von „Staatsstreich oder Reformen". Erstes Buch.) Verfasst von einem Ausland-Deutschen. Zürich 1904. Zürcher u. Furrer. 621 S. — Georges Lecointe, wissenschaftlicher Direktor am kgl. Belgischen Observatorium: Im Reiche der Pinguine. Schilderungen von der Fahrt der Belgica. Mit 98 Abbildungen u. Karten. Halle a. S. 1904. Gebauer u. Schwetschke. 220 S. — Moritz Goldschmidt: „Mit dem Pfeil, dem Bogen . . ." Sinngedichte. Neue Folge. Leipzig und Frankfurt a. M. 1904. Kesselringsche Hofbuchhandlung, Verlag (E. v. Mayer). 80 S. — D. Hermann Frhr. v. Soden: Die wichtigsten Fragen im Leben Jesu. (Ferienkurs-Vorträge.) Berlin 1904. Alexander Duncker. 116 S.

München, Donnerstag, 20. Oktober. Nummer 241.

[B]eilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

George Frederick Watts.

Von Frank E. Washburn Freund.

Als vor ein paar Monaten, am 1. Juli, der Malergreis Watts in seinem 88. Lebensjahre nach kurzer Krankheit friedlich entschlummerte, nachdem er noch bis zuletzt einem Tizian gleich mit unverminderter Frische und Kraft in seiner Kunst tätig gewesen, da ging mit ihm — war auch sein Einfluß nur ein stiller, den Geist und das Gemüt des einzelnen Beschauers ergreifender — einer der bestimmenden und führenden Geister des jüngst verflossenen Jahrhunderts ein in das Reich der Ewigkeit und gesellte sich jener kleinen Schar Erlesener zu, die auch für die kommenden Geschlechter und Jahrhunderte gelebt haben, denn ihre Werke folgen ihnen nach. Und doch war Watts nur einer unter so vielen bedeutenden bildenden Künstlern dieses Jahrhunderts, der noch dazu in tiefer Abgeschiedenheit eine Reihe Bilder und nebenbei auch einige Statuen geschaffen. Was gibt ihm diese Bedeutung weit über die eigentlichen Grenzen seiner Kunst und deren Wirkung hinaus, wie sie ja meistens verstanden wird?

Durch Vergleiche lernt man. Vergleichen wir ihn also zunächst mit einigen der anderen führenden und bestimmenden Großen dieser Zeit, die auf die westliche Kulturmenschheit als Ganzes gewirkt, um seine Besonderheit so am besten herauszustellen. Vier Persönlichkeiten bieten sich hier vor allem zum Vergleich, die, wie bedingt auch mehr oder weniger in ihrer Art und Wachstum durch ihre Nationalität und die in dieser wurzelnden Kulturelemente, internationale Bedeutung erlangt haben; sie alle Vertreter einer bestimmten Kunst und sie alle doch Wirker, Befruchter und auch Zertrümmerer im gesamten Bereich menschlichen Denkens, Fühlens und Wollens. Es sind das Tolstoi, Ibsen, Nietzsche und Wagner.

Es erscheint seltsam, aber der stille, vornehme, fast die Berührung mit dem lauten Tage scheuende Engländer besitzt dieselben Eigenschaften wie der wilde, fanatische, immer kampfbereite Russe, dieselben Eigenschaften und dasselbe Wollen. Beide sind sie, jeder auf seinem Gebiet, ganz Künstler, unbewußt, dem inneren Zwang ihrer Natur folgend, und beide ebenso sehr einem inneren Zwang folgend, und diesmal bewußt, Propheten, die ihre Stimme in der Wüste ertönen lassen, mahnend und ratend, hinweisend auf ein heiliges Reich, das nicht von außen kommt, sondern das innen im Herzen jedes Einzelnen ruht. Sie beide fühlen ihr Künstlertum als ein ihnen anvertrautes Pfund, mit dem sie wuchern müssen nach besten Kräften. Was Tolstoi in seiner vielgeschmähten Schrift „Gegen die moderne Kunst“ verlangte, die endliche innere Wiedervereinigung von Religion (nicht Konfession und Dogma) und Kunst: in Watts' Kunst war es getan. Zum erstenmal seit langem ward in seiner Kunst wieder auf Grund einer persönlich erkämpften, innerlich gefestigten und abgeklärten Weltanschauung (die freilich nicht ganz die Tolstois ist) und mit voller und ausschließlicher Absicht die Einheitlichkeit von Kunstwerk und Kultbild hergestellt, wie das Muther in dem Watts-Artikel seiner „Englischen Malerei“ ausgedrückt hat. Der Unterschied zwischen Watts und Tolstoi ist weniger in ihren Persönlichkeiten und den daraus resultierenden Zielen, als in dem Angehören verschiedener Kulturen und Rassen begründet. Daraus ergibt sich für den Sohn der alten, hochentwickelten und weitherzigen Kultur, die wohl Schäden mit sich bringt, aber auch die Kraft und den Willen zur Heilung, ein Mitarbeiten an dieser, ein Weiterschreiten auf ihren Schultern im Sinne eines Goetheschen Wirkens und Schaffens, als Führer und Seher, der neue Wege weist und der die Heilung erleichtern will.

Hier berührt sich Watts in vielem mit den „neuen Propheten“ Englands, Tennyson, Carlyle, Ruskin u. a. Daß ein bildender Künstler wie er in dem England seiner Tage erstehen konnte, war kein Zufall, die Wege waren gleichsam für ihn bereitet, die Zeit erfüllt. Religion und religiöses Fühlen ruht in diesem Lande des Puritanismus noch tiefer im Volksempfinden, wird mit heiligerem Ernst gepflegt, prägt die Seelen der Großen dieses Landes, wenn es auch manche weniger erfreuliche Erscheinung mit hervorruft. Nun hatten bisher wohl Poesie (Milton) und Musik (Händel) zur Verherrlichung und Vertiefung dieses Gefühls das Ihrige beigetragen. Die bildende Kunst aber hatte sich nicht daran beteiligt. Der Geist der Reformation, der erstarkte, ehe eine eigentliche englische Kunst erstand, das Verbot des Bildnis- und Gleichnismachens hinderten sie. Das war ein Mangel, aber dieses Fehlen einer Tradition, die gewisse feste Symbole geschaffen hätte, gegen die selbst der größte Geist kaum aufgekommen wäre, diese Armut wurde nun zur Quelle des Reichtums, weil sie, als in der Zeit der „neuen Propheten“ auch der bildende Künstler auftrat, um mitzuwirken an dem Werk der Regeneration und Heilung, diesen zwang, sich seine Symbole selbst zu schaffen, wollte er sein Fühlen seinem nicht an jene alten Symbole gewöhnten Volke verständlich machen. Und so wurde ein neues Kultbild aus der neuen Zeit heraus geboren. — Watts war bei weitem der schöpferstärkste von all diesen großen Männern, er geht am tiefsten, wendet sich unmittelbar an der Menschen Seele, rüttelt sie auf, um sie der Botschaft, die er für sie hat, zugänglich zu machen, und bringt diese dann in lapidaren Sätzen, wie die des Evangeliums: Lasset die Hoffnung nicht sinken, selbst im tiefsten Elend! Ueber Kummer und Not, über Mühe und Tod wird die Liebe doch triumphieren, denn die Liebe höret nimmer auf.

Der Grundzug eines solchen Mannes muß unbesieglicher Optimismus, freudige Zuversicht in die Macht alles Guten und Großen sein. Hier haben wir also den fundamentalen Gegensatz zu dem großen nordischen Barden, zu Ibsen. Dieser sieht als Lösung nur ein großes, ihn anstarrendes Fragezeichen, eine Sphinx; er weist schonungslos die Schäden einer auf falschen Bahnen sich bewegenden Gesellschaft auf und zeigt, wie diese auch vergiftend auf den Einzelnen wirken müssen. Aber wie es ändern? Watts stellt den Einzelnen vor sein Bild „Gewissen" und fordert ihn auf, zwingt ihn, Einkehr in sich selbst zu halten, dort die Schäden zu erkennen und zugleich die Möglichkeit einer Genesung von innen heraus. Und doch eignet beiden, Ibsen wie Watts, ein ähnlicher Geistesgrundzug, eben jener Puritanismus, den wir ja besonders mit englischen Wesen zu verknüpfen pflegen. Aus dieser Geistesrichtung aber, findet sie sich bei einem von Natur aus reich und weit veranlagten Manne, gehen die größten Persönlichkeiten hervor. Watts stellt eine gleiche Höhe derselben dar wie einst Milton, dessen „Verlorenes Paradies" auch in gar manchen Stellen von der Liebe zu Schönheit und reinem Leben zeugt, die seinem Schöpfer zu eigen. Und solch eine Liebe zu Schönheit, solch ein Verlangen nach reinem, unschuldigem und dabei tatenreichem Leben wohnte unaustilgbar in Watts und ließ ihn nicht zum fluchenden, verdammenden Propheten, sondern zum Verkünder der Liebe werden, wie einst den heiligen Franz, dem selbst die Tiere des Waldes lauschten.

Ein Mann, der so des Lebens reine Schönheit liebt, gehört zu den großen Lebensbejahern, und hier findet sich Watts mit Nietzsche zusammen. Und sie beide haben die gleiche, aus diesem ihrem Grundfühlen sich ergebende Vorliebe für kraftvolle Gesundheit und frische Tatkraft. Nietzsches Uebermensch in seiner herrlichsten, freiesten Gestalt als den neuen Menschen einer neuen Welt hat niemand so wunderbar dargestellt als Watts in seinen zahlreichen herrlichen Jünglingsgestalten, die auf mächtigem weißen Roß siegesgewiß, weil ihrer selbst und ihrer Sehnsüchte sicher, dahinsprengen, und noch zuletzt in seinem bedeutendsten Bildhauerwerk, der „Energie", von der noch zu reden sein wird.

Mit seiner Kunst wollte er die Menschen im Innersten wecken, ihnen nicht sowohl eine neue Religion bringen — denn im Herzen war er Christ, wenn er auch Christus selbst nie gemalt hat —, als ihre Seelen der wahren, echten Religion, die über Zeitalter und Rassen erhaben, der Religion der Liebe ohne Dogma, öffnen, sie, wie er sagte, heranführen bis zu dem Tempel der Gottheit. Da berührt er sich mit Wagner, dem die Kunst zu ähnlich hohem Tun dienen sollte. Wagner war es ja, der schrieb: „Wenn die Religion künstlich geworden ist, ist es die Aufgabe der Kunst, ihren Kern zu retten. Die Kunst bemächtigt sich der mystischen Symbole, an deren äußere Bedeutung die Religion fortfahren wird zu glauben, und gibt ihnen ihren eigentlichen Wert als bloße Symbole. Sie stellt sie dar in idealer Form und läßt uns in deren Innerstem tief verborgen die göttliche, unaussprechliche Wahrheit ahnen und fühlen."

Dieses Wollen war es, das Watts zum Schaffen trieb, und wir werden nun sehen, was er auf den aufgedeckten Grundlagen seines Wesens als Künstler erstrebt und geschaffen. Nur stellt sich vorher noch die eine Frage ein, die zu beantworten ist: War Watts' Kunst von solchem Willen diktiert, gehört er dann überhaupt zu den eigentlichen „Künstlern" oder stellt er nicht gar einen jener „Zweckkünstler" dar, die überwunden zu haben man nun doch schon eine geraume Zeit gehofft? Die peinliche Frage des „l'art pour l'art" ist es, die sich hier erhebt. Verfechter des „l'art pour l'art" werden Watts nur als Künstler gelten lassen, soweit er eine Reihe „nur" malerischer Bildwerke und eine Anzahl bedeutsamer Porträte geschaffen, wenn letztere freilich auch kaum ganz nach ihrem Sinne ausgefallen sind; sein Lebenswerk aber, das er als solches betrachtete, seine „Botschaft an die Menschheit" als traurige Verirrung ansehen, die uns um viele schöne Werke eines offenbar begabten Talents betrogen habe.

Wie aber, wenn Watts und so mancher andere „Zweckkünstler" in Wahrheit unter den gleichen Gesetzen künstlerischen Schaffens wirkten? Was bedeutet im letzten Grunde „künstlerisches Schaffen"? Ein Hinausstellen seines Persönlichkeitgehaltes in sichtbare Formen verschiedener Art, ein Hinausstellen müssen beim echten Künstler, ein Müssen, weil der Geist ihn treibt, vielleicht gar oft ein Müssen gegen den eigenen Willen, der schwach ist wie der des Mose, die große Botschaft zu überbringen; denn dieses Amt fordert die größten Opfer des Vereinsamens, raubt den persönlichen Frieden, den „guten Schlaf" (wie Nietzsche es nennt), und in jedem Künstler lebt doch auch manches Menschliche, Allzumenschliche. Nun schafft ein jeder seiner bestimmten Persönlichkeit gemäß, kann gar nicht anders schaffen. Eine ethisch veranlagte Künstlerpersönlichkeit wird, wie es ein Watts, ein Tolstoi, wie einst ein Michelangelo getan, auf ethischer Grundlage schaffen. Seine Visionen, seine Konzeptionen werden diesen Stempel tragen, sie werden ein ebenso Unbewußtes, Gottgesandtes und zugleich Kultur- und Zeitbeeinflußtes sein wie der Farbentraum eines „Nurmalers". Ist diese Vision aber einmal in der innersten Seele des Künstlers aufgetaucht, hat sie Gestalt angenommen, dann wird in der zweiten Phase künstlerischen Schaffens, der Phase des eigentlichen, des bewußten Schaffens, wo es sich um Talent und Können handelt, jene Forderung des l'art pour l'art" auch bei jenen Künstlern zu Recht bestehen, sie werden wie die anderen der sogenannten künstlerischen Moral Folge leisten, d. h. ihr Kunstwerk nur nach künstlerischen, dem Kunstwerk selbst innewohnenden Gesetzen gestalten. Nur wer hier andere Zwecke verfolgt, wer tendenziös in irgend einem Sinne oder durch Uebertreibung, sei es für kirchliche, sei es für falsch verstandene nationale, moralische oder soziale Ideen, die innere Wahrhaftigkeit des Kunstwerks zerstört, der ist als „Zweckkünstler", und meine er es noch so gut, abzuweisen, denn er macht sich damit zum unwahren, unmoralischen Künstler. Moral im Sinne höchster Ethik, wie sie sich aus dem religiösen Leben der Menschheit ergibt, ist kein Gegensatz zur Kunst. Die Kunst an sich hat mit ihr nichts gemein, wohl aber kann sie zu ihrer Darstellung herangezogen werden von Persönlichkeiten, in denen beide, Kunst und jene Moral, als mystisches Erfassen ewiger, großer Wahrheiten und Gesetze eine Einigung eingegangen. Und aus dieser Einigung wird Großes, sogar das Große und das Bleibende hervorgehen. Watts selbst sagte einmal: „Bei näherer Betrachtung werden wir finden, daß alle Kunst, die wirklich und dauernd erfolgreich war, die Darstellung eines großen Geistes- und Weltgesetzes, einer großen ewigen Wahrheit und die Wiedergabe eines bedeutsamen Abschnittes aus dem Buche der Natur gewesen ist." Watts und seine Kunst also wegen jenes so oft töricht gebrauchten Schlachtrufes und Schlagwortes abzuweisen, hieße sich selbst der edelsten Genüsse und tiefstgehenden Einflüsse berauben.

Schon als Jüngling träumte Watts von einem Volkskunsttempel, dem „Haus des Lebens", für dessen Wandelhallen er die Darstellung von den ewigen Mysterien des Todes und Lebens plante. Diesem seinem Künstlertraum ist er treu geblieben, er ist der Maler der großen Mysterien des Todes und des Lebens und im Innern des Tempels der Liebe geworden. Wie fand er seinen Weg dazu? Er wuchs auf zu einer Zeit (geb. 23. Februar 1817), in der nach der großen Epoche englischer Kunst unter Turner und Constable ein Geschlecht kleiner und schwächlicher Eklektiker sich der Kunst bemächtigt hatte, in der die Kunst zu einer „Fibel für Kinder" geworden war. Sie konnten ihm nichts geben. Nur drei Wochen ertrug er den akademischen Schulunterricht, dann rettete er sich zu der Kunst, die ihm zu geben vermochte was er ersehnte, die ihm die eigene Sprache zu lösen wußte, zu Phidias' gewaltigem Panathenäen-Fries, der im Britischen Museum ausgestellt war. Dort ging eine Welt ihm auf. Heiliger Ernst und Würde umfing ihn hier, höchstes Wollen und höchstes Können. Dies ward seine Schule. Als er dann 1842 einen Preis von 6000 Mark für einen Karton zur Ausschmückung des eben erbauten Par-

lamentsgebäudes davongetragen hatte, zog er nach Italien, und hier fand er für sein Malerauge die ihm fehlende Nahrung. Er sah Tizian und geriet in Farben- und Formenauffassung unter seinen Bann. Welche Verschiedenheit der Naturen auch zwischen diesen zwei Künstlern herrschte, die glühende Liebe für alles Schöne und Vornehme war ihnen beiden gemein. Es hängt in der Tate-Galerie, die ja Watts' Hauptwerke als sein Geschenk für sein Volk umschließt, ein Bild aus dem Jahre 1849, „Lebensillusionen", das die Einflüsse Tizians im Schwung der Bewegung, der „geschwungenen Kompositionslinie", in den herrlich entwickelten Formen, in dem Gold und der Wärme des Kolorits ganz besonders deutlich verrät. Aber schon kündet sich sein persönliches Wollen an in dem Reiter, der den Illusionen des Lebens in Gestalt einer vor ihm her gaukelnden Schaumblase nachjagt, ohne den drohenden Abgrund vor sich zu bemerken. Die Behandlung dieses Themas erinnert freilich noch durchaus an Renaissancevorbilder, in denen sich ja ähnliche Themen finden. Zu diesen zwei starken Einflüssen, die er zu verschmelzen und sich ganz zu eigen zu machen wußte, kam als Ausfluß seiner nach Wahrheit ringenden Persönlichkeit und einer mit bewundernswertem Ernst geübten Selbstdisziplin ein sorgfältiges, zunächst fast überpeinliches Naturstudium hinzu, das in seinem frühesten bekannten Bilde, dem „Verwundeten Reiher", aus dem Jahre 1837, zutage tritt (jetzt in der mitten im wunderschönen Surreylande gelegenen und dieser Landschaft vermachten ehemaligen Privatgalerie Limnerslease in Compton bei Guildford, die er erst ein Vierteljahr vor seinem Tode errichtet hatte, und die eine Anzahl seiner Schöpfungen umschließt).

Einen genauen Entwicklungsgang des Künstlers nun aufzuweisen, ist bei Watts fast unmöglich, zumal sich selten Jahreszahlen auf seinen Werken finden und er häufig Jahre hindurch an einem Bilde wieder und wieder arbeitete. Man hat Watts manchmal als von den sogenannten Präraffaeliten beeinflußt hingestellt oder gar zu diesen gerechnet. Er selbst weist jeden Zusammenhang, jede Beeinflussung ab. Und wie sollte auch eine solche möglich sein, wo Watts' Kunst ihrem Wesen nach eine männliche, die Zukunft vorbereitende, stärkende und festigende, die der Präraffaeliten aber eine ersichtlich weibliche, in der Vergangenheit als einem Opiat gegen die Rauheit der Gegenwart schwelgende ist, die uns schließlich nach einem kurzen Traum geschwächt und entmutigt entläßt! Sein geistiges Beherrschen des Stoffes und künstlerisches Wiedergeben desselben steigert sich mit den Jahren zu immer größerer Höhe, immer ruhiger und einfacher wird er und damit größer. Seine Technik dagegen, sowie seine Kunstauffassung scheinen die ganzen Jahre hindurch seltsam zu schwanken. Man findet mal stärkeren, mal dünneren Farbenauftrag, mal an die Venezianer erinnernde Luft- und Lichtstimmungen, mal eine eigentümliche statuarische Malerei, sodann wieder förmlich impressionistische Lichtphantasien, mal weiche warme, mal kalte, fast kreidige Farben. Sieht man näher zu, löst sich das Rätsel. Nicht ein eigentümlicher Eklektizismus, basierend auf verschiedenen, nicht durchgearbeiteten und zu eigen gewordenen fremden Einflüssen, ist der Grund dieser Erscheinung, es wäre das auch unverständlich bei einer solchen Einheitlichkeit der ganzen Persönlichkeit; der Grund ist vielmehr die große Bewußtheit in Watts' künstlerischem Schaffen, die an Ibsens bewußtes Packen einer Konzeption erinnert. Ist einmal aus den Tiefen seines Wesens eine Idee aufgestiegen, so läßt er sie nicht, sie segnet ihn denn. Und sie zum vollen Ausdruck zu bringen, dazu müssen ihm alle Mittel, über die seine Kunst verfügt, behilflich sein. Was ein Schwanken der Technik scheint, ist größte Meisterschaft und Herrschaft über sie. So schuf er sich seine eigenen Ausdrucksmittel, deren er bedurfte, um sagen zu können, was in ihm lebte, und was in dieser Weise noch niemand zu verkörpern gewagt. Er gleicht hierin Wagner, der sich für seine Welten seine eigene Sprache schuf. Da Watts mit diesen Mitteln erreichte was er gewollt, wer könnte ihn tadeln? Schwachen müßte freilich ein Nachwandeln auf solchen Wegen zum Verderben werden.

Und eins erkannte Watts früh. Wer tiefliegende Symbole, ewige Wahrheiten darstellen will, so darstellen, daß sie nicht bloß mit dem Verstande erfaßt, sondern gefühlt und erlebt werden können, der muß seine Zeit, der muß deren Kultur, ihre Schrecken und Schäden studieren und erkennen, und nicht weniger den Menschen mit all seinem Fühlen und Denken, den Träger des Ganzen, sonst läuft er Gefahr, sich toten, unverständlichen Phantasien zu ergeben, den Boden der Natur unter sich zu verlieren, aus der er gerade seine tiefste Anregung schöpfen muß. Und so zwang sich Watts denn immer wieder auf diese Quellen zurückzugehen, und wuchs so aus einem Maler, der zeitweise Tagesereignisse in realistischer, wenn auch nie aufdringlich abschreckender Weise darstellte („Das Lied vom Hemde", „Irischer Aufstand", „Die Seufzerbrücke"), und einem Porträtisten, der die Besten seiner Zeit gemalt, zum Schöpfer jener großen Symbole, die ihm das Allerheiligste der Kunst verkörperten, und denen er sich nahte, als wollte er Gottesdienst halten. — Das Porträtmalen mußte ihm auch, dem von Hause aus nicht Wohlhabenden, der aber in Lord Holland durch manches Jahr hindurch einen echten Mäcen gefunden, als ein Mittel zum Unterhalt dienen, denn seine großen symbolischen Bilder waren ihm nicht feil um Geld, sie bildeten seine Gabe für sein Volk. Man hat Watts als Porträtmaler oft mit Lenbach verglichen, aber ein fundamentaler Unterschied besteht zwischen beiden: Watts dient seinem Sitzer und stellt all seine Kunst in dessen Dienst, um den Ewigkeitsgehalt desselben, frei von zufälligen Schlacken, hervorzuholen. Nur was dazu dienen kann, benützt er. Darauf sind die Farben gestimmt, danach richtet sich der Hintergrund, danach, wie viel von dem Sitzer zur Darstellung gelangt. Bei Lenbach muß der Sitzer — wie oft! — dem Künstler als Folie für dessen Kunstfertigkeit dienen. Glänzender und dekorativer sind darum Lenbachs Bildnisse, wahrer, innerlich wahrer, trotz jener Idealisierung (die aber sozusagen eine individuelle, keine allgemeine, schablonenhafte ist) Watts' Porträte, dem es wie Blasphemie erschienen wäre, ein Porträt als ein Dekorationsstück zu gestalten. Sein ganzes Wesen kann sich eben auch hier nicht verleugnen. Dem Großen dient er, sei es in Natur, sei es im Menschen! Tennyson schildert in direkter Beziehung auf Watts einen solchen Porträtisten in den folgenden Zeilen seiner „Idyllen":

> ... Wie, wann ein Maler mit des Sehers Auge
> Durchforscht ein Antlitz und weiß aufzufinden
> Den Mann darin trotz aller Nebelhüllen,
> Und malt ihn so, daß seine Züge —
> Die Form und Farbe eines Geists und Lebens —
> Für immer seinen Enkeln leben schlackenfrei....

Und wie er Porträte malte, mit demselben Geist malte er Landschaften. Es sind Morgen- und Abendgebete, gesprochen mit kindlich reiner Seele und freiem Auge, das die Natur als ewig jung und schön und voll herrlicher Wunder erschaut, wie er sie selbst einmal darstellt als ewig junges, Früchte und Blüten spendendes Mädchen.

Eine Reihe seiner Bilder behandeln Szenen aus der griechischen Mythologie. In ihnen ist Tizians Einfluß begreiflich am stärksten fühlbar, aber schon die Auswahl der Stoffe: „Orpheus und Eurydice", die verlassene, traurig übers Meer schauende „Ariadne" weisen auf den Unterschied der beiden Naturen. Die Seele, ihre Schmerzen, ihr Ringen und Fehlen, ihr Trauern und Bereuen, ist es vor allem, was ihn fesselt. Dies stellt er auch dar in seinem „Paolo und Francesca", das wie kein anderes Bildwerk Dantes Zeilen nahekommt; ferner in seiner großen „Trilogie der Eva", dem Lied von der hohen Bestimmung des Menschen, seinem Fall und seiner Reue.

(Schluß folgt.)

Die Menschheit im siebenundzwanzigsten Jahrhundert.

Wie in fernen Jahrhunderten die Menschheit beschaffen sein wird, davon hat uns der hervorragende russische Gelehrte C. v. Mereschkowsky in seinem Märchen „Das irdische Paradies“ (Berlin, Fr. Gottheiner) soeben ein neues Bild entworfen. Hier ist es, in den wesentlichsten Zügen:

Die nördlichen Erdteile sind verödet, Paris ein Trümmerhaufen. Auf die Tropen beschränkt sich das Leben der Menschen, und ihre Zahl ist in wenigen Millionen begrenzt. Es gibt nur noch drei Arten: einen kindlich-jugendlichen Adel von heller Hautfarbe, das Erzeugnis der weisesten Auslese; einen häßlichen dunkelfarbigen Sklavenstand, der getrennt lebt: die anspruchslosen Nachkommen tierisch niederer Horden; die Kaste der Veredler oder Beschützer, einen Rat der Aeltesten, die alle Regierung in Händen haben: die Abkömmlinge der Mittwelt. Sie behüten als strenges Geheimnis Wissenschaft und Technik, indes die „Freunde“ — eben jener Adel — in Unschuld und sorglosem Glück nur dem Spiel und Tanz und der Lebensfreude sich hingeben, ohne Kenntnis der untergangenen Zivilisation, und das Sklavendorf alle Arbeit für sie leistet. Die „Freunde“ leben einträchtig in kleinen Gemeinden in einer herrlichen, fruchtbaren Uferlandschaft der Südsee-Inselwelt; Staat und Krieg sind ebenso unbekannt wie Geldverkehr, Handel und Gewerbe, Technik und Kunst; einzig die Musik ist erhalten. Klein und überaus schön, kennen sie nur die Kindheit und Jugend; im Beginn der dreißiger Jahre vergehen sie, während die Beschützer über hundert Jahre erreichen. Den drei verschiedenen Rassen entspricht eine völlig verschiedene Lebenshaltung.

Mit dem neuen unschuldigen Menschengeschlecht ist das irdische Paradies verwirklicht: jenes sorgenfreie Dasein, um dessentwillen sich frühere Jahrhunderte in blinder Erwerbsgier aufgerieben hatten.

Wie denkt sich der Autor den Uebergang zu jenem Ziele? — Technik und Industrie haben die höchste Steigerung erfahren, die Ueberbildung ist allgemein geworden und damit die Uebersättigung, die Verzweiflung am Leben, die die erschreckende Zahl der Selbstmorde anzeigt. Die Schul- und Bildungswut und das Spezialistentum haben alle Harmonie des Lebens zerstört. Auf die Herrschaft der Angelsachsen, auf Siege der sozialistischen Gesellschaftsordnung folgen mit dem arisch-mongolischen Weltkrieg ungeheure Umwälzungen, Ausschreitungen der Massen, Wirrsale, welche die Menschheit aufs neue in Askese und Spiritualismus treiben. Aus der Ueberreiztheit und Unhaltbarkeit der Zustände geht die Idee der allgemeinen Vernichtung hervor, aus dieser die Idee der Veredelung. Durch einen Geheimbund, der nach Art der Jesuiten wirkt, wird mittelst eines Geheimmittels, eines die Männer unfruchtbar machenden Elixiers, die mongolische, semitische und Negerrasse ausgerottet und die Erde entvölkert: das furchtbare Werk einer Minderzahl, die (wie es auch Nietzsche vorhersagt) Philosophen und Gesetzgeber zugleich sind. Der Ausmerzung der Minderwertigen folgt die Veredelung der Besten: auf Grund der Vererbungstheorien züchtet der Geheimbund durch planvolle Auslese im Laufe der Jahrhunderte eine neue weiße Rasse romanischer Abkunft mit slavischem Einschlag und eine schwarze Rasse von Arbeitssklaven zu ihrem Dienst: die beide in den fruchtbarsten Himmelsstrichen angesiedelt werden, weil nur diese als Wohnstätte des Menschen geeignet sind.

Mereschkowsky hat seiner Utopie einen umfangreichen philosophischen Anhang beigegeben, in dem er seine Darstellung geistreich begründet. Der Fortschritt, sagt er, ist verabscheuenswürdig; denn je höher ein Geschöpf steht, desto leidensfähiger ist es; und die Summe der Leiden wird endlos. Er ist auch nur scheinbar: der Geist heutiger Völker steht meist tief unter altrömischem Volks- und Heldengeist. Er ist sinnlos: denn der militärische, technische und industrielle Wettstreit der Staaten verhindert den Lebensgenuß. Er ist aber keineswegs unvermeidlich: hebt doch auch der Arzt die natürliche Auslese durch seine Heilkunst auf. Wo ist das Glück zu finden? Nicht bei den Gebildeten, sondern allein bei den Kindern, die noch vom Joch der Arbeit frei sind. Denn die körperliche Arbeit ist, unserem Zeitgeschwätz zum Trotz, ein Uebel, eine Erniedrigung des Menschen: die Naturvölker wälzten sie auf die Weiber ab, das Altertum auf die Sklaven, die Gegenwart auf eine Arbeiterklasse. Welche Plagen sind mit der Aneignung von Kenntnissen und Fertigkeiten verknüpft! Der gesunde Mensch zieht es vor, sich in der Natur zu ergehen, zu singen, zu tanzen, zu baden und zu spielen. Er braucht nicht lesen und schreiben, nicht Uhren und Häuser, weder Kultur noch Luxus zu seinem Glück, wenn er frei von Nahrungssorgen bleibt, die Liebe genießt und sich in schöner Umgebung befindet. Dies Glück sei Langeweile? Mit nichten: das beweisen die Kinder, die Jugend, die Naturvölker, die Hellenen, deren Ideal Kraft und Schönheit ist.

Daher weist uns Mereschkowsky entschieden aufs Diesseits, auf die Erde. Das Christentum, führt er aus, kümmert sich nur um den Himmel, es mißachtet das irdische Glück: daher sein völliger Mißerfolg. Es hat sich in zwei Jahrtausenden nicht lebensfähig und durchführbar erwiesen; es ist mit seinem humanitären Grundsatz sanftmütiger Nächstenliebe von den Völkern bei ihrem Kampf ums Dasein nicht ernst genommen worden. Die Grundstimmung seines Lebensideals ist grau in grau, nach Renan une douce tristesse. Es ruht auf veralteten Begriffen; wer heute noch daran festhält, ist ungebildet.

Unser Autor dagegen verwirft jede Askese und Weltflucht: sein Ideal ist durchaus lebensbejahend. Sein Menschengeschlecht der Zukunft, nackt und unschuldig, gleicht antiken Statuen an Schönheit und Anmut, es lebt der Gymnastik und begrüßt den aufsteigenden Tag mit einem Hymnus an die Sonne: ein Gedanke, der so Goethisch wie hellenisch ist.

Durch welches Mittel wäre dieses hohe Ziel erreichbar? Durch das Mittel planmäßiger Auslese. Die hier angestrebte Vervollkommnung ist keine andere, als die man längst zur Vervollkommnung von Pferden, Schweinen, Hunden benutzt hat, statt sie auf das eigene Geschlecht anzuwenden.

Mereschkowsky fordert die Rückkehr zur Natur, zu den einfachsten Lebensbedingungen, zur Abschaffung der verwickelten. Er fordert eine Regierung von Philosophen: eine beschränkte Anzahl sorgt für alle, während bei dem individualistischen System jeder für sich sorgt, bei dem sozialistischen jeder von der Gesamtheit abhängt. Er fordert drei getrennte Klassen: Weise, Jugend und Arbeiter: denn Geist und Glück seien so wenig zu vereinigen, wie Glück und Arbeit. Die Zivilisation ist verschlossen. In wenigen entlegenen Fabriken und Werkstätten arbeiten Sklaven unter Anleitung der Beschützer: alles zum Wohl eines neuen glücklichen Geschlechts. Es ist bemerkenswert, daß von Dostojewsky in einer Stelle seines Romans „Die Brüder Karamasow“ das gleiche Lebensideal entwickelt worden ist.

Ein angesehenes Mitglied der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Dr. Lanz (Liebenfels), hat über Mereschkowskys Utopie geurteilt: es sei das beste Buch, das er in seinem Leben gelesen habe. Wenn ich dies Urteil auch nicht unterschreibe, so muß die Arbeit sicherlich für ein ebenso merkwürdiges wie beachtenswertes Werk gelten. Die bedeutendsten Ideen der Epoche sind in ihm einheitlich verbunden. Von Rousseau und Tolstoi hat es die Rückkehr zur Natur und die rücksichtslose Ablehnung von Zivilisation und Kultur, von Schopenhauer die Beweise gegen den Fortschritt, von Gobineau und Nietzsche die Idee der planmäßigen Rassenzüchtung. Wie Dr. W. Hentschel (in seiner Schrift „Mittgart“) schreckt auch Mereschkowsky nicht vor der Polygamie zurück, um die Ausbreitung des edelsten Blutes zu ermöglichen. Mit Nietzsche und daher mit der Antike verbindet ihn viel: eine bevorzugte Herrenkaste, die Sklaven als nützliche Arbeitstiere, die Arbeit als Schmach. Das buddhistische Nirwana-Ideal, das der Wunschlosigkeit, lehnt er ebenso entschieden ab wie das christliche. Die eudämonistische Idee, der Mensch sei zum Glück, also zur Lust bestimmt, beherrscht ihn völlig; er setzt das Glück nicht in die Tat; und somit erscheint sein Lebensideal als antigermanisch — wie denn überhaupt in gewissen Zügen die Abneigung des Slaven gegen alles Germanentum hervorbricht. Sein Ideal ist trotz der Hochschätzung der Leibeszucht nicht hellenisch, sondern russischquietistisch; es kann seine Verwandtschaft mit dem Tolstoischen nicht verleugnen.

Weimar. Dr. Ernst Wachler.

Bücher und Zeitschriften.

Festgabe, enthaltend vornehmlich vorreformationsgeschichtliche Forschungen. Heinrich Finke zum 7. August 1904 gewidmet von seinen Schülern Gottfr. Buschbell, M. Frhrn. v. Droste, M. Geisberg, E. Göller, N. Hilling, E. Krebs, Fl. Landmann, J. Linneborn, C. Paulus, H. Pigge, K. Rieder, J. Schmidlin, L. Schmitz-Kallenberg, F. Schneider, C. Schue. Mit 3 Tafeln. Münster i. W. 1904, Aschendorffsche Buchhandlung. Gr. 8°. XVI, 556 S.

Wenn literarische Festgaben für Gelehrte zum 60. oder 70. Geburtstag oder 50jährigen Amtsjubiläum bereits zur Regel geworden sind, so kommt dem vorliegenden Falle mit dem Weihegeschenke schon zum 25jährigen Doktorjubiläum eines noch nicht Fünfzigjährigen eine außergewöhnliche und erhöhte Bedeutung zu. In der Tat trägt die 35 Druckbogen starke Festschrift für Finke auf allen Seiten des Buches die Zeichen besonderer Zuneigung und Verehrung der Schüler gegen den Lehrer zur Schau und bekundet ein solches Maß von Anhänglichkeit und Treue, wie sie im akademischen Leben selten sein werden und worum man den Gefeierten fast eher beneiden als beglückwünschen möchte. Ist Finke doch immer und allerorts seinen Schülern mehr als bloßer akademischer Lehrer. „Er trat ihnen," wie das Vorwort der Festgabe es betont, „gern freundschaftlich näher, zeigte aufrichtige und hilfsbereite Teilnahme an ihren persönlichen Verhältnissen und Plänen, blieb mit ihnen auch nach ihrem Eintritte ins praktische Leben in steter Verbindung und knüpfte dadurch das Band zwischen Lehrer und Schüler noch fester." Das heißt doch mit anderen Worten, daß Finkes Schüler nicht so fast so sehr für die Schule als vielmehr fürs Leben bei ihm lernen — das schönste und ehrenvollste Zeugnis, das ein Lehrer sich verdienen kann. Aber nicht bloß in seiner Eigenschaft als Lehrer, sondern ebenso sehr auch als gelehrter Forscher kommt Finke in der vorliegenden Festschrift zur vollen Anerkennung und Geltung.

Es ist nicht möglich, die 15 mehr oder weniger umfangreichen Arbeiten hier einer auch nur zusammenfassenden Besprechung zu unterziehen; es kann nur auf das Ergebnis einiger, besonders hervorragender etwas näher eingegangen werden. An die Spitze möchte ich den Aufsatz von Engelbert Krebs (Freiburg) über Die Mystik in Adelhausen stellen, die der Verfasser „eine vergleichende Studie über die „Chronik" der Anna von Munzingen und die thaumatographische Literatur des 13. und 14. Jahrh. als Beitrag zur Geschichte der Mystik im Predigerorden" nennt. Was schon manchem mehr oder minder klar zum Bewußtsein gekommen sein mag, was aber noch niemand bisher an der Hand von Einzelfällen nachzuweisen unternommen hat, das wird hier in ebenso einfacher wie überzeugender Weise nachgewiesen: daß die Mystik im Predigerorden, die ob ihrer deutschen Sprache bei einer mit den vorangehenden Epochen wenig vertrauten Forschung besondere Beachtung gefunden hat, lange nicht so viel Neues bringt als diese Forschung aus einer ganz bestimmten Tendenz heraus anfangs darin finden zu dürfen glaubte. Ihre Spekulation, ihre Askese, ihre Visionen und Wunder sind Gemeingut der abendländischen Christenheit gewesen, bevor man von Mechtild, Eckard und Suso etwas wußte. Ein Beweis für diese Ergebnisse sind auch die in der sog. Chronik der Anna von Münzingen um 1318 vereinigten Viten der Nonnen von Adelhausen-Freiburg. — Mit dem Ingolstädter Predigtbuch des Franziskaners Heinrich Kastner, d. i. mit den von diesem in den Jahren 1498 bis 1501 zu Ingolstadt gehaltenen Predigten befaßt sich eine Studie von Florenz Landmann (Zillisheim), die sowohl ein Bild von der allgemeinen Wirksamkeit Kastners als insbesondere von dem Ziel und Wert seiner vielfach mit deutschen Versen geschmückten religiösen Ansprachen gibt. Kastner erscheint hier nicht nur als der Typus eines städtischen Predigers am Ausgange des Mittelalters, sondern allgemein als mittelalterlicher Prediger edelster Art. — Eine Untersuchung über die westfälischen Klöster des Cistercienser-Ordens bis zum 15. Jahrhundert von Joh. Linneborn (Arnsberg) bildet einen wertvollen Beitrag zur Beurteilung des Ordenslebens im späteren Mittelalter und die Grundlage zu derjenigen der Reformbewegung des Cistercienserordens im 15. Jahrhundert. Wenn auch die Tätigkeit dieser Klöster neben dem Gebete nicht ohne eine kulturelle Bedeutung für Westfalen gewesen ist, so ist der Hauptwert der Cistercienserinnenstiftungen doch darin zu erblicken, „daß sie so vielen Töchtern der vornehmeren Familien friedliches Unterkommen und ruhige Versorgung geboten haben". — Ueber die Diözese Lüttich zu Beginn des großen Schismas handelt M. Frhr. v. Droste (Münster) auf Grund einer Handschrift der herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel; er veranschaulicht deutlich den Uebergang dieser Diözese von der Obedienz des avignonesischen in diejenige des römischen Papstes noch im Laufe des Jahres 1379. — Karl Rieder (Freiburg) sucht in einem Beitrag zur Konstanzer Bistumsgeschichte in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts den Nachweis zu erbringen, daß Heinrich III. von Brandis, der Nachfolger Johann Windlocks, zwar ein bemitleidenswertes Opfer seiner Verwandten ist, aber ebenso unschuldig an der Ermordung seines Vorgängers wie an derjenigen im Zusammenhang damit erfolgten des Dompropstes Felix Stucki. — Die Gravamina von Vienne und deren literarische Ueberlieferung untersucht Emil Göller (Rom) und zeigt im Gegensatz zu Neueren, daß die kirchliche Reformidee, soweit wenigstens die Intentionen Klemens' V. in Frage kommen, ebenso wie die Beratung des Kreuzzugsunternehmens gegenüber der Templerfrage, nicht zu sehr in den Vordergrund gerückt werden darf. — Ueber die Errichtung des Notarkollegiums an der römischen Rota durch Sixtus IV. im Jahre 1477 handelt Nikolaus Hilling (Rom), über das kirchliche Zinsverbot und die kuriale Praxis im 13. Jahrhundert Fedor Schneider (Berlin): beide beleuchten zwei bisher noch wenig beachtete Seiten der Finanzpolitik Roms. — Die Metzer Gesandtschaften an den päpstlichen Hof gelegentlich des im Jahre 1462 ausgebrochenen Streites zwischen der Stadt und dem Domkapitel schildert C. Paulus (Metz) und legt dar, wie diese sieben Sendungen den Beweis liefern, daß der Papst eine einflußreiche Stellung in dieser Streitsache einnahm, in deren Verlauf die Stadt, nur durch päpstliches Machtwort gezwungen, das Domkapitel wieder aufnahm. — Die Papstweissagung des hl. Malachias unterzieht Joseph Schmidlin (Rom) einer gründlichen Untersuchung, an deren Ende er zu dem Ergebnis kommt, daß die Weissagung des heiligen Malachias eine grobe Fälschung ist, die durch das vom Verfasser trefflich gekennzeichnete Milieu, aus dem es hervorging, psychologisch hinlänglich motiviert ist. Zweck, Zeit und Autor des Schriftstückes bleiben vorläufig noch im Dunkeln. — Eine gehaltreiche Studie ist der Aufsatz von C. Schue (Eschweiler) über die Einwanderung in Emmerich, vornehmlich im 15. Jahrhundert, worin alle die an die Zuwanderung von auswärts sich knüpfenden Gesichtspunkte nach der geschichtlichen, besonders aber rechts- und wirtschaftsgeschichtlichen Seite näher beleuchtet werden. — Drei Abhandlungen befassen sich, wie gesagt, mit Fragen aus der neueren Geschichte: Gottfried Buschbell (Krefeld) mit zwei ungedruckten Aufzeichnungen zum Leben Bellarmins, Heinrich Pigge (Münster) mit der Staatstheorie Friedrichs des Großen und L. Schmitz-Kallenberg mit der Einführung des gregorianischen Kalenders im Bistum Münster. Die Kunstgeschichte ist vertreten durch Max Geisbergs (Münster) Aufsatz über die Münsterschen Profanbauten um 1500.

Die vorstehende gedrängte Inhaltsangabe beweist zur Genüge die vielseitige Bedeutung der Festgabe an Finke für die Geschichte namentlich des ausgehenden Mittelalters in den mannigfachsten Erscheinungen. Das ebenso gehaltvolle wie stattliche Buch gereicht dem Lehrer gleicherweise zur Ehre wie den Schülern, die hier zeigen, wie sie, jeder auf seinem besonderen Wege, die Bahn der Forschung zu gehen verstehen, die ihnen Finke mit kenntnisreicher, sicherer Hand gewiesen hat und auch in der Ferne durch sein Beispiel täglich weist.

Freiburg i. Br. P. Albert.

Frau Sensburg. Roman von Karl v. Perfall.

Auch die edelste Frau hat ihre Augenblicke heißen Sinnenlebens. Aber reden wird sie davon wohl kaum und ganz gewiß niemals in frivoler oder lüsterner Weise. Und der Mann, der seine Frau liebt und achtet, wird ihre Schamhaftigkeit nie auf die Probe stellen, indem er ihr etwa seine Zärtlichkeiten in der grellen Tagesbeleuchtung zumutete. Frau Sensburg, die Heldin des neuen Romanes von Karl v. Perfall (Berlin, Egon Fleischel u. Co. 1904), eine reife, klare, kluge Frau, Mutter von drei Kindern, war zu Anfang ihrer Ehe von ihrem Manne in ihrem feinen Empfinden durch seine Liebkosungen oft schwer verletzt worden, aber allmählich hat sie sich hineingefunden. So hat sich ihr Leben ganz harmonisch gestaltet, mochten auch die Derbheiten des Gatten sie zuweilen genieren. Seine kraftvoll männliche Erscheinung und sein ganzes Wesen wirkten immer aufs neue stark auf sie ein. Sie selbst ist eine Persönlichkeit, auf deren Gestaltung der Verfasser offenbar viel Liebe verwandt hat und die wir unserer vollen Sympathie würdig finden sollen. Und doch fällt sie, ja im entscheidenden Augenblicke ist sie es, die den Zaudernden aufmuntert. Wäre es eine große, unüberwindliche Leidenschaft gewesen, die sie dem anderen in die Arme trieb, hätte sie Mann, Haus und Kinder verlassen, man könnte das verstehen und verzeihen. Aber durch die Rabulistik, mit der sie sich die Sache zurechtlegt, in jesuitischer Weise sich auf ein Doppelleben einrichtet, sinkt sie in unseren Augen und wir vermögen ihr keine mildernden Umstände zuzubilligen. „Der Gatte brauchte nichts von dem zu entbehren, was er bei ihr suchte, und weniger als je dachte sie unmutig über die Alltäglichkeiten, deren gelegentliche Schattenseiten ihr jetzt unwesentlich erschienen." Auch der Held, Doktor Lindacker, ist mit hellen Farben gezeichnet und beide fühlen sich in ihrer heimlichen Liebe frei, stolz und glücklich. Und doch ist es für den objektiven Beurteiler nur ein Verhältnis, dem der ideale Zug fehlt, in den sich vielmehr die beiden nur hineinlügen. Doktor Lindackers Eintritt in Illenhausen begann damit, daß er die Blüten brach, die sich ihm bereitwillig, allzu bereitwillig zuneigen. Später nimmt er die reife Frucht, er zerstört eine friedliche und leidlich glückliche Ehe und tötet den Jugendfreund im Duell. Denn da derartige Verhältnisse, wenn auch die beiden Schuldigen die allergrößte Vorsicht zu üben glauben, den Späheraugen nicht entgehen können, namentlich in der Kleinstadt, so war es unvermeidlich, daß die Gerüchte später auch dem beleidigten Gatten zu Ohren kamen. Ehe er Lindacker forderte, hatte er durch letztwillige Verfügung seiner Frau die Kinder entzogen, so daß sie nach seinem Tode ein einsam elendes Leben führt. Lindacker, der inzwischen die ernste, tüchtige Lina Kettenbauer zum Weibe genommen, findet bei dieser Verzeihen, Verstehen, Stütze und Aufrichtung.

Der Roman zeigt wieder die kraftvoll robuste Sinnlichkeit, die wir bei Perfall stets von vornherein erwarten können, die erotischen Szenen treten aber nicht in demselben Grade hervor wie in früheren Romanen dieses Autors. Vielmehr geht ein tiefernster Zug durch das Buch, und der Ehebruch wird nach seinen düsteren Seiten, seiner ganzen Verderblichkeit behandelt. An die Haupthandlung knüpft sich die realistische Darstellung einer durch die Schuld des Mannes, den der Alkohol zerrüttet hatte, zerstörten und später wieder notdürftig aufgerichteten Ehe. Diese Episoden sind mit besonderer Schärfe und Sicherheit gezeichnet. Man hat überhaupt bei dem Milieu, in das uns der Verfasser führt, und bei den Personen, die wir kennen lernen, den Eindruck der Echtheit. Und doch sträuben wir uns dagegen, die geschilderte Welt für die wirkliche zu halten, etwa zu glauben, daß die Honoratiorentöchter der deutschen Kleinstadt so rasch und schamlos zugängig sein sollen. Wir können uns auch nicht in den Gedanken finden, daß eine so gute, kluge und tüchtige Frau, als die Frau Sensburg doch erscheinen soll, ihrer Würde, ihrer Selbstachtung so völlig vergessen sollte, denn wie sehr auch das sündige Paar sich im Beschönigen bemühen mag, es sind eben doch nur die Sinne, die beide zu einander zogen. Ihr Referent ist jetzt schon über fünfzig Jahre durchs Leben gegangen und hat auch schon manches in der Welt gesehen, aber seine Achtung für das Weib hat er sich bewahrt und er hält — wenigstens im deutschen Bürgerhause — den Ehebruch, ohne den ja ein namhafter Teil unserer neuzeitlichen Romanliteratur nicht bestehen könnte, nur für den seltenen Ausnahmefall.

S. S.

Allgemeine Rundschau.

Grabhügelgruppen in der Mittelpfalz.

Dieser Landstrich, gelegen zwischen Kaiserslautern, Enkenbach, Otterberg und Hochspeyer, ist ganz besonders reich an Nekropolen der Vorzeit, die zum größten Teil noch nicht erforscht, ja bis jetzt nicht einmal bekannt waren. Der Verfasser hat sie zum Teil schon dargestellt in seinen „Studien zur ältesten Geschichte der Rheinlande", 3. Abteilung Seite 60—61, 8. Abteilung, Seite 39. Da jedoch noch viele hinzukommen, hält er es am Platze, die wichtigsten der letzteren Gruppen hier weiteren Kreisen bekannt zu geben.

1. Gruppe: Gelegen an der Hochstraße, der alten Römerstraße, die von Schorlenberg über Weidsohl nach Kaiserslautern zieht (vgl. des Verfassers „Studien", 8. Abt. „Archäologische Karte der Pfalz"). Rechts und links im Enkenbach-Alsenborner Gemeindewald, zum Teil dicht an der uralten Heerstraße, lagern im Hochwald die Tumuli. Schon Forstmeister Bellmann, der 1600 die „beforchtung über das stiftsgewalt" herausgab (vergl. Archiv auf dem Daubenborner Hof und zum Teil „Mitteilungen des Historischen Vereins der Pfalz", XXII. Seite 153—160), läßt einen Grenzstein auf einem „hügel" stehen. Grenzstein und „hügel" ist nach drei Jahrhunderten noch wohl erhalten und stehen zu unserer Linken mitten im Forst.

2. Gruppe: Gelegen am Triftweg, einem nordsüdlich laufenden, mittelalterlichen Verbindungsweg zwischen Königsstraße und Hochstraße, und zwar zwischen dem Knotenpunkt Weidsohl und dem Daubenborner Hof. Nach Nordosten steigt der Langenberg, nach Süden der Queilersberg oder Queitersberg auf; zwischen ihnen, unweit einer Quelle, liegen unter hundertjährigen Buchen von Norden nach Süden vier Tumuli. Drei sind gleich groß; der vierte, zwischen dem zweiten und dritten sich erhebende, ist klein und birgt wohl ein Kindergrab. Bis in die Neuzeit lag hier ein einsamer Hof: „Serbehütte" genannt, dessen Ackerbreiten im Fichtenschlag noch wohl erkenntlich sind. Etwa 100 Meter nach Norden zu schneidet ein tiefer, künstlich angelegter, von Nord nach Süd ziehender Graben den westlichen Teil des Langenberges vom östlichen ab. Hof, Quelle, Graben und Tumuli gehören wohl seit grauer Vorzeit zusammen.

3. Gruppe: „Großacker", gelegen einen Kilometer südwestlich vom Daubenborner Hof, nördlich und südlich der Bahnlinie: Eselsfürth-Enkenbach. Es ist etwa ein Dutzend größerer und kleinerer Tumuli noch vorhanden, die am Rande mit ausgedehnten, jetzt vom Hochwald bedeckten Ackerbreiten liegen, und die durch künstlich angelegte Terrassen geschieden sind. Zwei von ihnen sind schon untersucht. Der südliche ergab ein wohlerhaltenes la-Tène-Schwert aus Eisen, Bronzeringe u. s. w., die jetzt im Paulus-Museum zu Worms lagern, ein zweiter nach Südwest gelegener ergab gleichfalls Bronzeringe und Urnentrümmer (Kreismuseum zu Speyer).

Am 5.—7. Oktober untersuchte der Verfasser auf Kosten der Pollichia einen dritten, nach Osten zu gelegenen Tumulus nach der radialen Methode. Der Tumulus hatte die Gestalt einer Halbkugel von 12 Meter Durchmesser und 1.45 Meter Höhe. Seinen Rand umzog ein aus Findlingen errichteter Steinkranz; das Innere bildete ein rohes Gewölbe von 10 Meter Durchmesser und 1.30 Meter Höhe. Nach Westen zu lag in 90 Zentimeter Tiefe eine rohe, gelbrote Graburne mit kalzinierten menschlichen Knochen, die wahrscheinlich einer Frau angehörten. Zerstreut im Tumulus lagen Trümmer einer gelblichen Schale und eines Bechers, der mit mehreren, parallel laufenden Reihen von Nägeleindrücken verziert ist. Ob mehrere zerschlagene Kieselstücke zu sogenannten „Wärmesteinen" gehörten, die jetzt noch in der Gegend von Deidesheim zum Hausinventar armer Leute gehören, steht dahin.

4. Gruppe: Gelegen zwischen Großacker und dem im Nordosten hochragenden „Zollstock", wo früher Kurpfalz den Straßenzoll erhob (vgl. „Mitteilungen des Historischen Vereins der Pfalz" XXII. S. 134). Die Hügel liegen zerstreut, links und rechts der Bahnlinie. Im Daubenborner „Birkenschlag" sind sieben Tumuli zu erkennen. Am „Zollstock" lagen nach Süden an der hier vorüberziehenden Königsstraße (vergl. a. O. S. 80) zwei derselben. Der erste ist noch intakt, der zweite wurde vor mehreren Jahren „umgepflügt" und ergab 20 Bronzeringe. Letztere von kreisrundem

Querschnitt, für Arm und Fußknöchel passend, sind charakteristisch für die Nekropolen der Mittelpfalz und finden sich von den Grabhügelgruppen Ramsens an bis in die Gegend von Kaiserslautern und Homburg. — Hier fand sich auch ein römisches Urnenfeld, und zwar am Bahnhaus Nr. 2415.

5. Gruppe: Gelegen im Enkenbacher Gemeindewald, „Hinteres Buchholz" an der Ostgrenze des Daubenborner Hofes. Zwanzig kleinere Tumuli liegen hier dicht neben einander im Kiefernwalde auf einem nach Südwesten abgedachten Sandsteinplateau.

6. Gruppe: Gelegen etwas nördlich vom „Zollstock", im Gemeindewald Enkenbach, wo die topographische Karte Bayerns, Blatt Kaiserslautern: „Heiden-Hügel" 105 (= 307 Meter) verzeichnet. In dieser Gruppe ragen die zwei höchsten Tumuli der ganzen Gegend empor.

7. Gruppe: Gelegen nordwestlich vom Daubenborner Hof, jenseits des Eselsbaches, der früher „Breitenau" hieß (vgl. a. O. S. 80 und Mitteilung des kaiserl. Rechnungsrates Häberle an den Verf.), im Gemeindewalde Neunkirchen. Zwei dieser Tumuli, deren Zahl 18 bis 20 beträgt, wurden im Jahre 1878 vom Stabsarzt Dr. Mayrhofer untersucht (vgl. „Mitteilungen des Historischen Vereins der Pfalz", VII, S. 43—50 und Tafel II und III). Sie ergaben unter rohen Steingewölben Bronzeringe, zum Teil hohl gegossen, Lederpanzer-Fragmente, besetzt mit Bronzeplättchen, Stücke eines Bronzeblech-Gürtels mit getriebenen konzentrischen Kreisen und Reihen von Buckeln, ferner einen Getreidequetscher, rohe Scherben, Gewebereste und menschliche Knochen. Die Leichen waren unverbrannt von Südwesten nach Nordosten in Gewölben und Steinkisten beerdigt. Den einen Hügel zeichnete ein roher Cippus aus (vergl. a. O. S. 48). Diese zwei Tumuli gehören der älteren Hallstatt-Periode an und entsprechen im Bau und im Inventar der vom Verf. Mitte der 70er Jahre im Stumpfwalde bei Ramsen untersuchten Westgruppe (vgl. „Studien" III. Abt. S. 27).

8. Gruppe: Auch beim westlichen Alsenborn, am „Mühlenberg", liegt eine Nekropole von zirka zwanzig Hügeln, welche in den letzten Jahren Dr. med. Wunder untersucht hat (vgl. „Studien" III. Abteilung S. 60). Die Fundstücke liegen in dem Lokalmuseum zu Alsenborn. Nach den Gefäßen und den Bronzeringen gehören sie zum Teil der Hallstatt-Periode an.

Schließlich noch ein Wort über die Beweggründe für Errichtung dieser zahlreichen Tumuli in einer jetzt schwach bewohnten Gegend. Am Daubenborner Hof, am Fröhner Hof und sonst in der Gegend finden sich mitten auf dem unteren Hauptbundsandstein, den Trifelsschichten (von Gümbel: Blatt Speyer der geognostischen Karte des Königreichs Bayern mit 92a bezeichnet) Inseln eines gelbroten Lehmes (62), der außerordentliche Fruchtbarkeit entwickelt. Außerdem ziehen gerade hier von den Rändern des Hartgebirges durch die Kaiserslauterer Senke bis zur Saar mindestens zwei uralte Straßenzüge, die zwischen Hochspeyer, Neunkirchen und Enkenbach vom Zuge der Königsstraße am „Zollstock" und am „Harzkopf" geschnitten werden. Ackerbau, dessen Vorhandensein die oben erwähnten Ackerbreiten der Vorzeit bezeugen, und Handel, von dem Lederpanzer und Gürtelbleche etruskischer Art sprechen, bildeten die Grundlagen, auf denen sich seit der Bronze-, insbesondere der Hallstatt-Periode hier auf rauhen Hochflächen Ansiedelungen gebildet haben, deren deutliche Niederschläge Spaten und Auge für die Heimatkunde entdecken und feststellen.

Neustadt a. H. Dr. Mehlis.

Die Gefahren der X-Strahlen.

Daß die X-Strahlen bei zu häufiger oder zu langer Einwirkung auf die Haut dort heftige Entzündungen verursachen können, die die besondere Eigenschaft haben, daß sie schwer zur Heilung zu bringen sind, ist längst bekannt. Wie der Täglichen Rundschau aus London geschrieben wird, hat ein dort bekannter Arzt an seinem eigenen Leibe ebenso unheimliche wie für die ganze medizinische Welt bemerkenswerte Beobachtungen gemacht. Er war einer von den ersten Aerzten, die mit Röntgen-Strahlen kurz nach ihrer Entdeckung zu arbeiten begannen. Anfangs schützte er sich gegen die Einwirkung der Strahlen auf seine Hände durch Handschuhe von feinem, dunklem Leder, aber später ließ er diese weg und setzte seine Hand täglich den Strahlen aus. Eines Tages merkte er, daß seine Fingerspitzen die Empfindung verloren und anfangs glaubte er, das sei ein Vorbote einer allgemeinen Lähmung oder eines Schlaganfalles, aber bald sah er, daß sich an den empfindungslosen Stellen Geschwüre bildeten. Während er diese Tag und Nacht sorgsam behandelte, kam die Empfindung wieder und mit ihr ein heftiger Schmerz. In kurzer Zeit breitete sich eine Art von Ausschlag über die ganze Hand aus; obwohl erst einige Finger — stück- und gliedweise — abgenommen wurden, war der Gang der Krankheit nicht mehr aufzuhalten — und heute sieht der Mann am ganzen Leibe aus wie ein Aussätziger. Er kann das Haus nicht mehr verlassen und sieht sein Ende mit qualvoller Gewißheit vor Augen, ohne daß er etwas zur Linderung seiner Schmerzen oder zur Aufhaltung der „Verbrennung" tun könnte.

Röntgenstrahlen-Operateure in fast allen größeren Krankenhäusern Londons — Guys, St. Thomas's, King's College und im London Hospital —, wo die Erfindung stets nur denen zugute kam, die nicht einen Pfennig für ihre Behandlung ausgeben konnten, sind mit demselben schrecklichen Uebel behaftet. Ein sehr bekannter Arzt, Dr. H. Edwards am städtischen Krankenhause in Birmingham, teilt das Schicksal seiner obenerwähnten Berufskollegen und aus einer Beschreibung, die er vor einigen Tagen an eine medizinische Zeitung schickte, geht hervor, wie qualvoll das Leiden sein muß. Dabei ist er fest überzeugt, daß die Krankheit völlig unheilbar ist. „Es ist eine der schmerzhaftesten und entstellendsten Krankheiten," sagt er in seinem Artikel, „die zu beobachten ich je das Unglück hatte, und obwohl sie bei dem jetzigen Stande der Wissenschaft mit ziemlicher Sicherheit zu vermeiden ist, so scheint doch wenig oder gar keine Hoffnung für diejenigen vorhanden zu sein, die ihr einmal zum Opfer gefallen sind."

Ein anderes Opfer, Dr. Pitkin, sagt, die menschliche Sprache sei nicht imstande, die Leiden zu beschreiben, die er erduldet habe, — „ich hatte das Gefühl, als wenn meine Hände in Flammen ständen, oder als steckten sie voller beißender und stechender Insekten . . ."

Auch die Hersteller der Geräte für die Operationen mit Röntgenstrahlen sind von der Krankheit nicht verschont geblieben. Ein gewisser Harry Cox leidet seit Jahren, nicht so schlimm wie die Aerzte, denn er ist vorsichtiger gewesen, aber auch seine Hände sehen aus wie die eines Aussätzigen, und kein Arzt kann ihm Heilung bringen, und nachdem er zwei Jahre hindurch den Apparaten vollkommen fern geblieben ist, hat er nur feststellen können, daß das Uebel so gut wie gar keine Fortschritte gemacht hat.

Kleinere Mitteilungen.

Medizinische Gedenkfeier. Am vergangenen Montag waren 100 Jahre vergangen, seit der Schöpfer der modernen Chirurgie, Franz Schuh, der Begründer und erste Vorstand der chirurgischen Klinik zu Wien, in dem niederösterreichischen Städtchen Scheibbs geboren wurde. Aus diesem Anlaß feierte der jetzige Vorstand dieser Klinik, Professor Dr. Julius Hochenegg, das Andenken des Genannten mit einer internen akademischen Festansprache, in der er die Studierenden auf die vorbildlichen Eigenschaften Schuhs hinwies und seine Wirksamkeit in folgenden Worten kennzeichnete: „Der Chirurg vor Schuh mußte ein guter Anatom und manuell geschickt und flink sein, sein Arbeitsgebiet war seit Jahrhunderten das gleiche, streng begrenzte. Mit allen diesen, jede weitere Entwicklung der Chirurgie hemmenden Gepflogenheiten brach Schuh vollkommen, und auf ihn ist die Wandlung der alten handwerksmäßig betriebenen Chirurgie zu einer alle Behelfe der Physiologie, pathologischen Anatomie, sowie internen Medizin verwertenden wissenschaftlichen Chirurgie zurückzuführen, deren Arbeitsfeld von nun an unbegrenzt in steter Entwicklung und Ausbildung erschien. Hierin liegt Schuhs Bedeutung und Hauptverdienst. Hierdurch ist Schuhs Name für ewige Zeiten mit der Geschichte der Chirurgie verknüpft." Professor Hochenegg begab sich dann, von seinen

Hörern begleitet, zu der Statue Schuhs im Hofe des Allgemeinen Krankenhauses und legte am Sockel derselben einen Kranz nieder.

* Die Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung hat, wie uns mitgeteilt wird, beschlossen, Jeremias Gotthelfs „Uli der Knecht" in 750 Exemplaren anzukaufen, um das Buch an kleine Volksbibliotheken in Deutschland, Oesterreich und der Schweiz zu verteilen. Beiträge dazu werden in jeder Höhe gern entgegengenommen von der Schweizerischen Volksbank — Bern und ihren Zweiganstalten — und von der Kanzlei der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung in Hamburg-Großborstel.

* Die 200jährige Wiederkehr des Todestages John Lockes wird am Freitag, den 28. d. M., von der Britischen Akademie durch eine Sitzung gefeiert werden. Es werden dabei die Mitglieder der Akademie Prof. A. Campbell Fraser über „John Locke als Faktor im modernen philosophischen Denken" und Sir Frederick Pollock über „Lockes Lehre vom Staate" sprechen.

Bü. Archäologisches aus Griechenland. In Ano-Karyes (drei Stunden von Megalopolis-Sinano in Arkadien) hat der Ephoros der Altertümer Kuruniotis das Hippodrom, die Tempel des Pan und des Apollon und eine Opferstätte durchforscht, um die herum viele kleine und größere versteinerte Tierknochen, aber auch verstümmelte Bildwerke gefunden wurden. — Die Herren Dr. Curtius und Fichtner aus München haben nach zweimonatiger Unterbrechung eben jetzt die Grabungen für die Münchener Glyptothek am Aphroditetempel auf der Insel Aegina wieder aufgenommen. Reste prähistorischer Gebäude wurden aufgedeckt.

Hochschulnachrichten.

* **Berlin.** Der ausgezeichnete Philolog der hiesigen Universität Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Franz Vahlen feiert am heutigen Tage das 50jährige Jubiläum als akademischer Lehrer. Er ist am 20. Oktober 1854 als Privatdozent in den Lehrkörper der Universität Bonn, seiner Vaterstadt, eingetreten.

* **Halle.** Mit einer Habilitationsschrift über „Die Ermittlung der Forstdüngerfrage" und einer Probevorlesung über den „Einfluß des Waldes auf das Klima" hat sich der Forstassessor Dr. Alfred Henze in der philosophischen Fakultät habilitiert.

* **Leipzig.** Ein Jubiläum Professor Dr. Wilhelm Stiedas ist in die Zeit der Universitätsferien gefallen und deshalb unbeachtet geblieben. Professor Stieda hat nämlich am 14. September sein 25jähriges Jubiläum als ordentlicher Professor begangen. An diesem Tage war ein Vierteljahrhundert verflossen, seitdem Stieda zum ordentlichen Professor an der Universität Dorpat ernannt worden ist. Von Dorpat wurde er 1882 in das Statistische Amt des Deutschen Reiches nach Berlin berufen; 1884 wurde er ordentlicher Professor in Rostock und 1898 erhielt er die Berufung an die hiesige Universität.

* **Wien.** Der Professor in der juristischen Fakultät Dr. Leopold Pfaff wird in diesem Wintersemester aus Gesundheitsrücksichten nicht lesen.

* **Prag.** An der deutschen Technischen Hochschule hat sich Dr. techn. Karl Zaray als Privatdozent habilitiert.

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

A. Luntowski: Beobachtungen eines Beobachteten. Einiges zur Kritik der Bildung und Erziehung in unseren Lehrerseminaren. Leipzig 1904. Walther Rohmann. 43 S. — Julius Werner, Pfarrer an der Paulskirche zu Frankfurt a. M.: Johann Eberlin von Günzburg. Ein reformatorisches Charakterbild aus Luthers Zeit für die Gegenwart dargestellt. Zweite völlig umgearbeitete Aufl. Heidelberg 1905. Karl Winter. 80 S. — Dr. jur. Hans Blumenthal, Gerichtsassessor: Die politischen Einrichtungen der Vereinigten Staaten von Amerika. (Union und Imperium.) Berlin 1904. Franz Vahlen. 108 S. — James Greenfield, Doktor der Staatswissenschaften: Die Verfassung des persischen Staates nebst einem Anhang über Gesetze, Bildungswesen, sanitäre und wirtschaftliche Zustände im heutigen Persien. Ebenda 1904. 353 S. — Arthur Bonus: Vom Kulturwert der deutschen Schule. Jena u. Leipzig 1904. Eugen Diederichs. 71 S. — Die Dichtung. Eine Sammlung von Monographien. Hersg. von Paul Remer. Buchschmuck von Heinrich Vogeler. (Band X: Mörike von Gustav Kühl. — Bd. XII: E. T. A. Hoffmann von Richard Schaukal. — Bd. XIII: Franz von Assisi von Hermann Hesse. — Bd. XV: Gabriele d'Annunzio von Alberta von Puttkamer. — Bd. XVI: Lenau von Leo Greiner. — Bd. XVII: Novalis von Willy Pastor. — Bd. XVIII: Walt Whitman von Johannes Schlaf.) Berlin u. Leipzig. Schuster u. Loeffler. — A. Bossert: Schopenhauer als Mensch und Philosoph. Autorisierte deutsche Bearbeitung, besorgt von Dr. Friedrich Norden. Dresden 1905. Karl Reissner. 383 S. — Lic. Friedrich Niebergall, Privatdozent in Heidelberg: Pastoraltheorie von Adolf Krauss, weiland Professor der Theologie in Strassburg. Durchgesehener Sonderabdruck aus dem Lehrbuch der praktischen Theologie. Tübingen 1904. J. C. B. Mohr. 273 S. — Otto v. Leitgeb: Bedrängte Herzen. Novellen. Berlin 1905. Egon Fleischel u. Co. 261 S. — Baumann: Christus. Ein Schauspiel in fünf Aufzügen und zwei Vorspielen. Dritte Aufl. Berlin-Charlottenburg 1904. Verlag im Goethehaus. 176 S. — Dr. phil. Eugen Hühn, Pfarrer in Heiligen bei Orlamünde: Hilfsbuch zum Verständnis der Bibel. (1. Heft: Die Bibel als Ganzes. — 2. Heft: Das Alte Testament nach Inhalt und Entstehung.) Tübingen 1904. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 132 S.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Jahrgang 1904. München, Freitag, 21. Oktober. Nummer 242.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Die Ferialkurse in Salzburg.

Ein Rückblick.

Salzburg ist die Stadt der Gegensätze und darin liegt nicht zum wenigsten ihr Reiz. Im Westen die weite bayerische Ebene, im Süden der mauerartige und doch vielfach zerrissene Abschluß durch die Kalkalpen, im Osten und Norden eine wellige Hügel- und Mittelgebirgslandschaft, „aber der reizende Streit löset in Anmut sich auf“. Die historischen und kulturellen Gegensätze sind nicht minder scharf ausgeprägt. Die mehrhundertjährige geistliche Herrschaft (bis 1803) hat der Stadt ein unverwischbares Gepräge verliehen, so daß die Hauptstadt des allein noch reinen deutschen Kronlandes als einzige deutsche Stadt mit italienischem Charakter erscheint, der ihr durch die architektonischen Liebhabereien seiner Fürsten verliehen wurde, von denen einige alles Ernstes daran dachten, ein „deutsches Rom“ aus ihr zu machen. Und in diesem uralten Zentrum geistlicher Kultur, dessen Zitadelle zum Teil bis in die Zeiten des Investiturstreites zurückreicht, trat uns in diesem Sommer schon zum zweitenmal eine Schöpfung der neuesten Zeit vor Augen, eine Sommeruniversität, die von den verbündeten Kräften Oesterreichs und Deutschlands einstweilen als passagere Befestigung errichtet und daher, als sie ihren Zweck erfüllt, wieder abgebrochen wurde, hoffentlich aber in nicht zu ferner Zeit in ein permanentes Werk umgewandelt werden wird.

Vom internationalen Publikum, das im Hochsommer Salzburg durchflutet, hob sich die Teilnehmerschaft an den Hochschulkursen deutlich ab. Diese hatten heuer ein Präludium im Historikertage, der schon eine beträchtliche Zahl von Hochschullehrern in unserer Stadt vereinigte, von denen einige auch bei den Hochschulkursen mitwirkten, die sofort nach Schluß des historischen Kongresses (4. September) einsetzten. Wie im Vorjahre, fanden die Vorlesungen teils im Marmorsaale des Mirabellschlosses statt, in welchem ein Relief des Erzbischofs Wolf Dietrich mit strafendem Blicke auf die verruchten Ketzer herniederblickte, teils im Zeichen- und Turnsaale der nahegelegenen städtischen „Andrä-Schule“, da diese Räume ein größeres Auditorium fassen konnten. Und so pendelte man von dem einen zum andern und genoß das akademische Viertel, das zu allseitigem Nutz und Frommen genau eingehalten wurde.

Das Auditorium war bunt gemischt und an sich eine Sehenswürdigkeit. Die einheimische Bevölkerung — zu Salzburgs Ehre sei es gesagt — stellte ein starkes Kontingent: Aristokraten, Beamte, Lehrer, Künstler, Industrielle und zahlreiche Damen, jung und alt, fanden sich pünktlich ein, auch wenn die Vorlesung um 7 Uhr morgens begann und die Wiesenflächen des Mirabellgartens noch vom nächtlichen Tau glitzerten. Die bunten Farben im Auditorium lieferten die Studenten mit ihren Bändern und Mützen, heuer zahlreicher vertreten als im Vorjahre. Im ganzen waren über 600 Hörer inskribiert.

Als besonders charakteristisch ist zu erwähnen, daß von den Dozenten selbst nicht wenige als Hörer bei ihren Kollegen erschienen, daß z. B. der begeisterte Interpret Richard Wagners (Dr. Petsch von Würzburg) die Erörterungen Dr. v. Belows (Tübingen) über „Probleme der Wirtschaftsgeschichte“ mit ebenso großem Interesse verfolgte wie die Auseinandersetzungen Dr. v. Wettsteins (Wien) über „Deszendenzlehre und Darwinismus“. Es war der Studentenschaft dadurch ein nachahmenswertes Beispiel gegeben, daß die intensivste Fachgelehrsamkeit nicht in Fachsimpelei auszuarten braucht und daß es auch außerhalb der Grenzpfähle der umschriebenen Fachwissenschaft Dinge gibt, für die sich jeder interessieren soll und muß, wenn er sich in Wahrheit der universitas literarum hingegeben hat. Und bei dem Zuhören allein ließen es viele der Hörer und Hörerinnen nicht bewenden. Es wurden auch fleißig Notizen gemacht und nach dem Schlusse der Vorlesungen eifrig gefragt und berichtigt, auch die Dozenten um nähere Aufschlüsse und Literaturangaben ersucht, und so entwickelte sich gleich in den ersten Tagen ein reger Wechselverkehr zwischen Lehrern und Lernenden in und außer dem Hörsaale, wie er sich an einer großen Universität in einer Reichshauptstadt nimmer entfalten kann.

Wir haben zwar in Oesterreich einige kleinere Universitäten, allein die nationalen und politischen Gegensätze drängen sich überall so sehr in den Vordergrund, daß jenes engere gemütvolle Verhältnis, das auf den kleineren reichsdeutschen Universitäten besteht, nirgends aufkommen kann. In Salzburg wäre dies am ehesten denkbar, da schon die Basis, auf der die Gründung erfolgen würde, ein innerlich einheitliches Auditorium und ein ebensolches Professorenkollegium bedingen würde, abgesehen von der national völlig und politisch so ziemlich einheitlichen Bevölkerung der Stadt.

Daß das letztere auch wirklich der Fall ist, zeigte sich zum Beispiel am Begrüßungsabend am 4. September. Die Bürgerschaft Salzburgs war weit zahlreicher vertreten als bei dem gleichen Anlaß im Vorjahre, und es scheint auch in diesen Kreisen die Erkenntnis durchgedrungen zu sein, daß nicht bloß bei geschäftlichen Abwicklungen, sondern auch auf dem wissenschaftlichen Gebiete die Marke etwas bedeutet und es nicht gleichgültig ist, von welcher Firma man wissenschaftliche Erkenntnis bezieht. Daher erklärt sich auch die begeisterte Aufnahme, die Felix Dahn fand: in dem großen Saale des Kurhauses, der speziell für seine Vorlesung („Die ältesten Rechts- und Kulturzustände der Germanen“) zum

Hörsaal adaptiert worden war, feierte man stürmisch nicht bloß den großen Gelehrten und Dichter, der uns seinerzeit für Teias und Totilas nicht minder als für Felicitas begeistert hatte, sondern vor allem den trotz seiner weißen Haare noch immer jugendfrischen Vorkämpfer des Deutschtums, der in Königsberg und Breslau die Bedeutung und schwierige Stellung einer Ostmark aus eigener Anschauung kennen gelernt hat und in seinem diesjährigen Kolleg entsprechende Accente anzubringen verstand, die denn auch vom Auditorium richtig aufgefaßt wurden.

Ueberhaupt bestand zwischen den Vortragenden und der Hörerschaft ein inniger geistiger Kontakt; wurde von jenen eine Saite angeschlagen, so fand sich bei dieser auch immer der Resonanzboden. Es läßt sich übrigens nicht leugnen, daß das Programm der Vorlesungen eine politische Spitze enthielt, wenngleich Professor Dr. Ziegler (Straßburg) mit vollem Rechte erklären konnte, daß die Professoren keineswegs in der Absicht nach Salzburg gekommen wären, um Politik zu treiben. Kaufmann (Breslau) las „Ueber die revolutionäre Bewegung in Deutschland 1848—1849“ und entfesselte stürmischen Beifall, als er darauf hinwies, daß die Führer der Bewegung in Oesterreich größtenteils aus geistlichen Anstalten hervorgegangen seien und diese sich daher als ohnmächtig erwiesen hätten, dem Geiste der Zeit trotz Metternichschen Polizeiregiments Einhalt zu gebieten. Morf (Frankfurt) behandelte „Die französische Aufklärungsliteratur (besonders Voltaire, Diderot, Rousseau)“ und entwarf ein drastisches Bild von den Zuständen und Anschauungen, die während des absoluten, frömmelnden Königtums geherrscht. Ziegler las über „Die Philosophie des 19. Jahrhunderts im Zusammenhange mit den geistigen Strömungen“ und legte die Fäden bloß, die zwischen katholisierender Romantik und der Reaktion des Absolutismus gesponnen wurden. Petsch (Würzburg) verfolgte in seinem Kolleg „Die Weltanschauung und das Kunstwerk Richard Wagners“ die Beziehungen zwischen dem Dichterkomponisten und dem Christentum und gelangte bei der Analyse des „Parsifal“ zu dem Schlusse, daß dieser alles andere eher sei als eine Verherrlichung des romantischen Katholizismus. Wettsteins (Wien) Vorlesung „Der heutige Stand der Deszendenzlehre“ gipfelte in dem Satze, daß die Deszendenzlehre selbst allgemein angenommen sei, wenngleich die Versuche, sie zu erklären, noch problematisch seien und speziell die Selektions- und die Anpassungstheorie keineswegs genügten. Die genannten Kollegien, neben denen manche ganz unverfängliche, wenn auch wissenschaftlich ebenso bedeutende, gehalten wurden, verschafften einen Einblick in die reichhaltige Waffenkammer, die den Vertretern und Vorkämpfern der freien deutschen Universität zur Verfügung steht, wenn es gilt, die Verfasser der „epistolae virorum obscurorum“ in ihren Epigonen zu bekämpfen.

Aus dieser Kampfesstimmung erwuchs auch das im September nach Schluß der Ferialkurse erschienene Buch „Der Salzburger Kulturkampf“ (Verlag des Hochschulvereins), in dem das ganze Material, das sich auf die heiß umstrittene Position der Salzburger Universität bezieht, mit archivalischer Akribie zusammengestellt erscheint. Der frohe Kampfesmut erklang auch aus der Rede des Landeshauptmanns Dr. Schuhmacher, als Prof. Ziegler am 11. September zum Rektor der Sommeruniversität inauguriert wurde. „Deutsch und frei“, das war die Losung, die mit Begeisterung aufgenommen ward. Das bedeutsamste Wort aber prägte Prof. Ziegler in seiner „Rektoratsrede“: „Die aus der Universität hervorgehenden Beamten und Lehrer sollen nicht gefügige Diener und bezahlte Mietlinge, sondern sich ihrer Freiheit bewußte Männer sein, sowohl nach oben als nach unten frei von jedem Byzantinismus. Aufrecht und stolz mögen sie, bloß ihrem Gewissen folgend, ihre Pflicht erfüllen. Aber auch freie, deutsche Studenten gelte es zu erziehen, die sich nur durch ihr Gewissen, durch die Ehre und Ehrenhaftigkeit gebunden fühlen.“

Als dann die Schläger blitzten und das „vivat Academia, vivant professores“ angestimmt wurde, da stand die alte Burschenherrlichkeit vor aller Augen und die Stimmung war vielleicht dieselbe wie bei dem Wartburgfest am 18. Oktober 1817. Schnürleiber, Zöpfe und Korporalstöcke wurden diesmal nicht verbrannt, obzwar sie auch heute noch sehr zahlreich existieren sollen. Ein Frühschoppen vereinigte am selben Vormittage noch Professoren und Studenten, während am Abend die vom Damenkomitee arrangierte Reunion stattfand, bei der auch die stärkst bemoosten Häupter es nicht verschmähten, mit den in landesüblichen Trachten gekleideten Salzburgerinnen im Reigen sich zu drehen. Von einem Gartenfest, wie es im Vorjahre so entzückend schön im Kurpark abgehalten worden war, nahm man diesmal wegen der allzu großen Kosten Abstand. Der intimere Verkehr zwischen Lehrern und Hörern ward jedoch auch durch einige Exkursionen gefördert, wie sie so leicht instruktiv und mit geringen Kosten nur von Salzburg aus unternommen werden können. So führte Prof. Frisch (Graz) seine Hörer nach Thalgau an der Salzburg-Ischler Bahn und dann über einen Höhenrücken in die Idylle am Fuschler See an der Salzburg-Ischler Poststraße, wo ein nie abgebautes Moor die ursprüngliche Moorflora in ihren interessantesten Formen aufweist. Prof. Birk (Prag) leitete einen Ausflug zur Besichtigung der Tauernbahn mit Besichtigung des Haupttunnels und aller Bauten der Salzburger Seite, Prof. Much (Wien) eine prähistorische Exkursion nach Oberndorf, Wachtberg und Nußdorf im Gebiete des Unterlaufs der Salzach; Archivdirektor Schuster (Salzburg) eine siedlungskundliche Exkursion nach Lamprechtshausen, Franking und Wildshut, ebenfalls im Gebiete des unteren Salzachlaufes.

Am 17. September wurde zu Ehren der scheidenden Professoren im Stieglbräukeller das Abschiedsfest veranstaltet. In der Abschiedsrede, die Professor Ziegler hielt, hob er die soziale Bedeutung der Sommerkurse hervor und schloß mit den Worten: „Die Sommeruniversität von 1904 ist tot, es lebe die von 1905.“

Nun ist es Herbst geworden, das Laub fällt leise von den Bäumen und immer dichter lagern sich die Nebelschwaden über Wies und Flur. Die Sommervögel sind von dannen gezogen und haben sich in alle Winde zerstreut und die Szenerie hat in Salzburg völlig gewechselt. Wir sprachen von der Stadt der Gegensätze: die Schatten der „Philosophal-Kurse“ haben sich herniedergesenkt und wo vor einem Monat die modernste Wissenschaft verkündet wurde, da herrscht jetzt Willmann, Thomas von Aquin und die Scholastik — Barbara, Celarent etc.

X. Y.

George Frederick Watts.

Von Frank E. Washburn Freund.

(Schluß.)

Sein ganzes Leben und seine ganze Kunst stellte Watts in den Dienst jener ihn so tief bewegenden Mysterien, denen er eine neue Gestalt, eine von allen Beschränkungen einer Religion oder Philosophie freie Form geben wollte, so daß jeder Mensch, jetzt und zu allen Zeiten, sie verstehen, von ihnen im Innersten berührt und erhoben werden könnte, auf daß das Göttliche in ihm erwache und spreche. Dem galt sein heißestes Ringen sein ganzes Leben hindurch. Sein letztes Bild, das er dieses Jahr noch in einer Galerie in London ausstellte, bewegte sich in diesen Bahnen: „Fortschritt“. Eines tut not! sagt es. Vergeßt das nicht, versäumt das nicht! Im golden strahlenden Himmel erscheint eine seiner Heldengestalten auf einem herrlichen weißen Roß: unten auf der Erde sitzt ein Graubart über seinen Büchern, ein reichgekleideter Mann zählt gierig seine Schätze, nur ein Jüngling sieht den Himmelsreiter und schaut hinauf zu ihm. — Im Watts-

Saal der Tategalerie finden sie sich vereint, all die heiligen Worte, die er durch seinen Pinsel gesprochen. Was die Menschen am Erreichen des Einen hindert: Geldgier, Sinnenlust, Streit, alles steht mahnend hier. Die großen Symphonien aber handeln von den drei größten Themen: Tod, Leben, Liebe. Er wird nicht müde, sie wieder und wieder zu gestalten, nichts genügt ihm, immer von neuem wieder greift er zum Pinsel. Der Tod ist ihm bald ein schönes, schwindendes Weib, bald eine hohe, herrliche, unaufhaltsame Gestalt, eine Richterin, vor der alle Sterblichen zu erscheinen haben, vor der alle Masken, alle Abzeichen fallen. Analysieren wir eines dieser Bilder, um zu zeigen, wie Watts diese Themen künstlerisch zu meistern weiß, wie ihm dabei alle Mittel seiner Kunst: Leinwand, Linie, Farbe, Licht, selbst die Form des Bildes (zum Beispiel die Rundform im „Schlummer der Zeiten") zur Suggerierung des ewigen Kreislaufs von Werden und Vergehen dienen müssen, wie nichts um seiner selbst willen, alles nur des Ganzen wegen da ist, und dadurch eine Vollendung des Kunstwerks erzielt wird, die, ohne selbst sich als solche aufzudrängen und dadurch den Beschauer abzulenken, diesen ganz in den Bann des Werkes zieht. Ein kranker Mann, der viel gelitten, liegt im Dämmer einer hellen Nacht auf dem Balkon seines Hauses, unter ihm die stille Stadt. Ein Buch, eine Geige, ein Globus stehen vor dem Lager, Wissenschaft, Kunst irren durch den Weltenraum auf den Flügeln eigener Phantasie, sie helfen nichts. Den abgezehrten, nach Frieden und Ruhe begehrenden Kranken umgibt — ein Abbild seines Lebens — ein brandigrotes Gewand, unklar, verwirrend gehen die Falten desselben hin und her. Da tritt aus dem stillen Grünblau der milden Nacht eine hehre Gestalt: hoch ist sie aufgerichtet; still, ruhig die Züge des edlen, doch milde blickenden Gesichtes; ein Purpurgewand fällt in langen Falten an ihr herab; am Busen trägt sie ein Kind; ihr einer Arm ist gesenkt und mit dem Finger berührt sie den Kranken, der sich wie in hoffender Sehnsucht ihr zuwendet. Die tiefe, nie mehr gestörte Ruhe des nahenden Todes ist hier ausgedrückt durch die nirgends gebrochene Vertikale der Gestalt des Todes, die noch einmal in der hoch aufsteigenden Wand des Hauses zur Linken wiederholt ist. Dem psychologischen Zwang dieser zwei einander verstärkenden Linien, dazu dem Sinn dieses tiefen, ruhevollen Purpurs und der heiligen Mystik des Grünblau des Himmels vermag niemand zu widerstehen. Das ist der Tod, der Tröster. Er spricht wie bei Otto Ludwig: „Nenne mich erfüllte Sehnsucht, den Ruf deiner Lieben, die stille Abendfeier vor der Ruhe der Nacht. Nenne mich das stille Erbleichen der Sterne, eh' hervortritt ein schönerer Tag. Menschen nennen mich den Tod." Und der Kranke wird sprechen: „Sei mir willkommen." — Watts selbst schrieb unter das Bild die alten englischen Verse:

> Nach Mühen — Ruh';
> Nach stürm'scher Fahrt — des Hafens Hut;
> Nach Leben — Tod;
> Das tut gar gut.

Wie solch ein Werk allmählich gewachsen, ersieht man aus einem kleineren Bilde, das das gleiche Thema behandelt, in dem aber die Farben noch nicht derart gleichsam ihren Part im Orchester mitspielen, um den gewollten Eindruck hervorzurufen. Das Thema Tod behandelt Watts auch in einem Bilde, das in der Münchener Pinakothek sich befindet, wohl dem einzigen Bilde, das Deutschland von ihm besitzt. Es ist der „Selige Krieger". Ein Jüngling ist auf dem Felde der Ehre gefallen, sein Helm hat sich gelöst, ein Gesandter des Himmels erscheint in den Wolken und küßt ihn milde zu Tode. An Wordsworths Zeilen denkt man:

> Und während Todesschatten schon das Aug' ihm trüben,
> Veratmet im Vertrauen auf des Himmels Lieben
> Der selige Held! Und aller Kämpfer Ruhm
> Sollt sein ein gleiches, seliges Todestum!

Bei diesen großen symbolischen Darstellungen lag es Watts daran, wie ein Musiker durch seine Kunst gewisse Gefühle wach zu rufen, innere Glocken im Herzen zum Klingen zu bringen, ohne bestimmt umrissene gedankliche Vorstellungen zu erwecken. Das wäre der Tod seiner Kunst. Große, heilige Gefühle vom ewigen Aendern, vom Werden und Vergehen, der Unendlichkeit der Liebe, dem Nimmeraufhören der Hoffnung, der ewigen Stimme des Gewissens sollen im Menschenherzen schwingen. Etwas von jenem geheimnisvollsten und heiligsten Weltenschweigen, von dem Maeterlinck uns zu sprechen weiß, soll ins Herz einziehen und es zum Tempel der Gottheit gestalten. Drum hüte man sich vor diesen Schöpfungen vor allzu genau festliegenden Interpretationen. Sie werden immer zum gesammelten Beschauer sprechen, ihm Großes, Edles, Tiefes geben. Ob Einzelheiten in ihnen von verschiedenen Beschauern so oder so aufgefaßt werden, was verschlägt's! Erklärungstafeln bedürfen die Bilder nicht, auch keiner Titel. Bedürften sie ihrer, sie richteten Watts' Prinzip. So aber geht es uns mit ihnen wie mit Beethovenschen Symphonien, wir tun unsere Seelen auf, weit auf und lauschen. Daß sie ihren ganzen Gehalt nicht gleich beim ersten Schauen des Auges und Lauschen der Seele geben, kann nicht verwundern oder gar gegen sie ins Feld geführt werden. Wer faßte die Sixtinische Decke, wer das Jüngste Gericht in der Sixtina beim ersten Blick in all ihren Tiefen? Wer verstand beim ersten Lesen oder Hören einen Hamlet? Erobert, errungen wollen auch diese Werke sein, wie alle großen Schöpfungen. Kommentare zu ihnen, die sich ja genugsam in allerlei Werken über Watts finden, mögen ganz gut und nützlich sein, so wie etwa ein Kommentar zu Dantes Komödie; sie können manches erklären, an das tiefste Wesen der Werke können sie nicht heran. Und sprechen wird dieses nur zu denen, denen es selbst schon aus der Seele dringt.

Dem Tod ist das Leben nicht entgegengesetzt, denn der Tod ist die Frucht des Lebens, in den dieses wieder zurücksinkt in ewigem Wechsel. Aber so lange das Leben, der Tag währet, da rühre sich der Mann! Das verkünden all seine stolzen, kraftvollen Jünglingsgestalten, die, ihr Ziel fest im Auge, vorwärtsschreiten oder auf ihrem Roß sprengen, denn dem ewigen Richter haben sie später Rechenschaft über ihr Tun abzulegen. In vielfachen Variationen finden wir dies Thema von ihm behandelt, am großartigsten aber wohl in seiner nach fast zwanzigjähriger Arbeit erst kurz vor seinem Tode vollendeten gewaltigen Reiterstatue der „Energie", die als Standbild auf dem einsamen Grabhügel Cecil Rhodes' in Südafrika, auf den Matoppo-Hügeln sich erhebt und nordwärts in die weite, zu erobernde Ebene hinausschaut. Auf einem gewaltigen Roß sitzt ein schlanker, kraftvoller, nackter Jüngling, ohne Sattel, ohne Steigbügel. Weit lehnt er sich nach hinten zurück, beschattet das Auge mit der Hand und schaut auf das vor ihm liegende Ziel weit, weit hinaus. Sein Roß hat eben den Gipfel eines Hügels, der in dem Piedestal der Statue angedeutet ist, erklommen; es möchte weiter in sausendem Galopp; die Hinterbeine legen aus, die Flanken sind eingezogen, alles drängt nach vorne, und die kraftvollen Schenkel des Jünglings pressen es vorwärts; Bewegung in beiden in jeder Faser! Aber mit seiner anderen Hand reißt der Reiter sein Roß noch für einen Moment, wie unbewußt, zurück; er späht noch einen Augenblick hinaus, im nächsten schon werden sie dahinjagen, der Sonne, der strahlenden, entgegen. Ungeduldig hebt das Pferd das linke Vorderbein, das rechte hat der Reiter durch sein Reißen am Zügel auf den Boden gezwungen. Die Behandlung ist in allem großzügig; große, mächtige Flächen, kein Aufhalten bei Kleinigkeiten, die vom Gesamteindruck, dem allein gewollten, ablenken könnten; Natur, aber wie immer bei ihm von allem Zufälligen befreite, große Natur. Diese Statue stellt sich würdig den drei gewaltigen Reiterstatuen an die Seite, die wir alle kennen, Donatellos Gatamelata, Verrocchios Colleoni und Falconets Peter dem Großen. Zwei Schwierigkeiten vor allem sind bei jeder Reiterstatue zu überwinden, ihr wahres Ueberwinden macht eine solche Statue zu einem großen Kunstwerk. Es ist einmal das Beherrschen des Tieres, des an sich physisch stärkeren, durch den Reiter;

man weiß, wie die beiden Italiener dies gelöst: durch die geistige Macht ihrer Krieger, der das Pferd gehorcht. Bei Falconets Peter ist dies dadurch noch dramatischer zum Ausdruck gelangt, daß der Reiter das unwillige Roß seinem Willen unterwirft. Dieses Moment findet sich auch bei Watts. Er aber, der eine Idealgestalt darstellt, konnte auch noch das Mittel der Antike, die Vergrößerung der Menschengestalt in solchen Gruppen, zur Anwendung bringen, wenn er das auch nur mit weiser Mäßigung getan hat. Die zweite Schwierigkeit besteht darin, einer solchen Gruppe bewegliches Leben einzuhauchen. Hier scheiterten die meisten. Den zwei Italienern gelang auch dieses im Rahmen des Gewollten, dem Willen des beherrschenden Reiters untertan, schreiten diese zwei Riesenrosse würdig daher, schwer genug, so daß man oft gesagt hat, sie zögen eine mächtige Last, nur in dem einen erhobenen Vorderfuß deutet sich freiere Bewegung an; aber es herrscht Bewegung und zugleich statuarische Ruhe und Größe. Wo es aber ein dramatisches Ueberwinden riesiger Hindernisse oder eine unaufhaltsam kommende Bewegung darzustellen galt? Falconet gab die statuarische Ruhe auf und ließ sein Pferd sich hochaufbäumen. Nun aber galt es, eine geeignete Stütze zu finden, die den Sinn der Bewegung nicht zerstörte. Er fand sie in dem Schlangenleib, auf den das Pferd tritt; die Schlange der Mißgunst, die allem Großen sich entgegenstellt. Watts, der den besten dramatischen Moment, wie öfters auch in anderen Schöpfungen, gewählt, hier den kurz vor dem sieghaften Dahinsprengen, dem geistigen und körperlichen Sammeln aller Kräfte, den Moment, wo jede Fiber angespannt ist, konnte keine festhaltende Stütze gebrauchen. So ließ er das ungeduldige Pferd so scharf zügeln, daß es für eine Minute nur den rechten Vorderfuß auf die Erde stellen muß, auf dem nun, da die Hinterbeine schon zum Galopp auslegen, die ganze Wucht des Körpers ruht, so daß alle Macht des starken Fußes dazu gehört, dieses Gewicht zu tragen. So ging geistiges Wollen und technisch künstlerisches Ausführen auch hier die wunderbarste Vereinigung ein, die Watts' Werke so oft zu so vollendeten machen. Was Watts durch den gewählten Moment aber noch vor Falconets Gruppe voraus gewann, war bei all der Bewegung, die in der seinen lebt, eine gewisse statuarische Größe, ja Ruhe im ganzen. — Die beiden Italiener stellten die mächtige Kraft des gereiften, unbeugsamen Mannes dar, gegen die nicht aufzukommen ist: Falconet einen seiner Persönlichkeit und seines Wollens bewußten, gewaltigen Herrscher, Watts den Menschenjüngling voll Kraft und Mut, voll Hoffen und Wagen, der in der Frühe seines heiligen Morgens hinausstürmt ins Leben, das er erobern will. Es kann nicht wundernehmen, daß Watts, der sich aus einer Seelenverwandtschaft heraus Phidias zum Meister erkor, sich nicht mit gemalten Reiterbildern zufrieden gab. Er rang um diese Statue, für die eine frühere, auch großartige, gleichsam die Vorstufe bildete, durch viele, viele Jahre, bis er auch sie gezwungen. Interessant ist es, wie auch Watts, der sein ganzes Sein und Wollen in seiner Kunst zum Ausdruck bringen wollte, sich nicht mit der Uebung einer Kunst begnügte, sondern wie ein Michelangelo zum Ton griff, um darin Gestalten zu formen, deren Wucht und Größe des Malers Kunst nicht wiederzugeben vermochte.

Was aber wäre das Leben ohne die Liebe? Doch nur ein tierisches Dahinleben, dem der Mittelpunkt, dem die Beseelung fehle! Diesen Gedanken drückt sein Bild „Leben und Liebe" aus, in dem die Liebe in Gestalt eines schönen nackten Jünglings mit schützenden Fittigen das Leben, ein zartes, seiner selbst nicht bewußtes, schwankendes nacktes Mädchen, hinauf geleitet zu den Höhen eines edleren, reicheren, vertiefteren Daseins.

Man beachte übrigens, daß hier wie in vielen seiner idealen Bilder seine Gestalten nackt erscheinen. Watts gilt ja in England als einer der besten „Fleischmaler", aber, was er selbst betonte, „Keuschheit ist ihr Kleid" (Tennysons Ballade von der nackt durch die Stadt reitenden Gräfin Godiva von Coventry, die auch Watts in einem künstlerisch hochbedeutenden Bilde behandelt hat). Eine Wiederholung des „Leben und Liebe" schenkte Watts der amerikanischen Nation, deren Prüderie aber das Nackte nicht vertragen konnte. Das Bild mußte daher in ein privates Zimmer des Weißen Hauses gehängt werden, um die keuschen Augen der Damen der „Christian Temperance Union" nicht zu verletzen! Watts selbst sagte darüber: „Die Kunst durch Unterdrückung des Studiums des Nackten entmannen, ist Zimperlichkeit, nicht Feingefühl. Solche entmannte Kunst kann sich zu keiner höheren Empfindung aufschwingen." Er selbst gestand, er könne das Nackte selbst nicht in seinen idealen, ethischen Schöpfungen entbehren. Und so sprach und handelte der „moralischste" Künstler unserer Zeit und dazu noch ein Engländer!

Und das ist seine Liebe: Milde und Hilfsbereitschaft, Weisen und Führen zu Besserem, Schönerem, Höherem. Und wenn auch irdische Liebe in seinem „Tod und Liebe" dem Unaufhaltsamen umsonst sich entgegenstellt, die himmlische Liebe, die nimmer endet, triumphiert auch über den Tod. Noch in einem seiner späten Werke aus dem Jahre 1898, „Triumphierende Liebe", behandelt er dieses Thema: unten auf der Erde liegt das Leben, bewältigt vom Tode, der Geist der Liebe aber schwingt sich auf zum goldenstrahlenden Himmel. — Als Raffael einst von der Liebe reden wollte, stellte er Christus dar, wie er auf dem See predigt, aber weniger die Gestalt selbst ist es, die die Liebe verkörpert, diese gibt sich viel mehr kund als ein magisches Etwas, das alle Hörer zu ihr hinzieht, und das durch geniale Linienführung zur Darstellung gelangt. In Rembrandts Guldenblatt ist es das der Gestalt Christi entströmende Licht, das sich bis in die Winkel des Raumes voller Elend liebend verbreitet. Geheimnisvolle Fäden hier und dort. Bei Watts hat die Liebe selbst Gestalt angenommen. So nehmen bei ihm alle moralischen und ethischen Errungenschaften des Menschengeschlechtes wie auch dessen böse Eigenschaften und all die hohen, ewigen Kräfte des Alls Gestalt an, aber nicht als tote Allegorien, mit denen mag er nichts zu tun haben, sondern als lebendes Wesen, wie die unbewußten Naturgewalten bei Böcklin Gestalt gewinnen und ein eigenes Leben führen.

Doch eigen geht es einem, steht man vor diesen seinen Bildern. Trotz der Höhe der Kunst, die viele von ihnen repräsentieren, man fühlt es, sie sagen es: der Mann, der das fühlte, war größer als der Künstler, der das schuf. Tiefen des Denkens und Ahnens waren in ihm, die keinen bildlichen Ausdruck zu finden vermochten. Vor all diesen Bildern überkommt es einen wie in schmerzlicher Trauer und Resignation, daß das Tiefste ungesagt geblieben, daß dies über die Kraft eines Menschen, ja eines Genius gehe, daß keinem ganz der Schleier des Geheimnisses sich hebt. Watts selbst war sich dieser Beschränkung voll bewußt, in seiner tiefen Bescheidenheit nannte er sich bloß einen Schüler in seiner Kunst. Diese Größe als Mensch aber und sein Ringen, sie zu Nutz und Frommen seiner Brüder zu werten, reiht ihn den Unsterblichen an. Er tat den Ausspruch: „Das heiße Verlangen nach Brüderlichkeit ist der tiefste Grund für die Unruhe der modernen Kulturmenschheit". Dies Verlangen nach Brüderlichkeit lag auf dem Grund seiner Seele, dafür hat er gerungen und gekämpft sein Leben lang gemäß seinem Motto: „The Utmost for the Highest", das Aeußerste für das Höchste.

Als man ihm im Paulsdome die Totenfeier hielt, durfte man mit Recht als Text die Worte wählen: „Nun ist des Wirkers Werk getan.".

Ein neues Zeugnis für den wahren Namen des Markgrafen Gelfrat.

In der Beilage zur Allgemeinen Zeitung (1900, Nr. 234) habe ich unter einem nicht von mir verschuldeten Pseudonym (Jahn statt John) den Beweis versucht, daß im Nibelungenliede Av. XXVI „Wie Gelfrât erslagen wart von Danowarte" der passive Hauptheld dieses Einschiebsels niemand anders als der bayerische Herzog Heinrich der

Zänker, der Neffe Kaiser Ottos I., sein könne. In den „Jahrbüchern des Deutschen Reiches unter Otto II. und Otto III." von Karl Uhlig (I, S. 94, Anm. 21) finde ich zu meiner Freude, daß diese Vermutung bei einem gelehrten Fachmann Beifall gefunden hat. Nunmehr glaube ich mit einer überraschenden weiteren Entdeckung eine merkwürdige Bestätigung für meine Annahme gefunden zu haben. Jener Markgraf Gelfrat wird außer im Nibelungenlied und im Biterolf im ganzen weiten Gebiete der Heldensage nur noch einmal erwähnt, und zwar in einer der dänischen Kämpeviser, die Raßmann (Die deutschen Heldensagen II, S. 112) übersetzt wiedergibt. Dort heißt es S. 113 von Hagen: „Ich erschlug König Geffred mit meiner eigenen Hand; Ich erschlug König Otte lin (oder nach einer anderen Lesart: Ottelin), das war so stark ein Mann. Da verlor ich meine Brünne gut in derselbigen Schlacht, Ich verlor auch meinen guten Hengst vor Troyen, wo wir lagen." Wie frei auch jene Lieder mit den sonst berichteten Zügen umspringen, — so ist zum Beispiel Hagens Mutter an die Stelle der Böjes träumenden Uwte, Siegfried an die Stelle Gunthers getreten —, so zeugen doch alle Umstände, der Tod des Meerweibes, die enge Verbindung Hagens mit Volker, die Aufforderung, die Schwerter in der Burg nach alter Sitte abzuliefern, und am allermeisten die Kenntnis des Namens Geffred, daß dieses Lied Bekanntschaft mit unserem süddeutschen Nibelungenlied zur Voraussetzung hat. Die Verwandtschaft mit der Hvenschen Chronik, welche sich ausdrücklich auf ein lateinisches Buch als Quelle beruft, läßt die Vermutung nicht zu kühn erscheinen, daß der Teil des Nibelungenlieds, welcher Kriemhilds Rache erzählte und nach Dänemark überleitete, wirklich in lateinischer Sprache abgefaßt war.

Von jenem König Otte lin oder Ottelin weiß nun allerdings weder Raßmann noch die übrige Heldensage etwas. Ganz natürlich! Es ist eben gar keine Person, sondern ein Patronymikon und niemand anders als Geffred selbst, der zwar kein rex, aber doch ein regius war, und der als Neffe zum Geschlecht des in Dänemark sehr wohlbekannten Kaisers Otto I. gehörte und darum mit Fug und Recht ein Ottelinge heißt. Für diese Identität spricht aber geradezu unwiderleglich, was Hagen von dem Verlauf dieses Kampfes zugesteht, daß er nämlich darin seine Brünne und seinen Hengst verlor. Oder sollte man darin nicht eine nur unwesentliche Abänderung sehen dürfen, was Av. XXVI von dem Ausgang des Zweikampfes zwischen Hagen und Gelfrat erzählt wird? Hier wird Hagen von jenem starken Manne aus dem Sattel gehoben, so daß er „von einem starken tjoste hinterz ors gesaz" und kläglich seinen Bruder Dankwart um Hilfe anrief, der ihn von dem sicheren Tode errettete (s. Av. XXVI; 1608—1614).

Das dänische Heldenlied stimmt sonach mit unserem süddeutschen Nibelungenlied darin überein, daß beide allein von einem Zweikampfe Hagens und Gelfrats und einem unglücklichen Ausgang des Kampfes für Hagen wissen, ein Abenteuer, das in der ganzen Heldensage bei diesem bis zu seinem Todeskampfe unbesiegten Manne so einzig dasteht, daß wir, wo es sich auch in der Sage erwähnt findet, schließen müssen, es handle sich stets um dasselbe Begebnis. Daraus ergibt sich zweierlei:

1. Das dänische Lied geht nicht auf niedersächsische Quellen allein zurück, sondern hat unmittelbar aus einer Erzählung geschöpft, die auf die Nibelungennot zurückgeht.

2. Die Tatsache, daß in der Nibelungennot ebendasselbe Ereignis von Gelfrat erzählt wird, welches im dänischen Lied von dem Ottelingen Geffred berichtet wird, dient meiner Vermutung über den wahren Namen jenes Pseudonyms trefflich zur Stütze, daß jener Markgraf Gelfrat eben jener Heinrich der Zänker, Kaiser Ottos Neffe, gewesen ist.

Die Hvensche Chronik mischt zwar wundersam Altes und Neues, Deutsches und Nordisches, stimmt aber in der Erzählung vom Tode des Wasserweibes, des Fährmanns, der engen Verbrüderung Hagens und Volkers ebenso mit den dänischen Heldenliedern, wie in der traurigen Behandlung Siegfrieds (gleich Gunthers) von seiten seiner Gemahlin, der trügerischen Einladung durch die Schwester, der gefährlichen Ueberfahrt und dem Kampf in zwei getrennten Burgen so mit dem Nibelungenlied, daß wir diese Partien der Chronik und der Lieder auf einen gemeinsamen oberdeutschen Ursprung zurückführen dürfen. Nun beruft sich die Chronik auf ein lateinisches, von Mäusen zerfressenes und zerrissenes Manuskript, aus dem sie am 26. und 27. März 1603 ausgeschrieben, das heißt doch wohl nur auszugsweise übersetzt sei. Der Stil der Chronik zeugt unwiderleglich durch seine latinisierenden Wendungen und eingestreuten lateinischen Worte für eine prosaische lateinische Vorlage. Vergleicht doch der halbgelehrte Autor Worniza, d. h. Worms, als Sammelpunkt aller Helden mit dem Olympos statt mit Olympia. Wenn nun auch unmittelbare Entlehnung der dänischen Sagengebilde aus der Nibelungennot wegen der Namensverwechslungen und willkürlichen Aenderungen nicht anzunehmen ist, so ist doch auf alle Fälle das Abenteuer Hagens mit Geffred-Ottelin nur einer oberdeutschen, schriftlichen und vermutlich gleichfalls lateinischen Arbeit entnommen. Denn die Episode mit Gelfrat gehört nach Tendenz und Geschichte dem Passauer Stifte an und ist in jene lateinische Nibelungennot zwischen 977 und 985 von Pilgrims Schreiber Konrad eingeschaltet worden, der dadurch seinen Herrn an dem gehaßten bayerischen Herzog Heinrich für alle von ihm erlittenen Unbilden boshaft, aber gründlich gerächt hat.

Wertheim a. M. Prof. John.

Bücher und Zeitschriften.

Der Aufenthalt Israels in Aegypten im Lichte der ägyptischen Monumente. Von Wilhelm Spiegelberg. Straßburg i. E. 1904. Schlesier u. Schweickhardt. 55 S. und 12 Abb.

Der Zweck dieser sehr lesenswerten Broschüre des Straßburger Aegyptologen, der wie wenige berufen ist, in dieser Frage mitzusprechen, wo extreme Ansichten zwischen der gänzlichen Leugnung des Aufenthalts Israels in Aegypten bis zur Buchstabengläubigkeit an die biblische Erzählung des Exodus variierten, ist in dem Titel ausgedrückt: Was lehren uns die ägyptischen Monumente von dem Aufenthalt Israels in Aegypten? Ich habe an dieser Stelle (Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 17. Juni 1903), als ich Mahlers Hypothesen (Journal of the Asiatic Society 1901), welche „die Regierungszeit Ramses' II. ausgerechnet Donnerstag, den 27. März 1335" als die Zeit des Exodus festzusetzen suchten, darlegte, auf die Wichtigkeit der Merneptah-Stele für die Exodusfrage hingewiesen. Daß auch sie in Spiegelbergs Deduktionen eine hervorragende Stelle einnimmt, ist selbstverständlich; war doch Spiegelberg 1896 selbst in Theben anwesend, als Flinders-Petrie dieses Dokument auf Stein fand, und hat dann an der Herausgabe der damals gefundenen Inschriften mitgearbeitet. So ist denn seine Abhandlung dem englischen Forscher zugeeignet. — Auch Spiegelberg kann bei dem geringen inschriftlichen und bildlichen Material, was ihm zur Verfügung steht, nur mit Hypothesen kommen. Aber eines ist doch jetzt, wenn auch die Aegyptologen über die Ansetzung des Datums des Exodus um hundert und mehr Jahre uneinig sind, sicher: durchaus als Sage wird der Aufenthalt Israels in Aegypten kaum mehr betrachtet. Spiegelberg kehrt zu der älteren Ansicht zurück, daß Merneptah, der Sohn Ramses' II., der Pharao des Exodus war. Den geschichtlichen Hintergrund der biblischen Erzählung vom Aufenthalte Israels in Aegypten skizziert der Straßburger Gelehrte folgendermaßen: „Unter den semitischen Stämmen, welche sich etwa im 17. und 16. vorchristlichen Jahrhundert — vielleicht im Gefolge der Hyksos — in Aegypten niederließen, befanden sich die Clans, welche im Lande Gosen, einem fruchtbaren Weidedistrikt des östlichen Deltas, Aufnahme fanden. Solange in der Blütezeit des ägyptischen Staates die Ostgrenze des Deltas sicher war, solange Syrien und Palästina die ägyptische Oberhoheit anerkannten, blieben die Gosenstämme im ungestörten Besitz ihres ägyptischen Wohnsitzes. Als aber unter Ramses II. die Lage des Reiches ernst wurde, begann die ägyptische Regierung die Fremdlinge zu beobachten und zu bedrücken. Da brachen unter Merneptah, dem Sohne und Nachfolger Ramses' II., von allen Seiten Gefahren herein, welche das ägyptische Reich an den Rand des Verderbens brachten. Im Süden empörten sich nubische Völkerschaften, an der Westgrenze des

Deltas erschien eine Koalition libyscher Stämme im Bunde mit abenteuerlichen Scharen von Seevölkern und wohl gleichzeitig brach in Syrien und Palästina ein großer Aufstand aus. Die hebräischen Stämme (Chabiri), welche schon im 14. Jahrhundert zur Zeit Amenophis IV. die palästinensischen Vasallen Aegyptens gefährdet hatten, benutzten die günstige Gelegenheit, um sich abermals im Bunde mit anderen aufständischen syrischen Vasallen gegen den Pharao zu erheben. Zu diesen hebräischen Stämmen, welche von Merneptah später besiegt wurden, gehörte auch der Stamm Israel, der möglicherweise mit den damals noch im Delta befindlichen Gosenstämmen Fühlung hatte. Mag die letztere Vermutung richtig sein oder nicht, jedenfalls benutzten die durch die harte Bedrückung erbitterten Gosenstämme die Notlage des ägyptischen Staates, um freien Abzug zu verlangen. Merneptah mußte sich angesichts der von allen Seiten drohenden Gefahren sowie auch aus anderen politischen Erwägungen fügen. Die Gosenstämme aber kehrten in ihr altes Stammland zurück und nahmen an den Kämpfen teil, welche Syrien und Palästina schließlich (um 1100 v. Chr.) von der ägyptischen Oberhoheit befreiten." — Ich verweise nochmals auf die oben zitierte Beilage vom 17. Juni 1903, in welcher ich fast alle die von Spiegelberg herbeigebrachten Momente und Monumente im Lichte der Mahlerschen Hypothesen betrachtet habe. Hypothese steht gegen Hypothese; vielleicht kommen bei der Untersuchung der zahlreichen Reste der Vorratshäuser aus der Zeit der Ramsenniden noch einmal deutlich sprechende Monumente zutage, welche der einen Hypothese den Sieg über die andere gewähren. Aber ob Ramses II. oder ein halbes Jahrhundert später Merneptah der Pharao des Exodus ist, Spiegelbergs Deduktionen sind eine wertvolle, sehr willkommen zu heißende Bereicherung der einschlägigen Literatur. Die Verlagshandlung hat für Druck und die gut gewählten Abbildungen das Möglichste getan.

M.

Geschichten vom lieben Gott. Von Rainer Maria Rilke. Leipzig 1904. Im Insel-Verlag. (Zweite Auflage.)

Rilkes „Geschichten vom lieben Gott" sind (mit etwas verändertem Titel) in zweiter Auflage erschienen — wohl ein Zeichen dafür, daß sie schon einen größeren Kreis von Freunden gefunden haben. Man darf sich darüber freuen; denn diese Geschichten verdienen die Gunst des lesenden und — denkenden Publikums. Sie sind der Ausdruck eines durchaus selbständigen, eigenartigen Erzählertalentes. Rilke ist in seiner Technik frei von aller konventionellen Mache. Er verliert sich aber nie in wirre Formlosigkeit, sondern erzielt gerade durch scheinbare Kunstlosigkeit der Komposition eine frische, lebendige Wirkung. Mit dem Inhalte seiner Geschichten ist Rilke nicht immer so glücklich. Ich möchte es weniger tadeln, daß die Wege seiner Gedanken manchmal gar zu sehr die dunklen Schatten aufsuchen, als hauptsächlich gegen einen Punkt meine Bedenken geltend machen: gegen die Darstellung des „lieben Gottes". Rilke denkt sich den lieben Gott in manchen seiner Geschichten als eine Art Himmelshauspapa. Dagegen wäre nun an und für sich gar nichts zu sagen, wenn nur diese Darstellung Gottes stilgemäß durchgeführt wäre. Aber da fehlt es! Rilke hat weder die Naivität der Anschauung, noch des Ausdrucks, die dazu nötig ist. Was bei einem Hans Sachs, was in einer Zeit primitiver, kindlicher Vorstellungen ungezwungen und natürlich herauskommt, wirkt bei einem modernen Schriftsteller gesucht, gekünstelt, unwahr. Wie raffiniert ist bei Rilke alles ausgedacht! Zum Beispiel die Vorstellung von den Händen Gottes; wie spitzfindig erklügelt ist der Unterschied, daß der liebe Gott zwar alles weiß, aber nicht alles sieht! Viele Züge und Aeußerungen des lieben Gottes sind im einzelnen geistreich erfunden, aber leider nur zu geistreich! Die Anschaulichkeit und Natürlichkeit der Darstellung wird dadurch stark beeinträchtigt. Die Geschichten, in denen der liebe Gott nicht in leiblicher Person uns vor Augen tritt, in denen nur sein Walten zu fühlen ist, sind die besten. Diese sind allerdings fast ausnahmslos von hervorragend künstlerischem und ethischem Werte.

Dr. Arnulf Sonntag.

Allgemeine Rundschau.

Deutschtum und deutsche Geschichtschreibung.

Jedes Zeitalter erzeugt eine eigene Geschichtsbetrachtung. Ueber das Stammeln der Chroniken, ihre Kriegszüge, Hungersnöte und Wunderzeichen sind wir längst hinaus. Der pragmatischen Auffassung hat Ranke den Garaus gemacht. Es folgte diplomatische und ökonomische Historik, aber auch der beginnt die Gegenwart zu entwachsen. Das Zeitalter steigenden Volksbewußtseins erfordert eine rassenmäßige und völkische Geschichtschreibung.

Erst in der allerjüngsten Zeit — so schreibt Dr. Albrecht Wirth (München) im jüngsten Heft der Deutschen Erde — hat man sich endlich dazu verstanden, klare Uebersichten über das Wachsen und Vordringen der Germanen zu geben. Aus dem Wust bisheriger Gelehrsamkeit war Ort und Zeitfolge germanischer Ausbreitung nur schwer zu gewinnen. Es mußte nun weiter daran gegangen werden, im besonderen die Wanderungen der Deutschen übersichtlich darzustellen. Sollte man es glauben, daß es noch nicht ein Werk, aber auch nicht ein einziges, gibt, das die deutsche Kolonisationstätigkeit in Bayern, Ungarn, Oesterreich, Nordostdeutschland, Böhmen, Siebenbürgen und den Ostseeprovinzen, ich will nicht sagen erschöpfend behandelte, sondern überhaupt nur diese weltgeschichtliche Siedelung im Osten zu dem Vorwurf eines einheitlichen Gemäldes nähme? Winke und Vorarbeiten liegen ausgezeichnete vor, wie die Studien, um von älteren zu schweigen, die in den letzten Jahren Lamprecht, Alexander v. Peez, Bachmann, Döberl veröffentlicht haben. Die dynastische Betrachtung, kraft deren das ganze Mittelalter, wie in dem großen Regestenunternehmen, in lauter künstliche Abschnitte, gleich den Regierungszeiten der einzelnen Kaiser, aufgelöst wird, hat es unmittelbar verhindert, daß eine völkische, eine umfassendere Betrachtungsweise aufkam. Immerhin sind wenigstens die Siedelungsvorgänge des Mittelalters zumeist recht gut und nicht selten bis in alle Einzelheiten erforscht. Ganz vernachlässigt werden dagegen die späteren deutschen Wanderungen, die in den gangbaren Reichsgeschichten entweder gar nicht oder doch nur mehr zufällig eine Erwähnung finden. Wer kümmert sich um die Deutschen, die Ende des 16. Jahrhunderts nach der Bukowina zogen?, um das starke deutsche Element in Finnland und Schweden?, um die Pfälzer in Limerick?, um die Volksgenossen, die mit den Holländern nach Delaware, nach dem Kap, nach Inselasien gingen? Höchstens daß die Auswanderung, die seit dem 18. Jahrhundert nach Südrußland sich wendet, und vor allem der große Volksabfluß nach Amerika von den Geschichtschreibern gewürdigt wird. Gerade in der jüngsten Gegenwart ist es ja allerdings, nicht zum mindesten durch das Verdienst des Alldeutschen Verbandes und der „Deutschen Erde", damit besser geworden. Allein wie viel bleibt nicht noch zu tun! Das Sammelwerk „Der Kampf um das Deutschtum" hat es sich ja nur zur Aufgabe gestellt, die gegenwärtigen Verhältnisse möglichst wahrheitsgetreu zu schildern, es will gewissermaßen zuverlässige Photographien von den „Deutschtümern" der verschiedenen Länder liefern, es lag nicht in seiner Absicht, auch über die Wirkungen deutscher Kultur Untersuchungen anzustellen. Wie groß diese Wirkungen sind, erhellt daraus, daß nicht nur halb Osteuropa durch Deutsche zum Christentum bekehrt worden ist, sondern daß bei den Letten und Esten, bei den Finnen und Litauern und in einem Teile Ungarns gerade der deutsche Protestantismus dauernde Anhängerschaft erweckt hat. Und heutzutage ist in ganz Nord- und Osteuropa, von Stockholm und St. Petersburg bis nach Ofen-Pest und Sofia, ja sogar teilweise schon bis Armenien deutsch die Sprache der Wissenschaft. Dies und ähnliche Beobachtungen im angelsächsischen und romanischen Amerika, sowie in Japan nachzuweisen, wird ebenfalls die Sache einer künftigen Geschichte der Deutschen sein.

In früheren Zeiten ist Deutsch auch des öfteren Amtssprache im Auslande gewesen. So in den Verhandlungen der Schweden und Holländer in Nordamerika um 1650 und, worauf Ratzel jüngst hingewiesen hat (Historische Zeitschrift), im 18. Jahrhundert in einigen Gegenden Sibiriens. Auch ist in der Zeit der Reformation Dänemark geradezu in Gefahr gewesen — wir würden sagen: hat die Aussicht gehabt —,

ganz der deutschen Sprache anheim zu fallen. Endlich ist an vielen Plätzen des Auslandes, namentlich in Ungarn und Rußland, Deutsch Geschäftssprache. Es wird ferner in Zukunft davon die Rede sein müssen, inwieweit das Deutschtum im Auslande auf das im Inlande zurückgewirkt hat, und, weiter zurückgehend, wie das Ausscheiden so gewaltiger Menschenmassen den Gesamtvolkskörper beeinflußt hat, endlich, aus was für Verhältnissen heraus die Binnen- und Ueberseewanderungen entstanden sind. Es genügt nicht, wie es in dem Unternehmen des Alldeutschen Verbandes geschieht, mosaikartig ein Land nach dem anderen zu behandeln, sondern es muß auch eine Entwicklungsgeschichte der deutschen Auswanderung geliefert werden, um dieselbe in die Folge der Weltereignisse gehörig einzureihen. Ich will natürlich damit keinen Vorwurf gegen das oft berührte Sammelwerk aussprechen, denn es ist ein erster Anfang und als solcher höchst schätzenswert, aber andrerseits muß doch klar sein, daß eine zusammenfassende Uebersicht der deutschen Auswanderung noch durchaus notwendig ist. Ein erstes Zeitalter der Völkerwirbel, bunten Durcheinanderflutens, um Platz, um Wohnraum zu finden. Ein zweites Zeitalter, das mit der Kolonisation des Ostens ausgefüllt ist. Danach hebt die überseeische Zeit an, die zunächst jedoch nur Abenteurerfahrten, zerstreut und ohne Dauer, zutage fördert. Sodann der Beginn einer Kolonisation unter fremder Flagge, schwedischer, holländischer, britischer. Bewußt geleitete Auswanderergesellschaften, deren erste und wichtigste die Frankfurter des Pastorius. Religiöse Beweggründe wiegen vor. Seit etwa 1750 treten soziale Ursachen in den Vordergrund; die Not treibt Tausende von Volksgenossen nach Amerika und das lockende Angebot besserer Lebensbedingungen nach der Wolga. Zu den überseeischen Zügen nach 1832 und 1848 haben in erster Linie politische Gründe veranlaßt; neben den Vereinigten Staaten wird auch Südamerika ein Ziel der Landsflüchtigen. Das letzte Zeitalter, das seit rund 1860 anzusetzen ist, ist durch drei Tatsachen bezeichnet. Beweggrund der Auswanderung ist einfach der Wunsch, sein Los zu verbessern; die Bewegung schwillt ins Massenhafte, mehr Millionen ziehen über das Weltmeer als Hunderttausende in der ganzen, langen Vergangenheit. Drittens erweitert sich das Ziel der Bewegung: man wendet sich nunmehr fast allen Teilen der Erde zu; selbst ein Land des Islam, Palästina, wird von den schwäbischen Templern besiedelt. Ein weiteres Kennzeichen der neuesten Zeit ist die erfreuliche Tatsache, daß eine, wenn auch vorläufig noch äußerst geringe Siedelung unter eigener Flagge eingesetzt hat, und daß den im Auslande lebenden Deutschen von Reichs wegen durch moralische Unterstützung, Reichszuschüsse, Prinzenreisen eine steigende Aufmerksamkeit gewidmet wird. Wie dieser Wandel in den Ursachen und Zielen deutscher Wanderung, wie das Wachstum der Zahlen, wie der Uebergang von der fremden Flagge zur eigenen, von der gänzlichen Vernachlässigung, ja Austreibung heimatsüberdrüssiger Söhne, zur Beschützung und staatlichen Ueberwachung, wie alles dies mit der inneren und äußeren Geschichte des Deutschen Reiches zusammenhänge, auch diese fruchtbare und aussichtsreiche Aufgabe, die sie bisher Statistikern und Volkswirtschaftlern überlassen hat, wird in Zukunft die deutsche Geschichtschreibung zu lösen haben.

::

Kleinere Mitteilungen.

* Das größte Krankenhaus der Welt wird, wie schon früher gemeldet, nach seiner im Frühjahr 1906 zu erwartenden Vollendung das Rudolf Virchow-Krankenhaus zu Berlin sein. Es bietet 2000 Kranken Unterkunft, es beherbergt außerdem einschließlich einer Pflegerinnenschule 650 Personen an Aerzten, Pflege- und Betriebspersonal. Damit verbunden sind ein pathologisch-anatomisches Institut, ein großes Badehaus mit einem medicomechanischen Institut, ein besonderes Röntgen-Haus, sowie die obengenannte Pflegerinnenschule. Ein besonderes Gebäude ist für den Apothekenbetrieb errichtet worden, auch ein Haus für unruhige Kranke wurde vorgesehen. Als das größte deutsche Krankenhaus galt bisher das Hamburger Krankenhaus in Eppendorf. Es war für rund 1474 Kranke bestimmt, ist aber für die Aufnahme von insgesamt rund 1630 Betten erweitert worden. Von außerdeutschen, besonders großen, d. h. über 700 Betten aufnehmenden Krankenhäusern sind zu nennen: l'Hospital militaire Clermont-Tonnere in Brest mit 1179 Betten, das Elisabeth-Spital in Budapest mit 804 Betten, das Krankenhaus „Rudolfstiftung“ in Wien mit 800 Betten, the London fever Hospital mit 776 Betten und the St. Marylebone infirmary in London mit 744 Betten. Auch die amerikanischen Krankenhäuser erreichen die Größe der neuen Berliner Anstalt nicht.

ct. Eine großartige Reliefkarte von Japan, die von dem Japaner Kamase hergestellt worden ist, erregt auf der Weltausstellung in Saint Louis Aufsehen. Die Karte ist etwa 30 m lang und 15 m breit und gibt in dieser Größe eine klare Vorstellung von der Bodengestaltung des japanischen Reichs, obgleich die bei den Gebirgen angewandte Ueberhöhung im Vergleich zum Flächenmaßstab nur eine dreifache ist, während die meisten Reliefs 5—8 mal erhöht sind, wodurch eine bedenkliche Verzerrung entsteht. Die Karte ist in der japanischen Stadt Fukuoka hergestellt worden. Als Grundlage hat für sie die Karte des japanischen Generalstabs gedient, und außerdem sind die Ergebnisse der japanischen Landesuntersuchung in der Darstellung der Berge, Täler, Ebenen und Seen genau verwertet worden. Jeder Platz von einiger Wichtigkeit ist auf der Reliefkarte vermerkt, die außerdem eine lebhafte Anschauung der erstaunlichen Entwicklung Japans in der Post, der Eisenbahn, der Telegraphie und dem Schiffsverkehr vermittelt.

::

Hochschulnachrichten.

* **München.** Der Dombenefiziat Dr. theol. Heinrich Maria Gietl in München wurde zum ordentlichen Professor des Kirchenrechtes in der theologischen Fakultät der hiesigen Universität ernannt.

□ **Würzburg.** Zum Prosektor am Institut für vergleichende Anatomie und Histologie wurde der bisherige Privatdozent und Professor am anatomischen Institut in Breslau Dr. Karl Peter ernannt.

H. **Heidelberg.** Der vor kurzem verstorbene außerordentliche Professor der Rechte Dr. Hermann Strauch hat unserer Universität 18,000 M. zu Stipendienzwecken testamentarisch hinterlassen. — Der außerordentliche Professor Dr. Walther Petersen (Chirurgie) folgt dem Rufe des Zentralkomitees der deutschen Vereine vom Roten Kreuz auf den ostasiatischen Kriegsschauplatz. Er wird in Irkutsk als Chefarzt dem deutschen Roten Kreuz-Hospital vorstehen. — Der außerordentliche Professor Dr. Hermann Braus, Prosektor am Anatomischen Institut, ist für laufendes Wintersemester beurlaubt worden.

* **Bonn.** Der Professor der pathologischen Anatomie an der Akademie für praktische Medizin in Köln Dr. Max Borst ist nunmehr zum außerordentlichen Honorarprofessor in der medizinischen Fakultät der hiesigen Universität ernannt worden.

* **Göttingen.** Die Physikalisch-mathematische Gesellschaft zu Kasan hat dem Professor der Mathematik Dr. Hilbert für sein Werk über die Grundlagen der Geometrie den Lobatschewsky-Preis zuerkannt.

* **Berlin.** Prof. Robert Koch ist aus Paris zurückgekehrt und hat seine Arbeiten in der früher von ihm geleiteten Anstalt für Infektionskrankheiten wieder aufgenommen. Am 26. d. M. wird er in der Medizinischen Gesellschaft einen Vortrag über die Schlafkrankheit halten.

△ **Rostock.** Der ordentliche Professor der Theologie an der hiesigen Universität Lic. Justus Köberle ist von der theologischen Fakultät der Universität Erlangen zum Doktor der Theologie honoris causa promoviert worden.

* **Prag.** Vorgestern (Mittwoch, 19. d. M.) ist hier der ausgezeichnete Vertreter der medizinischen Chemie Professor Dr. Hugo Huppert im Alter von 73 Jahren gestorben. Die hiesige Universität verliert in ihm einen ihrer berühmtesten Lehrer. Professor Huppert gehörte zu jener Gruppe deutscher

Gelehrter, die Ewald Hering nach Prag zog, als er das naturwissenschaftliche Studium der Universität reformierte. Professor Huppert wurde am 29. Januar 1832 zu Marienberg in Sachsen geboren, er studierte in Jena und Leipzig und wandte sich frühzeitig der medizinischen Chemie zu. Im Jahre 1871 wurde er außerordentlicher Professor in Leipzig, im Jahre 1872 Professor der medizinischen Chemie in Prag. Hier trat er vor drei Jahren, nach Erreichung der bekannten österreichischen Altersgrenze von 70 Jahren, in den Ruhestand. Zu den zahlreichen Schülern, die er an der hiesigen Universität ausgebildet hat, gehören u. a. der medizinische Chemiker Hofmeister in Straßburg, sowie die Internisten v. Jacksch in Prag und Geheimrat Kraus in Berlin. Unter den zahlreichen Veröffentlichungen des Verstorbenen ist seine in vielen Auflagen erschienene „Analyse des Harns“ in medizinischen Kreisen am bekanntesten geworden.

* **Innsbruck.** Der Professor an der italienischen Rechtsfakultät Dr. Pachioni hat einen Ruf an die Universität Turin erhalten und angenommen.

* **Aus Amerika.** Von den deutschen Hochschulprofessoren, die an dem „Deutschen Tage“ in St. Louis teilgenommen haben, hielten einige auf der Rückreise in New-York Vorträge: so sprach, wie der Vossischen Zeitung geschrieben wird, Prof. Adolph Harnack aus Berlin am 10. Oktober in der Kapelle des New-Yorker Union Theologic Seminary über das Thema: „Der historische Jesus und die Christologie“ und Professor Wilhelm Rein aus Jena im New-Yorker Teachers College über die Erziehung in Deutschland im Vergleich zu derjenigen in England. Professor Robert Osterlag vom Berliner veterinär-hygienischen Institut besichtigte die Viehhöfe in Fort Worth (Texas) und interessierte sich dort namentlich für die Tauchanlage, die dazu dient, Rinder durch Untertauchen in rohes Erdöl gegen die Fieberzecke (Beophilus Annulatus) zu immunisieren.

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Der deutsche Spielmann. Eine Auswahl aus dem Schatz deutscher Dichtung f. Jugend u. Volk. Hersg. von Ernst Weber. Mit Bildern von deutschen Künstlern. (Bd. VIII: Legenden. Der Deutschen frommer Kinderglaube, wie ihn unsere Dichter zu gestalten suchten. Bildschmuck von Georg A. Stroedel. — Bd. IX: Arbeiter. Das deutsche Volk im Werktagsgewand und was seine Kraft schaffen und tragen kann. Bildschmuck von Georg Oskar Erler. — Soldaten. Der deutsche Mann in Wehr und Waffen, und wie er zu kämpfen und zu sterben weiss. Bildschmuck von demselben. — Bd. XII: Der deutsche Lenz, und was er blühn und werden lässt. Bildschmuck von Hans R. v. Volkmann. — Bd. XV: Der deutsche Winter. Die Zeit der Träume im Land voll Schnee und Eis. Bildschmuck von Karl Biese. München 1904. Verlag des deutschen Spielmanns. — Björnstjerne Björnson: Dagland. Schauspiel. Deutsche Originalausgabe. München 1905. Albert Langen. 209 S. — Lexikon der gesamten Technik und ihrer Hilfswissenschaften. Herausgegeben von Otto Lunger. Mit zahlreichen Abbildungen. Zweite, vollständig neu bearbeitete Auflage. (Erster Band: A bis Biegung.) Stuttgart u. Leipzig. Deutsche Verlagsanstalt. — Handbuch der Wirtschaftskunde Deutschlands. Hersg. im Auftrage des Deutschen Verbandes für das kaufmännische Unterrichtswesen. (4. Band. Mit zahlreichen Tabellen im Text und 1 Karte.) Leipzig u. Berlin 1904. B. G. Teubner. 748 S. — Scherz und Ernst in der Mathematik. Geflügelte und ungeflügelte Worte. Gesammelt und hrsg. von Dr. W. Ahrens in Magdeburg. Ebenda 1904. 522 S. — Dr. Wilh. Lüngen, Stadtschulrat in Frankfurt a. M.: Fragen der Frauenbildung. Aufsätze und Vorträge. Ebenda. 108 S. — Sammlung naturwissenschaftlich-pädagogischer Abhandlungen. Hersg. von Professor Dr. O. Schmeil in Marburg a. L. und Prof. Dr. W. B. Schmidt in Leipzig. (1. Band.) Ebenda 1904. — Beiträge zur Frage des Unterrichts in Physik und Astronomie an höheren Schulen. Vorträge von O. Behrendsen, E. Bose, E. Riecke, J. Stark und K. Schwarzschild. Gesammelt und herausgegeben von E. Riecke. Ebenda 1904. — Ueber eine zeitgemässe Umgestaltung des mathematischen Unterrichts an den höheren Schulen. Vorträge von F. Klein. Mit einem Abdruck verschiedener einschlägiger Aufsätze von E. Götting und F. Klein. Ebenda 1904. — Leo Koenigsberger: Carl Gustav Jacob Jacobi. Festschrift zur Feier der hundertsten Wiederkehr seines Geburtstages. Mit einem Bildnis und dem Faksimile eines Briefes. Ebda. 1904. 554 S. — Dr. Alfred H. Loebl: Zur Geschichte des Türkenkrieges v. 1593—1606. 2. Teil. (Prager Studien aus dem Gebiete der Geschichtswissenschaft. Mit Unterstützung des Ministeriums für Kultus und Unterricht. Heft 10.) Prag 1904. Rohlicek u. Sievers. 151 S. — Hugo Foral: Die Sühne. Tragödie in drei Aufzügen. Wien 1904. Selbstverlag.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Englands größter Konvertit.

Der Lebensskizze des Kardinals Newman, die Lady Blennerhassett in Gemeinschaft mit Franz Xaver Kraus bald nach dem Tode des großen englischen Theologen in der Deutschen Rundschau (Jahrgang 1891) veröffentlichte, läßt die genannte Autorin jetzt eine ausführliche Schrift[1]) über denselben Mann folgen; eine Schrift, die zugleich einen Ausschnitt aus der großen kirchenpolitischen Bewegung in England in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in eingehender und ganz vortrefflicher Weise behandelt. Selbst wenn die Persönlichkeit des großen Konvertiten, auf die auch Fr. X. Kraus in seinen kirchenpolitischen Briefen über England an dieser Stelle immer wieder hinwies, nicht an sich schon von der wunderbarsten Anziehungskraft wäre, würde die Darstellung seiner Lebenskämpfe wegen ihrer außerordentlichen Bedeutung für das Verhältnis der modernen Kultur zur römischen Kirche geeignet sein, die allgemeine Aufmerksamkeit auf diese neue Schrift über Newman zu lenken.

Denn dieser Mann, an dessen Grab sich die Stimmen zweier Kirchen in Trauer vereinten, der anglikanischen, die er verlassen, und der katholischen, in die er übergetreten war, steht als ein Zeuge jener christlichen Gesinnung, die über die äußeren Formen und Schalen hinaus zum Wesen und Kern des Glaubensinhaltes hindurchdringt, in der Kirchengeschichte der Gegenwart da. Durch die wunderbare Gewalt seines Wortes, seiner Predigt sowohl wie seiner Schriften, hat John Henry Newman so tief wie kein anderer seiner Zeitgenossen auf die Gemüter gewirkt und die Geister in seinem Vaterlande aufs stärkste bewegt; aber noch gewaltiger und tiefer wirkte seine christliche Persönlichkeit, die ihr ganzes inneres und äußeres Leben auf die „Tatsache in uns“, auf das Gewissen, begründet hatte, durch ihr unerschütterliches Vorbild. Nicht nur, daß er in dem entscheidenden Augenblicke seines Lebens Amt, Ehren und Verdienst, Freunde und Schüler dahinfahren ließ, um der inneren Forderung zu genügen; auch in allen späteren Kämpfen, die ihn als Gegner ebenso des formalen römischen Ultramontanismus wie des oberflächlichen Rationalismus immer wieder in die von ihm fast geflohene Oeffentlichkeit führten, kennt er kein anderes Gebot und keine andere Rücksicht als die ihm von der Stimme des Gewissens auferlegten. So schien er nach seinem Uebertritt in die katholische Kirche in der größten Lebenseinsamkeit dazustehen: von den neuen Bekenntnisgenossen mit Mißtrauen aufgenommen und betrachtet, von den früheren Freunden zum Teil mit Schmerz vermißt, zum Teil mit Schmähungen überhäuft, in seinen ersten Versuchen zur Begründung einer neuen weitreichenden Tätigkeit nicht mit Erfolg gekrönt, in tiefgreifende Kontroverse mit den Anglikanern wie mit den ultramontanen Heißspornen verwickelt — aber unerschütterlich in der Ruhe und Ueberzeugungsgewißheit, die seinem ganzen Wesen den entscheidenden Zug aufdrücken, siegt er schließlich und vermag am Ende seines Lebens die alten Freunde und die späteren Gegner um sich zu vereinen. Und es gelingt ihm dies durch die einfache Erzählung der Erlebnisse seiner Seele, durch die berühmt gewordene Apologia pro Vita sua, mit der er — damals ein dreiundsechzigjähriger Mann — den von Kingsley öffentlich geäußerten Zweifeln an seiner Wahrhaftigkeit entgegentrat.

Gerade die Einfachheit dieser Darlegung der Entwicklung seiner religiösen Meinungen war es, die seinen Zeitgenossen, auch denen, die an ihm nach seinem Uebertritte gezweifelt hatten, wie mit elementarer Gewalt die Augen für diese wunderbare Erscheinung im religiösen Leben der Gegenwart öffnete. „Der Ruf nach Gerechtigkeit verhallte nicht,“ sagt die Biographin. „Die Wirkung war ungeheuer und das Buch ging von Hand zu Hand, das, wie einst die Bekenntnisse des heiligen Augustinus, mit denen es den Vergleich besteht, keine romantische Geschichte, sondern die Erlebnisse einer Seele erzählt. In den Klubs, in der Bahn, in den Häusern der Vornehmen und in den Geschäftslokalen lasen es die Leute, es ward auf den Kanzeln besprochen und in den Zeitungen kommentiert.“

Nur in England, wo religiöse Gegenstände seit jeher in breitester Oeffentlichkeit verhandelt und in breitester Darlegung besprochen werden, wo auch die großen Tageszeitungen den subtilsten Erörterungen über Glaubensfragen, Bekenntnisformen und kirchenpolitische Bewegungen ihre Spalten tagtäglich in der weitestgehenden Weise öffnen, erscheint eine so allgemeine Teilnahme an der schlichten Rechtfertigung eines Konvertiten verständlich. Freilich war auch der Inhalt dieser Apologie geeignet, wie eine Offenbarung der reinsten und höchsten Menschlichkeit zu wirken. „Mit einer Ruhe, die nie versagte, ohne Zeit zur Benutzung von Briefen und Aktenstücken, erweckte der Verfasser der Apologia die Vergangenheit, und die Toten standen auf, unter diesen so manche, die noch lebten. Es war keine Abrechnung, die er mit ihnen hielt; kein Vorwurf barg sich unter dem Herzenston dieser innigen, ernsten, eindringlichen Weisheit. Nicht die Menschen, nicht ihr Tun oder Unterlassen hatten ja die Ringe der Entwicklungen ineinandergefügt, die Ereignisse herbeigeführt und die unabwendbaren Resultate aus anscheinend so fern liegenden Ursachen abgeleitet. Das letzte Wort dieses Selbstbekenntnisses war Friede, Friede mit sich selbst und mit anderen, und der ursprüngliche Anlaß zur Entstehung der Apologia

[1]) John Henry Kardinal Newman. Ein Beitrag zur religiösen Entwicklungsgeschichte der Gegenwart. Von Charlotte von Blennerhassett, geb. Gräfin v. Leyden. Mit einem Bildnis in Lichtdruck. Berlin 1904. Verlag von Gebrüder Paetel. Großoktav. 271 S.

versank in die Tiefen, in denen „der Lärm die liebste Musik ist". Newman gedachte seiner Gegner nicht mehr; sie mochten nach wie vor spüren und suchen, ob er vierzig Jahre hindurch mit unritterlichen Waffen gefochten und die Wahrheit zu unwürdiger Kasuistik erniedrigt habe? Er blickte über sie hinaus, aufwärts zum Licht, mit der Zuversicht eines Menschen, der um des Lichtes willen gerungen, geforscht und gelitten und sich nicht besser dünkte wie seine Brüder."

*

Daß in der Tat Newmans Uebertritt zur katholischen Kirche nur ein Ring in der Reihe der Entwicklungen war, die aus seinem Vorkämpfertum für die apostolische Auffassung der anglikanischen Kirchengemeinschaft herauswuchsen, und daß er infolgedessen für ihn zu einer inneren Notwendigkeit geworden, können wir erst verstehen, wenn wir an der Hand dieser eingehenden Schrift über ihn seine Jugendentwicklung und seine Stellung innerhalb der tractarianischen Bewegung, die sich in Oxford in den Jahren 1833—1835 zu regen begann, verfolgen. Es ist das ein Abschnitt aus der inneren Geschichte des Anglikanismus, welcher von jedem gelesen werden müßte, der über die Phasen der kirchenpolitischen Kämpfe im heutigen England unterrichtet zu sein wünscht. Die tractarianische Bewegung richtete sich zunächst gegen die von den Liberalen durchgesetzte Bill zur Abschaffung einer Anzahl irischer Bischofssitze. Gegen diese „Reformbill", die den orthodoxen Anglikanern in Oxford als ein unberechtigter Eingriff des Staates in das von Christus eingesetzte apostolische Gefüge der Kirche erschien, rief zuerst Newmans Freund Keble, ein Mann von feuriger, evangelischer Gesinnung, durch eine Predigt über die nationale Apostasie die Geister wach. Es bildete sich eine Vereinigung der Kirchenfreunde, in der Newman, damals Fellow of Oriel in Oxford, Keble und H. Froude dadurch die geistige Führung übernahmen, daß sie durch kurze, nervige, absichtlich beunruhigende Abhandlungen — Tracts — die Gleichgültigen aufzurütteln begannen. Die Bewegung gründete sich „auf die Verfassung der anglikanischen Kirche, nicht wie Eduard VI., sondern wie Königin Elisabeth sie ursprünglich gewollt und wie Karl I. und Laud sie bis zum Tode verteidigt hatten." Sie trat zugleich in bewußten Gegensatz zu den Grundgedanken des deutschen Protestantismus, von denen Newmans Freund und Kollege Pusey, der damals seine Studien in Deutschland beendigt hatte, später sich aber doch den Tractarianern anschloß, erfüllt war. „An die Stelle der persönlichen Beziehungen des Menschen zu Gott, der Bibel als alleiniger Quelle des Heils, der von der anglikanischen Kirche stets abgelehnten unerbittlichen Rechtfertigungslehre der calvinischen Puritaner trat das Streben nach Einheit in Glauben und Uebung mit der Kirche der Väter. Die Theologie Lauds beansprucht ihren Anteil am Erbe der katholischen Tradition mit einer bestimmten Lehre und einem ausgebildeten sakramentalen Kultus, unter dem Schutz der Krone."

Eine wichtige Lebensfrage für die anglikanische Kirche mußte nach dieser Auffassung die Möglichkeit des Beweises bilden, daß ihr Bekenntnis, wie es in den 39 Artikeln niedergelegt war, mit dem der apostolischen Zeiten und des christlichen Altertums identisch sei. Und diesen Beweis suchte Newman in dem berühmt gewordenen Tract 90 zu erbringen, in dem er die Grenzlinie zwischen der katholischen Lehre der ersten Jahrhunderte und den römischen Dogmen der späteren Konzilien, sowie dem gegenwärtigen, von Rom sanktionierten Glauben zog. Es ist dies seine Doktrin der Via media, die, nach der Ansicht seiner Gegner, den römischen Irrungen Eingang in die englische Kirche verschaffte und in der Tat für ihn später die Brücke zu seinem Uebertritt zum Katholizismus bildete. Denn während der Erörterungen über die Via media waren ihm die ersten Zweifel an der Haltbarkeit des Anglikanismus gekommen; von seinem festen Ausgangspunkte, der Kirche der ersten Jahrhunderte, war er besonders durch patristische Studien immer mehr und mehr in die Anschauung hineingetrieben worden, daß die für ihn fundamentalen Glaubenssätze, das dogmatische Prinzip und das sakramentale System, besser von Rom als von der anglikanischen Kirche gesichert seien. Obwohl er mit ganzer Seele an der Vergangenheit der anglikanischen Kirche hing und sich von diesem Gefühle nur in jahrelangen inneren Kämpfen losreißen konnte, führte ihn doch schließlich die Ueberzeugung, „daß nicht sie, sondern die römische Kirche die Kirche der Apostel sei", hinüber ins andere Lager. Es war ein Entschluß, zu dem er sich lediglich durch seine Vernunft, besonders durch seine historische Auffassungsweise, bestimmen ließ, durchaus nicht etwa durch seine Phantasie. „Was andere anzog, der Heiligenkultus, die Marienverehrung, nennt er seine Crux in bezug auf den Katholizismus."

*

Dieser Weg, der den Tractarianer nach Rom führte, konnte in unserem kurzen Berichte natürlich nur in seiner Hauptrichtungslinie angedeutet werden; in Lady Blennerhassetts Schrift wird er in allen seinen Krümmungen und einzelnen Stationen ausführlich beschrieben. Auch die äußeren kirchenpolitischen Kämpfe und Kontroverse, die aus der inneren Fortentwicklung der dogmatischen Anschauungen dem Fellow of Oxford erwuchsen und die nicht wenig zu seinem Uebertritte mit beitrugen, finden dort ihre klare und eingehende Darstellung. In der Tat war es eine folgerichtige innere Entwicklung, die ihn von den in seiner Jugenderfahrung begründeten dogmatischen Prämissen zu der Versenkung in die römische Tradition führte. Und es ist bezeichnend für die Tiefe seiner Auffassung und zugleich für den geschichtsphilosophischen Zug seines Wesens, daß er die Gesetze der individualistischen Entwicklung, der er unterlag, nun auch in der gesamten Geschichte der christlichen Dogmen und des katholisch-kirchlichen Christentums zu erkennen glaubte. In dem Jahre seines Uebertrittes zur katholischen Kirche veröffentlichte er seinen berühmt gewordenen **Essay on the Development of Christian Doctrine**, diesen kühnen Versuch, für das gesamte Leben der Kirche „die Gesetze aufzustellen, nach denen der implizite Glaube explizit wird." Die Darstellung dieser Schrift geht von dem Grundsatze aus, „daß während die Offenbarung eine göttliche Gabe ist, er, der sie verlieh, sie gleichfalls gegen Verfälschung und Korruption in allen jenen Entwicklungen zu sichern beabsichtigte, die eine Notwendigkeit ihrer Natur sind, mit anderen Worten, daß die durch die Reihenfolge der Generationen gehende intellektuelle Aktion, die das Organ der Entwicklung ist, in ihren Entscheidungen unfehlbar sein muß."

In diesem Grundgedanken drückt sich zugleich die große Freiheit der Auffassung aus, mit der der tiefgründige Konvertit das in den Dogmen sich ausdrückende Leben der Kirche betrachtete. „Evolution oder Entwicklung blieb jedoch durch die Natur der Sache bedingt. Weder der Buchstabe des Neuen Testamentes, noch irgend eine Anzahl von Büchern würden die Umrisse all der möglichen Formen zu geben vermögen, welche die göttliche Botschaft einer Menge von Geistern gegenüber anzunehmen vermag. . . Je mehr Ansprüche eine Idee auf Lebensfähigkeit besitzt, um so verschiedener werden ihre Aussichten sein, und je sozialer und politischer ihre Natur ist, um so mannigfaltiger und subtiler sind ihre Resultate, um so länger und ereignisvoller ist ihr Verlauf. . . Keine Lehre — und wir können hinzufügen, keine Institution — ist zu nennen, die gleich anfangs vollendet aufträte und später nichts mehr durch die Untersuchungen des Glaubens und die Angriffe der Irrlehre gewänne."

Es ist selbstverständlich, daß solche Ansichten eines Konvertiten von dem evolutionistischen Charakter des Dogmas, von der Wandelbarkeit der Glaubensbekenntnisse und Symbole bei den orthodoxen Katholiken Anstoß erregen mußten, und das Mißtrauen, welches dem nunmehrigen Father Newman sowohl in Rom wie auch vielfach in den katholischen Kreisen Englands entgegengebracht wurde, erscheint hieraus erklärlich. Ein Theologe, der erklärte, daß „tatsächlich diese Ausdrücke (Glaubensbekenntnisse und Dogmen) niemals der Idee gleichwertig und ihr völlig ent-

sprechend“ seien, mußte den Gläubigen, die an den „Ausdrücken“, nicht an der „Idee“ hafteten, und den Anhängern eines starren Systems unsicher erscheinen. Auch war ja seine Stellung gegenüber dem Syllabus und dem Vatikanum durchaus subjektiv und jenem evolutionistischen Grundgedanken entsprechend. Für ihn persönlich, so bekannte er, „könne keine kirchliche Lehre, streng genommen, durch historische Evidenz erwiesen, andrerseits aber auch nicht einfach widerlegt werden“. Für ihn lag der Schwerpunkt dieser Fragen lediglich in den Beziehungen der kirchlichen Autorität zum menschlichen Gewissen. „Das Gewissen ist der ursprüngliche Stellvertreter Christi, prophetisch in seiner Verkündigung, souverän in seinen Vorschriften, priesterlich in seinen Segnungen und in seinen Anathemen; und wenn jemals das ewige Priestertum in der Kirche zu bestehen aufhören könnte, so würde das sazerdotale Prinzip im Gewissen fortleben und eine Macht bleiben... Da jedoch nur die Unfehlbarkeit die Ausübung des Gewissens hindern könnte und der Papst in der Hauptsache, in welcher das Gewissen die höchste Autorität bleibt, nicht unfehlbar ist, so kann auch keine Scheidewand ... zwischen dem Gewissen und dem Papst errichtet werden.“ Ein ernster Versuch, so fügt Lady Blennerhassett diesen einem offenen Briefe Newmans an Gladstone entnommenen Worten hinzu, ein ernster Versuch von katholischer Seite, die Kette seiner Argumentation zu durchbrechen, wurde nicht gemacht. Selbst Lord Acton, der kurz vorher den Kardinal Newman wegen seiner Nachsicht in der Beurteilung beklagenswerter historischer Tatsachen und wegen seiner Stellung zum Syllabus sehr streng beurteilt hatte, mußte zugeben, daß Newman „den Dekreten die Spitze abbrach.... Das war ein Kanon der Interpretation, stark genug, daß alle anderen Ingredienzen in Gas explodierten. Der Einwand, solche Manipulationen würden in Rom nicht angenommen, ist dadurch hinfällig geworden, daß Rom eben damals Newman zum Kardinal ernannte und diese dadurch indirekt sanktioniert wurden.“

Die Ernennung Newmans zum Kardinal erfolgte in der Tat, man möchte sagen, **trotz** seiner selbständigen und freien Stellung gegenüber dem System der gegenwärtigen römischen Kirche. Man konnte sich der segensreichen, geradezu evangelischen Einwirkung seiner durchaus wahren und tiefen, bis ins Innerste geläuterten Persönlichkeit auf seine gesamte kirchliche und weltliche Umgebung und besonders auf die Katholiken Englands nicht verschließen. Das Abweichende seiner Auffassung im äußerlichen Dogmatismus mußte dagegen in den Hintergrund treten. Wie seinem Lieblingsheiligen, dem Philippus Neri, mußte auch ihm das Recht der heiligmäßigen und großen Persönlichkeit zugestanden werden; das lebensvolle Individuum hatte in Newman über die Starrheit des Systems den Sieg davongetragen. Und selbst Manning, der andere große englische Konvertit, das lebendige Gegenspiel zu Newman, mußte zugeben, „kein anderer Mann werde ebenbürtig mit Newman in der Geschichte vom Wiederaufleben des katholischen Glaubens in der englisch redenden Welt genannt werden; keiner sei so wie er von Katholiken und Nichtkatholiken verehrt“. So ward ihm das äußere Zeichen des Vertrauens vonseiten des päpstlichen Stuhles, auf dem Leo XIII. saß, nicht versagt. „Der römische Purpur,“ so sagt Lady Blennerhassett, „der am 12. Mai 1879 im Palazzo della Pigna zu Rom auf die Schultern eines fast 80jährigen Greises fiel, barg in seinen Falten die Anerkennung seiner Orthodoxie, die Rechtfertigung seiner Lehre und die Beglaubigung des geistigen Testamentes, das er der Kirche der Zukunft zur Vollziehung aushändigte.“

Ein Jahr vorher hatte auch Oxford seinen großen Sohn geehrt durch Verleihung einer seiner höchsten Würden: Trinity College, seine erste Heimstätte auf der Universität, ernannte ihn zum Honorary Fellow. Und an diesem Orte seines ersten Wirkens und Kämpfens im Dienste der anglikanischen Kirche konnte er seinen alten Freund und Mitstreiter in der Tractarianer-Bewegung, Pusey, nach langer innerer und äußerer Trennung wieder in die Arme schließen. Beide waren nun inne geworden, daß sie zu derselben Kirche gehörten, wenn auch zu verschiedenen Riten, und sandten sich hinfort nur Worte der Liebe. So hatte sich Ring an Ring der inneren Entwicklung aneinandergereiht und der schlichte gute Glaube über alle äußeren Unterscheidungen hinweg den Sieg davongetragen. Einem Heiligen gleich ist Newman dann nach einem friedlichen Lebensabende in seinem Oratorium im Jahre 1890 als 89jähriger Greis dahingeschieden. In den letzten beiden Jahrzehnten seines Lebens hatte er aller öffentlichen Wirksamkeit entsagt und nur noch im Kreise seiner priesterlichen Angehörigen, als treuer Freund der Kleinen und der Armen, sich bewegt.

*

Wohl wäre an der Hand der vorliegenden Schrift noch manches über die Persönlichkeit des großen Konvertiten zu sagen, über seine Eigenschaften als Mensch, als Gelehrter, als Dichter, als hervorragender Kanzelredner. Doch möchten wir gerade in dieser Hinsicht unsere Leser auf das Buch selbst verweisen, das in liebevollem Eingehen und oft mit künstlerischem Zuge uns nicht nur die Wirksamkeit Newmans, sondern auch die Persönlichkeit vor Augen stellt. Nur auf den Prediger Newman wollen wir noch ausdrücklich hinweisen, denn auf der Kanzel hat wohl keiner neben ihm und nach ihm wieder in England eine ähnliche Einwirkung ausgeübt wie er. Seine Predigten müssen wahre Kunst- und Meisterwerke gewesen sein, nicht nur ihrem tief durchdachten Inhalte nach, sondern auch in der Form. Newman zählt zu den vollendetsten Prosaikern des heutigen Englands; seine Sermons, in vielen Bänden gesammelt, bergen nicht nur einen Schatz religiöser Erfahrung, sondern ergreifen auch noch heute, beim Lesen, durch den glänzenden Aufbau und den Reichtum der Gedanken aufs tiefste. Und wie groß diese Wirkung auf die Zuhörer und die Mitlebenden gewesen, mag man daraus ermessen, daß Macaulay eine der Predigten Newmans, die über den „zweiten Frühling“ unserer Seele, sich Wort für Wort eingeprägt hatte und sie aus dem Stegreif herzusagen pflegte.

Nur ein Mann, dem neben der Innigkeit und Tiefe des religiösen Fühlens auch die Schönheit des Gedankens und die Freiheit der Anschauungen innewohnt, vermag solche tiefe Einwirkung auf die Besten seiner Zeit auszuüben. Daß dies bei Newman im hervorragenden Maße der Fall war, lehren uns in besonders trefflicher Weise seine Schriften über die Aufgabe und die Idee einer Universität, die er während seiner Sendung zur (nicht zur Ausführung gelangten) Gründung einer katholischen Universität in Dublin verfaßte. In diesen Schriften sind goldene Worte über die akademische Erziehung enthalten, Worte, die sich die gegenwärtig an der Arbeit befindlichen Gründer katholischer Hochschulen in Deutschland recht zu Herzen nehmen sollten. „Er warnt,“ so sagt Lady Blennerhassett in ihrer Inhaltsangabe dieser Schriften, „vor dem Mißgriff, schaffen zu wollen, was schon geschaffen ist, statt zum Beispiel die historische Wissenschaft, so wie sie sich entwickelt hat, als mustergültig in ihren Methoden anzunehmen. Er **nennt die Freiheit die Bedingung aller Forschung.** Wenn wir die Vernunft gebrauchen wollen, müssen wir uns den Bedingungen der Vernunft unterwerfen. Große Geister brauchen Freiheit, nicht im Gebiete des Glaubens, aber in dem des Denkens. Und nicht nur die großen, sondern alle Geister.“ Und edle Duldung predigt er den Jüngern der Wissenschaft, deren jeden er vor allem zu einem Gentleman, „who never inflicts pain“, herangezogen wissen will. „Ist er ein Ungläubiger, so wird er zu ernst und zu billig denken, um die Religion lächerlich zu machen oder gegen sie aufzutreten; denn er ist zu weise, um ein Dogmatiker oder ein Fanatiker in seinem Unglauben zu sein. Er ist ein Freund der religiösen Duldung, nicht nur weil die Philosophie ihn lehrt, alle Formen des Glaubens mit unparteiischem Auge zu betrachten, sondern auch weil die Zivilisation ihn veredelt und milder gestimmt hat. Auch wenn er kein Christ ist, kann er Religion haben; sie wird in diesem Falle eine Religion der Phantasie und des Gefühls, die Verkörperung des Erhabenen, Majestätischen und

Schönen sein, ohne welche eine große Philosophie nicht denkbar ist. Diese Schlußfolgerung seiner Vernunft oder diese Schöpfung seiner Einbildung wird so treffliche Gedanken, so vielseitige Anwendungen bei ihm erzeugen, daß er wie ein Jünger des Christentums selbst erscheint."

Wie wirken solche Worte auf uns ein in unserer von konfessionellem Haß erfüllten Zeit! Sie stammen aus dem Munde eines tiefgläubigen Katholiken, des größten Konvertiten des 19. Jahrhunderts. Möchten doch recht viele in unseren Tagen sich von dem Geiste dieses Mannes erfüllen lassen. Der Verfasserin der vorliegenden Schrift aber sei herzlich Dank gesagt, daß sie uns sein Bild näher brachte.

O. B.

Das arabische Sprichwort.

Sinnbild alles Impotenten, alles dessen, was seinen Zweck verfehlt hat, ist im Arabischen „ein Sprichwort, das nicht läuft". Das Sprichwort ist die Weisheit, die auf den Gassen pfeift und nach der die Leute tanzen, der Bruder des Volkslieds, Vetter des Gassenhauers und der Schimpfrede. Es ist Wahrheit für das Volk, für Leute, die noch nicht in Einzellettern, sondern in festen Blöcken denken, deren Stil nicht auf eigenem Land, sondern auf Allmend weidet.

Daß das Denken, auch das anscheinend unpraktischste, kein Zierat, sondern eine ernstnötige Waffe für das Leben ist wie die Hand und der Magen, daß Wahrheiten zu Wahrheiten wurden, weil man erfahrungsgemäß damit am weitesten kam, das lehrt ein Sprichwörterbuch am besten. Es ist rührend, hier den harten Kopf des Volkes an der ungewohnten Arbeit zu sehen. Wie er alles Paradoxe, Leidenschaftliche, persönlich Gestimmte zurechtstutzt, das Hohe und Tiefe ebnet, alles auf „die goldne Mittelstraße" lenkt, stets Wasser in den starken Wein gießt, den die Künstler der Weltanschauung und Weltbeherrschung — das ist im Grunde das gleiche — gekeltert haben. So steht im alten Testament die biedere, wohltemperierte Klugheit der Proverbien neben den heißen und kalten, vibrierenden Worten des Predigers Salomo. So kam das „Wer sucht, der findet" aus dem gottgewissen Munde des Religionsstifters, das Volk aber weiß es aus Erfahrung besser und schlechter: „Nicht jeder, der sucht, findet", sagen die arabischen Sammlungen, und in Bagdad hörte ich sogar, „Mancher geht und sucht und verliert noch, was er hat".

Man pflegt die Sprichwörter für uralt zu halten, so alt wie menschliches Handeln. Für die uns erhaltenen gilt das nicht. Die stammen alle aus einer ziemlich gleichmäßigen Kulturschicht, nirgends ein survival alter Sitten, kaum etwas, was nicht auch bei uns der alte, ehrliche Vater seinem Sohne weitergeben könnte. Staunend sieht man aus der Einförmigkeit der Sammlungen, wie der homo sapiens überall dieselbe Bahn einschlug, die gleichen Feinde in sich und draußen fand, wie einer vom andern die gleichen Hausmittel als bewährt übernimmt. Gesellschaft und Sitte waren stets viel intoleranter gegen ihre Ketzer als die Religion. Häretische Sprüche kenne ich bloß zwei: das arabische „Tue nicht heute, was du morgen auch tun kannst" und das afrikanische „Das Allergräßlichste ist das Denken".

Man hat schon besonders sprichwortfrohe Völker unterschieden, ihnen auch die morgenländischen beigerechnet. Das ist eine der vielen unbeweisbaren Phrasen der Kulturgeographie. Es gibt nur Stände, die zu Sprichwörtern neigen. Es sind diejenigen, die viel mehr sprechen als denken, ohne doch auf Bildung zu posieren. „Von den Besten kommen nicht viele Sprichwörter" sagt das arabische Sprichwort selbst. Außerdem arbeiten gewisse Kulturen gern mit diesem Material. Diejenigen, die zu stark mit dem Oel moralischer Weisheit gesalbt sind, in denen irgend eine ethische Gesellschaft zu mächtig geworden ist. Man erkennt sie sofort daran, daß in ihren Sprüchen der Weise und der Tor die Protagonisten sind. So in den Proverbien des alten Testaments und der Chinesen. Wirkliche Volksweisheit kann mit diesen Schulbegriffen nicht viel anfangen, bei ihr hat das Leben eine andere Rollenbesetzung. Der Islam hat vom echten Christentum das Unpraktische, Unzeitgemäße, Unmoralische übernommen. Der Hauptgegensatz ist in der feudalen Zeit, die vor allem auf gute Rasse sah: edel und niedrig, freigebig und geizig, später: gebildet und ungebildet, arm und reich, klug und dumm.

Wer wahre Weisheit sucht, wird von den Sprichwörtern stets enttäuscht werden. Denn die fruchtbare Wahrheit liegt nie in der Mitte, sondern steht stets am Rande des Lebens, ist immer extrem. Aber wir können mit ihnen dem Denken und Sein des kleinen Mannes nahekommen, wie auf keinem anderen Wege. Und zwar dem kleinen Bürgerstand der Stadt. Die Wüste wimmelt so wenig von Sprichwörtern wie von Pferden, und der Bauer ist auch im Orient kein geistiger Produzent. Die Einförmigkeit der Sprichwörter in der sonst bunten arabischen Welt ist verblüffend. Von Bagdad bis Marokko sind sie überall dieselben. Man muß schon fein hören, bis man auf provinzielle Nüancen stößt, nur des Aegypters loses Maul tut sich gleich kund. Etwas trägt an der Nivellierung die Philologie schuld, die sich früh der Sprichwörter bemächtigt hat, viel mehr aber ihre Abstammung: der städtische Spießbürger hat überall die gleichen Interessen, auch nimmt er begierig einen fremden Spruch auf, der ihm die eigene Formulierung erspart. Das europäische Sprichwort zeigt genau die gleiche Erscheinung.

Für die Hauptmerkmale des mohammedanischen Menschen hält der Europäer die Mehrweiberei und den Fatalismus. Da belehren uns die arabischen Sprichwörter eines anderen, sie reden von beiden sehr wenig. An Schicksal denkt das Volk nur wie die homerischen Helden, wenn es vor Unabänderlichem, vor allem vor dem Tod steht. Das ist der gesunde Fatalismus, der hilft, das Unglück zu überwinden, im Kampf des Lebens eine Schutzvorstellung ersten Ranges. Alles andere zeigt sich nur in Zeiten des Rationalismus, ist Religion der Halbgläubigen. Man redet ein wenig mehr vom Glück als bei uns; das ist einerseits maskierte Faulheit, andrerseits die Folge der Astrologie, die wie ein Fieber den Islam gepackt hatte, hauptsächlich aber das Gottvertrauen, das sich ja auch bei uns noch nicht endgültig mit der himmlischen und irdischen Streberei auseinandergesetzt hat. Wie in Europa ist im arabischen Sprichwort die einzige größere fatalistische Gruppe die vom Pechvogel. Den läßt man sagen: „Wenn ich Hutmacher würde, käme alles ohne Kopf zur Welt, wenn Schuster, dann ginge alles barfuß". „Finge ich einen Oelhandel an, so würde Gott die Nacht abschaffen, handelte ich mit Seife, so blieben alle Kleider rein." Geht er auf die Wanderschaft, so „wartet auf ihn in jeder Ruine ein böser Geist". Weit weniger ist vom Glückspilz die Rede, der brauchte sich eben nicht zu trösten oder trösten zu lassen. Ein Wort derart stammt von den Soldaten, die ein besonderes Verhältnis mit Fortuna haben: „Wenn du Glück hast, legen dir die Tauben Eier auf die Zeltpflöcke, und beim Angriff harnt der Esel den Löwen an." Ein anderes, schon mehr ins Zivile und Gewandte gedrecht, heißt: „Wirf ihn in den Fluß, so kommt er mit einem Fisch im Mund wieder hoch. Der ungeschickte Mann des Pechs dagegen „tauchte lange unter und brachte Mist herauf". Dann der physiologische Fatalismus, der Glaube an die schicksalsbestimmende Kraft des Blutes, an die Ohnmacht von Milieu und Erziehung gegenüber dem Angeborenen. Das was die Italiener vielleicht am glücklichsten ausdrücken: chi nasce tondo non muor quadro. In der adelsstolzen Ritterzeit führte der Islam solche Worte am meisten im Munde. Dem späteren Mischmasch stellte der Verkehr mit den Tieren ihre Wahrheit oft vor Augen. Heute ist das beliebteste Sprichwort dafür „Und wenn du den Hundeschwanz 40 Jahre in eine Röhre steckst, er wird doch nicht gerade", viel hört man auch: „Wenn der Magere satt wird, stirbt er". Daneben wird natürlich auch der Einfluß von Umgang und Sitte konstatiert: „Wes Koch der Mistkäfer ist, des Speise ist Mist", „Man sagte zum Hunde: pflüge! Da sprach er: das ist nicht unsere Sitte", und „Die Gewohnheit ist das fünfte Temperament". Oft ist, was der

Reisende als Fatalismus verzeichnet, nur die Kunst des Wartenkönnens und Zeithabens, eine feinere Form der Energie. „Bist du Amboß, so sei geduldig, bist du Hammer, so schlage fest!" Geduld wird viel geübt, noch öfter empfohlen: „Wenn Unglück über dich kommt, so setze dich!"

Die Polygamie finden wir fast gar nicht. Es erklärt sich daraus, daß der Mann des Sprichworts, der kleine Bürger und Handwerker, durchweg monogam lebt. Mehrere Frauen hat nur der Reiche, dann der Proletarier, dem sie billige Mitarbeiter sind. Für diese Ausnahmen hat man nur Spott: „Der Mann ist zwischen zwei Frauen wie ein Kopf zwischen zwei Stöcken".

Aus diesen Schichten ist für die Psychologie der Frau nichts Interessantes zu holen. Man behandelt mit Vorliebe die unangenehmen Seiten, weil sich davon kräftiger reden läßt. Die gröbste Maxime der Art hörte ich in Bagdad: „Das Weib ist ein Schuh", den man austreten muß. Die Besseren aber wissen: „Nur der Achtenswerte achtet das Weib, nur der Verächtliche verachtet es". Der aus ganz anderen Familienverhältnissen stammende schlechte Ruf der Schwiegermutter findet sich auch hier. „Der liebt seine Schwiegermutter", heißt es von einem ganz unbegreiflichen Menschen. Vom Goldschmied aber sagt man: „wenn er für seine Schwiegertochter arbeitet, gibt er sich besonders Mühe".

Die Erfahrungen mit den Sklaven, die jetzt aus dem arabischen Sprachgebiet, abgesehen von Marokko, fast ganz verschwunden sind, waren nicht sehr günstig. Man beklagt sich über ihre Schlafsucht, Gefräßigkeit und Frechheit: „Gibst du dem Sklaven einen Hinterschinken, so verlangt er auch noch den vorderen." „Wer mit dem Sklaven spielt, dem zeigt er den Hintern." Die Sklavin aber wird „am Ohre fett".

Ueber manches Handwerk fällt das arabische Sprichwort das gleiche Urteil wie das europäische. Da ist der diebische Müller: „Der Müller stiehlt Handvoll auf Handvoll, aber Gott nimmt von ihm Maultierlast auf Maultierlast"; die leichtsinnige, unsicher bezahlte Soldateska: „Wenn der Soldat auf dem Trockenen sitzt, rechnet er in den alten Soldbüchern". Der untreue Flurschütz: „Wenn die Wächter die Rebe verschonten, würde sie viele Zentner tragen". „Auf dem Kopfe der Waise lernt der Barbier rasieren" und „Am Esel des Armen studiert der Tierarzt". Aus der Gerichtspraxis: „Die beiden Parteien waren einig, aber der Kadi wollte nicht vergleichen" und „Der Fleiß des Richters ist mehr wert als zwei gerechte Zeugen". Und vom Strafverfahren: „Wer die Prügel schluckt, ist nicht wie der, welcher zählt". Dieses leibliche Vorgehen hat in Strafgesetzbüchern keine Stelle mehr, wird aber draußen auf dem Lande noch als altererprobtes Mittel angewandt. Man hat ebenso altherkömmliche Gegengifte, steckt die verschiedensten Trutzwaffen unter die Hose und dem Prügelknecht eine Kleinigkeit in die Hand. „Als der Dieb vor Gericht stand, sprach man zu ihm: Schwöre! Da sagte er zu sich: Die Türe zur Freiheit geht auf." Auch der Araber sagt vom Mörder: „Er tötet und geht im Leichenzug mit".

Knapp und kräftig zeichnet der Aegypter den Strolch: „Mit nacktem Steiß, das Messer im Gürtel und fragt: Wo ist die Schenke?" In dem „Der Metzger hat keinen Freund" spricht wohl dasselbe Gefühl, das in England lange diese Zunft von den Geschworenenbänken ausschloß, weil sie zu blutdürstig seien. Der orientalischen Erfahrung eigen ist, etwas ganz Wertloses „dem Maurer bei den Beduinen" zu vergleichen. Aus der Wüste stammt: „Wenn du hörst, daß der Schmied in der Nacht abreist, so weißt du, daß er morgen jedenfalls da ist", denn der fahrende Handwerker muß den blinden Lärm verbreiten, damit die letzten Kunden sich beeilen. „Der Schlangenbändiger entgeht den Schlangen nicht." Den am Lärm des orientalischen Bazars stark beteiligten Ausrufer und Versteigerer erwähnt der Vergleich eines Schreihalses mit einem „Ausrufer, dem sein Esel gestohlen ist", der sein sowieso geübtes Ruforgan aus Wut und Angst noch doppelt anstrengt. „Der Wagknecht mußte niesen und verlor die Zahl", sagt man in Bagdad, allerdings etwas derber. Dort pflegen die Ablader von Zuckerhüten oder Fellen unaufhörlich die Stückzahl zu rufen, so lange sie das Stück in Händen haben, damit sie sich nicht freiwillig oder unfreiwillig irren. Andere wollen aber vom ganzen Gewerbe nichts wissen, sondern raten: „Halte dich an den König oder ans Meer", d. h. werde Beamter oder Kaufmann. Von besserer Abstammung ist der kurze und gute Wahrspruch: „Die Hälfte des Handels ist gute Erklärung" und das von allen Völkern erfahrene „Bürgen heißt Bereuen". Vor allem der Staatsdienst ist bei diesen Menschen der Faulheit und des Initiativemangels sehr beliebt: „Nimm dein Gehalt und sei ruhig". Doch fehlen trübe Urteile nicht: „Wer die Staatssuppe ißt, verbrennt sich den Mund, wenn auch erst nach Jahren." „Der Freund des Machthabers ist wie einer, der einen Löwen reitet. Die Leute fürchten sich vor ihm, er aber fürchtet sich vor seinem Reittier noch viel mehr", ganz kurz „Die Regierung ist ein Markt", und speziell „Das Ende des Dienstes beim Türken ist eine Tracht Prügel."

Damit sind wir bei den Worten, welche die einzelnen Stämme des mohammedanischen Chaos abschätzen. Sie dürfen meist nicht ernst genommen werden, stammen entweder aus der alten physiognomischen Wissenschaft — wie ja viel sogenannte Volksweisheit nur antiquierte Theorie ist — oder den hin und her schwirrenden Spottreden, bei denen manchmal die ganze Wahrheit im Reim liegt. Hier sollen nur die wirklich charakteristischen folgen. Der Syrer konstatiert die eigene Schwerfälligkeit gegenüber des Aegypters leichtem Temperament: „Die Antwort des Aegypters ist in seinem Mund, die des Aleppiners in seinem Aermel und die des Damaszeners in seiner Mutter". Der Aegypter selber macht sich über die aufgeregten Nubier lustig, die bei ihm als Kutscher und Diener ihr Brot suchen: „Zehn sprechen und einer hört zu". Er schmäht den verkniffenen Fellachen von Oberägypten: „An den Saldern ist nichts zu verdienen als leere Worte". Dann der Stolz der schwer errungenen weißen Zivilisation gegenüber den großen schwarzen Kindern aus Afrika: „Der Schwarze stiehlt, wenn ihn hungert, und wenn er satt ist, hurt er". Um auszudrücken, daß ganz Disparates, daß Wasser und Feuer zusammengekommen ist, fragt man: „Was hat den Syrer zum Magrebiner gebracht?" Dieser, oft ein romantischer Brausekopf mit wilder Energie, ist das Gegenteil der stumpfen und dumpfen „Kühe Syriens". In Bagdad kann man hören: „Du bist wie der Bettler von Kerkuk: du bettelst mit dem Dolch im Gürtel". Die Söhne des Städtchens Kerkuk jenseit des Tigris sind als stolz verschrien. Der Ort stellt auffallend viele Unteroffiziere und Landjäger für Syrien und Mesopotamien. Ich selbst mußte einem schönen Korporal in einer der gottverlassensten Wüstenstationen zwischen Palmyra und dem Euphrat mit Kompaß und Karte genau die Richtung seines viele viele Tagereisen weit entfernten Kerkuk weisen, damit er sein Heimweh darauf einstellen könne. Des Spottes über die „Aermlichkeit" und das Heidentum der Beduinen kann der Städter nie genug kriegen. Ein aufgeblasener Hungerleider wird verglichen „den Hähnen der Beduinen, die Mist fressen und zum Gebet rufen", da ihre Herren sich keine Muezzins halten. Wenn man aber warnt: „Beherberge den Beduinen, er wird dir deine Kleider stehlen", so geht das auf spezifisch ägyptische Verhältnisse und ist wohl auch da ungerecht.

„Wenn man den Juden braucht, so sagt er, heute habe ich Feiertag",[1]) und „wenn er ein billiges Stück Fleisch findet, sagt er noch: es stinkt".

Die Demoralisation, welche die Pilgerfahrt mit ihren ungeheuren Strapazen und ihrem heiligen Stolz hinterläßt, zeichnet der Spruch: „Hat dein Nachbar gewallfahrtet, so maure die Türe nach seiner Seite zu, hat er zweimal gewallfahrtet, so verkaufe dein Haus, selbst ohne Anzahlung". Trotz des fast unglaublich stark entwickelten Wanderlebens, dessen großartigster Ausdruck die Wallfahrt ist, und aller Erörterungen der Literatur über Nutzen und Schaden des Reisens, trifft es doch die Grundanschauung alles bäuer-

[1]) Dieser Vorwurf wird schon im Targum scheni zum Buch Esther den Juden gemacht.

lichen Volkes, wenn man bei Mosul hört: „Schlage den Fremden und triff ihn ins Herz, wäre etwas Gutes an ihm, so wäre er zu Hause geblieben".

Auffallend oft wird die Großmannssucht, die aufgeblasene Eitelkeit gerügt, sie scheint das Temperamentslaster zu sein. Daß „des Mistkäfers Kinder in seinen Augen Gazellen sind", wird noch als natürlich belächelt, schärfer klingt es, wenn man auf einen sagt: „Man kam, des Paschas Roß zu beschlagen, da hob der Mistkäfer sein Bein". Gerade die Uebelsten drängen sich voran: „Das räudige Schaf trinkt oben an der Quelle".

Der, welcher nur nach außen lebt, ist „wie ein Dach, seine Traufen geben nur auf die Straße Wasser" oder „Er ißt nichts und kaut Ambra", wogegen sich „die heimliche Eleganz an Hosenband und Schweißkäppchen zeigt". Verwandt damit ist der Vielgeschäftige „ein Flick an jedem Schlauch, ein Löffel in jedem Topf und ein Schüler in jeder Schule", der Falschbetriebsame, „der den Schachfiguren einen Maulesel zusetzt", der Schwätzer, dem die Worte ohne Wahl kommen, „wie man im Finstern Holz zusammenliest", bei dem „ein Geheimnis im Haus des Wali" ist, wo jeden Morgen nach Sonnenaufgang die Honoratioren den Stadtklatsch zusammentragen, und der selbst in der Hölle noch nörgelt: „Das Holz ist zu grün", der Schmarotzer, der „wie die Taube von Schlag zu Schlag fliegt" und „gleich der Säge eingeht und ausgeht und frißt", und dann schließlich der Undankbare, der „den Köder frißt und auf die Angel sch . . . t", „der umsonst mitfährt und die Frau des Kapitäns verführt".

Auf die niederen Schichten des Volkes weist die Freude am Gratisgenuß: „Essig umsonst ist süßer als Honig" und „findest du ein Grab umsonst, so lege dich sofort hinein", das schonungslose Ausnützen fremden Eigentums, „was nicht dein ist, hat Knochen von Eisen", „am schnellsten galoppiert das geliehene Pferd". An romanische Tierschinderei gemahnt der vielleicht praktische Rat: „Wenn das Lasttier müde ist, bürde ihm noch mehr auf," dann läuft es schneller zum Ziel.

Wie alle Volksweisheit empfiehlt die arabische holdes Bescheiden in der Mitte, „sei nicht Honig, sonst schlecken dich die Leute auf, und nicht Myrrhe, sonst speien sie dich aus", und Zurückhaltung, es warnt vor allem Hindrängen, das doch nur schlecht bekomme: „Steh nicht dazu, wenn man fremdes Korn mißt, dein Bart wird staubig werden und du selbst müde vom Tragen."

Als das demokratischste Literaturprodukt schert das Sprichwort alle über einen Kamm. Seine Kraft steckt im kecken Generalisieren, genau wie die des feinen „Naturgesetzes". In den alphabetischen Listen sind die Rubriken jeder, man und wer bei weitem die längsten. Man gibt zwar zu, „jeder holt Holz mit seinem Strick", hat aber doch wenig Verständnis für den Eigenbrödler. „Er geht dem Pilgerzug um einen Tag voraus", was furchtbarste Entbehrung und fast sicheren Tod bedeutet. (Der Islam hat übrigens das großartigste Bild des Einsamen geschaffen: dessen, der allein von den Toten aufersteht.) Oder man wirft ihm vor: „Du bist wie die Kaaba, du lässest dich besuchen und besuchst nicht." Wer aber gar äußerlich von dem gesunden Steuerzahler absticht, den hat schon der alte Aberglaube bös gezeichnet, und das Sprichwort folgt ihm: „Wenn der Blinde, Lahme oder Einäugige in den Himmel fahren könnten, würden sie ihn in Laster stürzen." Die übelste Spezies ist der Bartlose, grundverderbt und unheilbringend: „Besser man begegnet morgens einem Affen, als einem bartlosen Mann." Die übergroßen Leute hält das Volk für dumm, „sein Verstand ist in seine Länge gefahren". Als gelungen gehen von Mund zu Mund die Schilderung des Freigebigen: „Er ist wie die Nadel, sie kleidet andere und ist selbst nackt," des Geizigen: „er ißt nichts, zieht nichts an, und sein Harn selbst ist trocken," des Widerwärtigen: „Wie der Fastenmonat, wenn er fortgeht, gibt es ein Fest," des Uebereifrigen, der „zwei Melonen in einer Hand tragen will" und „der ein ganzes Jahr fastet und dann Harn trinkt (als Medizin)", während sich sonst der Muslim für sein Fasten mit den ausgesuchtesten Schleckereien belohnt, des Unverständigen: „Er schüttelt einen Schlauch Sauermilch," die doch nie Butter gibt. Für Rückschritt sagt man: „Im ersten Jahr lauft das Kind, im zweiten rutscht es," oder: „Wie der Harn des Kamels, immer nach hinten."

Etwas Tierbeobachtung ist auch noch zu holen. Als undankbar ist die Katze verschrien, „man lobte sie, da verunreinigte sie das Mehlfaß", als das geduldigste wird die Wanze gepriesen, „sie lebt ein Jahr auf dem Bauch, ein anderes auf dem Rücken liegend", die „Dattel des Raben" spielt im Sprichwort dieselbe Rolle wie der Affenkaffee auf Ceylon, und Bild des Unsparsamen ist der schwarze Vogel auch: „Drei Monate frißt er Datteln, neun Monate Aas." Wie wir den Esel und Lautenschlagen, so denkt sich der Araber „den Bären und Seidenspinnen" als unvereinbar. „Der von der Schlange Gebissene fürchtet sich vor dem Schatten eines Stricks," doch ist der Skorpion viel verhaßter, da er den Menschen aufsucht, jene vor ihm flieht: „Komme dem Skorpion nicht zu nahe! Neben der Schlange breite deinen Teppich aus und schlafe!"

Basel. Prof. A. Mez.

Bücher und Zeitschriften.

Gunhild Kersten. Novelle von Gabriele Reuter. Vierte Auflage. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt 1904.

Die Bezeichnung „Novelle" ist unrichtig, denn eigentlich ist das Buch, obgleich nur 193 Seiten stark, ein Roman. Nicht der größere oder geringere Umfang entscheidet dafür, ob ein Werk dieser oder jener Kunstgattung zuzurechnen ist. Die Novelle behandelt einen bestimmten Vorgang, einen scharf umgrenzten Lebensabschnitt, während in dem vorliegenden Buche die Geschichte eines Menschenlebens von der Jugend bis zu dem Höhepunkt seiner Entwicklung sich vor uns entrollt. Gunhild Kersten ist von der Natur mit einer wunderbaren Stimme begnadet, und sie trägt als Erbteil vom Vater Künstlerblut in den Adern. Ueber manche innere und äußere Schwierigkeiten siegt sie und auch in dem schwersten Kampf, auf ihre Kunst oder auf ihre Liebe zu verzichten, gelingt es ihr, beide zu vereinigen. Der Mann, der es ihr schon in ihrer frühen Jugend angetan, erringt sie später zum Weibe, aber erst nachdem sie wiederholt auseinander gekommen waren. Erst strebte sie mit ihrem ganzen Sein ihm zu — da zauderte er. Dann warb er um sie, verlangte aber, daß sie ihrer Kunst entsage und nur für ihn lebe. Da unterdrückte sie ihr Sehnen und Verlangen, bis sie endlich einander ganz und harmonisch fanden.

Mit einem gewissen Gefühl des Stolzes über das, was sie erreicht hat, sagt die Verfasserin in der Vorrede: „Es ist von eigenem Reiz für den Schriftsteller, Jugendarbeiten von sich zu durchblättern, zu sehen, wie in ihnen die Gedanken noch schüchtern und unsicher nach Ausdruck ringen, für die er später wohl eine kräftigere Form der Darstellung gefunden hat." Die vorliegende Erzählung stammt aus dem Jahre 1891, demselben Jahre, in dem Gabriele Reuter die ersten Kapitel ihres berühmt gewordenen Romans „Aus guter Familie" schrieb. Man merkt in der Tat den Anfänger sowohl in der Technik wie auch an vielen Unebenheiten im Ausdruck. Lebendig und deutlich sehen wir im Anfangskapitel die Heldin vor uns. Sie brauchte ja keine Einführung oder Beschreibung, und wir hätten, wenn die Erzählung dann unmittelbar fortgefahren wäre, aus kurzen Andeutungen uns schon ihre Entwicklung selbst hinzudenken und ausmalen können. Nun wird aber nach einer ganz veralteten Methode ihre Jugendgeschichte erzählt, und dann der Faden wieder da aufgenommen, wo er unterbrochen worden war. Manche Sätze sind recht holperig, z. B.: „Da bemerkte sie das Datum. Es war dasselbe des Tages, an dem sie vor einem Jahre die erste Begegnung mit Langewski gehabt hatte." Das ließe sich wohl einfacher und deutlicher ausdrücken. Und dennoch: „Die Raupe schon, die Chrysalide deutet den künft'gen bunten Schmetterling." Einzelne Episoden lassen schon die Kraft

erkennen, die sich in den späteren Werken der Verfasserin betätigt, zeigen die Meisterin, die so tiefe Blicke in das Seelenleben des Weibes getan. Das Leben Gunhilds in den engen Kleinstadtverhältnissen ist anschaulich gezeichnet, die Menschen, die in ihren Kreis treten, besonders die Großmutter, die Base, der Lehrer Brache haben charakteristisches Gepräge, und das Schlußkapitel ist von hohem poetischen Reiz.

S. S.

„Novellen, die ein Spielmann schrieb." Von Dr. Julius Siber. München, Verlag von Seitz u. Schauer.

Das Erstlingswerk eines gottbegnadeten Musikers auf literarisch-novellistischem Gebiet, und auch hier verrät Dr. Julius Siber außerordentliches Talent, echte dichterische Begeisterung und Gestaltungskraft, sowohl bezüglich der zahlreichen, in ihrem Wesen und Tun stets grundverschiedenen Personen, die er uns vorführt, als bezüglich der wechselvollen Landschaftsbilder und Schauplätze, auf denen seine Novellen spielen und die er selbst auf seinen Wanderfahrten sich eingeprägt und mit wirklich malerischer Treue und Kunst wiedergegeben hat. So fesselt und spannt denn das kleine Werk gewiß jeden reifen Leser — und nur solche sollten es in die Hand nehmen — in ungewöhnlichem Maße. Es enthält auf 180 Druckseiten sechs Novellen. Diese Zahlen beweisen schon, daß der Verfasser dem alten löblichen Spruche folgt: „Kürze ist Würze", und die Kunst seines Schaffens auch darin zu betätigen strebt, daß er seine Gestalten, Landschaften, Erzählungen mit taciteischer Kürze und Gedrängtheit vorführt, und dennoch immer in greifbarer Lebendigkeit. Die erste Novelle, „Die Armenhäuslerin", spielt im Bayerischen Wald; die zweite, „Tantalusseelen", in einem Schwarzwalddörfchen; die dritte, „Aus der Unterwelt, eine Hochsommernachtsgeschichte", in der Bretagne; die vierte, „Frau Venus (eine Satire)", im Schweizer Jura; die fünfte, „Totentanz", in Monaco, Wien, Berlin, Bonn; die sechste, „Décadence (Capriccio)", in München. Ueber den Inhalt der sechs Erzählungen möchte ich nicht mehr verraten, als deren Titel, um die Neugier des Lesers nicht zu mindern. Aber doch möchte ich davor warnen, daß jugendlich-unfertige Seelen, Jünglinge wie Mädchen, zu diesen Lesern sich reihen. Gerade weil mein Interesse für das Talent des Verfassers und sein Schaffen ein sehr lebhaftes ist, muß ich das offen aussprechen. Nicht minder, was ich sonst an dem Werke zu tadeln finde: Entgleisungen im Wort- und Satzbau, die wohl „modern", aber nimmermehr statthaft genannt werden können. Ferner: die zweite und sechste Nummer des Werkes, „Tantalusseelen" und „Décadence", sind keine Novellen, weil jede Erzählung und Handlung fehlt, sondern Lyrik in Prosa; „Tantalusseelen" eine psychiatrische Studie oder Phantasie, das „Capriccio Décadence" aber der Monolog eines Nietzsche-Uebermännleins. In der ersten, sehr ergreifenden Novelle „Die Armenhäuslerin" fehlt der Schluß, der durch einen einzigen kurzen Satz uns die Vereinigung von Ludwig und Marie melden könnte. Auch in der nicht minder ergreifenden Novelle „Totentanz" würden wir das Sterben von Mutter und Sohn leichter tragen, wenn der Vater Geheimrat außer seiner „Korrektheit" auch etwas warmes Menschenblut zu eigen hätte und offenbarte. Besonders peinlich, geradezu abstoßend aber berührt vollends der Schluß in der sonst gerade besonders poetisch und stimmungsvoll angelegten Novelle „Aus der Unterwelt". Auch psychologisch ist es geradezu undenkbar, daß die keusche Heldin sich „aus Rache" so tief erniedrigt. Und die Widerlegung (S. 86) der im voraus erwarteten Einwände gegen diese Herabwürdigung der Heldin ist durchaus unzutreffend und ungenügend. — Möge der Verfasser diese wohlgemeinten Ausstellungen bei den weiteren Auflagen seines Werkes berücksichtigen und recht bald ein neues schaffen, das nur anerkennend beurteilt werden kann!

Rheinfelden. Dr. Hans Blum.



Allgemeine Rundschau.

Emil Schlagintweit †.

Der am Donnerstag (20. d. M.) in Zweibrücken verstorbene Regierungsrat Dr. Emil Schlagintweit hat sich, wie seine Brüder Hermann, Adolf und Robert, große Verdienste um die Erforschung des Orients erworben. Während seine Brüder sich durch die Erforschung der indischen Hochgebirge einen dauernden Platz in der Geschichte der Erdkunde sicherten, hat sich Emil Schlagintweit in erster Linie der linguistischen Seite der Orientalistik, insbesondere den indischen und indochinesischen Sprachen, sowie dem Tibetischen zugewandt. Emil Schlagintweit wurde am 7. Juli 1835 als Sohn des Augenarzts und Rats Jos. Schlagintweit in München geboren. Er wandte sich der Rechtswissenschaft zu, der er auch in der Folge treu blieb, gab sich aber während eines Studienaufenthalts in Berlin, wo besonders Bopp auf ihn einwirkte, orientalistisch-linguistischen Studien hin. Diese setzte er auch nach Beendigung seiner juristischen Studien, deren Frucht eine Arbeit über „Die Erwerbung auf den Todesfall" bildete, sowie nach dem Eintritt in den bayerischen Verwaltungsdienst fort. Das Tibetische und die buddhistische Religion, denen nun das Hauptinteresse Schlagintweits galt, waren damals noch ein wenig durchforschtes Gebiet; von deutscher Seite wurden sie besonders durch J. J. Schmidt, Schiefner, Schroeter und Jaeschke gepflegt. Unter den ersten Veröffentlichungen aus diesem Spezialgebiet war der Text eines tibetischen Beichtgebetes mit Uebersetzungen und Anmerkungen (1863), der 1864 die Herausgabe einer Inschrift folgte. Ein englisches Werk „Buddhism in Tibet", das mit Atlas 1863 in Leipzig erschien, fand dort große Beachtung; 1881 kam eine französische Uebersetzung davon heraus. Die Bayerische Akademie der Wissenschaften gab von ihm heraus „Die Könige von Tibet" (1865), „Die Gottesurteile der Indier" (1866); für ein weiteres Publikum war das zweibändige, reich illustrierte Werk „Indien in Wort und Bild" bestimmt (Leipzig 1880/81), dessen zweite Auflage 1891 erschien. Nach dem Tode seiner Brüder machte Emil Schlagintweit deren Sammlungen durch Aufstellung in Museen und Kataloge allgemein zugänglich. Außerdem veröffentlichte er „Die Berechnung der Lehre" (aus dem Tibetischen des Sureçamatibhadra, München 1896) und die „Lebensbeschreibungen von Padma Sambhava" (Uebersetzung aus dem Tibetischen, ebenda 1899). Auch in unserer Beilage hat er des öfteren Beiträge aus seinen reichen Studiengebieten veröffentlicht.

■

Die Organisation des Witterungsdienstes in Japan.

* Der japanische Witterungsdienst, dessen gegenwärtiger Direktor K. Nakamura ist, gehört zweifellos zu den am besten organisierten und zentralisierten, die es gibt. Er steht unter Leitung des Zentralobservatoriums in Tokio und unter der Oberaufsicht des Unterrichtsministers, der die Stätten der Provinzstationen bestimmt. Wer meteorologische Beobachtungsstationen (außer solche für Regenmessungen) errichten will, muß dazu, wie der Globus mitteilt, die Erlaubnis des Ministers einholen. Alle Provinzstationen erster und zweiter Ordnung haben monatliche und jährliche Listen dem Zentralobservatorium einzureichen, während die Stationen dritter Ordnung (im ganzen über 1200) ihre Beobachtungen den Provinzstationen, zu denen sie gehören, einschicken. Die Methoden der Beobachtung und der Reduktion sind den Vorschriften des Internationalen Meteorologischen Komitees angepaßt, und jede Station wird in drei bis vier Jahren einmal revidiert. Die Hauptveröffentlichungen sind die täglichen Wetterkarten, die monatlichen und jährlichen Berichte und eine monatliche Wetterrevue. Der Text der täglichen Wetterkarten ist japanisch und englisch. Telegraphische Sturmwarnungen ergehen an 360 Stationen und Sturmsignale werden Tag und Nacht gesetzt. Die Durchschnittszuverlässigkeit der Wetterprognosen beträgt 82 Prozent, die der Sturmwarnungen 70 Prozent. Die maritime Meteorologie wird

seit 1888 gepflegt. Alle Schiffe von über 100 Tonnen übermitteln ihre Logs dem Zentralobservatorium. Große Aufmerksamkeit wird den Erdbebenerscheinungen und den magnetischen Beobachtungen gewidmet und seit 1880 werden von Zeit zu Zeit Expeditionen nach den hohen Bergen des Landes unternommen zur Erforschung der höheren Luftschichten.

※

Kleinere Mitteilungen.

* Eine Konferenz der einheitlichen Schreibung der Fremdwörter im Deutschen trat heute in Berlin auf Einladung des Vereins Deutscher Ingenieure zusammen. Es handelt sich in der Hauptsache um Schaffung von Grundlagen für eine einheitliche Schreibweise wissenschaftlicher und technischer Ausdrücke.

※

Hochschulnachrichten.

* **Tübingen.** Der Vorstand des anatomischen Instituts, Prof. Dr. Froriep, ist vorläufig verhindert zu lesen. Sein Kolleg über systematische Anatomie wird von dem Prosektor Prof. Dr. Heidenhain gelesen; das von diesem angekündigte Kolleg über Ausgewählte Kapitel der Anatomie ist an Privatdozent Dr. Müller abgegeben worden. — Im Lauf des Winters werden wieder eine Reihe von Vorträgen zu Gunsten des Bismarck-Säulenfonds der hiesigen Studentenschaft gehalten werden, und zwar haben sich die Professoren Wislicenus und v. Below, sowie die Privatdozenten Jacob, Harms und Hegler zur Uebernahme der Vorträge bereit finden lassen.

* **Berlin.** Hermann Struve, der als Nachfolger Wilhelm Foersters die Professur der Astronomie an der hiesigen Universität und zugleich die Leitung der Berliner Sternwarte übernommen hat, ist zum ordentlichen Mitgliede der Akademie der Wissenschaften gewählt worden.

* **Halle.** Mit einer Vorlesung über „Die Elemente der Schuldlehre" hat sich der Referendar Dr. Alexander Burggraf und Graf zu Dohna in der juristischen Fakultät als Privatdozent habilitiert. — Die Nachricht, daß der Privatdozent der Psychiatrie Professor Dr. Aschaffenburg eine Berufung an die Akademie für praktische Medizin in Köln erhalten habe, wird uns als in dieser Form unrichtig bezeichnet; es schweben vielmehr einstweilen nur Verhandlungen über eine Berufung.

hc. **Kiel.** Der frühere Assistent am pathologischen Institut Dr. Robert Rößle hat sich daselbst mit einer Schrift: „Der Pigmentierungsvorgang im Melanosarkom" als Privatdozent für pathologische Anatomie habilitiert.

* **Innsbruck.** Am schwarzen Brett der Universität ist folgende Kundmachung angeschlagen: „In Ergänzung des Beschlusses des akademischen Senats vom 4. Juli 1901 und 20. Februar 1902 wird das Tragen irgendwelcher Abzeichen, die nicht vom akademischen Senat genehmigt sind, auf akademischem Boden verboten." Die Kundmachung richtet sich gegen die Italiener, welche die bisherige Freiheit zum Tragen irredentistischer Abzeichen, Trikoloren, Abzeichen der Dante-Gesellschaft u. s. w. gebrauchten.

△ **Prag.** Der Rektor der deutschen Karl Ferdinands-Universität, Hofrat Dr. Joseph Ulbrich, hat am 12. Okt. seine Amtsniederlegung bei dem akademischen Senate eingereicht, da er bereits einmal, in dem Sturmjahr 1897, das Rektorat bekleidet habe und vielfache literarische und lehramtliche Tätigkeit ihn derart in Anspruch nehme, daß ihm die Führung der Rektoratsgeschäfte, die bei den eigentümlichen Verhältnissen in Prag oft einen unerwarteten Umfang annehmen, nur schwer möglich ist. Auf Wunsch des akademischen Senats gab Hofrat Ulbrich die Erklärung ab, daß er die Niederlegung zurücknehmen wolle, falls sich Entlastung von anderen Geschäften möglich machen ließen. Da dieser Fall aber nicht eintrat, sah sich Hofrat Ulbrich genötigt, seinen Verzicht endgültig aufrecht zu halten, der auch bereits vom Ministerium genehmigt wurde.

* **Aus Frankreich.** Am Donnerstag hat Präsident Loubet die hervorragendsten Teilnehmer am Chirurgenkongreß empfangen, darunter die Professoren Czerny (Heidelberg), v. Mikuliez-Radecki (Breslau), Ernst v. Bergmann und Sonnenburg (Berlin).

w. **St. Petersburg.** An der theologischen Akademie ist eine neue Professur für die Geschichte der griechisch-orientalischen Kirche seit der Lostrennung von Rom geschaffen worden. Das Lehramt wurde dem Magister Sokolow übertragen.

* **Von technischen Hochschulen.** An der Technischen Hochschule zu Danzig haben Mittwoch die Vorlesungen begonnen; eingeschrieben und aufgenommen waren bis Dienstag 137 Studierende und Gasthörer, sowie einige 60 Teilnehmer, darunter etwa 50 Damen.

Für den Inseratenteil verantwortlich: M. Schumacher, München.



Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Lorenzino de' Medici.

Von Leo Jordan.

I.

Auch andere Medici haben Verse gemacht. Aber der eigentliche Dichter unter ihnen ist Lorenzino. Es ist gar wenig, was er geschrieben hat: Drei, vier lyrische Gedichte; im übrigen konnte er sagen, er hinterlasse eine Komödie und eine Tragödie, nicht mehr: Nämlich die Aridosia und die — Ermordung seines Vetters, des Herzogs Alexander.

Vor dreizehn Jahren erschien eine Biographie: **Lorenzino de' Medici e la società Cortigiana del Cinquecento** von Ferrai. Da das Material an positiven Notizen über ihn nicht reich ist, füllte sie oft mit Dingen, die das Wenige, was Ferrai über ihn gesammelt hatte, erdrückten.

Das Jahr 1904 hat uns gebracht was fehlte: Die Lebensgeschichte des Dichters, von kongenialer Hand verfaßt, mit der Fähigkeit aus dem nicht eben überreichen Stoffe, der aber durch seine Eigenart durchaus entwicklungsfähig ist, ein Ganzes zu machen. Das ist Pierre Gauthiez' Lorenzaccio.[1])

„Der größte Teil der Sitten und Unsitten der Jugend stammt von Vater und Mutter und deren Erzeuger oder ihren Erziehern.“ So beginnt die **Aridosia**; so auch Gauthiez' Buch: Und dann sehen wir Lorenzinos Ahnen an uns vorüberziehen. Auf der einen Seite die Medicis, Aristokraten, bald alle mit autokratischen Gelüsten, aber von heiterer Gemütsart, genußfähig. Freunde Botticellis, alle in ihren Mußestunden ein wenig Reimschmiede. Auf der anderen Seite die Soderini, bürgerlich, ja demokratisch in ihren Neigungen, ein ernsteres Geschlecht, dem die florentinische Freiheit teuer war.[2]) Pier-Francesco de' Medici, ein gänzlich unbegabter Sproß seines Stammes, in dem das alte Blut Zeit zur Muße fand, und Maria Soderini, seine Gattin, waren Lorenzinos Eltern. Ihre Verhältnisse waren nicht glänzend, ja ärmlich zu nennen. Die Villa in Caffaggiolo war verschuldet, und als Pier-Francesco starb, erreichten die Passiva eine ziemliche Höhe. Aber auf dem päpstlichen Stuhle saß ja ein Medici: Clemens VII.

Solcherlei häusliche Eindrücke waren es, unter denen Lorenzinos jugendliches Gemüt stand. Zu dem Widerspruch zwischen dem großen Namen, den er trug, der reichen, hochstehenden Verwandtschaft, und zwischen den ärmlichen Mitteln, die seiner Familie zur Verfügung standen, gesellte sich die natürliche Düsterheit der engeren Heimat in einem Apenninentale zwischen Florenz und Bologna. Dazu eine fürstliche Wohnung, von Michelozzo gebaut, kostbare Teppiche, Divane — aber alles verschlissen, nichts erneuert. Solche Dinge lehren nachdenken, hinterlassen in sich gekehrte Menschen.

Die Lebensweise war nicht geeignet, diese Eindrücke zu verwischen, das grüblerische Gemüt zu beruhigen. Viele Mahlzeiten, viel zu viele, — scharfe Gewürze, schwere Getränke . . . klassische Studien unter einem Pädagogen, dessen einzige Stärke das Lateinische war.

Lorenzino hat den Studien mit allem Eifer einer innerlichen Natur obgelegen. Wäre es uns nicht ausdrücklich bezeugt, so würden uns seine Werke dies verraten. Hier setzt Gauthiez mit einer ebenso originellen wie trefflichen Interpretation ein. Klassische Studien waren für den Kopf wie starkgewürzte Speisen für den Magen. Sie erhitzten. Es war ein berauschend-perfider geistiger Trunk, den Lorenzino täglich zu trinken bekam, und Jahr für Jahr werden wir an ihm den pervertierenden Einfluß dieser Studien beobachten können.

Ruhig war es in Caffaggiolo. Nicht so ruhig in der Umgebung. Die Söldner der Karl von Bourbon steuerten durch Norditalien, rückständigen Sold einzutreiben,[3]) und beutelustig Florenz und Rom im Auge. Johann de' Medici, der Condottiere, der berühmte **Giovanni delle Bande Nere**, stellte sich ihnen bei Modena entgegen und fiel in der Nacht vom 29./30. November 1526. Der Weg zum Süden war frei.

Eine Panik brach unter den Medicis ein. Unweit Caffaggiolo residierte Giovannis Witwe mit ihrem Sohne Cosmo: Maria Salviati. Sie war mit Maria Soderini, Lorenzinos Mutter, eng befreundet, nun beide Witwen. In Sorge um ihre Kinder, beschlossen sie diese nach Venedig bringen zu lassen.

Auch der Aufenthalt in Venedig brachte starke Eindrücke für das Knabengemüt. Ganz abgesehen von der einzigartigen Lagunenstadt, den Reizen der Wasserfahrten, des Dogenstaats. Da war vorab eine Freundschaft, vielleicht die erste in Lorenzinos Leben: Sein Zimmernachbar war Francesco di Rafaello de' Medici, eine zärtliche, schmiegsame Seele. Später sollte er aus Eifersucht wegen Lorenzino halb närrisch werden.

Dann war Cosmo der Sohn des gefallenen Giovanni. Giovanni aber war einst Feldmarschall der Republik gewesen. So galten alle Ehren Cosmo, der wie ein Prinz behandelt, ja gefeiert wurde, während Lorenzino zur Sekundogenitur gehörte. Hier lernte er Cosimo hassen.

[1]) Paris, 1904. Fontemoing.

[2]) Das zweite Kapitel von Ferrais Buch ist dieser Familie gewidmet.

[3]) Ferrai, Anhang II. Nr. IV.

Am 6. Mai 1527 zogen die Landsknechte in Rom ein. Papst Clemens floh verkleidet aus der Engelsburg. Seine Bastarde, Alexander und Hyppolit, wurden aus Florenz gejagt.[4])

Aber auch diese Unruhen verstummten und man rüstete sich zur Rückkehr. Unterwegs, in Bologna 1528, lernte Lorenzino die Vetterschaft kennen. Er gewann das Herz des alternden Papstes und wurde sein Mignon. So begann mit sechszehn Jahren das Laster Herrschaft über ihn zu gewinnen.[5])

Ungefähr um dieselbe Zeit kommt Lorenzino nach Rom, als unter den Auspizien Karls V. und des Papstes die florentinische Freiheit zu Grabe getragen wurde und der Bastard Alexander als Herzog seinen Besitz antrat. Der Medici in Lorenzino hat kaum ohne inneren Zorn die Erhöhung dessen mit angesehen, der als Sohn einer Magd seinen Namen nur halb zu Recht trug, der für ihn eine rudis indigestaque moles war. Der Soderini in ihm mußte sich aufbäumen gegen den aufgezwungenen Plebejer als Herrn. Aber er blieb in Rom, und Rom wurde für ihn die hohe Schule: Da war der Freigeist Philippo Strozzi, da war dessen Freundin Tullia d'Aragona — ein lasziver Kreis, viel künstlerische Bedürfnisse, viel Verständnis, Poesie, Sittenlosigkeit, Stil, Mangel an innerer Reinheit und Harmonie. „So fing Lorenzino an, einen unruhigen, unersättlichen Geist zu zeigen, der das Schlechte wollte; er fing an, unter Strozzis Leitung alles zu bespötteln, Heiliges und Profanes, befriedigte alle seine Wünsche, besonders die seiner Sinnlichkeit, ohne Rücksicht auf Geschlecht, Alter, Stand."[6])

Solche zügellose Lebensweise, Liebesabenteuer und Verirrungen brachten ein ihm treuergebenes Gemüt an den Rand des Wahnsinns. Francesco di Rafaello de' Medici, sein Stubennachbar aus Venedig, seit dem dreizehnten Jahre sein Freund, der wohl auch zu viel von dem Vorbild antiker Freundschaftspaare in sich aufgenommen, wurde toll vor Verzweiflung und Eifersucht: „Dies brachte Francesco als Rivalen des Papstes zu solcher Verzweiflung, daß er ein Spielball des Hofes wurde und, um Schlimmeres zu verhüten, entfernt werden mußte."[7])

Bei alle dem drückte Lorenzino im skrupellosen Genusse doch etwas, kein moralisches Bedenken, kein Schuldbewußtsein — der Mangel an Geld, an den er sich nun doch hätte gewöhnen müssen mit der Zeit, wenn man sich an ihn überhaupt gewöhnen kann. Es gibt aber nichts verderblicheres für einen an sich schwankenden Charakter, als ohne Ueberfluß in einem Kreise zu leben, für den es keine Unmöglichkeit gibt, solange es sich um Käufliches handelt. Ein Prozeß schwebte damals zwischen seiner Familie und den Nachkommen Giovannis delle Bande Nere, ein verwickelter Prozeß, dem die geldhungrigen Epigonen: Cosmo wie Lorenzino, alle ihr Interesse zubrachten. Cosmo seinerseits war bei Herzog Alexander und hatte diesen auf seiner Seite, und dadurch war Lorenzino auch des Papstes nicht sicher. Wir können uns die Gefühle vorstellen, die in seinem Innern arbeiteten. Der Prozeß, in dem es sich um Geld handelte, das er so dringend bedurfte, wurde ja gegen Cosmo geführt, den er seit Venedig haßte; Alexander, der Bastard, arbeitete gegen ihn; der Papst, dem er niedrige Dienste getan, stand ihm nur halb bei: „Und er gewann nichts durch solche Dienste: nichts als die innere Wut gegen alle, Papst, Herzog, Vetter, die ihn in Armut hielten. Ein Kapital, das fortwährend in ihm Zinsen trug."[8])

Die Ergebenheit, die er dem Papst gezeigt hatte, trug dennoch ihm und seinem Bruder ein Geschenk von etwas über 5000 Dukaten ein, ein wahres Butterbrot im Vergleich zu seinem Appetit. Da hieß es an einem Morgen des Jahres 1534, Lorenzino habe antiken Statuen an einem Triumphbogen die Köpfe abgeschlagen. Die Köpfe waren erst 1498 aufgesetzt worden und unecht. Aber dennoch, das Berühren einer Antike war wie Sakrilegium. Man denkt, Lorenzino habe aus Sammelwut und Geldmangel billige Neuerwerbungen machen wollen, Gauthiez meint, weil die Köpfe nicht echt waren, hätten sie ihm vielleicht mißfallen, und er habe so mit seinem raffinierten Geschmack das Werk der barbarischsten, zerstörerischsten Laune, der Rekonstruktion,[9]) wieder rückgängig gemacht. Wer kann das sagen?

Die Motive zu der Handlung sind kaum einfacher Natur. Da mag einer von den beiden Gründen ja mitgesprochen haben, aber in Verbindung mit Völlerei, Mutwillen, — in Verbindung mit dem Drang, die innere Wut an irgend etwas auszulassen, irgend etwas zu zerstören. „Heute schlug er den Antiken die Köpfe ab, Morgen dem Herzog Alexander; — es war wie eine Vorübung," schreibt Gauthiez, und das trifft den Nagel auf den Kopf.

Mit Rom war es nun freilich vorbei. Die ganze „Intelligenz", der Papst an der Spitze, der den Jungen doch nur selber bis ins Mark verdorben hatte, waren auf dem Gipfel der Empörung, Lorenzino mußte Rom verlassen und begab sich nach — Florenz zum Herzog Alexander.

II.

Lorenzino haßte Alexander. Wenn dieser Haß nicht schon seit Venedig eingewurzelt war, so mußte er es sein, seit der Herzog Cosmo im Prozeß, der immer noch schwebte, unterstützte, — seit der Papst, der allgemein als Vater Alexanders galt, ihn schimpflich aus Rom vertrieben. Trotzdem flüchtete er zu ihm und war binnen kurzem des Herzogs Vertrauter. Welche Macht mußte dieser Jüngling über die Menschen haben! Und welche Macht über sich, die Verachtung, den Haß gegen die Kreatur des Papstes zu verbergen und sich gar als seinen Untertan zu zeigen.

Daß Alexander den Halbvetter überhaupt aufnahm, ist schon beachtenswert, wenn auch Gauthiez der Ansicht ist, die Vertreibung Lorenzinos aus Rom und die Empörung gegen ihn seien nicht so ernst gemeint gewesen. (S. 93.) Ernst genug meine ich, und je weniger ernst sie gewesen wären, um so mehr würde man versucht haben, sie ernst aussehen zu lassen. Wenn also Alexander Lorenzino beherbergte, so ist hier wiederum der starke persönliche Einfluß, die gewinnende Art Lorenzinos zu erkennen, die wir später, während seines Exils in Venedig, beim Großtürken, in Paris beobachten. Allerdings starb der Papst noch im selben Jahre (25. September 1534), „ohne bei irgend jemand Trauer zu hinterlassen", so daß Alexander von dieser Seite ungebunden war.

Nicht lange darauf ist ihm Lorenzino bereits unentbehrlich. Alexander hatte eine bei seiner gesunden bäuerischen Konstitution und bei seinen 24 Jahren nicht verwunderliche Passion für das weibliche Geschlecht. Und hier wurde Lorenzino mit seiner römischen Erfahrung in solchen Dingen zu seinem Helfershelfer. Ob er mit Alexander auch Nonnenklöster nicht verschont hat, was Ferrai verneint, Gauthiez mit dem kulturhistorischen Hinweis auf die Lasterhaftigkeit der Klöster bejaht, bleibt sich für uns gleich. Jedenfalls war das Vorgehen beider ein Skandal.

Ihr Verhältnis wurde durch Lorenzinos Dienste ein solches, daß der Herzog den Gefährten nicht mehr entbehren konnte und ihn stets um sich hatte. Man erinnert sich, daß sie Benvenuto Cellini stets zusammen traf: „Oftmals, während ich den Herzog zu zeichnen kam, fand ich ihn nach Tisch, bei der Siesta, mit seinem Lorenzino, derselbe, der ihn später tötete, ohne irgend jemand um ihn. Und ich wunderte mich, daß ein solcher Fürst sich in dieser Weise jemand anvertraute."

Man kennt die Anekdote, wie Benvenuto dem Herzog Alexander, um ihn über sein Fortgehen nach Rom zu

[4]) Gauthiez schließt sich der Stimme der Zeitgenossen an, die die Bastardschaft für ausgemacht hielten.

[5]) Daß bereits in Venedig das Verhältnis zu Francesco solcher Natur gewesen sei (Gauthiez S. 66), vermag ich nicht anzunehmen.

[6]) Varchi, s. Gauthiez. S. 68.

[7]) Varchi, Ferrai, S. 81, Gauthiez, S. 71.

[8]) Gauthiez, S. 74.

[9]) Es ist Zeit, daran zu erinnern: „Of all destructive manias, that of restoration is the frightfulest and foolishest." Ruskin, Mornings in Florence.

tröften, eine Medaille versprach, die schöner sein sollte als die für Papst Clemens seinerzeit gefertigte. Meister Lorenzino würde ihm schon die Idee zu einer Rückseite geben. Dieser antwortete: „Ich werde dir eine schöne Rückseite verschaffen, die eines Herzogs würdig ist.“ Und noch einmal ließ er ihm dies sagen, als Cellini bereits in Siena war. Ein tiefer Sinn liegt in dieser Unterstreichung, man wird ähnliches in dem Prolog zu seiner Komödie, ähnliches in Neapel von ihm hören. Hatte er den Plan, Alexander zu ermorden, schon gefaßt?

Das Jahr 1536 kam heran. Mit ihm hohe Ehren für den Herzog: Eine Begegnung mit Karl V. in Neapel, eine natürliche Tochter des Kaisers, die vierzehnjährige Margarethe, als Braut. In Rom freilich die spottende Inschrift an der Mauer: „Es lebe Alexander von Collevecchio!“ Das war das Dorf, wo seine Mutter lebte. Schlagfertig soll der mit volkstümlichem Witz Begabte, dessen Aussprüche gesammelt wurden, geantwortet haben: „Gott sei Dank! Sie lehren mich, woher ich komme, und ich wußte es selbst nicht einmal.“ (Gauthiez, S. 112.)

In Neapel war auch Lorenzino bei ihm und dort traf er auf verbannte Florentiner, die ihn als Fürstendiener haßten und von ihm als einem Verräter zu sprechen pflegten. Sein alter Freund Pietro Strozzi machte ihm herbe Vorwürfe, er habe ihre Absichten dem Herzog verkauft, er sei nicht wert, in ihrer Gesellschaft zu sein. Lorenzino antwortete: „Ich hoffe bald und gründlich zu zeigen, daß ich ein Ehrenmann bin.“ Zu derselben Zeit ungefähr soll er dem Herzog einen Kettenpanzer entwendet haben, den jener immer zu tragen pflegte, und den er dann nicht wieder ersetzt hat. Der Gedanke hatte Wurzel gefaßt in Lorenzino.

Bald darauf vergalt der Herzog des Jünglings Dienste mit schnödem Undank. Freilich hatte der politisch klügere und brauchbare Cosmo, aus der Schule Guicciardinis, einen Huldigungsakt der Florentiner geleitet. Und das war schließlich mehr wert als Lorenzinos Liebesdienste. Aber der Herzog hatte keine Ahnung, wie gefährlich dies stille Gewässer sei; er entschied den Prozeß zu Cosmos Gunsten: Nun konnte er kein Testament machen; sein Schicksal war besiegelt. Zuvörderst waren es Glanz und Ehre, die er noch vor seinem Tode einheimsen durfte: Karl V. kommt zum Besuch nach Florenz vom 28. April bis 4. Mai, zur Hochzeit Alexanders mit seiner Tochter. Er spielt den wohlgesinnten Schwiegervater mit der ihm eigenen steifen Würde; Ehrenpforten, Festzüge, Lobgedichte und Reden allerorts in Florenz.

Solche Dinge waren nicht nach dem Geschmack Lorenzinos. Er gewann sich die Herzen nicht, indem er schmeichelte, das überließ er anderen. Er amüsierte die Leute, ironisierte sie wohl auch. Und wofür ist man dankbarer? Auch hier weder Lobrede noch Danklied, sonderlich nicht auf Karl V., auf den er ein Schmähgedicht verfaßt hat, eine Parodie auf ein speichelleckerisches Sonett des Hannibal Caro:

Du kannst wohl sagen, wenn Land und Meer geplündert,
Schamloser Räuber ohne Gottesfurcht:
„So weit die Sonne reicht, oh Herr, hab ich gestohlen!“

Er machte es wie mit Alexander. Ohne Schmeichelei, ohne Liebedienerei spielte er den harmlosen, amüsanten Gesellschafter, verfaßte und inszenierte der Festversammlung eine Komödie.

Die Aridosia — wir folgen hier Gaspary, denn Gauthiez hat uns über die Komposition dieses Stückes aus pedantischer Scheu vor Pedanterie nichts sagen wollen — ist zweifellos eines der besten Stücke der Renaissance, wenn nicht das beste. „Das Vorbild ist vorzugsweise Plautus' Aulularia“, woher Aridosio, der Geizhals, herstammt, ein Name, der auf Vers 290 der Komödie anspielt, so daß ein Zweifel an bewußter Benutzung ausgeschlossen ist. Motive der Mostellaria und der Adelphi sind geschickt in das Ganze hineinverwoben. Interessant und wahrscheinlich ist Gauthiez' Beobachtung, daß der Stil durch Machiavelli beeinflußt erscheint. Lorenzino zeigt sich auch hier als bewanderter Humanist und als trefflicher Künstler und Dichter.

Fast unheimlich wirkt der Prolog, in welchem er mit viel Witz es ablehnt, jemals wieder eine Komödie zu schreiben, aber „ein weiteres und netteres Stückchen von seiner Hand in Bälde verspricht“.

Er war also entschlossen, zu handeln, die Komödie nur ein kleiner Teil des Spiels, das er Alexander und dem Hofe vorspielte, ohne daß diese es merkten. An Lorenzinos Unterhaltungskünste war man denn auch so gewohnt, daß die Aufführung der Aridosia nicht viel Aufsehen erregte: „Sie war sicherlich kein großer Erfolg,“ schreibt Ferrai (S. 165), „und erst viel später hören wir von ihr.“ Daß dies alles ist, was Ferrai ungefähr über die Komödie zu sagen weiß, zeugt eben nicht von Geschmack; daß man damals nicht viel darüber sprach, zeigt nur, daß sie sich an dem Hochzeitstage der feierlichen Handlung, dem Bankett und dem Ball anspruchslos und ohne besonderen Lärm anschloß, und daß man an gleich Gutes von Lorenzino gewohnt war.

Lorenzino soll durch eine Konstruktionsänderung, angeblich zur Unterbringung der Musik, beabsichtigt haben, im Verlaufe seine Komödie die ganze illustre Gesellschaft unter den Trümmern seines Kunsttempels zu begraben. Wahrhaft ein Plan, der in seiner ganzen Art des Dichters würdig gewesen wäre. Die Komödie wurde zum Lockmittel, zur Zaubermelodie des Rattenfänger von Hameln. Vasari erzählt dies und spielt sich als den rechtzeitigen Warner auf. Gauthiez glaubt ihm dies letztere nicht, und es scheint auch durchaus unwahrscheinlich. Jedenfalls wird, wenn Lorenzino diese Absicht gehabt hat, der Einspruch der Baumeister genügt haben, ihn von der Idee abzubringen.

So verlief das Fest ohne Mißklang und alles kehrte zu heiterer Ruhe zurück, der Herzog zu seinem Schätzchen, Lorenzino, nachdem die Komödie gelungen, zu seiner Tragödie.

(Schluß folgt.)

Der Plan der Gründung einer Akademie für Versicherungswissenschaft in Berlin.

Von Dr. jur. Moldenhauer (Köln).

Auf der Mitgliederversammlung des Deutschen Vereins für Versicherungswissenschaft, die am 3. Oktober in Berlin stattfand, ist der bereits 1874 entstandenen, dann aber lange Zeit wieder in Vergessenheit geratenen Idee der Gründung einer besonderen Akademie für Versicherungswissenschaft von neuem durch Professor Ehrenberg (Göttingen) Ausdruck verliehen worden. Obgleich sich Redner für und gegen diesen Plan geäußert haben, ist eine Abstimmung auf Antrag Ehrenbergs unterblieben, weil die Ansichten noch zu wenig geklärt seien. Es erscheint daher angebracht, auf diese Frage, zu der ich mich schon selbst in jener Versammlung mit wenigen Worten geäußert habe, näher einzugehen.

Nach dem Vorschlage Ehrenbergs sollte in einer großen Stadt, am besten in Berlin, eine Hochschule für Versicherungswissenschaft errichtet werden mit einem mindestens zweijährigen Kursus und einem Lehrpersonal, welches aus Spezialisten für alle Hauptbranchen bestände. Aufgenommen dürften nur gereifte Personen werden, keine Studenten, und zwar in erster Linie akademisch Gebildete, die ihren Studiengang als Juristen oder Mathematiker abgeschlossen und das betreffende Examen (Doktor oder Schulamtskandidat oder Referendar) bereits abgelegt haben, ferner auf Grund einer ernsthaften Aufnahmeprüfung Versicherungspraktiker, die sich nachträglich eine theoretische Grundlage verschaffen wollen. Gegen diesen Plan erhoben sich eine Reihe der schwerwiegendsten Bedenken.

1. Dem großen Aufwand an Lehrkräften, also auch an Geld, muß eine genügende Anzahl von Besuchern der Akademie entsprechen. Setzen wir die Zahl derselben nur

auf 100, also 25 für jedes der vier Semester, so liegt es auf der Hand, daß binnen kurzem eine Ueberproduktion an wissenschaftlich gebildeten Bewerbern um Stellen im privaten und öffentlichen Versicherungswesen entsteht. Denn man muß doch bedenken, daß auch die schon bestehenden Einrichtungen, welche als Vorbereitung für die Praxis in die Theorie des Versicherungswesens einführen, also die Handelshochschulen in Köln und Frankfurt a. M., nicht mit Rücksicht auf die Akademie die Versicherungswissenschaft aus ihrem Vorlesungsverzeichnis streichen werden. Sollte aber die Ueberproduktion vermieden werden, so wird die Anzahl der Besucher so gering sein müssen, daß es sich doch sicher nicht verlohnt, für die wenigen eine besondere Hochschule zu errichten.

2. Eine zweite Schwierigkeit finde ich in der Gestaltung des Lehrkörpers und des Lehrplanes. Was den ersteren angeht, so soll er nach Ehrenberg aus Spezialisten der Hauptbranchen bestehen. Es wird aber außerordentlich schwierig sein, die erforderlichen Lehrkräfte zu gewinnen. Praktiker mit langjähriger Erfahrung werden in der Regel solch gut bezahlte Stellungen innehaben, daß sie wenig Neigung haben werden, diese mit einem Lehrstuhl zu vertauschen. Wir haben hier ein sehr lehrreiches Beispiel in England. Die London School of Economics and Political Science hat mit diesem Jahre zum erstenmal versicherungswissenschaftliche Vorlesungen eingeführt und mit diesem Semester eine besondere Abteilung für Versicherungswissenschaft eingerichtet. Sie hat die größten Schwierigkeiten gehabt, geeignete Lehrkräfte zu finden; Rechtsanwälte und Journalisten fand sie bereit, aber nur wenige Praktiker. Man könnte nun den Vorschlag machen, daß Praktiker im Nebenamt Vorlesungen hielten, und hier etwa an die leitenden Personen der Berliner Versicherungsgesellschaften denken. Man wird aber auch hier schlechte Erfahrungen machen. Einmal haben diese Direktoren wenig Zeit, sind auch häufig verreist, dann aber werden sie, solange sie an der Spitze ihrer Unternehmung stehen, sich scheuen, ihre Erfahrungen der Allgemeinheit und damit der Konkurrenz preiszugeben. Diese Beobachtung hat man jetzt in London gemacht, wie mir der Leiter einer der angesehensten Gesellschaften versicherte. Es liegt kein Grund vor anzunehmen, daß es bei uns anders sein sollte. Aber auch in der Gestaltung des Lehrplanes liegen große Schwierigkeiten. Es sollen Vorlesungen über die einzelnen Branchen gehalten werden, d. h. also doch nicht nur allgemeine einleitende, die die Entwicklung, Organisation und Grundzüge der Technik der einzelnen Versicherungszweige behandeln, sondern solche, die sich vorzugsweise mit der Versicherungstechnik befassen. Denn wozu brauchte man sonst Spezialisten? Wer aber etwas mit der Versicherungstechnik vertraut ist, wird sich schnell von der Unfruchtbarkeit dieses Versuches überzeugen. Wenn wir von der Lebensversicherung absehen, so gilt für alle übrigen Versicherungszweige der Grundsatz, daß man wohl die Grundzüge ihrer Technik darstellen und eine allgemeine Vorstellung davon geben kann, daß aber die Einzelheiten sich nur durch die Praxis erfassen lassen. Man kann z. B. an einigen Beispielen und mit Hilfe eines Grundrisses die Tarifierung industrieller Risiken veranschaulichen, aber die Tarifierung selbst in ihrer unendlichen Vielgestaltigkeit niemals dem Hörer so übermitteln, daß er einen praktischen Gewinn davon hat. Dasselbe gilt von der Schadenregulierung. Sie ist so mannigfaltig, so verschieden in jedem einzelnen Fall, daß man auch hier sich mit einigen erklärenden Beispielen begnügen und die weitere Ausbildung der Praxis überlassen muß. Man könnte nun hier einwenden, und Ehrenberg selbst hat es in der Versammlung getan, daß solche ins einzelne gehenden Vorlesungen gar nicht beabsichtigt seien. Warum aber dann eine besondere Akademie? Denn Vorlesungen, die einen Ueberblick nicht nur über das Versicherungswesen als Ganzes, sondern auch über die einzelnen Versicherungszweige geben, werden bereits an den oben erwähnten Handelshochschulen gehalten.

3. In der Gründung einer besonderen Hochschule für die Versicherungswissenschaft selbst sehe ich ein bedenkliches Fortschreiten auf dem Wege zur Spezialisierung. Man hat bereits von den Universitäten eine Reihe von Hochschulen abgetrennt, die technischen und Handels-Hochschulen, die Forst- und Berg-Akademien und neuerdings die Akademien für praktische Medizin. Diese Abtrennung entsprach einem praktischen Bedürfnis, dem die Universität ihrem ganzen Charakter nach nicht gerecht werden konnte, ist also dadurch gerechtfertigt. Aber eine solche Abtrennung muß ihre Grenzen haben, sie darf nicht zu einer schädlichen Zersplitterung führen. Das würde aber geschehen, wenn man nun die Handelshochschulen auflöste in besondere Akademien für Versicherungswesen, für Bankwesen, für Genossenschaftswesen — dieser Vorschlag ist ja auch schon gemacht worden —, vielleicht noch für den Warenhandel und womöglich noch diese Akademien weiter teilte. Was wäre dann die Folge dieser Teilung? In allen diesen Sonderakademien stände im Vordergrund das Fachstudium, während das viel wichtigere, die Grundbedingung zu ersterem, nämlich die allgemeinen juristischen, nationalökonomischen und kaufmännisch-technischen Studien, zurückständen, mit anderen Worten, man würde einseitig für einen bestimmten Beruf vorgebildete Spezialisten züchten, denen der notwendige Ueberblick über das ganze Wirtschaftsleben fehlte. Diese Akademien aber in derselben reichhaltigen Weise mit juristischen und volkswirtschaftlichen Vorlesungen auszustatten wie die Handelshochschulen, dazu würden die Mittel fehlen, es widerspräche auch der in erster Linie auf die Pflege der Spezialwissenschaft gerichteten Absicht. Nun hat Ehrenberg allerdings vorzugsweise an Juristen gedacht, die ja auf der Universität schon eine wissenschaftliche Bildung sich angeeignet haben. Aber diese ist doch wieder nur eine speziell juristische, volkswirtschaftliche Kenntnisse sind nur in sehr dürftigem Maße, meistens überhaupt nicht vorhanden, von der Handelstechnik gar nicht zu reden.

Aus allen diesen Gründen erscheint der Vorschlag, eine besondere Akademie für Versicherungswissenschaft zu gründen, als verfehlt. Wer sich der Praxis des Versicherungswesens widmen will, dem bieten die Handelshochschulen zum Teil schon jetzt Gelegenheit, neben allgemeinen juristischen, volkswirtschaftlichen und handelstechnischen Kenntnissen eine gründliche theoretische Vorbildung für das Versicherungswesen zu erwerben.[1]) In Köln und Frankfurt bestehen besondere Versicherungsseminare. Frankfurt hat auch ein besonderes Diplom-Examen für Versicherungsverständige, während man in Köln nur in das allgemeine Diplom-Examen ein besonderes Wahlfach für Versicherungswissenschaft eingeschoben hat. Ich glaube, dieser Weg ist der richtigere. Er legt mehr Gewicht auf die allgemeine Bildung, ohne dabei das Spezialstudium zu vernachlässigen, und vermeidet es, daß die Studierenden, welche die Hochschule verlassen, auf einen bestimmten Beruf eingeschworen sind, wirkt also der Ueberproduktion entgegen.

Nur für eine besondere Aufgabe auf dem Gebiete des versicherungswissenschaftlichen Unterrichts würde sich die Handelshochschule nicht eignen, für die Heranbildung von Versicherungsmathematikern. Die Versicherungsmathematik steht in einem so engen Zusammenhang mit der gesamten Mathematik, daß ihre Pflege am besten auf die Universität verwiesen wird. Ich glaube auch, daß man in Frankfurt mit der Zeit auf die Heranbildung von Versicherungsmathematikern verzichten wird. Es würde übrigens genügen, wenn eine oder einige wenige Universitäten diesem Fache eine größere Beachtung schenkten, vielleicht ein besonderes versicherungsmathematisches Seminar einrichteten und dessen Besuch nur vorgeschrittenen Mathematikern oder gar nur solchen, die ihr Staatsexamen bereits abgelegt haben, gestatteten. Es wird sich in einem solchen Falle auch ermöglichen lassen, einige Vorlesungen über Versicherungsrecht und Versicherungswirtschaft zu veranstalten, und ein besonderes Abschlußexamen einzurichten. Aber wegen dieses Spezialgebietes, für das sich doch nur immer verhältnis-

[1]) Wer bereits eine abgeschlossene akademische Bildung besitzt, z. B. ein Assessor, wird eben vorwiegend den versicherungswissenschaftlichen Vorlesungen seine Aufmerksamkeit schenken, daneben aber noch seine volkswirtschaftlichen Kenntnisse vervollkommnen und handelstechnische neu erwerben.

mäßig wenige interessieren — das beweisen die am Göttinger Seminar gemachten Erfahrungen —, wird es nicht nötig sein, den großen Apparat einer besonderen Hochschule für Versicherungswissenschaft ins Leben zu rufen.

Mit Professor Florschütz bin ich der Ansicht, daß die Pflege der Versicherungsmedizin am besten an die Akademien für praktische Medizin verwiesen wird, vielleicht an diejenigen, an deren Domizil sich auch eine Handelshochschule befindet, wie jetzt in Köln und künftig in Frankfurt. Wer sich von den Aerzten besonders für Versicherungswesen interessiert, hat so Gelegenheit, Vorlesungen über dieses Gebiet zu hören. Auch wäre es ja möglich, eine besondere Vorlesung zur Einführung der Aerzte in die soziale Versicherung zu halten. Also auch vom Standpunkt der Versicherungsmedizin aus spricht nichts für die Gründung einer besonderen Akademie für Versicherungswissenschaft.

Bücher und Zeitschriften.

Hebbel-Kalender für 1905. Ein Jahrbuch herausgegeben von Richard Maria Werner und Walther Bloch. Mit einem Porträt. Berlin 1904, B. Behrs Verlag.

Es wird mit diesem Büchlein ein Unternehmen ins Leben gerufen, das man nur mit Freuden begrüßen und mit den besten Wünschen begleiten kann. Mit voller Zustimmung läßt sich die von den Herausgebern in ihrem Geleitwort ausgesprochene Ansicht unterschreiben, daß es bedauerlich sei, wenn wertvolle Dokumente, die für jeden Hebbel-Freund Interesse haben, nicht allgemein zugänglich sein sollen. Wer sich mit Hebbels Entwicklung vertraut zu machen sucht, dem wird es am Herzen liegen, zu erfahren, wie die Mitwelt über ihn gedacht, wie sie auf ihn eingewirkt hat. Es gibt ja wohl kein anziehenderes Schauspiel als den Bildungsgang eines großen Genies zu verfolgen, zu sehen, wie er die Schwingen zu regen beginnt, wie die Mitlebenden das Licht, das unter ihnen leuchtet, erkennen oder verkennen, wie die Anerkennung den Werdenden hebt, die Verkennung seine Entfaltung hemmt oder — die seltenere Erscheinung — den Titanentrotz in ihm wachruft und seinem Schaffen erst recht die hohen Ziele weist. Freilich bleibt es in diesem Falle nicht aus, daß der Einsame sich in sich selbst verschließt und nicht nur seine großen Eigenschaften ausbildet, sondern auch seinen wunderlichen Eigenheiten nachgibt. Da gehört denn schon der tiefere Blick des Kenners oder die hingebende Liebe des Freundes dazu, sich den Genuß der duftenden Rose nicht durch die scharfen Dornen, die hinter der Blüte lauern, verkümmern zu lassen und vertrauensvoll zu warten, bis die Zeit mildere und angenehmere Früchte reift, die jedem Gaumen behagen. — Vorzugsweise in die Jugendzeiten des Dichters führt uns der vorliegende erste Hebbel-Kalender. Die künftigen sollen ihn auf seinen weiteren Lebenswegen begleiten. — Für den Unkundigen hat Werner gewissermaßen als erste Einführung einen kurzen Lebensabriß geschrieben. Aus dem Dithmarscher und Eiderstedter Boten, dem Blatt, worin Hebbel seine frühesten Versuche publizierte, bringt der Herausgeber zwei anonyme Werkchen, eine Traumphantasie und eine Erzählung, die in unverkennbarer Verwandtschaft zu den Erstlingen Hebbels stehen. Die Hebbel-Forschung findet hier sofort Gelegenheit zur Betätigung. Von großem Interesse ist das Zeugnis, das der Kirchspielvogt Mohr seinem jugendlichen Schreiber ausstellt. Die erste Hamburger Zeit überspringend, führt uns das Büchlein auf die Universität und bringt uns Hebbels Studienfreund Rousseau näher, den ein trauriges Geschick so früh aus diesem Leben abrief. In seiner Erzählung Christoph Pitzelbein und deutlicher noch in den Doktorthesen und der Dissertation erkennen wir die Einwirkungen des gereifteren älteren Freundes und die bewundernde Hingebung des jüngeren. Hebbel selber redet zu uns in den beiden Bescheidenheit und Selbstbewußtsein paarenden Gesuchen an König Christian VIII. von Dänemark um Verleihung und Verlängerung eines Reisestipendiums. Ein vorzügliches Bild von der persönlichen Erscheinung Hebbels und seiner imponierenden geistigen Größe entwirft uns die Künstlerhand Kolbenheiers in dem Beitrag: Eine Begegnung mit Friedrich Hebbel in Rom. Den kritischen Bewunderer des eben in Wien gelandeten Dichters hören wir mit Vergnügen in den inhaltsreichen und eindringenden Artikeln, die Sigmund Engländer für das österreichische Morgenblatt verfaßte. Trotz vieler mit großer Schärfe vorgebrachten Ausstellungen erkennt der Schreiber doch mit klarem Blick in Hebbel den ersten dramatischen Dichter der Zeit und legt dessen Meisterschaft in der Charakterzeichnung an der Hand der Judith dar. Auf verständige wie unverständige Ansichten stoßen wir alsdann in den fünf weiteren Besprechungen des gleichen Dramas. Anregend vor allem sind die Gedanken und Ratschläge der ausübenden Künstlerin und Förderin Hebbels, Auguste Crelinger. Nicht minder darf ein Mann wie Gutzkow auf Beachtung rechnen, wenngleich das Urteil eines Rivalen mit Vorsicht aufzunehmen ist. Schon etwas weiter abliegend dürfte auf den ersten Blick einigen Lesern die Auswahl aus den Gedichten des holsteinischen Dialektdichters J. Meyer, Dingelstedts, Leitners und Feuchterslebens erscheinen. Und doch, wer in Hebbels gehaltvollen Rezensionen dies oder jenes gelobt sieht, wer weiß, wie selten Hebbel, dem immer nur die höchste Leistung genügte, gleichviel ob die eigene oder fremde, sich zu einem Lobe verstand, der wird sich einen wirklichen literarischen Genuß ungern entgehen lassen. Aber wie schwer sind die Originale zu erreichen! Man darf also auch diese Beigaben dankbar begrüßen. — Dies der ungefähre Inhalt des Büchleins. Daß der erste Versuch der Verbesserung bedarf, fühlen die Herausgeber selber. Aber aus eben diesem Grunde muß man dem Kalender eine möglichst große Verbreitung wünschen. Noch werden dem Publikum gleichsam zwei verschiedene Bücher in einem Bande geboten: ein Kalender und ein Jahrbuch. Unter einem Hebbel-Kalender möchte sich mancher Leser, vornehmlich die Leserin, ein Büchlein mit sinnigen Zitaten, im besonderen Liederstrophen und schönen Sentenzen aus Hebbels Werken vorstellen. Auch müßten die Blätter ausreichenden Raum zur Eintragung von Geburts- und anderen Erinnerungstagen bieten, wie es ja dergleichen Kalender in mehrfacher Auswahl gibt. Solcherlei Wünsche findet die Leserin wohl auch zum Teil befriedigt. Aber daneben wird so etwas wie ein Hebbel-Jahrbuch geboten. Fast wie kein anderer Schriftsteller steht Hebbel gegenwärtig, vierzig Jahre nach seinem Tode, in dem Mittelpunkte des Interesses. Bühne und Publikum beginnt er sich endgültig zu erobern. Die Prophezeiung eines Verehrers auf S. 213 des Kalenders, daß der Anfänger in sehr kurzer Zeit als Stern erster Größe am literarischen Himmel glänzen werde, hat sich inzwischen erfüllt, und wenn er auch nicht gerade alle anderen Sterne überstrahlt, wie der begeisterte Prophet meint, so darf doch sein Licht neben den größten Gestirnen leuchten. Viele fleißige Hände regen und helfen sich im munteren Bund, seinen schier unergründlichen Geist zu ergründen. Reiche Schätze sind noch aus dem Schachte seiner Werke zu heben, und darum läßt Werner in dem Geleitwort mit Recht den Wunsch nach einem eigentlichen, vollkommeneren Hebbel-Jahrbuch durchklingen. Wenn einer, so ist er zum Leiter eines solchen Unternehmens berufen. Möchte sich der Kalender, nachdem er in dieser Form als Kalender noch einige Jahre seine Pflicht getan, zum wissenschaftlichen Jahrbuch, d. h. zur Zentralstelle inhaltreicher Abhandlungen aller Art ausreifen. Mit Ruhe und Muße sich der Ausgestaltung dieses Unternehmens zu widmen, dürfte der schönste Arbeitsabschluß und zugleich der befriedigendste Lohn des unermüdlichen Hebbel-Forschers, Herausgebers und Biographen Werner sein.

Das Evangelium der Schönheit in der englischen Literatur und Kunst des 19. Jahrhunderts. Von Ernst Sieper. Dortmund, Ruhfus.

Vor einigen Jahren durfte ich an dieser Stelle auf ein Buch von Rudolf Kassner hinweisen, das unter dem eigentümlichen Titel „Die Künstler, die Mystik und das Leben" von moderner englischer Kunst und Dichtung handelte. Das Werk des Münchener Privatdozenten Ernst Sieper behandelt verwandte Themen. Es hieße, von vornherein ungerecht sein, wollte man es mit dem Buche Kassners vergleichen, mit

dem es nur die äußere Ausstattung gemein hat. Nicht, daß hiermit ein Werturteil ausgesprochen sein sollte. Aber der rein ästhetisch gestimmte Kassner hat seine geistvollen Essays für ein ganz exklusives und literarisch hochgebildetes Publikum niedergeschrieben, das auch die leiseste Anspielung verstand. Die dreißig Kapitel Siepers hingegen sind ebenso viele Vorlesungen, die in den Wintermonaten 1901/02 und 1902/03 in den Münchener wissenschaftlichen Damenkursen gehalten wurden und an denen der Verfasser kein Wort geändert hat. Die eigentümliche Technik der Vorlesung, die eine ganz andere ist als die des Buches, war von Einfluß auf Form und Inhalt der Darbietung; auch der Umstand, daß der Vortragende an ein bildungsbegeistertes und eifriges Damenpublikum als Zuhörerschaft sich wandte, veranlaßte ihn zu größter Deutlichkeit und zur Mitteilung mancher Einzelheiten, die er bei Studierenden, bei Fachgenossen oder Literaturkennern als bekannt hätte voraussetzen dürfen. Daß das Publikum ausschließlich aus Damen bestand, veranlaßte ferner die eingehendere Behandlung bestimmter Personen und Probleme. Endlich aber — und das unterscheidet Sieper am schärfsten von Kassner — ist seine Art der Betrachtung nicht nur ästhetisch, sondern vorwiegend ethisch, und Wordsworth, Carlyle und Ruskin nehmen eine dominierende Stellung ein nicht nur im Buche, sondern wohl auch in der Anschauung des Verfassers überhaupt. Damit ist angedeutet, daß Siepers Vorlesungen eine in ihrer Art verdienstliche und anregende Ergänzung zu dem Werke von Kassner darstellen, und daß beide Bücher zusammen ein ganz gutes Bild von der Entwicklung der ästhetischen Kultur in England geben.

Josef Hofmiller.

Der Briefwechsel Herzog Ernst II. von Sachsen-Koburg mit Gustav Freytag 1853—1893 (herausgegeben von E. Tempeltey) wird in den nächsten Tagen im Verlag von S. Hirzel, Leipzig, erscheinen. Die Verlagsbuchhandlung teilt uns aus ihm die beiden folgenden Briefe im voraus mit, um von der Art der unzweifelhaft sehr interessanten Korrespondenz ein Bild zu geben:

Der Herzog an Freytag.

Coburg, 25. December 1887.

Lieber Freund!

Es ist wirklich kein unbehagliches Gefühl, Schriftsteller zu sein und vor der vierten Auflage zu stehen, wenn das Werk, das man nicht ohne Zagen der Oeffentlichkeit übergab, bei Publikum und Kritik gleichermaßen Erfolg findet. Dergleichen ist Ihnen ja nichts Neues, aber mich freut, es Ihnen jetzt nachfühlen zu können.

Doch am wohlthuendsten ist immer das Lob der Freunde. Diese frohe Empfindung hatte ich Ihnen neulich zu danken, und auch Sie werden gern hören, daß Ihr 15. Band, soweit ich bis jetzt darin gelesen, mich wie etwas ganz Neues gefesselt hat. Es war vortrefflich, daß Sie die alten, scheinbar für den Tag geschriebenen Aufsätze gesammelt haben, und Viele werden erstaunt sein, zu der Liebe für den Dichter nun auch die Hochachtung vor dem Politiker, der den Meisten ja ferne stand, zu gewinnen. Mir aber ist eine besondere Freude gewesen, gerade in unsern beiden Publicationen auch mancherlei schriftstellerische Berührungspunkte zu finden.

Diese Dankzeilen treffen in der Festzeit bei Ihnen ein und bringen ein ganzes Bündel guter Wünsche für Sie und Ihren Knaben mit; vornämlich auch den, daß das neue Jahr nicht, wie das nun zu Ende gehende, von Ihrem Gothaischen Heim Sie fernhalten möge. Denn wir dürfen nicht wieder ein Jahr vorübergehen lassen, ohne uns gesehen zu haben!

Wie immer

Ihr alter Freund

Ernst.

P. S. So eben langen aus der Havannah, als Gabe eines alten Bekannten, ein paar Kistchen Cigarren der edelsten Sorte an. Obgleich wir Beide verurtheilt sind, nur wenig zu rauchen, so sollen uns doch die wenigen desto besser schmecken. Und deshalb theile ich freundschaftlich mit Ihnen.

Freytag an den Herzog.

Wiesbaden, Anfang Januar 1888.[1]

Mein theurer gnädigster Herr.

Es ist angenehm, eine gute Cigarre zu rauchen, und es ist sehr, sehr angenehm, dabei denken zu können, daß man solchen Genuß der freundlichen Gesinnung eines Freundes verdankt. Und nun vollends, wenn man bedenkt, daß dieser gute Geber und Freund der eigene hohe, ja höchste, Landesherr und gewissermaßen die Spitze irdischer Größe ist, so wird das Gefühl der Freude übermächtig und man zündet sich noch eine zweite an.

Diese warme Dankbarkeit verbunden mit der geziemenden Ehrfurcht veranlassen zunächst Darbringung eines Glückwunsches zum Neuen Jahr. Ich freue mich Eurer Hoheit, und ich freue mich unsrer Collegenschaft in der Schriftstellerei, und ich wünsche meinem lieben Herrn zu allem andern Irdischen auch Fortsetzung der Freude, welche Ihnen die Freude der Deutschen an Ihrem Werke machen darf, und uns Andern baldige Fortsetzung des Werkes.

Für mich ist bei der Geschichte ein stiller Triumph. Nicht allein deshalb, weil das Buch so guten Erfolg hat, sondern auch deshalb, weil Ew. Hoheit Seele jetzt in das Reich derjenigen Geister versetzt ist, welche, wie der Teufel selbst, citirt werden können, citirt, excerptirt, berupft und bemauft, — was die Zeitungen bereits reichlich thun — kurz, weil Höchstdieselben fortan Autor und so zu sagen, meinesgleichen geworden sind. Möge das meinem lieben Herrn gutbekommen und immerdar wohlthun. Mir aber auch im neuen Jahr die alte, liebe Huld und gütige Gesinnung fortdauern.

Haben Hoheit die Gnade unserer geliebten Frau Herzogin meine treusten und dankbarsten Huldigungen auszurichten.

Immer bin, bleibe, verharre ich

Ew. Hoheit

treugehorsamster

Freytag.

---

[1]) Brief undatiert, aber eine Beantwortung des vorigen, und durch Neujahrswunsch Zeit ersichtlich.

*

Allgemeine Rundschau.

Eine österreichische Enquete betreffend die Konservierung von Kunstgegenständen.

Aus Wien wird uns geschrieben: Am vergangenen Mittwoch, 19. d. M., endeten die Verhandlungen der von der k. k. Zentralkommission für Kunst- und historische Denkmäler zur Beratung über das oben genannte Thema einberufenen Versammlung. Die Verhandlungen, die drei Tage in Anspruch nahmen, fanden unter dem Vorsitze Seiner Exzellenz des Präsidenten der Zentralkommission Dr. Joseph Alexander Frhrn. v. Helfert und in seiner Vertretung des Herrn Regierungsrats Dr. Matthäus Much statt. In Vertretung des k. k. Ministeriums für Kultus und Unterricht waren anwesend die Herren Ministerialrat Dr. Karl Ritter v. Wiener, Dr. Adolf Müller, in Vertretung der obersten Hofämter Hofrat Dr. Wilhelm Frhr. v. Weckbecker. Zahlreiche Teilnehmer hatten das österreichische Museum für Kunst und Industrie, die Hofsammlungen, die Hofbibliothek, die Universitätsbibliothek und Staatsdruckerei, die Akademie der bildenden Künste in Wien, die wichtigsten Provinz-Museen und die hervorragendsten wissenschaftlichen, künstlerischen und verschiedene Fachanstalten Oesterreichs entsendet. Vom Auslande waren anwesend der erste Hofintendant der Kunstsammlungen des Königs von Schweden Dr. John Böttiger, der Direktor des Hamburgischen Museums für Kunst und Gewerbe Dr. Brinckmann, der Direktor des kgl. sächsischen historischen Museums Dr. Karl Koetschau, der Direktor des kgl. Kunstgewerbe-Museums in Berlin Geheimrat Dr. Julius Lessing, der Vorstand des Gewerbemuseums in Ulm Dr. G. Leube, der Direktor am kgl. Museum für Völkerkunde in Berlin Dr. v. Luschan, der The-

miker bei den kgl. Museen in Berlin Prof. Dr. F. Rathgen, der Konservator am kgl. bayerischen Nationalmuseum Dr. W. M. Schmid, der Direktor des Großherzoglichen Museums in Schwerin Dr. Ernst Steinmann.

Von den Vorträgen seien die ausführlichen Darlegungen des Herrn Direktors der Landwirtschaftlichen Versuchsstation in Görz Johann Bolle über die tierischen Schädlinge von Holz, Papier, Leder u. s. w. hervorgehoben. Besonderes Interesse erregten auch die Ausführungen des Herrn Geheimrats Dr. Lessing bezüglich der Konservierung von Stoffen und des Herrn Direktors Dr. v. Luschan, die zahlreiche Konservierungsfragen betrafen, sowie die Mitteilungen des Herrn Direktors Brinckmann, Herrn Hofrats Professor Dr. Adolf Lieben, Hofrats Dr. Eder, Direktors der graphischen Lehr- und Versuchsanstalt in Wien, des Herrn Professors Dr. Rathgen und zahlreicher anderer Herren, die hier nicht aufgezählt werden können. Von besonderer Wichtigkeit waren auch die Debatten, die sich an die verschiedenen Vorträge anschlossen und vielfach Anregung zu weiteren Untersuchungen boten.

Als besonderes Ergebnis der Tagung muß es angesehen werden, daß die Gründung einer Freien Vereinigung österreichischer Fachleute gelang, die von nun an sich dauernd mit allen Fragen der Erhaltung von Kunstwerken beschäftigen wird und auch in regem Wechselverkehr mit gleichartigen Bestrebungen des Auslandes bleiben soll. Es erschien um so nötiger, die auf diesem Gebiete reichlich vorhandenen, aber einstweilen noch zersplitterten Kräfte in Oesterreich zusammenzufassen, als Oesterreich ja in der glücklichen Lage ist, nicht nur in Museen, sondern auch noch in Kirchen und in freiem Besitze über das ganze Land verstreut reiche Kunstschätze zu besitzen; naturgemäß sind aber gerade diese verstreuten Schätze vielfach der Zerstörung ausgesetzt. Man wird nun auch hier mit Rat und Tat zur Hand gehen und verhindern können, was Leichtsinn oder Unverstand auch weiterhin noch so viel Herrliches zugrunde gehen lassen oder geradezu der Vernichtung entgegenführen wie bisher. Aber auch für erfahrenere Besitzer und Museumsvorstände gibt es noch immer zahlreiche Fragen, die nur durch eingehendes Studium und Zusammenwirken gelöst werden können. Jedenfalls zeigt schon die zahlreiche Beteiligung des Auslandes, für wie wichtig die behandelten Fragen allseits angesehen werden, und es liegt nun an den maßgebenden Kreisen, daß den Gelehrten auch die nötigen Mittel zur Durchführung ihrer Bestrebungen zur Verfügung gestellt werden; denn es stehen wahrhaft riesige Werte auf dem Spiele. Durch die nun abgeschlossene Enquete aber ist der wichtigste Schritt zu gemeinsamer Arbeit getan worden.

Die Ergebnisse der Verhandlungen und weiteren Untersuchungen werden von Fall zu Fall veröffentlicht und weiteren Kreisen zugänglich gemacht werden.

✕

Kleinere Mitteilungen.

∽ **Gedenktag.** Am 24. Oktober 1804 wurde **Wilhelm Weber**, der als Erfinder des elektrischen Telegraphen, als Begründer einer physikalisch-experimentellen Theorie der Wellenbewegungen, die er in bahnbrechenden Untersuchungen mit seinem älteren Bruder Heinrich teilweise schon als Gymnasiast erforschte, sowie durch zahlreiche andere physikalische Leistungen sich einen dauernden Namen in der Geschichte der Physik erworben hat, zu Wittenberg als fünfter unter den sieben Söhnen des Professors der Theologie an der dortigen Universität Michael Weber geboren. Nachdem er in Halle promoviert und sich dort habilitiert hatte, wurde Wilhelm Weber 1831 zum Professor der Physik an der Universität Göttingen ernannt, wo er namentlich mit Gauß in nähere Beziehungen trat. Als ein Mitglied der „Göttinger Sieben“ wurde er bekanntlich 1837 dieses Amtes entsetzt, worauf er nach mehrjähriger Zwischenzeit, die privaten Studien gewidmet war, 1842 eine Professur in Leipzig annahm. Doch kehrte er Ostern 1849 wieder an die Göttinger Universität zurück, die er seitdem nicht mehr verließ. Am 26. August 1886, anläßlich seiner goldenen Doktorpromotion, zum Wirklichen Geheimen Rat mit dem Titel Exzellenz ernannt, ist Wilhelm Weber am 23. Juni 1891 im hohen Alter von 86 Jahren gestorben.

-rt- **24 neue Planeten.** Im Laufe des Sommers sind im ganzen nicht weniger als 24 kleine Planeten neu entdeckt worden, und zwar treffen hiervon nicht weniger als 21 auf Prof. Wolf und seine Mitarbeiter Dugan, Götz und Kopf am großherzoglichen astrophysikalischen Observatorium Königstuhl bei Heidelberg, die übrigen drei hat Dr. Peters in Washington entdeckt. In fast allen Fällen handelt es sich um äußerst lichtschwache Objekte, deren Helligkeit unterhalb der Sterngröße 12 liegt, dementsprechend wurden auch alle Neuentdeckungen durch photographische Daueraufnahmen bewirkt. Die neuentdeckten Objekte wurden in provisorischer Weise fortlaufend mit den Buchstaben OC bis PA bezeichnet, das hellste derselben, nämlich der Planet 1904 OM (Größe 10,5) wurde gelegentlich der Astronomenversammlung in Lund auf den Namen „Venusia“ (= Hven) getauft.

C. K. **Eine zoologische und ethnologische Forschungsreise,** deren Dauer auf ein und ein halbes Jahr berechnet ist, wird Major Powell-Cotton nach Innerafrika unternehmen, um die Frage aufzuklären, ob es mehr als eine Okapiart gibt. Dann will er feststellen, ob das geheimnisvolle Tier in dem großen Walde am Semliki wirklich ein Zwergflußpferd ist, wie nach den Beschreibungen der Eingeborenen anzunehmen ist, oder ein Riesenschwein, und die Wahrheit über dieses Ungeheuer ermitteln, das die Swapilis Wasserlöwe nennen, ein Tier, das im oberen Kongo lebt und sogar Flußpferde angreifen kann. Major Powell-Cotton wird die Reise allein machen und die längste Zeit unter Kannibalenstämmen zubringen, deren Leben und Sitten er so erschöpfend als möglich studieren will. Dann wird er sich mit den Zwergvölkern des Großen Waldes beschäftigen und den einzelnen Stamm oder die Stämme zu entdecken suchen, die die Baumwipfel bewohnen.

* **Aus den Museen.** Der bisherige Direktorialassistent bei den kgl. Museen in Berlin, Dr. Max Friedländer, ist zum zweiten Direktor der Gemäldegalerie und der Sammlung von Bildwerken und Abgüssen des christlichen Zeitalters daselbst ernannt worden. Als Nachfolger Dr. Bredts, der als Assistent am hiesigen Kupferstichkabinett eingetreten ist, wurde Dr. Walther Josephi zum Assistenten am Germanischen Museum in Nürnberg ernannt.

△ **Todesfall.** Der Verfasser des preisgekrönten Ulmer Münsterfestspieles, Karl Oesterlen, ist mit 48 Jahren in Stuttgart, wo er eine Gravier- und Prägeanstalt besaß, gestorben. Mit ihm hat der dortige Literarische Klub seinen gewissenhaften und eifrigen Ersten Schriftführer verloren, der sich ganz besondere Verdienste erwarb, als es sich um die Wiederherstellung und Erneuerung des Grabdenkmals von Eduard Mörike auf dem Stuttgarter Pragfriedhof handelte. Auch den Gräbern anderer schwäbischer Dichter oder ihrer Angehörigen hat sein pietätvoller Sinn alle Aufmerksamkeit geschenkt. Neben dem Ulmer Münsterfestspiel, das zahlreiche Aufführungen vor ungezählten Zuhörern erlebte und das auch in Buchform erschien, verfaßte er auch das Schauspiel „Die gut Württemberg“, das mehrmals, darunter auch auf dem Stuttgarter Hoftheater, aufgeführt wurde. Volkstümliche, dramatische Aufführungen, wie die Festspiele in Honau und Wimpfen, fanden seine besondere Beachtung. Sein idealer Sinn und sein liebenswürdiges Wesen sichern ihm bei den vielen, die mit ihm in Berührung kamen, ein gutes Andenken.

✕

Hochschulnachrichten.

H. **Heidelberg.** Die hiesige Universitäts-Frauenklinik wird im nächsten Jahr ihr hundertjähriges Bestehen feiern. 1805 ist das von Franz Anton May — dem bekannten Popularschriftsteller und Praktiker — geleitete „Accouchement“ von Mannheim hieher verlegt worden. May folgte sein Schwiegersohn, der geistvolle Franz Karl Naegele. Wilhelm Lange und Ferdinand Adolf Kehrer führten eine glänzende Tradition weiter. Kehrers Nachfolger, der aus Graz berufene Geh. Hofrat Professor Dr. Alfons Edler v. Rosthorn, hat soeben in

Gemeinschaft mit Bezirksbauinspektor Dr. Hirsch, Bruchsal, zum bevorstehenden Jubiläum eine Festschrift im hiesigen Winterschen Verlag erscheinen lassen: „Die Universitäts-Frauenklinik in Heidelberg". Dr. Hirsch gibt eine reich-illustrierte, architektonische Schilderung der früheren Lokale der Klinik (Dominikanerkloster, Marstallhofgebäude) und des (unter Kehrer) 1884 bezogenen, 1901/02 erweiterten Neubaues. Der jetzige Direktor der Anstalt berichtet sodann über die Regelung ihres ärztlichen und Pflegedienstes, den Unterricht der Studierenden und der Hebammen und die administrative Leitung. — Die — gestern mitgeteilte — testamentarische Stipendienstiftung des kürzlich verstorbenen Extraordinarius und Bibliothekars unseres Juristischen Seminars Prof. Dr. Hermann Strauch ist für Privatdozenten und außerordentliche Professoren der hiesigen juristischen Fakultät zu Studienzwecken bestimmt. Bevor die Zinsen verwandt werden, soll jedoch das Kapital von den 18,000 M. auf 30,000 M. anwachsen. Ausgeschlossen sollen vom Genusse sein Dozenten jüdischen Glaubens oder jüdischer Abstammung. Wegen letzterer Anordnung ist es, wie man hört, fraglich, ob unsere Universität die Stiftung annimmt.

* **Göttingen.** Seit dem 1. Oktober d. J. sind an der hiesigen Universität die Studenten der Medizin und Zahnheilkunde, der Naturwissenschaften mit Einschluß der Pharmazie und Landwirtschaft, sowie die Hörer und Hörerinnen von Vorlesungen der genannten Fächer gegen Unfälle versichert, die ihnen zustoßen in den Lehrgebäuden und auf dem Gebiete der Universität während der Vorlesungen, Uebungen u. s. w. in den Universitätsanstalten, auf dem Hin- und Rückwege, sowie bei Ausflügen außerhalb der Hochschule, insofern diese Ausflüge oder Reisen unter Leitung und in Gegenwart eines Mitgliedes des Lehrkörpers der Universität unternommen werden. Die Versicherung ist abgeschlossen für den Fall dauernder Invalidität auf 20,000 M., für vorübergehende Arbeitsunfähigkeit vom 57. Tage an auf 4 M. den Tag. Die Versicherungsprämie beträgt 1 M. im Semester für jeden Versicherten.

* **Wolfenbüttel.** Die beiden Vertreter der Mathematik und Physik am Wolfenbütteler Gymnasium, die Professoren Dr. Geitel und Dr. Elster, genießen bekanntlich wegen ihrer hervorragenden physikalischen Arbeiten und Forschungen, namentlich auf dem Gebiete der Luftelektrizität und der Radioaktivität Weltruf in wissenschaftlichen Kreisen, der in mannigfachen Ehrungen durch Akademien und gelehrte Gesellschaften des In- und Auslandes seinen Ausdruck gefunden hat. Nach dem Wolfenbütteler Kreisblatt verhandelt jetzt das preußische Kultusministerium mit ihnen, um sie zur Uebernahme zweier ordentlicher Professuren der Experimentalphysik an einer preußischen Hochschule zu vermögen. Sie sollen es nach dem genannten Blatt trotz der glänzendsten Bedingungen vorgezogen haben, in ihrer Stellung am Gymnasium zu Wolfenbüttel zu bleiben.

* **Berlin.** Der bisherige außerordentliche Professor der orientalischen Sprachen an der Universität Leipzig Dr. P. Schwarz ist in den Lehrkörper des Seminars für orientalische Sprachen an der hiesigen Universität eingetreten. (Vgl. Nr. 213.)

hc. **Greifswald.** Der außerordentliche Professor der Mathematik Dr. G. Kowalewski hat einen Ruf in gleicher Eigenschaft an die Universität Bonn erhalten.

* **Innsbruck.** Der Physiologieprofessor Dr. Tangl von der Budapester Universität hat die Berufung nach Innsbruck abgelehnt, nach der Neuen Freien Presse aus dem Grunde, weil ihm die Mittel zur Ausgestaltung des Instituts nicht genehmigt worden sind.

hc. **Prag.** An Stelle von Dr. Romeo Vielmetti ist Hr. Orazio Chizzola zum Lektor der italienischen Sprache an der deutschen Universität ernannt worden. — Der am 18. d. M. verstorbene Professor der medizinischen Chemie Hofrat Dr. K. H. Huppert hat den Betrag von 30,000 Kronen zu Stiftungen für Mediziner dieser Hochschule vermacht.

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Ivo Bruns: Vorträge und Aufsätze. München 1905. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. 480 S. — Johannes Volkelt, Professor der Philosophie an der Universität Leipzig: System der Aesthetik. In zwei Bänden. 1. Band. Ebenda. 592 S. — Friedrich M. Kircheisen: Die Geschichte des literarischen Porträts in Deutschland. (Bd. 1: Von den ältesten Zeiten bis zur Mitte des 12. Jahrhunderts.) Leipzig 1904. Karl W. Hiersemann. 170 S. — Shakespeare-dramen. (Romeo und Julia. Othello. Lear. Macbeth.) Nachgelassene Uebersetzungen von Otto Gildemeister, herausgegeben von Dr. Heinrich Spies.) Berlin 1904. Georg Reimer. — Dr. Albert Eberhard Friedrich Schäffle: Aus meinem Leben. Mit sechs Bildnissen und einer Briefbeilage. 1. und 2. Band. Berlin 1905. Ernst Hofmann u. Co. 256 u. 256 S. — John Ruskin: Praeterita. Bd. 2. Aus dem Englischen v. Anna Henschke. Jena 1904. Eugen Diederichs. 404 S. — Geschichte der Metallkunst von Dr. Herm. Lüer u. Dr. Max Creutz. Zwei Bände. (1. Band: Kunstgeschichte der unedlen Metalle: Schmiedeisen, Gusseisen, Bronze, Zinn, Blei und Zink. Bearbeitet von Dr. Hermann Lüer. Mit 445 in den Text gedruckten Abbildungen.) Stuttgart 1904. Ferdinand Enke. 660 S. — Statistisches Handbuch für das Königreich Württemberg. Jahrgang 1902 u. 1903. Mit 1 Karte und 1 graphischen Darstellung. Hersg. von dem kgl. Statistischen Landesamt. Stuttgart 1904. W. Kohlhammer. 243 S.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.–, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.– (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.–)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Truppenlandungen.

Die Vorgänge auf dem ostasiatischen Kriegsschauplatz haben aufs neue den Beweis dafür erbracht, daß im Kriege zwischen zivilisierten Staaten das Ziel aller maritimen Unternehmungen nur durch Ausführung großer Truppenlandungen erreicht werden kann. Selbst nach Gewinnung der unbestrittenen Seeherrschaft kann der Angreifer Handel und Industrie wohl unmäßig schädigen, aber militärische, für die Zwecke des großen Krieges wesentliche Erfolge weder durch Blockade noch durch Beschießung befestigter oder durch Handstreiche gegen unbefestigte Küstenplätze erreichen. Wenn sich deshalb in allen Großstaaten ein erhöhtes Interesse der Verteidigungsvorbereitung der Küsten zuwendet, man der Küstenartillerie die Uebermacht über die Schiffsgeschütze zu sichern sucht und alle Mittel vorbereitet, welche dazu dienen können, eine feindliche Landung zu vereiteln, so ist man mit nicht geringerer Aufmerksamkeit bestrebt, technische Hilfsmittel heranzuziehen, um die Schwierigkeiten, wie sie mit der Landung größerer Truppenkörper verbunden sind, leichter zu überwinden; so sucht man in allen europäischen Großstaaten durch Heranziehung der Marine zu den Herbstübungen das Verständnis für Landungsmanöver zu fördern und die noch schwebenden Fragen einer Lösung näher zu führen.

Die Marine vermag mit ihren personellen Kräften auf dem Lande keine ins Gewicht fallenden Erfolge zu erzielen. Sie kann nur etwa ein Drittel der Mannschaft vorübergehend dazu verwenden, also z. B. bei dem Bestand von 34 Linienschiffen aus deren Bemannung ein Landungskorps von höchstens 8000 Mann bilden, dieses mit Bootsgeschützen ausrüsten, aber in keiner Weise mit Zug- und Reittieren ausstatten, so daß der Transport von Geschützen und dürftiger Munition schon eine beträchtliche Zahl der Streiter der Front entzieht und infolge Mangels an Pferden Erkundung und Befehlsübermittlung auf die ernstesten Schwierigkeiten stößt. Landungen von größerer Bedeutung können daher nur durch geschlossene Abteilungen der Armee ausgeführt werden, und zu ihrer Unterbringung während der Seereise bedarf es einer Transportflotte. Man könnte aus den Maßnahmen, wie sie im diesjährigen Kaisermanöver getroffen wurden, schließen, daß auch die Kriegsschiffe geeignet wären, Truppen an Bord zu nehmen, denn nur die Pferde und Fahrzeuge wurden hierbei mittelst Seeleichtern von Travemünde bis zum Wohlenberger Wiek transportiert, die Infanterie von den Schiffen des Kreuzergeschwaders aufgenommen; man darf aber nicht übersehen, daß es sich hierbei nicht um eine strategische, sondern um die taktische Maßregel handelte, eine Brigade hinter der Front des am Lande operierenden Armeekorps von einem Flügel zum anderen zu schaffen, wozu man im Binnenlande die Eisenbahn benutzt haben würde. Die Seereise beschränkte sich auf höchstens 40 Kilometer, und die Truppen waren nur während einer Nacht an Bord, wo ihnen aus Hängematten und Decken so gut es ging, ein Lager improvisiert wurde. Für längere Reisen muß der Transport auf Kriegsschiffen möglichst vermieden werden, denn die kleine Zahl, welche nur untergebracht werden kann, behindert die Schiffe in ihrer Schlagfertigkeit, da die Soldaten im Fall eines Gefechts nicht im geringsten nützen können, dagegen selber und mit ihren Ausrüstungsgegenständen im Wege sind und den ordnungsmäßigen Schiffsdienst behindern.

Auch die Transportschiffe bedürfen für die Unterbringung der Truppen, ihrer Bedürfnisse und Ausrüstung — namentlich für die Unterkunft der Pferde — besonderer Einrichtungen. England hatte früher besondere, für den Truppentransport gebaute Schiffe, deren Einrichtung je nach der beabsichtigten Ladung von Mannschaften, Pferden, Geschützen, Ausrüstungsgegenständen u. s. w. verschieden war; im Interesse der Raumersparnis mußten die Truppenteile von ihren Pferden, Fahrzeugen u. s. w. getrennt werden, und so kam es, daß z. B. nach der Landung in der Krim einige Kavallerie-Regimenter sechs Wochen lang ohne Sättel waren, weil das Fahrzeug, auf dem sie verladen waren, in der Bai von Biscaya abhanden gekommen war. Die erforderliche Schlagfertigkeit der Truppe sofort nach der Landung bedingt, daß nicht nur die Verbände bei der Unterbringung nicht zerrissen, sondern daß auch jeder Truppenteil mit der zugehörigen Ausrüstung auf dem gleichen Schiff verladen wird. Daraus folgt, daß auch die für den Transport der Infanterie bestimmten Schiffe in dem Umfang zur Aufnahme von Pferden und Fahrzeugen eingerichtet sein müssen, als diese unbedingt zur Gefechtsbereitschaft nötig sind. Auch die Verwendung von Seeleichtern, also von Schiffen, welche geschleppt werden müssen, wird nur, wie bei dem Kaisermanöver, auf kleine Entfernungen möglich sein. Die Franzosen glaubten derartige für Pferdetransport eingerichtete Schiffe im Orientkrieg benutzen zu können: sie zeigten sich aber, da sie auf dem ganzen Wege geschleppt werden mußten, so seeuntüchtig, daß ein großer Abgang von Pferden die Folge war.

Soweit nicht im Frieden — wie es namentlich für Kavallerie und Artillerie sowie Trainkolonnen wegen der für die Pferdeſtände erforderlichen größeren Deckhöhe wünschenswert ist — für den Truppentransport bestimmte Schiffe gebaut werden, soweit also behufs Ausführung einer Landung Schiffe der Handelsflotte — in erster Linie große Passagierdampfer — benutzt werden müssen, bedarf es immer noch deren Einrichtung für diesen Zweck, und wenn auch die Werften hierfür Raum, Arbeitskräfte und Material bieten, wird immer einige Zeit vergehen, um diese umfangreichen Arbeiten auszuführen. Wenn also auch eine feindliche Kriegsflotte schon bald nach Ausbruch

des Krieges unsere Küsten bedrohen kann, ist eine Landung immer erst später zu gewärtigen, und die mit Aufstellung und Zusammenziehen der Transportflotte verknüpften Vorgänge können sich unserer Kenntnis unmöglich entziehen, so daß für die Vorbereitung der Abwehr genügende Zeit gewährt ist. Wie bedeutende Transportmittel selbst für einen verhältnismäßig kleinen Truppenkörper wie eine Division erforderlich sind, lehrt der russisch-japanische Krieg: obgleich alle Vorbereitungen von ihnen, wie man annehmen kann, sorgfältig getroffen waren, vermochten die Japaner gleichzeitig doch nur je eine Division zu transportieren. Dabei sind die von ihnen in Rechnung gestellten Raumbedürfnisse verhältnismäßig sehr niedrig. Während man z. B. in unseren Gegenden für einen Mann, je nach der Dauer der Reise, 1, 2 und 3 Registertonnen für entsprechend einen Tag, drei Tage oder für längere Zeit, für ein Pferd 6 bis 7 Tonnen rechnet, berechnen die Japaner bei längerer Reise als 48 Stunden für ein Pferd nur 4, 5, für einen Mann nur 1 Registertonne und bei kürzerer Fahrtdauer sogar nur die Hälfte. Sie können ein Infanterie-Bataillon mit gesamter Ausrüstung in einem Raum von 1800 Registertonnen, eine Eskadron bei 1000, eine Feldbatterie bei 900 Registertonnen bergen. Auch die englische Armeeleitung rechnete gelegentlich der diesjährigen Landungsübung nur mit geringem Raumbedürfnis, da die Truppen nur 36 Stunden Reisezeit hatten, bedurfte aber doch 10 Schiffe von je 6000 bis 8000 Tonnen, um 12,000 Mann Infanterie, 3000 Pferde, 60 Geschütze und 300 verschiedene Fuhrwerke zu verladen. Auch diese Zahlen würden ungefähr einer vollständig ausgerüsteten selbständigen Truppendivision entsprechen.

Im allgemeinen ist man im Auslande über den Schiffsbestand der Marine und Handelsflotte, über die Größe, Ladefähigkeit und die nautischen Eigenschaften aller Schiffsgefäße, über deren Aufenthaltsort und Bereitschaftszustand sehr genau unterrichtet und kann deshalb jederzeit ziemlich genau berechnen, welche Transportmittel einem Staat zur Verfügung stehen, welche Truppenmasse er also für eine Landung einzuschiffen vermag; es läßt sich sogar mit einiger Sicherheit berechnen, welches Zeitraumes er bedarf, um die Schiffe in ihren Ausrüstungshäfen zu aptieren, seeklar zu machen und nach den Häfen überzuführen, die durch ihre Einrichtungen geeignet sind, die Einschiffung zu bewerkstelligen. So konnte z. B. in den achtziger Jahren angenommen werden, daß Frankreich günstigstenfalls nicht weniger als 32 Tage brauchte, um die Transportmittel für ein Korps von etwa 37,500 Mann (39 Bataillone, 10 Eskadrons, 15 Batterien, 3 Geniekompagnien mit 1 Brückentrain, 8 Munitionskolonnen und die unentbehrlichsten Truppentrains) in Cherbourg und Dünkirchen zu versammeln. Wenn die Marine auch 32 für den Transportdienst bereits eingerichtete Schiffe besaß und 20 ältere ihrer Schiffe dazu aptieren konnte, so erforderte der Transport doch noch weitere 30 große Schiffe der Dampfergesellschaften, und diese hätten außerdem noch dieselbe Anzahl als Kohlen- und Proviantschiffe stellen müssen, da keine Transportflotte diese entbehren kann. Mit diesen zusammen etwa 112 Schiffen war damals das Maximum der Leistungsfähigkeit Frankreichs erreicht, wenn die Außenstationen von der Marine notdürftig besetzt gehalten werden, wenn ein Blockade-Geschwader von 12 Panzern und ebensoviel leichteren Schiffen vorausgehen und zur Eskortierung der in drei bis vier Geschwader zu teilenden Transportflotte etwa 7 Panzer und 10 bis 15 andere schnelle Schiffe verfügbar bleiben sollten. Die Verhältnisse sind selbstverständlich heute ganz andere, können aber in gleicher Weise genau festgestellt werden. Wie diese sich mit der Entwicklung des Schiffsbaues verändern, ist aus dem Vergleich einiger Beispiele zu ersehen: Napoleon brauchte 1798, um ein Korps von 40,000 Mann von Genua, Ajaccio und Civita-Vecchia nach Alexandria überzuführen, 400 Schiffe und mußte die begleitenden Kriegsschiffe noch mit Truppen belegen; der Transport von 60,000 Mann englischer und französischer Truppen nebst 134 Feld- und 73 Belagerungsgeschützen von Varna nach der Krim erforderte 1853 855 Fahrzeuge; dagegen brachten die Engländer 1882 mit nur 68 Dampfern 23,550 Mann und 5000 Pferde nach Aegypten; die Japaner 1894 mit 74 Dampfern 43,000 Mann, 8000 Pferde und Proviant für sechs Wochen nach Korea; die deutsche Expedition nach Ostasien brauchte im Jahre 1900 zum Transport von 21,622 Mann (über 12,350 Seemeilen in etwa 50 Tagen) nur 20 Dampfer mit einem Gesamt-Bruttotonnengehalt von 116,759 Registertonnen, wobei zwar eine umfangreiche Ausrüstung, aber nur 26 Pferde mitverschifft wurden, da man solche nicht dem langwierigen Transport aussetzen wollte und den Bedarf mit geringerer Gefährdung aus Amerika, Australien und Japan decken zu können glaubte.

Die Pferdeställe werden in den oberen Decks eingerichtet, welche zu diesem Behufe eine Höhe von mindestens zwei Meter besitzen müssen. In der ganzen Länge des Schiffes werden für Pferdetransporte vier Reihen von Ständen so eingebaut, daß in jeder Schiffshälfte je zwei Reihen, die Nasen gegen einander, mit einem zwei Meter breiten Futtergang dazwischen, gestellt werden, wobei einige überschüssige Stände vorgesehen werden, um behufs Reinigung die Tiere umstellen zu können. Jedes Pferd erhält eine um den Leib gelegte Hängematte, welche durch Taue an der Decke befestigt wird, so daß es beim Schlingern des Schiffes und Schlüpfrigwerden der Decks nicht zu Boden fallen kann. Von den Wohnräumen werden die Ställe durch Schotten geschieden, für die Mannschaften Kojen, wie sie für Zwischendecks-Passagiere gebräuchlich sind, eingerichtet, denn für gute Unterbringung ist im Interesse der bei der Landung erforderlichen sofortigen Gefechtsbereitschaft Sorge zu tragen. Deshalb muß bei Verladung der Ausrüstung berücksichtigt werden, daß der Truppe alles zur Hand ist, dessen sie zur Durchführung ihrer Aufgabe unmittelbar nach ihrer Landung bedarf; die notwendigsten Bedürfnisse werden deshalb bei der Einschiffung zuletzt verladen. Geschütze und Fuhrwerke werden im Raum verstaut, die Munition in besonderen abschließbaren Magazinen.

Die Ausstattung der Kriegshäfen mit Kaianlagen, Kranen, Landungsbrücken, Prähmen und allen sonstigen Hilfsmitteln entkleidet die Einschiffung selbst eines größeren Truppenkörpers aller Schwierigkeiten, falls verständig disponiert wird. So konnte beispielsweise die Einschiffung einer starken Division, deren Zusammensetzung oben angegeben wurde, gelegentlich der letzten englischen Herbstübung in Portsmouth binnen sechs Stunden bewirkt werden: in langen Kolonnen rückten die Fuhrwerke an, unter einem Kran angekommen, wurde jedes mit vier Ketten an den Enden der Achsen befestigt, die Pferde ausgespannt und abgeschirrt, während der Wagen bereits in der Luft schwebte, um, auf das Schiff niedergelassen, ebenso schnell zu verschwinden wie die ihm folgenden Pferde. Bei der gleichzeitigen Arbeit vieler Kranen erforderte es nur wenige Stunden, um auch die Geschütze, Brückenwagen, Munitions- und Sanitätswagen nebst ihrer Bespannung den Schiffen einzuverleiben, und mit klingendem Spiel konnten dann die Fußtruppen über die Landungsbrücken folgen, um die Ladung zu vervollständigen. Ein wesentlich anderes Bild bot die Einschiffung in Travemünde, wo außer Landungsbrücken keinerlei besondere Hilfsmittel benutzt wurden: Die Fußtruppen wurden durch die Boote des Geschwaders den Kreuzern zugeführt, für das Einschiffen der Pferde in die Seeleichter waren Rampen derart angebracht, daß von den Landungsbrücken aus damit der Bord überstiegen und jenseit die Tiere in den Raum hinabgeführt werden konnten, eine nicht unbeschwerliche Arbeit. Schwieriger noch war das Ueberbringen der Geschütze und Munitionswagen, vollzog sich aber mittels Tauen und Flaschenzügen ebenfalls anstandslos. Die ganze Einschiffung war binnen zwei Stunden erledigt. Der Kriegslage und Aufgabe entsprechend, trug sie den Charakter des Improvisierten.

Die niederen Truppenverbände werden schiffsweise eingeschifft, die ganze Transportflotte, den höheren Verbänden entsprechend, in Landungsgeschwader eingeteilt; da hierbei aber nicht auf die nautischen, sondern nur auf die Raumverhältnisse der Schiffe und ihre Einrichtung Rücksicht genommen werden kann, da also Schiffe von verschiedenster

Geschwindigkeit in diesen Geschwadern vereinigt werden, würde ihr Zusammenhalten bei weiteren Transporten große Schwierigkeiten machen, und diesen begegnet man durch eine zweite Gliederung in Marschgeschwader, welche lediglich nach maritimen Rücksichten erfolgt. Die Formation der Landungsgeschwader wird dann erst auf einer sicheren Reede in möglichster Nähe der Landungsstelle vorgenommen, an der die Marschgeschwader sich vereinigen und die, mit Kohlen und Proviant ausgestattet, die Basis für das Unternehmen bildet. So benutzten die verbündeten Westmächte für die Landung in der Krim Eupatoria, so die Japaner für die Landung bei Pitzewo die Elliot-Inseln; für diese Rolle war früher Helgoland den Gegnern Deutschlands ein erwünschter Stützpunkt für Unternehmungen gegen die Nordseeküste, dafür war Kopenhagen von den Franzosen 1870 ausersehen, um der Landung an der Ostseeküste als Basis zu dienen.

Mit bedeutenden Schwierigkeiten hat das Ausschiffen der Truppen zu rechnen, und um ihnen begegnen zu können, muß jedes Schiff mit dem erforderlichen Landungsmaterial ausgestattet werden. Die Kriegsschiffe, welche die Transportflotte begleiten, haben hierbei allerdings einen wesentlichen Dienst zu leisten, indem sie ihre Dampf-Beiboote (Dampfbarkassen, Pinassen und Kutter) zur Verfügung stellen, um die Landungsfahrzeuge zu schleppen, welche die Schiffe mit sich führen. Die Konstruktion dieser sogenannten Prähme ist eine außerordentlich verschiedene, und alle Staaten sind unausgesetzt bemüht, neue zweckmäßige Formen dafür zu finden, weshalb die Landungsübungen auch meist unter Ausschluß der Oeffentlichkeit stattfinden. Die Rücksicht auf das seichte Wasser der flachen Gestade, welche für Landungen besonders günstig sind, verlangt sehr flachgehende, die Rücksicht auf die zu improvisierenden Landungsbrücken möglichst flachbordige Fahrzeuge: außer flachen, breiten Prähmen, wie sie die englische Marine mit einem Fassungsvermögen von 10 Pferden oder 100 Mann benutzt und neuerdings auch aus Stahl anfertigt, wurden auch floßartige Fahrzeuge angewendet, welche in Art der Brückenglieder von Pontonbrücken aus je zwei aus Blech geformten, wie flachgedrückte Zigarren gestalteten Schwimmern und einem daraufgeschnürten Stück Brückendecke bestanden. Sie bieten ebenso wie zusammenlegbare Boote den Vorteil, bei ihrer Lagerung auf Deck weniger Raum zu beanspruchen, als die gewöhnlichen breitbordigen Prähme. Man hat diese wohl auch (in Frankreich) außenbords, glatt an die Schiffswand anliegend befestigt, wodurch aber die Schiffsräume verdunkelt und deren Lüftung erschwert wird. Für das Ausschiffen der Pferde und Fuhrwerke müssen Kraner auf den Schiffen vorhanden sein, für erstere auch eine Anzahl starker Hängematten und zwei bis vier Pferdekasten zum Uebernehmen besonders unruhiger und wertvoller Tiere; für das Landen Material zur Herstellung einer genügenden Zahl von Landungsbrücken und Rampen, welches in der Art des Kriegsbrückengerätes gestaltet und zusammengesetzt wird.

Das Landungsmanöver wird unter der Voraussetzung, daß das Ufer an der Landungsstelle vom Feinde nicht besetzt oder dessen schwache Beobachtungsposten durch Beschießung seitens der Kriegsschiffe vertrieben sind, derart ausgeführt, daß zuerst die schnellen Schiffsboote besetzt und von den Dampfbeibooten in Schlepptau genommen werden. Da diese aber ihres größeren Tiefganges wegen dem Gestade sich nur bis auf einige Entfernung nähern können, müssen sie hier stoppen und vor Anker gehen, die Schleppleinen werden losgeworfen und die Ruderboote suchen, in Dwarslinie aufmarschiert, das Ufer zu gewinnen; dicht vor dem Strande lassen sie einen Anker von Heck aus fallen und laufen mit größter Fahrt auf den Grund auf. Die Mannschaften gehen vor, um günstig gelegene Punkte der Küste, wie Dünenkuppen, Waldstücke u. dergl. zu besetzen und eine Vorpostenlinie vorzuschieben. Unter dem Schutz dieser gelandeten Staffel wird die Ausbootung und Landung fortgesetzt. Am zweckmäßigsten wird jene ganz aus der Landungsmannschaft der Kriegsschiffe gebildet, welche ihrer Vorbildung und Uebung wegen die Aufgabe am schnellsten lösen kann; sie wird von der zunächst folgenden Infanteriestaffel abgelöst und kehrt auf die Schiffe zurück. Nach Fertigmachung der Prähme gehen die Pioniere mit dem Material für die Landungsbrücken an Land und bauen diese, verstärken die eingenommenen Stützpunkte und betätigen sich weiter bei Arbeiten, welche die Landung fördern. Geschütze können nur in den Prähmen gelandet werden, die Pferde werden womöglich nur ins Wasser gelassen und erreichen, von Booten geführt, schwimmend das Ufer. Bei weiter Reise sind sie wegen Entkräftung hierzu nicht imstande und müssen ebenfalls in Prähmen ausgeschifft werden.

Es bedarf kaum der Erwähnung, von welch einschneidender Bedeutung die Uferverhältnisse, Brandung und Witterung auf das Fortschreiten der Landung sind, wie diese bei schwierigen Verhältnissen ganze Wochen in Anspruch nehmen kann und dem Gegner mithin Zeit gewährt, die umfassendsten Gegenmaßregeln zu treffen und durch rechtzeitiges Dazwischentreten die Unternehmung zu vereiteln und die Landungsarmee in die schlimmste Notlage zu versetzen. Es ist aber auch ersichtlich, welche Vorteile ein gegen Sturm geschützter und auch im übrigen der Landung günstiger Teil einer Küste dem Feinde bietet, und wie notwendig es im Interesse der Landesverteidigung ist, solchen Punkten alle Aufmerksamkeit zuzuwenden und sie schon im Frieden gegen feindliche Unternehmungen durch Befestigungen zu sichern. Solcher Punkte bietet unsere Ostseeküste mehr als einen.

H. Frobenius.

Lorenzino de' Medici.

Von Leo Jordan.

(Schluß.)

III.

Bei *Ferrai* hören wir nichts von *Benvenuto Cellinis* Begegnung mit Lorenzino, nichts von *Vasaris* Abenteuer. Der Prolog ist seiner Ansicht nach unauthentisch, der Plan zur Ermordung sei erst nach Ermordung des Kardinals Ippolito gefaßt worden und habe zur Zeit der Vorstellung noch gar nicht bestanden. Hier ist *erstens* Konfusion: Denn die Ermordung des Kardinals war im August 1535 (Ferrai, S. 183), die Aufführung aber nach Vasari: zur Hochzeit des Herzogs, und die war am 13. Juni 1536. *Zweitens* zeigt sich der größte Fehler von Ferrais Buch auch hier: teils Unkenntnis der Tradition, teils gesuchte Zweifel an derselben.

Selbst wenn alle diese Prophezeiungen Lorenzinos, das Versprechen an Cellini, an Pietro Strozzi, an das Publikum im Prolog — post festum gemacht worden wären, so liegt es nicht im Charakter Lorenzinos, leidenschaftlich und plötzlich zu handeln. Er ist eine der Naturen, die in aller Stille in jahrelanger Arbeit eine einzige Kleinigkeit vorbereiten und alles dieser einen Sache unterordnen, ohne rechts oder links zu schauen. Die sich in eine Idee verrennen, bis dieselbe organisch zu ihnen gehört und sie ihnen selbstverständlich vorkommt. Diese Idee war da, ehe ihm Alexander positiven Grund zum Hasse durch Entscheidung des Prozesses gegen ihn gab. Sie ist also, wenn persönliche Motive mitzusprechen haben, auf den Konflikt mit Alexanders Vater und Gönner, den Papst, zurückzuführen. Weiterhin ist es die Rolle, die Lorenzino bestochen hat. Das Außergewöhnliche der Handlung, zu hassen und dennoch Vertrauter und Freund zu werden, volles Vertrauen zu gewinnen und im Geheimnis zu sein: „Diesen wirst du ermorden." Gauthiez meint, die Idee, den Herzog zu töten, sei immer stärker und stärker geworden bis zur Ausführung. Ich meine, wenn ich Lorenzinos Charakter wirklich verstehe, daß er nie entschlossener war, ihn zu töten, als gerade in den *ersten* Jahren an Alexanders Hof. Damals genoß er seine Rolle in vollen Zügen, mästete sein Opfer mit Minnediensten und amüsierte es. Er hatte ja damals Gelegenheit, ihn zu ermorden! Aber

einem Künstler ist die Idee alles. So fielen auch Andeutungen seinerseits, das gehörte dazu: „Was werden die Leute einst sagen!?" dachte er. Erst dann, als die Idee durch die Gewohnheit ihre Macht über ihn verlor, als sie sich ihm gleichsam versagte, nicht mehr mit ihm spielen wollte, da machte er Ernst. Es war wie ein Ehebündnis mit der Idee, die er lange Jahre gehegt und die er nun nicht mehr anders an sich fesseln konnte.

Gaspary schreibt über die Mordtat:[10]) „Die Ausführung war keine eines hohen Sinnes würdige; er überfiel den Herzog, den er in sein Zimmer gelockt hatte, während derselbe wehrlos im Bette lag, hinterrücks zusammen mit einem geübten Mordgesellen." Da haben wir den Künstler, wie er leibt und lebt: Der ganze Aufputz, die Vorbereitungen klassisch, die Tat selber, die Tat, die mit den Händen geschehen mußte, kindisch. Ratlosigkeit nachher. Die Erfahrung, daß Cosimo die Früchte seiner Tat genoß, der verhaßte Cosimo, während er selbst zu einer halb komischen Figur wurde.

Alexander war am Ziel seiner Wünsche. „Unter dem Vorwand, Karls natürliche Tochter, die noch minderjährig war, zu schonen, behandelte er Florenz wie seinen Harem." (S. 240.) Dazu kam, daß er dem Schwiegervater, der nach einer verunglückten Expedition gerade in Not war, mit Geld zu Hilfe kommen mußte. Kurz seine Regierung lastete schwer auf Florenz. Aber der Herzog war grobsinnig; er sah weder, daß die Bürger ihn haßten, noch den viel gefährlicheren Haß seines Vertrauten Lorenzino. Warnungen fruchteten nicht. Francesco Vettori sah beide zusammen auf einem Rosse sitzend, Lorenzino hinter dem Herzog, ihn umklammernd, abends spät. Wenn man ihm aber Vorstellungen machte, so antwortete er in seiner volkstümlich derben, schlagfertigen Weise, und fuhr fort, nach Gutdünken zu leben.

Lorenzino war ihm immer noch unentbehrlich. Gerade jetzt, an der Wende des Jahres 1536 auf 1537, hatte der Günstling den Vorschlag gemacht, hatte der Herzog zuerst den Wunsch ausgesprochen: Diesmal handelte es sich um L a u d o m i n e, Lorenzinos Schwester, Witwe eines S a l v i a t i. Eine berückend schöne Frau, deren bezaubernder Leib ihren späteren Gemahl, Pietro Strozzi, derartig fesseln sollte, daß eine Legende sich um seine Leidenschaft zu ihr wob. Einige Zeugnisse aus der Zeit, darunter eine Novelle der Königin von Navarra, lassen erkennen, daß die Idee vom Herzog ausging, und dies entehrende Angebot Lorenzinos Absicht über Nacht reifte. Auch Gauthiez schließt sich dem an.

Sicherlich ist es möglich und den rohen Instinkten Alexanders auch zuzutrauen. Gauthiez erinnert an ähnliches aus dieser Zeit: Paul Farnese ist Kardinal geworden, indem er Papst Alexander VI. seine Schwester zuführte.

Andrerseits ist aber der Aufbau derart, wie man ihn in einer klassischen Tragödie schaffen würde: Der Bruder rächt die Schande der Schwester mit Blut. Ich glaube hier unzweideutig die vorbereitende Hand Lorenzinos zu erkennen, der in allem stilgerecht vorging. Und hatte er nicht im Prolog der Aridosia versprochen, noch etwas Vollendeteres zu liefern als diese?

In allem bis auf das letzte war es dies auch: Als der Herzog in seines Günstlings Wohnung ausgekleidet im Bett lag und sehnsüchtig auf die schöne Witwe wartete, die ihm der eigene Bruder zuführen sollte, fiel Lorenzino unter Beihilfe eines Mordgesellen Scoroncocolo über ihn her, die ersten Dolchstiche fruchteten nicht. Er steckte ihm die Faust in den Mund, um ihn am Schreien zu verhindern. Alexander biß ihm den halben Finger ab. Scoroncocolo kommt von hinten. Sie vollenden gemeinsam. Und dann bearbeiten sie den Leichnam noch, aus Angst, daß er nicht tot sein möchte.

Dann wurde ein Zettel zurückgelassen mit den Worten:

VINCIT AMOR PATRIAE · LAVDVMQVE IMMENSA CVPIDO.

10) Gesch. der ital. Lit. II. 585.

Das gehörte auch noch zu den längst vorbereiteten Einzelheiten der gelebten Tragödie, von da ab freilich fehlte Plan und Ueberlegung. Die Furien mögen ihn und seinen Helfershelfer gepackt haben. Er floh, als ob er gehetzt würde, nach Bologna, und war schon am 9. Januar in Venedig. Drei Tage nach der Bluttat!

Dort erfuhr er wohl alsbald, daß wenige Tage nach seiner Tat Cosmo bereits Herzog geworden war, Cosmo, der ihm schon seinerzeit in Venedig vorangestellt wurde, der ihm den Prozeß abgewonnen hatte, zugleich, daß man einen Preis auf sein Haupt gesetzt, und bald darauf eine Anzahl Proskriptionen aufhob, um seine Partei zu verringern.

Das war das Resultat der ungeheuren, mit dem ganzen Apparat des klassischen Tragödiendichters inszenierten Tat. Er hatte einem Todfeinde den Platz geräumt, hatte, indem er statt ein Trauerspiel zu schreiben, ein solches auf der Bühne des Lebens aufführte, sich selbst eine Rolle aufgezwängt, die er nun nicht mehr ablegen durfte, auf die Gefahr hin, komisch zu werden. So klammerte er sich an die trockenen und mageren Autoren, die ihn mit Brutus zum Himmel erhoben, und spielte selber den Brutus. Und wie man einem Dichtwerk eine Nachschrift oder ein Nachspiel anzuheften pflegt, so schrieb er seine Apologie: I tiranni in qualunque modo e' si ammazzino, sieno ben morti, und verteidigte seine Tat und seine Fehler nach ihrer Begehung. „Ein Brutus war Lorenzino gewiß nicht, aber ein Künstler, und er spielte den Brutus vortrefflich in seiner Apologie," schreibt Gaspary. Kurz, nach der Tat: Fehler, Enttäuschungen, Schmach und Schande, schlechte Lobgedichte von pedantischer Humanistenhand — und ein meisterhaftes Nachspiel, das ein Glanzstück in der kahlen Literatur seiner Zeit bildet: d i e A p o l o g i e. Ob er solche Ironie nicht selber in ihrer ganzen Größe empfunden hat?

IV.

Im Jahre 1537 brachte Lorenzino drei Monate am Hofe des Sultans zu. Wahrscheinlich hatte er die politische Mission, über die Absichten des Großtürken Erkundigungen einzuziehen, um eine gemeinsame Aktion zwischen ihm, Frankreich und Venedig gegen den Kaiser und seinen Anhang vorzubereiten. Später erstattete er Franz I. in Paris Bericht über die Stimmung in Konstantinopel.

Von der Ueberfahrt sind uns zwei Sonette erhalten, die natürlich in hohem Grade unser Interesse erwecken, da sie ein lebhaftes und tiefes Gefühl verraten: „Je länger ich der Adria salzige Pfade durchfahre desto mehr scheint meine Sehnsucht zurückzufliegen, mit der Sonne, dahin, wo sie sich verbirgt." In einem anderen führt ihn dasselbe Gefühl zu Geschwistern und Mutter zurück: „Wahre Liebesflamme glüht nur im Herzen zu ihnen," ruft er, . . . „aber falsch ist jene andere, welche die Menschen allein Liebe zu nennen pflegen."[11])

Von Konstantinopel führte ihn der Weg nach Frankreich. Er lebte dort in einem Kollegium, wahrscheinlich einem italienischen Absteigequartier, in verhältnismäßiger Sicherheit vor den Nachstellungen seines Vetters Cosmo.

Trotzdem fand bereits in Lyon ein Mordversuch auf ihn statt. Lorenzino trat dann selbst dafür ein, daß der Mordbube freigelassen werden solle — es war ein gewisser „Kapitän" Cecchino de Bibbona — sehr zu unrecht, denn der Kerl war sieben Jahre später (wir sind im Jahre 1541) unter seinen Mördern in Venedig.

Ein Schlag stand Lorenzino noch bevor: der Friede zwischen Franz I. und Karl V. im Jahre 1544. — Nun war er vogelfrei, Franz hatte keine Ursache mehr, einen Königsmörder, den die andere Partei verfolgte, weiterhin

11) Daß er auch Geist hatte, möge das folgende E p i g r a m m zeigen:

L o r e n z o de' M e d i c i an G. B. S t r o z z i.

Strozzi ruht hier, ein guter Kerl,
Ein Dichter aus dem Stegreif, und das Laub
Apolls wurd' ihm zuteil. Er nahm ein Weib —
Da paßt der Kranz ihm nicht mehr auf die Stirn.

zu schützen. Lorenzino suchte in Venedig Zuflucht. Der letzte Akt bricht an; die Vergeltung naht.

Zahlreiche, gedungene Bravi zogen dort ihre Netze immer enger um ihn. Die Korrespondenz zwischen ihnen und Cosmo läßt die Schwierigkeiten durchblicken, die ihnen im Wege standen. Die Republik hielt sich neutral und ließ beide Teile gewähren.

Lorenzino war es diesmal nicht um die Details einer Tragödie zu tun. Und dennoch sorgte er auch hier, daß die Sache einen künstlerischen, dem Politischen fremden Charakter erhielt. Er war verliebt, leidenschaftlich verliebt in eine vornehme Venezianerin. Wir haben ihn als Humanisten, als Künstler, als Mörder aus Passion und Wüstling kennen gelernt, noch nicht als Liebhaber. Auf diese Venezianerin — es war wohl die gefeierte Helene Barozzi-Zantani — schrieb er vielleicht sein Madrigal:

> Wahre Hölle ist mein Busen,
> Wahrer Höllengeist bin ich,
> Höllenpein verzehret mich!
>
> Endlos Brennen, hoffnungslos Begehren,
> Niemals soll das liebste Wesen
> Mein entzücktes Auge wiederseh'n. . . .

Und er schließt, daß den Verdammten die Strafe zu Recht trifft, daß er aber ohne Schuld zu ewiger Qual verurteilt ist.

Um der Geliebten näher zu sein, tauschte er sein billiges und sicheres Quartier bei San Giobbe um ein teueres im Herzen von Venedig. Als er am 26. Februar 1548 von da aus zur Messe gehen wollte, überfielen ihn die Mordbuben und rächten den Herzog Alexander an ihm.

Man brachte ihn sterbend zu seiner Mutter zurück. Maria Soderini aber „betete für das Heil seiner Seele, nicht wie eine Frau, sondern wie eine weise Priesterin".

•

Pierre Gauthiez, dem wir nun ein feinsinniges Werk über ihn verdanken, das in inneres und äußeres Leben der hochinteressanten Persönlichkeit ein helles, gleichmäßig leuchtendes Licht einführt, schließt sein Buch mit einem Sonett:

> Adieu, prince douteux, qui durant six années,
> De ton fantôme pâle encombrais mes chemins!
> Une fleur à la bouche, et du sang sur les mains,
> Tu m'as pris, Lorenzo, par tes grâces damnées. . . .

„Lebe wohl, vage Erscheinung, die du sechs Jahre lang wie ein bleiches Gespenst auf meinen Pfaden mich verfolgt hast, eine Blume zwischen den Lippen und Blut an den Händen. Die du mich fesseltest durch eine seltsame Mischung von Grazie und Verdorbenheit, — Lebe wohl, Lorenzino!"

Man kann wohl sagen, daß diese sechs Jahre nicht vergebens angewandt waren und daß wir allen Grund haben, Gauthiez für ihre Frucht zu danken.

Ein Baedeker vor 250 Jahren.

Eine Skizze von G. F.

Vor mehr als 250 Jahren war es, da erhielt ein wackerer Ulmer Bürger, Martin Zeiller, von einem wohledlen und gestrengen Herrn den ehrenvollen Auftrag, dessen beiden Söhnen, die derselbe auf Reisen schicken wolle, einige Belehrungen über das Verhalten auf der Reise zu geben. Diesem Ansinnen kam Zeiller, der sich als den Autor einer Reihe von Reisebüchern über Deutschland, Italien, Frankreich, Spanien, Großbritannien, Ungarn, Polen, Schweden und Dänemark bekennt, unweigerlich nach und stellte in einem in Ulm gedruckten Büchlein von mehr als 500 Seiten nicht allein 160 Reiserouten peinlich und sorgfältig zusammen, sondern versah dasselbe auch mit einer Reihe von Gespräch-Reimen vom Reysen zwischen Wegholt und Heinrich, sowie mit einer langen Abhandlung „Unvorgreiffliches Bedencken wie die Reysen insgemein wol und nützlichen angeordnet, und verrichtet werden mögen". „Fidus Achates oder Getreuer Reisgefert" nannte er sein mit einer Karte Germania geschmücktes Buch, das nicht allein in mehreren Auflagen erschien, sondern auch, wie sein Autor selbst schmerzlich berichtet, alsbald einem Amsterdamer Nachdrucker zum Opfer fiel, was doch eine „schwere und segenfressende Sünde wider das siebente Gebot" sei.

Fein säuberlich und echt pädagogisch teilt Martin Zeiller seine Belehrungen in vier Abschnitte ein, nämlich: 1. Wie man sich zur Abreyse vorzubereiten; 2. Hernach auff solchen zu verhalten; 3. Was in Besichtigung der Länder und Oerter zu beobachten, und dann 4. Wie die Zurück-Reis anzustellen, und man darauf in seinem wiedererreichten Vatterland sich zu erzeigen habe.

Man darf an Zeillers Reisehandbuch nicht mit dem Stolze, ein Zeitgenosse Baedekers oder Meyers zu sein, herantreten. Aber auch wenn man das täte, müßte man doch bekennen, daß so manches, was der wackere und vielgereiste Ulmer anrät, auch heute noch seine volle Gültigkeit hat. Daß man einen guten, gesunden und starken Leib für die Reise braucht, ist gewiß billig. Daß man sich vor Antritt derselben aus Büchern und von erfahrenen Leuten Rat und Kundschaft über Wege und Ziele holt, ist ebenfalls nur natürlich. Auch tut man gut daran, sich zuvor auf alle mögliche Weise zu trainieren, „damit wann Einer Armut halber oder aber in Mangel Pferde Wagen, Schiff oder im Nohtfall zu Fuß wandern muß, Er auf dem Wege nicht erliege oder Blasen an den Füßen bekomme." Es schadet auch nichts, wenn man in der Kochkunst etwas erfahren ist, damit man in einer schlechten Herberge gegebenen Falls „selbst zur Kuchen sehen möge". Ein „Standbüchlein" mit allerlei wichtigen Notizen, ein Bet- und Gesangbüchlein, ein Schreibtäfelchen, ein Kalender, etlich Bogen weißes Papier, samt ein paar Federn, Dinten-Fäßlein und Sträh-Sand, Feuerzeug, Nadel, Faden, Klöblein und Schlößlein, „etwan an einer übel verwahrten Thür eines Zimmers anzumachen", sind einem Reisenden unentbehrlich. Mit allzuviel Kleidern soll er sich ebensowenig beschweren wie mit Büchern. Ein Rock und Regenmantel, ein breiter Hut, 3 oder 4 saubere Leib- oder Unterhembde, und soviel Überschläg oder Krägen, ein Oberhembd, etliche Schneitz- und Hand-Tüchlein, auch ein zwei Haupttücher, etliche paar Ober- und Unterstrümpf, Socken, Schlafhosen, Schlafhauben, Handschuch, ein übrigs paar Schuch und ein paar Pantoffel, sind nicht zu vergessen. Von andern Sachen mag einer neben einer wohl eingerichteten Reiseapothele „bey sich haben ein Perspectiv, oder Fernglas, Augenbrillen wider den Staub, einen Spiegel, Creiden, Rauch- und Wachskerze, oder Stöcklein, ein Petschafft, ein Messer samt einem Gäbelein, einen Kamm oder Strahl, einen Eßlöffel, Ohrenlöffel, einen Zahnstürer, Compaß, Sonnenweiser, Zeig- und Sandührlein, auch einen Quadranten und dergleichen". Vorsichtig soll man sein in der Auswahl seiner Reisegesellschaft; „von kleinem Geld solle man allein soviel bey sich haben, als wie man dessen ohngefehr täglich bedarff; und wann man grobe Sorten zu verwechseln, soll es geschehen, wann nicht viel Leute umb den Weg seyn; dieweil Ein Reisender sonsten den Dieben und Raeubern Ihnen nachzustellen und auff den Dienst zu warten leichtlich hiedurch Ursach geben kann". Auch mit guten Empfehlungsbriefen und Wechseln mag man sich versehen, „zuvorderst aber soll einer ehe Er abreyset sich mit Gott versöhnen, und den himmlischen Zehrpfennig zu sich nemmen; auch hernach seine Schulden, die Er etwan abzurichten hat, bezahlen, und so Er sein selbsten ist, solches auch zu thun Macht hat, ein Testament zuvor auffrichten, und sonsten seine Sachen allerseits wol bestellen, weilen man oft wohl auß reyset, aber nicht wieder heimkommet." Ehe man seine Reise antritt, und nachdem man von allen Anverwandten, Gutthätern und Freunden Urlaub genommen, mag man seinen Gefreundten und etlichen Reisegefährten noch ein „Valet- oder Abschieds Gastunglein" geben und sich dann in Gottes Namen auf den Weg machen.

Denn an Gottes Segen ist, so meint Martin Zeillers frommer Sinn, auch auf der Reise alles gelegen. Unverantwortlich ist es, wenn einer bezecht seine Reise antritt; an den lieben Gott soll man fleißig denken. „die ersten Tage soll man gemach thun, und nicht eilen, die mittlere Tag mag man, so es sich schicket,

ein Gleichheit halten, am Ende aber auch fein sanft reyten." Vorzüglich soll man sich auf der Reise vor Erkältungen hüten, soll mit Unbekannten und Verdächtigen vorsichtig umgehen, im übrigen aber sollen die Gefährten untereinander nicht zanken, „sondern getreu sich zusammenhalten, und wann Einer unter Ihnen früher erwachet, die Andern auffwecken und nicht heimlich davonziehen." Höflich und artig und gegen Bettler und Kranke gutmütig soll man auf der Reise sein, „denn es stehet einem Reisenden zu, daß Er sich in allem bescheidentlich erzeige, den Hut nicht nur anrühre, als ob er Spatzen oder anderes darunter hette, sondern recht abziehe; auch die Leut mit denen einer umzugehen zu unterscheiden wisse, und einem jeden, er sei Manns- oder Weibsperson, seine gebürende Ehr und sonderlich den Geistlichen anthun. In der Herberg soll man über dem Essen wenig reden, von seiner Geschicklichkeit, Vermögen, Geschlecht und dergleichen, so viel es seyn kan schweigen und von Religions-Sachen zu disputiren sich enthalten." Gelehrte und vornehme Leute soll man auffsuchen, ihnen auch eine „Ehrung thun, aber den Vorwitz und die Vermessenheit soll Eines insonderheit meiden, und auch die Religion, Sitten, Gesäze, Gewonheiten desselbigen Orts nicht verachten, sondern in allem sich höflich erzeigen." In der Herberg selbst ist es rathsam, „entweder in den Kleidern ganz zu liegen, oder wenigst seine Unterhosen, Strimpff und Uberhembd anzuhaben, vor die Thür der Schlafkammer ein Bank zu stellen, und Degen und Feuerzeug neben das Bett zu legen, sowie Morgens und Abends des Gebets nicht zu vergessen." Daß man den Wirth „fleißig zahle, auch dem Gesinde im Hause etwas verehre", ist ebenso natürlich, wie daß man oft nach Hause schreibet, und den Seinigen Bericht erstatte, „welches auch zum öfftern, sonderlich wann man noch Eltern hat, geschehen solle".

In dem dritten Abschnitt seiner Belehrungen, „was ein Reysender an denen Orten, da Er sich ein Zeit lang auffhält, zu thun", gibt Zeiller demselben so viele Dinge zu erkundigen auf, daß es wohl genügt, zur Probe dessen einige Sätze daraus anzuführen. Demnach hat sich der Reisende u. a. zu erkundigen, „ob die Innwohner eines Orths Kriegerisch, oder Friedlich seyen, ob sie in Zünfften eingeteilet, was für sonderbare Geschlecht es bey ihnen habe, ob sie schön, gerad und groß von Leib, ob sie sich prächtig in Kleidern bei Eheverlobnussen und dergleichen halten?, was für Ceremonien dabey im schwang gehen, ob sie sonderbare Gewonheiten auch theils Personen sonst ungewonliche Nahmen haben, was sie für eine Sprach und wie sie solche reden, und außsprechen; wie offt man bei ihnen Markt halte, was für Münz, Gewicht, Maß, Eben da gebraeuchig, ob viel Durchreysens von Frembden daselbst seye u. s. w." Daneben soll natürlich alles nur irgendwie Sehenswerte besichtigt werden, alle öffentlichen und privaten „Gebaeude, derselben Lager, Grösse, Gezeug, Gestalt schönes An- und Aussehen, Reinlichkeit, Zierde Thürgestell, Vorhoff, Capell, Zimmer, Kuchen, Keller, Speißkammer, Krankenstuben, Badstüblein, Apothek u. s. w." in sorgfältigen Augenschein genommen und allen Notabilitäten die Aufwartung gemacht werden.

Hat man sich solchermaßen genügend umgesehen in der Fremde, dann mag man wohl wieder an die Heimreise denken. Man verabschiedet sich von den „verbleibenden und andern bekandten vornehmen Leuten, und so man ein Student, läßt man sich von dem Herren Rectore ein Gezeugnuß" geben, macht aber auf der Rückreise einen andern Weg als auf der Herreise, „auf daß Er noch ein mehrers sehen und erfahren könne. Daheim besucht man Eltern und Geschwisterigt, darf dabei auch seiner alten Schulgesellen nicht gar vergessen". „Ferners soll Er," so mahnt Zeiller, „sich auch wider in seines Vatterlands ehrliche, löbliche und zuverläßige Sitten und Gewonheiten schicken, Anderer aber sovil Er vermag enthalten.: Hergegen sich auch der Frembden, der Seinigen ungewohnten und lächerlichen Geberden abthun; der Mutter spraach mit seiner Maß und Gebür wider angewehnen; und der Frembden oder Außländischen allein gegen die, so derselben kundig, gebrauchen, die seltzame Kleidung und Haar, damit Er sich bei den Seinigen und Andern verächtlich, zum Gelächter und auch verhasst machet, hinwegg thun, und dafür solche Kleider, die in dem Vatterland braeuchig und seyner Person wol anständig seyen, verfertigen lassen. Von seynen Reysen, Verrichtungen, was Er gesehen und erfahren oder außgestanden nicht vil und grosse Wort, sonderlich offt und zur Unzeit, da es sich nicht bedarff auch nicht gegen Jedermann machen." Mit den in der Fremde gewonnenen Freunden soll er steten Verkehr halten, und „sonsten zu Hauß nicht müßig gehen, sondern was Er draussen gehört und gesehen, gegen anderer Erzählungen und Schrifften halten, und alles in eine ordentliche Beschreibung bringen, auch ins gemein in Seinem Thun sich also verhalten, damit Er bald zu einem Ampt, oder Dienst und guter Heurat befördert werden." Dann, meint Zeiller, seien die Reisekosten keine unnötigen gewesen.

Mit dieser Mahnung schließt der **Fidus Achates** Martin Zeillers. Heute reist man ja anders und bequemer, und der Baedeker oder der Meyer befassen sich auch nicht mehr mit derartigen Verhaltungsmaßregeln. Aber doch findet man auch in Zeillers Reisehandbuch manches, was sich auch der Mensch von heute merken mag. Denn:

> Wer die Welt nicht hat gesehen,
> Dienet auch nicht in die Welt,

sagt Wegholo in Zeillers Gespräch-Reimen.

Bücher und Zeitschriften.

—r. **Militärisches.** V e l t z é, **Die Schlacht bei Adua am 1. März 1896.** Wien. Seidel u. Sohn. 1904.

Die Nachricht von der Vernichtung des italienischen Heeres durch die Abessynier hatte in Europa allenthalben das größte Aufsehen erregt, einerseits infolge der Schwere der Niederlage, andrerseits, weil es das erste Mal war, daß die Truppen einer europäischen Macht in regelrechter großer Feldschlacht von den Horden eines barbarischen Landes gründlich geschlagen worden waren. Bald aber erkaltete das allgemeine Interesse für diesen Vorgang wieder und wendete sich den Kämpfen zu, die an einer anderen Stelle des schwarzen Erdteils von einem bäuerlichen Milizheere gegen reguläre Truppen einer Großmacht geführt wurden. Heute nun läßt sich gerade aus der Gegenüberstellung von Adua und beispielsweise Colenso unendlich viel lernen. Hier wie dort siegte ein nach rein naturalistischen Prinzipien fechtendes Heer gegen ein schulmäßig gebildetes und verfahrendes. Aber während bei Colenso der passive Widerstand gut gedeckter Wildschützen (dieses Wort in gutem Sinn gebraucht) seinen Triumph feierte, siegte bei Adua der wilde Ansturm fanatisierter Horden. Diese Andeutung mag genügen, welche Wege eine vergleichende Forschung einzuschlagen hätte. In der kleinen, ausgezeichneten Schrift des Hauptmann Veltzé vom Wiener Kriegsarchiv ist ein verläßiger Führer geboten. Sie fußt auf den Memoiren des Generals Baratieri, des unglücklichen Führers in der Schlacht, ohne sich dessen Ansichten und Folgerungen durchaus eigen zu machen; außerdem wurde die gesamte übrige Literatur benützt, so besonders auch eine Arbeit des Russen Elez, so ziemlich die einzige, welche den Gang der Schlacht von abessynischer Seite aus verfolgt und geeignet ist, in gewissem Sinne für die natürlicherweise fehlenden abessynischen Kriegsakten einzuspringen. — In der Schlacht verkettete sich eine Reihe von Ungeschicklichkeiten und Mißverständnissen in unheilvoller Weise zur Katastrophe. Man wird jedoch — abgesehen von dem in Rom begangenen Fehler, über viele Meilen hinweg einem General einen Sieg diktieren zu wollen — hauptsächlich in zwei Umständen die Ursache für die Größe der Niederlage suchen müssen. Es fehlte an der sicheren Verbindung aller Kommandostellen untereinander; die obere Führung kontrolierte nicht genügend den wirklichen Vollzug ihrer Anordnungen und die Unterführer erstatteten nur spärliche und unzureichende Meldungen. Aber es versagte auch, zum Teile wenigstens, das Werkzeug, das Heer. Ein aus Freiwilligen aller Gaue des Reiches zusammengesetztes Expeditionskorps kann niemals jenes Gefühl der Zusammengehörigkeit in allen seinen Gliedern empfinden, das notwendig ist, um in schlimmer Lage einen moralischen Zusammenbruch zu verhüten. Hoffentlich bleibt unseren Truppen in Südwestafrika eine so schwere Probe erspart!

Schillers philosophische Gedichte. Eine Einführung in ihre Grundgedanken. Von H e l e n e L a n g e. Zweite durchgearbeitete Auflage. Berlin, L. Oehmigkes Verlag. 1904. VI und 143 S.

Es ist eigentlich recht schade, daß ein so tüchtiges und brauchbares Büchlein achtzehn langer Jahre bedurfte, um eine

zweite Auflage zu erleben; denn es ist sehr geeignet, weitere Kreise für das Verständnis der schwierigeren Gedichte Schillers empfänglich zu machen und ihnen den Weg zu dem Dichter zu weisen, der gar nicht so schwer ist, wie man gemeinhin glaubt. Die Verfasserin zeigt, daß man auch ohne allzugroße Vertiefung in philosophische und ästhetische Probleme dem Dichter so folgen kann, daß man ihn versteht und an seinen Werken Genuß findet. Sie teilt die philosophische Lyrik Schillers in zwei Gruppen: diejenigen Dichtungen, die sich an den Gedankenkreis der Abhandlungen „Ueber Anmut und Würde" und „Ueber das Erhabene" anschließen, und die, welche vom Geiste der „Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen" getragen sind. Vorangeschickt ist eine Erklärung der „Künstler". Im Schluß hätten vielleicht einige Bemerkungen über „Die Huldigung der Künste" Platz finden können. — Für Philologen und Literarhistoriker ist das Büchlein nicht bestimmt, sondern für die gebildete Allgemeinheit des Volkes; dem entspricht denn auch die Darstellung, die überall leicht verständlich, glatt und einfach ist und entbehrliche Einzelheiten und gelehrte Grübeleien absichtlich übergeht. Wir wünschen der zweiten Auflage mehr Glück als der ersten beschieden war und möchten das Buch insbesondere auch als Lektüre für Schüler und Schülerinnen der obersten Klassen empfehlen.

H. Jantzen.

Melancholie von K. Przerwa-Tetmajer. Deutsch von J. v. Immendorf. München 1904. Dr. J. Marchlewski u. Co., Verlag slavischer und nordischer Literatur.

Es muß wohl kaum besonders hervorgehoben werden, daß Tetmajer bereits seit einer Reihe von Jahren zu den bedeutendsten zeitgenössischen polnischen Schriftstellern zählt; das Erscheinen eines neuen Werkes dieses Dichters wird in seiner Heimat von den Literaturkennern stets mit froher Erwartung begrüßt, in der Ueberzeugung und im Bewußtsein, daß wieder eine Saite erklingt, bestimmt, den schönsten Schatz eines Volkes, seine Lieder und Gedichte, zu mehren. Auch das vorliegende Werk „Melancholie", ein Erstling des Dichters, das nunmehr erst zur vollen Würdigung gekommen ist, bestätigt diese Erwartung in ganz besonderer Weise. Die schöpferische Kraft eines Dichters vereint daselbst eine Reihe los aneinander gefügter Erzählungen zu dem einheitlichen Gesamtbilde einer Weltanschauung, die Menschen und Natur in gleicher Liebe umfaßt, die noch unter Tränen mild lächelt, am Besseren im Menschen festhält und nicht dem Schmutz, sondern mit feinen Sinnen dem Leiden der Menschen nachspürt. Die Einseitigkeit der jüngsten westeuropäischen Literatur, die sich immer mehr in spitzfindig geschürzten Sexualproblemen ergeht, weicht hier einer Breite des Beobachtungsfeldes, wie sie nur den großen, echten Dichtern aller Zeiten eigen war. In Allegorien, belebten Naturspielen, Novellen und Skizzen wird nicht nur das Triebleben, Sensualität und Liebesgeschick geschildert; auch die übrigen Kräfte, die im Menschen spielen, der Ehrgeiz und seine Schaffenslust, Freude und Bitterkeit, die Selbstsucht und das Mitleiden, die Lebensmüdigkeit und Lebensstärke werden kraftvoll dargestellt. So verwebt sich Sinnliches und Uebersinnliches, um den Eindruck jener Einheitlichkeit und Notwendigkeit hervorzurufen, wie er lediglich den Erzeugnissen der Natur und wahrer Kunst eigen ist. Wohl am schönsten zeigen sich diese Vorzüge in der Novelle „Pfarrer Peter". Voll Lebendigkeit in der Darstellung, mit einer unübertrefflichen Prägnanz in der Schilderung des Milieus und der Charaktere der gezeichneten Personen wird in dieser Novelle ohne jede Spur von Sentimentalität die Bilanz eines Lebens gezogen. Wie in Maeterlincks L'Intruse wird auch hier das Nahen des Todes fast sinnlich wahrnehmbar gemacht; aber im Gegensatz zu Maeterlinck, der den dramatischen Apparat zur Erweckung dieser Vorstellung bedarf, weiß unser Dichter diese Gefühle mit den einfachsten Mitteln zu erreichen. Zu dem Erhebendsten zählen die Gespräche, welche der alte Pfarrer kurz vor seinem Tode führt, ja welche sein Sterben begleiten; sie sind getragen von einer Intuition, wie sie selbst großen Dichtern nur in ihren glücklichsten Stunden eigen ist, und zeigen uns eine erschaute Kenntnis über das Tiefstliegende im Menschen, das der herannahende Tod zum Bewußtsein bringt. Tetmajer genießt gegenwärtig den Ruf des größten Stilisten der polnischen Sprache; ein Meister des Satzbaues, ist er zugleich für Begriffsformulierungen, die — bereits von allen mehr oder weniger klar gefühlt — an die Sprachschwelle drängen, der glückliche Schaffer neuer Worte. Inhaltlich subtil, in der Form neu und treffend, bietet daher die Uebersetzung seiner Werke die größten Schwierigkeiten. Der Meister seiner Sprache hat aber auch den deutschen Meister der Uebersetzung gefunden. Die vorliegende von J. v. Immendorf gleicht einer vollendeten Reproduktion und ist zugleich ein Muster deutscher Prosa. Hier fehlt gänzlich das Gequälte, das so häufig den Genuß von Uebersetzungen schmälert; so voll und schön ist vielmehr die Sprache, daß man mit Recht sagen kann, v. Immendorf hat durch die würdige Wiedergabe eines echten Dichterwerkes auch den Besitzstand der deutschen Literatur bereichert.

Wien. Dr. Fr. v. Reinsingen.

✖

Allgemeine Rundschau.

Zur Rechtschreibung der Fremdwörter.

Auf Veranlassung des Vereins Deutscher Ingenieure hat, wie bereits kurz mitgeteilt, am 21. d. M. in dessen Hause zu Berlin eine Versammlung von Vertretern staatlicher Behörden, wissenschaftlicher Vereine, der Buchdrucker und des Buchhandels stattgefunden, um die Rechtschreibung der Fremdwörter im Deutschen zu beraten und möglichste Einheitlichkeit hierin herbeizuführen. Von Teilnehmern der Versammlung seien genannt: Geh. Regierungsrat Duden, Mitarbeiter an der amtlichen preußischen Rechtschreibung und Verfasser des Buchdrucker-Duden, Geh. Regierungsrat Dr. v. Dechend vom Kaiserl. Patentamt, Geh. Regierungsrat Prof. Martens vom Kgl. Materialprüfungsamt in Gr.-Lichterfelde, Prof. Dr. Scheel von der Physikalisch-technischen Reichsanstalt, Prof. Dr. E. Buchner als Vertreter der Gesellschaft Deutscher Naturforscher und Aerzte, Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Delbrück für den Verein Deutscher Chemiker, Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Ostwald für die Zeitschrift für physikalische Chemie, Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Salkowski für die Zeitschrift für physiologische Chemie, Prof. Dr. Jacobson für die Deutsche chemische Gesellschaft, Prof. Dr. Abegg für die Deutsche Bunsen-Gesellschaft, Dr. Dittrich für das Bibliographische Institut zu Leipzig, Baurat Dr. Th. Peters für den Verein Deutscher Ingenieure, Prof. Dr. Pringsheim für die Deutsche physikalische Gesellschaft, Frhr. v. Popp (Wien) als Vertreter des Oesterreichischen Architekten- und Ingenieur-Vereins, Regierungsbaumeister Eiselen als Vertreter des Verbandes Deutscher Architekten- und Ingenieur-Vereine, Geh. Oberpostrat Christiani für den Verband Deutscher Elektrotechniker, Dr. H. Jansen als Leiter des vom Verein Deutscher Ingenieure in Angriff genommenen Technolexikons, Baumeister D. Meyer für die Zeitschrift des Vereins Deutscher Ingenieure.

Daß es dringend erwünscht sei, einheitliche Schreibung der Fremdwörter im Deutschen herbeizuführen, wurde einstimmig anerkannt. Dagegen gingen die Ansichten auseinander über die Richtung des Weges, den man zu diesem Zwecke einschlagen sollte: ob man möglichst die internationale wissenschaftliche Schreibweise (z. B. calciniren) oder möglichst die volkstümliche (kalziniren) erstreben oder ob man beide je nach Art und Bestimmung des Schriftstückes mit reinlicher Scheidung neben einander bestehen lassen sollte. Zur Beschlußfassung hierüber kam es noch nicht. Es wurde verabredet, ein Verzeichnis der in Betracht kommenden Fremdwörter aufzustellen, es den beteiligten Kreisen zur Prüfung und Aeußerung vorzulegen und dann von neuem zu weiterer Beratung zusammenzutreten.



Kleinere Mitteilungen.

* **Eine große Tempelrechnung von Delos**, Einnahmen und Ausgaben des Apollontempels aus dem Jahre des Archonten Sosisthenes (250 v. Chr.) auf 155 langen Zeilen enthaltend, ist von den Franzosen im letzten Hefte des „Bulletin de Correspondance hellénique" herausgegeben worden. Sie ist, nach einem Bericht der Vossischen Zeitung, vorzüglich erhalten und gewährt einen neuen Einblick in die reichen Hilfsquellen und in die feingegliederte Verwaltung des mächtigen Heiligtums. Die neuen Funde der letzten Zeit bringen außerdem immer weitere Tempelurkunden zutage, so daß der von den Franzosen für das Berliner Inschriftenkorpus übernommene Band der delischen Inschriften eine überreiche Fundmasse zu bewältigen haben wird. Daß unter den neuesten Entdeckungen auch die Tempelrechnung des Jahres des Archonten Phaidrias (151 v. Chr.) erschienen ist, sei noch kurz erwähnt.

* **Die 35. Versammlung der südwestdeutschen Irrenärzte** wird am 29. und 30. Oktober d. J. in **Freiburg** i. B. gehalten werden. Von Gegenständen allgemeinen Interesses sind u. a. das Referat von Privatdozent Dr. Weygandt (Würzburg) und Dr. Thoma (Illenau) über „leicht abnorme Kinder", sowie der Bericht der Nervenheilstättenkommission, erstattet von Dr. Neumann (Karlsruhe), zu erwähnen.

* **Todesfall.** Einer der angesehensten Berliner Aerzte, der Geheime Sanitätsrat Professor Dr. Max **Bartels**, ist nach längerem Leiden im Alter von 61 Jahren gestorben. Der Verstorbene war lange Jahre Schatzmeister der medizinischen Gesellschaft und bis zu seinem Tode Sekretär der anthropologischen Gesellschaft zu Berlin. Wissenschaftlich hat er sich vorzugsweise auf dem Gebiete der Anthropologie, der Urgeschichte und der Volkskunde ausgezeichnet. Von bleibendem Werte für die wissenschaftliche Forschung ist seine „Medizin der Naturvölker". Das berühmte Werk von Ploß „Das Weib in der Natur- und Völkerkunde" verdankt ihm eine mustergültige Neubearbeitung.

⁂

Hochschulnachrichten.

* **Heidelberg.** Der außerordentliche Professor an der hiesigen Universität Dr. Georg **Landsberg** ist als Extraordinarius für Mathematik an die Universität Breslau berufen worden und wird dem Rufe noch zu Beginn dieses Wintersemesters Folge leisten. Professor Landsberg wird in Breslau zunächst die Vorlesung des nach Bonn berufenen Privatdozenten Prof. Dr. London übernehmen.

* **Freiburg.** Die rasch beliebt gewordenen **akademischen Kurse für Kaufleute** finden auch in diesem Winter wieder statt. Der Zudrang steigert sich von Jahr zu Jahr. Prof. Dr. **Merkel** behandelt zuerst in einer sechsstündigen bis Anfang November dauernden Vorlesung das neue Hypothekarrecht.

* **Tübingen.** Der Privatdozent der Botanik Dr. Hans **Winkler** ist von seiner Studienreise, die ihn nach Ceylon, Java, Neu-Guinea, Neu-Seeland und Samoa führte, zurückgekehrt.

△ **Bonn.** Am Sonntag, 23. Oktober, feierte der Bonner Philologe **Hermann Usener**, ein Meister auf dem Gebiete der klassischen Philologie und der vergleichenden Religionswissenschaft, seinen 70. Geburtstag. Nach den im engeren Kreise des Hauses abgestatteten Glückwünschen des Rektors Professors Schroers und des Senates der Universität Bonn, sowie der philosophischen Fakultät fand um Mittag im Auditorium des akademischen Kunstmuseums, der Stätte von Useners langjähriger Lehrtätigkeit, ein größerer Festakt statt. Prof. **Wolters** (Würzburg) überreichte im Namen der nach Hunderten zählenden dankbaren Schüler eine von dem Bildhauer Hans **Everding** in Rom gefertigte Bronzebüste Useners zur Aufstellung an der Stelle der Wirksamkeit des Meisters. Prof. **Praechter** (Bern) überbrachte eine Glückwunschadresse aus Bern, der ersten Universität, an welcher der Gefeierte als akademischer Lehrer gewirkt hat; und Prof. **Loeschcke** (Bonn) gratulierte im Namen des Zentralvorstandes des archäologischen Instituts unter Hinweis auf die Förderung, welche die Archäologen den wissenschaftlichen Forschungen wie der Lehrtätigkeit Useners verdankten. Die Glückwünsche der evangelisch-theologischen Fakultät zu Bonn, deren Ehrendoktor der Jubilar ist, sprach Prof. **Sachsse** aus. Schriftlich brachten die philosophische und die theologische Fakultät von Gießen ihre Grüße dar. Die von E. Preuschen redigierte Zeitschrift für neutestamentliche Wissenschaft hatte ein **Usener-Heft** herausgegeben, das Archiv für Religionswissenschaft (Herausg.: Achelis und Dieterich) kündigte ein gleiches an. Von Geheimrat **Diels** (Berlin), Prof. **Dieterich** (Heidelberg), Prof. **Brinkmann**, Lic. H. **Lietzmann** und Dr. **Deubner** (Bonn), sämtlich Schüler Useners, wurden wissenschaftliche Abhandlungen und Bücher dem gefeierten Meister gewidmet. Durch ein gemeinsames Festessen, welches die Kollegen und Schüler mit der Familie Useners und ihren Freunden vereinigte, fand der für die weitere Oeffentlichkeit bestimmte Teil des Festes seinen Abschluß.

hc. **Bern.** Der Professor der Geographie am Züricher Polytechnikum Dr. J. **Früh** hat einen Ruf an die hiesige Universität als Nachfolger Prof. Eduard Brückners abgelehnt.

* **Basel.** Der Privatdozent der Geographie an der Universität Bonn Dr. A. **Philippson** hat einen Ruf an die hiesige Universität als ordentlicher Professor des gleichen Faches erhalten und angenommen.

* **Aus Frankreich.** In Paris starb, wie der Frankfurter Zeitung geschrieben wird, im Alter von 70 Jahren der Chirurg Professor J. **Tillaux** von der Pariser medizinischen Fakultät. Er war Präsident der Académie de Médecine und Chefarzt der Pariser Charité.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Jahrgang 1904. München, Mittwoch, 26. Oktober. Nummer 246.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Die Verschuldung der Kirche.*)

Eine solche Verschuldung ist vorhanden. Wie es die Sozialdemokratie nicht versteht, ihren platten irdischen Zukunftshimmel zu vergeistigen, so hat es die Kirche auch nicht verstanden, ihren fernen und unbegreiflichen Himmel dem irdischen Verständnis zu nähern. Sie vermag es heute nicht, die Volksphantasie lebhafter mit diesem Himmel zu beschäftigen, als sie vor achtzehnhundert Jahren imstande war. Und zwar deshalb, weil sie es gestattete, daß so viele ihrer Anhänger den jenseitigen Himmel mit gemeinen irdischen Interessen verunreinigten. Dadurch mußte er an Würde und Hoheit verlieren. Jeder Stimmzettel, der auf Veranlassung priesterlicher Agitation zugunsten des Zentrums abgegeben wird, ist ein Flecken, der dem von der gläubigen Menschheit geschaffenen Himmelsbilde angeklebt wird. Denn dieses Himmelsbild, als etwas durchaus Dichterisches, leidet unter jeder Prosa, die mit ihm auch nur von ferne in Berührung gebracht wird. Auch unter der Prosa der Politik.

Und sobald das Volk sieht, daß Verkünder des Christentums, Verkünder der Auferstehung und des ewigen Lebens in Parlamenten und Volksversammlungen um gemeine weltliche Machtfragen sich streiten und den Boden politischen Kuhhandels betreten, müssen die Einsichtsvolleren in starke Zweifel geraten darüber, ob der Himmel, den jene klerikalen Parlamentarier in ihren Freistunden so nebenher verkünden, es wert sei, daß man um seinetwegen irdische Interessen vernachlässige.

In der Tat, wenn jemand, der so fest von der persönlichen Unsterblichkeit und vom ewigen Leben überzeugt sein muß wie ein glaubenstreuer Priester, es der Mühe wert finden kann, neben dem Reiche, das nicht von dieser Welt ist, an irdische Reiche und deren gemeinste politische Angelegenheiten, an Parteizwistigkeiten und an den Rummel der Tagesblätter zu denken und seine Arbeitskraft diesen Dingen zu widmen: muß man da nicht auf den Gedanken kommen, daß die Macht des Himmels selbst über die Gesalbten des Herrn eine beklagenswert geringe ist? Wenn schon bei Priestern eine so leidenschaftliche Hingebung an weltliche Interessenkämpfe beobachtet werden kann: was ist dann von den Laien anderes zu erwarten als eitel Streben nach Geld und Macht und irdischen Ehren, nach wenig Arbeit und viel Genuß, nach Liebeslust und Champagnertaumel? Man kann doch von den Laien nicht verlangen, daß sie geistlicher seien als ihre geistlichen Lehrer, ja daß sie die letzteren in dieser Hinsicht auch nur annähernd erreichen?

Die Einmischung des Klerus in die Politik hatte eine gewisse Berechtigung im früheren Mittelalter, als der Klerus der bedeutendste Bildungsträger war und überall eine rückhaltlos anerkannte Kulturaufgabe vertreten konnte. Heute liegen die Verhältnisse anders. Und wenn ein Berufsstand den Anspruch erhebt, durch sakramentale Weihe vor anderen Berufsständen ausgezeichnet zu sein, so möge er sich vor Eingriffen in die Politik hüten; denn sonst beeinträchtigt er den Respekt vor jener Weihe.

Das Schlagwort von der „sozialen Mission" der Kirche ist erst seit ein paar Jahrzehnten vernehmlich. Ein ganz unglückliches Schlagwort, weil es die Kirche in die weltlichen Interessen hineinzieht. Gibt man eine soziale Mission der Kirche zu, so muß man ihr auch das politische Gebiet erschließen. Eine soziale Mission ist nicht denkbar ohne sozialpolitische Arbeit.

Die Kirche hat ihre Schutzbefohlenen nicht in diese oder jene soziale Ordnung einzugliedern und ihre soziale Stellung zu regeln. Sie hat ihre Angehörigen als Einzelpersönlichkeiten zu erfassen, die mit ihren Schicksalen und ihrem Seelenleben Anspruch auf Trost und Belehrung, auf geistige Erhebung und sittliche Erlösung erheben. Würde sich die Kirche mit dieser Aufgabe begnügen, so hätten ihre Diener damit vollauf zu tun. Aber sie begnügt sich damit nicht, sondern möchte den Menschen in all seinen Beziehungen, persönlichen, sozialen und politischen, beherrschen. Die Macht über die Seelen ist ihr zu wenig, weil es immer Seelen gegeben hat und auch immer mehr gibt, die sich dieser Macht entziehen. Aber indem die Kirche weitere Herrschaftsgebiete sich zu unterwerfen trachtet, verliert sie die Herrschaft auf ihrem eigentlichsten Gebiete mehr und mehr. (Daß diese Bemerkungen sich zunächst auf die katholische Kirche beziehen, mag hier noch betont werden.)

Der politisierende Klerus erwägt nicht, daß die Beschäftigung mit Politik veredelnde und verschlechternde Einwirkungen auf den Menschen nimmt.

Veredelnd wirkt sie, indem sie stets die Aufklärung über alle politischen Ziele und über das, was hinter denselben steht, verbreitet; indem sie den Menschen veranlaßt, Rechte und Pflichten abwägen zu lernen, indem sie ihm unaufhörlich einprägt, daß die Ziele und Wünsche des einzelnen sich den Interessen kleinerer und größerer Gemeinschaften unterzuordnen haben.

Aber verschlechternd wirkt sie, indem sie Leidenschaften weckt, die ohne sie schlummernd blieben: den Parteihaß, die Herrschsucht, die politische Eitelkeit.

*) Wir entnehmen diesen Artikel mit gütiger Erlaubnis des Verfassers und der Verlagsbuchhandlung der soeben erschienenen Broschüre von Prof. Dr. Max Haushofer: Das Jenseits im Lichte der Politik und der modernen Weltanschauung, die soeben in J. F. Lehmanns Verlag, München, erschienen ist.

D. Red. d. Beil.

Ob im einzelnen Falle die veredelnden oder die verschlechternden Einflüsse das Uebergewicht erlangen: das hängt von den mannigfachsten Umständen ab.

Alle politische Tätigkeit besteht in Kämpfen. In Kämpfen, die zwischen einzelnen und einzelnen, zwischen einzelnen und Massen, und von Massen gegen Massen geführt werden können. In Kämpfen zwischen Erfahrung und Unwissenheit, zwischen Leidenschaft und weiser Mäßigung, zwischen Freiheitsdrang und Ordnungssinn, zwischen Veraltendem und Neuauftretendem, zwischen Treue und Wechsel. Und bei allen diesen Kämpfen vermögen Lüge und Eigennutz die Waffen der Kämpfer zu vergiften, den klaren Blick zu trüben, Unberechtigtes aufzubauschen und Berechtigtes verächtlich zu machen.

Den Gegner schlechter zu machen als er ist; Zustände zu übertreiben; öffentliche Meinung zu fälschen; Berechtigtes zu verhöhnen; Massen zu verführen; Unschuldige zu opfern: das sind politische Taten, die wohl in den Augenblicken, in denen sie geschehen, vom besseren Teile der Menschheit verurteilt, später aber als Geschehenes und Vollendetes hingenommen werden, ohne einen Rächer zu finden. Und werden sie auch von der Geschichte verurteilt: ihre Ergebnisse bleiben. Immer hat die Politik den bösen Charakterzug, die feinsten und edelsten Regungen der Menschenseele zu mißachten. In ihr gibt es das nicht, was man Gemüt nennt. Und jeder, der nicht einen überdurchschnittlichen Schatz von Charakter, Herzensgüte und Urteilsfähigkeit mitbringt, läuft Gefahr, daß er, sobald er anfängt, sich mit Politik zu beschäftigen, entweder zum rücksichtslosen Tyrannen oder zum heuchlerischen Streber wird; oder — falls es an hervorragender Begabung fehlt — zum lärmenden Mitgliede einer Herde Stimmviehs. Und diese Schäden können sich nur steigern, je stärker die demokratischen Züge werden, die in die Politik der Kulturvölker kommen. In den politischen Kämpfen muß die Feinheit der Einzelpersönlichkeit sterben; edelstes Menschentum wird unpraktisch; wahres Recht ein Losungswort, das man im passenden Augenblicke hervorschreit, um es gleich darauf zu verlachen.

Das ist eine unabweisbare Notwendigkeit, daß, je stärker und bewußter die irdischen Ziele im Menschen werden, um so mehr das überirdische zurückgedrängt und abgeschwächt werden muß. Eine oberflächliche Phrase ist es, gleichmäßige Entwicklung beider Richtungen beim einzelnen für möglich zu halten und zu fordern. Nicht innerhalb der Gesamtmenschheit, noch weniger bei einzelnen Völkern und am wenigsten bei den Individuen sind diese entgegengesetzten Richtungen des Verständnisses und des Wollens im Gleichgewichte. Bei den Völkern lösen Perioden der Realpolitik und Perioden des Versenkens in religiöse, künstlerische, wissenschaftliche Probleme und Ziele sich ab. Reale Kraftnaturen sind nicht fürs Grübeln und Grübler nicht für die Kämpfe des Tages. Die hervorragendsten Geister, die Führer der Völker vermögen es, von diesen beiden entgegengesetzten Strömungen die eine oder die andere zu kräftigen, Anstöße zu geben, an der Weltanschauung ihrer Zeitgenossen zu rütteln, daß verwelkte Blätter von ihr fliegen und Neusprossendes Raum und Licht erhält.

Und wenn ein Volk jahrhundertelang nur reale Ziele gekannt hat, vermag es zu entgegengesetzten Geistesströmungen geweckt zu werden. Aber eines Weckers bedarf es.

Das deutsche Volk steht heute in einem Zeitabschnitt der Realpolitik. Nicht bloß die Sozialdemokratie, auch alle anderen Parteien. Jene Launen des Völkergeistes, die irdische und unirdische Ziele sich ablösen lassen, sind stärker als die Parteigegensätze. Ihnen müssen alle Parteien Zugeständnisse machen.

Es mögen aufrichtige Vaterlandsfreunde der Anschauung sein, daß es für das deutsche Volk ein wahrer Segen sei, wenn es ein paar Menschenalter lang seine ganze Kraft auf die Gewinnung politischer Einsicht und Macht verwende. Dieses deutsche Volk, das sich in blutigen Religionskriegen schmerzende Wunden schlug, während die Völker Westeuropas die transatlantische Welt unter sich verteilten!

Es ist wahr: ein leidenschaftliches religiöses Denken ist für das deutsche Volk der Vorläufer furchtbarer innerer Kämpfe und äußerer Schwäche geworden. Aber war's denn hauptsächlich diese religiöse Leidenschaftlichkeit und nicht vielmehr der angestammte Partikularismus? Auch andere Völker haben ihre religiösen Kämpfe gehabt, ohne durch sie von Waffensiegen und Ländererwerb abgehalten zu werden.

Es war keine geschichtliche Notwendigkeit, daß die große Kirchenspaltung unsere nationale Kraft lähmte, wie es überhaupt keine Notwendigkeit ist, daß geistige Kämpfe politische Ohnmacht erzeugen.

Die Tagung der Gesellschaft für Soziale Reform und der Erste Deutsche Wohnungskongreß.

Ein Rückblick.

Von **Adele Schreiber.**

In den benachbarten Städten Mainz und Frankfurt a. M. haben sich in rascher Aufeinanderfolge diese beiden sozialpolitischen Tagungen abgespielt. Von den beiden Versammlungen war die Zusammenkunft der Gesellschaft für Soziale Reform für die Sozialpolitiker fruchtbarer. Der Frankfurter Kongreß hingegen hat wohl eine größere Wellenbewegung im Laienpublikum erzeugt. In Mainz ein kleiner Saal, dieser nur schwach besetzt und so gut wie kein Interesse seitens einer bloßen Hörerschaft — in Frankfurt an tausend Mitglieder und dabei noch ein ungeheurer Zudrang der Bewohnerschaft. Aber der kleine Kreis in Mainz, der sich fast ausschließlich aus Sachverständigen zusammensetzte, war in der Lage, geeint durch den gemeinsamen Wunsch des sozialen Fortschrittes, in die Tiefe der Probleme zu dringen, wertvolle Klärung einiger wichtiger Einzelfragen zu fördern. Auf der großen Tagung in Frankfurt a. M. fehlte leider eine einheitliche Grundlage und so mußte unverhältnismäßig viel Zeit in fruchtlosen Debatten, in nutzloser Polemik über die elementarsten Grundlagen der Wohnungsfrage vergeudet werden.

Die Gesellschaft für Soziale Reform hatte diesmal die Frage der Arbeitskammern und die der Konsumvereine auf die Tagesordnung gesetzt. Der Gang der Verhandlungen ergab, daß, entgegen der ursprünglichen Forderung nach gesonderter Interessenvertretung in reinen Arbeiterkammern, man heute vorwiegend den Arbeitskammern, dem paritätischen Zusammenarbeiten von Arbeitgebern und Arbeitnehmern den Vorzug zuerkennt. Die beiden Referenten, sowohl der Theoretiker Privatdozent Dr. Harms (Tübingen) wie der Vorsitzende des Berliner Gewerbegerichts, Magistratsrat v. Schulz, ein erfahrener Praktiker, waren einig in dem Verlangen nach Arbeitskammern. In der Diskussion wurde nur von den Vertretern einiger Gewerkvereine ein abweichender Standpunkt eingenommen, dem sich auch Professor Wirminghaus (Köln) anschloß. Die Argumente aber, daß die Arbeiter sich in gemischten Kammern mit ihrer Meinung nicht genügend hervorwagen würden, und die Ansicht, daß die Forderung nach paritätischer Interessenvertretung dem Wunsche entspringe, die Arbeiter niederzuhalten, konnten doch im Verlauf der Rede und Gegenrede widerlegt werden. Der Zentrumsabgeordnete Professor Hitze bemerkte richtig, daß im Gegenteil gerade Unternehmer, die sich am schwersten zu irgend einer Gleichstellung mit ihren Arbeitern entschließen könnten, Unternehmer à la Stumm, gewiß am ersten eine getrennte Interessenvertretung befürworten würden. Als ein wichtiger Punkt wurde allerdings darauf hingewiesen, daß es in paritätischen Kammern notwendig sei, die dort beamteten Arbeiter zu schützen, damit sie nicht etwa durch rückständige Arbeitgeber eine Schädigung in ihrem Arbeitsverhältnis erfahren. Ein zweiter Diskussionspunkt war die Frage, ob eine selbständige Organisation geschaffen werden solle, oder ob die Angliederung an die Gewerbegerichte zu befürworten sei. Beeinflußt durch die

eindrucksvollen Erwägungen, die Männer aus der Praxis der Gewerbegerichte erbrachten, neigte sich die Gunst diesem letzteren Modus zu. Allerdings würde die Angliederung an die Gewerbegerichte gerade für die Interessen der Frauen weniger günstig sein. Bei der Schaffung neuer Organisationen könnten die Frauen das gleiche Wahlrecht wie die Männer erhalten, und im Prinzip wurde in Mainz von allen Vertretern sowohl das aktive wie das passive Wahlrecht für die Frauen verlangt. Es wurde dabei ganz besonders hervorgehoben, daß der Einfluß führender Frauen bei der Schlichtung von Streitigkeiten mit weiblichen Arbeitern unentbehrlich sei. Bedeutend schwieriger würde es sein, innerhalb der schon bestehenden Gewerbegerichte eine Abänderung für erweiterte Frauenrechte zu erkämpfen.

Der zweite Gegenstand der Tagesordnung, die Konsumvereine, wurde durch ein ebenso gründliches wie ausführliches Referat des Münchener Nationalökonomen Dr. Reinhold Riehn erschöpft. Der begeisterte Anhänger der Konsumvereine gab ein Bild der großen Entwicklung dieser Konsumenten-Organisationen in Großbritannien, der gegenüber die in Deutschland erreichte Stufe noch als ein Anfangsstadium bezeichnet werden muß. Er ging näher auf die sozial-ethische Bedeutung ein, die den Konsumvereinen neben ihrer volkswirtschaftlichen Seite innewohnt. Die Hauptleitsätze seines Vortrages lassen sich folgendermassen zusammenfassen:

Die Konsumgenossenschaften verringern durch ihren preisregulierenden Einfluß auch allgemein den Aufwand für die Warenvermittelung. Sie vermindern die Gefahr der kartellierten und monopolisierten Produktion, sie steigern hierdurch die Kaufkraft der Bevölkerung und schaffen Anlaß zu neuer Produktion, sie beeinflussen den Verlauf der Arbeiterbewegung im Sinne der friedlichen Ueberwindung der kapitalistischen Wirtschaftsweise durch sozialgenossenschaftliche Weiterentwicklung. Eine „Konsumvereins-Gefahr“ besteht nur für die in ihren bisherigen Einkommen bedrohten Erwerbskreise und diese sind verschwindend gegenüber den großen Schichten, denen die Konsumvereine zum Segen gereichen. Eine Bekämpfung der Konsumvereine auf anderem als auf dem Wege rein wirtschaftlicher Konkurrenz ist ungerechtfertigt und widerspricht den verfassungsmäßigen Gedanken der Rechtsgleichheit. Namentlich widerspricht dieser Rechtsgleichheit die Unterbindung der Konsumvereine durch Steuerbelastung und Mitgliederabtreibung. Die Heranziehung der Konsumvereine zu Sondersteuern ist völlig ungerechtfertigt, da ihre Tätigkeit nicht im Gewinn, sondern in der Erzielung von Ersparnissen besteht. Die Sonderbesteuerung ist daher eine in gesetzlicher Form ausgeübte Expropriation der Ersparnisse meist armer Leute.

Die Ausführungen und Anregungen des Referenten fanden keinerlei Widerspruch, und die Versuche eines Diskussionsredners, Raabe (Hamburg), die Frage anzuschneiden, ob es denn überhaupt erwiesen sei, daß die Konsumvereine bessere und billigere Waren liefern als der Privathandel, wurde als durch die Erfahrung längst entschieden ad acta gelegt. Bei aller Verschiedenheit des Parteistandpunktes schloß die Mainzer Tagung im Sinne gegenseitigen Verständnisses und erfreulicher Zusammenarbeit.

Ein anderes Bild ergab sich in Frankfurt.

„Die Versammlung hat nicht den Zweck, die Einsicht zu vermehren, diese ist schon vorhanden. Es kommt nur darauf an, den Willen zu stärken, damit Taten werden.“ Diese Worte des Frankfurter Oberbürgermeisters Dr. Adickes kennzeichnen den Standpunkt, der bei der Einberufung des Kongresses herrschte. „Die Einsicht ist vorhanden,“ dies wurde als selbstverständlich vorausgesetzt, und auf Grundlage dieser Einsicht, deren Vermehrung angesichts des allseitig bekannten erdrückenden Materials über das Wohnungselend gar nicht notwendig erschien, sollten Angehörige aller Parteien gemeinsam die Abhilfe beraten. Plötzlich aber zeigte es sich, daß diese Einsicht in weiten Kreisen noch gar nicht vorhanden ist, und erst die elementarsten Grundlagen dazu verbreitet werden müssen. Das bewies neben dem Verhalten der Hausbesitzer das erste Referat des Herrn Prof. Pohle von der Akademie für Soziale Wissenschaften (Frankfurt). Es ist anzunehmen, daß Prof. Pohle bei der Abfassung seiner wissenschaftlichen Arbeit gewissenhaft zu Werke ging, daß er überzeugt ist, sein Zahlenmaterial richtig zu deuten und zu verarbeiten. Wenn aber die Wissenschaft so sehr den Zusammenhang mit dem praktischen Leben verliert, dann ist sie in Gefahr, zu verstauben.

Mag Herr Professor Pohle immerhin nach seinen statistischen Untersuchungen herausgefunden haben, daß im Wohnungswesen eine natürliche Tendenz sich zu verbessern liegt und, verglichen mit früheren Zeiten, die Wohnungen an Größe und Zahl der Räume zunehmen, an Belegungsdichtigkeit abnehmen, hätte er, anstatt lediglich aus totem Material zu schöpfen, es der Mühe wertgefunden, auch nur einigemale die Theorie zu verlassen, durch Untersuchungen in den Vierteln der großstädtischen Armut, der Industriezentren, auf dem Lande sich zu überzeugen, wie es um das Heim des deutschen Volkes beschaffen ist, er hätte ganz andere Gesichtspunkte in den Vordergrund seines Vortrages stellen müssen. Es kann, wie ganz richtig bemerkt wurde, eine relative Verbesserung, die nebenbei, selbst nach Pohle, nur einen Bruchteil von Prozenten ausmacht, sehr wohl mit einer absoluten Verschlechterung einhergehen. Denn bei der großen Bevölkerungszunahme wohnen dann dennoch Tausende und Abertausende mehr als ehedem in schlechten Behausungen. Eine Arbeit, wie die Pohles, mag am Platze sein, wenn Gelehrte unter sich über Entwicklungstendenzen debattieren und minimale Schwankungen für oder gegen ihre Ansichten sprechen lassen. Sie war aber absolut ungeeignet als Grundlage für einen Kongreß, der einen Notstand voraussetzte, dessen Existenzberechtigung in der Bekämpfung dieses Notstandes lag. So wurde der Kampf noch verschärft, der diesen Kongreß beherrschte, der Kampf zwischen der zähen Organisation der Haus- und Grundbesitzer und den Wohnungsreformern.

Das Auftreten des Zentralverbandes der Haus- und Grundbesitzervereine bewies, daß dessen Mitglieder nicht gekommen waren, um den Boden gemeinsamer Arbeit zu suchen, sondern um womöglich jede Wohnungsreform, gehe sie von welcher Seite immer aus, zu unterbinden. Diese Tendenz war vor allem auch aus der Wahl ihres Hauptsprechers, des Dresdener Stadtrates Hartwig zu erkennen. Noch mehr aus dem Manifest, das die Hausbesitzer verbreiteten. Es wäre ungerecht, aus den Worten eines einzelnen fanatischen Vertreters von Sonderinteressen die Gesamtheit der Haus- und Grundeigentümer beurteilen zu wollen. Besonders ungerecht, wenn es sich um einen Mann handelt, der einfach jedes Argument mit krassem Widerspruch abtut, der sich nicht scheut zu rufen: „Die Berichte der Gewerbeinspektoren sind falsch“, sich nicht scheut zu sagen, „das wahre Wohnungselend ist verschuldet, es besteht in der Unsittlichkeit der Mieter, ihrer Lust an Spiel, Trunk, Weibern und Streikkassen.“ Von einer ungerechten Verallgemeinerung läßt sich aber leider dem Manifest gegenüber nicht sprechen, denn es trägt ausdrücklich den Vermerk, daß es die Aeußerung von 220 Vereinen mit 120,000 Mitgliedern darstellt. Man kann nach Durchsicht dieses Manifestes nur beklagen, daß es in Deutschland 120,000 Männer gibt, deren Blick für das Gesamtwohl in so hohem Maße durch die Brille des Eigeninteresses getrübt ist. Stünde nicht eine so große Zahl von Mitgliedern hinter diesem Manifest, es wäre tatsächlich nicht ernst zu behandeln als eine Darlegung, die eine Wohnungsnot an sich leugnet und von der Zufriedenheit der Mieter spricht. Das Manifest behauptet, der Wunsch nach Verbesserung der Wohnungen sei den Unbemittelten lediglich von besser Situierten aufgedrungen. Es tritt für die „segensreiche Institution der Aftervermietung“ ein, erklärt die Hausbesitzer für „vollständig exkulpiert gegenüber allen Mißständen des Wohnungswesens“ und erklärt, man gehe in der Beanstandung der älteren Wohnungen viel zu weit, denn „noch vor 30 bis 40 Jahren fühlten sich die Leute in solchen Wohnungen durchaus wohl“. Die Forderung, daß die Gemeinden für genügende Arbeiterwohnungen sorgen sollen, wird in dem Manifest als „eines sozialdemokratischen Beigeschmacks nicht entbehrend“ bezeichnet. Es wird bestritten,

daß unter gewöhnlichen Verhältnissen bis *jetzt jemals ein wirklicher Notstand vorhanden war* und behauptet, die *private Bautätigkeit habe das Wohnungsbedürfnis jederzeit vollständig befriedigt.*

Als besonders peinlich berührt in diesem Manifest die Zitierung des Frankfurter Oberbürgermeisters Dr. Adickes. Durch tendenziöse Auslegung einzelner, aus ihrem Zusammenhange gerissener Sätze bemühen sich die Hausbesitzer, Dr. Adickes als Verfechter ihrer eigenen Anschauungen hinzustellen. Eine Widerlegung erscheint jedem überflüssig, der die Ansichten und das Wirken dieses in so hohem Maße sozial gesinnten Mannes kennt, der namentlich die praktische Ausgestaltung gemeinnütziger Wohnungsfürsorge in den zahlreichen Erbbaublocks und Wohnkolonien der Stadt Frankfurt zu bewundern Gelegenheit hatte. Es gehört Mut dazu, diesen Mann als einen Verteidiger der herrschenden Mißstände hinstellen zu wollen. Der Zahl nach mochten vielleicht sogar die Mitglieder der Haus- und Grundbesitzervereine in der Mehrzahl sein, moralisch haben sie trotz vielen Lärmens den Sieg fortschrittlicher Ideen nicht aufzuhalten vermocht, ja vielleicht hat gerade ihr scharfes Vorgehen, wie Friedrich Naumann sich ausdrückte, „alle Kräfte mobil gemacht, alle Energie zur Tat geweckt".

Eine Resolution, die nur zu endlosen Streitigkeiten geführt hätte, ist auf der Frankfurter Tagung nicht gefaßt worden, aber der Kongreß hat dem Gedanken der Wohnungsreform unabsehbare Dienste geleistet. Man hat aus dem reichen Material viel gelernt, gesehen, daß auf den verschiedensten Wegen die Wohnungsnot bekämpft wird und weiter bekämpft werden kann — durch Gemeindefürsorge, durch Baugenossenschaften, durch die Fürsorge von Unternehmern u. s. w. Klar trat auch zutage, daß es keine Lösung der Wohnungsfrage ohne Lösung der Bodenfrage gibt und daß es gilt, wie der Bodenreformer Adolf Damaschke sagte, „das Bündnis zwischen dem soliden, seßhaften Hausbesitz und der Bodenspekulation zu sprengen", ein Bündnis, in dem die Hausbesitzer oft unfreiwillig zum Vorspann für den Bodenwucher benützt werden.

Was nun den neuen Entwurf zum Reichswohnungsgesetz betrifft, so kennzeichnet sich dessen Aufnahme in der Resolution der auf dem Kongreß anwesenden Bürgermeister deutscher Städte von 10,000 bis 50,000 Einwohnern. Prinzipiell wird der Wohnungsgesetzentwurf freudig begrüßt, seine Ausführung aber wird in wichtigen Punkten für so abänderungsbedürftig angesehen, daß eine Annahme nicht empfohlen werden kann. Ueber die Mängel des Gesetzentwurfes konnte selbst dessen Verfechter, Rechtsanwalt Dr. Jäger, nicht hinweggehen; wenn er für dessen Annahme eintrat, so tat er es mit der Motivierung, „das Bessere dürfe nicht der Feind des Guten werden". Den Hauptangriffspunkt gegen den Gesetzentwurf bietet die Beschränkung der Selbstverwaltung der Gemeinden. Immer wieder wurde von den Vertretern der Kommunen betont, daß die Gemeinden die Bedürfnisse am besten kennen und am besten ihre eigene Bodenpolitik besorgen können. Es fehlte nicht an ausgezeichneten Beispielen für solche Gemeindefürsorge, so in der Stadt Ulm, wo schon 250 Gebäude für Arbeiterfamilien errichtet und ihnen gegen Abzahlung als Eigenhäuser überlassen wurden, wo man an dem idealen Typus der 4 Zimmer-Wohnungen für den Arbeiter festhält, so in München-Gladbach, wo 635 Zweifamilien-Häuser gebaut wurden durch Zusammenwirken der Gemeinde und der Arbeitgeber. Von diesen Häusern steht keines leer, 628 sind in Eigenbesitz der Arbeiter übergegangen, 403 sind schon abgezahlt. Im großen ganzen mußte aber doch der Grundsatz anerkannt werden, daß ein so wichtiges, einschneidendes Gebiet wie das des Wohnungswesens innerhalb unserer heutigen Gesetzgebung nicht dem mehr oder weniger guten Willen einzelner Persönlichkeiten überlassen werden darf. Von der sozialpolitischen Einsicht, von dem Mut der einzelnen Bürgermeister und Stadtväter hängt heute zum großen Teil das Wohl und Wehe der Bevölkerung ab. Es hängt ferner davon ab, ob die Hausbesitzer fähig sind, in ihrer Stellung als Stadtverordnete ihr eigenes Interesse zu vergessen, und dies ist, so lange das alte Gemeindewahlrecht, das von einer Rednerin treffend als das Wahlunrecht bezeichnet wurde, bestehen bleibt, ein schwerwiegender Grund gegen die unbehinderte Gemeindeverwaltung. Wird doch zum Beispiel in Berlin die Hälfte der Stadtverordneten der Gruppe der Hausbesitzer entnommen, die nur 1 Prozent der Gesamtbevölkerung ausmacht. Als weiße Raben sind jene Hausbesitzer vorgeführt worden, die uneigennützig für die kommunale Wohnungsfürsorge tätig sind. Das Uebergewicht der Hausbesitzer in den Gemeinden ermöglicht aber ebensowohl eine Behinderung jeder Fürsorgetätigkeit. So hat man zum Beispiel in Altona die Baugenossenschaft, die ihre Wohnungen um 100 bis 150 M. billiger vermietet als die Privatunternehmer, nicht nach dem effektiven Mietserträgnis besteuert, sondern nach dem Erträgnis, das sie haben *könnte*, wenn sie ihre Miete *ebenso hoch* ansetzte wie die privaten Unternehmer. Solche Uebergriffe erheischen direkt Staatshilfe. Neben solchen Beispielen wurden wieder andere vorgebracht, in denen deutlich die Einschnürung mancher Gemeinden durch fiskalisches Terrain hervortrat, so in Königsberg, wo die Stadt bei Niederlegung des Festungsringes für das zu erwerbende Gelände 33 Millionen Mark zahlen soll, während sie den effektiven Wert auf etwa 12 Millionen Mark schätzt.

Man sah Licht und Schatten auf beiden Seiten; es kann von einem positiven Ergebnis nicht gesprochen werden. Allseitig erzeugte wohl die Fülle der Argumente und Bilder das Gefühl, daß die Wohnungsfrage einseitig nicht gelöst werden kann. Jede einzelne der bisher in Frage kommenden Kräfte hat sich als unzureichend erwiesen, und es bedarf, wie Prof. *Kindermann* (Heidelberg) ausführte, des Zusammenwirkens von oben und von unten, des Entgegenkommens von allen Seiten, wenn das große Ziel erreicht werden soll, nicht nur die schlimmsten Auswüchse zu beseitigen, sondern an die Stelle eines notdürftigen Raumes zum Schlafen und Essen, zu dem selbst in günstigen Fällen heute die Wohnung des Volkes herabgesunken ist, wieder ein Heim zu setzen, das diesen Namen verdient. Ein Heim, das nach den Worten Friedrich Naumanns „nicht Niederhaltung des Lebens verlangt, sondern der Frau und den Kindern Platz zur Entwicklung läßt".

Allgemein ging auch aus den Verhandlungen hervor, daß Deutschland weniger denn jedes andere Land weiterhin an der Wohnungskalamität zu leiden brauchte. Die auch vom Ausland so allgemein anerkannte große Institution der deutschen Sozialversicherung birgt die Möglichkeit weitestgehender Wohnungsfürsorge in sich, und sie erfüllt nur eine ihrer wichtigsten präventiven Aufgaben, indem sie durch Wohnungsfürsorge die Kräfte der Versicherten erhält, Invalidität verhütet. Mit Recht wurden die Landesversicherungsanstalten als die eigentlichen Träger des Kleinwohnungsbaues bezeichnet, durch deren Vermittlung das Reich die Wohnungsfürsorge ausüben soll, indem es gemeinnützige Baubestrebungen jeder Art unterstützt. Die 21 deutschen Landesversicherungsanstalten mit ihrem Vermögen von 922 Millionen Mark sind berechtigt, die Hälfte, also 461 Millionen Mark, in gemeinnützigem Wohnungsbau anzulegen. Wenn sie dies in der Form tun, daß sie, wie Dr. *Heydweiller* vorschlug, die zweiten Hypotheken hergeben und diese zur noch größeren Sicherheit noch durch eine Hypothekenversicherung schützen, könnten eine halbe Million Wohnungen mit ihrem Kapital hergestellt werden. Ein noch weiterer Betätigungskreis eröffnet sich besonders in der Unterstützung jener Bestrebungen, die darauf hinauslaufen, der Arbeiterschaft den Ankauf von Eigenhäusern zu ermöglichen. Innerhalb einer Reihe von Jahren wird durch die Abzahlung dieser Häuser immer wieder das Kapital in ursprünglicher Höhe flüssig und kann neuer Bautätigkeit zugute kommen.

Ein Gedanke, der gleichfalls auf dem Kongreß gestärkt wurde, ist der der Bodenreform. Ohne weitestgehende Berücksichtigung der Bodenpolitik ist die Wohnungspolitik nicht durchführbar, und hier tut Eile not. Schon heute sind in einzelnen Gegenden Eigentumsverhältnisse vorhanden, die es unendlich schwer machen, zu normalen Preisen Wohnungen zu beschaffen. Den Keim der Heilung trägt die moderne Entwicklung in sich, die durch die großen technischen Fortschritte eine intensivere Verkehrspolitik und damit die Erschließung auch

entlegenerer Bezirke um die Wohnzentren herum ermöglicht. Aber bei aller Hoffnung auf weitere technische Fortschritte sind doch Grenzen gezogen, und darum muß beizeiten gegen ein weiteres Umsichgreifen der Bodenspekulation eingeschritten werden. Hier trifft sich das Interesse von Mietern und Hausbesitzern, von Arbeitern und Industriellen.

Einige besondere auf dem Kongreß vorgebrachte Vorschläge waren die Forderung kommunaler Ledigen-Heime (durch Professor Brentano); die Forderung einer Reform des veralteten Gemeindewahlrechts, einer Unterstützung auch aller jener privaten Bautätigkeit, die bereit ist, den Mietern dieselben Bedingungen zu geben wie die gemeinnützigen Baugesellschaften; das Verlangen nach Schaffung nicht nur von billigen Wohnungen, sondern auch von billigen Werkstätten, nach Errichtung gemeinnütziger Bau- und Hypothekenbanken auf dem Prinzipe der Selbsthilfe und nach einer Wohnungsinspektion durch beamtete Inspektoren, zu denen vor allem auch Frauen heranzuziehen wären.

Die Verhandlungen im Reichstage werden ergeben, inwieweit die Frankfurter Anregungen bei den Abgeordneten der verschiedenen Parteien auf fruchtbaren Boden gefallen sind, erst aus ihnen wird man sehen, ob man von einem positiven Erfolg sprechen darf. Immerhin, ein ideeller Erfolg ist unter allen Umständen zu konstatieren, und die Einberufer des Kongresses dürfen dies als Lohn für ihre Mühewaltung ansehen.

Die Krisis der klerikalen Partei in Italien.

Eine außerordentliche Regsamkeit ist zur Zeit in allen klerikal gesinnten Kreisen Italiens und im besonderen in denjenigen zu beobachten, die direkt oder indirekt zu mehr oder minder maskierten politischen Zwecken organisiert sind oder gewesen sind. Um diese, eine tiefgreifende und für die innerpolitischen Verhältnisse Italiens höchst bedeutsame Wandlung im Wesen des italienischen Klerikalismus zeitigende Bewegung begreiflich zu machen, sei es gestattet, auf ihre Voraussetzungen mit einigen Worten einzugehen.

Im Jahre 1869 begann der spätere Kardinal-Vikar von Rom Jacobini gemeinsam mit Monsignore Giannuzzi zum erstenmal die klerikal gesinnte Jugend in Italien zu organisieren, in der Erkenntnis, daß ohne Organisation ihrer Getreuen die Kurie ihre Ansprüche auf die weltliche Macht und ihre sonstigen Interessen mit Vorteil wahrzunehmen nicht in der Lage sei. Es kamen so der „Verein der katholischen italienischen Jugend" zu Bologna, nach ihm ähnliche Vereine zu Rom, Mailand, Venedig und anderweit zustande. 1874 fand der erste Kongreß dieser Vereine in Venedig statt, um für sie alle gemeinsame Richtlinien aufzustellen und eine umfassende einheitliche Organisation der gesamten klerikalen Jugend Italiens in die Wege zu leiten. Zugleich entstand ein spezifisches Komitee zur Veranstaltung allgemeiner Kongresse, die „Opera dei congressi cattolici", ein Komitee, dem es indes sehr bald gelang, die ganze klerikale Bewegung bei sich zu zentralisieren und für sich zu monopolisieren, sowie die Jugendvereine vollständig ins Schlepptau zu nehmen. Die Opera teilte Italien in Distrikte, in denen ihr untergeordnete und von den Bischöfen geleitete „Comitati" in ihrem Sinne arbeiteten. Sie selbst hatte während der weitaus längsten Zeit ihres Bestehens den ultra-konservativen Grafen Paganuzzi zum Präsidenten, dessen Obliegenheit und Befugnisse mit der Zeit so bedeutend wurden, daß er den Titel „Laienpapst" erhielt. Paganuzzi hielt in der klerikalen Welt das Intransigente wach, entwickelte die Arbeiter-, Handwerker-, Lehrer-, Journalisten- u. s. w. Organisationen mit katholischer Fahne und brachte die politische Potenz seiner Scharen energisch und mit großem Erfolge in den Gemeindeverwaltungen zum Ausdruck. Aber einerseits die wirtschaftliche Entwicklung Italiens, andrerseits Italiens wachsende politische Bedeutung und gesteigerte gesetzgeberische und verwaltungstechnische Energie brachte auch die klerikale Welt vor Aufgaben, die mit ultra-konservativen Grundsätzen und mit Abweisung aller staatspolitischen Aktivität wirklich auf keine Weise zu bewältigen waren. Da begannen ohne den Willen des Paganuzzi die der Volkswirtschaft und der Politik nächststehenden klerikalen Elemente, sowie die Jungen unter ihnen sich auf eigenes Konto geistig und gelegentlich praktisch so zu regen, wie es in politischer Hinsicht die Kirche geradezu verboten hatte und wie es in wirtschafts-, bezw. sozialpolitischer Hinsicht weit mehr liberalen, ja vielfach sogar sozialistischen als traditionell-klerikalen und konservativen Ansichten entsprach. Von dieser allmählich erstarkten Bewegung bestimmt, gab Leo XIII. am 15. Mai 1891 seine bekannte, mit so großem Enthusiasmus allenthalben aufgenommene und doch von Zweideutigkeiten erfüllte sozialpolitische Encyklika „Rerum novarum", auf die gestützt sich die eben genannten Elemente als „christliche Demokraten" offen zu bekennen wagten. Dem Bekenntnis folgte eine gesteigerte Betätigung namentlich der Jungen unter der Führung von Abt Romolo Murri, man verfocht außerhalb und innerhalb der Opera sozialpolitische Thesen, die sehr weit nach links führende Forderungen in Bezug auf die wirtschaftliche Ordnung, die Volksbildung, die wissenschaftliche Forschung, die bürgerlichen Pflichten u. s. w. enthielten. Die Einheit und unumschränkte Geltung der Opera war so mehr als einmal ernstlich bedroht, Repressalien auch von seiten des Vatikans halfen nur für geringe Weile, bis endlich Paganuzzi das Präsidium der Opera dem der rechten Seite der „christlichen Demokraten" angehörigen Grafen Grosoli abtrat. Grosoli gelang es wieder, in der Opera sämtliche Elemente zu einen, aber, wie der im November vorigen Jahres in Bologna gehaltene Kongreß auswies, in einer Opera, die in Zielen und Methoden bei weitem nicht mehr ihren ursprünglichen, sozusagen pädagogischen Charakter, sondern den einer politischen modern-klerikalen Partei hatte.

Dem Patriarchen von Venedig paßte die demokratische und gar die radikal-demokratische, fast in sozialistisches Fahrwasser mündende Tendenz gar nicht, und er hatte auch nicht verfehlt, dieser seiner Gesinnung gelegentlich rückhaltlosen Ausdruck zu geben. Der Respekt vor der vatikanischen Tradition mag ihn abgehalten haben, als Papst sogleich dem Ergebnisse des Bologneser Kongresses gegenüber von derselben Gesinnung Zeugnis abzulegen. Er begnügte sich zuvörderst, den ihm persönlich befreundeten Führern der Reaktionäre unter den Klerikalen, vor allem dem Grafen Paganuzzi selbst, moralische Stärkungen im Gegensatz zu Grosoli zu geben. Er benutzte alsdann den Umstand, daß die Kreise Murris gewagt hatten, in ihrer Zeitung zu drucken, daß die Bischöfe wohl geeignet wären als Pfleger religiösen Verhaltens, nicht aber als Führer in wirtschaftlichen, sozialen und politischen Kämpfen, um Murri zu maßregeln und nach und nach völlig der Möglichkeit zu berauben, für seine Ideale in Wort und Schrift öffentlich zu agitieren. Am 21. Dezember 1903 erließ Pius X. endlich seine Encyklika, mit den 19 sozialpolitischen, zum dogmatischen Gebrauch fertig präparierten Leitsätzen, die ein Produkt der Verschmelzung von Leos XIII. und seinen eigenen Ansichten sind. Die offiziöse Presse begann daraufhin mehr und minder verblümte und höfliche Ausfälle gegen Grosoli, bis dieser sich allzudeutlich dazu gedrängt fand, das Präsidium der Opera niederzulegen. Und nun tat Pius X. den Hauptschlag: er löste vermittelst Erlasses des Kardinal-Staatssekretärs von Ende Juli kurzer Hand die „Opera dei congressi" und die sämtlichen „Comitati" auf „in Anbetracht des Mangels an Einigkeit und Einmütigkeit in den Vorsätzen"; an ihre Stelle als eine nunmehr selbständige Organisation stellte er zugleich die ehemalige zweite Gruppe der Opera, die im Stile etwa einer Zentrale christlicher Gewerkvereine dahin zu wirken gehalten ist, daß die Arbeiter, Handwerker und Gewerbetreibenden ihre an sich mit dem Christentum wenig genug zusammenhängenden Geschäfte in gut katholischem Geiste besorgen, dieses Geistes stets eingedenk bleiben und vor allem, daß von ihnen „alle Zwietracht säenden, in der Strenge ihres Glaubens in Fragen der populären christlichen Aktion nicht unbedingt verläßlichen Elemente, alle Freunde und Pfleger ungesun-

der Neuerungen, die die Absichten und Ansprüche des apostolischen Glaubens wenig eifrig wahrnehmen und wenig aufrichtig sind in der stetigen Beobachtung der päpstlichen Anweisungen", aufs strengste ferngehalten werden. Wenn man hierzu hält ein gleichzeitiges päpstliches Gebot, daß alle Versammlungen von Lokal- und Provinzialvereinen von den Bischöfen erlaubt und überwacht sein müssen, so bedarf man wohl kaum noch eines Kommentars zu diesen für Pius X., das Papsttum und die Kirche gleichermaßen charakteristischen Maßnahmen.

Aber Pius X. ist doch zu spät gekommen, um das zu erreichen, was er sich offenbar vorgesetzt hat: Ertötung aller Keime zu geistiger und praktischer Selbständigkeit bei den Gläubigen und deren vollkommene Unterordnung unter die Bischöfe; Ertötung der ohne ein gewisses Maß geistiger und praktischer Selbständigkeit unmöglichen klerikalen politischen Partei in Italien. Ob die Ertötung der allerdings auch mit dem noch zu Recht bestehenden Verbot der Beteiligung an den politischen Wahlen und Geschäften formal in Widerspruch befindlichen politischen Partei geschieht, weil sich die Politik der Partei nicht in erster Linie mit der Wiederherstellung des Kirchenstaates befaßte; oder weil ihre Aspirationen in mancher Hinsicht zu liberal und „modern" schienen und man im Vatikan gelernt hatte, wie kurz der Schritt von scheinbar unschuldigen, unter den modernen Lebensumständen scheinbar selbstverständlichen wirtschafts- und sozial-emanzipatorischen Bestrebungen zu intellektuell und religiös protestantischem Gebaren ist; oder schließlich aus Gründen der aktuellen Politik des Vatikans gegenüber dem Quirinal — all das möge hier dahingestellt bleiben. Weit wichtiger ist eben die Feststellung, daß Pius X. mit seinen reaktionären Maßnahmen selbst bei seinen klerikalen Scharen in Italien zu spät gekommen ist. Die Linken der Klerikalen haben in den letzten Wochen eine sehr große Zahl „autonomer" Vereine gegründet, die indes der Papst prompt aufgelöst hat unter der Bedrohung ihrer Mitglieder mit den allerschwersten Kirchenstrafen für den Fall der Widerspenstigkeit; und eben von diesen Linken sind in diesen Tagen überaus viele Stimmen laut geworden, die den einfachen Uebergang aus dem klerikalen in das nationale Lager empfahlen. Die sonst politisch beachtlichen Bestandteile der aufgelösten „Opera dei congressi" sind vereinzelt und verstreut und gewissermaßen nur als Einzelpersonen noch klerikale Werte. Die übrigen Elemente, die heute die ehemalige zweite Gruppe der Opera zusammenfaßt, sind geistig ganz unmündig, und die unmittelbare Beaufsichtigung und Leitung ihrer Vereinigungen durch die Geistlichkeit wird sie in dieser Unmündigkeit sicherlich zu erhalten vermögen — bis hoffentlich auf weiteres. Der Klerikalismus in Italien ist so ein anderer geworden, zugleich glücklicherweise auch ein weit geringeres Hemmnis für die innerpolitische Entwicklung der italienischen Nation, als er gewesen ist und besonders als er noch vor wenigen Monaten zu werden drohte.

P . . . . m.

Bücher und Zeitschriften.

Geschichte der Stadt Mannheim. Von Max Oeser, Bibliothekar der öffentlichen Bibliothek in Mannheim. Mit 90 Kunstbeilagen, Plänen und Textillustrationen. Mannheim 1904. J. Bensheimer. 676 Seiten.

Die reiche badische Handelsmetropole, die es heute an wirtschaftlicher Bedeutung, insbesondere im Getreidehandel, mit den größten Zentren Europas aufnehmen kann, zählt nicht eigentlich zu den Städten, deren Gegenwart durch den Hintergrund einer langen und bedeutungsvollen Geschichte gehoben und gesteigert wird. Ist doch die Stadt, die sich jetzt an der Stelle des uralten, schon im Jahre 765 erwähnten Dorfes Mannheim erhebt, trotz der außerordentlich günstigen Lage zwischen Rhein und Neckar noch nicht einmal 300 Jahre alt; erst am 27. März des Jahres 1606 wurde zu der Stadt, die noch heute in allen Einzelheiten der Anlage die geometrische Planmäßigkeit jener Zeit zeigt, von Kurfürst Friedrich IV., dem Vater des „Winterkönigs", der Grundstein gelegt. Auch nach ihrer Gründung und selbst nach ihrer Erhebung zur Residenz war die Stadt, die an allem Kriegselend, das damals über die Pfalz hereinbrach, ihren reichlichen Anteil abbekam und 1688 durch die Franzosen völlig zerstört wurde, doch nicht in dem Maße der Schauplatz geschichtlicher Ereignisse, als dies — meist zu ihrem schmerzlichen Schaden — vielen Nachbarstädten beschieden war. Diese verhältnismäßig bescheidene Stellung in der politischen Geschichte ihrer engeren und weiteren Heimat hat indessen ihre Bewohner nicht an der Entwicklung eines sehr ausgeprägten Stolzes auf die Vaterstadt gehindert, der seine Wurzeln natürlich in erster Linie aus der heutigen Blüte und Bedeutung der Rhein-Neckarstadt zieht. Als ein Denkmal solchen Bürgerstolzes ist Oesers sorgfältige und eingehende Darstellung der Mannheimer Geschichte entstanden. Mit vollem Recht ist dabei nicht nur die politische Seite der Mannheimer Geschichte in Berücksichtigung gezogen, sondern auch dem künstlerischen Leben, dessen sich die Stadt unter den pfälzischen Kurfürsten wie auch später zu erfreuen hatte, sowie der kultur- und sozialgeschichtlichen Bedeutung der Geschichte Mannheims verdiente Beachtung geschenkt; war doch Mannheim seit alters bemerkenswert als eine Stätte religiöser Toleranz, eine Gesinnung, die 1680 in der Gründung eines allen christlichen Bekenntnissen gewidmeten „Tempels der Eintracht" durch den Kurfürsten Karl Ludwig ihren sichtlichen Ausdruck fand. Die Art und Weise, wie man diese Gesinnung zur Anschauung brachte, kann uns freilich heute etwas wunderlich erscheinen: man ließ nämlich dabei an einem Juden, einem Mohammedaner (einem Neger aus Guinea), sowie einem Buddhisten (einem Knaben aus Ostindien) die Taufe durch drei Vertreter der hauptsächlichen christlichen Glaubensgemeinschaften vollziehen. Zur Kirchenmusik hatten dabei auf ausdrücklichen Wunsch des Kurfürsten die Bischöfe von Straßburg und Osnabrück ihre italienischen Musiker und Sänger (Kastraten) nach Mannheim geschickt. Unter den künstlerisch wichtigen Perioden der Stadt ist die Zeit Karl Philipps und Karl Theodors, welche den — allerdings nicht ganz zu Ende geführten — Riesenbau des Schlosses entstehen sah und Künstlern wie Bibiena (den Erbauer der Jesuitenkirche) und Verschaffelt in Mannheim ein reiches Feld der Tätigkeit bot, mit Recht besonders eingehend behandelt, ebenso natürlich die erste Zeit des „Churfürstlichen Hof- und Nationaltheaters", das unter Dalberg bekanntlich Schillers dramatischem Jugendwerk als erstes die Pforten öffnete. Unter den späteren politischen Ereignissen, die die Stadt bewegten, tritt außer der Napoleonischen Kriegszeit und dem Uebergang der Stadt an das badische Herrscherhaus besonders die revolutionäre Bewegung der Jahre 1848 und 1849 hervor — kein Wunder, da damals in der Tat Mannheim einen Hauptherd der Bewegung bildete. Unter dem belehrenden Einfluß späterer Ereignisse, insbesondere des großen Krieges und seiner Folgen, ist dieser heißblütige Radikalismus dann fast allenthalben einem besonneneren staatsbürgerlichen Denken gewichen, und so gibt das Buch gewiß den Empfindungen der überwiegenden Mehrheit der Bewohner der Stadt Ausdruck, wenn es dankbar der Verdienste gedenkt, die sich das großherzogliche Haus und die gegenwärtige Regierung wie um das Land überhaupt, so auch um Blühen und Gedeihen der Stadt Mannheim erworben haben. Mit gutem Fug kann der Verfasser in dieser letzten Periode der Stadt auch auf die mannigfachen Betätigungen der Bürgerschaft in Pflege und Beförderung von Wissenschaften und Künsten hinweisen, Betätigungen, die den Vorwurf einseitig utilitaristischer Gesinnung, den man manchmal gegen die rührigen Bewohner jener Stadt erheben hört, zum mindesten als übertrieben erweisen. So wird nicht nur der Historiker — insbesondere Kulturhistoriker —, sondern auch jeder, der an dem „freundlichen Mannheim, das leicht und heiter gebaut" ist, aus welchem Grunde immer Interesse nimmt, dem Buche für seine inhaltreiche und objektive Darstellung der Mannheimischen Geschichte dankbar sein.

—l—

Von der Würzburger Universitäts-Bibliothek. Wert und Bedeutung der vor kurzem als Würzburger Dissertation erschienenen „Geschichte der Würzburger Universitäts-Bibliothek bis zur Säkularisation. Von Dr. Otto Handwerker, Assistent der kgl. Universitäts-Bibliothek. Würzburg (Stahel) 1904" besteht darin, daß in ihr die bisher bekannten handschriftlichen

und gedruckten Nachrichten über die Geschichte der genannten Büchersammlung in den ersten zwei Jahrhunderten ihres Bestehens sorgfältig gesammelt und kritisch gesichtet vorliegen, daß es der emsigen Forschung des Verfassers geglückt ist, manches wichtige Neue beizubringen, und daß nun in übersichtlicher Darstellung alles vorgeführt wird, was aus den Quellen über die Gründung dieses wichtigsten Instituts der Hochschule und über seine Schicksale bis zum Ende der geistlichen Herrschaft ermittelt werden konnte. Die Quellen sind verschiedener Art: Urkunden, Akten, Protokolle, Rechnungsbücher, chronikalische Aufzeichnungen und der Bücherbestand selber. Man darf eine solche mühsame historische Arbeit nicht unterschätzen; ist doch die Geschichte einer Universitätsbibliothek ein wichtiger Teil der Geschichte der Hochschule, zu der sie gehört, liefert sie doch willkommene Beiträge zur Gelehrtengeschichte, und gewährt dann und wann überraschende Ausblicke auf die Geschichte des Staatswesens, der Regierung und der Regenten. Wir verdanken dem Verfasser aber auch die Kenntnis mancher Einzelheiten, die ihm mit Recht charakteristisch genug erschienen, um mitgeteilt zu werden. So ließ sich zum Beispiel die Tochter eines angesehenen Beamten in dem Kontrakt über den Verkauf der Bibliothek ihres Vaters an die Universität zusichern, daß, wenn sie ein „kapables Subjektum" zur ehelichen Verbindung finde, dieses eine staatliche Anstellung erhalten solle. Manchem Bibliothekar werden die Worte eines Vorstandes der Würzburger Universitätsbibliothek aus dem Ende des 18. Jahrhunderts aus der Seele gesprochen sein: „Leuthe, welche gedankenlos über den Mangel einzelner Werke schreyen, oder mit Ungestümm verlangen, daß alle in ihr Fach einschlagende brauchbare Bücher angeschafft werden, scheinen entweder das Verhältniß der Mittel zum Zweck nicht einsehen zu wollen, oder den kleinen Fleck vom großen Reiche der Wissenschaften, welchen sie zu bearbeiten haben, gerade als den Mittelpunkt und als den vorzüglichsten Theil des Ganzen zu betrachten."

K.

---

* Ein Jahr nach Theodor Mommsens Tode wird demnächst eine Sammlung seiner Reden und allgemein verständlichen Aufsätze im Verlage der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin erscheinen, welche Universitäts- und akademische Reden, Reden im Abgeordnetenhause, Vorträge und Aufsätze enthält. Ueberall tritt uns darin Mommsen als der Meister des Wortes entgegen; die Fülle und Tiefe der zum Ausdruck gelangenden Gedanken verleiht dem Werke, das von allen Verehrern des großen Gelehrten gewiß mit Freuden begrüßt werden wird, seinen großen und dauernden Wert.

⁂

Allgemeine Rundschau.

Sichtbarkeit der Jupitermonde mit freiem Auge.

Die Frage, ob es möglich sei, wenigstens die helleren der fünf Monde des Planeten Jupiter mit freiem Auge wahrnehmen zu können, ist zuerst wohl in den ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts aufgetaucht. Nach neueren photometrischen Untersuchungen von Engelmann und E. Pickering entspricht die Helligkeit der ersten vier Satelliten (entdeckt 1609 von Simon Mayr aus Gunzenhausen [Marius] und 1610 von Galilei; der fünfte, erst 1892 von Barnard auf der Lick-Sternwarte entdeckte Satellit ist äußerst lichtschwach) den folgenden Sterngrößen:

Satellit	Abstand v. Zentrum des Hauptplaneten	Durchmesser (rund)	Sterngröße nach Engelmann	Sterngröße nach Pickering
I	1' 52"	3900 km	5.5	5.9
II	2 58	3300 „	5.7	6.0
III	4 44	5700 „	5.3	5.5
IV	8 19	5400 „	6.3	6.5

Da für das normale menschliche Auge Sterne bis zur sechsten Größe am Himmel noch recht wohl wahrnehmbar sind, müßten also mindestens die ersten drei Jupitermonde neben dem Hauptplaneten ohne optische Hilfsmittel sichtbar sein. Sie werden jedoch, wie die Erfahrung lehrt, von dem überaus hellen Lichte des letzteren derart überstrahlt, daß nur unter ungewöhnlich günstigen Umständen und nur für ganz vollkommen gebaute Augen der eine oder andere der Sterne ohne Fernrohr zu erkennen ist. Die wenigen bis jetzt hierüber vorliegenden Beobachtungen sind denn auch fast ausnahmslos an Erdorten mit besonders reiner und durchsichtiger Luft gewonnen worden: in Persien, in Indien, auf dem Aetna u. s. w. Denning in Bristol sah den III. und IV. Trabanten wiederholt ohne Fernrohr, wenn er mit Hilfe eines schmalen, undurchsichtigen Gegenstandes die Randstrahlen des Hauptplaneten abblendete. Ueber eine neuere derartige Wahrnehmung berichtet nun Dr. J. Möller in einer der letzten Nummern der Astronomischen Nachrichten. Er befand sich am 1. November 1903 an Bord eines Segelschiffes im Stillen Ozean, unter 15 Grad nördlicher Breite und 137 Grad westlicher Länge. Abends 7 Uhr konnte er bei ungewöhnlich durchsichtiger Luft links neben Jupiter ein schwaches Sternchen wahrnehmen. Ein Schiffsoffizier, der gerade mit dem Peilkompaß ein Azimut des Jupiter nahm, rief ihm zu, daß er das Sternchen links vom Jupiter gleichfalls sehe. Mittelst eines Fernrohrs und des Greenwicher Nautical Almanac (der für jeden Tag die Stellung der Jupitermonde angibt) konnte sogleich festgestellt werden, daß es sich um den dritten Jupitertrabanten handelte. Den damals rechts und in größerer Entfernung vom Hauptplaneten stehenden vierten Mond konnten dagegen beide Beobachter mit freiem Auge nicht erkennen.

-rt-

•

Der Einfluß von Farben auf die Sinnestätigkeit.

ct. Professor Urbantschitsch hat vor der Gesellschaft der Aerzte in Wien einen fesselnden Vortrag über den Einfluß der Farbenempfindungen auf die Sinnesfunktionen gehalten. Er ist bei seinen Forschungen von der Tatsache ausgegangen, daß sich beim Anblick einer farbigen Fläche oder beim Schauen durch ein farbiges Glas häufig gewisse Veränderungen in den verschiedenen Sinnesempfindungen einstellen, und zwar eine Steigerung oder Herabsetzung je nach der Person und je nach der Farbe. Viele Leute erfahren durch gewisse Farben eine Steigerung der Sinnestätigkeit und durch andere eine Herabsetzung, durch noch andere vielleicht gar keine Beeinflussung. Jedenfalls ist die Wirkung der Farbe in manchen Fällen so bestimmt, daß, wenn sie sich nur auf ein Auge erstreckt, auch nur die entsprechende Körperseite bezüglich ihrer Empfindlichkeit beeinflußt wird. Urbantschitsch hat die verschiedensten Sinnesempfindungen in diesem Zusammenhang geprüft: das Gehör, den Geschmack, den Geruch, den Tastsinn, den Gleichgewichts- und den Temperatursinn. Beim Gehör werden durch Rot, Gelb, Grün, Blau und Violett sowohl die Hörschärfe wie die Lokalisation der Tonempfindungen und die subjektiven Gehörsempfindungen gestört. Auch der Gleichgewichtssinn zeigt unter der Wirkung der verschiedenen Farben gewisse Störungen. Am merkwürdigsten ist der Einfluß der Farbe auf den Geschmack. Meist führt sie entweder eine Steigerung oder Verminderung der Geschmacksempfindungen herbei, läßt aber die Art des Geschmacks unverändert. Zuweilen verwandelt sich auch die Geschmacksart beim Anblick gewisser Farben von süß in salzig oder in bitter. Es können noch besondere Erregungen auf der Zunge, etwa ein Kitzeln, Kratzen oder Stechen durch Farbenempfindungen hervorgerufen werden. Die individuellen Unterschiede sind in dieser Hinsicht sehr groß, und keine der Hauptfarben kann im allgemeinen als vorzugsweise erregend oder dämpfend bezeichnet werden. Eine Anzahl von Versuchspersonen bezeichnete die Farbe, durch die ihre Sinne am stärksten angeregt wurden, als ihre Lieblingsfarbe.

⁂

Kleinere Mitteilungen.

* Eisenbahnwissenschaftliche Studien an den preußischen Universitäten. Die Dekane der juristischen Fakultäten machen die Studierenden der Rechtswissenschaft im

Auftrage des Unterrichtsministers darauf aufmerksam, daß Juristen, die sich später dem Staatseisenbahndienst widmen wollen, nach einer Mitteilung des Ministers der öffentlichen Arbeiten nur dann Aussicht haben, zur Staatseisenbahnverwaltung übernommen zu werden, wenn sie den Nachweis führen können, daß sie sich mit dem Studium der Volkswirtschaftslehre, der Finanzwissenschaft, der sozialpolitischen Gesetzgebung, wie auch mit der Technologie eingehend beschäftigt und womöglich an seminaristischen Uebungen in diesen Fächern mit Erfolg teilgenommen haben. — Zu eisenbahnfachwissenschaftlichen Vorlesungen ist den Studierenden preußischer Hochschulen mehrfach Gelegenheit gegeben: In **Berlin** werden in den Räumen der Universität Vorlesungen über Nationalökonomie der Eisenbahnen, insbesondere das Tarifwesen, sowie über die Verwaltung der preußischen Staatseisenbahnen, und im technologischen Institut der Universität über Technologie gehalten. In **Breslau** erstrecken sich die Vorlesungen auf Eisenbahnrecht, Eisenbahnbetrieb und Elektrotechnik, in **Köln** auf die wirtschaftlichen Aufgaben der Eisenbahnen, insbesondere das Tarifwesen und Frachtrecht, sowie Elektrotechnik, in **Halle** auf Elektrotechnik.

E. v. J. **Der neue Direktor der „École de Rome“.** Guillaume, der langjährige Leiter der französischen Akademie in Rom, hat nun tatsächlich seine Entlassung eingereicht, und die Frage der Neubesetzung seines Postens, über die schon so viele Gerüchte gingen, gewinnt ein praktisches Interesse. Es fehlt nicht an Neuerern, welche die aus den Zeiten Colberts stammende Akademie als Hochburg des Zopfes am liebsten abschafften. Aber derartige Wünsche, bei denen man das Kind mit dem Bade ausschütten möchte, bleiben ja immer unberücksichtigt. An berühmten und auch geeigneten Künstlern fehlt es nicht für die Direktorenstelle, aber kann man von einem Bonnat, von einem Besnard verlangen, daß sie ihre glänzende, auch in materieller Hinsicht glänzende Pariser Stellung mit der in Rom vertauschen, wo die moderne Kunst nicht gehalten hat, was die ehemalige in Aussicht stellte? Die genannten beiden Meister, die in erster Linie als Kandidaten bezeichnet werden, sollen sehr schwanken. Der alte Hébert, der schon einmal an der Spitze des römischen Kunstinstituts stand, allerdings nicht. Aber würde seine Wahl nicht als die Verspottung der „römischen Schule“ aufgefaßt werden, als eine Bestätigung des Verdammungsurteils der Neuerer? Er ist nämlich — 87 Jahre alt. Der Brauch will's, daß die hiesige Akademie der Künste drei Kandidaten in Vorschlag bringt und der Minister den von ihr zuerst Genannten wählt. Hoffen wir, daß nicht alle drei die ihnen zugedachte Ehre ablehnen.

⁂

Hochschulnachrichten.

* **Straßburg.** Die philosophische Fakultät der Kaiser Wilhelms-Universität hat dem Dr. phil. **Hugo Bretzl** zu Studien über die geographische Verbreitung und Entwicklung der Pflanzenwelt des südöstlichen Mittelmeers das Engelmannstipendium im Betrage von mehr als 2400 Mark verliehen.

* **Berlin.** Das zwanzigjährige Bestehen der kgl. zahnärztlichen Universitätsanstalt wird am 29. d. M. begangen werden. Die hiesige zahnärztliche Universitätsanstalt war die erste derartige, die überhaupt in Preußen errichtet wurde. Zu gleicher Zeit wurde in Sachsen das Leipziger Institut ins Leben gerufen. Von den Gründern und ersten Lehrern sind noch heute Professor Dr. **Busch** als Direktor und Professor Dr. **Miller** als Abteilungsleiter tätig.



Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Aktenstücke zur Einführung in das Prozessrecht. (Strafprozess. Bearb. v. Dr. Rich. Schmidt.) Dritte Aufl. Leipzig 1904. C. L. Hirschfeld. 98 S. — **Sämtliche Werke von M. E. delle Grazie.** (VII. Band: Bühnenwerke, 1. Teil. VIII. Bd.: Bühnenwerke, 2. Teil.) Leipzig 1904. Breitkopf u. Härtel. — **Hermann Wette:** Krauskopf. Roman. Zweites Buch. Leipzig 1904. Fr. Wilh. Grunow. 466 S. — Dr. **Hermann Rasch:** Die Zündungen durch verdichteten Sauerstoff und die Explosionsgefahr des Stickoxyduls. Weimar 1904. Karl Steinert. 86 S. — Ingenieur C. **Heinel**, Privatdozent an der technischen Hochschule zu Berlin: Die Pressluft-Erzeugung und Verwendung. (I: Die Presslufterzeugung. Mit 21 Diagrammen.) Ebenda 1904. 106 S. — **Alfred Niedermann:** Renward Schönau. Novelle. Frauenfeld. Huber u. Co. 166 S. — **Christoph Schrempf:** Goethes Lebensanschauung in ihrer geschichtlichen Entwicklung. (1. Teil: Der junge Goethe.) Stuttgart 1905. Fr. Frommanns Verlag (E. Hauff.) 196 S. — **Emile Hinzelin:** En Alsace-Lorraine. Paris 1904. Plon-Nourrit et Cie. 292 S. — **Weshalb christliche Volksschule?** Von einem Juristen. Dritte unveränderte Auflage. Gütersloh 1892. C. Bertelsmann. 51 S. — **Beiträge zur Rechtsgeschichte Tirols.** Festschrift, hersg. vom Ortsausschusse des 27. Deutschen Juristentages. Innsbruck 1904. Verlag der Wagnerschen Universitäts-Buchhandlung. 264 S. — Dr. **Franz Lukas:** Psychologie der niedersten Tiere. Eine Untersuchung über die ersten Spuren psychischen Lebens im Tierreiche. Wien u. Leipzig 1905. Wilhelm Braumüller. 276 S. — **Theodor Lindner**, Professor an der Universität Halle: Geschichtsphilosophie. Das Wesen der geschichtlichen Entwicklung. Einleitung zu einer Weltgeschichte seit der Völkerwanderung. Stuttgart u. Berlin 1904. J. G. Cotta Nachf. 241 S. — Dr. phil. **Annie Mittelstaedt:** Der Krieg von 1859, Bismarck und die öffentliche Meinung in Deutschland. Ebenda 1904. 184 S. — **Joh. Trojan u. Egon H. Stasburger:** Ungezogenes. Ein lustiges Versbuch. Berlin 1905. Berliner Verlag G. m. b. H. 90 S.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Akademien für praktische Medizin.

Von Dr. med. Ernst Mauser.

Mit der neulich eröffneten ersten Akademie für praktische Medizin in Köln ist eine neue Spezies von Hochschulen geschaffen worden, die bestimmt sind, dem längst vorhandenen Bedürfnis nach besserer praktischer Ausbildung der Aerzte begegnen zu helfen.

Dieses Bedürfnis ist groß geworden mit dem enormen Aufschwung, den die medizinische Wissenschaft und mit ihr die ärztliche Kunst in den letzten Jahrzehnten genommen hat. Nicht nur die Chirurgie und Hygiene (wie man in Laienkreisen oft behaupten hört), auch die innere Medizin, namentlich mit ihrer nicht zu unterschätzenden Bereicherung durch die Heilfaktoren der physikalisch-diätetischen Therapie, und die Diagnostik mit ihren zahlreichen und imposanten neuen Möglichkeiten hat sich in ungeahnter Weise entwickelt.

Bei diesem gewaltigen und unaufhörlich wachsenden Stoff der modernen Heilkunde vermag die Universität mit ihrem Lehr- und Lernmodus, der zu wenig Gelegenheit zu eigener Beobachtung gibt und die Studierenden zu wenig mit den Kranken zusammenführt, eine genügende, gleichmäßige praktische Erfahrung und Uebung der angehenden Aerzte nicht zu erreichen. Vier bis fünf naturwissenschaftliche Semester, in denen der „Mediziner" nie einen Kranken zu sehen bekommt, in einer neunsemestrigen Gesamtzeit! Also nur vier bis fünf Halbjahre eigentliches Fachstudium! Dabei die vielen rein theoretischen Vorlesungen und die, besonders an größeren Fakultäten, meist überfüllten Kliniken und praktischen Kurse! Da ist es begreiflich, daß die praktische Schulung zu kurz kommt.

Um diesen von Aerzten und Publikum empfundenen Mißstand zu beseitigen, hat die neue Prüfungsordnung das sogenannte praktische Jahr eingeführt, d. h. jeder Arzt muß nach bestandenem Staatsexamen noch ein Jahr in einem Krankenhaus, bei einem bewährten Privatarzt u. s. w. praktisch tätig gewesen sein, bevor er in eigene Praxis tritt.

Die Akademie in Köln, die wohl für die weiter geplanten Gründungen gleicher Art in Düsseldorf, Hamburg u. s. w. vorbildlich sein wird, verfolgt nun laut ihrem Programm die Aufgabe, Gelegenheit zur Ablegung des praktischen Jahres, sowie zur Ausbildung in den ärztlichen Spezialfächern zu bieten, Fortbildungskurse für praktische Aerzte zu veranstalten, außerdem in der Krankenpflege auszubilden, Samariterkurse abzuhalten und die praktische Medizin nach der wissenschaftlichen Seite zu fördern. Die Erfüllung dieser Aufgabe soll angestrebt werden durch möglichst vielseitige und gründliche Ausbildung der angehenden Aerzte, die an eine innere, chirurgische und beliebige dritte Krankenhausabteilung überwiesen werden, eine bestimmte Anzahl von Krankenbetten (nicht unter 15) zugeteilt erhalten und dort unter der verantwortlichen Leitung eines Assistenzarztes sich, soweit als tunlich, selbständig betätigen sollen. Dabei soll besondere Beachtung den physikalischen und chemischen Untersuchungs- und diätetisch-physikalischen Heilmethoden, der Arzneiverordnung und Krankenpflege, beziehungsweise der Handhabung der Aseptik, Vorbereitung und Assistenz zu Operationen, Anlegung von Verbänden, Ausführung von Narkosen und einfacheren Operationen, Röntgenstrahlen-Untersuchung und -Behandlung, Leitung von Geburten, Untersuchung von Geisteskranken und Ausführung von Schutzimpfungen gewidmet werden. Diesen Unterricht will man vervollkommnen durch Rundgänge der leitenden Aerzte, wobei an den Krankenbetten genauere Besprechungen der einzelnen Fälle stattfinden sollen, durch Referatstunden mit epikritischer Besprechung der abgeschlossenen Beobachtungen, durch Abhaltung klinischer Seminarübungen mit Diskussion über ausgewählte Kapitel der praktischen Medizin, sowie durch praktische Uebungskurse und Vorlesungen über Medizinalgesetzgebung und soziale Medizin. Die Fortbildung der Aerzte soll durch Demonstrationen und Besprechungen bemerkenswerter Krankheitsfälle und anatomischer Präparate, sowie durch Vorträge über die neuesten Fortschritte auf den verschiedenen Gebieten der Heilkunde betätigt werden. Auch für die Vorbildung der Amtsärzte und Berücksichtigung der Kriegschirurgie und des Militärsanitätswesens ist gesorgt. Für die spezialärztliche Ausbildung ist Zurücklegung des praktischen Jahres zur Vorbedingung gemacht und eine mehrjährige Beschäftigung als Assistent an den entsprechenden Abteilungen der Krankenanstalten in Aussicht genommen. Durch Anleitung und Benützung der vorhandenen Hilfsmittel und eine Bibliothek ist Gelegenheit zu wissenschaftlichen Arbeiten gegeben. Für die Zwecke der Akademie stehen 1500 Betten bereit. Der Bau weiterer Räume für 500 Betten ist beschlossen. Ein entsprechend reichliches Krankenmaterial und hervorragende als Lehrer bestellte Aerzte stehen für den Unterricht zur Verfügung.

Wie bei der Eröffnung hervorgehoben wurde, besteht kein Gegensatz zwischen Akademie und Universität; die erstere erstrebt sogar eine sehr rege Verbindung mit der Fakultät. Es ist zu wünschen, daß der betonte Kontakt nicht ein zu starres Festhalten an den Traditionen der Fakultät zur Folge hat, mit einem Worte, daß die Akademien nicht zu — akademisch arbeiten. Das läuft keiner praktischen Fachbildung mehr zuwider als der ärztlichen, und die diesbezügliche Unzulänglichkeit des Universitätsstudiums, das die Akademien eben ergänzen sollen, liegt wohl gerade in dieser Eigenschaft seines Systems. Um für das vielgestaltige Leben vorzubereiten, in dessen schweren,

immer neuen Prüfungen der ärztliche Praktiker zu stehen und zu bestehen berufen ist, halten wir auch den Apparat der Akademien für zu schulmäßig. Abgesehen von der beabsichtigten Vertiefung des Spezialistentums, die getrennt von dem übrigen zu verfolgen ist, soll auf den Akademien dem allgemeinen Praktiker, der sozusagen zum eisernen Bestand der hilfebedürftigen Menschheit gehört und in erster Linie in Betracht kommt, alles wesentlich Wichtige geboten werden; und es ist bei der Vollständigkeit des planmäßigen Stoffes gewiß zuzugeben, daß der bezeichnete Zweck in dieser Hinsicht erreicht wird. Wenn aber die Akademie zunächst dem praktischen A r z t e dienen soll, wenn sie nicht nur eine Verlängerung und Wiederholung des Universitätsstudiums, sondern die Korrektur seiner Mängel ermöglichen soll, dann muß man von ihr verlangen, daß sie nicht sowohl eine wissenschaftliche Bildungs- als vielmehr eine praktische Uebungsstätte sei, und zwar eine technische und psychologische. Dann bedarf sie aber eines anderen Betriebs als die Universität. Darin muß unseres Erachtens ein Unterschied zwischen beiden bestehen und die Akademie ihre Vorläuferin übertreffen. Sonst ist auch ihr Ziel verfehlt.

In diesem Sinne ist zunächst für die Praktikanten eine gewisse V e r a n t w o r t l i c h k e i t erforderlich. Sie erst reift den künftigen Arzt vollends für seinen Beruf, indem sie ihm die Selbständigkeit und das Selbstvertrauen gibt, das er so notwendig braucht. Wir finden in der den Zöglingen zugedachten Stellung in den Spitälern zu viel Aehnlichkeit mit der Handlangerrolle der sogenannten Koassistenten an den Universitätskliniken und fürchten, daß die Selbständigkeit jener, von der zwar der Lehrplan spricht, mehr auf dem Papiere als in der Wirklichkeit vorhanden ist. Wir möchten überhaupt das praktische Jahr als obligatorische Assistentenzeit aufgefaßt und den Praktikanten dementsprechende Kompetenzen übertragen wissen. Sie stünden auch dann noch unter der Obhut der dirigierenden Aerzte und hätten immerhin noch nicht die Freiheit wie in eigener Praxis, die sie anzutreten bald tauglich sein sollen. Mediziner mit bestandenem Staatsexamen, die ganz andere Voraussetzungen, vor allem geschlossenere Kenntnisse für diese Uebungszeit mitbringen, dürfte man doch höher einschätzen als jene oben genannten ungeprüften Famuli, die noch mitten im Studium stehen.

Wir können die mittelbare Ueberwachung der Praktikanten durch die Assistenzärzte, statt durch die Leiter und Dozenten direkt, auch deshalb nicht gutheißen, weil die notwendige enge F ü h l u n g z w i s c h e n L e h r e r u n d S c h ü l e r dadurch beeinträchtigt wird.

Dann scheint uns der R a h m e n der Akademien zu g r o ß, um in möglichstem Maße jene besondere Fürsorge für jeden einzelnen Schutzbefohlenen zu pflegen, jene individualisierende Kunst zu lehren, in der das ganze Geheimnis aller gedeihlichen ärztlichen Arbeit liegt, ihre schönsten Aufgaben und ihre besten Erfolge. Für die Durchführung solch tieferen, persönlichen Eingehens auf die Eigenart jedes einzelnen Kranken mit seinen nicht nur wissenschaftlich und technisch zu behandelnden leiblichen, sondern auch human zu pflegenden seelischen Bedürfnissen dürften die kleineren Verhältnisse einfacherer Krankenhäuser geeigneter sein als die Akademien. Hier stehen doppelte Interessen in Frage, die der Praktikanten, die ein solches Praktikum dringend benötigen, wie diejenigen der Patienten, die ein Anrecht auf solche Fürsorge haben.

Was die Fortbildung und spezialistische Ausbildung betrifft, die die Akademien ermöglichen, so haben hierfür die bisherigen Mittel und Wege genügt.

Wir stehen mit unseren Anschauungen nicht vereinzelt. Der Vorsitzende des diesjährigen Aerztetages in Rostock, der berufensten ärztlichen Standesvertretung Deutschlands, hat in seiner Eröffnungsrede unter dem lebhaften Beifall der Versammlung festgestellt, daß Akademien für die Zurücklegung des praktischen Jahres weniger geeignete Anstalten sind; und in gleichem Sinne, beziehungsweise auch betreffs der Fortbildung wie wir hat sich der ärztliche Verein in Frankfurt a. M. in seiner Sitzung vom 26. September dieses Jahres, in der er zur Frage der Errichtung einer dortigen Akademie Stellung nahm, in einer nahezu einstimmig gefaßten ablehnenden Resolution ausgesprochen.

Wir möchten mit unseren Bedenken das Vertrauen in die immerhin beachtenswerten Leistungen der Akademien, die wir mit der Frankfurter Aerzteschaft vorläufig für Versuche halten, nicht erschüttern, bevor sie begonnen haben, und damit das endlich betätigte Streben nach einer Reform der ärztlichen Erziehung nicht mit Undank lohnen. Wir möchten den Akademien auch nicht jede Existenzberechtigung absprechen, wenigstens solange das medizinische Universitätsstudium nicht umgestaltet ist; wenn wir sie auch nicht für nötig halten. Es war uns nur darum zu tun, auf einige Momente hinzuweisen, die von Anfang an nicht einwandfrei sind und geändert werden sollten. Und schließlich möchten wir in Anbetracht der projektierten weiteren Gründungen, an denen das Publikum in jeder Hinsicht, die Einwohnerschaft der betreffenden Städte auch finanziell, interessiert ist, die Frage anregen, ob der ernste, erfreuliche Wille zu bessern, wie er sich in so großen staatlichen und kommunalen Unternehmungen ausspricht, nicht fruchtbarer betätigt werden könnte. Angesichts der Tragweite des Gegenstandes wäre in diesem Sinne zu erwägen, ob man nicht statt eines so umfangreichen Anbaues an das alte Lehrgebäude der Medizin dieses niederreißen und von Grund auf neu bauen soll. Eine gründliche Lösung dieser Aufgabe würde auch anderen brennenden Problemen des ärztlichen Standes und damit manchen Wunden der Allgemeinheit zu Hilfe kommen.

Ein Brief Luthers.

Von Archivrat Dr. W ä s c h k e (Zerbst).

Die Einführung der Reformation in Anhalt bildet eines der anziehendsten Kapitel der Geschichte dieses Landes und seines Fürstenhauses. Mit besonderem Eifer hat sich deshalb auch die heimische Geschichtschreibung gerade diesem Gebiete zugewandt, so daß man im großen und ganzen ein gesichertes Bild der äußeren Ereignisse jener Zeit gewonnen hat. Nur in einem Punkte, den Anfängen der reformatorischen Bewegung, ist man noch nicht zu der wünschenswerten Klarheit gelangt, ein Mangel, der sich sowohl für die Erblande des Fürsten Wolfgang wie auch für die der Ernestinisch-Dessauer Linie fühlbar macht.

Für die letzteren, Stadt und Landgebiet von Dessau, ist das Ergebnis der bisherigen Forschung dies, daß erst verhältnismäßig spät, am 2. April 1534, der Uebergang zur evangelischen Lehre öffentlich vollzogen wurde, und als Grund für diese überraschende Tatsache gilt die Annahme, daß die drei fürstlichen Brüder Johann, Georg und Joachim in Rücksicht auf ihre bei der katholischen Lehre verharrende Mutter mit einem Uebertritt zur evangelischen Bekenntnisform bis zum Tode der Fürstin, der am 28. Juni 1530 erfolgte, aus kindlicher Pietät also, gezögert hätten.

Diese Annahme hat gewiß, insofern sie auf allgemein verständlichen moralischen Voraussetzungen ruht, etwas Bestechendes, aber es bleiben durch sie eine Reihe von Tatsachen unberücksichtigt, deren bestimmte Einreihung in die Bewegung uns erst eine befriedigende Lösung des Problems überhaupt erhoffen läßt. Hierzu ist nun vor allem die Tatsache zu rechnen, daß die Fürstin Margareta, geb. Herzogin von Münsterberg, Witwe des am 12. Juli 1516 gestorbenen Fürsten Ernst von Anhalt-Dessau und Mutter der drei bereits genannten Fürsten, nicht d i e Stellung der Reformation gegenüber einnimmt, welche die Voraussetzung jener Annahme bildet.

Es findet sich nämlich in der Fürst Georg-Bibliothek, einem Teile der herzoglichen Bibliothek, zu Dessau ein kleines Heft, welches von der Hand des Fürsten Georg III. die Aufschrift erhalten hat: „meyner fraw muttr glaub“; es enthält demnach das Bekenntnis der Fürstin Margarete. „Die Ehrfurcht (so schreibt der Herausgeber desselben, Dr. W. Hosäus, im vierten Bande der Mitteilungen des

Vereins für Anhaltische Geschichte S. 567), welche Fürst Georg für dieses Dokument aus dem inneren Leben seiner hochbegabten frommen Mutter hegte, hat ihn nicht allein bewogen, dasselbe unter seinen literarischen Schätzen aufzubewahren, sondern es auch, wo es Risse und sonstige Beschädigungen erhalten, sauber mit festen Pergamentstreifen zu versehen, in ein unbeschriebenes Folioblatt von Papier und mit demselben in einen (einem alten lateinischen Manuskript entnommenen) Pergamentumschlag einzuheften."

Dieses ihr Bekenntnis ist vom Herausgeber als ein katholisches, „man darf wohl sagen, ideal-katholisches", bezeichnet, aber daß es im innersten Kern evangelisch ist, ergibt ihre Ansicht von den guten Werken, namentlich § 4: „Item daß wir nicht gerechtvertiget werden dorch vnser werck sunder durch cristum und den glauben in inen (an ihn)".

Wenn aber aus diesem Bekenntnis uns der Geist der lutherischen Lehre von der Rechtfertigung entgegenweht, erhebt sich die weitere Frage, ob die Fürstin irgendwie unter dem Einfluß der neuen Lehre gestanden hat. Daß sie diese gekannt, auch den Verkündigern derselben, gelegentlich wenigstens, gelauscht hat, dafür gab es als Zeugnis nur die Ueberlieferung, sie habe einmal ihrer Verwunderung darüber Ausdruck gegeben, daß es ihren katholischen Geistlichen weniger von Herzen gehe als den neuen Lehrern, wenn es sich darum handle, von Christi Gnade zu reden. Von einem direkten Einfluß der Reformatoren auf sie gab es kein Zeugnis, und das mußte um so mehr Verwunderung erregen, weil Dessau in so unmittelbarer Nähe der Lutherstadt Wittenberg liegt, daß vom Turm der Marienkirche der Blick im Nordosten die Schloßkirche von Wittenberg deutlich zu erreichen vermag.

Die erste Nachricht überhaupt von einer Beziehung Luthers zu Dessau bot dessen Brief vom 25. Dezember 1519 (abgedruckt bei de Wette I Nr. 184, S. 383), den ich hier im Regest Stiers (Regesten aus Luthers Briefen, Mitteilungen des Vereins für Anhaltische Geschichte IV, S. 1 ff.) mitteile: „Der Fürst von Anhalt in Dessau hat mich eingeladen, aber ich weiß nicht, ob man sicher dahin kommen kann; er hat sich auch wohl selbst Gefahren ausgesetzt." Die falsche Lesart de Wettes „a Principe Domino" hat in der Folge die anhaltischen Geschichtschreiber sämtlich irre geführt, so daß einige wie ich selbst in der Geschichte der Stadt Dessau S. 41 auf die Vermutung gekommen sind, es handle sich hier um eine Einladung des Fürsten Adolf von Anhalt, Bischofs von Merseburg, zu einer Unterredung mit Luther, um diesen kraft seines geistlichen Amtes von seinem Vorhaben abzubringen.

Ueber alle diese Dinge verbreitet nun ein bisher unbekanntes Schreiben Luthers, das bei der Ordnung der fürstlichen Korrespondenz im herzoglichen Haus- und Staats-Archiv vorgefunden wurde (GAR. V, 225b Nr. XXI) ein überraschendes Licht. Das Schreiben lautet:

Jhesus

Meyn ym unterthenigen gepett. Hochgeporne gnedige furstinne . Jch bynn lang nit bey e. f. g. gewest unnd wie woll ich groß ursach unnd entschuldigung mocht fur wendenn : will ichs doch nit thun, danne meyn hertz unnd müt . noch nie von e. f. g. blibenn unnd alzeyt geneygt geweßen zu e f g zu kumen : derhalben auch nicht geschriebenn, noch mich erzceygt. Wie wol es auch meyner hoffart schult ist. das ich kegen niemant mich gerne verunglympff. Aber das e f g sehe meyn unterthenige andacht . hab ich dißen vetter befolenn e f g meyn gepeet zu Erbieten . unnd mit bringen diß sermones . Es ist myr wol nit lieb . das ichs nit beßßer habe odder vor mag. Auch seyn yhr ßo vill die myr eynen boßen namen machen. Das ich nit woll thar meyn matery außgebenn . muß myr sie lassen auß zwingenn unnd ynne hallt unnd bleyb ßo vill ich kann. Szo ich von gott uber kume eyn wenig frid unnd zceyt : will ich mich eyn mall widder eynstellen alß ich vorhoff e f g gefallenß dran thun. Gott Spar e f g seliglich. Wo aber meynß boßen namenß willen meyn zcukunfft e f g odder der eurem yemand ungefellig . bitt ich e f g wollt myrs nit vergenn . dann ich wolweyß . meyn windt nit von leyptzik noch merßpurg blaßen will . e f g mich hier mit befelh

zcu Wittenberg am freytag omnium sanctorum 1519

E f g

Capellan doctor
Martinus luther
Aug.

Der durchlauchten hochgepornen furstinn unnd frauen Margarethen gepornen hertzoginn zcu Monsterbergk Fürstin zcu Anhalt unnd aschaniénn unnd Bernburgk meyner gnedigen frauen unnd patronin

Siegel
(M. L u. Rose.)

Wir erkennen daraus, daß Luther schon vor dem genannten Termine wiederholt am Dessauer Fürstenhofe gewesen ist und daß sein Gemüt allzeit bei der Fürstin war; ja wir wissen nun aus dem vorhin erwähnten Briefe Luthers an Spalatin vom 25. Dezember 1519, nachdem von Enders (Luthers Briefwechsel 2. Bd. Nr. 257, S. 285) die richtige Lesart a Principe Domina aus dem in unserem Haus- und Staats-Archiv vorhandenen Original hergestellt ist, daß die Fürstin, aller ihr selbst etwa drohenden Gefahren und aller bösen von Merseburg und Leipzig kommenden Einflüsse ungeachtet, Luthers Anfrage, ob sein Besuch ihr nicht unangenehm sein würde, mit einer Einladung beantwortet hat, vielleicht zum Weihnachtsfest selbst, an welchem Luther von der Einladung berichtet.

Wie nun durch diesen Brief ein ganz unerwarteter und reizvoller Einblick in die ersten Beziehungen Luthers zum Dessauer Hofe gegeben wird, so eröffnet er doch auch wieder die Aussicht auf neue Probleme, vor allem auf die Fragen, wann Luther zuerst mit der Fürstin bekannt geworden ist, wie weit seine eigene Ueberzeugung für die Fürstin und ihren religiösen Standpunkt maßgebend geworden ist, in welche Zeit die Abfassung des vorhin erwähnten Bekenntnisses fällt und warum sie trotz der erörterten Verhältnisse doch an den Formen der alten Kirche mindestens äußerlich festhielt.

Für das letztere glaube ich immer noch zu der Annahme berechtigt zu sein, die ich in der Geschichte Dessaus S. 40 ausgesprochen habe: „Was sie von diesen neuen Lehrern fern hielt, war mancherlei. Zunächst wohl das in der weiblichen Natur begründete Festhalten am Alten, an den ererbten und überkommenen Formen. Sie fühlte sich ferner gebunden durch die Tradition, die kirchliche Stellung der früheren Askanier. Dazu kam vielleicht noch das Gefühl der Verantwortlichkeit, die sie dem Gedächtnis ihres Gemahls und der Tradition im Hause der Askanier schuldete. Ihr Gemahl hatte ja noch den Neubau der alten St. Marienkirche begonnen und bei seinem Tode die Fortführung des Werkes ihr und den Erben überlassen. Hätte sie so aus dem Gedankenkreise ihres Gatten heraustreten können, daß sie sein Werk unterbrach, oder in den Dienst einer völlig anderen, von ihm nicht gekannten und vielleicht nicht gebilligten Bewegung stellte? Und diese neue Bewegung selbst, trat sie nicht gerade in ihren Anfängen mit einer Reihe von Begleiterscheinungen auf, welche auf das zarte Gemüt einer Frau den Eindruck machen konnten, es handle sich um einen Umsturz aller Ordnung, und nicht vielmehr um die unter Stürmen hereinbrechende neue Zeit und ihre neue Ordnung?" Ihre persönliche Stellung wurde ferner noch bestimmt durch fremden Einfluß. „Es wirkten auf sie die beiden Mitglieder des askanischen Fürstenhauses, die in den Reihen der katholischen Geistlichkeit standen, Fürst Magnus, Dompropst in Magdeburg, und Fürst Adolf, seit 1514 Bischof von Merseburg. Gerade dem ersteren, der als Dompropst von Magdeburg das Sendgericht in der Diözese ausübte, zu der Dessau gehörte, stand in kirchlichen Dingen der größte Einfluß im Dessauer Lande und auf die Entscheidungen der Fürstin zu; aber auch der letztere hat eine nicht geringe Bedeutung für das religiöse Leben der Fürstin wie des Landes gehabt." Daher stammt denn auch die Befürchtung Luthers von dem widrigen Winde, der von Merseburg herweht.

Gewiß, es bleibt zum vollen Verständnis der Geschichte jener Tage noch viel zu hoffen übrig, noch mancher Aufschluß muß von der späteren Forschung erwartet werden, das kann uns aber nicht hindern, den oben mitgeteilten Brief für ein in der Reformationsgeschichte Anhalts überaus wichtiges Dokument zu erachten.

Briefe der Frau Rat Goethe.

Von **Ludwig Geiger**.

Es gibt Personen, Männer und Frauen, über die das Urteil der Geschichte von Zeit zu Zeit revidiert werden muß — das sind einsam Thronende oder Verkannte, die, eine Zeitlang überschätzt oder unterschätzt, auf den ihnen gebührenden Platz eingesetzt werden müssen; es gibt andere, die, sobald sie nur erscheinen, auf die ihnen zukommende Stelle gebracht und niemals von ihr entfernt werden. Zu den Menschen letzterer Art gehört Frau Rat Goethe. Hat ihr berühmter Sohn auch nicht in einem ausführlichen Werke die Aristeia der Mutter geschrieben wie er sie vorhatte, so hat er durch sein Leben selbst ihr das schönste Denkmal errichtet. Was er etwa selbst schuldig blieb, das leistete sie sich durch ihre köstlichen Briefe. Ueber sie etwas Neues zu sagen, ist sehr schwer, wenn nicht geradezu unmöglich.

Seit sechs Jahrzehnten mindestens sind einzelne dieser Schriftstücke vorhanden. Worin besteht ihr Reiz? Sie sind weder geistreich, noch was man sagt, schön geschrieben, sie bestechen weder durch die Fülle des Inhalts, noch durch die Wucht der Gedanken. Man labt sich an ihrer Originalität, an ihrem Humor, an ihrer Naivität und ihrem behaglichen Plauderton, an ihrer Mischung von tiefer Bescheidenheit und stolzem Selbstbewußtsein, an der Verbindung von herzlichem Gottvertrauen und freier Weltauffassung, an dem rücksichtslosen Urteil über Welthändel und Menschen und doch an einem gewissen Respekt für feststehende Gewalten, an ihrem Sinn für das Kleinste, an dem Talent der Beobachtung des Unbedeutendsten und an der Ahnung des wirklich Bedeutenden und Großen. Wie unzählig oft sind Anekdoten von ihr erzählt, die wenigstens zum Teil in ihren Briefen berichtet werden: Wie sie Prinzessinnen, unter anderen der späteren Königin von Preußen imponiert, sich aber nicht von ihnen imponieren läßt, wie sie der Frau von Staël, von der sie als ein Wundertier angestarrt wird, eine Lektion zu geben imstande ist; wie sie vor den jungen Genien, den Freunden des Sohnes, ebenso besteht, wie vor seinen Gönnern, den Herrschaften von Weimar; wie sie als Märchenerzählerin die Kinder um sich schart und als Berichterstatterin von Wolfgangs Jugend der lauschenden Bettina Offenbarungen verrät; wie sie im Schauspielhaus durch ihren Beifall „gut Wetter" macht und dabei in ihrem Herzen, das ihr Lebenlang nicht viel Nahrung gehabt hatte, für hübsche und fähige Schauspieler, z. B. Unzelmann, den einzigen, der sie mit ihrem Vornamen anreden durfte, und dem gegenüber sie auch ihre Briefe mit dem Vornamen unterzeichnet, einen kleinen Raum hat. Man täuscht sich, wenn man meint, daß diese Frau ganz und unbedingt auf ihres Sohnes Seite steht, so sehr sie auch sein Genie erkennt und sich an einzelnen seiner Werke erfreut. Nicht etwa, daß sie selbständig Kritik übt — höchstens wenn Wolfgang seine Werke lateinisch drucken läßt, was ihr ein Greuel ist —, aber sie ist auch nicht so gesinnt, daß sie keinen neben ihrem Sohn gelten läßt. Vielmehr hat sie, schon bevor die große Mehrzahl der Deutschen ihrer Meinung war, für Schiller herzliche Sympathie, schon weil er ihres „Hätschelhans" Freund ist. Aber auch Gevotter Wieland besteht vor ihr und sagen wir's offen: Merkur und Journal für Luxus und Moden, die Romanbibliotheken und vieles Geringwertige, das ihr, der Heißhungrigen, als Lesefutter diente, las sie vielleicht mit weniger Ehrfurcht, aber mit größerer Aufmerksamkeit als die „Horen" und gar die „Propyläen".

Seit sechs Jahrzehnten kannte man, wie gesagt, einzelne dieser Briefe, seit einigen Jahren war in Veröffentlichungen, die gleich anzuführen sind, die Hauptmasse bekannt geworden. Seitdem hat K. Heinemann in einem Buche über Goethes Mutter, das mit vielen, teilweise guten Bildern geschmückt ist, sehr viele dieser Briefe in eine biographische Darstellung verwebt, die, wie die fünf oder sechs Auflagen beweisen, eine außerordentliche Verbreitung fand; Philipp Stein hat in der Reklamschen Universalbibliothek eine große Anzahl — etwa die Hälfte der vorhandenen: 207 von 407 — dieser Briefe gesammelt und kommentiert.

Erwägt man dies, so wird man von der **Notwendigkeit** einer neuen Sammlung nicht sprechen können. Und doch hat eine vollständige Sammlung gewiß ihr Gutes; denn das Heinemannsche Buch gibt nur Bruchstücke; die Reklam-Bändchen, so handlich sie sind, können keinen Platz in einer Liebhaberbibliothek einnehmen; die Schriften der Goethe-Gesellschaft, speziell die beiden Bände, welche die Briefe der Frau Rat enthalten, sind gar nicht mehr erhältlich oder wenigstens nicht auf dem Wege des Buchhandels zu bekommen. Daher ist eine eben erschienene vollständige Zusammenstellung aller von ihr geschriebenen oder jedenfalls aller irgendwie erreichbaren Briefe froh zu begrüßen, besonders da sie in echt wissenschaftlicher Art bearbeitet sind.[1]

Von den in der neuen Sammlung zusammengestellten Briefen war kein Stück ungedruckt, aber viele waren recht zerstreut. Der Inhalt setzt sich im wesentlichen zusammen aus den zwei großen Weimarer Sammlungen, Band I und IV der Schriften der Goethe-Gesellschaft, den Briefen an Anna Amalia von Weimar und denen an Sohn, Schwiegertochter, Enkel, ferner aus der in dem Buche von R. Keil etwas wild und ungefüge zusammengebrachten Reihe, 1871, aus den gleichfalls in Buchform erschienenen Briefen an Fritz v. Stein, aus den von Funk zuerst edierten Briefen an Lavater und aus vielen, in gelegentlichen Publikationen, im Goethe-Jahrbuch und in anderen Zeitschriften erschienenen Episteln. Im ganzen sind es 407 Nummern, die erste vom 2. August 1774, die letzte vom 1. Juli 1808. Auf das Jahr kommen also fast genau zwölf Briefe, je einer auf den Monat. Daß dies bei einer so schreiblustigen Frau — denn das war sie, wenn sie sich mitunter auch schreibfaul nennt — bei einer, die an vielen Orten Verwandte und, wenn sie gleich nie aus Frankfurt herauskam, allerwärts Bekannte, Freunde und Verehrer hatte, nicht viel ist, das heißt, daß sie weit mehr geschrieben hat, ist ganz gewiß; nur waren eben die Korrespondenten nicht so sorgsam im Aufheben wie der Sohn, die Herzogin Amalie und einzelne andere der von ihr Geehrten. War doch Goethe selbst nicht so pietätvoll, die Briefe der ersten Jahre, ja Jahrzehnte aufzuheben. Denn vor 1792 sind, wenn man die für ihn bestimmten Briefe an seinen Diener und Hausgenossen Philipp Seidel ausnimmt, nur vier Briefe erhalten, und man wird doch wohl annehmen, daß er nach Leipzig, Straßburg, Wetzlar und gewiß nach Weimar ein Dutzend Episteln und mehr erhalten hat.[2]

---

[1] **Briefe der Frau Rat Goethe**, gesammelt und herausgegeben von **Albert Köster**. 2 Bände, Leipzig, Karl Ernst Poeschel, 1904.

[2] In den Leipziger Briefen an die Schwester kommt eine oft angeführte Stelle vor, in der Goethe die Mutter grüßen läßt und sich entschuldigt, daß er ihr bisher niemals einen Gruß gesandt habe. Es bleibe dahingestellt, ob diese Worte so interpretiert werden dürfen, daß Goethe von Leipzig aus niemals an die Mutter schrieb und nie von ihr einen Brief erhielt. Unmöglich ist das letztere nicht. Denn bei dem Zwang, den Hr. Rat auf seine Hausgenossen übte und bei dem seltsamen Erziehungssystem, das er befolgte, war die Korrespondenz Wolfgangs mit dem Hause so geregelt, daß sie kein freier Erguß des Herzens, sondern ein notwendiges Stück der Bildung war: Kornelie schrieb, um sich im Stil zu üben, Wolfgang gab der Schwester Lektionen, und der Vater sendete hauptsächlich Korrektur. Doch ist kaum anzunehmen, daß dies Verhältnis auf die Dauer blieb. Wir besitzen die Episteln des jungen Goethe aus der Straßburger, Wetzlarer und der ersten Weimarer Zeit nicht, aber es ist kaum anzunehmen, daß sich Goethe in dieser Zeit, namentlich nach der Verheiratung der Schwester und ihrem frühen Tode, nicht der Mutter gegen-



Wer Lust hat, darüber ein Klagelied anzustimmen, der mag es tun; in einer Beziehung würde der Klagende recht haben: die eigentliche Jugendzeit der Schreiberin nämlich ist in den Briefen an den Sohn sowie in den schriftlichen Ergüssen überhaupt gar nicht vertreten. Das erste uns erhaltene datierte Schriftstück zeigt sie uns schon als Vierzigerin, und wir hätten gar zu gern auch Zeugnisse aus der Zeit ihrer wirklichen Jugend.

Aber dagegen kann man vielleicht einwenden: ihre Entwicklung selbst war eine späte; lange stand sie, wie ja auch die Kinder, nicht bloß physisch unter dem Bann ihres Gatten; erst als dessen Kraft nachließ, als er vor der Zeit ein alter, müder Mann geworden war, vermochte sie ihre Individualität voll und ganz zu entfalten.

Daß der Herausgeber in seine Sammlung die von der guten Bettina gedichteten Episteln in dem Briefwechsel Goethes mit einem Kinde nicht aufgenommen hat, ist ebenso zu billigen wie daß er von den in „Ilius Pamphilius" enthaltenen Goethe-Briefen nur die zwei wieder abgedruckt hat, deren Originale noch erhalten sind. Denn *wirklich echt* kann man unter den von Bettina veröffentlichten Schriftstücken nur diejenigen nennen, deren Urschrift man noch besitzt.

Das Verdienst, aus vier oder fünf großen Sammlungen und zahlreichen Einzelveröffentlichungen eine neue zusammenzustellen, wäre nicht eben groß. Aber es wird groß dadurch, daß der Herausgeber die sämtlichen Briefe mit den in vielen öffentlichen und Privatbibliotheken verstreuten Originalen verglichen und dadurch eine Reihe Fehler verbessert hat. Er hat eine hübsche, knappe, zwar nichts Neues enthaltende, aber das Bekannte nett zusammenstellende Einleitung vorangestellt, in den Anmerkungen und dem Register gute Beiträge zum Verständnis gegeben, denn das Register ist keine bloße Namenszusammenstellung, sondern fügt den Namen viele biographische Daten hinzu und setzt auch gelegentlich Literaturangaben bei.

Einer solchen Sammlung kritisch entgegenzutreten, ist nicht angezeigt, am wenigsten ist dazu hier der Ort. Bei der Sorgsamkeit des Herausgebers kann man ohne weiteres eine gesicherte Textgestaltung annehmen. Auch in den Anmerkungen, die sich natürlich sehr bescheiden, ist einzelnes Neues mitgeteilt. Nur ein paar kleine Ausstellungen hebe ich hier hervor. Da zu Nr. 62 bei dem Stück „Nicht mehr als sechs Schüsseln" schon gesagt war, daß es ein Lustspiel von Großmann ist, so brauchte dies zu Nr. 70 nicht nochmals hervorgehoben zu werden. Zu I, 172: „Wer über gewisse Dinge seinen Verstand nicht verliert, hat keinen zu verlieren", hätte die bekannte Quelle angegeben werden sollen. Zu 196: „Im Glück von Volten und geladen geh ich mit Deinem Strauß" hängt doch wohl schwerlich mit faire la volte = „alle Stiche machen" zusammen, sondern eher mit „volte" = Tanz. Zu 231: „Judenkram" bedeutet durchaus nicht „Partieware", hat mit „Resten" nichts zu tun, sondern es ist reelle Ware, die diese Bezeichnung nur deshalb führt, weil sie gewöhnlich von Juden gekauft wurde; der Name blieb dann auch, wenn der Händler, bei dem Frau Rat die Geschenke für die Weimarer Kinder kaufte, christlicher Konfession war. — Doch sollen diese kleinen Bemerkungen nur die Aufmerksamkeit bekunden, mit der ich auch die Anmerkungen gelesen habe.

Noch ein Wort über die Ausstattung. Ich bin im allgemeinen kein übermäßiger Verehrer des modernen „Buchschmucks". Diesem Buch gegenüber kann ich indessen sagen: auch das Aeußere ist wohl gelungen, Papier, Druck, Einband, alles ist tadellos. Ohne Initialen, ohne gleichgültige Illustrationen — das Ganze höchst würdevoll und vornehm. Ständen nicht die Seitenzahlen unten statt oben und wäre nicht die höchst unschöne Sitte eingeführt, am Anfang eines neuen Abschnittes: Einleitung, Text, Anmerkungen, Register den Druck ganz oben auf der Seite zu beginnen, statt wie man es gewohnt ist, in der Mitte oder auf dem ersten Drittel der Seite, so wüßte ich nichts zu tadeln. Aber da ich kein Nörgler bin und den Beruf des Kritikers nicht darin erblicke, irgend etwas bemängeln zu müssen, so gehe ich auch darüber schnell hinweg. Das Buch ist in jeder Weise eine höchst erfreuliche Erscheinung, und da es für das, was es bietet, nicht teuer ist, so wird ihm, trotz Heinemann und Reclam, eine weite Verbreitung hoffentlich zuteil werden.

über geäußert und noch weniger, daß sich diese nicht auch schon vor 1782, vor dem Tode des Gatten, von seiner Herrschaft emanzipiert hat. Die letzten Jahre war Hr. Rat sehr schwach, fast kindisch, und wenn auch die Pflege des Gatten ihr viel Zeit nahm, so fand sie bei ihrer Raschheit gewiß Muße genug zu manchem Briefe.

Bücher und Zeitschriften.

* **Bildnisse von Meisterhand.** Ein systematisch geordnetes Verzeichnis der bedeutendsten Schöpfungen der Porträtmalerei aller Zeiten. Dritter Teil des „*Vademecum für Künstler und Kunstfreunde*" von Dr. F. *Sauerhering*. Stuttgart 1904, Paul Neff.

Schon vor mehr als 15 Jahren machte ein Kritiker H. A. L. in der zu Leipzig erscheinenden bekannten „Kunstchronik" (vom 28. März 1889) seinem Schmerze über das Fehlen eines „Vademecum", wie des vorliegenden, in folgenden Klagetönen Luft: „Da wir in Deutschland noch immer kein Werk besitzen, aus dem wir uns genügende Auskunft über die verschiedenen Bildnisse hervorragender Persönlichkeiten, ihre Verfertiger, den Ort ihrer Aufbewahrung, die Art ihrer Reproduktion u. s. w. zu erholen vermöchten, sind wir bei derartigen Forschungen immer noch auf die zunächst nur für Geschäftszwecke angefertigten Kataloge der Antiquare angewiesen." Aus diesen und ähnlichen Bemerkungen in Kunstzeitschriften läßt sich erkennen, daß das Verlangen nach einem mehr wissenschaftlich bearbeiteten Katalogswerk über Gemälde und Skulpturen vor 10 bis 20 Jahren gleichsam in der Luft lag. Bezeichnenderweise spricht der ungenannte Kritiker in dem obigen Zitat nur von den Katalogen der Antiquare, die, meist ohne Nennung der Aufbewahrungsorte (d. h. der Galerien, Museen), in erster Linie doch nur Verzeichnisse von lithographischen und Kupferstich-Reproduktionen geben. Von den großen Kunstverlagsfirmen, besonders in München und Berlin, die seit mehr als einem Menschenalter eine Ehre dareingesetzt haben, vorzügliche Photographien, Photogravüren, Heliogravüren, Lichtdrucke u. s. w. in allen möglichen Formaten nach berühmten Meisterwerken der bildenden Kunst zu veröffentlichen, schweigt er. Und wie würde er erst geklagt haben, wenn er damals schon die herrlichen farbigen Faksimile-Reproduktionen mittelst Farbenlichtdrucks oder Dreifarbendrucks und in bunter Kupfergravüre nach den bedeutendsten Malerwerken geschaut hätte? Dieser Embarras de richesse hätte ihn sicher noch wehmütiger gestimmt darüber, daß niemand ihn schnell und sicher über die besten mechanischen Vervielfältigungen von Werken der bildenden Kunst, insbesondere der Malerei belehren konnte. Seit dem Jahre 1896 ist durch Dr. Sauerherings „Vademecum für Künstler und Kunstfreunde" dem tatsächlich an mehr als einer Stelle vorhandenen Verlangen nach einem Nachschlagewerk über Gemälde abgeholfen. Die einzelnen Bändchen desselben — von denen jedes ein in sich abgeschlossenes Ganzes bildet — bieten eine Zusammenstellung der bedeutendsten Geschichtsbilder, Genrebilder, Bildnisse, religiösen Darstellungen, mythologischen Darstellungen, Landschaften, Tierstücke u. s. w. Die Titel der Gemälde (nebst Künstler, Jahr, Galerie u. s. w.) sind in den einzelnen Bändchen dann wieder in verschiedene Unterabteilungen gegliedert — so bei dem jetzt erschienenen Teil „*Bildnisse*" in Männerbildnisse, Frauenbildnisse, Kinderbildnisse — und in den Unterabteilungen sind die Gemäldetitel alphabetisch geordnet. Der Gedanke, die Helden der Weltgeschichte, die hervorragendsten Gestalten in Staat und Kirche, die bedeutendsten Geister in Kunst und Wissenschaft, berühmte und schöne Frauen, die alle eines Künstlers Pinsel verewigt hat, *im Bilde* vor dem geschichts- und kunstfreundlichen Leser vorbeidefilieren zu lassen, ist besonders im letzten Jahrzehnt recht rege gewesen; indessen hat keines dieser Sammelwerke eine solche Fülle von jedermann leicht erreichbaren Bildnissen dargeboten, wie der dritte

Teil von Sauerherings „Vademecum für Künstler und Kunstfreunde". Und dabei sind noch gar nicht einmal die Originalbildnisstiche, deren es bekanntlich eine recht große Zahl gibt, aufgenommen worden, da das „Vademecum" eben nur berühmte Malerwerke bieten will. — Daß von den gekrönten Häuptern oder den sonstigen Helden der Weltgeschichte gleich eine Reihe von Porträten im „Vademecum" sich finden, nimmt nicht weiter wunder; von Kaiser Wilhelm I. werden 45 Bildnisse, darunter 7 Reiterbildnisse, von Kaiser Wilhelm II. 50, von Bismarck 40, von Beethoven 17, von Mozart 12 u. s. w. vom Verfasser aufgezählt. Von einigen weniger berühmten Persönlichkeiten sind ebenfalls zahlreiche berühmte Konterfeis vorhanden, so von König Philipp IV. von Spanien (23 mal), von der Infantin Isabella Klara Eugenia u. s. w. Wertvoll für den Kunstforscher sind die Nachweise Sauerherings über die Porträte nebst Reproduktionen von Karl I. von England und dessen Familie, insbesondere seiner Kinder; von Rembrandt und dessen Frau Saskia, dessen Haushälterin Hendrickje Stoffels, Mutter und Bruder; von Rubens und dessen erster Frau Isabella Brant und dessen zweiter Frau Helene Fourment (14 Bildnisse); von Erasmus von Rotterdam (20 Bildnisse) u. a. Für den Laien dürfte so ziemlich jedes Stichwort Interesse bieten; wir greifen auf gut Glück noch heraus: Napoleon, Goethe, Luther, unsere jetzige deutsche Kaiserin, Königin Luise, Maria Stuart, die Malerin Madame Lebrun. Bei fast jedem der aufgezählten 4000 Bildnisse sind die im Kunsthandel käuflichen Reproduktionen angegeben, seien es nun Photographien, Photogravüren, Kupferstiche, Radierungen oder farbige Blätter; es ist dadurch dem Kunstfreund die Möglichkeit gegeben, sich an der Hand des Vademecum nach eigenem Gefallen eine Sammlung von beliebten Bildnissen anzulegen oder sich aus der manchmal recht großen Zahl von Vervielfältigungen eines und desselben Bildes (zum Beispiel Bismarck, Rembrandts Saskia, Gräfin Potoka) sich die ihm passende auszuwählen. Das größte Interesse aber dürfte vielleicht gerade dieses Bändchen bei den Geschichtsforschern, Geschichtslehrern und bei allen Freunden der Weltgeschichte erwecken, dem wir hiermit die weiteste Verbreitung wünschen. Der große Eifer im Aufspüren „der bedeutendsten Schöpfungen der Porträtmalerei aller Zeiten" und der nach ihnen hergestellten wertvollen Reproduktionen, sowie die ausgebreitete Kenntnis in dem so überaus hervorragenden Kunstzweig, der Bildnismalerei, verdienen es vollauf!

Caritas. Von Karl Schönherr. Wiener Verlag. 1904.

Das vorliegende Buch enthält eine Reihe von Erzählungen, die wie ein blutiger Hohn auf die häufig im Munde geführte, aber eben nur im Munde geführte Caritas klingen. Sie sind schlicht geschrieben und entbehren des herben Humors nicht. Sie sind aus dem vollen Leben geschöpft, und mit der ergreifenden Gewalt realistischer Darstellung paart sich künstlerisches Maß. Die Fülle in der energischen Knappheit, die Echtheit im Ton und die von keiner Reflexion getrübte Unmittelbarkeit sichern ihnen eine starke, erschütternde Wirkung. Der Reigen wird durch die den launigen Titel: „Gottes Schwiegermutter" tragende Erzählung eröffnet. Gottes Schwiegermutter ist die Mutter eines Mädchens, das sich durch die verlockende Schilderung eines Ordensmannes bestimmen läßt, sich vor der bösen Welt in ein streng versperrtes Frauenkloster zu verschließen, für die irdischen Freuden die Gnade, die Braut Christi zu sein, eintauscht. Da es der Mutter zu Hause zu einsam wird, fährt sie zur Tochter, der Schwester Dominika, welche indes an einer schweren Lungenentzündung daniederliegt. Die Mutter verzehrt sich in Sehnsucht nach dem kranken Liebling, sie möchte ihr Leben freudig hingeben, wenn es ihr vergönnt würde, um die Tochter zu sein, sie zu hegen und zu pflegen; die strenge Klausur gestattet dies jedoch nicht, die starre Ordensregel erlaubt nicht einmal, daß eine Mutter ihr Kind vor seinem Ende nochmals sehe. Die hartgeprüfte Mutter ruft in ihrem unsäglichen Schmerz verzweifelt aus: „Die Gebenedeite hat's leichter gehabt als ich! Hat unter dem Kreuze stehen dürfen! Hat ihr Kind gesehen und hören dürfen seine letzten Wort'! Aufsperren... die Klausur... um Christi Blut willen... aufsperren!" Umsonst! Die hochwürdige Oberin bleibt taub gegen alle Bitten und Vorstellungen, sie klammert sich an den kategorischen Imperativ ihrer Pflicht und entgegnet kalt und frostig: „Aber wenn wir nicht dürfen! Sie haben es ja früher gewußt, daß unser Orden so streng ist! Sie haben Ihr Kind dem Herrgott geschenkt! Opfern Sie es auf! Tun Sie es aufopfern und ergeben Sie sich in Gottes heiligsten Willen!" Es ist schrecklich, wofür Gott verantwortlich gemacht, wie mit seinem Namen Mißbrauch getrieben wird. Der Arzt darf als Arzt die Zelle betreten, der Geistliche als Geistlicher, nur das alte gramdurchfurchte Mütterlein muß in maiorem Dei gloriam vor der Türe stehen, sie ist ja bloß die Mutter. Sie darf das heißgeliebte Kind erst sehen, wenn es im kleinen Klosterkirchlein aufgebahrt liegt. — Nur die Zeichnung des „Glückskindes" gefällt mir nicht. Das unglückliche siebenjährige Mädchen spricht nicht kindlich; das Raffinement will mir nicht einleuchten, mit dem es sich selbst ironisiert, sich vor den Kindern auf ein Glückskind hinausspielt und die Spuren der steten Mißhandlungen, die sein armer Körper trägt, auf übertriebene Zärtlichkeiten und Liebkosungen der Eltern zurückzuführen sucht. — Ich kann mich auch mit dem Schluß der „Armenleutsleich'" nicht befreunden. Recht gezwungen, ja geradezu abstoßend ist das Bild von der Mutter Erde, die „Nacht für Nacht in den ersten Gräberreihen zwischen den reichen Marmelsteinen und protzigen Arkaden herumschleicht und mit ihrer großen Hakennase argwöhnisch die Leiber der Feinen und Reichen beschnuppert, ob ja wohl keiner von ihnen besser rieche als ihr Spitalhannes im Winkel; und wenn ihr so ein oberüberfeiner Herr etwa zu gut erhalten scheint, setzt sie ihm gleich eine Handvoll Maden an und redet ihm zu: „Genieren Sie sich nit... gnädiger Herr... stinken Sie nur brav zu! Das ist jetzt Ihr einziger... höchster Beruf!"

Bernhard Münz.

---

* Von dem schon vielfach besprochenen „Deutschen Ordens-Almanach", dessen Erscheinen von den beteiligten Kreisen mit Spannung entgegengesehen wird, liegt uns heute eine Probelieferung vor. Wir können daraus konstatieren, daß die Anordnung eine übersichtliche und praktische und die Ausstattung eine dem Inhalte entsprechend würdige ist. Dem ganzen Werke, das im Spätherbst erscheinen soll, wird noch eine farbige Ordenstafel, sowie eine Anzahl Bildnisse beigegeben.

::

Allgemeine Rundschau.

Das Alter des „tausendjährigen" Rosenstocks in Hildesheim.

∽ Ueber den berühmten Hildesheimer Rosenstock, der nicht minder eine botanische Merkwürdigkeit wie den Stolz der Stadt bildet, die ihn in ihren Mauern birgt, hat der Pastor H. Bank in Ringelheim kürzlich im Verlag von L. Steffen zu Hildesheim eine Monographie erscheinen lassen, die in sehr lesenswerter Weise alles Wichtige über den berühmten Rosenstock, der übrigens zur Gattung der wilden Hecken- oder Hundsrose, nicht der veredelten Rose gehört, zusammengestellt. Ueber das wahrscheinliche Alter des von der Legende mit den mannigfachsten Geschicken ausgestatteten, vor einigen Jahren bekanntlich mit der Gefahr des Absterbens bedrohten Stockes entnehmen wir seiner Darstellung die folgenden Angaben:

„Humboldt in seinen „Ansichten der Natur" gibt an, daß schon im 11. Jahrhundert unseres Rosenstockes urkundlich Erwähnung geschehe und zwar durch die Ausgaberegister des Domes, in welchen auch Ausgaben für die Pflege des Rosenstockes verzeichnet seien. Leunis sagt, Bischof Hezilo (1054—1079) habe ihn „als ein merkwürdiges Denkmal der Vergangenheit" besonders pflegen und ihn, als er den durch die Feuersbrunst zerstörten Dom wieder aufbaute, an der Mauer des Chores hinaufleiten lassen. — Von diesen Angaben ist jedoch urkundlich nichts nachzuweisen. Sie beruhen auf der Aussage eines früheren Dombibliothekars, der seinerseits von einem Mitgliede des alten Domkapitels Kunde über die damals angeblich noch vorhandene Urkunde erhalten haben

wollte. Alle späteren Nachforschungen nach dieser Urkunde sind vergeblich geblieben. Die erste nachweisbare Erwähnung unseres 1000jährigen Rosenstockes finden wir erst im 17. Jahrhundert; da heißt es aber bereits, daß er „schon viele Jahrhunderte ausgedauert habe.“ Der eifrige Erforscher der Hildesheimschen Geschichte, der Dombibliothekar Dr. Kratz, hat das Verdienst, zuerst auf den Mann hingewiesen zu haben, dem wir die älteste Nachricht über den 1000jährigen Rosenstock verdanken, und dem Domkapitular Dr. Bertram war es dann vergönnt, auf Grund dieses Hinweises diese Nachricht selbst in zwei verschiedenen Handschriften wieder aufzufinden. Der Verfasser dieser Handschriften ist der Jesuitenpater Georg Elbers, geboren 1607 in Osnabrück, gestorben 1673 im Jesuitenkollegium zu Hildesheim. Elbers hat über die Geschichte Hildesheims zwei Werke verfaßt; das eine ist betitelt: „Historia Hildesiensis“, Hildesheimsche Geschichte, das andere kürzere, eine Art Vorstudie zu dem ersteren: „De civitate Hildesiensi ejusque templis“, Ueber die Stadt Hildesheim und ihre Kirchen. In der Einleitung nun zu diesen Werken wird unser 1000jähriger Rosenstock nach unserer jetzigen Kenntnis zum erstenmale erwähnt. Auf diesen Angaben von Elbers beruht höchstwahrscheinlich alles, was wir später über den 1000jährigen Rosenstock geschrieben und gedruckt finden. So die schöne poetische Beschreibung unseres Rosenstockes durch den Arzt Cohausen, der 1666 in Hildesheim geboren war und 1750 in Münster starb. Cohausen war ein Schüler des Jesuitenkollegs, an dem Elbers noch in Cohausens Jugend lehrte. Er nennt unseren Rosenstock „jenen wohl in der ganzen Welt, soweit bekannt, größten und ältesten Rosenstock in meiner Vaterstadt Hildesheim“. Gleichfalls beruhen auf Elbers die Angaben des oben erwähnten Dombibliothekars, die in Humboldt und Leunis übergegangen sind. Woher Elbers seine Nachrichten geschöpft hat, darüber fehlt uns bis jetzt jede Spur. Elbers spricht von dem hohen Alter des 1000jährigen Rosenstockes — „der so viele Jahrhunderte ausdauert“ — als von etwas, das allen bekannt ist und von allen zugestanden wird; er sagt, daß Hezilo ihn schon vor fast 600 Jahren vorgefunden habe; er findet es mit seinen Zeitgenossen durchaus nicht auffällig, daß uralte Muttergottesbilder aus dem Holze des Rosenstockes geschnitzt sein sollen. Seit Elbers' Lebzeiten (er trat 1629 in das Jesuitenkolleg zu Hildesheim ein) sind mehr als zwei und ein halbes Jahrhundert verflossen; nicht viel weniger Zeit dürfen wir wohl vor Elbers für unseren Rosenstock in Anspruch nehmen, damit Elbers und seine Zeitgenossen vom „1000jährigen Rosenstocke“ so denken und schreiben konnten, wie sie gedacht und geschrieben haben. Also ein Alter von 400 bis 500 Jahren, sagen wir rund von einem halben Jahrtausend, dürfen wir auf die Angaben von Elbers hin doch wohl unserem Rosenstocke zu sprechen. Ob er das ander halbe Jahrtausend auch schon am Dome gestanden hat, darüber wird sich geschichtlich schwer etwas nachweisen lassen; wir müssen uns da wohl mit Legende und Sage begnügen.

*

Die Einnahmen der Türkei.

Die Einnahmen des türkischen Staates sind zum Teil noch, wie wir einer interessanten Studie Dr. Lohtveds in den Mitteilungen des Seminars für Orientalische Sprachen an der Friedrich Wilhelms-Universität zu Berlin (VII. Jahrgang. Kommissionsverlag von Georg Reimer) entnehmen, auf die im Koran und von den ersten Kalifen verordneten Steuern zurückzuführen. Die älteste Steuer ist die Armensteuer (sedakat, Sure 2, 40), die vom Ackerland, Geld und von den Herden erhoben wurde, und zwar, wie die Kommentatoren ausführen, von den Kamelen, Rindern, Schafen und Ziegen. Bei der Festsetzung der Armensteuer vom Ackerland war die Fruchtbarkeit des Bodens entscheidend. In wasserreichen Gegenden betrug sie den zehnten Teil (üschr), in weniger fruchtbaren dagegen den halben Zehnten der Bodenerträgnisse. Diese Armensteuer hat sich bis in die Neuzeit in der Form des Zehnten (üschür), der Hammelsteuer (agnam) und der vor der Einführung der allgemeinen Viehsteuer bestehenden Kamels- und Büffelsteuer erhalten. Neben der Armensteuer schrieb Mohammed (Sure 9, 29) die Erhebung einer Kopfsteuer (dschisije) von den besiegten Christen und Juden vor als „Entgelt für die Befreiung vom Tode“, dem sie eigentlich verfallen waren. Gleichzeitig wurden die unterworfenen Andersgläubigen, die im Besitze ihres Grund und Bodens belassen wurden, einer Grundsteuer (charadsch) unterworfen. Seit dem Hath-i-humajun von 1856 (Art. XVII), durch den die Gleichheit der Muselmanen und Nichtmuselmanen verkündet wurde, sind diese Steuern abgeschafft worden. An deren Stelle ist die Steuer für die Befreiung der Nichtmuselmanen vom Militärdienst (bedel-i-askerije) und die allgemeine Grund- und Gebäudesteuer (wergi) getreten.

Außer diesen Steuern besaß der türkische Staat in früheren Zeiten weitere Einnahmequellen wie z. B. die Kriegsbeute, von der dem Fiskus (bejt-ul mal) ein Fünftel zukam, jedoch haben diese bei der Betrachtung der gegenwärtigen Einnahmequellen des türkischen Staates ein geringes Interesse. Die gegenwärtigen Einnahmen der Türkei zerfallen wie die jedes Staates in staatswirtschaftliche und privatwirtschaftliche. Zu den ersteren, die vom Staat kraft seiner Hoheit zwangsweise aus dem Einkommen der ihm unterstehenden Staaten und Personen erhoben werden, gehören 1. die Tribute, 2. die direkten Steuern, 3. die indirekten Steuern, 4. die Gebühren, 5. die Vermögensstrafen und die Einnahmen aus dem Anfallsrecht. Unter die privatwirtschaftlichen Einnahmen fallen diejenigen Einnahmen, die der Staat als Einzelwirtschaft in Unternehmungen ganz nach den gewöhnlichen Grundsätzen des privatwirtschaftlichen Systems in der freien Verkehrskonkurrenz erwirbt.

*

Kleinere Mitteilungen.

* **Medizinisches.** In der Berliner Medizinischen Gesellschaft hielt gestern Abend Geheimrat Prof. Dr. Robert Koch einen Vortrag über seine wissenschaftliche Ausbeute in Afrika; er gab ein Bild von der Verbreitung und dem Wesen der sogenannten Trypanosomen-Krankheiten, besonders den unter den Negerstämmen grassierende Schlafkrankheiten. Deren Bekämpfung müsse nach den gleichen Grundsätzen wie die der übrigen Infektionskrankheiten erfolgen.

* **Eine Vereinigung für Kriminalpsychologie und forensische Psychiatrie** wird im Großherzogtum Hessen beabsichtigt. In dieser Vereinigung sollen Juristen, Mediziner, Verwaltungs- (besonders Polizei- und Strafanstalts-) Beamte gemeinsam die vielen psychologischen und psychiatrischen Fragen im Rechtsleben, besonders im Strafrecht, studieren. Diesem Zwecke sollen Versammlungen an verschiedenen Orten, ein- oder mehrmals im Jahre, mit Vorträgen, Berichten, Besprechungen, Besichtigungen und Materialsammlungen dienen. Dadurch werden die Beteiligten unterstützt und die Reform des Strafrechts und Strafprozesses gefördert. Zu der ersten Versammlung lädt ein Komitee, dem hervorragende Aerzte und Juristen angehören, alle, die der Vereinigung beitreten möchten, auf den 5. November d. J. nach Gießen ein. Als Tagesordnung ist in Aussicht genommen: 1. Besprechung über den Zweck und die Organisation der Vereinigung; Gründung der Vereinigung. 2. Bericht des Professors W. Mittermaier (Gießen) über „Die Reformfragen auf dem Gebiete des Strafprozesses“. 3. Bericht des Professors R. Sommer (Gießen) über „Die Forschungen über die Psychologie der Aussage“.

* **Ein Heilmittel gegen die Schlafkrankheit** soll von Dr. Laveran in der Pariser Pasteur-Anstalt entdeckt und bereits mit Erfolg an Tieren erprobt worden sein, denen die Krankheit vorher eingeimpft war. Laveran gehört zu den hervorragendsten Forschern seines Faches und hat seinerzeit bei der Entdeckung des Malaria-Erregers Bahnbrechendes geleistet.

* **Naturwissenschaftliche Forschungsreise.** Nach Berichten, die aus Australien in Heidelberg eingetroffen sind, ist der zur Zeit beurlaubte außerordentliche Professor in der medizinischen Fakultät der Universität Dr. Hermann

Klaatsch, der bekannte Anthropologe und Prähistoriker, am 19. August wohlbehalten an Bord eines Queensländer Regierungsdampfers in Normanton am Golfe von Carpentaria eingetroffen. Die damit vollendete Expedition nach den Batavia- und Archerflüssen hatte ihn, nach einer Meldung der Nationalzeitung, mit den Ureinwohnern in unmittelbare Berührung gebracht und ihm große Ausbeute eingetragen. Die Regierung von Queensland hatte dem deutschen Forscher das Regierungsschiff Melbidir auf sechs Wochen kostenfrei zur Verfügung gestellt, um die Küstenstriche und Inseln des Golfs von Carpentaria durch ihn genauer anthropologisch untersuchen zu lassen.

* **Anthropologischer Fund.** Eine steinzeitliche Ansiedelung wurde dieser Tage vom Vorstand der Anthropologischen Sektion der Pfalz am Ostrande der Gemarkung von Dürkheim festgestellt. In dieser Siedelung, welche demnächst systematisch untersucht wird, wurden bereits zahlreiche Scherben gefunden von Gefäßen der Spiralbandkeramik und einer etwas späteren Ornamentik, darunter mehrere Stücke von verzierten Zonenbechern, drei Steinbeile, ein halbes Dutzend hübscher Pfeilspitzen aus Flint und Kies und Knochen von Rind und Schaf.

Hochschulnachrichten.

□ **Würzburg.** Für den bisherigen 1. Assistenten am Pathologischen Institut Prof. Dr. Max Borst, der einem Ruf an die Akademie für praktische Medizin in Köln folgte, wurde der bisherige 2. Assistent Dr. Walthoff und an dessen Stelle Dr. Wolf ernannt.

* **Bonn.** Der bisherige Privatdozent der Physiologie Dr. Rudolf Rosemann ist zum außerordentlichen Professor in der philosophischen und naturwissenschaftlichen Fakultät der Universität Münster ernannt worden. — In der vorigen Woche fand an der hiesigen Universität ein wissenschaftlicher Ferienkurs für Theologen Rheinlands und Westfalens statt, an dem über hundert Pfarrer und Gymnasiallehrer teilnahmen. Das größte Interesse fand dabei ein Vortrag des Professors Dr. König: Die babylonisch-mythologischen Elemente in der alttestamentlichen Literatur.

z. **Göttingen.** Der bekannte Physiker Prof. Nernst hat einen Ruf nach Berlin als Leiter der Physikalisch-technischen Reichsanstalt an Stelle des in den Ruhestand getretenen Professors Kohlrausch erhalten.

* **Marburg.** Am 29. d. M. wird sich in der philosophischen Fakultät Dr. med. et phil. Narziß Ach mit einer Antrittsvorlesung „Ueber Aufgabe und Methodik der experimentellen Psychologie" für das Fach der Psychologie habilitieren.

* **Aus Oesterreich.** An der tschechischen Universität zu Prag wurde der Privatdozent Dr. Gustav Friedrich zum außerordentlichen Professor der historischen Hilfswissenschaften ernannt.

hc. **Wien.** An der hiesigen Universität hat sich Dr. Sextil Pușcariu als Privatdozent für romanische Sprachen niedergelassen.

* **Aus der Schweiz.** In Genf ist, wie der Frankfurter Zeitung geschrieben wird, der Theologieprofessor Eduard Bard im Alter von 68 Jahren gestorben.

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

J. Tews, Generalsekretär d. Gesellsch. f. Verbreitung v. Volksbildung: Volkstüml. Leseanstalten. Leitfaden z. Begründ. u. Verwalt. v. Volksbiblioth. u. Lesehallen i. Stadt und Land. Herausgegeben vom Zentralverein für das Wohl der arbeitenden Klassen. Berlin 1904. Leonhard Simion Nachf. 57 S. — Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde. (Neue Folge. 31. Band. 2. Heft.) Hersg. vom Vereinsausschuss. Hermannstadt 1904. Franz Michaelis. S. 373—775. — Karl Heinrich Maurer: In stillen Nächten. Gedichte in Vers und Prosa. Altenburg S.-A. 1904. Theodor Unger. 211 S. — Dr. M. Bothe: Die indische Währungsreform seit 1893. (Münchener Volkswirtschaftliche Studien. Hersg. von Lujo Brentano und Walther Lotz. 67. Stück.) Stuttgart u. Berlin 1904. J. G. Cotta Nachf. 291 S. — Charlot Strasser: Ein Sehnen. Buchschmuck von Hanny Bay. Bern 1905. A. Francke. 159 S. — Robert Prölss: Von den ältesten Drucken der Dramen Shakespeares und dem Einflusse, den die damaligen Einrichtungen auf diese Dramen ausgeübt haben. Eine Untersuchung vom literarischen und dramaturgischen Standpunkte. Leipzig 1905. F. A. Berger. 141 S. — Dr. Edgar Alfred Regener: Wilhelm v. Scholz. Zweite Auflage. Leipzig u. Berlin. Jaques Hegener. 58 S. — Adolf Goetz: Sträfling 788. Ein Kapitel Berufsleiden. Ebenda 1904. 197 S. — Otto Müller: Anleitung zur Dichtkunst. Wien und Leipzig. A. Hartleben. 216 S. — Dr. phil. Alexander Pache: Naturgefühl und Natursymbolik bei Heinrich Heine. Ein Beitrag zur Würdigung seiner Kunst und Persönlichkeit. Hamburg u. Leipzig 1904. Leopold Voss. 168 S. — M. v. Massow: Junge Sehnsucht. Gedichte. Hanau. Clauss u. Feddersen. 104 S. — Dr. Wilhelm Massot: Textilindustrie. (III: Wäscherei, Bleicherei, Färberei und ihre Hilfsstoffe. Mit 28 Figuren.) Leipzig 1904. G. J. Göschen. 152 S. — Ludwig Jahne: Die Khevenhüller. Epische Dichtung aus der Zeit der Gegenreformation Oesterreichs. Klagenfurt 1905. Ferd. v. Kleinmayr. 140 S. — Dr. Arnulf Sonntag: Hermann v. Gilm. Darstellung seines dichterischen Werdeganges. München 1904. J. Lindauersche Buchhandlung (Schöpping). 156 S. — Sven v. Hedin: Abenteuer in Tibet. Mit 137 Abbildungen, 8 bunten Tafeln und 4 Karten. Leipzig 1904. F. A. Brockhaus. 414 S. — Theodor Fontane: Causerien über Theater. Herausgeber Paul Schlenther. Berlin 1905. F. Fontane u. Co. 451 S. — Ludwig Pietsch: Aus jungen und alten Tagen. Erinnerungen. Ebenda 1904. 345 S. — H. A. Revel: Aus den schwarzen Bergen. Novellen aus der Herzegowina und Montenegro. Stuttgart 1904. Paul Unterborn. 173 S. — P. Paul Siebert: Kirchengeschichte für höhere Schulen. Leipzig u. Berlin 1904. B. G. Teubner. 142 S. — Graf Joseph Alexander von Hübner: Neun Jahre der Erinnerungen eines österreichischen Botschafters in Paris unter dem zweiten Kaiserreich. Zweiter Band. Berlin 1904. Gebr. Paetel. 277 S. — Eug. Brossard: Das französische Zeitwort. Wien u. Leipzig. Theodor Daberkow. — Jakob Burckhardt: Geschichte der Renaissance in Italien. 4. Aufl. Bearbeitet von Dr. Heinrich Holtzinger. Mit 310 Illustr. (Geschichte der neuen Baukunst von Jakob Burckhardt und Wilhelm Lübke. 1. Band.) Stuttgart 1904. Paul Neff (Karl Büchle). 402 S. — Alfred Friedmann: Ernte ohne Saat. Roman. (Kürschners Bücherschatz. No. 422.) Berlin, Eisenach, Leipzig. Hermann Hillger. 128 S. — Lic. theol. Leonhard Staehlin, Konsistorialrat in Amberg: Ueber den Ursprung der Religion. München 1905. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck). 35 S. — Die Verfassung des Deutschen Reichs vom 16. April 1871 in ihrer derzeit geltenden Gestalt nebst verfassungsrechtlichen Nebengesetzen, Verträgen etc. Mit Anmerkungen und Sachregister herausgegeben von Dr. Max v. Proebst, Ministerialrat im kgl. bayer. Staatsministerium des Innern. 3. neubearbeitete Auflage. Ebenda 1905. 281 S. — Dr. Theodor Bitterauf: Geschichte des Rheinbundes. (1. Band: Die Gründung des Rheinbundes und der Untergang des alten Reiches.) Ebenda 1905. 459 S. — Justus Köberle, Lic. theol., ord. Professor der Theologie in Rostock: Sünde und Gnade im religiösen Leben des Volkes Israel bis auf das Christentum. Eine Geschichte des vorchristlichen Heilbewusstseins. Ebenda 1905. 685 S.





Beilage zur Allgemeinen Zeitung.



Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Ein Kulturkampf vor drei Jahrhunderten.

In der amerikanischen Monatsschrift „The Atlantic Monthly" (Januar und Februar 1904) hat der Diplomat und Historiker, Hon. Andrew D. White zwei Artikel über „Fra Paolo Sarpi" veröffentlicht, die auf gründlichen Quellenforschungen beruhen und des Verfassers bekannte hohe Wertschätzung des Servitenbruders, der sich den Anmaßungen des Papsttums nichts weniger als servil erwies, durch die klare und körnige Rechtfertigung seines Verhaltens und die richtige Würdigung seiner Verdienste als eines einsichtigen und unerschrockenen Kulturkämpfers begründen und in anziehender und anschaulicher Weise zur Darstellung bringen. Es wird manchem vielleicht als ein auffälliges, sehr bedeutungsvolles und sogar wunderbares Zusammentreffen vorkommen, daß Sarpi, der klügste und kühnste Feind des Jesuitismus, in demselben Jahre (1552) geboren wurde, in dem Franciscus Xaver, der Mitstifter und erste Apostel des Jesuitenordens, gestorben ist. In dieser allerdings merkwürdigen Uebereinstimmung werden fromme Seelen leicht eine sinnbildliche Vordeutung und göttliche Kundgebung finden. Wer aber solche übernatürliche Vorzeichen nicht in Erwägung ziehen will, wird in dem höchst interessanten Zusammenfall nur ein Beispiel von der Wirkung und Gegenwirkung des in der Geschichte wie in der Natur allgemein geltenden Gesetzes der Kausalität erkennen, das den Lauf der aufeinanderfolgenden und ineinander eingreifenden Ereignisse bestimmt, die mit dem menschlichen Fortschritte unvereinbaren Einrichtungen und Lehren beseitigt und die Verbreitung der Kultur befördert.

Sarpis Vater war ein armer und ganz unbedeutender Krämer und segnete das Zeitliche, als der Sohn die Kinderschuhe noch nicht ausgetreten hatte; aber die Mutter soll eine vorzügliche Frau gewesen sein, die sich durch Klugheit, Charakterfestigkeit, Gemütsruhe und gesunden Verstand auszeichnete und durch diese Eigenschaften einen starken und sehr vorteilhaften Einfluß auf die geistige und sittliche Entwicklung des Jünglings ausübte. Zu seiner religiösen Ausbildung und dem von ihm gefaßten Entschluß, Mönch zu werden, haben sein dem priesterlichen Stande angehöriger Oheim und sein Erzieher, der Servitenbruder Capella, wesentlich beigetragen. Er war ein frühreifer Knabe und zählte nur 14 Jahre, als er in den Orden der Serviten trat, wobei ein dem Gelübde der Demut im Dienste der Heiligen Jungfrau entsprechender Namenswechsel stattfand, denn er wurde bei der Taufe Peter („Felsen") benannt, aber als Paul („der Geringe" oder „Niedrige") in das Kloster aufgenommen. Schon damals erregte er großes Aufsehen durch seine theologische Kenntnis und dialektische Fertigkeit, die er bei öffentlichen Disputationen in Mantua an den Tag legte. Die von ihm aufgestellten zahlreichen Thesen verteidigte er mit erstaunlichem Erfolg gegen alle Widersacher und wurde deswegen vom Bischof zum Doktor und Professor der Theologie und vom Herzog zum Hoftheologen ernannt. Aber der leichtsinnige und schalkhafte Herrscher, der ihn eigentlich als einen Hofnarren ansah und über allerlei läppische Spitzfindigkeiten und Ungereimtheiten scheinbar in allem Ernst, aber wirklich nur zum Spaß zu Rate zog, machte ihn dieses Amtes überdrüssig, und er kehrte bald nach Venedig zurück und nahm das klösterliche Leben wieder auf.

Für ihn aber war dieses Leben nicht ein rein beschauliches und bestand weder ausschließlich noch hauptsächlich in Andachts- und Bußübungen, sondern es gewährte ihm Zeit und Ruhe, seine Vorliebe für wissenschaftliche Forschungen zu befriedigen und sich namentlich mit mathematischen, physischen, astronomischen, anatomischen und physiologischen Studien zu beschäftigen. Auf diesen Gebieten hat er Hervorragendes geleistet und wurde binnen kurzem überall in Europa als eine Autorität anerkannt. Mehrere wichtige Entdeckungen werden ihm zugeschrieben, wie z. B. die Funktion der Venenklappen, die Fähigkeit der Iris oder Regenbogenhaut, im Auge sich zu erweitern und zusammenzuziehen, und die Theorie des Blutkreislaufes, die er vor dem Engländer Harvey aufgestellt und gelehrt haben soll. Von der Größe der wissenschaftlichen Verdienste dieses Mannes, den selbst Galileo Galilei „padre e maestro" nannte, kann man sich leider jetzt keine genaue und genügende Vorstellung bilden, da der Brand des Klosters im Jahre 1769 seinen dort aufbewahrten handschriftlichen Nachlaß, der uns hätte möglicherweise Auskunft darüber geben können, vollständig vernichtete. Wegen der starken Neigung zu solchen Untersuchungen und der außerordentlich scharfen Beobachtungsgabe, die er dabei entwickelte, hätte er jedenfalls als bahnbrechender Naturforscher noch Bedeutenderes zustande gebracht, wenn die Erfüllung seiner patriotischen Pflichten als Ratgeber oder Konsulent der Republik Venedig in dem Streite mit Papst Paul V. seine Zeit und Kräfte nicht völlig in Anspruch genommen hätte. Aus diesem mit seltener Einsicht und Energie und mit glänzendem Erfolge geführten Kulturkampfe, in dem der anmaßende und starrköpfige Paul der Papst gezwungen wurde, dem freimütigen und standhaften Paul dem Frater nachzugeben, könnte die heutige Zeit manches lernen.

Die Venetianer vom Dogen bis zum Gondolier herab waren gute Katholiken mit einem starken Hange zum Aberglauben. Wie alle Seefahrer, die mit geheimnisvollen und gewaltigen Naturkräften zu kämpfen haben und von diesen Ehrfurcht einflößenden und unbändig wirkenden Elementen oft rasch überfallen und rettungslos zugrunde gerichtet werden, hatten sie eine große Neigung, solche Ereignisse übernatürlich zu finden. In der Geschichte der Republik von ihrer in das Dunkel des Trojanischen Sagenkreises gehüllten Grün-

dung am Anfang des fünften bis zu ihrem Niedergang am Ende des 18. Jahrhunderts treten uns überall heilige Legenden und Wunderwerke entgegen. Derselbe Zug herrscht auch in den glänzenden Schöpfungen aus der Blütezeit der venetianischen Kunst vor und macht sich in den die dortigen Kirchen und Paläste schmückenden Mosaiken, Malereien und Bildhauereien bemerklich, sowie auf den von der Republik geprägten Zechinen oder Goldmünzen mit ihren frommen Umschriften und Gestalten vom fahnentragenden Schutzheiligen und kniebeugenden Dogen. Recht bezeichnend jedoch für den Gelderwerbssinn und die Geschäftsklugheit der Venetianer ist die Art und Weise, wie sie durch Andachtsübungen praktische Ziele zu erreichen suchten und aus kirchlichen Gebräuchen weltliche Vorteile zu ziehen wußten. So z. B. bei dem Brand der Markuskirche im Jahre 976 wurden die angeblichen Gebeine des Schutzpatrons der Stadt vollständig eingeäschert; aber diese Knochen hatten stets große Haufen von eifrigen Pilgern angezogen und sich als eine äußerst ergiebige Ertragsquelle erwiesen, die man ungern versiegen ließ. Der ehrgeizige und staatskluge Doge Vitale Falier ging mit sich zu Rate und faßte den Entschluß, sich durch ein Wunder aus der argen Verlegenheit zu helfen. Nach Vorbereitungsfasten, Gebeten, feierlichen Prozessionen, Almosenspenden und Sühneopfern, die drei Tage dauerten, wurde am 25. Juni 1094 ein Hochamt, dem auch der römisch-deutsche Kaiser Heinrich IV., der 14 Jahre vorher sich zur Buße in Canossa gestellt hatte, beiwohnte, in der Basilika gehalten, um die unentbehrlichen Reliquien wieder herbeizuschaffen. Während des feierlichen Gottesdienstes fielen plötzlich einige Steine von einer Säule unter dem Altar des heiligen Jakobus herab und aus dem Loch streckte sich ein Arm hervor, der sogleich von allen Anwesenden als der Arm des heiligen Markus mit Jubel erkannt wurde. Zugleich verbreitete sich ein süßer Duft durch die ganze Kirche und benahm dem Volke jeden Zweifel an der Echtheit der wiedererlangten und der Verehrung der Gläubigen mit noch größeren Geldeinnahmen wieder ausgesetzten Knochen.

Aus weltlichen Motiven waren die Venetianer immer bereit, die abergläubigsten Kulturhandlungen anzuwenden und wunderwirkende religiöse Zeremonien vorzunehmen. Mit ihrem auf das Positive und Praktische gerichteten Sinn nahmen sie jedoch keinen Anstand, die Ansprüche der Kirche zu verwerfen und sich über das päpstliche Bannen und Fluchen ruhig hinwegzusetzen, sobald es galt, die Unabhängigkeit und Würde des Staates zu bewahren und dessen Macht zu befestigen. Als der im Jahre 1454 von Venedig mit der Türkei abgeschlossene Friedensvertrag als ein Freundschaftsbund mit den Ungläubigen vom heiligen Stuhl verdammt wurde, antworteten die Verwalter der Republik: „Siamo Veneziani, poi Cristiani." Diesem Grundsatze gemäß haben sie in Staatsangelegenheiten stets gehandelt. Den ausgesprochenen Wünschen und bestimmten Befehlen der Päpste haben sie niemals Gehorsam geleistet, wenn diese mit der Erreichung ihrer eigenen politischen oder kommerziellen Zielpunkte und Zwecke unvereinbar waren. Der bemerkenswerteste und epochemachendste Fall dieses Zwiespalts ist am Anfange des 17. Jahrhunderts vorgekommen, als die Republik die Errichtung neuer Kirchen und Klöster ohne die Erlaubnis der Regierung verbot und alle Schenkungen und Vermächtnisse an religiöse Anstalten, Gemeinden und Körperschaften für rechtsungültig und gesetzlich unausführbar erklärte. Damals hatte der Klerus im ganzen Staatsgebiete fast ein Drittel und in Bergamo sogar mehr als die Hälfte des Grundeigentums in steuerfreien Besitz genommen. Durch den Uebergang von so großen Liegenschaften an die tote Hand, die sie starr festhielt, weil das kanonische Recht der Wiederveräußerung von solchen Gütern fast unüberwindliche Schwierigkeiten entgegensetzte, wurden die Laien auf dem Lande zu Almosenempfängern und Lehnpächtern des geistlichen Standes und der Mönchsorden erniedrigt, die sich aller öffentlichen Pflichten und Lasten zu entledigen suchten, am dem Verkehrsleben nur durch weitere Erwerbungen teilnahmen und einen tiefen wirtschaftlichen Verfall herbeiführten. Priester und Klosterbrüder lebten in Luxus und scheuten sich sogar nicht vor gemeinen Verbrechen, um ihre zügellosen Leidenschaften zu befriedigen. Der heftige Streit zwischen Kirche und Staat erreichte den Gipfel- und Wendepunkt, als zwei Geistliche wegen Notzucht und Mordes verhaftet wurden. Der Papst verlangte, daß die Gefangenen ihm übergeben und in Rom vor Gericht gestellt werden sollten, fand aber, daß die Republik nicht geneigt war, ihm im geringsten entgegenzukommen, sondern die Forderung des heiligen Stuhls als eine bedenkliche Beeinträchtigung ihrer Hoheitsrechte unverzüglich und mit Entschlossenheit zurückwies. Auch die zugleich geforderte Zurücknahme der Landesverordnungen bezüglich der Kirchen und Klöster blieb gänzlich unbeachtet. Ueber diesen Widerstand geriet Paul V. in Wut, und am 17. April 1606 tat er Venedig und alle ihm angehörigen Gebiete samt und sonders in den Bann. Der Senat benahm sich dabei mit Festigkeit und Würde und führte den Streit mit meisterhafter diplomatischer Kunst, die sich durch die geschickte Vereinigung von scheinbarer Geschmeidigkeit und überfließenden Höflichkeitsbezeigungen mit gebieterischem Trotze in hohem Grade auszeichnete. Der erste und für den glücklichen Verlauf der Streitsache sehr wichtige Schritt war die Ernennung des Fra Paolo Sarpi zum Staatstheologen, der, obwohl er seines Amtes wegen das Steuerruder nicht handhabte, durch sachverständige Ratschläge und Anordnungen den Kursus des Staatsschiffes bestimmte und wesentlich dazu beitrug, es vor der Gefahr des Scheiterns an den Kirchenfelsen zu bewahren. Auf seinen Antrag verbot der Senat, jede päpstliche Bulle oder Breve in irgend einer Weise öffentlich bekannt zu machen oder derselben Gehorsam zu leisten, und erklärte sich bereit, nötigenfalls ein neues Konzilium einberufen zu lassen, um über den Streitpunkt zu verhandeln und zu entscheiden. Dieser zweite Vorschlag ärgerte Paul V. über alle Maßen, denn die Berufung auf eine ökumenische Synode wäre gleichbedeutend mit der Anerkennung derselben als die höchste Gewalt in der Kirche, deren Beschlüssen und Richtersprüchen auch der heilige Stuhl sich unterwerfen müßte; daher die Heftigkeit und Hartnäckigkeit, mit welcher das Papsttum sich gegen diesen Vorsatz sträubte, um die von ihm beanspruchte geistliche und weltliche Oberherrschaft nicht schmälern und schwächen zu lassen.

Auf die Einzelheiten dieses von Sarpi mit so großem Geschick und so glänzendem Erfolge geführten Kulturkampfes können wir hier nicht näher eingehen. Das Verhalten Venedigs hat er mit seltener Gelehrsamkeit, Klarheit, Ueberzeugungskraft und vor allem mit lauterem historischen Sinne, an dem es seinen Gegnern gar zu sehr ermangelte, verteidigt und gerechtfertigt. Selbst die bedeutendsten advocati ecclesiae, die beiden berühmten Kardinäle, der Jesuit Bellarmin und der Oratorist Baronius, konnten es mit ihm nicht aufnehmen. Ueberall in Europa erregte der Sieg, den er davontrug, großes Aufsehen und machte ihn als „il terribile frate" allgemein bekannt. Der aus dem Felde geschlagene und deshalb zuerst gleichsam vom Schlage getroffene Vatikan wußte sich nicht mehr zu helfen. Er hatte sich seiner gefürchtetsten Waffen bedient, das Anathema über den widerspenstigen und unerschrockenen Klosterbruder verhängt, seine Schriften in Rom verbrannt, die Exkommunikation sogar auf den Drucker derselben ausgedehnt und alle Bücher, die er bis jetzt herausgegeben hatte oder jemals herausgeben sollte, auf den Inder gesetzt. Alles vergebens. Weder Sarpi noch der Senat kümmerte sich um die Fülle von Flüchen und Verwünschungen, welche die Bestandteile der Bulle bildeten und, wie die Sprengstücke einer zerplatzenden Bombe, nach jeder Richtung zu fliegen und die feindlichen Festungen zu zerstören bestimmt waren. Die von den Venetianern bewahrte Gelassenheit bei der drohenden Gefahr hatte auch eine tiefgreifende und weittragende historische Bedeutung, indem sie dazu diente, den Kirchenbann als Schreckmittel zu entkräften und in Verfall zu bringen und die Papstmacht in dieser Beziehung völlig zu untergraben. Die drei religiösen Orden, Jesuiten, Theatiner und Kapuziner, die die stärkste Neigung zum Widerstand zeigten, wurden aus den Grenzen des Staates

verbannt. Den Jesuiten, als den schlausten und schlimmsten Feinden des Staates, wurde erst 1667 gestattet, zurückzukehren.

Der Patriarch verweigerte anfangs, sein oberpriesterliches Amt zu versehen, ließ sich jedoch bald einschüchtern und in die strenge Notwendigkeit fügen. Vor der Türe eines hochwürdigen Herrn, der zögerte, den Gottesdienst zu verrichten, wurde ein Galgen aufgestellt; einem anderen, der auf eine Eingebung des heiligen Geistes warten wollte, wurde erwidert, der heilige Geist habe schon den Senat angewiesen, jeden, der sich den Beschlüssen der Regierung entgegensetzt, unverzüglich hinzurichten. Verschiedene Mächte, namentlich Frankreich und Spanien, versuchten eine Vermittlungsrolle zu spielen, und die Vertreter des Papstes taten ihr Möglichstes, um den Unterhandlungen wenigstens den Anschein von Erfolg zu geben. Aber alle angebotenen Beruhigungs- und Besänftigungsmittel blieben wirkungslos. Die Republik antwortete, sie habe nur ihre Souveränitätsrechte behauptet und könne nichts zurücknehmen oder zugestehen. Selbst die gnädigst gewährte Absolution wies sie zurück, denn eine Begnadigung setze voraus, daß Böses und Strafwürdiges begangen worden sei.

In Venedig wurden die hohen Verdienste des tüchtigen und taktvollen Fra Paolo allgemein anerkannt und mit Begeisterung gefeiert. Die Regierung bot ihm wertvolle Geschenke an, die er jedoch sämtliche ablehnte, indem er sein einfaches, ruhiges und dem Studium emsig gewidmetes Klosterleben weiterführte. Diese Auszeichnungen und Ehrenbezeigungen haben den Papst zur Wut gereizt und er faßte den Entschluß, sich an dem Hauptstifter des kirchlichen Unheils zu rächen. Gerade 20 Jahre vorher (1587) hatte der nachher heilig gesprochene Pius V. einen Mordanschlag auf das Leben der Königin Elisabeth von England machen lassen,[1]) und jetzt nahm Paul V. ein Beispiel an seinem Vorgänger und schickte nach Venedig mehrere Meuchelmörder, die am 25. Oktober 1607 dem vom Dogenpalaste nach dem Kloster abends zurückkehrenden Sarpi auflauerten und auf der engen Santa Fosca-Brücke einige Dolchstiche beibrachten, von denen der gefährlichste durch das rechte Ohr und den Backenknochen bis zum Munde herausging. Der Dolch blieb in der Wunde stecken. Frauen, die zum Fenster hinausschauten, sahen den Angriff und schlugen Lärm, worauf die Meuchelmörder in ihren Kähnen die Flucht ergriffen und sich im Hause des Nuntius verbargen, bis sie eine günstige Gelegenheit fanden, sich heimlich einzuschiffen und nach Rom zu fahren, wo sie sehr freundlich empfangen wurden. Nur später, als fast überall in Europa die Entrüstung zum Ausbruch kam und es sich herausstellte, daß die Missetat mißlungen war, kühlte sich die warme Bewillkommnung merklich ab und mußte sogar durch einen jähen Umschlag strengen Verweisen und Vorwürfen Platz machen. Unterdessen wurde Sarpi in das Kloster gebracht und sorgfältig gepflegt; die wider Erwarten schnelle Genesung hatte er hauptsächlich seiner frohen Gemüts- und gesunden Leibesbeschaffenheit zu danken. Als er wieder zum Bewußtsein kam, wünschte er den zurückgelassenen Dolch oder stiletto zu sehen und erkannte in ihm, wie er mit trefflichem Humor bemerkte, den Stil der römischen Kurie — stilus curiae romanae —, rasend, roh und doch unwirksam. Er berührte die Klinge mit dem Finger und sagte: „Sie ist aber nicht gefeilt,“ d. h. nicht mit Einschnitten oder Zähnchen versehen, um Gift aufzunehmen und in das Blut des Gestochenen zu bringen, wie es damals öfters vorkam.[2])

Die Republik nahm ihn in Schutz und wollte ihn mit Geschenken und allerlei Gewogenheiten überhäufen, von denen er nur zwei annahm, nämlich die Erlaubnis, unumschränkte Forschungen in den venetianischen Archiven zu machen, und den Vorschlag, die Gartenmauer des Klosters zu durchbrechen, um ein Türchen anzubringen, durch welches er seine Gondel besteigen und irgend wohin fahren könnte, statt durch die engen und krummen Gassen zu gehen. Aber trotz aller Vorsichtsmaßregeln wurden 1609 und 1610 noch zwei Attentate auf ihn verübt, die glücklicherweise fehlschlugen. Durch Schmeichelworte suchte man ihn nach Rom zu locken, mit der feierlichen Versprechung seiner persönlichen Sicherheit, aber vergeblich. Er gedachte des Schicksals Giordano Brunos, der nur kurz vorher (1600) auf dem Campo dei Fiori lebendig verbrannt wurde, und schlug alle Anerbietungen ohne Zögern ab. Bis zu seinem am 14. Januar 1623 erfolgten Tode waltete er seines Amtes als „Theolog von Venedig“ mit Einsicht, Gewissenhaftigkeit und patriotischer Gesinnung und ergab sich mit besonderem Eifer seinen gelehrten Studien. Auf eine Würdigung der Ergebnisse derselben müssen wir hier verzichten, da sie in den Bereich dieses Aufsatzes nicht gehört, und müssen uns damit begnügen, den Titel seines zuerst (im Jahre 1619) zu London unter dem erdichteten Namen „Pietro Soave Polano“ erschienenen Hauptwerkes, „Istoria del Concilio Tridentino“, anzugeben. Seine letzten Worte bezogen sich auf die Republik und lauteten: „Esto perpetua.“ Der Sterbefall wurde den europäischen Mächten durch ihre Gesandten verkündet und der Beschluß gefaßt, dem Hingeschiedenen ein Denkmal zu errichten. Dagegen erhob der Vatikan heftigen Widerspruch und drohte, den in so auffälliger und öffentlicher Weise geehrten Gegner als Ketzer in den Kirchenbann zu tun. Leider war die Regierung nicht mehr so stark und standhaft wie unter dem Dogen Leonardo Donato, und trug etwas Bedenken, abermals in Streit mit der Kirche zu geraten. Durch die Zögerung wurde der Papst Urban VIII., von dem die jetzige Form der seine übermütige Politik kennzeichnenden Bulle In coena domini herrührt, zum weiteren Widerstand angereizt. „Der furchtbare Frater“ fand auch im Grabe keine Ruhe. Nach dem Brande des Klosters wurde sein Leichnam, da die Kirche ihn in der geweihten Erde des Friedhofs nicht bestatten ließ, an verschiedenen Stätten, sogar einige Zeit in einem Kasten in der Markusbibliothek aufbewahrt.

Was sein Andenken anbetrifft, so haben Mönche und Priester nie aufgehört, die wider ihn immer wieder auflodernde Feindseligkeit ihren Nachfolgern zu überliefern, so daß diese Gehässigkeit im geistlichen Stande herkömmlich wurde, aber deswegen an vorsätzlicher Bosheit und Gewissenlosigkeit eher zu- als abnahm. Im Jahre 1771, fast anderthalb Jahrhundert nach Sarpis Tode, gab der Mönch Vaerini eine angebliche Biographie desselben heraus, die von gemeinen Verunglimpfungen und krassen Verleumdungen wimmelte; aber das alte Ehr- und Gerechtigkeitsgefühl Venedigs machte sich wieder geltend; man ließ Vaerini ins Gefängnis werfen und sein Buch unterdrücken. 1803 erschien mit der ausdrücklichen Bewilligung der österreichischen Regierung und der Billigung des Papstes Pius VII. unter dem Titel „Die geheime Lebensgeschichte des Fra Paolo Sarpi“, ein Werk, von dem der hochgeachtete, schon ungefähr 70 Jahre vorher gestorbene Fontanini, Erzbischof von Ancira, als Verfasser ausgegeben wurde. Aber die eigentliche Beschaffenheit dieses schändlichen Machwerkes blieb auch nicht lange verborgen. Der Direktor der venetianischen Archive wies unbestreitbar nach und machte als das Ergebnis eingehender Untersuchungen bekannt, daß es nicht von Fontanini geschrieben wurde, sondern ein aus Vaerinis unterdrückten Schmähschriften und einer Reihe verfälschter Briefe zusammengeflickter frommer Betrug von der niedrigsten Art sei.

Ueber diese fortgesetzten gehässigen Angriffe waren die Venetioner außer sich vor Zorn und hätten nun gern den Beschluß der alten Republik ausgeführt und dem großen Gelehrten und festen Vaterlandsverteidiger das wohlverdiente Denkmal errichten lassen. Unter der Herrschaft Oesterreichs konnte jedoch von der Verwirklichung dieses

---

[1]) Als der verstorbene katholische Historiker Lord Acton im Jahre 1870 diesen Mordversuch erwähnte, haben einige Ultramontane ihn zurechtweisen und seine Behauptung als falsch bezeichnen wollen. Darauf führte er Stellen aus dem in den Acta Sanctorum enthaltenen offiziellen Leben des kanonisierten Papstes an, welche seine Angabe durch die höchste kirchliche Autorität bestätigten und seine Widersacher zum Schweigen brachten.

[2]) Ein Degen von dieser Art ist in dem kostbaren Wiener Waffen-Museum zu sehen.

Vorhabens keine Rede sein. Der 1866 erfolgte Anschluß Venedigs an das Königreich Italien beseitigte alle derartigen politischen Hindernisse und 1892 wurde der 270 Jahre vorher von der Republik gefaßte Beschluß zur Ausführung gebracht und das Denkmal auf der Piazza Santa Fosca errichtet. Diese dem geistreichsten, großmütigsten und tüchtigsten Mann seiner Zeit erwiesene Ehre hat der Stadt Venedig und ganz Italien zur Ehre gereicht. Das neue literarische Denkmal aber, welches dem „terribile frate" von dem amerikanischen Historiker vor kurzem errichtet wurde, sichert seinem Andenken nicht minder Dauer.

E. P. Evans.

Sophus Bauditz.

Von Edmund Lange.

Der Mann, von dem ich in diesen Zeilen reden möchte, gehört gewiß nicht zu den großen Lichtern der Weltliteratur; er führt uns nicht hinauf zu den höchsten Höhen des Menschengeistes oder hinab in das tiefste Elend menschlichen Lebens. Er hat auch nichts zu tun mit jenen Modernen, die, vielfach in engem Kreise sich bewegend, innerhalb desselben das Sensationelle, das physisch Auffallende und Pathologische mit mehr oder weniger Vorliebe zum Gegenstand schriftstellerischer Behandlung wählen. Sophus Bauditz zeichnet sich im Gegenteil in erster Linie durch die einfache Natürlichkeit, frische Gesundheit und echte Liebenswürdigkeit seiner Schreibweise aus. Wer auch nur eines seiner Bücher unbefangen auf sich hat wirken lassen, der wird sich sagen: dies hat ein liebenswerter, ein sympathischer Mensch geschrieben, einer, den persönlich kennen zu lernen sich wohl lohnen würde. Er schreibt in dänischer Sprache, und so sind seine Erzählungen den allermeisten Deutschen nur in der Uebersetzung verständlich; aber fremdartig berühren sie uns wahrlich nach keiner Seite hin; es ist echt deutsche oder, wenn man das lieber will, germanische Art in ihnen; von dem französischen Firniß, der bei nicht wenigen Dänen der höheren Stände zu spüren sein soll, merkt man bei Bauditz keine Spur. Nun ist ja seine Familie allerdings deutschen Ursprungs.[1]) Er gehört seiner Abstammung nach zu dem alten aus der Lausitz stammenden Adelsgeschlecht der Baudissin, das ja auch in seinen deutschen Gliedern sich mannigfach hervorgetan hat. Aber der Zweig, dem er entstammt, ist längst völlig dänisch geworden. Er selbst bezeichnet als seinen dänischen Stammvater Wolf Heinrich Baudissin, der 1627 als Reiteroberst in den Dienst Christians IV. von Dänemark, des damaligen Hauptes der Protestanten im 30jährigen Kriege trat. Wenn er trotzdem durchaus heimatlich auf uns wirkt, so kommt also nur das gemeinsame Germanenblut darin zum Ausdruck. Aber die nahe Verwandtschaft zwischen Dänen und Deutschen, die sich ja in der früheren dänischen Literatur so unverkennbar zeigt, macht sich auch bei heutigen dänischen Erzählern, die viel „moderner" sind als Bauditz, deutlich bemerkbar; mir wurde sie letzthin besonders augenfällig in Gustav Wieds netter Geschichte „Die Karlsbader Reise der leibhaftigen Bosheit". Von Bauditz selbst kann man getrost behaupten, daß seine Art auf den Norddeutschen zunächst vertrauter wirkt, als die vieler ausgeprägt süddeutscher Schriftsteller. Ich vermag nicht zu sagen, wie sehr er bewußt oder unbewußt von deutschen Erzählern beeinflußt worden ist. Aber wenn man nach solchen sucht, an die man beim Lesen seiner Bücher am deutlichsten gemahnt wird, so denkt man etwa an Raabe, Heinrich Seidel, die ursprüngliche Ilse Frapan, am lebhaftesten vielleicht an Charlotte Niese. Daß dies lauter Norddeutsche sind, ist gewiß kein Zufall, und die große Aehnlichkeit seiner Art mit der der Schleswig-Holsteinerin Charlotte Niese ist um so bezeichnender, als diese, vier Jahre jünger als er und erst seit Anfang der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts allgemeiner bekannt geworden, gewiß keinen bestimmenden Einfluß auf ihn gehabt hat.

Sophus Bauditz ist am 23. Oktober 1850 in der ostjütischen Küstenstadt Aarhus, dem Schauplatz seiner „Chronik des Garnisonstädtchens", geboren. Ursprünglich Jurist, wandte er sich bald dem Schulfach zu und ist seit 1896 Oberschulrat von Kopenhagen. Literarisch bekannt geworden ist er ausschließlich durch eine ganze Reihe von Romanen, Erzählungen und Novellen. Die ersten erschienen bereits vor etwa 25 Jahren. Aber erst seine „Historier fra Skovrider gaarden" (Geschichten aus dem Forsthause) brachten ihm einen durchschlagenden Erfolg, der auch allen seinen späteren Büchern zuteil wurde; sie sind in seiner Heimat in Tausenden von Exemplaren verbreitet, einzelne wurden auch dramatisiert und, trotzdem daß sie dabei unbedingt einen großen Teil ihres Reizes eingebüßt haben müssen, mit Beifall aufgeführt. Was seit den Forsthausgeschichten von ihm erschienen ist, liegt alles auch in deutschen Uebertragungen vor, teilweise sogar in mehreren.[2]) Einzelne sind außerdem in englischer, französischer und holländischer Sprache erschienen. Das Hauptverdienst um das Bekanntwerden des Erzählers Bauditz in Deutschland erwarb sich, wie die eben gegebene Uebersicht zeigt, der Grunowsche Verlag, der ja überhaupt die gute Heimatkunst mit besonderer Vorliebe pflegt und insbesondere auch Charlotte Niese zur verdienten Anerkennung verholfen hat. In Mathilde Mann hat der Verlag außerdem für Bauditz eine geradezu ausgezeichnete Uebersetzerin gewonnen, ihre Uebertragungen wirken völlig wie ein Original. Uebrigens sind einige seiner Erzählungen schon Jahre vor der ersten Buchausgabe in den Grenzboten erschienen.

Wenn ich nun das, was andeutungsweise über Bauditz' Eigenart schon gesagt wurde, etwas näher ausführen soll, so gilt es vor allem noch deutlicher zu machen, inwiefern er „unmodern" ist. Er ist es nicht nur durch seine Abneigung gegen alles Krankhaft-Pathologische und gegen jenen Pessimismus, der nur grau in grau zu schildern versteht; seine Menschen fühlen sich nicht nur im allgemeinen recht wohl in ihrer Haut, auch dann, wenn sie schon recht Schweres durchgemacht haben oder überhaupt in einer eigentlich nicht beneidenswerten Lage sind; sie beschäftigen sich relativ wenig mit politischen und sozialen Fragen; sie empfinden sich vorwiegend als Privatmenschen; in ihrem Berufe leisten sie dabei meist Tüchtiges; aber die moderne Ruhelosigkeit fehlt ihnen; sie haben noch recht reichlich Zeit für ihre verschiedenen Liebhabereien. Nicht wenige sind auch ohne festen Beruf, sei es nun, daß sie sich zur Ruhe gesetzt haben, sei es, daß ihnen ihre Verhältnisse gestatten, sich ihren Privatneigungen ganz zu widmen. Solche mehr oder weniger originelle Menschen weiß er mit besonderem Glück zu schildern. — Auch seine Frauen- und Mädchengestalten vertreten dementsprechend fast alle den älteren Typus; wenn sie sich ausnahmsweise modern gebärden, werden sie wenigstens nach dieser Seite ihres Wesens von ihrer Umgebung nicht recht ernst genommen und erleben schließlich eine Umkehr. So lebt man bei Bauditz wie auf einer friedlichen Insel. Aber trotzdem wirken seine Schilderungen keineswegs als schöne Dichterphantasie, sondern durchaus als Abbilder von Verhältnissen, wie sie vor nicht langer Zeit noch vielfach bestanden haben und gewiß auch heute nicht selten weiter bestehen. Und wir haben ein um so

[1]) Was in diesem Aufsatz über Sophus Bauditz' persönliche Verhältnisse gesagt wird, beruht alles auf Mitteilungen, die er selbst Frau Mathilde Mann in der liebenswürdigsten Weise für mich gemacht hat.

[2]) Mir liegen in Buchform folgende vor: Aus dem Grunowschen Verlag, sämtlich übersetzt von Mathilde Mann: 1. Wildmoorprinzeß. Roman 1897. 2. Die Chronik des Garnisonstädtchens. Roman 1898. 3. Spuren im Schnee und andere Erzählungen. 1899. 4. Geschichten aus dem Forsthause. 1899. 5. Absalons Brunnen. Erzählung. 1901. Außerdem: 1. Aus dem Forsthause. Novellenzyklus. Deutsch von Therese Lorck. Leipzig, F. A. Berger. 2. Aufl. o. J. (Die Vorrede ist von 1896.) 2. Erzählungen. Uebersetzung von J. C. Poestion. Berlin, F. Wunder o. J. (1877.) 3. Das Erdbeben in Windeby und anderes. Sechs Novellen. Deutsch von H. Prohn. Leipzig, Gebr. Reinecke 1900. Die letzte Erzählung von Bauditz: „Die Komödie auf Kronborg", wieder von Mathilde Mann übersetzt, ist bisher nur in den Grenzboten (Jahrgang 62, 1903, 3. Vierteljahr) veröffentlicht.



besseres Recht, auch ihn als Realisten zu bezeichnen, wenn wir bedenken, daß er uns meist nicht in die eigentliche Gegenwart, sondern etwa in die Zeit seiner Jugend versetzt, wie z. B. in die Chronik des Garnisonstädtchens der Krieg von 1864 um Schleswig-Holstein hineinspielt. Die „Wildmoorprinzeß“ allerdings versetzt uns, wie auch die Polemik gegen die spezifisch modernen Literaten zeigt, in spätere Jahre. Wenn ich sagte, daß Baudiß' Menschen sich meist in ihrer Haut wohl fühlen und vorwiegend als Privatmenschen empfinden, darf das natürlich keineswegs so verstanden werden, als ob er vorwiegend beschränkte, brave Spießbürger schildere. Diese spielen vielmehr in der reichen Galerie seiner dem Leben abgelauschten Gestalten nur eine verhältnismäßig geringe Rolle. Menschen von der allerverschiedensten Art stellt er uns gleich leibhaftig vor Augen. Daß er sich selbst so vielfach im Leben umgetan hat und dabei natürlich in Beziehung zu den verschiedensten Lebenskreisen gekommen ist, das ist, zusammen mit seiner ausgeprägten Gabe der Menschenbeobachtung, seinen Büchern aufs erfreulichste zugute gekommen. Was jeder, der sie mit wirklicher Aufmerksamkeit liest, annehmen wird, daß nämlich Erleben und schriftstellerisches Produzieren bei Baudiß in besonders naher Beziehung zu einander stehen, das wird durch die Notizen, die er, wie erwähnt, Frau Math. Mann für mich gegeben hat, im vollsten Maße bestätigt. Ich komme auf diesen Punkt bei Besprechung seiner einzelnen Schöpfungen zurück. Schon hier aber sei betont, daß er bei völligem Freisein von nationalem Chauvinismus doch mit allen Fasern seines Wesens im Boden der dänischen Heimat wurzelt; sie bildet fast ausnahmslos den Schauplatz seiner Erzählungen; ihre landschaftlichen Reize erfüllen ihm Herz und Sinn, in ihre Geschichte und in Brauch und Art ihrer Bewohner vertieft er sich mit echter Liebe. Und liebevolles Verständnis bringt er auch den Menschen entgegen, die er uns schildert, und erweckt dadurch in uns das gleiche Gefühl. Daß er eine im tiefsten Grunde verdorbene Natur überhaupt nirgends vorführt, das ist gewiß insofern ein Mangel, als es nicht der ganzen Wirklichkeit des Lebens entspricht. Aber ein gutes Recht hat auch seine Art in der Literatur, zumal als Gegengewicht gegen die entgegengesetzte, heute recht häufige Auffassung, die nur oder fast nur die Nachtseiten sieht. — Als echter Dichter bewährt er sich übrigens auch dadurch, daß er dem romantischen Element an geeigneter Stelle Raum gibt; ich komme darauf noch zurück.

Um nämlich ein wirklich anschauliches Bild von dem Erzähler Baudiß zu geben, wird es nun nötig sein, wenigstens einige seiner Bücher etwas näher zu charakterisieren. Auf alle in dieser Weise einzugehen, ist wegen der großen Familienähnlichkeit, die sie bei aller Mannigfaltigkeit der Charaktere und teilweise auch der Lebenskreise, in die sie uns führen, aufzuweisen haben, nicht erforderlich. So begnüge ich mich denn, ungern genug, seinem ersten erfolgreichen Buch, den reizenden „Geschichten aus dem Forsthaus“, gegenüber mit einer kurzen Charakteristik. Wenn Baudiß selbst berichtet, daß fast allen seinen Vorfahren die Jagdliebhaberei eigen gewesen sei, und daß er schon als Gymnasiast die meisten Freistunden mit Reiten und Jagen zugebracht habe, ja, wenn er geneigt ist, das Familienwappen — drei silberne Jagdhörner in blauem Feld — für symbolisch zu erklären, und wenn eifrige Jäger oder Angler in fast allen seinen größeren Erzählungen auftreten, so ist klar, daß er mehr als ein Forsthaus durch genauesten Verkehr kennen gelernt hat und daß die Einkleidung als Ich-Erzählung, die er den erwähnten Geschichten gegeben hat, in diesem Falle keine Fiktion ist. Schon nach wenigen Seiten fühlen wir uns vollständig zu Hause im Forsthause zu Boldberg, wohin der Erzähler zum erstenmal in den Weihnachtsferien als halbwüchsiger Gymnasiast von seinem Schulfreunde Anton mitgenommen wird und wo er gewissermaßen eine zweite Heimat findet. Die liebenswürdige Familie und ihre zahlreichen, wechselnden Gäste werden uns lieb und vertraut, und in behaglichster Stimmung lauschen wir den Geschichten, die dort, zumal an den langen Winterabenden, erzählt werden. Das Ganze ist nämlich eine Rahmenerzählung. Vielleicht in noch höherem Grade spielt Selbsterlebtes in die „Chronik des Garnisonstädtchens“ („Kroniker fra Garnisonbyen“) hinein, ein Buch, für das ich eine besondere Vorliebe zu haben gern bekenne. Wie schon erwähnt, führt Baudiß uns hier in seine Vaterstadt Aarhus. Der Sprößling eines alten Geschlechtes, das in seinen Reihen viele hohe Offiziere zählt — auch sein Vater war Dragoneroffizier — hat selbstverständlich schon als Knabe alle Vorgänge des militärischen Lebens in der bescheidenen Mittelstadt mit dem größten Interesse verfolgt. Und wenn neben den militärischen Kreisen das Gymnasium von Aarhus mit seinen Lehrern und Schülern eine große Rolle spielt, so hat er auch dabei gewiß eigene Erlebnisse verwertet und sie sind der Anschaulichkeit seiner Darstellung aufs glücklichste zugute gekommen; überdies ist er ja selbst seit lange, und sichtlich mit großer Neigung, Schulmann. Die Haupthandlung des Romans ist, wie eigentlich stets bei Baudiß, einfach genug; sie dreht sich um das Bemühen des mit offenbarster Sympathie gezeichneten, höchst braven und sehr unterrichteten, aber als alter Junggeselle mit verschiedenen ergötzlichen Schrullen, vor allem mit der ausgeprägtesten Neugier, in der ihm kaum die Frau Oberst über ist, behafteten Oberlehrers Jochumsen, hinter zwei Geheimnisse zu kommen. Dasjenige, was ihn zuerst beschäftigt, vermag er nicht zu lüften; es bleibt ihm verborgen, ob wirklich einst ein geheimer Gang von der Kirche nach dem Kloster geführt hat. Aber wer die Eltern des Leutnants Paulsen sind, das bringt er am Ende heraus, wenn er sich auch bezüglich des Vaters eine Zeitlang auf falscher Spur bewegte. Dieser Leutnant wird auch geschickt als Bindeglied zwischen den militärischen und den Schulkreisen der Stadt benützt, indem er den Turnunterricht im Gymnasium übernimmt. Zugleich ist er, eine außerordentlich frische und nette Natur, der Träger der Liebeshandlung im Roman; er und die Rektortochter Lise werden zuletzt ein glückliches Paar. Dies junge Mädchen ist eine der anmutigsten weiblichen Gestalten unseres Erzählers, und durch die geschickte Art ihrer Kontrastierung mit dem Gymnasialadjunkten Möller tritt das um so deutlicher hervor. Von Lise nämlich wie von Möller wird uns gesagt, sie machten den Eindruck, als seien sie nie jung gewesen. Aber bei dem jungen Mädchen ist dies dadurch gekommen, daß sie sehr früh die Mutter verloren und in der eifrigen Sorge für den Haushalt und für den den Aeußerlichkeiten des Lebens gegenüber ziemlich ratlosen Vater, dessen Hauptleidenschaft die Blumenzucht ist, die ihr von Natur eigene Munterkeit zum großen Teil eingebüßt hat. Infolgedessen wird sie uns durch einen anscheinenden Mangel ihres Wesens nur noch sympathischer. Sie erfreut sich in der Tat bei allen, die sie näher kennen, der höchsten Wertschätzung, und steht u. a. zu dem alten Kammerherrn v. Liebau, von dem noch zu sprechen ist, in einem ganz reizenden Verhältnis. Möller dagegen gehört zu den Menschen, die alles besser wissen und ganz fertig zu sein glauben, obgleich sie in Wirklichkeit sehr weit davon entfernt sind. Erst die Teilnahme am Kriege hebt ihn über sich selbst hinaus; reifer und darum auch liebenswürdiger kehrt er aus ihm zurück. — Lises oben erwähnter väterlicher Freund ist in seiner stillen und vornehmen Resignation — er hat aus dem Hofdienste scheiden müssen, weil er einer unwürdigen Zumutung gegenüber echt adeligen Sinn zeigte — ganz musterhaft gezeichnet. Den größten Teil seines Vermögens hat er geopfert, um für den Knaben, der die Frucht eines leidenschaftlichen Liebesverhältnisses zu einer vielgefeierten Schauspielerin war, nach Kräften zu sorgen, hat ihn aber absichtlich ganz aus den Augen verloren. Lange schon hat er den Leutnant Paulsen lieb gewonnen, da erfährt er endlich in einer der schönsten Szenen des Romans, daß dieser sein Sohn ist; in der folgenden Nacht entschläft er sanft. Derjenige, der ihm das Geheimnis offenbart, ist natürlich Jochumsen. Baudiß läßt diesen Mann einen unbezahlbaren, teils bewußten, teils unbewußten Humor entwickeln, bei allem, was vorgeht, hat er mit tödlicher Sicherheit seine Hand im Spiel; keine Neuigkeit bleibt ihm verborgen; man könnte ihn geradezu als lebendige Chronik des Städtchens bezeichnen, obgleich Baudiß den Titel wohl nicht so gemeint hat. Es wäre noch viel über dieses im besten Sinne liebens-

würdige Buch zu sagen; ich begnüge mich, auf die für Bauditz besonders bezeichnende, warm patriotische und dabei doch von jeder Gehässigkeit gegen die deutschen Gegner freie Behandlung einiger Episoden aus dem Kriege zu verweisen.

Einen im ganzen ernsteren Charakter, trotz vielfach eingestreuter humoristischer Elemente, zeigt „Wildmoorprinzeß" („Hjortholm"). Es ist zugleich dasjenige von Bauditz' Büchern, in dem die Romantik relativ am meisten zur Geltung kommt. Nur wenige Menschen hausen auf dem einsamen Edelsitze Hjortholm, und wir begreifen es wahrlich, wie die lebhafte und geistig regsame Fanny v. Höibro, welche, da die Eltern tot sind und ihr Bruder in Kopenhagen „studiert", d. h. ein „modernes" Bummelleben mit unreifen Literaten und jungen Lebemännern führt, sich aus Mangel an vernünftiger geistiger Nahrung, wohl auch beeinflußt durch das Beispiel ihres innig geliebten Bruders, aller inneren Tüchtigkeit ihres Wesens zum Trotz sich einer überspannten Modernität ergeben hat. Ungemein reizvoll weiß uns nun Bauditz zu schildern, wie dies junge Mädchen, lange Zeit ohne es zu ahnen, nach und nach von einer unwiderstehlichen Neigung zu dem männlich reifen Kulturingenieur Kongsted, den sein Beruf in diese einsame Gegend geführt hat, ergriffen wird. Sie bildet sich noch ein, ihn als gesellschaftlich unter ihr stehenden Demokraten gering zu schätzen und wegen seines nach ihrer Meinung grundlosen Glaubens an das moralische Recht seiner Familie auf den Besitz von Hjortholm (es bestehen nämlich verwandtschaftliche Beziehungen zwischen den Höibros und den Kongsteds) beinahe zu hassen, da bringt sie eine Stunde, wo er ihr noch offener als sonst, freilich mit durchklingendem Wohlwollen, die Wahrheit sagt, zuerst einander innerlich nahe. „Wie könnte ich mir wohl herausnehmen," sagt er (S. 275/76), „Ihnen zu zürnen! — Sie haben sich eine moderne Lebensanschauung angeschafft, die sie fix und fertig bekommen haben, wie man fertige Kleider kaufen kann. Dann haben Sie die Lebensanschauung angezogen, aber es geht damit, wie es so häufig mit den fertig gekauften Kleidern geht, so ganz paßt sie Ihnen doch nicht." — Eine prächtige Frauengestalt ganz alten Stils ist die resolute Tante Rosa, die tatsächlich das Regiment auf Hjortholm führt, da Fanny dazu zu jung und vorläufig auch zu interesselos für praktische Dinge ist. Tante Rosa ist, wie sie selbst sagt, „der einzige Mann im Hause"; ohne sie wäre längst der wirtschaftliche Ruin hereingebrochen; ihr teurer Neffe in der Residenz tut gewiß das Möglichste dazu und ihr halb schwachsinniger Bruder Kammerjunker, der für jede Stunde eine bestimmte „Arbeit" angesetzt hat und doch nie wirklich arbeitet, jedenfalls nichts dagegen. Die humoristische Hauptfigur in diesem Roman ist der prächtige Hauptmann Riis, der nach einem bewegten Leben in dieser für einen leidenschaftlichen Jäger, wie er es ist, unendlich reizvollen Gegend sich in einem äußerst bescheidenen Häuschen angesiedelt hat und Hausfreund auf Hjortholm ist. Mit Fanny ist er verbunden durch die ihr wie ihm eigene Lebensfrische und durch die schwärmerische Liebe für die schwermütige Schönheit des Wildmoors, mit Tante Rosa steht er auf einem höchst humoristisch wirkenden Neckfuße; auch zu Kongsted kommt er bald in ein sehr reges Verhältnis. Wie dieser und Fanny v. Höibro sich ganz finden und wie so auch das Unrecht, das einem Vorfahren des ersteren zugefügt worden war, wieder gut gemacht wird, das soll hier nicht erzählt werden.

Von den größeren Schöpfungen Bauditz' verdient vor allem noch „Absalons Brunnen" („Absalons Brond") eine eingehende Besprechung. Denn diese Erzählung spielt nicht, wie die meisten anderen, in dem vorwiegend ländlichen Jütland, sondern in der Hauptstadt Kopenhagen. Wieder ein Erzeugnis echtester Heimatsliebe und reich an lebensvollen Gestalten, führt sie uns, das Thema der Kunsterziehung im weitesten Sinne behandelnd, zugleich ein in die Poesie der Großstadt.

Von den kleineren Sachen von Bauditz muß zunächst die entzückende Erzählung „Spuren im Schnee" („Sporene") wenigstens kurz erwähnt werden. Sie führt zusammen mit den „Geschichten aus dem Forsthause" in unübertrefflicher Weise in die behagliche Schönheit des nordischen Winters ein, die sich den rechten Leuten nicht nur, wenn sie am warmen Feuer sitzen, sondern auch in der in Schnee gehüllten freien Gottesnatur offenbart, und in ihrer Handlung verknüpft sie — der Titel ist doppelsinnig gemeint — des Leutnants Høg Fahrt nach einer alten Urkunde in reizvollster Weise mit seiner Verfolgung der Spuren eines reizenden Mädchens, dem im Grunde allein sein Interesse gilt und das er sich natürlich auch erringt.

Höheren Zielen strebt „Die Komödie auf Kronborg" („Komedie paa Kronborg) zu. Bauditz betritt hier zum erstenmal mit einer längeren Erzählung das historische oder genauer das literarhistorische Gebiet. Ansätze nach verwandter Richtung zeigt ja schon das kürzere Stück „Der Fremde im Riff",[5] worin die Tradition von Columbus' Aufenthalt in Island zu Nachforschungen über das geheimnisvolle Winland sehr geschickt weiter ausgesponnen wird. „Die Komödie auf Kronborg" tut Aehnliches gegenüber der Ueberlieferung von einem Aufenthalt Shakespeares in Dänemark. Dieser kommt im Jahre 1586 unter fremdem Namen mit einer Schauspielertruppe nach Kronborg. Da er sich auf dem Schiffe den Fuß verletzt hat, muß er bei seinem Gastfreund, dem Magister Iver Kramme, zunächst ruhig liegen, lernt dabei aus dem Saxo Grammaticus „die Geschichte von dem verrückten Prinzen Amlet", wie Kramme verächtlich sagt, kennen und sieht im Schlosse zu Kronborg ein Bild des alten Amlet, das ihn seltsam fesselt. Eine ganz gewöhnliche Schultragödie des Magisters über Kain und Abel arbeitet er unter dem Eindruck jener Geschichte von Amlet zu dem Stücke „Agathon und Kakophoon oder der greuliche Brudermord" um, Krammes ewig trunkener und dabei sehr witziger Ohaim Johann gibt ihm Motive zu seinem Falstaff. Die herrliche Gestalt von seines Gastfreundes Schwester Christence wird das Urbild der Ophelia. Denn, von heißer Liebe zu dem fremden Schauspieler ergriffen, der sie gleichfalls leidenschaftlich liebt, ertränkt sich das wunderschöne Mädchen, als sie erfährt, daß jener daheim Weib und Kind hat; ein paar Fischer „hatten ihre Leiche am Ufer unter der grünen Hängeweide gefunden". Auf diese Weise — ich könnte noch anderes anführen — macht Bauditz von dem Dichterrecht Gebrauch, da, wo unser Wissen aufhört, uns frei gestaltend zu sagen, wo Shakespeare 1586 weilte und wie dieser Aufenthalt befruchtend auf seine dichterische Schöpferkraft wirkte. „Die Komödie auf Kronborg" ist ein prächtiges Seitenstück zu Rochus von Liliencrons noch immer viel zu wenig bekannter Novelle „Die siebente Todsünde", die uns Shakespeare zur Zeit der wirklichen Entstehung seines Hamlet vorführt; sie zeigt uns Bauditz in frischester Schaffenskraft.

Und damit genug über ihn. Nur ein Punkt muß unbedingt noch erwähnt werden, auf den er auch selbst großes Gewicht legt, der bedeutsame Anteil nämlich, den seine nun leider verstorbene Gattin an allen seinen Erzählungen, abgesehen von einigen kleineren seiner frühesten Zeit, hat. In einem Gespräch mit einem dänischen Journalisten, über welches zu Anfang dieses Jahres in den „Grenzboten" berichtet war, hat er erklärt, daß er jede Seite seiner Bücher vor dem Druck mit ihr besprochen habe, und hat hinzugefügt, seit ihrem Tode habe er das Gefühl, daß er vielleicht nie mehr imstande sein werde etwas Größeres zu schreiben. Wenn nun auch zu wünschen und zu hoffen ist, daß unter dem heilenden Einfluß der Zeit die Lust am dichterischen Schaffen ihm wiederkehren und er uns noch manches liebenswürdige Buch schenken wird, so stehen wir doch mindestens an einem bedeutsamen Abschnitt seiner schriftstellerischen Tätigkeit, und insofern kommt meine Skizze vielleicht gerade jetzt zur rechten Zeit.

[5] In den „Erzählungen", übersetzt von J. C. Poestion.



Bücher und Zeitschriften.

Die Handschrift Napoleons I. Von **Armand Dayot**. Verlag von Schmidt u. Günther, Leipzig 1904.

Die Handschrift Napoleons! — Mit welchem Interesse betrachtet man die Handschrift eines berühmten Menschen! Sie ist etwas Persönliches, das vom Menschen zum Menschen spricht und das uns denselben näher bringt und verständlicher macht, fast ebenso wie wenn man ein Porträt desselben betrachtet. Wie viel mehr muß die Handschrift Napoleons dieses Gefühl erwecken, dieses Mannes, der wohl das bedeutendste und wechselvollste Leben durchlebte, das einem Menschen beschieden sein kann. Wie prägnant spricht sich der Charakter Napoleons in seiner Handschrift aus, man braucht kein Graphologe zu sein, um zu erkennen, daß auch in der Jugend die Schriftzüge des großen Corsen denen eines alten Mannes gleichen, der vielleicht schon das erlebt hat, was Napoleon seinen Zeitgenossen erst zu durchleben gab. Die hastigen, unleserlichen Schriftzeichen zeugen von seinem immertätigen Geiste, dem die Hand nicht zu folgen vermochte. Das merkwürdigste und interessanteste Manuskript in dem vorliegenden Heft ist wohl der Bericht über das Fest der Republik, das am 14. Juli 1797 in großartiger Weise in Mailand gefeiert wurde. Dieser Bericht, dessen Inhalt wegen der schrecklichen Schrift nur ungefähr erraten werden kann, deutet mit seinen Strichen und Korrekturen und den fieberhaft hingeworfenen Buchstaben auf den aufgeregten Zustand des Schreibers, den nur der eine Gedanke beherrscht: was für einen Eindruck dieses Schriftstück auf das Direktorium machen wird. Von fast noch größerem Interesse sind die Unterschriften Napoleons. Das einfache N erzählt in seiner immer anderen Gestalt von den verschiedensten Gemütsstimmungen, in denen sich der Schreiber befand. Das vorliegende Heft ist in der geschicktesten Weise zusammengestellt und muß für alle die, welche Napoleon verehren, bewundern oder studiern, von größtem Interesse sein.

Von all den interessanten Memoiren aus der napoleonischen Zeit dürften wohl wenige das allgemeine Interesse so befriedigen wie die (in deutscher Uebersetzung bei H. Schmidt und C. Günther in Leipzig erschienenen) **Erinnerungen** von **Constant**, dem langjährigen Kammerdiener Napoleons. Man muß staunen, mit welcher Klarheit, Sachlichkeit und mit welchem Verständnis dieser Kammerdiener es verstanden hat, sowohl die intimen, gesellschaftlichen wie auch die politischen und militärischen Vorkommnisse aus dem Leben seines Herrn aufzuzeichnen. Für einen Mann aus dem Volke ist dies gewiß keine kleine Aufgabe, er löste sie aber glänzend; und da wohl viele Memoirenschriftsteller ein gewisses Vorurteil gegen die schriftstellerische Gabe dieses Kammerdieners hatten, ist bis jetzt sehr wenig daraus entnommen worden; dies ist aber von großem Vorteil für das Buch, da es infolgedessen Vorkommnisse und Erlebnisse bringt, die bis jetzt der Allgemeinheit noch wenig oder gar nicht bekannt sind. Außerdem enthält das Buch noch die Aufzeichnungen einer Comtesse V., die ebenso amüsant wie von großem Interesse sind, da sie Napoleon von einer ganz anderen Seite beleuchten. Auch der Nachtrag von Anekdoten bietet viel Unterhaltendes. So kann dieses Buch nur aufs wärmste empfohlen werden; denn es enttäuscht nie, ob nun der Leser sich nur unterhalten oder belehren will.

W. K.

❋

Allgemeine Rundschau.

Robert Koch über die Trypanosomen-Krankheiten.

Am Mittwoch Abend hielt, wie schon gemeldet, Geheimrat Koch in der Berliner Medizinischen Gesellschaft einen hochinteressanten Vortrag über die Trypanosomen-Krankheiten, ihre Ursachen und die möglichen Wege zu ihrer Bekämpfung. Der Vortrag, der in ärztlichen Kreisen großes Aufsehen erregte, bewegte sich nach dem Berichte der Vossischen Zeitung in folgendem Gedankengang:

Einleitend führte Koch aus, daß im Vergleiche zu den Bakterien früher die Protozoen in der Lehre von den ansteckenden Krankheiten eine große Rolle spielten. Das hat sich geändert. Man beschäftigt sich jetzt viel mit den Protozoen als Krankheitserregern. Den ersten Anstoß gaben hier die Malariaforschungen von Laveran und Roß. Es folgten die Arbeiten über das Texasfieber von Theobald Smith. Hinzu kamen die von Bruce begonnenen Studien über die Tsetse-Krankheit. Es wurde festgestellt, daß hier die Krankheitserreger Trypanosomen sind, und daß sie durch eine Stechmücke, Glossina morsitans, übertragen werden. Das Krankheitsbild der Trypanosomiasis zeigt folgende allen Krankheitsarten gemeinsame Hauptzüge: Fieber, Blutarmut, Abmagerungen, Schwellung und Rötung der Haut, Schwellung der Drüsen und der Milz.

Von den durch Trypanosomen hervorgerufenen Erkrankungen ist zuerst die einschlägige Erkrankung der Ratten zu nennen. Die Erreger sind hier wenig virulent. Die Trypanosomen sind nur auf Ratten übertragbar und zwar geschieht die Uebertragung durch Flöhe. Die Trypanosomen haben sich hier ganz der Tierspezies angepaßt. Ganz anders verhält sich eine andere Trypanosomen-Krankheit, die **Tsetse-Krankheit**, die fast über ganz Afrika verbreitet ist. Sie ist nicht auf **ein** Wirtstier beschränkt, sondern befällt verschiedene Tierspezies, Pferde, Rinder, Hunde, Schafe, Ziegen. Jedoch besteht hinsichtlich der Empfänglichkeit eine Verschiedenheit nicht nur bei den einzelnen Spezies, sondern auch bei den verschiedenen Rassen dieser. Die Uebertragung geschieht durch eine Glossina-Art. Asien eigentümlich ist die **Surra-Krankheit**, die Pferde, Maultiere, Kamele, Rinder befällt und in Ostindien gut beobachtet worden ist. Als Uebertrãgerin kommt Glossina, weil diese sich in Ostindien nicht finden, nicht in Betracht. Zu vermerken ist weiter das Mal de caderas, das in Südamerika heimisch ist und sich bei Pferden findet, und eine in Südafrika nur bei Rindern festgestellte Trypanosomenkrankheit. Lange Zeit glaubte man, daß eine Trypanosomenkrankheit beim **Menschen** nicht vorkomme. 1901 fand aber **Forde** bei einem mit Chinin behandelten Kranken, von dem man annahm, daß er an Malaria leide, Protozoen, die als Trypanosomen bestimmt wurden. Sehr wichtig wurde in der Folge eine Feststellung von **Castellant**. Er traf in der Cerebrospinal-Flüssigkeit eines an Schlafkrankheit Verstorbenen auf Trypanosomen. Er hielt den Fund für etwas Zufälliges und Nebensächliches, weil man damals ganz allgemein die Schlafkrankheit auf das Eindringen von Pneumococcen und Streptococcen in die Gehirnhäute zurückführte. Bruce war es vorbehalten, das Richtige zu erkennen. Er fand auf den ersten Blick, daß es sich um die Protozoen handelte, welche die Tsetse-Krankheit hervorrufen, und daß weiter die Ursache der Schlafkrankheit die Trypanosomen sind. Er wies auch nach, daß die Uebertragung durch Glossina palpalis geschieht, was wichtig war für die Ursachenlehre von der Schlafkrankheit.

Vergleicht man die einzelnen Trypanosomen-Krankheiten miteinander, so kann man zwei Gruppen unterscheiden. Die erste Gruppe wird durch die Ratten-Trypanosomiasis gekennzeichnet. Die Form ist konstant, die Virulenz ist gleichfalls fest; befallen ist von den Trypanosomen nur **eine** Tierart. Man muß schließen, daß zwischen den Protozoen und ihrem Wirttiere schon lange ein festes und beständiges Verhältnis besteht, daß beide einander sich angepaßt haben und daß diese Trypanosomen eine **feste Art** geworden sind. Für die zweite Gruppe ist das Protozoon der Tsetse-Krankheit typisch. Es zeigt morphologisch Schwankungen, ist auf ganz verschiedene Spezies übertragbar und die Trypanosomen der Tsetse-Krankheiten schwanken ungemein hinsichtlich ihres Virulenzgrades. Bei dem Schwanken der wichtigsten Symptome kann man es verstehen, daß die Klassifikation der Trypanosomen-Krankheiten zu viel Streit Anlaß gegeben hat. Angefochten sei auch seine Theorie, daß Surra und Tsetse zusammengehören, aber die Einwürfe könnten ihn von seiner Annahme nicht abringen. Auch bei der Malaria unterschied man nach geringen Differenzen mannigfaltige Formen. Jetzt weiß man, daß es deren bestimmt nur drei gibt. Man hat große Hoffnungen gehegt, einmal durch die Schutzimpfung der Tsetse-Krankheit Herr zu werden. Aber eine sehr wichtige Beobachtung lehrt, daß die Immunisierung hier nicht zum Ziele führt. Es ist nämlich festgestellt worden, daß Tiere, die ganz gesund erscheinen, **doch Trypanosomen in**

sich bergen und diese würden die Krankheit immer weiter verschleppen. Mit diesen latenten Trypanosomen muß man rechnen.

Wie nun vorgehen? Den Stechfliegen, den Ueberträgern, kann man nicht beikommen, wohl aber den Parasiten, und zwar auf dem Wege, daß man alle Tiere, die an Trypanosomen-Krankheit leiden, ausmerzt. Daß dieses Vorgehen Erfolg hat, lehren die Erfahrungen auf Java; daß die Unterlassung schweren Schaden stiftet, hat man auf Mauritius zu erkennen gehabt. Was kann gegen die Trypanosomen-Krankheit des Menschen, gegen die Schlafkrankheit geschehen? Hätten wir ein spezifisches Arzneimittel gegen die Schlafkrankheit, wie es das Chinin gegen Malaria ist, so wäre der Weg vorgezeichnet. Aber daran fehlt es noch. Versuche, ein solches Mittel auszukunden, sind im Gange. Angeraten wird Arsen-Darreichung. Laboratoriumsversuche weisen auf das Trypanrot hin. Hier wie auf dem ganzen Gebiete tut noch sehr viel Arbeit not. Deutschland hat, so schloß Koch, wegen seines afrikanischen Kolonialbesitzes den lebhaftesten Anlaß, diese Studien zu fördern.

✕

Kleinere Mitteilungen.

ct. **Die neueste Polarexpedition**, die von dem kanadischen Geologen Lowe geleitet wurde, ist jetzt zurückgekehrt. Lowe hatte im Auftrag der Regierung auf dem Schiff Neptun eine wissenschaftliche Fahrt nach der Hudson-Bai und nach den arktischen Gewässern auszuführen. Er hat sich seiner Aufgabe mit bedeutendem und zum Teil überraschendem Erfolg entledigt. Im vorigen Winter unternahm er eine lange Reise nach Norden, die ihm sogar den Pol näher brachte als es dem Polarfahrer Peary in Nord-Grönland bisher gelungen ist. Das größte Aufsehen erregt die Tatsache, daß Lowe noch einige Spuren entdeckt hat, die unzweifelhaft auf die berühmte Franklin-Expedition zu deuten sind. Diese von John Franklin 1845 begonnene Expedition endete bekanntlich ähnlich wie die Ballonfahrt Andrées, obgleich man noch im Lauf der Jahre etwas genauere Kunde von ihrem Schicksal erhielt als es bisher bezüglich der Unternehmung des kühnen schwedischen Luftschiffers möglich gewesen ist. Lowe hat ferner festgestellt, daß die Hudson-Bai zwar im größeren Teil des Jahres für die Schiffahrt durch Eis verschlossen ist, daß Schiffe aber wenigstens vier Monate lang offenes Wasser finden, so daß ein Verkehr der Ortschaften im Hinterland der großen Meeresbucht mit Europa zeitweise leicht bewerkstelligt werden könnte. Die kanadische Regierung wird jedenfalls Sorge dafür tragen, daß die bedeutsamen Ergebnisse der Forschungsreise von Lowe bald und in würdiger Form veröffentlicht werden.

✕

Hochschulnachrichten.

* **Tübingen.** Der Professor der Geographie Dr. K. Sapper weilte, wie der Frankfurter Zeitung geschrieben wird, während der Herbstferien bei der württembergischen Expedition auf der Insel Kos, die Nachgrabungen nach dem Asklepieion der Stadt Kos unternimmt.

* **Bonn.** Der außerordentliche Professor der Mathematik Dr. L. Heffter erhielt einen Ruf auf den freigewordenen Lehrstuhl dieses Faches an der Technischen Hochschule zu Aachen.

* **Münster.** Die Berufung des Professors der Physiologie Dr. Rosemann aus Bonn (vgl. die gestrige Nummer), sowie die schon früher erfolgte des Anatomen Ballowitz werden mit der Absicht in Zusammenhang gebracht, zu Beginn des nächsten Frühjahres an der hiesigen Universität Einrichtungen für ein fünfsemestriges Medizinstudium zu treffen, so daß fortan die Mediziner hier bis zur ärztlichen Vorprüfung studieren können.

hc. **Halle.** Der außerordentliche Professor [illegible] und der vergleichenden Sprachforschung Dr. Theo[illegible]riae feiert am 29. Oktober das 25jährige Jubi[illegible] akademischer Lehrer. — Der Privatdozent für Neue[illegible]ment in der theologischen Fakultät Lic. theol. Dr. [illegible] Hollmann wurde zum fünften Pfarrer an der Trini[illegible]kirche in Charlottenburg gewählt.

hc. **Leipzig.** Mit einer Probevorlesung: „Ueber die Bedeutung der Röntgenstrahlen in diagnostischer und therapeutischer Beziehung“ führte sich heute (28. Okt.) der Assistenzarzt an der chirurgischen Klinik Dr. Heineke als Privatdozent ein.

* **Lemberg.** Der Germanist und Literarhistoriker Prof. Dr. Richard Maria Werner beging am Mittwoch sein 25jähriges Jubiläum als akademischer Lehrer. Er wurde bei diesem Anlaß von seinen Kollegen und Hörern vielfach gefeiert, sowie von nah und fern beglückwünscht. Abends fand dem Jubilar zu Ehren ein großes Festbankett statt. Prof. Werner, der eben sein 50. Lebensjahr vollendet hat, ist, wie wir der Neuen Freien Presse entnehmen, ein gebürtiger Iglauer. An der Wiener Universität, wo er später auf Grund einer Dissertation über den Minnesang zum Doktor promoviert wurde, fand er an seinem Onkel Karl Tomaschek, an Heinzel und Conze Lehrer und Führer; dann trat er, mit einem Staatsstipendium für eine Studienreise ausgestattet, in Straßburg zu Wilhelm Scherer in Beziehungen, die entscheidend für seine weiteren Studien wurden. Sodann habilitierte sich Werner an der Grazer Universität als Privatdozent und kam im Jahre 1883 als Professor an die Franzens-Universität in Lemberg, der er seitdem ununterbrochen angehörte. In weiteren Kreisen ist Professor Werner vor allem als Biograph und Herausgeber Friedrich Hebbels bekannt geworden.

hc. **Bern.** Dem Germanisten Prof. Dr. Vetter, der von der preußischen Akademie der Wissenschaften beauftragt ist, die älteren literarischen Handschriften deutschen Ursprungs in einer Anzahl schweizerischer Bibliotheken zu inventarisieren, wurde der dafür erforderliche Urlaub erteilt.

* **Lausanne.** Der Professor für Kunstgeschichte A. de Molin ist vom Lehramt zurückgetreten.

* **Von technischen Hochschulen.** Der Bergassessor Georg Baum in Essen ist zum Professor an der Berliner Bergakademie ernannt worden.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Die Weiterentwicklung der christlichen Religion.

Einer Anregung des Münchener Verlegers J. F. Lehmann folgend, hat sich eine größere Anzahl Gelehrter aus verschiedenen Berufen und Wissenschaften, aber alle auf dem Boden des Christentums stehend, zu der gemeinsamen Aufgabe verbunden, den Stand der Religion im Leben der Gegenwart darzulegen und zu fördern. In einer Reihe von Abhandlungen,[1]) die in allgemeinverständlicher Weise abgefaßt sind, wenden sie sich an alle, „denen die höchsten Fragen am Herzen liegen und die an Bewegung und Streben, an Zweifel und Unruhe teilnehmen“. Sie wollen an einer Weiterentwicklung der christlichen Religion arbeiten, weil sie überzeugt sind, daß ihr gegenwärtiger Stand den Forderungen der weltgeschichtlichen Lage nicht entspricht, „daß in jenem die ewige Wahrheit mit manchem verquickt ist, was heute viele, überaus viele als zeitlich und menschlich empfinden, dem sie daher unmöglich die Verehrung zollen können, die lediglich dem Ewigen und Göttlichen gebührt“. Sie machen den Versuch, den inneren Zwiespalt abzuschwächen, der für die Mehrzahl der heutigen Christen zwischen Form und Inhalt des Glaubens besteht und das Ganze des Lebens tief herabdrückt. Denn „die Kultur gerät bei aller Betriebsamkeit ins Flache und Leere, wenn sie die alten ewigen Fragen von sich weist, mit denen die Religion zu tun hat, die Religion aber gerät ins Starre und Enge, wenn sie sich aller Bewegung widersetzt und sich immer mehr vom übrigen Leben absondert. Und wenn nun gar die Autorität von Staat, Kirche, Gesellschaft dafür aufgeboten wird, die Menschen möglichst bei diesem inneren Zwiespalt festzuhalten, wenn vielen zu glauben geboten wird, was sie nicht mehr glauben und gewissenhafterweise nicht mehr glauben können, so entsteht augenscheinlich ein sittlicher Notstand, den nur der leicht nehmen mag, wer es mit dem Heiligen nicht ernst nimmt und sich über die Frage der Wahrhaftigkeit des Lebens rasch hinwegsetzt.“ Hier muß eine Wandlung erfolgen, eine Wandlung, die nur durch die Beteiligung weiterer Kreise an der Erörterung der Probleme des religiösen Lebens herbeigeführt werden kann.

Für weitere Kreise sind denn auch diese Abhandlungen berechnet, die aus der Feder von Männern stammen, deren jeder auf seinem bestimmten Gebiete vollauf sachkundig ist. Sie sind mit großem Freimut geschrieben, denn die innere Wahrhaftigkeit, die in unserer heutigen Kultur vielfach schmerzhaft vermißt wird, gibt von vornherein ihrem Inhalt Ziel und Richtung; sie sind aber zugleich auch von der Wärme durchströmt, welche der vollen Hingabe an die oben angedeutete Aufgabe entquillt. Und sie geben in ihrer Vielseitigkeit und Reichhaltigkeit über weite Gebiete unseres Glaubenslebens einem jeden, dem es um seine religiösen Erfahrungen ernst ist, eingehende Aufklärung. In ihrer Gesamtheit können sie recht wohl als ein Handbuch der Religionskunde aufgefaßt werden, wie sie in jedes gebildeten und denkenden Menschen Haus und Hand eigentlich zu finden sein müßte. Bei der betrübenden Ungeschicklichkeit und Kurzsichtigkeit, mit der gerade der religiöse Unterricht auf unseren niederen wie höheren Schulen betrieben wird, ist eine allgemein verbreitete Ungeklärtheit der Anschauungen über das Wesen der Religion, über das Verhältnis des naturwissenschaftlichen und historischen Denkens zu den religiösen Empfindungen, über die Wandlungen der Glaubensformen in dem Verlauf der Kulturentwicklung ganz selbstverständlich geworden. Der gebildete Mensch von heute weiß auf allen möglichen Gebieten Bescheid, nur nicht auf dem der religiösen Erfahrungen; er tappt, selbst wenn er das Bedürfnis empfindet, sich darüber klar zu werden, meistens wie ein Blinder auf blühender Flur umher. Und doch kann auch auf diesem Gebiete eine Anleitung zu historischer und psychologischer Betrachtung der inneren und äußeren Vorgänge unendlich viel Gutes schaffen und in wohltuender Weise klärend und beruhigend wirken.

Daß die „Beiträge zur Weiterentwicklung der christlichen Religion“ in der Tat eine solche Anleitung in sich schließen, wird vielleicht schon aus der Aufzählung der einzelnen in ihnen zur allgemein verständlichen Darstellung gelangenden Gegenstände ersichtlich werden: Von dem Wesen und Ursprung der Religion, ihren Wurzeln und deren Entfaltung handelt der bekannte Indologe Professor Dr. L. v. Schröder (Wien); über das Alte Testament im Lichte der modernen Forschung der Berliner Professor D. H. Gunkel; über Evangelium und Urchristentum (das Neue Testament im Lichte der historischen Forschung) der bekannte Exeget Prof. D. A. Deißmann (Heidelberg); über Heilsglaube und Dogma der Königsberger Religionsphilosoph Prof. D. Dr. A. Dorner; über Religion und Sittlichkeit Prof. D. Dr. W. Herrmann in Marburg; über Christentum und Germanen Superintendent D. F. Meyer in Zwickau; über Wissenschaft und Religion Prof. D. Dr. R. Eucken in Jena; über Religion und Schule Prof. Litt. D. Dr. W. Rein in Jena; über die gemeinschaftsbildende Kraft der Religion Lic. G. Traub in Dortmund und über das Wesen des Christentums Prof. Lic. Dr. G. Wobbermin in Berlin.

Von allen den genannten Beiträgen greifen entschieden die der beiden Jenenser Professoren Eucken und Rein am unmittelbarsten und frischesten in die religiösen Interessen unserer Tage hinein. Das Verhältnis der religiösen An-

[1]) Beiträge zur Weiterentwicklung der christlichen Religion. München 1905. J. F. Lehmanns Verlag. Großoktav. 366 S.

schauungen zu den wissenschaftlichen Meinungen beschäftigt unsere Zeit unausgesetzt und spielt selbst in politischen Erörterungen ebenso eine bedeutende und die Gemüter aufregende Rolle wie die Frage nach der Aufgabe der religiösen Unterweisung in der Schule. R. Eucken bestimmt nun in einer wunderbar klar disponierten Abhandlung über Wissenschaft und Religion die Grenzen zwischen wissenschaftlicher und religiöser Erfahrung. Er behandelt zunächst einzeln das Verhältnis der Religion zur Naturwissenschaft, zur Geschichte und zur Psychologie, um sodann in einem Schlußworte die Resultate aus den methodischen Einzeluntersuchungen zu ziehen. Wie er die Umwandlungen der Denkweise von der Naturauffassung des kirchlichen Christentums bis herauf zu der modernen Entwicklungslehre in ihren einzelnen Phasen darstellt, kann geradezu klassisch genannt werden. Er weist in diesem ersten Abschnitte seiner umfänglichen Abhandlung in geistreicher und feiner Weise nach, daß gerade aus unserer modernen Naturauffassung im Grunde ein Voranstellen der Geistesarbeit herausspringt, daß es ein eigentümlicher Zug unserer kritischen Denkweise ist, vom Subjekt zu beginnen und die Hauptrichtung des Lebens nicht von der Welt zum Menschen, sondern vom Menschen zur Welt gehen zu lassen. Gerade hierin liegt aber die Ueberwindung des Naturalismus, d. h. der Gleichsetzung von sinnlicher Natur und Wirklichkeit, begründet. „Das Geistesleben ist nicht ein bloßes Mehr der Natur, sondern der Beginn einer neuen Ordnung; es erscheint in ihm eine neue Art der Wirklichkeit, sofern das seelische Leben, das bis dahin ein bloßer Anhang des Naturprozesses war und seinen Zwecken diente, nunmehr selbständig wird und sich zu einem eigenen Reiche ausbaut." Und in analoger Weise erhebt sich für den Menschen innerhalb der Geschichte eine übergeschichtliche Wirklichkeit von ethischem Charakter und verschwindet, vom psychologischen Standpunkt aus gesehen, der schroffe Gegensatz zwischen dem Menschen und der Welt, sofern nämlich das geistige Leben zum Kern unseres eigenen Lebens wird. Von diesem in der Neuzeit gesteigerten inneren Lebensprozesse aus gewinnt Eucken nun den Uebergang zu der Notwendigkeit der Religion, die uns die weiteren Zusammenhänge bietet, deren die neue Denkweise im Grunde bedarf. In der „Zusammenfassung" seiner Untersuchungen betont er deshalb die Erweiterung und Verselbständigung des gesamten Geisteslebens durch die religiösen Elemente. Wir geben diese „Zusammenfassung" im folgenden in ihrer ganzen Ausdehnung wieder, weil sie das notwendige Verhältnis zwischen Religion und Wissenschaft klar zum Ausdruck bringt.

„Vor Augen trat uns ein harter Konflikt zwischen überkommener Religion und moderner Wissenschaft; wer immer auf einem inneren Zusammenhang des Lebens besteht, der kann solchen Konflikt nicht ruhig hinnehmen, der muß ihm entgegenwirken. Denn dieser Konflikt reicht bis in die Wurzeln des Lebens. Hat doch die Arbeit der Wissenschaft uns nicht etwa bloß die Umgebung anders sehen gelehrt, sondern durch gewaltige Erweiterungen und eingreifende Umwandlungen den Lebensprozeß selbst verändert. Die ganze frühere Art erscheint von da aus als eng, dumpf, anthropomorph; will die Religion davon nicht lassen, klammert sie sich hartnäckig an die alten Vorstellungs- und Empfindungsformen, so verliert sie für uns ihre Ueberzeugungskraft und ihre Wahrheit. Bei jenem Widerspruch kann sie leicht ein Sondergebiet, ein bloßer Winkel des Lebens werden, in dem das von den Nöten und Wirren des Daseins eingeschüchterte Individuum eine Zuflucht suchen mag, von dem aus sich aber keine Erhöhung des gesamten Geisteslebens und der Kultur erreichen läßt."

„Auch geht die Umwandlung des Lebens viel zu tief, um nicht die Religion auf ihrem eigenen Gebiet vor neue Aufgaben zu stellen. In dem alten Bestande wird nunmehr manches zu eng und zu klein, wird manches, was früher den vollen Nimbus des Göttlichen trug, jetzt als eine bloßmenschliche Fassung empfunden. Solche Empfindung aber macht eine schärfere Scheidung des Bloßmenschlichen und des Geistigen unabweisbar. Leicht könnte eine künstliche Aufrechterhaltung der alten Ansprüche seitens des als bloßmenschlich Durchschauten zu einer Halbwahrheit führen, die der Unwahrhaftigkeit verzweifelt nahe liegt. Die innerste Absicht der Religion war auch früher lediglich und allein das Göttliche. Aber das Göttliche dünkte dem Menschlichen noch näher; so konnte beides enger zusammengehalten werden. Nun aber hat das Ganze des Kulturlebens einen größeren Abstand gezeigt, und stärker die Schranke des Menschlichen empfinden lassen. Muß das nicht eingreifende Wirkungen für die Fassung des Göttlichen haben, und kann es eine Aufgabe religiöser Ueberzeugung sein, solche Wirkungen möglichst zu verdunkeln und abzuschwächen?"

„Aber, so hören wir entgegenfragen, kann denn die Religion den Forderungen des neuen Lebens mit seiner Wissenschaft genügen, ohne sich selbst preiszugeben, bedeutet die Annahme der neuen Denkweise nicht eine Zerstörung ihres innersten Wesens? Die Sache liegt keineswegs so einfach, und die Frage läßt sich nicht so frohmütig beantworten, wie es von manchen geschieht, die rückhaltlos dem Strom des modernen Lebens folgen und nebenbei sich leicht auch ein Stück Religion glauben wahren zu können. Die Religion hat in Wahrheit, nicht zum mindesten durch die neuere Wissenschaft, schwere Verluste erlitten und befindet sich augenscheinlich in einer peinlichen Krise; vermag sie für diese Verluste nicht eine entsprechende Verstärkung zu finden, vermag sie nicht ihre Selbständigkeit im Ganzen des Lebens neu zu befestigen, so ist eine Auflösung oder doch ein immer weiteres Zurücktreten nicht zu vermeiden. Aber unsere eigenen Betrachtungen ließen, wenn auch in knappstem Umriß, erkennen, wie die Steigerung des Lebens in der Neuzeit, als Ganzes angesehen und von innen her gewürdigt, von sich aus zu solcher Wiederbefestigung treibt. Je mehr der Lebensprozeß und die Kulturarbeit der bloßmenschlichen Daseinsform entwachsen, desto mehr bedürfen sie zu ihrer eigenen Erhaltung weiterer Zusammenhänge, desto mehr verlangen sie eine begründende Tiefe, desto mehr vollziehen sie auch eine innere Umwandlung des Menschen. Dieser Gedankengang führt mit Notwendigkeit schließlich auf einen einzigen Punkt als den, woran alle Entscheidung liegt, auf die Frage, ob in allen jenen Bewegungen und Wandlungen die Eröffnung eines selbständigen Geisteslebens als einer neuen Stufe der Wirklichkeit erfolgt, oder ob wir dabei gänzlich der alten Welt und damit der bloßnatürlichen Art des Menschen verhaftet bleiben. Wir sahen, daß letzterenfalls die gesamte Kulturarbeit ihre Wahrheit verliert und mit allem, was an ihr innerlich ist, zusammenbricht; leicht wäre weiter zu zeigen, daß mit jener bloß naturhaften Fassung das ganze Menschenleben gleichgültig und sinnlos wird, daß es durchaus nichts Eigenes und Auszeichnendes zu behaupten vermag. So treibt ein zwingendes Verlangen nach geistiger Selbsterhaltung auf jene andere Bahn, es treibt zum Suchen weiterer Zusammenhänge, ja zu einer Umkehrung der ersten Erscheinung, es treibt zur Anerkennung einer selbständigen Geisteswelt als des Kernes unseres eigenen Wesens und Lebens. Damit allererst wird ein fester Standort gewonnen, von dem aus sich der Zerstreuung widerstehen und das Zerrinnen des Menschen in die Unendlichkeit aufhalten läßt; die verlangte Umkehrung wird nun zur Wahrheit, indem mit jener Wendung ein Innenleben vor alle Aeußerlichkeit, eine ewige Ordnung vor alle Zeit, ein kosmisches Leben im Menschen als Geisteswesen vor alles Bloßmenschliche tritt. Nur hier und da ließ sich von uns andeuten, wie sich damit große Möglichkeiten und weite Ausblicke eröffnen, wie die Menschheit als Ganzes eine bedeutende Aufgabe gewinnt, in deren Lösung sie unmittelbar auch der Bewegung des Alls dient. Das eine jedoch erhellte wohl deutlich genug, daß unser Leben mit dem heutigen Stande noch keineswegs erschöpft ist, daß es mit jener Wendung sich auf eine neue Grundlage stellen und auf hohe Ziele richten läßt; aus drohender Stagnation kann es wieder in frischen Fluß kommen, wenn anders die große Zeit nicht ein kleines Geschlecht findet."

„Das nämlich ist der Hauptgrund der Unsicherheit und Verwicklung: was in der Sache notwendig, das ist damit noch keineswegs vom Menschen anerkannt und angeeignet; die Möglichkeiten sind aber für uns verloren, wenn nicht unsere eigene Tat sie ergreift und in Wirklichkeit verwan-

delt. Und hier liegt in Wahrheit die Schwäche der Gegenwart. Die Bewegungen der neueren Kultur haben das Leben mehr und mehr an die Peripherie getrieben und es, bei staunenswerten Leistungen gegenüber der Weltumgebung, im innersten Kern geschwächt; in allem Wachstum des Vermögens nach außen ist der Mensch innerlich klein geworden, fehlt ihm ein starkes Leben aus dem Ganzen, fehlt ein kräftiges Persönlichsein mit seinen erhöhenden Erfahrungen, droht der innere Stand des Lebens unaufhaltsam zu sinken. Solches Kleinwerden des Menschen, solche Schwächung zentraler Kraft, solche Entseelung und Verflachung des Lebens ist es, was die Bewegungen der modernen Wissenschaft der Religion gefährlich macht, nicht der Inhalt ihrer Lehren. Denn so fehlt das Vermögen, die neuen Erfahrungen auf ein Ganzes zu beziehen und von da aus zu verarbeiten, so wird das, was in ihnen an Fortbildung des Geisteslebens steckt, nicht zu klarer Gestalt und vollem Besitz herausgehoben, so läßt sich durch das Nein des ersten Eindrucks nicht zu einem Ja vordringen. Eine innere Stockung des Lebens müssen wir zugestehen, die alten Ideale sind erschüttert, neue aber noch nicht genügend gekräftigt; so hat einstweilen die Verneinung aller Ideale die Oberhand, und was an zerstörender Kraft im Neuen liegt, kommt ungehemmt zur Wirkung."

„Aber die klare Erkenntnis dessen enthält zugleich eine Beruhigung, ja eine freudige Hoffnung. Ein solches Stocken kann immer nur vorübergehend sein, dauernd kann der Mensch nicht seiner eigenen Arbeit unterliegen; ein Zentrum des Lebens kann er vergessen, nicht aber aufgeben. Und den Beginn einer Gegenwirkung gewahren wir schon heute in deutlichen Zeichen; immer stärker empfindet der Mensch das Ungenügen einer bloßen Menschenkultur mit ihrem lauten und doch so leeren Getriebe, immer unerträglicher wird die völlige Sinn- und Wertlosigkeit, der dabei alles Leben und Streben verfällt. Wie aber könnte solche Empfindung aufkommen und unwiderstehlich um sich greifen, wirkte nicht im Menschenwesen selbst eine größere Tiefe; diese tiefere Art wird aus der einstweiligen Zurückdrängung wieder hervorbrechen, und sie wird alles Widerstehende siegreich niederwerfen, so gewiß der Drang einer geistigen Selbsterhaltung mit seinem Einsetzen des Ganzen eine elementarere Kraft aufzubieten vermag als alles übrige Leben. Mit solcher Rückkehr des Menschen zu seinem eigenen Grunde wird aber auch die Religion wieder die gebührende Stellung erlangen, dann kann sich selbst das, was sie heute zu zerstören scheint, zu ihrer Förderung wenden, dann kann sie auch ihre Selbständigkeit gegen die Wissenschaft behaupten, ohne diese irgend zu schädigen."

„Religion und Wissenschaft haben verschiedene Ausgangspunkte und verfolgen verschiedene Ziele, sie erwecken verschiedene Kräfte und Stimmungen, eine gewisse Spannung zwischen ihnen ist unvermeidlich, ja sie gehört zur Gesundheit des Lebens. Aber solche Spannung verhindert keineswegs eine Verständigung, wenn nur beide Gebiete sich einem gemeinsamen Leben angehörig fühlen und innerhalb seiner ihre gegenseitige Bedingtheit erkennen. Die Religion hat unrecht, wenn sie die Wissenschaft der Freiheit beraubt und ihr von sich aus ein Weltbild vorschreibt, das in Wahrheit weit mehr das Werk einer früheren Stufe der Wissenschaft als der Religion selbst ist; sie hat nicht minder unrecht, wenn sie die gewaltige Förderung übersieht, welche die Wissenschaft ihrer eigenen Erweiterung und Verinnerlichung, weniger direkt, als durch die Weiterbildung des Geisteslebens leistet. Die Wissenschaft aber hat unrecht, wenn sie sich zum ausschließlichen Maß des Lebens macht, und verkennt, daß sie selbst nicht über ein bloßes Registrieren von Daten hinaus zur inneren Aneignung der Wirklichkeit fortzuschreiten vermag ohne eine Begründung im Ganzen des Geisteslebens; bedarf nun dieses Ganze zur eigenen Grundlegung wie zur Ueberwindung der Widerstände einer Wendung zur Religion, so bedarf auch die Wissenschaft der Religion; nur ist wiederum diese Beziehung keine direkte, sondern eine durch das Ganze des Lebens, dem beide angehören, vermittelte. Wollen wir nur nicht Lebensgebiete auseinanderreißen und als geborene Gegner behandeln, weil jedes gegen das andere voller Selbständigkeit bedarf, weil sich beide nur innerhalb eines umfassenden Ganzen und nur in voller Freiheit richtig zusammenfinden."

„So ist es durchgängig weniger die Sache selbst als unsere zu enge und kleine Behandlung, welche das Leben zu zerreißen und seinen Gesamtstand zu erniedrigen droht. Gewiß stellt sich dem, der die neuen Wege betritt, wie die Gesamtlage so auch die Religion unfertiger dar als früher, aus vermeintlichem Besitz sind wir weit mehr wieder in ein mühsames Suchen geworfen. Das ist unbequem, darf aber in keiner Weise abschrecken. Nicht Willkür oder Zweifelsucht bloßer Individuen hat die Krise herbeigeführt, in der wir uns heute befinden. Man kann nicht kleiner von den bewegenden Mächten des geschichtlichen Lebens, im letzten Grunde also unreligiöser denken, als wenn man bloße Meinungen und Affekte der Menschen für fähig hält, so gewaltige Erschütterungen hervorzurufen, so sehr die Bewegung in neue Bahnen zu lenken. Wer in jener Krise vor allem den Ausdruck einer weltgeschichtlichen Notwendigkeit sieht und ehrt, der wird sich inmitten alles Nein den Glauben an ein Ja bewahren und das Vertrauen festhalten, daß die Mächte, welche uns, gegen alles Interesse unseres bloßmenschlichen Glückes, in den Konflikt hineinführten, uns auch aus ihm heraus zu überlegener Höhe und innerer Befestigung führen werden."

*

Wir schließen an diese Betrachtungen über das Verhältnis und den letzten Zusammenhang zwischen Wissenschaft und Religion noch einige Stellen aus der sehr bemerkenswerten Abhandlung des Jenaer Professors W. Rein über Religion und Schule. Der Jenaer verdiente und bekannte Pädagoge geht in seinen Darlegungen von einer strengen, ja vernichtenden Kritik des bisherigen Betriebes des Religionsunterrichtes aus, der daran krankt, „daß man den Gegenstand des Religionsunterrichts, trotz der Warnungen der Katechetik, in gleicher Weise behandelt wie die übrigen Stoffe des Schulpensums" und daß man den rein kirchlichen dogmatischen Lehrstoff überschätzt und durch die Massenhaftigkeit, in der man ihn darbietet, jede seelische Teilnahme und Selbsttätigkeit des Kindes ertötet. Allen praktischen Vorschlägen, so führt er dann weiter aus, zur Umwandlung und Verlebendigung des Religionsunterrichtes muß erst die Verständigung darüber, was denn Religion sei, vorangehen. „Darin werden alle tiefer Blickenden sich verständigen, daß Religion nicht Gelehrsamkeit ist, nicht reproduzierbares Wissen, sondern eine Kraft des Gemütes, die das Leben beherrscht in Gegenwart und Zukunft." . . . „Das muß vor allem erstrebt werden, in der Jugend diese Ueberzeugung vom Christentum festzulegen, daß es über aller Wissenschaft steht und mit jeder Wissenschaft, die die Wahrheit sucht, gehen kann." . . . „Unsere Frömmigkeit, die Weltanschauung und Lebensordnung umfaßt, ist aus einem großen Gange der geschichtlichen Entwicklung der Menschheit erwachsen. In diesen Gang gilt es unsere Jugend hineinzuführen, um ihr zu zeigen, welche Lebenswerte auf diesem Wege liegen. . . . Der rechte Lehrgang darf psychologisch betrachtet nur historisch-genetisch sein."

Und in einer „Schlußbetrachtung" fügt Professor Rein dann noch die folgenden allgemeinen Leitgedanken hinzu, deren allseitige Beherzigung in unseren Tagen aufs dringendste zu wünschen wäre:

„Der bisherige Religionsunterricht ist unhaltbar geworden. In dieser Negation sind Tausende einig. Aber die „neuen Bahnen" laufen noch weit auseinander. Möchte wenigstens der gute Wille da sein, im Notwendigen sich zu einen und mit allen Kräften Hand an eine Sache zu legen, die nicht zu den geringsten in unserem Volksleben zählt."

„Es hat sich bisher noch immer gezeigt, daß den Prüfungen, Versuchungen und Gefahren, welche die materielle Kultur, sobald sie einen gewissen Höhegrad erreicht hat, den Völkern bereitet, der weltliche Idealismus, Bildung und Wissenschaft, Staatsgeist und Staatsgesinnung für sich allein nicht gewachsen scheint. Ebensowenig eine verweltlichte, konventionelle, in Dogmatismus erstarrte oder

sonstwie salzlos gewordene Kirche und Kirchlichkeit, überhaupt keine andere Kraft und Macht der Welt als wahrhafte und lebendige Religiosität."

„Es ist ein leerer Wahn, daß man ohne Zuziehung religiöser Motive, sei es das Volk, sei es Menschen von höherer Bildung, sei es sich selbst erziehen kann. Es bleibt ohne das ein ungedeckter Rest nach höchsten und letzten Beziehungen, den man mit allem Predigen von Humanität nicht decken kann. Oder was hätte man je Erhebliches damit geleistet? Das alle anderen überragende religiöse Motiv hat allein weltbewegende Kraft. Es muß diese Kraft wieder gewinnen, in deren Schwächung der Mißbrauch der Vernunft mit Dogmen, die ihr widersprechen, gewetteifert hat."

„Wir sehnen uns nachgerade aus dem materiellen Interessenkampf, aus der einseitigen Beziehung alles Geistigen und Ethischen auf das Wirtschaftliche heraus und protestieren gegen die Auffassung der Geschichte und des Lebens als des Ergebnisses rein mechanischer Vorgänge."

„Denn es ist sicher, daß der Mensch einer Ergänzung der Wirklichkeit durch eine von ihm geschaffene Idealwelt bedarf und daß die edelsten Funktionen seines Geistes in solchen Schöpfungen zusammenwirken. Diese freie Tat des Geistes darf aber nicht die Truggestalt einer beweisenden Wissenschaft, einer Dogmatik, annehmen, sonst wird die Kritik sofort hervortreten und die Spekulationen zerstören."

„Die Stimmung der Zeit ist tief einschneidend. Tausende fühlen heute, daß wir in einer religiösen Uebergangszeit leben. Das bisher für kirchlich sicher gehaltene Besitztum wird einer Umwertung unterworfen. Schon vor mehr als dreißig Jahren legte eine zu wenig beachtete Schrift „Der christliche Glaube und die menschliche Freiheit" mit einem offenen Brief an Herrn v. Bennigsen Zeugnis davon ab. Mit der steigenden Abneigung gegen abgestorbene Glaubensformeln, die die Kirche mit fortschleppt, wächst die Sehnsucht nach Religion in allen Schichten, nicht zum wenigsten in den naturwissenschaftlich-materialistischen Kreisen, die des öden Atheismus satt sind, der die Rätsel häuft, statt sie zu lösen. Immer stärker wird an den überlieferten dogmatischen Grundlagen gerüttelt, da man sie als Fesseln eines neu aufsteigenden religiösen Geistes empfindet. Die Anhänger des Alten versuchen einzuhalten und mit großer Gelehrsamkeit den Wahrheitsgehalt der Dogmen zu retten, aber trotzdem schwindet die Anhänglichkeit an die kirchliche Metaphysik dahin, unaufhaltsam, unwiederbringlich. Den veränderten Denkrichtungen gegenüber infolge der Veränderungen des naturwissenschaftlichen Weltbildes, der wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse, hat sich die Kirche bisher zu starr erwiesen, unfähig, den gewaltigen Umwälzungen in der geistigen und religiösen Struktur der Gesellschaft Rechnung zu tragen, unfähig, das wahre kirchliche Interesse zu wahren. Denn dieses besteht darin, die Religion zu retten, wenn auch die Kirche darüber unterginge. „Welches größere Unheil," sagt Emerson, „kann eine Nation treffen als der Verlust des Glaubens! Dann verfällt alles. Der Genius verläßt den Tempel, um sich im Senat oder auf dem Markte niederzulassen. Die Literatur wird frivol und die Wissenschaft kalt. Das Auge der Jugend wird nicht mehr von der Hoffnung auf eine andere Welt erleuchtet und dem Alter wird keine Ehre mehr zuteil. Die menschliche Gesellschaft lebt nur noch für jämmerliche Kleinigkeiten, und wenn die Menschen sterben, sind sie keiner Erwähnung wert." Wenn es wahr ist, daß die Kultur eines Volkes darauf beruht, daß gemeinsame sittliche Ideen in ihm eine innerliche Einheit herstellen und daß sie ihre Kraft aus dem Urquell einer gemeinsamen religiösen Weltanschauung erhalten, so müssen wir alles tun, um zu verhüten, daß unser Volk an einer glaubenslosen Zivilisation dahinstirbt."

„Der bisherige Religionsunterricht der Schulen, der höheren so gut wie der Volksschulen, hat dem Niedergang in die Hände gearbeitet, weil er auf falschen Bahnen ging. Deshalb müssen wir zusehen, was die Schule tun kann, um den religiösen Wurzelboden wieder zu finden. Es kann nur geschehen in der Befreiung der Gewissen, also auf demselben Wege, den einst die Reformation gegangen ist. Es gilt, die Gewissen der Lehrer von dem Zwang zu befreien, Katechismussätze eindrillen zu müssen, an die sie selbst nicht glauben können; und die Gewissen der Schüler davor zu bewahren, Worte nachzusprechen, mit denen sie keinen Sinn und kein Gefühl verbinden können."

„Aber nur in einer tief einschneidenden, radikalen Neuordnung ist heute das Heil zu suchen. Wer vermitteln, leise treten, um der Menschen willen nicht anstoßen will, der ist ein größerer Feind des Fortschritts als der Orthodoxe, der keine Ahnung hat von dem, was in der Welt vorgeht, und, weil er sich in seiner Burg sicher fühlt, annimmt, sie könne überhaupt nicht gestürmt werden. Die schlimmsten Gegner unserer evangelischen Kirche sitzen nicht bei den Atheisten, sondern mitten im Kirchenregiment, weil sie wohl Ohren haben zu hören und Augen zu sehen, aber nicht hören und nicht sehen wollen, um aus ihrem gewohnten, lieb gewordenen Besitz nicht herausgeworfen zu werden. Sie sind auch die hartnäckigsten Feinde einer Reform des Religionsunterrichts."

„Wären doch unsere Familien in Kirchen- und Schulsachen selbständiger, charaktervoller und voll eigenen Schaffensdrangs, so könnte wohl bald geholfen werden. Aber sie sind stumm und gleichgültig, nur zu sehr gewohnt, alles von oben, d. h. von der Bureaukratie, zu empfangen."

„Und so bleibt alles ruhen unter einem schwer lastenden Alp, der von allen Seiten auf das Schmerzenskind unserer Schulen drückt. Wann wird unsere Kirche, unser Lehrerstand und unsere Jugend von ihm befreit werden?"

„Vielleicht dann, wenn wir in Deutschland lernen, weniger zu reden und energischer zu handeln."

Die Kruppsche Bücherhalle.

Von Tony Kellen.

Die Freunde und Gönner der Volksbibliotheken sehen stets mit lebhaftem Interesse dem Erscheinen eines neuen Jahresberichts der Kruppschen Bücherhalle entgegen, die schon in den ersten Jahren ihres Bestehens einen ungewöhnlichen Erfolg zu verzeichnen hatte. Die drei ersten Jahresberichte enthalten eine Fülle lehrreichen Materials, und wenn auch der eben erschienene Bericht über die Betriebsjahre 1902 bis 1904 in seiner Einleitung etwas knapp gehalten ist, so enthält er doch eine Menge interessanter Mitteilungen und Beobachtungen. Außerdem sind ihm in gewohnter Weise vortreffliche Tabellen und graphische Darstellungen beigefügt. Aus diesem Material möchte ich das, was für weitere Kreise von Interesse ist, mitteilen und daran einige ergänzende Bemerkungen anschließen.

Was vorerst die Benutzer betrifft, so kann jeder Beamte und Arbeiter der Kruppschen Gußstahlfabrik in Essen sich eine Leihkarte unentgeltlich ausstellen lassen. Seit Bestehen der Bücherhalle, seit 1899, haben im ganzen 13,656 Personen davon Gebrauch gemacht. Am Schluß des fünften Betriebsjahres (Ende Februar 1904) waren von den 24,000 Werkangehörigen 9864, also über 40 Prozent, Leser, davon etwa vier Fünftel Arbeiter und ein Fünftel Beamte. Von den höheren Beamten besitzen 65 Prozent Leihkarten, von den mittleren 62 Prozent und von den Arbeitern 37 Prozent. Die Leselust ist am größten bei den mittleren Beamten.

Der Bücherbestand ist auf 41,537 Bände angewachsen, wobei auf erste Exemplare 26,478 Bände, auf doppelte und mehrfache Exemplare 15,059 Bände kommen. Die Zahl der ausgeliehenen Bände ist seit dem ersten Jahr mit einer Ausleihe von 94,000 Bänden auf 243,796 im vierten und 282,391 im fünften Jahre gestiegen. Es ist also eine bedeutende Zunahme der Leselust zu verzeichnen. Im fünften Jahr entfielen durchschnittlich auf einen Leihtag 937 ausgeliehene Bände, doch schwankte im Winter, wo die Benützung erheblich stärker ist als im Sommer, die Zahl der Tagesausleihe zwischen 1100 und 1500. Kurz vor Weihnachten, am 23. Dezember 1903, wurde mit 1598 Bänden die höchste bisherige Ausleihezahl erreicht. Durchschnittlich standen 38,000 Bände während des letzten Jahres zur Verfügung des

Entleiher. Gleichzeitig waren durchschnittlich 14,000 Bände ausgeliehen, im Winterhalbjahr 15,000. Trotz der Vermehrung der Bändezahl waren also wie früher dauernd nahezu zwei Fünftel ausgeliehen.

Um die Benutzung zu erleichtern, ist schon im zweiten Jahre in der großen Arbeiterkolonie Kronenberg eine besondere Ausleihe eröffnet worden, in der im letzten Jahre 38,442 Bände ausgegeben wurden. Ferner wurden im letzten Jahre Ausleihen auf der Kruppschen Privatbesitzung Hügel für die dortigen Angestellten und in der Kruppschen Johanneshütte bei Duisburg eingerichtet. Diese Ausleihen besitzen eine Standbibliothek, die von Zeit zu Zeit erneuert wird, doch werden dort auf vorherige Bestellung auch alle anderen Bücher ausgeliefert. Den Beamten der Kruppschen Zechen Hannover und Hannibal bei Bochum werden vorläufig die Bücher von Essen aus geliefert. Es steht zu erwarten, daß allmählich alle größeren Außenwerke der Firma Krupp eigene Ausleihen erhalten werden. Der erste Versuch in Duisburg ist so günstig ausgefallen, daß von etwa 320 Arbeitern der Johanneshütte in kurzer Zeit 150 regelmäßige Besucher der Ausleihe geworden sind und in den ersten acht Monaten des Betriebes schon 6129 Bände entliehen haben.

Das Publikum ist in den letzten Jahren in der Benützung der Einrichtungen sicherer geworden. Die gesteigerte Leselust kommt auch dadurch zum Ausdruck, daß viele Beamte und Arbeiter von der Erlaubnis Gebrauch machen, mehrere Bände gleichzeitig zu entnehmen, um auch ihre Angehörigen mit Lesestoff zu versorgen. Ueberhaupt sind die seit Anfang maßgebenden freien Verwaltungsgrundsätze auch in den letzten Jahren fortgeführt worden, um den Interessenten die Benutzung dieser segensreichen Einrichtung nach Möglichkeit zu erleichtern.

Wer die Bücher nicht selbst mit fortnehmen oder abholen lassen will, erhält sie gegen eine Gebühr von 20 Pfennig ins Haus gebracht und wieder abgeholt. Gegen Zahlung von 4 Mark wird die Berechtigung erworben, während eines Jahres beliebige Ansichts- und Auswahlsendungen gebracht zu erhalten und wieder abholen zu lassen. Der Abonnent braucht der Bücherhalle nur einen allgemeinen Auftrag zu erteilen, ihm zu bestimmter Zeit eine Anzahl Bücher einer bestimmten Literaturgattung zu senden. Ueber die Wünsche dieser Abonnenten wird eine Registratur geführt und mit ihrer Versorgung stets derselbe Beamte beauftragt. Durch diesen Modus kommt die Verwaltung vielen Interessenten entgegen, deren Anteilnahme sonst vielleicht nur gering sein würde.

Außer den bisher erschienenen zwei Katalogen, die für 50 Pfennig und 1 Mark käuflich zu haben sind und in vielen Exemplaren in den verschiedensten Teilen der Fabrik aufliegen, können in der Bücherhalle die Verzeichnisse der Neuanschaffungen eingesehen werden. Solche, wie auch namentlich Fortsetzungswerke, werden den Interessenten, die dafür bekannt sind, zugestellt oder es wird ihnen wenigstens auf einem Formular von deren Anschaffung Mitteilung gemacht. Ein größeres Entgegenkommen kann von einer Bibliotheksverwaltung wirklich nicht verlangt werden. Dabei werden alle wichtigeren Werke, soweit sie nicht zu der schwerwissenschaftlichen Fachliteratur gehören, und soweit die Mittel disponibel sind, sofort angeschafft, je nach der Nachfrage auch in mehreren Exemplaren. Ein Verzeichnis der Neuanschaffungen wird mechanisch vervielfältigt, sobald 150 bis 200 neue Werke zum Ausleihen bereit liegen. Diese Verzeichnisse werden den Interessenten auf Wunsch auch kostenfrei zugesandt.

Eine weitere Neuerung besteht darin, daß die Bücherhalle auch eine größere Anzahl besserer in- und ausländischer Zeitschriften heftweise ausleiht. Es werden hierbei hauptsächlich solche berücksichtigt, die in den von Essener Buchhandlungen geführten Journal-Lesezirkeln nicht vorhanden sind. Wöchentlich werden 106 Mappen in Umlauf gesetzt; insgesamt wurden im letzten Jahre 57,600 Zeitschriftenhefte den Bestellern ins Haus geliefert. Die Lektüre dieser aktuellen Hefte hat sicher auch dazu beigetragen, das Bedürfnis nach Lesestoff zu wecken. Obschon gewisse Zeitschriften, wie Prometheus, ferner alle Kunstzeitschriften fortwährend unterwegs waren, blieben sie in der Regel gut erhalten und konnten gebunden der Bücherhalle einverleibt werden.

Die Vormerkungen auf ausgeliehene Bücher sind von 1456 im ersten Jahre auf 10,246 im fünften Jahre gestiegen. Hieraus ersieht man, daß das Publikum in der Benützung der Bücherhalle selbständiger und geschickter wird. Auch in der Behandlung der Bücher, die übrigens durchweg sehr befriedigend ist, kann man insofern eine Besserung feststellen, als im fünften Jahre nur 49 Bücher stark beschädigt wurden oder verloren gingen, während im ersten Jahr dies bei 111 Bänden der Fall war (bei dreimal so hoher Ausleiheziffer im fünften Jahre gegenüber dem ersten). Völlig in Verlust geraten sind übrigens seit Bestehen der Bücherhalle erst sechs Bände, bei einer Gesamtausleihe von 970,290 Bänden eine ganz verschwindende Zahl. Dagegen nimmt die Zahl der infolge natürlicher Abnutzung unbrauchbar werdenden Bände jetzt selbstverständlich von Jahr zu Jahr zu. Vorläufig wurden 205 Bände ausgeschieden, die durchschnittlich 120mal, einzelne sogar 190mal im Verkehr gewesen waren. Ein Buch, das im höchsten Falle 200mal bei einer industriellen Bevölkerung ausgeliehen worden ist, scheint demnach mit Sicherheit das Ende seiner Tage erreicht zu haben; ist es aber — was leider bei vielen Büchern der Fall ist — nicht von besonders solider Ausstattung, so wird es natürlich schon viel früher unbrauchbar. Meist halten die Einbände am längsten, zumal sie durch starkes blaues Hanfpapier geschützt sind. Deshalb hat man neuerdings bei Büchern kleineren Formats statt der aus bestem Saffian gefertigten Halblederbände auch lohgares Schafleder, Artlinnen oder Artvellum mit Erfolg verwendet.

Der Bestand am 29. Februar 1904 und die Benützung nach Fächern im fünften Jahr war folgende:

	Bestand Bände	Ausgeliehen Bände	% der Gesamt-Ausleihe
1. Allgemeines und Verschiedenes	3,485	21,300	7.57
2. Schöne Literatur	17,209	158,530	56.2
3. Literaturgeschichte	595	1,473	0.52
4. Geschichte	2,854	11,033	4.00
5. Lebensbeschreibungen, Erinnerungen, Briefwechsel	1,327	3,487	1.21
6. Geographie und Reisen	1,638	9,695	3.43
7. Naturkunde	1,458	5,580	1.98
8. Kunst	1,787	5,204	1.87
9. Kulturgeschichte	889	5,171	1.70
10. Rechts- und Staatswissenschaft	422	1,003	0.35
11. Philosophie, Theologie	886	2,808	0.99
12. Handel, Gewerbe, Technik, Haus- und Landwirtschaft	2,645	9,234	3.27
13. Heimatkunde	580	2,792	0.98
14. Fremdsprachliche Werke	2,072	2,834	1.00
15. Jugendschriften	3,690	42,302	14.98
Summa	41,537	282,391	100.00

Die Ausleihe in den einzelnen Gruppen stieg gegenüber dem ersten Jahr um das 1½fache bis das 8fache. Am stärksten war die Zunahme in der Gruppe Handel, Gewerbe, Technik, Haus- und Landwirtschaft, und sodann der Jugendliteratur. Nur eine Abteilung, nämlich Fremdsprachliches, hat einen Rückgang der Ausleiheziffer gegen das Vorjahr zu verzeichnen; dies erklärt sich daraus, daß die Zahl der angeschafften einschlägigen Werke weniger bedeutend ist als die der meisten anderen Gruppen und daß mit Rücksicht auf dringendere Bedürfnisse diese Abteilung seit zwei Jahren nur wenig durch Neuanschaffungen ergänzt wurde. Verhältnismäßig wenig Interesse besteht für gebundene (ältere) Jahrgänge von Zeitschriften, die in der Abteilung „Allgemeines" aufgestellt sind. Während Zeitschriften an anderen Orten unverhältnismäßig stark verlangt werden, ist die Benützung hier im Verhältnis zur Steigerung der Benützerzahl und der sehr gesteigerten Benützung der wissenschaftlichen Abteilungen relativ, und zwar stetig, bedeutend zurückgegangen; die Benützerzahl der Bücherhalle ist nämlich auf das Doppelte gestiegen, die Leselust um das Dreifache, doch sind nur um die Hälfte mehr Zeitschriften verlangt worden als in dem ersten Betriebsjahre. Hiernach scheint es, als ob sich die überhohe Nachfrage nach Zeitschriften-Bänden nur da einstellt, wo genügende Auswahl von guten Büchern fehlt.

Der Unterhaltungsliteratur ist die Steigerung in entsprechendem Verhältnisse zugute gekommen. Die starke Benützung dieser Gruppe ist um so begreiflicher, als viele Arbeiter nach der schweren Tagesbeschäftigung zu ernsterer Lektüre keine Lust haben. Auffallend, wenn auch mit Rücksicht auf die Beschäftigung der Kruppschen Arbeiter erklärlich, ist die dauernde Nachfrage nach Kriegserinnerungen,

besonders über den Krieg von 1870/71, die nach dem Bericht der Verwaltung kaum zu befriedigen ist. Auch bei der Eröffnung der neuen Ausleihe in der Johanneshütte trat dieses Verlangen sofort auffallend hervor.

Die um das 5½fache gestiegene Benützung der Jugendliteratur beweist, daß die besondere Fürsorge für diese Abteilung einem Bedürfnis entsprach. Interessant ist, was der Bericht sodann dazu mitteilt: Auch Jugendschriften für kleinere Kinder sind, wenn auch in beschränkter Auswahl, aufgenommen worden, nachdem eine lebhafte Bewegung für die Kunst im Leben des Kindes eingesetzt hat und in dieser Richtung neuerdings zahlreiche inhaltlich wie künstlerisch wertvolle Veröffentlichungen erschienen. Die Aufnahme war darum wünschenswert, weil für das allgemeiner vorgebildete Publikum die Vermittelung dieser modernen Jugendliteratur schon vom Standpunkt der eben erwähnten künstlerischen Erziehung wertvoll ist, diese Kinderbücher aber in der Regel zu teuer sind, um von weniger Bemittelten bei einem Kauf der billigeren Literatur vorgezogen zu werden. Oft kann auch der Buchhandel solche Literatur nicht zur Ansicht senden, sondern nur bei fester Bestellung liefern, oder sie dem Käufer nicht hinreichend lange und in hinreichender Menge zur Ansicht und Auswahl nach Hause geben. Hier hilft die Bücherhalle dem Publikum zur Bekanntschaft mit den Büchern und oft auch zu entsprechender Wahl und dem Buchhandel zum Absatz. Diese Jugendliteratur wird so stark verlangt, daß sie im Hause eines Entleihers nur kurz verbleiben kann.

Der seit Begründung der Bibliothek nicht aus den Augen verlorene Plan einer Abteilung „Praktische Musik“ konnte noch nicht ausgeführt werden. Von Musikalien sind nur wenige bessere Werke vorhanden (Wolfs Musikalischer Hausschatz, Kürschners Frau Musika, Erk und Böhmers Liederhort, Erks Liederschatz u. s. w.), aber dauernd ausgeliehen, ebenso die Musikzeitschriften. Die 300 Bändchen der Eulenburg-Payneschen kleinen Orchester-Partitur-Ausgaben sind in zwei Jahren 1287mal ausgeliehen worden. Auch die Blochsche Theaterbibliothek (für Dilettantenaufführungen) wird stark in Anspruch genommen.

Es ist schon vorhin bemerkt worden, daß die praktische Literatur die größte Steigerung in der Benutzung aufweist; die Ausleihe in dieser Abteilung ist von 1275 Bänden im ersten Jahr auf 9234 Bände im fünften Jahr gestiegen. Dies ist mit Rücksicht auf den Charakter der Industriebevölkerung leicht erklärlich.

Sogar für Rechts- und Staatswissenschaft finden sich Interessenten in dem Benützerkreis. Diese kleine Abteilung, die im ersten Jahr nur 199 Entleihungen aufzuweisen hatte, ist im fünften Jahre bereits 1003mal in Anspruch genommen worden.

Während neu hinzukommende Benutzer ihre Auswahl zuerst in den Katalogen, also in den älteren Beständen treffen, verlangen die übrigen immer mehr Neuerscheinungen, und wenn die Benützerzahl bisher dauernd gestiegen ist, so ist das dem Umstand zuzuschreiben, daß es dank den von der Firma Krupp zur Verfügung gestellten Mitteln der Verwaltung bisher gelungen ist, wenigstens alle wichtigeren Neuerscheinungen in deutscher Sprache anzuschaffen. Um den wachsenden Ansprüchen dauernd zu genügen, wird es allerdings notwendig sein, die Bibliothek auch mit früher erschienener Literatur, für die ein Interesse besteht, zu ergänzen.

Daß ein solches gemeinnütziges Unternehmen erhebliche Mittel beansprucht, ist selbstverständlich. Der ideale Gewinn, der belehrende und bildende Einfluß auf die Beamten und Arbeiter, der der Fabrik aus der so lebhaft benutzten Einrichtung erwächst, ist so groß, daß man nur wünschen kann, auch andere industrielle Unternehmungen möchten das Beispiel der Firma Krupp in größerem Maße nachahmen als es bisher der Fall war.



Bücher und Zeitschriften.

Vom Mittelmeer zum Pontus. Von Dr. Ernst von der Nahmer. Mit 20 Abbildungen und einer Karte. Berlin. Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur. 324 S.

Die Kölnische Zeitung hat unstreitig das hohe Verdienst, durch Entsendung vorzüglich vorgebildeter Reisender unsere Kenntnis von manchen, für Deutschland wichtigen Gebieten der Erde in geographischer, kulturgeschichtlicher und wirtschaftlicher Hinsicht hervorragend bereichert zu haben. Den Beobachtungen von Friedrich Ratzel in Nord- und Mittelamerika, die dieser seinerzeit als Berichterstatter der Kölnischen Zeitung zu unternehmen und in glänzenden Werken („Städte und Kulturbilder aus Nordamerika“, „Aus Mexiko“, „Politische und Wirtschaftsgeographie der Vereinigten Staaten von Nordamerika“) niederzulegen Gelegenheit hatte, und denen des zu früh verstorbenen Siegfried Genthe in Korea und der Mandschurei und kürzlich in Marokko (vgl. meinen Aufsatz „Marokko im Lichte der jüngsten deutschen Forschung und Literatur“ in Nr. 160 der Beilage der Allgemeinen Zeitung) schließt sich die vorliegende Schilderung der im Auftrage der Kölnischen Zeitung in Kleinasien unternommenen Studien in würdiger Weise an. Erst verhältnismäßig spät wurde Kleinasien ein Spielraum deutscher Forschungen. Ueberblickt man die lange Reihe von Reisenden auf anatolischem Boden, von dem ritterlichen Pilger Betrandon de la Brocquière[1]) (1432) bis auf den verdienstvollen Martin Leake (1800), also durch fast vier Jahrhunderte, so stößt man ausschließlich auf nichtdeutsche, zumeist auf französische, italienische und englische Namen, auf einen Sansovino (1568), Pietro della Valle (1614), Tavernier (drei Reisen zwischen 1631 und 1664) ,auf Thevenot (1656)), Wehler (1675), den Holländer Bruyn (1678—1683), Tournefort (1701), Paul Lucas (1702, 1705/06, 1714/15), Richard Pocock (1738/39), Chandler (1764/65), den verdienstvollen Dänen Karsten Niebuhr (1766), Olivier (1793/98). Ein einziger Deutscher hat in dem genannten langen Zeitraum gelegentlich der hinlänglich bekannten Gesandtschaftsreise von Busbeck an den Hof Soliman des Prächtigen nach Amasia (1555) wertvolle und getreue Beobachtungen über Kleinasien hinterlassen, der wackere Schwabe Hans Dernschwam, der jüngst durch die Bemühungen von Hirschfeld, Kiepert, Zimmerer um seine Tagebücher zu verdienten Ehren gelangt ist. Dafür war es jedoch später deutscher Einfluß, der in der Erforschung Kleinasiens im letzten Jahrhundert eine neue und zwar eine streng wissenschaftliche Aera einleitete. Seit Heinr. Kieperts mit Hilfe v. Moltkes und der ihn begleitenden preußischen Offiziere Fischer und Vincke hergestelltem ersten Kartenwerk von Kleinasien hat eine ganze Schar von Deutschen, namentlich von Archäologen — ich nenne nur Humann, Puchstein, Benndorf, Körte, Sarre — sich Anatolien zum Studienfeld gewählt. Und doch fehlt es an packend geschriebenen Reisewerken, die dem großen Publikum Kleinasien, den Kern des Osmanenreiches, den regen Schauplatz deutscher Forschung und deutschen kaufmännischen Unternehmungsgeistes vertraut machen, die eine genügende Anschaulichkeit darüber bieten, welche reiche Vergangenheit hier ihre Kraft entfaltete und wie die Erwartungen auf eine neue glänzende Zukunft volle Berechtigung haben. Das Nahmersche Werk hat alle Eigenschaften, die es bestimmen, in diese Lücke einzutreten, wie dies auch mit meinem Buche „Auf türkischer Erde“ (im gleichen Verlag) versucht wurde. Der Verfasser verfügt über vielseitige, durch zahlreiche Wanderungen und langjährigen Aufenthalt in Konstantinopel gewonnene Erfahrung, die ihm verstattet, Volksindividualitäten und die Züge orientalischen Lebens nicht als Globetrotter vom Standpunkte des überlegenen Kulturmenschen und als ironisierender oberflächlicher Beurteiler zu sehen, sondern mit

[1]) Eine neue Ausgabe des charakteristischen Buches von de la Brocquière wurde kürzlich von Ch. Schefer veröffentlicht. Le voyage d'Outre mer de Betrandon de la Brocquière, premier écuyer tranchant et conseiller de Philippe le Bon. Recueil de voyages et de documents pour servir à l'histoire de la géographie depuis le XIIIe jusqu'à la fin du XVIe siècle. Paris. Ernest Leroux. 1903.

tiefem und ernstem Blicke, unter Eindringen in die Psyche der Volksstämme, in das soziale Leben der Türken und der ihnen untergeordneten Völker, in die staatliche Organisation des trotz aller Schwächen und Erbübel, namentlich in militärischer Beziehung einer Festigung entgegengehenden Reiches. Ihm steht das nötige Wissen zu Gebote, um die Gegenwart durch die hier auf jedem Schritt sich bietenden Erinnerungen an die Vergangenheit zu beleben und dies mit Geschmack, nicht in langatmigen Auseinandersetzungen, sondern in natürlicher Form, in den Faden der Erzählung verwebt. Die Wege, die Kahmer eingeschlagen hat, gehören nicht zu den vielbegangenen. Der Autor steht nicht in der Reihe derer, die vorsichtig die Küsten eines Landes umfahren oder sich auf den wenigen Bahnlinien ins Innere bewegen, und dann umfangreiche Bücher veröffentlichen. Der Hauptwert des Buches liegt in der Schilderung der von Meer zu Meer, von Süd nach Nord laufenden Durchquerung der Halbinsel, die dem Werke auch den Titel „Vom Mittelmeer zum Pontus" gab. Wertvoll ist, was er uns über Ciliciens Boden und seine Städte zu sagen weiß, über Karaman, Seleftk, Mersina, Tarsus, Adana, Gegenden, die infolge der im Bau begriffenen ersten Strecke der Bagdadbahn Konia-Eregli-Adana erhöhte Aufmerksamkeit verdienen. Fesselnd geben sich seine Skizzen der wildromantischen Tauruslandschaften, der im Innern abseits europäischer Kultur gelegenen, volkreichen und wirtschaftlich hochbedeutsamen Plätze wie Kaisarié, Siwas, Tokat, Amasia. In einem besonderen Abschnitt gedenkt der Verfasser der selten besuchten und wenig bekannten Provinz Kastamuni, die herrlich von der Natur gesegnet, einem Dornröschen gleich, im Schlummer liegt und des Erweckers harrt. Ein eigenes Kapitel veranschaulicht das durch deutsche Ausgrabungen vornehmlich (1765 und 1868 die Engländer, dann Humann, Wiegand, Schrader) wiedererstandene Bild des alten Priene, der von Alexander dem Großen geschaffenen Militärstation, und läßt uns gleichzeitig die von Smyrna ausgehenden, für den Handel wichtigen Eisenbahnstränge Smyrna-Aïdin und Smyrna-Magnesia-Kassaba-Uschak-Afiun-Karahissar kennen lernen. Die ehemalige militärische Beschäftigung des Verfassers verrät sich mannigfach. Mit Vorliebe unterzieht er die Schlachtfelder, die er auf seinen Touren streift, seiner Beobachtung. Er marschiert an keiner Stelle vorüber, an der kriegerische Ereignisse für die bewegte Geschichte Kleinasiens, namentlich aber für Gedeihen und Niedergang des osmanischen Reiches ausschlaggebend waren, ohne diese und ihre Folgen treffend mit ein paar Worten zu charakterisieren. Und da er den kriegerischen Geschehnissen der Gegenwart in Thessalien nicht fern war (wie den politischen Intrigen der Hauptstadt), taucht manche in der Zeitgeschichte wichtige Persönlichkeit vor uns auf, erfährt manche dem Fernstehenden dunkle geschichtliche und politische Seite ihre Beleuchtung. Selbst seine meist stimmungsreiche Landschaftsschilderung birgt originelle Bilder, die das Auge des Militärs schafft, so wenn die vom Gewitterwind über das Tal getriebenen Gewitterwolken, die lang und regelmäßig daherkommen, mit dem Rauche feuernder Artillerielinien verglichen werden. Gut gewählte Abbildungen unterstützen die Darstellung. Von besonderem Werte sind die Tafeln, welche Proben seldschukischer Architektur in Siwas, ferner die Lage der Stadt Amasia, sowie die dortigen in den Fels gehauenen Königsgräber zum erstenmal uns getreu vergegenwärtigen.

München. Dr. Hugo Grothe.

Allgemeine Rundschau.

Die apokryphen Apostelgeschichten in arabischer Sprache.

Die berühmte Heidelberger Ehrendoktorin Mrs. Agnes Smith Lewis hat als Band III und IV der „Horae Semiticae" den arabischen Text und die englische Uebersetzung der „Mythological Acts of the Apostels", der apokryphen Apostelgeschichten, soeben herausgegeben. Was dieser Schriftengruppe an normgebendem Ansehen abgeht, das ersetzen sie der geschichtlichen Betrachtung reichlich dadurch, daß sie einen Einblick in das vulgäre Christentum gegen das Ende des zweiten Jahrhunderts gewähren, wie keine andere Quelle sonst. Damals waren zahlreiche apokryphe Legenden über die Apostel in mündlicher und schriftlicher Zirkulation; sie sind in gnostischen Kreisen entstanden und stellen in romanhafter Form — die auch für den klassischen Philologen nicht ohne Interesse ist, da sie vielleicht den „griechischen Reiseroman" übernommen hat, wie v. Dobschütz in seinen „Urchristlichen Gemeinden", die in diesen Tagen auch in englischer Uebersetzung erscheinen, bemerkt hat — die Schicksale der Apostel Thomas, Andreas und Johannes dar, um damit die Anschauungen gemeingnostischer Konventikel in kirchliche Kreise zu tragen, in welche die Gnostiker sich parasitenartig eingenistet hatten. Sie trieben also hier ihre Propaganda, statt sich an die Heiden zu wenden. Die Sprache, in der diese wegen ihrer Verbreitung in gnostischen und manichäischen Kreisen für die Kirchengeschichte so wichtigen Schriften ursprünglich niedergeschrieben waren, ist das Griechische; aus dem Griechischen wurden sie in das Koptische und später mit aus ägyptischer Quelle stammenden Zusätzen in das Arabische, von diesem wieder ins Aethiopische übersetzt. Die äthiopischen und auch die syrischen Versionen der apokryphen Apostelgeschichten sind von ersten Autoritäten untersucht und ediert worden, die arabischen und koptischen konnten sich bis jetzt nur einer fragmentarischen Herausgabe rühmen. Mrs. Lewis hat daher mit der Publikation der arabischen Texte ein höchst verdienstvolles Werk getan; sie hat es mit ihrer unermüdlichen Energie dahin gebracht, diese wichtigen Texte so vollständig und so sorgfältig als möglich zu edieren und ins Englische zu übersetzen. In seiner gegenwärtigen systematischen Gestalt berichtet das arabische Buch in besonderen Kapiteln Predigten und Martyrien der Apostel; hier existiert quasi eine Spezialgruppe apokrypher Akten des Alexandrinischen Patriarchats in den drei Sprachen desselben: Koptisch, Arabisch und Aethiopisch. Es ist ja bekannt, wie der Geist des arabischen Orients durch diese Legenden weht; der Palastbau in der „zweiten Tat" der Thomas-Akten erinnert an die Erzählung von Aladins Wunderlampe in „Tausend und eine Nacht". Mrs Lewis und ihre mitarbeitende Schwester Mrs. Gibson haben, wie wir „Luzac's Oriental List" entnehmen, die meisten Erzählungen der jetzt herausgegebenen arabischen Version einem Manuskript entnommen, das die beiden gelehrten Frauen in dem koptischen Kloster Dehr-as-Surian oder Santa Maria Deipara im ägyptischen Natron-Tal gefunden haben. Wie Mrs. Lewis in der Einleitung ausführlich erzählt, haben die beiden Damen bei ihrem ersten Besuche des Klosters im Jahre 1901 das Manuskript vollständig photographiert, mußten aber 1902 zurückkehren, da einige der Films bei der Entwicklung Schaden genommen hatten. Sie konnten dann den Text noch außerdem aus Manuskripten des Katherinenklosters auf dem Sinai und der Vatikanischen Bibliothek ergänzen. In einem Appendix gibt Mrs. Lewis eine sorgfältige Liste derjenigen Stellen, welche zeigen, inwiefern die Verfasser dieser Legenden mit den kanonischen Schriften bekannt waren und sie zeigen in der Tat eine weite Verbreitung der heiligen Schriften in der Zeit, in welcher die apokryphen Akten zur Entstehung kamen. Weiteren Kreisen stehen diese Schriften in deutscher Uebersetzung mit trefflichen Einleitungen in den dieses Jahr erschienenen „Neutestamentlichen Apokryphen" Edgar Henneckes zur Verfügung.

M.

Die sechs Rassen Europas.

ef. Der Vorsitzende der Anthropologischen Gesellschaft in Paris, Dr. Deniker, hat auf Einladung des Anthropologischen Instituts für Großbritannien und Irland in London einen Vortrag über die Rassen gehalten, aus denen sich die heutige Bevölkerung Europas zusammensetzt. Auf Huxley geht die Unterscheidung der europäischen Völker in hellfarbige und dunkelfarbige zurück. Später wurde noch eine mittelländische Rasse hinzugefügt; Deniker hat dann das Vorhandensein von sechs europäischen Rassen zu erkennen geglaubt und in mehr als dreißigjähriger Arbeit seine Ansicht immer fester begründet, indem er ein ungeheures statistisches Material über die Kopfform, die Statur, die Farbe der Augen

und des Haares bei den verschiedenen europäischen Nationen gesammelt und gesichtet hat. Hinsichtlich der Kopfform unterscheidet Deniker einen langschädligen und einen kurzschädligen Typus, der durch das Verhältnis der größten Breite des Kopfes zu dessen größter Länge ausgedrückt wird. Dieser sogenannte Schädelindex hält mit dem Betrage von 80 etwa die Mitte. 78 bis 73 sind langschädlige, 82 bis 86 kurzschädlige Typen, deren jeder eine bestimmte Verteilung innerhalb Europas besitzt. Hinsichtlich der Körpergröße wird eine Länge von 165 bis 167½ Zentimeter als Mittel bezeichnet, alles darüber als groß, alles darunter als klein. Die großen Figuren finden sich namentlich im Nordwesten Europas. Der Rest der europäischen Bevölkerung ist von mittlerer oder kleiner Statur, wovon jedoch die Bewohner der Balkanhalbinsel eine Ausnahme machen. Mit Rücksicht auf die Farbe des Gesichts, der Augen und des Haars ist Dr. Deniker der Ansicht, daß der brünette Typus, also dunkelbraune bis schwarze Augen und Haare, am leichtesten zu erkennen und daher als Grundlage für die Einteilung anzunehmen sei. Völker, unter denen sich von 17 bis 30 vom Hundert Brünette finden, werden als Mittelständige bezeichnet, solche mit weniger als 17 vom Hundert Brünetten als blond und die mit mehr als 30 vom Hundert Brünetten als dunkel. Die größten Gegensätze bilden in dieser Gruppe die Schweden mit nur 3 vom Hundert und die Italiener mit 70 vom Hundert Brünetten. Nordeuropa ist hauptsächlich blond, Südeuropa dunkel und Mitteleuropa mittelständig. In Mitteleuropa sind Flächen mit vorwiegend blonder Bevölkerung selten, dagegen solche mit vorwiegend dunkler Bevölkerung zahlreich. Aus all seinen Untersuchungen schließt Deniker also, daß die gegenwärtige Bevölkerung von Europa ihrem Ursprung nach aus sechs Hauptrassen zusammengesetzt sei. Die erste Rasse ist blond mit gelocktem Haar, langschädlig, sehr oft mit langem Gesicht und mit gerader, vortretender Nase; sie wird als nördliche Rasse bezeichnet, weil ihre Vertreter fast ausschließlich auf Nordeuropa beschränkt sind. Von anderen Forschern ist sie als kymrische, als germanische und als teutonische Rasse bezeichnet worden. Die zweite Rasse ist die östliche mit ihrem Hauptsitz in Osteuropa, blond, schlichthaarig, mäßig kurzschädlig, von kleiner Statur mit breitem, viereckigem Gesicht und oft eingebogener Nase. Als Unterrasse ist die sogenannte Weichselrasse in Polen, in Teilen von Preußen und vermutlich in Sachsen und Schlesien zu betrachten. Die dritte Rasse ist die iberische, dunkel mit zuweilen lockigem Haar, langschädlig, sehr klein und mit gerader oder eingebogener Nase, im wesentlichen übereinstimmend mit der mittelländischen anderer Forscher, die hauptsächlich auf der iberischen Halbinsel und auf den Inseln des westlichen Mittelmeers vorkommt. Die vierte Rasse ist die westliche oder die Cevenole-Rasse, dunkel, mit sehr kurzem und rundem Schädel, klein mit rundem Gesicht, breiter Nase und untersetztem Körper. In größter Reinheit findet sich dieser Typus im äußersten Westen Europas, aber auch noch in anderen Gebieten verstreut, wo sie als keltische, keltoligurische, keltoslavonische, sarmatische, rhätische und ligurische Rasse bezeichnet worden ist. Die fünfte Rasse, sehr dunkel, mäßig langschädlig und recht groß, ist die Küstenrasse an der Küste des Mittelmeers von Gibraltar bis zum Tiber und in einzelnen Gruppen auch an der atlantischen Küste, aber niemals weiter als 250 Kilometer vom Meer entfernt. Die sechste Rasse endlich ist dunkel, kurzschädlig, groß mit schmaler, gerader oder gebogener Nase, zu bezeichnen als adriatische oder dinarische Rasse, die in der Umgebung des nördlichen Adriatischen Meeres vorkommt, besonders in Bosnien, Dalmatien, Kroatien und im Innern der Balkanhalbinsel, vereinzelt aber auch in Mitteleuropa. Außerdem sind noch einige Unterrassen zu unterscheiden, die sich, ähnlich wie die erwähnte Weichselrasse an die östliche Rasse, an mehrere Rassen anschließen, nämlich an die nördliche Rasse, an die Küstenrasse und an die adriatische Rasse. Derartige Forschungen wie die von Deniker sind begreiflicherweise außerordentlich schwierig und können leicht in ihren Ergebnissen angegriffen und wohl auch umgestoßen werden, da sie sich auf statistische Grundlagen stützen müssen, deren Sammlung immer etwas Zufälliges hat und der Vervollständigung bedarf. Immerhin sind die Untersuchungen des französischen Gelehrten über die Wurzeln der Bevölkerung Europas wohl die umfassendsten, die bis jetzt unternommen worden sind.

Hochschulnachrichten.

* **München.** Dem außerordentlichen Professor der Pathologie Dr. Hermann Dürck wurde vom internationalen Preisgericht zu St. Louis die goldene Medaille für die ausgestellten Pestpräparate verliehen.

* **Straßburg.** Der außerordentliche Professor der Kunstgeschichte Dr. Friedrich Leitschuh ist für das Wintersemester 1904/05 beurlaubt worden.

* **Heidelberg.** Der Privatdozent Dr. G. Schaeffer geht in nächster Zeit zum mandschurischen Heere ab. Die Kosten der Reise werden aus einer von dem Chirurgen Langenbeck errichteten Stiftung bestritten.

* **Freiburg i. B.** Der außerordentliche Professor der neutestamentlichen Exegese Dr. Trenkle ist infolge seiner Ernennung zum Stadtpfarrer in Breisach aus dem Lehrkörper der Universität ausgeschieden.

* **Berlin.** (Osteuropäische Studien.) In dem an der Berliner Universität neu begründeten Seminar für osteuropäische Geschichte und Landeskunde werden in diesem Winterhalbjahr die folgenden Vorträge und Uebungen abgehalten: 1. vom Direktor des Seminars, Prof. Schiemann: Uebungen über die russisch-englischen Verträge, 2. von Prof. Schalfejew: Russische Uebungen für Anfänger und für Vorgeschrittene, 3. von Prof. Kretschmer: Historische Geographie der südeuropäischen Halbinsel, 4. von Dr. Ballod: Russische Finanzwirtschaft und Verkehrswesen.

*

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Aphorismen aus Stendhal über Schönheit Kunst u. Kultur. Ausgezogen u. in deutscher Uebersetzung zusammengestellt von Benno Rüttenauer. (2. Bändchen.) Strassburg. J. H. Ed. Heitz (Heitz u. Mündel). 172 S. — Dr. Daniel Völter, Prof. der Theologie in Amsterdam: Die Offenbarung Johannis, neu untersucht und erklärt. Ebenda 1904. 171 S. — Wilhelm Pinder: Einleitende Voruntersuchung zu einer Rhythmik romanischer Innenräume in der Normandie. Mit 3 Doppeltafeln. (Zur Kunstgeschichte des Auslandes. Heft 24.) Ebenda 1904. 81 S. — Dr. Walter Rothes: Die Blütezeit der sienesischen Malerei und ihre Bedeutung für die Entwicklung der italienischen Kunst. Ein Beitrag zur Geschichte der sienesischen Malerschule. Mit 52 Lichtdrucktafeln. (Zur Kunstgeschichte des Auslandes. Heft 25.) Ebenda 1904. 138 S. — Robert Hedicke: Jaques Dubroeucq von Mons. Ein niederländischer Meister aus der Frühzeit des italienischen Einflusses. Mit 42 Lichtdrucktafeln. (Zur Kunstgeschichte des Auslandes. Heft 26.) Ebenda 1904. 287 S. — Walter Goetz, Privatdozent der Geschichte an der Universität München: Die Quellen zur Geschichte des hl. Franz v. Assisi. Eine kritische Untersuchung. Gotha 1904. Friedrich Andreas Perthes (A. G.) 259 S. — J. Baumann, ord. Professor der Philosophie in Göttingen: Dichterische und wissenschaftliche Weltansicht. Mit besonderer Berücksichtigung auf „Don Juan“, „Faust“ und die „Moderne“. Ebenda 1904. 247 Seiten.

Für den Inseratenteil verantwortlich: **R. Schumacher, München.**

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

☞ Des Allerheiligenfestes wegen erscheint die nächste Nummer am Mittwoch.

Inhalt:

Die Arbeiterversicherung des Deutschen Reichs auf der Weltausstellung in St. Louis 1904.

In einer ähnlichen Weise wie 1900 in Paris (vergl. Beilage zur Allgemeinen Zeitung, Jahrgang 1900, Nr. 248, S. 3 ff.) ist auch auf der Weltausstellung in St. Louis 1904 wiederum die Arbeiterversicherung des Deutschen Reichs von dem Reichsversicherungsamt unter Mitwirkung des Kaiserlichen Statistischen Amts und einer Anzahl hervorragender Versicherungsträger zur näheren Darstellung gebracht, um den zusammenströmenden fremden Nationen jene gewaltige Tat der sozialen Fürsorge in ihrem vollen Umfang und all ihren Einzelheiten, sowie in ihrer bisherigen segensreichen Entwicklung zu zeigen. Leider ist es mir diesmal versagt gewesen, die Ausstellung persönlich in Augenschein zu nehmen, und ich muß daher meine Besprechung auf die besonders zu dem Zwecke ausgearbeiteten und zur Verteilung gelangten Druckschriften beschränken, welche ja allerdings das Wesentlichste und das nicht nur vorübergehend, sondern dauernd Wertvolle der fraglichen Ausstellungsgruppe bilden, zumal sie wiederum, wie vorweg anzuerkennen, mit voller deutscher Gründlichkeit, aber doch unter knapper Kürze und leichter Uebersichtlichkeit in vollendeter Form geboten sind.

Der von dem Regierungsrat Dr. jur. Klein (Reichsversicherungsamt) bearbeitete Katalog und Führer gibt uns zunächst ein deutliches Bild über die ganze Ausstellung und Anordnung der einzelnen Ausstellungsgegenstände, welche in einem größeren länglichen Saal untergebracht sind, der mit den Büsten der ersten drei Deutschen Kaiser und einem allegorischen Bild von dem Maler Wichmann-Riesenberg zu Berlin, den Schutz der Arbeit darstellend, geschmückt worden ist. An den Wänden befinden sich die zahlreichen größeren und kleineren statistischen Tabellen und graphischen Tafeln, die plastischen und bildlichen Darstellungen, während näher beschreibende und erläuternde Drucksachen auf den davorstehenden Tischen und einzelnen Tischen in der Mitte des Raumes ausgelegt sind. Es handelt sich dabei namentlich einerseits um die statistischen Ergebnisse der amtlichen Erhebungen und Berichte über Einrichtung und Leistungen der Arbeiterversicherung insgesamt, wie der Kranken-, Unfall- und Invalidenversicherung insbesondere, sowie auch über die bei der Versicherung beobachteten wichtigsten sozialen Erscheinungen (Krankheits-, Unfall- und Invaliditätshäufigkeit, -Ursachen, -Folgen, -Begleiterscheinungen u. s. w.), andererseits aber auch um die Unfallverhütung und endlich um die Volksgesundheit. Neben dem Reichsversicherungsamt und dem Kaiserlichen Statistischen Bureau haben sich noch folgende, in Rücksicht auf ihre besonders typischen Einrichtungen ausgewählte Versicherungsträger an der Ausstellung beteiligt: Ortskrankenkasse für Leipzig und Umgegend, Knappschafts-Berufsgenossenschaft, See-Berufsgenossenschaft, Landes-Versicherungsanstalt Brandenburg, Landes-Versicherungsanstalt Hannover, Thüringische Landes-Versicherungsanstalt, Landes-Versicherungsanstalt der Hansestädte, Kuratorium der Berliner Unfallstationen vom Roten Kreuz und Berliner Volksheilstätten-Verein vom Roten Kreuz. In einer besonderen Bibliothek sind einschlagende Bücher und Druckschriften, meist aus dem Reichsversicherungsamt und dem Kaiserlichen Statistischen Amt, ausgelegt; dabei sind allerdings wohl einige Kuriosa untergelaufen, denn was die Ergebnisse der Obstbaumzählung, Stichprobenerhebungen bezüglich des Viehbestandes, die Finanzen der Deutschen Bundesstaaten, der Census 1900 der Vereinigten Staaten von Amerika u. s. w. mit der Arbeiterversicherung des Deutschen Reichs zu tun haben, ist nicht recht ersichtlich.

Zwei weitere zur Verteilung gelangende Drucksachen entsprechen sodann ganz den schon für Paris gegebenen, so daß wir bezüglich derselben in der Hauptsache auf unsere oben angeführte derzeitige Besprechung Bezug nehmen können. Es ist dieses zunächst der vom Geheimen Regierungsrat und Senatsvorsitzenden im Reichsversicherungsamt Dr. Zacher verfaßte „Leitfaden zur Arbeiterversicherung des Deutschen Reichs“. Neu ist in demselben die im Jahre 1900 vorgenommene Revision der Unfallversicherung berücksichtigt mit dem Hauptgesetz vom 30. Juni 1900 und den Sondergesetzen über die Gewerbe-Unfallversicherung, die landwirtschaftliche Unfallversicherung, die Bau-Unfallversicherung und die See-Unfallversicherung, sowie die besondere Regelung der Unfallfürsorge für Gefangene und für Beamte und Personen des Soldatenstandes. Eingehender ist namentlich der Feststellung des Schadenersatzes in dem nunmehr für Unfall- und Invalidenversicherung gemeinsamen Instanzenzuge vom Schiedsgericht für Arbeiterversicherung und Reichsversicherungsamt mit den rechtsprechenden Senaten Rechnung getragen. Die statistischen Hauptdaten sind teils in tabellarischer, teils in graphischer Darstellung ganz in der früheren Weise jetzt für das zuletzt abgeschlossene Jahr 1902, beziehungsweise bis dahin fortgesetzt, angefügt ebenso auch die frühere vergleichende Zusammenstellung über die Arbeiterversicherung in Deutschland und im Auslande.

Des weiteren ist auch die Denkschrift: „Einrichtung und Wirkung der Deutschen Arbeiter-

versicherung" von dem Regierungsrat Professor Dr. Laß (Reichsversicherungsamt) und dem Reg.-R. Prof. Dr. Zahn (Kaiserl. Statistisches Amt), welche für Paris ausgearbeitet war, unverändert in neuer Auflage zur Verteilung gebracht. Dieselbe war bereits im Jahre 1902 anläßlich des 6. internationalen Arbeiterversicherungs-Kongresses in Düsseldorf in zweiter Ausgabe mit einem vom Regierungsrat Dr. Laß verfaßten Anhang erschienen, in welchem die späteren Aenderungen der Gesetzgebung und Statistik Berücksichtigung gefunden hatten; nunmehr ist für St. Louis die dritte Ausgabe veranstaltet, wobei der Anhang einer erneuten Durchsicht unterzogen und bis auf die Gegenwart fortgeführt ist. Der derzeitige Anhang scheidet wie der erste Abschnitt des Hauptwerkes die Kranken-, die Unfall- und die Invalidenversicherung; bezüglich der Krankenversicherung ist besonders behandelt: die Erweiterung der Leistungen, die Erhöhung der Beiträge, der Kreis der versicherten Personen, die Verwaltung und Beaufsichtigung der Krankenkassen, das Verhältnis der Ansprüche aus dem Krankenversicherungsgesetze zu anderen Ansprüchen und die Strafbestimmungen; bezüglich der Unfallversicherung: der Kreis der versicherten Personen, die Organisation der Unfallversicherung, die Leistungen der Unfallversicherung, die Aufbringung der Mittel, das Verfahren in Unfallversicherungssachen (Feststellungsverfahren, Berufungsverfahren, Verfahren vor dem Reichsversicherungsamt) und die statistischen Nachweisungen; bezüglich der Invalidenversicherung war nur Weniges in Eins hinzuzufügen. Neu dem Anhang angeschlossen sind unter der Bezeichnung „Zur Statistik der Arbeiterversicherung" (von Regierungsrat Dr. jur. Klein) die Hauptergebnisse der amtlichen Erhebungen 1885—1902 in fünf tabellarischen Uebersichten über Einrichtung und Umfang, über Einnahmen, Ausgaben, Vermögen, über Art der Leistungen der Versicherungszweige, über Anwachsen der Entschädigungen und über Entschädigungsfälle.

Als vollkommen neu stellt sich dann die folgende Drucksache dar: „Atlas und Statistik der Arbeiterversicherung des Deutschen Reiches", für die Weltausstellung in St. Louis bearbeitet von Regierungsrat Dr. jur. Klein (Reichsversicherungsamt), auch dem Reichsarbeitsblatt vom Juni 1904 als Beiheft beigegeben. In 17 Tafeln mit 29 graphischen Darstellungen und in 26 Tabellen wird hier in anschaulicher und leicht zu übersehender Form das Wesentlichste aus der Statistik der Arbeiterversicherung nach den neuesten amtlichen Quellen vorgeführt und, soweit erforderlich, kurz erläutert. Die graphischen Darstellungen sind vereinfachte Wiedergaben von einer Auswahl der in St. Louis ausgestellten Tafeln. Der graphische Atlas behandelt getrennt die Arbeiterversicherung insgesamt, die Krankenversicherung, die Unfallversicherung und die Invaliditätsversicherung, dabei im einzelnen einerseits die Organisation und Finanzierung der Versicherungen, andrerseits ihre Leistungen nach den verschiedenen Richtungen hin und ihre Erfolge in besonderen Spezialisierungen berührend. Die statistischen Tabellen beziehen sich auf den Umfang der Arbeiterversicherung, auf die Versicherungsträger, Versicherten, auf die Einnahmen, Ausgaben, das Vermögen, auf die Entschädigungsfälle, auf die Häufigkeit der Krankheiten, Unfälle, Invaliden- und Altersrenten, auf die Ursachen der Krankheiten, Unfälle und Invalidität, sowie endlich auf die Dauer und Folgen der Krankheiten, Unfälle und Invalidität. Es ist somit die ganze Einrichtung und Wirkung der deutschen Arbeiterversicherung in allen ihren verfolgbaren Einzelheiten mit angemessener Kürze und leicht übersehbar zur zahlenmäßigen Darstellung gebracht, einer Darstellung, die gewiß von jedem, der irgendwie ein Interesse für die Arbeiterversicherung hat, dankbar begrüßt werden wird.

Ein weiteres anschauliches Bild über die Arbeiterversicherung des Deutschen Reiches wird endlich in vollkommen neuer Form der derzeitigen Weltausstellung durch die in fünf Hefte mit verschiedenen Bearbeitern gegliederte Darlegung: „Die Deutsche Arbeiterversicherung als soziale Einrichtung" geboten, welcher der Präsident des Reichsversicherungsamts Gaebel und die Abteilungsdirektoren des Reichsversicherungsamtes Pfarrius und Dr. Sarrazin ein gemeinsames Vorwort gegeben haben, das den Charakter der einzelnen Arbeiten in kurzer, treffender Weise zum Ausdruck bringt, so daß wir nicht umhin können, hier im folgenden darauf Bezug zu nehmen. In dem ersten Heft schildert der Regierungsrat Professor Dr. Laß (Reichsversicherungsamt) die „Entstehung und soziale Bedeutung der Deutschen Arbeiterversicherung" und zwar zunächst die Vorgeschichte der Arbeiterversicherung und die verschiedenen Versuche zur praktischen Lösung des Problems; danach werden die Vorteile und Nachteile der verschiedenen Systeme erörtert und endlich die deutschen Einrichtungen und ihre soziale Gestaltung näher klargelegt; der letzte Teil umfaßt die Grundlagen (Zwang und Freiheit) und die sozialen Einrichtungen der deutschen Arbeiterversicherung im einzelnen (Organisation, Kreis der versicherten Personen, Leistungen, Aufbringung der Mittel, Verwaltung und Rechtsprechung). „Die Schilderung beginnt in ihrem ersten Teil mit dem Eintritt der breiten Klasse der Lohnarbeiter in die moderne Gesellschaftsordnung. Ihre Bedürfnisse und ihre Ansprüche auf Schutz gegen die Fährlichkeiten des Berufes und die Versuche der Gesetzgebung, sich damit zunächst auf dem Boden des Privatrechts abzufinden, werden mit gleichzeitigem Ausblick auf die verwandten Bewegungen bei anderen Kulturvölkern vorgeführt. Das Deutsche Reich sehen wir dann, allen voran, eine große scharfumrissene Neugestaltung auf sozialpolitischen und öffentlichen Grundlagen ins Leben rufen. Die Grundzüge dieser neuen Arbeiterversicherung werden hierauf in knapper Zusammenfassung dargestellt." Das zweite Heft, bearbeitet vom Regierungsrat Dr. jur. Klein (Reichs-Versicherungsamt) ist der „Statistik der Arbeiterversicherung" gewidmet. Dasselbe bildet gleichzeitig gewissermaßen eine Ergänzung zu dem vorbehandelten Atlas desselben Verfassers; während in letzterem mehr das reine Zahlenmaterial in weiterer Ausdehnung gegeben wird, ist hier das Hauptgewicht auf eine textliche Darstellung unter Heraushebung einiger Hauptzahlen gelegt. Die einzeln behandelten Gegenstände und die äußere Aneinanderreihung derselben sind, wie solches in der Natur der Sache begründet, in der Hauptsache ganz die gleichen wie in den statistischen Tabellen des Atlas; wir haben hier folgende meist mit der Gruppierung im Atlas übereinstimmende Abschnitte: I. Umfang der Versicherung; II. Versicherungsträger und Versicherte; III. Einnahmen, Ausgaben, Vermögen; IV. Entschädigungsfälle; V. Häufigkeit der Krankheiten, Unfälle, Invaliden- und Altersrenten; VI. Krankheits-, Unfall- und Invaliditätsursachen; VII. Dauer und Folgen der Krankheiten, Unfälle und Invalidität; VIII. Rechtsgang. „Der zweite Teil bringt die Statistik der Arbeiterversicherung mit den aus amtlichen Quellen zusammengestellten Zahlen über die Versicherungsträger und die Versicherten, über die Einnahmen, Ausgaben und das Vermögen der Versicherungsträger, über die Entschädigungsfälle selbst, über die Häufigkeit, die Ursachen, die Dauer und die Folgen von Krankheit, Unfall und Invalidität und endlich über den Rechtsgang im Verfahren bei streitigen Ansprüchen." Das dritte Heft enthält eine Arbeit des Senatsvorsitzenden im Reichs-Versicherungsamt Geh. Regierungsrat Professor Hartmann über „Unfallverhütung und Arbeitshygiene". Das umfassende Gebiet konnte hier natürlich nur in seinen großen Grundzügen behandelt werden; dabei sind stets die Verhältnisse, wie sie sich in näherer Beziehung zur Arbeiterversicherung entwickelt haben, besonders berücksichtigt. Im einzelnen bezieht sich die Darstellung auf die Art und Bedeutung der Arbeitsgefahren, auf die gesetzlichen Maßnahmen, auf die allgemeinen Betriebsmaßnahmen und auf die technischen Maßnahmen der Unfallverhütung und Arbeitshygiene. „Der dritte Teil behandelt die Unfallverhütung. Eingedenk des Wortes, daß es besser ist, Unfälle zu verhüten als zu entschädigen, und daß eine Unfallrente niemals einer Familie den getöteten Vater ersetzen, dem Verletzten ein volles Entgelt für verstümmelte Glieder bieten kann, hat das Gesetz selbst und das zu seiner Durch-

führung berufene Reichsversicherungsamt von jeher besonderen Wert auf die Ausgestaltung der Unfallverhütung gelegt. Sie fügt sich um so glücklicher und zweckmäßiger in das System der Unfallversicherungsgesetze ein, als die Versicherungsträger (Berufsgenossenschaften) ein großes praktisches Interesse an der Herabminderung der Betriebsgefahren wegen der dadurch verminderten Beitragslast haben. Die Schilderung gibt zunächst die Entwicklung des Unfallverhütungswesens in den letzten Jahrzehnten und führt dann gruppenweise die wichtigsten Schutzvorrichtungen an Maschinen, Geräten und sonstigen Betriebseinrichtungen in Gewerbe und Landwirtschaft, sowie die Schutzmittel zur persönlichen Ausrüstung der Arbeiter vor. Daran schließt sich eine kurze Erörterung über die Mittel zur Verhütung der Gewerbekrankheiten, wie solche in zahlreichen Betrieben durch die Einatmung von gesundheitsschädlichen Gasen, Dämpfen und Staubarten und auch durch den Umgang mit giftigen Stoffen entstehen und Tausende von Arbeitern zur Invalidität bringen."

In dem vierten Heft hat der Senatsvorsitzende im Reichsversicherungsamt Geheimer Regierungsrat Bielefeldt die „Arbeiterversicherung und Volksgesundheit" bearbeitet. Nachdem in der Einleitung die Entschädigungen, welche Krankenversicherung, Unfallversicherung und Invaliditätsversicherung gewähren, ihrer Art und ihrem allgemeinen Umfang nach berührt worden, wird speziell einerseits die Krankheitsheilung und andrerseits die Krankheitsverhütung klargelegt und dabei je die Krankenversicherung, die Unfallversicherung und die Invalidenversicherung in besonderen Abschnitten auseinandergehalten. „Im vierten Teile wird dargestellt, auf welchen Wegen und in welchem Umfange die Gesundheit des Volkes durch die Arbeiterversicherung gehoben worden ist. Die bedeutenden Aufwendungen für Heilbehandlung neben den Rentenzahlungen an die Versicherten, ferner für die den Versicherungsträgern selbst und Dritten angehörenden Heilanstalten aller Art werden aufgeführt. Dazu kommen die zahlreichen Einrichtungen für erste Hilfe in Krankheits- und Unglücksfällen (Unfall-, Gemeindepflegestationen), die in Städten und auf dem Lande mittelbar oder unmittelbar von den Organen der Arbeiterversicherung ins Leben gerufen sind. Schließlich wird auch der Nutzbarmachung der für die eigentlichen Versicherungszwecke nicht alsbald verwendbaren gewaltigen Deckungskapitalien und Reservefonds der Versicherungsträger gedacht, die zu einem großen Teile für die Erbauung gesunder Arbeiterwohnungen und für andere hygienische Zwecke zu billigem Zinsfuße hergeliehen werden."

Das fünfte Heft endlich vom Regierungsrat Professor Dr. Zahn (Kaiserliches Statistisches Amt) betrachtet „Arbeiterversicherung und Volkswirtschaft". In der Einleitung werden zunächst die ungemeinen finanziellen Leistungen der deutschen Arbeiterversicherung herausgehoben und danach die Frage aufgeworfen: in welcher Weise hat sich die deutsche Volkswirtschaft im Zeichen der deutschen Arbeiterversicherung entwickelt. Demnächst wird die deutsche Volkswirtschaft in ihren Hauptgrundzügen ins Auge gefaßt, und zwar unter besonderer Berücksichtigung von Bevölkerung, von Landwirtschaft, von Gewerbe und Handel. Darauf wird dann die Kernfrage, die Arbeiterversicherung und die Volkswirtschaft in Deutschland, aufgebaut, innerhalb welcher wiederum einmal Arbeiterversicherung und Arbeitgeber, ferner Arbeiterversicherung und Arbeiter und endlich Arbeiterversicherung und Gemeinden, Staat, Reich, Gesamtheit getrennt zur Behandlung gelangen. Der fünfte Teil endlich legt dar, in welchem Maße sich die heimische Volkswirtschaft unter dem Einflusse der Arbeiterversicherung fortentwickelt hat. An der Hand der Wirkungen, welche die drei Versicherungszweige auf Arbeiter, Arbeitgeber, Gemeinden, auf Staat und Reich seither geübt haben, wird die Bedeutung der Arbeiterversicherung für die wirtschaftlichen Verhältnisse im Reiche mit Streiflichtern auf das soziale Gebiet näher geschildert. Als wesentlich ergibt sich hierbei, daß seit Einführung dieser Versicherung die Arbeiterschaft in ihrer Gesamtlage nach ihren materiellen, hygienischen, rechtlichen, sittlichen und geistigen Interessen eine ganz erhebliche Förderung erfahren hat, daß in dem gleichen Zeitraum aber auch die gesamte Volkswirtschaft des Reiches einen mächtigen Aufschwung genommen hat. Die Arbeiterversicherung ist allerdings nur eine der Triebkräfte dieser Entwicklung. Wie indessen die Schilderung nachweist, besteht zwischen Arbeiterversicherung und Volkswirtschaft eine sehr rege Wechselwirkung, und es läßt sich die bisweilen im Auslande vertretene Meinung, als bilde die Arbeiterversicherung ein Hemmnis für Volkswirtschaft und Volkswohlstand, jedenfalls auf Grund der deutschen Entwicklung nicht vertreten.

Wenn diese fünf Hefte auch äußerlich und nach Maßgabe ihrer besonderen Verfasser als für sich bestehende Einzelarbeiten erscheinen, so bilden sie doch vermöge ihrer inneren Zusammengehörigkeit und dementsprechender Ausgestaltung ein zusammenhängendes Ganze, das die bisherige segensreiche Wirkung der deutschen Arbeiterversicherung in ihrem vollen Umfang vor Augen führt. Es geschieht dieses aber trotz der sachlichen Vollständigkeit mit einer gedrängten Uebersichtlichkeit, wie es sich für einen großen Leserkreis, mit dem hier doch zu rechnen ist, empfiehlt, und in einer Form, welche alle Anerkennung verdient. Ohne daß die großartigen deutschen Errungenschaften auf dem fraglichen Gebiete irgendwie verschwiegen oder zurückgesetzt werden, macht sich den fremden Nationen gegenüber doch auch keinerlei Ueberschätzung des eigenen bahnbrechenden Vorgehens geltend. Wir können unserer Betrachtung keinen passenderen Abschluß geben, als die Endsätze des öfter berührten Vorworts für die fünf Arbeiten: „Mögen diese Aufsätze der deutschen Arbeiterversicherung viele neue Freunde zuführen! Gewiß bleibt an ihr noch manches zu bessern und auszubauen. Wenn wir die anderen Nationen zu ihrer Prüfung einladen, wollen wir uns dies am wenigsten verhehlen. Aber wir sind reichlich belohnt, wenn die Ausländer, namentlich aus solchen Ländern, die bisher gegenüber der Arbeiterversicherung noch unschlüssig abseits standen oder nur geringe Leistungen aufweisen, einige fruchtbringende Anregungen mit nach Hause nehmen. Für das heiße Wettringen der Nationen gilt das in diesem Zusammenhange doppelt bedeutsame Wort eines jüngst verstorbenen Schriftstellers und Patrioten in seinem den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika gewidmeten letzten Werke: Die Siegespalme wird schließlich derjenigen Nation am sichersten sein, die über die größten Reserven an Volksgesundheit und Kraft gebietet."

Dr. F. W. R. Zimmermann.

Ein katholischer Erziehungsroman.

(Hermann Wette: Krauskopf.)

Von Gotthold Schulz-Labischin (Friedenau).

Gleich im voraus: Es ist ein feines, in seiner Schlichtheit prächtiges Werk, geschöpft aus dem Born reicher Lebenserfahrungen, das Werk eines echten Kinderfreundes und -kenners, eines feinsinnigen Pädagogen voll sittlich-religiöser Lebensanschauung, und es ist in der Tat, um mit dem Verfasser zu reden, „ein volkstümliches Buch, denn was es enthält, es wurzelt im ureigenen Wesen des deutschen Volkes."

In die in religiöser wie politischer Beziehung so überaus lebhaft bewegte Zeit vom Ende der 50er bis in die 90er Jahre des 19. Jahrhunderts führt uns der Roman (Leipzig, Fr. Wilh. Grunow). An allen Bewegungen seiner Zeit hat der Held lebendigen Anteil genommen, und sie haben ihre tiefen Spuren bei ihm hinterlassen. Freilich, von dem Hoffen und Wünschen, Wollen und Streben, Ringen und Kämpfen der Zeit bezüglich Detmar Weckings, des Krauskopfs selbst, erzählt uns dieser erste vorliegende Band noch nichts. Er schildert die Kinderjahre des Helden. Aber die ihn umgebenden Personen, wie sie abwechselnd, ein-

ander ergänzend oder widerstrebend, in der Erziehung des Kindes tätig sind, vertreten die verschiedensten Meinungen ihrer Zeit, sie alle, gleich in Zuneigung zu dem lebhaft empfänglichen, aufgeweckten Knaben, wirken, absichtlich und unbewußt, stark auf ihn ein, und so ist dieses junge Menschenleben „reich und eigentümlich an Erlebnissen und Gestalten".

In einem kleinen Dorfe des „heiligen" Münsterlandes wird Krauskopf geboren. Der geistliche Verfasser der Dorfchronik kann versichern, daß der „abtrünnige Teufel des Luthertums und sonstiger Ketzerei gegenüber dem festen Glaubensfelsen der Gemeinde ebenso ohnmächtig geblieben, wie der hochmütige Satan der neuzeitlichen Wissenschaft, dessen Großmutter jetzunder als sogenannte Aufklärung einhergehet und der törichten Menschlein Geist und Sinne zu verblenden suchet."

Streng katholisch ist die Gegend. Streng katholisch die ganze Umgebung des Knaben: Vater, Mutter, die ältere Schwester, die Bekannten, die Kinderschullehrerin, der Knabenlehrer, Oheim, Pfarrer, Kaplan, je nach ihrer Bildung oder Unbildung mit Anschauungen von Gott, Jesus, Maria, den Heiligen, von Himmel und Hölle, von göttlichem und irdischem Lebenswandel von schlichter, wohltuender, aber auch hier einseitiger Frömmigkeit bis zum naivsten Glauben und Aberglauben.

Den geringsten Einfluß auf Krauskopf in religiöser Beziehung — welche religiösen Vorstellungen der Knabe erhält und wie sie unter den verschiedenen Einflüssen sich wandeln, ist der Hauptinhalt des Romans — übt der Vater. Die ersten Vorstellungen von Gott werden ihm durch die Mutter und die ältere Schwester vermittelt. Die erstere ist ein rechtes „Donnerwettermütterchen", voll unberechenbarer Ausbrüche eines heißblütigen Herzens, schnell und mit hitzigem Schelt- und Verwünschungswort bei der Hand und noch behender in der Tat beim Strafen. Eine praktische Hausfrau, in tiefstem Herzensgrunde liebevoll gegen Mann und Kinder, ist „Mutter Nettchen" ganz und gar ihrem leidenschaftlichen, leicht erregbaren Gemüt unterworfen, „maßlos in allem, im Beten und Arbeiten nicht minder als im Hassen und Lieben". Geistig beschränkt, ist sie eine überängstlich gehorsame Tochter ihrer Kirche, die blindlings den Vorschriften derselben folgt, die sie in einfältigster Weise versteht und ausführt.

Gewohnheitsmäßige Frömmigkeit. Täglich viele, viele Rosenkränze, Gebete, Besuche der Messen. Alles mechanisch, äußerlich.

Köstlich ist folgender Charakterzug. Monatelang betet sie zum heiligen Bernhard, als sie einen kostbaren Ring verloren hat, erfährt sodann, daß dafür der heilige Antonius zuständig ist und beehrt den ersteren in ihrer Wut mit unehrerbietigsten Schimpfworten. — Heidnische und christliche Anschauungen leben, wie in fast allen Bewohnern der Gegend, in buntem Durcheinander auch in ihr und erklären ihren Aberglauben, der in mannigfachen Verrichtungen und Unterlassungen zum Ausdruck kommt. Der Teufel spielt bei ihr eine mindestens ebenso große Rolle wie Gott. Und dieser Satanas muß niedergehalten werden schon von früh an in der Erziehung der Kinder. Krauskopf besonders hält sie „für aus der Art geschlagen". Ist er doch vierzehn Tage vor der Zeit erschienen, hat dazu, anders wie die übrigen Kinder, krause Haare und wollte nicht die Brust nehmen. Noch viel gewisser wird ihr das, als das Kind später, gar nicht wie die anderen, in Küche und Haus für kleine Verrichtungen zu gebrauchen ist, sondern sich stundenlang mit sich selbst beschäftigt, sich mit toten Sachen lebhaft wie mit lebendigen Wesen unterhält, oder gar still auf der Freitreppe sitzen kann, um in den blauen Himmel zu starren. Tagtäglich darum ihre berühmten „Donnerwetter" über den kleinen Kerl, den Säumiggänger und Nichtstuer, der dem Teufel sicher einst verfallen werde.

Krauskopf hält sich schließlich selbst, da niemals die Mutter ihn lobt, sondern nur stets ihn schmäht, für den sündhaftesten, ungezogensten Jungen auf der Welt. Darin bestärkt wird er noch durch seine fromme, ältere Schwester, die ihn schon von frühe an daran gewöhnt, abends vorm Einschlafen sein Gewissen zu erforschen. Ach, für was für einen großen Sünder muß er sich da bei dieser Umschau in seinem Inneren halten! Täglich, stündlich ist die Mutter unzufrieden mit ihm, zu nichts taugt er, der „Nagel zu ihrem Sarge" ist er. Ach, und wenn sie nun erst wüßte, daß er schon mehrere Male Aepfel aus der Obstkammer gestohlen und neulich das Weinglas geleert hat, das der Herr Pfarrer nicht ausgetrunken! Wahrhaftig, er wird dem Teufel verfallen, wie die Mutter es ihm schon so oft versichert hat, erst neulich wieder, als sie ihn dabei überraschte, als er sich — im Spiegel betrachtete. Aber er wird sich bessern. Nur dem Teufel, dem schlimmen Teufel entgehen! Und in der Folge tut er nur Gutes. Er hilft der Mutter, die er von schadhaften Strümpfen die Spitzen hat abschneiden sehen, indem er an allen guten Strümpfen dasselbe Experiment vornimmt. Freudestrahlend zeigt er ihr sein Werk — Schläge sind die Folge. Er hilft auch dem Vater Geld verdienen, indem er im Wirtshaus singt und Geld einsammelt — Schläge sind wieder das Ergebnis. Und so fort. Und er wird trotzig. Hat er nicht das Beste gewollt? Nicht recht getan? Was strafen sie ihn da so grausam? Und der liebe Gott läßt das zu. An jenem Abend betet er nicht zu Gott und für die Eltern. . .

Krauskopf kommt in die Schule. Eine Art Kleinkinderschule. Geleitet wird sie von Fräulein Stösserken, der ewig heiteren Kinderfreundin. Sie beginnt den Unterricht mit „Komm heiliger Geist" und schließt ihn nachmittags mit einem Volksliede. Ihre Art, den Kindern die Anfangsgründe beizubringen, ist köstlich. (Sie schreibt zum Beispiel den Buchstaben i und sagt: „Seht, Kinderchen, hier habe ich eine Kerze. Nun zünde ich die Kerze an. Seht, nun ist die Flamme das Pünktchen auf dem i.") Für Fleiß, Aufmerksamkeit und Betragen ist das ständige Vorbild das Jesuskind. „Das liebe Jesuskind konnte, ach, so wundervoll schreiben, wie gedruckt, es las deutlich und laut, so daß es klang wie ein silbern Glöcklein" u. s. f. Krauskopf wird bald ihr Lieblingsschüler und lernt fleißig und gewissenhaft.

Die Aufsicht führt Pastor Wiemer über die Schule. Er ist ein Mann von naiv-gläubigem Gemüt, ein lebendiges Beispiel echter Frömmigkeit und edler Nächstenliebe, ein reines Kind sein Leben lang, einseitig gebildet, der außer den Büchern des Alten und Neuen Testaments (die aber kennt er besser als die meisten seiner Kollegen sonst), sich an Homer und Klopstock begeistert, der nicht begreift, wie vernünftige Menschen durch die Torheit des Lasters oder gar durch den Trotz des Unglaubens mit dem Ewigen in Zwiespalt geraten können. Er führt die Kinder in die Bibel ein. An all den einfältigen und doch tief menschlichen Geschichten des Alten Testamentes, vom Paradiese bis zu Daniel in der Löwengrube, weist er den lauschenden Kindern nach, „wie Liebe und Treue zu Gott allzeit allein das Beste ist für den Menschen". Auch er, ein großer Kinderfreund, hängt in großer Zuneigung an Krauskopf.

Gar bald wird Krauskopf Ministrant, der wie am Schnürchen die lateinischen Worte hersagen kann — und sie nicht versteht. Aber im roten Chorrock mit dem weißen Spitzenhemd kommt er sich gar zu schön vor, und wie fühlt er sich vor den anderen bevorzugt! Auch kann er den übriggebliebenen Wein aus dem Meßkännchen gar hurtig bald austrinken, wenn der Herr Pastor die Meßgewänder ablegt. Und er hört und sieht in der Sakristei und gar von Priestern mancherlei, was keineswegs an diesen heiligen Ort gehört. Da erfährt er auch zum erstenmal, daß Messen Geld kosten, er erfährt von den Beichtpfennigen für die Priester, sieht, wie der überall als sehr fromm geltende Küster ganze Flaschen Meßweins hinwegschmuggelt und die heiligen Kerzen stiehlt, vernimmt, daß der alte Vikar, der die Bittmessen um gutes Wetter liest, dem lieben Herrgott nicht traut und darum immer erst nach dem Barometer guckt. . .

Krauskopf kommt in die große Knabenschule zu den „Roßäppeln" des Magisters Roß, eines strengen Schulherrschers, wo überdies der jesuitische Kaplan Sauvage ebenso strenger Katechismuslehrer ist.

Während der Schulzeit unter Fräulein Stösserken und dem Pastor hatte er nur vom lieben Gott gehört und

all dem Guten und Schönen, das dieser auf Erden dem Menschen getan und tut. Er ist ihm der gütige, liebevolle Vater geworden, der für uns sorgt und uns so Vieles und Schönes auch zu unserem Vergnügen auf Erden gibt, der uns dazu den Himmel verheißt, wo es noch so viel, viel besser ist und schöner, wo wir alles haben können, was wir uns nur wünschen und noch viel mehr! Der böse Teufel, mit dem die Mutter stets gedroht, war über dem lieben, gütigen Gott völlig zurückgetreten.

Nun aber lernt er Gott anders und erst so recht Herrn Satanas und sein fürchterliches Höllenreich kennen. Nun ist Gott nur der strenge Zuchtmeister, vor dessen furchtbarer Gerechtigkeit die Menschen zittern müssen. Und Heulen und Zähneklappern, höllisches Feuer, Schmerzen und Qualen im Gefolge des Teufels! Und der Teufel überall! In tausend Gestalten! Ein leibhaftiger Teufel!

Magister Roß, der anfangs „Geistlicher studiert" hat und dann Lehrer werden mußte, hält sich auch als solcher mehr für einen „geistlichen Herrn". Ein tolles Gemisch von Glauben und düsterstem Aberglauben hat er sich aus einer Menge alter theologischer Bücher, die er von einem Oheim geerbt und wahllos verschlungen, angeeignet. Was er den erschreckten Kinderseelen von seinem furchtbaren Gott und noch mehr von seinem schrecklichen Teufel erzählt, das ist seine heiligste Ueberzeugung. Krauskopf und zwei andere Schüler bereitet er auch privatim für die Rektorschule vor. Und in unseres Helden Leben tritt im Anschluß an diesen Unterricht der Kaplan Sauvage.

Magister Roß sprach von Jakob und Esau und deren Erstgeburtshandel, und unser Krauskopf, zum Entsetzen des Lehrers, nennt Jakob, den Jakob, in dem alle Völker der Erde sollen gesegnet werden, einen Betrüger, einen „ganz gemeinen Hund".

Da mußte der Teufel dahinterstecken, „der will möglichst früh Gewalt haben über dies sonst so gute Kind Gottes". Er, der Magister, allein kommt da nicht aus. Ein wahrer Priester des Herrn muß da helfen. Und dieser einzige Retter kann nur der eifrige, glaubenseifrige Kaplan sein.

Kaplan Sauvage schwört auf die Erbsünde. Dadurch sind wir Knechte des Teufels. Böse sind wir von Natur. Aus uns selbst können wir nichts. Alles ist unverdiente Gnade Gottes. Was ist uns die Erde? An der Erdenlust zieht uns der Teufel zur Hölle! Sünde, Sünde überall! Arbeit im Schweiße des Angesichts, Entbehrung, Hunger, Durst, Schmerzen, Qualen, Bitte zu Gott um noch herbere Prüfungen, Kasteiungen sind der einzige Weg aus diesem Jammertal, der Erde, zum Himmel. Allein erretten kann uns dabei nur die Fürbitte der allerseligsten Mutter Gottes. Maria und wieder und wieder Maria! Ueber ihr vergißt er Gott und Jesus.

Das ist der Kaplan. Auch er ist völlig überzeugt (auch schon aus anderen naiven Fragen des geistig lebhaften Knaben hat er es gemerkt), daß der Teufel Krauskopf an den Haaren habe. Aber er wird ihn austreiben. Auch er liebt in seiner Weise den Knaben und ist aufrichtig besorgt um dessen gefährdetes Seelenheil. Und täglich nimmt er nun mit ihm, der vor der ersten Beichte steht, seine Sünden durch. Und in dieser selbst, die Krauskopf vor ihm ablegt, ergibt es sich, daß der kleine Kerl fast gegen jedes Gebot Vergehungen begangen hat. Selbst gegen das sechste, hat er doch so und so oft vor aller Welt im Freien — mit Badehosen gebadet!

Wie ein mit schwerer Schuld fürchterlich Beladener geht Krauskopf aus dieser ersten Beichte. In seinem zartfühlenden Gewissen, seinem lebhaften Empfinden und Innenleben leidet er entsetzlich. Zufällig erkrankt er ganz plötzlich an einer Augenentzündung. Der Kaplan deutet dies als eine Strafe Gottes für die böse Augenlust, womit der Junge den nackten Körper betrachtet. Auch „Mutter Rettchen" erklärt es so. O, was mußte er doch für ein Erzbösewicht sein, daß ihn Gott so offensichtlich strafte! So schwer ist die Gewissensnot des Knaben, daß er (einige andere Momente kommen noch hinzu) geistig und körperlich fast zusammenbricht. Scheu wird er und ängstlich. All und jedem weicht er aus. Ist er doch ein Schuldbeladener, ein offensichtlich von Gott Gestrafter!

Krauskopf scheint zugrunde gehen zu müssen in dieser körperlichen und geistigen Not, da erscheint sein Schutzgeist, der Oheim Dr. Wecking, und bringt den schwer Augenleidenden zum Arzt nach Münster, in dessen Haus, einem evangelischen, der Junge aufgenommen wird. Unter liebevoller Pflege der freigeistigen Schwester des Arztes gesundet der kleine Patient körperlich und seelisch, wenigstens aus seiner augenblicklichen Gewissensnot. Die ganze Erziehungsmethode, die bisher an Krauskopf angewandt, findet am Schlusse des ersten Bandes eine prächtige Kritik in einem Schreiben der Schwester des Arztes an den Oheim des Knaben, der, gleichfalls Arzt, ein hochgebildeter Mann, aber auch überzeugter Katholik, die bisherige Erziehung Krauskopfs stetig überwacht und immer wieder nivellierend in dieselbe, wo es ihm nötig erschienen, eingegriffen hat. (Dieser Dr. Wecking ist wohl die prächtigste Figur des Romans.) In dem Schreiben an ihn aber heißt es u. a.:

„Doktor, was machen Sie für verrücktes Zeug mit diesem prächtigen Menschenknöspchen? Soll das im hellen Tageslicht des 19. Jahrhunderts blühen und sich ganz entfalten, oder soll es im mythischen Kirchenzwielicht des Mittelalters verkümmern und elend verkrüppeln?" — — „Das soll ein Mann werden? Ein Mann des 19. Jahrhunderts? Mit dieser . . . Erziehung, die für ein mönchisch Kloster abgestorbener Zeit passen mag." — — „Wir sind Wissende geworden und nicht mehr bloß Ahnende. Wir stehen und gehen mit bewußten, festen Schritten auf festem Erdboden, den wir kennen, ein sicheres Ziel im Auge, das uns erreichbar ist. Nicht mehr schweben wir mit Hangen und Bangen in Himmelswolken." — — „Was aber weiß und kennt Ihr Krauskopf? Mit seinen zehn Jahren? Gewiß, er kann lesen und schreiben und rechnen. Er ist im Alten und Neuen Testamente zu Hause. . . Und in Himmel und Hölle und Fegfeuer, über Gott, Engel und Teufel weiß er, trotzdem daß wir darüber eigentlich nichts wissen können, reichlich Bescheid. Aber von der guten Erde und ihren Geschöpfen weiß er nicht mehr als er mit den Augen des Dorfjungen dürftig gesehen hat." — — „Und daß sich hienieden außer den biblischen Geschichten auch sonst noch Geschichte der Menschheit abgespielt hat, scheint ihm noch völlig unbekannt zu sein. . . Ein Junge von zehn Jahren weiß kaum, daß er als Münsterländer ein Preuße ist, und daß der König von Preußen Wilhelm heißt. . . Und das im Jahre 1867! Nachdem 64 und 66 gewesen sind, und alle Welt staunend gesehen hat, wie der deutsche Recke die Glieder zu recken begonnen!" — — „Soll diese einseitige Ausbildung zum homo religiosus alten Stiles so weiter fortgesetzt werden? Nächstens auf der Schule eines geistlichen Rektors und dann womöglich in einem geistlichen Gymnasialkonvikt? . . . Doktor, reißen Sie doch Ihre traumbefangenen, mittelalterlichen Augen auf und sehen Sie endlich klar, daß der Gottesgelehrten bloß übersinnliche Weltanschauung abgewirtschaftet hat, daß der Mensch selbständig geworden ist und mit eigenen Augen, ohne Pfaffenbrille, Gott und die Welt zu betrachten beginnt. Begonnen hat." — — „Wenn dieses hoffnungsvolle Menschenkind mit so einseitiger Ausbildung für das Jenseits, mit so inhaltloser Erforschung und Betrachtung Gottes und göttlicher Dinge weiterhin die kostbare Jugend verträumt, so sitzt er eines Tages mit dem dicken, aber leeren Kopfe da, worin der vom Gottesgelehrten zurechtgestückelte Herrgott als Begriffsschemen herumspukt, von dem aber, was der lebendige Gott wirkt und webt, wenig oder nichts. Laßt die Welt einfahren in Krauskopf, daß er Gott erkenne aus seinen leibhaftigen Werken!" — —

Und viele andere, prächtige Worte spricht sie zu dem Doktor in ihrem Briefe, und dieser, der gar sehr wohl so manche Mängel seiner Kirche erkennt, er entscheidet, daß der Knabe bis zur Reife im „Paradiese dörflicher Unschuld" verbleiben soll. Denn: „Erst muß der Mensch ganz seines Gottes inne sein, eh' ihm die Welt kann zum Gewinne sein!"

Zum Schluß des Bandes aber erfahren wir, daß Krauskopf dann in das „lutherische Doktorhaus“ nach Münster kommen wird, und mit Spannung darf man den weiteren Bänden, die uns den weiteren Erziehungsgang des Knaben und Jünglings und die Lebensgeschichte des Mannes, sein „Wollen und Streben, Ringen und Kämpfen“ unter dem Pulsschlag einer neuen Zeit (der Kulturkampf ist im Hereinbrechen) schildern werden.

Die vorstehenden Zeilen konnten nur in kurzen Strichen den Gang der Handlung des Bandes skizzieren. Der Leser (und viele, viele Leser wünsche ich diesem Werk) wird überrascht sein über den Reichtum an „Erlebnissen und Gestalten“ in den ersten zehn Lebensjahren unseres kleinen Helden. Und — es ist in der Tat „ein ernstes Buch, es ist ein heiteres Buch. Beim Krauskopf kann man lachen, herzlich lachen, wenn man das Lachen noch nicht ganz verlernt hat. Und reine Luft weht dort. Reine Luft aber und herzliches Lachen, sie tun dem Menschen so gut, sie sind ihm gesund.“

Gerade in unserer neuesten Zeit „konfessioneller Schulbewegungen“ dürfte dieser „Erziehungsroman“ ganz besonders interessant und lesenswert sein. Scheint es doch, als würden diese Bewegungen die Seele unseres Volkes noch gewaltiger aufrütteln als der „Kulturkampf“ im 19. Jahrhundert.

Bücher und Zeitschriften.

Die Grundlagen der Hebbelschen Tragödie. Von F. Zinkernagel. Berlin, G. Reimer 1904. XXXIV und 188 S.

Der Kampf der Meinungen über die Bedeutung Hebbels als Dichter, als Aesthetiker, als moderner Geist ist in vollem Gange. Das Stillschweigen und die Nichtbeachtung, die ihm bei Lebzeiten zuteil wurden, sind längst einer regen Anteilnahme gewichen. Die Theater bemühen sich um die Aufführung seiner Dramen, die einstens fast allgemeine Ablehnung erfuhren, Zeitungen und Literaturblätter sind angefüllt mit mehr oder minder guten Aufsätzen über ihn, und im zwanzigsten Jahrhundert hat ihm der unermüdliche Hebbel-Forscher Richard Maria Werner durch die musterhafte Herausgabe seiner Werke, Tagebücher und Briefe ein unvergängliches Denkmal gesetzt. Trotz dieser vielseitigen Beschäftigung mit dem Dichter sind aber die Ansichten über ihn noch längst nicht geklärt, eben weil er ein moderner und im höchsten Grade selbständiger Mensch ist. Die einen sehen in seiner Kunst und Theorie schlechthin ein Ideal, die anderen verwerfen ihn völlig, die meisten nehmen irgend eine Mittelstellung ein. Da erscheint nun das oben genannte Buch — übrigens eine erweiterte Doktorarbeit aus Marburg, und zwar als solche eine ganz ausgezeichnete — gerade zur rechten Zeit und geht der ganzen Hebbel-Frage einmal gründlich und streng wissenschaftlich zu Leibe. Gleich von vornherein sei gesagt, daß wir es für eine sehr gute Leistung halten. Mit Ernst und Zielbewußtsein löst der Verfasser seine nicht leichte Aufgabe; er ist zwar von Liebe und Begeisterung für seinen Dichter erfüllt, ist aber nie blind für seine Schwächen; er hebt die Kernpunkte, auf die es ankommt, klar und deutlich heraus und trifft in allen Hauptsachen stets den Nagel auf den Kopf. Sein Verfahren ist fast ausschließlich psychologisch-ästhetisch, ohne natürlich die historische Entwicklung außer acht zu lassen. Seine Arbeit möchte zu denjenigen gerechnet werden, die die Kunst unserer Großen und Größten als Endresultat ihrer gesamten Persönlichkeit darzutun sich bemühen, und man darf ihr das Zeugnis ausstellen, daß ihr das gut gelungen ist. — Das Vorwort begründet mit einigen Worten die Art und Weise der Ausführung, die voll zu billigen ist, und gibt dann eine knappe, treffende Uebersicht über die wichtigsten neueren wissenschaftlichen Untersuchungen über Hebbel. Das Werk selbst beginnt dann mit einer Einleitung über die Hauptentwicklungsphasen der vorhebbelschen Tragödie, in der übersichtlich die unterscheidenden Merkmale der Tragödie der Griechen, Shakespeares, Goethes und Schillers dargelegt werden. In dem Widerstreit zwischen Weltwillen und Einzelwillen, den die Tragödie bedeutet, verschiebt sich allmählich der Schwerpunkt vom ersteren zum letzteren. Welche eig[illegible] selbständige, neue Stellung zwischen diesen äußersten [illegible] über die hinaus kein Schritt mehr möglich ist, Hebbel nun [illegible]nimmt, weisen die vier Hauptartikel, die sich in streng [illegible]scher Folge an einander reihen, nach. Ausgangspunkt [illegible] Grundlage ist „Hebbels Persönlichkeit“, die sich fast ausschließlich aus unglückseligen Verhältnissen heraus zu einer starren, düsteren Strenge entwickelt; Zweifel, Unsicherheit und Zerrissenheit prägen ihr den Stempel auf. Aus ihr geht seine „Lebensanschauung“ hervor, die in einem schroffen Dualismus gipfelt. Endloser Kampf ist die Losung für das Dasein des Menschen, ein Kampf zwischen Weltwillen und Einzelwillen, der aber höchst ungleich ist. Die Idee von der Freiheit des Willens ist nichts als ein schöner Traum; denn immer gestaltet das Leben den Menschen, nie der Mensch das Leben. Die Notwendigkeit aber, die der Gegenpol des menschlichen Persönlichkeitsbewußtseins ist, wird für Hebbel gleichbedeutend mit der Sittlichkeit; „was notwendig ist, ist sittlich“, sagt er. Daraus schließt nun auch seine Auffassung des Tragischen, das durch Konflikte des Einzelwesens mit der Notwendigkeit zustande kommt. Alles das ist reinster Pessimismus. Aber er wird zersetzt durch einen versöhnenden Gedanken, der in Hebbels Philosophie eine sehr bedeutende Rolle spielt, die Resignation. Ist der menschliche Wille völlig ohnmächtig gegen die Welt und die Notwendigkeit, so ist die menschliche Vernunft, die sich bewußt an die Idee des allumfassenden Weltwillens hingibt, das rettende erlösende Element. — Auf seiner Lebensanschauung nun baut sich „Hebbels dramatische Theorie“ auf. Es ist klar, daß für ihn Tragik nur im Innern und aus dem Innern des Menschenherzens heraus entstehen kann, d. h. mit anderen Worten, das Psychologische steht durchaus und allein im Mittelpunkt. Des Menschen Seele ist aber immer etwas Werdendes, nie etwas Fertiges; wie sie sich aber entwickelt, liegt immer daran, wie die Welt, die Verhältnisse, auf sie einwirken. Das soll das Drama zeigen, und damit haben wir Hebbels berühmten und oft mißdeuteten Grundsatz von der Notwendigkeit des Problems in aller dramatischen Dichtung. Es liegt darin, daß nicht bloß das Verhältnis des Menschen zur Idee, zum Weltwillen, sondern auch die Berechtigung der Idee selbst erörtert wird. Daher kommen jene Probleme in seinen Dramen, von denen man mit Recht gesagt hat, daß sie „die Unschuld in der Schuld“ darstellen wollen. — Wie sich diese neuen Theorien Hebbels mit seinen eigenen dichterischen Leistungen vertragen, das weist das letzte, gleichfalls sehr anziehende Kapitel „Hebbels dramatische Produktion“ an den einzelnen Dichtungen nach. Von allen gilt das Urteil, das sich aus der Entstehungsgeschichte, aus den Tagebüchern und Briefen ergibt: Sie sind mit dem Verstande, nicht mit dem Herzen geschrieben. Bei den meisten stellt der Dichter geradezu zuerst das Problem fest, um es dann mit dramatischer Handlung zu umkleiden. Da er eine reich begabte Dichternatur war, ist ihm das oft vorzüglich gelungen. Aber sein ureigener, dauernder Ruhm beruht nicht auf seiner Dichtung, sondern auf seiner Aesthetik, auf seiner neuen Auffassung vom Drama, das „der Ausdruck des modernen Zeitbewußtseins geworden ist, dem sich die Gebundenheit aller individuellen Lebensbetätigung immer furchtbarer offenbart.“ — Nur kurz konnten wir die leitenden Gedanken hervorheben, die das Gerippe des tüchtigen Buches bilden; wer die eingehende Beweisführung, die Begründung in allen Einzelheiten, den weiteren Ausbau kennen lernen will, der möge zu der höchst anregenden Arbeit selbst greifen, die für jeden, der sich ernstlich um Hebbel bemüht, unentbehrlich sein dürfte.

H. Janzen.

Geschichte des deutschen Schrifttums von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Gemeinverständlich dargestellt von Dr. Hermann Stöckel, kgl. Gymnasialprofessor in München. Erste Hälfte: Von der ältesten Zeit bis auf Martin Opitz. Stuttgart 1904, Fritz Lehmann (Lehmanns Volkshochschule. 3. Bändchen). 223 S. Preis 1 Mark.

Die Bestrebungen, tieferes Wissen und gediegene Bildung den breiten Schichten des Volkes zuzuführen, zeitigen ungeachtet der bedauerlichen reaktionären Versuche gewisser Kreise schöne Früchte. Die Büchereien, die um billiges Geld brauchbaren Bildungsstoff liefern, mehren sich in erfreulicher Weise. Ein neues Unternehmen dieser Art ist „Lehmanns

[illegible]schule". Das jetzt erschienene 3. Bändchen dieser [illegible]sammlung gibt in sachlicher und flüssiger Darstellung ein gutes Bild von dem Entwicklungsgang der deutschen Literatur bis ans Ende des 16. Jahrhunderts. Das Hauptsächlichste ist überall hervorgehoben und zutreffend charakterisiert. Die ursächlichen Bedingungen für die verschiedenen Hauptströmungen in unserer Literaturgeschichte werden, soweit es der enge Rahmen des Büchleins zuläßt, gebührend betont, so daß der organische Zusammenhang mit der allgemeinen Kulturlage nicht aus dem Auge verloren wird. Dem Büchlein, das deutlich und übersichtlich gedruckt ist, darf man seiner Bestimmung entsprechend eine weite Verbreitung wünschen.

Dr. A. Sonntag.

Allgemeine Rundschau.

Akademie der Wissenschaften zu Berlin.

20. Oktober. Gesamtsitzung. Vorsitzender Sekretär: Hr. Diels. 1. Hr. Diels las über Laterculi Alexandrini aus einem griechischen Papyrus Ptolemäischer Zeit. Ein von Dr. O. Rubensohn kürzlich in Abusir el Mäläq gefundenes Stück Papyruskartonnage etwa des 11. Jahrhunderts vor Chr. enthält Listen von Gesetzgebern, Malern, Bildhauern, Architekten, Ingenieuren, die 7 Wunder der Welt, die größten Inseln, die höchsten Berge, die stärksten Ströme, die schönsten Quellen und Seen. Das manches Neue bietende Stück wird in Umschrift und Lichtdruck veröffentlicht. 2. Hr. v. Wilamowitz-Moellendorff legte eine Mitteilung des Hrn. Prof. Dr. F. Frhrn. Hiller v. Gaertringen vor: Archilochosdenkmal aus Paros. In dem Archiv der Akademie hat sich die Abschrift eines anschließenden Blockes der sogenannten Archilochosinschrift von Paros (IG XII 5, 445) gefunden, die gestattet, den Aufbau und die Bestimmung jenes Monumentes festzustellen. 3. Der Vorsitzende legte eine Abhandlung des Dr. P. Ritter in Berlin vor, betitelt: Neue Leibniz-Funde, deren Aufnahme in die Abhandlungen genehmigt wird. Der Verfasser berichtet über die von ihm im Sommer d. J. im Auftrage der akademischen Leibniz-Kommission unternommene Forschungsreise in Mittel- und Süddeutschland, um das dort vorhandene Leibniz-Material aufzunehmen. Besonders ergiebig erwies sich das Gräflich Schönbornsche Familienarchiv zu Wiesentheid in Unterfranken.

4. Zu wissenschaftlichen Unternehmungen hat die Akademie bewilligt: durch die physikalisch-mathematische Klasse Hrn. Privatdozenten Dr. Adolf Borgert in Bonn zu Untersuchungen über Radiolarien bei den Kanarischen Inseln und im Indischen Ozean 1000 M.; Hrn. Privatdozenten Dr. Karl Peter in Breslau zu Untersuchungen über die Variabilität der tierischen Entwicklung 1200 M.; Hrn. Professor Dr. Heinrich Potonie in Berlin zu Untersuchungen über die Bildung der fossilen Humusprodukte, insbesondere der Steinkohle 1500 M.; Hrn. Privatdozenten Dr. Alfred Stock in Berlin zu Untersuchungen über die Zersetzung des Antimonwasserstoffs 800 M.; durch die philosophisch-historische Klasse Hrn. Conze zur Vollendung der durch den Hauptmann Berlet aufgenommenen Karten der Landschaft von Pergamon 1000 M. und dem Abteilungsdirektor der Königlichen Bibliothek Hrn. Dr. Paul Schwenke in Berlin zur Fortführung seiner Forschungen über den deutschen Bucheinband des 15. und 16. Jahrhunderts 1200 M.

5. Frau Geheimrat M. Krueger, geb. Argelander, und Hr. Hauptmann a. D. Argelander überreichen 51 Briefe von Bessel an ihren Vater F. W. A. Argelander aus den Jahren 1823—1844 der Akademie als Geschenk zur Vervollständigung der Sammlung der Besselschen Korrespondenz.

6. Folgende Druckschriften wurden vorgelegt: durch den Vorsitzenden: A. Martens und M. Guth, Das Königliche Materialprüfungsamt der Technischen Hochschule Berlin. Berlin 1904; G. Lejeune-Dirichlets Vorlesungen über die Lehre von den einfachen und mehrfachen bestimmten Integralen. Hrsg. von G. Arendt. Braunschweig 1904; L. Fuchs, Gesammelte mathematische Werke. Hrsg. von R. Fuchs und L. Schlesinger. Bd. I. Berlin 1904; A. Luschin v. Ebengreuth, Allgemeine Münzkunde und Geldgeschichte des Mittelalters und der Neueren Zeit. München und Berlin 1904; Franz Neumann, Erinnerungsblätter von seiner Tochter Luise Neumann. Tübingen und Leipzig 1904; weiter folgende durch die Akademie unterstützte Werke: Libanii opera rec. R. Foerster. Vol. 2. Lipsiae 1904; Die Hâšimijjât des Kumait, hrsg., übersetzt und erläutert von J. Horovitz. Leiden 1904; Lichtenbergs Briefe. Hrsg. von A. Leitzmann und C. Schüddekopf. Bd. 3. Leipzig 1904; S. Passarge, Die Kalahari. Versuch einer physisch-geographischen Darstellung der Sandfelder des südafrikanischen Beckens. Textbd. und Kartenbd. Berlin 1904; durch Hrn. Sachau: die von ihm herausgegebenen Mitteilungen des Seminars für Orientalische Sprachen an der Königlichen Friedrich Wilhelms-Universität zu Berlin. Jahrg. 7. 1904 und zwei von dem Herzog von Loubat veranlaßte Veröffentlichungen mexikanischer Bilderhandschriften: Codex Borgia Erläutert von E. Seler. Bd. 1. Berlin 1904 und Codex Magliabechiano XIII. 3. Rom 1904; durch Herrn Schmoller: zwei Bände der Acta Borussica, 1. Das Preußische Münzwesen im 18. Jahrhundert. Beschreibender Teil. Heft 2. Die Münzen aus der Zeit des Königs Friedrich II. des Großen. Bearbeitet von Friedrich Freiherrn von Schrötter; 2. das Preußische Münzwesen im 18. Jahrhundert. Münzgeschichtlicher Teil. Bd. I. Die Münzverwaltung der Könige Friedrich I. und Friedrich Wilhelm I. 1701—1740. Darstellung von Friedrich Freiherrn v. Schrötter. Akten bearbeitet von G. Schmoller und Friedrich Freiherrn v. Schrötter, Berlin 1904; durch Hrn. Engler: Heft 10 des akademischen Unternehmens „Das Pflanzenreich", enthaltend die Zingiberaceae von K. Schumann, Leipzig 1904; Lief. 33—35 des von der Akademie unterstützten Werkes P. Ascherson und P. Gräbner, Synopsis der mitteleuropäischen Flora; Leipzig 1904; Heft 8 der Monographien afrikanischer Pflanzen-Familien und -Gattungen, enthaltend die Sapotaceae, bearbeitet von A. Engler, Leipzig 1904; durch Hrn. Engelmann: A. Fick, Gesammelte Schriften. Bd. 3. Würzburg 1904.

Der Kaiser hat durch Erlaß vom 29. August die Wahlen des ordentlichen Professors an der Universität Königsberg Dr. H. Struve (seit 1. Oktober ordentlicher Professor an der Universität Berlin), des vortragenden Rates im Ministerium der öffentlichen Arbeiten Geheimen Oberbaurates Dr. H. Zimmermann und des Direktors des Königlichen Materialprüfungsamtes in Groß-Lichterfelde und Dozenten an der Technischen Hochschule zu Berlin Geheimen Regierungsrates Professors Adolf Martens zu ordentlichen Mitgliedern der physikalisch-mathematischen Klasse bestätigt. — Die Akademie hat in der Sitzung am 21. Juli den Professor in der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät der Universität Graz Dr. Arnold Luschin v. Ebengreuth zum korrespondierenden Mitglied der philosophisch-historischen Klasse gewählt. — Die Akademie hat das korrespondierende Mitglied der physikalisch-mathematischen Klasse Herrn Clemens Winkler in Dresden am 8. Oktober und das korrespondierende Mitglied der philosophisch-historischen Klasse Herrn Christoph v. Sigwart in Tübingen am 5. August durch den Tod verloren.

Kleinere Mitteilungen.

* Deutsche Auslandlehrer gesucht. Die deutsche Real- und höhere Mädchenschule zu Konstantinopel sucht zum 1. Januar 1905 einen seminaristisch gebildeten Lehrer. Gehalt 2200 M., in 24 Jahren auf 4500 M. steigend. Freie möblierte Wohnung. 300 M. als Reiseentschädigung. Pensionsberechtigung wie in Preußen. — Die deutsche evangelische Schule zu Jassy (Rumänien) sucht, womöglich sofort, einen jungen evangelischen Volksschullehrer, der auch den Organistendienst versieht. Gehalt 1860 Francs, freie Wohnung, freie Heizung, 150 Fr. Reiseentschädigung.

Verpflichtung auf vier Jahre. — Bewerbungen tüchtiger, unbescholtener, gesunder Lehrer, mit womöglich beglaubigten Zeugnisabschriften, Lebenslauf und Photographie zu richten an den Allgemeinen Deutschen Schulverein, Berlin W. 62, Landgrafenstraße 7/3.

* Eine Versammlung der Ministerialreferenten für das Hochschulwesen aus den deutschen Staaten und Oesterreich, an der sich insgesamt 17 Herren beteiligten, fand letzter Tage zwecks gemeinsamer Verhandlungen unter dem Vorsitz von Exzellenz Geh. Rat Althoff zu Baden-Baden statt.

* Ehrung. Der Direktor des königlichen Instituts für experimentelle Therapie in Frankfurt a. M. Geheimer Medizinalrat Professor Dr. P. Ehrlich wurde zum Mitglied der mathematisch-physikalischen Klasse der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen ernannt.

Hochschulnachrichten.

* Heidelberg. Die Nachricht, daß der Privatdozent Dr. Schäffer demnächst nach dem mandschurischen Kriegsschauplatz abreisen werde, ist irrtümlich; nicht Dr. Schäffer, sondern — wie schon gemeldet — Professor Dr. Walter Petersen wird sich demnächst auf den Kriegsschauplatz begeben.

H. Straßburg. Dr. Fritz Kiener aus Sulz u. W., Verfasser eines Werkes über die Verfassungsgeschichte der Provence im Mittelalter, hat sich als Privatdozent für Geschichte an der Kaiser Wilhelms-Universität niedergelassen. Seine Habilitationsvorlesung am 29. d. M. betraf den aus dem Elsaß stammenden Reformpapst Leo IX.

dr. Jena. Ein neues mineralogisches Institut hat die Universität Jena erhalten und Sonnabend, den 29. Oktober, feierlich eröffnet. Damit hat die Thüringer Hochschule der Reihe ihrer neuen Anstalten eine weitere hinzugefügt, die insofern einzigartig ist, als diese Anstalt bisher die einzige in Deutschland ist, die auch Einrichtungen und Räume für die Herstellung künstlicher Kristalle nach theoretischen Erfrodernissen besitzt. Das Institut ist dank dem Interesse des bekannten Schöpfers der Karl Zeiß-Stiftung, Prof. Abbe, aus Mitteln dieser Stiftung errichtet und hat eine glänzende Ausstattung erhalten. In seiner Einweihungsrede gab Prof. Linck, der Leiter des Instituts, einen interessanten Ueberblick über die Entwicklung der mineralogischen Wissenschaft mit besonderer Rücksicht auf Jena, wo vor 100 Jahren die „Sozietät für die gesamte Mineralogie" unter der Fürsorge Goethes Jena zum Mittelpunkte der mineralogischen Wissenschaft gemacht und auch den Grund zu der mineralogischen Sammlung gelegt hat.

* Breslau. Der Privatdozent der Anatomie Dr. G. Wetzel ist an Stelle des nach Würzburg übergesiedelten Dr. Peter zum zweiten Prosektor am anatomischen Institut ernannt worden.

* Basel. Der neue Vertreter der romanischen Philologie, Dr. Ernst Tappolet, hat sich, wie der Frankfurter Zeitung geschrieben wird, am Freitag mit einer Antrittsvorlesung „Ueber eine Prinzipienfrage der etymologischen Forschung" eingeführt.

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Stammtafeln sämtlicher Feldartillerie-Regimenter und Batterien der preussischen Armee mit einem geschichtlichen Ueberblick über die Entwicklung der Gliederung der Feldartillerie. Zusammengestellt von Rogge, Hauptmann z. D. Berlin, Oldenburg, Leipzig 1904. Gerhard Stalling. 187 S. — Hans Oberlindober, Hauptmann und Kompagniechef: Anlage und Leitung von Kriegsspielen. Eben a 1904. 184 S. — G. H. Emmerich, Direktor der Lehr- und Versuchsanstalt für Photographie zu München: Werkstatt des Photographen. Ein Handbuch für Photographen und Reproduktionstechniker. Wiesbaden 1904. Otto Nemnich. 360 S. — Dr. Max v. Heckel, ö. o. Professor an der Universität Münster i. W.: Die Fortschritte der direkten Besteuerung in den deutschen Staaten. (1880—1905.) Leipzig 1904. C. L. Hirschfeld. 284 S. — Dr. Karl Fränken: Der Staat und die Hypothekenbanken in Preussen. (Abhandlungen aus dem staatswissenschaftlichen Seminar zu Münster i. W. Herausg. von Prof. Dr. Max v. Heckel. 1. Heft.) Ebenda 1904. 88 S. — Paul Posener: Der junge Jurist. Eine Anleitung zu wissenschaftlichen Arbeiten unter Erörterung der Grundlagen des Vorbildungswesens, des Rechtsstudiums und der Prüfungsordnung. Breslau 1904. J. A. Kerns Verlag (Max Müller). 238 S. — Jahrmarkt der Worte. Ein Roman. Leipzig 1904. Julius Zeitler. 224 S. — Emile Zola: Der Experimentalroman. Eine Studie. Ebenda 1904. 62 S. — Allgemeine Nationalbibliothek (No. 340 bis 345). Wien. Theodor Daberkow. — Dr. Friedrich Haack, Privatdozent der Kunstgeschichte an der Universität Erlangen: Die Kunst des 19. Jahrhunderts. Mit 3 farbigen Tafeln, einer Heliogravüre, einem Lichtdruck und 291 Abbildungen im Text. Stuttgart 1905. Paul Neff (Karl Büchle). 410 S. — Max Diez: Goethe. Stuttgart 1905. Fr. Frommanns Verlag (E. Hauff). 180 S. — Paul Fronmüller, Stadtpfarrer in Lindau i. B.: Fürchtet Gott! Ehret den König! Ein Geleitsbüchlein für evangelische Soldaten. 3. Aufl. Nürnberg 1902. C. Koch. 132 S.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Die lippische Regentschafts- und Thronfolgefrage.*)

Von Dr. Josef Graßmann (München).

Dem Wunsche, für den Leserkreis der Allgemeinen Zeitung eine übersichtliche Darstellung des lippischen Familienstreites zu geben, glaube ich mit folgender Skizze zu entsprechen.

Die Dynastie des Fürstentums Lippe-Detmold stammt von Simon VI. (gestorben 1613) ab. Sein ältester Sohn ist Ahnherr der noch regierenden Linie Detmold, welche seit 1789 gefürstet ist, sowie der gräflichen Nebenlinien Lippe-Biesterfeld — des älteren Nebenzweiges — und Lippe-Weißenfeld. Von dem jüngsten Sohne Simons VI. stammt die jüngste Linie Lippe-Alverdissen, später Schaumburg-Lippe genannt, welche seit 1807 im Fürstentum Schaumburg-Lippe regiert. Eine weitere Nebenlinie ist ausgestorben.

Unbestritten war stets, daß für die Thronfolgeordnung im lippischen Gesamthause agnatische Linealfolge und Primogeniturordnung maßgebend ist und daß danach im Falle des Erlöschens der Detmolder Hauptlinie die Nebenlinien in folgender Ordnung zur Thronfolge berufen sein würden: 1. Lippe-Biesterfeld, 2. Lippe-Weißenfeld, 3. Schaumburg-Lippe. Bestritten war dagegen die Thronfolgefähigkeit der beiden älteren Nebenlinien wegen des angeblichen Mangels der Ebenbürtigkeit.

Schaumburg-Lippe machte geltend, daß nach Deutschem Reichsrechte und lippischem Hausrechte hoher Adel der Frau oder doch kaiserliche Ebenbürtigkeitserklärung eine Voraussetzung der Ebenbürtigkeit, daher der Thronfolgefähigkeit der Deszendenz sei; deshalb bezeichnete Schaumburg-Lippe die Ehe des Grafen Wilhelm Ernst, des Großvaters des jüngst verstorbenen Graf-Regenten Ernst, mit Modeste v. Unruh (1803), sowie die im Jahre 1804 geschlossene Ehe des Grafen Ferdinand, des Großvaters des jetzigen Hauptes der Weißenfelder Linie, mit der Reichsfreiin Gustave v. Thermo und eine Anzahl anderer Ehen der Weißenfelder Linie als unebenbürtig. Letztere Linie bestritt die Ebenbürtigkeit der Biesterfelder, weil hierfür nach lippischem Hausrechte zwar niederer Adel genüge, aber nur wenn er tituliert, d. i. mindestens mit dem Freiherrntitel verbunden sei; Modeste v. Unruh sei aber überhaupt nicht adelig oder höchstens von nicht tituliertem niederen Adel gewesen. Die älteren Nebenlinien wendeten gegen die Ebenbürtigkeit der jüngsten Linie ein, daß wenn die erwähnten Ehen in den älteren Linien unebenbürtig wären, auch die sämtlichen Mitglieder der Schaumburger Linie nicht thronfolgefähig seien, und zwar wegen der im Jahre 1722 geschlossenen Ehe des Grafen Friedrich Ernst von Lippe-Alverdissen mit Philippine Elisabeth v. Friesenhausen.

Im Januar 1886 schlossen Fürst Woldemar zur Lippe und Fürst Adolf Georg zu Schaumburg-Lippe einen von ihren Staatsministern gegengezeichneten Successionsvertrag, der bis in die jüngsten Tage geheim gehalten wurde. Diese Abmachungen sollten den Inhalt eines besonderen dem lippischen Landtage zur Beratung und Entschließung vorzulegenden Thronfolgegesetzes bilden; Fürst Adolf Georg und die Agnaten der Schaumburger Linie erklärten sich vertragsmäßig bereit, das dem Vertrage entsprechende Thronfolgegesetz anzuerkennen.

In diesem Gesetz sollte im Falle des Erlöschens des regierenden fürstlich lippischen Hauses im Mannesstamm das ausschließliche Successionsrecht des fürstlichen Hauses Schaumburg-Lippe anerkannt und bestimmt werden, daß die Succession, um das Fürstentum Lippe als souveränen Bundesstaat zu erhalten, auf einen nachgeborenen Prinzen des schaumburgischen Hauses, und zwar auf den Prinzen Adolf, übergehen soll. Die Eigenschaft als Chef des fürstlich lippischen Gesamthauses sollte nach dem Erlöschen der in Lippe jetzt regierenden Linie auf den regierenden Fürsten zu Schaumburg-Lippe übergehen. Nach dem Erlöschen der durch den Prinzen Adolf begründeten Linie gehen die Successionsrechte im Fürstentum Lippe auf die Nachkommen der älteren Brüder des Prinzen Adolf über.

Es ist nicht nötig im einzelnen darzulegen, weshalb das beabsichtigte Thronfolgegesetz nicht zustande kam; von weittragender Bedeutung für die staatsrechtliche Beurteilung der folgenden Ereignisse ist dagegen die Tatsache, daß die schaumburg-lippische Regierung im Staatsvertrage anerkannt hat, die Thronfolge in Lippe sei durch Landesgesetz ohne Zustimmung der älteren Linien zu regeln.

Obwohl die gesetzliche Ergänzung der lippischen Verfassung durch zeitgemäße Bestimmungen über die Regentschaft im Hinblick auf die Regierungsunfähigkeit des Thronfolgers, des jetzigen Fürsten Alexander, dringend notwendig war, gelang es nicht, mit dem Landtage ein Regentschaftsgesetz zu vereinbaren.

Als Fürst Woldemar am 20. März 1895 starb, veröffentlichte das Kabinettsministerium eine Verfügung des

*) Als einen wertvollen Beitrag zu der jetzt im Vordergrund der Erörterung stehenden Frage, wie der Regentschafts- und Thronfolgestreit Lippe contra Lippe zu lösen sei, veröffentlichen wir das obenstehende Gutachten aus der Feder des bevorzugten Schülers unseres verstorbenen Freundes Max v. Seydel, der ja auch vor mehreren Jahren, als der Streit zum erstenmal die Oeffentlichkeit beschäftigte, sich in unserer Zeitung noch kurz vor seinem Tode gutachtlich dazu geäußert hat.

Die Redaktion der Beilage.

verlebten Fürsten vom 15. Oktober 1890, auf Grund deren Prinz Adolf zu Schaumburg-Lippe zur Regentschaft berufen war.

Im Landtage ward die Gültigkeit dieser ohne Zustimmung der Volksvertretung erlassenen Anordnung lebhaft bestritten, es war nur möglich, ein Kompromiß zu erzielen, das zum Regentschaftsgesetze vom 24. April 1895 führte. Hiernach wurde die vom Prinzen Adolf am 21. März 1895 übernommene Regentschaft anerkannt; sie sollte aber an denjenigen Agnaten übergehen, welcher durch einen reichsgesetzlich zu bestellenden Gerichtshof als nächstberechtigten Thronfolger anerkannt würde.

Dem Antrag der lippischen Regierung, das Reichsgericht durch Reichsgesetz mit der Entscheidung des Thronstreites zu beauftragen, versagte der Bundesrat am 1. Februar 1896 die Zustimmung, ersuchte jedoch den Reichskanzler, einen Vergleich unter den streitenden Linien für die Bestellung eines Schiedsgerichts herbeizuführen. Dem Fürsten Hohenlohe gelang die Abschließung eines Schiedsvertrags zwischen den Chefs der Linien Schaumburg, Biesterfeld und Biesterfeld-Weißenfeld; an diesem Vertrage wirkte die schaumburgische Regierung nicht mit, was staatsrechtlich vollständig korrekt war. Hiernach vereinbarten diese für sich und ihre Linien, daß die Frage, wer nach dem Ableben des Fürsten Alexander zur Regierungsnachfolge im Fürstentum Lippe berechtigt und berufen sei, zur Vermeidung von künftigen Zweifeln und Streitigkeiten schon jetzt durch den Spruch eines Schiedsgerichts entschieden werde. Das Schiedsgericht bestand aus dem König Albert von Sachsen, dem Präsidenten des Reichsgerichts und fünf weiteren Mitgliedern dieses höchsten Gerichtshofes. Der Spruch des Schiedsgerichts sollte unanfechtbar und für alle Parteien verbindlich sein, seine Wirkung sich auch auf die dem Throninhaber im Fürstentum Lippe als solchem zustehenden Vermögensrechte erstrecken, die in dieser Darstellung außer Betracht bleiben.

Das Gesetz vom 17. Oktober 1896 erklärte die nach dem Schiedsvertrage herbeigeführte Erledigung des Thronstreites als maßgebend für die Thronfolge im Fürstentum Lippe. Dieses Gesetz war erforderlich, da nur das lippische Landesrecht dem Schiedsgerichte den Charakter einer Institution des öffentlichen Rechtes, dem Schiedsspruch eine staatsrechtliche Wirkung verschaffen konnte; es ist unrichtig zu sagen, das Schiedsgericht sei auf Grund des Artikels 76 der Verfassung des Deutschen Reichs eingesetzt worden.

Das Schiedsgericht traf am 22. Juni 1897 einstimmig die der Schaumburger Linie nicht genehme Entscheidung, daß Graf Ernst zur Lippe-Biesterfeld nach Erledigung des zur Zeit vom Fürsten Alexander innegehabten Thrones zur Regierungsnachfolge in dem Fürstentum Lippe berechtigt und berufen sei.

Infolgedessen übernahm Graf Ernst auf Grund des unter Prinz Adolf erlassenen Regentschaftsgesetzes vom 24. April 1895 und des Gesetzes vom 17. Oktober 1896 die Regentschaft.

Die Hoffnung, daß die nach vielen Seiten unerfreuliche Angelegenheit durch den unter dem Vorsitze und unter lebhafter Beteiligung des ehrwürdigen Sachsenkönigs mit auserwählten Mitgliedern des höchsten Gerichtshofes gefaßten Schiedsspruch beendigt sei, wurde leider bald zerstört. Die lippische Regierung unternahm den Versuch, nunmehr Thronfolge und Regentschaft gesetzlich zu regeln, und zwar nach Maßgabe des Schiedsspruchs und seiner Begründung. Das Schiedsgericht hatte, entsprechend der Fassung des Schiedsvertrages, im Tenor zwar nur den nächstberechtigten Agnaten bezeichnet, den Grafen Ernst aber deshalb als diesen Agnaten erkannt, weil nach dem allein maßgebenden lippischen Hausrechte Ehen von Angehörigen des lippischen Hauses mit Frauen des niederen Adels, zu dem nach den Erhebungen des Gerichtes auch die vielgenannte Modeste v. Unruh gehört habe, ebenbürtig seien. Der Gesetzentwurf benannte daher als nächste Thronerben die Söhne des Regenten, da dessen Ehe mit der dem alten niederen Adel angehörenden Gräfin Karoline v. Wartensleben nach dem festgestellten Grundsatze zweifellos als ebenbürtig zu erachten war, ferner die Brüder des Regenten und deren männliche Nachkommen.

Da die schaumburgische Linie an ihrer Auffassung festhielt, daß Ehen mit Frauen aus niederem Adel im lippischen Hause nicht ebenbürtig seien, begehrte die schaumburgische Regierung namens des Fürsten von Schaumburg die Zurücknahme des Gesetzentwurfes, da dieser agnatische Rechte verletze und der Gesetzgeber nicht berechtigt sei, Rechte fürstlicher Agnaten zu beseitigen. Die lippische Regierung erklärte sich bereit, im Falle der Anerkennung der Regentschaft und der Agnateneigenschaft einzelner Mitglieder der Biesterfelder Linie den Weg der Hausgesetzgebung zur Regelung der Streitigkeiten zu beschreiten. Die schaumburgische Regierung wies den Gegenvorschlag ab und rief auf Grund des Art. 76 Abs. 1 der Reichsverfassung den Bundesrat an, da eine nicht auszugleichende Differenz zwischen den beiden „Regierungen" bestehe, die nicht privatrechtlicher Natur und daher von kompetenten Gerichtsbehörden nicht zu entscheiden sei. Weiterhin machte sie geltend, daß die Ehe des Graf-Regenten nicht ebenbürtig, seine Söhne daher nicht thronfolgeberechtigt seien. Die lippische Regierung bestritt die Zuständigkeit des Bundesrates, da lediglich ein Streit zwischen Agnaten des lippischen Hauses, nicht zwischen Bundesstaaten, was Artikel 76 voraussetze, entstanden sei.

Der Bundesrat beschloß zunächst, ohne sich hinsichtlich seiner Zuständigkeit auszusprechen oder der materiellen Entscheidung zu präjudizieren, die lippische Regierung zu ersuchen, der Beratung des Gesetzentwurfes vor weiterer Beschlußfassung des Bundesrates keinen Fortgang zu geben. Dem Ansuchen wurde entsprochen, dagegen ward am 24. März 1898 eine Novelle zum Regentschaftsgesetze verkündet, wonach als Nachfolger des Grafen Ernst in der Regentschaft sein jeweils ältester Sohn bestimmt wurde.

Dies gab der schaumburgischen Regierung Anlaß zur Erneuerung ihres Antrages und zu dem Begehren, der Bundesrat möge erklären, daß diese Novelle für den Fürsten zu Schaumburg-Lippe und sein Haus unverbindlich sei. Die beiden Regierungen legten ausführliche Begründungen ihrer Anträge vor, Schaumburg-Lippe hatte in Professor Dr. Zorn und Dr. Kekulé v. Stradonitz die Rechtsbeistände gefunden, Max v. Seydel, der vor dem Schiedsspruche an der Ebenbürtigkeit der Biesterfelder Linie gezweifelt hatte, dann aber für unbedingte Achtung des Richterspruches eintrat, würdigte in einem der lippischen Regierung erstatteten glänzenden Gutachten die formellen staatsrechtlichen Fragen, zu denen der schaumburgische Antrag Anlaß gab, ohne die materiellen Fragen des Thronfolgerechtes zu berühren. Die ersteren bejahten die Zuständigkeit des Bundesrates, letzterer verneinte sie. Die Polemik war sehr lebhaft geworden, dem Bundesrate waren zahlreiche Eingaben anderer Agnaten zugegangen — mit dem Beschlusse vom 5. Januar 1899 suchte er nach langen Verhandlungen einen vorläufigen Ausweg, ohne eine Entscheidung zu treffen.

Das neue Stadium des Streites macht es notwendig, bei diesem nicht ganz klaren Beschlusse etwas zu verweilen; darin war kurz ausgesprochen, 1. daß die Zuständigkeit des Bundesrates zur Erledigung dieses Streites nach Art. 76 Abs. 1 der Reichsverfassung begründet sei, 2. daß zur Zeit kein hinreichender Anlaß zu einer sachlichen Erledigung gegeben sei, 3. daß durch diesen Beschluß einer späteren Entscheidung über die Wirksamkeit der Akte der lippischen Bundesgesetzgebung gegenüber den von der schaumburg-lippischen Regierung erhobenen Thronfolge- und Regentschaftsansprüchen nicht vorgegriffen werde.

Unsere Zeit vergißt rasch. So hat auch in der Presse fast niemand mehr der Behauptung, der Bundesrat habe sich zur sachlichen Entscheidung des Streites bereits zuständig erklärt, ernstlich widersprochen. Und doch ist diese Annahme vollständig unzutreffend. Max v. Seydel, der die Vorgeschichte des Bundesratsbeschlusses kannte, hat schon am 9. Januar 1899[1]) in objektiver Weise die Bedeutung des Beschlusses dahin charakterisiert, daß der Bun-

[1]) **Allg. Ztg. 1899 Nr. 9. Staatsrechtliche und politische Abhandlungen, neue Folge, 1902, S. 259 ff.**

desrat nicht seine materielle, sondern nur seine formelle Zuständigkeit bejaht und die Kardinalfrage völlig offen gelassen habe, ob es gegenüber der Landesgesetzgebung einen vor dem Bundesrate verfolgbaren Schutz der Agnatenrechte gebe.

Diese Auffassung ist in der Reichstagssitzung vom 11. Januar 1899 vom Fürsten Hohenlohe ausdrücklich bestätigt worden. Der Reichskanzler erklärte nämlich, der Bundesrat habe nur ausgesprochen, daß er sich mit der Angelegenheit aus der rein formellen Erwägung befasse, daß der Streit die äußere Erscheinung einer von zwei Regierungen geführten Staatsangelegenheit angenommen habe und die Bundesinstanz in dieser Streitlage angerufen worden sei. Das Verhältnis der Landesgesetzgebung gegenüber dem fürstlichen Hausrechte sei überhaupt noch nicht geprüft worden. Graf Posadowsky hat dann allerdings, der Zornschen Lehrmeinung nachgebend, gegenüber den scharfen Angriffen der Zentrumspartei die vom Reichskanzler aufgerichtete Grenze zwischen formeller und materieller Zuständigkeit nicht ganz respektiert, indem er darzulegen versuchte, es sei jeder Regierung unbenommen, die Angelegenheiten eines Untertanen, um so mehr also jene des Landesherrn, als ihre Sache gegenüber einer fremden Regierung zu vertreten; ein Landesherr müsse, da Krieg im Reiche ausgeschlossen sei, eine oberste Instanz für die Beurteilung seiner Ansprüche haben. Trotz dieser persönlichen Meinung stellte jedoch auch der Stellvertreter des Reichskanzlers fest, daß die Frage, ob diese oberste Instanz eben nicht die absolute Souveränität der einzelnen bundesstaatlichen Gesetzgebung sei, was einer anderen Auffassung entspräche, vom Bundesrate noch nicht gewürdigt sei.

Trotz der für alle Bundesstaaten weittragenden Bedeutung dieser Zuständigkeitsfrage ist es nicht möglich, hier mit der Fülle von Ausführungen über diese staatsrechtliche Frage mich eingehender zu beschäftigen. Ich möchte nur aussprechen, auf welcher Seite ich stehe. Die Darlegung, daß Fälle, welche ohne den Bestand des Reiches zur Anwendung des völkerrechtlichen jus belli zwischen deutschen Fürsten führen würden, z. B. Thronfolgestreitigkeiten, im Bunde nicht mit Waffen entschieden werden, weil der Landfrieden innerhalb des Bundes gewahrt werden muß, ist richtig, sie führt aber nicht zur Bejahung der Zuständigkeit des Bundesrates im gegenwärtigen Falle. Kompetenzen aus dem allgemeinen Zwecke des Reiches abzuleiten, ist gegenüber dem ganzen System der Reichsverfassung, welche die Zuständigkeit im einzelnen positiv bestimmte, unzulässig und führt ins Uferlose. In diesem Falle konnte die Zuständigkeit nur bejaht werden, wenn man annahm, daß ein Streit zwischen Bundesstaaten im Sinne des mehrgenannten Artikels 76 Absatz 1 vorlag. Hier handelt es sich, wenn man von der „äußeren Erscheinung" der Ansprüche absieht, um einen Streit zwischen den Agnaten der lippischen Linien, weil sie darüber uneins sind, welche Rechte ihnen auf Grund der lippischen Thronfolgeordnung, nicht auf Grund von Staatsverträgen, zustehen. An diesem rechtlichen Charakter des einzelnen Agnatenanspruches vermag die Führung des Anspruches durch die Minister eines Agnaten, der zugleich Fürst eines anderen Bundesstaates ist, nichts zu ändern; auch der Rechtsanwalt verwandelt fremde Ansprüche durch deren Vertretung nicht in seine eigenen Forderungen. Lehnt man die Auslegung des Artikels 76, welche Bundesstaaten mit Bundesgliedern identifiziert, ab — wobei sich auch die Erinnerung einstellt, daß der konstituierende Reichstag des Norddeutschen Bundes den Antrag des Staatsrechtslehrers Dr. Zachariä, dem Bunde grundsätzlich die Entscheidung von Thronfolge- und Successionsstreitigkeiten zu übertragen, ohne Widerspruch des anwesenden Grafen Bismarck abgelehnt hat —, so bietet dieser Artikel, dessen Absatz 2 auch der Bundesrat nicht für anwendbar hielt, keine Grundlage für eine Entscheidung des Bundesrates.

Dennoch besteht für denjenigen, welcher annimmt, daß die Regelung der Thronfolge auch gegen den Widerspruch von Agnaten durch die Landesgesetzgebung erfolgen kann, sofern nicht andere positive Bestimmungen einer Verfassung existieren, hier keine Lücke in der Reichsverfassung. Denn dieser Rechtszustand bleibt gültiges Landesrecht, auch wenn es von einem Agnaten, der Bundesfürst ist, in Zweifel gezogen wird. Aus der Zugehörigkeit zum Reiche folgt gewiß der Ausschluß des Krieges unter Bundesstaaten, aber nicht ohne weiteres eine Aufhebung der Landesgesetzgebung. Für das Reich tritt zunächst nur die Pflicht „zum Schutze des innerhalb des Bundesgebietes gültigen Rechtes" ein; die Landesverfassung ist von Reichs wegen gegen den sonst möglichen Versuch der gewaltsamen Durchsetzung eines agnatischen Anspruches geschützt; die Agnaten werden auf die landesrechtliche Regelung der erhobenen Ansprüche verwiesen, auch sofern einer derselben zugleich Bundesfürst ist. Die Entscheidung kann gegenüber allen Agnaten nur eine einheitliche sein, weil ihre Ansprüche nur eine und dieselbe Quelle haben, nämlich die Thronfolgeordnung des Landes. Das hat auch der Schiedsspruch klar gestellt, als er prüfte, welches Recht für die Schaumburger Linie anzuwenden sei: „Es ist nicht anzuerkennen, daß aus der staatsrechtlichen Stellung des Herrn Fürsten von Schaumburg-Lippe als deutschen Souveräns dessen Ebenbürtigkeit und Thronfolgefähigkeit im Fürstentum Lippe ohne weiteres folge; denn es handelt sich hier nicht um seine zweifellos vorhandene Ebenbürtigkeit mit den übrigen in Deutschland regierenden Häusern, sondern darum, ob er lippischer Agnat und als solcher zur Thronfolge berufen ist."

(Schluß folgt.)

Zur Wirtschaftsgeographie Deutschlands.

Schulprogramme ausführlicher zu besprechen, bietet sich in diesen Blättern seltener Gelegenheit. Aber es finden sich unter diesen Arbeiten, die leider nur zu oft über einen kleinen Leserkreis nicht hinausdringen, doch häufig solche, denen eine weite Verbreitung zu wünschen ist, und wenn wir deshalb von einer Programmabhandlung[1]) dieser Art hier eingehender Bericht erstatten, so hoffen wir vielen, die sich für die deutsche Wirtschaftskunde interessieren, einen Dienst zu erweisen. Von Dr. Gruber, Reallehrer der städtischen Handelsschule, liegt bereits eine stattliche Reihe von Schriften vor, die durchweg von der wissenschaftlichen Welt sehr gut aufgenommen wurden und sich ihrem Inhalte nach in zwei Hauptgruppen zusammenfassen lassen. In der einen Gruppe finden sich methodologisch-historische Studien über die Erdkunde und ihren Schulbetrieb; der zweiten gehören landeskundlich-wirtschaftsgeographische Monographien an. Wir erinnern an des Verfassers Schilderungen der näheren und weiteren Umgebung Münchens, an seine Geschichte der Warenbeförderung auf der Isar und vor allem an sein im Teubnerschen Verlag erschienenes „Deutsches Wirtschaftsleben" (42. Bändchen der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt"). Hierher gehört also auch dieser neue Beitrag zu einer geographischen Unterdisziplin, die zwar nicht eigentlich als eine jugendliche bezeichnet werden kann, die es aber doch erst vor verhältnismäßig kurzer Zeit gelernt hat, sich unter Verzicht auf statistischen Ballast zu einem höheren und freieren Standpunkte zu erheben und die kausalen Beziehungen zwischen den geographischen Verhältnissen eines Landes und der Erwerbstätigkeit seiner Bewohner aufzudecken. Daß man derartige Fragen, die dem ersten Blicke vielleicht etwas schwierig erscheinen mögen, ohne Verzicht auf Gründlichkeit in wissenschaftlichem Geiste zu behandeln vermag, wird eben durch die Grubersche Schrift, deren Charakteristik wir uns jetzt zuwenden wollen, überzeugend dargetan.

Abgesehen von dem vierten Teile, der sich mit den überseeischen Besitzungen des Deutschen Reiches beschäftigt und, unterstützt von einer Reihe hübscher Abbildungen, objektiv und ohne Schönfärberei den augenblicklichen Stand der Produktion

1) Beiträge zum Verständnis des deutschen Wirtschaftslebens. Von Dr. Christian Gruber. Mit 12 Bildern und 12 Diagrammen. Beilage zum 36. Jahresbericht der Handelsschule der kgl. Haupt- und Residenzstadt München. München 1904. Dr. Wildsche Buchdruckerei. XI und 153 S. gr. 8°. Die Ausstattung läßt nichts zu wünschen übrig.

in unseren Kolonien kennzeichnet, zerfällt das Ganze in drei Hauptabteilungen. Die erste derselben sucht allgemein festzustellen, welches die natürlichen Bedingungen für die Entfaltung wirtschaftlichen Lebens in Deutschland sind. Da kommen also in Betracht die zentrale Lage unseres Vaterlandes mit ihren Vor- und Nachteilen, sein Klima, seine Wegbarkeit, die Beschaffenheit seiner Grenzsäume, seine Küstenzugänglichkeit. Ueber alle diese Dinge, zumal über den von ihm mit Recht sehr hoch eingeschätzten Seeverkehr, weiß der Verfasser treffende Worte zu sagen, die namentlich auch auf die angehenden Kaufleute, deren Heranbildung ihm obliegt, ihre Wirkung nicht verfehlen werden. Sehr lehrreich ist die Tabelle, welche zeigt, wie sich unsere Bodenschätze auf die einzelnen Formationen der Erdrinde verteilen; daß dabei ein Exkurs auf die Lehre von der Gebirgsbildung eingeschaltet wird, kann aus didaktischen Gründen nur gebilligt werden. Denn der Oberflächenbau ist seinerseits wieder maßgebend für die Art der Gütererzeugung und Güterverwertung, in erster Linie auch für den Wasserverkehr, der eine sorgfältige Berücksichtigung findet. Die Bedeutung der deutschen Ströme für den Gütertransport wird vergleichend abgewogen, wobei wieder Zahlentabellen die Uebersicht wesentlich erleichtern. Im ganzen berechnet der Verfasser die der Schiffbarkeit erschlossenen Flußlängen auf 13,400 Kilometer. Mit dem größeren oder geringeren Reichtum wirtschaftlicher Hilfsmittel hängt die geographische Verteilung der Bevölkerung zusammen, deren Dichte auf diesen Faktor hin geprüft wird. Selbstverständlich ergeben sich namhafte Unterschiede, die aber doch wieder nicht groß genug sind, um „den einheitlichen Grundcharakter in der Mannigfaltigkeit unseres deutschen Wirtschaftslebens“ zu verwischen.

Will man die erwähnte Mannigfaltigkeit deutlich hervortreten lassen, so muß man das Gesamtland in seine natürlichen Einheiten zerlegen, und das geschieht in der zweiten Abteilung. Solcher „natürlichen Wirtschaftsgebiete“ werden zwölf unterschieden. Man mag, da solche Einteilungen stets vom persönlichen Ermessen stark beinflußt sein müssen, die Grenzen hier und da vielleicht etwas anders zu ziehen geneigt sein, aber in der Hauptsache wird zuzugestehen sein, daß ein richtiger geographischer Takt die Hand des Verfassers bei der Zerschneidung der deutschen Landkarte geleitet hat. Die physische Geographie hat, wie es sein muß, die Leitlinien geliefert. Aus jedem Hauptgebiete scheiden sich bei näherem Zusehen wieder gesonderte Bezirke aus, die ebenso wohl durch orographisch-klimatische wie durch völkerkundliche Kennzeichen bestimmt sind; ein nahe liegendes Beispiel gewährt der weit intensivere Betrieb der Alpwirtschaft bei den alemannischen Siedlern der bayerischen Westalpen gegenüber der minder einheitlichen Tätigkeit der die Mitte und den Osten des Kalkalpenzuges bewohnenden Bajuwaren. Man ersieht aus so mancher vortrefflichen Einzeldarstellung, daß der, von dem sie herrührt, sich nicht allein auf Bücher und sonstige literarische Hilfsmittel verlassen, sondern auch aus eigenen Wahrnehmungen geschöpft hat; man bemerkt aber auch, daß der Verfasser nicht umsonst ein Schüler F. Ratzels war, sondern von seinem Meister auch in der Naturschilderung, die teilweise mehr an künstlerische noch als an wissenschaftliche Eigenschaften sich wendet, nachhaltige Anregung empfangen hat. Selbstverständlich macht er aber nach dieser Seite hin Anleihen bei Virtuosen der Naturempfindung, so bezüglich des nordwestdeutschen Küstenstriches bei dem lebensvollen Marschendichter H. Allmers. Ausgiebige Verwendung des Kleindruckes ermöglicht es ihm auch, ein sehr reichhaltiges Tatsachenmaterial unterzubringen, dessen Prosa die unentbehrliche Ergänzung der stimmungsvollen Landesbeschreibung bildet.

Damit ist auch der Uebergang eingeleitet zur dritten Abteilung, in welcher die systematische Zusammenstellung der Produktions-, Handels- und Verkehrsverhältnisse Deutschlands Platz gefunden hat. Von der graphischen Zahlenversinnlichung durch Kurven u. s. w., mit welcher der Schüler gar nicht früh genug bekannt gemacht werden kann, wird ausgiebiger Gebrauch gemacht. Wir begegnen bei dem Geographen ebenso sehr einem guten nationalökonomischen Verständnis, wie auch voller Vertrautheit mit dem einschlägigen Schrifttum, vor allem jedoch auch klarer Einsicht in die eherne Pflicht des Reiches, sich einen großen und abnahmefähigen Exportmarkt zu sichern. Es ist allenthalben erfreulich, zu sehen, daß der Verfasser von jenen kleinlichen Rücksichten, die heutzutage so oft den freien Blick trüben, unbehelligt die großen Fragen auch als solche zu würdigen versteht. Gerade unsere deutschen Handelslehranstalten haben alle Ursache, darauf zu halten, daß ihre Zöglinge dort Kenntnisse und Anschauungen in sich aufnehmen, wie sie in der Gruberschen Schrift ihnen vorgeführt werden.

S. Günther.

Theater-Monographien.

Wir leben im Zeitalter der Monographien. Die verschiedensten Gebiete des literarischen und künstlerischen Lebens werden in kleinen und kleinsten Ausschnitten in Monographien durchleuchtet. Ein notwendiges und jedenfalls ein sehr nützliches Verfahren, solange die Hoffnung besteht, daß sich auch der große Baumeister finden wird, der die zahllosen kleinen Bausteine und Klötzchen zu einem überragenden Monumentalbau zu verbinden weiß.

Der auf diesem Gebiete besonders rührige Verlag von Schuster u. Löffler in Berlin hat damit begonnen, seiner unter dem Gesamtnamen der „Dichtung“ vereinigten Sammlung von Dichter-Biographien eine weitere, in ähnlicher Weise ausgestattete Sammlung von Monographien folgen zu lassen: Das Theater, herausgegeben von Karl Hagemann. Sie soll bedeutende Erscheinungen der Theaterwelt aus Vergangenheit und Gegenwart umfassen, sei es nun in der monographischen Schilderung einzelner Persönlichkeiten oder der ganzer Künstlerfamilien, einzelner hervorragender Kunstinstitute und einflußreicher theatralischer Schulen und Strömungen. Bei der großen Anzahl tüchtiger Namen, die der Prospekt unter den Mitarbeitern anführt, wird man den Leistungen dieser Monographien, soweit es sich um Größen der Theatergeschichte handelt, mit Vertrauen entgegensehen. Dagegen drohen naheliegende Gefahren, wo theatralische Berühmtheiten behandelt werden sollen, die nicht der Geschichte, sondern der Gegenwart angehören, die noch in der vollen Rüstigkeit ihres Schaffens unter den Lebenden weilen. Die monographische Schilderung einer solchen Persönlichkeit, deren Bild noch „von der Parteien Gunst und Haß verwirret“ in den Nebeln schwebt, kann nur schwer den Anspruch auf den Wert einer objektiven geschichtlichen Würdigung erheben, um so weniger, wenn der Betreffende noch auf der Mittagshöhe seines Schaffens steht und damit ein abschließendes Urteil über den Gesamtwert seiner Persönlichkeit und seines Wirkens verbietet.

Die bis jetzt erschienenen sechs ersten Bändchen der Sammlung behandeln den großen Schröder (Berthold Litzmann), Bayreuth (Wolfgang Golther), Joseph Kainz (Ferdinand Gregori), Albert Niemann (Richard Sternfeld), das Burgtheater (Rudolf Lothar) und Adalbert Matkowsky (Philipp Stein). Das Bild, das Litzmann von dem großen Schauspieler und Schauspieldirektor entwirft, ist in seiner knappen Zusammenfassung alles Wesentlichen und Charakteristischen, in seiner an die umfassende gelehrte Grundlage des Büchleins gar nicht mehr erinnernden leichtflüssigen und ungemein anschaulichen Darstellung ein kleines Prachtstück, das nur den einen Wunsch rege macht, daß des Verfassers große Schröder-Biographie durch das Erscheinen des lange erwarteten dritten Bandes endlich ihren Abschluß erhalten möchte. — In einigem Abstand von dieser trefflichen Arbeit findet auch Albert Niemann, dessen künstlerisches Wirken als abgeschlossen gelten kann, obgleich der berühmte Sänger und Vorkämpfer Wagnerischer Kunst noch unter den Lebenden weilt, durch Richard Sternfeld eine feine und von Hyperbeln im allgemeinen freie Würdigung. In das wirre Gebiet moderner Parteikämpfe greift mehr oder minder schon der begeisterte Lobgesang ein, den Wolfgang Golther auf Bayreuth und alles das, was die deutsche Kunst dem großen Schöpfer des stileinheitlichen Tondramas zu verdanken hat, anstimmt. Die kleine Schrift, die nur in der historischen Einleitung verhältnismäßig allzuweit ausholt, wird unter allen Umständen dazu beitragen, das Verständnis für die vielfach noch recht mißverstandene Bayreuther Idee und den selbst an gutgeschulten Wagner-Bühnen oft noch recht unvollkommen durchgeführten Bayreuther Stil in weiteren Kreisen zu vertiefen.

Bei dem vielen Vortrefflichen des Büchleins nimmt man gewisse Einseitigkeiten und Uebertreibungen, die von dem echten Schüler Bayreuths nun einmal untrennbar zu sein scheinen, geduldig in Kauf. Ueber das Burgtheater plaudert Rudolf Lothar mit freier Benutzung seines früher von ihm veröffentlichten ausführlichen Buches über die erste Wiener Schauspielbühne; seine Darstellung gleicht mehr einem unterhaltenden und anregenden Feuilleton als dem Versuche einer systematischen, objektiven Würdigung und glänzt vielfach, z. B. bei dem Urteil über die Klassikervorstellungen des Burgtheaters in Paradoxen, die mehr durch ihre Kühnheit als durch ihre Ueberzeugungskraft in Staunen setzen. Die Subjektivität, die schon hier vielfach zutage tritt, erreicht ihren Höhepunkt in den Würdigungen, die der schauspielerischen Bedeutung von Kainz und Matkowsky durch Ferdinand Gregori und Philipp Stein zuteil wird. Auch wer nicht auf dem Standpunkt der beiden Autoren steht und ihre rückhaltlose Bewunderung für jene beiden Künstler nicht zu teilen vermag, wird den Darlegungen Gregoris und Steins mit Interesse folgen und im einzelnen wohl für manches gute Wort zur Charakteristik jener Künstler dankbar sein. Nur wird er mit aller Entschiedenheit die Ansicht zurückweisen müssen, daß diese Schriften der theatergeschichtlichen Forschung künftiger Zeiten als objektives Quellenmaterial dienen können. Die relativ wenigen Bemerkungen, die Fontane in seinen Theaterkritiken (vgl. die soeben erschienenen „Causerien über das Theater" von Fontane) über Matkowsky gibt, beleuchten das schauspielerische Wesen dieses Künstlers schärfer als alle Lobeshymnen der vorliegenden Schrift. Bei der Schilderung beider Künstler, die in ihrer Individualität so grundverschieden sind und in ihrer genialen Anlage und den Eigentümlichkeiten ihrer künstlerischen Entwicklung doch so viel Aehnliches haben, erfährt man so gut wie nichts von den großen Schattenseiten ihrer schauspielerischen Leistungen: vor allem von dem für beide so charakteristischen Mangel alles und jedes Stilgefühls auf dem Gebiete des klassischen Dramas, von der unausgeglichenen und unharmonischen Mischung moderner Elemente, die teilweise dem saloppsten Naturalismus angehören, mit zahlreichen Ueberbleibseln eines längst überwundenen, effekt- und mätzchenlüsternen, selbstgefällig posierenden Komödiantentums ältester Schule.

Der redaktionellen Leitung des neuen Unternehmens liegt die schwere Aufgabe ob, wenigstens bis zu einem gewissen Maße für einige Gleichartigkeit in Standpunkt und Behandlung der einzelnen Monographien zu sorgen.

Eugen Kilian.

Bücher und Zeitschriften.

Die Braven und die Schlimmen. Geschichten aus Bayern und Tirol von Helene Raff. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel 1904. 274 S.

Die Verfasserin dieser Sammlung wird unseren Lesern noch von ihrem ersten Novellenbande, den „Modellgeschichten", her in der besten Erinnerung stehen. Seitdem hat sie ganz unleugbar einen weiten Schritt nach vorwärts getan: ihre Auffassung der einzelnen behandelten Gegenstände ist vertieft, ihre Darstellungsweise großzügiger geworden; auch der schalkhafte, zuweilen recht derbe Humor, der schon die früheren Geschichten mit seinen Lichtern umspielte, erscheint mehr ausgereift. So bietet dieser zweite Band, der „dem Freunde und Meister Paul Heyse dankbar zugeeignet" ist, in seiner Gesamterscheinung das erfreuliche Bild einer fortschreitenden schriftstellerischen Entwicklung dar, wenngleich die charakteristischen Züge in der Wahl des Stoffgebietes wie in der Formgebung dieselben geblieben sind. Die Verfasserin hat entschieden gut daran getan, sich auch in ihren neuen Novellen von dem ihr so heimisch gewordenen Boden des bayerischen und tirolischen Volkslebens nicht zu entfernen; sie hat als scharfe Beobachterin der besonderen Eigentümlichkeiten dieses Volkes und vor allem auch als feinfühlige Darstellerin der Ausdrucksweise seiner Angehörigen eine Meisterschaft erreicht, die an Adolf Pichlers Heimatkunst heranreicht und himmelhoch über den Imitationen steht, welche sich jetzt auf dem Gebiete der oberbayerischen und Tiroler Dialektdichtung so unangenehm breit machen. Das drückt sich bei Helene Raff besonders in dem Vermeiden des falschen sentimentalen Zuges aus, der jene Imitationen so häufig zu süßlichen Salontiroler-Geschichten stempelt. In den vorliegenden Novellen und Skizzen tritt ein derber und herber Menschenschlag auf den Plan, der in seinen eckigen Bewegungen oft genug grotesk wirkt und dadurch zum Lachen reizt, dafür aber auch von jeder Ueberstiegenheit frei ist und nichts von rein literarischer Mache an sich trägt. — Es ist selbstverständlich, daß nicht alle der acht Geschichten, die Helene Raff in dem neuen Bande vereinigt hat, auf gleicher Höhe stehen; das liegt nun einmal im Wesen solcher Novellensammlungen; aber keine von ihnen bleibt **unter** der Linie, die auch auf diesem Darstellungsgebiete die „Braven und Schlimmen" scheidet. Vor wirklich Minderwertigem schützt ein feiner kritischer Sinn und die ausgeprägte Empfindung für das Wahre im Leben wie in der Kunst die Verfasserin. Am reifsten und tiefsten scheint mir die Titelheldin der ersten Geschichte, die „Christofora", gefühlt und dargestellt zu sein; hier verschlingen tiefer Humor und warmes Empfinden für die Geplagten und Unterdrückten unter den Menschenkindern sich zu einem feinen und ergreifenden Ganzen. Eine Perle ist für meinen Geschmack auch die kurze Skizze: „Was der Simmerle nicht weiß". In ihr kommt die ganze derbe Schalkhaftigkeit des Bergvolkes zum Ausdruck, die auch mit dem Heiligsten ihr harmloses Spiel treibt, ohne dabei frivol zu sein. Von den anderen Erzählungen ist der Versuch, eine Dichternatur mitten hinein in die bäuerlichen Verhältnisse zu stellen und den tragischen Vorgang des Unverstandenseins auf diesem ländlichen Boden zu schildern, den Lesern unseres Blattes schon bekannt; er erschien unter dem Titel „Der Brugger Franzl" im Feuilleton der Allgemeinen Zeitung. Ihm zur Seite und durch die ernste Führung der Handlung auch innerlich verwandt steht in der Sammlung die größere Novelle „Streitende Mächte", in der Helene Raff zum erstenmal das Problem des Kampfes zwischen kirchlich starrer Gläubigkeit und aufgeklärter Weltauffassung zum Gegenstand ihrer Darstellung macht. Abgesehen von dem etwas romanhaften, aber durch die prächtige Schilderung einer über das Dorf hereinbrechenden Mure äußerlich sehr kräftig herausgearbeiteten Schlusse, ist die Charakteristik der beiden streitenden Dorfgewalthaber, des Kuraten und des Bürgermeisters, ganz vortrefflich vertieft, und die Verfasserin hat hier gezeigt, daß sie auch größere Aufgaben wohl zu bewältigen weiß. Ein Fortschreiten auf dem so glücklich begonnenen Wege scheint also für sie nach dieser Richtung hin schon angebahnt zu sein und wir wünschen ihr, daß ihr bei dem zukünftigen Verfolgen solcher größerer Ziele die bisher so wohlbewährten Eigenschaften, die Frische und innere Wahrhaftigkeit der Darstellung, die scharfe Beobachtung und der schalkhafte Humor, unveränderlich erhalten bleiben.

B.

Ultramontane, dialektische Spiegelfechterei wird man es nennen können, wie die Passauer theologisch-praktische Monatsschrift sich im Septemberheft dieses Jahres mit der Schrift Dr. O. Sickenbergers „Extremer Antiprotestantismus im katholischen Leben und Denken" auseinandersetzt.

Das Buch ist schon bei seinem Erscheinen gewissen Kreisen scharf auf die Nerven gefallen, und „in der katholischen Fachliteratur ist man mit Stillschweigen darüber weggegangen". Aber die Politik des Totschweigens konnte nicht verhindern, daß dasselbe „großen Einfluß auf ausgedehnte gebildete Laienkreise" ausübte. Wenn dasselbe nunmehr in seiner Bedeutung herabgesetzt werden soll, so ist es verlorene Liebesmühe; denn eine einfache prinzipielle Ablehnung verhallt wirkungslos und die Bloßstellung der Arbeit durch Herausgreifung einzelner Punkte ist nicht gelungen trotz aller Dialektik. Um das eingeschlagene Verfahren zu charakterisieren, mag ein Beispiel genügen. Um ein Argument Sickenbergers gegen den Zölibat, daß durch denselben das Sakrament der Ehe degradiert werde, zu entkräften, wird folgender Analogieschluß gemacht: „Die militärische Disziplin verbietet dem Offiziere Anteilnahme an Staatsverbrechen, andrerseits das

Tragen eines Regenschirmes. Rechnet sie deshalb das Regenschirmtragen zu den Staatsverbrechen?" (S. 757.) Die Empfehlung eines Kollegs über Logik für Sickenberger ist da an die verkehrte Adresse gerichtet. Aber der blinde Eifer hat noch viel Aergeres angerichtet. Es wird Dr. Sickenberger zum Vorwurf gemacht, daß er „dumme Wundergeschichten, welche kein vernünftiger Katholik glaubt oder zu glauben braucht, dem katholischen Leben und Denken aufbürdet." (S. 754.) Und später heißt es: „Niemals dürfen Auswüchse des Betschwesterntums als Signatur des katholischen Lebens und Denkens ausgerufen und mit den wissenschaftlichen Grundlagen des Katholizismus verwechselt werden." (S. 760.) Nun, welche „frommen Klatsche" und welche „Betschwesternliteratur" hat denn der Angeklagte benützt? Diesen „Tratsch" hat Sickenberger keiner geringeren Quelle entnommen als dem hl. Alfons von Liguori, wie an der inkriminierten Stelle genau zitiert ist — und der ist doch doctor ecclesiae. Das mag ausreichen, um die Polemik gegen die „Kritischen Gedanken" 2. Teils im „Zentralorgan der katholischen Geistlichkeit Bayerns" zu beleuchten und nur noch die Bemerkung, daß es Sickenberger nicht um eine prinzipielle Auseinandersetzung zwischen Katholizismus und Protestantismus zu tun war. Diese Sisyphusarbeit aufzunehmen, hat er viel zu viel „praktische Vernunft", aber die dankbare Arbeit, die Auswüchse des Katholizismus, wie sie sich als Abfall oder als Mißbrauch eines gesunden Prinzips entwickeln, unter einem bestimmten Gesichtswinkel, den er „Extremer Antiprotestantismus" nennt, darzustellen, hat er „mit bestechenden schriftstellerischen Gaben" getan, manchem zu Leide, aber vielen ehrlichen Katholiken zur Freude.

Persicus.

Allgemeine Rundschau.

Für das Münchener Mädchengymnasium.

• Das Münchener Mädchengymnasium ist mit 51 Schülerinnen in das neue Schuljahr eingetreten — eine Beteiligungsziffer, die bisher noch niemals erreicht worden war und die das Beziehen neuer, größerer Räume notwendig machte. Auch ist mit diesem neuen Schuljahre insofern eine Erweiterung der Anstalt eingetreten, als nunmehr der vierklassige Betrieb anstatt des bisherigen dreiklassigen eingerichtet werden konnte, also der von vornherein in Aussicht genommene Ausbau nach unten begonnen hat. Am Schlusse des letzten Schuljahres erwarben sich von zehn Besucherinnen der obersten Klasse acht das Maturitätszeugnis durch Teilnahme an den Abgangsprüfungen der staatlichen Gymnasien. Das sind gewiß bemerkenswerte Erfolge, die um so höher anzuschlagen sind, als ja das Münchener Mädchengymnasium infolge der Zurückhaltung, die in Bayern von seiten des Staates immer noch gegenüber allen ähnlichen Bestrebungen beliebt wird, seine materielle Grundlage zum größten Teil der Rührigkeit und Aufopferungswilligkeit eines von der Regierung lediglich unterstützten privaten Vereins verdankt. Dieser Verein verdient nach jeder Seite hin in seinen Bemühungen gefördert zu werden, und wir wollen daher, indem wir auch an dieser Stelle aufs neue auf ihn und seine Veranstaltungen aufmerksam machen, gern unser Teil dazu beitragen, um ihm aus den Kreisen unserer Leser neue Freunde und Teilnehmer zuzuführen. Die Veranstaltungen bestehen für die nächste Zeit in einem Zyklus von Vorlesungen, der — so steht zu erwarten — nicht nur wegen des guten Zweckes, dem er dient, sondern auch wegen der Vielseitigkeit und Aktualität der zu behandelnden Gegenstände und wegen der hervorragenden Gelehrten, die ihre aktive Beteiligung bereitwillig zugesagt haben große Werbekraft ausüben wird. Auch die Stätte, an der diese Vorlesungen abgehalten werden sollen — das Kultusministerium hat dafür freundlichst den großen Saal der Akademie der Wissenschaften zur Verfügung gestellt —, weist auf die Bedeutung des geplanten Zyklus hin. Die Vorlesungen finden in der Zeit von Mitte November bis Mitte Dezember statt, und zwar werden sprechen: am 17. November Prof. Lipps über die Symbolik der Kleidung; am 22. November Professor Muncker über Richard Wagner und Mathilde Wesendonk; am 24. November Prof. Grätz über strahlende Materie; am 1. Dezember Prof. Korn über elektrische Fernphotographie; am 8. Dezember der derzeitige Rektor der Universität Prof. Lindemann über die Geschichte der Ziffer; am 15. Dezember Prof. M. Hahn über das Thema: Auf Epidemiefährten (Reiseerinnerungen ohne Lichtbilder). Die Münchener Universität schickt also einen Teil ihrer besten Kräfte für das Mädchengymnasium ins Treffen; hoffen wir, daß auch die gebildeten Kreise in ihrer Allgemeinheit recht zahlreich dem Appell Folge leisten.

•

Das Erdbeben in den skandinavischen Ländern.

-bra. Stockholm. Die mächtigen Erderschütterungen, von denen der gesamte skandinavische Norden in den Tagen vom 23. bis 24. v. M. heimgesucht worden ist, gehören zu den merkwürdigsten und seltsamsten Erscheinungen, die bisher von der wissenschaftlichen Seismographie verzeichnet worden sind. Die skandinavische Halbinsel genießt ja seit alters den begründeten Ruf, in der Reihe der sogenannten erdbebenarmen Länder einen besonders bevorzugten Platz einzunehmen: ein Sachverhältnis, welches sich sowohl aus dem frühzeitig erfolgten Erlöschen der ursprünglich im Norden wirksamen Eruptionsherde, wie auch durch die Ablagerungsstärke der skandinavischen Urgesteinsformationen, die den gelegentlich eintretenden Veränderungen im Erdinnern nur eine stark abgeschwächte Rückwirkung auf die äußere Oberfläche gestatten, zureichend erklären läßt. Wenn sich die jüngsten Komplikationen im Innern der nördlichen Hemisphäre gleichwohl imstande gezeigt haben, über einen so bemerkenswert ausgedehnten Flächenraum und gleichzeitig an den meisten Stellen mit einer solchen Intensität sich geltend zu machen, so muß unstreitig die Annahme Raum gewinnen, daß dem ganzen Phänomen eine Reihe außerordentlicher Prozesse eruptiver oder (was wahrscheinlicher) rein mechanischer Art zugrunde liegt, deren verhängnisvoller Charakter lediglich durch den allzu großen Abstand zwischen dem eigentlichen Unruhezentrum und der äußeren Oberfläche in seinen Wirkungen verringert werden konnte. Soweit sich aus den bis jetzt vorliegenden Einzelmeldungen ein zusammenhängendes Bild gewinnen läßt, erstreckten sich die äußeren Grenzen der Vibrationsfläche auf das Gebiet zwischen Sallestea im nördlichen Schweden bis zur südlichen Landschaft Schonen, gegen Westen bis nach Jütland und den mittleren Teilen der Söndenfjelder Gebirgsgruppe im südlichen Norwegen, während als östliche Grenzlinie die bottnische Küstenstrecke von Hernösand südwärts bis Westervik und Kalmar in Betracht kommt. Der äußere Verlauf des Erdbebens innerhalb des vorgenannten Gebiets weist eine Reihe eigenartiger Gegensätze und Ungleichheiten auf. Die nördlichste Vibrationszone, deren Zentrum ungefähr in der Mitte der bottnischen Schärengruppe Quarken zu suchen ist, scheint von den Vorgängen am Sonntage in verhältnismäßig geringem Grade berührt worden zu sein. In Sollestea gerieten beim Eintritt des Erdbebens Häuser und Straßenpflaster in zitternde Bewegung. In den höher gelegenen Gebirgsdistrikten machte sich das Beben als eine langsam in der Richtung von Ost nach West fortschreitende Wellenbewegung bemerklich, hier und da von kräftigen Vertikalstößen begleitet. Bedeutend stärker gab sich die Erscheinung in dem Bereich der weiter südlicher gelegenen Alnoe- und Dellenseezone zu erkennen. Während im hohen Norden die zeitliche Länge der Erschütterung kaum die Dauer einer Minute erreichte, hielten hier die Schwingungen bis zu drei Minuten an und äußerten sich in heftigem Rollen der ganzen Erdoberfläche, wobei bei jedem der blitzschnell aufeinanderfolgenden Stöße donnerartige Detonationen aus dem Erdinnern empordrangen. In Halsingland und Harjedalen war die Erschütterung so gewaltsam, daß die zum sonntäglichen Gottesdienste in den Kirchen versammelten Bewohner bestürzt ins Freie eilten, während Bäume und Häuser heftig hin und her schwankten und in den Kirchtürmen die Glocken von selbst anschlugen. In Upsala setzte die Bewegung so plötzlich und kräftig ein, daß der Pendel des großen Seismographen auf dem meteorologischen Observatorium aus der Befestigung geriet und die selbsttätigen Registrierapparate den

Dienst versagten. Gegen die mittelschwedische Seenplatte hin, speziell in den Umgebungen des Mälarsees, zeigte sich die Erschütterung minder gewaltsam. In Stockholm waren die Schwingungen so gering, daß die an großstädtische Unruhe gewohnten Bewohner nur ausnahmsweise auf den wirklichen Charakter des Vorgangs aufmerksam wurden. Von besonderer Heftigkeit gestaltete sich der Vorgang dagegen in der sogenannten Südzone, als deren Mittelpunkt die Fläche zwischen dem Smoländer See Mien und dem wegen seiner lokalen Erderschütterungen seit alters bekannten See Wener anzusehen ist. In Jönköping währten die Erdschwingungen mehrere Minuten und wurden von über einem Dutzend intensiver Erdstöße begleitet, infolgedessen in sämtlichen Kirchen eine panikartige Verwirrung ausbrach, die den sofortigen Abbruch des Gottesdienstes notwendig machte. Größeres Unheil wurde durch den Umstand verhütet, daß die meisten Gebäude nach nordischer Gewohnheit im leichten Holzbau aufgeführt waren und somit den ruckartigen Hebungen und Senkungen des Erdbodens elastischen Widerstand leisteten. Ganz ähnlich entwickelte sich der Vorgang in der Nähe des smoländischen Bergrückens, in Schonen, Blekinge und den Landschaften der Bohusläner Küste. Auch hier währten die Erschütterungen mehrere Minuten und wiederholten sich nach ca. zwölfstündigem Zwischenraum zum zweiten und dritten Male. Große Bestürzung erweckte es an einzelnen Orten, als die während des Sonntags von der Beförderung ausgeschlossenen vollbelasteten Güterzüge infolge der heftigen Schwankungen plötzlich von selbst ins Rollen gerieten und ganze Strecken lang vorwärts gingen, ohne von dem kopflos gewordenen Aufsichtspersonal zum Stehen gebracht werden zu können.

Nach Auffassung schwedischer Fachgelehrter handelt es sich bei der ganzen Erscheinung um eine achsiale Erdbewegung, bei welcher sämtliche Erdbebenzentren des Nordens gleichzeitig in Aktion getreten sein dürften. Zentrale Erdbeben sind auf skandinavischem Boden schon bei früheren Gelegenheiten beobachtet worden, so u. a. in den Jahren 1859 und 1879, wenn schon in erheblich geringerer Stärke als das jüngste Phänomen. Hinsichtlich der Ursachen des seltenen Naturschauspiels erscheint es erwiesen, daß vulkanische Vorgänge bei demselben nicht mitgewirkt haben. Die geologische Beschaffenheit der skandinavischen Gebirgsformationen läßt nach Ansicht Prof. Suedmarks vielmehr mit unzweifelhafter Gewißheit die Annahme zu, daß es sich im vorliegenden Falle ebenso wie bei den lokalen Erderschütterungen um mechanische Dislokationen im Erdinnern (Einsturz großer Hohlräume und ähnliches) gehandelt haben wird, die mit den eruptiven Naturkatastrophen der tropischen Erdstriche in keinerlei Parallele gesetzt werden können.

*

Zum Kult der mykenischen Doppelaxt.

Ganz allgemein haben die Forschungen über die Religion der Mykener angenommen, daß die Doppelaxt als Symbol des karischen Zeus bei den Völkern, deren Kultur uns die Ausgrabungen von Knosos, Phaistos, Melos, Mykenä und Tyrins und andere Stellen gezeigt haben, religiöse Verehrung genoß. Doch besitzen wir, obwohl dieser Pelekys oder diese Labrys auf den Münzen der Insel Tenedos figuriert, nur eine einzige Darstellung auf einem von Longpérier veröffentlichten Monument zweifelhafter Herkunft, die eine wirkliche Verehrung des Symbols zeigt: ein Priester opfert einer auf dem Altar stehenden Axt. Nunmehr hat F. de Mély darauf aufmerksam gemacht, daß in dem vor kurzem von ihm herausgegebenen zur Zauberliteratur gehörigen „Buch der Kyraniden“ ein Hymnus zu finden ist, der neues Licht auf diesen Gegenstand werfen konnte. In einem alten, anscheinend aus dem Chaldäischen ins Koptische übersetzten Ritual ist eine Ansprache des Priesters an den Wein enthalten, der u. a. von „heiligen Büchern und all dem, was in den Mysterien des Messers und der Axt enthalten ist“, redet. Man ist schon längst überzeugt, daß der Kult des Zagreus in die Verehrung des Dionysos, des Weingottes, von Kreta aus gekommen ist (s. die ausführlichen Bemerkungen bei Ernst Maaß „Orpheus“ S. 102 Anm.), und der Gegenstand der Mysterien, der Orphischen sowohl wie der Eleusinischen, war offenbar, Dionysos und Zeus zu vermischen. Es fehlt uns nur — allerdings auch die allergeringste — Gewißheit, was die „Mysterien des Messers und der Axt“ zu bedeuten haben. F. de Mély scheint zweifellos von der Meinung auszugehen, daß mit „Messer und Axt“ keine Symbolisierung blutiger Opfer ausgedrückt ist, sondern in dem „Mysterium der Axt“ Beziehungen zu dem kretisch-mykenischen Kult der Doppelaxt gefunden werden können. M.

*

Kleinere Mitteilungen.

R. Deutsch-amerikanische Geschichtschreibung. Wie schon früher gemeldet, wurden in Amerika drei Preise ausgesetzt für die drei besten Arbeiten über das Thema: „Das deutsche Element in den Vereinigten Staaten unter besonderer Berücksichtigung seines politischen, ethischen, sozialen und erzieherischen Einflusses“. Die Preise betragen 3000, 2000 und 1000 Dollars. Die Arbeiten sind abzuliefern bis 22. März 1907 einschließlich an das German Department of the University of Chicago und können in englischer oder in deutscher Sprache verfaßt werden. Das Buch wird unter den Auspizien der Universität von Chicago verlegt werden. Die Hälfte der aus dem Vertrieb des Buches während der ersten zehn Jahre nach dem Tage der Herausgabe erzielten Reineinnahme fließt dem Autor zu (neben dem errungenen Preise); die andere Hälfte und nach Ablauf von zehn Jahren die volle Reineinnahme erhält das German Department of the University of Chicago zur Förderung deutscher Forschung und Wissenschaft in den Vereinigten Staaten. Das Buch soll einen Umfang von etwa 800 Druckseiten haben im Format etwa wie Treitschkes Deutsche Geschichte Bd. 1. Da das Buch in erster Linie zum Studium für junge Leute an Colleges und Universitäten bestimmt ist, muß es in anziehender Form geschrieben sein. Es soll zahlreiche Illustrationen enthalten; diese Einzelheiten werden vom German Department in Chicago bearbeitet werden. Herr Karl Schurz hat das Preisrichteramt bereits angenommen; man hofft, daß der frühere Botschafter der Vereinigten Staaten in Berlin Herr Andrew White gleichfalls als Preisrichter fungieren wird. Diese beiden Herren sollen dann einen dritten Preisrichter ernennen.

C. E. Ein amerikanisches Universitäts-Jubiläum. Das 150jährige Jubiläum der Columbia-Universität (New-York) wurde am 31. Oktober feierlich begangen. Das King's College, welchen Namen die Columbia-Universität ursprünglich führte, wurde mit acht Studenten und einem Lehrer eröffnet, während die Columbia-Universität im verflossenen Studienjahre 4557 Studenten zählte und einen Stab von 586 Lehrern besaß. Der erste Lehrer und „Präsident“ der Hochschule war Dr. Samuel Johnson von Stratford (Connecticut). Während des Revolutionskrieges wurde das College geschlossen und diente Amerikanern und Engländern als Hospital; erst im Jahre 1784 wurde es wieder eröffnet und zwar als Columbia-College. Im ganzen zählte Columbia damals 39 Studenten und 6 Professoren, anfangs des 19. Jahrhunderts etwa 100 Studenten. Mit dem Jahre 1857 beginnt ein erstaunliches Aufstreben und Wachsen von Columbia, das auch durch den Bürgerkrieg nicht gehemmt wurde. Im Jahre 1883 öffnete die Hochschule ihre Pforten auch dem weiblichen Geschlecht. Aus den akademischen Kursen für Frauen ist später ein eigenes College hervorgegangen, das nach seinem geistigen Urheber Barnard-College genannt und im Jahre 1900 der Universität einverleibt wurde. Die Periode des gewaltigsten Fortschreitens, die Columbia bisher erlebt hat, fällt in die Amtszeit Seth Lows (1890 bis 1902). Heute umfaßt Columbia nicht weniger als sechs Straßengeviertе; im Bau begriffen sind Wohnhäuser für Studenten, sogenannte „dormitories“.

H. Von den Bibliotheken. An der Hof- und Landesbibliothek zu Karlsruhe wurde der bisherige Kustos Lehramtspraktikant Ferdinand Rieser aus Konstanz (Germanist) zum Bibliothekar befördert.

Der Oberbibliothekar des Reichsgerichts, Prof. Dr. Karl Schulz, ist mit der Ausarbeitung eines Gesamtkataloges der Reichsgerichts-Bibliothek beschäftigt, wobei er von einer aus drei Reichsgerichtsräten bestehenden Kommission unterstützt wird. Die Bibliothek verfügt gegenwärtig über 133,000 Bände und vermag deren 250,000 zu fassen. Der erste Band des Riesenkataloges soll noch in diesem Jahre erscheinen.

* Todesfall. Der Schriftsteller Ernst Brausewetter in Schöneberg-Berlin ist am Montag im Alter von erst 41 Jahren nach längerem Leiden gestorben. Der Verstorbene war namentlich ein Kenner der skandinavischen Literatur und hat einen großen Teil von ihr durch entsprechende Uebersetzungen dem deutschen Publikum erschlossen. Auch als Verfasser und Herausgeber guter Kinder-Literatur hatte er sich namentlich in den letzten Jahren bekannt gemacht.

x

Hochschulnachrichten.

* **Würzburg.** Der Privatdozent der neueren Literaturgeschichte Dr. Robert Petsch, der vor einiger Zeit in den Lehrkörper der Karlsruher Technischen Hochschule eingetreten war, hat seine dortigen Beziehungen gelöst und die frühere Tätigkeit an der hiesigen Universität wieder aufgenommen. — Der Professor der Moral- und Pastoraltheologie der theologischen Fakultät der hiesigen Universität Goepfert feiert heute (Mittwoch) sein 25jähriges Jubiläum als Professor der hiesigen Universität.

* **Tübingen.** Am Sonntag wurde in der medizinischen Klinik die von Schülern gestiftete Büste des verstorbenen Internisten Professors Dr. Liebermeister, ein Werk des Bildhauers Hermann Lang in München, in feierlicher Weise enthüllt. Dr. Reuß aus Stuttgart, der sich um die Ausführung des Planes besonders verdient gemacht hat, sprach dabei im Namen des Ausschusses; Professor Dr. Romberg, der jetzige Vorstand der Klinik, gedachte in längerer Rede der Verdienste, die sich Liebermeister um die Ausbildung der inneren Medizin erworben hatte. Zu der Büste sind von überall her, selbst aus Japan, Beiträge und Anerkennungsschreiben eingelaufen. — Der Professor der Archäologie Dr. Rob. Herzog wird am 15. November wieder hier eintreffen, nachdem der Zweck seiner Ausgrabungen auf der griechischen Insel Kos als nahezu völlig erreicht anzusehen ist.

B. **Straßburg.** Die medizinische Fakultät der Kaiser Wilhelms-Universität hat den Bürgermeister der Stadt Straßburg, Otto Back, anläßlich seines 70. Geburtstages „in Anerkennung seiner der Fakultät und dem hiesigen Bürgerspital geleisteten großen Dienste“ zum Ehrendoktor ernannt.

* **Marburg.** An Stelle des nach Wien als Nachfolger Vogls v. Fernheim übergesiedelten Professors Dr. Hans Horst Meyer hat der Privatdozent der Pharmakologie in Leipzig Dr. Walther Straub einen Ruf als Professor der Pharmakologie erhalten.

* **Köln.** An der hiesigen Handelshochschule ist am vergangenen Samstag das neuerrichtete französische Seminar eröffnet worden.

* **Göttingen.** Die Nachricht, daß Professor Nernst einen Ruf als Leiter der Physikalisch-Technischen Reichsanstalt in Berlin erhalten habe, wird uns als irrtümlich bezeichnet.

* **Breslau.** Zum Ordinarius der Physik und Direktor des physikalischen Instituts als Nachfolger Prof. O. E. Meyers ist der Direktor der optischen Abteilung an der Physikalisch-Technischen Reichsanstalt in Berlin, Dr. O. Lummer, berufen worden. Weiterhin wurde der Professor an der Berliner Bergakademie Dr. Kneser als Ordinarius der Mathematik an die hiesige Universität berufen.

* **Prag.** An Stelle des zurückgetretenen Hofrates Ulbrich wurde der Professor der klassischen Philologie Dr. Alois Rzach zum Rektor der deutschen Universität gewählt.

hc. Von technischen Hochschulen. Zum Lektor der englischen Sprache an der Danziger Technischen Hochschule ist der Oberlehrer an der Oberrealschule zu St. Petri in Danzig Dr. Paul Reimann ernannt worden. — Der wissenschaftliche Hilfsarbeiter am kgl. Geodätischen Institut bei Potsdam Dr. Furtwängler ist an Stelle des an die Technische Hochschule zu Danzig übergesiedelten Professors Sommer als Professor für Mathematik an die Landwirtschaftliche Akademie zu Bonn-Poppelsdorf berufen worden.

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Prof. Dr. J. B. Seidenberger: Die preussische Schulreform und die Stellungnahme für Katholiken. (Frankfurter zeitgemässe Broschüren. Band 24. Heft 1.) Hamm i. W. 1904. Breer u. Thiemann. 38 S. — Viktor Kiy: Gotthold Ephraim Lessings Leben und Werke. Für weitere Kreise dargestellt. Mit 8 Abbildungen. Halle a. S. 1904. Hermann Gesenius. 171 S. — Hermann Reichel: Der menschliche Körper und seine Pflege. Mit 16 Abbildungen und 2 bunten Tafeln. 5., vielfach vermehrte und verbesserte Aufl. Dresden. C. C. Meinhold u. Söhne. 32 S. — L. Passarge: Dalmatien und Montenegro. Reise- und Kulturbilder. Leipzig. B. Elischer Nachf. 341 S. — Dr. jur. Jacques Stern: Rechtsphilosophie und Rechtswissenschaft. Berlin 1904. J. Guttentag 47 S. — Ellen und Paul Mitzschke: Sagenschatz der Stadt Weimar und ihrer Umgegend. Weimar 1904. Hermann Böhlaus Nachf. 151 S. — Dr. Leopold Lasser: Seele und Sittlichkeit. Bonn 1904. Martin Hager. 14 S. — Eberhard Klein, Hausprälat Sr. Heiligkeit des Papstes, kgl. Hofkaplan und geistl. Rat: Der heilige Benno, Bischof von Meissen. Seine Leben und seine Zeit. Mit einem Bilde. München 1904. J. J. Lentersche Hofbuchhandlung (Ernst Stahl jun.). 184 S. und XIV (Anhang). — Kurt v. Zelau: Nordafrikanische Touristenfahrten (Algerien, Tunesien, Tanger). Mit 35 Abbildungen im Text, nach photographischen Momentaufnahmen. Hannover 1904. Gebr. Jänecke. 148 S. — Max Voigt-Aly: Der Lawiring. Eine Tetralogie des Menschentums. (I. Teil: Itisu. Ein Schauspiel im nordostarabischen Mesopotamien zur Zeit der Gründung Babels. In 4 Akten.) Dresden 1904. Hans Schultze. 192 S. — Dr. med. L. Wolff: Adam und Eva. Ein Beitrag zur Klärung der sexuellen Frage. München. Seitz u. Schauer. 112 S. — Ferdinand Horn: Platonstudien. (Neue Folge: Kratylos, Parmenides, Theätetos, Sophist, Staatsmann.) Wien 1904. Alfred Hölder. 416 S. — Gert Hartenau: Dramatische Werke. (Band I: Und führe uns nicht in Versuchung. Schauspiel in 4 Aufzügen. Bd. II: Judas. Modernes Drama in 3 Aufzügen. Bd. III: Kreuz und Schwert. Drama in 3 Aufzügen.) München 1904. Carl Haushalter. — Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft im Deutschen Reiche. Neue Folge. (28. Jahrg. 4. Heft.) Herausgegeben von Gustav Schmoller. Leipzig 1904. Duncker u. Humblot. 416 S. — Dr. jur. Wilhelm Dreyer: Die Tragweite des Schiedsspruchs im lippischen Thronfolgestreite. Marburg 1904. Oskar Ehrhardts Univers.-Buchhandlung (Georg Schramm). — Mitteilungen des Seminars für orientalische Sprachen an der Kgl. Friedrich Wilhelms-Universität zu Berlin. Hersg. von dem Direktor Prof. Dr. Eduard Sachau, Geh. Regierungsrat. (Jahrg. 7.) Berlin 1904. Georg Reimer. — v. Ostwald: Die Schuld der Chemie. Erste Einführung in die Chemie für Jedermann. (2. Teil: Die Chemie der wichtigsten Elemente und Verbindungen. Mit 32 in den Text eingedruckten Abbildungen.) Braunschweig 1904. Friedrich Vieweg u. Sohn. 292 S. — Wilhelm Spemann: Kunstlexikon. Ein Handbuch für Künstler und Kunstfreunde. Berlin u. Stuttgart 1905. W. Spemann. 1054 S. — Bilder aus dem Kinderleben des Pestalozzi-Fröbel-Hauses in Berlin. Hamburg-Grossborstel 1904. Gutenberg-Verlag. 95 S. — Badische Kunst 1904. Zweites Jahrbuch der Vereinigung „heimatliche Kunstpflege“ Karlsruhe. Hersg. von Albert Geiger. Karlsruhe. G. Braunsche Hofbuchdruckerei und Verlag. 114 S.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

…. München, Donnerstag, 3. November. Nummer 252.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Koloniale und kolonialwirtschaftliche Gedanken über Nord-Kamerun.

Von Hauptmann a. D. Hutter.*)

„Zu früher Stunde verließen wir das ungastliche Sulleri. Mein Geist war aufgeweckter denn je — es war ein herrlicher Morgen, die ganze Natur erfrischt von einem heftigen nächtlichen Gewittersturm —, und ich schwelgte in enthusiastischen Gefühlen eines endlich erlangten Triumphes: sollte ich doch heute den Fluß sehen, nach dem ich so vielfach geforscht, von dem ich so vieles gehört und nach dem ich so begierig Verlangen getragen.“[1]) Mit diesen Worten beginnt Dr. Heinrich Barth die Tagesaufzeichnungen des für die Forschung denkwürdigen 18. Juni 1851. — Eine Viertelstunde nach Mittag stand er am Norduser des Benuë, da, wo der bedeutendste südlichste Zufluß desselben, der Faro, sich in ihn ergießt! „Eine große Bahn“ — sogleich erkennt das prophetisch, intuitiv fast, der weitschauende Forscher — „lag hier offen, ein Eingangstor für die rüstigen, alles überwältigenden Kräfte des Nordens; aber selbst mit der lebendigsten Hoffnung konnte ich damals nicht voraussehen, wie bald ein Schiff, so wie es die jüngste Erfindungsgabe des Europäers geschaffen, bis fast zu meinem augenblicklichen Standpunkte heraufkommen würde.“[1])

Tatsächlich schickte England bald nach der weittragenden Entdeckung des deutschen Forschers einen Dampfer den Niger und den Benuë hinauf, so das wissenschaftliche Ergebnis in der Praxis verwertend, in konsequenter Befolgung seiner damals schon Jahrhunderte alten Weltpolitik.

Heute ist der Platz, wo Barth damals gestanden, deutsch; deutsch ist der Faro, deutsch ein gut Stück des Benuë, dieser Lebensader der dortigen Länder weitum; und freie Bahn besitzen wir auf den Fluten dieses Stromes, dieses „Eingangstores“ in den Nordteil der deutschen Kolonie Kamerun.

Lange genug hat es gewährt, bis auch wir Deutsche endlich die Notwendigkeit der Umsetzung der Theorie in die Praxis — auf jedem Gebiete — erkannt haben, oder wie Döllinger das so treffend formuliert hat: „In unseren Tagen darf die Wissenschaft nicht mehr wie früher, sich selbst genügend, vom großen Markt des Lebens sich entfernt halten; sie muß sich vielmehr mit ihren besten Früchten an der Lösung der unserer Zeit und Nation gestellten Aufgaben beteiligen.“ Auf das Gebiet geographischer und ethnographischer Erforschung der Erde angewandt, ist es allerdings nicht Schuld der Wissenschaft, wenn sie Theorie bleibt. Was hätten damals zu Barths Zeiten mit seiner Entdeckung wir Deutsche auch anfangen sollen, wo wir keine Nation waren, „wo Deutschland noch lag und schlief in guter Hut von 36 Monarchen“! Erst mußte auf politischem Gebiete diese Umwertung stattfinden; erst mußten wir eine Nation werden, in die Reihe der Weltmächte eintreten.

Die Welt bestand aber damals bei unserer nationalen Wiedergeburt schon längst nicht mehr aus dem kleinen Europa. Sie war schon längst größer geworden und damit zugleich wieder kleiner als die des deutschen Spießbürgers der 40er Jahre des verflossenen Jahrhunderts. Sie liegt drüben über dem Wasser. Und zu dieser Erkenntnis hat, im stillen wirkend, die Wissenschaft, d. h. in unserem Falle die Forschung, beigetragen.

Der Kampf ums individuelle wie um das Völkerdasein wird heute mit anderen Mitteln gekämpft als ehedem. Sein Schauplatz ist nicht mehr das engere Vaterland — es ist geradezu der ganze Globus.

Denken wir an die vielen tausend Deutsche draußen in der ganzen Welt; denken wir an die Tausende von Beziehungen aller Art, die uns mit dem ganzen Erdball verbinden; denken wir an unseren Handel, an unsere Industrie, die Absatz- und Umsatzgebiete fordern und Produkte aller Art bedürfen; denken wir an unseren riesenhaft gesteigerten Konsum, der befriedigt sein will. Dazu kommt überdies noch das rasche Anwachsen der Bevölkerung, die Uebervölkerung, die *nur dann* als nationale Kräftigung bezeichnet werden darf, wenn ihr gesunde Entwicklungsmöglichkeit geboten werden kann.

All das drängt hinaus aus dem Land; nicht nur aus dem Vaterland, sondern hinaus in die Welt. Die modernen Verkehrsmittel begünstigen und fördern und erleichtern dieses Hinausdrängen.

Und wollen wir diese zahllosen Fäden, die ja auch uns im tiefsten Binnenland zugute kommen, nicht abgeschnitten sehen, wollen wir alle diese tausend und aber tausend Landsleute nicht hilf- und schutzlos und rechtlos draußen hängen lassen und sie so förmlich zwingen, in anderen Völkern auf- und damit für das Vaterland unterzugehen, so *müssen* wir — Weltpolitik treiben! Nicht nur um der sogenannten nationalen Ehre willen, sondern ganz nüchtern um unseres Geldbeutels, um des heute geradezu unentbehrlichen Komforts (im weitesten Sinne des Wortes) willen, um unserer volklichen Existenz willen. Ein

*) Der bekannte Afrika-Reisende, der soeben wieder auf der Ausreise nach Kamerun begriffen ist, hatte die Güte, vor seiner Abfahrt auf unsern Wunsch sein kolonialwirtschaftliches Programm in dem obenstehenden Artikel zusammen zu fassen.

Die Redaktion der Beilage.

[1]) Dr. Heinrich Barth: Reisen und Entdeckungen in Nord- und Zentralafrika in den Jahren 1849—1855; 2. Band, 14. Kapitel.

Nichtmitgehen wäre gleich einer selbstverhängten Kontinentalsperre.

Es mag das damit verbundene Hetzen und Jagen dem Einzelnen noch so sehr (wenn ich mich vulgär ausdrücken darf) gegen den persönlichen Strich gehen: wir müssen, dem Selbsterhaltungstriebe folgend, mit dem Strome schwimmen.

Nicht der abstrakte Staat treibt Weltpolitik, um draußen seine Nase in alles zu stecken und mutwillig Gefahr zu laufen, in Verwicklungen zu geraten — die Masse der Einzelindividuen, d. i. das konkrete Volk, zwingt heutzutage jeden Kulturstaat dazu.

Die Mittel sind Flotte und Kolonien.

Aus den im Rahmen einer gesunden, maßvollen, realen Weltpolitik liegenden Aufgaben der Kolonien: neue Absatz- und Umsatzgebiete für Industrie und Handel zu schaffen, insbesondere aber Produktenländer zur Befriedigung der steigenden heimatlichen Bedürfnisse des Lebens nicht minder wie zur Beschaffung von Rohmaterialien für die verschiedensten Zweige der Industrie und der Gewerbe unter gleichzeitiger Unabhängigmachung von anderen Ländern zu gewinnen, sowie die zu diesen Aufgaben hinausgegangenen Landeskinder nicht zu fremd gewordenen Konkurrenten der einstigen Heimat werden zu lassen, geht wohl allein schon mit zwingender Notwendigkeit die Unumgänglichkeit ihrer Schaffung hervor.

Noch weit größeren Wert lege ich Kolonien bei vom Standpunkte gesunder, weitschauender Sozialpolitik aus.

Die einer Kolonie damit zufallende Aufgabe liegt schon in der Benennung: „colonia". Sie besagt ja eigentlich nichts anderes als Ansiedelung, Neusiedelung. Und das soll meines Erachtens auch heutzutage, gerade heutzutage, ihre vornehmste Aufgabe sein. Das Kostbarste, was ein Staat besitzt, ist sein Menschenmaterial; und jede Auswanderung bedeutet einen Aderlaß, der unser Land schwächt, wenn der Blutstrom in fremde Länder abfließt. Die Auswanderung ist aber nichts anderes, als die Flucht aus den unerträglichen sozialen Verhältnissen. Und diese Flucht hinaus ist zumeist ein gutes Zeichen für diejenigen, die sie riskieren: was zu Hause keine gesunde Entwicklungsmöglichkeit vor sich sieht, soll draußen freies Feld zum Schaffen finden — draußen in der Natur, auf eigener Scholle. Die eigene Scholle nur gibt Zufriedenheit und Stetigkeit. Besser stünde es um unser Volk, wenn es draußen in der Natur lebte wie seine Altvordern! Der Zug, der alles in die modernen Hörselberge — heutzutage nennt man sie Großstädte — reißt, verschlingt das Volk und seine Kraft: ein anderer Mälstrom.

Der Unterschied zwischen reich und arm, oder genauer zwischen brutalem Reichtum und absoluter Armut, und damit das fürchterliche soziale Elend, der Klassenhaß u. a. fällt draußen, wo wieder jeder mehr oder weniger von seiner Hände Arbeit lebt — denn Bauern im besten und weitesten Sinne des Wortes sollen die Auswandernden werden —, weg, ist zum mindesten unendlich weniger schroff als in der menschenüberfüllten Heimat; und eine Reihe von Verbrechen, geboren aus den unseligen sozialen Mißverhältnissen, ist besser aus der Welt geschafft als mit dem Aufgebot einer Armee von Strafparagraphen und Polizeidienern!

Diese Auswanderer, dieses „ver sacrum", darf aber der Heimat nicht verloren gehen. Und das ist nur möglich, wenn dieser Menschenstrom in eine Kolonie geleitet wird; eine Erhaltung der Nationalität — darüber sollte man sich doch endlich einmal klar sein — in fremdem Land gibt es auf die Dauer nicht und kann es nicht geben. Ersteht aber draußen ein Jungdeutschland, so ist mit Förderung der sozialen Aufgabe zugleich weltpolitische Stärkung geschaffen.

Endlich sehe ich in Kolonien noch einen sogar das Einzelindividuum mächtig bewegenden und zwar hebenden Faktor.

Der überwiegenden Mehrheit der erwachsenen Jugend fehlt der frische Wagemut, der auf selbständigen und neuen Wegen sich Lebensberuf und Fortkommen sucht. Es ist dies eine fast unausbleibliche Folge unserer politischen und kulturellen Entwicklung; im modernen nivellierenden Kulturstaat geht das Individuum in der Masse auf. Die freiwillig draußen sind, bilden doch nur einen verschwindenden Bruchteil; und die Auswanderer folgen vorerst auch mehr der Not gehorchend als dem eigenen Triebe. Altgebahnte Wege werden ängstlich wieder beschritten, das Ziel ist eine sogenannte „sichere Lebensstellung" mit möglichster Aussicht nach der „Staatskrippe" in irgend einer Fasson! Damit wird der Herdenmensch gezüchtet, der sich nur wohl und geborgen fühlt, wenn er nicht auf sich selbst gestellt ist: in dem kernhaftesten und gesündesten Teile des Volkes, bei den Kleinbürgern und Kleinbauern nicht minder wie in den Schichten der Bevölkerung, aus der die geistigen und wirtschaftlichen Führer hervorgehen sollen — zugunsten einer wachsenden Proletarisierung. Damit greift dieser individuelle Krebsschaden hinüber in das soziale Gebiet. Was aber wäre mehr geeignet, die freie Entwicklung und selbständige Entfaltung der Individualität, die Eigenpersönlichkeit zu schaffen, zu heben, zum Bewußtsein zu bringen, ohne jede Spur von Abenteurerei, als die Aussicht, in einem zum Vaterland gehörenden fernen Land soziale Unabhängigkeit, selbständige Vermögensbildung, Bodenbeherrschung, eigene freie Scholle unter festem Fuß aus eigener Kraft sich erwerben zu können!

Weltpolitik und Wohl des eigenen Landes, soziale Beweggründe nicht minder wie die Einzelindividualität fordern mit den gewichtigsten Gründen überseeische Besitzungen.

Und die Summe all dessen, d. h. unsern eigenen Vorteil, wollen wir von Kolonien haben; nichts anderes! Seien wir doch ehrlich gegen uns selbst und lassen die schöne Lüge fallen, wir gingen nach Afrika, um den Neger zu beglücken. „Zivilisatorische Mission", „kulturelle Mission", und wie die Phrasenschlagworte alle heißen, sie sind nichts als Mäntelchen um die einfache Anwendung des ehernen Naturgesetzes vom gesunden Selbsterhaltungstrieb. Was wir „kulturelle Aufgabe" nennen, hat der Indianer Nordamerikas in eine andere Formel gekleidet: „Der Rauch vom Herdfeuer der Blaßgesichter tötet den roten Mann!" Wir brauchen uns der nackten Tatsache nicht zu schämen, wir treiben einfach gesunde Realpolitik. Und wir bestehen auch vor dem Richterstuhl der Weltgeschichte, wenn wir den Fluch, den jede Kulturmacht bei den Autochthonen über kurz oder lang auf sich ladet, wenigstens bei den Nachkommen der untergegangenen Generationen in Segen zu verwandeln verstanden haben.

Es ist das ein für die richtige Behandlung der Eingeborenen äußerst wichtiges Moment, und ich werde dort noch darauf zu sprechen kommen.

Wir haben nun allerdings bereits Kolonien in richtiger Erkenntnis ihrer Wichtigkeit und Notwendigkeit uns verschafft; aber die Zahl prinzipieller Koloniengegner ist immerhin noch so groß, daß es nicht überflüssig ist, immer wieder auf die Bedeutung überseeischer Besitzungen hinzuweisen.

Und noch größer ist die Zahl derer, die unseren Kolonien so ziemlich jeden Wert absprechen: „Wir sind bei der Verteilung der Welt zu spät aufgestanden und haben den Abhub der Tafel erhalten, das, was andere Nationen als unbrauchbar uns übrig gelassen haben." Solche und ähnliche Behauptungen sind positiv falsch.

Gerade Kamerun, dessen Nordgebiet ich aus eigener zweijähriger Forschertätigkeit teilweise kenne, kann als gewichtigster Gegenbeweis dienen. Das bestätigt direkt die Wissenschaft, d. i. die Forschung, das bestätigt indirekt die Erwerbungsgeschichte dieser Kolonie.

Allerdings konnten wir auch da nicht mehr so ins Volle hineingreifen, wie z. B. seinerzeit England, als es sich die Barthschen Entdeckungen im Sudan und Adamaua praktisch zunutze machte, wohl sind wir auch da spät aufgestanden, aber, gottlob, auch da nicht zu spät.

(Uebrigens, das nur nebenbei bemerkt, waren wir schon einst auch bei der ersten Aufteilung überseeischer Länder auf dem Plan: 1682 ließ der Große Kurfürst an der westafrikanischen Küste die brandenburgischen Farben

über Groß-Friedrichsburg am „Cap der drey Spitzen" hochgehen; aber Volk und Fürst waren noch nicht reif genug dazu, dem weitschauenden Gedanken des Hohenzollern zu folgen. Deutschland war noch keine Nation!)

Doch wieder zu Kamerun und zuerst zu seinem geschichtlichen Gegenbeweis. Den hat England und Frankreich geliefert. England haben wir die Machinationen und Hetzereien zu verdanken anläßlich der Besitzergreifung dieser Kolonie, die schließlich zu offener Feindseligkeit seitens der aufgewiegelten Küstenbevölkerung führten und das Kreuzergeschwader unter Konteradmiral Knorr zu bewaffnetem Einschreiten zwang. Später dann, Anfang der 90er Jahre, durchzogen französische Expeditionen Mittel- und Ostkamerun, und ihren Ergebnissen haben wir es zu verdanken, daß im Osten bereits der 15. Längengrad die unübersteigbare Grenze wurde. Ob sich diese beiden erfahrenen Kolonialmächte um wertloses Land so ins Zeug gelegt hätten, darf billig bezweifelt werden. Der direkte Gegenbeweis liegt in den Ergebnissen der Forschung. Von jenen im eigenen Hause, als Kamerun bereits Kolonie war, gesammelten sei vorerst abgesehen; aber wenn ein Heinrich Barth Mitte der 50er Jahre vorigen Jahrhunderts von den Gebieten südlich des Tsad sagt: „Unendlicher Wohlstand liegt hier begraben" und „die Länder zwischen Shari und Benuë als die reichsten und ertragsfähigsten von ganz Zentralafrika"[2]) bezeichnet; wenn ein Nachtigal von Bornu berichtet, „daß ein großer Teil des Landes in Fruchtfelder und Gärten verwandelt ist, die in anmutigster Weise von Herden kraftstrotzender Haustiere belebt werden";[3]) wenn Flegel Anfang der 80er Jahre nicht genug den Reichtum und die Schönheit Adamauas zu preisen weiß, so dürften das wohl einerseits persönlich einwandfreie Bürgen sein, als insbesondere die beiden ersten Forscher auch unverdächtig; denn Barth und Nachtigal werden wohl kaum an deutsche Kolonien gedacht haben! Noch mehr: der Franzose Mizon nennt Adamaua „einen großen Garten", und Gentil bekennt von dem ganzen Land zwischen Benuë und Tsad: „il était vraiment dommage, qu'il nous échappât cette joyeau de l'Afrique."[4])

Ein Blick auf die Karte zeigt, daß all diese hier genannten Landstriche zur „wertlosen" Kolonie Kamerun gehören!

Mit der also sozusagen historisch widerlegten Behauptung von einer Wertlosigkeit Kameruns fallen von selbst auch die weiteren übertriebenen, mit Vorliebe vorgebrachten von ungünstiger Grenzregulierung und von fehlenden Verkehrsadern ins Innere. Als Tatsachen wird sie auch der enragierteste Kolonialfreund stets offen anerkennen: wir haben uns in ersterer Hinsicht gründlich (sit venia verbo) über den Löffel barbieren lassen; hinsichtlich natürlicher Verkehrswege sind uns die Engländer mit dem Niger-Benuë ein gut Stück voraus; aber trotzdem ist Kamerun weit entfernt, nicht alle kolonialen Aufgaben in vollstem Maße erfüllen zu können.

Ja, ich gehe sogar noch weiter: auch schon ein Bruchteil Kameruns, etwa die Nordhälfte vom 4. bis zum 13. Breitegrad — energisch, zielbewußt und konsequent in Angriff genommen — genügte vollkommen! Gerade dieser Teil des Landes enthält alle zur Durchführung aller kolonialen Aufgaben nötigen Bedingungen und bietet Raum genug dazu.

So sehr ich bei **Besitzergreifung** überseeischer Landstriche für Expansivpolitik bin, ebenso eifrig plädiere ich bei **Kolonialwirtschaft** für intensive; da muß der Wahlspruch sein: „non multa, sed multum."

Ich beschränke mich demgemäß bei meinen wirtschaftlichen Ausführungen auf Nordkamerun, d. i. das Küstentiefland westlich und südöstlich des Kamerun-Gebirges bis zum sogenannten Kamerun-Aestuar, das Kamerun-Gebirge mit seinem Hinterland, Adamaua und das Tsadsee-Gebiet. Auch das letztere würde ich — vorerst — noch unbedenklich verhältnismäßig brach liegen lassen, zugunsten einer um so intensiveren Inangriffnahme des Kamerun-Gebirges nebst Hinterland und des reichen Adamaua. Und wir ziehen mit Adamaua und seiner Wasserader, dem Benuë, von selbst Deutsch-Bornu mit in unsere wirtschaftliche Interessensphäre; das hat schon Nachtigal weitschauend erkannt: „Seine produktenreichen Gebiete können am besten in den Weltverkehr hereinbezogen werden durch Benutzung des Benuë für den europäischen Handel."[5])

Kamerun ist eine junge Kolonie; stecken namentlich wir Deutsche, amtlich und außeramtlich auf kolonialem Gebiet zu Halbheiten und Windwechsel geneigt, die Ziele nicht zu weit — „non multa, sed multum!" Das so abgezirkte, „engere Kamerun" ist noch ein ganz stattlich Stück Land, etwa gleich Süd- und Mitteldeutschland zusammen!

Diese selbstgewollte territoriale Beschränkung entspringt meiner überzeugten Adoption zweier Grundsätze eines Mannes, der, wie wenige, klaren scharfen Blick für afrikanische Verhältnisse besaß, des leider viel zu früh verstorbenen Dr. Zintgraff: 1. Nicht so fast die Produkte (also nicht so fast der Handel) ist das wichtigste an einer Kolonie, sondern der Grund und Boden. 2. Afrika den Afrikanern, uns aber die Afrikaner.

Ich füge noch einen dritten hinzu: Es gibt in jeder Kolonie vom kolonialwirtschaftlichen Standpunkt aus drei Aeren. Die erste wird stets Handelsära sein; ihr folgt die Entwicklung der Bodenbewirtschaftung und Ansiedlung; in der dritten, bleibenden, laufen beide nebeneinander weiter.

An dem **Küstenstreifen** dieses „engeren Kamerun" besitzen wir zwei sehr gute Ankerplätze, die Häfen von Viktoria und von Duala, frei von der so berüchtigten Kalema der westafrikanischen Gestade und mit tiefem Wasser, so daß die Hochseeschiffe unmittelbar an Kai und Landungsbrücke sich legen können (so selten an der ganzen Westafrika-Küste). Landeinwärts schließt sich daran ein etwa 150 Kilometer tiefer geschlossener Urwaldgürtel, aufschießend aus dem vulkanischen Boden des Kamerun-Gebirges und seines Hinterlandes. Denn dieses ganze nördliche Urwaldgebiet ressortiert geologisch zum Kameruner Gebirgsstock. Die maßlos üppige Vegetation dieses im großen ganzen als Niederland anzusprechenden **Urwaldgebietes**, die überreichen Bestände in den Farmen der Eingeborenen lassen schon den Laien die unerschöpfliche Fruchtbarkeit des Waldlandes erkennen. Und der berufenste Beurteiler tropischer Agrikultur, Professor Wohltmann, urteilt: „Wer diesen nährstoffreichen, milden und tiefgründigen Boden und die Vegetation, die er trägt, gesehen hat, wird gestehen müssen, daß man in der ganzen Welt suchen muß, um eine ähnliche Güte der Natur wiederzufinden. Selbst die schlechtesten Böden hier besitzen noch einen derartigen Reichtum an Pflanzennährstoffen, daß sie unsere heimischen Böden bei weitem überflügeln."

Die Bevölkerung des Urwaldgebietes besteht aus sehr vielen menschenreichen, aber fast durchweg zersplitterten Stämmen der Bantuneger, deren Ansiedelungen und Farmen inselgleich in den Waldmeeren eingebettet sind.

Das nächste in Betracht kommende Gebiet, **Adamaua**, ist in all und jeder Beziehung eine andere Welt. Hier, wo es sich nur um gedrängte umfassende Uebersicht handelt, kann es kurz als Steppenhochland charakterisiert werden; denn das ist der tatsächliche Typus seines weitaus größten Teiles.

Von kolonialwirtschaftlicher Bedeutung ist die Bedeckung der im Norden dem Hochlandabfall vorliegenden Paralleltäler und Hügelketten: größtenteils geschlossene zusammenhängende Oelpalmenwälder!

Von 1580 Meter Höhe schweift der Blick des Forschers, der den steilgeböschten, aufgewulsteten Randwall dieses nach Osten weit über unsere Kolonie hinaus sich erstreckenden Hochplateaus erklommen hat, über die tief unten liegenden Waldmeere im Süden und Südwesten; im Norden und Osten wogt auf ungemessenen Flächen hohes, übermannsgroßes Schilfgras, die Bedeckung fast der ganzen

[2]) **Barth**: Reisen und Entdeckungen 2c.; 2. Band a. a. O.

[3]) **Dr. Gustav Nachtigal**: Saharâ und Sûdân; 5. Buch, 5. Kapitel.

[4]) *Gentil:* La chute de l'empire de Rabah, 1902.

[5]) **Nachtigal**: Saharâ 2c.; 5. Buch; Schluß des 5. Kapitels.

westlichen Hälfte Adamauas südlich des Benuë. Lichter Buschwald, Laubholz und dornige Gewächse und niedrigere Grasflächen decken den übrigen Teil. Rötlich leuchtet da und dort der nackte Boden — die „rote Erde“ Kameruns, das tiefgründige, außerordentlich fruchtbare Ergebnis der umgestaltenden Verwitterung: der Laterit. Von außerordentlichster Bedeutung für Adamaua und damit für die ganze Kolonie ist der Benuë, das „von der Natur geschaffene Eingangstor vom Atlantik aus in diese Länder“, wie Barth ihn genannt hat.

Ungleich menschenreicher und auf bedeutend höherer Kulturstufe stehend ist die Bevölkerung hier oben. Den Kern derselben, die Alteingesessenen bilden die Sudanneger. Eine vor einem Jahrhundert erobernd eingedrungene Nichtnegerrasse, die Fulbe, haben größere politische Staaten geschaffen, Sultanate, teilweise die Negerstämme unterjochend und ihnen den Islam aufzwingend. Aber nicht wenige, namentlich die die gebirgigeren Teile bewohnenden, haben ihre Unabhängigkeit bewahrt. Ihre Gebiete waren bis zum Erscheinen der Deutschen die Ziele der Sklavenraubzüge der Fulbe-Herrscher. Immer weitere Kreise zieht ein anderes Volk in friedlichem Eroberungszug: das Handelsvolk der klugen, toleranten mohammedanischen Haussaneger, denen auch der höhere Kulturstand dieser Gebiete vorzugsweise zu danken ist.

Die nördlichste Landschaft Kameruns, das Tsadsee-Gebiet, fällt zufolge meiner territorialen kolonialwirtschaftlichen Einschränkung nur mehr indirekt in den Kreis meiner heutigen Betrachtungen. Indirekt, indem auch sie zum Benuë gravitiert. Es ist jenes Gebiet, über das ich die Urteile unserer klassischen Forscher bereits zitiert habe. Die riesige Lagune des Tsad gibt der ganzen ungeheuren Senke das Gepräge.

Ich durfte hier, um den verstatteten Raum nicht allzu sehr zu überschreiten, natürlich nur in den allergrößten Strichen zeichnen und kann bezüglich eingehender Beschreibung nur auf die bereits zitierten klassischen Forschungswerke, sowie auf das treffliche Buch von Passarge: Durch Adamaua, und meinen bescheidenen Beitrag: Wanderungen und Forschungen im Nord-Hinterland von Kamerun, verweisen.

Die Umwertung der geographisch-ethnographischen Tatsachen in kolonialwirtschaftliche Praxis liegt, sollte man meinen, nahe. Sie muß einerseits den so verschieden gearteten Verhältnissen der Landstriche und ihrer Bewohner sich anpassen, andrerseits die oben angeführten afrikanisch-wirtschaftlichen Grundwahrheiten nicht außer acht lassen.

Das Waldland — worunter ich das ganze, den Westen und Süden Kameruns in über 100 Kilometer breitem Gürtel umrahmende Urwaldgebiet verstehe, das eigentliche Kamerun-Gebirge mit inbegriffen, bis hinauf zum Rande des Steppenhochlandes Adamaua — ist, kurz gesagt, das Plantagenland par excellence. „Man muß sich wundern,“ sagt auch Prof. Wohltmann, „wie es möglich war, daß der hohe Wert Kameruns als Plantagenland so lange verschleiert blieb; und das um so mehr, als doch diese herrlichen Ländereien unmittelbar am Meere gelegen sind, so daß die Verschiffung der Produkte auf das leichteste und billigste bewerkstelligt werden kann. Das Dampfschiff ankert unmittelbar zu Füßen der Plantagen, kaum einen halben Kilometer davon entfernt.“

Wohltmann hat da in erster Linie die Großplantagen am Kameruner Gebirge im Auge, von Europäern geleitet; wozu Zintgraff den ersten energischen Anstoß gab mit der nun so prosperierenden Viktoria-Pflanzung.

Aber mit diesen Europäerpflanzungen — und wenn sie sich, was nur aufs lebhafteste zu wünschen wäre, auch verzehnfachen — ist die Aufgabe im Waldland nicht getan; nicht vom kolonialpraktischen und noch weit weniger vom kolonialpolitischen Standpunkte aus. Der Eingeborene selbst muß Plantagenarbeiter, und zwar auf eigener Scholle, also Plantagenbesitzer werden.

(Schluß folgt.)

Die lippische Regentschafts- und Thronfolgefrage.

Von Dr. Josef Graßmann (München).

(Schluß.)

Verneint man die Frage, ob der Bundesrat über Agnatenansprüche unter Aufhebung der Landesgesetzgebung deshalb urteilen könne, weil einzelne der streitenden Agnaten Bundesfürsten sind, so ist die weitere Frage zu prüfen, ob die Agnaten überhaupt zum Schutze gegen eine landesgesetzliche Aenderung der Thronfolge sich an den Bundesrat wenden können. Diese Frage ist auch angesichts der neuen, vor wenigen Wochen an den Bundesrat gelangten Anträge der schaumburgischen Regierung noch zu prüfen; das Verhältnis der Landesgesetzgebung zum fürstlichen Hausrechte ist hierfür zunächst entscheidend.

Vor allem ist zu erwähnen, daß nach lippischem Verfassungsrecht die Agnaten nicht als gesetzgebende Faktoren neben dem Fürsten und der Volksvertretung bezeichnet sind, auch § 5, Abs. 3 der Verordnung vom 6. Juli 1836, die landständische Verfassungsurkunde betreffend, begründet keine solche Rechtsstellung.

Es ist nun in den letzten Jahren von verschiedenen Seiten versucht worden, das alte Feudalrecht im konstitutionellen Staate wieder zur Geltung zu bringen. Man hat mit allgemeinen Erwägungen angeblich allgemein geltende Sätze eines deutschen Staatsrechtes konstruiert, da in den maßgebenden Verfassungen der Bundesstaaten nur das Gesetz als oberste Rechtsquelle für solche Ansprüche sich finden ließ. Als wissenschaftliche Hauptvertreter dieser Richtung — neben den schaumburgischen Rechtsausführungen — nenne ich nur Prof. Dr. Arndt[2]) und Prof. Dr. Rehm. Letzterer hat namentlich in der Einleitung zu seinem Werk „Modernes Fürstenrecht“ sich gegen die Beseitigung der Agnatenrechte durch den Staat gewendet, weil dies von jeher seinem „geschichtlichen“ Empfinden widersprochen habe. „Sollten die Fürsten der Gegenwart diese Rechte ihres Hauses völlig und gänzlich dem Staatswillen unterstellt, dem Staatsverfassungsgedanken untergeordnet haben? Stehen in unserem heutigen politischen Bewußtsein lediglich Fürst und Volk, nicht auch Dynastie und Volk als gegebene politische Größen einander gegenüber? Sollte hieraus nicht folgen, daß auch noch in diesen Tagen die Dynastie eine von Fürst und Volk unabhängige, d. h. durch letztere beide nicht einseitig entziehbare Stellung dem Staate gegenüber einnimmt?“ Diese Sätze sind außerordentlich bezeichnend. Ich kann solche Lehre auch hier[3]) nur aufs entschiedenste bekämpfen, nicht allein weil die Staatsrechtswissenschaft auf Abwege geraten und das mühsam errungene Ansehen verlieren müßte, wenn sie den Weg logischer Rechtsauslegung verließe und das positive Recht mit historisch-politischen Meinungen sich für die jeweiligen Zwecke zurechtlegte; fast noch mehr deshalb, weil solche Erwägungen, wenn sie als Rechtsquellen anzuerkennen wären, zu unabsehbaren politischen Wirrnissen, zur Beseitigung auch anderer Schranken führen müßten. Rehm hat neuerdings in der Oldenburger Thronfolgefrage den Bundesrat zum Eingreifen aufgefordert mit dem Hinweise, daß für diesen deutsches Fürstenrecht eine vom einzelstaatlichen Landesrecht unabhängige Rechtsquelle sei. Die Landesgesetzgebung hat inzwischen gegen Rehm entschieden; ich glaube nicht, daß der Bundesrat aus dieser Theorie das Recht sich zuschreiben wird, das oldenburgische Landesgesetz für nichtig zu erklären.

Ich folge der im positiven Rechte — auch Bayerns — begründeten Meinung, daß „die Thronfolge aus der

[2]) Die Arndtsche Schrift ist voll zutreffenderweise widerlegt worden im Archiv für öffentliches Recht, XV, S. 601 ff., und in der Kritischen Vierteljahrschrift der Münchener Juristerfakultät, XLIII, S. 123 ff.; vgl. auch Bornhak, Archiv für öffentliches Recht, 1904, S. 226.

[3]) Daß der Rehmsche Satz, die Staatsgewalt sei zwischen Fürst, Volk und Dynastie geteilt, unhaltbar ist, habe ich schon in der 3. Auflage des bayerischen Staatsrechtes von M. v. Seydel (Mohr, Tübingen 1903) S. 19 bemerkt.

Sphäre des fürstlichen Hausrechtes in das Verfassungsrecht der Staaten, aus den Hausgesetzen in die Verfassungsurkunden übergegangen ist, von denen jetzt die Grundsätze über die Thronfolge einen integrierenden Teil bilden" (H. Schulze). Die Auffassung des mittelalterlichen Lehensstaates ist beseitigt; der Staat ist, wie Max v. Seydel sich aussprach, kein Hausgut der regierenden Familie. Daher ist die Thronfolgeordnung eine staatsrechtliche und zwar eine verfassungsmäßige Ordnung.[4]) Ihre Aenderung erfolgt daher nach Maßgabe der einschlägigen Verfassungsvorschriften; sehen diese eine Zustimmung der Agnaten zur Aenderung nicht ausdrücklich vor, so bedarf es derselben nicht zum Zustandekommen eines neuen Gesetzes. Das sogen. objektive Recht des hohen Adels, aus dem man den Konsens der Agnaten ableiten will, ist kein Satz des deutschen Verfassungsrechtes. Das Recht der Agnaten auf eventuelle Thronfolge ist nur ein Recht innerhalb des einzelnen Staates und seiner Gesetzgebung unterstellt; denn es gibt keine höhere Rechtsordnung für diese Ansprüche, als den souveränen Staat, dessen Macht gegenüber es prinzipiell keine wohlerworbenen Rechte geben kann, dessen Gesetzgebung jedes Recht schafft und ändert. Zur Wahrnehmung der Ansprüche der Agnaten, welche gerade in der verfassungsmäßigen Garantie der Thronfolgeordnung einen besonderen Schutz genießen gegenüber den Agnaten in absolutistisch regierten Staaten, sind in erster Linie die Souveräne als Chefs der regierenden Häuser berufen. Die Gefahr, daß sowohl der Herrscher wie die Volksvertretung in dieser eminent wichtigen Landesfrage gegenüber agnatischen Ansprüchen „willkürlich" verfahren sollten, ist tatsächlich kaum gegeben; daß die Rechtsauffassung des Gesetzgebers Recht wird, auch wenn daneben eine andere Meinung besteht, ist Voraussetzung jeder staatlichen Ordnung.

Auch die veraltete Meinung, daß die Entscheidung über Thronansprüche durch Gesetz, das heißt unter Mitwirkung der Volksvertretung, das monarchische Prinzip bedrohe, ist unrichtig. Der Souverän ist es, der das Gesetz sanktioniert, gegen seinen Willen kann die gesetzliche Erledigung nicht erfolgen; gegen Versuche, das Thronfolgerecht wider die Meinung des Landesfürsten abzuändern, schützt ihn überdies Art. 76 Abs. 2 der Reichsverfassung.

Eine Zuständigkeit des Reiches, die Thronfolgeordnung der einzelnen Staaten zu regeln, ist nicht begründet worden; jede landesgesetzliche Ordnung ist daher gültiges Landesgesetz, gültig für jeden Agnaten wie für die anderen Staatsangehörigen. Nur insoweit die Voraussetzungen des Art. 76 der Reichsverfassung zutreffen — auch die Prüfung der Legitimation der Bundesratsbevollmächtigten kann nicht zu einer materiellen Nachprüfung eines ordnungsgemäß zustande gekommenen Verfassungsgesetzes führen —, oder beim Mangel einer Regierung, welche in der Lage ist, die verfassungsmäßigen Pflichten gegen das Reich zu erfüllen (Art. 19 der Reichsverfassung), oder aus Erwägungen, welche für die Einsetzung der braunschweigischen Regentschaft maßgebend waren, ist das Reich zur Einmischung und Entscheidung berechtigt. Die Tatsache allein, daß Agnaten den Bundesrat anrufen, begründet ebenso wenig die Zuständigkeit des Bundesrates wie die unrichtige Behauptung, neben dem Verfassungsrechte der Bundesstaaten oder gar über demselben existiere ein Fürstenrecht, über dessen richtige Auslegung die Reichsinstanz oder ein Fürstengericht wachen und befinden müsse. Zuständigkeiten der letzteren Instanzen können, wie die Zuständigkeit des lippischen Schiedsgerichtes, nur durch Landesgesetz geschaffen werden, also durch besondere Vereinbarung der staatsrechtlich berufenen Faktoren.

Kehren wir zur Geschichte des lippischen Streites zurück.

Graf Ernst starb, sein Sohn Leopold übernahm auf Grund der Novelle zum Regentschaftsgesetz vom 24. März 1898 die Regentschaft.

Die schaumburg-lippische Regierung protestierte sofort gegen diese Tatsache und beantragte beim Bundesrate

1. bis zur Erledigung des Streites keinen Bevollmächtigten für Lippe zuzulassen,

2. da die Rechtskraft des Schiedsspruches erschöpft sei, in Ausführung des Bundesratsbeschlusses vom 5. Januar 1899 die definitive Erledigung des Thronfolgestreites in die Wege zu leiten,

3. eine durch die tatsächlichen Verhältnisse geforderte, außerhalb der Parteien stehende unabhängige Verwaltung des Fürstentums Lippe einzurichten, durch welche der reichsverfassungsmäßigen Erledigung des schwebenden Thronfolgestreites nicht vorgegriffen wird.

Schaumburg fordert daher nicht weniger als eine Sequestration eines Bundesstaates durch das Reich; die Begründung des Antrags geht davon aus, daß nach dem anerkannten Regentschaftsgesetze vom 24. April 1895 der lippische Landtag bei der Regentenwahl nur einen volljährigen, successionsfähigen, nicht regierenden Agnaten des lippischen Fürstenhauses wählen könne und solche Agnaten nur in der Schaumburger Linie noch vorhanden seien. Denn der Schiedsspruch habe nur für die Person des Grafen Ernst gegolten, sämtliche übrigen Mitglieder seiner und der Weißenfelder Linie würden vom Schiedsspruche nicht berührt, überdies sei durch ein Urteil des Detmolder Landgerichtes vom 10. Juni 1903 in den Entscheidungsgründen die Agnatenschaft sämtlicher Biesterfelder Grafen verneint worden. Das Landesgesetz vom 24. März 1898 sei für die Schaumburger Regierung nicht verbindlich, da sie es nicht anerkannt habe.

Die lippische Regierung beantragte hierauf, der Bundesrat möge dahin wirken, daß im Wege der Reichsgesetzgebung ein unparteiischer ordentlicher Gerichtshof bestellt werde, durch welchen die von der schaumburgischen Regierung erhobenen Ansprüche zur richterlichen, alle Beteiligten bindenden Entscheidung zu bringen seien. Sie wahrte hierbei ausdrücklich ihren grundsätzlichen Standpunkt, daß die Landesgesetzgebung zur Erledigung des Thronstreites zuständig sei.

Dieser letztere Antrag macht es zur Zeit unnötig, hier in eine materielle Prüfung der Frage, ob die Biesterfelder Linie ebenbürtig und thronfolgeberechtigt sei, einzutreten. Der bekannte stürmische Sachwalter der schaumburgischen Regierung Kekulé v. Stradonitz hat trotz des sehr weitgehenden Entgegenkommens, welches im lippischen Vorschlage liegt, auch diesem Vorgehen seine Billigung versagt, weil, wie er bescheiden sich ausdrückte, „diesseits" Bedenken gegen die reichsgesetzliche Regelung, d. i. gegen die Befassung des Reichstags mit der Sache bestehe. Der Antrag ist nach dieser Richtung aber nur insofern abänderungsbedürftig, als für den Schiedsspruch des Reichsgerichtes vielleicht der § 14 der Geschäftsordnung ausreicht.

Der Antrag der lippischen Regierung beruht nicht auf landesgesetzlicher Ermächtigung; soll daher der Ausspruch des ordentlichen Gerichts oder eines besonderen Schiedsgerichts eine staatsrechtliche Wirkung äußern, so muß noch ein lippisches Verfassungsgesetz den Richterspruch zum Thronfolgerecht in Lippe machen, da die Voraussetzungen des Artikels 76 der Reichsverfassung auch jetzt nicht gegeben sind.

Zu untersuchen bleibt bei dieser Sachlage, welche auch eine nähere kritische Beleuchtung des vielfach der Reichsverfassung widersprechenden schaumburgischen Antrages entbehrlich macht, nur die Frage, was noch Gegenstand richterlicher Prüfung in diesem Streite sein kann. Zunächst wird behauptet, daß die Ebenbürtigkeit der Modeste v. Unruh infolge der Auffindung neuer Urkunden, welche das Landgericht Detmold in dem erwähnten Urteil geprüft habe, nochmals zu würdigen sei, da die Annahme des Schiedsgerichtes, sie sei von altem niederen Adel gewesen, jetzt als unrichtig erwiesen sei. Selbst Kekulé v. Stradonitz hat anerkannt, daß die Agnateneigenschaft des Grafen Ernst infolge des Schiedsspruchs unanfechtbar feststehe, und eine Wiederaufnahme des Verfahrens nicht begehrt werden

[4]) Vgl. hierher auch v. Rönne, Staatsrecht der preußischen Monarchie, 1. Auflage, S. 122. Bornhak, Preußisches Staatsrecht §§ 27, 29. H. Schulze, Lehrbuch des deutschen Staatsrechtes §§ 91, 92.

könne. Der Schiedsspruch ist nach Vertrag und Gesetz unanfechtbar, es braucht daher auch nicht erörtert zu werden, ob die Schiedsrichter bei Prüfung der inzwischen aufgefundenen Urkunden zu anderen Ergebnissen bei ihrer ausführlich begründeten Auffassung des lippischen Ebenbürtigkeitsrechtes hätten kommen müssen. Graf Ernst ist thronfolgefähiger Agnat gewesen. Daher ist es nach meiner Meinung unzulässig, zu sagen, man könne seinen Söhnen gegenüber die angebliche Unebenbürtigkeit ihrer Ahnfrau aufs neue geltend machen. Ist der Vater Agnat, dann ist es auch der Sohn, wenn nicht der Sohn von einer unebenbürtigen Mutter stammt. Nur wenn es der schaumburgischen Linie — die Staatsregierung ist auch jetzt nur Mandatar der Linie — gelänge, gegen die wohlbegründete Meinung des Dresdener Schiedsgerichtes ihre Auffassung des Ebenbürtigkeitsrechtes zur Anerkennung bei dem neuen Gerichte zu bringen, könnte die Ehe des Grafen Ernst mit Gräfin Karoline v. Wartensleben angefochten werden. Daß nur Ehen mit Frauen aus hohem Adel im lippischen Hause ebenbürtig seien, ist aber bisher trotz aller Bemühungen nicht erwiesen worden; gelänge gleichwohl dieser Beweis, so wäre die Sache noch nicht zugunsten Schaumburgs entschieden; dann beginnt erst der Streit darüber, ob die Ehe der Elisabeth v. Friesenhausen, der Stammutter der schaumburgischen Linie, ebenbürtig gewesen ist. Die letztere Frage ist natürlich nur dann zu prüfen, wenn die Agnateneigenschaft der gesamten Biesterfelder und Weißenfelder Linie abgesprochen werden könnte, sofern nicht das neue Schiedsgericht damit befaßt wird, überhaupt die Thronfolgefähigkeit sämtlicher Mitglieder des lippischen Hauses endgültig festzustellen. Ich gehe hierbei von der Annahme aus, daß es eine offene Frage sein mag, ob die angebliche Unebenbürtigkeit der Modeste v. Unruh den Brüdern des Graf-Regenten Ernst und ihren Nachkommen trotz des Schiedsspruches nochmals entgegengesetzt werden darf.

Dagegen halte ich es für unzulässig, zu behaupten, die einschlägigen landgerichtlichen Urteile, welche sich mit dem Bezug der sogenannten lippischen Rente befassen, seien von weittragender Bedeutung für die Thronfolgefrage. Diese Urteile haben nämlich nur in der Begründung ausgeführt, daß dem Grafen Ernst die Agnateneigenschaft im Sinne des vielbesprochenen Brüdervergleiches vom 14. Aug. 1749 fehle und er deshalb zum Rentenbezuge nicht berechtigt sei. Die schaumburgischen Rechtsbeistände haben nun von jeher die Tragweite der Begründung des Schiedsspruches hinsichtlich der Descendenz des Grafen Ernst bekämpft, weil diese Begründung ihrer Auffassung des Ebenbürtigkeitsrechtes vollständig zuwiderlief — es ist daher nicht zulässig, bei den neuen Urteilen über den Tenor hinauszugreifen, weil diese Begründung ihnen günstig zu sein scheint. Aber auch diese Meinung ist, wie Triepel jüngst überzeugend nachgewiesen hat, unrichtig; die Gerichte haben sich mit der Prüfung der Thronfolgefähigkeit gar nicht beschäftigt, schon aus dem Grunde, weil dieser Brüdervergleich — das hat auch das Dresdener Schiedsgericht nachgewiesen — nur die Voraussetzungen des Rentenbezuges, nicht aber der Successionsfähigkeit im Gesamthause geregelt hat. Und selbst wenn ein bürgerliches Gericht die Agnateneigenschaft im Sinne der Thronfolgeordnung feststellen würde, so wäre diese Entscheidung für die angebahnte Prüfung im öffentlich-rechtlichen Verfahren, das allein zu einer maßgebenden Entscheidung führen kann, ohne rechtliche Bedeutung, sie wäre nur eine unverbindliche Inzidentfeststellung.

Kommt das vom Grafen Leopold zugestandene Schiedsgericht unter Mitwirkung des Bundesrates zustande, so ist im nationalen Sinne nur zu wünschen, daß es auf Grund eines erweiterten Schiedsvertrages die Thronfolgefähigkeit der lippischen Linie möglichst weitgehend feststelle und hierdurch der lippischen Landesgesetzgebung die unanfechtbare Grundlage zur dringend notwendigen Regelung der Thronfolge und Ergänzung des Regentschaftsrechtes gewähre; aber auch zu wünschen, daß Landtag und Regierung diesen Boden einig betreten.

Zum Schlusse noch eine Bemerkung: Das lippische Landesgesetz vom 24. März 1898, ergangen in loyaler Auffassung des Schiedsspruches, ist die Grundlage der jetzigen Regentschaft. Das Gesetz erging innerhalb der Zuständigkeit des Bundesstaates Lippe, es könnte daher nur durch Reichsgesetz, nicht vom Bundesrate allein, wie Schaumburg begehrt, beseitigt werden und auch dies erst, wenn die Reichsverfassung nach Maßgabe des Artikels 78 vorher abgeändert, d. h. die Reichskompetenz erweitert worden wäre. Das Gesetz ist daher gültig und schafft Recht im Lande, auch gegenüber einem Agnaten, der anderer Rechtsauffassung ist als der Gesetzgeber. Daß dem so ist, hat die schaumburgische Staatsregierung selbst in jenem Staatsvertrage anerkannt, inhaltlich dessen die Agnatenansprüche der Biesterfelder und Weißenfelder Linie durch lippisches Thronfolgegesetz beseitigt werden sollten. Ich spreche nur eine weitverbreitete Ansicht aus, wenn ich wiederhole, daß hiernach gerade die schaumburgische Regierung an dem Satze, die Ordnung der Thronfolge sei eigenstes Recht der Bundesstaaten, nicht rütteln darf.[5])

[5]) Die neuere umfangreiche Literatur über die Lippe-Frage ist u. a. angegeben bei W. Dreyer, Die Tragweite des Schiedsspruches im Lippeschen Thronstreite, Marburg 1904.

Bücher und Zeitschriften.

Kleist-Studien. Von Spiridion Wukadinovic. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. VII und 192 S.

Die fünf in diesem Bande vorgelegten Aufsätze enthalten durchweg geistvolle Ausführungen, die dem Leser immer Freude machen und ihn selbst da fesseln und anregen, wo er dem Verfasser nicht ganz auf seinen Bahnen zu folgen vermag. Der erste von ihnen war zum Teil schon im Jahrgang 1903 dieser Beilage (Nr. 145) erschienen. Er bekämpft unter dem Titel „Zwei Jugendlustspiele?" (S. 1 bis 54) jene bekannte Hypothese Eugen Wolffs, die seinerzeit viel Aufsehen erregte, heute aber wohl allgemein als abgetan betrachtet wird. Jene beiden unbedeutenden Komödien „Das Liebhabertheater" und „Koketterie und Liebe" werden genau untersucht, und die lückenlose Beweisführung kommt — zum Teil unter Ausnutzung von Wolffs eigenen Darlegungen — zu dem wohl unzweifelhaft richtigen Ergebnis, daß die Stücke nicht von Kleist, sondern von Ludwig Wieland, dem Sohne des Klassikers, herrühren. — Der zweite Aufsatz „Guiskards Werden" (S. 55 bis 82) beschäftigt sich mit der viel umstrittenen Frage, wann diese gewaltige Dichtung, von der uns ja nur ein Bruchstück erhalten ist, entstanden sein mag. Treffende sachliche Erwägungen und die Auslegung gewisser Briefstellen führen zu der sehr einleuchtenden Darlegung, daß der Stoff des „Robert Guiskard" bereits vor dem Pariser Aufenthalte und zwar im Frühjahr 1801 in Kleist dichterische Gestaltung gewonnen hat. — „Guiskards Tod", die dritte Untersuchung (S. 83 bis 134), ist die reizvollste und kühnste. Kein geringeres Ziel setzt sich der Verfasser, als durch Verstandesschlüsse das Dunkel zu lichten, das über dem großen Fragment ausgebreitet ist. Er verwendet, um der Lösung dieser schwierigen Aufgabe nahe zu kommen, eine neue eigenartige Methode. Ausgehend von der Voraussetzung, daß sich aus dem furchtbaren Zusammenbruch, der mit der Vernichtung des Dramas endigte, gewiß manches in spätere Dichtungen Kleists hinübergerettet haben könnte, macht er bei der ersten Tragödie, die der Dichter nach dem Guiskard schrieb, bei der „Penthesilea", Halt. Er findet in den ersten vier Auftritten dieses Werkes in bezug auf Motive, Aufbau und teilweise sogar auf die textliche Gestaltung eine auffällige Aehnlichkeit mit dem erhaltenen Guiskardfragment heraus, die tatsächlich vorhanden, aber seltsamerweise bisher noch nie aufgefallen ist. Dann schließt er weiter: Wenn sich in den uns bekannten Teilen solche Aehnlichkeiten nachweisen ließen, wird man wohl auch aus anderen Teilen der „Penthesilea" Rückschlüsse auf die Gestaltung der uns verlorenen Teile des „Robert Guiskard" ziehen dürfen. Wie das nun

[illegible] ist höchst anziehend; aber wir müssen gerade hierfür, da im Rahmen einer kurzen Anzeige diese mitunter etwas verschlungenen Pfade nicht nachgezeichnet werden können, auf das Buch selbst verweisen. So kühn und überraschend oft des Verfassers Gedankengänge sind, er zwingt uns fast überall das Geständnis ab: So kann es wirklich recht gut gewesen sein. Mehr freilich, etwa ein haarscharfer Beweis, ist natürlich nicht zu erzielen. Das ist unter den gegebenen Verhältnissen unmöglich, und skeptische Gemüter werden vielleicht überhaupt derartigen Gedankenflügen in ganz unsicheres Gebiet jede Berechtigung absprechen. Trotzdem aber ist der Aufsatz eine bedeutende Leistung, und selbst wenn man sich weigert, die Ergebnisse anzuerkennen, so ist doch die neu eingeschlagene Methode höchst beachtenswert. — Ganz anders ist dann wieder der nächste Aufsatz geartet: „Das Käthchen von Heilbronn" (S. 135—172), der übrigens auch schon einmal früher, im zweiten Ergänzungsheft des „Euphorion" (1895), veröffentlicht worden ist. Da ist nichts von Hypothesen, sondern lauter Tatsachen. Es handelt sich um die auffälligen, nicht normalen Seelen- und Gemütszustände Käthchens, bei deren Ausgestaltung Kleist, wie der Verfasser nachweist, vieles aus der reichen okkultistischen Literatur geschöpft hat; auch eine alte englische Ballade „Lord Heinrich und Käthchen" hat Wukadinovic ausfindig gemacht, die gewiß dem Dichter manche Anregung gegeben hat. — Der Schlußaufsatz endlich: „Der Prinz von Homburg" (173—195) geht wieder in höchst anziehender Weise der auch schon viel erörterten Frage nach, wie und wann das Problem dieses Dramas in Kleists Seele entstanden sein und Gestalt gewonnen haben mag. Der Verfasser meint, die Entwicklungsgeschichte desselben durch Kleists ganzes Leben zurück bis zu der Zeit, da er eben den Militärdienst aufgegeben hatte, verfolgen zu können. — Allen Freunden des unglücklichen Dichters kann das liebenswürdige und doch so gründliche Buch als schöne Gabe und Quelle reicher Anregungen warm empfohlen werden.

H. Jantzen.

---

* **Friedrich Ludwig Bührlen.** Ueber Leben und Wirken dieses Schriftstellers (geb. am 10. Sept. 1777, gest. am 9. Mai 1850) beabsichtigt Reallehrer Robert Kirchmair in Lübeck, Mühlenstraße 34/II, eine zusammenfassende Abhandlung größeren Umfangs zu schreiben. Derselbe bittet, ihm einschlägiges Material gefälligst übersenden bezw. zweckdienliche Mitteilungen zukommen lassen zu wollen.

Allgemeine Rundschau.

Können Erdbeben Regen erzeugen?

In Erdbeben-Gegenden ist vielfach die Meinung verbreitet, daß Erdbeben Regen erzeugen, ganz besonders in Chile, das ja zu den erdbebenreichsten Gebieten gezählt werden muß. So berichtet, wie wir einem Selbstreferat von Dr. Friedrich Goll (München) über seine als 14. Stück der „Münchener Geographischen Studien" erschienene Schrift über „Die Erdbeben Chiles" in der „Naturwissenschaftlichen Wochenschrift" entnehmen, Darwin, der auf seiner Weltreise Chile besuchte, daß er einst in Copiapó erzählte, in Coquimbo habe ein heftiger Erdstoß stattgefunden; darauf haben die Einwohner augenblicklich gerufen: „Welch ein Glück! Sie werden dieses Jahr Weide genug haben." Für diese Leute war also ein Erdbeben ein so sicheres Zeichen für Regen, wie dieser für eine reiche Weide. Tatsächlich folgte dieser Erschütterung ein heftiger Regenschauer. Auch v. Tschudi betont, daß die Atmosphäre, welche bei Erdbeben meistens ganz ruhig ist, zuweilen hierbei stürmisch bewegt wird, als Vorbote nachhaltiger Veränderungen, so daß in Gebieten, die sonst fast nie Regen haben, häufig nach Erdbeben ausgiebige Regengüsse eintreten. Ebenso bestätigen andere, daß die Chilenen von Erdstößen Regen erwarten. Es sei nur noch angeführt, was ein Augenzeuge der schweren Erdbebenkatastrophe vom 9. Mai 1877 aus Copiapó berichtet; er schreibt: „Ich beobachtete hier wieder, was ich schon öfters bei stärkeren Erdbeben wahrgenommen habe: der vorher heitere Himmel überzog sich plötzlich mit dunklen Wolken." Durchmustert man die Aufzeichnungen über die chilenischen Erdbeben, so findet man, daß nach einer ganzen Reihe von heftigeren Erdbeben wirklich Regen eingetreten ist, dabei zu Zeiten, „wo er eine viel wunderbarere Erscheinung bildet als das Erdbeben selbst." Wenn es sich auch in manchen Fällen wohl nur um ein zufälliges Zusammentreffen zweier Ereignisse handelt, so möchte man doch in Versuchung kommen, Darwin zuzustimmen, wenn er sagt, „daß hier ein Gesetz zu fühlen ist, das in keinem Zusammenhang mit dem gewöhnlichen Verlauf des Wetters steht".

In jüngster Zeit versuchte Professor Branco in Berlin folgende Erklärung für die in Frage stehende Erscheinung zu geben: „Durch die aus der Tiefe heraufkommenden Stöße erhält natürlich auch die auf der Erdoberfläche ruhende Luftsäule die Stöße. Ueber dem ganzen Gebiet, das von dem Beben betroffen wird, muß also die Luft in die Höhe geschleudert werden; und ganz besonders muß das im Epizentrum der Fall sein. Indem die Luft hier besonders stark in die Höhe geschleudert wird, erleidet sie plötzlich eine entsprechend starke Verdünnung. Damit geht aber eine plötzliche Temperaturerniedrigung Hand in Hand. Wenn nun zufällig in höheren Luftschichten viel Wasserdampf vorhanden ist, so wird dieser sich schnell kondensieren. So läßt es sich erklären, daß der vor dem Beben klare Himmel sich nach demselben bisweilen schnell mit Wolken überzieht, aus denen Regen oder Hagel herniederfällt." Man steht indessen dieser Erklärung vielfach skeptisch gegenüber, weil man bezweifelt, daß die Luft so hoch emporgeschleudert wird, um die angegebenen Folgen eintreten lassen zu können. Es wird aber zugegeben, daß die heftige Bewegung eines größeren Erdrindenstückes der Luft sich mitteilt und sich dann als ein Windstoß, als ein Rauschen oder Sausen u. dergl. äußert.

Es ist zu hoffen, daß der internationale, mit größter Sorgfalt durchgeführte Erdbebenbeobachtungsdienst im Zusammenhang mit den meteorologischen Beobachtungen bald eine völlig befriedigende Beantwortung der obschwebenden Fragen ermöglichen wird.

Kleinere Mitteilungen.

* **Sonderbesteuerung der Ausländer an den deutschen Universitäten?** Wie der bisherige Rektor der Universität Leipzig, Professor Dr. Bücher, beim Rektoratswechsel mitteilte, hat wegen der Frage einer Sonderbesteuerung der auf deutschen Hochschulen studierenden Ausländer, für die sich namhafte, auch parlamentarische Stimmen ausgesprochen haben, voriges Jahr in Leipzig eine Rektorenkonferenz stattgefunden, die sich dem Besteuerungsvorschlag gegenüber ablehnend verhielt und sich auf den Standpunkt stellte, daß sich die grundsätzliche Durchführung der Steuer nur rechtfertigen lasse, wenn sie allgemein gehandhabt werde und wenn dem Staate durch die Teilnahme von Ausländern an den Vorlesungen besondere Opfer auferlegt würden. Es dürfte sich wohl selten Anlaß bieten, diese Frage zu prüfen. So viel er wisse, habe noch kein Staat dem Besuche seiner Landesuniversität Grenzen gezogen.

* **Die Hundertjahrfeier des Code civil** hat mit einer feierlichen Sitzung in der Sorbonne in Gegenwart des Präsidenten der Republik und unter Teilnahme zahlreicher Vertreter fremder Staaten am 29. Oktober ihren Abschluß gefunden. Die deutsche Rechtswissenschaft war vertreten durch die Professoren D. Dr. Zitelmann und Crome aus Bonn, Leonhard aus Breslau und Stammler aus Halle. Cromes Verdienste um Theorie und Praxis des Code civil in Deutschland — durch Neubearbeitung des großen Zachariäschen Werkes, sowie durch verschiedene ausschließlich eigene Arbeiten aus dem französischen Zivilrecht — haben, wie früher schon gemeldet, von seiten Frankreichs verdiente Anerkennung gefunden durch Verleihung der Ehrenlegion an den deutschen Gelehrten. Während der Feierlichkeiten hat Crome in der Festversammlung der faculté de droit in längerer Rede unter lebhaftem Beifall der Versammlung über die Bedeutung des Code civil

für Deutschland gesprochen; in der Festsitzung der Sorbonne wurde der deutsche Gelehrte sowohl seitens der französischen Juristen wie auch insbesondere durch den Präsidenten der Republik in hervorragender Weise für seine wissenschaftlichen Verdienste um das französische Zivilrecht, das ja ein Jahrhundert lang — bis zum 1. Januar 1900 — das bürgerliche Recht auch der deutschen Lande des linken Rheinufers bildete, ausgezeichnet.

C. K. Ein neues Buch über Tibet. Aus London wird berichtet: Das politische Ergebnis der Tibet-Expedition mag schließlich geringer sein, als die Engländer es erwartet hatten; die Wissenschaft wird jedoch unzweifelhaft Nutzen aus ihr ziehen. Das erste Buch über diese Expedition ist jetzt unter der Presse und wird in kurzem bei Messrs. Hurst und Blackett in London erscheinen. Oberst Younghusband, der Leiter der Expedition, hat eine Einleitung für das Werk geschrieben, dessen Verfasser Perceval Landon ist; die Sachverständigen, die die Expedition nach Tibet mitgemacht haben, geben in Anhängen die wichtigen Mitteilungen über Geologie, Politik und Naturgeschichte des Landes. Landon hat als Spezialkorrespondent der Times die Expedition begleitet.

✱

Hochschulnachrichten.

* **München.** Der seit Juli 1899 von der Verpflichtung zum Abhalten von Vorlesungen entbundene Professor für Bodenkunde in der staatswirtschaftlichen Fakultät der hiesigen Universität, Dr. Ernst Ebermayer, vollendete gestern (Mittwoch) sein 75. Lebensjahr.

H. **Straßburg.** Mit Beginn dieses Wintersemesters konnte der emeritierte Ordinarius der romanischen Philologie zuerst an der Académie, dann an der Kaiser Wilhelms-Universität, Professor Dr. Eduard Boehmer, sein fünfzigjähriges Dozentenjubiläum feiern. Die philosophische Fakultät der Kaiser Wilhelms-Universität übersandte dem Jubilar, der jetzt in Lichtenthal bei Baden-Baden lebt, ein Glückwunschschreiben.

* **Bonn.** Das evangelisch-theologische Stift der Universität hat am Montag das goldene Jubiläum seines Bestehens durch einen Festakt im Musiksaale der Universität begangen, an dem der Kurator, Exzellenz v. Rottenburg, der Rektor Prof. Schrörs, mehrere Dekane, die Mitglieder der evangelisch-theologischen Fakultät, ehemalige Angehörige des Stifts u. s. w. teilnahmen. Der Dekan der theologischen Fakultät, Professor Sachsse, hielt die eigentliche Festrede, ferner hielt Herr v. Rottenburg eine Ansprache, in der er namentlich auf das Verhältnis von Religion und Naturwissenschaft im 19. Jahrhundert einging.

* **Göttingen.** Der bisherige Professor für höhere Mathematik an der Technischen Hochschule zu Hannover, Dr. Karl Runge, ist zum ordentlichen Professor dieses Faches an der Göttinger Universität ernannt worden. Sein Ordinariat ist das vierte Ordinariat für Mathematik an der hiesigen Hochschule.

* **Jena.** Der bisherige Privatdozent in Bonn Dr. H. Weinel ist nunmehr zum außerordentlichen Professor in der theologischen Fakultät ernannt worden.

* **Wien.** Der Privatdozent der neueren deutschen Literaturgeschichte Dr. Alexander v. Weilen wurde zum außerordentlichen Professor des gleichen Faches ernannt.

* **Innsbruck.** Die durch den jähen Tod des Professors Dr. Ernst Demelius erledigte Lehrkanzel für österreichisches Zivilrecht an der juristischen Fakultät wird im Wintersemester 1904/05 durch den Grazer Privatdozenten dieses Faches, Dr. Anton Koban, suppliert werden. Dr. Koban kündigte außer den obligaten Vorlesungen auch ein Kolleg an: „Die Reform des österreichischen bürgerlichen Gesetzbuches und das deutsche bürgerliche Recht“.

hc. **Bern.** Zum ordentlichen Professor der Geographie an der hiesigen Universität als Nachfolger Prof. Ed. Brückners wurde der Privatdozent dieses Faches in Bonn, Dr. Alfred Philippson, gewählt. (Durch diese Mitteilung berichtigt sich unsere in Nr. 245 unter „Basel“ gebrachte Nachricht.)

b. **Stockholm.** Zur Berufung des berühmten Physikers Prof. Sv. Arrhenius an die Berliner Technische Hochschule verlautet jetzt aus guter Quelle, daß der schwedische Gelehrte im Prinzip seine Geneigtheit ausgesprochen hat, dem ehrenvollen Rufe Folge zu geben. Indessen hat Prof. Arrhenius in Verfolg des an ihn ergangenen Rufes dem Berliner Institute einstweilen die Bitte unterbreitet, mit der Abgabe seiner endgültigen Entschließung so lange warten zu dürfen, bis er sich über die in seinem Heimatlande vorhandenen Aussichten für einen ähnlich gearteten Wirkungskreis, wie ihn das deutsche Angebot verheißt, in bindender Form orientiert habe. In hiesigen akademischen Kreisen zeigt man sich lebhaft bemüht, den hochgeschätzten Gelehrten zur Annahme des außerordentlich glänzenden Angebots zu bewegen, da es nach Lage der Dinge selbstverständlich völlig ausgeschlossen sein würde, dem Forscher auf schwedischem Boden eine Wirkungssphäre zu erschließen, die sich mit den reich dotierten Hilfsmitteln der Berliner Akademie auch nur annähernd in Vergleich ziehen ließe.

✱

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Jos. Kohler: Der Geist des Christentums. Berlin 1904. C. A. Schwetschke u. Sohn. 66 S. — Dr. Max Morris: Clemens Brentanos Leben und Werke. Mit 2 Bildn. Brentanos und einem Brief nach der Handschrift. Leipzig 1904. Max Hesse. 51 S. — Dr. Max Grossmann: Verbessert das Alter und vieles Spielen wirklich den Ton und die Ansprache der Geige. Eine ketzerische Studie. Berlin 1904. Verlag der Deutschen Instrumentenbau-Zeitung. 82 S. — Paul Graf v. Hoensbroech: Der Syllabus, seine Autorität und Tragweite. München. J. F. Lehmann. 122 S. — Beiträge zur Weiterentwicklung der christlichen Religion. Hersg. von Prof. D. A. Deissmann, Prof. D. Dr. A. Dorner, Prof. D. Dr. R. Eucken, Prof. D. H. Gunckel, Prof. D. Dr. W. Herrmann, Superintendent D. F. Meyer, Prof. D. Dr. W. Rein, Prof. Dr. L. v. Schröder, Lic. G. Traub, Prof. Lic. Dr. G. Wobbermin. Ebenda 1905. 386 S. — Sigbjörn Obstfelder: Pilgerfahrten. Aus dem Nachlass des Dichters. Deutsch von Luise Wolf. Stuttgart 1905. Axel Juncker. 178 S. — Oskar A. H. Schmitz: Lothar oder Untergang einer Kindheit. Ebenda 1905. 206 S. — Jules Laforgue: Sagenhafte Steinspiele. Mit einer Vorrede von Maurice Maeterlinck. Mit unbekannten Briefen an Max Klinger, Théophile Ysaye und Klary. Mit Porträten Laforgues von Franz Skarbina, Felix Valloton und anderen. Verdeutscht und eingeleitet von Paul Wiegler. Ebenda 1905. 230 S. — Dr. H. Meyer-Bremen: Lieben, Glauben, Hoffen. Lieder des Südens. Meran 1904. F. W. Ellmenreich. 109 S. — A. Grüllich: Unsere Seminararbeit. Ein Beitrag zur Organisation des sächsischen Seminarwesens. Meissen 1904. H. W. Schlimpert. 530 S. — Timm Kröger: Leute eigener Art. Novellen eines Optimisten. Berlin 1904. G. Grote. 310 S.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

…g 1904. München, Freitag, 4. November. Nummer 253.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.



Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.–, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.– (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.–)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Kultur und Kunst.

Wer den Hämischen spielen wollte, könnte heute sagen: Kultur und Kunst ist eine hübsche Alliteration, die in Mode ist. Und er hätte nicht nur etwas Hämisches gesagt, nicht auch, in der Zeit überwertiger Formäußerlichkeiten, nur etwas Oberflächliches. Wer gebraucht nicht heute diese beiden Begriffe, verbunden miteinander zu einem geistigen, begrifflichen, poetischen, „modernen" Einklang, bald zur Erhöhung der Wichtigkeit irgendwelcher kunstphilosophischer Ansichten und Ausführungen, bald, um damit die eigene tiefgründige Geistreichigkeit zu dokumentieren, bald, um die Modernität zu beweisen, und noch öfter, um da, wo Begriffe fehlen, das Wort sich einstellen zu lassen. Aber die Gerechtigkeit fordert es auch, daß besonders hervorgehoben wird, wie einige ihr eins und alles in ehrlicher Ueberzeugung daran hängen und es als ihre Lebensaufgabe betrachten, der Zeit und der Zukunft zu dienen, wenn sie recht viel beibringen zur Klärung der Begriffe — was nicht ausschließt, daß auch die Begriffe dabei verdunkelt werden — und durch Auseinandersetzungen, Betrachtungen und Aufklärungen zu ihrer Verwirklichung in unserer armen Gegenwart und trostlosen Zukunft beitragen, um uns so aus dieser gegenwärtigen Armut und zukünftigen Trostlosigkeit zu retten. So enthalten Kunstzeitschriften ihr Material, so entstehen Bücher bald in aparter, geschmackvoller Schmächtigkeit, bald in wohlgenährter Dickleibigkeit.

Es ist dabei das eine vergessen — so sehr Belehrung zu schätzen ist —, daß Kultur sowohl wie Kunst *Betätigungen* sind, erstere als Sinn, Inhalt, Richtung und Ordnung unser Leben durchdringend, umfassend, charakterisierend, erfüllend; letztere in der engsten Beziehung damit, in dem innigen Zusammenhang, in der der Schöpfer zu seiner Umwelt, die Schöpferischheit des einzelnen zum allgemeinen Lebensgehalt steht. Indem das eine vergessen und auf das andere das Denken — und auch wohl Empfinden — zu sehr eingestellt, vereinseitigt wurde, war das Feld freigegeben. Dem half noch eine Unproduktivität unserer Zeit, die doch nach Fruchtbarkeit begehrt, eine Impotenz, in der ein Rest Schöpferischkeit sich erhalten hat. Dieser Rest der Schöpferischheit, der sich früher in der Schöngeistigkeit der „Gesellschaft" ausgetobt hat, einen letzten Abglanz der großen Goethe-Zeit noch bewahrte, wie er in Spielhagenschen Romanen etwa vorkommt, anregend sich zu unterhalten wußte, die höchsten Probleme des Lebens und der Kunst streifend, und heimlich harmlose Gedichte verfaßte — bis ihnen die Epigonenzeit auch diese heimliche Harmlosigkeit nahm —, sie hat ihre dilettierende Künstlerschaft auf das Gebiet der Kunstkritik und Kunstphilosophie ausgedehnt, hat ihr die „impressionistische Kritik" erobert, verfaßt Bücher, die die Menschheit aufklären und die Künstler auf die „rechten Pfade" weisen und das eigentliche Wesen der Kunst erst eigentlich ergründen. Und so sind alle die ehemaligen Schöngeister heute Kritiker geworden. Wir haben gefordert, die Kritik müsse schöpferisch werden. Sie ist's in ihren neuen Anregungen, ihren einzigen Wegen und ihrem immer wieder verkündeten alleinigen Heil ihrer Theorien geworden. Gelehrsamkeit, die sich von der Gelehrtheit emanzipiert hatte, hat diese Kritik mit ihrem Oel gesalbt, und so hatte ihre Weisheit unbedingte Autorität erhalten, und wenn nötig, konnte sie sich hier auch die nötigen Mienen, Gesten und Kostümrequisiten borgen. Der Tiefstand der Kunst förderte noch den heillosen Respekt, und da keine starke Tat die Unfruchtbarkeit des Theoretisierens beweisen konnte, Versuche und Unrast sie nur nährten, Künstler selbst mehr als je in theoretische Auseinandersetzungen und Ausklügeleien sich einließen, nicht auch, ohne damit einen Kult um sich zu schaffen, so lief die Kunst förmlich den Prinzipien nach. Der Dogmatismus — der Praktiken natürlich nur — triumphierte. Alles ward Erfüllung, was ihn erfüllte. Wer nicht den gleichen Weg ging, der war verachtet, in die Niederungen verbannt und ward nicht für würdig gefunden, an der Tafelrunde des Königs Artus teilzunehmen und den alleinigen Gral anzuschauen. Er war ein ungebildeter Böotier. Denn Bildung war alles. Kultur war Bildung, Kunst Aesthetizismus geworden. Man war bei den letzten — oder sind's noch gar nicht die letzten? — Möglichkeiten der Lebens- und Kunstunfruchtbarkeit angelangt. Man stand über dem Leben, indem man an ihm vorbeiging. Und man hatte Geschmack und Form, man war ihr Hüter. Nicht der Form, die wie ein Zwang aus dem Gestaltungsdrang aufsteigt und Inhalt und Gehalt, Gedanken und Gefühl erst die Vollwertigkeit gibt und sie im Ausdruck nicht an dem hindert und mindert, was sie als Drängendes, Ungeborenes in der Seele, im unbefreiten Besitz des Schöpfers war. Nicht die Form als Befreiung und Letztes, als Endgültigkeit und Erhöhung also, sondern als ein Erstes, eine Uebung, ein Mechanismus, ein Fertigsein und Spiel, im Zurückgreifen auf Vorhandenes oder in Anlehnung an Altes, in Apartität und Verfeinerung, in allerlei Extravaganzen und Finessen, die selbst die Orthographie nicht schonten. Können war das Ziel, Künstlichkeit war als Kunst gestempelt.

In dieser Richtung und Entwicklung übernimmt die Theorie Kultur und Kunst als etwas Fertiges, als etwas, das auf das Leben aufgepfropft wird. Sie sind füreinander Voraussetzung und Folgerung zugleich, und sie resultieren selbst nicht aus der Wirklichkeit, der beweglichen Lebensbildung, sie sind Resultate und Filtrationen aus etwas Totem, schon Kristallisiertem, das künstlich durch Wissen und Kult, aufgelöst, wieder flüssig gemacht wird.

Anders stellt sich die Entwicklung dar, wenn Kultur und Kunst als Resultate, als endgültige Dokumentierungen des Lebens, der Lebensführung und des Lebensgehaltes an

sich und in ihren wechselseitigen Beziehungen aufgefaßt werden. Dann erscheint Kultur als der Lebensgehalt selbst, als seine Betätigung in voller Selbstverständlichkeit, ohne besonderen Theoretisierens und Hinweisens zu benötigen; Kunst ist dann die Gipfelung und Bestätigung dieser kulturellen Lebensdurchdringung, die Dokumentierung betätigter Lebensauffassung, einer Weltanschauung im höchsten Sinne.

Diese Auffassung arbeitet mit ihren Anregungen am Leben selbst, am Leben vorerst, an uns allen; sie will eine mehr reale Förderung, um zur Verwirklichung ihres Idealismus zu kommen, und, was hier das Wichtigste ist, sie läßt dem Künstler im wesentlichen Freiheit. Sie läßt Zeit und Menschen für ihn reifen, damit er selbst Frucht werden kann. Und sie betrachtet ihn wie sein Werk als Frucht dieser Reife, und vergißt wieder die Fruchtbarkeit des Werkes selbst in seiner Rückwirkung auf das Leben nicht. Hier hat eine andere Richtung eingesetzt, die auf Grund der letzteren Erscheinung die Korrelation der Begriffe Kultur und Kunst zu einseitig ansieht und sie zum Fundamente für den Aufbau ihrer Theorien macht. Die Theoretiker ersterer Art haben eine lange und vornehme Ahnenreihe, die ihnen allein zugehört, in deren letzten Gliedern nur beide Anteil haben, nicht ohne auch im einzelnen sich auf die älteren berufen zu können. Goethe, Schiller, Kant, Carlyle glänzen hier als die vornehmsten Namen. Neuerdings aber, und von ihm aus ging ein Hauptanstoß sogar, ist der Rembrandtdeutsche wirksam geworden. Nietzsche schließlich und Emerson, Walter Pater, Gobineau selbst und Taine, Hermann Grimm und Konrad Lange, anerkannt und als eigentlich praktischer Betätiger lange nicht genug gewürdigt, Alfred Lichtwark, bis man sich schließlich zu Lothar v. Kunowski und anderen verliert. Wir haben hier Real-Kunstphilosophen, die eine vorurteilslose Betrachtung des Seienden, des Lebens, des Kulturellen und künstlerisch Vorhandenen zu Grundlagen ihrer Betrachtungen machen, gewissermaßen das Vorhandene nützend, seine Werte auslösend und Wert und Unwert scheidend; und neben ihnen die mehr auf das Historische gerichteten Kunstüberschauer, die das Alte dem neuen Geiste aufschließen und fruchtbar machen wollen durch die beziehungsreiche, mit Parallelismen durchsetzte Darstellung der früheren Entwicklungen und künstlerischen Persönlichkeiten vergangener Zeiten. Mit der Gruppe der letzteren haben nun auch ganz besonders die ihre Zusammenhänge, die, wie erwähnt, das Heil allein von der Kunst für die Kultur, für das Leben erwarten, eine Auffassung, die in der Reziprozität der Begriffe sowohl wie in Erscheinungen und Wirkungen vergangener Epochen ihre Stütze hat, aber doch eine Verwechslung, wenigstens von einem gewissen Punkte der Erscheinungs- und Wirkungsmöglichkeit aus, des a priori Wirklichen und a posteriori Möglichen enthält, das ja gewiß, um das Seiende auch werden zu können — und es ist's ja auch schon geworden — das andere selbst wieder als Grundbedingung haben muß, in den geistigen, bewußten oder unbewußten, Bedürfnissen einer Zeit, deren Kern sich ausreift. Zugleich aber ist für die Einteilung in Gruppen zu bemerken und muß hervorgehoben werden, daß hier nichts unbedingt Trennendes ist und wie überall in der Kunst, sei es in ihrer ausübenden oder genießenden — beurteilenden — Betätigung, ganz und gar das Wort sich bestätigt: Alles fließt.

Wir verdanken der Kulturbetrachtung von der Kunst aus, wie ich es einmal allgemein ausdrücken will, ohne an das Unterscheidende der Richtungen dabei zu denken, viel feine Aufschlüsse. Wir verdanken ihr ganz besonders viel für die Befreiung aus dem starren Schranken- und Schachtelsystem der Kathedergelehrsamkeit, verdanken ihr viel Anregungen zu einem wissenden Genießen und genießenden Wissen, und, was mir ganz besonders wichtig erscheint, sie hilft viel mit, daß wir mehr und mehr abgerückt werden von der Kunstgeschichte der Höhepunkte; — auf Kosten der strengen Wissenschaftlichkeit für einige wohl, aber auch für die Wissenschaftlichkeit ist's nur ihr eigener Geist, in dem die Zeiten sich bespiegeln. Wir werden mehr und mehr das Gewebe der Entwicklungen und Durchgänge gewahr, aus denen sich ein Aufschluß und Verständnis ganz anders ergibt, das Kulturelle sich breiter entfaltet und tiefer aufschließt, zugleich aber der allgemeine Gehalt der Zeit und ihre Fruchtbarkeit Wert und Einschlag erhält und die Persönlichkeiten sicherer wachsen und ein richtigeres Maß erhalten. Die Kunstgeschichte schließt mehr die Verkettungen auf und weist nicht nur auf die Endglieder hin. Sie erinnert wieder daran, daß auch die Endglieder einem Ganzen angeschlossen sind, selber wohl ein Ganzes geworden. Andererseits sieht diese Kunstphilosophie und -historie in sich keinen Endzweck, sondern will die höhere Mission erfüllen, künstlerisch das Leben umzugestalten, und da ihre Vertreter meist, wie gesagt, einen eigenen Schöpferischkeitsfonds und ein im Grunde impotentes Schaffensbedürfnis haben, so wird ihr Stil anregend und geschliffen, gibt er der Begeisterung Maß im sorgfältigen Ausdruck und legt die Grenze der Schönheit mit Geschmack höher. Man schreibt schön in einem modernen Sinne, mit der Erfüllung formaler Forderungen, nicht immer, ohne den Inhalt die Kosten tragen zu lassen. Aber in einer Zeit, wo der Feuilletonismus so stark in der Schätzung gestiegen, tut das nichts. Wenn einer schreiben kann, so macht er spielend aus dem Falschen etwas Besonderes und auch die Geschmacklosigkeit deckt ein aparter Vortrag. In dieser Beziehung heißt's also wohl, ein wenig auf der Lauer sein und sich auch durch das funkelnde Spiel der Paroxismen nicht beirren lassen.

Es möge nun an der Hand von zwei jüngst erschienenen Büchern Allgemeines noch im besonderen beleuchtet und Entgegenstehendes und Sichberührendes aufgezeigt werden.

Wenn Hermann Muthesius[1]) ein Buch zusammenstellt, das er „Kultur und Kunst“ betitelt, so wird man in das wirkliche Leben geführt, so findet das Vorhandene seine Bewertung in dem, was es für die Kultur, was es durch die Kultur für die Kunst bedeutet, wie einerseits die Kunst seine Unterwerte deutlich aufdeckt, wie andrerseits Verfehlungen, Versuche und Wagnisse, wie Erfolg und exzentrische Ueberwertigkeiten für das Leben ausgenützt oder von ihm abgestoßen werden müssen. Man wird nicht in ein Land Utopia geführt. Man bekommt die Augen aufgetan für das, was um uns ist. Muthesius schreibt als Fundamentalsätze seiner Betrachtungen: „Die Kunst eines Volkes ist eine Aeußerung seines Charakters.“ Und: „So lange sich unsere Gesinnung nicht veredelt, kann sich unsere Kunst nicht veredeln, eine veräußerlichte Kultur kann keine verinnerlichte Kunst haben.“ Endlich: „Eine künstlerische Kultur ist nur auf dem Boden einer allgemeinen Kultur denkbar, die Basis dieser aber ist die Gesinnung und der Charakter des Volkes.“ Solche Sätze sind ein sicherer Halt. Es liegt mehr als nur Verständnis und Erkenntnis, es liegt eine Erdenfestigkeit darin, es drückt sich eine Persönlichkeit in ihnen aus, die sofort Autorität gewinnt, weil sie gesund ist, gewachsen, natürlich, fest, ehrlich. Was sie in den Kreis ihrer Betrachtungen zieht, das tut sie mit Ernst und Sachlichkeit. Sie hat nichts Kultisches und nichts Künstliches. „Ein mißleitetes Kunstinteresse ist fürchterlich. Gerade mit dem Begriff moderne Kunst ist neuerdings ein solcher Mißbrauch getrieben worden, daß man wünschen möchte, das Wort dränge weniger an unsere Ohren; vielleicht würde dann unbewußt mehr wirklicher Kunstsinn betätigt. Denn ein Trieb nach Kunst ist jedem natürlichen Menschen zu eigen. Ein harmonisches Menschentum ist auch künstlerisch. Eine künstliche Kunst aber führt in die Irre.“

Muthesius behält seinen ruhigen, klaren Blick, seine gerecht abwägende Art überall und belehrt wirklich. Man muß nicht immer einer Meinung mit ihm sein, aber man muß seine Meinung stets anerkennen. Er orakelt nicht. Es ist ihm nicht darum zu tun, Außergewöhnliches und Neues zu verkünden. Er ist sehr bestimmt in allem was er sagt, und ohne Scheu und Verklausulierung. Sein Negativismus ist ohne Rückhalt, wenn er sich äußern muß. Er zieht die Schäden deutlich ans Licht, weil er von ihrer Erkenntnis und Abstellung allein zunächst eine Besserung der Zustände erwartet. Bei dem Publikum fängt die Kul-

1) Eugen Diederichs, Jena und Leipzig.

nur an, die Kunst findet von da ihren Weg von selbst und natürlich. „Es ist daher eine ganz natürliche Folge der Ereignisse, daß unsere heutigen „Gebildeten" in der Kunst die reinen Barbaren geworden sind. Man höre in Kreisen, die keine unmittelbare Berührung mit der Kunst haben, in Philologen-, Juristen-, Offiziers- und Kaufmannskreisen künstlerische Fragen erörtern und man wird staunen über die gänzliche Abwesenheit jedweden Vorstellungsmaterials über Kunst; man wird eine Unkultiviertheit in künstlerischer Beziehung entdecken, die nur durch die Kühnheit und Sicherheit übertroffen wird, mit der trotzdem die schärfsten künstlerischen Urteile gefällt werden." Die Sachlichkeit, die Muthesius als die oberste Forderung für Architektur und Kunstgewerbe aufstellt, sieht er als das zusammenschließende Band für eine „einheitliche Betrachtung aller unserer menschlichen Bildungen" an, aus ihr sieht er die Kunst der Zukunft wachsen, weil ihr „unsere ausgereifte Kultur, unsere wirtschaftlichen und sozialen Bedingungen und der allgemeine wissenschaftliche Geist der Zeit das Wort reden". In ihr bilden sich unsere ästhetischen Anschauungen um, in ihr haben jetzt schon vorhandene Leistungen ihren Wert und ihre Fruchtbarkeit. Wie Muthesius uns das nahe Leben aufschließen und seine Erscheinungen zum Verständnis bringen will, das Leben in seinem allgemeinen Sinn erfassend, um seinen besonderen Geist der Kunst sich daraus kristallisieren zu sehen, führt uns Albert Dresdner[2]) ins Weite und geht einen umgekehrten Weg. Er dringt von der Kunst aus ins Leben, schließt es mit der Kunst auf, erhebt Forderungen an die Kunst, um daraus Lebensforderungen zu formulieren, sieht nicht nur alles unter dem Gesichtspunkte der Kunst, will vielmehr die Kunst zur Grundlage für alle menschliche, kulturelle Betätigung machen, und sieht eine Zukunft dann erst heraufsteigen, wenn seine Weisungen an die Künstler erfüllt sind. Der Titel seines Buches „Der Weg der Kunst" läßt sich leicht vervollständigen: Der Weg der Kunst zur Kultur. Und so schreibt der Verfasser als ersten Satz: „Dieses Buch stellt sich die Aufgabe, die Künstler auf den Weg des Lebens zu weisen, von dem sie abgeirrt sind, und den schaffenden Kreisen des Volkes bemerklich zu machen, welche große, ja entscheidende Bedeutung die Entwicklung und das Schicksal der Kunst für sie und all ihr Tun und Leben im gegenwärtigen Zeitpunkte hat." Der Satz klingt verdächtig nach Sätzen von sehr hoher Stelle. Die Kunst und Künstler Wege zu weisen, dürfte ein höchst unfruchtbares Unternehmen sein. Die Kunst und die Künstler zu schulmeistern, ist noch nie gelungen. Die Kunst und die Künstler gehen den Weg, den sie gehen müssen, aus Gründen des Kulturzusammenhangs, und geht dieser Weg in Niederungen, Verflachungen, Verirrungen und Auflösung, so hat er auch darin seine tiefer leitende Notwendigkeit.

Dresdners Buch ist sehr interessant in seinen Betrachtungen des Historischen, obgleich man das Gefühl einer geistigen Patenschaft nicht ganz los wird. Wo er das Gebiet modernen Lebens aufschließen will, führt er leicht ins Utopistische und läßt Feuilletonismen stehen, die sich in einem Buche nur schwer vertragen. Er glänzt in Halbrichtigkeiten. Hier macht sich der Mangel der Persönlichkeit deutlich fühlbar. Ich finde es z. B. unter Umständen sehr anregend, einmal zu sagen: „Das Janusgesicht unserer Zeit trägt auf der einen Seite die Züge Böcklins, auf der anderen die Menzels." Nach Dresdners Charakterisierung Menzels möchte man den zweiten Teil des Satzes eher billigen — die sachliche Seite unserer Zeit —; für den ersten Teil aber finde ich nicht genug Bestätigungen — wenn wir überhaupt das Janusgesicht unserer Zeit schon erkennen können — und dann ist schließlich der ganze Satz allzu raketenhaft, um ein dauerndes Leuchten strahlen zu können. Ebenso gewagt ist dieser andere: „Die größte Kraft der deutschen Geschichte des 19. Jahrhunderts hat Menzel gefaßt und der Kunst zugeführt; die künftige deutsche Kunst wird mit einem Tropfen preußischen Oeles gesalbt sein." Wieder ein Ausspruch, der das Fatale hat, daß man seinen ersten Teil eher hinnehmen mag — Kraft als Stärke und mehr in einem physischen oder mechanischen Sinn verstanden —, der zweite Teil aber erweckt starke Zweifel. Ich glaube nicht daran und hoffe auch, daß sich die Prophetie nicht erfüllen wird. Man könnte sogar sagen: was der preußische Geist für die Kunst sein und geben kann, das hat Menzel gerade bewiesen und gegeben. Und in Menzel sind zugleich die Grenzen festgelegt und verdeutlicht. Einen Zwang, auch in der Kunst, wird der preußische Geist ausüben können, ob es ihm gelingen wird, die Tore des Lebens aufzureißen, daß es frei und breit, über Pflichtstärke und Tüchtigkeit hinaus, durch sie einziehen, einströmen kann, das ist eine andere Frage. Die deutschen Triebkräfte wurzelten von jeher immer mehr im Süden, und Nord und Süd sind bei uns immer noch so sehr unterschieden, daß zur Allgemeingültigkeit des Deutschen für die Deutschen ein besonderer Ausgleich nötig ist, derselbe Ausgleich auch heute noch, der Goethes Geburt rein geographisch begünstigte.

Ganz und gar nicht eins werden kann man mit Dresdners Darlegungen über den Impressionismus. Freilich, wenn man die Frage der Technik immer wieder als die Grundfrage des Impressionismus hinstellt, dann ist's von vornherein gefehlt. Es ist so viel Geistreiches — und noch mehr Geistreichelndes freilich — über den Impressionismus geschrieben worden, es scheint nur verwirrt zu haben. Und dabei gibt es kaum ein ruhigeres und klareres Buch als Tschudis „Manet", das die Sache nicht mit der Technik entwurzelt. Es wird immer vergessen, daß nirgends in einer noch fortdauernden Kunstbewegung ein Ende zu sehen ist, sondern ein Anfang viel öfter und ein Durchgang meist. Man hätte ja, was der Impressionismus in Werken gegeben, vielleicht auch in Theorien geben können. Die alte Verwechslung von Schaffen und Theorie für Wert und Wichtigkeit der Entwicklung. Und die Theoretiker können nie warten. Das haben sie mit den Banausen und Philistern gemein. Kunst und Künstler wollen Zeit haben, und unser Verständnis will Entfernung. Gewiß, es ist schön, „die Kunst der Zukunft, der wir zustreben, und der wir nach unseren geringen Kräften durch Verständigung über einige ihrer nötigsten Voraussetzungen und durch Hinwegräumung dürren Gestrüpps den Weg zu ebnen bemüht sind, soll und wird eine Kunst für das schaffende Volk sein —" gewiß ist das schön, und wir alle, die wir es ernst mit der Kunst und uns selbst meinen, sind einig darin und wollen dasselbe; aber wir sehen den Weg mit Werken bestellt, von Werken bezeichnet und gewiesen, weil des Lebens goldener Baum in ihnen blüht, blüht nach der Kraft seiner Wurzeln und den Säften seines Wurzelbodens, voll oder matt, prangend oder angekränkelt — immer ist er doch grün, grün des Lebens. Viele Steine gehören zu einem Bau, und aus Generationen erst wächst der Genius. Dresdner behauptet, der Bismarck der neuen Kunst, „der geistigen Einigung Deutschlands wird ein bildender Künstler sein". Warum soll dieser Bismarck in Richard Wagner nicht schon dagewesen sein? Und warum soll er gerade ein bildender Künstler sein? Weil sich Dresdner vorwiegend mit bildender Kunst beschäftigt. Lassen wir alle, die schaffen, geruhig am Werke! Die Zeit wird alles klären und ausscheiden, das Unkraut ausreißen und den Samen betauen, aus dem der Weizen wächst.

Wir werden eine Kultur haben, dann werden wir auch eine Kunst haben. Wir werden eine gewachsene Lebensanschauung betätigen, dann wird das Schaffen sie dokumentieren, wird sie ergänzen und vollenden, wird sie erfüllen. Aber mit Theorien ist keine Weltanschauung zu machen, bestenfalls kann sich mit ihrer Hilfe ein einzelner sein Leben zurechtmachen, ein allgemeiner Wurzelboden, auf den es ankommt, ist damit nicht geschaffen. Wunderbar sind Lessings scharfgeistige Theorien heute noch und sicher haben sie stark gewirkt, seine „Minna von Barnhelm" hat aber tausendmal mehr geholfen als alle Auseinandersetzungen, und er und Klopstock und Herder e tutti quanti waren nötig, in ihren Werken, um das Werk Goethes vorzubereiten, in dem alle aufgegangen sind, in dem die deutsche Kultur sie und sich am höchsten gekrönt hat.

[2]) Eugen Diederichs, Jena und Leipzig.

Von aktueller Bedeutung ist im Buche des Hermann Muthesius sein Aufsatz über die Wiederherstellung alter Bauten, weil der Wiederaufbau des Heidelberger Schlosses unserer Kultur und Kunst die größte Blamage zufügen und uns der Lächerlichkeit, dem Hohn der Zukunft preisgeben soll. Vielleicht auch von aktueller Bedeutung ist die Entgleisung Dresdners in dem, was er über Offizierskleidung als „schöner Tracht“ sagt, und daß er erklärt, daß wir „im Parademarsch die einzige schöne oder doch charakteristische Form rhythmischer Bewegung großer Massen, über die wir verfügen, besitzen“.

Das Theoretisieren in der Kunst ist eben Mode, und jede Mode muß auch ihre Lächerlichkeit haben. Diese Saisonkrankheiten der Kunst überwinden sich durch sich selbst. Stellen wir das eine zum anderen, und nehmen wir alles nur in allem — viele arbeiten am Material für den Bau. Der Bau selbst ist dem Schöpfer vorbehalten. Die Schöpferischkeit wird geboren, sie läßt sich nicht herbeizwingen. Wenn die heutige Mode des Theoretisierens vielleicht nicht Geburtshelferdienste leisten darf, ein paar Windeln schneidert sie dem Kommenden immerhin. Und Windeln sind notwendig, darum verachte sie niemand.

Paris. Wilhelm Holzamer.

Koloniale und kolonialwirtschaftliche Gedanken über Nord-Kamerun.

Von Hauptmann a. D. Hutter.

(Schluß.)

Außer den unmittelbaren Lebensbedürfnissen produzieren die Eingeborenen derzeit nichts, was als Farmprodukt einen Wert für den europäischen Markt hätte. Die Urbarmachung des an sich ja unermeßlich fruchtbaren Bodens ist naturgemäß mit Schwierigkeiten verbunden; und da der gleiche Urwald müheloser zu gewinnende Handelsprodukte bietet, der Oelpalme und Gummipflanze entnommen, wozu noch Elfenbein tritt, so liegt es auf der Hand, daß die Waldlandneger vorerst fast nur ein Handelsvolk sind; und nach der Art der Gewinnung dieser Produkte ein Raubbau-, Raubhandelsvolk! Das bringt nun wohl für den Produzenten, wenn dieser Ausdruck bei dieser Art von Wirtschaft berechtigt wäre, und für den Abnehmer vorübergehend ganz stattliche Einnahmen — und vorübergehend bedeutet in der Wirtschaftsgeschichte eines Landes auch noch ein Menschenalter —, aber es ist ein grundfalscher Betrieb, dessen unheilvolle Folgen, nach dem Worte der Schrift, das dritte und vierte Glied erst treffen. Er gleicht in augenblicklichem Gewinn und den folgenschweren Konsequenzen ganz und gar unrationeller Abforstung. Zum mindesten muß mit allen Mitteln sachgemäße Gewinnung dieser fertigen Naturprodukte erzwungen werden — wenn's nicht anders geht, durch Sistierung oder Einschränkung der Abnahme, also des Handels, zugunsten der unbedingt nun einzusetzenden landwirtschaftlichen Aera! Diese aber ist anzubahnen dadurch, daß der derzeitige kleinbäuerliche Farmbetrieb zu einem durch die Eingeborenen unter staatlicher Aufsicht fach- und sachgerecht betriebenen Plantagenbau entwickelt und erweitert wird, vorerst nur in dem Umfang, wie ihn die einzelne Familie unter Zuhilfenahme ihrer Mitglieder (Angehörige und Sklaven) zu leisten imstande ist.

Der Neger ist durchaus nicht faul, in dem Sinne, in dem man es gewöhnlich behaupten hört. Er hat nur vorerst einerseits noch wenig Bedürfnisse und strebt andrerseits danach — wie übrigens jeder Mensch, auch der weiße! —, auf schnellste und bequemste Weise seine Interessen zu erreichen. So lange er das durch den Handel müheloser kann als durch körperliche Arbeit, wäre er töricht, nicht diesen bequemeren Weg einzuschlagen.

Der Neger ist aber auch habgierig und pfiffig. Sobald er erkennt, wo ihm ein größerer und ständigerer Profit erwächst, geht er schon heran an ihm vorerst fremde Beschäftigungen. So war es z. B. ja auch mit der Gummigewinnung, die ihm bekanntlich im Kamerun-Gebiet erst die Schweden Knutson und Valdau Ende der 70er Jahre gezeigt haben. Im Anfang hat er sich nicht dafür begeistert; jetzt nach Erkenntnis des abwerfenden Gewinnes rafft und raubt er schon längst, was an Gummipflanzen im Urwald zu finden.

Ist dem Neger einmal der bleibende Wert eines Kaffee-, eines Kakaobaumes u. s. w. klar und hat er die Gewißheit, daß ihm die davon gewonnenen guten Produkte zu einem bestimmten Preis ständig abgenommen werden, so wirft er sich — das ist absolut sicher für jeden, der den Neger kennt — gern und eifrig auf die neue lukrative Beschäftigung.

Ein wichtiger wirtschaftlicher Faktor wird damit geschaffen: das Gefühl des Besitzes, der Sicherheit des Besitzes — ein Gefühl, das zur Zeit noch eigentlich kein heidnischer Neger hat. Sein derzeitiger Besitz ist meist beweglich (Weiber, Sklaven, Vieh), und der ist mehr oder weniger der Willkür des Häuptlings, des Mächtigen überhaupt preisgegeben. Anders bei Plantagen! Jeder stehende Kakao- u. s. w. Baum bildet einen abschätzbaren stabilen Wert. Die einzelnen Farmen, die Zahl der Bäume, die Besitzer werden von der Regierung gebucht: das ist das richtige Grundbuch für eine Kolonie!

In demselben Grade, wie der Neger mit diesem Gefühl des gesicherten Besitzes sich mehr als Herrn des Bodens fühlen lernt, in demselben Grade wird er — ihm unvermerkt — immer mehr in ein Abhängigkeitsverhältnis zur Regierung gebracht, mit einem Netz von abhängigen Beziehungen umsponnen. Jetzt, aber auch erst jetzt, kann die Regierung an Ein- und Durchführung einer Steuer denken (wobei ich eine Art „Familien“steuer für das gerechteste und mildeste System halte, nicht aber die echt juristische, rücksichtslose „Hütten“steuer), jetzt hat sie Pfandobjekte, jetzt können Strafen abgearbeitet, nicht bloß abgesessen werden.

Unbedingt staatlich aber muß dieser Betrieb sein; denn nutzbringend wird er erst nach Jahrzehnten, und darauf kann sich kein Privatunternehmen einlassen. Und zur Durchführung muß eine neue Beamtenkategorie eingesetzt werden — neu in unseren Kolonien; die Engländer haben schon längst ihre „native commissioners“. Nennen wir sie meinetwegen Plantageninspektoren. Sie haben Anleitung zu Anlage und Betrieb zu geben; Pflanzen, Samen, Werkzeuge u. s. w. unentgeltlich zu verteilen; Buchung, Vermessung der Pflanzungen vorzunehmen; überwachen und inspizieren Betrieb; sind Mittelspersonen beim Verkauf u. s. w.; also land- und leuteerfahrene, praktische, ruhige Männer. Gern wird dafür der Afrikakenner mehr als eine europäisch-theoretische Kategorie aus dem Verwaltungsapparat ausscheiden sehen!

Die Großplantagen fördern von selbst diesen Kleinbetrieb der Eingeborenen ganz außerordentlich: ein jeder Arbeiter bringt einen Schatz von Kenntnissen nach Hause und kann ihn auf seiner eigenen Pflanzung verwerten.

So können wir auch einzig und allein wirklich eine „kulturelle Mission“ erfüllen, ohne vor uns selbst, wenn wir diese Phrase gebrauchen, stets erröten zu müssen. Und auf friedlichem Wege geht sie dann vor sich; Hand in Hand mit tatsächlicher Beherrschung des Landes, die nie und nimmer der ausbeutende Handel schaffen kann, sondern lediglich die schlummernden Hilfskräfte des Landes! „Afrika den Afrikanern, uns aber die Afrikaner.“

Neben dieser Hauptaufgabe als Plantagenland kann und soll das Waldland nach wie vor die in so reichem Maße in seinen Urwaldmeeren aufgestapelten fertigen Produkte im Handel zu Markte bringen.

Adamaua. Auch hier gestatten die Boden- u. s. w. Verhältnisse des weitaus größten Teiles der ganzen Landschaft Einführung rationellen Pflanzungsbetriebes seitens der Eingeborenen über ihre täglichen Bedürfnisse hinaus. Entsprechend dem Steppencharakter der Landschaft, kommt aber hier noch ein animalischer Faktor zu kleinbäuerlichem

Betrieb sowohl wie zur Arbeit im großen, gleich den Großplantagen der Europäer unten im Waldland, zur Bodenausnutzung hinzu, und ich möchte ihm noch größere Zukunft versprechen als der Agrikultur: es ist die Viehzucht (in erster Linie Rinder, dann Pferde und Schweine). In den Eingeborenen findet der diese Zucht im großen auf den ungemessenen Weidegründen treibende Weiße dieselbe Unterstützung und Hilfskräfte wie sie sich der Bur in Südafrika in den Kaffern geschaffen hat.

Aber gleich diesem muß er die Behandlung des Eingeborenen verstehen lernen! Es ist dies überhaupt ein Moment, das ja auch unten im Waldland außerordentlich wichtig ist; hier oben aber infolge der komplizierteren und eigenartigen volklichen Verhältnisse noch erhöhte Bedeutung gewinnt. Auch bei der gleich auszuführenden weiteren kolonialwirtschaftlichen Ausnutzung dieser Gebiete ist es von geradezu ausschlaggebender Bedeutung. Bei seiner Wichtigkeit werde ich diesem Kapitel noch eigens ein paar Worte widmen; hier möchte ich nur die politische Seite gerade in Adamaua streifen. Nicht die Unterdrücker, die herrschenden Fulbe, dürfen protegiert werden, sondern die von ihnen Unterdrückten, die heidnischen, volkreichen Sudan-Negerstämme, sowie ganz besonders die letzteren weit näherstehenden toleranten, klugen Haussa, das eigentliche Kulturelement in diesen Ländern und die Zukunftsmischrasse Adamauas. Der Fulbe sieht und muß im Europäer seinen Konkurrenten, seinen Ueberwinder, also seinen Feind sehen — daß er jetzt und vielleicht noch eine Zeit lang, durch den raschen Eroberungszug der Schutztruppe überrumpelt, sich ruhig verhält, ändert daran gar nichts. Der religiöse Fanatismus des intoleranten Mohammedaners — und diese Eigenschaft ist unausrottbar im Fulbe eingewurzelt — kommt noch hinzu. Weit klüger und in verständnisvoller Einsicht in den resp. Volkscharakter weitschauender und uns damit in Zukunft manch blutige Zusammenstöße ersparend ist es, wenn wir die unterjochten Neger gegen ihre alten Erbfeinde ausspielen, als einst diese und dann ihre jetzigen Gegner dazu als Feinde zu haben. Wohl verfahren die Engländer, wie jüngst der englische Gouverneur von Nord-Nigeria, Sir Frederic Lugard, in seinem in der Londoner Geographischen Gesellschaft gehaltenen Vortrag bemerkte, in Nord-Nigeria ebenso, „analog wie in Indien“, wie er sagt. Das ist aber falsche Politik, ohne geschichtliche und ethnische Würdigung übertragen. Dort ist Fürst und Volk eins, letzteres in blinder Anhänglichkeit an seine Dynastie, und mit dem Herrscher ist auch das Volk unser. Ganz anders in Nord-Nigeria und Adamaua aus dem mehrerörterten Hassesgegensatz zwischen Herrscher und Beherrschten.

Ganz besonders geeigenschaftet ist Adamaua aber als Exportland menschlicher Arbeitskräfte — unter Export nur Verwendung in anderen Gebietsteilen der eigenen Kolonie verstanden. Und hier kommt ausschließlich die heidnische körperlich und intellektuell ausgezeichnet veranlagte Sudan-Negerbevölkerung, aber nicht der Fulbe in Betracht; auch nicht der Haussa: jener ist der „ritterliche Faulenzer“, dieser nur Händler.

Kamerun bedarf der Menschen zu doppelten Zwecken: als Soldaten für die Schutztruppe; als arbeitende, schaffende Kräfte für die schon bestehenden und sich hoffentlich vergrößernden und mehrenden Großplantagen im Waldland, für den zukünftigen Großviehbetrieb in Adamaua. Und die Perle unserer Kolonien hat auch diese Hilfsmittel im reichsten Maße: man darf sie nur zu nehmen und zu halten verstehen!

Daß der Sudan-Neger zum Soldaten sich eignet, davon kann ganz besonders ich auf Grund fast zweijähriger Erfahrungen mit den Bali sprechen; das bezeugt von einem südlicheren Stamm Dominik. Daß er zum Arbeiter sich ausgezeichnet eignet, das bestätigt die größte und sich bestrentierende Pflanzung, die Viktoria-Plantage. Erst jüngst (Mai 1904) schrieb mir ihr derzeitiger Leiter: „Ihre Bali sind nach wie vor unsere Stütze.“ —

Aber noch zu etwas ist Adamaua geeigenschaftet: zur Lösung oder wenigstens zur Mithilfe an der Lösung einer sozialpolitischen Aufgabe: zur Aufnahme des Bevölkerungsüberschusses des Mutterlandes, zur Ansiedelung.

Zu dieser Aufgabe muß eine ganz bedeutende lokale Einschränkung gemacht werden mit Rücksicht auf den für die gesundheitlichen Verhältnisse eventueller Ansiedler ausschlaggebenden klimatischen Faktor. Unter diesem Gesichtspunkt kann für eine Ansiedelung nur der westliche und südliche Teil Adamauas südlich des Benuë in Betracht kommen, die hochgelegenen Landstriche um Bali herum (etwa 6 Grad nördlich und 10 Grad östlich) und um Jaunde. Es sind das viele hundert Quadratkilometer, auf denen viele tausend Auswanderer Platz haben, o h n e den Afrikaner, den Herrn des Landes, zu verdrängen!

Bei der meiner Ueberzeugung nach so ungemeinen Wichtigkeit gerade dieser Aufgabe einer Kolonie seien mir noch einige weitere Ausführungen gestattet. Das Klima ist insbesondere in den Bali-Gebieten fast europäisch zu nennen (mittlere Jahrestemperatur 18 Grad Celsius, Maximum 32 Grad, Minimum 6 Grad). Malaria ist hier oben fast unbekannt; die Landesprodukte aus Tier- und Pflanzenwelt bieten reiche und abwechslungsreiche Erzeugnisse; der Boden ist außerordentlich fruchtbar und leicht zu bebauen. Unsere Versuche mit europäischen Gemüsen hatten besten Erfolg; und die geringe Temperaturhöhe erlaubt dem Weißen intensive körperliche Arbeit (wir haben gearbeitet wie die Bauern). Für Ackerbau und Viehzucht sind die Verhältnisse gleich günstig. Vorzügliche Wasserkräfte und gleichmäßige Windstärken fordern zur Anlage von industriellen Unternehmungen, von der einfachen Wind- und Sägemühle angefangen, geradezu heraus. Eisenhaltige Mineralien sind zahlreich; vortrefflicher Lehm und Ton gestatten Ziegelfabrikation und Töpferarbeiten jeder Art.

Dem weißen Ansiedler ist eine gesunde, vorerst zwar bescheidene, aber auskömmliche Existenz bei fleißiger Hände Arbeit sicher — in d e u t s c h e m Ueberseel Gott sei Dank, daß es keine Goldfelder gibt, wo das gelbe Erz den Abschaum der Gesellschaft lockt.

Und gewinnabwerfend werden Ackerbau und Viehzucht von dem Moment ab, wo bessere Verkehrsverhältnisse diese Landstriche an den Weltverkehr angliedern: an die Küste, und noch näher und besser an den Benuë.

Mit allen Kräften muß diese Aufgabe in Angriff genommen und gefördert werden: Unterstützung der Ansiedler in jeder Hinsicht, kostenlose Ueberfahrt, kostenlose Ueberlassung von Land, Abgabe von Werkzeugen, Befreiung von hemmenden europäischen Vorschriften, insbesondere der Wehrpflicht — das sind einige der vom Staat anzuwendenden Fördermittel!

Gleichwie unten im Waldland geht neben diesen vielseitigen Aufgaben, die Adamaua im kolonialen Haushalt zu lösen berufen und imstande ist, der Handel weiter. Adamauas Wasserstraße, der Benuë, zieht auch diesen Faktor magnetisch an.

Auch der nördlichste Teil Kameruns, das Tsadsee-Gebiet, D e u t s c h - B o r n u, das ich hier bei Entwicklung meiner kolonialen Gedanken, entsprechend der oben begründeten lokalen Einschränkung, nicht näher behandle, gravitiert in allem und jedem zu dieser „Eingangspforte“. Und durch die Lenfantschen Erkundungen (1903) bezüglich der Wasserverbindung Benuë-Logon-Tsad und damit des Atlantik mit dem Tsadsee eröffnen[6]) sich bei weitsichtiger, energisch angepackter Ausnutzung derselben weittragende Perspektiven, in erster Linie für den Handel.

Wie wir Afrika den Afrikanern lassen sollen und doch, oder richtiger eben dadurch, kolonialwirtschaftlich auf unsere Rechnung kommen können, habe ich mit dem hiermit in großen Zügen entwickelten Programm für mein engeres Nordkamerun zu zeigen versucht.

Wie wir uns die Afrikaner zu eigen machen müssen, mittelbar durch Bodenbewirtschaftung und Viehzucht, unmittelbar durch Verwendung als Arbeiter und Soldaten, auch darüber habe ich mich da und dort bereits ausgelassen.

6) Näheres hierüber im Bulletin du comité de l'Afrique française 1904, Nr. 2 und 3.

Bei der Wichtigkeit und Schwierigkeit dieser Aufgabe seien mir noch einige Ausführungen gestattet.

Ich knüpfe da an eine Stelle in meinen einleitenden Worten an. Wo immer wir in Afrika Kolonien schaffen, müssen wir ehrlich genug sein, uns zuzugestehen, daß wir damit vom idealen Rechtsstandpunkt aus eine Vergewaltigung begehen, daß wir nichts sind als Eindringlinge. Aus dieser unleugbaren Tatsache ergeben sich von selbst für die Behandlung des Negers sehr beachtenswerte Schlüsse. Ich greife nur ein paar heraus, mit denen ich mich in bewußten Widerspruch zu allgemeinen Gepflogenheiten der „Kulturbringer" setze. Einmal die eigentlich doch recht naive jeweilige Erklärung des gesamten resp. Gebietes als sogenanntes Kronland. Ich halte das für unklug; daß es ungerecht ist, folgert aus der Ungerechtigkeit kolonialer Arbeit überhaupt so schon von selbst. Dann ist wohl ebenso unklug (von der Gerechtigkeit ein für allemal abgesehen) die Erhebung von direkten Steuern; zum mindesten ist das eine ganze Reihe von Jahren verfrüht. Von diesem Gesichtspunkt aus, dem Fundamentalunrecht der Besitzergreifung afrikanischen Landes aus betrachtet, erhalten auch die sogen. „Aufstände" der „Rebellen" eine wesentlich andere Beleuchtung. Was wir draußen so nennen, hat man, bei uns und von uns angewendet, einmal Befreiungskriege geheißen! Auch die Kampfweisen und Kampfmittel der Eingeborenen Afrikas barbarisch, grausam u. s. w. zu nennen ist einfach lächerlich und jedes Verständnis für den Neger bar. Er kämpft eben mit dem Weißen, wie er auch mit seinen Stammesgenossen kämpft; offen, mit List; je nachdem. Wir tun hierbei — wie überhaupt in so **recht vielen** Punkten! — recht gut, einmal bei uns Umschau zu halten, entweder jetzt oder nur ein paar hundert Jährchen früher, wo wir ja doch auch schon den „Schwarzen" und „Wilden" weit über waren in Kultur und Humanität?? —

Daß wir diese Unabhängigkeitsbestrebungen — das ist wohl die richtigere und gerechtere Bezeichnung — unterdrücken und aufhören machen müssen, ist klar, in notwendiger Konsequenz einer rücksichtslosen, aber notwendigen und gesunden Kolonialpolitik. Aber eben hinsichtlich Entstehung dieser Unruhen und auch bei Unterdrückung derselben dürfen wir ihre gerechte Ursache nicht vergessen und verkennen.

Nächst dem steten Gedenken daran kann eine richtige Behandlung des Negers nur aus genauer Kenntnis seines Charakters, seiner Eigenart, sodann aus Kenntnis seines ganzen Kultur- und Sittenlebens hervorgehen (es ist letzteres Moment, nebenbei bemerkt, die so außerordentlich wichtige praktische Seite der Wissenschaft der Völkerkunde); also kurz, aus afrikanischer Menschen- und Völkerkenntnis.

Ich kann mich hier natürlich weder auf das eine noch das andere Moment nur irgendwie näher einlassen und wollte nur darauf hinweisen. Nur so viel: der Neger wird in physischer, intellektueller und ethischer Richtung meist grundfalsch beurteilt; er wird einerseits weit unterschätzt, andrerseits — in verblüffender Inkonsequenz — soll er europäisch-kulturell denken, handeln und behandelt werden.

Auf richtiger Behandlung (im weitesten, all die vorerwähnten Momente umfassenden Sinn) muß Regierung und Verwaltung der Kolonie basieren; richtige Behandlung muß auch dem einzelnen Weißen beim Verkehr mit dem Eingeborenen oberster Grundsatz sein. Aber leider, nicht jeder, der hinausgeht, hat die Gabe hierzu; es sind sogar nur wenige, die das verstanden haben und verstehen. Aber im Interesse der Humanität, im Interesse ruhiger, gesunder wirtschaftlicher Entwicklung **muß** das verlangt werden, und wie nicht leicht wo gilt hier bei der Auswahl des weißen Menschenmaterials der Grundsatz: das Beste ist gerade gut genug. Notwendig damit verbunden ist Stabilität in Besetzung der verschiedenen Posten; Afrika ist kein Durchgangsgebiet, es ist Lebensaufgabe; ich glaube mich nicht deutlicher ausdrücken zu müssen!

In unseren nivellierten Verhältnissen zu Hause schadet Wechsel, schadet mal ein gelegentlicher Mißgriff in der Wahl einer Person nicht so sehr viel. Anders in Afrika. Wer es nicht selbst gesehen und erfahren hat, macht sich keinen Begriff von der Macht der Persönlichkeit draußen. Da fällt der Name eines Mannes, der von Mund zu Mund der Eingeborenen geht und mit Furcht und Zutrauen zugleich ausgesprochen wird, tausendmal schwerer in die Wagschale als Titel oder Rang, wiegt Geld und Bajonette auf. — —

Groß- und Kleinplantagenbetrieb, Viehzucht, Getreidebau und Handel, kurz alle kolonialwirtschaftlichen Aufgaben können aber nur aus- und durchgeführt werden, und zwar rentabel durchgeführt werden — und wir wollen ja von unseren Kolonien finanzielle Vorteile —, wenn Verkehrsstraßen im Lande existieren. Der Verwaltungsapparat, politische und militärische Maßnahmen bedürfen ihrer nicht minder. Die so wichtige soziale Aufgabe der Ansiedlung, die nur im hochgelegenen Binnenland zur Ausführung gelangen kann, steht und fällt mit guten Verkehrsverbindungen von der Küste ins Innere, denn man darf doch den Ansiedler nicht im wochenlangen Marsch durch die ungesunden Niederungen infizieren und schwächen! So sind Verkehrsstraßen das Geäder im kolonialen Leibe. Bietet solche die Natur, um so besser; hat sie solche versagt, müssen sie geschaffen werden: ihr Vorhandensein oder aber das Gegenteil entscheidet über das wirtschaftliche Sein oder Nichtsein der Kolonie.

In meinem engeren Nordkamerun ist uns nun die Natur in dieser Beziehung, wie in all und jedem, in ausgedehntem Maße entgegengekommen, weit mehr als z. B. drüben in Ostafrika; wir brauchen bloß noch auszubauen. Wir haben im Waldgebiete, ganz besonders aber in Adamaua, die Hauptschlagadern — um im anatomischen Bilde zu bleiben — in Gestalt von praktikablen Wasserläufen. Im Waldland Nordkameruns ist es der Mungo und ganz besonders der weit ins Innere reichende sogenannte Croßfluß oder Manyu. Allerdings liegt dessen Mündung leider nicht mehr in deutschem Gebiet. Aber man sollte doch glauben, daß hier diplomatische Verhandlungen mit England in irgend einer Form zu befriedigendem ständigen Ausgleich führen müßten; im schlimmsten Falle müßte eben die kurze Strecke des englischen Flußunterlaufes durch zu bauendes Verkehrsmittel ersetzt werden. Bedarf es zwischen diesen beiden Naturstraßen weiterer, so gestatten die Bodenverhältnisse und verhältnismäßig geringe Tiefe des Waldgebietes unschwer die Anlage solcher.

In Adamaua kennen wir das Verkehrsgeschenk der Natur bereits, die Barthsche Eingangspforte bis ins Herz des Sudan, den Benuë. Und die von diesem schon vermutete und von dem Franzosen Lenfant 1903 bestätigte fast ununterbrochene Wasserverbindung dieses Stromes durch seinen Nebenfluß Mao Kebbi mit dem Logou und damit mit dem Tschadsee eröffnet die weitesten Perspektiven. Diese gewaltige Wasserstraße vom Atlantik zum Tsad bedarf nur des Ausbaues und der Einfügung eines kurzen Verbindungsgliedes da, wo Katarakte im Mao Kebbi auf etwa 1 Kilometer den Wasserweg vorerst noch unmöglich machen. Gleiche Umgehung hat am Kongo an den Stanley-Fällen schon längst statt.

Aber selbst ohne diese Zukunftsaussicht ist der Benuë die unschätzbare fertige Naturstraße, und bei ihm hat es nichts zu sagen, daß ja auch sein Mittel- und Unterlauf durch englisches Gebiet führt: auf ihm ist auch deutschen Fahrzeugen laut der Niger-Akte die Bahn frei, und endlich weht an seinem deutschen Ufer die deutsche Flagge von der deutschen Station Garua. Garua muß der Knotenpunkt werden, wo die anzulegenden Nebenadern in den Hauptast einmünden.

Welcher Art hier oben und unten im Waldgebiet die auszubauenden oder anzulegenden Verkehrsadern sein müssen, darüber, meine ich, kann im Zeitalter des Dampfes und der Elektrizität keine Meinungsverschiedenheit mehr herrschen: es können **nur Bahnen** sein. Mit Straßenanlagen in Afrika etwas ausrichten zu wollen, kann dem, der nur einmal in das Land mit seinen derzeitigen Pfaden, derzeitigen Transportmitteln (den Trägern), mit seiner Vegetation und seinen Wasserläufen einen Blick etan, nur ein mitleidiges Lächeln entlocken.

Darüber kann also nicht mehr ernsthaft diskutiert werden. Wohl aber darüber, ob eine große Durchgangsbahn oder eine Reihe von Stich-, von Radialbahnen gebaut werden soll.

Ich habe durch die Betonung der Ausnutzung eventuell von der Natur geschenkter Verkehrsmittel meinen Standpunkt bereits angedeutet. Eine große Durchgangsbahn halte ich für vollständig überflüssig, wenigstens auf lange Zeit hinaus; der Benue ist unsere natürliche Durchgangsbahn; zu ihm gravitiert das ganze Hochland, das ganze Tschadsee-Gebiet. Um die ungeheueren Kosten, die eine solche verschlingen würde, schon der außerordentlichen Geländeschwierigkeiten halber — ich erinnere nur an den Steilabfall des Hochlandes mit Höhendifferenzen von 800 bis 1000 Meter — kann eine ganze Zahl der so unbedingt notwendigen Stichbahnen gebaut werden.

Wie bei Aufstellung eines kolonialwirtschaftlichen Programms stets die Sonderverhältnisse von Land und Leuten berücksichtigt werden müssen, so darf auch bei Anlage von Verkehrswegen nicht frischweg das, was vielleicht in einer Kolonie zweckmäßig ist, auf eine andere Kolonie übertragen werden. Ein Blick auf eine hydrographische Karte Nordkameruns (nur der schiffbaren Wasserläufe) ist der beste Beweis ohne viel Worte für meine Anschauung. Wir sind in Nordkamerun in der glücklichen Lage, nur ausbauen und angliedern zu müssen; benutzen wir doch dieses Geschenk der Natur.

Von Viktoria und Duala aus Stichbahnen strahlenförmig ins Waldgebiet; von Garua am Benue aus Stichbahnen strahlenförmig nach Nord und Süd!

Wie der oft zitierte Montecuculi als die drei Haupterfordernisse zum Kriegführen Geld, Geld und nochmals Geld bezeichnete, so wird jeder Afrika-Erfahrene seine Forderungen zum rentablen Kolonialbewirtschaften in den drei Worten: Bahnen, Bahnen und nochmals Bahnen zusammenfassen.

Bücher und Zeitschriften.

Neue Dichtungen von Moritz Goldschmidt. — Moritz Goldschmidt, der Verfasser phantasie- und humorvoller Novellen, keder, geistsprühender Aphorismen, ist auch ein feiner, formgewandter Poet. Seit der Sammlung „Vom heiligen Martin und anderes", die wir vor Jahresfrist (Beilage vom 8. Oktober 1903 Nr. 258) anzeigten, hat er zwei Bücher in Versen erscheinen lassen. Vor uns liegt ein Duodezbändchen „Mit dem Pfeil, dem Bogen" (1904, Kesselringsche Hofbuchhandlung E. v. Mayer, Frankfurt a. M. und Leipzig), auf 80 Seiten etwa 200 Epigramme enthaltend, und ein stattlicher Band, betitelt „Juan Villegas" (M. Goldschmidts Verlag, Frankfurt a. M. 1905). Unter den Epigrammen sind viele, die in prägnantester Kürze ein Stück Welterfahrung und Lebensweisheit enthalten. So etwa:

Du gibst dein Wort mir immerfort,
Daß mich zuletzt Verdacht beschleicht,
Wer gar so leichthin gibt sein Wort,
Der — nimmt es auch wohl leicht.

Oder:

Den Menschen was nachzutragen? Ach, nein!
Nicht ihre Last mehrt es, — nur deine allein!

oder auch:

An Wissen ist die Welt nicht schwach,
Fast jeder Mensch ist „Mann von Fach"
Doch findet man nur dann und wann
Noch einen, der von Fach — ein Mann.

Die Versnovelle „Juan Villegas" zeichnet sich durch Kühnheit der Konzeption und sprachliche Schönheit aus. Dem Verfasser ist es vortrefflich gelungen, sich in den Geist und die Stimmung der Zeit zu versetzen, die er uns schildert, auch ist bis in die kleinsten Einzelheiten das Lokalkolorit so überzeugend, daß man wirklich glauben könnte, man hätte es mit einer Uebersetzung aus dem Spanischen zu tun, während die Dichtung eine ganz freie Erfindung ist. Der Verfasser hat sich seine Aufgabe nicht leicht gemacht, denn auf den 144 Seiten dreht sich das ganze Interesse nur um zwei Personen, die allerdings sehr komplizierte Naturen sind und deren Denk- und Handelsweise uns der Verfasser ganz begreiflich zu machen verstanden hat. Man kann bei Juan Villegas, dem grimmigen Frauenverächter, der zugleich ein so leidenschaftlich begehrender Verehrer der Frauenschönheit ist, an Guy de Maupassant denken, der ja auch aus solchen Gegensätzen zusammengesetzt war. Der anfangs fröhlich satirische Ton erhebt sich zum Schluß mit seiner überraschenden Lösung zu schwermütig ernster Stimmung. Der tragische Ausgang wird etwas umständlich vorbereitet, so daß man die ersten Teile von einem gewissen schleppenden Tempo nicht freisprechen kann. Mancherlei starke und gewagte Situationen sind ja in dem Buche vorhanden, aber der Verfasser wird nirgends verletzend, weil er sich nie zu einer Geschmacklosigkeit hinreißen läßt und den Ton so gut festgehalten hat, daß wir eigentlich immer den treuherzigen spanischen Chronisten zu hören glauben.

S. S.

Allgemeine Rundschau.

Japanische Heraldik.

Von Interesse dürfte gegenwärtig sein, was der bekannte Heraldiker Hugo Gerard Ströhl in Wien, dem wir u. a. die prächtigen Wappenrollen des Deutschen Reichs und Oesterreichs verdanken, im Deutschen Herold (Berlin, XXXV, 10) veröffentlicht, nämlich eine Abhandlung über Japanische Heraldik. Ströhl stellt fest, was allgemein noch nicht bekannt war, daß das Wappenwesen Dai Nihons oder Groß-Nipons — von uns Japan genannt — so alt, wenn nicht wahrscheinlich noch etwas älter als das europäische ist, welch letzteres im zwölften Jahrhundert entstand. Lehrbücher existieren in Japan nicht, wohl aber Wappensammlungen. Das japanische Wappen oder „Mon" genannt — ich folge hier der oben angegebenen Quelle — dürfte nach Ströhl seinen Ursprung in der Musterung von Kleiderstoffen haben, worauf auch das Wort Mon hindeutet, das sowohl Wappen als auch Muster heißt; durch Beibehaltung eines in einer Familie beliebt gewordenen Stoffmusters entwickelte sich wahrscheinlich allmählich aus dem einzelnen Motive das Wappenbild der Familie. Die Wappen wurden anfänglich nur vom hohen und niederen Adel geführt und waren teils selbst angenommen, teils vom Mikado oder einem Daimyo-Feudalfürsten verliehen; später wurden sie auch von Kaufleuten, Handwerkern und Bauern benützt. Selbst Schauspieler und Geishas führen Wappen auf den Kleidern, und mit den Wappenbildern besonders beliebter Personen wird von Verehrern und Verehrerinnen ein ähnlicher Kult getrieben wie bei uns mit den Porträten bekannter Künstler und Künstlerinnen. Die Wappen sind erblich, doch werden auch immer wieder neue angenommen. Unsere Wappenbilder, wie Adler, Löwen, Kreuze, Sterne, menschliche Figuren oder Teile davon sind in Japan nicht üblich; dagegen finden wir Hasen, Ratten, Wildgänse, Kraniche, Schmetterlinge — dann stilisierte Pflanzen und Blumen, wie Eichenblätter, Malven, Nelken, Wasserrüben, Wegerich, Orangen, Klee, Pflaumen- und Kirschblüten, obenan das Chrysanthemum des japanischen Kaiserhauses; ferner dem Hausrat und kriegerischer Ausrüstung entnommene Dinge, wie Krüge, Töpfe, Hämmer, Beile, Fächer, Pfeile, Handtrommeln, auch Schrift- und Zahlzeichen u. s. w. Alle diese Bilder stehen nicht wie bei uns in einem Schilde, sondern entweder ganz frei oder sie sind meist von Kreis- und anderen Linien oder Ringen umgeben. Geometrische Figuren finden sich sehr häufig, so Ringe, Kreise, Vierecke, Dreiecke, Rauten, Räder, Würfel, Bälle. Das Mon wurde und wird allenthalben angebracht, so bei den alten Kriegsrüstungen am Helme, den Lackhüten, Schwertscheiden, Schwert-Stichblättern — japanischen kleinen Kunstwerken, die man auch in Europa kennt, hochschätzt und sammelt —, am Panzer und Mantel, auf Pferdedecken, Steigbügeln und Fahnen, auf Tüchern des Kriegslagers, auf Segeln der Schiffe und an Tempeln. Die alten Standarten (Matoi) zeigen das Mon des Anführers plastisch als Spitze. Die heutige Handelsflagge hat die

Scheibe (Sonne), das alte Wappenbild der Shogune aus dem Hause Tokugama, die bis jetzt so ruhmreiche Kriegsflagge die Sonne mit 16 Strahlen. Auch an alten Wappensagen fehlt es in dem lange unbekannt gewesenen Lande nicht. Heutzutage führt man die Wappen noch überall: Auf der modernen Hoftracht (auf Krägen, Aermelaufschlägen, Epaulettes, Knöpfen des Galafracks), auf sonstigen Ueberröcken, Frauenkleidern, Papierlaternen, Schirmen, Kästchen, Vasen, Tapeten Grabsteinen.

Man sieht, die Heraldik dieses alten Volkes mit seiner besonders in künstlerischer Beziehung hochstehenden Kultur bietet in vielem Aehnlichkeiten mit dem Wappenwesen Europas, und doch sind beide selbständig ohne Anlehnung aneinander entstanden. Hier wie dort entsprang das Wappenwesen nicht, wie Uneingeweihte (oder Mißgünstige) meinen, einem gewissen Hochmut, der sogen. Wappenfexerei, sondern es erwuchs aus dem notwendig gewesenen Familiensinn und dem Zusammengehörigkeitsgefühl, und Kunst und Kunstsinn gaben ihren Segen dazu.

K. E. Graf zu Leiningen-Westerburg.

✠

Kleinere Mitteilungen.

* **Archäologisches.** Nach Beschluß des österreichischen Unterrichtsministeriums soll in Spalato ein Antiken-Museum erbaut werden, das alle dalmatinischen Funde aus der Römerzeit aufnehmen wird. Den Bau werden die Architekten Obmann und Kirstein, die Erbauer des Museums in Carnuntum, ausführen.

* **Medizinisches.** In Anwesenheit der Großherzogin von Baden wurde am Montag die von einem Mannheimer Komitee errichtete Heilstätte für weibliche Lungenkranke des Mittelstandes unter dem Namen „Stammberg" im Schinsheimer Tal feierlich eingeweiht. Privatsammlungen in Mannheim hatten dafür 80,000 M. aufgebracht, die Stadt Mannheim bewilligte 20,000 M. und das deutsche Zentralkomitee zur Errichtung von Lungenheilstätten in Berlin schenkte 30,000 M. Die Heilstätte besitzt 40 Zimmer mit 60 Betten, drei Versammlungssäle und einen großen Park. — Zu unserer Nachricht in Nr. 242 betr. das neu zu errichtende Rudolf Virchow-Krankenhaus in Berlin wird uns aus Wien geschrieben, daß das dortige Allgemeine Krankenhaus noch mehr Kranken als jenes Aufnahme gewähren könne, da es in diesem Jahre schon 1956 systemisierte Betten aufgewiesen, in der Regel aber noch etwa 200 mehr aufstellen müsse.

R. **Bibliothekswesen.** An dem Verkehr der Königlichen Bibliothek zu Berlin und der Universitätsbibliotheken mit fremden Bibliotheken bei der Verleihung und Entleihung von Hand- und Druckschriften beteiligen sich auch, wie der Minister in einem Erlaß an die Universitätskuratoren hervorhebt, die Ecole pratique des hautes études in Paris, die Universitätsbibliothek in Lille und die Bibliothek der Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg. Sie haben sich zur direkten Verleihung von Hand- und Druckschriften bereit erklärt.

::

Hochschulnachrichten.

hc. **Würzburg.** Der außerordentliche Professor der Astronomie Dr. Eduard Selling feiert am 5. November seinen 70. Geburtstag.

* **Leipzig.** Das internationale soziologische Institut zu Paris wählte Professor Wilhelm Wundt zu seinem Mitgliede.

* **Innsbruck.** Die neue italienische Rechtsfakultät in Wilten ist gestern (Donnerstag) in aller Stille und ohne daß es zu den befürchteten Demonstrationen von deutscher Seite gekommen wäre, eröffnet worden.

hc. **Aus Oesterreich.** In der medizinischen Fakultät der Krakauer Universität hat sich Dr. Stanislaus Drobe als Privatdozent für Bakteriologie niedergelassen.

hc. **Bern.** Der Privatdozent für Archivwissenschaften in der philosophischen Fakultät Dr. Heinrich Türler ist zum außerordentlichen Professor für Archivwissenschaften befördert worden.

* **Genf.** Der Professor der klassischen Philologie Jules Nicole feiert in kurzem sein 30jähriges Professorenjubiläum. Der Gelehrte ist durch seine Arbeiten auf dem Gebiete der griechischen Textgeschichte, insbesondere durch die Ausgabe der Genfer Homerscholien und durch die Bearbeitung der Genfer Papyri weit bekannt. Es hat sich, wie der Vossischen Zeitung geschrieben wird, in Genf ein Ausschuß gebildet, dem Jubilar eine besondere Ehrung zu bereiten; an der Spitze steht der bekannte Aegyptologe Eduard Naville. Man wird eine Festschrift veranstalten.

* **Lausanne.** Der außerordentliche Professor der Mathematik Dr. H. Joly wurde zum ordentlichen Professor an der Universität Lausanne ernannt.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Jahrgang 1904. München, Samstag, 5. November. Nummer 254.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Gustav Freytag und Herzog Ernst von Koburg.

Ueber das enge und herzliche, mehr als vierzig Jahre dauernde Freundschaftsverhältnis zwischen Gustav Freytag und Herzog Ernst von Koburg haben sich die beiden Beteiligten selbst schon am besten und schönsten ausgesprochen: der Dichter in den „Erinnerungen aus meinem Leben“, der Fürst in seinem Memoirenwerke „Aus meinem Leben und aus meiner Zeit“. Sie betrachteten es gleicherweise als eine große Bereicherung ihres Daseins, daß sie sich einander näher gekommen waren. Der Herzog betont ausdrücklich, daß sein persönliches Verhältnis zu Gustav Freytag stets ein „rein menschliches“ geblieben sei und daß er ein Gut und eine Besonderheit ihrer Freundschaft in der vollen Unabhängigkeit erblicke, in der sie sich zueinander gefunden und gehalten haben. „Sich lieber zu versagen, auch da, wo wir etwa in Bezug auf Politik, Kunst oder Theater ganz gleiche oder ähnliche Ziele verfolgten, blieb in unserem langjährigen intimen Verkehr der freien Wahl des reich begnadeten Dichters und selbstgemachten Mannes keinen Augenblick entzogen.“ Und Freytag weiß an dem herzoglichen Paare — denn auch mit der Herzogin Alexandrine verband ihn enge Freundschaft — vor allem die Eigenschaft zu schätzen, „welche an Fürsten besonders anmutig ist, daß sie jede Menschennatur unbefangen und mit freudiger Anerkennung gewähren lassen und im Austausch auch sich selbst reichlich mitzuteilen wissen“.

Ein Verhältnis auf solcher Grundlage mußte reiche Früchte für beide Teile zeitigen, besonders wenn man erwägt, daß die Naturen der beiden Freunde doch äußerst verschieden waren. Sie konnten sich gegenseitig viel sein und viel geben; die Sympathie, die sie gleich nach ihrem ersten Bekanntwerden füreinander fühlten, entsprang wohl, ohne daß sie es sich vorerst bewußt wurden, dem Gefühle der Notwendigkeit einer Ergänzung, die das Wesen des einen für das des anderen bildete. Die genialere, aber weniger in Schranken gehaltene Natur des Herzogs fand in der positiven Anschauungsweise des Dichters und Publizisten, in seinem durch historische Schulung geklärten politischen Urteile, in seiner reichen literarischen Bildung ein wertvolles Gegenstück. Freytag dagegen gesteht selbst ein, daß er „den Flug dieses rastlosen Geistes nicht immer zu begleiten vermochte“, daß er aber „in den Tagen großer Entscheidung seinen Entschlüssen mit innigem Einverständnis folgen durfte“. Geistsprühend und temperamentvoll, voll bezaubernder Natürlichkeit war der Fürst gleich bei den ersten Begegnungen dem Leipziger Schriftsteller entgegengetreten; dieser legte dafür einen aufgeklärten Enthusiasmus für politische Freiheit, einen prächtigen, in keiner Lebenslage versagenden Humor und eine gewisse lehrhafte Ueberlegenheit in die andere Wagschale des rasch geschlossenen Freundschaftsbundes. Beide Männer standen in der Blüte des jungen kräftigen Mannestums, als sie sich kennen lernten; beide hatten schon Gelegenheit gehabt, an den Geschicken des Vaterlandes tätig mitzuarbeiten und ihren Charakter und die angeborene aufrechte Gesinnung zu erproben. So konnte es nicht ausbleiben, daß sie sich rasch aneinanderschlossen, um so mehr, als sie durch naheliegende politische Aufgaben verknüpft waren und dem Kreise der National- und Freigesinnten sich einfügten, deren Führung in den 50er Jahren des vorigen Jahrhunderts der Koburger Herzog anstrebte.

Aber auch in der Zeit der Ernüchterung, die den angeregten und enthusiastisch belebten Jahren der jungen Bekanntschaft und Freundschaft folgte, verlernten Fürst und Dichter nicht das Gute und Besondere zu schätzen, das jeder in dem anderen entdeckt hatte. Freytag vermochte des Herzogs oft sprunghaften politischen Ambitionen und Entschlüssen nicht stets zu folgen. Dem bezaubernden Eindruck, den die impulsive Fürstengestalt anfänglich auf ihn gemacht, folgte eine Periode, in der er kritisch und beobachtend ihr gegenübersteht. „Auch Ihr Verehrer war zuweilen böse auf Sie, tadelsüchtig und kopfschüttelnd,“ so gesteht er dem Herzog ganz offen in einem Briefe, der im Jahre 1858 geschrieben ist. Aber die Trübungen werden ihm überstrahlt durch das „Gefühl der aufrichtigen und treuen Liebe zu Ihrem guten, goldenen Herzen, das Ihnen aller kleine Egoismus Ihrer Souveränität nicht verhüllen kann, und zu einem männlichen, eifrigen, klaren Gemüt, das merkwürdig vorurteilsfrei die Bilder der Außenwelt in sich aufnimmt“. Und bei diesem Gesamturteile bleibt es für die ganze Dauer des in neuerer Zeit einzig dastehenden Freundschaftsverhältnisses zwischen einem erlauchten Fürsten und einem erlauchten Dichter. Alle auch später nicht ausbleibenden Meinungsverschiedenheiten vermögen das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit, das beide Naturen wie mit elementarer Gewalt beherrscht, nicht zu vermindern, ja, kaum vorübergehend zu stören. Es ist dasselbe sichere Gefühl von dem unveränderlichen Besitz, den der eine von dem anderen genommen hat, welches auch dem Verhältnis zwischen Goethe und Karl August in ihren alten Tagen den eigentümlichen Reiz verleiht. Das Aeußerliche, Wandelbare, durch die Zeit zufällig Bedingte verschwindet in seiner Bedeutung gegenüber dem fest erworbenen und ohne Wanken behaupteten Bestand der inneren Treue gegeneinander. Ein Zug schöner und freier Menschlichkeit, der beide Männer über alle Schranken des Standes und der sozialen Vorurteile, aber auch über alle persönlichen Eigenheiten und Unvollkommenheiten hinweghebt, verleiht ihrem freundschaftlichen Verhältnisse zugleich eine edle Würde.

Daß die bleibenden Zeugnisse dieses Freundschaftsverhältnisses, die Briefe, die zwischen Gustav Freytag und dem Herzog Ernst von Koburg im Laufe von vierzig Jahren gewechselt wurden, jetzt in die Oeffentlichkeit gegeben und damit zum Besitze des deutschen Volkes gemacht werden,[1]) ist sicherlich auf das freudigste zu begrüßen. Denn aus keinem anderen historischen Dokumente lernt die Nachwelt mehr als aus solchen Zeugnissen, die durchaus persönlichen und intimen Charakter besitzen. Die bewegenden Kräfte, die hinter den auf der Oberfläche sich abwickelnden Vorgängen tätig sind, können nirgends besser und schärfer erkannt werden als in der Widerspiegelung, die sie in der Seele und in dem Urteile bedeutender Zeitgenossen erfahren haben; besonders wenn diese Zeitgenossen zu den Mitwirkenden, nicht lediglich zu den Statisten auf der Bühne des Lebens oder gar bloß zu den Zuschauern gehört haben. So gewinnen wir auch aus diesem Briefwechsel manchen neuen Einblick in die großen geschichtlichen Ereignisse während des Zeitraums, auf den er sich erstreckt. Aber noch wertvoller dünkt mir der Einblick in die Herzen und in das intimere Leben der drei Personen, von denen er handelt: des Herzogs und der Herzogin von Koburg und ihres „treugehorsamsten" Freundes Gustav Freytag. Es bleibt immer der größte Gewinn im Leben, Menschen nach ihrem wahren Werte erkannt zu haben. Wenn der Schleier des Mißverständnisses oder der Gleichgültigkeit sich zu heben beginnt, der so viele Persönlichkeiten, die uns im Leben oder in der Geschichte begegnen, in ihrem eigentlichen Wesen vor unseren Augen verhüllt, erleben wir immer wieder eine neue Offenbarung. Das Menschliche in erster Linie ist es, das uns immer wieder zurückkehren läßt zu der Erforschung schon längst abgespielter geschichtlicher Vorgänge, das uns immer wieder hinabsteigen läßt in die Schächte der schriftlichen Ueberlieferungen. Wir suchen nicht so sehr Klarheit über die Ereignisse als über die Persönlichkeiten. Nicht nur weil diese die Ereignisse in ihrer Entwicklung bestimmten, sondern vielmehr, weil sie stets und überall ihr eigentümliches Leben in sich tragen. Der Gang der Ereignisse wiederholt sich nicht selten in der Geschichte, aber nie wiederholt sich das Wesen und die innere Gestaltung der Persönlichkeit. Wer ihren Spuren nachgeht, erlebt stets neue Wunder, wie der, der dem geheimnisvollen Leben in der Natur mit andächtigem Sinne lauscht.

An solchen neuen und wunderbaren Enthüllungen ist auch dieser Briefwechsel reich. Nicht um die historische Bedeutung von Herzog Ernst II. und die literarhistorische von Gustav Freytag handelt es sich bei ihm; „an der einen wie der anderen", das betont der Herausgeber ganz richtig, „werden die Briefe, trotz einzelner neuer Züge, die sie hinzufügen mögen, kaum sonderlich ändern. Auch nicht um politische Ueberraschungen; mit dem prickelnden Reiz, den enthüllende Publikationen erstreben, hat die hier gebotene Fülle von zweifellos Interessantem wenig gemein. Endlich nicht, wieviel Köstliches auch in zuweilen klassischer Form die nachfolgenden Blätter bringen, um eine Auslese sogenannter schöner Briefe. Sondern um etwas ganz anderes." Das andere aber ist eben die Enthüllung einer reinen und liebenswürdigen Menschlichkeit in dem Fürsten wie in dem Poeten. Das vielfach verkannte Bild des Herzogs von Koburg erscheint hier in einer einfacheren und klareren Beleuchtung. Die menschlichen und fürstlichen Schwächen seines Wesens, die sich der Mitwelt lebhafter einprägten als seine guten und hervorragenden Eigenschaften, verschwinden vor dem ruhigen Zauber seiner warmen und ungeschminkten Gefühle gegenüber einem alten und wahren Freunde. Die Freundschaft zu dem einfachen bürgerlichen Schriftsteller, der zugleich sein Untertan geworden, bringt auch die einfachen, rein weltbürgerlichen Züge in ihm zur Geltung und läßt ihn uns in seinen Briefen als einen feinen und liebenswürdigen Gastgeber und Lebensgenossen, als einen treuen und bereitwilligen Helfer in manchen Lebensnöten, als einen frischen und scharfblickenden Plauderer, als einen klugen Lebenskünstler und offenen Menschen erscheinen. Und auch der Dichter tritt als ein vortrefflicher Mensch mit treublickenden Augen und warmen Gefühlen vor uns hin. Zwar wickelt er sich — war er doch als Hofrat auch ein wenig Hofmann geworden — oft allzufest in ein förmliches höfisches Gewand; auch gefällt er sich nicht selten in der wohl abgezirkelten und lehrhaften Pose des mit allen literarischen und wissenschaftlichen Graden ausgezeichneten Schriftstellers; aber aus allen diesen oft recht sonderbar uns anmutenden Hüllen bricht doch immer wieder sein natürliches Wesen, sein sonniger Humor und ein recht mannhafter Freimut in tausend Lichtstrahlen hervor. Zuweilen hat es den Anschein, besonders in den Briefen aus früheren Jahren, als ironisiere er sich selbst, wenn er im Tone des unterwürfigen Hofmannes sich äußerlich nicht genug tun kann und dabei doch dem fürstlichen Freunde recht derb seine Meinung sagt; aber je älter er wird, je inniger seine Beziehungen zu dem herzoglichen Paare sich gestalten, gewinnt der Ton seiner Briefe an innerer Wärme. Man fühlt, daß es ihm aus vollem Herzen kommt, wenn er von der Gnade und Güte seiner fürstlichen Freunde redet, daß er in „seinem gnädigsten Herrn" wirklich den frei gewählten Herzog und Gebieter verehrt, dem er gern und freudig so vieles verdankt. Die altgermanische Mannentreue, von der er in seinen Bildern aus der deutschen Vergangenheit und in seinen „Ahnen" so gern erzählt, findet in seinem Verhältnis zu dem ihm befreundeten und seinem Herzen wirklich nahe stehenden Landesherrn ihre schönste Bestätigung. Ein ritterlicher Zug verschönt diese Beziehungen zwischen dem Herzog und dem Gutsherrn von Siebleben, und vielleicht ist dies den beiden oftmals selbst deutlich zum Bewußtsein gekommen und sie haben sich an diesem romantischen Nachklang in ihrem Leben gefreut.

*

Daß Gustav Freytag im Anfang der 50er Jahre des vorigen Jahrhunderts durch den Ankauf eines Landhauses in Siebleben bei Gotha in das Herzogtum seines späteren fürstlichen Freundes verschlagen wurde und daß er einige Jahre später koburg-gothaischer Untertan nur darum wurde, um vor einem von dem reaktionären Ministerium in Berlin gegen ihn erlassenen geheimen Haftbefehl in Sicherheit zu sein, darf als bekannt vorausgesetzt werden. In dem Briefe, in dem er den Herzog um die Gewährung dieser Sicherheit bittet, bringt er sein künftiges Untertanenverhältnis ganz in dem eben angedeuteten romantischen Sinne zum Ausdruck: „Immer habe ich für eine Tugend Ihres fürstlichen Hauses gehalten, den Flüchtigen ein Asyl zu gewähren, ich habe aber nicht geglaubt, daß auch ich in die Lage kommen würde, den Saum Ihres Herzogsmantels zu fassen und zu flehen, daß er sich über mich breite." Sehr bezeichnend für das edle Herz des Dichters wie für die Hilfsbereitschaft des Herzogs ist es, daß Gustav Freytag in demselben Schreiben, in welchem er für die ihm verliehene Anstellung als Hofrat und die damit verknüpfte Erteilung des koburg-gothaischen Staatsbürgerrechts dankt, sogleich auch um Gewährung derselben Gunst an den damals ebenfalls verfolgten vormärzlichen Freiheitsdichter Moritz Hartmann bittet: „Möge aber Eure Hoheit nicht zürnen," so wendet er sich an den Herzog, „wenn ich dieselbe fürstliche Huld, welche mir soeben zum Heil gereicht hat, gleich wieder für einen Anderen zu erbitten wage, dessen Schicksal im Ernst traurig und erschütternd ist. Sie, mein gnädigster Herr, haben bei dem deutschen Volke das so edel erworbene Ansehen und Vertrauen, daß Höchstihre Protektion Allem wird, was Talent und geistige Kraft zeigt und hoher Hülfe bedarf. Sie sind gewissermaßen der natürliche Beschützer deutscher Poeten geworden." Ueberhaupt ergreift er jede Gelegenheit, die er, ohne in den Verdacht der Zudringlichkeit zu geraten, passenderweise ergreifen kann, um seinen fürstlichen Freund in Verbindung mit bedeutenden politischen und literarischen Persönlichkeiten zu bringen und

1) **Gustav Freytag und Herzog Ernst von Koburg im Briefwechsel 1853 bis 1893. Herausgegeben von Eduard Tempeltey. Mit 2 Abbildungen. Leipzig 1904. Verlag von S. Hirzel. Großoktav. 420 S.**

dadurch das Ansehen und die Popularität des Herzogs selbst wie seines Hofes zu erhöhen. Die Briefe geben viele Beispiele solcher Empfehlungen, die aber immer einen idealen Hintergrund haben. Es scheint ihm zuweilen die Möglichkeit vorgeschwebt zu haben, aus der Umgebung des Herzogs Ernst, soweit an ihm lag, einen Mittelpunkt nicht nur des freiheitlichen politischen Lebens in Deutschland, sondern auch der Künste und Wissenschaften zu machen, und er faßte, wenigstens in den Anfangsjahren der Freundschaft, seine Stellung als Hofrat und Vorleser ernst genug auf, indem er nicht nur die Herzogin Alexandrine auf dem Laufenden erhielt über mancherlei wissenschaftliche und literarische Neuerscheinungen, sondern sich auch um des Herzogs musische Beschäftigungen neben den politischen Erörterungen angelegentlich bekümmerte. Freilich gefiel ihm das scheinbar ziellose Herumschweifen des fürstlichen Freundes in der Politik wie in den Künsten auf die Dauer wenig, und er fühlte sich bald veranlaßt, ihm ernstlich ins Gewissen zu reden und ihn zur Sammlung und ausdauernden Arbeit zu ermahnen.

Es geschah das in dem wunderbaren Geburtstagsbriefe an den Herzog aus dem Jahre 1856, einem Briefe, der ein Dokument echt freundschaftlicher Besorgnis, daneben aber auch des mannhaften und freimütigen Tones ist, den der „Getreue", wie Freytag selbst gern sich nannte, seinem „gnädigsten Herrn" gegenüber anschlagen durfte. In diesem Schreiben bringt Freytag zugleich auch die Hoffnung auf die politische Mission des Herzogs zum Ausdruck, die in weiten Kreisen der Nationalgesinnten in Deutschland damals gehegt wurde; es ist also auch ein bedeutsames Dokument für die allgemeine Stimmung jener Zeit. Wir geben es daher im Wortlaute wieder:

Freytag an den Herzog.

Siebleben, 24. Juni 1856.

Durchlauchtigster Herzog!

Mein gnädiger Fürst und Herr!

Heil! Heil! Heil!

Der Geburtstag Ew. Hoheit war zu Siebleben durch zwei Umstände ausgezeichnet, erstens daß in den Oefen Feuer brennen mußte, wegen großer Kälte, und zweitens, daß in dem Herzen des Unterfertigten ein angenehmes kleines Festfeuer brannte für HöchstSie den ganzen Tag lang. Allerdings ist nicht anzunehmen, daß es auch einem regierenden Herrn im Ohr klingt, wenn man in der Ferne von ihm spricht, — wie andern Sterblichen geschieht —, denn dann würde ein schreckliches Gesause gar nicht aufhören; aber wenn Ew. Hoheit irgend etwas von dieser Empfindung verspürt haben, so werden Dieselben auch einen ganz feinen, leisen Klang unterschieden haben, dieses war das bescheidene aber energische Summen meiner herzlichen Wünsche für Sie.

Es kommt für meinen guten Herrn eine unholde Zeit, wahrscheinlich wieder ein Jahr politischer Stagnation und deutscher Schwäche, neuer Niederlagen und was am traurigsten ist, ruhmloser. Mit dem Frieden dieses Jahres sind auch Ihnen stille Hoffnungen verflüchtigt worden, der lebhafte Ehrgeiz meines Fürsten hat jetzt kein großes einheitliches Ziel, und er wird, wie eine Flamme, welche fortwährend Nahrung braucht, sich an Verschiedenes heften. Mein Herzog wird keine Armeen führen, er wird componiren, Theater regieren und noch vieles Andere mit Erfolg treiben. Wenn ich einen Wunsch im stillen Herzen bewahre, für Ihr Glück und Ihre Größe, so ist es der eine: daß Sie nicht in so Vielem Erfolg haben möchten. Wer in etwas groß werden will, und nicht vergehen will am Himmel seines Volkes, wie ein Nachtmeteor, der muß sich beschränken, und seine Seele concentriren auf einen Mittelpunkt. Ew. Hoheit haben Anlage, vielleicht Talent zu allem Möglichen, und virtuose Uebung in Mehrerem. Aber um eine Größe zu werden von erstem Range, wie Ihr Ehrgeiz und die Sehnsucht Ihrer Verehrer Sie haben will, werden Sie verzichten müssen auf den leichteren Ruhm, in Vielem Etwas zu leisten. So groß Ihre Lebenskraft ist, sie kann Ihnen nicht Eines ersetzen, das Studium. Wenn Sie die Zeit gewinnen könnten, bis der Tag der Praxis kommt, auch die Theorie der Kriegswissenschaft systematisch zu treiben, dann wäre ein anmaßender, aber uneigennütziger Wunsch Ihres treuesten Verehrers erfüllt. Und wenn Ew. Hoheit sich entschließen könnte, den ganzen Theaterplunder bei Seite zu werfen, und Ihre — ach oft so liebenswürdige — Freude an den kleinen Erfolgen des Tages sich zu beschränken, so würde für Musik und Kriegsgeschichte vielleicht etwas Zeit abfallen.

Sie sind mir lieb geworden, so wie Sie jetzt sind, würden Sie anders, grade ich würde dadurch am ersten verlieren, denn es sind vorzugsweise die leichten Zerstreuungen meiner Kunst, welche Ew. Hoheit mich erträglich machten. Aber ich würde das huldvolle Vertrauen Ew. Hoheit nicht verdienen, wenn ich die Ueberzeugung zurückhielte, daß mein Fürst jetzt, grade jetzt, auf dem kritischen Wendepunkt des Lebens angekommen ist, wo Derselbe über seine Zukunft einen festen Entschluß fassen, seinem Ehrgeiz, wie seiner Tatkraft ein bestimmtes Ziel setzen und dieser herrschenden Idee zu Liebe auf manchen glänzenden Schmuck seiner Jugend verzichten muß.

Ew. Hoheit sind gegenwärtig der populärste Mann in Deutschland. Sie selbst kennen den Umfang der Zuneigung gar nicht, die in den mittleren Schichten unseres Volkes, in dem intelligenten Theil des deutschen Bürgerstandes für Sie vorhanden ist. Wieder habe ich auf einem Ausflug in den Thüringerwald Gelegenheit gehabt, einige auffallende Züge dieser Zuneigung zu beobachten. Und diese Popularität hat allerdings einen Werth, denn sie ist seit dem Jahr 48, wo Ew. Hoheit in das größere politische Leben eintraten, durch eine Reihe consequenter Aktionen erworben. Aber für die Zukunft Ew. Hoheit ist sie doch von sehr untergeordnetem Werth, denn sie ist unsicher. Die Volksgunst eines Fürsten ist wie das Lächeln einer Cokette, sie wird am sichersten festgehalten, wenn man sie herzlich gering achtet.

Freilich kann das nur dann geschehen, wenn man ein höheres Prinzip hat, d. h. einen festen Plan, für den man lebt und arbeitet. Ew. Hoheit scheint gegenwärtig selbst diesen Plan in innerem Kampfe zu suchen. Möge Ihnen das neue Lebensjahr eine gute Wahl unter den möglichen und den Anfang einer entschlossenen Realisierung bringen.

Dreierlei scheint es Wege zu geben, und drei verschiedene Aufgaben für Ihr edles Leben.

Ew. Hoheit können auf eine systematische Betheiligung an der großen europäischen Politik verzichten, und sich damit bescheiden, als großer Herr ein Protector deutscher Kunst und Wissenschaft in großartigem Maßstabe zu werden. Regelmäßiges und in Detail eingehendes Interesse an den Persönlichkeiten und Werken deutscher Gelehrten und Künstler, Fonds zum Ankauf von Künstlerwerken, zur Unterstützung strebender Kräfte können Ihre Herzogthümer in eine vielgefeierte Kunststätte verwandeln, und Ew. Hoheit in einen neuen Medicis oder René. Es kann ein farben- und wechselreiches Leben werden, mit viel Schönheit und Poesie, viel Weihrauch, und meist kleinem Aerger und ungefährlichen Täuschungen. Ew. Hoheit sind zu sehr Koburg, um Ihr Herz damit ganz auszufüllen.

Oder Ihr Ehrgeiz kann sehr hoch gehen. Bei der Erbärmlichkeit der deutschen Politik ist dazu ein rücksichtsloses, gewagtes Spiel nöthig, ein Kampf, und stille Operationen, bei denen ich persönlich Ew. Hoheit unbrauchbar wäre. Denn dies Ziel ist nur zu erreichen durch vollständiges Aufgeben der gegenwärtigen schwankenden socialen Verhältnisse. Aber es ist das höchste Ziel, des größten Ehrgeizes werth, und wenn Ew. Hoheit darauf stehen, wird das Gelingen glorreich, das Mißlingen bei kluger Haltung nicht verderblich sein.

Oder endlich kann Ew. Hoheit zur Politik Ihres eigenen Lebens machen: der Feldherr des protestantischen Deutschlands, das heißt, Preußens zu werden, der Vertraute und intime Helfer der künftigen Monarchen von Preußen, welcher die große politische Idee, für die Ew. Hoheit Jahrelang gekämpft und verhandelt: Deutschland ein Bundesstaat, Preußen sein Führer, den preußischen Fürsten gegenüber vertritt. Diese Stellung ist es, welche ich für Sie ersehne: Rathgeber und General der g u t e n preußischen Sache. Um dies zu erreichen, ist ebenfalls die volle Energie und Thätigkeit meines gnädigsten Herrn nöthig. Es wird nicht unmöglich sein, den festen Einfluß auf den Prinzen und seinen Sohn zu erreichen, welcher einer starken befreundeten Gesinnung und der Liebenswürdigkeit Ihres Wesens ohnedies schwer zu versagen ist, es wird sicher durch ihn vieles Gute für Deutschland durchgesetzt, noch mehr Verkehrtes verhindert werden. Wenn ein Mann in Deutschland, sind Ew. Hoheit in der Lage, solche Stellung zu erwerben.

Wie ein solcher Lebensplan, weit und ausgedehnt, in That umzusetzen wäre, das ist Sache einer gründlichen Selbstprüfung und Ueberlegung. Und wenn ich das Glück erlebte, daß Ew. Hoheit volle Energie und Rührigkeit sich in diese Bahn wendete, so würde ich glücklich sein, Ew. Hoheit dafür, was Sie an mir brauchbar finden, zur Verfügung zu stellen. In jedem Fall würde er meinem gnädigsten Fürsten viel Zeit, Arbeit, manches Opfer kosten und wenn er Ihrer Seele einen neuen Inhalt giebt, auch manche unwillkommene Beschränkung auferlegen.

Das, mein lieber gnädiger Herr, ist mein Geburtstagswunsch für Sie. Er ist und das bitte ich Ew. Hoheit huldvoll zu beachten, aus einem Gemüth hervorgegangen, welches während des Schreibens an nichts dachte, als an Ihr Glück und Ihre Größe.

Erhalte Ew. Hoheit mir in Ihrem neuen Lebensjahr gnädigen Antheil und ein freundliches Herz.

Ew. Hoheit

unterthänigster

Freytag.

Nicht weniger bedeutsam für die Beurteilung der Persönlichkeit des Herzogs Ernst wie für die großzügige Art seines Freundschaftsverhältnisses zu Freytag ist die sofortige, eingehende, eigenhändig geschriebene Antwort des Fürsten auf diesen Geburtstagsbrief. Sie ist in ihrem Eingange von einem starken Selbstbewußtsein erfüllt, das dem jungen feurigen Fürsten wohl ansteht, geht aber dann in oft recht geistreichen Ausführungen auf die einzelnen Punkte der Freytagschen Ermahnungen ein. Aus dem Schlusse dieses merkwürdigen, umfangreichen Schriftstückes heben wir folgende Stellen hervor:

Sie sind meinen persönlichen Kunstbestrebungen gram. Das wundert mich nicht. Wenn ich auch Gefühl und Verständniß habe, so werde ich immer nur ein Dilettant bleiben und nicht einmal ein besonderer. Die Kunst brauche ich nicht allein, weil es Beruf ist, sie zu fördern und durch sie die Massen zu veredeln; sie dient mir zu doppeltem Zweck. Ein Mal wiederhole ich, daß ich durch ihre Sprache in ihrem Kleide den Einzelnen mich näher bringen konnte als im Fürstenmantel und auch selbst mehr Menschen kennen lernen konnte, und dann, — lachen Sie mich nur recht aus, — ich brauche die Kunst als Nahrung für mein eigenes Herz. In ihr liegt für mich die Poesie des Lebens, sie ist meine Religion; ich kann ohne sie nicht leben, sie erhält mich jung, sie belebt die Phantasie. Doch wie gesagt ein jeder Mensch bedarf seiner individuellen Nahrung; dies ist die Meine; die dürfen Sie mir nicht verkümmern wollen. Wenn Sie mich einmal ganz von Innen und Außen kennen, so werden Sie mir diese Schwäche, ein Jünger der Kunst sein zu wollen, schon verzeihen. Ich bin wirklich nicht eitel auf mich und mein Schaffen in dieser Richtung.

Sie sprechen vom Ausgangspunkt des Ganzen. Von der einzigen Gestaltung der Dinge. Sie sprechen da als Theoretiker, als guter, ehrlicher Deutscher, der so gern die Weltereignisse in die Form gegossen hätte, die er mit Geschick und Mühe ausgestochen! Mit Ihrer Idee bin ich schon einverstanden, sie ist ein schöner Traum, vielleicht wird er Wirklichkeit! — Wenn man reformiren will, darf man die Specialia nicht im Auge haben, dadurch sind wir stets gescheitert. Wer weiß es, wie die Geschicke fallen werden, wie Europa sich krümmen wird! Im Allgemeinen muß der Plan feststehen von dem was man will; alle Personal-, Gemüths- und Special-Politik über Bord. Doch ich will Sie nicht erschrecken und kopfscheu machen. — Ich bin ganz Ihrer Ansicht, daß wenn wir keine gewaltsame Umwälzung bekommen, an die ich vorerst nicht glauben will, es am besten ist, Preußen zur Hauptmacht zu erheben und es den Deutschen Namen verherrlichen und die Deutsche Ehre repräsentiren zu lassen. Aber sollen wir in Geduld und Ruhe warten?? Das wäre zu viel verlangt und Europa wartet nicht und wir dürften wie die Juden stets auf unsren Messias harren. In einer jeden Constellation, jeder großen, will ich sagen, liegt etwas Gutes für uns, wir dürfen uns nicht auf einen bestimmten ausgearbeiteten Plan endoctriniren und die Hände ruhen lassen, bis die Constellation für ihn günstig wird.

Lassen Sie uns das Volk belehren von Irrthümern in Wissenschaft, Politik und Religion. Zeigen wir uns ihm als seine Lehrer, erwerben wir sein Vertrauen! Lassen Sie uns eine muthige Kette von Aposteln der Aufklärung bilden und predigen wir getrost ein jeder in seiner Sprache, der heilige Geist wird uns schon nicht fehlen.

Nur staunen wir nicht, begnügen uns mit gemüthlicher Anerkennung einiger sehr vorsichtigen Männer bei verschlossenen Thüren und träumen recht sittsam vernünftige Sächelchen. — Wir Deutsche haben so wenig große Männer gehabt, obgleich wir in geistiger und moralischer Beziehung über allen Nationen stehen! Warum wohl? Nur darum, weil wir beinahe nie verstanden, große Gedanken groß aufzufassen und unerschrocken durchzuführen. An Privat- und Winkelmärthyrern sind wir ja reich; nur die Oeffentlichkeit lieben wir nicht, das Aufsehen, und ziehen vor in aller Stille abgemurkst zu werden als in publico ehrlich geköpft! Werden wir denn nie erwachen? Ich rufe das Euch zu, Ihr Auserwählten durch Verstand, Moral und alle guten Eigenschaften; seid doch ein wenig weniger bedächtig und so erschrecklich isolirt! Was für eine Macht liegt in Euch, wenn Ihr eng verbunden würdet und mit Muth und Eifer nach einem Ziele ränget. So werden Euch einzeln die Hände gebunden und die Aasraben, Polizei, Pfaffen usw. fressen Euch geduldig Herz und Augen aus. — Doch genug! Bei der Brunnencur soll man sich nicht anstrengen und ich habe mich recht warm geschrieben. —

Sie werden lächeln und den Schwärmer bedauern. Der Schwärmer wird sich aber nicht stören lassen und wenn die Vorsehung nicht eisern ist, so werden der Schwärmerei Keime entsteigen und sich aus denen eine kleine Pflanze und aus der Pflanze ein mächtiger Baum entwickeln, unter dessen Schatten Ihr dann herrlich ruhen könnt. Doch nun schließe ich wahrhaftig. Mündlich wollen wir die unverständlichen Stellen dieses Briefes einst erläutern.

Für Ihre lieben Wünsche meinen besten Dank; erhalten Sie mir Ihre fernere Freundschaft.

Ihr

Ernst.

Noch einmal, vier Jahre später, im Januar des Jahres 1860, erfolgte ein ähnlicher auf die politische und öffentliche Tätigkeit des Herzogs eingehender scharfer Anlauf des idealistischen Publizisten gegen seinen fürstlichen Freund und eine ebenso scharfe Abwehr des realpolitisch denkenden Herzogs in mehreren Schlag auf Schlag gewechselten Briefen; und bis zum Jahre 1866, in dem der Koburger sich in rascher Erfassung der politischen Notwendigkeit sofort auf Preußens Seite stellte, zog sich die Divergenz in den politischen Anschauungen fort. Von da an hörte die „Hege Politik“ auf, sich in die freundschaftlichen brieflichen Aussprachen zu mischen. Aber die Offenheit und der Freimut fehlten trotzdem nicht in den Briefen des Dichters an seinem fürstlichen Freund. Nur tritt die politische Erörterung mehr zurück vor der Betrachtung des rein Menschlichen. Die Folgen des gegenseitigen Sicheinlebens der beiden Naturen ineinander machen sich in den Briefen der späteren Jahre oft in der anmutigsten, liebenswürdigsten und herzerfreuendsten Weise bemerkbar. Und es ist sicher nicht etwa eine verhüllte Schmeichelei, sondern eine tiefe Erkenntnis des eigentlichen Wesens seines fürstlichen Freundes, wenn Freytag im Jahre 1887 in einer ausführlichen Kritik des ersten Bandes des herzoglichen Memoirenwerkes unter anderem die folgenden Worte an ihn schreibt: „Es ist in meinem lieben Herrn eine wunderliche Mischung. Ew. Hoheit sind durchaus nicht ohne Eitelkeit, im Gegenteil, Sie lieben zuweilen sehr, sich vorzutragen und auszuputzen, und doch, ich weiß es, ist im Grunde Ihres Herzens hinter aller Beifallsbedürftigkeit eine so tiefe Bescheidenheit, und so warme Anerkennung fremder Menschenart, daß es Einem wohl einmal rührend werden kann.“

Der Herzog Ernst verkannte in dieser Bescheidenheit, die der tiefblickende Freund als Grundzug seines Wesens ansah, nicht die große Förderung, die er in seinem Leben und Wesen von solchen treuen und offenen Freunden erfahren. Als er nach der „Bismarck-Tragödie“ im Jahre 1890, „stiller als sonst“, aus Berlin auf seinen geliebten

Tallenberg heimgekehrt war, schreibt er an Freytag: „Und um die hohe Politik zu streifen: Unser gnädigster Herr sucht mehr oder minder die Fußstapfen auf, aus der Zeit, in der ich in seinem Alter war; er ist aber ein mächtiger Kaiser, und ich bin damals nur ein vorwärtsstrebender Privatmann gewesen. Die Schwierigkeiten sind wohl gleichbedeutend, ich aber habe den Vorteil treu-ergebener Freunde gehabt (unter denen Sie obenan stehen). Der Kaiser hat keine, er hat auch nicht die Möglichkeit und besonders nicht die Zeit, intimen Umgang mit unbefangenen dritten Personen, seien es Fürstlichkeiten oder Laien, zu pflegen. Diesen Mangel sucht er nun durch Fleiß und Tatkraft zu ersetzen; ich bezweifle aber, ob das in allen Fällen ausreicht. Auch hierüber sind nur mündliche Confidencen möglich."

Daß uns von solchen „mündlichen Confidencen", die zwischen die einzelnen Briefe häufig genug einzuschalten sein würden, nicht manche aufbewahrt geblieben sind, ist wohl zu bedauern. Aber auch die hinterbliebenen schriftlichen und in überaus offener und freimütiger Weise von des Herzogs Vertrautem und Freytags Freund Eduard Tempelten hier vorgelegten geben ja schon ein volles Bild von dem überaus herzlichen, freien und treuen Freundschaftsverhältnis der beiden Männer.

Dadurch, daß der Herausgeber auch die Briefe Freytags an die Dritte in diesem Bunde, die edle Herzogin Alexandrine, in diese Sammlung aufgenommen, vervollständigt er das Bild von jener Freundschaft um viele und schöne Züge reinster und liebenswürdigster Menschlichkeit. Denn diese Fürstin, die von sich selbst sagte, daß sie als Freundin brauchbarer für Unglückliche als für Glückliche sei, hat in den vielfachen Heimsuchungen, die Freytag durch häusliches Mißgeschick erfuhr, sich ihm als treue Helferin und teilnehmende Freundin erwiesen bis an ihr Lebensende. Sie hatte es wohl um den Dichter verdient, daß er alljährlich zu ihrem Geburtsfeste ihr eine seiner literarischen Gaben mit einem schönen und warmen Briefe überreichte.

O. B.

Ueber Reform der evangelischen Abendmahlsfeier.*)

Nun hat der Berufenste von allen das Wort genommen zu der Frage nach dem Einzelkelch, nicht in einer Abhandlung, sondern in einem Buche, das fünfzehn Bogen stark ist. Eine gründliche, umfassende Untersuchung! Sie ist dem theologischen Seminar der evangelischen Brüdergemeinde in Gnadenfeld zur Jubelfeier seines 150jährigen Bestehens am 24. Mai 1904 gewidmet. Nach einer Einleitung „Allgemeines und Persönliches" folgt eine Uebersicht — sie ist sehr interessant und sehr lehrreich — über die Gebiete und Richtungen der Kelchbewegung; eine Art Musterung über Freunde und Gegner; jene werden belobt um ihrer mutigen Zustimmung willen, diese getadelt über ihr Zögern, und ihre Bedenken werden widerlegt oder doch beantwortet. Das dritte Kapitel handelt von der hygienischen, ästhetischen, sozialen Seite der Kelchbewegung. Im vierten Kapitel befragt der Verfasser das Urteil der Geschichte, Neues Testament und Kirchengeschichte. Das fünfte Kapitel berichtet über die Praxis, über die ersten Versuche mit Einzelkelchen, über die Feier als Mahl, Christuskelch und Kommunikantenkelche, das Brot und den Handschlag. Eine ganze Anzahl von Einzelkelch-Abbildungen — selbstverständlich hat die Industrie der gewinnverheißenden Frage sich lebhaft bemächtigt — soll dienen, die Bedenklichen zu ermuntern, die Säumigen zur Tat zu reizen.

Man kann dem Verfasser für seine gründlichen Untersuchungen und Belehrungen nur von Herzen dankbar sein. Insbesondere wohltuend wirkt der Ton — bei Professor Spitta war er allerdings nicht anders zu erwarten —, in welchem auch die Polemik geführt wird. Wir Theologen könnten bei unseren literarischen Debatten viel von Spitta lernen. Unser Ansehen bei Freund und Feind würde sich erhöhen. Der Herr Verfasser hat unter anderen Abhandlungen und Urteilen auch meinem Aufsatz[1]) über das Bassermannsche Buch zu berücksichtigen Veranlassung genommen. Sein Urteil über meinen Aufsatz empfinde ich als ein ehrendes Lob. Ich hoffe, wenn ich trotz seiner Apologie für den Einzelkelch doch noch mit meinem Ja zurückhalte, so wird er das nicht als untrügliches Zeichen schnell fortschreitender Senilität beurteilen. Ich kann nun einmal die Gefahr der Ansteckung nicht so groß ansehen wie es Professor Spitta tut. Mir ist, wie ich schon ausgesprochen habe, bis in das letzte Jahr niemals ein Mensch vorgekommen, der sich über das Trinken aus dem gemeinschaftlichen Kelche beschwert oder davor geekelt hätte, und ich darf doch sagen, daß ich nicht isoliert und abgeschieden gelebt habe. Mir scheint, es sind vornehmlich Pfarrer und ihnen nahestehende kleine Kreise, die die Ansteckungsgefahr proklamiert haben, diese ohne Zweifel, um die Zahl der Abendmahlsgäste zu vermehren und um Gefahren zu beseitigen, die ihnen von anderen als dringlich geschildert werden. — Was die Aesthetik anlangt, so nimmt z. B. mein Empfinden viel mehr Anstoß an dem Brotbrechen als an dem Trinken aus einem Kelch. Die Brotkrumen, die bei der Abendmahlsausteilung unvermeidlich auf den Boden fallen, sind mir heute noch anstößig, obwohl ich seit bald fünfzig Jahren das Abendmahl nach reformiertem Ritus ausgeteilt habe. Mir wären in Wohnstube oder Studierstube die Krümel auf dem Fußboden, auf dem Teppich ärgerlich; wie sollten sie nicht an heiligster Stätte und bei hehrer Feier anstößig sein? Ich würde der Oblate den Vorzug geben, einer leicht zu teilenden Doppel-Oblate, die beim Austeilen in künstlerischer Form den gebrochenen Leib symbolisierte. Ich würde aber niemals gewagt haben, mein subjektives Empfinden gegen alte Sitte zu stellen. Wenn Prof. Spitta von vielen weiß, daß sie die Einführung des Einzelbechers als eine Erlösung gepriesen haben, so bezweifle ich die Tatsache nicht, aber sie beweist mir nicht genug. Es gibt Fanatiker des Einzelkelches — die preisen es, wenn ihre Wünsche Erfüllung finden; ob aber die Zahl derer nicht viel größer werden würde, die sich auflehnen müßten, wenn ihnen der Einzelkelch oktroyiert würde? Ich bin sehr beruhigt, daß das Wischtuch bei allen einsichtigen Leuten beseitigt zu sein scheint; es hebt die Gefahr, die vorhanden sein soll, keineswegs auf, viel eher vergrößert es sie; und zugleich wird uns in heiliger Stunde die Erinnerung an die Waschfrau erspart, die ja eine sehr notwendige und vortreffliche Persönlichkeit ist, der man aber doch nicht gern zu tun gibt bei der Abendmahlsfeier, sondern in der Waschküche. Ich kann mir kaum etwas so wenig Aesthetisches denken, wie wenn der Pfarrer, sobald der Kelch eine Runde gemacht hat, am Rand zu wischen anfängt. Ebenso wenig könnte ich mich daran erfreuen, wenn bei vielen Hunderten von Kommunikanten auf großen Präsentierbrettern eine große Zahl kleiner Kelche hereingetragen (wie die Berichterstatter fast verschämt erzählen, mit einer feinen Mulldecke leise verhüllt) und zur Bedienung der Gemeindeglieder herumgereicht würden; die Becher müßten gefüllt werden; das ginge ohne Ueberschütten nicht ab; sie müßten „leise", „unauffällig" auf einen Nebentisch abgestellt werden, sie müßten weggetragen, gespült, wieder herzugebracht werden — wie wird da die Aufmerksamkeit von der Hauptsache abgelenkt, und wo ist denn die Sicherheit, daß in der Küche auch wirklich gründlich gespült würde? Ehrlich gestanden, die ganze Manipulation würde die Feierlichkeit der Handlung für mich beeinträchtigen. Ob die vielen, die ebenso urteilen, wirklich von aller Aesthetik verlassen sind? Gegen Kranke, Leute mit allzu langen Bärten, oder die von Lupus angefressen sind, ließe sich am Ende Schutz finden ohne radikale Veränderung der Abendmahlfeier — Mir persönlich würde die sitzende Kommunion besser gefallen als die wandelnde, obschon ich nicht wohl einsehe, daß das Aufstehen, Hervortreten, der Umgang um den

*) Friedrich Spitta: Die Kelchbewegung in Deutschland und die Reform der Abendmahlsfeier. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht 1904. S. 222.

[1]) In Nr. 81 der Beilage d. J.

Altar viel mehr ein Bekenntnis — den Tod des Herrn „verkündigen" — zum Ausdruck bringt als die sitzende Kommunion. Aber den Tod des Herrn zu verkündigen, seine Liebe, die Liebe Gottes in ihm zu bekennen, haben wir doch auch sonst reichlich Gelegenheit; dies Bekennen und Verkünden geschieht nicht bloß im Abendmahl; schlimm, wenn es nur da geschähe! Das Bekenntnis, das die Gemeinde durch den Abendmahlgenuß ablegt, geschieht durch Essen und Trinken, gleichviel, ob wir sitzen oder gehen.

Ich besorge, wird der Einzelkelch als ein Heilmittel für viele kirchliche Schäden und Mängel durchgesetzt, so werden namentlich im Anfang viele mitfeiern, die bisher sich fern hielten, und zwar nicht aus Furcht vor Ansteckung und weil sie zu fein waren, um mit allerlei Volk, d. i. mit Brüdern und Schwestern, aus einem Becher zu trinken, sondern weil sie die katholische und auch die lutherische Auffassung sich nicht aneignen konnten und eine andere Deutung des heiligen Mahles nicht kannten — wie lange wird der Eifer dauern? und werden nicht viele vom Abendmahl wegbleiben, die bisher arglos, furchtlos in großer Naivetät mitgefeiert haben?

Mir scheint, es ist ganz verständlich, daß viele Gemeinden sich sehr zurückhaltend verhalten. Der Erlaß des Reichsgesundheitsamtes hat offenbar nach keiner Seite hin befriedigt. Daß die Kirchenbehörden nicht eingreifen, ist ein Beweis für ihre Weisheit; das Dresdener Oberkonsistorium hat es jedenfalls viel zu eilig gehabt; man sollte durchaus den Gemeinden die Initiative überlassen; sollte ihnen, wenn sie nach sorgfältiger Ueberlegung, mit großer Majorität die Anschaffung von Einzelkelchen beschließen (die Gemeinde hat die Kelche zu beschaffen, nicht der Einzelne), keine Schwierigkeiten bereiten; aber man sollte darauf dringen, daß für eine längere Probezeit die Feier mit Einzelkelchen die Ausnahme bilde. Es muß sich dann herausstellen, ob der neueste Eifer standhält und sich vielen mitteilt, oder ob er nur einer Welle gleicht, die sich hoch hebt, um desto schneller wieder zu zerrinnen. Nur kein übereiltes Vorgehen, nur keine Ueberrumpelung der Gemeindevorstände, nur keine Zerspaltung der Gemeinde in Einzelkelchler und Gemeinschaftskelchler; wir haben wirklich Wichtigeres zu bedenken und zu tun, und wenn wir noch fünf bis zehn Jahre uns an einer stillen Agitation genügen lassen, damit die Ansichten sich klären, so ist noch immer Zeit; bis dahin sind auch noch viele von uns ganz altmodischen Leuten gegangen. Wir wissen, daß vieles geändert werden muß in der evangelischen Kirche, daß auf die Zeit des Wartens eine Zeit rascheren Handelns folgen wird; wären wir allzu ängstlich, so würden die nach uns kommen, vielleicht allzu rücksichtslos erscheinen; aber das Heil hängt nicht am Einzelkelch und auch nicht die Neubelebung des kirchlichen Lebens. Die Zeit ist noch nicht erfüllt, aber sie ist im Kommen. Die größere Gefahr ist, daß wir unseren Protestantismus und seine Freiheit und seinen Freimut wiederum unter ein knechtisches Joch fangen lassen. D. Bassermann hat sehr recht, wenn er vor allem die dogmatische Frage neu gestellt und neu beantwortet wissen will: Beseitigung aller Magie. Die Spittasche Exegese hat mich nicht überzeugt. Und, um auch das zu sagen, mir scheint, daß die liturgischen Nöte, trotz so vieler trefflichster, aufrichtig verehrter Männer und ihrer Bemühungen nicht so bald können beseitigt werden. Wir tasten doch nur. Die ältere, von Jugend auf rationalistisch gewöhnte Generation lernt nicht mehr die Liturgie zu würdigen; sie legt allein Wert auf Predigt und Gemeindegesang, und das jüngere Geschlecht sucht nach der neuen entsprechenden Form; der liturgische Teil bleibt auch für sie Beiwerk; er wird ihr leicht zum Konzert. Je fleißiger wir „das Christentum der Gesinnung und der Tat" pflegen, den vernünftigen Gottesdienst (Röm. 12), die Anbetung Gottes in Geist und Wahrheit, desto mehr wird das kultische Leben nicht eine beherrschende, sondern eine dienende Stellung im Leben der kirchlichen Gemeinde einnehmen.

Frankfurt a. M.

D. Ehlers, Oberkonsistorialrat.

Bücher und Zeitschriften.

Karoline von Humboldt in ihren Briefen an Alexander von Rennenkampf. Nebst einer Charakteristik beider als Einleitung und einem Anhange von Albrecht Stauffer. Mit zwei Bildnissen. Berlin 1904, Ernst Siegfried Mittler u. Sohn.

Diese Ausgabe von 51 bisher ungedruckten Briefen Karolinens von Humboldt, in deren glücklichen Besitz Professor Stauffer durch Frau General von Parseval, die jüngste Tochter des trefflichen oldenburgischen Kammerherrn Alexander von Rennenkampf, gelangte, hat er sich durchaus nicht leicht gemacht, und allerdings war die Arbeit durch den Fund selbst auch schon halb und halb vorgeschrieben. Denn diese neuen Briefe der bedeutenden Frau stammen aus dem letzten Jahrzehnt ihres Lebens, aus den Jahren 1819 bis 1829. Damals war Wilhelm von Humboldt gerade aus dem preußischen Kabinett geschieden, um sich fortan ausschließlich seinen wissenschaftlichen Arbeiten zu widmen; das Schloß Tegel bei Berlin wurde umgebaut und die jüngste Tochter Gabriele, von der wir das schöne Werk aus dem Familienkreise der Humboldt haben, ward an den jungen Diplomaten von Bülow verheiratet. Karoline wurde in den nun folgenden Jahren vielfache Großmutter und vielfach von Sorgen um glückliche Entbindungen ihrer Töchter und Auferziehung ihrer Enkelkinder erfüllt. Auch stand es mit ihrer eigenen Gesundheit schlecht, sie litt an Brustkrämpfen, besonders aber an der Gicht, die sie zu allerhand Kuren veranlaßte, bis sie in wiederholtem Aufenthalt in Bad Gastein das relativ beste Heilmittel ihrer großen Schmerzen fand. Demgemäß gestaltete sich auch der Inhalt ihrer Briefe an den aufrichtig geliebten und geschätzten Rennenkampf. Sie hatte ihn, der viel jünger war, 1806 in Rom kennen gelernt; gleiche Lebensanschauung, gleicher Kunstenthusiasmus, gleicher Humanismus knüpften hier das idealste Freundschaftsband, und Karoline war es ein Bedürfnis, sich vor ihm, den sie dann nie mehr wiedergesehen hatte, in allen Stimmungen anspruchslos zu expektorieren. (Der Herausgeber bezeichnet daher diese Briefe Karolinens an einen Freund als ein Gegenstück zu den Briefen ihres Gatten an seine Freundin Charlotte Diede.) Auch Rennenkampf heiratete in dieser Zeit, hatte die ähnlichen häuslichen Sorgen als junger Ehemann, wie Karoline als Großmama; es wird in den Briefen daher sehr viel von hygienischen und pädagogischen Dingen gesprochen. Leider sind Rennenkampfs Briefe nach Karolinens Tode von Humboldt (wohl zu dessen eigenem nachträglichen Bedauern) verbrannt worden; aus den Reflexen Karolinens muß man schließen, daß sie gehaltreich waren. Denn sobald sie sich nur wohler befand, traten denn doch auch wieder ihre großen künstlerischen und menschlichen Interessen in den Vordergrund; sie nahm noch krank und alternd lebhaften Anteil an der Welt, und insbesondere waren es die von ihrem großen Schwager Alexander von Humboldt (1823) eröffneten naturwissenschaftlichen Vorlesungen (sein späterer „Kosmos"), die sie begeisterten. Eine so geistvolle Frau aber plaudert auch sehr anziehend über die alltäglichen Sorgen und Vorgänge und vollends über ihre eigenen Kinder, an denen sie, wie bekannt, bis zum letzten Atemzuge mit leidenschaftlicher Liebe hing. Als die Tochter Gabriele ihrem nach London berufenen Gatten folgen, von Berlin und Tegel scheiden mußte, ließ es sich Karoline trotz ihrer sehr geschwächten Gesundheit nicht nehmen, sie dahin zu begleiten, um ihr bei der ersten Einrichtung behilflich zu sein. Der Abschied, wie sie ihn schildert, war herzzerreißend. Karoline wußte, daß sie dieses ihr geliebtes Kind nie mehr wiedersehen werde. . . .

Für den aufmerksamen Leser, der das berühmte Buch „Gabriele von Bülow" schon kennt, sind demnach diese neuen Briefe Karolinens sehr anziehend; sie ergänzen und vertiefen ihr Charakterbild in erheblicher Weise. Aber es war doch ein richtiger Gedanke Professor Stauffers, auf Grund der gesamten und nicht geringen Humboldt-Literatur ein ausführliches und psychologisch eindringendes Charakterbild Karolinens zu geben. Denn nur wenn man ihre Persönlichkeit ganz kennt, weiß man den Wert dieser ihrer neuen Briefe richtig zu schätzen. Stauffers Arbeit ist sehr verdienstlich, denn (so viel ich weiß) hat er, der erste, eine solche zusammen-

fassende Charakteristik geschaffen und dabei jenes Moment mit besonderem Nachdruck hervorgehoben, worin sich Frau von Humboldt von den anderen berühmten Frauen ihres Zeitalters unterscheidet, worin sie „einzig in ihrer Art“ ist.

Die Rahel, Henriette Herz, Karoline von Wolzogen, Charlotte von Schiller, mit denen allen sie persönlich intim befreundet war, hatten doch, außer den edlen philanthropischen Eigenschaften, wesentlich nur literarische Interessen. Nur (die erst später öffentlich auftretende) Bettina von Arnim hatte noch außerdem tieferes Verständnis für Musik, wie aus ihrer schönen Schilderung Beethovens in „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde“ bekannt ist. Karoline von Humboldt aber war von allen berühmten Frauen ihrer Zeit die einzige, die sich mit Enthusiasmus und mit spezieller hervorragender Begabung für die bildende Kunst interessierte und sich damit auch in der Tat Verdienste ums Kunstleben ihrer Zeit erwarb. Mit ihrem Gatten, der als Diplomat nach Paris, Madrid, Rom, Dresden, Wien zu längerem Aufenthalt gekommen war, lernte sie die bedeutendsten Bildersammlungen Europas kennen und erwarb sich durch vieles Sehen, große Empfänglichkeit und reiche Bildung ein — zumal für jene Zeit — ungewöhnliches historisches und ästhetisches Verständnis der Antike und Renaissance. Sie war in Bilderbeschreibungen so gewandt, daß sie sogar Goethe entzückte, der einmal einen solchen Brief von ihr selbst zum Druck beförderte. Sie nahm auch als Mäcenatin und Apostel persönlich lebendigen Anteil an den einzelnen deutschen Künstlern, die sie in Rom kennen lernte: die Brüder Riepenhausen, Schick, Wach, Fohr, Overbeck, insbesondere aber Thorwaldsen und Rauch verkehrten viel im Hause des preußischen Ministerresidenten zu Rom und fanden bei der Frau dieses Hauses materielle und moralische Förderung. Kronprinz Ludwig von Bayern, der sie in Rom kennen und schätzen lernte, sagte einmal: „Ich kann nicht ruhig schlafen, ehe ich nicht in Frau von Humboldt wie in einem Spiegel alles erblicke, was ich den Tag über sehe und genieße.“ Die Künstler dankten ihrerseits für alle Liebe und Förderung dadurch, daß sie treffliche Porträte von ihr und ihren Kinder schufen; in seinem graziösesten Werk, der Psyche mit dem Schmetterling, verewigte Rauch eine der schönen Töchter Karolinens. Der Kultus der Schönheit war ihr in der Tat persönliches Bedürfnis, Herzenssache, darum fand sie auch so schöne Worte für ihr ästhetisches Gefühl und Erlebnis. . . .

Diese Tatsachen in helles Licht gestellt zu haben, ist ein Verdienst Stauffers, aber nicht das einzige seiner ausführlichen Charakteristik Karolinens, an die sich noch eine ebenso sorgfältige biographische Charakterzeichnung ihres Freundes Rennenkampf schließt, worauf wir hier aber nur verweisen können. Nur über den Schluß, zu dem Stauffer gelangt, müssen wir noch ein Wort sagen, um so mehr, als er auch schon Anlaß zur Kritik gab. Stauffer nämlich, der sich (verzeihlicherweise) in seine Karoline von Humboldt nachgerade ein bißchen verliebt hat, proklamiert sie geradezu als die „größte deutsche Frau“. Dergleichen Superlative fordern jedesmal zu fast reflexmäßigem Widerspruch heraus. Wie will man denn eine solche Behauptung beweisen? Was ist groß? Wo nehmen wir den Maßstab für absolute Frauengröße her? War Bettina mit ihrem leidenschaftlichen Eifer für Minderung des Proletarierelends nicht mindestens ebenso groß wie Karoline von Humboldt? . . . Diesen Ausdruck Stauffers muß man also unglücklich finden. Mir aber scheint, daß er durch eine kleine Wendung richtig zu stellen wäre, nämlich wenn man sagen wollte: Karoline von Humboldt ist die größte deutsche Dame, die (vielleicht!) einzige „grande dame“ ihres Zeitalters. Stauffer unterließ nämlich, die oben von uns nur eben angedeutete Vergleichung Karolinens mit den anderen berühmten Frauen ihrer Zeit durchzuführen. Hätte er dies getan, so wäre ihm bald klar geworden, daß Karoline durch die in großem Stile sich darstellende Existenz ihres Gatten, der reich, genial und in hohen Stellungen lebte, selbst zu einer großen Lebensführung als Staatsdame und Mäcenatin gelangte, und daß sie durch das Glück ihrer eigenen großen Tugenden und Talente befähigt wurde, kongenial ihrem Gatten zu leben. Das allein erhebt sie über die anderen Frauen, die in minder großen Verhältnissen zu leben hatten.

Moritz Necker.

Allgemeine Rundschau.

Kleinere Mitteilungen.

* Die kaiserliche Akademie der Wissenschaften zu Wien hat auf Vorschlag der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse folgende Subventionen bewilligt: I. Aus der Boué-Stiftung: Dr. Hermann Vetters in Wien behufs geologischer Untersuchungen des Ziargebirges in den Westkarpathen 1000 Kronen, dem wirklichen Mitglied Professor V. Uhlig behufs Ausführung geologischer Studien in den Ostkarpathen 1500 Kronen. II. Aus den Subventionsmitteln der Klasse: Joseph Bischof in Wien zum Studium der Dipteren- und Neuropteren-Fauna Judicariens 350 Kronen, Karl Rudolf in Wien zur Untersuchung der fossilen Flora von Rè Val Vigezzo 400 Kronen. III. Aus dem Legate Wedl: Dr. Friedrich Pineles in Wien zu experimentellen Untersuchungen über die Epithelkörperchen 600 Kronen. Ferner hat das Komitee zur Verwaltung der Erbschaft Treitl dem k. M. Hofrat L. Boltzmann eine Subvention von 1000 Kronen für Ballonfahrten zu luftelektrischen Messungen bewilligt. — Zum Präsidenten der Akademie wurde der emeritierte ordentliche Professor der Geologie an der Universität in Wien Dr. Eduard Süß für die statutenmäßige Funktionsdauer von drei Jahren wiedergewählt und diese Wahl vom Kaiser bestätigt.

* Jubiläum. Die österreichische Konsularakademie, die vor nunmehr 150 Jahren von Maria Theresia als „Orientalische Akademie“ begründet wurde, feierte am Donnerstag diesen Gedenktag durch den Einzug in ein prächtiges eigenes Heim in der Waisenhausgasse. Aus diesem Anlaß wurde im Auftrag des Ministers des Aeußern Grafen Goluchowski eine Festschrift herausgegeben, die den Titel führt: „Die k. u. k. Konsularakademie von 1745 bis 1904“. Ursprünglich im wesentlichen eine Vorbereitungsanstalt für die Vertretung diplomatischer Interessen bei der hohen Pforte, ist die Anstalt im Laufe der Zeit zu einer wesentlichen Helferin in der Erschließung des Orients geworden, die in vollem Maße die Pflege der wissenschaftlichen Eigeninteressen mit dem praktischen Zweck der Vorbereitung für den Konsulatsdienst verbindet. Einer der Zöglinge der Anstalt in den ersten fünfzig Jahren ihres Bestandes war der berühmte Orientalist und Dichter Frhr. v. Hammer-Purgstall.

* Von den Museen. Der Direktor des Zoologischen und Anthropologisch-Ethnographischen Museums zu Dresden, Geh. Hofrat Dr. Meyer, wurde in aufsehenerregender Weise seines Amtes enthoben. Gerüchte, die der Bestätigung bedürfen, wollen wissen, Geheimrat Meyer habe wissenschaftliche Arbeiten seiner Beamten unter seinem Namen erscheinen lassen.

✕

Hochschulnachrichten.

* München. Das Studentenhaus der Münchener Studentenschaft geht nun, wie ein Anschlag der Vorstandschaft und des Verwaltungsausschusses des zu diesem Zwecke im vergangenen Semester gegründeten Vereins am schwarzen Brett besagt, seiner Verwirklichung entgegen. Zur vorläufigen Erfüllung der von dem Verein angestrebten Zwecke wird Mitte November in der Türkenstraße eine Mensa academica eröffnet werden.

II. Heidelberg. Auch in diesem Winter veranstaltet der „Heidelberger Universitäts-Ausschuß für Volkshochschulkurse“ mit Unterstützung der Stadt Heidelberg und des Engeren Senates der Universität eine Reihe von volkstümlichen Vortragskursen. Der erste Kursus betrifft die „Soziale Hygiene“ und wird an vier Abenden im Auditorium maximum des alten Universitätsgebäudes von Medizinalrat Dr. Kürz abgehalten.

* Göttingen. An das hiesige hygienische Institut wird, wie der Frankfurter Zeitung geschrieben wird, ein bakterio-

logisches Untersuchungsamt für den Regierungsbezirk Hildesheim angegliedert.

* **Breslau.** Die Universität hat bei der Unfallversicherungsgesellschaft in Frankfurt a. M. die Studierenden sämtlicher naturwissenschaftlicher Fächer, der Landwirtschaft, der Medizin und der Zahnheilkunde zwangsmäßig versichert. Dafür haben die Studierenden zu Anfang jedes Semesters beim Belegen der Vorlesungen und Uebungen eine Prämie von 1.50 Mark einzuzahlen. Dadurch sind sie versichert vom 15. Oktober bis 14. April oder vom 15. April bis 14. Oktober. Die Versicherung erlischt jedoch, wenn sie vor Ablauf der Versicherungszeit aus dem Verbande der Universität ausscheiden.

hc. **Greifswald.** Der bisherige Privatdozent an der Universität Königsberg Dr. Theodor Vahlen ist als Nachfolger des außerordentlichen Professors Dr. Gerhard Kowalewski, der in gleicher Eigenschaft nach Bonn übersiedelte, zum außerordentlichen Professor der Mathematik an der Universität Greifswald ernannt worden.

* **Wien.** Das internationale soziologische Institut zu Paris hat außer Professor Wundt (Leipzig) auch den Professor der Nationalökonomie und Statistik an der hiesigen Universität Dr. Th. v. Inama-Sternegg zum Mitglied gewählt.

* **Innsbruck.** Die Eröffnung der italienischen Rechtsfakultät hat im weiteren Verlauf der Dinge zu schweren Unruhen Anlaß gegeben, infolge deren sowohl von seiten der italienischen Studierenden als auch von seiten der von der Statthalterei aufgebotenen Truppen von der Waffe Gebrauch gemacht wurde. Durch Schüsse der italienischen Studierenden wurden acht Deutsche teils leicht, teils schwer verletzt, durch das anrückende Militär ein Deutscher durch einen Stich in den Rücken getötet; ein Verwundeter ist später seinen Verletzungen erlegen. Hinsichtlich der Einzelheiten und der weiteren Entwicklung der tiefbedauerlichen Vorgänge verweisen wir unsere Leser auf die Darstellung im Hauptblatt.

* **Von technischen Hochschulen.** Ueber die Herkunft der Studenten der Technischen Hochschule zu Danzig teilen die Danziger Neuesten Nachrichten mit, daß unter den 169 Studierenden 23 aus Danzig sind, 63 stammen weiter aus dem deutschen Osten, so daß also der Osten 86 Studenten gestellt hat. Diesen stehen 77 aus Mittel- und Westdeutschland gegenüber, so daß das Verhältnis ungefähr gleich ist. Von Ausländern sind nur sechs eingeschrieben, die aus Oesterreich, Rußland und einer aus Ostindien herstammen.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Jahrgang 1904. München, Montag, 7. November. Nummer 255.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Wohnungsnot und Tuberkulose.*)

Von Prof. Max Gruber.

Vor kurzem hat einer unserer hervorragendsten Lehrer der Hygiene Beschwerde dagegen erhoben, daß man die Tuberkulose neuerdings eine „Wohnungskrankheit“ nenne, daß man ihre Verbreitung wie ihre Tilgung als ein „sozialpolitisches Problem“ betrachte. Diese Schlagworte seien nur geeignet, in die auf exakte wissenschaftliche Erkenntnis gegründeten, unmittelbar ans Ziel führenden Tilgungsbestrebungen Verwirrung und Hemmung zu tragen!

In der Tat ist die Auffassung und Lehre derjenigen falsch, welche meinen, man brauchte gar nichts anderes zu tun als die Wohnungsverhältnisse des Volkes zu verbessern, den breiten Volksschichten einen größeren Teil des Nationaleinkommens zuzuweisen und damit ihre gesamte Lebenshaltung zu erhöhen, um die Tuberkulose zum Verschwinden zu bringen.

Will man sich überzeugen, wie unrichtig die Meinung ist: man könnte die Tuberkulose auf diese Weise ausrotten, so braucht man nur an die Fülle der Einrichtungen zu denken, die in den letzten Jahrzehnten für die Tuberkulösen unter den „oberen Zehntausend“ geschaffen worden sind. Wir haben allein im Reiche gegenwärtig 27 Privat-Heilanstalten für Tuberkulöse mit mehr als 2000 Betten, die zum größten Teile nur den Wohlhabenden, ja nur den Reichen zugänglich sind. Tausende von Wohlhabenden bevölkern, Heilung suchend, Jahr für Jahr die klimatischen Kurorte im Mittel- und Hochgebirge, die Riviera, Aegypten, Madeira, die Azoren u. s. w.

Trotzdem ihre heimischen Wohnungen hell und sonnig sind, obwohl sie ihnen das Zehnfache und Zwanzigfache und noch mehr Raum bieten als dem Proletarier zur Verfügung steht, gut gelüftet, geheizt und in der üblichen Weise rein gehalten werden, hat sich die Tuberkulose doch bei ihnen eingenistet. Sie sind doch krank geworden, obwohl ihnen Essen und Trinken nicht mangelte, obwohl anstrengende Arbeit den meisten von ihnen etwas ganz Fremdes ist!

*) Vortrag, gehalten am 15. Oktober 1904 vor der 14. Hauptversammlung des Bundes Deutscher Bodenreformer zu Darmstadt.

Der wirksame Schutz hat ihnen trotz alledem noch immer gefehlt!

Aller Komfort stellt eben noch nicht sicher, daß keine Ansteckungsgefahr besteht, und außer schlechter Wohnung, schlechter Nahrung und übermäßig angestrengter Berufsarbeit gibt es eben noch andere Schädlichkeiten, die unsere Widerstandskraft dauernd oder vorübergehend schwächen können: geschlechtliche Ausschweifungen und Alkoholismus, Uebel, denen auch der Wohlhabende nur zu leicht verfällt; Krankheiten wie Bronchialkatarrh, Influenza, Lungenentzündung, Masern, Syphilis, vor welchen auch er nicht sicher geschützt ist, physiologische Leistungen wie Schwangerschaft und Stillen, welche auch den Frauen der Wohlhabenden oft genug im Uebermaße zugemutet werden. Selbst in Palästen und in Königsschlössern treffen wir unglückliche Familien, die in Gefahr sind, von dem Tuberkelbazillus dezimiert, ja ausgerottet zu werden!

Angesichts solcher Vorkommnisse könnte man in der Tat glauben, die Bekämpfung der Tuberkulose hätte nichts mit der Wohnungsfrage zu tun, sei wirklich gar kein soziales Problem! Lassen Sie uns aber doch den Dingen etwas ausdauernder und behutsamer nachgehen!

Erst Robert Kochs bewunderungswürdige Entdeckung des Tuberkelbazillus hat es uns möglich gemacht, ein tiefer dringendes Verständnis der Entstehung und Verbreitungsweise der Tuberkulose zu gewinnen. Sie hat insbesondere den grundlegenden Satz zur unumstößlichen Gewißheit erhoben: Ohne Tuberkelbazillus keine Tuberkulose! Vermögen wir von einem Menschen den Tuberkelbazillus fern zu halten, so wird er nicht tuberkulös, möge auch seine körperliche Beschaffenheit so schlecht, mögen seine Lebensbedingungen so elend sein wie immer.

Mit vollem Rechte hat die moderne Prophylaxe der Tuberkulose diese Erkenntnis zum Fundament ihrer Bestrebungen gemacht: Sie sucht den Tuberkelbazillus zu finden und wo sie ihn findet, zu vertilgen.

Wo findet er sich? Auf welchen Wegen kommt er an den Menschen heran, in ihn hinein? Das mußte vor allem festgestellt werden.

Da halten Sie vor allem fest, daß wir den Keim der Tuberkulose nicht schon mit auf die Welt bringen, wie früher vielfach geglaubt wurde. Wir werden mit ihm immer erst nach der Geburt angesteckt. Die Ausnahmen von dieser Regel sind so selten, daß wir sie vollkommen außer acht lassen können. Ferner halten Sie fest, daß der Tuberkelbazillus ein strenger Parasit ist, das heißt daß er nur im Körper des Menschen und der empfänglichen Tiere zu gedeihen, sich zu vermehren, zu wuchern vermag. Wenn auch der Tuberkelbazillus von einem Organismus abstammen muß, der in der Außenwelt auf totem Nährboden die Bedingungen seines Fortkommens fand, und wenn es daher auch denkbar ist, daß diese Umwandlung auch heute noch stattfindet; wenn ferner es auch als möglich anerkannt werden muß, daß der Tuberkelbazillus, so wie er ist, gelegentlich in unserer Umgebung wuchert, so ist doch keiner der beiden Vorgänge jemals beobachtet worden, so spricht doch bisher keine Erfahrung dafür, daß diese Ereignisse irgend häufiger eintreten, so daß wir sie bei der Bekämpfung der Tuberkulose berücksichtigen müßten. Für diese gilt der Satz, daß der an Tuberkulose erkrankte Mensch, das an Tuberkulose erkrankte Tier die einzigen Aecker sind,

auf denen der Tuberkelbazillus gedeiht, daß sie die einzigen Träger sind, die den Tuberkelbazillus immer von neuem in unserer Umgebung ausstreuen.

Der an Kehlkopf- und Lungentuberkulose Leidende scheidet ihn in gewissen Stadien der Krankheit im Auswurf aus, oft in geradezu ungeheuren Mengen. Bei Darmtuberkulose oder wenn der Lungenleidende seinen Auswurf verschluckt, wird der Tuberkelbazillus in den Darmentleerungen ausgeschieden; er kann mit dem Harn, mit dem männlichen Geschlechtsprodukte, in den Absonderungen der Haut, der Wunden und Geschwüre den Körper verlassen, wenn die betreffenden Organe tuberkulös erkrankt sind. Die tuberkulöse Kuh kann namentlich dadurch gefahrvoll werden, daß ihre Milch den Tuberkelkeim enthält.

Der in die Außenwelt gelangte Keim kann wieder durch sehr verschiedene Pforten in einen anderen Menschen hineingelangen: mit der eingeatmeten Luft in die Nase und den Mund und von da in die tieferen Teile des Atem- oder des Verdauungsapparates, ins Lymph- und Blutgefäßsystem, mit der Nahrung, von den beschmutzten Händen, von Eßgerät, Handwerkszeug, Spielsachen u. s. w. ebenfalls wieder in den Mund; mit Staub oder anderen Verunreinigungen in Wunden u. s. w.

Je nach dem Ort des Eintritts und mancherlei Umständen kann diese Einverleibung des Keimes zu Drüsen-, Lungen-, Darm-, Haut-Tuberkulose führen.

Unter allen diesen Vorgängen ist für die Verbreitung der Tuberkulose die Ausstreuung der Keime aus den Atmungsorganen bei sog. offener Lungentuberkulose weitaus der wichtigste. Wie schon gesagt, werden hierbei oft geradezu ungeheure Massen, und zwar lebendiger, hochvirulenter und hoch widerstandsfähiger Tuberkelbazillen ausgeschieden, und es ist nicht schwierig, sie nicht allein im Sputum, sondern auch in der nächsten Umgebung des Schwindsüchtigen nachzuweisen. Diese Ausstreuung zu verhindern, betrachtet daher die moderne Bekämpfung der Tuberkulose als ihre Hauptaufgabe.

Sie alle wissen, daß **Behring** in jüngster Zeit diese Bekämpfungsmethode verworfen hat. Behring leugnet natürlich nicht die ätiologische Bedeutung des Tuberkelbazillus, die Tatsache seiner Ausscheidung bei Lungentuberkulose und seiner Einatmung mit dem eingetrockneten, zerstäubten Sputum, er meint sogar, daß diese Einatmung nicht selten erst den Anstoß zum Ausbruch der Lungenschwindsucht gebe. Aber er behauptet, daß diese Einatmung für sich allein niemals Schwindsucht hervorzurufen vermöge. Wäre dies der Fall, dann müßten in den Kulturländern alle Menschen an Schwindsucht zugrunde gehen, da sicherlich alle im Verlaufe ihres Lebens mit dem Tuberkelbazillus infiziert werden. Tatsächlich stirbt aber nur etwa ein Drittel an Tuberkulose und 50 Prozent der Menschen erkranken niemals tuberkulös oder genesen von der Erkrankung wieder, ohne daß der Prozeß einen größeren Umfang angenommen hätte. Aerzte, Ehegatten, die der Infektion jahrelang im höchsten Maße ausgesetzt sind, bleiben nicht selten vollkommen gesund. Dagegen sehen wir andere Personen, namentlich Kinder aus tuberkulösen Familien, zugrunde gehen, ohne daß sie unmittelbar vor ihrer Erkrankung in irgend stärkerem Maße oder überhaupt nachweisbar der Ansteckung ausgesetzt gewesen wären.

Es muß also noch etwas Entscheidendes dazu kommen, damit die Infektion zur Krankheit führt: die **individuelle Disposition**. Diese Disposition, die namentlich als Familiendisposition oft so auffällig hervortritt, beruht aber nach Behring nicht — wie man bisher angenommen hatte — auf einer **ererbten** Körperbeschaffenheit bestimmter Art, sondern ist ebenfalls erst nach der Geburt erworben. Nach Behring beruht die Disposition **auf einer im frühesten Säuglingsalter erfolgten Infektion mit dem Tuberkelbazillus**. Nur wenn diese erste Infektion vorhergegangen ist, behauptet Behring, führt die zweite Infektion im späteren Alter zur Schwindsucht.

Diese erste Infektion im Säuglingsalter soll nach Behring hauptsächlich durch die Milch perlsüchtiger Kühe bei der künstlichen Säuglingsernährung erfolgen. Nach ihm kommt es daher zur Verhütung der Schwindsucht nur darauf an, die Infektion des kindlichen Darmes durch die Milch tuberkulöser Kühe zu verhindern.

Bei allem schuldigen Respekt vor der kühnen Selbständigkeit und der oft bewährten Schärfe des Blickes des außerordentlichen Mannes, halte ich es doch für sicher, daß er sich hier irrt. Es ist zwar eine Tatsache, daß die Menschen unter anscheinend ganz gleichen äußeren Bedingungen höchst ungleich empfänglich gegen den Tuberkelkeim sich verhalten und daß diese Verschiedenheit häufig familienweise hervortritt. Es ist dann allerdings höchst beachtenswert, wenn Behring behauptet, daß dieses verschiedene Verhalten vom Stattfinden oder Ausbleiben der Infektion im Kindesalter abhänge. Ich halte es ferner — unter anderem auch durch die ausgezeichneten Untersuchungen **Kossels** im Kaiserlichen Gesundheitsamte — für erwiesen, daß der Tuberkelbazillus des Rindes tuberkulöse Prozesse beim Menschen hervorrufen kann, was Koch geleugnet hatte; aber ich halte es für ausgeschlossen, daß die künstliche Ernährung mit der Milch perlsüchtiger Kühe die wichtigste Ursache der Schwindsucht sei. Abgesehen davon, daß seit Jahrzehnten wohl überall den Säuglingen nur gekochte Milch gegeben wird, in der die Tuberkelbazillen abgetötet worden sein müssen, spricht — wie **Flügge** und seine Schüler insbesondere hervorgehoben haben — ganz entscheidend dagegen, daß nach den Erhebungen in den Lungenheilstätten 75 Prozent der Tuberkulösen während der nach Behring kritischen Zeit der drei ersten Lebensmonate an der Mutterbrust ernährt worden sind und daß in Orten und Ländern, wo die künstliche Ernährung mit Kuhmilch überhaupt gar nicht vorkommt, wie in Konstantinopel, unter den Eskimos in Grönland und in Japan, die Tuberkulose geradeso, ja zum Teil noch viel verderblicher haust als bei uns.[1]) Es ist auch gar nicht einzusehen, warum, wenn der Darm des Säuglings dem Tuberkelbazillus gegenüber so widerstandslos ist wie Behring annimmt, nur die Tuberkelbazillen der perlsüchtigen Kuh ihn anstecken sollen und nicht auch die Tuberkelbazillen aus den Atmungswegen der kranken Menschen in seiner Umgebung, warum das Brustkind nicht geradeso gefährdet ist wie das künstlich mit gekochter Milch ernährte. Mit der Atemluft und auf anderem Wege kriegen wohl beide genug Keime in den Mund, wenn es die Prophylaxe nicht hindert, und man müßte, wenn Behring recht hat bezüglich der Leichtigkeit, mit der sich die allerjüngsten Säuglinge infizieren, wie mir scheint, nur um so ängstlicher die Ausstreuung der Keime durch die Schwindsüchtigen hintanzuhalten suchen.

Ich komme somit zu dem Schlusse, daß es theoretisch vollkommen berechtigt ist, unsere Maßregeln vor allem gegen den Auswurf der Lungenkranken zu richten.

Die Bekämpfung der Tuberkulose erscheint aufs erste überaus einfach. Der Auswurf des Schwindsüchtigen ist fast allein das Gefährliche an ihm und auch der Auswurf wird erst gefährlich, wenn er eintrocknet und verstäubt. Man muß daher vor allem den Auswurf sammeln und gründlich desinfizieren oder durch Verbrennen vernichten. Da Teile des Auswurfes am Munde des Kranken und in der Umgebung desselben, am Barte u. s. w. hängen bleiben, darf man den Kranken nicht küssen, muß er sein eigenes Eß- und Trinkgerät haben. Sein Bettzeug, seine Leibwäsche, namentlich seine Taschentücher, seine Kleider müssen fleißig gewechselt, desinfiziert und gereinigt werden. Der Kranke soll sich hüten, die Personen seiner Umgebung anzuhusten, ihnen beim Räuspern, Niesen, Sprechen zu nahe zu kommen. Er soll sich die Hände, an denen auch leicht Auswurfteile hängen bleiben, fleißig reinigen und desinfizieren. Wird dies alles stets pünktlich beobachtet, nimmt man noch überdies von Zeit zu Zeit der Sicherheit halber eine Desinfektion des Wohnraumes vor und legt man selbst alle üblen Gewohnheiten ab, und hindert man die Kinder daran, wie am Einführen beschmutzter Finger in den Mund, in die Nase u. a., dann muß die Gefahr der Infektion auf ein Minimum herabgedrückt sein.

[1]) **Daß die Mutterbrust aus anderen Gründen der künstlichen Ernährung unendlich überlegen ist, wird damit natürlich nicht geleugnet.**

Es handelt sich um lauter einfache Dinge, die bei etwas Verstand und gutem Willen leicht zu erlernen und scheinbar leicht durchzuführen sind!

Noch von einer zweiten, ganz anderen Seite her setzen die heutigen Bestrebungen gegen die Tuberkulose ein. Ich meine die Heilstättenbewegung.

Bei der Tuberkulose verhält es sich mit der Widerstandskraft des Organismus gegen den Krankheitskeim ganz eigentümlich. Die Zahl der Menschen, welche für den Tuberkelbazillus empfänglich sind, in deren Körper er sich anzusiedeln vermag, ist ungeheuer groß. Erst die Forschungen der letzten Jahre haben uns dies voll zur Kenntnis gebracht. Bei ihren Sektionen fanden Burkhardt in Dresden 38 Prozent, Nägeli in Zürich 50 Prozent aller Leichen von 14 bis 18 Jahre alten Personen tuberkulös infiziert und fast überall den Prozeß im Fortschreiten. Unter den über 18 Jahre alten Leichen fand Burkhardt 53.5 Prozent, Nägeli gar 73 Prozent mit fortschreitender Tuberkulose behaftet. Mehr als ein Drittel (37 Prozent) der von Burkhardt Sezierten war tatsächlich an der Tuberkulose zugrunde gegangen; 16.5 Prozent waren durch dazwischenlaufende akute Krankheiten getötet worden, bevor die Tuberkulose sie hatte vernichten können. Bei 37.5 Prozent der Leichen Burkhardts und bei 23 Prozent der Leichen Nägelis fanden sich Rückstände verhältnismäßig wenig ausgedehnter früherer Erkrankungen, die ausgeheilt, wenigstens zum Stillstand gekommen waren. Diese Personen könnte man allenfalls als unempfänglich, als immun gegen Tuberkulose betrachten. Aber auch bei vielen von ihnen ist es zweifelhaft, ob sie dauernd frei von Tuberkulose geblieben wären, wenn sie länger gelebt hätten, da klinische wie anatomische Erfahrungen lehren, wie oft selbst nach längeren Pausen tuberkulöse Erkrankungen wieder aufleben, auf den alten scheinbar ausgebrannten Herden das verzehrende Feuer neuerdings aufzuflackern beginnt. Es bleiben somit als wirklich immun nur 4 bezw. 9 Prozent aller Sezierten zurück, wenn man nicht auch ihnen gegenüber zweifeln will, ob sie nicht nur deshalb frei von Tuberkulose geblieben seien, weil sie zufällig nicht infiziert worden sind.

Trotz dieser weit verbreiteten Empfänglichkeit lehren andere Tatsachen, wie der zumeist schleichende, anfänglich milde Verlauf der Krankheit, ihr Stillstehen, ja ihre nicht seltene wirkliche Heilung, daß in der Regel im Anfange wenigstens die Kräfte der beiden Ringer, des Parasiten und des von ihm befallenen Organismus, wenig verschieden sind.

Und dieses Kräfteverhältnis und damit der Krankheitsverlauf läßt sich willkürlich beeinflussen! Es ist der unvergängliche Ruhm Brehmers in Görbersdorf (1854) gelehrt zu haben, daß durch eine sorgfältig abgestufte, geduldige hygienisch-diätetische Behandlung: reine Luft, kräftige Ernährung, Schonung der Kräfte, Abhärtung durch Aufenthalt im Freien und durch Wasser selbst vorgeschrittene Fälle von offener Tuberkulose noch zu retten, noch dauernd zu heilen sind.

Die Erfolge, die in der Brehmerschen und in anderen verwandten Anstalten erzielt worden sind, führten auf den Gedanken, auch für die breiten Volksschichten Heilstätten zu errichten, in denen die Tuberkulösen im frühen Stadium der Krankheit die Wohltat dieser hygienischen Kur genießen könnten. Die Deutschen dürfen stolz darauf sein, mit welcher Energie und Opferwilligkeit an der Verwirklichung dieses Gedankens gearbeitet worden ist. Die Entwicklung des Volksheilstättenwesens im Laufe der letzten 12 Jahre ist beispiellos in der Geschichte der Wohlfahrtspflege. 1892 wurde die erste Volksheilstätte eröffnet und heute stehen 71 Volksheilstätten, zu denen noch 27 Privatanstalten kommen, mit zusammen rund 6000 Betten in Benutzung. 30 Millionen Mark sind allein zu ihrer Errichtung aufgewendet worden. Zahlreiche neue sind im Bau und im Plane. Binnen kurzem wird die Zahl von 100 Volksheilstätten voll sein. Trotz aller privaten Opfer wäre eine so rasche Entwicklung unmöglich gewesen ohne die Kranken- und Invalidenversicherung, die durch jene herrliche kaiserliche Botschaft von 1881 in die Wege geleitet worden ist, welche ihren Urhebern die Unsterblichkeit sichern würde, auch wenn sie nicht das Reich gegründet hätten!

Mit den kühnsten Hoffnungen hat man den doppelten Feldzug gegen die Tuberkulose begonnen. Und wenn man den Stimmen, die von vielen Seiten kommen, trauen darf, wäre auch sein Erfolg jetzt, nach wenigen Jahren schon da: die Häufigkeit der Tuberkulose nimmt ab! So starben z. B. in deutschen Orten mit 15,000 und mehr Einwohnern an Tuberkulose von je 1 Million Lebender

1877/81	3577
1882/86	3462
1887/91	3040
1892/96	2555
1897/01	2187

im letzten Jahrfünft also um 1390 von jeder Million weniger als vor 20 Jahren!

Dürfen wir wirklich vertrauen, daß dieser Erfolg unseren Bestrebungen zu verdanken sei? Vergessen wir nicht, wie rasch die großen Städte in diesen 25 Jahren gewachsen sind; gewachsen durch frischen Zuzug vom Lande zum größten Teil von Leuten in den Jahren bester Jugendkraft und Widerstandsfähigkeit. Das könnte schon viel erklären. Wir müssen daher mißtrauisch sein.

Aber auch in ganzen Staaten finden wir dasselbe. Im Großherzogtum Hessen z. B. starben von 1 Million an Tuberkulose

1885/89	2850
1890/94	2690
1895/99	2390

in Preußen ebenso

1880	3200
1890	2811
1900	2117

Hier fällt unser erstes Bedenken weg, aber neue Zweifel tauchen auf, wenn wir sehen, daß die Abnahme der Tuberkulose beginnt, lange bevor der Bekämpfungsplan entworfen, die erste Volksheilstätte eröffnet, ja zum Teil lange bevor der Tuberkelbazillus entdeckt war.

So starben in München von 1 Million Einwohner an Tuberkulose

1871/75	5000		
76/80	4100	— 900	
81/85	3900	— 200	— 1500
86/90	3500	— 400	
91/95	3100	— 400	
96/00	3000	— 100	
1901	2700	— 300	— 1000
1902	2700	— 00	
1903	2500	— 200	

Hängt nicht etwa die Abnahme der Tuberkulose mit der langen Friedenszeit, mit dem beispiellosen wirtschaftlichen Aufschwung zusammen, den das deutsche Volk seitdem genommen hat; mit seiner besseren Ernährung? Und ist nicht zu fürchten, daß, wenn die wirtschaftliche Lage durch Krieg oder eine andere schwere Krisis wieder einmal ungünstiger wird, die Tuberkulose-Sterblichkeit sofort wieder steigen würde?

Zum Teil ist aber noch etwas anderes mit im Spiele, worauf der Kreisassistenzarzt Dr. Ascher in Königsberg in einer sehr beachtenswerten Abhandlung aufmerksam gemacht hat.

Wir haben soeben gehört, daß bei 16.5 Prozent der Dresdener Spitalleichen floride Tuberkulose gefunden wurde, die nur deshalb nicht zur Todesursache geworden ist, nur deshalb nicht in dem Sterberegister erscheint, weil die Leute vorher durch eine andere Krankheit getötet wurden. Breiten sich solche akuten Krankheiten aus, dann muß dadurch eine Abnahme der Tuberkulose vorgetäuscht werden. Und Ascher weist nun in der Tat nach, daß, ebenso wie dies schon früher in England festgestellt worden war, auch in Preußen neben dem Fallen der Sterblichkeit an

Tuberkulose ein Steigen der akuten Lungenkrankheiten einhergeht!

In Preußen starben von je 1 Million jährlich:

Jahr	an Tuberkulose	% aller Verstorb.	an nicht tuberkulös. Lungenkrankheiten	Zus.	% aller Verstorb.
1875/79	3100	12	1600	4700	18
80/84	3100	12	2000	5100	19
85/89	2900	12	2200	5100	21
90/94	2500	11	2800	5300	23
95/99	2100	10	2600	4700	22
1900	2117	9	3100	5200	22
1901	1900	9	2600	4500	21

Es ist vielleicht grausam, redlichen Menschen, die mit so viel Begeisterung und Aufopferung am Werke sind, die Freude zu verderben, indem man Zweifel an den Beweisen ihres Erfolges äußert. Aber es muß geschehen. Denn nichts wäre schädlicher, als wenn man irrtümlicherweise sich in der Hoffnung wiegen würde, der Krieg gegen die Tuberkulose sei schon gewonnen und es handle sich jetzt nur mehr um den fröhlichen Siegeseinzug. Betrachten wir doch etwas näher, ob denn wirklich das, was bisher getan worden ist, schon so große Erfolge sichtbar machen könnte?

Die Volksheilstätten sind gewiß in hohem Grade segensreich. Sie bieten den armen Kranken ein ganz anderes Leben als ein Krankensaal alten Stils. Tausende von armen Leidenden genießen jetzt durch Wochen und Monate Dinge, die sie vielleicht nie in ihrem Leben gekannt haben: die Natur, eine behagliche Wohnung, Ausruhen und gute Kost. Die Volksheilstätten werden zu Schulen für hygienisches Wissen und Praxis, für die Technik von Ordnung, Reinlichkeit und Desinfektion.

Aber auch darüber hinaus schaffen sie ohne Zweifel bleibenden Nutzen. Leichten Fällen in den ersten Anfängen der Krankheit bringen sie sicherlich nicht selten wirkliche dauernde Heilung und ihr Erfolg in diesem Stücke würde noch viel größer werden, wenn man noch sorgfältiger als bisher die zur Aufnahme geeigneten Fälle auslesen und trachten würde, vor allem jene aufzunehmen, bei denen sich die Krankheit noch durch nichts anderes als durch den positiven Ausfall der sogenannten Tuberkulinreaktion verrät; wenn man ferner die Aufenthaltsdauer der Patienten in den Anstalten verlängern würde.

Die durch die Verhältnisse erzwungene Kürze der Anstaltsbehandlung scheint mir einer der Hauptgründe zu sein, warum die Volksheilstätten bei etwas weiter vorgeschrittenen Fällen nicht mehr Dauererfolge erzielen, als tatsächlich erhoben worden ist. Man denke nur daran, wie lange und mit welcher peinlichen Sorgfalt die diätetisch-klimatische Kur bei den Wohlhabenden fortgesetzt werden muß, wie oft sie in der Regel wiederholt werden muß, bis endlich ein dauernder Erfolg erreicht ist. Und nun vergleiche man damit, wie der Arme nach wenigen Wochen, nach zwei oder drei Monaten aus der Anstalt zurück muß in seine schlechte Wohnung, zu seiner schlechten Kost, zu seinen Sorgen, zu verstärkter körperlicher Anstrengung. Dann wird man sich nicht wundern, daß das Reichsversicherungsamt nur 31, beziehungsweise 27 Prozent „Dauererfolge" bei den aus den Heilstätten Entlassenen feststellen konnte, obwohl an sie nur der bescheidene Maßstab der Erwerbsfähigkeit nach § 18 angelegt wurde, wonach der Betreffende fähig sein muß, ein Drittel des normalen Verdienstes zu erwerben. Und solche Dauererfolge können gegenwärtig trotz aller Anstrengungen jährlich nicht mehr als etwa 8000 erzielt werden, wenn die rund 6000 Betten viermal im Jahre neu belegt werden. Und damit vergleiche man, daß die Annahme nicht übertrieben sein dürfte, daß im Reiche jährlich 100,000 Menschen an Tuberkulose neu erkranken. Man wird dann erkennen, daß die Volksheilstätten, trotz aller Wohltat für die Tausende ihrer Gäste, zur Ausrottung der Tuberkulose als Volkskrankheit bisher nichts Nennenswertes beigetragen haben könnten. Selbst wenn man in ihnen für alle 100,000 Neuerkrankten Platz schaffen würde, würde ihr prophylaktischer Erfolg noch immer ein bescheidener sein, da die leichten Fälle, bei denen die Herde noch geschlossen sind, und keine Bazillenausscheidung stattfindet, für ihre Umgebung gefahrlos sind, während die Hunderttausende mit florider offener Tuberkulose nach wie vor die Keime ausstreuen würden.

Man sieht daher ja auch mehr und mehr ein, daß den Erfolgen der Volksheilstätten unübersteigliche Grenzen gezogen sind und daß sie einer ergänzenden Einrichtung bedürfen, der sog. Hauspflege, nach französischem Muster einheitlich organisiert, von den sogenannten Fürsorgestellen („Dispensaires") aus. Es kommt außerordentlich billiger, den Patienten zu Hause mit guter Kost, mit guter Milch, mit Heilmitteln, Desinfektionsmitteln u. s. w. zu versehen, als ihn in einer Anstalt ad hoc gänzlich zu verpflegen. Da diese Hauspflege billiger ist, kann sie sich auf eine größere Anzahl Patienten erstrecken und jedem einzelnen viel länger zuteil werden als die Anstaltsbehandlung. Sie kann so vielleicht, als Heilverfahren betrachtet, durch die längere Dauer das ersetzen, was ihr im Vergleiche mit der Heilstätte an Vollkommenheit zweifellos abgeht. In prophylaktischer Beziehung setze ich außerordentlich viel größere Hoffnungen auf sie als auf die Volksheilstätten. Nach meiner Ueberzeugung muß sie gerade als Vorbeugeverfahren so sorgfältig und vollständig als möglich ausgebildet werden; und zwar nicht als Privat- oder Vereinssache, sondern als Gemeindesache. Sie wird dann zu einer der aller wirksamsten Waffen werden. Erlauben Sie, daß ich dies etwas genauer begründe.

(Schluß folgt.)

Hugo Berger.

Es dürfte wohl zu den seltensten, aber auch schwersten Ereignissen gehören, daß einer Hochschule im Verlaufe weniger Wochen die beiden Lehrer durch den Tod entrissen werden, deren Fürsorge ein bestimmtes Fach anvertraut war. Die Universität Leipzig hat in den nun abgeschlossenen Herbstferien diese traurige Erfahrung machen müssen. Am 9. August erlag, wie den Lesern dieser Blätter wohl bekannt, Friedrich Ratzel, einem Schlaganfalle; am 27. September raffte eine Lungenentzündung dessen Spezialkollegen Ernst Hugo Berger hin, der die erst 1899 begründete Professur für Geschichte der Erdkunde und historische Geographie bekleidete. Auch mit ihm ist ein Gelehrter von hohem Verdienste dahingeschieden, der seinen Amtsgenossen in glücklichster Weise ergänzte, ein bescheidener, zurückgezogen lebender Mann, dessen Bedeutung nur einigen Näherstehenden voll bekannt, von diesen dafür aber auch um so höher geschätzt war. Man braucht keiner Zurückweisung gewärtig zu sein, wenn man es ausspricht, daß unter der gegenwärtigen Generation keiner war, der sich so tief in das geographische Wissen der Antike versetzt, sich mit demselben so gründlich durchdrungen hatte, wie dies für ihn nach allgemeinem Urteile galt.

Ein einfaches deutsches Gelehrtenleben ist es, mit welchem sich der Biograph zu beschäftigen hat.[1]) E. H. Berger wurde am 6. Oktober 1836 zu Gera geboren, konnte aber trotzdem als ein Leipziger gelten, weil die Eltern schon zwei Jahre später nach der großen Nachbarstadt übergesiedelt waren. Kaum achtjährig, verlor der Kleine den Vater, der in Leipzig eine Steindruckerei besaß. Von 1843 bis 1850 besuchte der Knabe die sogenannte erste Bürgerschule seiner Adoptivvaterstadt, und von da ging er auf die altberühmte Thomasschule über, welcher damals der berühmte Philologe Stallbaum als Rektor vorstand. Hier eignete sich Berger jene gründlichen philologischen Kenntnisse an, die später seine Lebenslaufbahn bestimmen sollten. Nachdem er 1856 mit vortrefflichem Zeugnis das Gymnasium

[1]) Herrn Walter Berger und Herrn Privatdozenten Dr. Friedrich in Leipzig ist der Verfasser dieser Skizze für ihre Mitteilungen zu großem Danke verpflichtet.

verlassen hatte, ließ er sich als **stud. theol.** einschreiben, wandte sich aber bald der Philologie zu und begann vor allem ein ernstes Studium der germanischen Sprachen. Mehrere Jahre war er als Lehrer an der Uebungsschule des bekannten Herbartianers T. Ziller tätig, später am Barthschen Erziehungsinstitute, welches nach den Grundsätzen jenes Pädagogen eingerichtet war. Im Februar 1866 verheiratete er sich mit Zillers Schwägerin, einer Tochter des Philologieprofessors Seidler in Halle a. S. Während bis dahin die Sorge um den Lebensunterhalt dem jungen Mann und seiner treu mit ihm zusammenlebenden Mutter nicht fremd gewesen war, sah er sich nunmehr unabhängig gestellt und gab den Lehrerberuf auf, um sich ganz seinen wissenschaftlichen Neigungen widmen zu können. Am 30. November 1869 erwarb er sich die philosophische Doktorwürde. Volle dreißig Jahre verblieb er Privatgelehrter, unablässig mit seinen Arbeiten befaßt und anscheinend ohne Neigung, aus der Studierstube irgendwie wieder in die Oeffentlichkeit hinauszutreten. Man muß Ratzel dafür Dank wissen, daß er Bergers Neigung zum Stilleben bekämpfte und ihn veranlaßte, die oben erwähnte Doppelprofessur anzunehmen. Leider waren ihm nur noch wenige Jahre zur Ausübung des neuen Amtes vergönnt. Einer Lähmung der Augenmuskeln folgte eine solche der Zunge, die dann auch die unmittelbare Veranlassung zu der tödlichen Endkrankheit (sog. Schluckpneumonie) wurde. Bedenkt man, welch furchtbares Schicksal dem geistig ungebrochenen Manne die paralytischen Erscheinungen in Aussicht stellten, so kann man es nur als eine freundliche Lösung betrachten, daß die tödliche Krankheit rasch dem Leben ein Ende setzte.

In Bergers literarischen Arbeiten, die nie für einen großen Kreis berechnet waren, ihm innerhalb seines Studienbereiches dagegen eine hohe Wertschätzung gewährleisteten, tritt eine strenge Selbstbeschränkung zutage, deren Charakter oben schon von uns angedeutet wurde. Seine Inauguraldissertation legte ihm eingehende Beschäftigung mit dem Astronomen Hipparch von Nicäa nahe, einem Griechen des zweiten vorchristlichen Jahrhunderts, dessen sich die Erdkunde aus verschiedenen Gründen, hauptsächlich aber um deswillen anzunehmen hat, weil auf ihn die ersten gelungenen Versuche zurückgehen, eine gekrümmte Fläche mit möglichster Genauigkeit in der Ebene abzubilden. Was von dem genialen Manne direkt auf uns gekommen, ist keineswegs seine bedeutendste Leistung, und deshalb war es ein ebenso schwieriges wie dankenswertes Beginnen, aus den da und dort zu findenden Andeutungen ein treues Bild seines Wesens und Tuns zu rekonstruieren. In Verfolgung dieses Gedankens entstand Bergers erste Schrift (Die geographischen Fragmente des Hipparch, Leipzig 1869). Elf Jahre dauerte es, bis eine zweite nachfolgte, die von denselben methodischen Grundsätzen ausging, diesmal aber einem Geographen ersten Ranges sich zuwandte, dem gelehrten Bibliothekar von Alexandria, der als erster eine korrekte Erdmessung durchgeführt und das Gradnetz der Erdkugel zum wichtigsten Requisit der messenden Geographie erhoben hat. Wiederum handelt es sich um einen Schriftsteller, dessen Werke der Zerstörung anheimgefallen und nur in unzusammenhängenden Bruchstücken zum kleinen Teile erhalten geblieben sind; wiederum also lag die schwierige Aufgabe vor, einzelne Mosaiksteinchen zu einem Bauwerke zusammenzusetzen. Das geschah in einem stattlichen Buche (Die geographischen Fragmente des Eratosthenes, neu gesammelt, geordnet und besprochen, Leipzig 1880). Daß dasselbe von allen, die den Wert solch mühsamer Forschungsarbeit richtig zu schätzen wissen, auf das freudigste begrüßt ward, kann bei seinem inneren Gehalte nicht wundernehmen. Bei Arrianus, Eustathius, Lucianus, Suetonius, Marcianus, Polybius, Plinius, Diodorus, Suidas, Macrobius, Marcianus Capella u. a., vor allem aber bei Ptolemäus und Strabo, finden sich gelegentliche Hinweise, die aber nur der richtig unterbringen und zu einem Ganzen zusammenfassen konnte, der mit bester kritischer Schulung auch den vollkommenen Ueberblick über die geographische Literatur des Altertums verband. Man konnte bis dahin auf Eratosthenes, der gar manchen Gegner hatte, das bekannte Dichterwort anwenden, daß sein Bild in der Parteibeleuchtung etwas unsicher schwanke; seit 1880 ist das anders geworden, und so wenig Berger die Schwächen seines Helden zu verschleiern geneigt war, hat er uns denselben doch als einen ebenso eifrigen Sammler, wie auch als selbständigen Denker kennen gelehrt, auf dessen Vorarbeiten die klassische Schule der hellenistischen Geographie ruhig weiterbauen durfte. So wurde u. a. Strabos von Tendenz nicht freie Polemik gegen die homerischen Neigungen des Alexandriners auf ihre wahre Bedeutung zurückgeführt.

Verschiedene Abhandlungen hat Berger in den Grenzboten, in den „Sitzungsberichten" der philolog.-histor. Klasse der kgl. Gesellschaft der Wissenschaften und in Hettners Geogr. Zeitschrift veröffentlicht. An dieser Stelle sei nur einiger Proben gedacht, die zur Weiterführung der geschichtlich-geographischen Forschung neue Perspektiven eröffneten. Er suchte „die Geographie der Erdkugel bis zu ihren ersten Anfängen hinauf zu verfolgen und tat dar, wie sich bei Krates von Mallos die Absicht entwickelte, eine — freilich stark stilisierte — Nachbildung der Erdoberfläche in dem ersten Erdglobus herzustellen, von dem uns die Geschichte zu erzählen weiß. Angelegentlich befaßte er sich mit der Frage, wie man zu der Teilung der Erdoberfläche in Zonen gelangt sei. Er begnügte sich nicht mit der üblichen Annahme, daß Parmenides der Urheber der Zonenlehre sei, sondern untersuchte genau die einzelnen Stadien der dahin führenden Entwicklung und beleuchtete insbesondere die Wichtigkeit, welche nach dieser Seite hin der Nordreise des Massalioten Pytheas beizulegen ist. Die geistige Tat des Parmenides analysierte Berger zuerst eingehender, indem er darauf hinwies, daß die — heute noch zum unentbehrlichen Rüstzeuge der mathematischen Geographie gehörende — Klassifikation der Erdbewohner nach den Schattenverhältnissen zwar in ganz bestimmter Form erst von Aristoteles durchgeführt werde, der Idee nach aber wahrscheinlich als das geistige Eigentum des Philosophen von Elea zu betrachten sei. Zwar geht auf ihn mutmaßlich auch die Irrlehre zurück, daß der Tropengürtel unbewohnbar sei, allein man muß doch zugestehen, daß um 500 v. Chr. das länderkundliche Wissen von der Ausdehnung der „Oekumene" sich mit jener Vorstellung sehr wohl vereinbaren ließ.

Schon im reifsten Mannesalter ging Berger daran, seine Studienfrüchte zu einem großen selbständigen Werke zusammenzufassen, welches ganz dazu geeignet ist, seinem Namen ein dauerndes Andenken zu sichern. In vier Abteilungen erschien 1887—1891 seine „Geschichte der wissenschaftlichen Erdkunde der Griechen". Das Werk, von dem wohl behauptet werden kann, es sei jeder Satz darin quellenmäßig belegt, machte gleich von Anfang an berechtigtes Aufsehen und sicherte seinem Verfasser eine Führerstellung auf dem Gebiete, welchem sein Lebenswerk galt. Ein streng gelehrtes, von griechischen Zitaten strotzendes Werk, das fast 700 Seiten zählt, scheint so ausschließend für einen engeren Leserkreis berechnet zu sein, daß eine Neu-Auflage sich kaum erwarten ließ. Um so mehr spricht es für das Schwergewicht einer solchen Leistung, wenn sie sich, obwohl alles andere eher denn eine leichte Lektüre, derart beim Publikum durchzusetzen vermag, daß eine erneute Bearbeitung zur Notwendigkeit wird. Die Verlagsbuchhandlung Veit u. Comp. sah sich veranlaßt, die zweite, mehrfach revidierte und ergänzte Auflage im Jahre 1903 der Oeffentlichkeit zu übergeben, und es ist gewiß ein tröstlicher Gedanke, daß der Autor, der wohl damals bereits einen Rückgang seiner Kräfte bemerken mochte, das gewaltige Stück geistiger Arbeit noch zum glücklichen Ende zu bringen befähigt war.

Eine Tätigkeit, wie diejenige Bergers, die aus dem Umkreise des Studierzimmers nur wenig heraustritt, ist nicht dazu angetan, äußere Ehrungen einzubringen. Wohl aber wußten die Fachgenossen im engeren und die Altertumsforscher im weiteren Sinne, was sie an diesem Manne hatten, und so haben gelehrte Korporationen ihm auch durch Zuerkennung ihrer Diplome ihre hohe Anerkennung ausgedrückt. Zwei deutschen Akademien gehörte er als wirkliches und korrespondierendes Mitglied an, nämlich der kgl.

sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften und der kgl. Gesellschaft in Göttingen. Im Jahre 1896 wurde er gleichzeitig Ehrenmitglied der Vereine für Erdkunde zu Leipzig und Halle. Auch die Münchener Geographische Gesellschaft hat die besondere Ehrenpflicht, den Verstorbenen zu betrauern, den sie, als sie im April 1894 das Jubiläum ihres 25jährigen Bestehens festlich beging, anläßlich dieser Feier unter die Zahl ihrer korrespondierenden Mitglieder aufgenommen hatte.

S. Günther.

Bücher und Zeitschriften.

hm. Oesterreichische Rundschau. Herausgegeben von Dr. Alfred Frhrn. v. Berger und Dr. Karl Glossy. Wien, Carl Konegen.

Schwarzgelb ist der Umschlag eines neuen, in Wien erscheinenden Wochenblattes, das nach Gehalt und Gestalt mehr einer Revue gleicht. Schwarzgelb im Grillparzerschen Geiste ist auch das Wesen der beiden Herausgeber, die österreichische Art und Kunst und Forschung zu neuer Geltung bringen wollen und in ihren eigensten Arbeitsgebieten zu neuer Geltung gebracht haben. Frei von falschem Nativismus, beabsichtigen sie, engeren Landsleuten und Reichsdeutschen zu zeigen, welchen Reichtum an tüchtigen Poeten, Prosaikern, Publizisten und Gelehrten das heutige Oesterreich sein eigen nennt. Daß ein solches Vorhaben mit dem richtigen Geschmack, ohne Prahlerei und Ziererei, ins Werk gesetzt wird, verbürgt Glossys beim Grillparzer-Jahrbuch bewährtes Geschick. Das erste Heft des neuen Unternehmens ist ausnehmend gediegen geraten: allerdings hat einer der besten deutschen Zeitungs-Leiter und Zeitungs-Kenner, Alfred Dove, gelegentlich im Gespräch scherzhaft gemeint, Probenummern seien immer gut und reichhaltig. Wer Nr. 1 der Oesterreichischen Rundschau zur Hand nimmt, wird indessen bald merken, daß hier das Ergebnis langer Vorarbeiten, keine der landläufigen Renommier-Nummern vorliegt. Der Präsident unserer Wiener Akademie, Eduard Sueß, spricht über Volksbildung und University Extension. Lammasch begründet die Notwendigkeit einer Strafrechts-Reform. Anton E. Schoenbach äußert tiefgeschöpfte Bedenken gegen Roseggers Jesus-Buch J. N. R. I. in meisterlicher Fassung. Ein „Bild aus der Wiener Vergangenheit“, das Freytag ohne weiteres in seine Bilder aus der deutschen Vergangenheit hätte einreihen mögen, sind die Jugenderinnerungen des Alt-Bürgermeisters Dr. Cajetan Felder: Diese Denkwürdigkeiten dürften, wenn ihr Fortgang hält, was der Anfang verheißt, klassisch genannt werden. Saar hat eine Novelle „Sappho“ gestiftet, die seine volle Frische bezeugt. Alfred Berger zieht die Summe des letzten Theater-Jahres. Wochenberichte und Feuilletons, darunter Glossys Bericht über Grillparzers Wohnungen, machen den Beschluß. Die folgenden Hefte werden manche Ueberraschung bieten, u. a. Mitteis' Vorschläge zur Reform der juristischen Studien-Ordnung. Seit Jahrzehnten ist in Wien keine Zeitschrift von solchem Kaliber neu auf dem Plan erschienen.

::

Allgemeine Rundschau.

Der gestirnte Himmel im Monat November

(gültig für die Mitte des Monats und 10 Uhr abends).

Die Milchstraße zieht in leichtgeschwungenem, gegen Norden zu offenem Bogen vom östlichen zum nordwestlichen Horizont; in mondfreien Nächten ist sie als breites, mattglänzendes Band hoch am Himmel wahrzunehmen. Um den Scheitelpunkt herum, den sie mit ihrem südlichen Rande eben noch streift, gruppieren sich die bekannten in ihr liegenden Sternbilder der Cassiopeja und des Perseus (mit dem merkwürdigen, kurzperiodisch veränderlichen Stern Algol), zu denen südlich der Milchstraße noch das Dreieck und die Andromeda hinzutreten. Des berühmten, schon mit freiem Auge wahrnehmbaren Nebels in dem le[illegible] Sternbilde wurde schon mehrfach Erwähnung getan.

Die Sternbilder des Adlers, des Schwans und der Leier mit den hellen Sternen Atair, Deneb und Wega, sowie das Sternbild des Delphins stehen im westlichen Arm der Milchstraße und nunmehr schon ziemlich tief am nordwestlichen Himmel. Westlich der Andromeda und mit ihr fast in gleicher Höhe erblicken wir das langgestreckte Sternbild des Pegasus, noch weiter westlich, teilweise schon im Untergang begriffen, die Sternbilder des Füllens und des Wassermanns. Hoch am südwestlichen Himmel steht das Sternbild der Fische, welchem der gegenwärtig noch immer in ihm rückläufige Planet Jupiter einen ungewöhnlichen Glanz verleiht, während am südwestlichen Horizont der südliche Fisch fast schon vollständig untergegangen ist und nur noch der hellste Stern desselben, Fomalhaut, an dieser Stelle des Himmels durch sein lebhaftes Farbenspiel unser Auge erfreut.

Im Süden hat das langgezogene Sternbild des Walfisches mit dem bekannten, merkwürdig veränderlichen Stern Mira (Omikron Ceti) bereits zur Hälfte den Meridian überschritten; vom östlichen Ende dieses Sternbildes aus zieht sich das Sternbild des Widders in nordwestlicher Richtung bis zum Dreieck und zur Andromeda hin.

Im Osten ist das glänzende Sternbild des Orion, mit den Sternen erster Größe Rigel und Beteigeuze, sowie mit seinem „Jakobsstab“, das Wahrzeichen unserer Winternächte, bereits aufgegangen. Den weiten Raum zwischen ihm und dem Widder füllt fast vollständig das Sternbild des Stiers aus, in welchem wir außer dem Stern erster Größe Aldebaran (in der eine römische V bildenden Gruppe der „Hyaden“ oder „Regensterne“) noch den bekannten Sternhaufen der Plejaden bemerken. Am nordöstlichen Horizont, jenseit der Milchstraße, ist der Kleine Hund mit dem Stern erster Größe Prokyon und der Krebs eben im Aufgang begriffen, höher stehen daselbst schon die Zwillinge mit den beiden hellen Sternen Castor und Pollux und der Fuhrmann mit der am nördlichen Rande der Milchstraße glänzenden Capella. Hoch im Norden steht der Kleine Bär mit dem hellen Polarstern; ferner der Drache, die Giraffe, der Luchs und tief am Horizont der Große Bär, die Jagdhunde und der Mauerquadrant.

Die Sonne bewegt sich im Laufe des Monats November abermals um reichlich 7 Grad in Deklination nach Süden und ist am Schluß des Monats von ihrer südlichsten Stellung kaum mehr 2 Grad entfernt. Die Kulminationshöhe der Sonne beträgt um die Mitte des Monats in unseren Breiten nur noch 23 Grad; ihre Entfernung nimmt im November um weitere 180,000 Meilen ab, der scheinbare Durchmesser der Sonnenscheibe wächst demzufolge von 32' 14.3" auf 32' 26.8" an.

Die Zeiten des Auf- und Untergangs der Sonne sind für München (in mitteleuropäischer Zeit):

November	Aufgang			Untergang		
1.	7h	1m	früh	4h	54m	abends
8.	7	12	„	4	43	„
15.	7	22	„	4	34	„
22.	7	33	„	4	27	„
30.	7	44	„	4	21	„

Die Tageslänge nimmt somit im Laufe des Monats November um mehr als 1¼ Stunden ab, und zwar entfallen von dieser Abnahme auf die Morgenstunden rund ¾ Stunden und auf die Abendstunden rund ½ Stunde. Am Schluß des Monats beträgt die Tageslänge (ohne Dämmerung) noch 8 Stunden 37 Minuten.

Die Phasen und Stellungen des Mondes im Monat November sind folgende:

5. November	1h	nachm.	Erdnähe (48,890 Meilen)
7. „	5	abends	Neumond
15. „	2	nachts	Erstes Viertel
17. „	8	vorm.	Erdferne (54,540 Meilen)
23. „	4	früh	Vollmond
30. „	9	vorm.	Letztes Viertel

Die Zeiten des Mondauf- und -untergangs sind für München:

November	Aufgang			Untergang		
1.	—h	—m	nachts	1h	43m	nachm.
8.	7	44	vorm.	5	47	abends
15.	1	26	nachm.	—	—	nachts
22.	4	37	nachm.	6	20	früh
30.	—	—	nachts	12	56	nachm.

Am 1. und 30. November findet, wie oben ersichtlich, kein Aufgang, am 15. November kein Untergang des Mondes statt.

In der Nacht vom 3. auf den 4. November wird eine Bedeckung des Planeten Mars durch den Mond eintreten, welche jedoch nur auf der südlichen Erdhalbkugel sichtbar ist. Ferner findet am 23. November neuerdings eine Bedeckung des Fixsterns erster Größe Aldebaran (Alpha im Stier) statt, die jedoch in München gleichfalls nicht sichtbar ist.

Die Sichtbarkeitsverhältnisse der großen Planeten sind noch immer ziemlich günstige.

Merkur geht am 3. November durch den niedersteigenden Knoten, am 13. November durch das Aphel (Sonnenferne) seiner Bahn; am 7. November kommt er mit dem Monde, am 16. November mit dem hellen Doppelstern β im Skorpion und am 19. November mit dem Stern erster Größe Fomalhaut (Alpha im Skorpion) in Konjunktion zu stehen. Gegen den Schluß des Monats geht er zwar bereits 40 Minuten nach der Sonne unter, praktisch genommen, ist er jedoch während des ganzen Monats wegen zu großer Nähe bei der Sonne mit freiem Auge nicht wahrnehmbar.

Venus geht am 12. November gleichfalls durch die Sonnenferne ihrer Bahn. Sie geht durchschnittlich 1¾ Stunden nach der Sonne unter und ist daher während des ganzen Monats als hellglänzender Abendstern ziemlich tief am südwestlichen Himmel sichtbar. Am 10. November kommt sie in Konjunktion mit dem Monde zu stehen.

Mars passiert die Sonnenferne seiner Bahn am 30. November. In der Nacht vom 3. auf 4. November kommt er in Konjunktion mit dem Monde zu stehen, für Erdorte, welche südlich vom 45. Grad südlicher Breite liegen, findet eine Bedeckung statt. Der durch sein rotes Licht leicht erkennbare, gegenwärtig im Sternbild der Jungfrau stehende Planet geht im November durchschnittlich 2 Stunden nach Mitternacht auf und kann somit erst in den frühen Morgenstunden beobachtet werden.

Jupiter ist nach wie vor das glänzendste Gestirn des abendlichen Sternhimmels. Im Sternbild der Fische langsam rückläufig, erreicht er gegen 10 Uhr abends seine größte Höhe über dem Horizont und geht durchschnittlich erst um 4⅓ Uhr früh unter, so daß er auch im November noch ein überaus günstiges Beobachtungsobjekt bildet. In der Nacht vom 19. auf 20. November steht er in Konjunktion mit dem Monde.

Saturn, der noch immer im Sternbild des Steinbocks verweilt, kommt am 7. November in Quadratur zur Sonne, am 14. November in Konjunktion mit dem Monde zu stehen. Da er durchschnittlich schon bald nach Einbruch der Dunkelheit (um 5¾ Uhr abends) den Meridian passiert und um 10 Uhr abends untergeht, ist er nur noch während der ersten Abendstunden am Himmel sichtbar.

Uranus geht Mitte November bereits um 6 Uhr abends unter, bleibt somit, praktisch genommen, vorläufig unsichtbar.

Neptun ist im Sternbild der Zwillinge rückläufig. Er geht im Monatsdurchschnitt um 7¼ Uhr abends auf und ist somit (in mittleren und großen Fernrohren) die ganze Nacht hindurch, etwa 4 Grad östlich von dem Stern dritter Größe μ in den Zwillingen, als Sternchen 8. Größe am Himmel wahrzunehmen.

Komet Encke. Die Helligkeit dieses bereits Anfang September wieder aufgefundenen periodischen Kometen ist auch im verflossenen Monat noch so gering gewesen, daß keinerlei weitere Beobachtung von demselben erlangt worden zu sein scheint.

Sternschnuppen. Außer zahlreichen vereinzelten, aus verschiedenen Gegenden des Himmels, insbesondere aus dem Großen Bären und aus dem Orion ausstrahlenden Sternschnuppen sind zwischen dem 12. und 17. November die aus dem Sternbild des Löwen kommenden, unter dem Namen „Leoniden" bekannten periodischen Sternschnuppenfälle zu erwarten, deren zeitenweise besonders glänzende Erscheinungen schon vor tausend Jahren beobachtet wurden. Die Erde passiert auf ihrem Wege um die Sonne alljährlich um die angegebene Zeit die elliptische Bahn dieses Meteoritenschwarmes, die, wie Schiaparelli in Mailand zuerst gezeigt hat, mit der des Kometen 1866, I zusammenfällt. Wie erinnerlich, hatte man im Herbst 1899 auf einen besonders reichen Leonidenfall gerechnet, die damals gehegten Erwartungen haben sich aber ebenso wie die auf die nächstfolgenden Erscheinungen der Leoniden gesetzten nicht erfüllt. Es ist nunmehr ziemlich wahrscheinlich geworden, daß die Erde auf absehbare Zeit hinaus mit dem Hauptschwarm der Leoniden überhaupt nicht mehr zusammentrifft, daß somit die großen Sternschnuppenfälle, die früher alle 33 Jahre eintraten, in Zukunft nicht mehr stattfinden. Da aber Ueberraschungen keineswegs ausgeschlossen sind, gewinnt die Beobachtung der alljährlich wiederkehrenden schwächeren Leonidenfälle noch erhöhtes Interesse. Das Häufigkeitsmaximum der letzteren ist für die Nacht vom 15. auf 16. November zu erwarten. Eine Störung der Beobachtung der Leoniden durch Mondlicht ist heuer nicht zu befürchten, weil am genannten Tage um die Zeit des Aufganges ihres Radiationspunktes (11 Uhr nachts) der Mond schon sehr tief steht und bald nach Mitternacht untergeht.

Ein zweiter periodischer Sternschnuppenfall — der der Andromediden oder Bieliden —, dessen Ausstrahlungspunkt in der Andromeda liegt, steht für die Zeit von 20. bis 25. November in Aussicht. Der Andromedidenschwarm, dessen Bahn nach Lage und Gestalt mit der des berühmten Bielaschen Kometen zusammenfällt, wird ziemlich allgemein — ob mit Recht oder Unrecht, mag dahingestellt bleiben — als Auflösungsprodukt dieses seit 1852 nicht mehr gesehenen periodischen Kometen betrachtet. Schon im Herbst 1898, dann auch im folgenden Jahre, wurde auch von den Andromediden eine besonders glänzende Erscheinung erwartet, wie man weiß, beidemale gleichfalls vergeblich. Da heuer die Zeit der Maximalfrequenz (23. November) mit dem Eintritt des Vollmondes zusammenfällt und unter den Andromediden im allgemeinen die lichtschwächeren Sternschnuppen vorherrschen, wird die Beobachtung dieses Sternschnuppenschwarmes heuer allerdings nur unter wenig günstigen Umständen erfolgen können. -rt-

*

Stereoskopische Bilder.

w. In der letzten Sitzung der Pariser Akademie der exakten Wissenschaften wurde mit großem Beifall der Anwesenden eine Neuigkeit besprochen, welche einige Akademiker aus St. Louis mitgebracht hatten. Einem amerikanischen Physiker Namens Ives ist es nämlich gelungen, Bilder herzustellen, welche, obwohl sie auf einer einzigen Ebene liegen, vollständig ein plastisches Aussehen haben. Das hat er auf folgende Weise erreicht. Er stellt einen photographischen Apparat her, der mit zwei Objektiven versehen war. Zwischen den Objektiven und der lichtempfindlichen Platte brachte er zwei äußerst feine Gitterchen an, von denen das eine nur die Strahlen des einen Objektivs, das andere nur die des zweiten aufnahm und durchließ. Diejenigen Lichtpunkte, welche die beiden Objektive gemeinsam durchließen, lieferten das Negativ eines Bildes, das nach seiner Uebertragung vollkommen den Eindruck eines Körpers, nicht den einer Fläche machte. Bisher hatte man, wollte man stereoskopische Bilder herstellen, zwei Aufnahmen nötig gehabt, von denen die eine für das linke, die andere für das rechte Auge bestimmt war. Schon viele haben sich mit der Frage beschäftigt, welche nun der amerikanische Gelehrte glücklich gelöst hat. Man ist auf die genaueren Angaben über sein Verfahren und auf die Proben der neuen Kunst nicht wenig neugierig.

*

Preisaufgabe der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien.

Schillerpreis.

Die kaiserliche Akademie der Wissenschaften hat in ihrer Gesamtsitzung vom 27. Oktober 1904 auf Antrag der philosophisch-historischen Klasse beschlossen, aus Anlaß der im Jahre 1905 stattfindenden Jahrhundertfeier von Schillers Tod einen Preis von 2000 Kronen über das Thema:

„Schiller im Urteil der deutschen Nachwelt"

auszuschreiben.

Es soll gezeigt werden, welche literarischen, ästhetischen und politischen Einflüsse und Stimmungen das rasch wechselnde, oft aus der höchsten Höhe in die tiefste Tiefe umschlagende und doch stets wieder zum Gleichgewicht zurückkehrende Urteil über Schillers Persönlichkeit und über seine Dichtung im Laufe des 19. Jahrhunderts bestimmt haben. Es soll auch namentlich berücksichtigt werden, wie sich die Entwicklung der ästhetischen und poetischen Doktrin im Laufe des Jahrhunderts, besonders während der letzten Dezennien, in dem Urteil über Schiller abspiegelt. Es sollen endlich die sich gleichmäßig wiederholenden Einwendungen gegen Schillers Art und Kunst scharf ins Auge gefaßt und auf ihre Stichhaltigkeit hin geprüft werden.

Bloße Materialiensammlungen, welche dem Thema nicht auch von Seite der Kritik und der Darstellung gerecht werden, haben keinen Anspruch auf den Preis, den die kaiserliche Akademie nicht einfach der relativ besten, sondern nur einer auch im absoluten Sinne preiswürdigen Arbeit zuerkennt und, falls eine solche ausbleibt, nicht zu erteilen verpflichtet ist.

Die Arbeiten müssen bis längstens am 31. Dezember 1907 eingereicht werden und mit demselben Motto versehen sein, welches auch ein den Namen und die Adresse des Verfassers enthaltendes Briefkuvert trägt. Die Zuerkennung des Preises erfolgt in der feierlichen Sitzung der Akademie im Jahre 1908. Die preisgekrönte Arbeit bleibt Eigentum des Verfassers.

Das Preisrichteramt wird von einer Kommission ausgeübt, die aus fünf Mitgliedern der philosophisch-historischen Klasse der Wiener Akademie besteht; eines dieser Mitglieder ist der Präsident der Klasse, der in der Kommission den Vorsitz führt.

Wien, am 31. Oktober 1904.

Das Präsidium
der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften.

×

Kleinere Mitteilungen.

* Die Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen hat den berühmten Anatomen Gustav Retzius in Stockholm, den Geologen Ernst Wilhelm Benecke, Professor an der Universität Straßburg, den Direktor des Instituts für experimentelle Therapie in Frankfurt am Main Paul Ehrlich und den Physiologen Ewald Hering, Professor an der Universität Leipzig, zu auswärtigen Mitgliedern ihrer mathematisch-physikalischen Klasse gewählt.

H. Volksbibliothekswesen. In Heidelberg ist die Errichtung einer städtischen Volksbibliothek und Volksleſehalle vom Stadtrat in Aussicht genommen. Als Fond dient die neulich erfolgte und hier gemeldete, diesem Zweck bestimmte Schenkung eines Ungenannten im Betrage von 30,000 Mark. In einer Vorlage an den Bürgerausschuß wird der Betriebszuschuß aus städtischen Mitteln auf jährlich 6000—7000 Mark veranschlagt.

* Deutsche Auslandlehrer gesucht. Die deutsche Realschule zu Madrid sucht sofort einen Mittel- und einen Volksschullehrer. Befähigung zur Erteilung des naturwissenschaftlichen und mathematischen, sowie des Turnunterrichts erwünscht. Gehalt ca. 3000 Pesetas (ca. 1800 Mark). Freie Reise, nach drei Jahren freie Rückreise. Bewerbungen tüchtiger, gesunder und unbescholtener Lehrkräfte mit womöglich beglaubigten Zeugnisabschriften, Lebenslauf und Photographie sind zu richten an den Allgemeinen Deutschen Schulverein, Berlin W. 62, Landgrafenstraße 7/8.

×

Hochschulnachrichten.

* Tübingen. Der verstorbene Professor Christoph v. Sigwart hat der Bibliothek des evangelisch-theologischen Seminars letztwillig ein Kapital von 10,000 Mark hinterlassen, dessen Zinsen zur Anschaffung von Büchern, in erster Linie solchen aus dem Gebiete der Philosophie, verwendet werden sollen.

* Marburg. Der außerordentliche Professor der Chirurgie und erste Assistent an der chirurgischen Klinik der Tübinger Universität, Dr. Hermann Küttner, ist als außerordentlicher Professor an die hiesige Universität berufen worden.

* Rostock. Der Professor der klassischen Archäologie Dr. Gustav Koerte, der seit 1883 diesen Lehrstuhl an der Rostocker Universität bekleidet, wurde zum ersten Sekretär des kaiserlich Deutschen Archäologischen Instituts in Rom ernannt und wird diesem Ruf zu Ostern 1905 Folge leisten.

* Stockholm. Die hiesige Hochschule beging am 28. Oktober in feierlichster Weise in Gegenwart des Königs ihr 25jähriges Bestehen. Aus diesem Anlaß haben alle nordischen Universitäten und wissenschaftlichen Anstalten Abordnungen nach Stockholm gesandt. Während Upsala seit 1477 und Lund seit 1668 eine Universität besitzen, hatte die Hauptstadt Schwedens nur eine medizinische Hochschule, nämlich das Karolinische mediko-chirurgische Institut. Es bildete sich daher im Jahre 1869 in Stockholm ein „Hochschulverein", dessen Bestrebungen zur Stiftung der Hochschule im Jahre 1879 führten. Die Stadt Stockholm gab einen jährlichen Beitrag von 40,000 Kr., sonst aber war die Hochschule auf eigene Mittel angewiesen, und erst durch Zuwendung größerer Stiftungen verbesserte sich allmählich ihre Lage. Ihre Fonds betragen jetzt 4½ Mill. Kr., und es wird auch geplant, für die Hochschule, die in einem gemieteten Hause untergebracht ist, ein eigenes Gebäude zu errichten. Am stärksten und besten ist in der Stockholmer Hochschule gegenwärtig die mathematisch-naturwissenschaftliche Fakultät besetzt.

M. C. Rom. In dem Personalbestand des kgl. preußischen Historischen Instituts ist für das Jahr 1904/1905 eine Anzahl von Personalveränderungen zu verzeichnen: Der bisherige Assistent Dr. phil. Schwalm ist ausgeschieden, um eine Anstellung an der Bibliothek in Hamburg anzunehmen; der Stipendiat Dr. Paul Wittichen ist in Rom gestorben. Zum Assistenten wurde an Schwalms Stelle der frühere Hilfsarbeiter an den Monumenta Germaniae Dr. Fedor Schneider ernannt; als Hilfsarbeiter traten ein Dr. Hans Riese aus Marburg und Dr. Ludwig Cardauns aus Köln, letzterer als Volontär. Endlich ist seit dem 1. April am Institut tätig der Oberlehrer Dr. Heinrich Otto aus Hadamar, welchen der preußische Kultusminister mit einem Stipendium ausgestattet dem Institut aggregiert hat. Die Berufung eines zweiten Oberlehrers und eines Stipendiaten für Forschungen auf dem Gebiete der neueren Geschichte an Stelle des † Wittichen stehen bevor. — Das Institut hat also augenblicklich folgende Zusammensetzung: Direktor Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Paul Kehr. Zweiter Sekretär Prof. Dr. Karl Schellhaß; Assistenten Dr. theol. Göller, Dr. phil. Schneider. Hilfsarbeiter Dr. Meyer, Dr. Riese, Dr. Cardauns; Stipendiat Dr. Otto. — Von diesen Herren sind der Assistent Dr. Schneider und der Hilfsarbeiter Dr. Riese in Siena tätig, die Anderen in Rom. — Der preußische Kultusminister hat den Privatdozenten an der Berliner Universität und wissenschaftlichen Hilfsarbeiter an den Berliner Museen Dr. Arthur Haseloff mit einem Stipendium nach Apulien entsendet, um die jüngst in Andria aufgefundenen Gräber der Kaiserinnen Jolanthe von Jerusalem, † 1228, und Isabella von England, † 1240 (Gemahlinnen Kaiser Friedrichs II.), zu untersuchen. Dr. Haseloff ist am 26. Okt. in Andria eingetroffen.

Jahrgang 1904. München, Dienstag, 8. November. Nummer 256.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Port Arthur und Sebastopol.

Als die japanische Zweite Armee nach ihrer Landung bei Pitzewo sich im Mai dieses Jahres gegen Port Arthur wandte, anstatt durch Besetzung der Landenge von Kintschou mit geringeren Kräften die Halbinsel Kwantung völlig abzuschließen und dadurch die Besatzung der Festung an jeder Unternehmung gegen die japanische Feldarmee zu hindern, waren die Ansichten über die Absichten der japanischen Heerführung und über ihre Zweckmäßigkeit geteilt: einerseits wurde als ein Fehler erachtet, daß durch die Belagerung von Port Arthur der Feldarmee nicht unwesentliche Kräfte entzogen wurden, andrerseits glaubte man der Festung dieselbe Rolle in Aussicht stellen zu können, welche Sebastopol im Orientkriege gespielt hatte; man glaubte sie berufen zum Kriegsentscheidungsfelde. Das legt die Frage nahe, ob dieser Fall überhaupt denkbar wäre, und ob den Maßnahmen der russischen Heeresleitung (offensiver Vorstoß des Korps Stackelberg und neuerdings der Armee Kuropatkins) ein derartiger Gedanke wohl zugrunde liegen könnte. Die zwischen Sebastopol und Port Arthur gezogene Parallele bringt uns aber auch die heldenmütige, durch beinahe ein ganzes Jahr fortgesetzte Verteidigung in den Jahren 1854/55 ins Gedächtnis, und da es nichts Unwahrscheinliches hat, daß der russische Kommandant bei der Leitung der Verteidigung die mustergültigen Maßnahmen Todlebens sich zum Vorbilde nimmt, so bietet uns der Vergleich vielleicht interessante Anhaltspunkte zum erleichterten Verständnis der Kämpfe um Port Arthur, zur richtigen Deutung der unklaren und lückenhaften Berichte.

Im Krimkriege waren die angreifenden Verbündeten ebenso wie jetzt die Japaner betreffs ihrer Verbindungen mit der Heimat auf den Seeweg angewiesen und hatten sich diesen durch die Seeherrschaft gesichert, während der Verteidiger den Landweg zur Verfügung hatte, der aber, wenn auch nicht in gleichem Maße wie zur Zeit die eingeleisige Verbindungsbahn, solche Schwierigkeiten bot, daß der Nachschub von Truppen und Material unzuverlässig war und nur sehr langsam erfolgen konnte. Eine große Aehnlichkeit scheinen auch die geographischen Verhältnisse zu bieten, denn Sebastopol liegt ebenso wie Port Arthur im südlichsten Teil einer Halbinsel, welche im Norden nur mittels eines schmalen Isthmus mit dem Festlande zusammenhängt; aber gerade in den örtlichen Verhältnissen liegen Unterschiede von ausschlaggebender Bedeutung. Die Halbinsel Krim bildet annähernd ein über Eck gestelltes Quadrat von mehr als 150 Kilometer Seitenlänge; die Diagonalen messen zwischen der Enge von Perekop bis Kap Saritsch 200, vom Kap Tarkan-Kut bis zur Wurzel der Halbinsel von Kertsch 225 Kilometer. Die Gesamtflächenausdehnung von 25,727 Quadratkilometer gewährte der kleinen Armee Menschikows (35,000 Mann) genügenden Bewegungsraum, um nach der Landung der Verbündeten bei Eupatoria und nach Verlust der Schlacht an der Alma den Gegnern auszuweichen; sie war viel zu groß, um von deren 65,000 Mann auch nur so weit beherrscht zu werden, daß Sebastopol von allen Seiten, d. h. nördlich und südlich der Mündungsbucht des Tschornaja-Flusses eingeschlossen und gleichzeitig Entsatzversuchen der russischen Feldarmee entgegengetreten werden konnte. Erst später wurden die Kräfte der Verbündeten wesentlich vermehrt, aber selbst die doppelte und dreifache der ursprünglichen Streiterzahl genügte nur dem örtlichen Zweck der Belagerung und deren Sicherung, so daß die Nordseite der Festung stets offen, der Feldarmee ein weiter Bewegungsraum und für die andauernde Verstärkung der Besatzung und für den Ersatz ihrer schweren Verluste (sie zählte am 16. August 1855 50,000 Mann und hatte 65,000 Mann verloren) die Möglichkeit blieb. Diese ununterbrochene Verbindung der Festung mit der Feldarmee und mit den Hilfsquellen des ganzen russischen Reiches war es hauptsächlich, welche die beiden Gegner zum Einsetzen aller verfügbaren Kräfte an diesem einen Punkte veranlaßte und die Festung zum für den Krieg entscheidenden Objekt machte.

Die geographischen Verhältnisse der Halbinsel Kwantung sind nicht geeignet, Port Arthur eine ähnliche Rolle spielen zu lassen. Sie mißt von der Spitze bis zur Wurzel nur 65 Kilometer und besitzt eine mittlere Breitenausdehnung von weniger als 20 Kilometer; der Gesamtflächeninhalt wird kaum 1100 Quadratkilometer betragen, so daß eine größere Armee auf der Halbinsel gar keinen Bewegungsraum finden würde. Selbst wenn die Wichtigkeit des Hafens Port Arthur zum entscheidenden Objekt des Krieges machte, was anzunehmen man wohl Bedenken tragen muß, würde die russische Feldarmee niemals wie im Krimkriege in unmittelbarer Verbindung mit der Festung, sondern nur außerhalb Kwantungs um deren Besitz kämpfen können. Und auch die geographischen Verhältnisse der anstoßenden Gebiete sind derart, daß ein recht bedeutender Raum die Kampffelder der Festungsbesatzung und der Feldarmee voneinander trennen muß. Die Stärke der japanischen Armee zwingt Rußland zur Verwendung nicht von Zehntausenden, sondern von Hunderttausenden auf dem Kriegsschauplatz; für den großen Krieg so bedeutender Heeresmassen eignet sich das ganze, an Kwantung grenzende Gebiet von Liaotung wegen seines gebirgigen, unwegsamen und spärlich bevölkerten Charakters nicht, für die Russen ist geboten, hierfür das breite, vom Liaoho durchströmte Flachland aufzusuchen, schon deshalb, weil ihren Truppen der Gebirgskrieg etwas durchaus ungewohntes ist und weil sie ihren Gegnern durch Operieren in gebirgigem Gelände große Vorteile einräumen würden. Denn die Japaner sind als Bewohner eines gebirgigen Landes, wie sie auch beweisen, Meister im Gebirgskrieg; sie haben mit bewun-

dernswerter Kühnheit und mit Hilfe großer technischer Geschicklichkeit dies unwegsame Gebirgsland zum Operationsfeld für eine ihrer Armeen gemacht und damit den ungeheuren Vorteil gewonnen, alle von Nord nach Süd gerichteten Bewegungen der Russen in der Ebene zu flankieren. Und diese Flankenstellung unterbindet jedes Unternehmen, das etwa eine unmittelbare Unterstützung von Port Arthur durch einen Vorstoß über Kaitschou und Port Adam ins Auge fassen wollte. Sie verbietet jeden Versuch, durch unmittelbares Zusammenarbeiten mit der Festung diese zum Kriegsentscheidungsfelde zu machen. Es ist kaum zu bezweifeln, daß der so unglücklich endende Vorstoß des Korps Stackelberg Port Arthur zum Ziel hatte, und der Gedanke liegt nahe, daß Unkenntnis und falsche Beurteilung der Verhältnisse in St. Petersburg die Idee eines zweiten Sebastopol hatte Raum gewinnen lassen.

Als Kuropatkin kürzlich von Mukden aufbrach, um die japanische Stellung bei Yantai zu durchstoßen, anstatt sich in seiner wohl vorbereiteten Stellung zu halten, bis er durch weitere Verstärkungen eine wesentliche numerische Ueberlegenheit erlangt hat, führte das Suchen nach Beweggründen wieder zu der Vermutung, daß man in St. Petersburg ebenso hartnäckig an der Notwendigkeit eines Entsatzes von Port Arthur festhalte wie die Engländer im Burenkriege an dem Entsatze von Kimberley, daß die Offensive also aus diesem Grunde befohlen sei. Das legt die Frage nahe, ob ein Sieg Kuropatkins ihm den Weg nach Port Arthur wohl öffnen, oder ob die Japaner dadurch wohl ebenso zur Aufhebung der Belagerung veranlaßt werden würden wie die Buren durch Cronjes Niederlage sich bestimmen ließen, die Angriffe auf Ladysmith aufzugeben. Letzteres ist unbedingt zu verneinen, da die Japaner durchaus in der Lage sind, auch eine siegreiche russische Armee auf geraume Zeit von Kwantung fernzuhalten. Einer größeren Offensivbewegung längs der Eisenbahn Mukden-Port Arthur würden stete Gefahren aus der linken Flanke drohen, solange die Japaner im Besitz des Gebirgslandes sind, das den ganzen Raum von jener Linie bis zur Grenze Koreas ausfüllt; um ihre Verbindungslinien zu sichern, müßten die Russen nicht nur die ihnen frontal gegenüberstehenden Gegner besiegen, sondern auch durch das Gebirge bis zum Jalu siegreich vordringen. Erst wenn sie auf diese Weise die Mandschurei bis zur Küste und bis zum Jalu von den Japanern gesäubert hätten, würden sie ohne bedenklichste Gefährdung ihrer Rückzugslinie bis in die Südspitze von Liaotung vorstoßen können. Ganz abgesehen von der Zeit, welche das Vordingen bis zum Jalu erfordern würde, kann man den Russen nach den bisherigen Erfahrungen nicht die Geschicklichkeit zugestehen, daß sie gleich ihren Gegnern die ungeheuren Schwierigkeiten des Geländes überwinden würden; denn wenn auch anzunehmen ist, daß diese, um die Verbindung der Armee Kurokis mit ihrer in Korea liegenden Basis zu erhalten, die Saumpfade des Gebirges zu fahrbaren Marschstraßen umgebaut haben, so ist nicht weniger vorauszusetzen, daß sie beim Rückzug kein Mittel versäumen würden, um durch Zerstörung schwierige Strecken noch ungangbarer zu machen als vorher.

Aber selbst vorausgesetzt, günstige Zufälle gestatteten Kuropatkin, mit einem Teil seiner Armee die Landenge von Kintschou zu erreichen, bevor der Widerstand Port Arthurs gebrochen wird, so würde er hier dieselbe Stellung vor sich finden, welche die Japaner mit so großen Verlusten überwinden mußten, um sich den Zugang zu Kwantung zu erzwingen. Und da die Japaner die Hilfe der Flotte, welcher sie allein den Sieg vom 26. Mai zu danken haben, dann als Verteidiger auf ihrer Seite hätten, so würde die Stellung nahezu uneinnehmbar sein. Es ist bekannt, daß Rußlands Feinde diesen Fall wohl in Erwägung gezogen und die Enge von Kintschou aufs neue stark befestigt haben; auch an schweren Geschützen werden sie keinen Mangel haben, und der Besitz des Hafens von Dalny gestattet ihnen, solange sie das Meer beherrschen, jederzeit die erforderlichen Kräfte und Mittel heranzuziehen, um nach zwei Fronten, gegen die Besatzung von Port Arthur und gegen die Feldarmee das Feld zu behaupten. Also auch die Fra[illegible] verneint werden, ob Kuropatkin sich durch einen S[illegible] Weg nach Port Arthur öffnen würde. Nur wenn es einer russischen Flotte gelingen sollte, den Japanern die Herrschaft zur See zu entreißen, bevor die Festung fällt, würden die Verhältnisse sich mit einem Schlage ändern, da sie dann ihrer Verbindung mit der Heimat beraubt würden.

*

Wenn eine Armee unter ihren Kriegstaten eine so hervorragende Leistung zu verzeichnen hat, wie die Verteidigung von Sebastopol, so darf man ohne weiteres voraussetzen, daß sie unter ähnlichen Verhältnissen die damals mit Erfolg angewandten Maßnahmen zur Richtschnur nehmen wird. Allerdings entbehrt Port Arthur des großen Vorteils der offengehaltenen Landverbindung mit dem Hinterlande, welcher Sebastopol gestattete, der Besatzung immer neue Verstärkungen und Ersatz ihrer Verluste zuzuführen: die Festung ist, nachdem sie auf der Landseite eingeschlossen ist, auf ihre eigenen Kräfte und Vorräte angewiesen. Aber doch wohl nicht ganz, denn der Zugang auf dem Seeweg, welcher Sebastopol gänzlich abgeschnitten war, scheint doch durch die japanische Flotte nicht derart beherrscht zu werden, daß nicht ein Verkehr mittels Dschunken und selbst durch einzelne Dampfer noch immer aufrecht erhalten werden könnte, und auf diesem Wege kann doch mancher Mangel ausgeglichen werden, während eine Funkentelegraphen-Station der Beförderung von Nachrichten dient. Ein Ersatz der Mannschaftsverluste wird allerdings nicht möglich sein, aber diese werden auch niemals die ungeheure Höhe erreichen wie in Sebastopol, da hier die Verschiedenheit der baulichen Anlagen sich geltend machen muß.

Als die Verbündeten vor Sebastopol erschienen, bestanden die Landbefestigungen aus einigen vereinzelten Stücken von Erdwällen an den Punkten, wo entwurfsgemäß die Hauptwerke der Umfassung liegen sollten, aus vier Defensivkasernen und zwei durch Mauern geschlossenen Verbindungslinien, welche aber gerade die einem Landangriff am wenigsten ausgesetzten Fronten notdürftig abschlossen. Stadt und Werke lagen tiefer als das nach Süden ansteigende Vorfeld und wurden deshalb aus den Artilleriestellungen des Angreifers durchweg eingesehen. Zum Schutz der Besatzung gegen feindliche Geschosse konnten nur Blendagen in ganz ungenügender Zahl und von fraglicher Güte hergestellt werden: die Besatzung war also der Feuerwirkung zum größten Teil fast schutzlos preisgegeben und dieser die bedeutenden Verluste zuzuschreiben. Man kann zwar nicht annehmen, daß die permanenten Werke von Port Arthur bei Ausbruch des Krieges vollständig fertig waren, jedoch ist mehrere Jahre daran gebaut worden und daraus zu schließen, daß zahlreiche und umfangreiche schußsichere Hohlbauten, wie sie den modernen Ansprüchen genügen, bereits fertiggestellt waren; ihr Vorhandensein wird auch in den Berichten erwähnt. Ferner standen aber beinahe sechs Monate — vom 8. Februar bis 1. August — zur Verfügung, um noch vorhandene Mängel zu beseitigen und nötigenfalls durch Behelfsbauten einen größeren Bedarf zu decken. Dazu kommt, daß das Vorfeld der Festung die hochgelegenen Werke nicht überhöht und keine Einsicht in den von ihnen umschlossenen Raum gestattet. Die Gefahr, daß die Besatzung durch das Artilleriefeuer in ähnlicher Weise wie bei Sebastopol geschädigt würde — und das würde bei der Unmöglichkeit des Ersatzes ihre Kräfte schon längst aufgezehrt haben — liegt also bei Port Arthur nicht vor.

Anderseits hat aber der große zur Verfügung stehende Zeitraum dem Kommandanten die Möglichkeit gegeben, die Verteidigung gründlich vorzubereiten, und zwar alle jene Maßnahmen, welche Todleben erst angesichts des Feindes und unter seinem Geschützfeuer ausführen mußte, vor dem Erscheinen des Feindes soweit zu fördern, daß es nur noch ihrer den eintretenden Umständen entsprechenden Vervollständigung und Verwertung bedurfte. Hierzu rechnet in erster Linie die vollständigste Ausnutzung der

vorhandenen artilleristischen Mittel. Soweit bekannt, ist Port Arthur damit sehr gut ausgerüstet, und auch hier kommen der Festung die zahlreichen und zum Teil jedes Belagerungsgeschütz an Wirksamkeit weit übertreffenden Geschütze der Marine zugute. Nachdem die Japaner mit Ende Juli die Wolfsberge erobert und im Verlauf des August ihre Artilleriestellungen gegen die Hauptverteidigungsstellung der Festung in Tätigkeit gebracht hatten, ist Woche auf Woche vergangen, ohne daß es der angestrengtesten Tätigkeit der Angriffsbatterien gelungen wäre, die Festungsartillerie niederzukämpfen und daran zu hindern, in die Kämpfe der Infanterie einzugreifen und dem Angreifer jeden Schrittbreit Bodens streitig zu machen. Wird hiermit die vielverbreitete Ansicht von der a priori nicht zu bezweifelnden Ueberlegenheit der Angriffsartillerie glänzend widerlegt, so ergibt sich anderseits, daß General Stössel, dem Vorgange Todlebens folgend, alle Mittel aufgeboten hat, um diese nicht die Ueberhand gewinnen zu lassen. Wir können folgern, daß er auch in anderen Punkten seines Meisters Maßnahmen zur Anwendung gebracht hat.

Todleben führte die Verteidigung mit der Infanterie offensiv, indem er wichtige Punkte des Vorfeldes, bevor der Gegner sie erreichte, nächtlicherweile in Besitz nahm und befestigte, mit gedeckten Verbindungen versah und mit Geschütz armierte; die Franzosen haben ihm das abgesehen und mit bestem Erfolg bei Metz und besonders bei Paris 1870 zur Anwendung gebracht. Was Todleben erst nach Beginn der Belagerung ausführen konnte, das bereitete Stössel ohne Zweifel in der ihm gewährten Zeit vor, welche er in geschicktester Weise dadurch zu verlängern wußte, daß er mit befestigten Stellungen dem Gegner weit entgegenging und seinen Vormarsch durch den erzwungenen Angriff dieser Positionen stark verzögerte. Schon gelegentlich dieser Kämpfe, die sich auf 10 Kilometer und in weiterer Entfernung von dem Fortgürtel abspielten, sprachen die Berichterstatter mit mangelndem Sachverständnis von eroberten Forts, und in gleicher Weise erzählten sie, nachdem der Kampf um den Fortgürtel nun wirklich begonnen hatte, immer wieder von Forts, welche die Japaner erobert hätten. Es wiederholte sich hier also der Vorgang von Sebastopol, wo die Franzosen, wenn sie einen von Todleben im Vorfeld angelegten Schützengraben genommen hatten, von eroberten Werken (oeuvres) sprachen. Ein vergleichender Ueberblick über alle Nachrichten läßt unzweifelhaft erkennen, daß Stössel sich nicht auf den einfachen Ausbau der durch die Forts gegebenen Stellung beschränkt, sondern alle Vorteile des vielfach zerklüfteten Geländes ausgenutzt hat, um in günstiger Lage vorgeschobene Posten zu improvisieren, welche die Angriffsarbeiten aufzuhalten vermögen, zu Einzelstürmen zwingen und, nachdem sie verloren gegangen, dem Angreifer doch keine Vorteile bieten, indem sie derart von den Hauptwerken unter Feuer genommen werden können, daß der Angreifer sie gar nicht dauernd zu halten vermag. Nachdem schon oft viel Geschrei von großen Erfolgen der Japaner gemacht worden ist, hat sich noch immer herausgestellt, daß die Linie der Forts — wenn auch vielleicht einmal ein Durchstoß gelungen, aber zurückgeworfen wurde — noch vollständig in Händen der Besatzung sich befand, und höchstens vorgeschobene Behelfswerke der oben charakterisierten Art — meist auch nur vorübergehend — von den Japanern gewonnen worden waren. Es ist kaum zu bezweifeln, daß sie die gewaltsame Ueberwältigung des Fortgürtels wohl wiederholt und mit beispiellosen Opfern versucht haben, daß sie aber stets erfolglos gekämpft und sich schließlich, gerade wie die Verbündeten vor Sebastopol, immer wieder dazu haben bequemen müssen, zum Spaten zu greifen, um, mit Deckungen langsam vorarbeitend, das Vorfeld zu erobern.

Auch sind sie noch gar nicht überall bis in unmittelbare Nähe der Hauptverteidigungsstellung vorgedrungen, denn nichts widerspricht der Nachricht, daß das Gelände zwischen der Tauben-Bai und der Westfront noch in Händen der Russen sich befindet. Es ist dies durchaus wahrscheinlich, wenn die andere Nachricht sich bewahrheitet, daß Stössel den Höhenkomplex des Liauteschan durch Errichtung einer Anzahl starker Behelfswerke zu einem selbständigen, zitadelleartigen Stützpunkt umgeschaffen hat: der besagte Raum liegt dann derart im Kreuzfeuer der Westfront und des Liauteschan, daß selbst die Unterstützung durch die Flotte hier den Japanern einen Fortschritt nicht ermöglichen möchte. Hiermit komme ich auf eine andere Maßregel, welche nach Todlebens Vorgang zur Ausführung kommen mag: die Schaffung von Rückhaltstellungen. Keine Frage, daß nach Eroberung eines oder einiger der Forts der Widerstand des ganzen Gürtels gebrochen sein würde, wenn nicht eine zweite Verteidigungslinie dessen Fortsetzung ermöglicht. Der Mangel der Stadtumwallung würde den Verlust von Hafen und Stadt unmittelbar folgen lassen. Es ist anzunehmen, daß Stössel das hierfür günstige Gelände hinter den Forts zur Anlage von Rückhaltstellungen benutzt hat, und deren wichtigste wird ohne Zweifel die auf dem Liauteschan sein. Es ist deshalb nicht ausgeschlossen — vorausgesetzt, daß die Erschöpfung der Mittel und Kräfte nicht allem Widerstand ein vorzeitiges Ende macht —, daß auch die Eroberung eines Teils des Fortgürtels die Japaner noch nicht in Besitz von Port Arthur bringt.

Frobenius.

Wohnungsnot und Tuberkulose.

Von Prof. Max Gruber.

(Schluß.)

Man täusche sich doch nicht über den Erfolg der Belehrung der Bevölkerung mittelst Vorträgen und Flugschriften. Wenn es gut geht, hat man erreicht, daß unter den Wohlhabenden und Gebildeten der Tuberkulöse und seine Umgebung sich vernünftiger verhalten als früher. Aber unter der breiten Masse, auf die es ankommt, wird kaum mehr erreicht sein, als daß vielleicht die Leute nicht mehr so brutal den Fußboden ihrer Wohnungen und Werkstätten bespucken wie früher. Aber im übrigen! Wie schwer trifft es schon der Höhergebildete nach einer gedruckten Vorschrift oder nach einer gesprochenen Anweisung etwas auszuführen, das er nie machen gesehen hat. Das Sammeln, das Desinfizieren oder Verbrennen des Auswurfs, das Desinfizieren der Wäsche u. s. w., das muß alles vorgemacht werden und zwar mit den beschränkten Hilfsmitteln, unter den beschränkten Verhältnissen, welche die Leute zu Hause finden. Da haben Sie eine wichtige Aufgabe der Hauspflege.

Wie gering sind die Begriffe von häuslicher Ordnung und Reinlichkeit, Zubereitung der Kost, von der Wartung und Pflege eines Kranken in der Regel in der Arbeiterfamilie, wo die Frau von der Schulbank in die Fabrik, von der Fabrik in die Ehe gekommen ist, ohne je von vernünftiger Haushaltung, Kostbereitung, Kinderpflege etwas gehört und gesehen zu haben. Welche praktische Erziehungsarbeit ist da notwendig. Und dort wo Verständnis und guter Wille vorhanden sind, wie oft aber fehlt es da an den erforderlichen Hilfsmitteln! Da muß nun materiell nachgeholfen werden, indem die Fürsorgestellen zu Engrospreisen oder wenn notwendig unter den Selbstkosten oder umsonst Speigefäße, Desinfektionslösungen, Eß-, Trink- und Waschgeschirr, Wäsche, Bettzeug u. s. w. liefern. Da eröffnet sich ein großartiges Feld vernünftiger Wohlfahrtspflege und ein Feld für die altruistische Betätigung guter, sich nach einem befriedigenden Berufe sehnenden Frauen, dessen nationale Bedeutung noch weit über die Tilgung der Tuberkulose hinausgeht.

Aber auch dieser Hauspflege sind enge, zunächst unübersteigliche Grenzen gezogen durch die Wohnungsverhältnisse, in denen die breiten Schichten des Volkes leben. In der Aufdeckung dieser Zustände, die noch immer nicht genügend gewürdigt werden, sehe ich nicht den kleinsten Teil des Segens, den die Hauspflege bringen muß, wenn sie in genügender Ausdehnung mit Liebe und Gewissenhaftigkeit geübt wird.

Ich brauche in diesem Kreise über die heutigen Wohnungszustände nicht weitläufig zu werden. Erlauben Sie mir nur einige wenige Zahlen anzuführen, um das für uns Wichtige hervorzuheben.

Von 1000 Bewohnern wohnten in Wohnungen mit

Ort	Zimmer		Zus.
	1 heizbares	2 heizbare	
Berlin	438.1	307.2	745.3
Breslau	408.7	324.7	733.4
Dresden	375.2	284.4	659.6
Hamburg	194.6	311.8	506.4
Alt-Leipzig	166.3	247.0	413.3
Neu-Leipzig	336.6	441.0	777.6
Königsberg	506.5	240.2	746.7
Magdeburg	457.5	235.1	692.6
Lübeck	377.6	313.8	691.4
Halle a. S.	429.9	231.0	660.9
Görlitz	463.1	226.9	690.0

Auf jede Wohnung mit einem heizbaren Zimmer entfielen 1900 im Durchschnitte von Berlin, Breslau, Hamburg, Leipzig, München etwa 3.5 Köpfe.

Um Ihnen eine klarere Vorstellung davon zu geben, was diese Kopfzahl bedeutet, will ich noch anführen, daß bei der Wohnungsenquete in München 1903 ermittelt wurde, daß dort der Flächenraum dieser einräumigen Wohnungen im Durchschnitt 16 Quadratmeter beträgt. In den anderen Städten wird es nicht viel anders sein, so daß also im Durchschnitt auf den Bewohner nur wenig mehr als 4 Quadratmeter entfallen. 1597 dieser einräumigen Wohnungen in München waren aber übervölkert, d. h. beherbergten in dem einen Raume 4 und mehr Bewohner. 405 beherbergten fünf, 194 sechs, 80 sieben, 31 acht, 6 neun, 3 zehn, 2 elf! 7607 Menschen wohnten in dieser Weise und 14,766 Menschen wohnten in zweiräumigen Wohnungen mit sieben und mehr Bewohnern pro Raum.

In Berlin hatten 1900 12 Prozent der einräumigen Wohnungen je sechs und mehr Bewohner, in Alt-Leipzig 13.6, in Breslau 14.8, in Dresden 15 Prozent u. s. w.

Wie sich diese Wohnungsverhältnisse für die Tuberkulösen gestalten, darüber geben unter anderem die wertvollen Untersuchungen Aufschluß, die Dr. Marcuse im Auftrage der Mannheimer Ortskrankenkasse im vorigen Jahre dort vorgenommen hat. Es wurden die Wohnungsverhältnisse von 329 erwerbsunfähigen Tuberkulösen erhoben. Dabei fand sich, daß in 21 Fällen die Familie auf einen einzigen Wohnraum angewiesen war, in 121 Fällen auf 1 Zimmer und 1 Kammer.

67 Tuberkulöse schliefen mit noch 2 anderen Personen im selben Raum
49 " " " " 3 " " " " "
28 " " " " 4 " " " " "
14 " " " " 5 " " " " "
1 " " " " 6 " " " " "
2 " " " " 7 " " " " "

101 von den 329 tuberkulösen Kranken, das sind 30.7 Prozent, hatten kein Bett für sich allein; sechsmal schliefen sie mit noch zwei Personen im selben Bette! Und ganz ähnliches ergaben die Nachforschungen in Berlin, in Pforzheim und anderwärts. Es ist meistens nicht die Armut, welche die Leute zwingt, die Lagerstätten zu teilen, sondern der Raummangel. Ein ausreichend großes Bett für einen Erwachsenen braucht etwa 1.7 Quadratmeter Bodenfläche. Würden soviel Betten aufgestellt, als Bewohner vorhanden sind, dann bliebe gar kein Platz für andere Möbel, kein Platz zum gehen, sitzen und stehen!

Es ist bekannt, wie sehr die Sterblichkeit mit der Wohndichtigkeit zunimmt. So betrug z. B. in Wien im Jahre 1890 im 1. Bezirke, in dem nur 1.92 Prozent der Bevölkerung „gedrängt" und nur 1.66 Prozent der Bevölkerung „überfüllt" wohnten, die Sterblichkeit 11.4 Prozent, im 10. Bezirke dagegen mit 28.3 Prozent gedrängt und 14.5 Prozent überfüllt Wohnenden 34.9 Prozent, also mehr als das Dreifache.

In den vier Jahren 1887/90 starben in Wien jährlich im Durchschnitte an anzeigepflichtigen Infektionskrankheiten (Blattern, Scharlach, Masern, Diphtherie u. s. w.) im 1. Bezirke 441 von 100,000 Lebenden, im 10. Bezirke aber 2391, also nahezu sechsmal soviele. An Tuberkulose starben 1890 im 1. Bezirke 21.5 von 10,000, im 10. Bezirke 59.8, also dreimal soviele.

Durch die Untersuchungen von Biggs in New-York, Wernicke in Posen, Romberg und Haedicke in Marburg ist bekannt geworden, daß es wahre Tuberkulose-Häuser gibt, in denen die Bewohnerschaft durch die Krankheit so zu sagen dezimiert wird. Ich kann einen Beleg aus meiner eigenen Erfahrung hinzufügen.

In einem Referate, das ich 1887 dem städtischen Gesundheitsrate in Graz erstattete, habe ich darauf aufmerksam gemacht, wie sich die Tuberkulose in gewissen Gassen häufe, daß es einige Häuser gebe, die geradezu als Tuberkuloseherde bezeichnet werden müßten. Ich machte 26 Miethäuser namhaft, in welchen binnen fünf Jahren 136 Todesfälle an Tuberkulose vorgekommen waren oder 6 Prozent aller Fälle unter der einheimischen Grazer Zivilbevölkerung. In einem dieser nicht sehr großen Häuser waren 6, in einem 7, in einem 10, in einem sogar 13 Todesfälle passiert.

Die Tatsache, daß in dicht bevölkerten Wohnungen die Sterblichkeit höher ist als in weiträumigen, wäre an sich allerdings noch kein strenger Beweis dafür, daß die Erhöhung der Wohndichtigkeit die Ursache der Erhöhung der Sterblichkeit sei, denn die dicht und schlecht wohnende Bevölkerung ist im allgemeinen auch die arme und die kinderreiche, so daß erst statistisch genauer untersucht werden müßte, ob der Wohndichtigkeit an sich irgend ein Anteil an der Verschlechterung der Gesundheitsverhältnisse zukomme, wenn wir gar keine Einsicht in das Zustandekommen der Krankheiten hätten. Aber nach dem, was wir über die Verbreitungsweise der Infektionskrankheiten und gerade über die der Tuberkulose wissen, kann ja gar kein Zweifel darüber bestehen, wie sehr ihre Ausbreitung durch die Wohnungsdichtigkeit gefördert, ihre Bekämpfung gehemmt werden muß!

Ordnung und Reinlichkeit sind unerläßliche Vorbedingungen für jedes antikontagionistische Vorgehen im engeren Sinne. Welche ungeheuren, nur mit heroischem Aufwande von Willensstärke und Pflichttreue oder überhaupt nicht überwindlichen Schwierigkeiten stehen aber der Durchführung dieser Forderungen im Wege bei eng gedrängtem Wohnen, wo man kaum weiß, wie man die einzelnen Möbel und Geräte stellen und aufbewahren soll, bei Mangel an fließendem Wasser, an Ausgüssen, an Aborten, an Platz und Gelegenheit zum Bürsten, Klopfen, Waschen, Trocknen, Sonnen der Kleider, des Bettzeuges; in dunklen Räumen, wo man den Schmutz gar nicht sieht; in feuchten Räumen, wo die Wucherungen der Schimmelpilze die eben hergestellte Sauberkeit binnen kurzem wieder vernichten, die Luft dauernd verpesten und so der Arbeit allen Erfolg nehmen. Wie kann Ordnung und Reinlichkeit aufrecht erhalten werden, wenn die Wohnung, das Zimmer geteilt werden müssen mit fremden Leuten, — heute mit dem und morgen mit jenem, ohne daß es möglich wäre, eine strenge Auswahl zu treffen; mit Leuten, die der Autorität des Familienhauptes sich kaum fügen wollen oder gar, wie bei den Doppel- und Mehrzahlhaushalten in einer Wohnung, ihr ganz entzogen sind. Nur zu leicht und häufig führt die Frage, wer verunreinigt, die Unordnung verschuldet habe, und daher zur Beseitigung des Uebels verpflichtet sei, zu Streit unter den Mietern, Aftermietern und Haushaltungen und wird über diesem Streite die Beseitigung des Uebels vergessen, entwickelt sich aus dem einen, vielleicht wenig bedeutenden Mißstande mit verhängnisvoller Raschheit der Verfall guter Wohnsitten überhaupt!

Wie soll unter solchen Verhältnissen gar die Einsammlung, Beseitigung und Desinfektion von ansteckenden Dingen gründlich durchgeführt werden, wo es unüberwindliche Schwierigkeiten machen kann, einen ruhigen Platz für die erforderlichen Sammelgefäße zu finden, die Geräte, Kleider, Wäsche der einzelnen Personen auseinander zu

halten, wo es unmöglich ist, dem Kranken einen abgesonderten Raum, oft sogar unmöglich ein abgesondertes Lager bereitzustellen!

Soweit es sich um die Sammlung und Desinfektion des in größeren Klumpen vereinigten Auswurfes der Lungenkranken, Desinfektion ihrer Wäsche, ihres Eß- und Trinkgeschirres handelt, könnte man allenfalls noch sagen: Zugegeben, daß dies durch enges Wohnen sehr erschwert ist, aber unmöglich ist es nicht, wenn die Leute nur das richtige Verständnis und den guten Willen haben und ordentlich diszipliniert worden sind. Aber diese Möglichkeit läßt sich nicht behaupten gegenüber der anderen Hauptgefahr, die ich bisher noch gar nicht genügend betont habe, gegenüber der Gefahr der Tröpfchen-Infektion, auf die erst Flügge die gehörige Aufmerksamkeit gelenkt hat. Die Sache ist schon beim Gesunden unappetitlich genug! Nicht allein beim Husten und Niesen, sondern auch beim Räuspern und beim Sprechen verspritzen wir beständig feinste Tröpfchen von Speichel, Mund- und Nasenschleim. Der Schwindsüchtige mit offener Tuberkulose trägt nun immer Tuberkelbazillen auf der Schleimhaut seines Mundes, seines Rachens, und diese Bazillen werden natürlich mit verspritzt. Die Gefahr durch diese Tröpfchen ist nicht groß, wenn man sich dem Kranken nicht zu nahe befindet, denn sie fliegen nicht sehr weit — kaum 80 oder 100 Zentimeter weit in horizontaler Richtung — und sinken rasch zu Boden. Aber wer in der Nähe ist, der ist in hoher Gefahr, sie einzuatmen. Glauben Sie, daß diese Gefahr sich vermeiden läßt, wenn vier und fünf und noch mehr Personen in einem Zimmerchen zusammengepfercht leben, Gesunde mit dem Tuberkulösen das Lager teilen müssen?! Wundern Sie sich, wenn 88 und 91, 93 und 98 Proz. der Proletarierleichen tuberkulös infiziert gefunden wurden? Bei solchem Wohnen muß die Bekämpfung Stückwerk bleiben, muß der antikontagionistische Apparat versagen.

Was also tun?

Die Antwort darauf lautet vielfach: *Absonderung* der Tuberkulösen von den Gesunden; wenn der Tuberkulöse in seiner Wohnung nicht genügend abgesondert werden kann, dann muß er in die Heilstätte, ins Krankenhaus, oder wenn er unheilbar ist, in ein Invalidenheim gebracht und dort zurückgehalten werden, bis er genesen oder gestorben ist! Oder wenn der Kranke nicht aus seiner Wohnung entfernt werden kann, dann müssen die Gesunden daraus fortgebracht werden, insbesondere die Kinder in Krippen, in Kinder- und Jugendasyle u. s. w.! Ich halte diese Antwort für verfehlt! Nicht, daß nicht auch ich es begrüßen, es wünschen und fördern möchte, daß eigene Krankenhausabteilungen, Krankenhäuser und Pflegeheime für schwerkranke und unheilbare Tuberkulöse errichtet werden; in gewissem Umfange sind sie eine Notwendigkeit und für viele arme, alleinstehende Kranke eine ungeheure Wohltat. Nicht, daß ich verkennen würde, daß uns die bittere Notwendigkeit zwingt — auch wenn wir von der Tuberkulose absehen — Säuglingsheime und Kinderasyle zu gründen, wenn wir die Aermsten und Elendesten nicht einfach verkommen lassen wollen!

Aber ich bestreite, daß *dies der normale Weg der Bekämpfung des Wohnungselendes werden darf*; ich bestreite, daß es möglich sei, diese Methode in einem für die Ausrottung der Tuberkulose genügend großen Umfange anzuwenden und *zwangsweise* durchzuführen, und ich würde es für ein Unglück halten, wenn dieser Zwang, von den äußersten Notfällen abgesehen, versucht würde!

Zunächst frage ich, woher die Mittel kommen sollten für diese Isolierung von Hunderttausenden? Im Reiche gibt es im Augenblick sicherlich eine Million, vielleicht auch 1½ Millionen Tuberkulöse, jährlich kommen kaum weniger als 100,000 neu hinzu; ungefähr so viele als jährlich absterben.

Für die Hälfte der Kranken würde man wahrscheinlich vorsorgen müssen; erinnern Sie sich, daß in unseren Großstädten zwei Drittel bis drei Viertel der ganzen Bevölkerung in ein- und zweiräumigen Wohnungen haust. Nehmen Sie aber an, es sei nur ein Drittel zu isolieren, so sind dies noch immer 300,000 bis 500,000 Menschen. Und nun dauert die Tuberkulose meistens jahrelang; bei guter Pflege kann sie sogar jahrzehntelang dauern. Und wer soll für den Verdienstentgang durch die Isolierung aufkommen und für die Angehörigen sorgen? Aber nehmen wir an, alle die hierfür erforderlichen ungeheuren Summen würden aufgebracht, würden sich die Millionen — Kranke und Gesunde —, die von diesem Isolierungszwange betroffen würden, dies gefallen lassen?

Und hätten sie nicht vollkommen recht, wenn sie sich gegen einen derartigen Zwang aufbäumen würden? *Wir leben doch nicht, um gesund zu sein!*

Die Isolierung von Kranken, immer schmerzlich für den einzelnen, ist erträglich für ihn, wenn sie voraussichtlich nur kurz dauert, für die Nation, wenn sie nur verhältnismäßig wenige trifft. Aber die dauernde Zerreißung der Familienbande von Millionen, die Erschütterung des ohnehin durch das Wohnungselend und verderbliche Irrlehren so arg gefährdeten Familiensinnes in der ganzen Nation wäre nicht allein sittlich, sondern auch gesundheitlich ein noch weit schlimmeres Uebel als die Tuberkulose, so furchtbar diese Krankheit ist. Kranke Menschen sind immerhin noch Menschen, aber die gesündesten Tiere doch nur Bestien!

Und nun frage ich weiter, hätten wir, wenn wir uns über all das hinwegsetzen könnten und wollten, mit den erforderlichen ungeheuren Opfern an Geld und Zeit und Kultur wenigstens das Wohnen ungefährlich gemacht?

Vielleicht stehen wir nicht fern von einem Siege der Wissenschaft, der alles überstrahlen würde, was sie bisher zum Segen der Menschheit geleistet hat; vielleicht erfolgt in absehbarer Zeit unsere Befreiung von der Tuberkulose auf einem ganz anderen Wege als dem von uns besprochenen.

Es scheint kaum mehr zweifelhaft zu sein, daß es Behring bereits gelungen ist, ein Schutzimpfungsverfahren zu finden, mit dem er die Perlsucht des Rindes austilgen kann; vielleicht gelingt ihm auch noch der große Wurf, mit der Milch der immunen Kühe oder anders den Menschen zu schützen!

Einstweilen sind dies freilich nur Hoffnungsträume. Aber denken Sie sich die Schrecken der Tuberkulose wirklich geschwunden. Bliebe dann die Wohnungsfrage nicht ebenso das große Problem der Kultur, das sie heute ist? Wäre dann die Wohnungsnot nicht noch immer die größte Gefahr für die Volkssittlichkeit und die Volksgesundheit! Fördert denn die Wohndichtigkeit nur die Tuberkulose und nicht auch alle anderen ansteckenden Krankheiten in ihrer Ausbreitung? Ist sie nicht die scheußliche Kupplerin bei aller Art von geschlechtlichen Ausschweifungen; eine Hauptschuldige an der ungeordneten und maßlosen Kindererzeugung, unter der die Erzeuger wie die Erzeugten leiden; eine Hauptverbreiterin der Hunderttausende verderbenden Geschlechtskrankheiten; die Mitschuldige an den Verheerungen des Alkoholismus?

Darum ist es viel richtiger, statt des Versuches, die Tuberkulösen zwangsweise zu isolieren, der doch nur halb gelingen könnte, die Wohnungsfrage selbst zu lösen, die Wohnungsnot zu tilgen.

Die Verbesserung der Wohnungsverhältnisse *für sich allein* wäre allerdings kein ausreichendes Schutzmittel gegen die Tuberkulose; darin hat Flügge vollkommen recht. Selbst wenn uns das Unmögliche gelingen könnte, die gesamte Bevölkerung auf die Lebenshaltung der Reichen emporzuheben, würde es uns dadurch allein kaum gelingen, die Häufigkeit der Tuberkulose auf weniger als ein Drittel oder ein Viertel der heutigen herabzudrücken. Man darf die Bekämpfung der Wohnungsnot daher auch nicht in Gegensatz bringen zu dem antikontagionistischen Feldzugsplan, zu der Hauspflege, an deren prinzipieller Richtigkeit wir uns durch nichts irre machen lassen dürfen. Aber die Wohnungsreform ist die *unentbehrliche Vorbedingung* für die wirklich durchgreifende und nicht bloß mehr oder weniger dilettantische oder spiegelfechterische Durchführung dieses Feldzugsplanes. In diesem Sinne ist die Tuberkulose doch eine Wohnungskrankheit und ihre Bekämpfung doch ein sozialpolitisches Problem!

Es wäre unverantwortlich, wenn wir uns nicht alle Mühe geben würden, die Infektionskeime und also auch die Tuberkelbazillen abzufangen und zu vernichten überall dort, wo wir Gelegenheit dazu haben. Aber es wäre eine verhängnisvolle Täuschung, wenn wir glauben würden, daß es uns jemals gelingen könne alle Keime zu treffen. Wir müssen darauf gefaßt sein, daß stets eine nicht geringe Zahl von ihnen unseren unmittelbar gegen sie gerichteten Abwehrmaßregeln entrinnen wird.

Deshalb brauchen wir — als Ergänzung des direkten Keimtilgungsverfahrens — automatisch wirkende Einrichtungen, die auch jenen Keimen, die uns zunächst entwischen, das Leben sauer machen, sie von uns fern halten. Dies ist der große, unvergängliche Grundgedanke von Pettenkofers Seuchentilgungsmethode.

Es ist z. B. ganz unmöglich, alle Typhusbazillen, die aus menschlichen Därmen entleert werden, zu vernichten, unmöglich, sämtliche Typhusbazillenträger unter einer Bevölkerung ausfindig zu machen, geschweige denn, sie sämtlich abzusondern und so lange abgesondert zu halten, bis sie keine Typhusbazillen mehr ausstreuen. Je tatkräftiger dieser Versuch gemacht wird, um so gewisser stellt sich heraus, daß er stets nur teilweise gelingt. Deshalb brauchen wir als Ergänzung der Absonderung der Kranken und Desinfektion ihrer Ausscheidungen die bleibenden Einrichtungen einer guten Wasserversorgung, die uns unter allen Umständen ungefährliches Wasser liefert, einer guten Kanalisation, welche die Fäkalien und Schmutzflüssigkeiten so rasch und vollständig als möglich aufzunehmen und aus unseren Wohnsitzen zu entfernen vermag; sind dann selbst Typhusbazillen darin, so können sie uns nicht schaden.

Ganz ähnlich ist es bei der Tuberkulose. Niemals wird es uns gelingen, alle die Tuberkelbazillen abzufangen, die in verspritzten Tröpfchen vom Schwindsüchtigen ausgestreut werden. Ist aber die Wohnung weiträumig genug, dann werden die Gesunden die gefährliche Nähe des Kranken meiden können. Ist die Wohnung so hergestellt, daß sie rein gehalten werden kann, dann werden die entwischten Keime sich darin nicht so leicht anhäufen können. Ist sie genügend vom Tage erhellt, dann werden sie wenigstens dort, wohin das Tageslicht dringt, rasch zugrunde gehen, während sie in einem dunklen Raume lange am Leben bleiben. Im direkten Sonnenlichte sterben sie binnen wenigen Stunden; im hellen diffusen Tageslichte gehen die mit den Tröpfchen eingetrockneten Keime nach den Beobachtungen Kirsteins binnen vier Tagen zugrunde; im halbdunklen Keller lebten sie noch nach 22 Tagen!

Eines muß uns von vornherein klar sein, wenn wir uns an die Ausrottung der Tuberkulose machen wollen: ein so eingealtertes, so ungeheuer verbreitetes Uebel kann nur mit dem Aufgebote unserer ganzen Kraft, nur unter schweren Opfern beseitigt werden.

Es könnte nun allerdings scheinen, als ob der Plan einer Millionen von Menschen umfassenden Wohnungsreform noch utopischer wäre als der der dauernden Absonderung sämtlicher Tuberkulösen. Aber es scheint nur so, denn während die Kapitalien, welche dem letzteren Zwecke gewidmet werden müssen, keine Aussicht auf unmittelbare Verzinsung haben, vermag das für die Wohnungsreform aufgewendete Kapital sehr wohl Zinsen zu tragen. Während nicht ausfindig zu machen ist, woher für die Isolierhäuser die Mittel kommen sollen, ohne eine fast unerträgliche Belastung der Gesamtheit, wären die für den Wohnungsbau im großen erforderlichen Summen sehr wohl aufzubringen, wenn man nur den Mut fände, jenen Weg der Geldbeschaffung entschlossen einzuschlagen, den wir eröffnen helfen wollen, den Weg der Bodenreform!



Bücher und Zeitschriften.

Neues von und über Otto Weininger. An das traurige Ende des jungen Wiener Philosophen, dessen Hauptwerk „Geschlecht und Charakter" in Nr. 292, Jahrg. 1903 dieser Beilage eingehend besprochen worden ist, hat sich bekanntlich eine von vielen Seiten — darunter Prof. Möbius — aufgenommene Kontroverse geknüpft, deren Hauptpunkt die Frage bildete, ob Weininger nach dem Inhalt seiner Werke und der Art seiner Lebensführung als gesund und geistig normal noch angesehen werden könne. Den zahlreichen Stimmen, die ihr Urteil über diese Frage in verneinendem Sinne fällten, haben die Aufsätze und Bruchstücke aus Weiningers Nachlaß, die ein Freund unter dem Titel „Ueber die letzten Dinge" (Wien, W. Braumüller 1903) veröffentlicht hat, wohl allgemein nur zur weiteren Stütze ihrer Ansicht gedient. Denn mag auch, wie die Angehörigen des Verstorbenen behaupten, manches, was der Herausgeber dieses Buches im Vorwort über die innere Entwicklung und die Gewohnheiten Weiningers in dessen letzter Lebenszeit mitteilt — er soll danach förmlich nach einer Art Heiligkeit gestrebt haben und z. B. über keine Wiese mehr gegangen sein, um keine Lebenskeime zu zerstören —, den Tatsachen nicht ganz entsprechen, so kann doch auch dies nachgelassene Buch den Eindruck, daß Weiningers Denken und Fühlen sich zuletzt in abnormen Bahnen bewegte, bei jedem Unparteiischen nur verstärken. Nicht notwendig durch jede der darin vertretenen Anschauungen an und für sich, wohl aber durch die maßlose Ueberspannung und Hemmungslosigkeit, mit der er sich seinen an sich schon von der gewöhnlichen Bahn des Denkens entfernten Anschauungen bis in geradezu absurde Konsequenzen zu eigen gibt und sie auf sein praktisches Handeln Einfluß gewinnen läßt. Wenn er — ein Hauptgedanke dieses Buches — die Tiere und überhaupt die nichtmenschlichen Lebewesen als Symbole und körperliche Verlebendigung sittlicher Eigenschaften — oder vielmehr Mängel — des Menschen betrachtet; wenn er alle Krankheiten gleichfalls als Strafen oder Ausdruck verderbter Seelenzustände ansieht und auch sonst in den verschiedensten Aeußerungen der belebten Welt geheimnisvolle metaphysische Beziehungen wittert, z. B. im nächtlichen Bellen der Hunde eine deutliche Beziehung zum Sterben eines Menschen —, so sind das und vieles andere dieser Art Meinungen, die auch vor und mit ihm schon von Theologen und Mystikern, ja zum Teil von der Volksmeinung überhaupt, gehegt und geäußert worden sind, ohne daß man ein Recht hätte, diese Leute ohne weiteres als Objekte für die Psychiater anzusehen. Um so weniger kann man diese pathologische Beschaffenheit schlechtweg aus Weiningers Anschauungen insgesamt und an sich ableiten wollen, als ja all diese Meinungen nicht wirr und beziehungslos auftreten, sondern — zum Teil wenigstens — in einen geschlossenen Zusammenhang von freilich sehr willkürlichen Prämissen gestellt sind. Aber diese Prämissen an sich würden Weiningers geistige Abnormität nicht mehr beweisen als die „Vergleichende Anatomie der Engel", etwa diejenige Fechners, und was sonst von Leuten, die man doch nicht ohne weiteres als geisteskrank ausgeben kann, an wilder Metaphysik geleistet wird, darüber — um von mittelalterlicher Theologie ganz zu schweigen — kann ein Blick in manche Erscheinungen der mystischen — zum Teil auch der religiös-mystischen — Literatur von heute belehren. Allein die an Monomanie grenzende Verfolgung dieser ethisch-metaphysischen Symbolik bis in die anorganische Natur (der Krater als Sinnbild der Schamlosigkeit u. a. m.), ja bis in die mathematischen Figuren und in die Bewegungen der Himmelskörper hinein, das beängstigende Tempo seiner inneren Entwicklung, die überstürzende Hast seiner Schreibweise, kurz, die innere Maßlosigkeit, die sich nicht zuletzt in seinen Radikalismen zum Thema „Weib" ausspricht und die gar kein Korrektiv mehr an der unbefangenen Betrachtung der Natur und Dinge findet, diese sekundären Merkmale und Begleitumstände des Weiningerschen Denkens und Lebens lassen, in Verbindung mit den Umständen und mutmaßlichen Beweggründen seines Selbstmordes, an der Annahme, daß Weininger zuletzt eine tête déséquilibrée geworden war, kaum einen Zweifel zu. Im übrigen bringt dieser Nachlaßband außer dem Angedeuteten wenig Neues, sondern im wesentlichen Fortsetzungen und nähere Erläuterungen der im Hauptwerk ausgeführten Gedanken. Können wir daher dem neuesten Kritiker des

Phänomens Weininger. Dr. Ferdinand Probst, Assistenzarzt an der Kreisirrenanstalt München (Der Fall Otto Weininger. Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens. XXXI. Wiesbaden, J. F. Bergmann 1904) in vieler Hinsicht beipflichten, so scheint es doch fraglich, ob dieser Kritiker nicht allzu früh und zu allgemein aus dem materiellen Inhalt des Weiningerschen Gedankensystems sein unbedingt auf geistige Anomalie (degenerative Hysterie) lautendes Verdikt fällt. Schon die angedeuteten Parallelen dürften hier zur Vorsicht mahnen; und wenn Probst sogar aus Weiningers Angriffen gegen Schiller — denen wir in keiner Weise beipflichten — Beweismaterial entnimmt, so könnte nicht nur mancher Literaturkritiker aus der verflossenen jüngstdeutschen Moderne, sondern z. B. auch Otto Ludwig diesem Urteil verfallen. Mehr als aus jeder Einzelheit seines Gedankensystems scheint uns der Beweis für Weiningers abnormen psychischen Zustand aus den berührten Merkmalen und Begleitumständen besonders der letzten Periode seines Denkens, sowie aus dem anormalen Gefühls- und Willensleben hervorzugehen, das unzweifelhaft auch die letzte Ursache der maßlosen Ueberspannungen im gedanklichen System des hochbegabten Unglücklichen ist.

C. S.

Allgemeine Rundschau.

Akademie der Wissenschaften zu Berlin.

27. Oktober. Sitzung der philosophisch-historischen Klasse. Vorsitzender Sekretär: Hr. Diels. 1. Hr. Tobler las „Etymologisches". Er zeigt darin die Herkunft des altfranzösischen Verbums respasser von dem Lehnwort, das heute espace geschrieben wird. Er tut den Zusammenhang dar, der zwischen dem altfranzösischen voisdie und dem alten visde (heute vite) besteht, in welchem letzteren er die genaue Wiedergabe von lat. vegetus erkennt, und erklärt nebenbei das Auftreten eines d in den altfranzösischen Wörtern boisdie und oisdie. Er nimmt im Gegensatze zu unlängst im Hinblick auf span. de coro geäußerten Bedenken die Ansicht in Schutz, nach welcher coeur auch in der Redensart par coeur das dem lat. cor, nicht das dem lat. chorus entsprechende Wort ist. 2. Es wurden vorgelegt: 1. Deutsche Texte des Mittelalters, herausgegeben von der Königl. Preußischen Akademie der Wissenschaften. Bd. IV. Kleinere mittelhochdeutsche Erzählungen, Fabeln und Lehrgedichte. 1. Die Melker Handschrift, herausgegeben von A. Leitzmann. Berlin 1904. 2. R. Koser, König Friedrich der Große. 3. Auflage. Bd. I. Stuttgart und Berlin 1904. 3. Diwan des Regezdichters Rûba ben El'aggâg. Aus dem Arabischen metrisch übersetzt von W. Ahlwardt. Berlin 1904.

27. Oktober. Sitzung der physikalisch-mathematischen Klasse. Vorsitzender Sekretär: Hr. Auwers. Hr. Schottky las über den Picardschen Satz und die Borelschen Ungleichungen. Hr. Borel hat im Jahre 1896 in den Comptes Rendus einen Beweis des Picardschen Satzes gegeben, der sich aber nur auf die transzendenten ganzen Funktionen bezieht. Es wird die Borelsche Methode weiter verfolgt und der Picardsche Satz in seiner allgemeinen Fassung bewiesen.

Zur Geschichte des Wortes „nervös".

∽ Der Gebrauch des Wortes „nervös" im heutigen Sinn krankhafter Nervenschwäche ist bekanntlich jungen Ursprungs; der ursprüngliche Sinn des Wortes war der von „sehnig, nervig", auch in übertragener Anwendung „bündig", „eindringlich", „kräftig". Einige Beispiele, die Otto Ladendorf im jüngsten Heft der Zeitschrift für deutsche Wortforschung beibringt, beleuchten deutlich diese vielleicht nicht uncharakteristische Entwicklung. So heißt es bei Lessing in Ernst und Falk, Fünftes Gespräch (1778): „Es war immer das Kennzeichen einer gesunden, nervösen Staatsverfassung, wenn sie die Freymäurerey neben sich blühen ließ." Ein Leipziger Buch aus dem Jahre 1728 gibt sich im Titel als „Kurtze, doch deutliche und nervose Beschreibung" von Gebäuden aus; dieselbe Anwendung findet sich in Hißmanns Bearbeitung von Schubarts Lehrbuch der schönen Wissenschaften, wo von dem griechischen Dichter Archilochos gesagt wird, „Quintilian schreibt ihm Stärke des Ausdrucks und nervöse Sentenzen zu". Ein erstmaliger Uebergang zum heutigen Sprachgebrauch, wenn auch noch nicht dieser selbst, findet sich bei Campe in seinem Wörterbuch zur Erklärung und Verdeutschung (Braunschweig 1813). Zwar ersetzt er noch „nervös" durch „nervig, kräftig" und fügt eigens hinzu, daß man gewöhnlich den Begriff „starknervig" damit verbinde; aber er verzeichnet daneben auch schon den Ausdruck „ein nervöses Flußfieber". Aus diesem Gebrauch wie aus manchen anderen Stellen ist zu entnehmen, daß das Wort im Anfang des Jahrhunderts den neutralen Sinn von „die Nerven betreffend" hatte. Der kleine Schritt von diesem Gebrauch zum heutigen Bedeutungsinhalt geschah durch die medizinische Terminologie. Beleuchtet wird dieser Uebergang durch eine Stelle aus Görres' Rheinischem Merkur (1814): Wie die leiblichen Krankheiten dieser Jahrhunderte einen nervösen Charakter angenommen haben, so ist es auch um die moralischen Revolutionen ... beschaffen. Dennoch dauerte es noch beinahe ein Jahrzehnt, bis die neue Bedeutung von nervös = leidenschaftlich erregt, nervenschwach, nervenkrank allgemeine Aufnahme und Verbreitung fand. Die Romantiker nehmen das Wort nervös noch nicht auf, ebenso nicht Jean Paul; Eichendorff läßt noch 1823 in seinem dramatischen Märchen „Krieg den Philistern" in Bezug auf muskulöse Waffenschmiede sagen: „Was sind denn das für nervöse rußige Kerls, die da um das Feuer hantieren?" Dagegen hielt es charakteristischerweise mit den verneinenden, zwiespältigen, weltschmerzlichen Schriftstellern des jungen Deutschland seinen Einzug in heutiger Anwendung in die Literatursprache. Den ältesten Beleg fand Ladendorf in Immermanns 1830 erschienenen „Miszellen", den man ja allerdings nicht eigentlich dem „jungen Deutschland" zurechnen kann, während es von der Mitte der dreißiger Jahre an eingebürgert, ja geradezu Modewort ist. Die Substantivbildung „Nervosität" ist Ladendorf zuerst bei dem 1849 verstorbenen Arzte Feuchtersleben begegnet, der es mit Bezug auf eine exaltierte Briefstelle der Rahel anwendet.

Kleinere Mitteilungen.

Bü. Archäologisches aus Griechenland. Im Verfolg seiner Ausgrabungen am Nordabhang des Aj.-Ilias-Berges bei Megalopolis fand H. Kuruniótis, Inspektor der Altertümer, im Temenos des Zeus Lykeios die Basen der zwei Säulen, die nach Pausanias zwei goldene Adler trugen, sowie andere Säulenbasen; nahe bei ihnen zwei Bronzestatuen, Zeus und Hermes. Neben dem Hippodrom wurde eine große Halle und ein großes Gebäude mit mehreren Zimmern um einen Hof freigelegt. Ferner glaubt H. Kuruniótis die Quelle Hagnó (vergl. Bursian Geogr. v. Griechenl. II 236) gefunden zu haben.

W. Die dänische literarische Grönlandexpedition ist, wie aus Kopenhagen gemeldet wird, mit dem Dampfer Fox zurückgekehrt. Sie erzielte bedeutsame wissenschaftliche und kulturelle Erfolge.

W. Expedition im nördlichen Eismeer. Aus St. Petersburg wird gemeldet: Durch die Expedition des Obersten Drischenk, die eine Reihe von Expeditionen zur Erforschung des Seeweges zu den Mündungen des Ob und Jenissei abschließt, wurde festgestellt, daß die Fahrt von Archangelsk aus bei günstiger Witterung in sieben Tagen zurückgelegt werden kann. Die Reise von St. Petersburg bis zur Jenisseimündung erfordert 18 Tage.

hc. Bibliotheken und Archive. Zum zweiten Bibliothekar an der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel ist Dr. Richard Bürger ernannt worden. — Der Referendar Kurt v. Pressentin wurde zum Hilfsarbeiter beim Geheimen und Hauptarchiv in Schwerin ernannt. — Der Assistent an der Stadtbibliothek in Elberfeld Dr. Friedrich Schwarz ist als erster wissenschaftlicher Hilfsarbeiter in die Stadtbibliothek zu Danzig eingetreten.

W. Todesfall. Der Chefarzt des Allgemeinen Krankenhauses in Wien Dr. Redtenbacher, ist gestern gestorben.

*

Hochschulnachrichten.

hc. **Göttingen.** Der seit 1901 im Ruhestand lebende Physiologe Geheimer Medizinalrat Professor Dr. Georg Meißner vollendet am 10. November das 75. Lebensjahr.

* **Gießen.** Der Vertreter der Nationalökonomie an der hiesigen Universität Professor Dr. M. Biermer hat, wie der Frankfurter Zeitung geschrieben wird, eine für weitere Kreise wichtige Einrichtung getroffen, die am 12. d. M. ins Leben treten wird, nämlich einen staatswissenschaftlichen Fortbildungskurs. Eine Reihe von Vorträgen soll über Gegenstände unterrichten, die im Rahmen des akademischen Lehrbetriebs nicht in der ihrer Wichtigkeit entsprechenden Weise behandelt werden können. Der Zutritt zu den Vorträgen steht jedermann offen. Hauptinteressenten werden wohl die jüngeren Juristen sein, die die akademische Prüfung hinter sich haben und im Vorbereitungsdienst stehen. Die ersten drei Vorträge werden von Regierungsrat Bastian (Darmstadt), Regierungsrat Dr. Metzler (Gießen) und Prof. Dr. Biermer gehalten.

hc. **Breslau.** In der medizinischen Fakultät der Universität hat sich der praktische Arzt Dr. Johannes Biberfeld mit einer Schrift: „Zur Kenntnis der Sekretionsstelle körperfremder Substanzen in der Niere" als Privatdozent für Pharmakologie und Toxikologie habilitiert.

hc. **Rostock.** Zum außerordentlichen Professor für alte Geschichte ist mit Wirkung vom 1. April 1905 Dr. phil. Walter Kolbe, zur Zeit in Athen, berufen worden.

* **Basel.** Der frühere Privatdozent der Psychiatrie und Sekundararzt an der hiesigen Irrenanstalt Dr. med. et phil. Gustav Wolff ist nunmehr zum außerordentlichen Professor der Psychiatrie an der Universität ernannt worden. (Vergl. Nr. 155.)

M. C. **Rom.** Der Personalbestand des k. u. k. österreichischen Instituts für Geschichtsforschung in Rom ist für das neue Arbeitsjahr 1904/05 der folgende: Direktor Hofrat Professor Dr. Ludwig Pastor. Bibliothekar Dr. Pogatscher; ordentliche Mitglieder Dr. Dengel (Innsbruck), Dr. Reich (Wien), Dr. Tietze (Wien), Dr. Bliemetzrieder (Stift Stein) und Dr. Kreicik (Prag); außerordentliche Mitglieder Dr. Plasnik (Krakau), Dr. Zakrzewski (Krakau), sowie ab 1. Januar Dr. Krofta (Prag).

*

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Professor Dr. A. Wagner und Privatdozent Dr. Preuss: Kommunale Steuerfragen. Referate. M. einer Vorbemerkung von Magistratsrat M. v. Schulz und den Satzungen der Gesellschaft für Soziale Reform. (Schriften der Gesellschaft für Soziale Reform. Heft 15.) Jena 1904. Gustav Fischer. — Dr. Eduard Arens: Annette von Droste-Hülshoffs Leben und Werke. Mit 2 Bildnissen der Annette v. Droste-Hülshoff und einem Briefe nach der Handschrift. Leipzig 1904. Max Hesse. 72 S. — Daniel Diehl: An Bord und im Sattel. Farbige Blätter aus einem Reisetagebuch. Lahr i. B. 1904. Moritz Schauenburg. 499 S. — Karl von der Heydt: Johanne Arc. Ein Schauspiel in 4 Bildern. Berlin. Verlag Continent (Theo Gutmann). 159 S. — Peter Hille: Gesammelte Werke. Herausgegeben von seinen Freunden. (Erster Band: Blätter vom 50jährigen Baum. Zweiter Band: Gestalten und Aphorismen.) Berlin u. Leipzig 1904. Schuster u. Loeffler. XIII u. 157 u. 209 S. — Gottfried Schwab: Wolkenschatten und Höhenglanz und Gedichte aus dem Nachlass. Augsburg. Lampart u. Co. — Wilhelm Hense-Jensen und Ernest Bruncken: Wiskonsins Deutsch-Amerikaner bis zum Schluss des neunzehnten Jahrhunderts. (Zwei Bände.) Milwaukee 1900. Verlag der Deutschen Gesellschaft. 389 u. 306 S. — Jules und Edmond De Goncourt: Ideen und Impressionen. Leipzig 1904. Julius Zeitler. 209 S. — Hermann Horn: Die Not zwischen Tod und Leben. Zwei Dramen. Stuttgart 1904. Axel Juncker Verlag. 84 S.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Jahrgang 1904. München, Mittwoch, 9. November. Nummer 257

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Zu Franz v. Rebers 70. Geburtstage.

Der Nestor der bayerischen Kunstgelehrten begeht am 10. November seinen 70. Geburtstag. Reber gehört zu den selbstlosen Forschernaturen, deren Tätigkeit fern von Tag und Mode sich still und sachlich abspielt, und eben darum doppelt ersprießlich. Der Jubilar ist der Oeffentlichkeit aus dem Wege gegangen; in engerem Kreise, im Hörsaale, in den Räumen der ihm anvertrauten Galerien konnte man ihn finden, und nicht leicht ist einer ohne ein gütiges und anregendes Wort von ihm gegangen. Als Kunstgelehrter repräsentiert er jenen leider immer seltener werdenden Typus des Gelehrten, der sein ganzes ungeheuer weites Gebiet gleichmäßig beherrscht. Die Vielseitigkeit jener älteren Generation hat etwas Ehrwürdiges und Erstaunliches. Sicherheit der Methode, vorsichtig abwägender Takt, angeborener und gepflegter Geschmack ließ sie auf dem Gebiete der Spezialforschung ebenso bedeutend erscheinen, wie als systematische Historiker der Gesamtentwicklung. Heute, wo über den minute researches — um ein Wort Macaulays zu gebrauchen — die large speculations ein wenig vergessen werden, ist solche Vielseitigkeit eine eindringliche Mahnung. Welch entlegenen Gebieten Reber sein Interesse zugewandt hat, zeigt ein Verzeichnis seiner Schriften: Die Denkmäler Roms und der Campagna (1863 und 1879); Geschichte der Baukunst im Altertum (1864—1867); Kunstgeschichte des Altertums (1871); Geschichte der neueren deutschen Kunst (1876 und 1884); Kunstgeschichte des Mittelalters (1885); Geschichte der Malerei vom Anfang des 14. bis Ende des 18. Jahrhunderts (1894). Hierzu kommen die kleineren Abhandlungen: Der karolingische Palastbau (1891/1892); Ueber das Verhältnis des mykenischen zum dorischen Baustil (1896); Ueber die Anfänge des jonischen Baustils (1896); die Phrygischen Felsendenkmäler (Ergebnis einer 1896 unternommenen Forschungsreise nach Kleinasien). Daneben fand er noch Zeit, des Vitruvius Zehn Bücher über Architektur zu übersetzen und zu erläutern (1865), ebenso Rooses Geschichte der Malerschule Antwerpens (1880). Gemeinsam mit Adolf Bayersdorfer gab er den Klassischen Bilderschatz und Klassischen Skulpturenschatz heraus, zwei Publikationen, die von der kunsthistorischen Welt mit großem Danke aufgenommen wurden und deren Aufhören allgemeines Bedauern erweckte. In seiner literarischen Tätigkeit bewies er einen scharfen Blick für das augenblicklich Wirksame und Nötige. Er studierte und liebte die alte Kunst, ohne die moderne zu übersehen, im Gegenteil lernte er die alte Kunst verstehen, indem er die neue beobachtete. (J. Th. Clarke hat die Kunstgeschichte des Altertums und des Mittelalters ins Englische übersetzt.)

1863 wurde Reber außerordentlicher, 1868 ordentlicher Professor für Kunstgeschichte und Aesthetik an der Münchener Technischen Hochschule. Nachdem er mehrere Jahre Assistent am kgl. Münzkabinett gewesen war, wurde er am 14. Oktober 1875 zum Direktor der bayerischen Staatsgalerien ernannt. 1887 wurde er außerordentliches, 1890 ordentliches Mitglied der kgl. bayerischen Akademie der Wissenschaften, 1901 Ehrenmitglied der Antwerpener Académie Royale des Beaux-Arts, korrespondierendes Mitglied des Kaiserlich Deutschen Archäologischen Instituts in Rom und der Numismatischen Gesellschaft in Wien. Dazu kam vielfache Tätigkeit als Mitglied des Verwaltungsausschusses des Germanischen Museums in Nürnberg, als Vorsitzender der bayerischen Galeriekommission und als Mitglied der Ankaufskommission für Kunstwerke. 1886 erschien sein großer Katalog der Aelteren Pinakothek, 1899 die Kataloge der Augsburger und Burghauser Galerie. Auch die Kataloge der Schloßgalerien in Würzburg, Aschaffenburg, Bamberg und Ansbach stammen von ihm. Was besonders die Augsburger Galerie anlangt, so weiß nur der Besucher, der sie von früher her kennt, Rebers Tätigkeit ganz zu würdigen.

Noch zu wenig bekannt ist Rebers umsichtiges Mitwirken an der Dezentralisation unserer Bilderschätze. In Schleißheim und Erlangen hat er in diesem Sinne mitgeholfen, sein Meisterstück aber ist Burghausen, wo er im Pallas des alten Schlosses, hoch über der rauschenden Salzach, eine Flucht ganz köstlicher kleiner Kabinette mit schönen alten Bildern ausgestattet hat. Es ist ein richtiger und gesunder Gedanke, den alten Stätten blühender Kultur etwas von dem reichen Erbgute der bildenden Kunst zurückzuerstatten, daß es wiederum wirke und zur Kunst erziehe. Notwendig ist allerdings, daß die zur Dezentralisation bestimmten Kunstwerke stets im Sinne des jeweiligen Bestimmungsortes gesichtet und gewählt werden und daß hierbei mit dem sicheren Geschmack und dem kunsthistorischen Takte verfahren werde, den Reber stets bewiesen hat.

Wenn man Rebers Verdienste aufzählt, darf man nicht der unbeugsamen Beharrlichkeit vergessen, mit der er zu allen Zeiten sich geweigert hat, in der Pinakothek eine sogenannte Tribuna zusammenzuhängen. Wer je in der Florentiner Tribuna stand, erinnert sich des fatalen Eindruckes, den das stillose Zusammenstellen von sogenannten Meisterwerken aller Jahrhunderte in einem Saale macht. Das Wort „sogenannt" ist mit Absicht gewählt, weil ein consensus gentium hinsichtlich der künstlerischen Meisterleistung ohne Kompromisse und Konzessionen unmöglich ist und meistens nur einen consensus mittelmäßiger Geister darstellt. So verlockend der Gedanke scheinen mag, in Elitekabinetten die feinsten Blüten der Jahrhunderte zu vereinen, so unerquicklich wäre seine Verwirklichung. Im Hauptblatt der Allgemeinen Zeitung ist damals die Kontroverse über die Tribunenfrage von beiden

Seiten ausgetragen worden. Das Entscheidende war schließlich die Tat: Rebers Aufhängung der Gemälde erwies sich als ein derartig planvoll durchdachter, festgefügter und in sich geschlossener Organismus, daß nicht nur die Fachgenossen der meisterlichen Anordnung rückhaltlos zustimmten, sondern auch jene weiteren Kreise von Kunstverständigen und Kunstliebhabern, die in der alten Pinakothek mehr eine Stätte künstlerischer Erbauung und ästhetischen Genusses als eine Gelegenheit zu kunstgeschichtlicher Anschauung aufsuchen, dankbar anerkennen mußten, hier sei in der Tat ein Arrangement geschaffen worden, wobei dem Forscher das Studium zum Genusse werde und dem Laien die Betrachtung zur Kunsterkenntnis sich vertiefe. Heute ist Rebers Anordnung so fest mit der alten Pinakothek selbst verwachsen, daß eine Veränderung keinem Kunstverständigen mehr möglich, geschweige erwünscht schiene. Der Ruhm der Pinakothek als der schönstgehängten Galerie Europas steht fest. Erfreulicherweise ist sein Beispiel auch anderwärts nachgeahmt worden. Der Salon carré des Louvre wird mehr und mehr eine einheitliche Sammlung, im Berliner Museum hat Bode säubernd und reformierend gewirkt, und in Florenz hat der treffliche Ricci begonnen, die wahllos aus dem Schulzusammenhange gerissenen Bilder wieder historisch einzuordnen; früher oder später wird auch die Florentiner Tribuna, allen Protesten Cookscher Schnellreisender zum Trotz, nur mehr Werke italienischer Hochrenaissance enthalten.

So sehen wir den unermüdlichen Arbeiter auch für das Ausland vorbildlich wirken. Titel, Würden und Orden sind ihm geworden. Sein schönster Ruhm aber ist die aufrichtige Verehrung aller Studierenden, die je seinem wohltuend klaren, herzerwärmenden und formvollendeten Vortrage lauschen durften. Generationen von Schülern sind zu seinen Füßen gesessen und von ihm in die Welt der Kunst eingeführt worden. Von den Kollegen seiner Wissenschaft hochgeachtet, von zahlreichen alten und jungen Schülern geliebt, schreitet der Jubilar ins achte Dezennium: möge es ihm noch lange vergönnt sein, seine ungemeine Kraft der Kunst und der Wissenschaft zu widmen!

Dr. J. H.

Technische Briefe.

XIII.

Hochspannungsleitungen. — Die Urft-Talsperre. — Ingenieurtechnik im Altertum.

Wie wir gesehen haben, ist man bei den Versuchen, die Elektrizität als Zugkraft für die Eisenbahn zu verwenden und sie dem Schnellverkehr dienstbar zu machen, auf Spannungen bis zu 15,000 Volt gegangen. Für stationären Betrieb sind viel höhere Spannungen zulässig. Die von dem Kraftwerk Heimbach der Urft-Talsperre gespeisten Leitungen werden z. B. 35,000 Volt Spannung führen. Dieses dürfte dann die höchste Spannung sein, die bisher in Deutschland zur Anwendung gelangt ist. Dynamomaschinen zu bauen, welche so hohe Spannungen unmittelbar liefern, ist nicht ausführbar. Die Wirkung der Dynamomaschinen besteht ja kurz darin, daß der mit den Wickelungen versehene Anker in einem starken magnetischen Felde in Umdrehung versetzt wird, wobei in den Wickelungsdrähten elektrische Ströme induziert, durch besondere Bürsten abgenommen und in das Leitungsnetz geführt werden. Nach dem dynamo-elektrischen Prinzip von W. v. Siemens wird der so erzeugte Strom zur Erregung des magnetischen Feldes selbst benutzt. Die Bürsten geben nun Veranlassung zu Funkenbildung. Deshalb läßt man bei hochgespannten Wechselstrommaschinen den Anker stillstehen und das Magnetsystem rotieren. Hierbei sind die Schleifringe und Bürsten zwar vermieden, aber die Wickelungen selbst müssen, je höher die Spannung, desto sorgfältiger und sicherer gegeneinander isoliert sein, und damit ist man bald am Ende der praktischen Ausführbarkeit angelangt. Es gibt nun ein sehr einfaches Mittel, die Spannung des von der Dynamomaschine erzeugten Stromes in der Leitung beliebig zu erhöhen, und das sind die Transformatoren oder Umformer. Sie beruhen auf dem von Faraday gefundenen Prinzip, daß alle Aenderungen eines (primären) Stromes in einem benachbarten parallelen (dem sekundären) Leiter Induktionsströme hervorrufen, deren Spannung durch entsprechende Wahl des Verhältnisses der Anzahl der parallelen Leiterteile (Windungen) zueinander beliebig geregelt werden kann.

Bei der obigen Anlage wird von den Dynamomaschinen z. B. ein Strom von 5000 Volt erzeugt und auf 35,000 Volt transformiert. An der Verbrauchsstelle muß diese hohe Spannung natürlich wieder heruntertransformiert werden.

Die erste größere derartige Kraftübertragung in Deutschland ist meines Wissens die von Lauffen nach Frankfurt a. M. im Jahre 1902 mit einer Spannung von 16,000 Volt gewesen. Versuchsweise ging man bis zu 30,000 Volt und fand, daß sich auch bei diesen hohen Spannungen die Schwierigkeiten der Isolation überwinden ließen. Bei dem Nord-Ostsee-Kanal kamen nur 7500 Volt zur Anwendung. Es muß aber als ganz unbedenklich erscheinen, die Spannungen in den Leitungen derart zu erhöhen, wie man es jetzt tut, denn bei einem Drahtbruch und Kurzschluß durch einen Menschen ist es ganz gleichgültig, ob die Spannung des Stromes 7500 oder 35,000 Volt beträgt. Totgeschlagen wird der Unglückliche in beiden Fällen. Es ist das etwa dasselbe, ob man in einem 2 oder 200 Meter tiefen Wasser ertrinkt.

Warum sollte man also die großen wirtschaftlichen Vorteile, die die Hochspannung für die Fortleitung der Energie auf große Strecken bietet, nicht ausnutzen? Daß die größtmöglichen Sicherheitsmaßregeln gegen einen Bruch der Leitung oder bei einem solchen gegen das Herabfallen des Drahtendes und gegen die Möglichkeit des Berührens mit der Erde getroffen werden, ist selbstverständlich. Aufmerksame Wartung, Netze und Schutzeinrichtungen an Uebergängen und anderes mehr werden solche Unglücksfälle unmöglich machen.

Einstweilen ist für das Kraftwerk Heimbach ein Verteilungsnetz von 300—400 Kilometer vorgesehen und sollen durch dasselbe bei jährlichen 4000—5000 Arbeitsstunden durchschnittlich 4800 Pferdestärken erzeugt werden.

Eine gewaltige Arbeitsleistung ist es, die hier als elektrische Energie einem ganzen Landstück nutzbar gemacht wird. Und doch ist diese Anlage nicht ihrer selbst willen entstanden, es lag nicht das Bedürfnis vor, durch Zentralisation der Energie-Erzeugung vorhandene Werke mit billigerer Betriebskraft zu versehen. Die elektrische Kraftanlage ist nur angegliedert an ein anderes großartiges Werk der Ingenieurbaukunst, nämlich an die Urft-Talsperre, deren erster Zweck es ist, die Hochfluten der Urft unschädlich zu machen, und die Niedrigwasserstände der Roer zugunsten der Landwirtschaft zu erhöhen. In erster Linie sollen die Wässer dieses sich in vielen Schlangenwindungen mit großem Gefälle zu Tal stürzenden Flusses an geeigneter Stelle angestaut und nach Bedürfnis abgeleitet werden. Die Stromanlage für Licht- und Kraftzwecke dient nur dazu, dem Unternehmen einen wirtschaftlichen Erfolg zu sichern.

Wie wertvoll solche Talsperren und Wasserreservoirs sind, hat sich in diesem ganz ungewöhnlich trockenen Sommer an vielen Stellen recht deutlich gezeigt, wo Talsperren bereits bestehen. Andererseits hat es sich auch herausgestellt, daß vorhandene Anlagen zu klein waren, wie z. B. die von Solingen. Auch Remscheid hat in diesem Jahre zur Vergrößerung seiner Reservoirs für die Wasserversorgung namhafte Summen in den Etat eingestellt.

Die Sperre im Tale der Urft, eines Nebenflusses der sich in die Maas ergießenden Roer, bei Gemünd in der Eifel, ist ein Werk des Geh. Regierungsrats Professor Dr. Ing. O. Intze.[1] Unter den zahlreichen Ausführungen dieses unermüdlichen Vorkämpfers für den Talsperrenbau ist diese Anlage nicht nur die weitaus bedeutendste, sondern

[1] Die folgenden Daten sind einer im Verlage von Wilh. Lenz in Gemünd erschienenen Broschüre entnommen.

das durch sie erzeugte Staubecken von 45½ Millionen Kubikmeter Wasserinhalt, das mit 216 Hektar Oberfläche in Rheinland-Westfalen nur hinter dem Laacher See zurücksteht, ist gleichzeitig die größte derartige Anlage auf dem Kontinent. Geschaffen wird dieses gewaltige Reservoir dadurch, daß eine Sperrmauer an geeigneter Stelle quer durch das Tal der Urft hindurchgezogen ist, so daß das Wasser nicht abfließen kann, sondern erst gezwungen ist, das ganze Tal zu füllen und einen großen See zu bilden, dessen Abfluß vollständig in der Hand der Menschen liegt, also je nach Bedürfnis geregelt werden kann.

Eine besonders günstige Stelle für diese Sperrmauer fand sich im Urfttale etwa sieben Kilometer (in der Luftlinie gemessen) unterhalb des Städtchens Gemünd, da sich hier, in dem mehrfach gekrümmten, sich stellenweise erweiternden Tale, dessen Länge zwischen Gemünd und der Baustelle etwa zwölf Kilometer beträgt, leicht ein Staubecken mit dem oben angegebenen bedeutenden Fassungsvermögen gewinnen ließ und sich außerdem günstige Untergrundverhältnisse vorfanden. Um das Tal vollständig abzuschließen, mußte die Mauer 58 Meter hoch ausgeführt werden.

Wie man sich leicht vorstellen kann, werden an die Mauer, die eine derartige Wassermenge aufhalten und anstauen soll, ganz enorme Anforderungen gestellt. Die Mauer darf zunächst unter dem gewaltigen Druck nicht umkippen oder im ganzen verschoben werden, und muß außerdem vollständig undurchlässig und wasserdicht sein. Um diesen Anforderungen zu genügen, mußte die Mauer am Fuße eine Dicke von 50 Metern erhalten. An der Krone ist sie noch 5 Meter breit, so daß sie im Querschnitt nach oben zu also immer schmäler wird. Außerdem ist auf der Innenseite noch eine Aufschüttung von etwa 30 Meter und einem Böschungswinkel von 1 : 2 ausgeführt. Die Länge der Mauer beträgt oben 226 Meter, und zwar ist sie nicht gerade gezogen, sondern verläuft im Grundriß nach einem Kreisbogen, wodurch die Wärmeausdehnungen im Mauerwerk unschädlich gemacht werden sollen. In die Seitenhänge des Tals preßt sich die Mauer schwalbenschwanzförmig ein und ist somit fest mit derselben verbunden.

Neben der Sperrmauer ist an dem einen Talhange ein Ueberfall angeordnet, der bei gefülltem Becken das überflüssige Wasser abführen soll und bis zu 100 Kubikmeter pro Sekunde leisten kann. Dieses Wasser wird dann dem Unterlaufe der Urft wieder zugeführt.

Um die Baustelle trocken zu legen, mußte zur Absperrung des oberen Flußlaufes ein Erd-Fangedamm ausgeführt und ein 140 Meter langer Stollen angelegt werden, welcher während der Bauzeit das Wasser der Urft neben der Baustelle durch den vorspringenden Felsrücken führte und in seinem Querschnitt ebenfalls für 100 Kubikmeter Wasser pro Sekunde bemessen ist. Da die höchste beobachtete Wassermasse 80 Kubikmeter betragen hat, ist eine große Sicherheit gegen Ueberlaufen vorhanden gewesen.

Der Untergrund an der Baustelle ist sehr gut. Im allgemeinen fand sich nach Abräumung der oberen Schichten schon in vier Meter Tiefe ein fester und zur Grundung geeigneter Fels. Vor Herstellung des Fundaments wurden alle Risse der Felssohle sorgfältig mit Zement ausgegossen.

Der Kern des Mauerwerks ist aus dem in der Nähe gebrochenen Tonschiefer mit Kalktraßmörtel hergestellt. Um die möglichste Wasserdichtigkeit zu erzielen, ist die Mauer auf der Innenfläche etwa auf einen Meter Tiefe mit Grauwackequadern verblendet worden. Um trotzdem in die Mauer noch eindringendes Wasser abzufangen, sind mehrere Drainrohre eingebaut. Hierdurch soll auch ein besseres Austrocknen der Mauer erreicht werden.

Die Mauer wird an ihrer Sohle durch zwei Entlastungsstollen durchbrochen. In diese sind Rohrleitungen von 50 Zentimeter Durchmesser eingebaut, die von der Krone der Staumauer aus durch besondere nach unten reichende Gestänge je nach Bedarf geöffnet und geschlossen werden können. Als weiterer Entlastungsstollen und um das Becken zur eventuellen Ausbesserung trocken legen zu können, bleibt der Schacht erhalten, der während der Bauzeit das Wasser umleitete.

Wie man sieht, sind gewaltige Arbeiten auszuführen gewesen. Um diese zu bewältigen, mußte zunächst eine (schmalspurige) Arbeitsbahn geschaffen werden, die, vom Bahnhof Gemünd ausgehend, oberhalb der Staugrenze am Berghang bis zur Baustelle geführt ist, zum Teil auf hohen, in Holz konstruierten Brücken, welche jetzt durch Erdaufschüttungen verdrängt sind.

Bei der Ausführung der Sperrmauer selbst kam es bei der Bewältigung so großer Massen (155,000 Kubikmeter einschließlich des Ueberfallwehrs) darauf an, ein richtiges Ineinandergreifen der Arbeiten zu sichern. Auch mußte Maschinenkraft in weitestgehendem Maße zur Verwendung gelangen. Die Bruchsteine wurden durch drei hölzerne Hebetürme mittelst Dampfwinden bis zur jeweiligen Mauerhöhe gehoben. Quergeleise und an diese mit Drehscheiben angeschlossene Längsgeleise gestatteten ein gleichmäßiges Verteilen der Steine auf der ganzen Arbeitsfläche. Gemauert wurde in Absätzen von 1½ Meter, wobei zunächst zwischen den Geleisen und außerhalb derselben das Mauerwerk hergestellt und nach Verlegung der Geleise auf die erhöhten Mauerteile die Anhöhung in den tiefliegenden Streifen bewirkt wurde. Im Durchschnitt wurden täglich 300 Kubikmeter Mauerwerk aufgeführt.

Nebst der Ausführung der Sperrmauer selbst ist die Herstellung des 2800 Meter langen Kraftstollens der schwierigste und langwierigste Teil des Unternehmens gewesen. Durch diesen Stollen, der bei Schwammenauel bei Heimbach mündet, wird das Stauwasser mit 110 bis 70 Meter Gefälle der Turbinenanlage zugeführt, welche zum Antrieb der Dynamomaschinen dient, von denen im Eingange dieser Zeilen ausführlich die Rede war.

Dieser Stollen wurde teilweise durch Handarbeit, teilweise durch elektrisch angetriebene Bohrmaschinen hergestellt. Er hat 6.14 Quadratmeter lichten Querschnitt und ist, wo festes Gestein angetroffen wurde, nur 28 Zentimeter stark mit Beton ausgekleidet. An den Strecken mit losem Gestein sind dagegen Gewölbe von 51 bis 77 Zentimeter Stärke eingezogen. Wie bei den meisten derartigen Bauten, wurde auch hier auf beiden Seiten gleichzeitig mit der Arbeit begonnen.

Die Roertalsperren-Gesellschaft (G. m. b. H.), deren Sitz Aachen ist, will sich keineswegs mit der oben beschriebenen großen Anlage begnügen, sondern sie beabsichtigt noch die Ausführung einiger kleinerer Kraftstationen. Zunächst handelt es sich um drei Anlagen im mittleren Laufe der Roer, die dazu bestimmt sind, die durch die Urftalsperre gegebenen Vorteile voll auszunutzen. Da durch letztere die Wasserzuführung der Roer das ganze Jahr hindurch gleichmäßig verteilt sein wird, so lohnt es sich, durch Turbinenanlagen das durch Abschneiden starker Flußkrümmungen (bei Heimbach, Blens und unterhalb Nideggen) zu erzielende Gefälle von 7—10 Meter nutzbar zu machen. Hierdurch sind noch weitere 2000 Pferdekräfte zu gewinnen.

Für den wirtschaftlichen Aufschwung der Eifel sind diese Bauten von größter Bedeutung. Unter napoleonischer Herrschaft war, wie die Frankfurter Zeitung schreibt, die Eisenindustrie der dortigen Gegend verhältnismäßig hoch entwickelt und hat reichen Gewinn abgeworfen. Die Entstehung der großen Koks-Hochöfen im Kohlengebiet der Ruhr und Saar und die Verzögerung der Erschließung der Eifel durch Eisenbahnen haben den kleinen Holzkohlenhochöfen und der gesamten Eisenindustrie mit wenigen Ausnahmen den Garaus gemacht.

Dann machte die Erfindung des Thomas-Verfahrens die seit den Römerzeiten betriebenen Eifeler Eisensteinbergwerke zunächst fast völlig wertlos. Auch die Bleibergwerke haben schwer mit dem übermächtigen Wettbewerb zu ringen. Die in den 70er Jahren eingeführte Holzstoffindustrie dehnte sich zwar schnell aus, ist dann aber, als zu billigen Preisen immer mehr Holzstoff aus Schweden eingeführt wurde, mehr und mehr zurückgegangen. Es haben sich zwar wieder einige Industriezweige eingebürgert, aber

keiner hat annähernd dieselbe Bedeutung gewinnen können wie sie die Eisenindustrie hatte. Wenn nunmehr diesen bisher recht stiefmütterlich behandelten Gegenden zu einem billigen Preise reichlich Arbeitskraft zugeführt werden kann, wenn diese Energie, wie in Aussicht genommen, teilweise auch zum Betrieb von Eisenbahnen benutzt werden soll, durch welche, abgesehen von der Möglichkeit des leichteren Absatzes der Erzeugnisse, auch der Fremdenverkehr sich hebt, so können die alten Zeiten des Wohlstandes hier wohl wieder einkehren.

*

Interessant ist es, daß die Wichtigkeit derartiger Bauten, der Regulierung und Beherrschung der Wasserläufe, der Lebensadern der Kultur, schon so lange erkannt ist, als es eine entwickelte Kultur überhaupt gibt. Wir lesen, daß zur Bewässerung von Mesopotamien, in Aegypten, im Tal des Ganges und in China im grauen Altertum großartige Damm- und Kanalbauten ausgeführt sind. Man mußte auch zu einer Aufspeicherung des Wassers gehen, wollte man in trockenen Zeiten nicht ohne dasselbe sein. Das Ausbleiben genügender Regenmengen ist dann stets von den schwersten Folgen für die Bevölkerung gewesen, und in Indien sind Hungersnöte trotz der gewaltigen Anlagen, die für die Wasseraufspeicherung in diesem so überaus dicht bevölkerten Lande getroffen sind, auch heute noch nicht vollständig von der Tagesordnung verschwunden. Das Emporblühen der Kultur in diesen Ländern und der Verfall derselben steht im engsten Zusammenhange mit diesen Ingenieurbauten.

Nach dem heutigen Stande der Forschungen braucht man die Erzählungen der Märchen von Tausendundeiner Nacht über den Reichtum und die Macht einzelner Länder und Könige zur damaligen Zeit und über die wundersamen Bauten, die sie aufführen ließen, nicht so sehr in das Gebiet orientalischer Phantasie zu verweisen, wie man es früher wohl getan hat. Erstrecken sich doch die Ruinen der alten Hauptstadt von Ceylon über 16 Quadratmeilen Fläche [2]) und geben ein beredtes Zeugnis ab über die hohe Entwicklung der Kultur, die damals geblüht haben muß, und die einzig und allein möglich war durch ein großartiges Werk von vielen Staubecken.

All diese Herrlichkeiten sind gleichsam über Nacht verschwunden. Kriege führten zur Zerstörung der Wasserleitungen, denn das Abschneiden der Wasserzufuhr mag schon damals zu den wichtigsten Aufgaben der Kriegführung gehört haben. Die Folge davon war, daß im nächsten Sommer das blühende Land in eine Wüste verwandelt, daß aller Wohlstand vernichtet war.

Auch von einer regelrechten Talsperre berichtet die Geschichte: [2]) Das Land Saba in Südarabien war lange Zeit wegen gewaltiger Bergströme unbewohnbar gewesen, bis Lokmann, König von Jemen, den Wassern neue Wege öffnete, daß sie zum Meere zögen. Den Ueberfluß aufzubewahren und für das Land nutzbar zu machen, habe er einen hohen Damm (Sperrmauer) mit Schleusen und Oeffnungen zwischen zwei Bergen erbaut, um nach Belieben dem Wasser Abzug zu geben und das Land zu bewässern. Seitdem ward Mareb, das Land der Sabäer, zum schönsten Fruchtgarten, ein weites Paradies, voll von Bergen, Strömen, Kanälen, Lust- und Obsthainen mit schönen Gebäuden, bewohnt von zahlreichen glücklichen Völkern und regiert von gerechten und mächtigen Fürsten, von denen der bedeutendste jene Königin von Saba gewesen sein dürfte, die Salomo aufsuchte.

Die 30 Schleusen, welche das Wasser durch die fruchtbare Landschaft leiteten, wurden aber alt und wankten. Viele der Einwohner sahen den Einsturz voraus und wanderten, eine Verheerung fürchtend, aus. Etwa um Christi Geburt brach der Damm dann wirklich, und die Fluten verwandelten das reiche Land in eine Wüste. Das tausendjährige blühende und mächtige Reich ist in seiner Geschichte aufs engste mit dem einen Ingenieurbauwerk verknüpft gewesen. Es entstand und fiel mit diesem!

[2]) Merckel: Die Ingenieurtechnik im Altertum. 1899.

Nach einer anderen Annahme ist nicht der Dammbruch die Ursache des Verfalls, sondern die Verlegung der Karawanen-Handelsstraße zwischen Indien und Aegypten auf den Wasserweg. Hiernach wäre durch die Verarmung der Bevölkerung die Unterhaltung des Dammes vernachlässigt worden, so daß dann die Katastrophe eintreten mußte. Jedenfalls hängt die Blüte des Landes mit dem Bestehen der Talsperre enge zusammen.

Bei allen diesen Werken ist das Wesentlichste die Wasserverteilung.

Es wird nirgends erwähnt, daß auch Kraftwasser zur Verwendung gelangte, wie heute in so hohem Maße. Ueberhaupt finden wir im Altertum Bauten in hervorragender Vollendung, Maschinen aber nicht oder fast garnicht außer dem bereits in den frühesten Zeiten bekannten Hebel und der Rolle. Es lag ja auch kein Bedürfnis dazu vor, denn es gab Sklaven und Kriegsgefangene genug, die umsonst die schwersten Arbeiten verrichteten. Waren doch, nach Merckel, 2000 ägyptische Arbeiter drei Jahre lang tätig, um den Monolith, aus dem der Tempel der Latona bestand, und der mehr als 5000 Tonnen wog, an seinen Bestimmungsort zu bringen.

Wie im alten Aegypten die kolossalen Steinfiguren oder Steinblöcke von den Steinbrüchen an ihren Bestimmungsort gebracht wurden, wissen wir aus den auf uns gekommenen Abbildungen alter Reliefs. Als erstes Transportmittel dürfte danach die Schleife oder der Schlitten gedient haben, auf welchen die Figuren, deren Gewicht bis zu 50 Tonnen betragen haben mag, geladen wurden. Das Weiterziehen besorgten dann mehrere Kolonnen Arbeiter, die gleichmäßig an langen Tauen zogen, während eine andere Kolonne von hinten durch Hebel die Last zu lüften bestrebt war.

Wir wollen diese Ausführungen schließen mit der Wiedergabe der charakteristischen Schilderung Herodots, der von dem König Cheops folgendes berichtet: „Er stellte Arbeiter an, um aus den Steinbrüchen im arabischen Gebirge Steine zu ziehen bis an den Nil, und wenn die Steine auf Fahrzeugen über den Fluß gesetzt waren, so stellte er andere an, die ziehen mußten von da bis an das Libyschen Gebirge. Und es arbeiteten je zehnmal zehntausend Mann drei Monden hindurch. Und es dauerte, da das Volk so bedrückt war, zehn Jahre, daß sie bauten den Weg, worauf sie die Steine zogen, ein nicht geringeres Stück Arbeit (meines Bedünkens) als dasjenige der Pyramiden selbst, denn seine Länge beträgt 5 Stadien (925 Meter), seine Breite 10 Klafter und seine Höhe, da wo er am höchsten ist, 8 Klafter, und ist von geglätteten Steinen, und Bilder sind darein gegraben."

E. Wrobel.

Vorgeschichtliche Sumpfburgen am Mittelrhein.

Solche Refugien, die mitten in Sümpfen angelegt waren, sind uns besonders aus dem Nordosten Deutschlands, aus West- und Ostpreußen, aus Posen, sowie aus den polnischen Landschaften bekannt. Sie werden slavischen Völkerschaften zugeschrieben, doch sprechen vorslavische Fundstücke vielfach auch für ihre Anlage und Benützung zur germanischen Periode. Ihr slavischer Name ist gorod, grod, grad = hortus = garto.

Auch am Mittelrhein, bezw. in der Vorderpfalz sind vom Verfasser neuerdings [1]) drei solcher Sumpfburgen, die das Prototyp für die mittelalterlichen Wasserburgen abgeben, festgestellt worden. Sie liegen von sumpfigen Gebieten umgeben, und zwar in der Nähe von Nekropolen, die aus Grabhügelgruppen bestehen. Letzterer Perioden reichen von der ältesten Bronzezeit herab bis zur La Tène-Zeit und der römischen Okkupation.

Die erste von ihnen — Wallböhl — liegt an der Grenze des Ordenswaldes, des Mußbacher Waldes und des Lachen-Speyerdorfer „Gewäldes" dort, wo sich ein bemooster Dreimärker erhebt, dem die Jahreszahlen 1706, 1756, 1821 ein-

[1]) Im Jahre 1903 und außerdem am 27. und 28. Oktober, sowie am 2. November 1904.

gehauen sind. Der Erdwall ist noch zur Hälfte erhalten und zwar auf seinem nördlichen Zuge. Er hat ovale Gestalt, deren Längsachse von West nach Ost gerichtet ist und 127 Meterschritte mißt. Die Breitachse geht von Nord nach Süd und mißt 76 Meterschritte. Die lange Länge des noch erhaltenen Walles mißt 201 Meterschritte. Die ursprüngliche Länge des Ovales betrug ca. 350 Meterschritte. Als die Höhe des im Nordosten zum Teil verschliffenen Walles von der Grabensohle an ergab sich im Westen 1.20 m, im Norden 1.60—1.70 m. Den nordöstlichen Quadranten durchzieht von Süd nach Nord ein 26 Meterschritte langer, 13 Meterschritte breiter, 1.70 m hoher Querwall. Vermutlich wurde dieser in historischer Zeit, vielleicht bei Errichtung der „Neustadter Linien", die in den spanischen Erbfolgekrieg fallen, aus dem prähistorischen Material hergestellt. Ein sumpfiger, im Osten noch mit stagnierendem Wasser gefüllter, breiter Graben umschließt das ganze Reduit der Vorzeit.

Einen Kilometer nach Westen liegt das neolithische Dorf Wallböhl, das nach dem Namen des Walddistriktes Wollböhl = Wallböhl getauft wurde.[2]) Die vom Dorfe Wallböhl noch $1/2$ km nach WSW gelegenen zwei Tumuli ergaben bei ihrer Oeffnung im Mai 1904 außer roher Silexware und Gefäßstücken, verziert mit getupften Leisten, eine kobaltblaue Glasperle mit gelber Zickzacklinie, sowie eine Bronzearmille mit Schlangenkopf, außerdem einen wohl später anzusetzenden Feuerstahl. Nach Schumachers Beweisführung (vgl. Die Altertümer unserer heidnischen Vorzeit, V. Band, III. Heft, S. 62 und Tafel 14 Nr. 218) gehört ein hier einschlägiger Grabfund von Erdbach in Nassau (Museum zu Wiesbaden) der „Späthallstatt-Zeit" an. Ob des Wallböhls Entstehung in die neolithische Zeit oder in die erste Eisenzeit fällt, steht dahin.

Das zweite Refugium liegt vom ersten 3.75 km nach Südosten entfernt, und zwar im Haßlocher Walde, Distrikt Salzleckerschlag. Es besteht aus einer vom sogen. „Alten Fluß", dem früheren zweiten südlichen Arme des Rehbaches, der an der „Rehhütte", zwischen Schifferstadt und Neuhofen in diesen einmündete,[3]) gebildeten und zum Teil künstlich hergestellten Sumpfinsel. Auch diese hat ovale Gestalt, einen Längendurchmesser von 120 Meterschritten, einen Breitendurchmesser von 36 Meterschritten. Ringsum läuft ein Wassergraben, der nach Osten zu besonders breit und tief erscheint, während der Zugang auf der westlichen, der schmalsten Stelle des Grabens, erfolgt sein muß. Das innere Terrain ist gleichmäßig hoch, verflacht und war wohl durch Pallisaden und Verhaue abgeschlossen. Einen Kilometer nach Südwesten zu liegt der neolithische Wohnplatz „Fünfeichenschlag" und die Tumuli-Gruppe „Am Götzenbühl" oder „Am Knebelsbild". Letztere ergab im größten Tumulus Funde von der ältesten Bronzezeit an (dreieckiger Dolch mit kurzer, rautenförmiger Griffzunge) durch die Hallstatt-Periode herab bis zur La Tène-Zeit und der römischen Okkupation. Die Fundverhältnisse und die Ortslage sind beim zweiten Refugium analog gestaltet wie beim ersten.

Der dritte Zufluchtsort der Vorzeit liegt 3 Kilometer südwestlich vom zweiten, 2.75 Kilometer südöstlich vom ersten Refugium. Er findet sich jenseits des gegenwärtigen Speyerbaches in dem wegen seiner Nekropolen bekannt gewordenen „Benzenloch", einer Abteilung des Lachen-Speyerdorfer Waldes, die gleich einer grünen Waldesinsel mitten zwischen sumpfigen Wiesen (Hechtsee, Molkenheimer Wiesen) und magerem Ackerland zwischen Speyerdorf und Geinsheim gelegen erscheint. Von den Grabhügeln liegt diese Sumpfburg etwas abseits nach Südosten zu in den sogen. „Schlittäckern", etwa 400 Meter vom Rande des Waldes entfernt. Diese umwallte, kleine Sumpffeste führt in Speyerdorf den Namen: „Dachsbergel". Sie ist kreisrund, mit einem Durchmesser von 37 bis 40 Meterschritten gestaltet und vom inneren Rande des Grabens aus stark erhöht. Ein breiter Graben, der bis in den Sommer hinein Wasser führt, umgibt die kleine, aber feste Wallburg, die sich bis zu 1.50—1.80 Meter über ihrer flachen Umgebung erhebt. — Die benachbarten Nekropolen ergaben meist Funde der älteren und jüngeren Hallstatt-Periode (vgl. Mehlis: „Studien zur ältesten Geschichte der Rheinlande, XIV. Abteilung, S. 16—21 und Tafel II und III), aber in den nach Südwesten gelegenen „Krummwiesen", deren Grabhügel zu Ostern 1904 untersucht wurden, auch Grabfunde aus der älteren La Tène-Zeit und der ersten Periode der römischen Okkupation. Ein Wohnplatz ist im „Benzenloch" zwar noch nicht festgestellt worden, doch sind Anhaltspunkte dafür vorhanden, daß ein solcher in der Vorzeit in der Richtung nach WNW, d. h. nach Speyerdorf zu lag.

Auch hier springt die Koinzidenz von Ortslage, Art der Befestigung, Beziehung zu Nekropolen der Vorzeit von der Metallzeit herab bis zur Römerperiode, die das „Dachsbergel" mit „Wallböhl" und „Salzleckerschlag" gemeinsam hat, sofort in die Augen. Landschaftliches Milieu und archäologischer Habitus sind, abgesehen von der neolithischen Urzeit, die hier nur in des Dachsbergels Umgebung mit einzelnen Gefäßstücken und zweifelhaften Kies- und Flintobjekten vertreten ist, identisch für die erste, zweite und dritte Sumpfburg der Urzeit.

Ob die gallischen Mediomatrici, die Julius Cäsar noch als direkte Anwohner des Rheinstromes kennt (de bell. gall. IV, 10) oder die gallisch-germanischen Nemetes, die ursprünglich auf dem rechten Rheinufer am Beginn des Schwarzwaldes wohnten (de bell. gall. VI, 25), Gründer dieser Refugien waren, oder gar ältere, liguriſche Volkselemente, ist schwer zu entscheiden. Aber sicher ist die Tatsache, daß diese drei Sumpfburgen am Mittelrhein genau in Lage und Konstruktion den Rückzugsplätzen entsprechen, die Cäsar den Nerviern und Britannen (de bell. gall. II, 17, und V, 9: locum natura et opere munitum heißt es an letzterer Stelle), die Strabo (IV, 3, 5, p. 194) den Einwohnern der Arduenna silva zuschreibt.[4]) Während erstere Stelle (de bello gall. V, 9) genau auf die Sumpfburg „Wallböhl" und „Dachsbergel" paßt, ist Strabos: νησίδια ἔχοντες ἐν τοῖς ἕλεσι = parvas insulas in stagnis habebant genau der Sumpfburg im Salzleckerschlag, die wie im Ardennerwald mit σκόλοπες = pali abgeschlossen war, auf den Leib geschrieben.

Selbstredend haben verschiedene Volksstämme hier am Mittelrhein die Hilfsmittel der Natur zur Verteidigung von Haut und Gut benutzt, aber immerhin ist es von Wert, die Angaben der klassischen Autoren über unser engeres Vaterland mit den Tatsachen in natura zu konfrontieren. Cäsar und Strabo sind naturgetreuer in ihren Berichten, als man annimmt. — Die betreffenden Befestigungen hat der Verfasser auf einer eigenen Fundkarte für Neustadt und Umgebung im Maßstab von 1 : 12,500 festgelegt

Neustadt a. H. Dr. C. Mehlis.

[2]) Ueber diese neolithische Ansiedelung vgl. mehrere Artikel in der Beilage 1904 und im Globus 1904, sowie Mehlis: „Studien zur ältesten Geschichte der Rheinlande", XV. Abt. S. 1—10.

[3]) Vgl. Kriegstheater der deutschen und französischen Grenzlande zwischen dem Rhein und der Mosel, i. J. 1794, 1. Blatt (1 : 100000); außerdem Lokalstudien des Verfassers.

[4]) Die hier einschlägigen Stellen sind gesammelt zu finden bei Alex. Riese: Das rheinische Germanien in der antiken Literatur, S. 422—424.

Bücher und Zeitschriften.

Wahre Geschichten. Von Max Burckhard. Wiener Verlag, 1904.

In den „Wahren Geschichten" tischt uns der ehemalige Direktor des Wiener Hofburgtheaters köstliche Früchte seines herzerquickenden und mitunter sarkastischen Humors auf. Aus der ersten Geschichte: „In der Schule des Lebens" spricht auch seine Beobachtungsgabe zu uns. Der Held derselben ist ein „dummer Bub", ein reiner, unverdorbener, sentimentaler Jüngling, der in einem weltabgeschiedenen Kloster das Gymnasium absolviert hat und dem nach bestandenem Abiturientenexamen zum erstenmal das Leben und die Freiheit winken. Die junge Freiheit bringt ihm jedoch kein Heil. Er verliebt sich, glaubt die Neigung seiner Angebeteten zu besitzen, erfährt aber eine Enttäuschung, wird von einem wilden Weh erfaßt und macht demselben Luft in den pessimistischen

Worten: „Die Weiber taugen alle nichts, wir Männer sind nur leider immer viel zu anständig." Er wird indes von seinem Weltschmerz durch eine junge frische Dirne, der auch der Schalk im Nacken sitzt, geheilt. Ihre zarte Aufmerksamkeit rührt ihn tief, denn der Mensch ist nie so empfänglich für eine Guttat, und sei sie auch die kleinste, als wenn er sich so recht im Elend fühlt. Die Erzählung ist ein wahres Kabinettsstück, das durch Ursprünglichkeit und prächtige Seelenmalerei besticht. — Mit einem wahren Heißhunger stürzte ich mich auf die Geschichte: „Aus der Wandermappe eines Theaterdirektors." Burckhard schildert darin mit behaglichem breitem Humor, an dem auch der Jurist Burckhard seinen Anteil hat, ein hochinteressantes Erlebnis in einer kleinen deutschen Musenstadt, in die er sich begeben hatte, um einer auf vier Uhr anberaumten und für sieben Stunden berechneten Aufführung der ersten Hälfte des Faust beizuwohnen. Er war um drei Uhr angekommen, und so erübrigte ihm nichts, als die Stunde, die er noch vor sich hatte, in angenehmer und belehrender Weise auszufüllen. Wir kommen aus dem Lachen nicht heraus, wenn er sagt: „Es gehört zu meinen Gepflogenheiten, den ersten Gang in fremden Städten der Besichtigung der ständigen oder durchreisenden Menagerien zu widmen. Welch ungetrübte, schöne, gemütliche Stunden habe ich auf diese Weise in Hamburg, Frankfurt, Köln, Wiesbaden — von Berlin gar nicht zu sprechen — verbracht! Welche segensreiche Ordnung, welche musterhafte Disziplin herrscht nur da überall! Am wohlsten war mir immer bei den Löwen, Hyänen und Tigern. „Seht," sagte ich einmal in Berlin zu dem großen Tiger.... „wie wohl euch das Leben in einem geregelten Gemeinwesen bekömmt! Durch solide Eisenwände seid ihr abgehalten, euch wechselweise die Knochen aus dem Rachen zu reißen, euch zu zerfleischen oder gegenseitig aus der Bude hinauszubeißen. Jeder bekommt pünktlich seine Ration, und Publikum und Kritik werden den Leistungen aller in gleicher Weise gerecht. Dir, mein lieber Tiger, fällt es nicht ein, einen Angorakater darstellen zu wollen, und der Angorakater hat keinerlei Sehnsucht, den Leuten einen Tiger vorzuspielen. Jeder will nur, was er kann, und kümmert sich nur um das, was ihn angeht." Oft war's mir, als müßte ich einen Wärter bitten, mich doch hinein zu lassen zu den lieben Tieren, um ihnen die Pfote drücken und ins Ohr flüstern zu können: „Ihr Wilden seid doch bessere Wesen." Manchmal habe ich ihnen auch Geschichten erzählt — Geschichten, daß sie die Augen weit aufrissen, daß sich ihnen die Haare sträubten und daß sie laut brüllend in ihren Käfigen herumfuhren. Auch mir haben sie mancherlei Seltsames mitgeteilt.... Nur einen rührenden Zug aus dem Leben eines niedlichen dicken Dachses will ich der Menschheit nicht vorenthalten. Man war mit dem Direktor einer Menagerie an maßgebender Stelle unzufrieden geworden und da hatte der städtische Intendant Herrn Grimbart beauftragt, heimlich Verhandlungen mit dem ins Auge gefaßten Nachfolger des Direktors einzuleiten.... „Sie können sich meine Empörung vorstellen," erzählte mir der Dachs, „über diese Zumutung. Hinter dem Rücken meines Direktors eine Intrige gegen ihn führen! Nein, zu solchen Sachen sind wir Tiere nicht zu haben." Da es in der kleinen Musenstadt keine Menagerie gab, machte er mit Muße Toilette und krönte sie dadurch, daß er seinen „Stößer" aufsetzte, den er aus hochästhetischen und tiefpsychologischen Gründen dem Chapeau claque vorzieht. Welcher Art diese Gründe sind, verschweigt er vorläufig. Wir müssen uns mit seiner Erklärung bescheiden: „Wie trefflich und unwiderleglich sie sind, wird die Nachwelt erst sehen, wenn nach meinem Tode die Geschichte meiner Zylinder, die ich, wie ein anderer seine Memoiren, fortlaufend schreibe, veröffentlicht werden wird." — Ueberaus fein gestimmt und tief empfunden ist die vierte und letzte Geschichte „Dulfein". Das Märchen enthält wohl manche Wahrheit über das wahre Wesen der Liebe, das verleiht ihm jedoch keinen Anspruch auf den Namen einer „wahren Geschichte".

Bernhard Münz.

Zur Grünewald-Literatur. J. K. Huysmans hat den an dieser Stelle (Beilage zur Allgemeinen Zeitung Nr. 234, 12. Oktober 1904) mehrfach angezogenen Aufsatz, den er in der Zeitschrift „Le Mois", März 1894, veröffentlicht hatte, in Buchform soeben erscheinen lassen. Er faßte unter dem Titel „Trois Primitifs" (Paris, A. Messein, 1905, 8°, 106 S. mit 6 Abbildungen in Lichtdruck) in bemerkenswerter Ausstattung die Tafelbilder von Mathias Grünewald mit einem Bilde des Meisters von Flémalle und die sogen. „Florentine", beide im Städel-Museum in Frankfurt a. M., freilich ohne jede innere Verknüpfung, in Buchform zusammen. Wie wenig eine organische Verarbeitung in seiner Absicht lag, geht daraus hervor, daß er die beiden letztgenannten Ausführungen in der Ueberschrift „Francfort-sur-le Mein" vereinigt und sie als „Notes", als Reise-Erinnerungen bezeichnet. Es wäre nun irrig, anzunehmen, daß die hier wiedergegebene Studie über Grünewald mehr oder anderes gäbe als in dem erwähnten Artikel jener Unterhaltungs-Zeitschrift: es ist, bis auf wenige unerhebliche Zufügungen in der Einleitung, vielmehr die wortgetreue Wiedergabe jener vorgenannten Veröffentlichung. Es hat danach die Herausgabe in Buchform für den weiteren Kreis keine andere Bedeutung, als daß die Studie buchhändlerisch, freilich zu erheblich hohem Preis, jetzt eher zu erreichen ist als in der Pariser Zeitschrift „Le Mois". Es bedarf kaum der Zufügung, daß die in der Studie „Mathias Grünewald und die Mystik" (a. a. O.) entwickelten Gesichtspunkte von Huysmans noch nicht berücksichtigt werden konnten, wenngleich er inzwischen davon Kenntnis erhalten hat. Es erfährt somit auch seine neueste Veröffentlichung die gleiche Erweiterung wie die erste. Die anderen von ihm herangezogenen Stoffe können hier um so mehr übergangen werden, als sie zu Grünewald in keiner Beziehung stehen. Andererseits sind die Reise-Eindrücke aus Frankfurt derart von leidenschaftlicher Erregung nach allen Richtungen durchtränkt, daß sie den Autor in übelster Befangenheit zeigen und nur zu sehr geeignet sind, ihm die Neigung des Lesers zu verscherzen. Was er von Auslassungen an das geheimnisvolle Bildnis der Bartolomeo da Venezia knüpft, das er auf Giulia Farnese zu bestimmen sucht, gehört zu den unerfreulichsten Geschmacksverirrungen auf literarästhetischem Gebiet.

F. S. Mz.

✕

Allgemeine Rundschau.

Salomos ägyptische Gemahlin.

Die althebräischen Geschichtsquellen berichten es nicht nur einfach, daß Salomo eine Pharaonentochter zur Gemahlin bekommen hat, sondern bekräftigen es auch durch die — in anderem Zusammenhange gebrachte — Nachricht, daß der König von Aegypten die Stadt Gezer den Philistäern abnahm und seiner an Salomo verheirateten Tochter als Mitgift schenkte, worauf dieser diese Stadt als wichtige Grenzfestung gegen die Philistäer befestigte. (1. Kön. 9, 15 ff.) In unseren Tagen aber kam H. Winckler auf den Gedanken, daß diese „Pharaotochter" die Tochter eines Beherrschers des von ihm sehr betonten nordarabischen Staates Musri gewesen sei. Denn selbst der König von Babylon müsse sich in den Tell el-Amarna-Briefen (3, 7) schreiben lassen: „Von jeher ist eine Tochter des Königs von Aegypten niemanden zur Frau gegeben worden", und „da sollte ein Vasallenfürst, denn das wäre Salomo für den Pharaokönig gewesen, eine erhalten haben?" (Geschichte Israels, Bd. 2 (1900), S. 263.) Natürlich mußte man dagegen die Frage aufwerfen, ob denn jener Satz über die Töchter des Pharao auch später stets wahr gewesen sei. Man mußte ferner auch dies in Zweifel ziehen, daß der Erbe des vom Heldenkönig David begründeten Reiches wirklich für den ägyptischen König ein Vasallenfürst war. Hauptsächlich mußte man Antwort auf die Frage fordern, weshalb die Tochter eines Fürsten vom arabischen Staate Musri über das Niveau der anderen Gemahlinnen Salomos, die ebenfalls ausdrücklich „Fürstinnen" genannt sind (1. Kön. 11, 3), hinausgehoben worden wäre. Ja, weshalb ist dieser einen Gemahlin Salomos ein besonderer Palast erbaut worden? (7, 8.) — Diese und andere Bedenken sind im Zusammenhang einer umfassenden Erörterung über Musri in meiner Schrift „Fünf neue arabische Landschaftsnamen im Alten Testament" (1901), S. 24 f., geltend gemacht worden. Da freut es mich, daß jetzt Wilh. Spiegelberg

in seinem interessanten Buche „Aegyptologische Randglossen zum Alten Testament" (1904), S. 28, dasselbe Urteil mit mir fällt. Gegenüber Windlers Meinung, daß es für den Pharao eine Erniedrigung bedeutet hätte, seine Tochter einem syrischen Kleinfürsten zur Gemahlin zu geben, führt er mit Recht folgendes aus: Aber die Zeiten hatten sich gegenüber der Amarna-Periode doch gewaltig geändert. Wir haben ja vor kurzem durch den Papyrus Golenischeff kennen gelernt, wie tief das Ansehen der Pharaonen um 1100 v. Chr. — also etwa 100 Jahre vor Salomo — gesunken war. Also selbst wenn wir — was mir nicht einleuchtet — Salomo zu einem „Kleinfürsten" machen wollen, so hätte ein König der tanitischen Dynastie es sicher nicht als Mesalliance empfunden, seine Tochter einem solchen Fürsten zur Gemahlin zu geben (und sie war ja, wie ich oben nachwies, Salomos Hauptgemahlin). In einer Zeit, in welcher die ägyptische Oberhoheit in Palästina nur noch eine historische Tradition war, mochte eine solche Verbindung allenfalls als ein Mittel betrachtet werden, um zu den syrischen Fürsten eine gewisse Fühlung zu behalten. — Damit dürfte wohl Windlers diesbezügliche Meinung hinreichend widerlegt sein.

Bonn. **Ed. König.**

*

Das Alter des griechischen Schwankbuches Philogelos.

γ. Die großen Papyrusfunde der letzten Zeit haben das antike Leben mit so vielen frischen und neuen Zügen belebt, daß diese Entdeckungen für die griechische Kulturgeschichte eine neue Epoche bedeuten. Dabei werden auch die schon längst bekannten Zeugnisse der griechischen Schriftsteller aufs neue vorgenommen und man beobachtet mit Freude, wie wichtige Feststellungen und Beobachtungen aus den ägyptischen Urkunden hinzukommen. So hat z. B. in diesen Tagen der Wiener Papyrusforscher Professor C. Wessely in einer besonderen Abhandlung (Ein Altersindizium im Philogelos, Sitzungsbericht der Wiener Akademie, philosophisch-historische Klasse, Bd. CXLIX) die Zeit des Philogelos aus einigen Münzangaben mit Hilfe der Beobachtungen über das ägyptische Münzwesen der späteren Kaiserzeit genauer bestimmt. Im 97. Kapitel des Witzbuches wird erzählt, wie ein einfältiger Mann beim Tode seiner Frau zum Sarghändler kommt und um den Preis eines Sarges feilscht. Fünf Zehntausende (Myriaden), meint er, sei zu hoch, er wolle aber den Preis zahlen, wenn der Händler noch einen kleinen Sarg dazugeben wolle. Er könne ja noch ein Kind bekommen. In einer anderen Erzählung (80. Kap.) fährt ein anderer Thor mit anderen übers Meer. Als nun Sturm ausbricht und das Schiff entlastet werden soll, da werfen die übrigen eifrig von ihrer Habe über Bord, jener aber nimmt eine Schuldurkunde, die auf 150 Myriaden lautete, streicht 50 aus und ruft: „Seht, um wieviel Wogen ich das Schiff erleichtert habe!" In beiden Geschichten bedeutet die Myriade eine Summe von 10,000 Drachmen. Diese merkwürdige Geldeinheit ist erst durch die Papyri erklärt worden. Wessely, der schon früher mit Nachdruck auf diese Erscheinung aufmerksam gemacht hat, führt aus, wie in diokletianischer Zeit die uralte Drachmenwährung einen ungeheuren Kurssturz erlitt, so daß z. B. auf ein Goldstück 60, 72 und noch mehr Myriaden gerechnet wurden. Diese Geldrechnung ist dem 4. und 5. Jahrhundert n. Chr. eigen (Wesselys ältestes Beispiel stammt vom 29. Juli 289), während im 6. und 7. Jahrhundert nach Solidus und Kerata gerechnet wird. Die zweite Geschichte hat gerade in jenem Münzverhältnis seine Spitze. Der Mann tut sich damit wichtig, von einer Schuld 50 Myriaden, d. i. 500,000 Drachmen abgelassen zu haben, während er in Wahrheit nicht einmal ein Goldstück seinem Schuldner schenkte.

*

Beobachtungen bei einem Kugelblitz.

Am 16. Juli entlud sich ein heftiges Gewitter von 30 Minuten Dauer über der Stadt Autun; der Blitz schlug mehrmals ein, und das Gewitter endigte mit einem Kugelblitz, der mit großem Getöse und einem trockenen Schlag ohne Rollen zerstob. Herr Roche gibt einige von der „Naturwissenschaftlichen Rundschau" wiedergegebene Notizen über diesen Kugelblitz, der an drei verschiedenen Punkten auf einer Strecke von 500 Meter gesehen worden ist und an 15 verschiedenen Teilen der Stadt sonderbare Wirkungen erzeugt hat, von denen hier nur angeführt sei, daß mehrere Personen weggeschoben worden oder Stöße erlitten, der eine an der Nase, ein anderer am Arm, einem Schüler war ein Arm eine Stunde lang gelähmt; alle getroffenen Personen empfanden ein unangenehmes Kribbeln, ein anderer hatte eine schwere Wunde am Handgelenk. Außer diesen nicht neuen Erscheinungen wurde noch folgendes beobachtet: 30 Meter von seinem Ausgangspunkt erzeugte der Kugelblitz eine sehr starke Erschütterung an dem mit einem Blitzableiter versehenen Hause der Unterpräfektur; die anwesenden Personen glaubten, daß er vom Blitz getroffen sei; sie verspürten eine heftige Erschütterung. Als aber der Blitzableiter untersucht wurde, zeigte er sich in unversehrtem Zustande. „Es scheint hiernach, daß der Blitzableiter ohne Wirkung auf den Kugelblitz sei."

*

Neuentdeckte Säugetiere in Afrika.

et. Die letzten Jahre haben den Beweis geliefert, daß im Innern Afrikas noch mancherlei Tiere von ansehnlicher Größe hausen, die der Wissenschaft bis dahin ganz unbekannt geblieben waren. Das Okapi, diese sonderbare Form der Giraffe, ist das berühmteste Beispiel davon geworden. Gleichzeitig mit dem Okapi wurde den Reisenden Stanley und später Johnston gerüchtweise ein anderes Tier bekannt, das von den Eingeborenen einfach als Waldschwein bezeichnet wurde. Nunmehr hat Meinertzhagen nicht nur genaue Kunde von diesem bis dahin sagenhaft gewesenen Geschöpf eingezogen, sondern auch leibhaftige Proben davon nach Europa gebracht, die gegenwärtig im Britischen Museum in London der Untersuchung unterliegen. Meinertzhagen hörte zuerst von den Eingeborenen am Berge Kenia über das Waldschwein sprechen und gab sich große Mühe, sich ein Exemplar zu besorgen, erhielt aber zunächst nur einige Hautstücke, aus denen sich nicht erkennen ließ, um was für ein Tier es sich handeln konnte. Schließlich aber erlangte er im Nandi-Wald in der Nähe des Victoria-Nianza in einer Meereshöhe von über 2000 Meter zwei Schädel, von denen einer vollständig erhalten war, außerdem noch mehrere Teile des Fells. Diese Stücke bewiesen nach der vorläufigen Prüfung, die ein Naturforscher des Britischen Museums vorgenommen hat, daß das Tier eine höchst interessante Gattung darstellt, die einen Uebergang zwischen dem Warzenschwein (Phacochoerus) und den gewöhnlichen Vertretern der Schweinefamilie, wie unserm Hausschwein und dem Flußschwein, bildet. In der allgemeinen Gestaltung des Schädels gleicht es den gewöhnlichen Schweinen, in der Bezahnung dem Warzenschwein. Entweder stellt das afrikanische Waldschwein einen Uebergang zum Warzenschwein dar oder ist geradezu als dessen Vorfahr zu betrachten. Das Tier hat etwa dieselbe Größe wie das Warzenschwein, und ist mit langen, groben, schwarzen Haaren bekleidet. Vorläufig hat es den Namen Hylochoerus Meinertzhageni erhalten. Zu dem vorläufigen Bericht über das neue Säugetier, der von Dr. Thomas am Britischen Museum veröffentlicht worden ist, hat Harry Johnston noch eine Mitteilung an die Londoner Nature berichtet, worin er die während seiner Reise in Afrika gesammelten Erfahrungen bezüglich des Waldschweines auseinandersetzt. Stanley hat in keinem seiner Werke das Tier erwähnt, wohl aber im Gespräch mit Johnston und anderen mitgeteilt, daß er von einem eselähnlichen Tier mit großen Ohren (dem späteren Okapi) gehört und auch einmal ein großes schwarzes Schwein gesehen habe; letzteres habe er für eine seltsame neue Art oder Gattung des Schweins gehalten, das den Teil des mächtigen Congowaldes in der Nähe des Semliki-Flusses bewohnte. Genauere Berichte sammelte der Afrikareisende Doggett, der leider zu Anfang dieses Jahres am Kagera-Fluß ertrank. Die ersten bestimmten Berichte brachte dann ein englischer Beamter des Protektorats Ostafrika, Hobley, der bereits eine Beschreibung des Tiers und eine Zeichnung des Schädels einsandte, die er nach einigen unvollkommen erhaltenen Exemplaren am Kenia angefertigt hatte.

*

Kleinere Mitteilungen.

hc. Von technischen Hochschulen. Auf die Professur für Flußbau in der Abteilung für Bauingenieurwesen der Danziger Technischen Hochschule ist unter Ernennung zum etatsmäßigen Professor der Wasserbauinspektor Baurat Paul Ehlers zu Krossen a. O. berufen worden.

hc. Bibliotheken. Der Stadtbibliothekar und Stadtarchivar Professor Dr. Friedrich Müller in Ulm feiert am 10. November den 70. Geburtstag. Ein geborener Ulmer, war Müller bis 1900 im höheren Lehramt tätig. Seit 1886 verwaltete er im Nebenamt die Ulmer Stadtbibliothek, deren Leitung ihm mit der des Archivs im Mai 1900 endgültig übertragen wurde.

Hochschulnachrichten.

* **München.** Der außerordentliche Professor der Pathologie Dr. H. Schmaus wurde an Stelle Dr. Eugen Albrechts, der, wie gemeldet, als Vorsteher des pathologisch-anatomischen Instituts der Senckenbergischen Stiftung nach Frankfurt a. M. berufen wurde, zum Prosektor am städtischen Krankenhause r. d. J. ernannt. — Am Montag wurde, wie schon an anderer Stelle des Blattes gemeldet, die neue psychiatrische Klinik an der Nußbaumstraße durch einen feierlichen Akt, bei dem der Vorstand der Klinik Hofrat Professor Dr. Kraepelin die Festrede hielt, eröffnet. Die Anstalt wird, wie Prof. Kraepelin dabei erwähnte, sowohl in den Fürsorgeeinrichtungen für die Kranken wie in der sonstigen Anlage und Ausstattung zur Zeit von keiner derartigen Anstalt auf deutschem Boden übertroffen.

* **Heidelberg.** Der bisherige Privatdozent für neuere deutsche Literaturgeschichte an der Universität Würzburg Dr. Robert Petsch beabsichtigt, sich, nachdem er auf die am Ende des Sommersemesters erlangte und noch unbenützte venia legendi an der Karlsruher Technischen Hochschule verzichtet, jetzt an unserer Universität zu habilitieren.

* **Wien.** Nach gutem Vernehmen wird im Studienjahr 1905/06 an der Technischen Hochschule in Wien eine dritte Lehrkanzel für Elektrotechnik errichtet werden, und zwar speziell für die Theorie und Konstruktion elektrischer Maschinen und Apparate. Für diese Lehrkanzel ist der Chefingenieur der Siemens-Schuckert-Werke in Berlin, Karl Pichelmayer, ein gebürtiger Steierer, in Aussicht genommen.

* **Innsbruck.** Die am Donnerstag eröffnete italienische Rechtsfakultät dürfte infolge der Ereignisse, zu denen diese Eröffnung Anlaß gab, auf Innsbrucker Boden ihre Tätigkeit kaum wieder aufnehmen können. Während bekanntlich der Innsbrucker akademische Senat früher in der Errichtung dieser Fakultät einen Ausweg zur Beseitigung der durch die italienischen Ansprüche an der Universität selbst entstandenen Schwierigkeiten sah, hat derselbe nunmehr in der Sitzung vom 7. d. M. einstimmig beschlossen, an den Unterrichtsminister folgende Kundgebung zu richten: „Mit den Ereignissen vom 3. auf 4. November, welche in dieser Schwere nicht vorauszusehen waren, ist eine völlig neue Situation geschaffen worden. Der akademische Senat sieht sich bei der jetzigen Sachlage verpflichtet, seiner Ueberzeugung dahin Ausdruck zu geben, daß die provisorische italienische Fakultät in keinem Falle auf Innsbrucker Boden ihre Tätigkeit wieder aufnehmen dürfe, weil ihr Zusammenhang mit der Universität Innsbruck eine ständige Gefährdung der letzteren bedeutet."

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Gottfried Niemann: Richard Wagner und Arnold Böcklin oder Ueber das Wesen von Landschaft und Musik. Leipzig 1904. Julius Zeitler. 80 S. — Franz Szécsi: Die Reise nach dem Witwenstand. Lustspiel in 3 Akten. Budapest. R. Lampel (F. Wodianer u. Söhne). — Hermann Schmitt: Sammlung von Reichsgesetzen strafrechtlichen Inhalts. Textausgabe mit Anmerkungen und Sachregister. München 1905. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck). — Dr. C. Neuburg, Prof. an der Universität zu Erlangen: J. Lehrs Politische Oekonomie in gedrängter Fassung. (Volkswirtschaftslehre u. -Politik, Finanzwissenschaft, Statistik etc.) Vierte vermehrte Auflage. München 1905. J. Lindauersche Buchhandlung (Schöpping). 176 S. — Dr. jur. Karl Sepp: Der Leibrentenvertrag nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch. Eine zivilistische Studie. München 1905. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. 118 S. — Claudius Frhr. v. Schwerin, Doktor der Rechte: Ueber den Begriff der Rechtsnachfolge im geltenden Zivilrecht. Ebenda 1905. 95 S. — Hanns Fuchs: Sinnen und Lauschen. Briefe an einen Freund. Ein Beitrag zur Psychologie der Homosexualität. Leipzig. Leipziger Verlag G. m. b. H. 256 S. — W. v. Scherff: Gewehr und Gelände im heutigen Angriffskampfe. Berlin 1904. Ernst Siegfried Mittler u. Sohn. 131 S. — Philipp Langmann: Anna v. Ridell. Schauspiel in 3 Akten. Berlin 1905. S. Fischer. 127 S. — Ausbildungskurse in der Fürsorgearbeit. Bericht über die Kurse im Jahre 1904. (1: Fürsorge für Erholungsbedürftige. 16. bis 19. Mai. 2: Fürsorge für Kinder. 15. bis 22. Juni.) Herausgegeben von der Zentrale für private Fürsorge in Frankfurt a. M. Frankfurt a. M. 1904. Selbstverlag der Zentrale. — Dr. Siegfried Passarge: Die Kalahari. Versuch einer physisch-geographischen Darstellung des südafrikanischen Beckens. Berlin 1904. Dietrich Reimer (Ernst Vohsen). 822 S. — Gabriele Reuter: Das böse Prinzesschen. Märchenspiel für Kinder in 3 Aufzügen. Begleitende Musik von Max Marschalk. Berlin 1905. S. Fischer. 78 S. — Dr. Fritz v. Calker: Ethische Werte im Strafrecht. Berlin 1904. Otto Liebmann. 42 S. — Dr. jur. Hermann Erythropel: Das Recht der weltlichen Vereine und geistlichen Orden in Frankreich nach dem Gesetz vom 1. Juli 1901. Unter Berücksichtigung der Vereinsgesetzgebung Deutschlands. Mit einem Vorwort von D. Dr. Wilh. Kahl. Ebenda 1904. 210 S. — Vierteljahrshefte für Truppenführung und Heereskunde. Herausgegeben vom Grossen Generalstabe. I. Jahrg. 1904. Viertes Heft. Berlin 1904. Ernst Siegfried Mittler u. Sohn. 704 S. — Albert Pinner, Justizrat: Die Revision des Börsengesetzes. Vortrag, gehalten im Berliner Anwalt-Verein. (Veröffentlichungen des Berliner Anwalt-Vereins. Heft 17.) Berlin 1904. Franz Vahlen. 27 S. — D. Dr. Wilhelm Kahl: Strafrecht und freie Liebestätigkeit. Vortrag. Berlin 1904. Otto Liebmann. 29 S. — Carl Albrecht Bernoulli: Ulrich Zwingli. Schauspiel. Berlin 1905. S. Fischer Verlag. 136 S. — Oskar Criste, k. u. k. Hauptmann des Armeestandes: Kriege unter Kaiser Josef II. Nach den Feldakten und anderen authentischen Quellen. Bearbeitet in der kriegsgeschichtlichen Abteilung des k. u. k. Kriegsarchivs. Mit einer Uebersichtskarte von Mitteleuropa, 6 Beilagen und 12 Textskizzen. Wien 1904. L. W. Seidel u. Sohn. — Handbuch der klassischen Altertums-Wissenschaft. Herausgegeben von Dr. Iwan v. Müller. (Dritter Band; erste Abteilung: Grundriss der Geographie und Geschichte des alten Orients von Prof. Dr. Fritz Hommel. [Erste Hälfte: Ethnologie des alten Orients. Babylonien und Chaldäa.] Siebenter Band: Geschichte der griechischen Literatur bis auf die Zeit Justinians von Prof. Dr. Wilhelm Christ. Mit Anhang von 43 Porträtdarstellungen nach Auswahl von A. Furtwängler und J. Sievering.) München 1904. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck). — Sigmund Frhr. v. Kramer: Auf der Suche nach Wahrheit. München 1904. Carl Haushalter. 101 S.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Er oder sie?

Ein interessantes sprachpsychologisches Problem geben diejenigen Sprachen auf, welche bei den Formen des Zeitworts die Geschlechter nicht unterscheiden, wie das Lateinische und Griechische. Wie konnte man ohne eine solche Unterscheidung auskommen? Einige Beispiele:

Der Apostel Paulus erörtert im ersten Korintherbrief die Frage, wie es ein Vater mit einer heiratsfähigen Tochter halten solle, ob er sie verheiraten solle oder nicht. Er schließt diese Erörterung (Kap. 7, Vers 36) *ὃ θέλει, ποιείτω*, lateinisch **quod vult, faciat!** Die vorlutherische deutsche Bibel übersetzte das: er tue, was s i e will! Natürlich meinte der Apostel, der Vater möge tun, was er wolle. Aber weder die griechische, noch die lateinische Form läßt das erkennen. Außerhalb des Zusammenhangs könnten die griechischen und lateinischen Worte in vierfacher Weise übersetzt werden: 1. er soll tun, was er will; 2. er soll tun, was sie will; 3. sie soll tun, was er will; 4. sie soll tun, was sie will.

Ein anderes Beispiel: Im Evangelium Matthäi 1, 25 lesen wir, daß Joseph mit Maria nicht zusammenlebte, bis sie ihren ersten Sohn gebar, *καὶ ἐκάλεσε τὸ ὄνομα αὐτοῦ Ἰησοῦν*, **et vocavit nomen eius Jesum.** Die alte syrische Uebersetzung des Neuen Testaments — das Syrische unterscheidet mit den anderen semitischen Sprachen die Geschlechter beim Zeitwort — übersetzte das: „und s i e nannte seinen Namen Jesus.“ Wieder zeigt der Zusammenhang, daß es heißen muß: „e r nannte“; denn in V. 21 spricht der Engel zu Joseph: Du sollst seinen Namen Jesus nennen. Aber wieder ist die sprachliche Form im Griechischen und Lateinischen doppeldeutig.

Ein drittes Beispiel: In der Leidensgeschichte heißt es Joh. 18, 16 von Johannes, der mit Jesus in des Hohenpriesters Palast gegangen war, er sei hinausgegangen *καὶ εἶπε τῇ θυρωρῷ καὶ εἰσήγαγε τὸν Πέτρον*, **et dixit ostiariae et introduxit Petrum.** Meist wird das übersetzt: und redete mit der Türhüterin und führte Petrus hinein. Es kann aber ebenso gut heißen „und s i e ließ den Petrus ein“. In unseren Tagen setzen wir bei solchem Subjektswechsel vor „und“ ein Komma; die Alten waren mit dem Setzen der Unterscheidungszeichen viel sparsamer. Also auch hier wieder völlige Unsicherheit der sprachlichen Form. Die sogenannte palästinisch-syrische Uebersetzung hat an dieser Stelle in der Tat „und s i e ließ den Petrus ein“, die andere syrische: „und e r“.

Das sind drei Beispiele aus einem einzigen kleinen Buch. Wer der hier hervorgehobenen Tatsache seine Aufmerksamkeit schenkt, wird ihrer noch viele finden können. Es ist nicht die Absicht dieser Zeilen, diese sprachpsychologische Erscheinung weiter zu verfolgen, sondern nur die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf sie zu lenken. Das erste Beispiel ist ja auch wert weithin bekannt zu werden: er soll tun, was s i e will! Wie oft heißt es so im Verhältnis beider Geschlechter!

Maulbronn. Eb. N e s t l e.

*

Aus Finsens letzter Lebenszeit.

ct. Die letzte Arbeit Finsens ist ein Aufsatz, den er kurz vor seinem Tode zur Verteidigung der Behandlung der Pocken mit rotem Licht geschrieben hat. Sein zunehmendes Leiden verhinderte ihn, die Schrift zu veröffentlichen, jedoch sprach er noch auf dem Sterbebett den Wunsch aus, daß einer seiner Mitarbeiter dafür Sorge tragen möchte. Es lag in seinem Plan, Pockenkranke in Räumen zu behandeln, aus denen die chemischen Strahlen des Tageslichtes ausgeschlossen wurden. Später wurde er durch seine Studien über die positive Lichtbehandlung daran verhindert, seine Absicht in größerem Maßstab auszuführen, blieb jedoch von dem Wert des Verfahrens fest überzeugt. In der Hauptsache kam es Finsen in seiner letzten Schrift darauf an, zu beweisen, daß die Behandlung der Pocken mit rotem Licht begonnen werden müßte, ehe eine Eiterung eingetreten wäre. Er führt weiter aus, daß die Rotlichtbehandlung auf die Annahme gegründet ist, derzufolge die Ansteckung mit Pocken die Haut in einen Zustand großer Empfindlichkeit für Licht versetzt, das auch unter gewöhnlichen Verhältnissen auf die Haut als Reizmittel wirkt. Wenn der Kranke nun während der Erscheinung und des Wachstums des Pockenausschlags vor dem Tageslicht und namentlich vor dessen chemischen Strahlen geschützt sein wird, so wird der Ausschlag weniger stark werden als sonst, und in der Regel wird überhaupt keine Eiterung stattfinden. Wenn umgekehrt der Kranke hellem Tageslicht ausgesetzt wird, so muß das Licht als eine Vermehrung des Reizes wirken und die bereits vorhandene Entzündung steigern. In vielen Fällen bleibt allerdings die Eiterung auch aus, wenn das Licht nicht ausgeschlossen wird, wodurch jedoch der Wert der Behandlung eben nur für einen Teil der Fälle verringert wird. Es hat sich oft gezeigt, daß eine kurze starke Belichtung genügt, um den Ausschlag in Eiterung überzuführen. Aus allen bisherigen Erfahrungen zieht Finsen den Schluß, daß die Behandlung mit rotem Licht, wenn gute Ergebnisse erzielt werden sollen, früh eintreten muß. Die Eiterung wird verhindert werden, wenn die Behandlung spätestens am dritten oder vierten Tage nach der Erkrankung beginnt.

*

Münchener Orientalische Gesellschaft.

Der diesjährige Zyklus öffentlicher Vorträge (in den Prinzensälen des Café Luitpold) wurde mit bestem Erfolg durch ein ungemein aktuelles Thema eröffnet. Der durch seine verdienstvollen Arbeiten über die Erforschungsgeschichte und die Geschichte der Erdkunde wohlbekannte Professor der Geographie an der hiesigen Technischen Hochschule S. G ü n t h e r sprach über „D i e E n t s c h l e i e r u n g J a p a n s (bis auf Franz v. Siebold)“. Der Vortragende bemerkte zuerst, daß das Wort „Entschleierung“ nur auf die Europäer bezogen werden könne; die Geographie ihres eigenen Reiches und der ihm benachbarten Gebiete — Korea, Sachalin, Kurilen, Amurland — haben die Japaner selbst seit alten Zeiten kräftig gefördert. Aeltere Beziehungen zwischen Japan und arabischen Handelsleuten sind nicht gänzlich ausgeschlossen, aber etwas zuverlässigere Nachrichten erhielt man über „Zipangu“ doch erst im Westen durch Marco Polo gegen Ende des 13. Jahrhunderts. Um die Zeit, da das portugiesische Reich in Asien seine höchste Blüte erreicht hatte, eröffnete der Seemann Mendes Pinto, dessen Berichte freilich gar sehr durch Aufschneidereien aller Art getrübt werden, einen Verkehr mit der Insel Kiusiu, und 1549 begann Franziskus Xaverius seine Missionstätigkeit, die zuerst besten Erfolg hatte und den Jesuiten auch die Anstellung umfassender geographischer Studien ermöglichte. Um 1590 erschienen die Holländer, um 1600 auch die Engländer auf dem Plane, und allen drei europäischen Nationen gelang die Abschließung von Handelsverträgen. Nationaler Religionshaß und christliche Taktfehler führten jedoch zu furchtbaren Fremdenverfolgungen, und die Takuwara-Dynastie verbannte endgültig alle Europäer, indem nur die Niederländer auf dem künstlich aufgeworfenen Inselchen Desima im Hafen von Nagasaki unter sehr drückenden Bedingungen eine Niederlassung unterhalten durften. Ihnen dankte man auch genauere Nachrichten über das Inselreich; vor allem kamen in Betracht der in Amsterdam lebende Niederdeutsche Varenius und der im Kolonialdienst stehende Arzt Engelbert Kaempfer aus Lemgo, dessen Beschreibung Japans für mehr denn ein Jahrhundert die erste Quelle zum Schöpfen von geo- und ethnographischem Wissen wurde. Seit 1696 die Russen auf der Halbinsel Kamtschatka festen Fuß gefaßt hatten, mehrten sich stetig auch ihre Berührungen mit den Japanern; freilich waren dieselben mehrenteils unfreundlicher Natur, und nur dem staatsklugen Verhalten der Kaiserin Katharina II. war es zu danken, daß gelegentlich Spangberg und Laxman Einblicke in das verschlossene Land tun konnten — der letztere insbesondere in die noch ganz unbekannte Insel Jeso, wo er die Ainos kennen lernte. Um 1790 legte der Schwede Thunberg den ersten Grund zu der Klimatologie Nippons. Als der Bahnbrecher einer neuen Zeit ist der aus Würzburg stammende Arzt v. Siebold zu betrachten, der als ganz junger Mann von 26 Jahren Japan zuerst betrat und dort die Materialien zu einer ausgezeichneten Landeskunde unter den größten Mühen und sogar Gefahren zusammenbrachte, später aber mit 62 Jahren aufs neue dorthin aufbrach, um sich die inzwischen eingetretene große Reform anzusehen. Es war nämlich das Sjogunat gestürzt und der Mikado als Alleinherrscher anerkannt worden; damit fiel der Bann strenger Abschließung, und Japan betrat die Bahn, deren konsequente Verfolgung ihm seitdem zu so großen Er-

folgen verholfen hat. Der Vortrag, dessen Gestaltung durch den Redner eine ebenso gründliche wie fesselnde war, wurde von der äußerst zahlreich erschienenen Zuhörerschaft mit regem Beifall aufgenommen.

Kleinere Mitteilungen.

* Die „N-Strahlen" eine Täuschung? Ueber die N-Strahlen wurde auf der diesjährigen Versammlung der British Association in Cambridge aus Anlaß der Verleihung eines hohen Preises an Blondlot seitens der Pariser Akademie eine Diskussion eröffnet, deren Ergebnis war, daß zwar viele Teilnehmer jener Versammlung versucht haben, die Blondlotschen Experimente zu wiederholen, daß aber keiner derselben dabei zu einem bestätigenden Ergebnis gekommen ist. Insbesondere ist es, wie die Naturwissenschaftliche Wochenschrift mitteilt, auch Rubens und Lummer nicht gelungen, die von Blondlot angegebene objektive Feststellung der N-Strahlen durch die photographische Wirkung eines von diesen Strahlen getroffenen Fünkchens zu wiederholen. Wichtig für die Beurteilung der Angelegenheit ist auch der Bericht, den R. W. Wood aus Brüssel über einen Besuch im Nancyer Laboratorium in der Nature vom 29. September 1904 veröffentlicht hat. Danach ist der Forscher nach dreistündigen Experimenten von der festen Ueberzeugung durchdrungen worden, daß diejenigen, welche N-Strahlen beobachtet zu haben glauben, einer Illusion zum Opfer gefallen sein müssen.

* Bibliothekswesen. Der wissenschaftliche Hilfsarbeiter an der Universitätsbibliothek zu Erlangen, Karl Bickerich, ist zum Assistenten daselbst befördert worden.

Hochschulnachrichten.

* München. Die staatswirtschaftliche Fakultät der hiesigen Universität hat den Staatsminister Dr. Freiherrn v. Riedel anläßlich seines Scheidens aus dem Dienste zum Ehrendoktor der Staatswirtschaft promoviert. Das Diplom wurde dem Minister in feierlicher Weise unter Teilnahme sämtlicher Mitglieder der Fakultät von dem derzeitigen Dekan Professor Dr. Weber überreicht.

* Würzburg. Der neuernannte außerordentliche Professor des Kirchenrechts Dr. Gillmann hat einen Ruf an die deutsche Universität in Prag erhalten.

* Erlangen. Auch in diesem Winter werden hier vom Lehrkörper der Universität Volkshochschulkurse veranstaltet. Es finden zwei Kurse zu je sechs Vorträgen statt. Im ersten spricht Professor Rosenthal über die Grundzüge der Physiologie, im zweiten Professor Hensel über Friedrich Schiller und seine Werke.

* Göttingen. Die theologische Fakultät der hiesigen Universität ernannte den Direktor Haccius von der Hermannsburger Mission in Anbetracht seiner Verdienste um die Pflege des heimatlichen Missionslebens und die Leitung seiner Mission zum Ehrendoktor der Theologie.

* Gießen. Die 400. Wiederkehr des Geburtstags Philipps des Großmütigen wird, wie der Frankfurter Zeitung geschrieben wird, von der hiesigen Universität am 12. November durch einen Festakt gefeiert, bei dem Prof. Krüger die Rede hält. Am gleichen Tage findet die Einweihung der neugebauten Universitätsbibliothek statt. Beide Feierlichkeiten werden sich in Gegenwart des Großherzogs vollziehen.

hc. Leipzig. Der ordentliche Professor der darstellenden Geometrie an der Technischen Hochschule zu Dresden, Geheimer Hofrat Dr. Karl Rohn, ist vom 1. April 1905 zum ordentlichen Professor für Mathematik, insbesondere Geometrie, an der hiesigen Universität ernannt worden. Sein Ordinariat ist neuerrichtet; der Vorgänger Professor Rohns war der zu Ostern nach Greifswald berufene außerordentliche Professor Dr. Engel.

* Kiel. Die theologische Fakultät der hiesigen Universität ernannte den Klosterpropst Grafen Reventlow aus Anlaß seines 70. Geburtstages zum Ehrendoktor der Theologie.

hc. Wien. Der Intendant des Naturhistorischen Hofmuseums Dr. Steindachner, wirkliches Mitglied der Akademie der Wissenschaften, feiert am 11. November seinen 70. Geburtstag.

T. Innsbruck. Am Mittwoch abend ist hier der Universitätsprofessor Dr. Karl Ueberhorst ziemlich plötzlich gestorben. Der Verstorbene war im Jahre 1847 zu Tecklenburg in Westfalen geboren. Er habilitierte sich als Privatdozent für Philosophie an der Universität Göttingen und wurde im Jahre 1881 als außerordentlicher Professor an die Universität Czernowitz berufen. In gleicher Eigenschaft folgte er im Jahre 1885 einem Rufe an die Universität Innsbruck, an der er 1889 zum ordentlichen Professor ernannt wurde.

* Von technischen Hochschulen. Der Bergingenieur Max Krahmann ist als Privatdozent für Bergwirtschaftslehre und Montanstatistik an der kgl. Bergakademie zu Berlin zugelassen worden. — Aus dem Lehrkörper der Berliner Technischen Hochschule ist außer dem Physiker Professor Dr. Paalzow auch der Geh. Baurat Professor Krüger ausgeschieden. Geh. Rat Krüger war Dozent seit 1892 in der Abteilung für Architektur.

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Dr. jur. Cornelius C. Loewe: August Scherl und Dr. Cornelius Loewe. Lotterie und Sparkasse. Aktenmässige Auseinandersetzung und Klarstellung über das sogenannte Scherlsche Sparsystem, seine Geschichte und Aussicht. Berlin 1904. Pharus-Verlag G. m. b. H. 63 S. — Heinrich v. Poschinger: Aus allen Welten. Diplomatische Streiflichter, Interviews und Erinnerungen. Berlin. Verlag Continent (Theo Gutmann). 199 S. — — Fritz Bauer: Die deutsche Niger-Benue-Tsadsee-Expedition 1902—1903. Berlin 1904. Dietrich Reimer (Ernst Vohsen). 182 S. — Camille Perot: Käuflich. Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen von Paul v. Stetten. Leipzig. C. G. Naumann. 226 S. — René Bazin: Die Oberle. Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen von Ernest Oberle. Ebenda. 294 S. — Friedrich v. Hindersin: Henriette von England. Roman aus der Zeit Ludwig XIV. Leipzig. C. G. Naumann. 119 S.

Für den Inseratenteil verantwortlich: A. Schumacher, München.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Deutsches Leben in Südamerika.

Von Wilhelm Lacmann.

I.

Eindrücke einer Reise von Joinville nach Sao Bento und Blumenau.

Hammonia, Juli 1903.

Das Hafenstädtlein Sao Francisco do Sul liegt hinter uns. Fern spiegeln sich seine weißen Häuser und der kuppelgekrönte Kirchturm in den zitternden Wellen der inselbesäten Meeresbucht. Vor uns aber türmt sich eine weite, sonnige Welt blauer Spitzen, Kuppen und Kämme; es sind die Höhen der Serra do Mar, denen unser kleiner Dampfer mit steigender Flut entgegenstrebt. Nach einer Weile treten die Ufer näher aneinander; wir laufen in den Saguassú-See ein, den unsere Fahrt nunmehr quert, um dann, dem Laufe des schmalen Cachoeira-Flusses folgend, tiefer landeinwärts zu dringen. Es ist Abend geworden. Fast schwarz erscheinen die dichten Mangrovenwälder der Ufer, die mächtig gen Himmel strebenden Hänge der Serraberge. Ueber die Gipfel aber ergießt die sinkende Sonne eine rote Feuerlohe, dergleichen ich nie zuvor gesehen. Da ist auch unser Ziel erreicht, das Schiff legt den Hafenstaden von Joinville an.

Wir sind im Gebiet der deutschen Siedelung.

Die Einwanderung von Deutschland nach dem Staate Santa Catharina hat im zweiten Jahrzehnt des vergangenen Jahrhunderts ihren Anfang genommen. Damals ließ sich eine Reihe rheinischer Familien auf dem Grenzgebiet von Santa Catharina und Paraná, in der Gegend von Rio Negro, nieder. Noch jetzt sitzen dort ihre Nachkommen. Doch haben sie das allgemeine Geschick vereinzelter Eindringlinge auf fremdem Boden geteilt. Zwar beweisen die deutschen Namen noch die Herkunft der Träger, ihrem Wesen nach aber sind jene „Altdeutschen“ im brasilischen Volkstum so gut wie völlig aufgegangen. Einem Teil von ihnen ist die Kenntnis des Deutschen gänzlich abhanden gekommen, andere sprechen zwar neben der portugiesischen Sprache auch die ihrer Väter, doch schlecht und mit fremdartigem Klange. Die erste geschlossene deutsche Ansiedelung im Staate Santa Catharina wurde 1829 unter dem Namen Sao Pedro angelegt. Nachdem im Jahre 1847 die Gründung von Santa Isabel gefolgt war, begann zu Anfang der zweiten Hälfte des Jahrhunderts eine Besiedelung größeren Maßstabes mit den Unternehmungen des „Kolonisationsvereines von 1849“ und des Dr. Blumenau. Der Kolonisationsverein von 1849 erwarb von dem orleanistischen Prinzen von Joinville 12,800 Hektar Land, das dessen Gemahlin, die Tochter des Kaisers Dom Pedro I. von Brasilien, Dona Francisca de Alcantara, in die Ehe eingebracht hatte, und übernahm seinerseits die Verpflichtung, jene Ländereien zu besiedeln. Die Kolonie Dona Francisca mit den Städten Joinville und Sao Bento sind Schöpfungen des Kolonisationsvereins, der seine Tätigkeit bis gegen Ende des vergangenen Jahrhunderts fortführte. Als dann die ihm vom Staate gewährte Konzession abgelaufen war, trat 1897 an seine Stelle die „Hanseatische Kolonisationsgesellschaft“. Sie übernahm etwa 5000 Hektar noch unbesiedelter Ländereien des Kolonisationsvereins und erwarb überdies 650,000 Hektar Land vom Staate Santa Catharina und 2225 Hektar Privatland.[1]) Unter ihrer Leitung nimmt heute die deutsche Ansiedelung in den Stromgebieten des Itapocú und des Itajahy ihren Fortgang. Etwa zu gleicher Zeit mit der Gründung der Kolonie Dona Francisca hatte Dr. Blumenau, ein Braunschweiger Privatmann, begonnen, den mittleren Teil des Itajahy-Gebietes zu besiedeln. 1860 übergab er die Kolonie an die Staatsregierung und setzte seine Tätigkeit in der Stellung eines kaiserlichen Koloniedirektors fort.

Auch außerhalb der geschlossenen Siedelungen haben sich zahlreiche Deutsche als Handwerker, Gewerbetreibende, Grundbesitzer im Staate Santa Catharina niedergelassen. Im ganzen beläuft sich dessen deutschredende Einwohnerschaft auf etwa 80,000 Seelen, ungefähr ein Viertel der Gesamtbevölkerung. Sie nimmt in der Landwirtschaft wie in Handel und Industrie die erste Stelle ein. Was allerdings die Industrie angeht, so steht diese noch in den Anfängen ihrer Entwicklung; sie beschäftigt sich in der Hauptsache nur mit der Verarbeitung der im Lande gewonnenen Rohstoffe.

*

Joinville ist heute eine Stadt von etwa 3000 Einwohnern. In herrlicher Lage breiten sich seine Häuser am Fuße urwaldbedeckter Bergriesen hin, von denen die massige Kuppe des Morro da Trompa besonders in die Augen fällt. Die durchweg einstöckigen, jedoch meist in gefälligem Stil gehaltenen Gebäude stoßen nicht wie die unserer Städte zu langen Fluchten aneinander, sondern liegen weithin in farbenprächtigen Gärten zerstreut, gleichsam auf einen bunten, blumendurchwirkten Teppich gebettet, so daß die Straßenbilder denen einer anmutigen Villenvorstadt ähnlich sehen. Eine lange Allee hochstämmiger, schlanker Palmen bildet eine für den Nordländer besonders auffallende Zierde der Stadt.

Ein Punkt, der uns in dem Bilde von Joinville eigentümlich berührt, sind seine Kaufläden. Die Mannigfaltigkeit der zum Verkaufe stehenden Waren und der Mangel großer Schaufenster und Auslagen, wie wir sie in europäischen Städten zu sehen gewohnt sind, geben den Joinviller Geschäften etwas von dem Anstrich ländlicher Kramläden. In Wirklichkeit aber verbergen sich hinter diesen

[1]) Prospekt der Hanseatischen Kolonisationsgesellschaft. S. 12.



scheinbaren Krämereien vielfach sehr bedeutende, aus reichen Lagern gespeiste Geschäftsbetriebe, deren Inhaber den Namen von Großkaufleuten mit Fug und Recht in Anspruch nehmen dürfen.

Joinville hat während des halben Jahrhunderts seines Bestehens den deutschen Charakter durchaus gewahrt. Der bei weitem überwiegende Teil seiner Einwohnerschaft besteht aus Deutschen. Deutsch ist die Sprache des Gottesdienstes, deutsch die Sprache der beiden Schulen, in denen das Portugiesische nur im gleichen Sinne, wie bei uns Englisch oder Französisch, einen Gegenstand des Unterrichts darstellt.

Eine Bemerkung über das Schulwesen der deutschen Niederlassungen von Santa Catharina sei an dieser Stelle eingeflochten. Die weitgehende Fürsorge der Eltern für die Erziehung und Bildung ihrer Kinder ist ein Zug im Leben der Deutschen Brasiliens, auf den unser Stamm stolz sein darf. In Städten wie Joinville und Blumenau zwar haftet der Erscheinung nichts Besonderes an. Wenn aber draußen in den ländlichen Ansiedelungen die teilweise wenig bemittelten Kolonisten Hunderte und Tausende an Unterrichtszwecke wenden, wenn sie ihre Kinder oft stundenweit zur Schule schicken — sogar zu Roß sieht man die Kleinen mit ihren Schulranzen des Weges kommen —, so verdient diese Tatsache ehrliche Bewunderung. Um so bedauerlicher ist der hier herrschende Mangel an geeigneten Lehrkräften.

Ueber das deutsche Zeitungswesen in Brasilien wird noch an anderer Stelle ein Wort zu sagen sein. Vorläufig nur so viel, daß der Eindruck, den mir die Presse von Joinville, Sao Bento und Blumenau liefert, mich keineswegs zu der unbedingten Achtung hinreißt, die Gernhard in seinem Werke „Dona Francisca, Hansa und Blumenau" allgemein für die Tätigkeit des deutsch-brasilischen Redakteurs beansprucht. Die persönlichen Anfeindungen, denen die Spalten jener Blätter zum großen Teile dienen, und die Art und Weise, wie sie zum Ausdruck gebracht werden, berühren nichts weniger als wohltuend.

Das Leben von Joinville hat eine nahe Verwandtschaft mit dem unserer Landstädte. Mag auch das Bild durch die dunkelfarbigen Erscheinungen der Portugiesen-Abkömmlinge, Neger und Mischlinge einen fremdartigen Zug erhalten, so haben wir doch im großen ganzen eine deutsche Kleinstadt vor uns, eine rechte deutsche Kleinstadt mit Gesang- und Kegelvereinen, mit Turn- und Schützenfesten; und damit jede Bedingung ihres Lebens erfüllt sei, fehlt es ebenso wenig wie anderwärts im Gebiete der deutschen Siedelungen an Bier, ja es ist sogar ein recht trinkbarer Stoff, den die Joinviller Brauereien aus eingeführtem Malz und Hopfen herstellen.

Daß Joinville auch manche von den Schattenseiten kleiner Städte aufweist, ist selbstverständlich. Wenn ihm Kärger[2]) Klatschsucht nachgesagt hat, so ist mir dieser Vorwurf durch die eigenen Berichte von Joinvillern bestätigt worden. Wer wollte aber darin eine nachteilige Besonderheit gerade dieses Städtchens sehen? Die Erscheinungen des Lebens sind bei gleichen Bedingungen zu allen Zeiten und in allen Landen die gleichen. Bezeichnet doch schon der Engländer Locke das liebevolle Interesse des einen Nächsten für gewisse zarte Gelegenheiten des anderen als ein Merkmal kleiner Städte, und wo wäre die deutsche Kleinstadt, die nicht einen glänzenden Beleg dieser Behauptung lieferte?

Was aber dem Leben von Joinville — und, wie ich später gefunden habe, auch dem von Blumenau — einen entschiedenen Vorzug vor dem der deutschen Heimat verleiht, das ist auf der einen Seite ein freier Sinn, der den Wert des Mannes mehr an ihm selber, denn an den Verdiensten und der Stellung seiner Vorfahren mißt und einen sehr vorteilhaften Gegensatz zu dem verirrten Standesbewußtsein, dem Kastengeiste, bildet, der bei uns bisweilen so wunderliche Blüten treibt; das ist auf der anderen Seite, im engen Zusammenhange mit dieser Erscheinung stehend, eine größere Feinheit und Gefälligkeit im Benehmen des einfachen Mannes, die keinem, der seine Umgebung mit offenen Augen betrachtet, entgehen kann. Beides mag zum Teil auf einem gewissen günstigen Einfluß des einheimischen Brasiliertums beruhen. In erster Linie aber erkläre ich mir die eine wie die andere Erscheinung aus der durch die Verhältnisse der ersten Siedelungszeit bedingten Notwendigkeit gleichberechtigten Nebeneinanderlebens jener zu den Besten unseres Volkes zählenden gebildeten Männer, die nach dem Aufruhr von 1848 das Vaterland verlassen hatten, mit Leuten geringeren Standes, mit denen sie sich hier im fernen Süden zusammenfanden.

Daß sich in Deutsch-Brasilien eine Menge schlechter Elemente umhertreibt, kann nicht bestritten werden. Jeder, der es der Mühe wert gehalten hat, sich in den kleinen Herbergen des Landes umzusehen, wird die Behauptung bestätigen. Und wie könnte es auch anders sein? Bedeuten doch für den, der aus der deutschen Heimat hinausstrebt, sei es, um sich ihrer Gerichtsgewalt, sei es, um sich den Augen seiner bisherigen Umgebung zu entziehen, — bedeuten doch für ihn die deutschen Siedelungen Brasiliens ein Unterkunftsgebiet, in dem er ohne die Hilfe einer fremden Sprache weiter kommt, in das ihn aber der strafende Arm der irdischen Vergeltung und die üble Nachrede nicht leicht zu folgen vermag. So ist denn eine typische Erscheinung dieses Gebietes die, welche ich gern als den ehemaligen Gentleman bezeichne. Wie mancher, der sich einst im feinen schwarzen Tuch auf dem Boden vornehmer Salons bewegte, geht hier barfuß und im geflickten Knechtsgewand einher! Wie mancher hat den Offiziersdegen mit der Axt, den Sektbecher mit dem Cachaßglase vertauscht! Und hört man einen unter der Wirkung des Zuckerrohrbranntweins von dem Einst erzählen, da er „ein feiner Herr" gewesen, so mag ein kundiges Ohr aus den lachenden Worten den ganzen Jammer eines verfehlten Menschenlebens stöhnen hören. Manch einer freilich rafft sich wieder auf und kommt von neuem zu Stand und Wohlergehen. In diesem Falle wird seine Vergangenheit weniger auf ihm lasten, als es in der Heimat der Fall sein würde. Das erklärt sich natürlich zum Teil rein äußerlich aus dem Wechsel der Umgebung. Zum Teil aber stellt sich die Erscheinung als eine Folge jener freieren Geistesrichtung dar, die das Merkmal eines Lebenskreises bildet, der vom Kampf ums Dasein, seinen Verheerungen und seinem Jammer zu viel gesehen oder an sich selbst erfahren hat, um einem widerchristlichen Pharisäertum anheimzufallen. Und keiner, dem das Verständnis dafür aufgegangen ist, wie sehr des Menschen Tun und Lassen durch äußere Umstände bedingt ist, kann dem, der in einem neuen Leben gut gemacht hat, was er in einem alten fehlte, das Schicksal neiden, nicht bis zu dem Ende seiner Tage als Sünder verdammt auf Erden einherzugehen.

*

Verlassen wir nunmehr Joinville und treten wir unsere Fahrt durch das Gebiet der deutschen Niederlassungen an: hinauf zum Hochlande von Sao Bento und dann südwärts nach der Hansakolonie und nach Blumenau.

Zuvor jedoch ein Wort darüber, wie man in Brasilien reist.

Der elegante Mann, der in der Stunde 60—90 Kilometer Welt durch die Fenster des Speisewagens kennen lernt und im übrigen jene Reiseeindrücke und -erlebnisse, mit deren geistvoller Schilderung er daheim die Herzen der Damen bezaubert, ausschließlich in den Cafés und Promenaden glänzender Großstädte und fashionabler Badeorte sammelt, kommt hierzulande nicht fort. Der Staat Santa Catharina besitzt zur Zeit nur eine einzige Eisenbahn; es ist die, welche von der Halbinsel von Laguna nach den westlichen Kohlenfeldern führt. Eine das Hinterland von Santa Catharina schneidende Linie, die Sao Paulo mit Porto Alegre verbinden soll, befindet sich zur Zeit im Bau. Auch an anderen Bahnplänen hat es seit einer Reihe von Jahren nicht gefehlt. Mit der Ausführung eines von ihnen — er betraf eine Linie, die von Sao Francisco über Joinville und Blumenau südwärts führen sollte — ist auch bereits einmal ein dankenswerter Anfang gemacht worden, indem man zwei Grundsteine legte und jeden von ihnen

[2]) Brasilianische Wirtschaftsbilder. 1889. S. 197.

gründlich begoß. Leider blieb man bei diesem Beginne des Werkes stehen, ohne ihm die Fortsetzung folgen zu lassen. Immerhin besteht jetzt begründete Aussicht auf die Herstellung einer Bahn, die Sao Francisco an die im Bau begriffene Linie Sao Paulo-Porto Alegre anschließen wird. Ein weiterer Plan hat die Verbindung von Blumenau mit jener Bahn zum Gegenstand. Das Schicksal beider Pläne ist für die deutschen Kolonien in Santa Catharina eine Frage von weittragender Bedeutung.

Vorläufig freilich ist, wer das Innere des Landes bereisen will, noch auf ursprünglichere Verkehrsmittel angewiesen. Auch die Postverbindungen sind spärlich; überdies genügt eine einzige Wagenfahrt auf brasilischer Straße, um dem Fremden die unerschütterliche Ueberzeugung beizubringen, daß dieser Art der Beförderung keine Stelle in der ersten Reihe der Annehmlichkeiten dieses Daseins gebührt. Daß sich Fahrrad und Automobil von selbst verbieten, bedarf hiernach keiner weiteren Ausführung. So bleibt denn nichts übrig, als den Wanderstab zu ergreifen, oder in den Sattel zu steigen.

Wie manchem Landsmann bin ich begegnet, der zu Fuß von fernem Norden oder Süden hergezogen kam, der — je nach seinem Geschmacke Arbeit suchend oder Arbeit meidend — Land um Land in Sonnenschein und Regen durchmißt und selten am Morgen weiß, wo er am Abend sein Haupt betten wird. Mehr als einen, der ins tropische Land gekommen, weil ihm im Norden der Boden zu heiß ward, trifft man unter diesen Gestalten. Doch auch manchen forschen Kerl, den nur die Abenteuerlust getrieben und das Verlangen, auf seinen Kreuz- und Querfahrten das Glück zu haschen, die wetterwendische Dirne. Gleich einer Wiedergeburt des wanderfrohen Handwerksburschentums der deutschen Landstraße muten einen Erscheinungen an, wie die zweier Gesellen, die mir auf dem Hochlande von Sao Bento begegneten. Der eine trug ein Bündel mit dem geringen Reisebedarf der beiden, der andere nichts als einen Kasten mit einer Zither auf dem Rücken. So wanderten die beiden der Stadt Curityba zu, um dort, wenn es ihnen glückte, Verdienst zu finden, wenn nicht, sich samt ihrem Saitenspiel weiter treiben zu lassen durch die weite Welt.

Die eigentlich landesübliche Art des Reisens aber, allgemein gebräuchlich bei den Einheimischen portugiesischer wie deutscher Abkunft, ist die auf Pferdes oder Maultier-Rücken.

Die Pferde hierzulande sind durchweg besser, als sie die Feder des Reisenden gewöhnlich schildert. Das kümmerliche Aussehen der Mehrzahl der hiesigen Tiere beruht weniger auf Minderwertigkeit der Rasse, als auf dem Mangel an Pflege und ausreichender Fütterung. Immerhin habe ich die z. B. von Gernhard aufgestellte Behauptung, der Brasilier kümmere sich um sein Reittier so gut wie gar nicht, keineswegs bestätigt gefunden. Nur setzt er mit der Pferdepflege erst da ein, wo er bei deren Unterbleiben eine unmittelbare Verringerung der Leistungsfähigkeit seines Tieres zu gewärtigen hat; auf diesem Gebiet aber, z. B. in der Behandlung von Druckschäden, kann der Europäer noch manches von dem „Caboclo“ lernen. Die brasilischen Pferde sind bedeutend kleiner als die unserigen — die stattlichsten unter ihnen kommen eben den kleinsten ostpreußischen Schlages an Größe gleich —, und der Last, die ein feldmarschmäßig bepacktes deutsches Militärpferd trägt, wären wohl die wenigsten der hiesigen Tiere gewachsen. Doch ist es erstaunlich, was ein solcher unansehnlicher Gaul bei mäßiger Belastung und genügender Maisfütterung auf den oft mehr als elenden Wegen dieses Landes zu leisten vermag. Dabei findet das Tier des Abends in der Herberge nicht wie bei uns seinen warmen Stall mit der weichen Streu, vielmehr läßt man es nach der Fütterung auf die Weide, den pasto oder, wie der Kolonist sagt, den „Past“, laufen, wo es höchstens ein hölzerner Schuppen gegen Regen schützt. Das hat für den Reisenden, der morgens zeitig aufbrechen will, den Nachteil, daß er nach dem Aufstehen den Gaul nicht gleich sattelt sondern ihn erst — einfängt und auch das nicht eher, als bis er ihn gefunden hat. Darüber aber kann unter Umständen die dauerhafteste Geduld fadenscheinig werden, da die Weideplätze oft sehr ausgedehnt und bisweilen mit förmlichen Wäldern von niedrigem Holze bestanden sind.

Ausdauernder als das Pferd — übrigens im Durchschnitt auch teurer als dieses — ist das Maultier, das überdies den Vorzug größerer Genügsamkeit in Bezug auf Futter hat. Eine nachteilige Eigenschaft der „Mule“ ist hingegen die diesem Tiere innewohnende Tendenz, seinen Willen dem des Reiters gegenüber mit aller Entschiedenheit zu wahren. Daher sich das Reiten auf dem Eselbastard insgemein als ein fortgesetzter Kompromiß zwischen Reiter und Tier und darum nicht immer als Genuß darstellt.

Nachtquartier findet der Reisende im Gebiete der deutschen Niederlassungen allenthalben. Wo das eigentliche Gasthaus fehlt, da vertritt seine Stelle die Vende, der Kaufladen, der draußen in der Kolonie den Ansiedler mit allen notwendigsten Bedürfnissen seines Lebens versieht und auch dem Fremden gegen geringes Entgelt Unterkunft gewährt. Und sollten wir einmal in die Nacht hineinkommen, ohne ein Gasthaus oder eine Vende anzutreffen, so brauchen wir nur vor dem Wohnhaus der ersten besten Ansiedlung nach Landessitte in die Hände zu klatschen und wir werden nicht zu besorgen haben, daß uns der Besitzer von der Schwelle weist. Nur darf es uns nicht darauf ankommen, einmal in einer Sattelkammer zu übernachten, durch deren Holzwände der Wind pfeift, und es so zu machen wie der „Caboclo“, dem auf Reisen der Sattelbock als Kopfkissen, der Fellbeleg des Sattels als Matratze, der Umhang, die „Palla“, als Bettdecke dient. Und gibt es einmal zum Abendbrot nichts als eine Schüssel schwarze Bohnen, ein Stück Maisbrot und einen Schluck Schnaps, so schmeckt das dem hungernden Gaumen auch, wenngleich ich zu sehr Kulturmensch bin, um in die althergebrachte Redensart einzustimmen, dergleichen munde „besser als das feinste Diner“.

•

Joinville und Sao Bento sind durch die sogenannte Serrastraße und durch eine Telegraphenleitung miteinander verbunden. Ein von sechs Pferden gezogener Postwagen durchläuft in Zwischenräumen von je sechs Tagen die Strecke nach beiden Richtungen.

Sobald wir Joinville verlassen haben, folgt an der Serrastraße Kolonie auf Kolonie. Von ihren in den üppigsten Urwaldwuchs hineingedrängten Pflanzungen fallen neben Orangen-, Mandarinen- und großblätterigen Bananenbäumen vor allem die Canna-(d. i. Zuckerrohr-)Felder mit dem langgestreckten, spitzwinklig vom Stengel wachsenden Blattwerk ins Auge. Außerdem bringt der Boden des Küstenlandes Mais, Reis, Bohnen, Kartoffeln und kartoffelartige Wurzeln wie Mandioka, Aipim, Taja, Arrowroot hervor; dazu Kaffee, Tabak und Baumwolle, Gartenfrüchte der verschiedensten Art und die mannigfaltigsten Obstsorten: Zitronen, Feigen, Avagaten, Pfirsiche u. s. w. Auch Trauben; von dem Wein aber, der aus ihnen gekeltert wird, läßt sich mit dem Liede sagen: „Man kann bei ihm nicht singen, bei ihm nicht fröhlich sein.“

Die Serrastraße ist in schlechtem Zustand, voller Buckel und Löcher; ein Beweis, daß die von dem Bunde bewilligten Unterhaltungsgelder — wenn ich nicht irre, 8 contos de reis oder nach gegenwärtigem Kurse etwa 8000 M. — bei weitem zu knapp bemessen sind. Die mächtigen, fast durchweg mit acht Pferden bespannten Planwagen, die uns begegnen, haben harte Arbeit, und 25 Kilometer Fahrt gelten bei trockenem Weg als angemessene Tagesleistung. Sind aber starke Regen niedergegangen, so legen die Fuhrwerke oft nicht mehr als 10 Kilometer täglich zurück. Dann müssen sich jeweils mehrere Fuhrleute zusammentun und an den schwierigsten Stellen einander mit Vorspann aushelfen, so daß oft bis zu zwanzig Pferden an einem einzigen Wagen ziehen.

Die kleine Ortschaft Pedreira liegt hinter uns, ebenso das Sauersche Gasthaus, in dem uns ein kräftiges Mittagessen zu dem jetzt beginnenden steilsten Teil der Wanderung gestärkt hat. In langen Windungen steigt die Straße, nachdem sie die Vorberge zurückgelassen, nunmehr die felsigen Wände des eigentlichen Serrakammes hinan. Tief

unter uns rauschen die schäumenden Wasser des Cubatao, zu unseren Häuptern aber breiten die Wipfel eines undurchdringlich dichten subtropischen Urwaldes ihr schattenspendendes Dach. So geht es zwei Stunden fort, dann wird die Steigung der Straße schwächer, das Gebirge sanfter, der Wald lichter. Eben ist die Sonne hinter den westlichen Gipfeln versunken, des Tages Hitze hat sich gelegt und die Erde atmet einen Duft, fast so herrlich wie die Berge der fernen Heimat — da liegt auch schon in einer weiten Mulde das Dorf Palmital vor uns. Dort finden wir Herberge und einen kühlen Trunk Bier.

Es kostet noch einen zweiten tüchtigen Tagemarsch bergauf und bergab, bis wir unser nächstes Reiseziel, Sao Bento, erreichen. Die Stadt liegt etwa 800 Meter über dem Meeresspiegel, auf dem weiten, welligen Hochland, in das die Berge der Serra do Mar nach Westen übergehen.

Das Bild der Landschaft hat sich geändert. Hatte dem Walde des Tieflandes die Palme das Gepräge gegeben, so ist an ihre Stelle jetzt die Pinheire getreten. Die Pinheire oder Araukarie ist ein Nadelholzbaum, dessen Erscheinungsbild drei Stufen der Entwicklung durchläuft. Die junge Pinheire gleicht mit ihren kurz über dem Boden ansetzenden Aesten und dem spitz zulaufenden Wuchs unserer Fichte; auf der zweiten Stufe gibt die erst in einiger Höhe ansetzende, jedoch sich ebenfalls noch nach oben verjüngende Krone dem Baum eine gewisse Aehnlichkeit mit der Kiefer. In ausgewachsenem Zustande dagegen läßt sich die brasilische Fichte mit keinem unserer Nadelhölzer vergleichen. Die Aeste springen erst viele Meter über dem Boden aus dem mächtigen, kerzengleich gewachsenen Stamme und streben in geschwungenem Striche dergestalt nach oben, daß ihre Spitzen nahezu in einer geraden Linie liegen. So entsteht eine flache Krone, deren Aussehen sich gar nicht besser kennzeichnen läßt, als durch den öfters gebrauchten Vergleich mit einem Riesenkronleuchter.

Es ist ein ganz merkwürdiger Zauber, den jene ausgedehnten Araukarienlandschaften, wie sie uns beispielsweise ein Ritt von Sao Bento nach Rio Negro zeigt, in ihrer eigenartigen Einförmigkeit auf uns ausüben. Man stelle sich vor, man schaue über einen breiten, sanft zu Tale fallenden Waldhang nieder, aus dessen Laubdach in geräumigen Abständen Hunderte und Hunderte von kronleuchterförmigen Wipfeln riesenhaft in die dunkelnde Abendluft emporragen. Darüber hinaus schweift das Auge zu langen, sanftgeschwungenen Höhen; ihre Farben weisen alle Abstufungen vom dunklen Azur bis zum kaum mehr vom Himmel unterscheidbaren Hellblau der entlegensten Weite. So end- und grenzenlos dünkt uns dann die Welt und die Heimat ferner denn je. Es ist ein Bild, das sich nie verwischt.

Der klimatische Gegensatz zwischen Hochland und Küstenland, der sich durch das Verschwinden der Palme und das Auftreten der Pinheire kundtut, tritt auch in der Verschiedenheit der Acker- und Gartenbauerzeugnisse zutage. Bananen, Orangen, Zitronen haben Aepfeln, Birnen und Aprikosen Platz gemacht, an Stelle von Canna und Reis sind die Körnerfrüchte Roggen, Weizen, Gerste getreten. Die Weizenproduktion deckt jedoch die Bedürfnisse des Landes bei weitem nicht, vielmehr wird der Weizen in großer Menge aus Argentinien, zu geringerem Teile aus Nordamerika, bezogen. Auch kommt in den Bierbrauereien nicht die einheimische Gerste zur Verwendung, sondern das Malz wird von Deutschland eingeführt.

Ihren Haupterwerb ziehen die Hochlandsbewohner aus dem Mate. Es ist dies eine Teeart, die, wenn auch dem chinesischen Tee an Güte nicht gleich, doch ein Getränk liefert, das trotz einer gewissen Herbheit des Geschmackes recht wohl mundet und dabei in hohem Maße durststillend und nervenanregend wirkt. Der Mate bildet den Hauptausfuhrgegenstand des Staates Santa Catharina. Die Ladung jener mächtigen Planwagen, die wir auf der Serrastraße antrafen, bestand hauptsächlich aus Mate, ebenso wie die der schwer bepackten Maultiere, die uns, von dunkelfarbigen Troveiros geleitet, tiefer im Innern des Hochlandes begegnen. Die Gewinnung des Tees beginnt damit, daß von den Matebäumen, die stellenweise ausgedehnte Waldbestände bilden, die Blätter samt den kleinen Zweigen entfernt werden. Nachdem sie dann an der Sonne und am Feuer gedörrt und hierauf gedroschen worden sind, kommen sie in die Mühle.

Der Weg von Joinville nach Sao Bento führte uns an mehreren dieser Mate-Mühlen vorüber. Dort wird der Mate nochmals am Feuer geröstet und hierauf seine Verarbeitung durch Zerstampfen der dürren Masse zum Abschlusse gebracht. —

Sao Bento, unter dessen Bewohnerschaft der bayerische Stamm vorwiegt, macht etwa den Eindruck eines stattlichen Fleckens im süddeutschen Gebirgslande. Wer im Lutzschen Gasthause Einkehr genommen hat, der kann sich ohne große Mühe in eine heimische Dorfwirtschaft besten Schlages versetzt denken, und selbst der Anblick der Aasgeier, die draußen auf dem Hofe umherstolzieren, wird den Traum nicht allzu schroff stören; denn die futterneidische schwarze Gesellschaft tut nicht anders, als wäre der deutsche Hühnerhof ihre Urheimat. Uebrigens sind die Tiere, da sie alles Aas mit bemerkenswerter Behendigkeit und Gründlichkeit aus der Welt schaffen, von großem Nutzen, weshalb auch auf ihre Tötung eine Geldstrafe gesetzt ist.

•

Von Sao Bento brachte mich ein fünftägiger Ritt nach Blumenau.

Gleich hinter der Ortschaft Bechelbronn senkte sich mein Weg ins schluchtenreiche Tal des Rio Humboldt, und bald war ich wieder in der Küstenzone angelangt, im Reiche der Orange, deren goldrote Früchte in üppiger Fülle aus den zahlreichen Pflanzungen hervorleuchteten. Der Preis des herrlichen Obstes ist außerordentlich gering. Läßt man sich's zehn Pfennig kosten, so kann man sich auf unabsehbare Zeit krank essen.

Da, wo der Rio Humboldt und der Rio Natal zusammenfließen, liegt der Stadtplatz Humboldt der Hansa-Kolonie. Hier brachte ich die erste Nacht und da sich heftige Regengüsse eingestellt hatten, den folgenden Tag zu.

Dann ging's weiter durch das wasserreiche Itapocú-Gebiet, dessen Flüsse ich teils durchritt, teils auf Fähren querte. Hatten am vorigen Reisetage schroffe Felszacken — an Form denen der Hochvogesen ähnlich — ihre wilden Häupter über mir erhoben, so nahmen jetzt die Höhen sanftere Linien, das ganze Antlitz der Landschaft freundlichere Züge an. Gegen Abend kam ich ins Gebiet italienischer Ansiedelungen. Vor mir lag die Wasserscheide des Itapocú- und des Itajahy-Gebietes. Ich überschritt sie auf einem Passe, der am Gipfel des Garibaldi-Berges vorüber ins Adda-Tal führt. Wer brasilische Straßenverhältnisse kennen lernen möchte, der mache zu einer Zeit starker Regenfälle d i e s e n Weg; wer sich Stunden des Lebensüberdrusses ersparen will, der sehe, wenn er irgend kann, von dem Unternehmen ab. Mein Gaul stolperte, fast bis an den Bauch versinkend, durch ein Chaos von Schlamm und Steinblöcken. Ich wollte führen. Unmöglich; die Stiefel blieben einfach im Morast stecken. So mußte ich wohl oder übel wieder aufsitzen und den armen Braunen samt der Last meiner Person durch einen Sumpf treten lassen, der nahezu bis an die Sporenräder reichte. Es war finstere Nacht, als ich endlich an der ersten Vende im Tal der Adda aus dem Sattel stieg.

Auf besserem Wege erreichte ich am nächsten Tage die stattliche Ortschaft Rudaval und gegen Mittag des übernächsten Tages das Ziel meines Rittes, Blumenau.

Die Stadt erstreckt sich in wundervoller Lage am rechten Ufer des Itajahy und ist mit dem Seehafen Itajahy durch Dampfschiffahrt verbunden. Obwohl an Einwohnerzahl wie hinsichtlich der Bedeutung seines Handels gegen Joinville zurückstehend, macht Blumenau doch den stattlicheren Eindruck. Er beruht auf dem Vorhandensein ansehnlicherer Läden und höherer Gebäude, von denen namentlich das Franziskanerkolleg und der Holetzsche Gasthof an der Garcia-Brücke in die Augen fallen. Es sei nicht vergessen, den vor etlichen Wochen enthüllten stattlichen

Gedenkstein für Dr. Blumenau zu erwähnen. Er ist dem verdienstvollen Gründer der Kolonie von Verehrern in Brasilien und Deutschland gesetzt.

Das Hotel Brazil, das mir für längere Zeit treffliche Unterkunft bot, will ich nicht ungenannt lassen.

Das stille Landstädtchen am Itajahy hat während der Wirren des vergangenen Jahrzehntes bewegte Tage gesehen. Damals standen die Blumenauer im Vordergrunde der gegen den verhaßten Governador Machado gerichteten Bewegung. Im geheimen Einverständnis mit der Bundesregierung marschierte im Juli 1893 ein starker Trupp Blumenauer Männer nach Desterro und vertrieb den Governador aus seinem Palaste. Infolge veränderter Stellungnahme der Bundesregierung besetzte Machado allerdings seinen Posten von neuem. Die Polizeitruppen aber, die auf sein Geheiß den Blumenauern entgegenmarschiert waren, diese jedoch verfehlt hatten, wurden, als sie in Blumenau eindringen wollten, mit blutigen Köpfen heimgeschickt. Während des im folgenden Jahre ausgebrochenen Aufruhrs der föderalistischen Partei flutete durch Blumenau ein wildes Treiben, von dem die, welche jene Zeit mitgemacht haben, gar bunte Berichte zu geben wissen. Die Blumenauer guarda nacional stand damals dauernd unter Waffen, um Ruhe und Ordnung im Lande aufrecht zu erhalten.

Wählerpflichten.

Von Prof. Max Haushofer.

(Schluß.)

Zu den Pflichten eines politisch reifen Menschen gehört es aber auch, daß er gern hier und da einen kleinen Geldbeitrag für Parteizwecke leistet. Klein sind die Geldopfer, die der Liberalismus von seinen Anhängern fordert; wahrhaft lächerlich klein, wenn man sie in Vergleich bringt mit jenen Opfern, die von den Arbeitern für ihre sozialdemokratischen Ziele und Agitationen gebracht werden. Aber diese Opfer sind unbedingt notwendig. Es ist mit der Organisation von politischen Parteien wie mit der Organisation und Mobilisierung von Armeen: je schneller sie aus dem Boden gestampft werden sollen, um so schwächer sind nicht bloß ihre Leistungen, sondern um so teurer sind sie auch. Daher sind möglichst feste und dauernde Rahmen für solche Organisationen dringend zu wünschen.

Und es ergeht den verschiedenen Parteien mit ihren Organisationen wie den Staaten mit ihren Heeren: sie steigern sich gegenseitig immer mehr in die Höhe.

Dauernde Organisationen sind auf fortdauernde Einnahmen angewiesen. Das Ziel der finanziellen Gebarung jeder gesunden Partei sollte es sein, daß nicht jede Wahl wieder als ein außerordentliches Ereignis erschiene, dessen Kosten mit außerordentlichen Mitteln bestritten werden müssen. Die Wahlen kehren ja so regelmäßig wieder, daß die Ausgaben für sie immer vorgesehen werden können und deshalb auch aus laufenden Mitteln bestritten werden sollten. Dieses Leben von der Hand in den Mund, wie es gegenwärtig die politischen Parteien und auch unsere liberale Partei führen, hat etwas Klägliches. Aber eine geordnete Budgetwirtschaft von Parteien, das ist ein frommer Wunsch, dessen Erfüllung noch lange auf sich warten lassen wird. Da wird man noch lange auf die unbeholfene Finanzmaßregel der Extrasteuern angewiesen sein.

Wenn nun gerade auf seiten der liberalen Parteileitungen Klage darüber geführt wird, daß die Kosten für Parteizwecke so schwer aufzubringen seien, so hat das wohl zum guten Teil seinen Grund darin, daß gerade jene Klassen, aus denen die liberalen Wähler hervorgehen, am allermeisten mit freiwilligen Steuern aller Art belegt sind. In unseren mittleren und größeren Städten lastet auf dem liberalen Bürgertume ein Druck von Ausgaben für Vereinszwecke aller Art, der von Jahr zu Jahr ärger wird und wohl am meisten dazu beiträgt, die Lust zu Geldopfern für politische Zwecke zu beeinträchtigen.

Dem Liberalismus machen seine Gegner aus den Reihen des Zentrums und aus denen der Sozialdemokratie gern zum Vorwurf, daß er dem Geldsack, dem großen Kapital, diene. Wie wenig berechtigt dieser Vorwurf ist, zeigt am besten die Schwierigkeit, für liberale Wahlzwecke Geldmittel zu beschaffen. Wenn es wirklich das Kapital wäre, dem der Liberalismus Knappendienste leistet, dann würde dasselbe sicher freigebiger dessen Wahlfeldzüge unterstützen.

Unter diesem Gesichtspunkte könnte der Liberalismus stolz auf seine Armut sein; aber diesen Stolz trübt doch das schmerzliche Bewußtsein, daß in unserem geldhungrigen Zeitalter auch für Siege des Freiheitsgedankens und der Vaterlandsliebe Geldopfer notwendig sind.

Ihre Grenzen haben die politischen Pflichten dort, wo andere zwingendere Pflichten auftreten.

Solche kollidierende Pflichten können Familienpflichten, Berufspflichten, wirtschaftliche oder moralische Pflichten sein. Wofür man sich bei einer solchen Pflichtenkollision zu entscheiden hat, kann nur von Fall zu Fall bestimmt werden. Es kommt bei allen Pflichtenkollisionen darauf an, wie schwer das wiegt, was aus dem Unterlassen der einen oder der anderen Pflicht hervorgeht. Da bei den politischen Pflichten immer bloß die geringe Bedeutung des Einzelwillens für die Millionen der Staatsbürger in Frage steht, ist es begreiflich, daß bei den meisten Pflichtenkollisionen die politische Pflicht zurücktreten muß, durch deren Unterlassen ja das geringere Uebel entsteht. Aber man weiß, daß sehr viele Pflichtenkollisionen bei gehöriger Vorsicht und Umsicht vermieden werden können; und man kann vom denkenden Menschen verlangen, daß er die Möglichkeit von Pflichtenkollisionen bis zu einem gewissen Grade vorhersehe und ihr Eintreten vermeide. Man wird daher, damit keine Pflichten anderer Art mit den politischen Pflichten kollidieren können, die ersteren entweder vorher erfüllen oder im Vorhinein Sorge dafür treffen, daß sie nachträglich voll und ganz erfüllt werden können.

Eine Grenze der politischen Pflichten liegt unzweifelhaft in dem Rechte der Persönlichkeit auf eigene Entwicklung. Freie Individualität und treue politische Heeresfolge sind gewisse Gegensätze. Es mag einfach nicht jeder sein politisches Denken vollständig in die Parteischablone pressen lassen. Das Ideal kann weder die Schrankenlosigkeit des rücksichtslosen eigenen politischen Denkens, noch auch die ganz gedankenlose Gefolgschaft, der politische Kadavergehorsam sein. Das Ideal muß vielmehr in der Mitte dieser Extreme liegen. Aber wo ist diese Mitte?

Das selbständige politische Denken des einzelnen ist ja sicher etwas Lobenswertes, wenn es wirklich folgerichtiges Denken ist und wenn ihm die nötigen Erfahrungsgrundlagen nicht fehlen. Und die Parteidisziplin ist auch etwas Lobenswertes, wenn sie nicht so weit geht, die Ueberzeugung des einzelnen in wichtigen Fragen zu erdrosseln.

Ein Umstand, der die Neigung zu freiwilliger Uebernahme politischer Pflichten wohl ziemlich stark behindern mag, ist die rastlose Tätigkeit der Gesetzgebung. Seit dem Bestehen des Deutschen Reiches sind Reichsgesetze und Landesgesetze in einer Anzahl und in einem Umfange geschaffen worden, daß jeden, der dieselben kennen soll, mitunter wohl ein Schwindel befallen mag. Da mag denn wohl mancher deutsche Staatsbürger auf den Gedanken kommen: das Reich und mein spezieller Bundesstaat bürden mir so viele Pflichten auf, daß ich nicht daran denken kann, auch noch freiwillig politische Pflichten zu übernehmen.

Auch diese Entschuldigung kann nur mit sehr starken Einschränkungen gelten.

Man kann wohl sagen, daß die meisten Pflichten, die von der Reichsgesetzgebung neu geschaffen sind, aus der Sozialgesetzgebung hervorgegangen sind, und auf dem großen, mittleren und kleinen Unternehmertum lasten. Gerade diese Klasse der deutschen Staatsbürger legt heute noch einen recht rühmenswerten Eifer an den Tag in der freiwilligen Uebernahme von politischen Pflichten. Dagegen kann wenigstens in unserem speziellen Vaterland Bayern den Angehörigen der sogenannten freien Berufsarten der

Vorwurf nicht erspart werden, daß sie am politischen Leben zu wenig Anteil nehmen.

Viele, sehr viele von diesen Leuten sind ihrer ganzen Gesinnung nach national und liberal. Sie bekennen sich auch dazu, wenn man sie fragt. Sie wählen liberal, wenn es zur Wahl geht. Aber vorher und nachher sucht man sie vergeblich in den Reihen des Liberalismus. Vergeblich warten wir auf ihren spornenden Zuruf, auf ihren Trost, auf ein freundliches Wort des Dankes, oft auf einen bescheidenen Beitrag zu den Kosten der Wahlen. Es ist betrübend und beschämend. Aber es ist erklärlich. Das hängt zusammen mit dem uralten Grundsatze alles Liberalismus, der da lautet: Möglichst weitgehende Freiheit für den einzelnen!

Dieses politische Ideal des Liberalismus ist seine Stärke und seine Schwäche zugleich. Es ist seine Stärke, weil es im Staatsleben niemals ganz sterben kann, sondern vielmehr mit um so gewaltigerer Wucht sich geltend macht, je mehr die Freiheit des einzelnen bedrängt ist. Und es ist seine Schwäche, weil es die Bänder lockert, durch die alle einzelnen aneinander gebunden sind.

Das Freiheitsideal, von dem der Liberalismus seinen Namen hat, ist aber kein einfaches, sondern ein recht kompliziertes. Denn es schließt in sich die möglichste Freiheit im Denken und Glauben, in der Schöpfung und Lösung sozialer Beziehungen, im Verhältnis zwischen Staatsgewalt und Staatsangehörigen, auch im Wirtschaften und Erwerben. Diese verschiedenen Freiheitsziele können und sollen mit harmonischem Streben nebeneinander verfolgt werden; es ist aber auch möglich, daß für das eine oder das andere von ihnen, wenn es etwa besonders bedrängt werden will, auch eine besondere Fürsorge zu nehmen ist.

Gerade das freiheitliche Ideal war es, das wegen seiner Kompliziertheit die bayerischen parlamentarischen Vertreter des Liberalismus während der letzten Landtagssession in einen tragischen Konflikt gebracht hat. Denn ein tragischer Konflikt war es, daß die liberale Kammerfraktion gegen ein Wahlgesetz stimmen mußte, das ja in einer Hinsicht einer alten liberalen Forderung nachkam, bezüglich eines anderen Punktes aber so ausgefallen war, daß es für unabsehbare Zeit den bayerischen Staat der klerikalen Gewaltherrschaft überliefert hätte. Umsomehr aber muß der bayerische Liberalismus jetzt daran festhalten und dafür arbeiten, daß ein wahrhaft freisinniges Wahlgesetz entstehe, ein Wahlgesetz, das nicht die Vorherrschaft einer einzigen freiheitsfeindlichen Partei begründet, sondern allen Parteien gleich gerecht wird: das Gesetz der Proportionalwahlen!

Nun muß aber stark betont werden, daß der Nationalliberalismus nicht bloß liberale, sondern auch nationale Zielpunkte verfolgt. Und durch diese nationalen Zielpunkte werden die liberalen stark modifiziert und beschränkt. Unser nationales Ziel nötigt uns, eine starke Heeresorganisation zu wollen und zu verteidigen. Durch sie wird aber begreiflicherweise die Freiheit der Wehrpflichtigen während ihrer Dienstzeit stark eingeschränkt. Unser nationales Ziel nötigt uns, eine starke Reichsgewalt zu stützen und anzustreben, während dem Liberalismus an sich partikularistische Strebungen oft besser dienen würden. Unser nationales Ziel fordert von uns unbedingtes Eintreten für alles Deutschtum und Gegnerschaft gegenüber allem Antinationalen, während ein doktrinärer Liberalismus die weitestgehenden Zugeständnisse an Polen und andere fremdsprachliche Bruchteile unseres Staatswesens fordern würde. Unser nationales Ziel verlangt aber auch ein ununterbrochenes Arbeiten an der Versöhnung der Klassengegensätze, die sorgsamste und opferwilligste Sozialpolitik; und das ist auch ein Zielpunkt, der jenem extremen wirtschaftlichen Liberalismus, den man so oft als Manchestertum gebrandmarkt hat, nicht entspricht.

So können auch die höchststehenden Ziele der Politik, die nationalen und die freiheitlichen, in Widerspruch geraten. Eine solche Zweiheit von Zielen wird, wenn von einer Partei verfolgt, dieselbe wohl vor einseitigem Doktrinarismus bewahren, aber auch den Uebelstand erzeugen, daß es immer unter den Parteigängern Leute geben wird, denen die Tätigkeit der Partei zu sehr nach der einen oder der anderen Zielrichtung zu streben scheint. Die einen werden das nationale, die anderen das freiheitliche Parteiideal stärker betont wissen wollen. Auch bei solchem Zwiespalt die Freude am politischen Leben nicht zu verlieren: das ist die letzte und schwerste Pflicht unserer liberalen Wähler. Immer wieder das Trennende vergessen und das Einigende festhalten: das ist die einzige Richtschnur, die aus solchem Zwiespalt führt. Immer daran denken, daß dem einen die nationalen, dem anderen die freiheitlichen Zielpunkte höher stehen können und dürfen, ohne daß sie sich deshalb zu befehden und zu schwächen brauchen. Schließlich ist es doch nur ein großes teures Heiligtum, das von zwei Seiten gesehen werden kann und nach zwei Seiten hin erstrahlt, das aber mit gleicher Treue gehütet werden muß von denen, die zu seiner linken, wie von denen, die zu seiner rechten Seite stehen und doch alle zusammen gehören!

Bücher und Zeitschriften.

Die Schule der Chemie. Erste Einführung in die Chemie für jedermann. Von W. Ostwald. Zweiter Teil: Die Chemie der wichtigsten Elemente und Verbindungen. Mit 32 in den Text gedruckten Abbildungen. Braunschweig 1904, bei F. Vieweg u. Sohn. VIII und 292 S. Preis geb. 8 M.

Knapp nach Umlauf eines Jahres hat Prof. Ostwald das im ersten Teil seiner „Schule der Chemie" gegebene Versprechen eingelöst: der zweite Teil dieses ausgezeichneten Werkes liegt nunmehr fertig vor uns. Sein Inhalt ist wesentlich beschreibender Art. Nach Erledigung einiger allgemeinen Begriffe und Gesetze (Säuren und Basen, Aequivalent- und Verbindungsgewicht, multiple Proportionen, Atomhypothese, Elektrolyse u. s. w.) tritt der Verfasser zunächst in eine ausführliche Besprechung der drei Elemente Chlor, Brom, Jod und ihrer wichtigsten Verbindungen ein; in gleicher Weise behandelt, folgen Schwefel, Stickstoff, Phosphor, Kohlenstoff, Silicium; dann wendet sich der Verfasser den Leichtmetallen (Natrium, Kalium, Calcium u. s. w.) zu und endlich folgen noch die Schwermetalle, von denen die wichtigeren (Eisen, Kupfer, Silber) besonders ausführlich behandelt sind. Daß der Verfasser die mehrfach sich bietende Gelegenheit zu Ausflügen in das Gebiet der angewandten Chemie reichlich benutzt hat, braucht wohl kaum besonders erwähnt zu werden; wir möchten in dieser Beziehung nur hinweisen auf seine Ausführungen über den Kalkmörtel, über Glas- und Porzellanfabrikation, über Eisengewinnung, Photographie u. s. w. Wie im ersten Teil hat Prof. Ostwald auch hier wieder seine interessanten, auch für Nichtanfänger häufig genug recht lehrreichen Darlegungen in die Form eines Zwiegesprächs zwischen „Lehrer" und „Schüler" gekleidet. Gewiß hat diese Art der Darstellung manche Schattenseiten; sie gestattet aber — und dies ist ihr wesentlicher Vorzug — den Anforderungen, die an ein hauptsächlich zum Selbststudium bestimmtes Buch gestellt werden müssen, in einfachster Weise gerecht zu werden. Die in den Text gedruckten zahlreichen Abbildungen, welche die Versuchsanordnung in einzelnen Fällen noch näher veranschaulichen, werden dem Anfänger besonders willkommen sein. Mit bestem Gelingen haben der Verfasser und die Verlagshandlung auch diesmal wieder ihr Möglichstes getan, um ein in jeder Hinsicht mustergültiges Buch zustande zu bringen, dessen Anschaffung wir allen Freunden der Chemie, besonders aber der reiferen Jugend, an die es sich ja in erster Linie wendet, hiermit auf das wärmste empfehlen möchten.

-rt-





Allgemeine Rundschau.

Wanderung von Höllendarstellungen.

M. Im Jahre 1622 hatte ein Karmelitermönch, der von der Propaganda nach Mesopotamien zu den Nestorianern gesandt worden war, von dort eine über 6 Meter lange Rolle mitgebracht, auf der ohne jede künstlerische Absicht Figuren von Dämonen, Engeln und phantastischen Ungeheuern abgebildet waren. Als vor ungefähr sechs Jahren der Orientalistenkongreß in Rom tagte, war die interessante Rolle in der Vatikanischen Bibliothek ausgestellt, und jetzt ist sie von Dr. Euting und Dr. Poertner unter dem Titel „Mandäischer Diwan" publiziert. Dr. Euting hält dafür, daß hier die andere Welt dargestellt werden sollte; und gleicher Ansicht ist, wie wir dem Athenäum entnehmen, Clément Huart. Diese Unterweltsbilder sollen aus der Zeit ursprünglich stammen, als die Aegypter Syrien beherrschten und das ägyptische Totenbuch seinen Einfluß in diesen Gegenden äußerte. Der lange Weg, wie die Unterweltsdarstellungen in die Rituale der Gnostiker gekommen sind und von da zu den Mandäern gelangten, ist noch zu erforschen. Die Mandäer, die jetzt noch in spärlichen Resten in Südbabylonien im Gebiet der Städte Wâsit und Basra — aus Basra stammt auch die Rolle — und hier und da im angrenzenden Persien fortvegetieren, haben ihren Glauben auf babylonischer und altaramäischer Grundlage aufgebaut, die Religion Sardanapals und Nebucadnezars war die Basis, zu der Elemente aus dem Judentum, dem ältesten Christentum und dem sassanidischen Parsismus traten, sie gehörten der ältesten Gnosis an (Mandâ, Madah=Erkenntnis, γνῶσις). Die Sprache der mandäischen Religionsbücher ist ein der Sprache des babylonischen Talmud nahestehender aramäischer Dialekt (s. Keßlers Aufsatz „Mandäer" in Haucks Realencyklopädie). — Da die Religion der Mandäer aber auf babylonischer Grundlage beruht, so ist der Umweg über Aegypten für die Unterweltsdarstellungen gar nicht nötig; dies kann noch altbabylonisches Ueberbleibsel sein. Auch Griechenland hatte es gelernt — sei es von Aegypten, sei es von Babylonien —, den Hades in Bildern zu schildern und damit schon im fünften, ja im sechsten vorchristlichen Jahrhundert orphisch-mystische Ideen zu verbinden. Polygnots Nekyia bestätigt die orphische Höllenjustiz. — Heutzutage wird bekanntlich auch bei uns — in der theologischen Fakultät Münster i. W. — noch fleißig Hölle geschildert.

::

Kleinere Mitteilungen.

* **Ein wichtiger Beitrag zur Tristanliteratur** wurde, wie wir der Kölnischen Zeitung entnehmen, von Ivor B. John in Cardiff (Wales) ans Licht gezogen. Da die Tristanlegende walisischen Ursprungs sein dürfte, so ist es nicht wunderbar, daß gerade im Heimatlande der Sage noch neue Funde zu ihrer Erhellung gemacht werden. Es handelt sich um ein walisisches Prosafragment, das mit Stücken poetischen Dialogs durchsetzt ist und die Fabel der Rittererzählung in einfachster Form enthält. Die öffentliche Bibliothek in Cardiff birgt zwei Manuskripte, in denen diese vielleicht früheste Darstellung des Stoffes je in etwas verschiedener Form gegeben ist. Eine dritte Lesart enthält eine Handschrift, die in Plâs Llanstephen aufbewahrt wird. Bis jetzt war, wie man weiß, die älteste bekannte Quelle das fragmentarische Gedicht des Béroul (nach Gaston Paris etwa 1150), der auch die zahlreichen weiteren Bearbeitungen in letzter Linie zu Grunde liegen. Da der genannte englische Gelehrte eine Publikation vorbereitet, in der er jene Fragmente veröffentlichen, zugleich aber auch alle Anspielungen auf den Tristanstoff in der älteren walisischen Literatur zusammenstellen und einen Ueberblick über den jetzigen Stand der Forschung geben will, so darf man diesem Beitrag zur Geschichte eines der weitestverbreiteten westeuropäischen Sagenstoffe mit Spannung entgegensehen.

* **Einen Aufruf für eine Schiller-Gabe** erläßt die „Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung", die sich bekanntlich die Aufgabe gestellt hat, die Werke unserer besten Dichter und Schriftsteller in die weitesten Kreise unseres Volkes zu bringen und womöglich die schlechten Bücher durch sie zu verdrängen. Diese Gabe soll zunächst zur Verbreitung Schillerscher Werke, dann auch für die allgemeinen Zwecke der Stiftung dienen, die im letzten Jahre 10,000 literarisch wertvolle, schön gedruckte und gut gebundene Bücher an arme Volksbibliotheken in Deutschland, Oesterreich und der Schweiz und in deutschen Gemeinden im Ausland verteilt hat und jetzt abermals 15,000 Bände zur Verteilung bringen will. Jeder Beitrag zur Schiller-Gabe in Höhe von mindestens 3 M. gewährt ein Anrecht auf Wahl eines der von der Stiftung zu veröffentlichenden Schiller-Bände. Beiträge zur Schiller-Gabe nehmen (in jeder Höhe) entgegen: Die Kanzlei der „Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung" in Hamburg-Großborstel, die Deutsche Bank und ihre sämtlichen Zweiganstalten, die k. k. Postsparkasse, Wien, die Schweizerische Volksbank, Bern.

* **Errichtung einer Handelshochschule in Brüssel.** Der bekannte chemische Großindustrielle Ernst Solvay in Brüssel hat unlängst eine Handelshochschule aus eigenen Mitteln errichtet. Diese Hochschule wird der Brüsseler Université Libre beigeordnet und neben den anderen Solvay-Instituten in einem im Park Leopold errichteten Gebäude untergebracht. Die Studien dauern drei Jahre. Zur Aufnahme ist das Reifezeugnis eines Gymnasiums oder die Ablegung eines Examens erforderlich. Ausländer werden unter denselben Bedingungen wie die Inländer aufgenommen. Die Schule können auch Hörer und sogenannte freie Schüler, die nur einzelne Fächer belegen wollen, besuchen.

* **Todesfall.** In Wien ist am Dienstag Dr. Albert Reder Ritter v. Schellmann, früher Professor der Lehre von den Hautkrankheiten an der Wiener Universität, gestorben.

✕

Hochschulnachrichten.

* **Freiburg i. B.** Der Privatdozent der Anatomie Dr. Eugen Fischer ist zum außerordentlichen Professor ernannt worden.

* **Jena.** Der neuberufene Ordinarius für Geschichte Professor Dr. Cartellieri hält hier am 12. d. M. seine Antrittsrede. Er spricht über das Thema: „Wesen und Gliederung der Geschichtswissenschaft".

* **Innsbruck.** (Kein Rückgang im Besuch der Universität.) In verschiedene Blätter war die Mitteilung übergegangen, daß die Innsbrucker Hochschule infolge der seit längerer Zeit dauernden nationalen Kämpfe einen bedeutenden Rückgang der Hörerzahl erlitten habe, namentlich seien viele Lehramtskandidaten ausgeblieben. Das sind, wie auf Grund der Ergebnisse der diesjährigen Einschreibungen festgestellt werden kann, durchwegs Erfindungen. Die Zahl der im Vorjahre inskribierten Hörer betrug bis Mitte Oktober einschließlich der Italiener 952, die bis Mitte Oktober dieses Jahres an der deutschen Universität nach Abtrennung der italienischen Kurse erreichte Hörerzahl beziffert sich auf 865. Da die Zahl der italienischen Rechtshörer im Vorjahre über 110 betrug, so ist die zur Vergleichung heranzuziehende Frequenzziffer des Vorjahres auf 842 zu reduzieren, so daß sich für das heurige Studienjahr nicht nur kein „bedeutender Rückgang", sondern sogar eine kleine Erhöhung des Frequenzstandes ergibt. Auch die einzelnen Fakultäten der Innsbrucker Universität weisen bis auf die juristische, wo die italienischen Hörer in Wegfall kommen, keine nennenswerten Verschiebungen auf. Es ist unwahr, daß „namentlich viele Lehramtskandidaten" andere Universitäten bezogen hätten denn die Besucherzahl der philosophischen Fakultät ist nahezu stationär geblieben (266 gegen 272) und besonders bezeichnend für den Ernst gewisser klerikaler Besorgnisse ist es, daß die Frequenzziffer gerade der theologischen Fakultät gegen das Vorjahr noch gestiegen ist. Im großen ganzen hat sich der Stand der Hörerzahl auf der Höhe des Vorjahres, in welchem er die höchste bisher erreichte Ziffer aufwies, voll behauptet.

hc. **Graz.** Der Direktor des Steierischen Landesarchivs, Regierungsrat Professor Dr. Joseph v. Zahn, ist nach 43jähriger Tätigkeit in den Ruhestand getreten. Professor v. Zahn steht im 72. Lebensjahre.

* **Prag.** Das Herrenhausmitglied Joseph Hlavka hat für das von ihm gestiftete und in diesem Jahr eröffnete tschechische Studentenkonvikt, welches über zweihundert Studenten beherbergt, neuerlich behufs weiterer Ausgestaltung 100,000 Kronen gespendet.

* **Krakau.** Wie unlängst in Lemberg, so konnten neuerdings auch in Krakau die Kliniken zum Teil nicht eröffnet werden. Eine allgemeine Versammlung der Hörer und Hörerinnen der Medizin beschloß daher, wie der Neuen Freien Presse gemeldet wird, solidarisch den Besuch der Vorlesungen einzustellen, falls bis zum 14. d. M. die Vorträge in den Ambulatorien nicht beginnen und bis zum 21. d. M. alle ständigen Kliniken nicht eröffnet werden sollten. Die Eröffnung der Kliniken ist bis jetzt wegen Geldmangels nicht erfolgt. Von den Studenten wurde ein Streikkomitee gewählt.

* Von technischen Hochschulen. Der Professor der Chemie an der Bergakademie zu Clausthal Dr. F. W. Küster ist von seiner Lehrtätigkeit zurückgetreten. — An der Technischen Hochschule zu Aachen hat sich Dr. Kapf für chemische Technologie habilitiert.

hc. Auf eine 25jährige Tätigkeit als ordentlicher Professor der Physiologie und allgemeinen Therapie an der Dresdener Tierärztlichen Hochschule kann mit Beginn dieses Wintersemesters der derzeitige Rektor derselben, Geheimer Medizinalrat Dr. med. hon. causa et phil. Wilhelm Ellenberger, zurückblicken.

*

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre für höhere Schulen. Herausgegeben von Dr. A. Baumeister. (Dritter Band; erste Abteilung; zweite Hälfte: Dialektik und Methodik des Geschichtsunterrichts von Dr. Oskar Jäger, Gymnasialdirektor a. D., Honorarprofessor der Universität Bonn. — Dritter Band; dritte Abteilung: Didaktik und Methodik des deutschen Unterrichts und der philosophischen Propädeutik von Dr. Gustav Wendt, Geheimrat und Direktor des grossherzoglichen Gymnasiums in Karlsruhe.) München 1905. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. — Julius Feld: Umgesattelt. Berlin 1904. Gose u. Tetzlaff. 166 S.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.



Jahrgang 1904. München, Donnerstag, 10. November. Nummer 258.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Wählerpflichten.

Von Prof. Max Haushofer.

Wir können nach unserer ganzen modernen Anschauung nicht von Pflichten reden, ohne sofort an entsprechende Rechte zu denken. Wer Rechte begehrt, muß Pflichten auf sich nehmen; und wem Pflichten aufgeladen werden, dem müssen auch Rechte zuerkannt werden. Das ist eine Forderung mathematischen Denkens. Jedes Plus muß sein Minus erhalten, jedes Kredit sein Debet.

In der Kinderzeit aller Politik werden dem Einzelnen durch eine patriarchalische oder despotische Gewalt seine Pflichten und seine Rechte zugemessen; und da ist es unvermeidlich, daß häufig Pflichten und Rechte sich nicht entsprechen; daß große Ungleichheiten, politische Rechnungsfehler das Gleichgewicht von Pflichten und Rechten stören. Eigennutz und Gewalt auf einer Seite, Unkenntnis und Schwäche auf der anderen bedingen diese Rechnungsfehler.

Der politische Mensch reift langsam und ungleichmäßig. Und die größten Ungleichheiten des Verständnisses von politischen Rechten und Pflichten liegen oft räumlich und zeitlich ganz hart aneinander. Um das einzusehen und zu beweisen, braucht es nicht geschichtliche Rückblicke; das zeigt jeder Blick in das politische Leben der Gegenwart.

Immer aber wird es menschlich sein, daß man lieber daran geht, Rechte zu begehren als Pflichten zu erfüllen; daß jeder, der Rechte und Pflichten hat, glaubt, seine Rechte und seine Pflichten stünden zu seinen Ungunsten in einem Mißverhältnis. Das heißt: er glaubt, seine Pflichten seien zu schwer im Verhältnis zu seinen Rechten. Und aus diesem Glauben heraus erhebt er die Forderung, seine Rechte zu vermehren und von Pflichten sich zu entlasten.

Und diese Forderung wird immer wieder erhoben und von sehr vielen auch durchgesetzt werden, weil es nicht möglich ist, für die Rechte und die Pflichten Maß und Gewicht zu finden. Der einzige Maßstab, der einigermaßen brauchbar ist, ist der erfahrene und humane Blick auf die als durchschnittliche zu erkennenden Rechte und Pflichten. Wo sich die Rechte und die Pflichten Einzelner oder ganzer Klassen vom Durchschnitt entfernen, ist zu prüfen, ob das Uebermaß oder Untermaß sich bloß auf die Rechte oder bloß auf die Pflichten oder auf beide zugleich erstreckt.

Nicht um eine völlige Gleichheit von Rechten und Pflichten handelt es sich; denn die Kraft, Pflichten zu erfüllen, ist ungleich. Sondern es handelt sich um einen Ausgleich im Verhältnis. Die Pflichten müssen ausgemessen werden im Verhältnis zu den Schultern, die sie zu tragen haben, und die Rechte im Verhältnis zu den Pflichten. Und wo weder die staatliche Ordnung noch die gesellschaftliche Sitte imstande waren, diesen Ausgleich vollständig herbeizuführen, müssen die Einzelnen daran mitarbeiten.

Können und sollen nun die Bürger des modernen Kulturstaates und insbesondere unsere engeren Staatsgenossen zur freiwilligen Uebernahme und Erfüllung politischer Pflichten erzogen werden? Welche Mittel und Wege führen dazu? Welche Hindernisse stehen entgegen?

Wenn wir das politische Leben in Bayern betrachten, können wir es uns nicht verhehlen, daß unter den drei großen Parteien, die da gegeneinander stehen, die Sozialdemokraten die rascheste Zunahme und den stärksten politischen Willen aller Parteiangehörigen aufweisen — abgesehen von jenen zahlreichen Mitläufern, die bloß aus allgemeiner Unzufriedenheit mit ihnen gehen. Die wirklichen Sozialdemokraten aber sind tätiger und unermüdlicher als die Liberalen und als die große Masse des Zentrums.

Vielleicht wird man einwenden: Ja, die Arbeiter haben allen Grund, sich an der Politik lebhaft und unablässig zu beteiligen. Sie sind die Klasse, die sich ein besseres Los erst erkämpfen will; bei ihnen ist die politische Machtsteigerung eins mit der Brot- und Magenfrage.

Dieser Einwand wäre berechtigt, wenn jede Vermehrung der sozialdemokratischen Wahlstimmen auch schon eine Steigerung der Lohnhöhe oder eine Verringerung der Arbeitszeit bedeutete. Das ist aber keineswegs der Fall. Die deutsche Sozialdemokratie besteht und agitiert seit vierzig Jahren. Was in diesem langen Zeitraume an Verbesserungen im Lose der arbeitenden Klassen geschehen ist, das ist der Einsicht und dem Gerechtigkeitsgefühl der staatserhaltenden Parteien zu verdanken. Die Sozialdemokratie hat ihren Anhängern nichts gebracht als rastlose Agitation und Versammlungen und Maifeiern und Steuern in die Parteikasse; und ein allerdings zunehmendes Machtbewußtsein. Das ist für den Einzelnen sehr wenig; und doch füllen diese Einzelnen zu Tausenden die Versammlungssäle, zahlen ihre Parteibeiträge und jubeln ihren Führern zu mit einer Treue, Anhänglichkeit, Gläubigkeit und Opferwilligkeit, die vorläufig alle Bewunderung verdient. Da kann man nicht sagen, es sei der persönliche Vorteil, der den Einzelnen zu solchen Opfern veranlaßt. Es ist nur die Hoffnung auf die Zukunft der Partei, die diese Opfer bringen läßt.

Junge Parteien können freilich reicher an Hoffnungen sein als ältere. Das liegt in der Natur der Dinge. Und darum können auch Angehörige jüngerer Parteien diesen Hoffnungen leichter Opfer bringen. Damit ist nicht gesagt, daß die Angehörigen älterer Parteien keinen Grund hätten, für ihre Parteiziele Opfer zu bringen. Die älteren Parteien haben schon politische Erfolge hinter sich; sie haben politische Güter errungen und für die Sicherung derselben zu sorgen. Und das verdient zum mindesten ebenso große Opfer wie der Kampf um noch unerreichte Ziele.

Es ist wohl die große Mehrheit aller Wähler, die da meint, mit dem Gang zur Wahlurne habe sie ihren politischen Pflichten genügt. So leicht darf man sich die Sache nicht machen. Alljährlich ein- oder zweimal ein Spaziergang von einer Viertelstunde und ein minutenlanger Aufenthalt in einem Wahllokal — wenn es damit abgetan wäre, dann könnte man überhaupt nicht von politischen Pflichten, von einem politischen Leben reden; dann wären die Wähler wirklich nichts anderes als Stimmvieh. Der Hang zur Bequemlichkeit hat ja seine Berechtigung. Aber er darf nicht die Freude am selbständigen Urteil und den Trieb zur Begründung und Läuterung eines solchen Urteils zurückdrängen. Wer im politischen Leben weiter nichts tut als wählen, stempelt sich damit selber zu einem politischen Faulpelz niederften Ranges. Er macht bloß Gebrauch von dem durch das Gesetz ihm zustehenden winzigen Bruchteil der öffentlichen Meinung, ohne an deren Entwicklung und Weiterbildung irgend einen Anteil nehmen zu wollen.

Daß einer solchen minimalen Pflichterfüllung auch nur ein Minimum von politischen Rechten entsprechen kann, liegt auf der Hand.

Es müssen also die politischen Pflichten als weiter gehende erkannt werden. Aber diese sind nirgends vorgeschrieben, wie ja auch die Wahlpflicht nicht einmal gesetzlich vorgeschrieben ist.

Schon öfter ist die Forderung aufgestellt worden, daß die Ausübung des Wahlrechtes jedem Berechtigten zu einer gesetzlichen Pflicht gemacht werden soll. Ich kann mich mit diesem Gedanken nicht befreunden.

Der einzige Vorteil einer gesetzlichen Festlegung der Wahlpflicht wäre der, daß das Zahlenverhältnis der Parteien genauer zum Ausdruck käme als heute, daß nicht, so wie es jetzt ist, diejenigen Parteien, die ihren letzten Mann an die Wahlurne zerren, im Vorteil wären vor denjenigen, die weniger zudringlich arbeiten. Dieser Vorzug ist aber kaum imstande, die Schattenseiten der gesetzlich festgelegten Wahlpflicht gut zu machen.

Man sagt: jedem Recht müsse eine Pflicht gegenüberstehen. Den Wahlrechten unseres deutschen Staatsbürgers stehen aber schon so viele Pflichten gegenüber, daß man nicht noch eine neue hinzuzufügen braucht: die Pflicht des Gehorsams gegenüber dem Gesetz; die Steuerpflicht, die Wehrpflicht u. s. w. Nein — wir brauchen ohne ausreichenden Grund keine weitere politische Pflicht einzuführen. Das Agitieren, das Parteigezänk, die Wahlkompromisse: alle diese Schattenseiten des Wählens können durch die gesetzliche Wahlpflicht nicht beseitigt werden. Dagegen würde dieselbe die Wahlgesetze nur unnötig komplizieren. Entschuldigungsgründe müßten ja zugelassen werden für jene, die die Wahlpflicht nicht erfüllen können. Diese Entschuldigungsgründe müßten geprüft werden, entweder durch die Verwaltungsbehörden oder durch die parlamentarischen Körper selbst. Beides hätte seine Mißlichkeiten.

Was anderes ist es, wenn nach unserem gegenwärtigen bayerischen Wahlgesetz die Wahlmänner die gesetzliche Pflicht haben, bei Vermeidung eventueller Kostenzahlung zur Abgeordnetenwahl zu erscheinen. Da ist der Grund einer solchen Nötigung kein politischer, sondern ein rein geschäftlicher.

Wo dem Staatsbürger ein Wahlrecht zusteht, ist es wohl auch seine Pflicht, ein bescheidenes Maß von politischer Bildung sich anzueignen. Sie soll die Massen befähigen, ihre Führer zu würdigen und auszusuchen und sich als wohldiszipliniertes Heer zu benehmen, in entscheidenden Augenblicken die vorhandenen Gegensätze und besonderen Anschauungen gegenüber dem Sinn fürs Ganze zurücktreten zu lassen. Alle politische Bildung ist zum Teil Geschichtskenntnis, zum Teil Gesetzeskenntnis und zum Teile Kenntnis derjenigen tatsächlichen Zustände, mit denen sich die Politik beschäftigt. Die Geschichtskenntnis zeigt uns die Entwicklung der politischen Zustände, und wo sie sich mit der jüngsten Geschichte befaßt, liefert sie das wertvollste Material zur Beurteilung der Parteien, ihrer Programme und ihrer Wandlungen. Nur in seltenen Fällen ist die politische Bildung des Einzelnen eine ganz systematische, meist eine mehr fragmentarische, zufällig gewordene. Sie kann fortwährend Ergänzung und Bereicherung finden. Insbesondere durch das Eintreten in das öffentliche Leben, wo man erst Fühlung mit der öffentlichen Meinung gewinnt; wo man lernt, die Kräfte von Majoritäten und Minoritäten zu werten, wachsende und vergehende Zielpunkte zu unterscheiden, Anträge zu formulieren und zu modifizieren!

Ein Uebelstand aller politischen Bildung ist freilich, daß sie leicht aufdringlich wird und zu einem gewerbsmäßigen Ausschlachten politischer Fähigkeiten für geschäftliche Zwecke führen kann. Das ist aber wohl weniger eine Schattenseite der politischen Bildung, als eine solche, die dem Repräsentationssystem als solchem anhaftet. Je allgemeiner und gleichförmiger die politische Bildung wird, um so weniger kann sie von Einzelnen mißbraucht werden!

Uebrigens darf man ja politische Bildung und politisches Fühlen nicht verwechseln. Warmes politisches Fühlen, sofern es nicht bis zum Fanatismus anwächst, ist wohl weit wertvoller, als ein etwas höherer Grad von politischer Bildung.

Das ganze politische Leben innerhalb einer Partei muß sich verschieden gestalten je nach der politischen Bildung von Führern und Masse.

Innerhalb der sozialdemokratischen Partei ist der Unterschied der politischen Bildung von Führern und Heer von Anfang an sehr bedeutend gewesen, auch heute noch bedeutend, aber im Begriffe sich stetig auszugleichen, dank der ununterbrochenen Agitation. Die Sozialdemokratie kann gar nicht anders, als immerfort daran arbeiten, die Unterschiede der politischen Bildung ihrer Angehörigen auszugleichen. Das liegt in ihrem Wesen, in ihrem demokratischen Prinzip. Wie keinerlei Aristokratie dulden kann, so auch keine Bildungsaristokratie. Dieses Streben, den Stand der politischen Bildung ihrer Angehörigen zu heben, ist gewiß höchst anerkennenswert. Doch — und darin liegt der Fehler — die sozialdemokratischen Führer wollen zwar ein denkendes Heer, aber ein Heer, das gleichmäßig denkt. Die Massen denken lehren und dann doch verlangen, daß sie das Gleiche denken, daß sie in Zielen und Mitteln nicht auseinandergehen: das ist ein Widerspruch. Die zunehmende politische Bildung innerhalb der Sozialdemokratie ließ den Gegensatz von Radikalen und von Revisionisten erwachsen; und je mehr politische Bildung die Partei im ganzen sich aneignet, um so schärfer müssen die Gegensätze werden. Das ist unabweisbar.

Erheblich anders steht die Sache beim Zentrum. Die Massen der Zentrumswähler drängen nicht aus eigenem Antrieb nach politischer Bildung. Und die Führer der Zentrumswähler haben auch kein Interesse an gebildeten, sondern bloß ein solches an gehorsamen Wählermassen. Der Zentrumswähler soll nur fügsam sein. Er soll vor allem keine oder nur eine schwarzgefärbte geschichtliche Bildung haben. Denn eine wirkliche Einsicht in den Gang der Geschichte müßte ihn zum Zweifler machen. Sie müßte ihn lehren, daß die Kirche eine recht irdische Einrichtung ist, während sie doch immerfort Anspruch darauf macht, nicht bloß in ihrer Entstehung, sondern auch im Weiterwachsen ein Werk des Himmels zu sein. Eine unbefangene Geschichtslehre würde den Zentrumswähler auch mit den Irrtümern, Fehlgriffen und Ungerechtigkeiten der Kirchengewalt bekannt machen. Das wäre vom Uebel. So viel Einsicht haben freilich die besten Führer des Zentrums immer gehabt, daß sie wieder für einen Nachwuchs an politisch gebildeten Führern besorgt waren. Daher die Klagen von ultramontaner Seite über zu geringe Beteiligung der Katholiken an den höheren Studien. Führer will man wohl haben, Führer, die den Apparat des Parlamentarismus handhaben können, die mit geschichtlichem, religionsphilosophischem, staatsrechtlichem und volkswirtschaftlichem Material in ultramontanem Sinne umspringen können. Aber politisch gebildete Massen — die braucht das Zentrum nicht. Es benügt sich gern mit dem geistigen Horizont von Tuntenhausen.

Bei den Liberalen der verschiedenen Schattierungen ist der Unterschied in der politischen Bildung am geringsten, fast verschwindend. Da ist es sehr häufig, daß in den Massen der geführten Wähler sehr viele sich finden, deren politische

Bildung nach einer oder der anderen Seite hin selbst höher steht als die ihrer Führer. Das hängt ja damit zusammen, daß die liberalen Wähler sich zum größten Teile aus dem städtischen Bürgertum und aus den liberalen Berufsarten rekrutieren.

Dieser geringere Unterschied an politischer Bildung bietet einem kraftvollen Parteileben unleugbar Schwierigkeiten. Wähler mit politischer Einsicht wollen weniger kommandiert als vielmehr überzeugt werden. Sie verlangen haltbare Gründe für die Richtschnur ihres Verhaltens; sie treten mit schärferer Kritik an Programme und Kandidaten heran. Sie stehen eben als Individuen über dem Herdentrieb. Alles starke Parteileben aber schließt immer erhebliche Zugeständnisse an den Herdentrieb in sich. Der ungebildete Wähler folgt viel gutwilliger dem Führerruf, der ihn an seine Herdenpflicht mahnt, als der gebildete.

Trotz dieser Schattenseite eines gebildeten Wählerbestandes kann und darf man nicht auf die stete Erweiterung und Vertiefung der politischen Einsicht auch der liberalen Wähler verzichten. Selbst auf die Gefahr hin, immer mehr Kritiker und Zweifler in den liberalen Reihen zu haben. Denn die politische Bildung ist es doch, aus der überhaupt der Liberalismus des Kulturstaats herausgewachsen ist und immer wieder herauswächst.

Mit der politischen Bildung, die man sich einmal verschafft hat, ist aber nur ein Teil der politischen Pflichten erledigt. Daneben handelt sich's auch um die fortlaufende Erkenntnis der politischen Ereignisse. Das ist freilich nicht schwer; denn wer überhaupt politische Bildung in sich aufgenommen hat, hat auch so viel Interesse, daß er regelmäßig Zeitungen liest. Nur werden die Zeitungen keineswegs immer mit richtigem Verständnis gelesen. Unsere besseren Tagesblätter sind zu umfangreich, als daß ein vielbeschäftigter Mann täglich mehr als ein Blatt ausführlich lesen könnte. Und doch ist es wünschenswert, daß man sein politisches Wissen nicht bloß immer aus einem einzigen Blatte schöpft. Diese Nahrung wird leicht etwas einseitig. Wenn innerhalb der eigenen Partei bezüglich einzelner Fragen verschiedene Meinungen sind, dann ist es besonders wichtig, daß man sich vor der Aufnahme allzu einseitiger Darstellungen hütet.

Die umfangreichste und schwierigste Pflicht des politischen Menschen ist die direkte Teilnahme an der politischen Bewegung, nicht bloß durch Ausübung des Wahlrechts, sondern auch durch Anwesenheit bei Versammlungen der Partei und durch, wenn auch noch so bescheidene, Beiträge zu den Kosten der politischen Agitation. Selbst die Ausübung des Wahlrechts, die einfachste und kürzeste politische Funktion, findet immer noch Menschen, die sie unterlassen. Seltener wohl aus Trägheit, als aus dem Grunde, weil dem Wahlberechtigten kein Programm ganz gefällt oder weil ihm die Persönlichkeit, die von seinen Parteigenossen als Kandidat ausersehen ist, nicht zusagt.

Beide Gründe sind unzureichend. Es ist eigentlich vor politisch geschulten Menschen überflüssig, diese Gründe der Wahlenthaltung zu bekämpfen. Nur der Vollständigkeit dieser Betrachtung wegen soll es geschehen.

Wahlenthaltung aus Trägheit ist so unentschuldbar, daß von ihr gar nicht weiter die Rede sein kann. Wahlenthaltung deshalb, weil dem Wahlberechtigten kein Programm ganz gefällt, stempelt den, der sich zu ihr entschließt, zu einem bedeutungslosen politischen Einsiedler, der, weil er sich des wichtigsten politischen Rechtes begibt, auch verzichten muß auf das Recht mitzureden. Wahlenthaltung, weil einem der Kandidat nicht gefällt, verdient noch am ehesten eine gewisse Entschuldigung. Aber auch sie ist unpraktisch, ist eine Schwächung der Parteiziele aus persönlicher Laune.

Die Herren Wähler pflegen leicht die Ehre, die sie einem Gewählten durch die Wahl erweisen, zu überschätzen. Diese Ehre wird reichlich aufgewogen durch die Pflichten des Gewählten einerseits und durch die Angriffe und Schmähungen der gegnerischen Parteipresse und der Agitationsredner, denen der Kandidat während der Wahlagitation und nachher nur zu oft ausgesetzt ist. Diese Lasten und Uebel fallen freilich sehr verschieden ins Gewicht, je nach der persönlichen Feinfühligkeit des zu Wählenden, aber auch nach seiner Berufsstellung, seinem Wohnsitz, seiner Parteistellung und nach anderen Umständen. Wer etwa gern ein halbes Jahr und länger aus einem stillen Provinzleben heraus in die geistige Atmosphäre einer großen Stadt strebt; wer den Ehrgeiz hat, daß sein Name im Zusammenhang mit politischen Strömungen und Ereignissen genannt wird; oder wem gar die Landtagsdiäten als ein willkommener Zuwachs zu seinem Einkommen erscheinen: dem werden die Uebel, die mit der Stellung eines Abgeordneten verbunden sind, erheblich geringer erscheinen als dem, bei dem diese Umstände nicht zutreffen. Und immer werden auch diejenigen, um deren Sitz am leidenschaftlichsten gekämpft wird, und die in den heißeren politischen Fragen als Streiter auftreten, viel mehr zu leiden haben als jene, die so glücklich sind, während der Wahl und nachher mehr im verborgenen blühen zu dürfen.

Und wenn man auch im allgemeinen den Satz aufstellen kann, daß die Unannehmlichkeiten des parlamentarischen Lebens um so stärker und die Freuden desselben um so weniger ins Gewicht fallen, je besser der Mann ist, so müssen von diesem Satze doch viele und wichtige Ausnahmen gemacht werden. Denn es gibt immer Menschen, die vortrefflich in ihrem Beruf und glücklich in ihrem bürgerlichen und Familienleben sind und bei denen man doch sagen muß: es wäre schade, wenn sie nicht Parlamentarier würden; denn sie sind dazu geboren; sie sind Kampfnaturen, für die ihr Amt, ihr Geschäft, ihre Familie und ihre Lebensform zu eng ist; sie sind für das parlamentarische Leben so wertvoll, daß ihnen das Bewußtsein dieses Wertes selber klar und ein Ersatz für alle Unbilden werden muß. Selbst solchen ausgesprochenen Kampfnaturen aber werden die Aergernisse des parlamentarischen Lebens manchmal zu stark. Und es sind nicht bloß die Gehässigkeiten und Angriffe der Gegner auf der Tribüne und in der Presse, was die Freude vergällt, sondern auch die Ueberhandnahme des politischen Kuhhandels, die verlogene Kompromißwirtschaft, die so oft notwendige Berücksichtigung von gemeinen Kirchturminteressen, die notwendige Geduld bei endlosen und überflüssigen Redeübungen, die man mit anhören muß.

Diesen Uebelständen kann eine warme Anteilnahme der Wähler manches von ihrer Bitterkeit nehmen; und darum ist sie eine Pflicht der Wähler.

Eine politische Pflicht der wahlberechtigten Staatsbürger ist es aber auch, ihren Vertretern in politischen Körperschaften eine gewisse Anerkennung angedeihen zu lassen, ihnen dankbar zu sein, wenn ihre Tätigkeit vorüber ist. Nicht als ob irgend jemand, der von einer politischen Gruppe zu ihrem Führer auserwählt ward, um der Anerkennung und um des Dankes willen seine Arbeit leisten soll. Das hieße von vornherein die politische Tätigkeit zu einem Spielraum für persönliche Eitelkeit machen. Aber es muß bedacht werden, daß jeder, der als Führer einer politischen Gruppe auftritt, von gegnerischer Seite mit moralischen Stein- und Schmutzwürfen bedacht wird; und gegen diese Bewerfungen soll ihm die Anerkennung und Achtung seiner politischen Freunde als Schild und Harnisch dienen, damit er sich des eigenen Wertes bewußt bleibt. Fehlerhaft ist es deshalb, im politischen Leben jeden Personenkultus zu verurteilen; er ist kein bloßer Tribut an die Eitelkeit, sondern auch ein notwendiger Schutz für angegriffene Ehre. Und einen solchen Schutz braucht mit der Zeit jeder. Denn wenn auch ein Mann, der ein gutes Gewissen und gesunde Nerven hat, sich in jungen Jahren eine gewisse Hippopotamushaut gegen die Angriffe politischer Gegner wachsen lassen kann: ganz unempfindlich ist niemand. Namentlich nicht Leute, die längere Zeit abseits von der politischen Arena gestanden haben und in ihrem bürgerlichen und gesellschaftlichen Leben an die anständigste Behandlung gewohnt waren.

Man kann sich der Befürchtung nicht erwehren, daß die schöne Tugend der politischen Dankbarkeit mehr und mehr dahinschwindet. Das hängt zusammen mit der zunehmenden Hast des Lebens, mit dem wachsenden politischen Einfluß der großen Städte. Die zunehmende Hetze

von Leben und Ereignissen drängt alles Geschehene, drängt auch Verdienst und Leistung immer schneller in den Abgrund der Vergessenheit. Und namentlich in den großen Städten vollzieht sich das Aufkommen neuer Strömungen, neuer Erscheinungen, neuer Persönlichkeiten so rasch, daß da von politischer Dankbarkeit immer weniger verspürt werden kann. Die großen Städte sind die undankbarsten Wahlkörper. Wie das Theaterpublikum neue Stücke und neue Künstler, so fordert auch das politische Publikum immer wieder neue Persönlichkeiten. Und die großstädtischen Wählerschaften haben gewisse Züge von dem, was man Publikum nennt: die Launenhaftigkeit; die sportsmäßige Freude, durch Beifall oder Mißfallen den einen zu heben, den anderen fallen zu lassen. Bei kleineren Wählerschaften vermögen es ein paar treue und gemütstiefe Menschen viel leichter, das Bewußtsein der notwendigen Dankbarkeit auch in anderen lebendig zu erhalten.

Das Werben von Anhängern mag als politische Pflicht bezeichnet werden, soweit es möglich ist. Aber möglich ist es doch nur für jene Zugehörigen einer Partei, die in Hinsicht auf politische Bildung, Erfahrung und Beredsamkeit erheblich über dem Durchschnitt jener Kreise stehen, in denen man Anwerbungen machen will. Die Anwerbung von Parteigängern geschieht ja heutzutage in allen Kulturländern immer im großen; durch Versammlungen mit Agitationsreden, durch Vereine mit Diskussionen, durch die Presse, durch öffentliche Anschläge. Daneben aber ist die Arbeit des Einzelnen und gegenüber dem Einzelnen doch keineswegs unnütz und belanglos. Namentlich mag sie von Wert sein dort, wo keine Massenagitation vorkommt, wo es an Vereinen und Versammlungen fehlt. In derartigen Gegenden und Bevölkerungszuständen pflegt aber die Bedeutung der Persönlichkeit mehr zu wirken als die Kunst der Agitation. Da wird ein als tüchtiger Wirtschafter und rechtschaffener Staatsbürger geachteter Mann bloß durch das Gewicht seiner Persönlichkeit leicht mehr wirken können als ein gewandter Agitator. Für den, dem eigene rednerische Ueberzeugungsgabe versagt ist, bleibt immer noch das beste Agitationsmittel die Verbreitung von solchen Zeitungen und Schriftwerken, die seiner politischen Anschauung dienen. Je spärlicher irgendwo die politischen Bildungsmittel verbreitet sind, um so mehr wird meistens noch das gedruckte Wort geachtet.

Eines vermag auch der einfache Wähler immer: den Kampf zu führen gegen die stumpfe Gleichgültigkeit, gegen jenes engherzige Philistertum, das keine anderen Interessen kennt als die eigensten, gegen die Denkfaulheit, die nicht über den nächsten Gesichtskreis hinausschauen will, weil es ihr unbequem ist. An der geduldigsten, rastlosesten Kleinarbeit kann jeder sich beteiligen.

(Schluß folgt.)

Die Kartensammlung der Königlichen öffentlichen Bibliothek zu Dresden.

In recht erfreulicher Weise wird in neuerer Zeit dem Studium der Geschichte der Kartographie mehr und mehr die verdiente Aufmerksamkeit zuteil. Man verfolgt die Tätigkeit einzelner Kartographen und die Entwicklung des Kartenbildes von Ländern und Landschaften. Allmählich beginnt man auch mit der systematischen Durchforschung der reichen Kartenschätze, welche noch im Schoße der Bibliotheken und Archive vergraben liegen. So hat es z. B. für Deutschland die Königliche Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen auf Anregung von Hermann Wagner unternommen, eine Katalogisierung des gesammten auf deutschen Bibliotheken vorhandenen kartographischen Materials bis 1570 durchzuführen. Ein inhaltreicher „erster und zweiter Reisebericht" von Dr. Walter Ruge (Leipzig) ist bereits erschienen (Nachr. d. K. Ges. d. Wiss. z. Göttingen, phil.-hist. Kl. 1904, H. 1). Ein weiterer Schritt ist die Publikation des zum Teil außerordentlich seltenen und wertvollen Kartenmaterials in guten Reproduktionen. Nur so werden die Karten ja erst der allgemeinen Forschung zugänglich. Auch auf diesem Gebiete geht es jetzt rüstig vorwärts. Es sei nur erinnert an die erst kürzlich erschienene großartige Wiedergabe von Waldseemüllers Karte von Amerika 1507 und seiner Carta Marina von 1516 durch Jos. Fischer S. J. und Fr. v. Wieser.

Ein großes Hindernis für die kartographische Forschung ist bis jetzt immer der Mangel an guten, wissenschaftlich gearbeiteten und vor allem gedruckten Katalogen gewesen. Den Ruhm, mit der Schaffung eines solchen vorangegangen zu sein, hat die Königliche öffentliche Bibliothek zu Dresden. Die Kartensammlung dieser Bibliothek ist eine der umfangreichsten in Deutschland. Dr. Viktor Hantzsch, der rührige und verdienstvolle Vorsteher der Kartenabteilung, veröffentlicht soeben als Beiheft zum Zentralblatt für Bibliothekswesen (XXVIII, 1904) einen Auszug des Kataloges unter dem Titel: „Die Landkartenbestände der Kgl. öff. Bibliothek zu Dresden." (8° 146 S. 6 M.) Da dieser Katalog der erste seiner Art ist und allen Bibliotheken, die über eine größere Kartensammlung verfügen, als Anleitung und Muster moderner Kartenkatalogisierung dringend empfohlen werden kann, möge an dieser Stelle mit einigen Worten auf die Katalogisierung der Dresdener Kartensammlung eingegangen werden.

Die Dresdener Kartensammlung geht in ihren Anfängen wie fast sämtliche Dresdener Sammlungen für Kunst und Wissenschaft auf den Kurfürsten August (1553—1586) zurück. Es existiert noch ein Katalog von 1574. Die meisten der hier verzeichneten Werke sind noch vorhanden und zeichnen sich durch ihre kunstvoll gepreßten und reich vergoldeten Lederbände aus. 1718 wurden der Sammlung die reichen Kartenschätze der „Kunstkammer" einverleibt, deren Ursprung auch auf den Kurfürsten August zurückgeht. Eine außerordentliche Vermehrung erfuhr die Kartensammlung durch die Sammeltätigkeit Joh. Christ. Adelungs, der 1787 zum Oberbibliothekar ernannt wurde. Damals war die Dresdener Sammlung die größte in Deutschland. Nach dem Tode Adelungs wurde auch dessen sehr große Privatsammlung für den äußerst geringen Preis von 5000 Taler erworben.

Zur Zeit besteht die Dresdener Kartensammlung aus vier Abteilungen. Die erste enthält in mehr als 500 Bänden eine große Anzahl von Atlanten über alle Teile der Erde: zahlreiche Ausgaben von Ptolemäus, Ortelius, Merkator, Sebastian Münsters Cosmographie u. s. w. Die zweite Abteilung umfaßt diejenigen Atlanten und Karten, welche in Buchform gebunden sind und unter den gedruckten Büchern verwandten Inhalts aufgestellt wurden. Die dritte Abteilung umfaßt die handschriftlichen Karten. Die umfangreichste ist die vierte Abteilung, welche gegen 30,000 Einzelkarten umfaßt, darunter 4000 auf Sachsen bezügliche.

Nach fast siebenjähriger Arbeit ist die Katalogisierung dieses riesigen Materials in durchaus zufriedenstellender Weise zu Ende geführt worden. Dr. Hantzsch gibt in seinem Buche einige Mitteilungen über die Art und Weise, wie die Katalogisierung vorgenommen wurde. Seine Angaben hierüber, denen ja eine reiche Erfahrung zugrunde liegt, sind um so dankenswerter, als zur Zeit selbst in den besten Handbüchern der Bibliothekslehre (z. B. Arnim Gräsel, 2. Aufl. 1902) so gut wie nichts über das schwierige Thema der Kartenkatalogisierung gesagt wird. Nach reiflicher Ueberlegung hat man sich in Dresden dafür entschieden, einen Standorts- und einen alphabetischen Katalog herzustellen, und zwar auf Zetteln. Bekanntlich ist die Kartenkatalogisierung bedeutend schwieriger als die Bücherkatalogisierung, da man es gewöhnlich nicht mit einem einheitlichen Autor zu tun hat, sondern oft Zeichner, Stecher, Herausgeber, Drucker und Verleger zu berücksichtigen hat. Weiter sind die Bestimmung des Maßstabes und der Projektion oft mit Schwierigkeiten verknüpft. Unter dem Beirate von Sophus Ruge wurde zunächst für den Standortskatalog das Schema eines Formulars entworfen, das alle diese verschiedenen Punkte in sehr zweckmäßiger Weise berücksichtigt. Da die Sammlung 30,000 Karten umfaßt, wurden ebenso viele Formulare (12.5×30 Zentimeter hoch) auf steifes Papier gedruckt. Nachdem die Verzeichnung sämtlicher Karten vollendet war, wurde die Ordnung in Angriff genommen. Es wurde das System zugrunde gelegt, das

um 1768 der verdiente Bibliothekar Joh. Mich. Francke für die Gliederung der historischen Wissenschaften mit Einschluß der Geographie in der Dresdener Bibliothek eingeführt hatte. „Dieses System schließt sich eng an die politische Gliederung der bewohnten Erdoberfläche an, wie sie während der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts vor den großen Staatsumwälzungen bestand.“ Referent würde eine moderne Einteilung vorziehen. Ein Konspekt in Buchform dient zur leichteren Uebersicht der vorhandenen Bestände.

Bedeutend einfacher konnte der alphabetische Katalog gestaltet werden. Da aber viele Karten mehr als einen Autor haben, gehörten hierzu sogar 40,000 Zettel.

In dem Abschnitt „Bestand der Sammlung“ (S. 43 bis 184) gibt Hantzsch eine Auswahl der wichtigsten Kartenwerke, die durch Alter, Seltenheit, Ausführung oder Urheber in der Geschichte der Kartographie eine gewisse Bedeutung erlangt haben. Erzeugnisse des 19. Jahrhunderts und moderne Reproduktionen alter Karten wurden von vornherein ausgeschlossen. Manchen Kartenwerken sind Angaben über die bezügliche Literatur und die vorhandenen Reproduktionen beigefügt. Jedenfalls gibt dieser gedruckte Auszug aus dem Katalog ein für den Forscher vollständig ausreichendes Bild des Bestandes der Dresdener Kartensammlung und es ist sehr zu wünschen, daß andere größere Kartensammlungen dem Beispiele Dresdens folgen. Allerdings ist ja ein vollständiges Kartenverzeichnis, wie es z. B. der große zweibändige „Catalogue of the printed maps, plans, and charts in the British Museum, London 1885“ (eine neue Ausgabe ist in Vorbereitung) gibt, sehr wertvoll, jedoch für die historisch-kartographische Forschung nicht direkt notwendig.

Als hervorragende Seltenheiten der Dresdener Sammlung seien hier nur genannt Erhard Etzlaubs Reisekarte von Deutschland aus dem Ende des 15. Jahrhunderts, Tilemann Stellas Karte von Deutschland 1560, Hiob Magdeburgs Holzschnittkarte des Meißnerlandes von 1562, Philipp Apians Bayrische Landtafeln von 1568.

Falls sich die Bibliotheken nicht dazu entschließen können, Kataloge in der Art des Dresdeners zu veröffentlichen, so wäre nach Hantzschs Ansicht das Mindeste, daß sie ein Verzeichnis der in ihrem Besitz befindlichen Atlanten, der Manuskriptkarten und der Karten aus der kartographischen Inkunabelzeit bis 1570, sowie einen möglichst vollständigen Katalog der Karten des Landes oder der Provinz, deren literarischen Mittelpunkt sie bilden, nebst summarischen Angaben über ihre sonstigen Kartenbestände publizieren. Erst wenn diese Vorarbeiten erledigt sind, würden weitere und umfassendere kartographische Pläne verwirklicht werden können:

ein Gesamtinventar aller wichtigeren in Deutschland vorhandenen Landkarten,

ein Generalkatalog aller kartographischen Darstellungen Deutschlands und seiner einzelnen Territorien,

Monographien über alle einigermaßen bedeutenden deutschen Kartographen,

eine umfassende, ausschließlich nach den Quellen gearbeitete Geschichte der deutschen Kartographie von den Anfängen bis auf die Gegenwart,

ein in Lichtdruckreproduktion herzustellender Atlas der ältesten Originalkarten Deutschlands und seiner Landschaften,

endlich ein ebensolcher Atlas aller Karten, die Abraham Ortelius in seinem Catalogus auctorum von 1570 erwähnt.

Natürlich übersteigt die Ausführung dieser Arbeiten die Kräfte eines Einzelnen bei weitem. Die nicht unbeträchtlichen Geldmittel zu beschaffen, wäre die Aufgabe größerer Korporationen, der Akademien, historischen Kommissionen, geographischen Gesellschaften u. s. w. Als letztes Ziel wäre die Einrichtung einer großen deutschen Zentral-Kartensammlung ins Auge zu fassen. Wir fügen diesen sehr beachtenswerten Vorschlägen von Dr. Hantzsch nur hinzu, daß eine Herausgabe der ältesten Generalkarten von Deutschland bereits mit Unterstützung der kgl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen in Vorbereitung ist.

Göttingen. Dr. Aug. Wolkenhauer.

Bücher und Zeitschriften.

Methodik des botanischen Unterrichts. Von Felix Kienitz-Gerloff. Mit 114 zum Teil farbigen Abbildungen. Berlin 1904, Otto Salle. 288 S.

In einer Zeit, da Tausende von pädagogischen Traktätchen den Markt überschwemmen, ist es ein hoher Genuß, ein pädagogisches Werk zu lesen aus der Feder eines gereiften Mannes, der wissenschaftlich und pädagogisch auf der Höhe der Zeit steht und nun die Erfahrungen einer dreißigjährigen unterrichtlichen Tätigkeit an verschiedenen höheren Lehranstalten Preußens zusammenfaßt und auf der Grundlage eines reichen literarischen Materials verarbeitet. Der Verfasser ist als Schriftsteller auf dem Gebiete der Botanik (sowohl wissenschaftlich als pädagogisch) seit langer Zeit rühmlich bekannt. Abgesehen von den Programmen der Anstalt, an der er ein Vierteljahrhundert eine segensreiche Wirksamkeit entfaltet (Landwirtschaftsschule zu Weilburg an der Lahn), die schon durch ihren sorgfältig ausgearbeiteten Lehrplan fleißige pädagogische Arbeit erkennen lassen, und den Lehrbüchern der Botanik, die er verfaßt oder an denen er mitgearbeitet hat, sei hier nur auf eine seiner neuesten Schriften von allgemeinerem Interesse verwiesen: Die Bakterien und Hefen, insbesondere in ihren Beziehungen zu Haus- und Landwirtschaft, zu den Gewerben, sowie zur Gesundheitspflege nach dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft gemeinverständlich dargestellt. Berlin 1904 (besprochen von C. Rengel in Natur und Schule 1904, Heft 10, S. 475). Der Verfasser gibt sich — da alle in der Literatur vertretenen Richtungen berücksichtigt sind — der Hoffnung hin, den Seminarien sowohl an höheren Lehranstalten als auch denen für Volksschullehrer einen Dienst zu tun; manches, meint er, sei auch für die Hochschule verwertbar. In dieser Hoffnung hat sich der Verfasser, glaub' ich, nicht getäuscht. Ueber seine Absichten gibt er in der Einleitung seines Buches, das mit einem sorgfältig gegliederten Inhaltsverzeichnis beginnt (S. VII und VIII), genaue Auskunft: seine Methodik soll eine pädagogische Monographie im Sinne Herbarts und Zillers sein, die ein ziemlich eng begrenztes Gebiet behandelt, und zwar einen Unterricht, dem auf den meisten Bildungsanstalten ein geringe Zahl von Stunden zugemessen, der aber, obgleich immer noch eine Art von Stiefkind, dennoch nicht unwichtig ist, sondern reichen Segen zu stiften vermag, wenn er planmäßig nach einheitlichen Gesichtspunkten betrieben wird. Unter Aufstellung von logisch und psychologisch begründeten Gesichtspunkten will er namentlich jüngeren Lehrern den seiner Ueberzeugung nach unter jetzigen Verhältnissen besten Weg zeigen, auf dem sie ihren Schülern nicht allein in möglichst kurzer Zeit möglichst viele und wertvolle botanische Kenntnisse vermitteln, sondern sie gleichzeitig ethisch fördern können. — Der I. (analytische) Teil des Werkes gliedert sich in einen empirischen und einen theoretischen Abschnitt. Im ersteren wird auf Grund der behördlichen Bestimmungen eine Uebersicht gegeben über den gegenwärtigen Stand des botanischen Unterrichts in Preußen, und es werden die Forderungen aufgeführt, die an ihn auf verschiedenen Kongressen gestellt worden sind. Der theoretische Abschnitt behandelt den Zweck des Unterrichts überhaupt, die Mittel, diesen Zweck speziell im botanischen Unterricht zu erreichen (1. botanische, 2 pädagogische Gesichtspunkte: a) Verhältnis des botanischen Unterrichts zur formalen und materialen Willensbildung, b) das Lehrverfahren, c) der Lehrgang) und die Stellung des letzteren im allgemeinen Lehrplan. Die Pflanzengeographie weist der Verfasser in Uebereinstimmung mit H. Matzat (Methodik des geographischen Unterrichts) nicht dem botanischen, sondern dem geographischen Unterricht zu. „Der botanische Unterricht wird dem pflanzengeographischen wohl wirksam vorarbeiten, ihn aber nicht in seinen eigenen Lehrstoff aufzunehmen haben.“ (S. 48.) Hinsichtlich der Ausdehnung der botanischen Kenntnisse stellt Kienitz-Gerloff folgende Grundsätze auf, die gewiß allgemeine Billigung finden werden. Da diesem Unterricht nur eine beschränkte Zeit zur Verfügung steht und stehen kann, so muß in ihm (S. 49) wie in jedem anderen Unterricht das Angenehme dem Nützlichen, dieses dem Notwendigen nachstehen. Auf den botanischen Unterricht

überträgt er mit Recht Matzats Anschauungen bezüglich des geographischen: Es ist keineswegs unbedingt notwendig, daß der Schüler alle diejenigen materialen Kenntnisse besitze, die er braucht, brauchen wird oder brauchen könnte. Es kann vielmehr genügen, wenn er in den Stand gesetzt wird, sich diese Kenntnisse augenblicklich zu verschaffen, sobald er sie braucht. — Der II. (synthetische) Teil des Werkes ist nicht minder anregend als der erste (1. vorbereitender Kurs; 2. morphologisch-systematischer, 3. physiologisch-anatomischer, 4. kryptogamischer und sexual-physiologischer Kurs). Wer des Verfassers übrige Werke kennt, findet in ihm manches Bekannte. Er legt Zeugnis davon ab, wie gründlich Kienitz-Gerloff alle einschlägigen Fragen durchdacht, praktisch erprobt und mit den Ansichten anderer Forscher verglichen hat. Hier läßt sich nicht über einzelnes Bericht erstatten, hier gilt es selbst lesen! Kein Freund der Natur und Naturwissenschaft, kein Lehrer der Botanik und niemand, der für Methodik des Unterrichts Interesse und Verständnis hat, wird dieses Buch, ohne reiche Anregung empfangen zu haben, aus der Hand legen. Diese Methodik des botanischen Unterrichts wird sich ebenbürtig neben Matzats Methodik des geographischen Unterrichts stellen können!

Dr. A. Kraemer.

Unser Oberndorf. Eine Geschichte für junge Mädchen von Theodolinde von Paschwitz mit Illustrationen von M. Schmöle-Loretz. Dresden 1905.

Eine Geschichte für junge Mädchen legt uns die durch mehrere größere und kleinere Erzählungen rühmlichst bekannte Verfasserin auf den Weihnachtstisch. Wenn „die Lehrerin in Schule und Haus, Leipzig 1898“ von ihrem ersten größeren Werke „Mechthildis“ sagt: „Eines der wenigen Bücher, die fürsorgende Liebe beruhigt in die Hände eines jungen Mädchens (von 16—20 Jahren) legen kann, ist vorliegendes.... Einen besonderen Zauber verleiht dem Buche der ihm entströmende Hauch von Seelenreinheit und Edelsinn“, so ist damit zum guten Teil auch das oben genannte dritte der größeren Werke unserer begabten Verfasserin gekennzeichnet. Während ihr zweites Werk „Versunken Eiland“ eine Art Liebes- und Leidensroman, einfachster und zartester Art zur Darstellung bringt, haben wir es hier mit der Geschichte einer Frau und ihrer zahlreichen Kinder zu tun. Die Witwe übernimmt nach dem frühen Tode des Gatten und Vaters das von mütterlicher Seite stammende Familiengut, sieht sich aber, da die Bewirtschaftung des Guts Jahr für Jahr mehr Verlust bringt, schließlich gezwungen, das Gut mit Schaden zu verkaufen. In allem ihren Tun und Denken tritt edle Gesinnung, Sanftmut und Gottergebenheit zutage. Die Lebensschicksale und Charakterzüge der braven Kinder, besonders der (vielen) Mädchen sind geschickt und mit psychologischer Feinheit gezeichnet, offenbar nach Vorbildern, die ihrem feinfühlenden Herzen und klaren Verstand die nächste Umgebung bot. Die Verfasserin steht auf echt christlichem Standpunkt und ist frei von konfessioneller Engherzigkeit; die Sprache ist edel, der Stil fließend. Eine kleine Anzahl sprachlicher Härten, sowie Versehen in Bezug auf Grammatik und Interpunktion lassen sich leicht ausmerzen. Alles in allem kann die Lektüre des Buches, dem leider der empfehlende Einband fehlt, nicht bloß den reiferen Mädchen, sondern auch dem erfahrenen Alter mit bestem Gewissen dringend empfohlen werden. Unter den Weihnachtsgaben wird es somit vielen hochwillkommen sein.

Prof. Rubner.

✠

Allgemeine Rundschau.

Erklärung.

Das wissenschaftliche Referat, welches ich in der Passauer theologischen Monatsschrift Band 14 S. 749 bis 760 über den zweiten Band von Otto Sickenbergers „Kritischen Gedanken“ gegeben habe, wird in der Beilage Nr. 251 S. 213 unter dem Titel „ein Beispiel ultramontaner dialektischer Spiegelfechterei“ einer Besprechung unterzogen, welche ich nicht ohne Erwiderung lassen kann. Ich anerkannte in meinem Referate ausdrücklich die edlen Absichten Sickenbergers, und versäumte es nicht, der Person des Autors in jeder Beziehung gerecht zu werden. Das konnte mich nicht hindern, auf die Mängel seiner Methode und die Fehlschlüsse seiner Kritik hinzuweisen. Ich habe in meiner Schrift „Der Friedensplan des Leibniz zur Wiedervereinigung der getrennten christlichen Kirchen“ den Grundsatz verfochten, daß dem religiösen Frieden, also unserer höchsten vaterländischen Aufgabe, nur gedient werden kann durch eine wahrhaft wissenschaftliche Beurteilung der religiösen Gegensätze, welche den Streit vom Gebiete des Persönlichen hinweg auf das der Ideen einschränkt. Ich habe darauf hingewiesen, wie in allen wirklich großen und wissenschaftlichen Beurteilungen der religiösen Gegensätze die treibenden Ideen es sind, welche ins Auge gefaßt werden, als die eigentlichen, kirchenspaltenden Mächte, und wie von diesem Standpunkt aus alles Kleinliche und Individuelle verschwindet und ein Schuldabladen auf Personen und Parteien vermieden wird. Ich habe hierin von hervorragender protestantischer wie katholischer Seite Zustimmung gefunden (vgl. R. Seeberg, Neue Preußische Zeitung Nr. 157 2. Beilage; Domkapitular Dr. Seltmann in der wissenschaftlichen Beilage zur Germania Nr. 41 und 42 d. J.). In meinem Referate über Sickenbergers Schrift habe ich Beispiele solcher großzügiger, wissenschaftlicher Kritik aus Möhler, Schell, Harnack, Loisy angeführt. Ich habe diesen Beispielen gegenüber gezeigt, daß die Sickenbergersche Betrachtungsweise nicht tief genug geht, daß sie es versäumt, in wirklich philosophischer Weise in den Einzelerscheinungen des kirchlichen Lebens die leitende Idee zu erkennen und herauszustellen. Ich habe unter Hinweis auf Schlicht und H. Riehl betont, daß ich an Sickenberger das warme Verständnis für die berechtigte Eigenart der altbayerischen Volksreligiosität vermisse, in welcher Kirchenbrauch und Landessitte einander so schön und innig umranken, und daß Sickenberger vieles als Auswuchs religiösen Lebens erscheint, was es nicht ist. Ich habe namentlich getadelt, daß Sickenberger Auswüchse des Betschwestertums mit den wissenschaftlichen Grundlagen des Katholizismus verwechselt, und daß deshalb sein Bild vom katholischen Leben und Denken kein getreues, wissenschaftliches Bild des Katholizismus ist. Ich habe besonders auch den Nachweis erbracht, daß Sickenbergers Darstellung der katholischen Idee der Sittlichkeit und des Zölibats ein Zerrbild ist, welches ganz falsche Vorstellungen in Fernstehenden erwecken muß. An all diesen Aufstellungen muß ich aus wissenschaftlichen Erwägungen festhalten; sie öffentlich auszusprechen, hielt ich für meine Pflicht, weil an einer wahren und wissenschaftlichen Darstellung der religiösen Gegensätze in unseren Tagen nur allzuviel gelegen ist. — Ich halte diese kurze Darlegung gegenüber den Angriffen des „Persicus“ für genügend und möchte nur noch bemerken, daß die Ausführungen aus meinem Referate von dem erwähnten Kritiker aus dem Zusammenhang gerissen und dadurch in sinnstörender Weise entstellt sind.

Passau. Prof. Dr. Kiefl.

Replik des Herrn Referenten.

1. Die Friedensakkorde des Eingangs im Zusammenklang mit Leibniz und Möhler u. s. w. stehen in keinem inneren notwendigen Zusammenhang mit dem Buche Dr. Sickenbergers, welcher keine konfessionelle Polemik treibt, sondern als Katholik Mißstände im Katholizismus darlegt.

2. Die zitierten Entgleisungen des Aufsatzes sind keineswegs aus dem Zusammenhang gerissen oder entstellt, sondern mit voller Objektivität herausgehoben, wie ein einfacher Blick in den Aufsatz zeigt.

3. Die Fälle der Entartung des Kultuslebens, welche Dr. Sickenberger namhaft macht, bewegen sich nicht auf dem Grenzgebiete, wo Kirchenbrauch und Landessitte ineinanderfließen, daher ist die Hereinziehung von H. Riehl und Schlicht völlig deplaciert.

4. Die Tendenz, die katholische Reformbewegung in einem ihrer besten literarischen Vertreter zu diskreditieren, ist durch die „wissenschaftliche“ Einkleidung nur schlecht verhüllt.

Persicus.



Jahrgang 1904. München, Samstag, 12. November. **Nummer 260.**

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Zum Kontinent des eisigen Südens.

Nach Rückkehr der Deutschen Südpolar-Expedition, die auf dem „Gauß“ unter der Leitung Erich v. Drygalskis in den Jahren 1901—1903 in den dunkelsten Teil der Antarktis vorgedrungen war, wurden manche absprechende Urteile über ihre Leistungen hörbar. Wissenschaftliche Kritiker, denen lediglich das von ihnen bebaute Feld am Herzen liegt, beklagten sich über vermeintliche Unterlassungen der Expedition auf diesem Forschungsgebiete; nautische „Sachverständige“ gaben ein recht oberflächliches Urteil über die seemännischen Leistungen des Schiffsführers ab; Vergleiche mit den blendenden Ergebnissen anderer arktischer Unternehmungen wurden gezogen und sensationelle Schilderungen von besonderen Gefahren und Abenteuern wurden vermißt. Am meisten aber wurde bedauert, daß es dem deutschen Schiff nicht gelungen sei, einen Rekord hinsichtlich des Vordringens in südliche Breitengrade zu erreichen. Die Rekords, welche von der „Fram“ und der „Stella Polare“ im Norden errungen worden waren und die fürs erste wohl nicht zu überbieten waren, lagen manchem biederen Deutschen auf den Nerven. Die schwarz-weiß-rote Flagge sollte, so meinten sie, nun wenigstens im Süden in der höchsten bisher erreichten Breite wehen. Die Polarfahrten haben ja überhaupt in den Augen recht vieler Leute, darunter leider auch mancher Forscher, den Charakter eines Rennens nach den beiden Polen angenommen; dem Rivalen um eine Nasenlänge, d. h. einige Gradminuten, vorzukommen, gilt als höchstes Ziel und der eigentliche, nämlich der wissenschaftliche Zweck der Fahrt wird dabei in den Hintergrund geschoben.

Es ist erfreulich, daß den Teilnehmern an der Deutschen Südpolar-Expedition weder bei ihrer Ausfahrt und ihren Arbeiten dieses Ziel vorschwebte, noch daß sie sich nach ihrer glücklichen Heimkehr durch die absprechenden Urteile über ihre Leistungen im geringsten berührt fühlten. „Wir freuen uns des Erreichten und der Erlebnisse, die wir gehabt,“ sagt Erich v. Drygalski in dem großen und schönen Werke, das er soeben über die Fahrt des „Gauß“ herausgegeben hat.[1]) „Nur der Blick aufs Ganze kann ja richtige Urteile bringen, und im besonderen auch bei unserer Expedition. Sie hat der Gesamtheit der Wissenschaften und der Summe menschlichen Könnens gedient und will auf dieser Grundlage beurteilt werden. Gerade darin liegt ja der höchste Reiz eines solchen Unternehmens, daß es die verschiedenen Zweige des Wissens miteinander verbindet und die Wissenschaft mit der Praxis berührt. Manche Schulmeinungen stürzen dabei dahin und Erfolge, die aus heimischen Verhältnissen stammen, kommen in der Weite des großen Unbekannten zu Fall, um aus dem ewigen Born der Natur an ihrer Stelle Neues erscheinen zu sehen.“

Von diesem Standpunkte aus muß auch das Reisewerk betrachtet werden, das uns Erich v. Drygalski unter der freudigen Mitwirkung seiner Reisegefährten jetzt vorlegt. „Zum erstenmal auf diesem Felde ein deutsches Buch!“ — sagt der Verleger ganz richtig in seiner den stattlichen Band begleitenden Zuschrift. Nicht nur weil sein Inhalt von deutschem Forscherfleiße und deutscher Ausdauer erzählt, sondern besonders, weil es in der ganzen Einfachheit und Liebenswürdigkeit seiner Darstellung, in der vornehmen Bescheidenheit und Zurückhaltung, die der Herausgeber dabei hinsichtlich seiner eigenen Person beobachtet, in der strengen Sachlichkeit, mit der alle Erlebnisse und Arbeiten geschildert werden, und nicht zuletzt in dem fröhlichen Humor, der hier und da aus der Erzählung herausleuchtet, unsere besten nationalen Eigenschaften widerspiegelt. Ich kenne keine unter den hervorragenden Reisebeschreibungen des letzten Jahrzehnts, die so wie dieses Werk über die Deutsche Südpolar-Expedition sich gänzlich fernhält von der Betonung sensationeller Erlebnisse und von der Herausarbeitung der persönlichen Leistungen des Reisenden zu einer Darstellung im wirkungsvollsten Hochrelief. Eine Arbeitsvereinigung der schönsten und idealsten Art wird uns vor Augen geführt, eine Gemeinsamkeit, in der — von kleinen, rasch überwundenen Störungen abgesehen — ein jeder am richtigen Platze zu stehen schien und ein jeder den ihm übertragenen Teil der großen Aufgabe mit Aufopferung etwaiger persönlicher Nebenbestrebungen und unter dem steten Hinblick auf das Ganze durchführte. Das Ineinandergreifen von wissenschaftlicher Forschung und praktischer Betätigung menschlicher Geschicklichkeit bildet in der Tat, wie der Herausgeber des Werkes ganz richtig betont, den höchsten Reiz eines jeden solchen Unternehmens; es kann aber in der nachträglichen Schilderung nur packend auf den Hörer und Leser wirken, wenn auch die rein menschlichen Eigenschaften der Teilnehmer, die es allein ermöglichen, zur Geltung gebracht werden. Und dies ist in diesem Werke durchaus der Fall. Es fesselt nicht am wenigsten dadurch, daß die Ereignisse der Fahrt häufig in ihrer Einwirkung auf die Fahrtgenossen dargestellt oder daß diese in ihren Lieblingsbeschäftigungen, in ihren besonderen persönlichen Leistungen, zuweilen auch in ihren zur Belebung der Gesellschaft beitragenden Eigentümlichkeiten geschildert werden. Dadurch erhält der Ton des ganzen Buches etwas außerordentlich Gemütliches und Liebenswürdiges; das Persönliche und Menschliche kommt neben den äußeren Ereignissen der Fahrt vollauf zur Geltung; die Ereignisse werden erzählt, wie sie dem Erzähler selbst oder seinen Genossen zu Erlebnissen wurden. Und nur das „Er-

[1]) Zum Kontinent des eisigen Südens. Von Erich v. Drygalski. Deutsche Südpolarexpedition. Fahrten und Forschungen des „Gauß“ 1901—1903. Verlag Georg Reimer, Berlin. 700 Seiten mit 400 Abbildungen und 15 Tafeln und Karten. Preis geh. 18 M., geb. 20 M.

lebnis" im vollen Sinne dieses Wortes ist es ja, das uns bei solchen Schilderungen gefangen nimmt.

„Niemand wird den wahren Inhalt einer Expedition erkennen, der bei dem einzelnen verharrt und nicht auf das Ganze sieht," heißt es in dem Vorwort des Werkes. In dem Zusammenwirken der verschiedenen Kräfte, der Wissenschaft, der Schiffahrt, der Technik und des praktischen Lebens, ist dieses Ganze zu suchen. Deshalb geht das Bestreben der Drygalskischen Darstellung dahin, lediglich die Richtungen klar heraustreten zu lassen, in denen sich die Arbeiten der einzelnen Teilnehmer bewegten, und nur hin und wieder von den Ergebnissen dieser Arbeiten zu reden. Deshalb sind die Vorbereitungen zu der Fahrt ebenso ausführlich behandelt worden wie die Reise bis zur Antarktis und die Rückkehr von dort, oder wie der Aufenthalt an dem eisigen Kontinent selbst. „Denn wie das eine äußerlich nicht ohne das andere bestehen kann, so ist es auch innerlich auf das engste mit ihm verbunden. Die herrlichen Eindrücke, die wir im hohen Süden gehabt, konnten wir nur verstehen und nutzen, weil wir ihre Spuren schon von den Küsten der Heimat und auch vorher gesucht hatten." So ist eine Reisebeschreibung entstanden, die sich in ihrer besonderen Art der Darstellung durchaus nicht an bestimmte Vorbilder anschließt, wie dies ja auch bei der Expedition nicht der Fall war, die aber dafür ein umfassendes und lebhaftes Bild von einer Art von wissenschaftlichem Argonautenzug gewährt, der aus einem unleugbaren Expansionsbedürfnis unseres Volkes herausgeboren wurde. Eine Reisebeschreibung, die so recht ein Volksbuch im schönsten und reinsten Sinne dieses Wortes zu werden verspricht, denn sie erzählt uns von dem mutigen Vordringen einer jugendlichen Schar von Söhnen unseres Volkes in dunkle und gefahrvolle Fernen; sie führt uns die begeisterte Aufnahmefähigkeit für neue Eindrücke und die unbezähmbare Arbeitsfreudigkeit dieser Schar vor die Augen; sie plaudert in anmutigster Weise von dem frischen Leben, das aus ernsten wissenschaftlichen Untersuchungen und aus dem tausendfältigen Beobachten der Naturerscheinungen entsproß.

*

Der Gedanke, sich an der von verschiedenen Nationen geplanten Erforschung der Südpolargegend mit deutschen Schiffen zu beteiligen, wurde zum erstenmal auf der Versammlung deutscher Naturforscher in Bremen im Jahre 1895 in ernsthafte Erwägung gezogen. Er führte dort zur Bildung einer ständigen Kommission, an deren Spitze G. v. Neumayer stand. Angeregt wurde er durch die Vorträge E. v. Drygalskis und Ernst Vanhöffens, die gemeinsam schon einige Jahre vorher im Auftrage der Berliner Gesellschaft für Erdkunde nach Grönland gezogen waren, um die dortige Eiszeit zu studieren. Innerhalb der Kommission bildete sich bald ein Aktionskomitee, das aus den Herren Hans Meyer (Leipzig), Eugen Oberhummer (München) und Karl Graf v. Linden (Stuttgart) bestand und dem die Aufgabe oblag, die Beschaffung von Geldmitteln praktisch in die Hand zu nehmen. Diese Aufgabe wurde zunächst durch die Veranstaltung von Sammlungen privater Beiträge in fast allen größeren Städten Deutschlands zu lösen gesucht, blieb aber immerhin noch weit von ihrem erwünschten Ziele, bis im Jahre 1898 sich das „folgenschwere Ereignis vollzog, welches für die Verwirklichung und die ganze Entwicklung der Expedition von grundlegender Bedeutung wurde, nämlich die Bekundung der Geneigtheit zur Förderung des Unternehmens durch die kaiserliche Marine." Es war der jetzige Konteradmiral (damals Kapitän zur See und Chef der nautischen Abteilung des Reichsmarine-Amts) Friedrich Graf v. Baudissin, der den Gedanken vertrat und energisch aussprach, daß die Marinen aller großen Seemächte durch die Mitwirkung an solchen Unternehmungen ihre nautischen Kräfte geschult und erprobt, ihren Aufschwung begründet haben; „man muß die Meere kennen, um sie beherrschen zu können". Durch sein praktisches und feuriges Eingreifen in die Vorarbeiten der Kommission wurde zugleich der Blick auf die nationalen Interessen im weitesten Sinne gerichtet. Die Beteiligung des Reiches an einem derartigen wissenschaftlichen Unternehmen schien ihm nicht nur für das Gedeihen dieses Unternehmens selbst, sondern auch für die Bekundung unserer heranwachsenden Seemachtstellung unerläßlich. Noch sind uns die begeisternden Worte in lebhafter Erinnerung, die dieser hervorragende deutsche Seeoffizier hier in München zur Befürwortung des geplanten Unternehmens als einer nationalen Aufgabe in der glänzenden Versammlung sprach, die dem späteren Leiter, E. v. Drygalski, Gelegenheit gab, seinen wissenschaftlichen Plan auch vor süddeutschen Hörern zu entwickeln. Eine rege Tätigkeit wurde durch dieses frische Hervortreten der vorbereitenden Kräfte in die breite Oeffentlichkeit eingeleitet. Die Privatsammlungen belebten sich zusehends und der ausschlaggebende Gedanke, die maßgebenden Kreise des Reiches für den Plan zu interessieren, eine Reichsunterstützung zu erlangen, gewann Gestalt und Förderung, am meisten und wirksamsten wohl durch das rege Interesse, das der um die Förderung idealer Bestrebungen so hochverdiente Minister Graf von Posadowsky auch diesem Unternehmen entgegenbrachte. Die Ueberzeugung, daß es sich um eine nationale Pflicht bei einer internationalen Aufgabe handle, wo Deutschland nicht zurückbleiben dürfe, ließ allmählich alle finanziellen Bedenken in den Hintergrund treten, und Kaiser wie Reichstag begegneten sich schließlich in dem Beschlusse, die Kosten einer im Jahre 1901 zu entsendenden Südpolar-Expedition auf den Reichshaushaltsetat zu übernehmen. Diese Kosten wurden, da der ursprüngliche Plan, zwei Schiffe auszusenden, auf den Vorschlag E. v. Drygalskis hin fallen gelassen wurde, und nur ein Schiff und daneben die Einrichtung einer meteorologischen Station auf den Kerguelen in Betracht kam, auf 1½ Mill. M. festgesetzt, von denen 40,000 M. durch die Ergebnisse der Privatsammlungen gedeckt waren. Im Herbst 1899 konnte diese Entscheidung des Reiches als sicher angesehen werden, und E. v. Drygalski, der von Anfang an als Leiter der Expedition in Aussicht genommen war, konnte daran gehen, den Auftrag zum Bau des Schiffes zu geben und die Auswahl der wissenschaftlichen und nautischen Mitarbeiter vorzunehmen.

Wir haben diese Vorgeschichte der Expedition nochmals in großen Zügen wiedergeben zu müssen geglaubt, weil aus ihr hervorgeht, daß das deutsche Volk in seiner Gesamtheit und in seiner Vertretung durch Kaiser und Reichstag an dem Zustandekommen des Unternehmens sich beteiligte. Es war in der Tat ein Unternehmen von eminent nationalem Charakter, das hier ins Leben trat. Aus den Erwägungen und Vorarbeiten deutscher Forscher geboren, von der gesamten deutschen geographischen Wissenschaft mit Begeisterung aufgenommen, von weiten Kreisen des Volkes mit Sympathie begrüßt und gefördert, und schließlich von dem Reiche in seine Arme genommen, ging es rasch und unter dem frischen Regen aller beteiligten Kräfte seiner Ausführung entgegen. Das Expeditionsschiff wurde auf einer deutschen Werft (den Howaldt-Werken in Kiel) gebaut, alle Ausrüstungsgegenstände, alle Instrumente, Kleidung und Proviant in den verschiedensten Teilen unseres Vaterlandes in mustergültiger Weise hergestellt; eine arbeitsfreudige Schar von jungen deutschen Gelehrten schloß sich um den ebenfalls noch jugendlichen Leiter zur Erfüllung der wissenschaftlichen Aufgaben; aus den erprobten Kräften unserer Handelsmarine konnten der Schiffsführer (Kapitän Ruser) und seine Offiziere gewonnen werden. Und der Name des großen deutschen Mathematikers Karl Friedrich Gauß, der durch seine Abhandlung über den Erdmagnetismus die letzten großen Erfolge im Südpolargebiet, die Expeditionen der Engländer unter J. C. Roß, der Franzosen unter Dumont d'Urville, und der Amerikaner unter Wilkes indirekt veranlaßt hatte, schwebte wie ein Glücksstern über dem ganzen Unternehmen. Als ein echtes Kind unseres Volkstums, des frischen Unternehmungsgeistes, der die deutsche Wissenschaft und die deutsche Seefahrt beseelt, trat die Expedition ihre Reise an, und die Teilnahme der weitesten Kreise, nicht nur der wissenschaftlichen, begleitete sie, als der „Gauß" am

11. August 1901 in Kiel die Anker lichtete und in das Unbekannte hinausfuhr.

*

Volle anderthalb Jahre, vom Ende des Jahres 1901 bis Ende Mai des Jahres 1903, blieb man in Deutschland über das Schicksal des „Gauß“ und seiner Insassen im Ungewissen. Mit der Abfahrt von den Kerguelen nach Süden zu war die kleine, wagemutige Schar in das Reich der unberechenbaren Möglichkeiten eingetreten, aus dem keine Kunde in die Heimat dringen konnte. In langer Winterhaft an der vereisten Küste des südlichen Kontinents mußten die Schiffsgenossen der Gefahr des dauernden Abgeschnittenseins von jedem menschlichen Leben ins Auge schauen lernen. Schon hatte man in Deutschland ein zweites Schiff angekauft, das die Verlorenen aufsuchen, den im ewigen Eise Eingeschlossenen Hilfe bringen sollte. Da traf, wie ein Lichtblitz, der unerwartet durch die Wolken bricht, am zweiten Pfingstfeiertag des Jahres 1903 in Berlin die Depesche ein, welche die Ankunft des „Gauß“ an der südafrikanischen Küste, in Durban, meldete. Ein unbeschreiblicher Jubel wurde bei dieser Botschaft in ganz Deutschland wach: die kühnen Forscher glücklich heimgekehrt aus dem Bereiche der Schneestürme und des Eises! Zugleich aber auch regte sich die freudige Erwartung: welche neue Kunde werden sie uns zu bringen haben aus jenen geheimnisvollen Erdstrichen! Und diese Kunde ließ nicht allzu lang auf sich warten, denn nach wenigen Wochen schon trafen die vorläufigen Berichte des Expeditionsleiters über die Erlebnisse der Fahrtgenossen, über das Neue, was sie gesehen und wissenschaftlich untersucht, im Vaterlande ein. Sie wurden im Fluge verbreitet, mit Eifer gelesen und gehört. Seit langer Zeit nicht hatte man mit solcher Begier die Nachrichten von fernen Fahrten erwartet und entgegengenommen.

So mag es wohl im grauen Altertum gewesen sein, wenn seefahrende Männer, die aus ihrer Vaterstadt in die ungewisse Ferne hinausgezogen waren, nach langem Ausbleiben wieder in den heimischen Hafen zurückkehrten. Dann strömte das Volk voll Begier zu den von Sturm und schwerem Wetter hart mitgenommenen Schiffen am Strande und empfing die glücklich Gelandeten mit Jubel und Glückwünschen und mit stürmischen Fragen. Aber nur mit kurzem und vorläufigem Bescheide konnten die Heimkehrenden das erste Ungestüm der auf sie eindrängenden Neugierde befriedigen. Die Orte wohl nannten sie, die sie zum erstenmal gesehen, und die neuen Länder, die ihr Fuß früher noch nie betreten; doch wie es ihnen Tag für Tag ergangen und die erstaunlichen Einzelheiten ihrer Erlebnisse erzählten sie erst später, wenn die heimgebrachten Güter geborgen waren und die Freunde in den langen Abendstunden auf dem Markte nun sich um sie scharten zu behaglichem Lauschen.

Auch die seefahrenden Männer des „Gauß“ haben bisher nur das Wesentliche von ihrer Forschungsreise und nur die großen Umrisse des Erlebten, des Geschauten und des Neugefundenen mitteilen können. Daß sie einen neuen Zugang zu dem noch in den dichten Nebel des Unbekanntseins gehüllten Erdteil im Süden gefunden (die sogenannte Kerguelen-Route); daß sie schon nach zweiwöchiger Reise nach ihrer Abfahrt von den Kerguelen auf den Eisrand gestoßen, der dem südlichen Kontinente vorliegt, und nach abermals zwei Wochen des mühsamen Schiffens zwischen Eisschollen, Eistrümmern und Eisbrei auf ihrem energischen Vorstoße nach Süden den Sockel des Küstenstriches erreichten, der zwischen Knox-Land und Kemp-Land liegt; daß sie dicht am Südpolarkreis vor einer weiten Bucht (der Posadowsky-Bai) für ein volles Jahr einfroren und mitten im Eise Winterquartier bezogen, daß sie den im Hintergrund dieser Bucht liegenden vulkanischen Berg (den Gauß-Berg) auf mehreren Schlittenreisen genau erforschten und Einblick in das hinter ihm liegende vereiste Land (das Kaiser Wilhelm II.-Land) gewannen; daß sie dann, zu Beginn des Februar 1903, durch den arktischen Sommer aus ihrer Eiseshaft befreit, vergeblich noch einen weiteren Vorstoß nach Süden unternahmen, um schließlich den schweren, aber notwendigen Entschluß zu fassen, wieder den Kurs nach Norden einzuschlagen — alle diese Umrisse ihrer Reise und wohl auch manche Einzelheiten, die in den ersten Berichten mit unterfließen konnten, haben die Männer des „Gauß“ den begierig auf Kunde von ihrer Fahrt wartenden Volksgenossen schon mitgeteilt. Aber noch fehlte diesen die zusammenhängende Erzählung von den näheren Erlebnissen der Expedition, an deren Zustandekommen und Schicksalen ja ganz Deutschland den lebhaftesten Anteil genommen hatte. Gerade weil diese Forschungsreise eine Frucht unseres in größere Weiten schweifenden nationalen Fühlens genannt werden kann, weil ihre Teilnehmer sich wohl als die vom ganzen Volke ausgesandten Erkundiger eines unbekannten Landes ansehen konnten, wird nun auch die eingehende Schilderung ihrer Erlebnisse und Eindrücke einen weiten Widerhall im ganzen Volke finden.

Und die Art, wie E. v. Drygalski diese Erlebnisse und Eindrücke darstellt, ist in der Tat auch geeignet, solchen Widerhall zu wecken. Er gleicht dem einfachen und treuherzigen Erzähler, der in alten Zeiten auf dem Markte, umringt von einer eifrig lauschenden Menge, ihr von seinen Fahrten in fremden Ländern und Meeren vorplauderte. Er gleicht aber auch darin dem Seefahrer aus den naiveren Perioden unserer Kultur, daß er noch mit offenen Sinnen und freudigem Auge die Wunder der Welt anschauen, in sich aufnehmen und scharf beobachten kann. Und diese Eigenschaft wird seine Darstellung wohl bald zu einem Lieblingsbuche unseres Volkes machen. Denn nichts dünkt ihm zu klein und zu unbedeutend, um nicht davon mit liebevoller Wärme zu erzählen. Die Natur in allen ihren Erscheinungen ist ihm gleich befreundet, mögen sie nun Wolkenzüge oder Eisbildungen oder erdmagnetische Ströme sein; das reiche Leben in den Tiefen des Meeres und das kümmerliche auf den nackten, eisumgürteten vulkanischen Felsen des südlichen Kontinents fesselt seinen und seiner treuen Arbeitsgenossen Blick mit gleicher Stärke wie die tropische Kultur, die sie auf der Hin- und Rückfahrt durchkreuzen; von den harmlosen Pinguinen, die neben den Robben die einzigen Bewohner des ewigen Eises sind, weiß er ebenso anziehend und humoristisch zu plaudern wie von den Hunden, die den Forschern auf dem Schiff und bei den Schlittenreisen die unentbehrlichen Begleiter und Helfer sind. Alles individualisiert sich ihm und gewinnt dadurch in seiner Darstellung Leben und Farbe. Eine Fülle von kleinen traulichen Zügen aus dem täglichen Leben wie aus den ohne Unterbrechung angestellten Beobachtungen der ewig wechselvollen Natur umrankt den ruhig fortlaufenden Fluß der Erzählung, die sich wohl auf sorgsam geführte Tagebücher aufbaut, und neben den zahlreich eingestreuten naturkundlichen Bemerkungen, zu denen die tägliche Forscherarbeit Anstoß gibt und die uns in ihrer Gesamtheit vollen Einblick in die reiche wissenschaftliche Ausbeute der Expedition auf fast allen Gebieten gewähren, ziehen sich die Aeußerungen über den Gemütszustand der Fahrtgenossen hin, über ihre oft wechselvollen Stimmungen, über ihr Hangen und Bangen in schwebender Pein, über schwere und verantwortungsreiche Entschlüsse, die der Erzähler selbst in kritischen Lagen fassen mußte.

So ist es ein volles Leben, das in diesem Reiseberichte an uns vorüberströmt. Nicht für die sogenannten Fachleute ist das Buch geschrieben — ihnen wird durch die schon im Gange begriffene Bearbeitung des wissenschaftlichen Beobachtungsmaterials Genüge geschehen —, sondern für die breiten Kreise des gebildeten Volkes, die an den Geschicken der Expedition mit Freude und eine Zeitlang mit banger Sorge Anteil nahmen. Für sie auch ist der reiche Bilderschmuck berechnet, mit dem das Werk ausgestattet ist. Er entstammt den Sammlungen von Photographien, die durch mehrere Mitglieder der Expedition in regelmäßiger Folge und in reichster Fülle, zum größten Teile auch in wundervoller Ausführung aufgenommen wurden. Durch diese Bilder gewinnt natürlich die Darstellung ganz außerordentlich an Anschaulichkeit und Belebtheit; doch hätte sie es kaum nötig gehabt, denn schon die Erzählung an sich erfreut sich in hohem Grade dieser Eigenschaften. Sie ist anschaulich und belebt, ohne doch jemals ins Triviale zu

fallen; denn das eigentliche Ziel der Expedition, die Erforschung eines unbekannten Landes und Meeres, läßt sie bei aller Anmut nie aus dem Auge. Nach dieser Seite hin gewährt sie auch dem Laien ein reiches Material an neuen und interessanten Naturbeobachtungen und eine Fülle von Einblicken in die ernste wissenschaftliche Forschung.

Die Darstellung der Methoden dieser Forschung und zum Teil — soweit es eben möglich ist — auch ihrer Ergebnisse vor einem größeren, nicht fachwissenschaftlich gebildeten Kreise war ja überhaupt von vornherein der Zweck der Reiseschilderung. „Persönliche Erlebnisse und Abenteuer", so sagt der Verfasser im Vorworte, „wie man ihnen in unbekannten Verhältnissen immer begegnet, mögen auch zur Darstellung kommen, soweit sie positive Erfahrungen bieten und zu zeigen vermögen, wie man Schwierigkeiten überwindet, um zum Ziele zu gelangen." Es ist aber das Schöne in diesem Buche, daß die persönlichen Erlebnisse fast durchweg positive Erfahrungen bieten, daß wir ernstes Forschertum und fröhliches, unbefangenes Menschenleben in dem Leiter wie in den Teilnehmern dieser Expedition durchaus vereinigt finden. Und in diesem Sinne wirkt das Buch ebenso lehrreich wie fesselnd. Es führt uns auf die Höhe wahrer Menschlichkeit, wie sie ja stets mit ernstem Forschersinne Hand in Hand geht. Es entkräftet zugleich, als Ganzes betrachtet, die nörgelnde Kritik, die sich an die unvermutet frühe Heimkehr der Expedition und an ihre scheinbar geringfügigen Ergebnisse heftete. Denn hätten die Fahrtgenossen des „Gauß" auch noch weniger beobachtet und entdeckt, als es in der Tat der Fall ist, eines wird diese deutsche Südpolar-Expedition doch immer unser Volk lehren: daß frischer, fröhlicher Wagemut und ernstes, strenges Forschen von allen Fahrten mit Ehren und zum Vorteil des Vaterlandes heimkommen. Und davon legt auch die vorliegende Reisebeschreibung das schönste Zeugnis ab.

O. B.

Vom Weihnachtstisch.

I.

† Gleichsam als stilgerechte und stimmungsvolle Introduktion der laufenden Saison hat Jakob Gruber ein oberbayerisches uraltes Krippenspiel „Die heilige Nacht" (Düsseldorf bei L. Schwann[1]) herausgegeben. Das Thema ist so primitiv wie die Schauspiele in der wertvollen Sammlung, welche der umsichtige Forscher August Hartmann schon 1875 (im XXXIV. Bd. des Oberbayer. Archiv und als Sep. Abdruck, München bei Kaiser) unmittelbar aus dem Volksmunde zusammengetragen und dem Vergessen entrissen hat. Dergleichen kann vor einem Jahrtausend, als der Heljand-Sänger sein Werk dichtete und ein „Fahrender" oder seßhafter Kleriker in Benediktbeuren seine volkstümlichen Dramen inszenierte, auch nicht einfacher gelautet haben. Den Hirten — im Heljand sind es echt sächsische Pferdewächter — wird von den Himmelsboten die Erscheinung des Herrn verkündet, welche selbe nur zögernd und langsam begreifen, dann aber bereitwillig dem jungen Krist ihre ländlichen Gaben überbringen und zwar unter Gesang und Dudelsack-Begleitung, statt dessen auch Oboe oder Klarinette einspringen kann, während der Engelchor auf Harmonium transcribiert ist. Einen höheren Aufschwung nimmt das Stück, als unter fernher tönenden fremdartig orientalischen Klängen, mit Trommel und Schellengeläute, unter dem hörbaren Zuzug einer größeren Menschenmenge, im reichen orientalischen Gepränge, mit Elefanten, Kamelen und Pferden — also ganz im Stile des treuherzigen Benozzo Gozzoli — mit einem internationalen Cortège „aller Rassen", wobei ein Nubier den glänzenden Stern voranträgt: die „heiligen Drei Könige" vortreten, begleitet von zwei oder drei Tänzerinnen, welche sich (man braucht gerade nicht an die Isadora Duncan, Madame Madeleine oder gar an das australische Kleinod, die Saharet, zu denken!) während des folgenden Wechselgesanges in feierlich schönen Tanzrhythmen bewegen (!), worauf die Könige mit kurzen, natürlich ganz volkstümlich gereimten Sprüchen ihre Geschenke überreichen und die Szene mit der allgemeinen Adoration unter fernher läutenden Glocken im magischen Lichte abschließt.

Eine sehr einfache Sammlung von Gedichten, Liedern und Festspielen für Weihnachten und Neujahr, aber ohne Melodien und Opernspektakel, hat August Thiemann als „Weihnachten im Dichtermund" (Düsseldorf bei C. Schaffnit) zusammengestellt. Manch' frühere oder weniger bekannte Namen werden dadurch in Erinnerung gebracht, darunter auch Lorenz v. Düfflipp († 9. Mai 1886, seinerzeit Hofsekretär König Ludwigs II.), der vielfach als Lyriker sich hervorwagte und auch zwei Operntexte „Clölia" und die „Rose von Irun", letztere komponiert von Fr. M. Prestele, verfaßte. Weit über anderthalb Hundert von wirklich am Parnaß wohlberechtigten Insassen, Ehrenmitgliedern oder Aufundzugängern, allerlei Einsiedler aus dem deutschen Dichterwalde, darunter auch viele Damen und schönschriftstellerische Versuchskünstlerinnen und Dilettanten erscheinen in diesem Gastrollen-Zyklus.

•

In einer durch ruhige Klarheit, kritische Strenge und Sicherheit ausgezeichneten, streng wissenschaftlichen, kunsthistorischen Abhandlung, „Die heiligen Drei Könige", beleuchtet Hugo Kehrer die Genesis und weitere Entwicklung der Legende und ihre weitere Gestaltung in der deutschen bildenden Kunst, von den frühesten Anfängen in den Gemälden der Katakomben, der byzantinischen Mosaiken, durch die folgenden Miniaturen, die späteren Tafelbilder und Gestaltungen der Plastik. (Straßburg 1904, bei Heitz, 131 Seiten 8° mit 3 Autotypien und 11 Lichtdrucktafeln, als 53. Heft der „Studien zur deutschen Kunstgeschichte".) Als Grundlage dient sachgemäß der älteste historische Text und dessen fernere Ausbildung, ebenso folgerichtig die weitere Entwicklung der Legende im Bereiche der Kunst. Der Ursprung und Charakter der alsbald zu Königen erhobenen Magier, Zahl, Namen und Heimat derselben, die Symbolik des Sterns und ihrer Geschenke — das alles wird eingehend erwogen. Danach erklärt sich der weitere Ausbau. In der geschichtlichen Entwicklung der Künste geht die Poesie immer der Plastik und der später in dieselben Fußstapfen tretenden Malerei voraus. Jedes weitere Jahrhundert arbeitet mit neuen Zusätzen. Was der Heljand-Sänger zur Zeit des frommen Karolinger-Kaisers Ludwig erzählte, schilderten später Miniaturisten, Elfenbeinschneider und Bildhauer im gleichen Sinne. Im Heljand kommen die Wehrmänner von Osten, Emire, drei sehr glaue (das Wort ist in den Gedichten der Droste-Hülshoff noch in der Verbindung mit pfiffig im Gebrauch) Gaumänner (deren jeglicher über einem eigenen Gau waltete) gegangen, biderbe Degen; ohne Heuchelei vor ihm hinzuknien, sich ihm als Jünger zu ergeben, trieb sie Gottes Ratschluß. Sie fanden Herodes, den reichen, im Saale sitzen, den schnöden König, den Meinhard mit seinen Mannen, stets mordbegierig (wie der Dichter in der hier schneidig durchklingenden Alliteration hervorhebt!). Und ohne Säumen frug er, welch Gewerbe sie auf den Weg gebracht, die Wehrmänner auf die Wallfahrt. Und mit beißendem Spotte höhnte er sie obendrein: Ihr führt wohl gewundenes Gold („bauge" = die vielbegehrten byzantinischen Armringe) zur Gabe für jeden Gaumann, zu dem ihr so im Gange kommt fahrenden Fußes; wo ihr fernher seid, weiß ich nicht, Sprößlinge anderer Geschlechter, Abkömmlinge von gutem Klan — also der alte Adel damals schon für arm und abgehaust betrachtet und bescholten. Sie erscheinen ohne Gefolge, nur in ihrer Dreizahl, wie noch im Tympanon der goldenen Pforte am Dome zu Freiberg im Erzgebirge. — Dagegen macht der fälschlich „von Tegernsee" benannte Wernher (er gehört nach Passau oder Linz) in seinem reizenden, 1172 gedichteten Marienleben („driu liet von der maget") die Könige schon beritten: In derselben Zeit waren in der Gegend von „Kaldea drie edele Kunige uf einem tagedinge" (Gauting) um gütiglich unter einander die Grenzen ihrer Reiche

1) Einen reichhaltigen, mit vielen Porträten und biographischen Notizen ausgestatteten Katalog seiner musikalischen Verlagsartikel hat soeben L. Schwann in Düsseldorf (260 S. 8°) herausgegeben.

auszumachen; „do kom der gotes sterne mit micheler chrefte" (mit großem Glanz) und die Könige verstunden, „daz in (ihnen) der schepfaere da mit gekundet waere; zuo der verte was in gach (sie beschleunigten ihre Reise); dromedarios si gewunnen, die helde sich uf swungen; daz zeichen (wîstuom) fuor in allez vor" u. gab ihnen durch die breite Welt das Geleite. Bei ihrer Ankunft zu Jerusalem erzählen die „magi" dem Herodes, wie daß sie um „daz kindel" heimzusuchen ferne hergefahren vom Ende der Welt („wir sin gevarn verren, da diu werlt hat ende"). Sie finden darauf das Kind und bringen ihm mit Lobe und Gesange ihre Opfergaben, die auch symbolisch gedeutet werden, wie in Hermann von Fritslars „Heiligenleben". Großen Einfluß auf die Maler übten die dramatischen Bühnen-Aufführungen der Mysterien. Bahnbrechend übernahm dann Rogier van der Weyden die Führung, nächst dem grandiosen Schilderer Stephan Lochner, dem Meister des berühmten Kölner Dombildes, begleitet von dem poesievollen Hans Memling, dessen Tafel mit den sog. „Freuden Mariens" in ihrem naiven Nebeneinander eine unvergleichliche Wirkung übt. Davon gingen nach Westfalen, ebenso aber auch nach Franken und Schwaben unverkennbare Nachklänge, die in immer neuer Gestaltung mit jeweilig selbsteigenen Zutaten bis auf Schongauer, den alten Holbein, auf Michel Wolgemut, Pleydenwurff und Albrecht Dürer reichend nachgewiesen werden. Das Buch ist so umsichtig, sauber und schön gearbeitet und zeugt in erwärmender Weise von der feinen Empfindung des Verfassers, so daß gewiß in jedem Leser ein dankbares Gefühl für neues Verständnis erweckt wird.

•

Nach dieser stimmungsreichen Ouvertüre öffnet sich der Tummelplatz für die fröhliche Jugend, welche durch Georg Scherers „Deutsches Kinderbuch", das nun schon in siebenter, beträchtlich erweiterter Auflage (Leipzig 1905 bei Alphons Dürr, 248 S. Gr. 8°) erscheint, das reichlichst ausgestattete Geschenk erhält. Eine dem Sinne der Jugend entsprechende, wechselreiche Auswahl von alten und neuen Liedern, Märchen, Geschichten, Fabeln, Sprüchen und sinnreichen Rätseln wird hier geboten, begleitet von 166 Illustrationen, alle echt künstlerischen Charakters, wozu Wilhelm von Kaulbach, Aug. von Kreling, Eugen Neureuther, Oskar Pletsch, Moritz von Schwind, Alexander Strähuber, Paul Thumann und insbesondere Ludwig Richter ihr Bestes geboten haben. Herz und Sinn, Gemüt und Geist werden gleichmäßig erfreut und veredelt, was einem großen Teil der neuesten Jugendliteratur mit dem besten Willen gewiß nicht nachgerühmt werden kann. Das Inhaltsverzeichnis gibt dann über die zur Sprache gekommenen Dichter, Maler und Zeichner die gewünschte Rechenschaft und Auskunft. Das ist gute, gesunde Kost, die jedem Hause nur Freude, Genuß und Lust gewähren kann!

•

Für weitere Belehrung des natürlich immer leselustigen und höchst dehnbaren „reiferen" Alters sorgt das an die Stelle des weiland „orbis pictus" getretene „Große Welt-Panorama", welches (Stuttgart 1904 bei W. Spemann, 602 S. Gr. 8°) im vierten, natürlich splendid ausgestatteten Jahrgang vorliegt. Reisen, Länder- und Völkerkunde aus allen Erdteilen und Entdeckungen ober und unter denselben, Abenteuer, Wunder, Kultur, Kuriositäten, Technik, Jagd, Sport und Militaria wirbeln im mannigfaltigsten, vielfärbigen Reigentanze vorüber. Wir genießen Reisetage in Japan (von Kuno Gf. Hardenberg) und Korsika, machen Bekanntschaft mit indischen Prinzen, griechischen Typen und Holländer-Volksgestalten; fahren auf der transafrikanischen Bahn und über die Viktoriafälle am Zambesi; genießen gefahrlos die hautschauernden Schrecken von Eisenbahn-Attentaten oder am Kap Race an der südöstlichen Spitze von Neufundland, einem wahren Friedhof der Schiffe; beschauen ...liche Wracks auf dem Meeresgrunde — von alten Wikingerfunden gar nicht zu reden — ein unerschöpfliches Raritätenkapitel, darunter ein an der irischen Küste gefundener Anker der sog. spanischen Armada, eine hundertjährige Flasche Portwein, eine nach 2000 Jahren vom Meeresgrunde ausgebaggerte, ganz von Muscheln bevölkerte griechische Vase, desgleichen inkrustierte Münzen und anderes Gottweißwasnoch! Dann kommen Walfisch-Familien-Reminiszenzen, auch die Ahnfrau der alten höchstseligen Seeschlange taucht in verjüngter Gestalt und wahrhafter zweimaliger Abbildung (S. 383 und 387) abermals auf — ein ganz ungeheuerlicher, reizender Kerl! Und dann erst die Besuche in den zoologischen Gärten, mit niedlichen jungen Elefanten, mit Kamel-Geschichten; Rhinozeros-Kämpfen und anderen Bestien, dergleichen man zweibeinig wohl auch näher genießen kann, ohne gerade nach dem äquatorialen Baringo-See fahren zu müssen. Löwen- und Tigerjagd bildet ein schon zu verbrauchtes Kapitel, dagegen bietet ein Schwertfischfang fröhlichen Wechsel. Wer denkt nicht an Gerstäckers afrikanische Feuerjagd oder an den freilich schon ganz verbrauchten fingerstumpfschreibenden Karl May. Auch die Experimente der Kettensprenger sind „nicht ganz ohne". Vogelbilder aus Nordafrika — eine schöne, an Brehms Eider-Enten erinnernde Schilderung — „Koreanisches Allerlei" aus dem Lande der Morgenfrische, „Wolkengebilde" à la Fritz Beer, eine Besteigung des Mont Pelé von Dr. Georg Wegener und ein Besuch im Leuchtturm von Eddystone mit praktikabler Beilage wechseln mit „Goldsucher Schicksalen" (huhu!) und anderen handgreiflich sensationellen Schauermären, Luftreisen u. s. w. — Das ganze Buch bildet eine Illustration des ewig wahren Dichterwortes:

Daß wir uns in ihr zerstreuen,
Darum ist die Welt so groß!

•

In wo möglich noch ausgedehnterem Sinne entrollt das in Wochennummern erscheinende Unterhaltungsblatt „Welt und Haus" (Leipzig 1904, im gleichnamigen Verlag. Erster Halbjahr-Band. 804 S. Gr. 4°.) ein überraschendes Repertoire von durchlaufenden Romanen, kleineren Novellen, Erzählungen, Humoresken, Skizzen, Gedichten und anderen Plaudereien. Auch Ehrengedächtnisse für berühmte Männer oder Zeitgenossen finden sich hier, z. B. zu Moritz von Schwinds Zentenarfeier, an Dr. Heinrich Hoffmann, welcher durch Heinrich Petry in Frankfurt als Schöpfer des „Struwelpeter" ein Denkmal erhielt; biographische Exkurse über Max Harden, Karl Peters, Joh. Strauß, Lenau (sein Denkstein in Eßlingen), Detlev von Liliencron, Max Kretzer (geb. 7. Juni 1854), den Vertreter des sozialen Berliner Romans, das Straßburger Goethe-Standbild u. s. w. Mit vielen Ansichten wird die russische Bauart illustriert, ebenso die Straßen von Hamburg, die Schönheiten des Thüringer Landes und Werra-Tales, allerlei alte Marktplätze und Tore auch in kleineren Schweizerstädtchen. Die „friedlichen Bilder aus Japans Volksleben" reproduzieren allerlei Erzeugnisse der dortigen Malerei und plastischen Kleinkunst, darunter eine niedliche Violinspielerin nach einem Silberguß von Sojiro Ogura, einen fein fröhliches Söhnlein huckepack tragenden Arbeiter von Kiu-iti Takeno-uti und ein scharf sezessionistisches Kriegerdenkmal in Kumamoto von Akira Sano. Momentbilder aus unserer Marine wechseln mit Szenen aus dem nördlichen Eismeer und Hundegespann aus Alaska, dazwischen gibt es Winterszenen aus deutschen Städten, auch Anleitung zur Schneeplastik und Eisbelustigungen nach Adrian van der Velde. Ostafrikanische Reisebilder wechseln mit Schilderungen aus Persien und der Mongolei oder den Canarien. Natürlich fehlt die Exposition von St. Louis ebenso wenig wie die Düsseldorfer Kunst- und Gartenbauausstellung. Sport aller Art mit modernen Dianen und Nimroden, Erlebnisse aus der Londoner Verbrecherwelt, Zirkus und Varieté, Ueberbrettel und die todschaurige Prickelei der Excentric-Clowns wetteifern mit den gruseligen Circensen der römischen Kaiserzeit. Wir „arbeiten" und „spielen" unter Radebrechung der neuesten wissenschaftlichen Resultate mit einer kolossalen Lebensverachtung, mit Pfeilsprung auf dem Rade, mit mörderlichen akrobatischen Trapezvolten und in der „Zwingerkunst" mit Bestien aller Art! Was ist aus der alten „fahrenden Diet" geworden! Der alte Hanswurst und Bajazzo hat sich „nomen et omen" — in den „dummen Aujust" verwandelt, die graziöse Pantomime ist in Bann und

Acht. Und diese „Kultur", die sich befleißt, das „gebildete Volk" mit seiner „Kunst" und dem „ewig Weiblichen" anzuekeln, gebraucht als Sprache ein ungeheuerliches Mischmasch, ein exotisch-monströses Zirkus-Deutsch. Und noch eine, aber musikalische Frage: Auf welchem Instrument müßte denn heutzutage der alte Finne Wäinämöinen spielen oder gar Orpheus, um den dreiköpfigen Höllenhund einzuschläfern? (Ein Grammophon wär' übrigens das geeignetste Mittel, das Ungeheuer mit eingezogenem Wedel und heulend in die Flucht zu schlagen.) Erheblich ist auch der Bilderschmuck, mit Reproduktionen nach Moritz v. Schwind, Fritz v. Uhde, Fr. Goya (eine spanische Schönheit), Gysis (der fröhliche Familien-Karneval), Jos. Israels (Kinder der See), Graf v. Rosen (der verlorene Sohn), Meissonier (Spieler), Louis Jimenez (Dorfklatsch), Wereschtschagin (die Uspenski-Kathedrale als Stall), Bildnisse von Schöner (darunter der Reichskanzler v. Bülow) und Bildnisse von Franz v. Lenbach (mit Biographie von Arthur Achleitner).

Bücher und Zeitschriften.

„Blitz"-Rechentafel nebst den Tabellen: Kreis-Inhalte und Umfänge, Quadrate, Kuben, Quadrat- und Kubikwurzeln. Bearbeitet von A. Kolb und F. Baumann. Trier 1903. Fr. Lintzsche Buchhandlung (VI und 22 S.).

Die vorliegende Rechentafel zeichnet sich ebenso durch ihre übersichtliche, dabei äußerst kompendiöse Anordnung, wie durch ihre bequeme Handhabung aus. Sie enthält zunächst (auf nur 15 Seiten) die Produkte aus allen zweistelligen Zahlen mit zweistelligen Faktoren direkt, aber auch die Produkte aller dreistelligen Zahlen mit zweistelligen Faktoren können ihr so gut wie unmittelbar entnommen werden. Sollen die Produkte zweier mehrstelliger Zahlen gebildet werden, so werden auch diese leicht erhalten, indem man diese Zahlen entsprechend in zwei- und dreiziffrige Gruppen abteilt und deren Produkte der Tafel entnimmt. Die Multiplikation geht also bei Gebrauch der Rechentafel in eine Addition über, wobei lediglich auf das richtige Untereinandersetzen der einzelnen Summanden zu achten ist. Ganz in gleicher Weise wird die Division beliebig großer Zahlen durcheinander auf successive Subtraktion zurückgeführt. Beide Operationen lassen sich nach einiger Vorübung, die ja bei jedem Rechenhilfsmittel unerläßlich ist, rasch und sicher durchführen. Eine weitere Tafel gibt die Kreisinhalte für Durchmesser von 0.1 bis 199.5, eine dritte die Kreisumfänge für Durchmesser von 0.1 bis 99 in zweckmäßiger Anordnung. Die letzte Tabelle enthält endlich die Quadrate, Kuben, Quadrat- und Kubikwurzeln für alle Zahlen von 1 bis 1000. Eine den eigentlichen Tafeln vorausgehende kurze Einführung gibt über den zweckmäßigsten Gebrauch derselben eingehende Belehrung, eine dem Tafelwerkchen beigegebene Beilage enthält zahlreiche Beispiele über dessen Verwendbarkeit im praktischen Leben. Das vielseitig brauchbare, dabei äußerst wohlfeile Werkchen sei hiermit allen Interessenten, mögen sie im Handel oder Gewerbe, im Bau- oder Forstwesen sich betätigen, auf das beste empfohlen.

—rt—

* **Ein Supplement zu den Inkunabel-Repertorien** von Hain und Copinger erscheint soeben in der Bearbeitung von Dr. Dietrich Reichling. Das erste Heft dieser Reichlingschen Nachträge beschreibt bereits 365 Drucke, die Hain und Copinger entgangen sind, und durch viele wichtige Zusätze bereichert und verbessert es die Angaben dieser Bibliographen. Das Werk erscheint unter dem Titel: „Appendices ad Hainii-Copingeri Repertorium bibliographicum. Additiones et emendationes" im Verlag von Jacques Rosenthal in München.

Allgemeine Rundschau.

Antimeridianpflanzen.

* Auf eine neue Art der bekannten Eigentümlichkeiten vieler Pflanzen, ihre Blattstellung im Sinne des größtmöglichen Blattschutzes nach dem Sonnenstand zu richten, machen soeben naturwissenschaftliche Zeitschriften aufmerksam. Antimeridianpflanzen (plantes antiméridiennes) nennt, wie wir einer französischen Quelle nach der Naturwissenschaftlichen Rundschau entnehmen, Herr Ed. von Janczewski im Gegensatz zu den Meridianpflanzen (plantes méridiennes), die bei uns gewöhnlich Kompaßpflanzen genannt werden, gewisse Gewächse mit ungleicher Ausbildung der Ober- und der Unterseite des Blattes, die ihre Blätter vor den Gluten der Mittagssonne dadurch schützen, daß sie sie in eine durch den zeitlichen Mittagspunkt und den Aufgangs- und Untergangspunkt des Aequinoktiums bestimmte Ebene einstellen. Die Oberseite ist demgemäß gegen den Zenit und nach Norden, die Unterseite gegen den Horizont und nach Süden gekehrt. Solche Pflanzen sollen sich in der Gattung Ribes, Untergattung Calobotrya, finden. Sie bewohnen das westliche Nordamerika und lieben hohe, trockene Standorte. Die Blattstellung, d. h. die Anordnung der Blätter am Stengel (Phyllotaxie) scheint auf den Grad des Phänomens keinen wesentlichen Einfluß zu haben, wohl aber die Kleinheit der Blätter und die damit zusammenhängende größere Durchlässigkeit der Sträucher gegen die Sonnenstrahlen. Ribes Spaethianum, das die kleinsten Blätter von allen hat, ist auch die Antimeridianpflanze par excellence. Die bewußte Erscheinung tritt noch nicht im Frühling, sondern erst Mitte des Sommers und im vollen Sonnenschein an Blättern hervor, die ihre vollständige Entwicklung erreicht haben, deren Blattstiel aber noch fähig ist, in seinem oberen Teile Torsionen und Krümmungen auszuführen. Von Norden aus sieht der Beobachter an einem solchen Strauch nur die Oberseiten, von Süden aus nur die Unterseiten, von Osten und Westen aus nur die Ränder der Blätter. Es wäre sehr zu wünschen, daß von diesen Beobachtungen eine genauere Darstellung gegeben und daß namentlich auch anatomische Untersuchungen an den Blättern ausgeführt würden.

::

Kleinere Mitteilungen.

* Eine altfranzösische Prachthandschrift, die durch wundervolle Miniaturen ausgezeichnet ist, hat der französische Archäologe Salomon Reinach aus der kaiserlichen Bibliothek von St. Petersburg, wo sie bislang nur wenig beachtet war, ans Licht gezogen und im letzten (XI.) Band der „Monuments Eugène Piot" herausgegeben. Die Handschrift enthält, wie die Vossische Zeitung mitteilt, die „große Chronik" von Frankreich, ein bekanntes, altfranzösisches, geschichtliches Epos. Unter den 442 Blättern sind nicht weniger als 90 mit bildlichem Schmuck versehen, der von erster Künstlerhand stammt. Salomon Reinach konnte insbesondere nahe Verwandtschaft zwischen dem Urheber der Bilder und van Eyck nachweisen. Die Miniaturen, durch die die Hauptereignisse der Chronik in den Trachten und Sitten der Zeit Karls des Kühnen wiedergegeben werden, sind von ganz ungemeiner Feinheit und Farbenfrische, auch sind sie fast alle mit derselben Sorgfalt angefertigt. Wie die Einleitung der Handschrift sagt, war das Prachtwerk vom Bischof Fillastre von Verdun, der 1437—1449 regierte, für den Herzog Philipp von Bourgogne bestellt worden. Später kam sie in den Besitz der Grafen Potocki und dann endlich nach St. Petersburg.

H. **Ein badisches Tuberkulose-Museum.** Wie auf eine Anfrage aus Arbeiterkreisen der Vorstand der badischen Fabrikinspektion Geh. Reg.-Rat Bittmann mitteilte, wird in Karlsruhe demnächst ein Tuberkulose-Museum eröffnet, das nach dem Charlottenburger Vorbild, aber in erweitertem Maßstab eingerichtet ist. Zum Besuche des Museums sollen

Arbeiter-Reisen aus allen Teilen des Großherzogtums veranstaltet werden.

* **Todesfall.** In Dresden ist am 10. November der ausgezeichnete Vulkanolog und Forschungsreisende Dr. Alfons Stübel gestorben. Der durch eine Reihe von Veröffentlichungen um die Erforschung der Vulkane hochverdiente Forscher wurde 1835 zu Leipzig geboren. Seine Studien, die der Chemie und Mineralogie galten, betrieb er dort, ferner in Heidelberg, wo er promovierte, endlich in Berlin. Sodann begann für Stübel eine Periode größerer Reisen. Im Sommer 1862 besuchte er, wie wir der Kölnischen Zeitung entnehmen, zu wissenschaftlichen Zwecken Schottland, die Orkney- und Shetland-Inseln, im folgenden Winter Madeira, die Capverdischen Inseln und die Canaren und kehrte 1865 über Marokko zurück. Im Jahre 1866 ging er mit Karl v. Fritsch und Wilhelm Reiß zum Studium der Vulkanausbrüche nach Santorin und faßte hierauf den Plan zu einem großen, dem Vulkanstudium gewidmeten Unternehmen. Zusammen mit Wilhelm Reiß brach er im Januar 1868 zu einer Forschungsreise nach den Hawaiischen Inseln auf, und zwar über Südamerika. Die Absicht war, einen vorübergehenden Aufenthalt in den Vulkangebieten der südamerikanischen Anden zu nehmen. Die beiden Forscher fanden aber hier ein so gewaltiges und sie ansprechendes Arbeitsfeld, daß sie gar nicht weiter kamen, sondern in Südamerika blieben und fast zehn Jahre mit wissenschaftlichen Forschungen verbrachten. Zunächst arbeiteten sie 1½ Jahre in Columbia, wo Reiß im wesentlichen trigonometrische Messungen, Stübel topographische Zeichnungen ausführte. Ueberhaupt arbeiteten beide Forscher in der Regel räumlich und sachlich getrennt.

✖

Hochschulnachrichten.

* **Tübingen.** Zu einem Stipendium für deutsche Studierende der Mathematik und Astronomie sind, wie der Frankfurter Zeitung geschrieben wird, der hiesigen Universität aus der aufgelösten Witwenkasse des ehemaligen akademischen Gymnasiums in Hamburg kürzlich etwa 6000 Mark zu einer Kepler-Wurm-Stiftung zugewiesen worden. Der Stifter ist der im Jahre 1859 verstorbene Professor Dr. Wurm in Hamburg. Die Verwendung der Erträgnisse soll so lange aufgehoben sein, bis das Vermögen 20,000 Mark beträgt.

dr. **Jena.** Dieser Tage wird der umgearbeitete Entwurf des Fischerschen Planes des Universitätsneubaues der Kommission vorliegen. Der Turm des alten Schlosses wird, entgegen dem früheren Plane, nach dem neuen Entwurf fallen. Mit dem Abbruch des alten Schlosses soll noch in diesem Jahre begonnen werden, und der Universitätsneubau soll bestimmungsgemäß zum 450jährigen Jubiläum der Universität Jena (1908) fertig sein.

* **Berlin.** Der ausgezeichnete Neurolog der hiesigen Universität, Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Albert Eulenburg, feierte am gestrigen Freitag das 40. Jubiläum seiner akademischen Lehrtätigkeit. Er habilitierte sich, wie die Tägliche Rundschau mitteilt, am 11. November 1864, vierundzwanzigjährig, an der Universität Greifswald.

* **Bern.** Der außerordentliche Professor für ältere deutsche Sprache und Literatur an der hiesigen Universität, Dr. Samuel Singer, wurde zum ordentlichen Professor ernannt. Professor Singer hat zur Zeit die Vorlesungen Professor Vetters übernommen, der, wie gemeldet, zu einer im Auftrag der preußischen Akademie der Wissenschaften vorzunehmenden Inventarisierung älterer Handschriften beurlaubt wurde.

* **Von technischen Hochschulen.** Die Stelle eines Lehrers der englischen Sprache an der technischen Hochschule zu Braunschweig ist dem Sprachlehrer M. Levy übertragen worden.

hc. Zum Nachfolger von Prof. Dr. Nobbe als ordentlicher Professor in der Forstakademie zu Tharandt mit dem Lehrauftrag für Botanik ist der Professor an der Forstlehranstalt zu Eisenach, Dr. Franz Wilhelm Neger berufen worden.

Für den Inseratenteil verantwortlich: M. Schumacher, München.



Jahrgang 1904. München, Montag, 14. November. Nummer 261.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Schillers Humor.

„Die Qual erlahme an meinem Stolz" — dies Wort ward wahr gemacht in einem titanischen Ringen mit Hindernissen, die von außen und von innen kamen. Noch heute nimmt es uns den Atem, wenn wir all die Krisen jener Odyssee noch einmal rückschauend miterleben, welche den Größtes Wollenden an so gefahrdrohenden Klippen vorbei der besseren Heimat zugeführt haben. Aber was könnte es Versöhnlicheres, was Erhebenderes geben, als wenn wir sehen dürften, daß dem großen Kämpfer neben vielem anderen einer unvergleichlichen Ausrüstung e i n e Schutzwaffe zum Kampfe mit einer ganzen Welt nicht gefehlt hat, eine Geisteskraft, welche Hindernisse und Schwierigkeiten nicht sowohl materiell überwindet als vielmehr innerlich beseitigt und besiegt durch Aufhebung in der Idee? Und was bewiese die Universalität des Genius schlagender als der Nachweis, daß dem in deutscher Zunge unerreichten Tragiker auch die Göttergabe des Humors in idealer Potenz zu eigen war?

Ja, er war ihm ein treuer Geleiter durch seines Weges Dornenlabyrinthe; und neben der Liebe mit dem süßen Lohne, neben dem krönenden Ruhm und der siegreichen Wahrheit hat ihm auch der versöhnende Tröster nicht gefehlt, dem er zwar nicht als leitendem Gestirn huldigen durfte, der aber doch seinen Lebenswagen zuweilen munter genug umgaukelt; und zwar oft gerade dann sich am treuesten erwies, wo es galt, eine ungeheure Spannung zu lösen. Denn wenn wir die Bemerkung machen, daß der Begleiter sich gegen das Ende der grandiosen Laufbahn hin mehr und mehr zu verlieren scheint, so wird das weniger daran liegen, daß dem aufs Höchste gerichteten Sinn jenes leichtere Element nur angeflogen gewesen wäre, als daß es um so seltener zutage trat, je weniger sein Eigner nach Ueberwindung des bangen Zwiespalts und nach der Beschwichtigung des Jugendsturmes seiner bedurfte. Nein, so ist es nicht, daß durch widrige Schicksale die ursprüngliche Anlage verschüttet worden ist; dagegen spricht, daß der Humor sich doch nie überwältigend bei ihm äußerte.

Gewiß: am vollsten strahlt, am kräftigsten sprudelt die Goldader des Humors in jener köstlichen Frühzeit, die ein geistvoller Betrachter als des Dichters dämonische Periode glücklich bezeichnet hat. Wie der Witz, so lebt auch der Humor vom Kontrast. Was Wunder, daß er in jener Periode sich am kräftigsten regt, da der schaffende Geist am stärksten von Kontrasten bewegt war, da er ein Kontrastdrama schuf, das dem altbiblischen Stile der Symmetrie der Glieder bis in die größten Züge hinein treu bleibt, — in jener Zeit, da bald hinauf zu Elysiums Maienmorgenglanz, bald hinab in das bleierne Grau des Tartarus die Seele des dithyrambisch Verzückten im Feuerwirbel gerissen ward?

Die Zeugnisse lassen sich in Selbstzeugnisse und in solche der Tradition teilen. Wir werden auch die Gaben der letzteren gern entgegennehmen, so sehr wir uns dabei gegenwärtig halten, daß wir uns auf jenem Grenzgebiet bewegen, wo Mythus und Geschichte in anmutigem Dämmer durcheinander weben und der Genius seine Kristallisationskraft bewährt, indem er die Anekdoten von den Kleineren an sich reißt: nur ungern lassen wir uns all die köstlichen Geniestreiche von der nüchternen Kritik entziehen, die wohlweise ihre Uebertragungstheorie verkündet: das enfant terrible mit dem Teufelsschweif auf dem Maskenball, der Spuk im Anatomiesaal, die Mystifizierung des wackeren Ries — und was der Teufelsspäße noch mehr waren, in denen eine vulkanische Natur sich vorläufig Luft machte. Aber auf festerem Boden freilich bewegen wir uns, wenn wir in das Bereich der Selbstzeugnisse eintreten. Hier geben uns die Anthologie und die drei ersten Dramen reichliche Ausbeute.

Wir sehen schon gleich hier nahezu alle Elemente Schillerschen Humors beisammen: den pathetischen und den drastischen, den grandiosen und den grausigen, den grotesken und den burlesken Humor, und — nicht zu vergessen — die so echt schwäbische Selbstironie. Auch als ererbt dürfen wir den Zug betrachten. Es fehlt (nach Minor) in der Schriftstellerei des alten Schiller nicht an Zügen eines anspruchslosen Humors, wie wenn er sein Interesse an der Weinkultur von dem Umstande ableitet, daß er von Jugend auf lieber Wein als Wasser trinke. Und wenn wir recht im Einklang mit der — übrigens bis in die 20er Jahre des 19. Jahrhunderts fortdauernden — Vorliebe für alles Teuflische und Teufelmäßige den starke Dosen Liebenden so freundschaftlich mit Abadonnen verkehren sehen, so fällt uns wohl zur philosophischen Begründung der jungschillerischen Idiosynkrasien das Wort bei:

„Von allen Geistern, die verneinen,
Ist mir der Schalk am wenigsten zur Last." —

Je mehr in shakespearisierender Manier befangen der junge Dichter noch ist, desto unbefangener mischt er Galle und Honig, Dur und Moll. Wie treu aber gerade dieser Zug dem Dichterbilde anhaftet, wie sich auch hierin Frühestes und Spätestes ineinanderschlingt, zeigt die Wiederholung eines solchen Motivs, wie des Paters der „Räuber" im Kapuziner des „Lagers". Daß der eifernde Pater nach dem Vorbilde Zillings, des Ludwigsburger Eiferers, gestaltet ist, wie Moser in den Räubern nach einem entgegengesetzten, hat viel Wahrscheinliches.

In der Sphäre der Anthologisten konnte gerade die Pflanze des Humors vortrefflich gedeihen; und das breite Sichgehenlassen kam der Entwicklung der gigantischen

Sprachgewalt, die ein so wesentliches Element von Schillers ersten Produktionen ist, trefflich zu statten. Der Humor ist der Satire enge verwandt; beide beruhen auf der Kraft der Elastizität. Aber da war vor allem ein Umstand, den wir als günstigen Nährboden für die Entfaltung dieser Seite des Genius betrachten dürfen: der nie verleugnete Zusammenhang mit dem Bürgertum und die nicht gerade immer freiwillige Berührung mit den unteren Schichten, zu denen der Nichtadelige durch den Stuttgarter (dem im Werther gezeichneten Wetzlarer nichts nachgebenden) Kastengeist stets wieder hinabgestoßen wurde, — das ließ die jungen Lieblinge der Musen unaufhörlich aus jener Quelle schöpfen, wo der Mutterwitz des Volkes sprudelt, wo uralte Spruchweisheit ihre derben Schlagworte prägt — und der Dialekt noch frisch und ungebrochen sich regt. Wir wollen und können hier diese Seite der Schillerschen Jugenddichtung nicht mit langen Reihen köstlicher Proben belegen, — man schlage die Räuber auf, um auf jeder dritten Seite das Gold der gnomischen Volksdiktion aufblinken zu sehen und den frischen Pulsschlag der gesprochenen Sprache, ja des Dialekts zu fühlen. Spiegelberg, Razmann und Daniel — sie alle schöpfen aus diesem uns allen zugänglichen Brunnen. Aber hier überfällt uns, mitten in der hellen Freude über die enge Verschwisterung des Genius mit der Seele seines Volkes, ein schmerzliches Bedauern: der an Schubart, Bürger und der namenlosen Volksdichtung Geschulte, der uns nach der Trübsal des 17. Jahrhunderts die abgerissenen Fäden zu Hans Sachs neu zu knüpfen verspricht, hat nach der folgenreichen Hedschra, die ihn in den Kreis der Gebietenden im Reiche der Dichtung hinaufbrachte, jene Jugendtöne fast ganz verlernt! Gestehen wir es nur: in dem Sinne populär, wie wir es wünschten, ist unser Schiller auch heute nicht. Wohl hat er sich mit dem hohen Liede des Bürgertums einen ewigen Platz in dem Herzen des deutschen Mittelstandes — der, will's Gott, nie untergehen wird — gesichert, aber ein wirklicher Volksdichter, wie er nach jenen Ansätzen einer zu werden versprach, ist er nicht geworden. Und darum versenkt man sich mit einem aus Lust und Bedauern gemischten Behagen in die Urgestalt seiner Jugendlyrik, darum nimmt man so gern und begierig alles auf, was von Derartigem eifrige Nachleser zwischen den Garben aufgesammelt haben. Und wenn es wahr ist, daß wir alles wohl gebrauchen können, was das etwas blutlose Bild des idealistischen Schiller mit Fleisch und Blut und frischem, saftigem Leben füllen kann, so wird man einen „Bacchus im Triller", einen „Venuswagen", ein „Bauernständchen" und die ganz wundervoll intime „Winternacht" manchem Prunkstück der Ausgabe letzter Hand vorziehen. Nur beiläufig sei erwähnt, daß zu den inneren Echtheitszeugnissen für jene „Winternacht" das Vorkommen des Ausdrucks „Bubentagen" wohl zählen darf, der so gut zu dem „Bubengedanken" und den „Bubenjahren" der zweiten Szene des dritten Aktes der „Räuber" paßt.

Was ist Schiller in jener vielfarbigen Anthologie nicht alles! Man möchte sagen, wie er — das allein schon rechter Verlegenheitshumor — sich chamäleonartig hinter die verschiedensten Chiffern birgt (gerade wie er in dem nachher zu erwähnenden Körner-Lustspiel die verschiedensten Rollen mit Einschluß der weiblichen zu tragieren übernahm), so strahlt sein Genie hier in dem Prisma der verschiedensten Humore. Bald ist er Höllenbreughel, bald Franz Hals, bald Rembrandt und dann wieder Teniers. Und wieder knüpft Frühestes sich an Spätestes, das Bauernständchen an das schalkhaft angedeutete „Fensterln" des Arnold Melchthal:

> Den Roßberg übernehm' ich zu ersteigen,
> Denn eine Dirn' des Schlosses ist mir hold,
> Und leicht betör' ich sie, zum nächtlichen
> Besuch die schwanke Leiter mir zu reichen. —

Wie man sich in der Anthologie von eitlen Götzendienstes allzulangem Druck befreit und sich gegen die Faxen der Zeit wehrt, das lese man im „Einfältigen Bauer", in dem Epigramm „Die Messiade" und in der „Grabschrift eines gewissen Physiognomen" nach, wo gesundes Empfinden sich gegen die einst bewunderten Verstiegenheiten auflehnt und, um mit Mörike zu reden, gegen das allzu lauliche Zeug einen kräftigen Rettig aus dem Boden des Humors zieht.

Aber eine besonders bezeichnende Seite des Schillerschen Humors, worin er sich mit den tiefsten Gründen der Stammesart innig verwachsen zeigt, ist immer die Selbstironie. Fürwahr, wer so sich selbst zum Besten haben konnte, der stellte sich von vornherein schon zu den Besten: alle die Selbstironisierungen des Mediziners, die Vorrede zur Anthologie, die Selbstrezension der Räuber und der Anthologie — wie sich da das sein selbst gewisse Genie preisgibt! — Und sie fielen pünktlich darauf herein — die überklugen Kritikaster, die, päpstlicher als der Papst, den Dichter gegen ihn selbst in Schutz nahmen! — Und war es nicht an sich schon Humor, in der Zopfzeit der 80er Jahre, im Stuttgart Herzog Karls einen solchen Musenalmanach im Ernste in die Oeffentlichkeit zu senden? Immer bleiben uns die Schillerschen Selbstrezensionen ergötzliche Proben dieser Form schwäbischer Schalkheit, wie sie ja später auch Wilhelm Hauff betätigt hat.

Es mag manchen auf den ersten Blick von der Lektüre jener frühen Produkte abschrecken, daß Schiller es liebt, seine medizinische Fachterminologie wo nur irgend möglich anzubringen, was sich sogar noch im ersten Briefe des Raphael an Julius geltend macht. Was heißt es, wenn der Herausgeber der Anthologie, der sich als einen dem Tod in die Hände arbeitenden Arzt mit bitterer Selbstironie darstellt, davon spricht, daß er sich geschworen habe, auf dem Wahlplatz des Archäus hoch zu bäumen des Todes mitternächtliche Kreuzstandarte? — Der Dichter greift hier in die Ideenwelt einer primitiven medico-philosophischen Anschauung, der verwandt, aus welcher Goethe sein Homunculusmotiv holte. Archäus ist ein von Basilius Valentinus erfundener Ausdruck, der das geistige Urprinzip alles Lebens bezeichnen sollte. Auch Paracelsus und Helmont wenden ihn häufig an. Das im Innern der Körper wohnende Wesen, das bei der Zeugung und Entwicklung eine sehr wichtige Rolle spielt, sollte nach der Annahme jener Okkultisten mit Bewußtsein die Lebensfunktionen überwachen und aus Irrtum, Laune oder Mut zuweilen Fehler begehen, die uns dann als Krankheiten erscheinen; — man sieht, ein kindlicher Versuch zur Lösung des Problems der harmonia praestabilita, der generatio und der Aetiologie der Erkrankungen. — Wer versteht heute noch Wunderpolychrest, was soviel heißen soll wie wunderbares Allheilmittel? Die „Stahlische Seele" bezieht sich auf des Hallensers Stahl 1737 erschienene Theoria medica vera, die dem Animismus huldigte und alle Bewegungen des Körpers aus der Seele herzuleiten suchte. — „Vor deinem dürren Kalkaneus" (eigentlich calcaneum) ist ein bombastischer, recht unnötiger Fremdausdruck statt des deutschen Ferse; oder will der Dichter absichtlich und ironisch hier hochtrabende Gelehrtensprache persiflieren? — Daß die Fiktionen des Titels und der Vorrede (Tobolsko u. s. w.) auf polemischer Tendenz gegen Stäudlin und die um Stäudlin beruhen, ist ja längst nachgewiesen (vgl. Minor, Schiller I. 420 ff.). — Hypomochlion (in der Vorrede) heißt beim Hebel derjenige Punkt, welcher diesem als Stützpunkt dient. Reich an solchen Kunstausdrücken der Medizin und Naturwissenschaft ist insbesondere dann die Romanze „Der hypochondrische Pluto"; sie erklären sich zum Teil leicht von selbst (vita sedentaria, postera, Venäsekzion, in cerebello u. s. w.); unter infactus scheinen die vom Stoffwechsel nicht bewältigten Rückstände verstanden zu sein. Das „kombabische Geschlecht" in dem Gedicht „Männerwürde", das die Ausgabe der Gedichte von 1800 (Crusius) enthält und das eine Umarbeitung des Gedichts „Kastraten und Männer" der Anthologie darstellt, bezieht sich auf Kombabus als Prototyp des Selbstentmanners; wir haben die Empfindung, als ob das Gedicht Ausnahmen allzusehr generalisierte, oder sollen wir darin die Sittenlosigkeit jener Periode nicht

übertrieben finden und annehmen, daß es damit wirklich so schlimm bestellt war? —

Solche Abschweifung in das Gehege des Kommentators möge man mir verzeihen; ich wollte zeigen, einerseits welch reiches Feld der Exegese in den Schillerschen Apokryphen noch blüht, andrerseits, wie der anfängliche Eindruck der Fremdartigkeit seine Schrecken verliert, wenn man beherzt den durch Flicklappen nur oberflächlich entstellten Schönheiten zu Leibe geht. In dem kurzen Epigramm vom Württemberger, das recht launig die Etymologie vom „Wirt am Berg" dadurch verteidigt, daß man sich einen rechten Wirtemberger ohne Wirt und Wein nicht denken könne, klingt geradezu des Vaters oben gestreifter Humor an, während in „Quirl" und anderen Stücken der Literat sich selbst ironisiert. Nur scheinbar sind diese Erstlinge der Schillerschen Muse antiquiert, bei liebender Versenkung offenbaren sie sich als Wildlinge voll Mark und Kraft und überschäumender Jugendlaune und hätten einen Platz in der Reihe der legitimen Geisteskinder zum großen Teil ebenso gut verdient als manche ihrer glücklicheren, weil zahmeren Geschwister! So müssen wir, denke ich, urteilen, die wir von unseren Neueren und Neuesten wieder an stärkere Dosen gewöhnt worden sind, und denen ein Schillersches —e— („wohl redt man auch von einer —e— Gewissen") und die Fülle von Gedankenstrichen, die der Dichter damals kraftgenialisch verschwendete, gar nicht mehr solch ungewohnte Stilmittel sind. Ja, ich meine, die Zeit könnte nicht mehr ferne sein, wo statt kastrierter Ausgaben solche möglich wären, die auch den Verstoßenen von 1781 wieder ihr offizielles Kindesrecht zugestehen in gleicher Reihe mit den „authentischen" Stücken, nicht um unseres Schillers Bild zu entstellen, sondern um es seinem Volke wieder ganz und ohne Retouche zu geben.

Doch wir müssen dem lustigen Zechsaal, wo man Bacchus auch mal ins Trillhäuschen setzt und Frau Venus vor das Tribunal des erwachten Gewissens ruft, Valet sagen, indem wir ein Exemplar der ersten Ausgabe der Räuber uns einstecken, um da noch manchen Kraftspaß auf der langen Fahrt von Stuttgart nach Mannheim aufzustöbern — z. B. wie die Soldaten K o m m i s b r o d r i t t e r genannt werden (burlesker Humor), wo einer „so aussieht, als wollt' er den Marschall von Sachsen mit einem Rührlöffel über den Gauges jagen" (grotesker Humor und wohl Verwertung von Eindrücken eines Kollegs bei Schott), wo der liebe Gott „ein reicher Mann" genannt wird, „der leichtlich aus einem Batzenstrick Goldfäden machen kann" (frivol-blasphemischer Humor im Stil des Simplizissimus), wo Deutschland eine Republik werden soll, „gegen die Rom und Sparta Nonnenklöster waren" (der richtige Pantagruel- und Goliath-Humor, von dem Palleske spricht). Wir müssen diesen Kreis korybantisch-Lohensteinschen Ueberschwangs verlassen, um zu sehen, wie der Dichter durch den härtesten Druck der Mannheimer und Oggersheimer Tage sich die Silberader des Humors nicht verschütten läßt und zu dem unvergleichlichen Neutypus des **miles gloriosus**, genannt Spiegelberg, den Vollmenschen Miller und den scherzhaftesten aller Spitzbuben, den allezeit griff- und stichbereiten Muley Hassan schafft. Daß Miller einen pfälzischen Polterer zum Vater habe, ist insofern nicht unwahrscheinlich, als keinerlei schwäbisches Modell sich hat ausfindig machen lassen, und als die Art in der Tat etwas von der pfälzisch-fränkischen Lebhaftigkeit hat: — man vergleiche nur einmal damit den so echt schwäbischen Daniel; auch darum, weil eine Sphäre, in die man neu eintritt, starke Eindrücke gibt und wohl solche tiefwirkenden Momentbilder bietet. Hassans Vorfahren aber sind, denke ich, in dem Ludwigsburg der 60er Jahre zu suchen, wo an Mohren und Heiducken kein Mangel war. In unübertrefflicher Weise, wenn auch mit Hegelschen Floskeln verbrämt, hat Kuno Fischer („Schiller als Komiker", Frankfurt 1861) nachgewiesen, daß der Humor aller dieser Figuren, wie auch des Wachtmeisters im „Lager", in der Ueberspannung des Selbstgefühls wurzelt, und daß unseres Dichters Sinn für solcherlei Humor auf seiner einzigen Veranlagung für das Pathos beruht, das sich in ihnen als niederes Pathos geradeso äußert, wie das hohe Pathos im tragischen Helden sich ausspricht; die Komik besteht darin, daß in dem naiven Pathos das tragische einen Umschlag erleidet und sein verzerrtes Spiegelbild erblickt.

Aus der dunklen Wolkenwand schwerer Schicksale bricht der Blitz des Humors um so leuchtender hervor: das Bauerbacher Asyl, so niederdrückend es zeitweise wirken mochte, konnte der Heiterkeit des Gemüts doch nicht so viel Abbruch tun und die biegsame Seele des Dichters nicht so ganz ihrer Schwungkraft berauben, daß nicht eine so von Humor, ja behaglichem Humor durchtränkte Gelegenheitsdichtung dem Einsamen in die Feder gekommen wäre, wie die „Wunderseltsame Historia von Hugo Sanaherib u. s. w.", worin die allzu unvorsichtige Erblust des Koburger Hofes recht rücksichtslos verspottet wird (Minor II, S. 86/87). Diese Bänkelsängerballade hat ein eigenes Interesse dadurch, daß sie sozusagen die einzige aktuell-politische Dichtung des weltbürgerlichen Dichters ist. In Ausdrücken wie „Hol' mich der Dachs", „schon meubelt man das neue Schloß" und in dem barocken Pseudonym „Simeon Krebsauge" erkennt man den burlesken Stil der Stuttgarter Tage noch einmal wieder.

Und nun zu den lustigen Erzeugnissen von Loschwitz und Dresden! Das „Untertänigste Promemoria" vom Oktober 1785 (zuerst veröffentlicht in der „Rheinländischen Zeitung" 1803), die „Avanturen des neuen Telemachs" und „Ich habe mich rasieren lassen", sind schlagende Proben von der unversiegten Kraft des Humors, die dem Dichter während der Arbeit an einem Werke höchsten Stiles treu blieb und sogar nicht versagte, wenn sie zu bestimmten Terminen gefordert wurde; denn die beiden letzteren Scherze sind ja Festgaben zu Geburtstagen Körners. Im Gegensatz zu Minor, der sie recht niedrig einschätzt, möchte ich diese Produkte Schillerscher Laune, ohne ihre Eigenschaft als rein ephemere Stegreifdichtungen zu verkennen, doch in ihrer harmlosen Fröhlichkeit als ganz hübsche Seitenstücke zu der humoristischen Kleinkunst bezeichnen, die den Jacobischen Kreis zu Pempelfort zur gleichen Zeit so heiter belebte und auf der Düsseldorfer Goethe-Ausstellung des Jahres 1899 das Entzücken stillvergnügter Beschauer erregte. Hans Hofmann.

(Schluß folgt.)

Technische Vorbildung und technische Akademie.

Von Dr. Richard Escales.

Vor kurzem ist in Köln a. Rh. die erste Akademie für Aerzte eröffnet worden; dieselbe stellt sich zur Aufgabe, den Medizinern mit abgeschlossener Universitätsbildung Gelegenheit zur weiteren Ausbildung und zu praktischen Studien zu geben; wir haben es hier also mit einem neuen Hochschul-Typus zu tun.

Unsere bisherigen Hochschulen könnten danach unterschieden werden, ob die Studierenden spezielle Vorkenntnisse in ihrem Fache besitzen oder nicht; in den meisten Fällen beginnt für den Studierenden mit dem Eintritt in die Hochschule eine neue Welt; der Jurist, der Mediziner u. s. w. bringt vom Gymnasium keine Fachkenntnisse mit; in vielen Fällen wird das letztere aber doch mehr oder weniger verlangt, so vom Pharmazeuten, vom Ingenieur; auch der Offizier, welcher die Kriegsakademie besucht, ist theoretisch und praktisch schon in seinem Fache vorgebildet, ebenso wohl meistens der Industrielle oder Kaufmann, der eine Handelshochschule bezieht, der Landwirt, der Berg- und Forstmann, welche auf ihren Akademien studieren; auch der Tonkünstler, der angehende Maler und Bildhauer pflegt auf seine Hochschule einige praktische Erfahrung in seinem Fache mitzubringen.

Auf die Frage der speziellen Fachvorkenntnisse soll an dieser Stelle nicht näher eingegangen werden, doch möge derselben von einem etwas allgemeineren Standpunkt aus noch einige Worte gewidmet sein. Je eingehender man unser gesamtes Hochschulwesen betrachtet, um so mehr er-

kennt man, daß sich zwei Richtungen scharf von einander abheben: auf der einen Seite wird eine rein geistige Tätigkeit beansprucht, es kommt lediglich Intellekt, Phantasie und Moral in Frage; auf der anderen Seite macht sich neben der geistigen Tätigkeit die Handfertigkeit geltend, in wechselndem Verhältnis oft so, daß das Können wichtiger ist als das Wissen. Man wird gewiß zugeben, daß der Chirurg, der experimentierende Chemiker und Physiker, der Architekt, der Konstruktions-Ingenieur ebenso ein „Künstler" sein muß wie der Maler, Bildhauer, Komponist; andrerseits ist es klar, daß die Letztgenannten auch in Anatomie, Harmonielehre u. s. w. wissenschaftlich gebildet sein müssen, um nicht bloß Handwerker zu sein. — Unsere Universitäten sind zu einer Zeit entstanden, als man auf dem Gebiete der Naturwissenschaften und Medizin ebenso „spekulierte" wie auf dem der Theologie, Philosophie und Jurisprudenz; heute muß man sich fast darüber wundern, daß die Fakultät der Naturforscher und Aerzte sich in dem Bunde mit den vorgenannten Wissenschaften noch wohl fühlt und nicht mit aller Kraft nach den technischen Hochschulen hinüberstrebt; auf alle Fälle liegt in den vorerwähnten Dingen ein wesentliches Unterscheidungsmerkmal der Hochschulbildung; es erscheint nicht unzweckmäßig, darauf mit allem Nachdruck hinzuweisen, schon deshalb, weil eine klare Erkenntnis der Sachlage für die Frage der Vorbildung auf Elementar- und Mittelschulen von größtem Einflusse sein muß; es gibt heute auf dem gesamten Gebiete des Bildungswesens nichts, was mich so sympathisch berührt wie des Münchener Stadtschulrates Kerschensteiner Bemühungen, der heranwachsenden Jugend nicht nur Wissen, sondern auch Können beizubringen. Es hat allerdings auch früher schon Leute gegeben, welche auf die Bedeutung einer manuellen Geschicklichkeit hingewiesen haben, wobei die gesundheitliche Frage hier ganz außer Betracht bleiben mag; es ist historisch, daß im Hause Hohenzollern jeder junge Prinz irgend ein Handwerk erlernen muß; andrerseits ist der Ausspruch bekannt, daß Raffael ein großer Maler geworden, auch wenn derselbe ohne Arme auf die Welt gekommen wäre. Zweifellos ist das Wort berechtigt: mens agitat molem, und zweifellos hat es in den technischen Wissenschaften große Männer gegeben, welche Zierden und mächtige Förderer ihres Faches gewesen sind, ohne selbst bedeutende „Künstler" zu sein: aber ganz abgesehen von den seelischen Qualen, die jedem erwachsen, der in die Geheimnisse der Materie eindringen und letztere beherrschen möchte, sich aber vor dem „Kampf mit dem Objekt" fürchtet, so ist es auch nicht jedem beschieden, so weit zu kommen, daß er die nötigen Hilfskräfte zur Verfügung hat, um seine Gedanken in die Wirklichkeit umzusetzen; und schließlich wird der Fortschritt in Naturwissenschaften und Technik nicht nur durch geistige Tätigkeit, durch schöpferische Begabung der Phantasie bedingt, sondern vielleicht mehr noch durch geschicktes Experimentieren und sorgfältiges Beobachten.

Im Eingang dieses Aufsatzes wurde die Akademie für Medizin in Köln erwähnt; nach meiner Ansicht besteht ein dringendes Bedürfnis, dem absolvierten Chemiker, Physiker, Ingenieur Gelegenheit zur Weiterbildung und zur freien Betätigung zu geben an Stätten, welche nicht direkt von der Industrie bezw. den Industriellen (Unternehmertum) abhängig sind; es ist ja wohl möglich, auch nach Vollendung der Studien bezw. längerer Tätigkeit in der Praxis an den Hochschulen zu arbeiten, allein im großen und ganzen sind bei den Vorständen der Hochschul-Institute nur solche Leute willkommen, welche für die akademische Karriere gefördert werden sollen; auch sind die Raumverhältnisse oft beschränkt und es ist immer zu bedenken, daß die Hochschulen doch immer Schulen sind, welche besonders für Leute, die schon im praktischen Leben tätig waren, mancherlei Mißstände mit sich bringen.

Der berühmte englische Chemiker Sir William Ramsay hat vor kurzem in einer Rede in der Society of Chemical Industry in New-York folgendes ausgeführt:

„Vielleicht wäre es nicht unmöglich, eine Fortbildungsschule für Chemiker in der folgenden Weise zu schaffen. Man könnte eine Gesellschaft gründen, die es sich zur Aufgabe macht, Erfindungen zu ermutigen; die Mitgründer dieser Gesellschaft würden eine gewisse Summe für die Errichtung von Gebäuden und einer Fabrikanlage beisteuern; es sollten hier alle Apparate vorhanden sein, die in der chemischen Technik gebraucht werden, Destillationsapparate, Filterpresse, Vakuumapparate, Zentrifugen u. s. w.; die Gebäude sollten mit Dampf und Elektrizität versorgt sein. In dieser Anlage könnten dann neue patentierte Erfindungen erprobt und für den Großbetrieb vorbereitet werden; dies würde eine Einnahmequelle für das Institut bilden. Die Chemiker sollten hier gegen Bezahlung Fortbildung finden, wodurch wiederum ein gewisser Verdienst entstünde. Der Leiter der Anstalt sollte einen Stab von Assistenten unter sich haben. Wenn dann ein Patent oder eine Erfindung gehörig ausgearbeitet und für den Großbetrieb fertig wäre, so könnte der Fabrikant die Chemiker, welche die Untersuchungen in dem Institut ausgeführt haben, für seine Fabrik engagieren."

Es sei hier die Frage aufgeworfen, ob die Durchführung eines solchen Institutes für Chemiker, Physiker, Ingenieure, Maschinenbauer u. s. w. nicht in der Weise zu erreichen wäre, daß man im Anschluß an das Museum für Meisterwerke der Naturwissenschaften und Technik eine technische Akademie in München errichten würde.

Es sollte mich freuen, wenn obige Zeilen zunächst einmal zu einer Diskussion über die angeregte Frage führen würden.

Vom Weihnachtstisch.

II.

† Als ein in kurzer Zeit alterprobter, willkommener Freund, der uns mit wohlwollender Belehrung und freudiger Anregung durch das ganze Jahr treulich geleitet, erscheint W. Spemanns Kunstkalender. Wohl an zweitausend Gedenktage und biographische Notizen von Künstlern aller Länder und Zeiten sind verzeichnet. Ein weiterer Bestandteil ergibt sich aus Abbildungen von Bauwerken aus der halben Welt: Interieurs, Tempel, Kirchen, Rathäuser und Paläste (auch das kleine Haus und Zimmer, wo Raphael Santi zu Urbino geboren wurde). Im bunten Wechsel folgen antike und moderne Skulpturen und Gußwerke; Porträte berühmter Maler mit ihren Werken und Schöpfungen, Handzeichnungen (eine große Anzahl Holbeins), Skizzen und Studienblätter; dann Tier-, Genre- und Landschaftsbilder jeglicher Art, auch photographische Künstleraufnahmen nach der Natur (darunter eine Wasserstudie am Niagara). So wird in ungesuchter Weise unser Wissen täglich bereichert; die Blättlein gewähren, beliebig geordnet, noch einen eigentümlichen kunsthistorischen Hausschatz.

Dasselbe Prinzip tritt in dem von den Professoren Dr. J. Pagel und J. Schwalbe bearbeiteten „Historischen Medizinal-Kalender" (Stuttgart) in Praxis. Auch durch diese Wissenschaft geht neuerlich ein historischer Zug. Es werden Lehrbücher und Lehrkanzeln für ihre geschichtliche Entwicklung geschaffen, man beschäftigt sich in Vorträgen, Aufsätzen, Monographien und Doktor-Dissertationen mit den Lehren eines Galen und Paracelsus, mit den Forschungen der Araber und der schon bei den Etruskern und den alten Aegyptern geübten Chirurgie und Diagnostik. So kann denn auch ein auf solchen Retrospektiven aufgebauter Abreißkalender sich der allgemeinen Strömung nicht enthalten. Freilich fehlt ihm der anmutige Reiz und die Schönheit seines Vorgängers. Doch greifen auch diese Forscher und Kulturhistoriker auf die Leistungen der früheren Maler zurück, die ja mit größerer Wahrheit das sie damals umgebende Leben abschilderten. Das bekundet Eugen Holländer mit dem Prachtwerke: „Die Medizin in der klassischen Malerei" (1903) und R. Müllerheim „Die Wochenstube in der Kunst" (1904). Noch mehr! Die Verdienste von Marc Antonio della Torre (mit welchem übrigens auch der junge Michelangelo Buonarotti sezierte) und Lionardo da Vinci hat schon

Marx (1849) in einer eigenen Schrift hervorgehoben. Albrecht Dürer war gleichfalls in diesem Gebiete und insbesondere durch seine Messungen und Forschungen in Proportion und Anatomie ein Meister. Michelangelo, der ja seine selbsterworbenen Kenntnisse in der Muskulatur mit größter Vorliebe auf allen seinen Schöpfungen bekundete, erhielt, wie sein Schüler und Biograph Condivi (1889, S. 41) berichtet, von dem Prior des Klosters S. Spirito zu Florenz eine eigene Zelle zu seinen anatomischen Arbeiten. Die erste „Anatomie" verfaßte übrigens (nach dem Vorbilde des Haly Abbas) der Benediktiner Konstantin Afer († 1087) im Kloster Monte Cassino, während die Mönche von Salerno, dieser ersten medizinischen Fakultät, schon lange mit der Zergliederung der Leichen beschäftigt waren. Michelangelo hat auf seinem Jüngsten Gericht in der Sixtina den heiligen Bartholomäus dargestellt, wie er, Rache fordernd für die Mißhandlung der Menschen, dem Weltrichter die abgezogene Haut vorzeigt: „Das haben mir die Menschen getan!" Und Marco Agrates läßt den genannten Apostel die abgezogene Haut paletothaft über dem Arm tragen, ein gräßlicher Musterskalp „in extenso", wobei die Inschrift sinnig versichert, daß Praxiteles diese wissenschaftliche — Schinderei nicht gemacht habe: Ein schlagendes Vorbild des damals blühenden Realismus. Daß der alte Hans Holbein die „Miselsucht" auf dem Bilde der hl. Elisabeth nach Virchows Urteil mit äußerster Wahrheit dargestellt habe, ist bekannt, ebenso wie Ostade die parasitären Hauterkrankungen, wozu die Maler damals auf allen Plätzen und Straßen ihre ekeligen Modelle fanden. Viel vergnüglicher sind die in Mitte ihrer dankbaren Scholaren dozierenden Professorenbilder des Dr. Tulp von Rembrandt, des Pieter Pavius von Stog im anatomischen Theater zu Leiden, wobei auch Damen und Hunde an den Demonstrationen teilnehmen, auch das Porträt des Dr. Egberts von Keyser oder Holbeins Bildnis des hochbetagten Sir John Chamber, des berühmten Hofmedizinalrats König Heinrichs VIII. Daß hier in langer Reihenfolge so viele hochverdiente, achtenswerte Forscher, wahre Menschenfreunde und echte Lebenskünstler in Erinnerung gebracht werden, ist hocherfreulich und gerecht. Die anderen Beigaben sind immer kulturhistorisch interessant und bisweilen auch im heiteren Sinne teilnahmeerregend. An Material zu weiteren Jahrgängen ist gewiß kein Mangel. Da die weniger anziehende Ausstattung mit so vielen Leidenden und Widerwärtigkeiten gegen die Schönheit des Kunstkalenders bedeutend absticht, dürfte hier wohl eine Preisermäßigung wünschenswert sein, um so mehr, da immer zwei Tage auf ein Blatt fallen und manche Blätter gar keinen oder höchst imaginären „Schmuck" aufweisen.

Der „Thüringer Kalender", herausgegeben von dem Landes-Museum zu Eisenach unter Redaktion des Konservators Prof. Dr. Georg Voß und vielen anderen Mitarbeitern, bietet in den zwölf von Ernst Liebermann in München ziemlich ungeschlacht gezeichneten Monatsbildern allerlei Ansichten von altertümlichen Toren, Schloßbauten und Marktplätzen mit kieselsteinernen Wolken darüber; den schönen Landeskindern hat der Maler gar nicht geschmeichelt, sie brauchen ihm also auch nicht zu danken. Beigegeben sind allerlei plastische Merkwürdigkeiten und Kleinode in Edelmetall, auch mancherlei numismatisch-heraldische Altertümer.

Der „Bayerische Haus- und Landwirtschaftliche Kalender" reproduziert die schönen Monats-Vignetten von Moritz v. Schwind. Außerdem enthält er eine Belehrung über „Feuer und Licht" und allerlei fachgemäße Anleitungen über kulturelle Aufgaben in Feld, Wasser und Wald.

Außerdem empfiehlt sich allen Fachgenossen Reinhards zuverlässiger Straßen-, Wasserbau- und Kultur-Ingenieur-Kalender, neu bearbeitet von R. Scheck (Wiesbaden 1905 bei J. F. Bergmann), seit zweiunddreißig Jahren ein wohlbewährter Ratgeber und Helfer in der Not.



Bücher und Zeitschriften.

Das Königreich Württemberg. Eine Beschreibung nach Kreisen, Oberämtern und Gemeinden. Herausgeg. von dem kgl. Statistischen Landesamt. I. Band: Allgemeiner Teil und Neckarkreis. Stuttgart. Druck und Verlag von W. Kohlhammer. 1904. 675 Seiten.

Diese Neuauflage der Landesbeschreibung von Württemberg unterscheidet sich wesentlich von der früheren vor nunmehr 20 Jahren ausgegebenen. Während dort der allgemeine Teil, die Beschreibung von Land, Volk und Staat, zwei Bände füllt, ist er hier auf das äußerste beschränkt. In einer kurzen, mit vorzüglichen Karten illustrierten Skizze unterrichtet der als Pflanzengeograph bekannte Tübinger Universitätsbibliothekar Gradmann über die geographischen Verhältnisse des Landes. Das Volk nach seinen natürlichen Verhältnissen und das geistige Leben ist vorzugsweise von Oberstudienrat v. Hartmann geschildert, der sich außerdem um die Neuanlage des Werkes und um die Berufung der Mitarbeiter verdient gemacht hat. Finanzrat Lorch beschreibt das wirtschaftliche Leben und den Abschnitt über den Staat hat Präsident v. Zeller bearbeitet. So lehrreich diese kurzgedrängten Abschnitte sind und so sehr sie selbständigen wissenschaftlichen Wert besitzen, der Hauptnachdruck bei der Neubearbeitung liegt auf der Erweiterung der Bezirks- und Ortsbeschreibung, von der in dem erschienenen ersten Bande der Neckarkreis vollendet ist. Es soll dadurch ein gewisser Ersatz geschaffen werden für die zum Teil sehr veralteten Oberamtsbeschreibungen, deren Neuauflage nicht rasch von statten geht. Auch hier sind die verschiedenen Materien in fachmännische Hände verteilt. In der Bezirksbeschreibung sind die geographischen Abschnitte von Gradmann, die Altertümer von Sixt, die Abschnitte über deutsche Besiedelung von Weller, die geschichtliche Zusammensetzung der Oberamtsbezirke von Archivrat Schneider und endlich die wirtschaftlichen Verhältnisse von Finanzrat Trüdinger bearbeitet worden. In der Ortsbeschreibung stammen die topographisch-kunstgeschichtlichen Angaben aus der Feder des Pfarrers a. D. Schumann und die Notizen über Ortsgeschichte aus der alten Ausgabe hat Schneider wesentlich ergänzt. Besonders dankenswert ist hierbei die sprachgeschichtliche Erklärung der geographischen Namen durch Professor Bohnenberger und Dr. Kapf, sowie die Aufzeichnung der namhaften Männer des Landes bei ihrem Geburtsort, welche Oberstudienrat v. Hartmann aus seiner reichen Kenntnis der altwürttembergischen Kultur besorgt hat. Ganz neu und überraschend ist der künstlerische Schmuck, welcher das Werk ziert: Städteansichten, zum Teil sehr reizvoll und charakteristisch, sind dem Werk nach den Zeichnungen der Maler R. Stieler und R. Fuchs beigegeben. Die Stielerschen Bilder haben teilweise durch mangelhafte Sorgfalt bei der autotypischen Reproduktion gelitten. Das Vollbild von R. Fuchs bei Seite 160, eine Ansicht von Stuttgart von nicht alltäglichem, aber schlecht gewähltem Standpunkt aus darstellend, in seiner geschmacklosen Umrahmung und schlechten Reproduktion wäre besser weggeblieben. Zeichnungen von Häusertypen sind von Pfarrer G. Weizsäcker geliefert, Wappenzeichnungen von Maler Bach. Etwas eigentümlich berührt auf den ersten Blick die am Schluß des Bandes auf sechs Blättern dargebotene bildliche Sammlung von 55 berühmten Württembergern, den „schwäbischen Nationalheiligen". Doch hat es zweifellos seine Berechtigung in einem Werk, das für die breitesten Kreise berechnet ist, diese Köpfe in Reproduktionen nach den besten Bildern möglichst vielen Volksgenossen bekannt zu machen. Bei der Besprechung der künstlerischen Ausstattung muß noch gefragt werden, warum hat sich die Redaktion nicht entschlossen, die äußere Ausstattung des Werkes speziell bezüglich des Einbandes und Vorsatzpapiers einem Stuttgarter Künstler in die Hand zu geben? Die Ausstattung ist nicht geschmacklos, aber sie hätte künstlerisch origineller gestaltet werden können. Und wenn je, so hat der Staat in einem solchen Falle Gelegenheit und Pflicht, das kräftig aufblühende Kunstgewerbe seiner Residenzstadt zu unterstützen. Es ist sehr schwer ein derartiges Werk einheitlich zu gestalten. Auch hier ist es nicht ganz gelungen; der geographische Bearbeiter kommt mit dem der Siedelungsgeschichte und dem der Wirtschaftsstatistik in Kollision, der Archäologe mit dem Kunst-

historiker. Aber was schadet's, wenn wir manches zweimal unter verschiedenem Gesichtspunkte erfahren? Soweit es bei der großen Zahl von Mitarbeitern möglich war, trägt das Werk einheitlichen Charakter. Und welche Summe von wissenswertem Material zur Kenntnis der schwäbischen Natur und des schwäbischen Menschen ist in diesem Band enthalten! Dabei konnte der Preis infolge des staatlichen Zuschusses äußerst gering angesetzt werden. Das Werk verdient viele Leser und Benützer zu finden im engeren und im weiteren Vaterlande des Württembergers.

Fragen der Frauenbildung. Aufsätze und Vorträge von Dr. Wilh. Lüngen, Stadtschulrat in Frankfurt a. M. Leipzig und Berlin 1904, B. G. Teubner.

In sechs Aufsätzen behandelt der Verfasser in ebenso sachkundiger und umsichtiger Weise wie warmer Gesinnung die Frage der Mädchenbildung, welche in Deutschland, auf ihrem jetzigen Tiefstand belassen, zum Krebsschaden unseres Volkes zu werden droht. Infolge der Massenhaftigkeit des Stoffes, der daraus entspringenden Oberflächlichkeit und Unwissenheit, infolge des Vordrängens fremder Sprachen, der Auslandsgeschichte, -Literatur, -Geographie u. s. w. geht das Verständnis für heimische Werte und damit der bedingungslose Maßstab verloren, der die Voraussetzung sicheren Urteilens ist. Lüngens Vorschläge für Besserung der Verhältnisse gipfeln in tüchtigerer Lehrerbildung, in Beschränkung des Stoffes, Betonung des deutschen Elementes, organischer Angliederung der höheren Mädchenschulen an die Volksschulen, Selbstbetätigung der Schülerinnen innerhalb der einzelnen Unterrichtsfächer, Eröffnung aller Bildungswege für die Frau, die sie ihrer Individualität entsprechend beschreiten mag. Hier liegt der Kernpunkt der Frauenfrage: Heranbildung von Frauen und Müttern entsprechend den Forderungen unserer Zeit.

K. R.

---

* Eine **Festschrift** zum Jubelfest der vierhundertjährigen Wiederkehr des Geburtstages Landgraf Philipps des Großmütigen von Hessen (geboren 13. November 1504) hat der „Verein für hessische Geschichte und Landeskunde“ bei Elwert in Marburg erscheinen lassen. In 14 Abteilungen behandeln verschiedene in Hessen lebende Gelehrte die Geschichte des Landgrafen, wobei aus den Schätzen des Marburger Staatsarchivs manche neue Aufklärung über diese vielerörterte Periode der Reformationszeit gegeben wird. Durch vornehme Unparteiischkeit und Unbefangenheit des Urteils, wie sie heute nur noch der protestantischen Geschichtschreibung möglich ist, zeichnet sich vornehmlich eine zusammenhängende Würdigung Philipps durch Prof. K. Wenck aus, die den stattlichen Band eröffnet. Von den anderen Beiträgen ist besonders die Abhandlung des Archivars O. Marx über den „Bauernkrieg in den Stiften Fulda und Hersfeld und Landgraf Philipp“ zu erwähnen.

✠

Allgemeine Rundschau.

Vom „praktischen Jahr“ der Mediziner.

Die jüngst an die Landesuniversitäten ergangene Kultusministerialentschließung betreffend das praktische Jahr der Mediziner, wonach man die Hälfte dieser vor Erteilung der ärztlichen Approbation abzuleistenden praktischen Uebungszeit in Zukunft auch als Assistent eines anatomischen, physiologischen, pathologischen, pharmakologischen oder hygienischen Instituts einer deutschen Universität zurücklegen kann, scheint uns nicht im Sinne der neuen Prüfungsordnung zu liegen. Wir glauben nicht, daß die unbedeutende Entlastung der Spitäler von Praktikanten der Grund zu dieser ministeriellen Verfügung ist. Offenbar sollen damit in erster Linie diejenigen Praktikanten berücksichtigt werden, die die wissenschaftlich-akademische Karriere anstreben; denn vorwiegend aus solchen Kandidaten rekrutieren sich die Assistenten der genannten Anstalten. Sie sollen nicht durch die Verpflichtung praktischer Arbeit an den Universitätskliniken, -Polikliniken und größeren Krankenhäusern, die bisher nur in Betracht kamen, zu lange von ihrer speziellen Fachausbildung abgehalten werden, sondern sich schon während des praktischen Jahres in dieser Richtung betätigen können. Auf diese Absicht deutet auch wohl die Bestimmung, daß die Anrechnung einer längeren Assistenzleistung als sechs Monate an einem der bezeichneten Institute nicht absolut ausgeschlossen ist, jedoch in jedem einzelnen Falle der Entscheidung des Ministeriums unterliegt. Diese Festsetzung, sowie die Ermächtigung der bezüglichen Institutsvorstände zur Annahme je eines Praktikanten und die durch die Genehmigung des Ministeriums bedingte eventuelle Zulässigkeit der Aufnahme weiterer läßt keinen zu ausgedehnten Gebrauch der gemachten Zugeständnisse befürchten. Zudem dürften die meisten Reflektanten auf die gedachten Stellen nach wie vor der gleichen Gattung angehören. Aber es handelt sich bei dieser Verordnung um eine prinzipielle, für alle Praktikanten geltende Neuerung, die dazu angetan ist, Wert und Wirkung des praktischen Jahres wesentlich zu beeinträchtigen und zu verschieben. Für die angehenden Aerzte, für die es vornehmlich geschaffen ist, entsteht mit dem den medizinischen Wissenschaftlern zugedachten Vorteil gleichzeitig die Gefahr einer Ablenkung, deren Möglichkeit an sich zielwidrig ist. Wenn man gestattet, in den Laboratorien u. s. w. der wissenschaftlichen Forschungs- und Unterrichtsstätten, fern der persönlichen Krankenbehandlung die halbe, vielleicht sogar die ganze der praktisch-ärztlichen Ausbildung zugedachten Zeit zu verbringen, so werden auch in der Tat immerhin einzelne aus verschiedenen Motiven (persönliche Konnexionen, Neigung zu den betreffenden Fächern oder Absicht, aus deren Gebiet ihre Dissertation zu schreiben u. s. w.) diese Permission benützen und wieder werden Leute hinaustreten in die selbständige Praxis, die deren Anforderungen nicht entsprechen; es wird also dem Uebelstand gewissermaßen Vorschub geleistet, dem die Einrichtung des praktischen Jahres begegnen soll. Um dessen Zweck zu erfüllen, muß vielmehr mit allen Mitteln getrachtet werden, in der ohnedies kurzen Zeit den Praktikanten in den klinischen Hauptsparten soviel wie möglich praktische Kenntnisse und Fertigkeiten beizubringen, und ihnen nicht zur willkürlichen Pflege wenn auch noch so interessanter und wertvoller, aber meist rein wissenschaftlicher Beschäftigungen die Hand zu reichen, zu denen auf der Universität Gelegenheit ist, die ihnen aber jetzt die so dringend notwendige Zeit rauben. Neben der sachlichen Tragweite ausreichenderer praktischer Schulung der Aerzte für diese und das Publikum verlangt, wie in allen allgemeingültigen Verfügungen, schon das numerische Verhältnis, der überwiegenden Mehrzahl hier der medizinischen Praktiker und deren vielverknüpften Interessen diejenigen der relativ wenigen Aspiranten der nichtklinischen Disziplinen unterzuordnen. Wollte man für diese einen Modus finden, der nicht a priori mit den endlich zustande gekommenen besseren Garantien der besprochenen Art kollidiert, wollte man etwa eine Ausscheidung der Wissenschaftler vornehmen, so wäre die Veranlassung dieser zu einer bindenden Erklärung über ihre Pläne Voraussetzung; ein solcher Eingriff in das Recht der Selbstbestimmung ist aber nicht angängig. Im Hinblick auf die Möglichkeit einer also nicht verhütbaren späteren Sinnesänderung, die die Angehörigen dieser Kategorie als approbierte Aerzte ihre rein wissenschaftliche Tätigkeit mit der ärztlichen Praxis vertauschen lassen kann, ist deren frühzeitige Sonderstellung im Lehrgang nicht ausführbar. Und sie ist auch nicht nötig. Im Gegenteil ist auch ihnen gegenüber an der gemeinsamen, einheitlichen Erziehungsgrundlage aller Mediziner festzuhalten. Einige Vertrautheit mit der praktischen Medizin kann auch den Nichtklinikern nur nützlich sein und deshalb braucht der für sie geringe Aufwand an Zeit nicht als Einbuße an ihrem engeren Fachstudium angesehen und zu vermeiden gesucht werden. Für die künftigen Praktiker dagegen ist jede nicht unmittelbar den Krankendienst berührende Beschäftigung auf Kosten der nunmehr vorgesehenen, einzigen praktischen Uebungsperiode ein ungleich größerer und folgenschwererer Zeitverlust. Mußten wir vor kurzem bei Besprechung der Akademien für praktische Medizin in anderem Zusammen-

hang die Wichtigkeit des Unterrichtes in der individuellen Krankenbehandlung während des praktischen Jahres vor allem betonen, so möchten wir auch in der gegenwärtigen Angelegenheit denselben Standpunkt wiederholt mit allem Nachdruck vertreten resp. alles beseitigt wissen, was diese Kardinalaufgabe verkürzen könnte, und deshalb die Aufhebung des Erlasses beantragen.

Dr. Ernst Mauser.

*

Eine neue Forschungsreise in der Mongolei.

et. Vor etwa einem Jahr begann der Forschungsreisende Kidston eine Reise in die östliche Mongolei, über deren Verlauf jetzt der erste Bericht vorliegt. Er ging mit noch einem wissenschaftlichen Begleiter von Peking aus nach Norden und verfolgte westlich von der großen Grenzstadt Dolon-nor einen Weg, der westlich von dem früheren Reise Campbells lag. Vor dem Betreten der eigentlichen Mongolei besuchte die Expedition die alte Sommerresidenz der chinesischen Kaiser in Dschehol. Jenseits der großen Mauer wird das Land allmählich ärmer, die Ernten seltener und von geringerem Ertrag, während die Viehzucht mehr und mehr zum Haupterwerb der Einwohner wird. Die meisten Täler sind mit ungeheuren Massen von Geröll, Kies und Sand erfüllt, zwischen denen nur ein schmales Band für die Landwirtschaft bleibt. Dolon-nor, der Mittelpunkt des Handels in jenem Grenzgebiet, sendet alljährlich beträchtliche Mengen von Schaf- und Kamelwolle nach Tientsin, von wo aus sie nach Deutschland, bezw. England verschifft werden. Demnächst ist Salz der wichtigste Handelsartikel. Jenseits dieser Stadt führte der Weg etwa 100 Meilen weit durch ein Gelände aus sandigen Hügeln und später über eine unabsehbar weite Grasebene, die nach Osten allmählich zum Gebirge des Großen Chingan ansteigt. Letzteres sieht von Westen her kaum nach einer Gebirgskette aus, obgleich es bei mehr eingehender Erforschung durchaus den Charakter eines beträchtlichen Gebirges verrät. Die Straße über die Steppe war ausgezeichnet und im allgemeinen so glatt wie Asphalt, so daß man, von den vereinzelten Sandhügelstreifen abgesehen, mit einem Fahrrad oder sogar mit einem Motorwagen den ganzen Weg bis zur mongolischen Stadt Chailar zurücklegen könnte. Dieser Platz bildete den Endpunkt der Reise, da die vorgerückte Jahreszeit deren Fortsetzung bis Urga verhinderte. Die Wüste Gobi liegt nämlich dann tief im Schnee und wird fast unpassierbar. Schon Anfang November wird die Kälte fast unerträglich. Während eines furchtbaren Schneesturmes nahmen die Reisenden im Lager eines Mongolenfürsten Zuflucht, der über ein weites Gebiet herrscht und von der russischen Ländergier bisher wenig gefühlt zu haben scheint. Ein großer Teil des durchreisten Landes wird nur von einigen herumziehenden Hirten bewohnt. Kidston hat übrigens keine Spur vom Bau einer Eisenbahn bemerkt, der angeblich von Chailar aus in der Richtung auf Kalgan (an der Grenze zwischen der Mongolei und China) bereits begonnen sein soll, obgleich er die angebliche Route dieser Bahn zweimal gekreuzt hat; auch die Eingeborenen des Landes schienen nichts von diesem Plan oder gar von Vermessungen zu dessen Ausführung zu wissen. Auch wäre nach der Ansicht des Reisenden die Dünenzone in der südlichen Mongolei für die Eisenbahn ein unüberwindliches Hindernis, da dort sowohl Wasser wie Holz und Stein gänzlich fehlen.

**

Kleinere Mitteilungen.

γ. Eine wichtige neupunische Inschrift, die längste von allen, die bis jetzt bekannt sind, wurde von de Mathuisieulx in Tripolis gefunden. Sie ist in großen, prächtigen Zügen eingegraben und vollständig erhalten. Nach dem Texte stand am Fundort ein Ammontempel, von dessen Weihung die Inschrift erzählt. Auch läßt sie sich zeitlich genau festsetzen, nämlich auf die Jahre 15 oder 16 n. Chr., so daß sie einen ausgezeichneten Anhalt für die Geschichte der punischen Sprache bietet.

w. In der letzten Sitzung der Pariser Akademie der Inschriften berichtet Hamy über die Entdeckungen des Kapitäns Duchemin im Gambietale, welche eine uralte Negerkultur betreffen. Der Offizier fand gegen 40 Gruppen von Grabhügeln, die von einfachen zylindrischen Monolithen eingehegt waren. Ein Hügel wurde geöffnet und man legte ein Skelett frei, das einen ganz ausgesprochenen Negertypus zeigte; dabei lag noch etwas grobes Tonwerk. Diese Reste gehören einer frühen Negerzeit an, aber noch heute haben umliegende Stämme eine ähnliche Bestattungsweise.

* Medizinisches. Aus Lyon, 13. Nov., wird gemeldet: Heute nachmittag wurde die Statue des Professors der Chirurgie an der hiesigen medizinischen Fakultät, Ollier, enthüllt. Namens der deutschen Chirurgischen Gesellschaft legte Professor Lassar (Berlin) einen Lorbeerkranz mit einer Schleife in den deutschen Farben am Denkmal nieder.

* Jubiläum. **Das Institut für österreichische Geschichtsforschung in Wien feierte am vergangenen Freitag den Gedenktag seines 50jährigen Bestehens. Wir werden auf die Tätigkeit des Instituts demnächst in einem größeren Artikel zurückkommen.**

*

Hochschulnachrichten.

* **Erlangen.** Die theologische Fakultät hat den Dr. phil. Hermann Bezzel in Neuendettelsau und den Pfarrer Friedrich Boeckh am Anna-Gymnasium in Augsburg zu Ehrendoktoren ernannt.

* **Gießen.** Am Samstag fand, wie schon kurz an anderer Stelle gemeldet, in der großen Aula der Universität die Jahrhundertfeier Philipps des Großmütigen in Gegenwart des Großherzogs Ernst Ludwig statt; die Festrede hielt Prof. Dr. Krüger. Nach der Feier, um 12½ Uhr, begab sich die Festversammlung nach dem neuen Bibliothekgebäude an der Bismarckstraße, zu dessen Einweihung ein Festakt im großen Lesesaale stattfand. — Die theologische Fakultät hat nachstehenden Herren die Würde eines Dr. theologiae honoris causa verliehen: Pfarrer Wilh. Diehl in Hirschhorn, Pfarrer Karl Eger in Friedberg, Pfarrer Guyot in Heppenheim, dem Superintendenten der Provinz Oberhessen Waldemar Petersen in Darmstadt, dem Oberlehrer am Ludwig Georgs-Gymnasium in Darmstadt Professor Erwin Preuschen, sowie dem außerordentlichen Professor der Theologie an der Universität Basel Eberhard Vischer.

dr. **Jena.** Der Senat der Universität hat beschlossen, Schillers hundertjährigen Todestag am 9. Mai 1905 durch eine akademische Gedächtnisfeier in würdiger Weise zu begehen. Dr. phil. Gause in Berlin hat der Universität Jena ein Kapital von 30,000 M. vermacht, dessen Zinsen dem Archäologischen Institut und der Förderung archäologischer Studien zugute kommen sollen.

* **Berlin.** Am vergangenen Donnerstag (10. d. M.) hat sich hier Dr. Robert Wilbrandt, der Sohn des Dichters Adolf Wilbrandt, als Privatdozent für Nationalökonomie habilitiert.

hc. **Kiel.** Amtlich wird die Ernennung des bisherigen außerordentlichen Professors in Göttingen Dr. Karl Neumann zum ordentlichen Professor der Kunstgeschichte an der hiesigen Universität bestätigt. Neumann tritt hier an Stelle von Professor Dr. Adelbert Matthaei, der nach Danzig übersiedelte.

* **Wien.** Das Professorenkollegium der philosophischen Fakultät der hiesigen Universität beschloß, den Hospitantinnen den Besuch der Uebungen der Lehrer und Lektoren nicht mehr zu gestatten. Ueber die Gründe dieser Maßregel äußerte sich, wie wir der Neuen Freien Presse entnehmen, der Dekan der philosophischen Fakultät Professor Meyer-Lübke ungefähr folgendermaßen: Wenn wir uns gezwungen sahen, gegen den Besuch der Hospitantinnen an der philosophischen

Fakultät in gewisser Beziehung vorzugehen, so taten wir es deshalb, weil wirklich hier ein Mißbrauch zu beseitigen war. Die Zahl der hospitierenden Mädchen war in den letzten Jahren sehr groß geworden, und es ist sozusagen Mode geworden, daß die Mädchen, wenn auch nur als Hospitantinnen, die Universität frequentieren. Nun wäre dagegen natürlich nichts einzuwenden gewesen, wenn dieser Besuch der Universität einem ernsten Bildungsdrange entsprungen wäre; aber in vielen Fällen konnte man diese Beobachtung nicht machen. Es hatte sich vielmehr gezeigt, daß speziell bei den Uebungen der Lektoren und Lehrer, wo hauptsächlich Sprachkenntnisse geübt werden, eine große Zahl von Hospitantinnen sich eingefunden hatte, welche schon nach ihrem Bildungsgange nicht befähigt waren, dem Sprachstudium zu folgen. Nur gegen diese Besucherinnen richtet sich in der Hauptsache die Maßregel des Professorenkollegiums. Die Mädchen wollten einfach, um den viel teureren Privatunterricht in Französisch oder Englisch zu ersparen, dieses Sprachstudium an der Universität betreiben. Die Maßregel der Fakultät beschränkt sich nun darauf, bei Prüfung der Gesuche der Hospitantinnen, die früher allerdings fast ausnahmslos bewilligt wurden, rigoroser vorzugehen. Von 97 Gesuchen, die eingereicht wurden, sind diesmal 20 Gesuche zurückgewiesen worden. Die außerordentlichen Hörerinnen sind natürlich hiervon durchaus nicht betroffen, da sie ja bei ihren Studien ein ernstes Ziel anstreben.

W. Paris. Der Historiker Senator Wallon, Mitglied des Institut de la France, ist in der Nacht vom Samstag auf Sonntag, 92 Jahre alt, gestorben.

⁂

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Alfred H. Fried: Die moderne Schiedsgerichtsbewegung. (Broschürenfolge „Continent", No. 8.) — Das Abrüstungsproblem. Eine Studie. (Broschürenfolge „Continent", No. 9.) Berlin. Verlag Continent (Theo Gutmann). 48 u. 48 S. — Albrecht Stauffer: Karoline v. Humboldt in ihren Briefen an Alexander v. Rennenkampff nebst einer Charakteristik beider als Einleitung und einem Anhange. Mit 2 Bildnissen. Berlin 1904. Ernst Siegfried Mittler u. Sohn. 242 S. — Georg v. Alten, Generalleutnant z. D.: Kriegskunst in Aufgaben. (Zweites Heft: Vorposten, Märsche und Marschrichtung. M. zwei Kartenbeilagen in Steindruck.) Ebenda 1904. 146 S. — v. François, Oberst und Chef des Generalstabes des IV. Armeekorps: Feldverpflegungsdienst bei den höheren Kommandobehörden. Mit Genehmigung des kgl. Kriegsministeriums und des Chefs des Generalstabes der Armee. (Erster Teil. Mit 4 Karten und 2 Anlagen in Steindruck.) Ebenda 1904. 114 S. — Walther Siegfried: Die Fremde. Novelle. Leipzig 1904. S. Hirzel. 369 S. — Dr. D. Robert Bosse, weil. k. preuss. Staatsminister: Aus der Jugendzeit. Erinnerungen. Mit einer Silhouette. Leipzig 1904. Fr. Wilh. Grunow. 331 S. — Emil Ertl: Feuertaufe. Neues Novellenbuch. Leipzig 1905. L. Staackmann. 344 S. — Oberstudienrat Dr. Th. Vogel: In der Aula der Dreikönigsschule. Schulreden, gehalten in den Jahren 1884—1904. Dresden. Carl Damm. 258 S. — Gustav Freytag und Herzog Ernst von Coburg im Briefwechsel 1853 bis 1893. Herausgegeben von Eduard Tempeltey. Mit 2 Abbildungen. Leipzig 1904. S. Hirzel. 420 S. — Dr. Johannes Jaeger: Die Klosterkirche zu Ebrach. Ein kunst- und kulturgeschichtliches Denkmal aus der Blütezeit des Cistercienser-Ordens. Mit 125 Abbildungen, Details und Plänen. Würzburg. Stahelsche Verlags-Anstalt. 144 S. — Günther Jansen, grossh. oldenburgischer Staatsminister a. D.: Nordwestdeutsche Studien. Gesammelte Aufsätze. Berlin 1904. Gebr. Paetel. 366 S. — Otto Jentsch, kais. Ober-Postinspektor: Telegraphie und Telephonie ohne Draht. Mit 156 in den Text gedruckten Figuren. Berlin 1904. Julius Springer. 214 S. — Karin Michaelis: Der Sohn. Erzählung. Autorisierte Uebersetzung aus dem Dänischen. Berlin 1904. Albert Kohler. 185 S. — Joe Beat: Bub oder Madel. Geschlechtswahrheiten. Wien u. Leipzig 1904. Robert Coën. 104 S. — Das Invalidenversicherungsgesetz vom 13. Juli 1899 in der Fassung der Bekanntmachung des Reichskanzlers vom 19. Juli 1899 nebst den wichtigeren Vollzugsvorschriften für das Deutsche Reich und das Königreich Bayern. Handausgabe mit Erläuterungen von Wilhelm Redenbacher, k. b. Bezirksamtsassessor. Zweite neubearbeitete Auflage. München 1905. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck). 518 S. — Prof. Dr. Alwin Oppel: Natur und Arbeit. Eine allgemeine Wirtschaftskunde. (Erster Teil. Mit 99 Abbildungen im Text, 13 Kartenbeilagen und 7 Tafeln in Schwarzdruck. Leipzig u. Wien 1904. Bibliographisches Institut. 350 S.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.



...gang 1904. München, Dienstag, 15. November. Nummer 262.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Landgraf Philipp von Hessen und die Schmalkaldener.

Von Prof. Dr. Heinrich Rinn.

Der Reichstags-Abschied von Augsburg, 1530, lautete ganz anders, als man es nach dem Ausschreiben zu diesem Tage hätte erwarten sollen. Am 19. November wurde den Protestanten eröffnet, bis zum 15. April des nächsten Jahres solle ihnen noch Frist gegeben werden zur Entscheidung über die in den Unterredungen zwischen ihnen und den Katholiken nicht verglichenen Glaubensartikel; bis dahin wolle sich auch der Kaiser überlegen, was ihm zu tun gebühre. Eine besondere Gefahr schloß für die Protestanten die Drohung in sich, daß das durch katholische Räte verstärkte Reichskammergericht wegen Einziehung geistlicher Güter gegen sie einschreiten solle.

Alles dieses veranlaßte die Bedrohten, die Unionsbestrebungen, deren Seele Philipp von Hessen war, die 1529 nicht zum Ziele gekommen waren, wieder aufzunehmen. So traten denn im Dezember 1530 die evangelischen Stände in Schmalkalden zusammen und entwarfen am Weihnachtsfeste einen Vertrag, demzufolge sich Kursachsen, Hessen und Lüneburg, ferner Wolfgang von Anhalt und die beiden Grafen von Mansfeld samt den Städten Magdeburg und Bremen zum Schutz des Evangeliums vereinigten; seit diesem Tage sprechen wir von einem Schmalkaldischen Bund. Zwar gelang es nicht, die Schweizer zum Eintritt in denselben zu bewegen, wohl aber ließen sich durch die Vermittelung des Straßburger Reformators Butzer, des Freundes von Philipp, die oberländischen Städte Straßburg, Ulm, Konstanz, Lindau u. a. bestimmen, sich den Niederdeutschen anzuschließen, nachdem am 27. Februar 1531 die offizielle Gründungsurkunde ausgefertigt war. Im Juni traten die Städte Braunschweig und Göttingen bei, später Goslar und Einbeck. Auf des Landgrafen Veranlassung wandte sich der Bund auch an Frankreich und England; Franz I., dessen Lebensziel die Schwächung der habsburgischen Macht war, erklärte sich gern bereit zum Schutze der deutschen Freiheit. In Deutschland selbst war es das katholische Bayern, das besonders eifersüchtig war auf Karls V. Stellung; mit dem bayerischen Kanzler Leonhard v. Eck kam Philipp 1531 in Gießen zusammen.

Durch den Bund der Protestanten war es dem Kaiser natürlich nicht möglich, seiner Drohung von 1530 Nachdruck zu geben, ebenso hinderte ihn daran die Weltlage: die stete Gefahr von Frankreich und der Türkei. Demgegenüber tat der Landgraf alles, um dem Bunde größere Ausdehnung zu geben. So setzte er nach rascher Vertreibung der Oesterreicher aus Württemberg den Herzog Ulrich dort wieder ein (1534). Dieser führte die Reformation ein und wurde Genosse der Schmalkaldener, die im Dezember 1535 ihre Verbindung auf zehn Jahre „erstreckten“.

Unter die Zugeständnisse, die der Kaiser dem immer mehr erstarkenden Bunde machen mußte, gehört auch die Anberaumung von Religionsgesprächen zwischen Katholiken und Protestanten, die auf Butzers Veranlassung der Landgraf förderte. Am bedeutsamsten unter diesen war das 1541 zu Regensburg veranstaltete, bei dem Philipp ganz besonders beteiligt war. In dem den dortigen Verhandlungen zugrunde gelegten „Regensburger Buch“ waren die Linien gezogen worden in den geheimen Gesprächen, die jener mit dem kaiserlichen Minister Granvella in Worms gehabt hatte. Die beiden Parteien kamen in Regensburg wirklich einander näher, aber Rom wie Wittenberg hinderten eine volle Verständigung: so war der Reichstags-Abschied von Regensburg wieder unsanft und die Enttäuschung der Straßburger und hessischen Mittelsmänner groß.

Um so eher konnte der Kaiser schärfere Töne anschlagen, als es ihm gelungen war, dem tatkräftigsten Fürsten des Schmalkaldischen Bundes die Hände zu binden. Philipp von Hessen war, teils ermutigt, teils gewarnt, eine Doppelehe eingegangen. Am 4. März 1540 hatte er sich zu Rothenburg i. H. ein Hoffräulein seiner Schwester, Margareta von der Sala, neben seiner Gemahlin Christine als zweite Frau antrauen lassen. Wenn Luther und Melanchthon bedingt ihre Zustimmung zu diesem verhängnisvollen Schritt gegeben hatten, so war dies geschehen in der Voraussetzung, daß der ganze Handel geheim bliebe. Das war aber selbstverständlich unmöglich. Der Fürst hatte nun die kaiserliche Strafe zu gewärtigen, denn ein kaiserliches Gesetz verbot die Doppelehe. Seine Bundesverwandten, besonders Johann Friedrich von Sachsen, weigerten sich, ihn dem Kaiser gegenüber in Schutz zu nehmen, mit anderen Worten, die Sache zu einer Bundessache zu machen: so tat Philipp den zweiten verhängnisvollen Schritt und ging zum Kaiser nach Regensburg und sicherte sich persönlich Straflosigkeit. Am 13. Juni schloß er mit Karl einen Vertrag, worin er sich verpflichtete, mit Frankreich, England und Cleve kein Bündnis einzugehen und ihre Aufnahme in den Schmalkaldischen Bund zu hindern und Fleiß anzuwenden, daß Herzog Moritz, sein Schwiegersohn, in gleicher Treue und Gehorsam gegen den Kaiser bleibe wie er selbst. War bei diesem Vertrage auch ausdrücklich die Sache der Religion ausgenommen, so war er doch ein Verrat an der protestantischen Sache: der Schmalkaldische Bund wurde dadurch auf das empfindlichste geschwächt. Der Landgraf, der eine Bundeshauptmann der Schmalkaldener, war in allen Unternehmungen gelähmt, und in Moritz hatte der Kaiser sich den Mann ausersehen, der den zweiten zur rechten Zeit ins Gedränge

bringen sollte. Wenn je, so hat sich bei dieser Gelegenheit das Wort von dem Fluch der bösen Tat bewahrheitet. Erleichtert konnte Karl Deutschland verlassen, um nach Algier zu ziehen. Nach seiner Rückkehr warf er den von den Schmalkaldenern ganz im Stich gelassenen Herzog von Cleve nieder, dem die Stände des Herzogtums Geldern ihr Land zugeteilt hatten, nahm dieses in Besitz und hinderte die Weiterverbreitung der Reformation hier und auch im Erzbistum Köln. Damals, so heißt es, gingen dem Kaiser die Augen auf, er merkte, daß es sehr leicht sei, „einen solchen Hochmut zu bändigen, wenn er es unter geeigneten Zeitumständen und mit passenden Mitteln unternähme".

Diese Umstände halfen die Protestanten selbst herbeiführen, als sie Karl unterstützten im Kriege gegen Franz I. und diesen zu ihrem Gegner machten, indem er sich im Frieden zu Crespy verpflichtete, zur Unterdrückung der Schmalkaldener mitzuhelfen. Die Jahre 1544 bis 1546 waren nur eine Galgenfrist für die Protestanten. Sie erkannten es selbst, daß es bald zum Entscheidungskampf kommen müsse, besonders dem Landgrafen wurde es immer klarer durch die Berichte, die er aus Straßburg und Augsburg erhielt, wo man über die Weltlage sehr gut Bescheid wußte. Dort waren seine Berichterstatter der Städtemeister Jakob Sturm und Butzer, der mit Philipp einen bedeutsamen, von Max Lenz herausgegebenen und erläuterten Briefwechsel führte, hier der Arzt Gereon Sailer und der Stadtschreiber Georg Frölich.

Unermüdlich mahnt und warnt darum Philipp seine Bundesverwandten, auf der Hut zu sein, sich nach Bundesgenossen umzusehen, das nötige Geld zusammenzubringen und Werbungen zu veranstalten, damit man dem Kaiser den „Vorstreich" nicht lasse. Wer zuerst kommt, der bekommt das beste Kriegsvolk; Knechte sind genug vorhanden, in mancher Familie sind vier bis fünf Brüder. Andere haben sechs, acht, zwölf und mehr Pferde, „die reiten, wer ihnen am ersten Geld gibt, wissen die Pferde sonst nicht zu erhalten". So schrieb Philipp am 9. September 1545. Es dauerte noch bis in den Juli des nächsten Jahres, bis der Krieg wirklich in Sicht war. Auf dem Regensburger Reichstag 1546, von dem aus die entscheidenden Schritte zum Beginn des Kampfes getan wurden, war Moritz von Sachsen zugegen; dort wurde er der Vasall des Kaisers; nicht waren erschienen Philipp von Hessen und Johann Friedrich von Sachsen trotz des Drängens Karls. Dies hat er den beiden Fürsten als Ungehorsam angerechnet: immer wieder versichert er, der Krieg werde unternommen, Gehorsam im Reich aufzurichten und Rebellion zu bestrafen. Daß er es weit von sich wies, als ob er einen Religionskrieg führe, war wohl berechnet: so brachte er die Bedenken zum Schweigen, die manche Protestanten hegten, gegen ihre Glaubensverwandten ins Feld zu ziehen. Butzer spricht in einem Briefe vom 19. September 1546 von einem „Kriege Gottes", einem Krieg ums Himmelreich, zu dessen Führung die Männer ihr Leben, die Frauen ihr Geschmeide opfern müßten. Und daß die Mehrzahl der Protestanten ihn so ansah, das zeigt die anfängliche Begeisterung, mit der sie besonders in Süddeutschland ihn aufnahmen.

Unfraglich waren die Schmalkaldener in den Monaten Juli und August im Vorteil. Ueber Erwarten gut gelangen ihnen die Werbungen, Knechte und Reiter strömten ihnen zu, ihre Geschützmacht war die stärkste Europas. Alles atmete frohe Hoffnung, als der treffliche Schärtlin von Burtenbach mit Schankwitz auszog, die kaiserlichen Werbeplätze in Oberschwaben zu beunruhigen und den heranziehenden Welschen die Alpenpässe zu sperren. Aber die Hoffnungen wurden enttäuscht: hin und her wurden Befehle gegeben und wieder zurückgezogen, wurde vorwärts und rückwärts marschiert, nur zu oft mischten sich Stadt- und Kriegsräte in die militärischen Operationen ein. Schließlich „war die Säuberung des eigenen Gebietes von feindlichen Werbungen und die Absperrung gegen Tirol die einzige Ausnutzung des großen Sieges, den der Bund über den Kaiser durch die Ablehnung seiner Spaltungsversuche (zunächst unter den süddeutschen Protestanten) errungen hatte. Zur Sicherung des eigenen Machtgebiets gehörte noch die Besetzung der Plätze an der Donau bis zur Lechmündung, vor allem Donauwörths". Auch Nördlingen wurde am 20. Juli von Schärtlin erstürmt. —

An demselben Tage waren die beiden Bundeshäupter in Meiningen zusammengetroffen und hatten am 25. bei Schweinfurt den Main erreicht.

Den größten Fehler, den die Schmalkaldener nun machten, war der, daß sie nicht vom Lech und vom Main her auf Regensburg „getrennt marschierten" und den Kaiser „vereint schlugen", bezw. ihn da abfingen. Denn noch weilte er in aller Ruhe dort, erst am 24. Juli kam der Reichstagsabschied zur Verlesung, und erst jetzt zogen beträchtlichere Streitkräfte in die Stadt. Statt nach Regensburg zogen die Schmalkaldener nach Donauwörth, wo sie sich mit den Oberländern vereinigten, und auch jetzt gingen sie so langsam vor, daß dem Kaiser die italienischen Truppen noch zuziehen konnten. Schwer schädigten sich die Sachsen und Hessen auch dadurch, daß sie dem Grafen Büren, der von den Niederlanden heranzog, nicht entgegentraten: ungehindert konnte sich dieser am 15. September mit den anderen kaiserlichen Truppen vereinigen.

Die Gründe für diese Unterlassungssünden der Schmalkaldener sind zunächst in der Furcht der einzelnen protestantischen Mächte zu suchen. Jeder meinte, wenn er allein etwas unternähme, würde er sich der Ungnade des Kaisers ganz besonders aussetzen: deshalb gingen sie erst zum Angriff vor, als sie sich vor Donauwörth vereinigt hatten. Weiter ist zu nennen die schlechte Organisation des Bundes. Man schreibt Napoleon I. das Wort zu, ein schlechter Oberfeldherr sei besser als zwei gute. Aehnlich drückt sich der kluge Butzer aus, wenn er dem Landgrafen einmal schreibt, die Römer hätten einen Diktator ernannt, ihm gebühre der Oberbefehl in dem Kriege! Wie wäre es aber möglich gewesen, die Eifersucht Sachsens auf Hessen so zu dämpfen, daß jenes freiwillig auf das ihm verbriefte Recht, neben diesem Bundeshauptmann zu sein, verzichtet hätte! Nun kam noch dazu, daß Johann Friedrich wohl ein ehrenhafter Mann war, aber bei seiner körperlichen und geistigen Schwerfälligkeit sich am wenigsten zu einem Feldherrn eignete. Philipp hätte ihm gern die „Kanzleisachen", den diplomatischen Verkehr, überlassen; da war nicht mehr viel zu verderben; aber der Sachse bestand auf seinem Schein. Die größte Mühe hatte der Landgraf schon, ihn zum schnelleren Vormarsch auf Donauwörth zu bestimmen, damit er sich nicht mit Besetzung und Plünderung der fränkischen Bistümer aufhalte.

Alle diese Verhältnisse kommen auch zur Sprache in dem Rechenschaftsbericht, den der Hesse über den Donaufeldzug erstattet hat. Veranlaßt wurde er zu dieser Veröffentlichung durch die Berichte seines Rates und Geschäftsträgers Aitinger in Süddeutschland, der über die von Georg Besserer in Ulm u. a. gegen seine Kriegführung erhobenen Beschuldigungen Klage führte. Um seine Ehre als Soldat und Feldherr, die er sich in vielfachen Kriegen erworben hatte, zu wahren, zieht er aus den „Zeitungen", die er im Feldlager an befreundete und vertraute Personen geschickt, das Wichtigste zusammen.

Wir geben daraus folgendes wieder. Nach mancherlei Märschen bezogen die Schmalkaldener ein Lager bei Bettenhoven in der Nähe von Ingolstadt. In der Nacht vom 29./30. August machten Spanier und Italiener einen Einfall in das sächsische Lager, wurden aber „dapferlich" zurückgeschlagen. Am folgenden Tage unternahmen mehrere höhere Offiziere einen Rekognoszierungsritt, ob man näher an das kaiserliche Lager herankommen könne. Sie gerieten mit den Feinden ins Handgemenge und mußten unverrichteter Sache umkehren. Darauf ritt der Landgraf selbst aus mit „wenigen Pferden"; er ersah, daß man das Geschütz wohl über „das Wasser, genannt die Schutter", bringen könne; auf seinen Bericht wurde im Kriegsrat beschlossen, am Dienstag, den 31. August, in aller Frühe vor des Kaisers Lager bei Ingolstadt zu rücken „und das Geschütz gegen ihn arbeiten zu lassen", in der Hoffnung, ihn dazu zu bringen, „entweder zu schlagen oder zu weichen". Wieder kostete es Mühe, die Sachsen zum schnellen Handeln zu bewegen. Mutig zog der Landgraf voran, ließ das Geschütz rasch auffahren und in das kai-

serliche Kriegsvolk schießen, das sich bald nach Ingolstadt zurückzog. Allmählich kamen auch die Sachsen und die übrigen Hessen heran, man rückte „hart vor des Kaisers Schanze". Gewaltig donnerten die Kanonen, „den Kaiserlichen wurde nicht wohl, die Wälschen waren im Weichen nach der Donau zu". Nun ritt Philipp zu dem Kurfürsten, berief einen Kriegsrat und sagte: „Wenn ich allein zu befehlen hätte, wie es war, als ich Herzog Ulrich sein Land wieder recuperieren half, so wollte ich bei meiner Seelen Seligkeit raten, daß man zwei Regimenter Knechte in die Schanzen fallen, alsbald hinter diesen die Schanzgräber die Schanzen einziehen ließe und sofort mit Reitern und allen anderen Haufen nachdrückte". Des Landgrafen Meinung ging nicht durch; so erreichte man nicht, daß der Kaiser an diesem Tage geschlagen wurde. Dem Landgrafen, so lesen wir, stand damals „das Wasser in den Augen"; der 31. August 1546 war wieder ein verhängnisvoller Tag für die Protestanten.

Hatten diese hier eine günstige Gelegenheit versäumt, so machte Karl denselben Fehler, als er nach Nördlingen zog. Die Protestanten eilten ihm nach, um ihn zu hindern nach Württemberg zu gelangen. Damals befehligte der Landgraf den Mittel- und Nachzug. Der Vorzug war schon „einen guten Weg" voraus und der Feind stellte sich, als wolle er die beiden letzten Abteilungen angreifen und „ließ etliche starke Geschwader Reiter auf unseren Nachzug rennen". Kurz entschlossen „stärkte" Philipp „den Nachzug mit etlichen Geschwadern Reitern, machte eine Schlachtordnung und ordnete das Feldgeschütz dabei". Als auch der Sachse mit dem Vorzug zu Hilfe zurückkam, „stützte" der Feind „vorzudrücken", und der Kaiser befahl „dem von Beuren" (Graf von Büren), zurückzugehen. Erst am Abend zog der Landgraf mit dem Mittel- und Nachzug in das Lager bei Nördlingen auf den Berg.

Als die Kaiserlichen, vom Nebel begünstigt, von Nördlingen aufbrachen, waren Landgraf und Kurfürst einig, in der Nacht aufzubrechen und eiligst nach Lauingen zu ziehen; der Plan „wurde aber von vielen widerraten, Schärtlin wird der Verlust Lauingens Schuld gegeben." Um nun den Feind zu hindern ihnen „das Brenztal abzugewinnen oder vor Ulm zu ziehen", nahmen die Verbündeten ihren Zug nach Giengen. Hätten sie bei dieser Gelegenheit „nachgedrückt", so wäre es ohne „trefflichen Schaden" des Kaisers nicht abgegangen. Aber die „Kriegsverständigen" rieten dem den Vorzug befehligenden Kurfürsten ab anzugreifen, aus Furcht, der Kaiser möchte einen Hinterhalt an der Brenz haben, während er den größten Teil seiner Truppen nach Ulm gesandt hatte. Am 16. Oktober, „Sonnabends Galli", fand ein heftiges Gefecht auf dem linken Ufer der Brenz statt. Hier trat Philipp wieder tüchtig in Aktion, er „war selbst auf", und ließ alle seine „Reiter und Regiment Knechte" hinausziehen. Besonders hitzig war der Reiterkampf; erst am Abend bezogen beide Parteien das Lager.

Zu einem ernstlichen Kampfe ist es nicht mehr gekommen, der Kaiser wollte „außerhalb seines Vorteils" sich mit den Verbündeten nicht schlagen; so konnte, berichtet Philipp, „kein Verständiger raten, daß sie sich alles Vorteils begaben, in seinen Vorteil zogen und dann mit ihm schlugen". Am Sonntag, den 31. Oktober, brach der Kaiser aus seinem bisherigen Lager auf und bezog ein neues bei Wittlingen, ohne daß ihm die Schmalkaldener etwas anhaben konnten; sie selbst blieben vor Giengen bis zum 22. November liegen, im ganzen „sechsthalb Wochen". Hier wurde es allmählich unerträglich; „durch den langwierigen Regen" war es so „naß, grundlos und unflätig" geworden, daß „viele Pferde verdarben, ja auch viele Reiter nicht länger bleiben wollten". Auch beklagten sich diese, es fehle ihnen an Heu und Stroh. „Darunter trug sich auch zu, daß der Kurfürst zu Sachsen wieder nach seinem Lande begehrte, dieweil die Böhmen . . . darin übel hauseten". Der Aufbruch von Giengen wird von dem Landgrafen ausführlich geschildert.

So hatte der für die Protestanten unter so günstigen Auspizien begonnene Donaufeldzug ein gar klägliches Ende genommen: erreicht hatten die Schmalkaldener nichts, wohl aber war ihre Schwäche aller Welt klar geworden. Das Heer war nicht mehr zusammenzuhalten, weil es an Geld fehlte. Gleich zu Anfang des Krieges hatte sich der Landgraf an Frankreich und England gewandt und um Unterstützung gebeten: es kam nichts. Die Schmalkaldener selbst waren unpünktlich im Entrichten ihrer Beiträge, besonders beklagte sich Philipp in dieser Beziehung über die sächsischen Städte. Eine Anleihe zustande zu bringen, stieß auf die größten Schwierigkeiten, die reichen süddeutschen Kaufleute wollten sich nicht dazu verstehen und auch nicht dafür verbürgen. Als sie gegen Ende des Jahres sich dem Kaiser unterwarfen, da mußten sie dem bisherigen Feinde viel mehr zahlen, als sie ihren Freunden hätten zu geben brauchen. Wie kläglich sticht doch solche Knauserei ab gegenüber der Hoffnung, die, wie oben gesagt, Butzer gehegt hatte! Uebrigens darf nicht verschwiegen werden, daß auch Herzog Ulrich in dem Krieg sich nicht so gezeigt hatte, wie man es nach den ihm erwiesenen Wohltaten hätte erwarten können!

Was hat es denn aber auf sich mit der Bemerkung des Landgrafen, daß die Böhmen des Kurfürsten Land verwüsteten? Nun, am 27. Oktober war Moritz von Sachsen mit der sächsischen Kurwürde betraut worden. An demselben Tage hatte er seinem Vetter den Absagebrief geschrieben und war in Verbindung mit König Ferdinand in dessen Land eingefallen. Diese heimtückische Handlungsweise steht den Versuchen, Philipp in das neue kursächsische Lager herüberzuziehen und Johann Friedrich ganz zu isolieren, an Verwerflichkeit in nichts nach. Allerdings konnte Philipp seinem Bundesverwandten nicht viel helfen. In seinem eigenen Lande hatte er viele Feinde, der Adel, der Deutschmeister und Reinhard von Solms an der Spitze, waren ihm sehr aufsässig. Sein Land, ohnedies ausgesogen, stand der Soldateska des Grafen Büren offen und wurde schlimm gebrandschatzt. So konnte er seinem bisherigen Waffengefährten nur einige Hauptleute und eine kleine Zahl von Soldaten überlassen.

Als der Kaiser in Süddeutschland „Gehorsam aufgerichtet" hatte, zog er seinem Freunde Moritz zu Hilfe, um auch in Norddeutschland in seinem Sinne Ordnung zu schaffen. Zunächst ging es gegen Johann Friedrich.

Leider folgte dieser dem Rate des kriegserfahrenen Landgrafen nicht in allen Stücken. Bei der von ihm selbst gewählten Art des Widerstandes aber verfuhr er so kopflos, daß es den Kaiserlichen nicht schwer wurde, sein Heer zu besiegen und ihn gefangen zu nehmen. Das letztere gelang Herzog Alba.

So war der eine Bundeshauptmann der Schmalkaldener unschädlich gemacht. Nun kam Philipp an die Reihe.

Nach dem Siege bei Mühlberg blieb dem Kaiser noch der Kampf mit einigen niederdeutschen Städten übrig. Während er diesen zu führen zu Felde lag, brachte er es durch den Kurfürsten von Brandenburg und den neukreierten von Sachsen dahin, daß der Landgraf sich vor ihm stellte. Philipp tat Fußfall und Abbitte vor dem ungnädigen Herrn, aber in einer Weise, daß er seiner Würde und Ehre nichts vergab. Es ist bekannt, daß er bald nach dieser Demütigung gefangen genommen wurde. Auch diesen Schergendienst besorgte Herzog Alba: 1568 hat er sich bekanntlich noch einmal in dieser Rolle gezeigt und bewährt!

Jetzt war der Schmalkaldische Krieg beendet und auch der Schmalkaldische Bund zu Grabe getragen. Die Kanonen vor Ingolstadt und Mühlberg haben ihm das Grablied gesungen.

Die deutsche Wacht im Osten.*)

Von Prof. Dr. Ed. Heyck.

Wir feiern jetzt in Deutschland sehr häufig Feste. Es kommt den Wohlmeinenden sogar die Sorge an, ob wir die alte Sachlichkeit, das alte Spartanertum nicht gar zu sehr in Festivitäten und Scheinwesen verflüchtigen. Aber man kann

*) Festrede, gehalten auf dem zehnjährigen Stiftungsfest des Deutschen Ostmarken-Vereins in Posen.

auch Feste feiern, weil sie der Arbeit dienen. Hier heute klang nicht auf, wie herrlich weit wir es gebracht haben.

Was ich heute vor mir sehe, das ist eine stramme Kontrollversammlung, eine Verständigung über die Parole. Mit ruhiger Klarheit wurde geredet über das, was zu tun ist, und das Viele, Viele, das zu überwinden bleibt. Die Parole aber, die unsichtbar durch den Saal ging, die ist jene beste und tapferste, die vor 34 Jahren bei Belfort, bei den Werderschen durch die Reihen ging: Wir lassen sie nicht durch!

Wir wissen es alle jetzt in Deutschland nicht zuletzt durch die aufklärende Tätigkeit des Ostmarkenvereins, mit welchem sehr respektablen Gegner wir zu rechnen haben. Eher möchte ich etwas über die Deutschen sagen.

Von allen Feinden, die der Deutsche in der Weltgeschichte gehabt hat, ist der einzige ganz gefährliche doch immer er selber gewesen. Auf diesem Boden hier auch, bis an diesen Tag. Und dennoch bleibt eine siegende und überwindende Wunderkraft in unserer Nation. Trotz aller selbstverschuldeten Schicksalsschläge, trotz aller inneren Widersacherei, aller Vergrübelung ins Widersinnige, aller Neigung zum Selbstverzicht, trotz furchtbarer Blutverluste an das Ausland und an den Gegner, ist sie immer noch da und ist sogar vorangekommen, heute ist sie was. „Gott verläßt keinen Deutschen."

Bis an die Schwelle der erlösenden Tat ist Michel gern sein eigener schädlichster Feind. Hier steckt auch der Vergleich mit den Polen. Was wären diese heute, wenn sie so wenig Zuversicht hätten, wie allzu viele Deutsche, und so leicht in fremdes Volksblut untertauchten? Verwehte Spreu der Geschichte.

Auch an diesem Boden, wie überall, haftet Sündenschuld des germanischen Selbstverzichts. Als diese weiten Ostflächen zum erstenmal aus dem Dunkel der Vorgeschichtlichkeit aufdämmern, da sitzen da Goten, Germanen; sie sind die ältest bekannten Herren und Bauern dieses Landes; ihre Knochen, ihre Bronzeschwerter holt man aus den prähistorischen Gräbern und legt sie in die Museen. In den Jahrhunderten nach Christi Geburt brechen sie dann aber auf, die Goten an der Weichsel und Warthe, und ebenso die Germanen ringsum, rücken aus vor den von Osten andringenden Slaven. Warum? Der Historiker „erklärt": Weil der Genügsamere dem Kultivierteren das Dasein verleidet und abgräbt.

Wie dem sei, bis an die Elbe und Saale, ja drüber weg gibt das Germanentum unermeßliches Land den Slaven preis und geht, besseres Schicksal zu suchen, auf die Völkerwanderung, um — in ihr unterzugehen.

Dann erst, westlich der Elbe, tritt ein Ermannen ein des dortigen Deutschtums und die Abwehr, die Selbstbewahrung wird organisiert durch Ansiedelungspolitik. Nehmen Sie eine historische Gaukarte vor, da finden Sie am östlichen Harz und an der Bode, Unstrut, Saale seltsame Gaue und Sitze von Friesen, Angeln, Warnen, Herulern, Sueven, Hassen: lauter Volksteile von anderswo, die man gegen die Slavenflut zur Verstärkung hierher gezogen hat. Und die Tapferen haben ihre Schuldigkeit, ihre Deicharbeit getan. Was die bedrohten Thüringer und ihre baldigen Herren, die fränkischen Merowingen, angefangen, das vollendete der große Karl, indem er seine kämpfenden Grenzmarken ums Reich zog. Er stellte seine Beamten dort materiell und im Range höher als die Verwaltungsgrafen der übrigen Monarchie, und der Kluge, Gute, Starke wußte, warum er es tat.

Es war dann wieder einer der bedeutungsvollsten Tage der deutschen Geschichte, wie die Krone an die Niederdeutschen, an Heinrich I. den Sachsen kam. Sie allein waren imstande, die rasch zerbröckelten karolingischen Reichstrümmer wieder zusammenzulesen. Und seit sein politischer Schwerpunkt in Norddeutschland lag, begriff das Reich, daß seine und des Deutschtums Zukunft im Norden und Osten liege, nicht in die kulturältere Romanenwelt hinein, wo der anpaßliche Deutsche in Frankreich und Italien so rasch verwelschte. Mit Heinrich I. beginnt die deutschbewußte Rückeroberung von Slavenboden, im heute Brandenburgischen. Und der große Otto I. gründet für die Germanisationsaufgabe im slavischen Osten das selbständige Erzbistum in der Grenzstadt Magdeburg, dem die östlich vorzulagernden Bistümer als ihrem deutschen Metropolitanstuhl unterstellt sein sollen. Denn von der Auffassung und Haltung der Kirche hängt geschichtlich die Nationalität ab, heute noch viel und im Mittelalter so gut wie ganz allein.

Danach lesen Sie in den landläufigen Geschichtbüchern, wie hochfliegend der junge Kaiser Otto III. gewesen sei und wie ihm die Nationen huldigten. Das Hochfliegende bestand darin, daß er den deutschen Charakter des Reiches in Universalträume und Römergetue auflöste, daß er verächtlich von seinen Vorfahren und ihrer sächsischen Roheit sprach, daß er jedem ihn ankriechenden Fremdling, sei er Slave oder Franzose, Gehör und Autorität gab, der ihm vorsäuselte, wie er, Otto, nach eleganter Bildung und nach Geburt viel eher Römer und Grieche als Deutscher sei. Die Nationen, die ihm nach offiziösen Miniaturmalereien angeblich huldigten, die schuf er selber erst, schnitt er aus der Interessensphäre des Deutschtums heraus. Otto III. im innigen Bunde mit seinem französischen Freunde Gerbert, den er zum Papst machte, verschaffte der Handvoll Madjaren, wo bisher die wackere bayerische Kirche germanisiert hatte, eine selbständige Stephanskrone, ein einheimisch nationales Erzbistum, Gran, und die Möglichkeit, eine organisierte Nation zu werden. Und auf dem Hügel zu Gnesen, wo Ottos älterer höfischer Freund, der Tscheche Adalbert, ruhte, der nie im deutschen Sinne, sondern ganz in dem des kühnen Polenherzogs Boleslaw gearbeitet hatte, da stiftete er seinen polnischen Untertanen ihr nationales Erzbistum und vernichtete den Magdeburger Plan und die Arbeit Ottos des Großen.

Das ist von allen die größte, kaum je wieder tilgbare Sünde dieses hastigen Jünglings am Deutschtum. Von da ab werden auch die Polen eine eigene, sich organisierende Nation, und ihr herzoglicher Reichsvasall arbeitet sich zum unabhängigen und erobernden König durch. Ein furchtbarer Katzenjammer ist der Schluß dieser Regierung Ottos III., die den Respekt vor dem Schwertvolk der Deutschen in Liebenswürdigkeiten verpulverte. Seine über alles geliebten Römer jagen den fremden Kaiser einfach aus der Stadt, die Leiche des kurz darauf am Monte Soracte Zusammenbrechenden müssen die paar Deutschen mit den blanken Schwertern durch das gärende Italien führen, dem Toten darf nun wieder die deutsche Treue dienen, die verlassen übrig bleibt. Und alle Slavenerfolge der ersten Sachsenkaiser sind dahin.

Dann aber wird die Politik Heinrichs I. und Ottos I. noch einmal von den Sachsen, von den Niederdeutschen großzügig aufgenommen, diesmal fast ohne Zusammenhang mit dem viel abgelenkten Reich. Ich meine durch die ostelbische Eroberung und Kolonisation im 12. und 13. Jahrhundert, die größte nationale Tat der deutschen Geschichte. Holstein, Mecklenburg, Pommern, Brandenburg, Schlesien, Preußen werden aus slavisch deutsch gemacht. Der ganze Riesenbereich um Polen herum. Polen selbst, das geht nicht mehr, dank Ottos III.

Die Ritter, die Städte, die Bauern haben's vollbracht, unter Führung zielharter, kluger, auf sich selbst gestellter Herzöge und Markgrafen des Reiches.

Sollen wir geknickt sagen: das waren auch noch andere Kerle als wir? Sie waren es gar nicht, waren aus demselben Holz, hatten dieselben kleinen Schwächen. Es wird uns z. B. erzählt, die Germanisatoren von Schlesien und der Neumark, denen tat es lieblich und wohl, wenn sie einander mit Dobry dzien und mój Panie begrüßten; das sind nun einmal die kleinen Freuden des Deutschen; es muß auch etwas Heiterkeit für die Zuschauer dabei sein, sie haben ihre Schuldigkeit doch geleistet. Die kühnstvordringenden Zuwanderer sind die aus den deutschen Städten, die Bürger, die machen auch vor dem Polenreiche nicht Halt, verständigen sich mit den dortigen Gewalten, daß sie den Polen blühende Städte gründen und dafür ihr Volkstum und ihr deutsches Recht, meist in der Form des Magdeburger Stadtrechts, behalten sollen.

Ich habe über dieses Stück deutscher Geschichte ein wertvolles und wahrheitsliebendes, ganz neues Buch zu lesen begonnen und empfehle es Ihnen allen umsomehr, als es faßlich und interessant geschrieben ist, von Dr. Erich Schmidt in Bromberg. Auf seiner Karte bedecken die mittelalterlichen deutschen Städte im Posenschen dicht bei dicht die Fläche, und man weiß, daß dieses stadtbürgerliche Deutschtum damals noch viel weiter ins übrige Polen, ins heute Russische und Galizische gesiedelt hat und in Polen Bürgerfleiß, Gewerbe, Kultur überhaupt erst gebracht.

Nachmals sind die Zusagen gebrochen und die deutschen Einwanderer im Polenlande mit Gewalt entrechtet und

slavisiert worden. Und zwar durch die Schlachta, die auch die Bauern verhörigte und das Königtum enteignete, bis schließlich durch sie das politische Dasein der verwilderten Monarchie zur Vernichtung kam. Einen guten, ja den besten Teil, von allem was der Pole hatte, verdankte er dem nachgeahmten und aufgenommenen Deutschen. Der Wortschatz des Polnischen wimmelt von deutschen Lehnwörtern; das bedeutet entlehnte Begriffe und Gegenstände. Von alten bis neuen Zeiten. Selbst das Wort Szlachta, der Name der nationalitätsbewußten Herren, ist entlehntes deutsches Eigentum: althochdeutsches slahta, Geschlecht. Durch seinen Rechtsbruch aber bekam der Schlachtiz nun auch noch das viele deutsche Bürgerblut, nebst bäuerlichem dazu, in die polnische Verknechtung. Wahrhaftig, nur Deutsche haben durch Jahrhunderte die Polen zu dem gemacht, was sie sind: von unserem alten Kaisertum an, das ihnen über den Wirrwarr der streitenden Edelvettern einen festen dynastischen Herzog erhob, durch alle Jahrhunderte hindurch, bis durchs neunzehnte.

Sollen wir jammern, daß wir erst den Gegner zahlreich, wohlhabend und gebildet gemacht haben? Das wäre klein. Wir haben verschenkt, dem darf man nicht nachsehen. Aber wir wollen jetzt aufhören damit.

Manche sagen auch, wir sind immer noch die Höherstehenden, die Kultivierteren, drum werden wir weichen müssen. Auf dem übrigen Erdrund gilt es, wenn man der Kultiviertere ist, nicht als Grund, der Lahmere zu sein, gibt kein Recht, die Flinte ins Gras zu werfen und eine gute Sache ins Schlechte zu wenden.

Wiederum gibt es Leute, die ohne Federlesens sagen: „Es ist doch nichts zu machen.“ Solche kommen auf Urlaub auch zu uns und klären uns mit der Miene des Sachverständigen auf. Meine Herren, wenn mir ein Mann, der auf diesem Boden Verdienste liegen hat, der hier vielleicht ein ganzes verehrungswürdiges Leben aufgewendet hat, wenn der mir die Gefahren und die Schwierigkeiten des Landes auseinandersetzt, da höre ich mit aufmerksamem Respekt zu. Aber wenn doch nur alle Hineingucker und Besserwisser auch Besserversucher wären, dann wäre schon viel gewonnen. Hier ist jetzt eine ganz neue Situation, die sich überhaupt erst entfalten muß. Ein entschlossener Kaiser hat sich selbständig zurechtgefunden in dieser Frage und weist das einfache Ziel. Sein Kanzler geht in dieser großen Sache die klaren Wege Bismarcks, ist hierin durchaus zielbewußt, fühlt seine ganze Verantwortlichkeit vor der Geschichte. Er hat bei Gelegenheit die Ostmarkensorge als seine vornehmlichste bezeichnet und seine Gesinnung in ein persönliches Treugelübde formuliert.

Lassen Sie mich noch auf das vorher erwähnte Buch, die Geschichte des Deutschtums im Lande Posen, zurückkommen. Ich kenne, nebenbei gesagt, Hrn. Dr. Erich Schmidt gar nicht; meinen Sie nun, der Mann, der solche wissenschaftliche Leistung vollbracht hat, der tat es, weil er dachte: es ist doch alles vergebens? Einer, der so viel Fleiß und Liebe in die Posensche Erde vergraben hat, meinen Sie, der spräche das häßliche Wort mit: „Da ist nichts los, das ist eine traurige Gegend.“ Und was e r getan und geholfen hat: dem Fatalismus und der Schwächlichkeit auf die Finger klopfen durch erarbeitete Tat, das kann in seinem Kreise, auf seinem Lebens- und Arbeitsgebiet jeder einzelne wackere Mann.

„Traurige Gegend.“ — Hier auf der großen ostdeutschen Hügelebene, wo die Seele mutig und weit wird im klareren Winde und unter der freien hellen Glocke des Himmels? Soweit kenne ich das, war zwei Wochen hier, besuchte Ansiedelungen und Städte. Darüber, über Landschaft und Seelenkraft, wäre manches zu sagen, es führt aber zu weit. Die Hauptsache ist, derlei gehört in ein viel wichtigeres und tieferes Kapitel des Menschentums überhaupt hinein. Hier liegt viel Ethik f ü r V i e l e noch unentdeckt. Die ganze Lebenskunst ist doch schließlich, nicht immer an seine eigene Person zu denken. Wer immer bloß auf sich blickt, den erhebt doch nichts, dem nützt die schönste Umgebung, das interessanteste Milieu nichts, das glaubt er bloß. Wenn jemand versteht, richtig auf das Umher zu sehen und auf die Menschen, mit denen er als Kamerad steht, da wird alles groß und schön von selber, weil das Herz sich öffnet.

Gebratene Tauben fliegen einem trotz der Ostmarkenzulage im Posenschen nicht in den Mund, auch den Ansiedlern nicht. Aber anderswo auch nicht. Wir sind, die aller-, allermeisten, nicht dazu geboren, nach unserem Vergnügen zu leben. Das Schicksal meint's viel ernster und viel besser mit uns, als daß wir leicht leben und uns gut amüsieren. Wenn der Mensch erst einmal etwas über sich hat erzwingen müssen, so geht das innerlich wertvollere Leben erst eigentlich an. Und das wahrhaftigere. Das matte Herz zwar hüllt sich gerne in Redensarten und Redensunarten, und vielleicht über kein Stück deutsches Land liegt ein solches Alluvium von oberflächlichen Redensarten aufgeschwemmt wie über dieses.

Ich greife nur eines, aber ein sehr bezeichnendes heraus. „Hierher kann man doch keine Frau mitbringen.“ Was muß das für ein klägliches Juwel von Mann sein, der das nicht riskieren „kann“. Welche trostlose Ehe, die Angst hat, nicht genug zu finden, um die leere Zeit tot zu schlagen. Und was für eine Frau! Nein, nein, der Mensch, dem sich alle oberflächlichen Wünsche erfüllen, dem reißt das Strohdach seines Glücks der erste Wind ab oder — der erste Anfang von Selbsterkenntnis, wenn's dazu kommt. Wirken, altruistisch sein, freudig sein, sich hingeben, darin liegt das Leben und das haltbare Glück beschlossen. Wirket, solange es Tag ist. Und: solange wir wirken, ist es Tag. Solange liegt v o r uns Inhalt, Leben, liegt noch nicht zurück; solange sind wir freudig und jung und können es noch mit weißen Haaren sein. Unter uns sitzt mehr als ein Man, an den ich dabei denke.

Und was ich hier von dem Einzelnen zu sagen mir erlaubte, das gilt auch von der Sache und von diesem Verein. Nämlich im bejahenden Sinne vorhandener Freudigkeit und Wirksamkeit. Das ist ein mächtiger Abend heute, das klingt alles nach Redlichkeit, Tapferkeit, Treue, das sieht am allerletzten aus, als ob man nach Rührseligkeit und Zeitvertändeln schmachte, sieht nicht nach Lauheit, Lahmheit, Langeweile aus. Wenn mich daheim einer fragt, wie war's? Sag's ehrlich! Ich glaube, ich darf es dann antworten: G u t war's, viele Augen sah ich flammen und klopfen hört ich manches Herz!

Als dieses Uhlandsche Wort gesprochen wurde, da raunte es wieder einmal durch den deutschen Patriotismus: es ist aus, es ist nichts zu machen. Und hundertmal war es so in der deutschen Geschichte. Schon im Jahre 5 n. Chr., wo an den Havelseen ein Semnonenpräsident dem Cäsar Tiberius sagte, die Deutschen wären wahnsinnig, wenn sie sich den Römern widersetzten — vier Jahre später war die Teutoburger Schlacht!

Von da ab bis zu Uhlands Tagen und darüber hinaus, jedesmal wenn Deutschland seine Einheitshoffnungen und Ermannungshoffnungen als zerbrochene Scherben in Händen hielt, hat sich dennoch alles ins Gute gewandt. Wenns erst einmal schlimm ist, dann wird's auch besser. Und das Besserwerden in der Ostmarkensorge wird schon sichtbar. Wir stehen hier ja nicht am Abend, müde von erfolgloser Arbeit, sondern am Morgenbeginn der Tat nach jungem Neuerwachen. Viel ist verloren, viel ist bedroht, der Gegner hat manchen Vorsprung, auch innerlich, aber inkurabel ist nichts als der Tod. Und wie der einzelne Mensch, braucht auch ein Volk Sorgen, damit es Gedanken und Tatkraft schöpft. So gut, wie v o r 1866 und 1870, brauchen wir Aufgaben, die uns innerlich einigen und festigen über die jedesmalige Wochennummer des Aergers und der Satire hinweg.

Und sie liegt hier, diese Aufgabe, i n d e r O s t m a r k. D e s g a n z e n D e u t s c h t u m s S a c h e w i r d h i e r g e f ü h r t. Es gibt ein bekanntes Polenwort: die polnische Zukunft wird auf Posener Erde entschieden. Wir sagen uns mit allem Nachdruck: d i e d e u t s c h e a u c h! Hier ist die tief ins deutsche Land eingebaute Zitadelle, von der das Schicksal der ganzen Festung abhängt, wenn sie zur Einbruchspforte des Gegners wird. Darum hat ganz Deutschland mit zu schanzen und zu fechten, jeder einzelne Mann. Jeder lebendige Deutsche sollte in irgend einer Form sein Scherflein an Mitarbeit geben. Täglich gibt uns die Nation, hegt und schützt uns, trägt und fördert unsere Interessen, unsere ganze innere Habe, so selbstverständlich wie eine Mutter derlei tut; und wenn das achtlose Kind sich auch nicht täglich fragt, so sollte es sich doch von Zeit zu Zeit ernstlich fragen: was hast denn d u der Nation schon aus freien Stücken getan?

Und in dieser Frage ist es Pflicht. Der Kampf ist im Gange; da hört auf, ob man mag oder nicht. Wer aus der kämpfenden Front weggeht, der ist Feiger, der ist Ueberläufer

und Verräter. Es ist viel geschehen. Gerade aus Schichten, die erst recht Verantwortlichkeit fühlen sollten, aber geschieht schon nicht mehr so viel. Dem unsicheren Kantonisten sieht man jetzt scharf in die Augen, da setzt er sein wackliges Herz in stand, rückt die Glieder zusammen und richtet das Rückgrat steif. Ich meine, nicht das soziale, hier muß bei allem guten Lebensgeschmack der Geist der deutschen Kameradschaft walten; ich meine das nationale Rückgrat, das steif sein muß, und das männliche.

Nein, wir sind noch nicht, wie jene verlebten gallischen Römer zur Zeit der Völkerwanderung, die im Theater saßen, während draußen der Alemanne vor den Stadtmauern lag und sich mit bleichen Gesichtern zuwitzelten: morgen werde man sie alle massakrieren. Wir haben noch Mark in den Knochen, haben Herzen im Leibe und deftige Hände. Unser Kaiser heißt Wilhelm und weiß, daß das verpflichtet. Dereinst in den Tafeln der Weltgeschichte wird bei seinem Kaisernamen als Bestes bis auf diese Zeit die deutsche Flotte verzeichnet stehen und die deutsche Ostmark.

Voraussichtlich diese noch vor der Flotte. Denn das Hemd ist uns näher als der Rock, ein ordentlicher Mann aber hat beides sauber und im Stande. Deutschland hat in großen und guten Dingen nur zu oft nach seinen Kaisern vergeblich gerufen, und die grünen Tische haben dutzendmal die schönste Begeisterung, den tapfersten Willen verdorben. Das ist in dieser Sache vorbei. Die Zeit ist aus, daß das Häuflein Deutscher, das hier vor dem Feinde stand, noch obendrein verwirrt und geängstet wurde durch Befehl eines Oberkommandos, das sein Teleskop auf nebelhafte Gebilde gerichtet hielt. Das Manövrieren ist aus, es ist offener, erklärter Landesverteidigungskrieg, und man sollte ihn à la Moltke führen, nicht à la Wallenstein, daß er nach scharfen Schlägen baldige Ruhe gibt. Im Kriege nimmt man die Ueberzüge von den heiligen Fahnen, dann geht aber auch ein Schauer durch die Mannschaft. Die Fahnen des Deutschtums im Osten knattern im Winde, der Führer Preußens und des Reiches, der ins Eigentum geborene Herr dieses Landes, schreitet schimmernd vor uns her. Er ist bereit und seine Leute, seine Deutschen sind es auch.

Bereit sein ist alles. Aus ihm kommt das Geschehen. Geschehen ist schon sehr Erfreuliches, geschehen kann, muß, wird noch viel mehr. Aber solange: wir lassen sie nicht durch! Und vor der Front des siegesmutigen Heeres soll uns im festlichen Marschtakt erklingen des deutschen Ernst Moritz Arndt hehres helles Saitenspiel.

Zum fünfzigjährigen Jubiläum der „Chronik der Sperlingsgasse".

„Was Sie mir aus dem Buchladen schreiben, ist freilich sehr tröstlich, — war mir sehr aufheiternd gerade in diesen Tagen." So heißt es in einem Briefe Wilhelm Raabes vom 2. Dezember 1889.

„Es hatten da nämlich einige meiner hiesigen Freunde herausbekommen, daß ich am 15. November 1854 den ersten Federstrich an meinem ersten Buche, der „Chronik der Sperlingsgasse", getan habe, und sie hatten Recht — es war so. Ein fröhlich nächtlich Gelage schloß sich selbstverständlich an die saubere Entdeckung. Ich aber saß kopfschüttelnd da, „dachte Kinder und Enkel" und wiederholt mir melancholisch „Fünfunddreißig Jahre! Fünfunddreißig Jahre!", als Ihr Brief kam mit den Worten: „Ja ja Raabe! Na, aber es leben jetzt schon Manche, die die Schriften dieses Autors kaufen." Gott segne die Edlen und lasse sie leben, gedeihen und sich vermehren."

Wilhelm Raabe kann also an diesem 15. November auf eine fünfzigjährige reiche Tätigkeit zurückblicken, durch die er vielen Erbauung, Trost und Rat gespendet hat, ihnen ein Führer auf dem Wege zur Lebensweisheit und Erkenntnis geworden ist. Er hat nie für die vielen geschrieben, aber im Laufe der Jahre ist die Zahl seiner Verehrer doch zu einer ganz stattlichen geworden. Andere Dichter haben freilich ein größeres Publikum, aber es gibt wohl kaum einen zweiten in Deutschland, an dem die Seinigen mit so inniger Liebe, Treue und Dankbarkeit hängen. An seinem Jubeltage werden sie alle seiner mit besonders warmer Freude gedenken, sie werden die Fülle von Gestalten und Gedanken an sich vorüberziehen lassen, die er seit jenem ersten Federzug geschaffen.

Ein freundlich Gedenken werden sie auch dem lieben, anheimelnden Büchlein widmen, das schon die Grundlinien in Raabes Wesen deutlich erkennen läßt und das bei einer gewissen Weichheit und Sentimentalität die Vorzüge zeigt, die in Raabes späteren Büchern so erhebend hervortreten: Humor, Weisheit und Menschenliebe. Und noch heute, 50 Jahre nach ihrer Entstehung, 47 nach ihrem ersten Erscheinen, wirkt die „Chronik der Sperlingsgasse" mit voller Frische und Unmittelbarkeit. Das ist ja überhaupt eine ganz wesentliche Seite von Raabes Wirken: er hat gar nie zeitgemäße Bücher geschrieben, darum veralten die seinigen auch nicht mit der Zeit. Wo sind sie denn, die Autoren, deren Bücher man nach zwanzig oder zehn Jahren geschweige denn nach dreißig oder vierzig überhaupt noch lesen kann? Von Raabes alten Büchern haben aber schon ziemlich viele in den letzten Jahren neue Auflagen erfordert. Sie gehen langsam voran, aber sie gehen sicher.

Ist es nun angemessen, gerade bei seinem Jubiläum etwas gegen das Jubiläumsbuch zu sagen? Wir haben aber sowohl an dieser Stelle als anderwärts schon mehrfach darauf hingewiesen, daß diejenigen sich viel weniger an Raabe versündigen, die ihn gar nicht kennen, als jene, die über ihn das schnellfertige Urteil äußern, die „Chronik der Sperlingsgasse" und den „Hungerpastor" könne man lesen, die „späteren Sachen" aber seien ungenießbar. Dabei haben sich die meisten der so Nachplappernden die Mühe nicht genommen, die späteren Sachen kennen zu lernen. Vor wenigen Wochen hatte ich Gelegenheit, in dieser Richtung eine neue Erfahrung zu machen. Einem Manne, der in seiner Kunst einen weithin und voll klingenden Namen trägt, und der für jede andere hohe Kunst fein empfindet, hatte ich Raabe ans Herz gelegt. Er las die „Chronik der Sperlingsgasse" und fand seine Erwartungen nicht voll befriedigt. Ich aber hatte ihm den „Schüdderump", „Zum alten Eisen", „Unruhige Gäste", „Die Akten des Vogelsangs", „Das Odfeld", „Stopfkuchen" empfohlen. Die soll er lesen, dann wird sein Urteil anders lauten. Was wäre das überhaupt für ein Dichter, dessen erste Jugendarbeit von keinem Werk seiner Reifezeit erreicht worden.

Gottfried Keller sagt einmal verdrießlich über die einseitige Lobpreisung der Novelle „Romeo und Julie auf dem Dorfe" auf Kosten seiner übrigen Schöpfungen: „Diese Geschichte läuft mir nach wie ein gestutzter Pudel." So ist auch die „Chronik der Sperlingsgasse" den späteren Werken Raabes geradezu im Wege. Sie ist, wie gesagt, ein liebes, hübsches, anheimelndes Buch, aber Raabe, der Künstler, der gute, weise und tiefe Mensch, kommt doch in den späteren Werken ungleich voller zur Geltung.

S. S.

Bücher und Zeitschriften.

Die deutsche Steuerleistung und der öffentliche Haushalt in Böhmen. Von Dr. Friedrich Frhr. v. Wieser. Leipzig, Duncker u. Humblot 1904.

Der Nationalitätenkampf zwischen Deutschen und Tschechen in Böhmen hat sich vom politischen Gebiet allmählich auch auf das wirtschaftliche hinübergespielt, und während die Tschechen sich bemühen, den tschechischen Markt für deutsche Waren zu sperren und deutsche Unternehmungen durch tschechische zu überbieten, haben die Deutschen ihr Augenmerk auf die Verhältnisse im öffentlichen Haushalt gerichtet, dessen Reform sie eifrigst erstreben. Wiederholt schon ist von deutscher Seite behauptet worden, daß die Deutschen trotz ihrer Minorität die Hälfte der Landessteuern aufbrächten, daß ihnen aber im Verhältnis zu ihrem Steuerbeitrage nur die Rechte einer bedrückten Minderheit zuständen. Nicht um den Streit der Parteien zu nähren, hat v. Wieser die vorliegenden Untersuchungen veröffentlicht, sondern um die von deutscher Seite aufgestellten, bisher ohne exakten Beweis gebliebenen Behauptungen wissenschaftlich zu untersuchen. Zum Zweck einer systematischen zahlenmäßigen Klarlegung der deutschen

Steuerleistung beschränkt sich der Verfasser auf die Betrachtung der direkten Steuern, da diese für den Landeshaushalt die weitaus wichtigsten sind und für die indirekten Steuern eine Aufteilung nach nationalen Gesichtspunkten infolge der Art ihrer Veranlagung kaum möglich ist. Wieser schildert eingehend die Steuerleistung der deutschen Gemeinden, die Steuerleistung der deutschen Gemeindeminoritäten außer Prag und die Steuerleistung der Deutschen in Prag, um auf dieser Basis die Summe der deutschen Steuerleistung festzustellen. Die eingehenden Untersuchungen zeigen, daß die Behauptung der Deutschen, sie trügen die Hälfte der Steuerlast zum mindesten für die direkten Landessteuern, nicht übertrieben ist. v. Wieser kommt zu dem Schluß, daß die deutsche Landessteuerquote mit mindestens 50 Prozent anzusetzen sei, für die rein tschechische Quote aber höchstens 42.8 Prozent verbleiben, da auf das in deutschen Unternehmungen angelegte französische Kapital 0.78 Prozent, auf den außerhalb der Parteien stehenden Großgrundbesitz 2.52 Prozent, auf den feudalen Adel 3.9 Prozent in Anschlag zu bringen sind. Da die deutsche Bevölkerung nur 37 Prozent ausmacht, beweisen diese Zahlen deutlich das wirtschaftliche Uebergewicht des Deutschtums, ist doch die durchschnittliche direkte Steuerleistung eines Deutschen in Böhmen beinahe doppelt so groß wie die eines Tschechen. Wenn aber auch die Deutschen das wirtschaftliche Uebergewicht besitzen, in politischer Beziehung haben die Tschechen die Macht an sich gerissen und verstehen sie auch trefflich zu ihrem Vorteil zu handhaben. Deutlich zeigt sich das politische Machtverhältnis an der Verteilung der öffentlichen Ausgaben, bei denen die Deutschen noch nicht einmal ihrer Volkszahl, geschweige denn ihrer Steuerquote, entsprechend berücksichtigt werden. Wer wollte es den Deutschen angesichts dieser Verhältnisse verargen, wenn sie eine Reform anstreben, die ihnen paritätische Mitentscheidung in den Finanzsachen des Landes einräumt? Die wohlberechtigten Forderungen der Deutschen faßt v. Wieser am Schlusse seiner Abhandlung in der Formel zusammen: „Gleiches Recht für jeden Bürger, aber auch gleiches Recht für beide Völker, gleicher Anspruch jedes Bedürftigen auf Versorgung durch das Land, aber auch gleicher Anteil beider Nationalitäten an der Entscheidung über den Landeshaushalt."

Frhr. v. Wieser hat sich in seiner interessanten, lesenswerten Schrift politischer Forderungen meist enthalten; er will seine Untersuchungen als eine Vorarbeit angesehen wissen, die eine geeignete Unterlage für politische Schlußfolgerungen bilden soll.

Dr. H—e.

Allgemeine Rundschau.

Die Wirkungen der Evangelisationen auf die Nationalsprachen.

Die reichen bibliographischen Notizen in Krumbachers Byzantinischer Zeitschrift haben u. a. auf einen sehr bemerkenswerten belgischen Akademievortrag Paul Fredericqs aufmerksam gemacht, den wir daraufhin in den Bulletins der belgischen Akademie „Classe des lettres" 1903 nachgelesen haben. Er schildert in gedrängter Form „les conséquences de l'Evangélisation par Rome et par Byzance sur le développement de la langue maternelle des peuples convertis" und macht in großen Zügen auf die bislang nicht beachtete verschiedene Wirkung aufmerksam, die die griechische Evangelisation im Osten und die lateinische im Westen früher auf die Volkssprachen der christianisierten Völker gehabt hat, eine Wirkung, die sich jetzt noch gerade so verschieden in der römisch-katholischen und der evangelischen Mission äußert. Bei der Christianisierung des Abendlandes wurden die Nationalsprachen ignoriert; die Missionäre der westlichen Kirche, welche die Provinzen des Reiches, in denen man lateinisch konnte, dem Christentum zuführten, hatten sich daran gewöhnt, wenn sie auch z. B. in germanischen Sprachen das Evangelium predigten, das Lateinische als liturgische Kirchensprache zu betrachten. Nicht allein, daß das Lateinische dadurch in den Kirchen und Palästen zur alleinigen Herrschaft kam, es wurde auch die germanische heidnische Volkspoesie, die der Evangelisation vorausgegangen war, gewaltsam unterdrückt. Die Ausnahmen, wie die angelsächsischen religiösen Dichtungen des Mönches Caedmon, die Uebersetzung des Johannis-Evangeliums durch Beda, der Heliand, Notker von St. Gallen bestätigen nur die Regel. Nur durch die römische Kirchensprache ist das Lateinische zu seiner so lange dauernden Herrschaft gekommen. — Ganz anders aber verfuhr von Anfang an die griechische Kirche im Orient, niemals zwang sie den neubekehrten Völkern das Griechische auf. Wulfila konnte noch im 4. Jahrhundert die Bibel ins Gotische übersetzen, als die Goten an der untern Donau Wohnsitze hatten. Als die Goten nach Italien und Spanien gezogen waren, ging ihre Sprache und Literatur in dem Latein dieser Länder unter. Hundert Jahre nach der Evangelisation der Slaven, Serben und Bulgaren, hatte zum Beispiel die bulgarische Literatur unter dem Zar Simeon (892—927) ihr goldenes Zeitalter; eine der reichsten Literaturen von Uebersetzungen von biblischen, liturgischen und theologischen Werken aus dem Griechischen konnten die Slaven in frühester Zeit aufweisen, und die Uebersetzungsliteratur zeugte bald Originalschöpfungen. Die östlichen Slaven und nicht am wenigsten die Russen waren um die Wende des ersten Jahrtausends nach Christus vermöge ihrer Beziehungen mit der Kultur von Byzanz im Besitz einer großen volkssprachlichen Literatur. So hat sich auch eine syrische, armenische, koptische entwickeln können; diesen Völkern wurde die griechische Sprache nicht aufgedrängt, wie den westlichen das Lateinische. Als die Westslaven Böhmens und Polens, die anfänglich durch griechische Missionäre das Christentum gebracht bekommen hatten, vom Rhein, von Passau, Salzburg und Regensburg später evangelisiert wurden, ging es ihrer heimischen Literatur gerade so, wie es den germanischen Völkern, die unter das Joch des Lateinischen kamen, gegangen ist. — Und heutzutage, unter unseren Augen, wenden die katholischen und protestantischen Missionäre die gleichen verschiedenen Prinzipien an: die Apostel der katholischen Kirche bringen die lateinische Kirchensprache und übersetzen nur das Allernotwendigste; die protestantischen Missionäre können den unkultiviertesten Völkerschaften eine Bibel oder Evangelienübersetzung in ihrer Muttersprache bringen. Vielleicht zeigt sich nach längerer Zeitläuften hier, je nachdem katholische oder evangelische Mission auftrat, eine gleiche literarische Wirkung, wie vor tausend Jahren, je nachdem das Christentum von Rom oder Byzanz gepredigt wurde. Frédéricq schließt mit den Worten: „Die schon hervorragende, durch die nichtrömische Evangelisation geförderte, Entwicklung der slavischen Literaturen wäre wahrscheinlich zu einer ganz außerordentlich brillanten geworden, hätten diese Völker nicht fast allein die ganze Last und den ganzen Fluch der asiatischen Invasionen zu tragen gehabt."

M.

Kleinere Mitteilungen.

-s. Eine neue Biographie Colignys von A. W. Whitehead ist bei Methuen and Cie. in London erschienen, die das Leben des großen Hugenotten vor und während der Religionskriege beschreibt. Abgesehen von bekannten Quellen und bereits publizierten Arbeiten kontinentaler Gelehrter hat Whitehead eine große Anzahl unpublizierter Dokumente benutzen können, indem er namentlich die Gesandtschaftsberichte der Gesandten italienischer Höfe in Frankreich und anderen Ländern, die in den verschiedenen Archiven enthalten sind, zugrunde legte. Das Buch enthält zahlreiche Pläne und Karten und wird gewiß auch in Deutschland großes Interesse erregen bei den Beziehungen unseres Kaisers zu Coligny, der nicht allein durch den Großen Kurfürsten, sondern auch durch seine Großmutter, die Kaiserin Augusta, seine Abstammung von dem berühmtesten Opfer der Bartholomäusnacht herleitet.

* Ehrung. Das Kuratorium der Liebig-Stiftung bei der kgl. bayerischen Akademie der Wissenschaften hat, wie schon an anderer Stelle des Blattes von uns gemeldet, dem Zivilingenieur Professor Dr. Adolf Frank in Charlottenburg für die hervorragenden Verdienste, die er sich durch die Einführung der Düngung mit Kalisalzen und durch seine erfolgreichen Bemühungen, den Luftstickstoff in ein wertvolles Düngemittel (Kalkstickstoff) zu verwandeln um die Landwirtschaft erworben hat, die goldene Liebig-Medaille verliehen.

Hochschulnachrichten.

* **Tübingen.** Der Privatdozent der Zoologie Professor Dr. R. Hesse ist zwecks Arbeiten an der Zoologischen Station in Neapel für das kommende Wintersemester beurlaubt.

* **Marburg.** Anläßlich der Feier der vierhundertsten Wiederkehr des Geburtstages Philipps des Großmütigen wurden zum Ehrendoktor promoviert: der Professor Bauer (Marburg), Studiendirektor A. Klingender (Hofgeismar), Generalsuperintendent W. Pfeiffer (Kassel), Prof. S. Eick (Gießen), Seminardirektor E. Knodt (Herborn), Prof. J. v. Kries (Freiburg i. B.), Reichsgerichtsrat H. Bernardi (Leipzig), Prof. A. Harnack (Berlin), Prof. P. J. Blok (Leyden), Prof. Marchand (Leipzig), Geh. Ober-Regierungsrat O. Naumann (Berlin), Prof. F. v. Thiersch (München), Prof. R. Baußer (Dresden), Prof. P. Frederique (Genf), Bildhauer A. Hildebrand (München), Prof. Th. Boveri (Würzburg), Prof. P. Jansen, Direktor der Kunstgewerbeschule in Düsseldorf Musikdirektor Rich. Barth (Hamburg), Musikdirektor G. Jenner (Marburg).

* **Gießen.** Der namentlich als Reformationshistoriker bekannte Privatdozent in der theologischen Fakultät Dr. Walther Köhler ist zum außerordentlichen Professor ernannt worden.

* **Berlin.** Der bekannte Kliniker und Direktor der hiesigen Universitäts-Poliklinik, Geheimrat Professor Dr. Hermann Senator, feiert am 6. Dezember seinen 70. Geburtstag. Professor Senator ist seit dem Jahre 1899 ordentlicher Honorarprofessor der Universität Berlin; habilitiert hat er sich 1868, außerordentlicher Professur wurde er 1875.

* **Leipzig.** Der Historiker Professor Dr. Karl Lamprecht ist von der Columbia-Universität in New-York zum Ehrendoktor ernannt worden.

hc. **Prag.** Der Praktikant an der deutschen Universitäts-Bibliothek, Dr. Isidor Pollak, hat sich an der deutschen Universität als Privatdozent für semitische Sprache und Literatur habilitiert.

* **Von technischen Hochschulen.** In der Abteilung für Maschinen-Ingenieurwesen und Elektrotechnik der Technischen Hochschule zu Danzig ist eine Dozentur für elektrotechnische Meßkunde errichtet und Dr. Konrad Simons übertragen worden.

hc. Der Professor der Zoologie und Anthropologie an der Stuttgarter Technischen Hochschule, Dr. Karl Benjamin Klunzinger, feiert am 18. November seinen 70. Geburtstag.

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Theodolinde v. Paschwitz: Unser Oberndorf. Eine Geschichte für junge Mädchen. Mit Illustrationen von M. Schmöle-Loretz. Dresden 1905. E. Piersons Verlag. 251 S. — H. v. Kleists Werke. Im Verein mit Georg Minde-Pouet und Reinhold Steig herausgegeben von Erich Schmidt. Kritisch durchgesehene und erläuterte Gesamtausgabe. (1. Band.) Leipzig u. Wien. Bibliographisches Institut. 463 S. — Adalbert Stifters Sämtliche Werke. Erster Band: Studien. Hersg. von August Sauer. Mit dem Bildnisse des Dichters und zwei Lichtdrucktafeln. (Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Böhmen. Hersg. im Auftrage der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen. [Band XI.]) Prag 1904. J. G. Calvesche k. k. Hof- und Universitätsbuchhandlung (Joseph Koch). — Kurt Breysig: Der Stufenbau und die Gesetze der Weltgeschichte. Berlin 1905. Georg Bondi. 123 S. — Gustav Adolf Müller. Verfasser der „Nachtigall von Sesenheim": Der Pfeifer von Dusenbach. Eine Liebesmär aus dem Elsass. Mit Buchschmuck von Oskar Hoppner. Bremerhaven u. Leipzig 1904. L. v. Wangerow. 79 S. — A. Braecklein: Die Orchideen und ihre Kultur im Zimmer. Mit 50 Abbildungen. Frankfurt a. O. 1904. Trowitzsch u. Sohn. 22 S. — Hermine Diemer: Der Kampf um die deutsche Schule. Festspiel für den Verein des Deutschtums im Auslande. (Allgemeiner Deutscher Schulverein.) München. Karl August Seyfried u. Comp. 36 S.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Jahrgang 1904. München, Mittwoch, 16. November. Nummer 263.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Pedanterie und Duldsamkeit in Sprachsachen.

Von Prof. Oskar Brenner (Würzburg).

Vor einiger Zeit wurde in einer großen Tageszeitung bayerischen Ministerialbeamten ein ernster Vorwurf daraus gemacht, daß sie einen Ausdruck wie etwa: „binnen dreier oder vierer Tage“ gewagt hatten. Man könne wohl eins, zwei, drei in den Genetiv setzen, nicht aber vier. Die neueste treffliche Grammatik von Sütterlin und Waag bestätigt diese Regel; es heißt da: „Ein Genetiv auf — er ist auf die Zahlen 2 und 3 beschränkt und kommt nur neben einem Substantiv vor“. Das ist mit einer Bestimmtheit vorgetragen wie irgend eine Polizeivorschrift: „Rechts gehen!“ oder „Hier darf nicht geraucht werden“. Wer übt nun die Sprachpolizei, oder wer hat ein Recht sie zu üben? Man sagt: die Grammatiken, in erster Linie die als Schulbücher genehmigten. Wer aber gibt diesen das innere Recht dazu? Nun — ihr Beruf, wird man meinen. Das ist recht und gut, wenn sie übereinstimmen, und das tun sie in der Regel, aber nicht immer. Die eine duldet er frägt, ich frug, die andere nicht. Auch wo sie übereinstimmen, wird der nicht ganz Polizeifromme einmal wissen wollen, woher stammt denn das von ihnen gebotene Gesetz und — worin ist es begründet? Es hat eine Zeit gegeben, in der die Grammatiker als die allein Wissenden nach ihrer Ueberzeugung entschieden. Die Ueberzeugung erwuchs aber aus der Spekulation. Man erwog: zu tragen gehört trägt, nicht tregt, zu Gast Gäste, nicht Geste und verwarf so die ganz normal entwickelten, deshalb den Mundarten zum Teil bis heute geläufigen Formen zugunsten der angeblich vernünftigeren. Noch heute gibt es solche Spekulation. Wustmanns Name ist noch wohlbekannt. Doch scheint bei ihm das Verstandesmäßige mit dem Pochen auf untrügliches Sprachgefühl stark versetzt zu sein. So hat denn sein stultum sit wohl bei vielen stärker gewirkt als ein anathema sit, aber nicht bei allen. Ja gerade ihm gegenüber ist die deutsche Abneigung gegen künstliche Autorität in Sprachsachen zum erstenmal ganz entschieden zutage getreten. Aber noch heute gibt es auch noch Tausende, für die Wustmanns Stacheldrähte eine Erlösung aus Unsicherheit und Gefahr bedeuten. Nun ist es ja wohl ein Vorteil, wenn sprachliche Formen sicher und gleichmäßig sind. Diesem Ziel strebt jede Kultursprache zu ohne Zutun des Einzelnen. Aber es ist andrerseits eine bekannte Tatsache, daß die natürliche Entwicklung einer Sprache, die auf nur einigermaßen weitem Raum verbreitet ist, immer wieder neue Sprachformen erzeugt. Sie leben in der örtlichen Umgangssprache — der Mundart — weiter und stehen im Gegensatz zu den mehr oder weniger erstarrten Gebilden der allgemeinen Sprache, der Schriftsprache. Diese ist selbst gegen allgemein gewordene Neuerungen spröde. Das von ihr gebotene Schriftbild prägt sich dem Gedächtnis der Lesenden und Schreibenden so fest ein, daß jede Aenderung als gewaltsamer Bruch mit einer anerkannten Norm erscheint. Oft sind die Formen der Buchsprache aber eben nur durch ihr papiernes Dasein geschützt, nicht durch eine natürliche Entwicklung, nicht durch innere Vollkommenheit.

Die natürliche Entwicklung ist ganz allgemein durchbrochen durch die Mischung ober- und mitteldeutscher Formen, wie sie Luther mit guten Gründen aus der obersächsischen Kanzlei herübernahm und steigerte. Daher zum Beispiel das Schwanken der Imperative mit und ohne e (gib, halte, sage!), die verschiedenen Plurale (Wagen, Wägen), Steigerungsformen (schmaler, schmäler), ferner Unterschiede wie funfzig und fünfzig, der Butter, die Butter, trotz des Sturmes, trotz dem Sturm. In all diesen Fällen wird von den meisten eine Form als schriftsprachlich falsch betrachtet. Je nach der Heimat wird aber auch das feste Schriftbild verschieden gedeutet, also lang als lank oder lang, spät als schpät oder s—pät, Held als Häld oder Held. Selbst wo die schriftsprachliche Form nirgends auf Zweifel oder Anfechtung stößt, erscheint sie mit dem geschichtlichen Maßstab gemessen ungehörig. Es gibt keinen Grund dafür, daß wir jetzt geschwommen mit o, dumm mit u, daß wir sonst aber Kunst, können aber dünne sagen, keine Rechtfertigung für ich gebe mit e neben du gibst mit i, keine geschichtliche Erklärung, warum die Täge verpönt ist, die Hälse aber geboten, warum es gesalzen, salzte, salzt, aber gehalten, hielt, hält heißt. Wer also ausspricht „erhaltet ist falsch“, kann es nur damit begründen, daß seit längerer Zeit wohl das ebenso „falsche“ salzt für zulässig gilt, aber willkürlicherweise das ebenso berechtigte halt keine Gnade gefunden hat, obwohl es auch im Gebrauch war und stellenweise noch ist. Der consensus omnium (sc. scribentium) hat sich allmählich eingestellt.

Steht es so mit der geschichtlichen Berechtigung einer (dazu sehr großen) Anzahl von Formen schlecht, wenn wir für sie geradlinige und lautgesetzliche Entwicklung fordern, so wird es nicht besser, wenn wir unser prüfendes Auge auf die innere Berechtigung, die Zweckmäßigkeit, werfen. Für die große Mehrzahl der Sprechenden und Schreibenden gibt es freilich keine Zweckmäßigkeit in der Sprache. Für den Lehrenden und Lernenden aber recht wohl. Wie oft habe ich von einem Kinde die Frage gehört: warum heißt es denn so? Oder gleich: das ist aber doch recht dumm, daß es so oder so heißt. Unbewußt hat auch der große Haufen von jeher der Zweckmäßigkeit gedient. So erklären sich ein großer Teil der Sprachänderungen, die von der geradlinigen Entwicklung abweichen. So alle, die dem Verständnis anderer zu Hilfe kommen und das Formengedächtnis der Sprechenden ent-

lasten. Hierher gehören einerseits Formen wie ich fastete, rettete für ältere faste, rette, welche vom Präsens nicht oder schwer zu scheiden sind, oder Plurale wie die Blüten, die Gaben, die Zahlen, die als solche sofort erkennbar sind, was bei den älteren Pluralen Blüte, Gabe, Zahl nicht der Fall war. Für den Sprechenden waren Erleichterungen zum Beispiel die Gruppierung: ich schnitt, wir schnitten für ich schneit, wir schnitten, oder ich höre — hörte für höre — horte, ich tauge — wir taugen für taug — tügen, Kraft, Genetiv Kraft für Kraft — Krefte, die Aufhebung aller Deklination im Singular der Feminina überhaupt, die Schöpfung eines festen Stammes beim Pronomen dieser (früher dirre, diser, ditze) u. s. w. Manchmal stehen die Vorteile des Sprechenden denen des Hörenden entgegen, so wenn uns, euch, sich zugleich Dative und Akkusative wurden, oder wenn umgekehrt das einfache ihn (eis) durch ihnen, der durch deren, derer ersetzt wurde. Aber sicheres Verstandenwerden ist ja schließlich auch für den Sprechenden wünschenswert — und wer jetzt Sprecher ist, wird im nächsten Augenblick Hörer und Leser.

Ist nun unsere Sprache in dem Sinne abgeschlossen und vollkommen, daß weitere Aenderungen unnötig wären? Fast möchte man es glauben, wenn man die Bestimmtheit der grammatischen Regeln ansieht, den Beifall beobachtet, den Wustmanns Grundsätze gefunden haben. Ohne weiteres behandelt man die Muttersprache wie die fremden, alten und neueren Sprachen. Wer nicht schreibt wie Cäsar und Cicero, schreibt fehlerhaft, natürlich. Für uns ist das tote Latein in seiner klassischen Form ein Abgeschlossenes, an dem wir nichts ändern dürfen ohne rote Striche zu verdienen. Wo es lebend blieb, wuchs es weiter, wie uns die romanischen Sprachen, wie uns das mittelalterliche Latein zeigen. Auch Französisch und Englisch sind für uns in noch höherem Maße als für die Franzosen und Engländer feste, ja starre Sprachen. Aber das Deutsche? Ist es wirklich nur kindlicher Unverstand, wenn man fragt: wozu doch der tolle Wechsel: ein großer Fehler, der große Fehler, der Fehler ist groß? oder Tag: Tage, Schlag: Schläge, oder fahre, fährt, fuhr; frage, fragst, fragte?

Betrachtet man die Sprache als Kunstwerk, das uns eben so und nicht anders überliefert worden ist, so wird man sich mit der anscheinend regel- und grundlosen Mannigfaltigkeit leicht zufrieden geben. Der Sprachforscher wird sogar seine Freude an dem Wirrwarr haben, stellt es ihm doch eine Menge Aufgaben und bringt auch selbst für die Sprachgeschichte die schönsten Lösungen. Ihm wäre eine ganz regelmäßige, durchsichtige, nur reinen Verstand atmende Sprache schrecklich — mit Recht, sie wäre tot oder todeswürdig. Aber ist es denn überhaupt möglich, eine Sprache auf diesen Standpunkt zu bringen? Die Gefahr droht uns nicht, wohl aber eine andere: Daß der Vereinfachungsprozeß künstlich unterdrückt wird durch den deutschen Schulmeister. Bei all dem Zug ins Individuelle, dem Freiheitsdrang, der uns Deutschen angeboren sein soll, macht sich in unserer Zeit eine Sucht nach Uniformierung geltend, die gerade der Freiheit ins Gesicht schlägt. Im Schulwesen sehen wir die Gleichmacherei an der Arbeit, in der Kunst versucht man wenigstens von gewisser Seite „Auswüchse“ zu beseitigen, die das Ebenmaß der Entwicklung stören, daß in der religiösen und politischen Welt Unterdrückung Andersmeinender, besonders Neudenkender ein Hauptartikel in den Zukunftsplänen ist, wissen wir „eh“. So ist es kein Wunder, wenn, wie oben gesagt, für die feste Bindung des Formen- und Sprachgebrauchs eifrige Verehrer der égalité eintreten, ohne zugleich für liberté und fraternité sich zu begeistern. Es gibt Leute, die schlechterdings nicht verstehen, daß fragte und frug nebeneinander Raum haben. „Es kann doch nur eines richtig sein“, wird einem immer wieder entgegengehalten. Der Ausdruck ist höchst bezeichnend. Er ist alt und hat zu Gottscheds Zeiten gelautet: nur das, was Gebildete in Sachsen sprechen und schreiben, ist richtig. Er ist in der Theorie von den Schweizern, in der Praxis von den Stürmern und Drängern mit Bewußtsein bekämpft, von Wieland, Schiller, Goethe nicht anerkannt und nicht befolgt worden, obwohl sie an eine ideelle Einheit der deutschen Sprache glaubten und sprachliche Autoritäten (z. B. Adelung) gelten ließen. Daß aber vorher lange Zeit nicht einmal die Einheit zugestanden wurde, ist bekannt. Als man in Süddeutschland sich zu ihr zu bekennen anfing, mußte man ihr Opfer bringen. Aber man blieb hier im ganzen duldsamer, weitherziger und deshalb unabhängiger, weil hier der Unterschied zwischen Mundart und Schriftsprache nicht so schroff und durchgehend ist, oder, wo dies der Fall (in der Schweiz), die Mundart auch die Umgangssprache der Gebildeten ist. Diese Duldsamkeit ist aber für die Fortentwicklung zu größerer — nicht absoluter — Gleichmäßigkeit und Durchsichtigkeit unentbehrlich. Es ist also nicht Gleichgültigkeit gegen Reinheit, Bestimmtheit der Muttersprache, wenn der Süddeutsche sich im mündlichen Sprachverkehr mehr gehen läßt, es ist, oder sollte sein, Achtung vor dem Leben, das in der Sprache pulsiert. Die Schriftsprache darf nicht ein Gesetz für immer sein, die Sprache schlechthin, wie das Eis nicht die Dauerform des Wassers, der Schatten nicht die eigentliche Erscheinungsform der Körper ist. Man wird also gut tun, Formen, die in der Umgangssprache fest zu werden anfangen, nicht deshalb zu verurteilen, weil sie noch keinen Schatten in der Schrift werfen und neu auftauchende Wendungen in Schriftwerken nicht deshalb auszustoßen, weil sie neu sind.

So kommen wir wieder auf den Genetiv „vierer“. Den gibt es nicht, sagt die Grammatik und sagen ihre Kenner. Warum nicht? Nun, wenn wir auf eine Tafel treffen mit der Inschrift: „Verbotener Weg“, so fragen wir auch nicht lange, wir sehen den Weg, aber gehen ihn nicht. Trifft aber diese Analogie wirklich zu? Der Besitzer eines Grundstückes hat das äußere Recht, uns einen Umweg zuzumuten. Wer aber ist in solchem Sinn Herr der Sprache? Das Gesamtvolk, wird man sagen, die Grammatiken sind nur Urkunden seines Wollens. Das käme aber auf eine Willensäußerung hinaus wie etwa eine Verordnung: dieser Weg wird anscheinend nicht benützt, wird also geschlossen. Wenn ihn dann jemand doch einmal recht gut brauchen könnte? Hilft nichts, er muß den Umweg machen. Cui bono? Der Pedanterie, die uns im Blute sitzt, ist Genüge getan. Wenn ich also sagen wollte: Im Beisein dreier oder 4 Zeugen, so muß ich nach „oder“ umkehren, hier steht die Warnungstafel, ich muß sagen: von drei oder vier Zeugen. Oder ich will sagen: mit 3 oder 4 Gesellen Hilfe — so ärgerlich es ist, eine Sackgasse als solche zu erkennen, ich muß es — gegen das Zeugnis meiner Augen. Die sehen nämlich, daß früher der Weg gerade weiter ging und jetzt noch recht wohl gangbar ist. Das bißchen Gras, das darüber gewachsen, täuscht den Aengstlichen, die Warnungstafel aber hat gar nicht die Polizei oder der Grundbesitzer, sondern ein voreiliger Polizeidiener oder Hausknecht hingestellt. In den Grundbüchern steht anders. Wo man den Genetiv vierer, fünfer, sechser nötig hatte, brauchte man ihn auch (oder eine ältere Genetivform), man sehe im Deutschen Wörterbuch, in Kehreins Grammatik nach! Je höher die Zahl ist, desto fremdartiger kommt uns der Genetiv vor. Aber Aehnliches zeigt sich auch sonst, so z. B. beim Konjunktiv des Präteritums. Von kennte, brennte abgesehen, kommt uns schwömme, hülfe, würfe etwas ungewohnt vor. Wir sind hier freilich meist so ängstlich, daß wir lieber sagen: würde schwimmen (schwimmet heißt es vielfach in den Mundarten); aber verboten sind jene Formen nicht. Daneben gibt es nun wirkliche Mißstände, die auf „gesetzlichem“ Wege kaum zu regeln sind. So in den vielfach und mit Recht angefochtenen Verbindungen wie der „Verein Münchner Künstler“, „mit Unterstützung Berliner Kreise“, in denen wir den Genetiv mehr oder weniger unentbehrlich finden, in denen auch wirklich Genetive vorliegen, die aber als solche unkenntlich sind. In früheren Jahrhunderten hat man sich in solchen Fällen leicht geholfen. Wo man z. B. der, ihr, ihn nicht klar nach ihrem Kasuswert erkennen konnte, hat man deren oder derer, ihrer, ihnen daraus gemacht, und wir brauchen diese Formen, die damals durch keine Grammatik

geschützt und gestempelt waren, noch jetzt und zwar mit dem besten Gewissen. Aber eingeschüchtert, wie wir nun durch die grammatischen Stacheldrähte sind, wagen wir nicht, uns selbst zu helfen, wo nicht unsere Voreltern uns geholfen haben. Was wäre es auch für eine Tollkühnheit zu sagen „mit Unterstützung Berlinerer Kreise", obwohl es jedermann verstünde, obwohl wir mit derer, denen, ihnen schon lange ganz entsprechende Vorbilder brauchen! Lieber gibt man den bequemen Genetiv ganz auf und sagt von dafür.

Man klagt darüber, daß bis hoch in die Reihen der Gebildeten hinein richtiges Deutsch so selten sei. Aber es ist kein Wunder, daß dem so ist. Wer kann sich denn all die vertrackten Regeln merken, die immer wieder neubelebt — wenn man von Leben reden kann — und verstärkt werden. Ich erinnere nur wieder an unsere unsinnige Adjektivdeklination (mit lautem Schrei, mit einem lauten Schrei, mit schmerzlichem lauten Schrei, ein lauter Schrei, der laute Schrei). Was muß in den Schulen Zeit und Mühe vergeudet werden, um durch Uebung wenigstens bei einigen für einige Zeit Sicherheit zu schaffen. Mir ist bisher nur ein Beispiel bekannt geworden, an dem wirklich diese Deklination eine Feinheit des Ausdrucks ermöglichen soll: „mit gutem roten Wein" soll etwas anderes sagen als „mit gutem rotem Wein". Aber was habe ich davon, wenn ich die Feinheit nur im Dativ habe, jeder andere Kasus aber sie ausschließt und doch seine Schwierigkeiten hat? Die Worte sollten, nach dem Dativ zu schließen, dekliniert werden: guter rote Wein, gutes roten, Plural gute roten, das wäre aber, wenn ich recht weiß, alles falsch! Warum? Weil es immer falsch gewesen. Sonst ist man im öffentlichen Leben glücklich zu dem Grundsatz gekommen: die Sachen müssen den Personen angepaßt werden, die Eisenbahnwagen den Reisenden, die Aufschriften den Lesenden. In der Sprache ist der Grundsatz seit geraumer Zeit vergessen.

Nun weiß ich wohl, daß man meinen Ausführungen einfach den Hinweis auf den Turmbau zu Babel entgegenhalten kann. In der Tat, wenn nun jeder spräche und schriebe, wie es ihm am bequemsten dünkt, wäre es um die Einheit der deutschen Sprache geschehen. Aber das wird nicht eintreten. Die Schriftsprache soll wie Schneezeichen uns an die Grenzen erinnern, uns davor bewahren, ganz aus dem Wege zu kommen. Ich kann mich auf zwei Sprachen berufen, an denen deutlich zu sehen ist, wie sich solche Vorgänge vollziehen. In Frankreich ist vom Kultusministerium vor einigen Jahren eine Verfügung erlassen worden, die gewisse Pedanterien der Adjektiv- und Partizipformen abschaffte — weil man tatsächlich in der Umgangssprache ohne sie auskam. In Dänemark schrieb man bis vor nicht langer Zeit besondere Formen für die Mehrzahl des Verbums = vi have, wir haben, braucht aber längst dafür die Einzahlform vi har. Allmählich dringen diese in die Schrift ein und werden bald allein herrschen. Bei uns ist längst Aehnliches zu beobachten. Wir sagen kaum einmal: ich glaube es (außer in feierlichster Rede), sondern ich glaub's, höchstens ich glaub es. Dennoch schreiben wir es fast immer voll aus. Stärkere Abweichungen erlaubt sich der feiner hochdeutschen Bildung ganz und übergang Bewußte nur wenige. Wie stark die Versuchung aber sogar im Norden ist, beweist u. a. die neue Form geheißen, die man von Norddeutschen immer häufiger hört. Mein grammatisches Gewissen veranlaßte mich früher, dies in aller Bescheidenheit zu berichtigen. Ich tu es nicht mehr, denn dies geheißen ist Wasser auf meine Mühle. Lassen wir's ruhig sich breit machen. Vielleicht erleben wir noch, daß damit eine Konjugationsart reinlich abgeschlossen wird, eine Schwierigkeit weggeräumt ist. Das letztere möchte ich auch den Ausländern gönnen, obwohl ich meine, unsere Sprache sei zunächst für uns selbst da. Aber ein seinerzeit viel bemerkter Aufsatz von A. Schröer in den Preußischen Jahrbüchern (1891, S. 393 ff.) hat diese Frage in ein weiteres Gesichtsfeld gestellt. Es handelt sich nicht nur um zarte Rücksicht auf englische, französische, russische Deutschlerner, es handelt sich um die Erhaltung des Deutschtums über Meer, zumal in Nordamerika. Es ist geleugnet worden, daß die Schwierigkeit der Sprache ihrer Verbreitung im Wege stehe, wie ich glaube mit Unrecht. Gerade im Wettstreit mit dem Englischen wird es, nicht im klaren Abwägen der Vorzüge und Nachteile, sondern ganz unwillkürlich, vernachlässigt und mit bequemen kurzen englischen Wendungen durchsetzt und allmählich verdrängt. Auf die merkwürdige Tatsache, daß Schweizer und Elsässer vielfach zu der deutschen Mundart Französisch als gebildete Umgangssprache und als Schriftsprache lieber wählen als Hochdeutsch, mag nur kurz hingewiesen werden. Ich kann nicht entscheiden, wie weit hier die Schwierigkeit des richtigen Hochdeutschen mitwirkt, ganz ohne Bedeutung ist sie nicht.

Nach einer Richtung schien bis vor kurzem Pedanterie und Ausgleichungssucht allein zu herrschen: in der Aussprache. Wie ein Dogma stand fest, das Hochdeutsche müsse von allen mit niederdeutschen Lauten zu Gehör gebracht werden. Zwar das niedersächsische s-pitz und s-tein ist lange schon, zum großen Erstaunen vieler, als Mundart bestimmt und abgetan. Aber im übrigen gilt nahezu unerschüttert im Norden und bei kleinmütigen Süddeutschen der Satz: die norddeutsche Aussprache ist nicht nur die feinere, deutlichere, sondern die allein richtige. Das erste ist Geschmackssache, das zweite Gewöhnungssache, das dritte Einbildungssache. Leider hat die bekannte Kommission für Einigung der Bühnenaussprache in ihrer Denkschrift den Aberglauben verstärkt, als gäbe es eine zur Herrschaft berufene Musteraussprache.[1]) Sie sollte und wollte nur für die Bühne Einheitlichkeit schaffen. Ein Bedürfnis hierfür ist wohl anzuerkennen, eine Sprachform mußte da gewählt werden; daß man die norddeutsche zugrunde legte, ist durch äußere wie innere Bedingungen vielleicht gerechtfertigt. Aber Bühnensprache ist Bühnensprache. Man hätte auf die Andeutung verzichten sollen, daß die Bühnenaussprache ihren Weg in die Schule und ins Leben finden werde, daß „die Bühne in dieser Sache zur Lehrmeisterin Deutschlands zu werden" berufen sei. Das war voreilig und unpolitisch. Die ganze bisherige Entwicklung der deutschen Sprache weist darauf hin, daß mindestens die oberdeutsche Aussprache der niederdeutschen ebenbürtig ist, eigentlich ist sie aber ja die einzig natürliche: die Laute sind ja in Oberdeutschland geprägt. Die wesentlich norddeutsche Aussprache auf der tragischen Bühne ist doch eigentlich grundsätzlich nicht anders zu beurteilen als das Lateinische im Munde des Engländers. Und wenn der Hamburger T'hüre, P'hracht spricht, so ist das weder ober- noch niederdeutsch, sondern überhochdeutsch, umgekehrt sein d in durch, Rede u. s. w., ein Laut, der im Muttergebiet des Deutschen schon vor 1000 Jahren überschritten war. So stellt die Bühnensprache eine Mischung dar, wie wenn man Plautinisches Latein und modernes Italienisch mischen würde, ja wenn wir den ganzen Lautstand in Betracht ziehen, sogar eine noch viel tollere. Weder in Theorie, noch in Praxis kann der Süd- und Mitteldeutsche die Regeln der Bühnensprache anerkennen.

Ein förmlicher Protest des Südens ist bisher nicht an die Oeffentlichkeit gelangt, er ist jetzt wohl auch überflüssig gemacht durch eine außerordentlich zeitgemäße Ergänzung der Bücher von Siebs durch ein anderes Mitglied der Bühnenkommission, durch das Buch von K. Luick: Deutsche Lautlehre mit besonderer Berücksichtigung der Sprechweise Wiens und der österreichischen Alpenländer (Leipzig und Wien 1904). Ueber den Inhalt dieser wichtigen Schrift werde ich im einzelnen später handeln. Die Frage: Wieviel dürfen wir im Süden von unserer gewöhnten Aussprache beibehalten, um noch als gebildet zu gelten, läßt sich nicht ohne Eingehen auf lautliche Dinge erledigen. Hier also nur so viel, daß Luick nicht absolute Einheit verlangt, sondern landschaftliche Besonderheiten als berechtigt anerkennt. Diese Anerkennung müssen wir verlangen. Sie ist kein notwendiges Uebel, sondern eine Lebensbedingung, die sich geltend machen würde, auch wenn man sie übersehen wollte. Sie schließt Besserung der Aussprache nicht aus, macht aber den phonetischen Unterricht erst recht möglich und gedeihlich.

[1]) Siehe Th. Siebs: Deutsche Bühnensprache, Berlin 1898. Grundzüge der Bühnenaussprache, ebd. 1900.

Schillers Humor.

(Schluß.*)

Durch die Publikationen von Künzel (das zum 2. Juli 1787 geschriebene Lustspiel ward 1862, Dresden bei A. H. Payne, die für denselben Tag 1786 bestimmten Avantüren[1]) ebenda 1863 noch einmal gedruckt, beide übrigens ohne Jahr auf dem Titel) sind auch die zwei umfangreicheren Gelegenheitsdichtungen aus dem Körner-Kreise für den Liebhaber wieder leicht erreichbar geworden. Ihr Hauptreiz besteht in der Unmittelbarkeit, mit der sie uns in das Interieur des Familien- und Freundeskreises einen Einblick tun lassen. Eine allgemeine Erklärung der Zeichnungen gibt Minor (am angef. Ort, Bd. II, S. 445/48); im einzelnen möchte ich hinzufügen: Zu dem zweiten der vierzehn Bilder, das „Körners Vormittag" betitelt ist und also das Lustspiel schon im Kerne enthält, zeigt neuerdings Edward Schröder in der Essay-Reihe „Vom jungen Schiller — Echtes, Unsicheres und Unechtes" (Nachrichten der K. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, 1904, Heft 2), daß unter Körners „Antwort" nichts anderes als der erste Brief Raphaels an Julius zu verstehen sei, in dem Körner bloß bis zu der Stelle gedieh „für ein menschliches —", so daß Schiller den ganzen Rest selbst schreiben mußte (vgl. das Lustspiel S. 26/27). Unter dem mystischen Anachronismus, von dem Huber spricht, ist zu verstehen, daß Schillers Ausarbeitung schon gedruckt und veröffentlicht ist, während Körner noch über die Fortsetzung seines Anfangs grübelt (s. Schröder, S. 2/3). — Der in dem Lustspiel wie in den Zeichnungen erwähnte Bassenge ist der ältere von zwei Brüdern: Henry Guillaume Bassenge (1751—1822) und Charles Frédéric Bassenge (1761—1808), Bankiers, Söhne des Kaufmanns Isaac Bassenge in Dresden (1719—1792). Vermutlich sind beide gemeinsame Besitzer des Weinbergs gewesen, der dem Körnerschen benachbart war; darin noch heute ein Brunnen, dessen steinerne Mauer die Inschrift trägt: Hunc lapidem posuit Henricus Bassenge. Derselbe war 1786 mit Huber und Schiller zusammen Pate bei Theodor Körners älterem Bruder Eduard (freundliche Mitteilung von Dr. Edmund Bassenge in Dresden). Möglich, daß Bassenge die Beziehungen zu Duchanton vermittelt hat, jenem französischen Naturforscher, welchen Körner zu einer wissenschaftlichen Expedition ausrüsten wollte, und der ihm mit einem Vorschuß von 100 Louisdors durchging. Im wesentlichen laufen alle Neckereien auf Körners allzu große Gutmütigkeit, Leichtgläubigkeit, Freigebigkeit und behagliche Langsamkeit hinaus, die zu Schillers Wesen, wie es sich entwickelt hatte, einen starken Kontrast bildeten. — „Körner im Salze" verstehe ich anders als Minor, der es, wie mir scheint fälschlich, auf eine Stelle im ersten Brief Körners an Schiller bezieht; ich meine, man muß Schillers Terminologie heranziehen, wie sie vorliegt in den Worten der dritten Szene des zweiten Aktes der Räuber: „Wir hatten Wind gekriegt, der Roller liege tüchtig im Salz" (nachher sagt Roller geradeso: „Moor, möchtest du auch bald in den Pfeffer geraten"), — wonach die Worte jener Ueberschrift zum neunten Blatte, untere Hälfte, doch wohl nur auf die auch sonst immerfort gestreiften Geldverlegenheiten Körners gehen können.—Wenn zu einem der Bilder Schillers Kopfstehen erwähnt wird, so ist das wohl eine Art, wie das überschwellende Kraftgefühl des Genies sich Luft macht, und eine Gewohnheit, wie sie auch von Richard Wagner bezeugt ist. — Schillers von Körner abgeschlagene Bitte um den schwarzsamtenen Rock von Körners Vater zum Zweck einer theatralischen Aufführung erklärt sich aus der durch das Lustspiel bezeugten mimischen Betätigung Schillers bei Dilettantenspielen, wie sie wohl auch schon ein Jahr vor dem Lustspiel angenommen werden darf.[2]) Zu Bild 5,5 (Klystierspritze) vgl. Jonas, Schillers Briefe I, 297, Nr. 161.

Von Dresden nach Weimar: die Hofluft wirkt nicht gerade gedeihlich auf das Pflänzchen Humor, doch daß es dem Dichter auch in jener Atmosphäre nicht vertrocknet ist, zeigen glänzend die Xenien, ja sie fallen sogar zuweilen in den kraftgenialischen Ton von Tobolsko zurück („Polyphem — d. h. Nicolai — auf Reisen" Nr. 249, „Für Töchter edler Herkunft", Nr. 312, „Der Teleolog", Nr. 286). Daß hier der Humor ein bitterer, kein behaglicher mehr war, liegt in der Natur der Sache, er ist oft kaum vom Sarkasmus zu unterscheiden.

Doch noch nicht endgültig war ja jene erste Uebersiedlung nach Weimar, und wir müssen noch für einen Augenblick auf das Idyll von Rudolstadt zurückkommen und von einer Quelle für die Kenntnis Schillerschen Humors sprechen, wo er sich nicht am wenigsten unmittelbar gibt, das sind seine Briefe, und insbesondere die Briefe an die Geliebte, Braut und Gattin, an denen Richard Wagner in einem Brief an Mathilde Wesendonk (1859) bewundernd und entzückt den liebenswürdigen Humor hervorhebt, der sie durchziehe. Drollig ist es, wie Schiller mit neckischer Umkehrung des Verhältnisses dem Christentum der Lengefeldschen Damen, die ihn vielleicht öfter wegen seiner Freigeisterei ins Gebet genommen hatten und jedenfalls kirchlicher waren als er selbst, durch Schenkung einer Bibel aufzuhelfen sucht, deren Widmung — ein Vers aus der Elegie auf den Tod Weckherlins — freilich den wahren Standpunkt des Schenkers unwillkürlich verrät („Schon längst hat der tägliche Verfall des wahren Christentums im Lengefeldischen Haus wie eine Zentnerlast auf meinem christlichen Herzen gelegen."). — Er stiftet die Bibel zur Beförderung der wahren Gottseligkeit — und der englischen Sprache (Schiller und Lotte, ed. Fielitz, Nr. 44, vom 2. August 1788). — Ein ander Mal schreibt er mit dem behaglichen Humor des Liebenden, daß er „sich nächstens weder durch Erdbeben noch Auferstehung der Toten abhalten lassen werde, abends nach Volkstädt zurückzugehen (ibid. Nr. 29, Juni oder Juli 1788). — Dann wieder an Lotte, die sich wegen der Hitze beklagt und ihm geschrieben hatte, daß sie vor Mattigkeit meist auf der Erde liege: „Leben Sie immer auf der Erde. Das ist doch eine gute Frucht, die sie einmal trägt" (Nr. 30 von Mitte Juli 1788). Als die Damen am 24. Juli zur Beichte gegangen sind, bedauert er, das zu spät erfahren zu haben, da er ihnen nach damaliger Sitte ein scherzhaftes Sündenregister hat aufsetzen wollen. Die gemeinsame Homerlektüre gibt Anlaß, die pathetischen schmückenden Beiwörter zu komischem Effekt ins tägliche Leben zu übertragen und vom „zierlichen" Bett zu sprechen, für die „geflügelten" Worte zu danken, gerade wie Goethe im Werther unter dem Eindruck der Homerlektüre von dem schöngebauten Hause spricht. —

Aber nicht bloß die Briefe des Liebenden atmen solch erquickende Laune; mit gutem Humor teilte er Gottlieb Hufeland, dem Herausgeber der Allgemeinen Literatur-Zeitung, seine Ernennung zum Meiningenschen Hofrat mit

---

*) S. Nr. 261 d. Beil. d. J.

[1]) Proben der Schillerschen Aquarellskizzen bei Wychgram, S. 212. Das „Promemoria" nebst Autograph S. 209 ff.

[2]) Schiller hat auch später noch einmal in Malerei dilettiert, vergl. Brief an Körner, Jena, den 12. September 1790 (Jonas Nr. 535): „... Zugleich folgt ein Kunstwerk von meiner Hand, in einer Manier und Form, die Dir vielleicht noch ganz neu ist. Wenn Du dieses opus mit meinem neuesten (d. h. letzten, den Avantüren von 1786) vergleichst, was ich vor vier Jahren zu Deinem Geburtstage gemalt habe, so wirst Du Dich über meine Progressen wundern Diese Art Landschaften hat uns Goethe kennen gelehrt. Er hat vortreffliche Stücke der Art aus Italien gebracht. Du hältst sie Abends mit der schmuzzigen Seite gegen zwei hintereinander gestellte Lichter — —." Leider ist dieses Kunstwerk von Schillers Hand, das also eine transparente Landschaftsskizze gewesen zu sein scheint, nicht erhalten. — Zu den Avantüren soll der Dichter eine einzige Malstunde bei dem Dresdener Künstler Anton Graff genommen haben, dem wir ein Oelbildnis Körners und ein solches von Schiller selbst verdanken (Jonas, Schillers Briefe, Band II, Beilage). — Die Künste wurden im Körnerschen Hause nach mehr als einer Seite gepflegt, denn Körner komponierte selbst, u. a. Schillers Lied an die Freude. — In Malerei zu stümpern war damals wohl Mode, auch bei der Männerwelt, wie es das heutzutage bei den Damen ist; auch der Koadjutor Dalberg spricht von seinen dilettantischen Versuchen in der Malerei und schickt 7. April 1790 Schiller ein eigenhändiges Gemälde als Hochzeitsgeschenk (abgebildet bei Wychgram S. 285).

und bittet ihn, die Nachricht „gelegentlich ins Intelligenzblatt der Literatur-Zeitung zu setzen, weil so wichtige Dinge doch nicht geheim bleiben dürfen." Und als er im März 1794 von Ludwigsburg aufbrechen will, um heimzureisen, schreibt er an Dr. Eberhard Gmelin in Heilbronn: „Eine seuchenschwangere Lazarethwolke[2]) wälzt sich gegen Schwaben her, und ich muß mich hüten, daß der Blitz nicht in meine baufällige Hütte schlägt." — Gar komisch berühren aber erst die Versteckbriefe aus Oggersheim und Bauerbach an Christophine, Andreas Streicher und Frau v. Wolzogen, wo sich der Dr. Ritter (der bald als R., bald als Ritter, bald als Friedrich Chevalier unterzeichnet) nach Leipzig, dann wieder nach einem mystischen E. oder H., oder nach Hannover zaubert und bald nach Berlin, bald nach England oder gar Nordamerika unterwegs sein will.

Zu vollem Recht in der Dichtung kam der Humor dann noch einmal in jenen glücklichen Jenenser Tagen, da am Ufer des Leutrabaches dem Dichter die vollsaftigen Bilder von Wallensteins Lager gelangen, in denen das Vermögen der Massenbeherrschung und wirkungsvollen Gruppierung aus der Zeit der Räuber erneut erscheint. Kuno Fischer hat uns die Komik meisterlich aufgezeigt, die in den Figuren des selbstbewußten Wachtmeisters, des launig-leichtblütigen Pappenheimschen Kürassiers, der philisterhaften Tiefenbacher und gar des köstlichen Kapuziners liegt, aber auch in den Typen des Analphabeten und Weinschwelgers Tiefenbach wie des Schulden machenden und in seiner nach Besitz lüsternen, aalglatten Art echte Kroatennatur zeigenden Isolani in den Piccolomini. Noch einmal entfaltete sich hier voll das Behagen des frisch ins Leben greifenden und menschliche Schwächen mit mildem Lächeln schildernden Künstlers. — —

Der Humor ist die Kraft, sich frei über den Stoff zu erheben; er setzt immer eine gewisse Höhe und Weite des Standpunktes voraus, von dem herab er auf die Dinge schaut, entweder herzlich teilnehmend wie bei einem Jean Paul, Fritz Reuter, oder überlegen, mit einem kühleren Lächeln. Dem weltumspannenden Geiste eines Schiller entspricht es, daß sein Humor meist etwas Grandioses, — der philosophischen Richtung seines Seelenlebens, daß er mehr etwas Reflektiertes als Mitleidendes hat. Das Phänomen des Schillerschen Humors besteht vor allem darin, daß mit größtem Feingefühl gelegentlich derbste Vollsaftigkeit einhergeht, die erst allmählich — leider nur zu sehr — durch ästhetische Erziehung, aber auch durch körperliche Störungen eingedämmt wird; das ist ja das höchst Eigentümliche seiner physiologischen Struktur, daß bis zum stärkeren Hervortreten des körperlichen Leidens eine fast übernormale Nervenstärke der feinästigen ästhetischen Veranlagung zur Seite geht. Die humoristische Anlage ist aus dem Komplex des Genies nicht zu trennen, ja ein Prüfstein seiner geistigen Spannkraft. An keinen Stamm gebunden, ist dies Erbteil doch dem schwäbischen in besonderem Maße eigen, allenfalls noch in ähnlicher Weise dem fränkischen, an dessen Marken Schillers Genius entsprungen ist, und dem bajuvarischen. Die spezifisch **schwäbische** Artung des Schillerschen Humors bewies uns auch die starke Neigung zur Selbstironie, die öfter durchbricht (Promemoria, Avantüren, Winternacht, Zueignung der Anthologie, Selbstrezensionen) und die ihm schon bei der vom Herzog aufgegebenen Selbstschilderung zustatten kam. Sehr deutlich tritt dieser schwäbische Stammeszug schon bei Hermann von Sachsenheim, dem ritterlichen Humoristen des 15. Jahrhunderts hervor, und im „Venuswagen" zeigt Schiller sich in einem ähnlichen Gedankenkreis gefangen, wie er in Sachsenheims Hauptwerk, der Verserzählung „Die Mörin" (Mohrin), sich findet; doch wird er sie kaum gekannt haben. Aber das ist gerade das Merkwürdige an unseres Dichters Anfängen, daß sie, aus dem tiefen Grunde des Volksgemüts quellend, über Jahrhunderte hinweg jenen vollsaftigen Blüten der mittelalterlichen Literatur die Hand reichen, die so, nach der Verschüttung im 17. Jahrhundert, dem unterirdisch weiterfließenden Strom gleich hier wieder erneuert ans Tageslicht zu brechen scheint. In diesem Sinn hat man sich gefragt, ob Schiller einige Stücke aus der Teufelsliteratur des 16. Jahrhunderts oder das Jesuiterhütlein von Fischart gekannt habe. Sowie nur die schwäbische Muse die mönchische Unfreiheit und kleinbürgerliche Gedrücktheit wieder abzustreifen beginnt, fängt auch die nur verschüttete, nicht versiegte Ader wieder kräftig an zu fließen.

[2]) Im ersten Koalitionskrieg scheint ein kaiserliches Lazarett nahe der schwäbischen Grenze sich befunden zu haben.

Nachdem er durch Schiller wiedererweckt und hoffähig gemacht worden, verschwindet der Humor seitdem nicht mehr aus der schwäbischen Literatur, ja scheint gewissermaßen unzertrennlich von ihr und schenkt uns in Uhland, Hauff, Wagner, Mörike, Vischer, Weitbrecht unvergängliche und herzerquickende Blüten. Bei Uhland und Mörike tritt die Selbstironie gelegentlich, bei Hauff und Kerner kräftiger und häufiger zutage; Mörike ergeht sich mit Vorliebe in Spielen neckischen Humors harmloser Art — seiner Andacht zum Kleinen entsprechend —, weiß sich aber auch einmal in das Gebiet des grandiosen Humors zu erheben; Uhlands Humor behält immer etwas „Krawattenhaftes", ruht aber auf dem sicheren und breiten Grunde biederster Ehrlichkeit und volksmäßigen Empfindens.

Freuen wir uns — mögen wir sie uns auch noch zahlreicher wünschen — der Lichtfunken, die bei den Eruptionen jener Schillerschen Frühzeit in sprühenden Garben ausgeschleudert wurden; der Humor, die Kraft der Erhebungsfähigkeit in contrariam partem, die das Gleichgewicht der Seele herzustellen sucht, sei uns ein nicht zu unterschätzendes Seitenstück zu der direkten Erhebungsfähigkeit, die wir Pathos nennen, ein Stempel und eine Probe vollster geistiger Freiheit, der Revers pathetischer Virtuosität und das unschätzbare Reagens des Enthusiasmus. Und gegenüber den stillen Anklagen, die wir beschämt in solchen Stoßseufzern wie „Pegasus im Joche", „Die Teilung der Erde" und im „Menschenfeind" erblicken müssen, mag es alles Volk wohltuend berühren, den Großen, dem der gewaltige Ernst des Tragikers von der Stirn leuchtet, doch nicht ganz ausgeschlossen zu sehen aus dem Kreise der Glücklichen, denen die Sonne glücklicher Laune den Weg vergoldet,—zu sehen, wie über diese ernste Stirn zuweilen auch die lustigen Lichter neckischer Schalkheit gleiten. Bedauern aber müssen wir, daß die Brücke zur Volksdichtung eines Hans Sachs (dessen Goethe sich erst apologetisch annehmen mußte, um ihn dem Volke wieder näher zu bringen) durch Schiller nicht vollständig geschlagen worden ist; ewig schade, daß die Ansätze zu einer neuen Blüte von Volksliteratur im edelsten Sinne — nicht zur Reife gediehen sind, und die Keime, die wir in der Anthologie, in den Räubern, in Kabale und Liebe und so manchem anderen Produkt des Sturms und Dranges von Bürger an besitzen, im Frühreif der Revolution und im Sturm der Napoleonischen Zeit erfroren sind oder geknickt wurden. Bei Schiller machte sich die Entfernung aus dem Mutterboden in dieser Hinsicht störend geltend und hinderte, daß seinem oft etwas blutlosen Pathos die volle Rundung zuteil wurde, wie sie die Berührung mit der derben und wahren Anschauungsart des Volkes verleiht. Die Hedschra, die ihn seinem höheren Berufe rettete, macht insofern unerwünscht in seiner Entwicklung Epoche; nicht so ganz hat er nachher den vollen harmlosen Ton subjektiv gefärbter Herzensdichtung wiedergefunden. Oder müssen wir uns damit trösten, daß, wenn schon kein anderer da war, diesen Teil der poetischen Reformation durchzuführen (denn dem wohl dazu berufenen Goethe standen aristokratisierende Tendenzen immer wieder im Wege), — es vorzuziehen bleibt, daß der einzige Schiller sich den höchsten Aufgaben des erhabenen Stils widmete, in dem er den Besten genugtun sollte? Wenn unser Dichter heute noch nicht so volkstümlich ist, wie wir es wünschen — und er ist es **nicht** trotz gut besuchter Räuber-Aufführungen und dem Balladenlerneifer unserer höheren Schulen —, dann liegt die Schuld — außer bei unserem Volke — auch an jener Kluft, die — Mannheim von Tobolsko trennt.

Hans Hofmann.

Bücher und Zeitschriften.

Die heilige Elisabeth. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Von Fritz Lienhard. Stuttgart 1904, Verlag von Greiner und Pfeiffer.

Lienhards Drama „Die heilige Elisabeth" bildet den zweiten Teil seiner Wartburgtrilogie, deren erster Teil, das Drama „Heinrich von Ofterdingen", im vorigen Jahre am Hoftheater in Weimar in Szene ging und einen großen Eindruck hinterlassen hat. Lienhard war in jenem Drama auf eine Höhe der poetischen Gestaltungskraft gelangt, die er bis dahin in so vollendeter Weise noch nicht erreicht hatte. Er hat damit Interesse geweckt für seine Wartburgtrilogie und macht uns besonders gespannt auf den dritten Teil, das Luther-Drama. In dieses wird er seine ganze Gemütstiefe und seinen echt deutschen Dichtermut hineinlegen, und wir dürfen uns wohl dem Glauben hingeben, daß er ein Luther-Drama schaffen wird, das die endgültige Form der poetischen Verkörperung Luthers darstellt. Nun legt er uns das in der Mitte dieser beiden Männerdramen stehende Trauerspiel von der heiligen Elisabeth vor, und will uns zeigen, wie man die reine entsagende Frömmigkeit dramatisieren kann. Das ist schwer, das ist ungleich schwerer noch als Helden zu zeichnen, weil das Heldentum dieser Frau Landgräfin so ganz undramatisch ist. Wenn der Dichter hier eine Tragödie geschaffen hat, die auf den ersten Blick fast zu weich und lieblich für ein Bühnenwerk erscheinen will, so fragen wir uns unwillkürlich nach dem Ziel und den Aufgaben der dramatischen Schöpfung, und wenn Drama von δρᾶν, von „Handeln", herzuleiten ist, so verlangen wir eben vom Bühnenwerk, daß Handlung gezeigt wird, daß etwas vorgeht; das θέατρον ist eine Schaubühne, wir wollen schauen. Und nun mein Urteil in dieser Hinsicht: Ich bejahe, daß wir hier schauen werden, mehr schauen werden, als alle jene sich denken, die das vorliegende Werk für undramatisch, für ungreifbar, für weichlich erklären werden. Das Drama der heiligen Elisabeth mußte, wenn der Dichter nicht die Geschichte fälschen wollte, eine psychische, eine ganz innerliche Handlung haben, und diese Handlung ist hier inhaltreich genug: Elisabeth geht an ihrer Güte, an ihrem frommen Sehnen nach dem höchsten Gut zugrunde. Selbst eine tragische Schuld ist — wenn wir uns an jene alten Regeln halten — vorhanden. Es ist die Tragik einmal der Herzensgenialität und andrerseits der Verblendung. Ihre Genialität ist die des Liebens und persönlichen Weltentsagens (s. Lienhard, Thüringer Tagebuch). Darin ist sie vielleicht zu weit gegangen. Die Welt war ihrem Ideal nicht reif; in ihrer Not hat sie dann keinen einzigen Freund. Das andere ist die Verblendung. Sie weiß nicht ganz in ihrem eigenen Herzen zu lesen, sie ist zu sehr Kind und zu sehr liebend-duldendes Weib, als daß sie den scharfen Grenzstrich hätte ziehen können zwischen Herzensfrömmigkeit und Kirchenfanatismus. In dieser Verblendung (die „Verblendung" spielt ja auch in der griechischen Tragödie eine große Rolle) rät sie ihrem Gemahl zum Kreuzzug und wird so selber mitschuldig an seinem Tod, der ihr selbst das Leben vergiftet, und aus eben dieser Verblendung erklärt sich auch ihr Wunsch, von Pater Konrad, einem verstockt-scholastisch-frommen Ketzerrichter, unterwiesen und der wahren Seelenfrömmigkeit näher geführt zu werden. Der nimmt dann ihre Seele in die Folterschrauben und macht sie zu der „Heiligen" durch Geißelhiebe und Kirchenzwang — sie aber bleibt in ihrem Herzen die geniale Vertreterin allumfassender Liebe, und geht an jenem falschen Wahn zugrunde. Trotz der großen Innerlichkeit dieser „dramatischen" Handlung nimmt sie uns ganz gefangen, wenn wir uns nur Mühe geben, dieser Gestalt zu folgen, und mag ihre Zeichnung oft mehr lyrisch und episch als dramatisch erscheinen, dichterisch ist sie und wir könnten höchstens mit dem Dichter darüber rechten, daß er diese zarte Gestalt zur Heldin eines Dramas gemacht hat. Darüber aber wollen wir erst dann das endgültige Urteil fällen, wenn die ganze Trilogie vorliegt und aufgeführt ist. Gerade deshalb wünscht der Dichter, wie wir hören, auch, daß mit der Aufführung der „Heiligen Elisabeth" gewartet werde (das Weimarer Hoftheater wollte das Werk bald herausbringen), bis der „Luther" fertig vorliegt. Dann wird man zusehen müssen, wie das milde, zarte Drama der frommen Frau inmitten der Dichtung vom Volksdichter Ofterdingen und dem religiös-genialen Volksmann Luther klingen wird. Um aber das Werk dramatisch zu beleben, hat Lienhard alles getan, was im Rahmen des Stoffes möglich war. Ich meine, es hätte dem Werke genützt, wenn des Landgrafen Ludwig Charakter nicht so weich gezeichnet gewesen wäre; es hätte das eine bessere Folie abgegeben für Elisabeths Gestalt. Prächtig aber ist der Landknecht Ruprecht gezeichnet, der als unbewußter Rächer Elisabeths an Pater Konrad in dem Stück eine Rolle spielt. Pater Konrad selbst ist eindrucksvoll markiert, als ein Typus dieser Art Gottesknechte, typisch ist auch der Bischof von Bamberg, dann Ruprechts Frau und der Ritter Rudolf von Vargila. Sie alle geben das Milieu, den Zeitgeist wieder. Ob die Szenen mit Ludwig, die beide, Elisabeth wie den Landgrafen, als rechte freudige Kinder erscheinen lassen, auf der Bühne sich gut gestalten werden, will mir fraglich erscheinen; doch das ist ja dasselbe Gefühl, was mich an der Charakteristik des Landgrafen eine Ausstellung machen ließ. — Alles in allem haben wir es hier mit einem bedeutungsvollen deutschen Werke zu tun, das feinsinnige, sorgfältige Beachtung beanspruchen darf.

Jena. Dr. A. Elster.

Volkstümliche geschichtliche Vorträge. Von Hans Blum. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel.

Unter diesem Titel hat der über Deutschlands Gauen hinaus vielgelesene Schriftsteller eine Reihe geschichtlicher Vorträge soeben erscheinen lassen, die, obwohl auf eingehenden geschichtlichen Studien beruhend, doch durchaus volkstümlich und gemeinverständlich gehalten sind. Damit soll jedoch keineswegs gesagt sein, daß diese geschichtlichen Vorträge nur für das Volk berechnet wären, im Gegenteil, auch der Fachmann, ja der Gelehrte werden aus denselben Belehrung und Anregung schöpfen, zumal da einem jeden dieser Vorträge ein einschlägiges, ergiebiges Quellenmaterial beigegeben ist. — Das Buch behandelt auf 417 Druckseiten in lebendig anschaulicher, klarer Darstellung und formvollendeter Sprache nachstehende Themata. 1. Das persönliche und politische Verhältnis Kaiser Wilhelms I. zu Bismarck (1848—1888). 2. Feldmarschall Moltke als Mensch und Charakter (1800—1891); 3. Die Schlacht von Waterloo (Belle-Alliance); ein rühmendes Gedenkblatt für die unsterblichen Helden der deutschen Freiheitskämpfe. 4. Die Schlacht von Sedan; eine patriotische Festrede. 5. Badens Anteil am deutschen Ruhmeskranz 1870/71. 6. Die badische Revolution 1848/49 in zwei Vorträgen: der „Heckerputsch" und der „Struveputsch". 7. Die Freiheitskämpfe gegen Karl den Kühnen in zwei Vorträgen: a) Die Kämpfe von 1474 an bis zur Schlacht bei Grandson; b) die Schlacht von Murten und die Schlacht von Nancy. Ein „weltgeschichtliches Trauerspiel" heißt der Verfasser diese Ereignisse und Kämpfe, denen das stärkste und glänzendste Heer der damaligen Zeit zum Opfer fiel. 8. „Die Juniusbriefe und ihr Verfasser". „Das Hohelied der englischen Freiheit" nennt Dr. H. Blum wahr und bezeichnend diese „unsterblichen Briefe", voll der kühnsten und vernichtendsten Anklagen und Anschuldigungen, die jemals in das Angesicht von Machthabern geschleudert worden sind, aus der Feder eines der besten Schriftsteller aller Zeiten, „an dessen unvergleichlicher Pflichttreue und unbeugsamen Bürgersinn England seine Rettung in den schwersten Prüfungen, die seiner Freiheit und seinem Rechte seit den Tagen der Stuarts beschieden waren, gefunden hat." Das Ganze ist ein wahres Meisterwerk geschichtlicher Darstellung. 9. „Der Zug Suworows durch die Schweiz". Mit großer Lebendigkeit und Lokalkenntnis schildert der Verf. den denkwürdigen Zug des großen russischen Generalfeldmarschalls über den Gotthard durch die Schweiz. — Es hat bisher nach unserem Dafürhalten an einem entsprechenden Buche gefehlt, das in wissenschaftlich gediegener Form anläßlich patriotischer Feste und Gedenktage geeignetes Material für den Vortrag bieten könnte. Hierfür nun halten wir Dr. Blums Werk wie geschaffen. Nicht minder dürfte sich der Erwerb des besprochenen Werkes für die Volks- und Jugendbibliotheken u. s. w. empfehlen. Eine derartige Lektüre ist sicher besser geeignet, patriotischen Sinn zu pflegen, als gar manche der alljährlich zur Weihnachtszeit angepriesenen patriotischen illustrierten „Prachtwerke".

München. P. Scherer.



Allgemeine Rundschau.

Zur Geschichte der Entdeckung der Gärungserreger.

(H. Schröder und Th. v. Dusch — L. Pasteur.)

Die zweite Beilage der Vossischen Zeitung 1904, 194 vom 26. April brachte einen Aufsatz eines ungenannten Pariser Verfassers über „Kleines von Großen", in dem L. Pasteurs wissenschaftliche Verdienste (Bierhefepilz, Milzbranderreger u. a.) besprochen, im übrigen aber seine Entdeckergenialität bestritten wurde. Besonders wurde seine Auseinandersetzung über die generatio spontanea (Urzeugung) mit Pouchet in den Jahren 1859—1860 erörtert und aus zweiter und dritter Quelle gesagt, daß der berühmte Versuch Pasteurs der Luftfiltration in jener Zeit und seine Entdeckung der Gärungserreger von Schröder und Dusch stamme. Der Unterzeichnete suchte die diesbezügliche Original-Abhandlung dieser beiden Herren zu ermitteln und fand sie schließlich in den „Annalen der Chemie und Pharmazie" (Wöhler, Liebig, Kopp) Bd. 89, 2. Heft. Neue Reihe Bd. 13, S. 232—243, 1854, Heidelberg, C. F. Winter.

Der dortige Aufsatz führt den Titel: „Ueber Filtration der Luft in Beziehung auf Fäulnis und Gährung" von H. Schröder und Th. v. Dusch.[1]) Danach ist der erste hierauf bezügliche Versuch, nach den vorausgegangenen Vorbereitungen namentlich literarischer Art vom Januar 1853 ab, am 9. Februar 1853 unternommen worden. Es folgt die Beschreibung der weiteren Versuche vom 20. April, 14. Mai, 6. Juni, 18. Juli und als Datum der Abfassung des Manuskriptes: Mannheim, 6. Dezember 1853. Die Beschreibung des Apparates für Luftfiltration ist S. 234, 235. Als Filtrationsmittel ist bis zur Veröffentlichung der obigen Arbeiten nur Baumwolle angewandt worden, es wird indes auch Kohle, Schwefelblei, Bimsstein, Glaspulver, Gips u. a. empfohlen. Die Verfasser sind sich der Tragweite ihrer Arbeitsergebnisse bewußt, denn sie schließen diese Abhandlung mit den Worten: „Die Versuche, deren Ausführung wir uns noch vorgenommen haben, nehmen jedoch ihrer Natur nach eine so lange Zeit in Anspruch, daß wir glauben, die positiven Resultate, welche bereits gewonnen sind, der Veröffentlichung nicht länger vorenthalten zu sollen." Aus S. 240 Mitte geht übrigens hervor, daß sich die Verfasser schon 1846 mit ähnlichen Arbeiten beschäftigt haben.

Die gebührende Heranziehung der Schröderschen Originalarbeiten ist aber nicht neu. Ed. Buchner, Berlin, bespricht sie kurz in der Einleitung zu seinem 1903 bei R. Oldenbourg, Berlin, erschienenen Buche „Die Zymasegärung". Die geschichtlichen Arbeiten von C. Jugenkamp, Kochem a. d. M., haben ergeben, daß die Pasteur zugeschriebene Entdeckung der wahren Gärungsursache 1857 durchaus nichts gänzlich Neues geboten, sondern mit den diesbezüglichen Arbeiten seiner Zeitgenossen die engsten Beziehungen hat, wie es auch das 1904 bei P. Parey, Berlin, erschienene Buch von M. Delbrück und A. Schrohe „Hefe, Gärung und Fäulnis" besonders in seinem sechsten von C. Ingenkamp verfaßten Teile über die geschichtliche Entwicklung unserer Kenntnis von Fäulnis und Gärung zeigt.

Eingehender wird der Unterzeichnete auf diese Dinge später in der bei L. Voß in Hamburg verlegten Vierteljahrsschrift Mitteilungen zur Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften, dem Organ der Deutschen Gesellschaft für Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften (Karl Sudhoff, G. W. A. Kahlbaum) unter Berücksichtigung der jüngsten Literatur zurückkommen.

Berlin. Paul Diergart.

[1]) Professor G. F. Heinrich Schröder, später korrespondierendes Mitglied der Akademie in München, leitete damals die höhere Bürgerschule und die Gewerbeschule in Mannheim, wo er sich zwei chemische und ein großes physikalisches Laboratorium eingerichtet hatte. Dr. Theodor v. Dusch war damals Assistent des Professors Schröder in Mannheim und ist der nachmalige Professor in Heidelberg. (Aus freundlichen Privatmitteilungen von Familienangehörigen.)

*

Ein Bericht über die Schlafkrankheit am Kongo.

ac. Der Liverpooler Schule für tropische Medizin ging von ihrer Expedition, die sie zum Studium der Schlafkrankheit nach dem Kongo geschickt hatte, ein ausführlicher Bericht zu. Die Expeditionsmitglieder sagen, es sei nicht Uebertreibung, wenn man die Schlafkrankheit eine furchtbare Pest nenne, unter der besonders die am Flusse selbst wohnenden Stämme leiden. Sehr viel weniger werden die Stämme davon betroffen, die 10 bis 30 Minuten von den Ufern des Flusses entfernt wohnen. In den Binnenlandstaaten fand man selten einen Fall von Schlafkrankheit. So war der Ort Lifala von dieser Krankheit frei, während das am Flusse gelegene, nicht weit davon entfernte Dorf Upoto furchtbar darunter litt. In dem Blute der Bewohner dreier Städte, die drei Viertelstunden von dem Flusse entfernt liegen, aber auf höherem Terrain, fand man keine Spur der Krankheitskeime. In einem Fall wurde in einer Stadt des Inlandes die Schlafkrankheit festgestellt, aber der Kranke war ein Fischer, der alle zwei Monate auf eine Woche auf eine Insel im Kongo ging. Alle Beobachtungen ergaben mit Gewißheit, daß sich die Schlafkrankheit in den letzten Jahren an den Wasserwegen entlang verbreitet hat. Der Verbreitung wurde dadurch Vorschub geleistet, daß man große Scharen von Eingeborenen als Soldaten oder Arbeiter aus einem Teil des Freistaates nach dem anderen brachte. Erst vor kurzem ist das Verbot ergangen, Schlafkranke auf Staatsdampfern zu transportieren. Bis dahin erlaubte man Individuen, die krank geworden waren, in ihre bis dahin vielleicht vollständig von der Krankheit unberührten Dörfer zurückzukehren, um zu sterben. Sobald die Schlafkrankheit vollständig ausgesprochen ist, läßt sie sich leicht erkennen, aber die Untersuchungen ergaben, daß die Keime Monate und selbst Jahre im Blute vorhanden sein können, während der Patient immer noch gesund zu sein scheint. Zur Bekämpfung der Krankheit ist es notwendig, sobald wie möglich die Keime der Krankheit zu entdecken. — Die Tsetse-Fliege, die hauptsächlich Verbreiterin des Krankheitsstoffes ist, fand sich überall auf dem Wege von Stanley-Pool bis nach Basoko. Besonders zahlreich traten diese Fliegen auf zwischen den Myriaden kleiner Inseln, mit denen der mittlere Kongo überstreut ist, und sie stellten sich häufig an Bord des Dampfers der Expedition ein, selbst wenn dieser mitten auf dem Strom und 300 bis 400 Meter vom Lande entfernt war. Hinter Basoko wurde die Fliege nur noch wenig gesehen, aber die Eingeborenen in den Städten kannten sie noch. Allenthalben, wo die Tsetse-Fliege häufig war, war auch die Schlafkrankheit stark entwickelt. In Monseribo und Nouvelle Anvers besuchte diese Fliege sogar die Häuser der Europäer.

*

Kleinere Mitteilungen.

* Senator Wallon †. Der unlängst zu Paris im hohen Alter von 92 Jahren gestorbene Senator Wallon, Alterspräsident des Senats, Secrétaire perpétuel der Académie des Inscriptions et Belles-Lettres, bekannter Historiker und „Vater der Verfassung", war am 22. Dezember 1812 in Valenciennes geboren. Er trat 1831 in das höhere Lehrerseminar in Paris ein, wurde 1838 Lehrer der Geschichte daran und 1850 Professor der Geschichte an der Sorbonne, sowie 1852 Mitglied der Académie des Inscriptions et Belles-Lettres. Am 8. Februar 1871 wählte ihn das Norddepartement zum Mitglied der Nationalversammlung, wo er im rechten Zentrum saß. Ihm verdankt man die Annahme der Verfassung der Republik, daher erhielt er den Namen „Père de la Constitution". Er war es, der den Antrag stellte und durchsetzte, der Präsident der Republik soll auf sieben Jahre gewählt werden und wieder wählbar sein. Unter der Präsidentschaft Mac Mahons war Wallon im Kabinett Buffet Unterrichts-, Kultusminister und Minister der Schönen Künste (10. März 1875 bis 9. März 1876). Am 18. Dezember 1875 wurde er zum lebenslänglichen Senator ernannt.

* Archäologisches aus Amerika. Das Museum in Boston (Museum of fine arts) ist jüngst, wie man der Vossischen Zeitung schreibt, in seiner archäologischen Abteilung durch eine große Schenkung von Francis Bartlett beträchtlich erweitert worden. Unter den 290 Nummern befinden sich zwanzig schöne antike Marmorwerke, z. B. ein Diomedeskopf, ein junger Athlet, eine Amazone, wie das vorige Werk aus attischer Künstlerhand der besten Zeit, daneben auch einiges Archäische und Römische. Dann kommen neun Bronzestatuetten, verschiedene andere Geräte, dabei eine kunstvolle Lampe mit wichtiger griechischer Weihinschrift, sechzehn Gemmen und einige sechzig Münzen. Ganz besonders wertvoll ist noch die Abteilung der Vasen. Es finden sich Dipylongefäße und Stücke korinthischen Stils zusammen mit Vasen attischer Töpfermeister, von denen einige sich durch ihren Namen ausweisen, nämlich Phrynos, Tleson, Amasis, Nikosthenes und Hermaios. Vieles aus dieser Sammlung stammt aus bekanntem europäischen Besitz und wurde durch Kauf oder auf Versteigerungen erworben, anderes ist noch gänzlich unbekannt. Der heutige Leiter der Altertumsabteilung ist der rührige Archäologe E. Robinson.

w. Tuberkulose-Kongreß. Aus Offenburg, 16. Nov., wird gemeldet: In Anwesenheit der Großherzogin fand hier der 5. Tuberkulose-Kongreß statt. Medizinalrat Battlehner betonte das Entgegenkommen der Regierung in den Bestrebungen bei der Bekämpfung der Tuberkulose. Oberstabsarzt Riedner (Berlin) besprach die Notwendigkeit einer Ergänzung der Heilstätten und machte die entsprechenden Vorschläge. Oberregierungsrat Lange wies statistisch nach, daß die Sterblichkeit an Tuberkulose in Baden seit 1890 abgenommen habe, bemerkt aber, daß Baden noch immer über das Durchschnittsmaß von Tuberkulose heimgesucht sei. Nachdem noch einige Fragen der Großherzogin, die sich mit den Erfahrungen der einzelnen Bezirksausschüsse in der Bekämpfung der Tuberkulose beschäftigten, Erledigung gefunden, wurden die Verhandlungen beendet.

* Bibliotheken. Dem Vorsteher der Universitätsbibliothek zu Gießen, Oberbibliothekar Prof. Dr. Hermann Haupt, ist der Charakter als Geheimer Hofrat verliehen worden.

Hochschulnachrichten.

H. Heidelberg. Geh. Rat. Prof. Dr. Georg H. Quincke, seit 1875 Ordinarius der Physik und Direktor des Physikalischen Instituts und Seminars an unserer Universität, feiert am 19. d. M. seinen 70. Geburtstag. Zu Frankfurt a. O. geboren, hat er seine akademische Laufbahn 1859 als Privatdozent an der Universität Berlin begonnen, war dort von 1865 bis 1872 Extraordinarius, 1872 folgte er dem Ruf als Ordinarius an die Universität Würzburg und 1875 nach Heidelberg.

he. Breslau. Der außerordentliche Professor des Strafrechts Dr. Felix Bruck ist krankheitshalber auf ein weiteres Jahr beurlaubt worden.

* Aus Frankreich. Die Zahl der Ausländer an den französischen Hochschulen hat, wie man der Frankfurter Zeitung schreibt, in den letzten Jahren nicht unbeträchtlich zugenommen. Ihre Gesamtzahl belief sich im Jahre 1903 auf 2510, darunter 1003 Studentinnen. Auf Paris kamen allein 1315 Ausländer mit 401 Studentinnen. Montpellier zählte 224 ausländische Studierende, von denen beinahe die Hälfte Studentinnen waren. In Grenoble wurden 223 Ausländer immatrikuliert, von denen die meisten Deutsche waren. Außerdem beteiligten sich noch 352 Ausländer an den Ferienkursen. Von den übrigen französischen Universitäten sind noch Nancy mit 165, Lyon mit 87 und Bordeaux mit 86 Ausländern zu nennen.

* Von technischen Hochschulen. Der wissenschaftliche Hilfsarbeiter am Geodätischen Institut in Potsdam Dr. F. Furtwängler ist zum etatmäßigen Professor der Landwirtschaftlichen Akademie Bonn-Poppelsdorf ernannt worden. (Vergl. Nr. 251.)

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Gustave Flaubert: Die Schule der Empfindsamkeit. Geschichte eines jungen Mannes. Deutsch von Luise Wolf. Minden i. W. J. C. C. Bruns Verlag. 608 S. — H. G. Wells: Die Zeitmaschine. Deutsch von Felix Paul Greve. Ebenda. 173 S. — Derselbe: Doktor Moraus Insel. Deutsch von Felix Paul Greve. Ebenda. 220 S. — Derselbe: Die Riesen kommen. Deutsch von Felix Paul Greve. Ebenda. 388 S. — Rudolf Holzer: Hans Kohlhase. Deutsches Trauerspiel in fünf Aufzügen. Wien u. Leipzig 1905. Wiener Verlag. 177 S. — Joseph Aug. Lux: Die moderne Wohnung und ihre Ausstattung. Mit 173 Bildern und 8 farbigen Tafeln nach Werken und Entwürfen von modernen Architekten und ihren Schulen. Ebenda 1905. 174 S. — Dr. Max Zerbst: Die Philosophie der Freude. Leipzig. C. G. Naumann. 216 S. — Elisabeth Förster-Nietzsche: Das Leben Friedrich Nietzsches. (Zweiter Band, zweite Abteilung.) Ebenda. 944 S. — Dr. Wilhelm Bode: Stunden mit Goethe. Für die Freunde seiner Kunst und Weisheit. Berlin 1904. Ernst Siegfried Mittler u. Sohn. 80 S. — J. Minor: Goethes Fragmente vom ewigen Juden und vom wiederkehrenden Heiland. Ein Beitrag zur Geschichte der religiösen Fragen in der Zeit Goethes. Stuttgart u. Berlin 1904. J. G. Cottas Nachf. 224 S. — Theodor Weber, kath. Bischof: Trinität und Weltschöpfung, die Grundlagen des positiven Christentums. Gotha 1904. Friedrich Andreas Perthes. 58 S. — Dr. Heinrich Herbatschek: Reformen im österreichischen Verkehrs- und Rechtsleben. Wien 1904. Szelinski u. Comp. 63 S. — Stephan Hock: Der Traum, ein Leben. Eine literarhistorische Untersuchung. Stuttgart u. Berlin 1904. J. G. Cotta Nachf. 214 S. — D. Dr. Georg Runze: Metaphysik. Leipzig 1905. J. J. Weber. 424 S. — Friedr. Wilhelm Seraphin: Die Einwanderer. Historischer Roman. Hermannstadt, Wien u. Leipzig. G. A. Seraphin. 472 S. — Moritz Goldschmit: Juan Villegas. Frankfurt a. M. 1905. M. Goldschmit. 143 S. — H. von Bülow: Russland-Japans Handelspolitik und Industrie. Dresden 1904. Berthold Sturm. 39 S. — Dr. Kurt Nitschke: Schlesien bleibt deutsch! Mit einem Aufruf „Schlesier" von Felix Dahn. Breslau u. Leipzig. Alfred Langewort. 55 S. — Dr. Rhenius: Wo bleibt die Schulreform? Ein Weckruf an das Volk der Denker. Gewidmet der deutschen Jugend und ihrem Kaiser. Leipzig 1904. Felix Dietrich. 156 S. — Dr. Adof Matthias: Wie erziehen wir unseren Sohn Benjamin? Ein Buch für deutsche Väter und Mütter. München 1904. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck). 297 S. — Dr. phil. Franz Xaver Burger: Minucius Felix und Seneca. Ebenda 1904. 65 S. — Prof. D. Fr. Hashagen: Ernst Curtius als Sohn und Schüler, als Meister und Mann. Skizzen zu seinem „Lebensbild in Briefen". Leipzig 1904. H. G. Wallmann. 123 S.

…ng 1904. München, Donnerstag, 17. November. Nummer 264.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Zur Realschulreform.

Mit wachsender Sorge sehen Eltern und Lehrer die Nervosität unserer Jugend immer mehr zunehmen. Die aufreibenden Folgen des Konkurrenzkampfes machen sich auch in der Schule fühlbar, und zwar in doppelter Weise einesteils soll der Einzelne, andrerseits die Schule mehr leisten; die notwendige Konsequenz ist eine Ueberbürdung, wie sie am deutlichsten im Lehrplan der Realschulen zutage tritt. Was soll so ein armer Realschulabsolvent nicht alles wissen in Deutsch, Geschichte, Geographie, Mathematik, Physik, Chemie, Französisch, Englisch u. s. w. Und all das muß in 6 Jahren eingepaukt werden! Wer da nicht nervös wird, muß in der Tat eine gesunde Natur haben. Ist es nicht geradezu eine Versündigung an unserer Jugend, wenn wir junge Leute von 15—16 Jahren zwingen, an manchen Tagen 6—7 Stunden auf der Schulbank zu sitzen und sich dann noch je nach der Begabung 3, 4, 5 Stunden zu Hause vorzubereiten? Es kommt vor, daß Realschüler 12 Stunden täglich geistig arbeiten. Wohin das führt, weiß jeder, der an oberen Realschulklassen unterrichtet hat. Die geistige Uebermüdung hat bei vielen Schülern ein förmliches Versagen der Denkmaschine zur Folge.

Wie kann nun diesem Uebelstande abgeholfen werden? Die einfachste Antwort würde lauten: Durch Verringerung der Stundenzahl bei gleichzeitiger Herabsetzung der Anforderungen. Aber so einfach dieses Mittel dem Laien erscheinen mag, für den Fachmann ist es unannehmbar. In den meisten Fächern ist die Stundenzahl ohnedies zu knapp bemessen, und wenn man gewisse Unterrichtsgegenstände streichen wollte, so müßte die Realschule auf den Anspruch verzichten, eine allgemeine Bildung auf moderner Grundlage zu vermitteln. Sie würde zu einer höheren Bürgerschule herabsinken.

Gäbe es nun nicht aber einen anderen Weg, der es ermöglichte, vielleicht sogar in manchen Fächern noch eine Vermehrung der Stundenzahl eintreten zu lassen und dennoch Schüler und Lehrer zu entlasten? Die einfache Lösung lautet: Verkürzung der einzelnen Stunden und Verlegung des gesamten Unterrichts auf den Vormittag.

Für das Gehirn eines ausgewachsenen Universitätsstudenten hält man eine 45 Minuten dauernde ununterbrochene Beschäftigung mit einem Gegenstand für lange genug. Kindern dagegen mutet man zu, 60 Minuten lang sich auf ein Fach zu konzentrieren. Wie, wenn man die Unterrichtsstunden in Volks- und Mittelschulen auf 40 Minuten reduzierte und etwa folgenden Stundenplan einführte?

1. Stunde	7^{10}—7^{50}		4. Stunde	9^{40}—10^{20}
2. „	7^{50}—8^{30}		5. „	10^{30}—11^{10}
3. „	8^{40}—9^{20}		6. „	11^{20}—12^{00}

Im Winter das Ganze um eine Stunde verschoben, also 8.10—1.00; nachmittags frei. Auf diese Weise würde man einige Stunden gewinnen, denn jetzt ist an vier Tagen durchschnittlich 6 Stunden Unterricht, an zweien (Mittwoch und Samstag) dagegen nur 4. Würde nun die hier vorgeschlagene Stundenverkürzung einen großen Verlust bedeuten? Ich glaube nicht. Stunden von 45 Minuten haben wir ja auch jetzt schon, und ich habe nie die Empfindung gehabt, daß in einer solchen Stunde weniger geleistet würde als in einer anderen — im Gegenteil, wenn Lehrer und Schüler durch eine Pause erfrischt sind, arbeitet es sich weit leichter. Der obige Stundenplan sieht drei Pausen zu je 10, eine zu 20 Minuten vor. Letztere sollte zu Spielen und Turnübungen benutzt werden, die im Winter in der Turnhalle oder auf den Gängen vorgenommen werden könnten. Dem Einwand, daß 6 Stunden hintereinander zu anstrengend seien, ist entgegenzuhalten, daß es in Wirklichkeit ja nur 240 Arbeitsminuten, also 4 Arbeitsstunden sind. Außerdem würden sich unter den 6 verkürzten Stunden natürlich auch Zeichen-, Turn- und Gesangstunden befinden, so daß niemals sechs wissenschaftliche Fächer auf einen Morgen fallen würden. Die Verkürzung der Stunden auf 40 Minuten hätte auch den Vorteil, daß die Lehrer, da sie in dieser Zeit kein so großes Pensum durchnehmen könnten, auch nicht so viele Hausarbeiten aufgeben würden wie bisher. Nehmen wir an, daß der gewissenhafte und nicht besonders begabte Schüler sich auf eine wissenschaftliche Stunde ebenso lang vorbereitet als die Stunde dauert (was für die meisten unserer Schüler zutreffen wird), so ergibt sich jetzt eine durchschnittliche häusliche Arbeitszeit von 3—4 Stunden, später von 2—3 Stunden. Letzteres dürfte aber sicherlich genügen, wenn wir unsere Jugend körperlich gesund erhalten wollen. Die Nachmittage könnten dann wenigstens zum Teil der Pflege des Körpers (durch Spazierengehen, Turnen, Sport, Schwimmen, Schlittschuhlaufen) oder allen möglichen Handarbeiten gewidmet sein. Viele Schüler könnten sich zu Hause nützlich machen und eventuell sogar ein Handwerk lernen (was, nota bene, auch Jungen aus besseren Familien sehr heilsam wäre!). Nun höre ich aber manche Eltern jammern: „Um alles in der Welt! Was sollen wir den ganzen Nachmittag mit unseren bösen Buben anfangen?“ Dem wäre leicht abzuhelfen. Man brauchte nur Spielstunden, wie sie ja zum Teil jetzt schon bestehen, sowie Arbeitsstunden einzurichten, zu denen alle Schüler, deren Eltern dies wünschen würden, kommen müßten. Diese Arbeitsstunden dürften aber nicht (wie jetzt der Nachmittagsunterricht) in die Zeit verlegt werden, wo die Arbeit des Verdauens eine ersprießliche Geistestätigkeit unmöglich macht und Lehrer und Schüler der Qual eines ständigen Kampfes mit Schlafanwandlungen aussetzt, sondern etwas später, also etwa zwischen 3 und 6. Dies hätte

auch noch den großen Vorteil, daß auf diese Weise vielen Schülern, die zu Hause gar keine Gelegenheit haben, ruhig zu arbeiten, diese von der Schule geboten würde. Vielen Eltern aber, besonders solchen, die weiter weg wohnen, wäre es gewiß eine große Beruhigung, wenn ihre Kinder den Schulweg nur zweimal am Tage machen, bezw. nicht in der Stadt bei fremden Leuten zu Mittag essen müßten, und was dergleichen Mißstände mehr sind, die der Nachmittagsunterricht mit sich bringt. Auch auf die sittlichen Schäden sei hier hingewiesen, die das viele Herumbummeln auf dem Schulweg, besonders nach dem Nachmittagsunterricht mit sich bringt; denn um 12, bezw. 1 Uhr treibt schon der Hunger den Schüler rascher nach Hause. Vielen Eltern würde es auf diese Weise möglich, die ungesunde Stadtluft zu verlassen und aufs Land oder in die Vorstädte hinauszuziehen.

Man glaube nicht, daß ich in dieser Sache als Lehrer pro domo rede. Man könnte uns ja für die Verkürzung entsprechend mehr Stunden geben. Dabei würde der Staat sogar noch ein brillantes Geschäft machen, weil er dann eine Menge Lehrkräfte sparen könnte. Bei dieser Gelegenheit sei indessen eine große Ungerechtigkeit zur Sprache gebracht (die übrigens bei anderen Beamtenkategorien, vor allem im Richterstande, ebenso groß, wenn nicht größer ist). Der Lehrer in der Kleinstadt hat vielfach kleine Klassen, weniger Stunden und weniger Korrekturen, der Lehrer in der Großstadt große Klassen, mehr Stunden und mehr Korrekturen, da wäre dem letzteren (denn für die Großstadt käme die Reform doch wohl zunächst in Betracht) eine Stundenverkürzung wohl zu gönnen. Ich bin der festen Ueberzeugung, daß dabei genau dasselbe wie jetzt, wenn nicht mehr, geleistet würde; denn ein frisches, ausgeruhtes Gehirn nimmt in 40 Minuten mehr auf als ein durch Nachtarbeit und Ueberanstrengung ermüdetes in 60. Ich schließe mit der Forderung, die auch kürzlich ein preußischer General (A. von der Lippe in seiner sehr beherzigenswerten Schrift „Andere Zeiten — andere Wege") gestellt hat: „Der Morgen sei der geistigen Ausbildung, der Nachmittag der Ausbildung von Körper und Charakter gewidmet!"

München, im November 1904. Dr. H. Molenaar.

Das Institut für österreichische Geschichtsforschung in Wien.

Zum fünfzigjährigen Bestand.

Von Anton Chroust.

Es war in den Jahren des Werdens in Oesterreich. Die Revolution hatte aus dem langen Schlaf aufgerüttelt, hatte gezwungen, Vergleiche zwischen dem geistigen Zustande daheim und draußen im „Reich" anzustellen, und niemand, auch nicht die regierenden Kreise, konnten verkennen, daß man viel verschlafen, viel versäumt habe auf allen Gebieten, das der Kunst vielleicht ausgenommen. Daß es mit dem Unterricht an den untersten wie an den höchsten Lehranstalten Oesterreichs übel bestellt sei, war allgemeine Ueberzeugung. Aber während man es bei der Volksschule, dem „Politicum", eben aus politischen Gründen im wesentlichen beim alten ließ, wurden die Gymnasien und die Universitäten einer Reform unterzogen, die einer Neubegründung des Gelehrtenschulwesens in Oesterreich gleich zu achten war.

Diese noch bis zum heutigen Tage segensreich nachwirkenden Reformen knüpfen sich an den Namen des damaligen k. k. Ministers für Kultus und Unterricht, des konservativen, streng kirchlichen Grafen Leo Thun (1849 bis 1860) und seiner Mitarbeiter und Berater, Bonitz und Exner, Helfert und Heider. Sie erst haben die österreichischen Lehranstalten, auch die so arg vernachlässigten Universitäten, ihren Schwestern im Reiche gleichgestellt.

Am übelsten stand es um die philosophischen Fakultäten: es fehlte ein Lehrplan, es fehlte an den nötigsten Lehrmitteln, vor allem fehlte es an Lehrern. Auch beim Fach der Geschichte war von einem wissenschaftlichen Betrieb keine Rede; seit Michael Ignaz Schmidt hatte Oesterreich einen bedeutenden Historiker nicht mehr besessen. Das erfuhr man, als man im Jahre 1847 zur Gründung der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften schritt und als man in den nächsten Jahren die Lehrstühle für Geschichte an den österreichischen Universitäten zu besetzen hatte. Da einheimische Kräfte nicht zur Verfügung standen, so zwang die Notlage, Einrichtungen zu schaffen, um Forscher und Lehrer der Geschichte für die österreichischen Universitäten zu gewinnen. Das Ergebnis langer Erwägungen und Verhandlungen war die Gründung des k. k. Instituts für österreichische Geschichtsforschung, das durch kaiserliche Entschließung vom 20. Oktober 1854 und durch den ministeriellen Ausführungserlaß vom 11. November des gleichen Jahres ins Leben gerufen wurde. Dieser bezeichnet als den Hauptzweck der neuen Anstalt „die Heranbildung junger Männer zur tieferen Erforschung der österreichischen Geschichte durch Anleitung zum Verständnis und zur Benutzung der Geschichtsquellen". Einerseits sollten die Schüler mit dem historischen Stoff und den zu dessen Verständnis nötigen Hilfswissenschaften, andererseits mit den Grundsätzen und der Methode der wissenschaftlichen Geschichtsforschung bekannt gemacht und also zu selbständiger Forschung angeleitet werden.[1]) Als Früchte der Neugründung erwartete die Regierung Gewinnung geeigneter Kräfte für den Archiv-, Bibliotheks- und Musealdienst, Heranziehung eines Nachwuchses zur Besetzung der Lehrstühle für Geschichte an den Universitäten, Erweckung des Sinnes für Forschungen auf dem Gebiete der österreichischen Geschichte in weiteren Kreisen, und nicht an letzter Stelle stand die Hoffnung, durch die Verpflanzung begabter junger Männer aus den verschiedenen Kronländern nach Wien aufstrebende Talente vor der Gefahr zu bewahren, unter dem Einflusse nationaler Bestrebungen von den rechten Zielen der Geschichtsforschung abgelenkt und zur bloßen Parteipolitik hingeführt zu werden.

Die Organisation der neuen Anstalt war der der Ecole des chartes in Paris, der Schöpfung Napoleons I., deren Einrichtungen der Unterstaatssekretär v. Helfert kennen gelernt hatte, im wesentlichen nachgebildet: ein geschlossener Kursus von zweijähriger Dauer, dem ein Vorbereitungsjahr vorausgeht; ein Lehrplan, in dessen Mittelpunkt das Studium der österreichischen Geschichte steht, zu dessen Unterstützung aber noch eine ganze Reihe philologischer und juristischer Fächer (darunter selbst Altslowenisch und keltische Altertumskunde) neben den geschichtlichen Wissenschaften im engen Sinn vorgeschrieben werden; auf praktische Uebungen wird besonderer Nachdruck gelegt; die in den Vorkurs Aufzunehmenden sollen im dritten Semester ihrer akademischen Studien stehen und müssen sich einer Aufnahmeprüfung unterziehen, nach deren gutem Ausgang sechs Bewerber als ordentliche Zöglinge in den eigentlichen Kurs aufgenommen und mit einem Stipendium von jährlich 400 Gulden C.-M. (später 480 Gulden = 800 M.) bedacht werden; beim Jahresschluß finden Prüfungen, nach Beendigung des Kurses eine Schlußprüfung statt, deren Zeugnisse zur Anstellung als Dozenten für österreichische Geschichte an den Universitäten und für den Dienst an Archiven, Bibliotheken und Museen empfehlen sollen. Von Anfang an war Eingliederung der „Schule", die aber bald den Namen „Institut" annahm, in den Rahmen der philosophischen Fakultät in Wien vorgesehen, mit der sie auch räumlich verbunden wurde; dieser sollten vorzugsweise die Lehrer entnommen werden, bei ihr die Zöglinge in der Regel eingetragen sein.

Diese Organisation hat sich im wesentlichen bis zum heutigen Tage bewährt. Im Lehrplan mußten freilich von Anfang an beträchtliche Abstriche vorgenommen wer-

---

1) Vgl. Theodor Sickel: Das k. k. Institut für österreichische Geschichtsforschung (Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung, I, Innsbruck 1880), S. 8 ff., und E. v. Ottenthal: Das k. k. Institut für österreichische Geschichtsforschung 1854—1904. Festschrift zur Feier des fünfzigjährigen Bestandes, Wien 1904, S. 5.

den; denn für viele dieser schönen Dinge, die man den Zöglingen zum Studium vorschrieb, fehlte es ganz und gar an Lehrern, und der Unterricht blieb in den ersten Jahren auf die österreichische Geschichte und die Kunde von deren Quellen beschränkt, welche Fächer der erste Direktor und einzige Lehrer des Instituts, Albert Jäger, lehrte. Jäger war als vortrefflicher Lehrer und Forscher auf dem Gebiet der österreichischen Geschichte im Jahre 1851 von Innsbruck nach Wien berufen worden und hatte dort das erste historische Seminar eröffnet, das auch nach Begründung des Instituts neben diesem selbständig und mit der Aufgabe, Geschichtslehrer für die Mittelschulen heranzubilden, bestehen geblieben ist. Aber Jäger vermochte nicht, der Neugründung Lebensatem einzuhauchen, und bald hatte es den Anschein, als würde das Institut, gegen dessen exemte Stellung in der philosophischen Fakultät mancher Widerspruch laut wurde, nach kurzem Bestand in der Stille wieder eingehen. Da trat neben Jäger der Mann, dem es vergönnt war, das Institut auf seine gegenwärtige Höhe zu heben und es zur Zentralschule in Deutschland für die Disziplinen der historischen Hilfswissenschaften zu machen, die noch heute hier vorzugsweise und mit dem größten Erfolg gepflegt werden, — Theodor Sickel (geb. 1826 zu Aken in der Provinz Sachsen).

Er hatte gleichfalls die Einrichtungen der Ecole des chartes an Ort und Stelle kennen gelernt und von ihrem Unterricht profitiert. Ein wissenschaftlicher Auftrag führte ihn im Jahre 1856 nach Wien; dort wurde er mit den Zöglingen des Instituts bekannt und gewährte ihnen privatim Anleitung in der Paläographie, ein Fach, das bisher ganz brach gelegen hatte. Er tat es mit so viel Erfolg, daß er ein halbes Jahr später als Dozent der geschichtlichen Hilfswissenschaften dem Institut gewonnen wurde.

Es war das entscheidende Ereignis in der Geschichte des Instituts. Nicht nur daß der Unterricht im Institut jetzt auf eine neue Gruppe von Fächern erstreckt werden konnte, er wuchs jetzt auch über den beengenden Rahmen der österreichischen Geschichte hinaus und stellte sich ein weiteres Ziel, das die neuen Statuten von 1857 dahin definierten: „Heranbildung zur tieferen Erforschung der Geschichte des österreichischen Kaiserstaates durch Anleitung zum Verständnis und zur Benutzung der Quellen", dazu sind die Zöglinge bekannt zu machen mit den historischen Hilfswissenschaften und mit der eigentlichen Quellen- und Geschichtsforschung.

Es ist ein ehrenvolles Zeugnis für die weitsehende Unbefangenheit des Ministers — immer noch Thun —, daß er zugunsten der notwendigen allgemeinen methodischen Ausbildung der Zöglinge des Instituts darauf verzichtete, einzig und allein die österreichische Geschichte in den Mittelpunkt der wissenschaftlichen Bestrebungen des Instituts zu stellen; aber auch einer der Nachfolger Thuns, Stremayr, stimmte Sickel durchaus zu, als dieser auf Anlaß der notwendig gewordenen Abänderung der Statuten im Jahre 1874 auseinandersetzte, daß die von ihm gelehrten Hilfswissenschaften eine Beschränkung auf die Erscheinungen im österreichischen Staatsgebiet nicht zulassen, daß vielmehr die Entwicklung der Schrift und des Urkundenwesens Gegenstand wissenschaftlicher Betrachtung im weitesten Umfang sein müsse. Tatsächlich wurde unter Sickels Händen aus dem Institut für österreichische Geschichtsforschung ein österreichisches Institut für Geschichtsforschung — und die österreichische Geschichte selber ist dabei nicht zu Schaden gekommen.

Es war ein ganz neues Fach, das Sickel im Wintersemester 1856 ankündigte, dem man bisher keine besonderen Vorlesungen, schon gar nicht einen besonderen Lehrstuhl an einer deutschen Universität gewidmet hatte; die ersten paläographischen Lehrmittel, an denen es bis dahin so gut wie ganz fehlte, beschaffte Sickel selber, indem er die Herausgabe der Monumenta graphica medii aevi unternahm, des ersten großen Faksimilewerkes in Deutschland zum Studium der Geschichte der lateinischen Schrift, des ersten zugleich, das sich die photographische Kunst dienstbar machte.

Mit der Paläographie wurde sachgemäß der Anfänger vertraut gemacht; dann schritt der Unterricht zur Chronologie und nach dem Vorbereitungsjahr zur Urkundenlehre fort. Sickels eigene Studien hatten einen ähnlichen Weg gemacht: auf die Monumenta graphica folgen chronologische und diplomatische Untersuchungen, vor allen die ersten Beiträge zur Urkundenlehre, Vorarbeiten für die monographische Darstellung des Urkundenwesens der ersten Karolinger bis 840 im ersten Band der Acta Karolinorum, aufgebaut auf der kritischen Prüfung der erhaltenen Originale. Mit diesem Werk und mit Julius Fickers fast gleichzeitiger Vorrede zum dritten Supplement der Regesten Ludwigs des Bayern setzte die konservative Methode in der Beurteilung der Urkunden ein, zugleich begann sich das Geheimnis zu lüften, das bisher den Prozeß der Entstehung der Urkunde verhüllte.

Schon damals ist Sickel unbestrittene Autorität auf dem Gebiet der Urkundenforschung, die im Lehrbetrieb des Instituts allmählich in die Mitte rückt, ja eine Weile allein herrscht und schon zahlreichere Schüler in die anfangs zu wenig besuchten Räume des Instituts zieht. Neben dem neuen Lehrgegenstand warb die machtvolle Persönlichkeit des Lehrers für die Sache. Mit Sickel gewann die Wiener Universität einen ihrer bedeutendsten und erfolgreichsten Dozenten, der mit der größten, nie versagenden Sachkunde auch die Kunst der Darstellung im ungewöhnlichen Maß verband, vor allem aber den Scharfblick besaß, jeden einzelnen seiner Schüler nach dessen besonderen Fähigkeiten zu behandeln. Seine diplomatischen Uebungen bleiben wohl für uns alle, die wir zu seinen Füßen saßen, das Ideal des seminaristischen Betriebes. Freilich kamen die besonderen Verhältnisse des Instituts ihm fördernd entgegen: nur eine ganz geringe Zahl schon vorgebildeter und nicht allzu junger Leute durfte an den Uebungen teilnehmen. Die Eigenart dieser wenigen kennen zu lernen, mit ihnen in steter geistiger Beziehung zu bleiben, sie gleichmäßig und angemessen zu beschäftigen, Lücken in den Kenntnissen sofort zu bemerken und auszufüllen, das wurde damals Sickel allerdings leichter als heute dem Leiter des Seminars einer großen Universität, der vom Katheder über ein halbes oder ein ganzes Hundert von Köpfen hinwegschaut und doch jeden einzelnen in die Methode selbständiger wissenschaftlicher Tätigkeit einweihen soll. Die Beschränkung auf eine ganz geringe Zahl von Schülern ist auch eines der Geheimnisse der Erfolge des Instituts.

Nicht minder anregend, ja genußreich waren Sickels Vorlesungen, trotz der scheinbar trockenen Materie; denn er verstand es, auch ohne besonderen Nachdruck dem Zuhörer deutlich zu machen, daß hier auch das einzelne von Gewicht sei, und so oft es die Gelegenheit gab, wies er den Zusammenhang zwischen dem Einzelvorgang im Beurkundungsgeschäft und den großen Erscheinungen und Veränderungen des Staats- und Rechtslebens mit überzeugender Klarheit aus der reichen Fülle seines Wissens nach, dem nichts ferne lag, was zum geschichtlichen Studium Beziehung hatte.

Zunächst waren es allerdings nur Oesterreicher, die sich im Institut einfanden, dessen Leitung nach Jägers Rücktritt im Jahre 1869 wie selbstverständlich Sickel zufiel. Die Geschichtswissenschaft im Reich, der Stab der Monumenta Germaniae, seiner ausgebildeten Technik in der Kritik und Edition erzählender Quellen froh, sah noch mit etwas Geringschätzung auf diese Hilfs wissenschaften der Geschichte herab.

Erst Sickels herbe Kritik der ersten Leistung der Pertzschen Schule auf dem Gebiet der Urkundenedition, der Herausgabe der Merovinger-Urkunden durch den jüngeren Pertz, brachte den beteiligten Kreisen die Erkenntnis, daß auch Urkundeneditionen Sache eines wohlvorbereiteten und vertieften Studiums sein müßten. Die Frucht dieser Erkenntnis war unter anderem, daß Sickel mit der Aufgabe betraut wurde, für die Monumenta Germaniae zunächst die Urkunden der ersten deutschen Könige und Kaiser bis auf Heinrich II. herauszugeben. Indem Sickel mit seinem aus den Mitgliedern des Instituts herangezoge-

nen Mitarbeiter diese Aufgabe in fast zwanzig Jahren währender Arbeit löste, hat er nicht nur für die diplomatischen Studien noch neue Gesichtspunkte geschaffen, sondern auch eine neue Technik der Urkundenedition begründet, die für alle ähnlichen Aufgaben mustergebend geworden ist.

In diesen Jahren, wo alle, auch die Jüngeren, bei der Herausgabe der ottonischen Diplome Hand anzulegen hatten, stand gleichwohl das Institut nicht mehr ganz im Zeichen der Diplomatik. Eine neue Statutenredaktion im Jahre 1874 fügte den bisher am Institut gepflegten Fächern ein drittes zu, die Kunstgeschichte, die für alle Zöglinge oder, wie sie jetzt heißen, ordentlichen Mitglieder des Instituts obligat wurde und der Gefahr einer allzu einseitigen Ausbildung lediglich in den Hilfswissenschaften vorbeugen half. Diese Verbindung zweier scheinbar so heterogener Wissenszweige hat sich als segensreich erwiesen. Was die Kunstgeschichte aus der strengen Interpretation der geschriebenen Quellen gewinnen kann, erwiesen die Arbeiten von Wickhoff und v. Schlosser, umgekehrt gewinnt der Paläograph aus der kunstgeschichtlichen Forschung zuverlässige Gesichtspunkte für die Zuweisung von Handschriften an bestimmte Schreibschulen.

Seit den 70er Jahren begann die Geschichtswissenschaft auch außerhalb Oesterreichs mehr und mehr von dem Institut Notiz zu nehmen. In den Listen der außerordentlichen Mitglieder, die keine Stipendien bezogen, aber auch nicht zur Absolvierung des ganzen Kurses und zur Ablegung der Schlußprüfung gehalten waren, begegnen von nun ab öfter Angehörige des Deutschen Reiches. Enger noch wurde die geistige Verbindung mit dem Ausland, als kurz vor dem fünfundzwanzigsten Jahr des Bestehens in dem schon stattlichen Kreis von Lehrern und Schülern des Instituts der fruchtbare Gedanke erörtert wurde, den gelehrten Arbeiten aus den Kreisen des Instituts eine eigene Heimstätte in einem besonderen wissenschaftlichen Organ zu schaffen. 1879 erschien das erste Heft der Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung in dem bekannten Verlag von Wagner in Innsbruck.

Es war ein für die ganze Geschichtsforschung in Oesterreich bedeutsames Ereignis. Die „Mitteilungen" wurden die erste große Geschichtszeitschrift in Oesterreich, die einzige, die Lebenskraft bewährt hat und nun in fünfundzwanzig Jahresbänden und sieben Ergänzungsbänden vorliegt. Durch diese schmucklosen Hefte im graugrünen Umschlag mit dem engen sparsamen Antiquadruck und der strengen, jeglicher Phrase abgewandten Sachlichkeit der Aufsätze ist weiteren Kreisen erst zum Bewußtsein gekommen, welchen Aufschwung in den vorangegangenen Jahren die Geschichtswissenschaft in Oesterreich genommen hatte, und zwar nicht nur auf dem Gebiet der Hilfswissenschaften. Der reiche Inhalt der „Mitteilungen" erstreckte sich fortab auf alle Gebiete der österreichischen, der deutschen und der außerdeutschen Geschichte, der politischen und der Verfassungsgeschichte, der Rechts-, Kirchen- und Kunstgeschichte ebenso wie der Urkundenlehre und der Chronologie. Die Angehörigen des Instituts bilden auch heute nur den Grundstock des Mitarbeiterstabes, der sich über ganz Oesterreich und Deutschland und noch darüber hinaus ausdehnt. Vor allem kommt in den „Mitteilungen" die Einheitlichkeit der geschichtswissenschaftlichen Bestrebungen in Oesterreich zum Ausdruck, der Schuleifersucht glücklich ferngeblieben ist.

Die Führung der Redaktionsgeschäfte der „Mitteilungen" wurde der äußere Anlaß, um Engelbert Mühlbacher, einen Schüler Sickels, aber auch Fickers, der in Innsbruck, unabhängig von der Wiener Schule, aber im gleichen Sinn wie Sickel für die Erforschung des Urkundenwesens wirkte, wieder nach Wien zu ziehen (1879). Nicht lange darauf (1881) trat Mühlbacher, der es übernommen hatte, die alten Böhmerschen Regesten der Karolinger zeitgemäß umzuarbeiten, in den Kreis der Lehrer des Instituts ein, um Sickel den Unterricht in der Paläographie und Chronologie, später auch in einem Teil der Urkundenlehre abzunehmen. Mit Mühlbacher gewann das Institut für die Hilfswissenschaften einen zweiten Lehrer von hervorragender Begabung und starker Individualität, der im steigenden Maße Einfluß auf die Richtung der Studien im Institut gewann und nach des dritten Vorstandes, v. Zeißberg, Tod die Leitung des Instituts übernahm, in den letzten Jahren mit der Vorbereitung für die ihm übertragene Ausgabe der Urkunden der Karolinger in den Monumenta Germaniae beschäftigt, deren Vollendung er nicht mehr erleben sollte (gest. 17. Juli 1903).

Fast durch ein Viertel eines Jahrhunderts hatten Sickel und seine Schüler sich das Studium der deutschen Königsurkunde zur vornehmsten Aufgabe gemacht. Da trat ein wissenschaftliches Ereignis ein, das den diplomatischen Studien einen neuen Gegenstand gab, die Eröffnung der päpstlichen Archive durch Leo XIII. Jetzt rückte die seit den Maurinern nicht mehr gepflegte Diplomatik der Papsturkunde wieder in den Vordergrund der wissenschaftlichen Interessen. Der Inhalt der langen Registerserien der Päpste seit Innocenz III. ließ neue bedeutsame Entdeckungen erhoffen, die Massenhaftigkeit des Materials forderte zu streng methodischem Vorgehen auf. Das Studium des päpstlichen Registerwesens, der päpstlichen Kanzlei, der älteren Papsturkunde wurde fortab Gegenstand eifriger Bemühungen innerhalb und außerhalb des Instituts; sobald sich die Mittel fanden, wurden die Mitglieder des Instituts nach Rom gesandt, um mit den gewonnenen Erfahrungen an Ort und Stelle aus den Reichtümern des Instituts zu schöpfen. So entwickelte sich eine römische Filiale des Instituts, die im Jahre 1891 zu einer besonderen Anstalt, dem Istituto austriaco di studi storici ausgestaltet wurde. Sickel, der an den Forschungen über Papstdiplomatik immer lebhafteren Anteil nahm und durch die Herausgabe des Liber diurnus pontificum Romanorum und durch die Erläuterungen hierzu der Urkundenlehre der Päpste neue Grundlagen gab, vertauschte im obigen Jahre die seit 22 Jahren geführte Leitung des Wiener Instituts mit der der römischen Tochteranstalt; sein Nachfolger wurde zunächst Heinrich v. Zeißberg, der das Fach der Quellenkunde am Institut vertreten hatte. Die auf die Eröffnung des vatikanischen Archivs gesetzten Hoffnungen haben sich nicht ganz erfüllt, die alles umstürzenden Entdeckungen sind ausgeblieben; aber es wurde doch manche neue Einsicht in die mittelalterliche Geschichte gewonnen, vielfach durch Arbeiten, die aus dem Institut hervorgegangen sind; die Geschichte der päpstlichen Kanzlei, der päpstlichen Verwaltung ist damals um ein beträchtliches gefördert worden, besonders durch die Arbeiten von Tangl und von v. Ottenthal, seit kurzem Vorstand des Instituts.

Hinter der Beschäftigung mit der Königs- und Papsturkunde war die Forschung auf dem weiten Gebiet der „Privaturkunde" erheblich zurückgeblieben, wenn auch einzelne Kapitel im Zusammenhang mit der Herausgabe von Urkundenbüchern gelegentliche Behandlung erfahren hatten. Seitdem aber der verdienstvolle Herausgeber der Brixener Traditionen, Oswald Redlich, zur Unterstützung Mühlbachers als Lehrer an das Institut berufen worden war, wurde hier auch diesem Teil der Urkundenlehre nachdrücklichere Förderung zuteil. Wie natürlich, war es zunächst das Urkundenwesen der Habsburger, das unter Redlichs Oberleitung im Institut in Angriff genommen wurde. Die Regesta Habsburgica, deren erste Abteilung in diesem Jahr erschienen ist, sind davon die ersten Früchte.

Dies jüngste Unternehmen des Instituts tut nochmals unwiderleglich dar, wie berechtigt die weiter aussehende Zuversicht Thuns und seiner Nachfolger im österreichischen Unterrichtsministerium gewesen ist, die von dem Institut nicht gleich greifbare Ergebnisse für die österreichische Geschichte verlangten, sondern verstanden, daß jegliche Förderung des geschichtlichen Unterrichts in Oesterreich zuletzt doch der österreichischen Geschichte den größten Gewinn bringen werde. Mit den Regesta Habsburgica, mit den gleichfalls von Redlich neu bearbeiteten Regesten Rudolfs von Habsburg und mit dem damit unmittelbar zusammenhängenden Buch desselben Verfassers über Rudolf von Habsburg, das nach Ottokar Lorenz zum erstenmal wieder die Geschichte des ersten Habsburger auf dem deutschen Thron auf Grund von Regesten in schlichter Form, aber mit tiefgründigem Können darstellt, hat das Institut dem

Staat und dem Herrscherhaus, das es an wohlwollendem Interesse und an materiellen Opfern nicht hat fehlen lassen, seinen vollwichtigen Dank dargebracht.

Der Sachkundige wußte es freilich schon vordem, in welchem Maße das Institut auf die Forschung und die Literatur auf dem Gebiet der österreichischen Geschichte eingewirkt hat. Die langen Reihen der geschichtlichen Publikationen der eigentlich noch jungen Wiener Akademie, das vielbändige Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen, die nicht minder umfangreichen Fontes rerum austriacarum, auch die Sitzungsberichte der Akademie, bergen eine so stattliche Reihe von Untersuchungen, Quellenpublikationen und Darstellungen, die sich auf österreichische Geschichte beziehen, daß keine deutsche Akademie etwas Aehnliches aufweisen kann; die meisten dieser Arbeiten sind unmittelbar oder mittelbar dem Institut zu danken.

Man darf wohl in diesem Zusammenhang von einem blühenden Zustand der Geschichtsforschung in Oesterreich bis zum heutigen Tag reden; aber es wäre einseitig, wenn man verschwiege, daß zu dieser Blüte auch andere Faktoren beigetragen haben. Vor allem hat sich die schon erwähnte Innsbrucker Schule neben dem Institut erfolgreich, wenn auch stets in freundschaftlicher Beziehung zu diesem, behauptet. Neben dem Institut ist das historische Seminar der Universität Wien in seiner selbständigen Geltung bestehen geblieben; der unmittelbare Einfluß des Instituts auf das Fach der Geschichtslehre an den Universitäten Prag und Graz ist zeitweilig sogar sehr unerheblich gewesen. Diesen Umständen ist es mit zu danken, daß auch in der Zeit, da im Institut ausschließlich die Hilfswissenschaften gepflegt wurden, die anderen Zweige geschichtlichen Studiums in Oesterreich nicht notlitten; die Arbeiten von Ficker und Herber, von Büchinger und Lorenz, von Busson, Hirn und manchen anderen erweisen dies zur Genüge.

Andererseits darf erinnert werden, wie viele Anregungen und Antriebe die Nachbarfächer der Geschichte durch den wissenschaftlichen Betrieb im Institut, besonders durch die Urkundenlehre gewonnen haben; außer der Kunstgeschichte wurden besonders die allgemeine deutsche Rechtsgeschichte, die Geschichte des deutschen Privatrechts und das Kirchenrecht — Fächer, deren Studium den Angehörigen des Instituts stets nachdrücklich empfohlen worden war — befruchtet. Es genügt, auf die Arbeiten von Heinrich Brunner, Friedrich Thaner und Arnold v. Luschin zu verweisen; sie alle drei zählen zu den Schülern des Instituts.

In jüngster Zeit gerade wenden sich die wissenschaftlichen Interessen des Instituts wieder stark nach der rechtsgeschichtlichen Seite hin; ein äußeres Zeichen hiervon ist die Aufnahme besonderer Vorlesungen über die Geschichte der Verfassung und Verwaltung Oesterreichs in den neuen Lehrplan des Instituts von 1898. Im Zusammenhang damit steht auch der Betrieb wirtschaftsgeschichtlicher Studien und der Beginn der Veröffentlichung österreichischer Urbare durch Alfons Dopsch im Auftrag der Wiener Akademie; der vorliegende erste Band, der den dem Institut entspringenden Arbeiten zuzurechnen ist, wird wohl auf Jahre hinaus die Einrichtung ähnlicher Publikationen in Oesterreich und außerhalb bestimmen.

Die allmähliche Eingliederung immer neuer Disziplinen in den Lehrgang des Instituts beweist, daß die jeweilige Leitung sich nicht durch die Erfolge auf dem einen Gebiet hat verlocken lassen, andere Wissensgebiete, wie sie die fortschreitende Entwicklung des wissenschaftlichen Betriebes allmählich in den Vordergrund schiebt, zu ignorieren. Nie hat man im Institut die Vorstellung groß werden lassen, als ob es jenseits der Diplomatik nichts Wissenswürdiges gebe, und niemand hat es besser verstanden als Sickel, vom einzelnen immer wieder auf das Ganze der geschichtlichen Entwicklung den Blick zu lenken.

Das Institut für österreichische Geschichtsforschung, wie es durch Sickel geworden ist, stellt für eine geraume Zeit auch die notwendige Ergänzung zu den gleichzeitigen wissenschaftlichen Bestrebungen im „Reiche" dar, die sich an die Herausgabe der Monumenta Germaniae und an die von Waitz begründete Göttinger Schule knüpfen. Die fein, ja fast überfein ausgebildete Technik der Kritik und der Ausgabe erzählender Quelle erheischte notwendig eine gleiche Ausbildung der Technik der Urkundenkritik und Urkundenedition; aber die Schule von Pertz und Waitz versagte hierin, ja sie schlug überhaupt den Quellenwert der Urkunde nicht hoch an und folgte in den „Jahrbüchern" lieber den erzählenden Berichten, den Niederschlägen einer häufig befangenen, noch öfter ganz ungeschulten und im besten Fall subjektiv gefärbten und dazu oft schlecht überlieferten Beobachtung. Wohl hatte demgegenüber schon Böhmer auf den Wert der Urkunde als eines ganz unmittelbaren Zeugnisses hingewiesen, das aus den Ereignissen selbst hervorgeht; aber die Schwierigkeiten bei der Verwertung dieser Art von Quellen, die Ausscheidung der Fälschungen, die Beseitigung oder richtige Deutung der Widersprüche, hat er nicht oder nur im beschränkten Maß bewältigen können. Erst mußte die Geschichte der Entstehung der Urkunde studiert, der Formalismus ihres Baues und seine Wandlungen erkannt sein, bevor die Urkunde als einwandfreie Quelle für geschichtliche Darstellung zu verwenden war. Als dies aber in der Hauptsache durch Sickel und die Seinen geschehen war, da ergab sich dem Forscher als Nebengewinn noch wertvolle Einsicht in die Anfänge der Verwaltung in Staat und Kirche, wovon der Annalist in seiner Klosterzelle nichts hatte wissen können. Eine wesentliche Vertiefung der Erkenntnis des mittelalterlichen Verfassungs- und Verwaltungswesens neben einer sehr namhaften Bereicherung des Vorrats an gesicherten Tatsachen lohnte die Bestrebungen, die in der Hauptsache vom Institut ausgingen und sehr allmählich nur an anderen Orten aufgenommen und weitergeführt wurden.

Die wissenschaftlichen Erfolge, die in Oesterreich eben durch die Förderung der Hilfswissenschaften im Institut erzielt worden sind, haben an den Universitäten des Deutschen Reichs noch wenig zur Nachahmung angereizt. Nur sehr langsam mehrt sich die Zahl der Professuren für Hilfswissenschaften; der Versuch der Einrichtung einer Archivschule in Marburg, aus der sich eine Anstalt ähnlich dem Wiener Institut hätte entwickeln können, wurde alsbald wieder aufgegeben; in den Fakultäten stößt man sich noch hier und da an dem altherkömmlichen Ausdruck „Hilfswissenschaften" und sieht in Paläographie und Diplomatik wohl gar untergeordnete Fertigkeiten. Am schlimmsten aber ist es, daß wirklich durchgebildete Vertreter des Fachs außerhalb Oesterreichs fast nicht aufzutreiben sind, daß die Kenntnisse manches Dozenten der Hilfswissenschaften noch gegenwärtig genau so weit reichen wie der erste Band von Bresslaus Urkundenlehre — Wahrnehmungen, die noch mehr bedauern lassen, daß wir gegenwärtig im Deutschen Reich keine dem Wiener Institut ebenbürtige Einrichtung besitzen.

Und doch könnten die Erfolge des österreichischen Instituts eine weitblickende Unterrichtsverwaltung wohl zu einem ähnlichen Versuch ermutigen. Nur 241 Schüler in fünfundzwanzig Kursen hat das Institut in den fünfzig Jahren seines Bestehens herangezogen, von denen aber mehr als ein Drittel, 85, dem Lehrkörper österreichischer oder deutscher Hochschulen angehört hat oder noch angehört; darüber hinaus hat das Institut viele wertvolle Kräfte an die österreichischen Mittelschulen als Fachlehrer der Geschichte entlassen, die die beneidenswert guten Ergebnisse des Geschichtsunterrichtes an den österreichischen Gymnasien und Realschulen mitbedingen halfen; in den österreichischen Archiven, über deren musterhafte Einrichtung und Liberalität nur eine Meinung ist, sitzen fast ausschließlich ehemalige Angehörige des Instituts und auch zu den Beamten der Bibliotheken und Museen stellen die Institutsmitglieder ein ansehnliches Kontingent.

Sie alle vereinigt in diesen Tagen, da das Institut für österreichische Geschichtsforschung die Feier seines fünfzigjährigen Bestandes begeht, die Ueberzeugung, daß sie einen guten Teil, oft den besten, ihres Wissens und Könens, dem Institut, dessen Lehrern sowohl wie dessen Einrichtungen, danken.

Bücher und Zeitschriften.

Deutsche Arbeitskammern. Untersuchungen zur Frage einer gemeinsamen gesetzlichen Interessenvertretung der Unternehmer und Arbeiter in Deutschland von Dr. Bernhard Harms. Tübingen 1904.

Ein aktuelles Thema behandelt Dr. Bernhard Harms in seinen „Deutsche Arbeitskammern" betitelten Untersuchungen zur Frage der gemeinsamen gesetzlichen Interessenvertretung von Unternehmern und Arbeitern. Mit Recht weist Harms darauf hin, daß im Gegensatz zu den meisten anderen Erwerbszweigen, die ihre Interessenvertretungen in Landwirtschaftskammern, Handels- und Handwerkerkammern haben, die Arbeiter, die der Zahl nach an erster Stelle stehen, bis heute noch eine Vertretung ihrer Sonderinteressen entbehren. Die Folge dieses Mangels ist, daß der Stand der Arbeiter bei gesetzlicher Regelung auch der vitalsten Arbeiterinteressen der Regierung gegenüber keine Stimme hat. Das Ausland hat teilweise bereits die Institutionen der Arbeitskammern oder ähnliche Interessenvertretungen der arbeitenden Volksschichten, so namentlich Belgien, Frankreich, Holland und Italien. Die im Ausland bestehenden Einrichtungen und die damit bisher gemachten Erfahrungen schildert Harms zunächst kurz, um sodann auf die bisher in Deutschland gemachten Vorschläge und Anträge einzugehen, die sich mit der Errichtung von Arbeitskammern oder Arbeitsämtern im Deutschen Reiche befassen. Seitens der verschiedensten politischen Parteien und Gruppen sind im Laufe der letzten Dezennien Vorschläge gemacht, die auf Errichtung einer gesetzlichen Interessenvertretung der Arbeiter hinzielen. Je nach dem sozialpolitischen Standpunkt der Antragsteller ist natürlich das gesteckte Ziel sehr verschieden. Als erste politische Partei erschienen bereits 1877 die Sozialdemokraten im Reichstag auf dem Plane, um Errichtung von „Gewerbekammern" zu beantragen, fanden aber weder bei den bürgerlichen Parteien, noch bei der Regierung Anklang. 1885 folgte der Antrag Grillenberger, Bebel und Genossen, der auf Aenderung der Gewerbeordnung und Errichtung von Arbeitskammern hinzielte. Erst in späteren Jahren traten auch bürgerliche Parteien für die Arbeitskammerfrage ein; aussichtsreich aber ist die Frage der Arbeitskammern erst geworden, seit der Staatssekretär Graf v. Posadowsky zu Anfang dieses Jahres im Reichstag die Erklärung abgab, daß die verbündeten Regierungen bereit seien, mit dem Ausbau der Arbeitervertretungen im Sinne der kaiserlichen Erlasse vom Februar 1890 fortzufahren. Für die Beurteilung des gegenwärtigen Standes der Arbeitskammerfrage will Harms Material beibringen. Einer gesetzlichen Interessenvertretung der Arbeiter kann in verschiedener Richtung Rechnung getragen werden, durch Arbeitsämter, Arbeiterkammern und Arbeitskammern. In der einschlägigen Literatur herrscht bezüglich der Terminologie auf diesem Gebiete große Ungenauigkeit, so daß bei verschiedenen Schriftstellern mit denselben Bezeichnungen oft ganz verschiedene Begriffe verbunden werden. Es ist daher nur zu begrüßen, daß Harms einleitend, um Mißverständnissen vorzubeugen, eine genaue Begriffsbestimmung der gebräuchlichen Bezeichnungen gibt. Besonders betont er den Unterschied zwischen den Begriffen „Aemtern" und „Kammern" in Verbindung mit der Vertretung wirtschaftlicher Interessen. Das „Amt" bezeichnet er als ein aus „Ernannten" zusammengesetztes behördliches Organ, während die „Kammer" aus gewählten Vertretern der Interessenten besteht und lediglich als öffentlich-rechtliche Korporation aufzufassen ist. Als geeignetste Interessenvertretung des Arbeiterstandes sieht Harms nicht Arbeiterkammern, d. h. Kammern, deren Mitglieder sich lediglich aus Arbeiterkreisen rekrutieren, sondern Arbeitskammern an, die sich paritätisch aus Vertretern der Unternehmer und der Arbeiter zusammensetzen. Von Arbeitskammern verspricht sich Harms den größten Erfolg, da diese außer den speziellen Interessen der Arbeiter auch diejenigen vertreten könnten, die Arbeitern und Unternehmern gemeinsam sind. Auf dem neutralen Boden der Arbeitskammern könnten seiner Meinung nach Arbeitgeber und -nehmer sich zusammenfinden, um sich über strittige Punkte zu einigen, wodurch ohne Zweifel manchen nach beiden Seiten hin verhängnisvollen Streiks und Aussperrungen vorgebeugt werden könnte. Vorbedingung für eine erfolgreiche Tätigkeit der Arbeitskammern in dieser Richtung wäre freilich, daß Arbeiter und Unternehmer sich in starken Berufsorganisationen gegenüberstehen, denn nur mit einem starken Gegner fürchtet man einen Kampf und sucht Differenzen friedlich zu schlichten. — Im Schlusse seiner Arbeit gibt Harms eingehende Ausführungen darüber, wie seiner Ansicht nach die fraglichen Arbeitskammern am besten organisiert würden und welche Aufgaben ihnen zuzuweisen wären. Unbedingt tritt Harms dafür ein, daß die Arbeitskammern, welche er sich in der Dreiteilung von Lokalarbeitskammern, Bezirksarbeitskammern und Reichsarbeitsamt denkt, als selbständige Organe errichtet würden und nicht etwa schon bestehenden Organisationen angegliedert würden. — Wie schon oben erwähnt, will Harms in seinen Untersuchungen Material zur Klärung der Frage der Arbeitskammern geben; zugleich will er anregend auf die Vertreter der nationalökonomischen Wissenschaft wirken, auch ihrerseits mehr als bisher sich mit der ungemein wichtigen Frage der Vertretung der Arbeiterinteressen zu beschäftigen, deren Regelung ohne Zweifel einen wichtigen Schritt zur Erlangung des sozialen Friedens bedeuten würde.

Dr. Haacke.

μσι. **Hermann von Gilm.** Von Dr. Arnulf Sonntag. München 1904, J. Lindauersche Buchhandlung, Schöpping.

Die Gilm-Literatur wächst immer mehr an. Wer hätte das noch vor zwanzig Jahren gedacht. Da war's noch recht still, und wer über Gilm schrieb, glaubte auf Adolf Pichler, wer über diesen schrieb, glaubte auf Gilm schimpfen zu müssen. Es ist nun endlich anders geworden, beide sind tot, und der Tiroler darf sich freuen, zwei solche Kerle zu haben, die mit Walther von der Vogelweide, den man nun wohl auch als Tiroler ansprechen darf, als dritten sichere Aussicht haben auf eine ferne Nachwelt zu kommen. Hand in Hand mit neuen Gilm-Ausgaben gehen biographische Versuche. Leider ist von beiden nur weniges brauchbar. Die verhältnismäßig beste und vollständigste Ausgabe von Gilms Gedichten ist die von Rudolf Heinrich Greinz 1895 bei Reclam erschienene. Aber auch diese ist weder ganz vollständig noch korrekt. Ich höre, daß endlich eine authentische Gesamtausgabe vorbereitet werden soll. Hoffentlich bringt sie dann auch die Briefe, die bis jetzt immer von der Familie des Dichters zurückgehalten worden sind; die verloren gegangenen und vernichteten, die vielleicht die interessantesten waren, kann sie freilich nicht bringen. Auch an Biographien ist kein Mangel, aber den Vogel hat noch keiner abgeschossen. Das oben genannte, kürzlich erschienene Buch möchte ich aber als die beste innere Biographie des tirolischen Dichters freudig begrüßen. Sie will sein eine „Darstellung seines dichterischen Werdeganges", und sie ist es auch. Der Verfasser will von vornherein nicht eine äußere Lebensgeschichte geben, aber er gibt eigentlich mehr als eine solche: die Entstehungsgeschichte von Gilms Dichtungen, also gerade das, was ihn überlebt hat und noch lange überleben wird. Mit staunenswertem Spürsinn forscht Dr. Sonntag, der nicht einmal Tiroler ist und auch der Zeit Gilms ganz fern steht, den einzelnen Schaffensperioden des Dichters nach: von Innsbruck begleitet er ihn nach Schwaz, Bruneck, Rovereto, Wien und Linz und überall gelingt es ihm jene, oft sehr subtilen und zweifelhaften Stimmungen zu rekonstruieren, aus denen Gilms Lieder erwachsen sind. Bei allem war er gewissermaßen nur auf archivalische Forschungen angewiesen, denn von denen, die mit Gilm gelebt, leben nur noch wenige, und Sonntag hat sie nicht gekannt oder sie sind ihm nicht zugänglich gewesen. Sonntags Buch ist aber doch keine trockene Literaturgeschichte, sondern ein höchst lebendiges Buch geworden. Es ist ihm gelungen, seinen geliebten Dichter in den Geheimnissen seines Schaffens zu belauschen und eine kritische Geschichte der Entstehung seiner Dichtungen zu geben. Ungedruckte Gedichte und Briefe beleben die treffliche Darstellung auf Schritt und Tritt, die selbst vom Standpunkt eines eingeborenen Tirolers, der viele der von Sonntag genannten Persönlichkeiten noch selbst gekannt hat, wenig Irrtümer aufweisen mag. Als ein solcher könnte die, dem Nichtösterreicher im allgemeinen häufig begegnende Nennung des Adelsprädikates an Stelle des eigentlichen Namens (von Kernburg statt von Kern u. s. w.) gelten, aber das sind Kleinigkeiten.

Auch wären noch heute in Tirol allenfalls zutreffende Schilderungen der verschiedenen „Flammen" und ihrer Charaktere zu erhalten gewesen, die Gilm zu seinen unsterblichen Liedern begeistert haben und auf sein Schaffen von entscheidendem Einfluß gewesen sind, so insbesondere von Theodolinde von Hasteiger. Ganz besonders aber ist der Verfasser auch dem politischen Dichter gerecht geworden, dem Autor der berühmten Jesuitenlieder, um deren Herausgabe sich schon Greinz sehr verdient gemacht hat. Tirol hat allen Grund, dem Verfasser dieses schönen Buches aufrichtig dankbar zu sein, denn nach manchem Unberufenen ergreift da wieder einmal und zu rechter Zeit ein Berufener das Wort, dem sine ira et studio einzig Liebe zur Sache die Feder geführt hat.

✱

Allgemeine Rundschau.

Neues vom Mammut.

Im Spätherbst des Jahres 1901 wurde an der Beresowka, einem Nebenfluß der Kolyma im äußersten Nordosten Sibiriens, ein Mammutkadaver ausgegraben und nach beschwerlichen Fahrten in St. Petersburg einer eingehenden Untersuchung unterzogen. Die Ergebnisse dieser Untersuchung, über die Prof. W. Salensky in der zweiten Plenarsitzung des 6. internationalen Zoologenkongresses in Bern berichtete, boten nach vieler Richtung Interesse. Zunächst geht daraus hervor, daß das Mammut als ein vierzehiger Elefant nicht ein Vorfahr des heutigen fünfzehigen Elefanten gewesen sein kann. Es wurde bedeutend größer als dieser und hatte einen auffallend mächtigen Kopf, dessen Länge ein Drittel der Rumpfbildung betrug. Das Tier, das offenbar in eine Gletscherhöhle gefallen und durch nachrutschende Erdmassen ganz rasch erstickt war, zeigte die inneren Organe, insbesondere den Magen noch verhältnismäßig gut erhalten und sowohl in diesem als zwischen Zähnen und Zunge eine reichliche Menge gerade verschluckter Nahrung. Dieser glückliche Umstand hat nun, wie Dr. Reinhardt (Basel) in der Naturwissenschaftlichen Wochenschrift mitteilt, die lange strittige Frage über die gewöhnliche Nahrung des Mammuts endgültig gelöst. Seitdem Brandt in den Falten der Backenzähne des vor hundert Jahren am Ausfluß der Lena in das nördliche Eismeer gefundenen und 1806 von Adams nach St. Petersburg gebrachten Exemplars als halb zerkaute Reste der Nahrung hauptsächlich Nadeln und andere Fragmente von Nadelhölzern gefunden hatte, nahm man an, daß Zweigspitzen von Koniferen die bevorzugteste Speise des Mammuts gewesen sei. Diese Ansicht kann nicht mehr aufrecht erhalten werden; denn bei unserem Mammut fanden sich keinerlei Nadelholzteile, vielmehr ausschließlich Gräser, wie sie heute noch an Ort und Stelle wachsen. Einzelne derselben konnten noch bestimmt werden. Unter ihnen waren vereinzelt Seggen (Carexarten) und höhere Blütenpflanzen, wie Thymus Serpyllum, der Quendel, jene auch bei uns vorkommende, über die ganze nördliche Zone verbreitete Labiate, dann Papaver alpinum, der nordische Mohn, und Ranunculus acer var. borealis, der scharfe Hahnenfuß des Nordens. Alle diese Pflanzen zeigten deutliche Samenbildung, was beweist, daß das Tier im Spätsommer verunglückt ist.

Da wir nun bestimmt wissen, daß Klima und Flora Nordsibiriens sich seit dem Ableben dieses Mammuts, das auf Zehntausende von Jahren zurückdatiert werden darf, nicht nachweisbar verändert haben, vielmehr gleich geblieben sind, so ist das Tier nicht durch die Kälte, gegen die es ja vorzüglich geschützt war, zum Aussterben gebracht worden, sondern, wie wir wohl mit Bestimmtheit annehmen dürfen, es ist durch die unablässige grimmige Verfolgung von seiten des Menschen der frühesten Vorzeit zuerst aus Mitteleuropa, dann aus Rußland verdrängt und schließlich in seinen letzten Schlupfwinkeln im Norden Sibiriens ausgerottet worden. Den stets hungrig umherschweifenden Jägerhorden der Magdalénienzeit, die uns nicht nur Ueberreste ihrer Mammutmahlzeiten, sondern auch an den verschiedensten Orten, von Südfrankreich (der Dordogne) beginnend bis Südrußland (Kijew), oft überraschend naturgetreu wiedergegebene Zeichnungen dieses ihres mit Vorliebe erbeuteten Jagdtieres auf losen Mammutelfenbeinstücken und anderen Knochenfragmenten, wie an den Wänden der von ihnen zeitweilig bewohnten Höhlen zurückgelassen haben, bot das jedenfalls gutmütige und in Fallen oder anderweitig durch List nicht allzu schwer zu fangende Tier auf Tage und Wochen hinaus eine große Menge vorzüglichen Fleisches. Deshalb wurde ihm unermüdlich nachgestellt und mußte es schließlich bei seiner überaus langsamen Vermehrung vom Erdboden verschwinden, wobei allerdings auch vereinzelte Unglücksfälle zu seiner Ausrottung mitgeholfen haben.

✱

Kleinere Mitteilungen.

ct. Die Medaillen der Londoner Royal Society sind diesmal mit einer Ausnahme an englische Forscher verliehen worden. Die Ausnahme wird gebildet von der Rumford-Medaille, die dem amerikanischen Physiker Prof. Ernest Rutherford zugesprochen worden ist. Die Copley-Medaille ist gleichfalls an einen hochverdienten Vertreter der Physik gefallen, nämlich an William Crookes für seine langjährigen Untersuchungen der spektroskopischen Chemie und für seine Arbeiten über die elektrischen und mechanischen Erscheinungen in stark verdünnten Gasen, über die Strahlungsvorgänge (Radium-Strahlen) und andere wissenschaftliche Fragen. Von den zwei königlichen Medaillen hat die eine der Oberst David Bruce für seine Untersuchungen über die Krankheitserscheinungen des Maltafiebers, des Nagana und der Schlafkrankheit erhalten und vornehmlich für seine Entdeckungen bezüglich der eigentlichen Ursachen dieser Krankheiten. Die zweite königliche Medaille empfing Prof. Burnside für mathematische Untersuchungen, namentlich über die Theorie von Gruppen. Die nach Humphrey Davy benannte Medaille wurde dem Prof. Perkin für seine Entdeckungen in der organischen Chemie zuerkannt, die Darwin-Medaille dem Naturforscher Bateson für den Beitrag zur Entwicklungstheorie durch seine Forschungen über Veränderlichkeit und Erblichkeit, die Hughes-Medaille dem Dr. Swan für seine Beteiligung an der Erfindung der elektrischen Glühlampe und für mehrfache Verbesserungen in der praktischen Anwendung der Elektrizität. Die Sylvester-Medaille endlich wurde Prof. Cantor zugesprochen für seine Untersuchungen über die Theorie von Aggregaten, für seine Arbeiten über Fouriersche Serien und für andere mathematische Abhandlungen.

* Von dem Archäologischen Atlas von Algerien, der mit Unterstützung des französischen Kultusministeriums vom Archäologen Stephane Gsell und einer großen Schar bewährter Mitarbeiter herausgegeben wird, sind soeben die ersten beiden Hefte (16 Blätter) erschienen. Zugrunde gelegt ist die französische, vom Service géographique de l'Armée herausgegebene Heereskarte, die einen Maßstab von 1 : 200,000 hat; dies ergab für ganz Algerien 51 Blätter. Alle antiken Stätten, Mauerreste, Wege, Namen u. s. w. sind in roter Farbe eingezeichnet. Jedes Blatt ist von einem umfänglichen Erläuterungstext begleitet, in dem besonders antike und moderne Erdkunde herangezogen wird. Bei größeren Ruinenplätzen, besonders aber bei allen Städten, sind noch Pläne größeren Maßstabes in den Text gesetzt worden, die dann eingehend erklärt werden. Auch wird gewissenhaft verzeichnet, welche Inschriften jeder Ort geliefert hat und wie sich die Truppenteile über das Land verteilten.

* Ein Denkmal für Professor Finsen soll in Dänemark errichtet werden. Ein von einer großen Anzahl bekannter dänischer Persönlichkeiten unterzeichneter Aufruf ist jetzt erschienen, um Beiträge von den Verehrern des uneigennützigen Forschers und Arztes zu sammeln. Gleichzeitig mit der Errichtung eines Denkmals soll auch ein Fonds für wissenschaftliche und humane Zwecke in Uebereinstimmung mit den eigenen Wünschen Finsens geschaffen werden.

* Konrad Ferdinand Meyers literarischer Nachlaß wird demnächst zur Veröffentlichung gelangen;

darunter finden sich verschiedene unveröffentlichte Gedichte, eine dramatische Skizze und ein Novellenfragment aus der Zeit Friedrichs II.; der Veröffentlichung wird eine Biographie von Adolf Langmesser beigegeben.

* Deutscher Auslandlehrer gesucht. Die deutsch-evangelische Schule zu Craiova (Rumänien) sucht sofort einen jungen evangelischen Volksschullehrer mit Befähigung zum Organistendienst. Gehalt 1560 Fr., möbliertes Zimmer mit Beheizung. 25 Pflichtstunden, Reisevergütung 100 M., nach 3 Jahren die gleiche Summe zur Rückreise. Bewerbungen tüchtiger, gesunder und unbescholtener Lehrkräfte mit womöglich beglaubigten Zeugnisabschriften, Lebenslauf und Photographie sind zu richten an den Allgemeinen Deutschen Schulverein zur Erhaltung des Deutschtums im Auslande, Berlin W, 62. Landgrafenstraße 7/2.

*

Hochschulnachrichten.

* **Würzburg.** Der Privatdozent in der medizinischen Fakultät kgl. Oberstabsarzt Professor Dr. Dieudonné wurde seiner Stelle als Privatdozent auf Ansuchen enthoben.

* **Aus den Niederlanden.** Zum Professor für pathologische Anatomie an die Universität Leiden ist, wie die Frankfurter Zeitung meldet, Dr. R. P. Tendeloo berufen worden, der durch seine Schriften über die Ursachen der Lungenkrankheiten auch in Deutschland wohlbekannt ist. — In Amsterdam ist der Konservator des dortigen Städtischen Museums und der Altertumsgesellschaft Dr. van Someren Brand gestorben.

*

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Johannes Mathesins' ausgewählte Werke. IV. Bd.: Handsteine. Hrsg., eingel. u. erl. von Dr. Georg Lösche. Mit 2 Lichtdrucktafeln. (Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Böhmen. 14. Band.) Prag 1904. J. G. Calvesche Hof- und Universitäts-Buchhandlung. 704 S. — Dr. med. G. Weber: Die Verhütung des frühen Alterns, Mittel und Wege zur Verlängerung des Lebens. Leipzig. Verlag von Krüger u. Co. 91 S. — Reinhold Steig: Achim von Arnim und Jakob und Wilhelm Grimm. Mit 2 Porträts. (Achim von Arnim und die ihm nahe standen. Dritter Band.) Stuttgart u. Berlin 1904. J. G. Cotta Nachf. 633 S. — Pastor Paul Graue: Unabhängiges Christentum. Berlin 1904. Alexander Duncker. 160 S. — Hans Schmid, Hauptmann und Kompagniechef: Entwurf zu kampftechnischen Vorschriften für die Infanterie. Berlin 1904. A. Barth. 67 S. — Hanns Fuchs: Die Frau von heute und die Liebe. Vier Einakter. Leipzig 1904. Walther Röhmen. 143 S. Amtsrichter Dr. Ritzmann: Handbuch des Forststraf- und Forstpolizeirechts der Pfalz mit einem Anhang betr. den Wildschadenersatz in der Pfalz. Frankenthal 1904. Louis Göhring u. Co. 384 S. — Statistisches Jahrbuch der Stadt Berlin. 28. Jahrgang, enthaltend die Statistik des Jahres 1903 (zum Teil auch 1904). Im Auftrage des Magistrats herausgegeben von Prof. Dr. E. Hirschberg, Direktor des Statistischen Amts der Stadt Berlin. Berlin 1904. P. Stankiewicz. 481 S. — Feldmarschall Viscount Wolseley: Die Geschichte eines Soldatenlebens. Autorisierte Uebersetzung. Mit Porträt und Plänen. II. Band. Berlin 1905. Karl Siegismund. 355 S. — Dr. phil. Johannes Speck: Gesetz und Individuum. Ein Beitrag zur individuellen und sozialen Entwicklungsgeschichte des Menschen. Hanau 1904. Clauss u. Feddersen. 143 S. — Missionsdirektor D. th. C. Buchner: Die Mission und die staatlichen Behörden in den Kolonien. Dresden. C. Ludwig Ungelenk. 24 S. — Dr. Otto Handwerker, Assistent der k. Universitäts-Bibliothek Würzburg: Geschichte der Würzburger Universitätsbibliothek bis zur Säkularisation. Würzburg 1904. Stahelsche Verlagsanstalt (Oskar Stahel). 144 S. — Dr. Max Koch, o. ö. Professor an der Universität Breslau: Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte. Vierter Band. Heft IV. Berlin 1904. Alexander Duncker. 512 S. — Guido Torres: Willensfreiheit und wahre Freiheit. Mit einem Anhang: Ueber den heutigen Stand der Frage vom freien Willen. München 1904. Ernst Reinhardt. 45 S. — Lodovico Ariostos Satiren. Im Versmass des Originals übersetzt von Otto Gildemeister. Herausgegeben von Paul Heyse. Berlin 1904. B. Behr. 79 S. — Walther Brecht: Die Verfasser der Epistolae Obscurorum Virorum. (Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker. 93. Heft.) Strassburg 1904. Karl J. Trübner. 383 S. — Paul Maria Lacroma: Bagatellen. Skizzen und Studien. Dresden 1905. E. Piersons Verlag (R. Lincke). 205 S. — Kurt Küchler: Der Roman eines Wahnsinnigen. Ebenda 1904. 146 S. — F. A. Braeunert u. Kons.: Im Jahre 2120. Dramatisches Original-Zukunftsbild in einem Akt. Ebenda 1905. 31 S. — Johannes Selig: Der Priester. Schauspiel in 3 Akten. Ebenda 1904. 130 S. — Bertha v. Suttner: Briefe an einen Toten. Siebente Auflage. Ebenda 1905. 239 S. — Dr. Karl Vormeng: Dr. Fritz. Leiden und Freuden eines Arztes. Berlin 1905. Borstell u. Reimarus. 404 S. — Ernst Freimut: Der Tillenberg. Ein Sagenschatz aus dem Egerlande. Wien u. Leipzig 1904. Carl Fromme. 208 S. — Gymnasialdirektor Emil Stutzer: Goethe und Bismarck als Leitsterne für die Jugend. In sieben Gymnasialreden. Berlin 1904. Weidmannsche Buchhandlung. 95 S. — Ludo Moritz Hartmann: Zur Wirtschaftsgeschichte Italiens im frühen Mittelalter. Analekten. Gotha 1904. Andreas Perthes. 131 S. — Goethes Sämtliche Werke. Jubiläums-Ausgabe in vierzig Bänden. (Neunzehnter Band: Wilhelm Meisters Wanderjahre. Erster Teil.) Stuttgart u. Berlin. J. G. Cotta Nachf. — Schillers Sämtliche Werke. Säkular-Ausgabe in sechzehn Bänden. (Zehnter Band: Uebersetzungen. Zweiter Teil.) Ebenda. — Nachtwachen von Bonaventura. Herausgegeben von Dr. Hermann Michel. Berlin 1904. B. Behr. 165 S. — S. Hensel: Die Familie Mendelssohn. 1729—1847. Nach Briefen und Tagebüchern. Mit 8 Porträts von Wilhelm Hensel. 2 Bände. Ebenda 1904. 383 u. 390 S.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Jahrgang 1904. München, Freitag, 18. November. Nummer 265.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Otto Liebmanns „Gedanken und Tatsachen“.

(Schlußband.)

Die Werke, in denen die von Otto Liebmann vollzogene Fortentwicklung der vom Gang der Philosophie uns hinterlassenen Probleme ihre Darstellung fand, insbesondere das Hauptwerk „Analysis der Wirklichkeit“ [1]) sowie der erste Band der „Gedanken und Tatsachen“ sind seinerzeit in dieser Beilage eingehend gewürdigt worden. Die „Analysis“ war vor allem von Bedeutung als hauptsächlicher Ausdruck jenes philosophischen Standpunktes, der als ein auf psychologischer Grundlage stehender Kritizismus oder, wenn man will, kritischer Idealismus bezeichnet werden darf. Mit dem unlängst erschienenen Schlußband der „Gedanken und Tatsachen“ [2]) wird nun ein zweites Hauptwerk des Verfassers zum Abschluß gebracht, eine Art Parallelbuch zur „Analysis der Wirklichkeit“, das sich auf diese stützt, sie aber zugleich nach mancher Hinsicht bereichert und vertieft. War der erste Band nach einer Reihe fundamentalphilosophischer Betrachtungen gewissermaßen von außen zum Problem des Ich vorgedrungen und bei diesem vorläufig stehen geblieben, so setzt der zweite eben bei diesem ein, um von dem kritischen, bezw. transcendentalphilosophischen Standpunkt des Verfassers aus weiter bis zu den höchsten und letzten Fragen vorzudringen. Wir glauben daher vielen Lesern einen Dienst zu erweisen, wenn wir die nicht überall ohne Mühe verständlichen Gedankengänge des Verfassers hier in möglichster Kürze skizzieren.

Das erste der Kapitel dieses Buches ist dem „Geist der Transcendentalphilosophie“ gewidmet. Die Transcendentalphilosophie, bekanntlich eine Errungenschaft Kants, die daher auch vom Verfasser in seiner Festrede zu Kants Gedächtnis [3]) gleichfalls ausführlich in ihrer Bedeutung hervorgehoben wurde, enthält im Sinne der hier vorgetragenen Anschauungen die Stellung und Beantwortung der Frage nach den Mitteln, die uns Welterkenntnis, insbesondere wissenschaftliche Welterkenntnis ermöglichen, und wird von Liebmann in selbständiger Umformung des Kantischen Grundgedankens durch die Annahme apriorischer „metakosmischer“ Erkenntnisprinzipien (Interpolationsmaximen) begründet. Solcher Interpolationsmaximen nimmt Liebmann vier an. Es sind dies 1. das „Prinzip der realen Identität“, 2. das „Prinzip der Kontinuität der Existenz“, 3. das „Prinzip der Kausalität“, 4. das „Prinzip der Kontinuität des Geschehens“. Die Möglichkeit einer Dauer im Wechsel, eines mit sich selbst identisch beharrenden Ich, die Vielheit der Subjekte, ferner die Möglichkeit einer absolut gültigen, von der einzelnen Sinneswahrnehmung unabhängigen Erkenntnis der Gesetze des Raumes und der Naturzusammenhänge sucht dieser Abschnitt als notwendige Folge und zwingenden Grund zur Annahme dieser transcendentalen Maximen zu erweisen, die übrigens schon in der älteren Schrift des Verfassers „Klimax der Theorien“ formuliert und erläutert worden sind.

Solche vorempirische Prinzipien und Bedingungen gibt es nun aber für die Transcendentalphilosophie nicht nur im Erkenntnisgebiet, sondern auch im Wollen, das Liebmann des öfteren in seiner spezifischen Natur dem Erkennen schroff gegenüberstellt; ihr Dasein äußert sich unmittelbar in der Möglichkeit verschiedenen Wollens und Handelns, der Wahlentscheidung zwischen verschiedenen praktischen Möglichkeiten und der verschiedenen Bewertungsqualitäten solcher Entscheidungen — d. h. im Gebiete der ethischen Beurteilung. Mit raschen Schritten führt daher der Verfasser im zweiten Abschnitt des „Geistes der Transcendentalphilosophie“ in das schwierige Problem ein, das uns zu erklären aufgibt, auf welche Weise der Mensch — wie wir es ja stets erleben — nicht ohne Rest im bloßen Ablauf seiner Seelenzustände aufgeht, sondern „das Unmögliche vermag“, indem er seine Gesinnungen und Handlungen an selbstgeschaffenen Normen mißt und bewertet, und entwickelt in scharfsinniger Knappheit den in bezug auf solche apriorische Bedingungen bestehenden Parallelismus zwischen Ethik und Erkenntnistheorie. Das Bewußtsein der Werte, der sittlichen Autonomie und Freiheit, das Bewußtsein des „Auch-anders-Könnens“ führt er, wie das Zeitbewußtsein, auf das selbe „Ur- und Grundrätsel“ zurück, das uns in der unbegreiflichen Identität und Beharrlichkeit des sich verändernden Ich gegeben ist. Hält er so an der sittlichen Freiheit als einer unbestreitbar vorgefundenen Bewußtseinstatsache fest, so will er damit doch nicht eine Entscheidung dieses Problems in dogmatisch-metaphysischer Hinsicht gegeben haben; wohl aber müssen wir an jener Ueberzeugung der Freiheit des Handelns festhalten, wenn und insoweit wir uns des Rechtes zum sittlichen Werturteil nicht begeben wollen.

Der zweite Abschnitt des Buches „Grundriß der kritischen Metaphysik“ bildet in fünf Büchern innerhalb des ganzen Buches eine in sich abgeschlossene Einheit. Er sucht unter umfassenden Rückblicken auf die Geschichte der Philosophie festzustellen, wie und inwieweit die letzten Haupt- und Grundfragen der Metaphysik unter Berücksichtigung der Grenzen der menschlichen Vernunft einer wenigstens hypothetischen Beantwortung zugänglich sind. Nachdem das erste, erkenntnistheoretische Buch über „Subjekt und Objekt, Idealismus und Realismus“ zunächst eine scharfe

[1]) 3. Aufl. Straßburg, Karl Trübner 1904.

[2]) Otto Liebmann: Gedanken und Tatsachen. Philosophische Abhandlungen, Aphorismen und Studien. 2. Bd. Straßburg, K. Trübner 1904.

[3]) Straßburg, Trübner 1904.

Grenzlinie zwischen dogmatischer und kritischer Metaphysik gezogen, das zweite: „Sein und Werden, Substanz und Kausalität", von dem alten Gegensatz zwischen den Eleaten und Heraklit ausgehend, durch eine dynamistische Auffassung den Begriff des Werdens gegen seine Bestreitung aus dem Prinzip der Beharrlichkeit der Substanz verteidigt hat, stellt das dritte Buch: „Stoff und Form, Mechanismus und Teleologie", in geistvollster Weise die Reiche der Natur und der Freiheit — Natur und Geist — sowie die organische und anorganische Welt einander gegenüber. Im Gegensatz zwischen Stoff und Form ist ihm zugleich der der belebten und unbelebten Welt mit ihren Problemen gegeben: die organische Natur ist geformte Natur, feste Form aber, die wir außer den lebenden Wesen nur noch an Artefakten und den Gebilden menschlicher Kunsttätigkeit überhaupt antreffen, weist überall auf einen Zweck hin, der durch die Form erreicht werden soll; daher ist die Zweckbetrachtung, der wir die organische Natur unterwerfen, allerdings anthropomorphistischen Ursprungs, aber keineswegs, wie ihr die Gegner vorwerfen, unwissenschaftlich und unberechtigt. Natürlich kann man hierbei in erster Linie nur nach einer inneren, absoluten Zweckmäßigkeit der Form für das betreffende Lebewesen selbst fragen, in zweiter Linie erst nach jener äußeren, relativen Zweckmäßigkeit, vermöge deren etwa eine untere, niedrigere Naturstufe als zweckvolles Mittel für die Existenz einer höheren erscheinen mag. Diese Erwägungen führen Liebmann zur Statuierung einer selbständig neben der Naturmechanik vorhandenen und in den teleologischen Gebilden und Vorgängen sich äußernden Naturtechnik, gegen deren Wirken aus den gelegentlichen — ja vielleicht sogar zahlreichen — teilweisen und begrenzten Zweckwidrigkeiten, die wir in der organischen Natur antreffen, kein Einwand abgeleitet werden kann. Aus der Naturphilosophie führt dann der folgende Abschnitt, der von „Materie und Geist, Notwendigkeit und Freiheit" handelt, wieder zu den Problemen des menschlichen Geistes zurück. In glänzend scharfsinniger Weise werden hier von Liebmann namentlich die Schwierigkeiten und Aporien aufgezeigt, zu denen einerseits die Annahme strikter Abhängigkeit der geistigen Vorgänge von chemischen und mechanischen Geschehnissen in der Hirnrinde, andrerseits der Versuch völliger Durchführung des psychophysischen Parallelismus führen müssen; fehlen uns doch dazu nicht nur die entsprechenden physiologischen Erfahrungen, sondern auch die Möglichkeit, uns zu allen — und gerade den wichtigsten — psychologischen Tatsachen einen zu geordneten physiologischen Vorgang vorzustellen. Das Reich des Geistes steht daher der durchgängig und lückenlos vom Kausalzwang beherrschten Natur als das Reich der Freiheit, der Möglichkeit, unter Gedanken und Handlungen „richtige" und „falsche" zu sondern, gegenüber. Wollte man dies nicht anerkennen, so könnte man logischerweise nicht einmal die Theorie des psychophysischen Parallelismus selbst als wahr oder falsch zur Erörterung ziehen — es wäre die völlige Selbstaufhebung des Denkens, zu der eine solche Ansicht, die namentlich von materialistischer Seite nicht selten vertreten wird, notwendig führen müßte. Ein letzter Abschnitt dieses Buches behandelt unter dem Titel „Einheit und Vielheit" wieder unter zahlreichen philosophiegeschichtlichen Rückblicken transcendentale Fragen, aus denen wir namentlich den in interessanter Weise aufgestellten Begriff der „Logik der Tatsachen" sowie den des letzten — transcendentalen — Grundes aller Gesetzlichkeit des Weltgeschehens hervorheben möchten.

Im nächsten Stück — „Trilogie des Pessimismus" — vollzieht sich der schon im Schlußabschnitt der kritischen Metaphysik anklingende Uebergang vom theoretischen Gebiet in das Gebiet der Werte und Wertbestimmungen. Zugleich tritt uns hier zum erstenmal im Buche die für Liebmanns Eigenart charakteristische Verbindung dichterischer Form mit philosophischem Inhalt entgegen, die in den folgenden Kapiteln noch öfter wiederkehrt, und die sich ja seit Schopenhauers Parergis Bürgerrecht in der philosophischen Literatur erworben hat. Drei verschiedene Arten und Abstufungen der pessimistischen Weltauffassung, der eudämonistische, der misanthropische, der metaphysische Pessimismus, werden an drei typischen Vertretern (Hegesias Peisithanatos, Timon von Athen, Buddha Sakyamuni) in wechselnder, von Ironie zur Satire und zu scharfem Ernst fortschreitender Tonart charakterisiert, während ein kritischer Epilog die Dogmatik des Pessimismus als auch theoretisch ungerechtfertigt verwirft und anstatt unfruchtbarer pessimistischer Wehklagen und Nörgeleien den allein fruchtbaren Idealismus der Tat fordert.

Aus den ethischen führt der folgende Abschnitt, „Gedanken über Schönheit und Kunst", zu den ästhetischen Wertbestimmungen über. Auch hier wird zunächst einerseits jede metaphysisch-dogmatische, andrerseits aber auch die skeptisch-relativistische Auffassung zurückgewiesen. Das Wesen der künstlerischen Betätigung wird im Anschluß an Plato als *Μίμησις* bestimmt, und diese Auffassung durch die Stufenfolge der Einzelkünste, von der Architektur an durch die Plastik, die Malerei, die Dichtkunst bis zur innerlichsten aller Künste, der Musik, mit Einstreuung zahlreicher, von intimer Versenkung in das Gebiet der Kunst zeugender Einzelbetrachtungen an hervorragenden Beispielen durchgeführt. *Μίμησις* im Platonischen Sinne ist dabei allerdings als schöpferisches Darstellen, nicht als Wiederholung und Verdoppelung des von der Natur bereits Geleisteten aufzufassen. Ihren Höhepunkt erreichen diese ästhetischen Betrachtungen in der Aesthetik der Musik, insbesondere der Charakteristik Beethovens, und gipfeln in vier Sonetten auf die Neunte Symphonie, die den Stimmungsgehalt dieses gewaltigen Kunstwerkes wiederzugeben suchen.

Aus dem ästhetischen führt der folgende Abschnitt, „Der Ursprung der Werte", wieder in das ethische Gebiet zurück. Mit großer Schärfe betont hier Liebmann das absolute, spontane, rein von innen stammende Moment, das jeder ethischen Werthaltung innewohnt, um sodann eine im Sinne des normalen Menschentums objektiv gültige Klassifikation und Rangordnung der Werte zu entwerfen. Die Norm einer solchen ergibt sich daraus, daß wir alle im Ernste nicht umhin können, das Geistige für wertvoller zu halten als das Körperliche, das Lebendige als das Leblose, den Menschen für vollkommener als das Tier; und schließlich können wir daher, sofern wir überhaupt ethisch werten, nicht umhin, die höheren Geistes- und Gemütskräfte des Menschen, vor allem also Vernunft und Liebe, für das Höchste, Beste, Wertvollste der uns zugänglichen Weltordnung anzusehen. Andrerseits aber wird die tatsächliche Setzung von Richtigem und Falschem, die Bejahung und Verneinung auf ethischem Gebiet auf spontane Akte des Individuums gleich oder doch analog jenen transcendentalen, voempirischen, theoretische Erkenntnis schaffenden „Interpolationsmaximen" bezogen.

An diese theoretischen Darlegungen schließt sich eine Folge: „Episoden. Eine Gedankensymphonie", die wie die „Trilogie des Pessimismus" in vier Stücken gewissermaßen freie dichterische Phantasien über philosophische Themata darstellen.

Den ethischen Standpunkt Liebmanns bringt am vollkommensten der folgende Abschnitt, „Ueber das Wesen der Moralität", zur Darstellung. Eingehend wird hier zunächst die „ethische Antinomie" betont, d. h. der Widerspruch zwischen dem auf absolute Geltung Anspruch erhebenden subjektiven Werturteil des Gewissens und der objektiven Veränderlichkeit, nach Völkern und Zeiten so verschiedenen Gestaltung der Wertsysteme. Diese Antinomie muß aufgelöst und überwunden werden. Das spezifisch Ethische, den Willen Bindende und Verpflichtende, die eigentliche ethische Tat, ist freilich an sich außerlogischer Art und beruht auf unmittelbaren Gemütsforderungen. Jedenfalls fallen praktische Lebensklugheit, sowie gewisse menschliche Tugenden, die man wohl als Persönlichkeitswerte ansehen muß, mit den höchsten ethischen Werten durchaus nicht zusammen, so die allgemein praktischen Tugenden, wie Charakterstärke, Selbstbeherrschung u. s. w. Um die Besonderheit des Ethischen aufzuzeigen, wird eine historisch-kritische Analyse der hauptsächlichen moralphilosophischen Systeme älterer und neuerer Zeit unternommen, wie denn Liebmann überhaupt gern die prinzipielle Erörterung mit geschichtlichen Rückblicken verbindet. Aus der ethischen Anti-

nomie scheint ein Ausweg gewonnen in dem bekannten, von Kant formulierten obersten Grundsatz der praktischen Vernunft, der wegen seiner lediglich formalen Natur für die nach Ländern und Zeiten so mannigfach abweichenden positiven Moralgesetzgebungen genügend Spielraum läßt. Indessen bedarf das Vacuum dieses Grundsatzes der positiven Ausfüllung; eine rein relativistische Auffassung der Ethik, etwa von der Art, wie sie am konsequentesten von Simmel in seiner scharf bohrenden „Einleitung in die Moralwissenschaft" vertreten wird (ein anastatischer Neudruck dieses Werkes ist unlängst bei J. G. Cotta Nachf. erschienen), erscheint Liebmann als eine unzulängliche Antwort. Die positiven Wertmaßstäbe nun, die hier einsetzen müssen, sind schon in früheren Wertbetrachtungen erwähnt worden; es sind Vernunft und Liebe, jene Kräfte des Menschen, die unbedingt für das Höchste und Beste im Umkreis der Werte zu halten sind. Wachsende Annäherung an das Ideal vollkommener Liebe und vollkommener Vernunft bildet daher die sittliche Aufgabe des Einzelnen wie des menschlichen Geschlechts überhaupt, wie es ja bewußter oder unbewußterweise, klarer oder dunkler allen besonderen Ausgestaltungen der Ethik bei den Lehren der Weisen und Moralstifter der verschiedensten Völker und Zeiten zugrunde liegt.

Der letzte Abschnitt des Buches, „Gang der Geschichte", bringt wieder praktische und zugleich in hohem Grade aktuelle Fragen zur Erörterung. Vor allem handelt es sich dabei um Haltbarkeit oder Unhaltbarkeit jenes historischen Determinismus, der im Sinne der materialistischen Weltanschauung den ganzen Verlauf der Geschichte als ein automatisch-mechanisches Spiel auffassen muß, ferner um das Verhältnis von Einzelmensch und Gemeinschaft, von Individuum und Milieu, ferner um die positivistischen und evolutionistischen Geschichtskonstruktionen von Comte und Herbert Spencer. Man kann diese Frage auch als die nach einem „Ziel" oder „Sinn" der Geschichte bezeichnen. Drei Ansichten stehen sich hier gegenüber: eine Fortschrittstheorie (Lessing, Herder, Kant, Hegel, auch die Darwinisten), eine Stillstandstheorie (Schopenhauer) und eine Rückschrittstheorie (J. J. Rousseau). Welche von diesen ist im Recht? Wenn überhaupt, der am meisten verbreiteten Ansicht nach, an einen historischen Fortschritt des Menschengeschlechts geglaubt wird, ist dieser letztere dann moralischer oder — wie in merkwürdiger Uebereinstimmung Ranke und sein Antipode Buckle annehmen — lediglich intellektuell-technischer Art? Oder gar beides zusammen? Vielleicht ist zuzugeben, daß der moralische Fortschritt nicht so sehr eine erweisbare Tatsache ist, als vielmehr ein Postulat, durch dessen Stellung erst die Geschichte einen Sinn erhält. Ein abschließendes Urteil objektiver Art zu fällen, ist hier nicht möglich. Blinder Fortschrittsglaube, dialektischer wie darwinistischer Fortschrittsoptimismus erweisen sich, wenn der aus den höchsten Werten, Vernunft und Liebe, gewonnene Wertmaßstab zugrunde gelegt wird, als irrig, mindestens einseitig. Dieses Ideal muß also auch hier den Wertmaßstab bilden. Im Zusammenhang damit kritisiert dann der Schluß des Abschnitts die Idee des ewigen Friedens, die so vielen als der möglichst rasch zu erstrebende Zielpunkt der geschichtlichen Entwicklung erscheint. Es wird, bei aller Anerkennung des idealen Wertes dieser Bestrebungen, gezeigt, daß dieser Weltfriede, ganz abgesehen von der Frage nach seiner praktischen Erreichbarkeit, keineswegs an sich ein Ziel ist, daß er vielmehr nur als Folgeerscheinung des höheren Ideals vollendeter Humanität erwünscht, ja gedacht sein kann. Die Herbeiführung des ewigen Friedens auf andere Weise, etwa durch äußeren Zwang oder durch allgemeine Erschlaffung, ein ewiger Friede unter lauter Feiglingen und Genußmenschen hätte keinerlei ethischen Wert. — Eschatologische, in das Metaphysische hineingreifende Betrachtungen bilden den Abschluß des an „Gedanken und Tatsachen" inhaltvollen Werkes.

Man würde diesem Werk nicht völlig gerecht, wenn man nicht neben der sachlich-philosophischen auch seine schriftstellerische, sprachlich-stilistische Seite beachtete. In dieser Philosophie führt nicht bloß die Verstandesreflexion das Wort, sondern es kommt auch ein lebendig-persönliches, gefühlsmäßiges Moment darin zur Geltung und wirkt je nach der Art des Gegenstandes auf Tonart und Klangfarbe der Behandlung ein, die Humor, Satire und Ironie, aber auch warme Begeisterung und schweren Ernst zeigt. So zeigt auch die philosophische Schreibweise einen Wechsel zwischen strengem, eigentlichem und allegorischem bildlichen Ausdruck, der sich bis zur eigentlichen Gedankendichtung steigert. Bei allem Wechsel dieser Tonarten aber geht ein einheitlicher Gedankengang von selbständiger Prägung durch das Werk, dessen eindringendes Studium allen denen, die ein ernsteres Interesse an den Problemen der Philosophie nehmen, Anregung und Gewinn bringen wird.

C. S.

Deutsches Leben in Südamerika.*)

Von Wilhelm Lacmann.

II.

Die Neusiedelung am Rio Itajahy do Norte.

Hammonia, Juli 1903.

Der Ritt von Sao Bento nach Blumenau hatte mich, wie erzählt, bereits durch den einen der beiden Distrikte geführt, welche die Hanseatische Kolonisationsgesellschaft zur Zeit besiedelt. Der andere, dessen Mittelpunkt der Stadtplatz Hammonia bildet, liegt zwei Tagereisen westlich von Blumenau, am Nordarm des Itajahy.

Hammonia war mein nächstes Reiseziel. Wer sich unter diesem „Stadtplatz" etwas vorstellen wollte, was einer Stadt nach unseren Begriffen auch nur von fern gleich sieht, der würde eine gründliche Enttäuschung erleben, wenn er, den Taquarasabstieg herniederkommend, vor sich in der Niederung des Rio Itajahy do Norte nichts erblickte als ein paar Bretterhäuser nebst einem Balkengerüste, das sich einmal zu einer Kirche auswachsen wird, vorläufig aber noch wie das Gespenst einer solchen aussieht. Die sogenannten „Stadtplätze" Humboldt, Hammonia, Neubremen sind keine Städte, sondern sie sollen es erst werden, wenn einmal gesteigerter Wohlstand der Siedelung gesteigerte Lebensbedürfnisse hervorgerufen und damit den Boden für das Erblühen von Handel und Gewerbe in der Kolonie bereitet hat. Im Hinblick auf diese Zukunft wird der Grund und Boden, auf dem sich der Stadtplatz entwickeln soll, nicht zu demselben Preise verkauft wie das übrige Land, sondern bedeutend teurer, bis zu 100 Milreis der Morgen.

Um die Ansiedlung in der Kolonie zu erleichtern, hat die Hanseatische Gesellschaft mit der Hamburg-Südamerikanischen Dampfschiffahrts-Gesellschaft und dem Norddeutschen Lloyd Vereinbarungen getroffen, denen zufolge jeder von der Hamburger Geschäftsstelle als Ansiedler Angenommene eine bedeutende Ermäßigung des Zwischendecks-Fahrpreises genießt. Die Beförderung der Leute und des Gepäckes von dem Hafen Sao Francisco nach den Einwandererschuppen von Humboldt und Hammonia geschieht ganz auf Kosten der Gesellschaft; nur daß neuerdings ein jeder 25 M. einzuzahlen hat, die ihm auf die Kolonie gut geschrieben werden. In Sao Francisco werden die Einwanderer von einem Beamten der Gesellschaft abgeholt und, je nachdem sie sich im Itapocú- oder im Itajahy-Distrikt niederlassen wollen, nach Joinville oder nach Blumenau eingeschifft. Von dort geht es in langem Zuge nach dem Einwandererschuppen des Siedelungsgebietes; die Männer marschieren zu Fuß, die Frauen und Kinder finden auf den Wagen, die das Gepäck befördern, Platz. In den Schuppen wird den Leuten so lange Unterkunft gewährt, bis sie sich ein provisorisches Wohnhaus gebaut haben.

*) S. Nr. 259 der Beil. d. A.

Das zur Besiedlung bestimmte Land läßt die Gesellschaft zunächst im ganzen vermessen und teilt es sodann in Lose ein, deren durchschnittlicher Flächeninhalt 25 Hektar oder 100 Morgen beträgt. Die Grenzen werden freigeschlagen und durch Pfähle vermarkt. Den Inhaber der Kolonie trifft die vertragsmäßige Verpflichtung, die Grenzlinien offen und die Grenzpfähle in gutem Zustande zu erhalten. Die Ländereien werden zunächst mittels sogenannter „Pikaden", notdürftiger Fußwege, zugänglich gemacht, nach erfolgter Besiedlung aber durch Straßen erschlossen.

Der Preis eines Landstückes von 100 Morgen beträgt je nach dem Werte des Bodens 1100, 900 oder 700 Milreis, oder nach gegenwärtigem Kurse etwa ebensoviel Mark. In den seltensten Fällen kann der Käufer den Preis bar erlegen. Auch zu einer Anzahlung ist er nicht verpflichtet, und erst nach Ablauf von zwei Jahren muß er für die geschuldete Summe Zinsen zahlen. Erscheint der für die Folgezeit bedungene Zinsfuß von 6 Prozent auf den ersten Blick hoch bemessen, so muß man bedenken, daß hierzulande jede Forderung höhere Zinsen trägt als bei uns, daß beispielsweise in Blumenau eine durchaus sichere Kapitalanlage zu 6 Prozent möglich ist.

Der Landanweisungsvertrag bestimmt, daß das Grundstück bis zur völligen Tilgung des Preises und der verfallenen Zinsen Eigentum der Gesellschaft bleibt. Diese soll — nach vorher eingeholter Einwilligung des deutschen Konsuls — berechtigt sein, Räumung der Kolonie zu verlangen und anderweitig über sie zu verfügen, wenn der Ansiedler sich ohne Genehmigung von dem Grundstück fernhält oder den Bau seines Hauses verzögert, also nicht den Willen zu erkennen gibt, sich dauernd festzusetzen; ferner, wenn er innerhalb von fünf Jahren nicht mindestens die Hälfte des Kaufpreises und der fälligen Zinsen und innerhalb von sieben Jahren nicht den ganzen Preis nebst Zinsen bezahlt hat. Doch ist in den drei letzten Fällen, wenn die Besitzentsetzung erfolgt, dem Ansiedler die Hälfte der auf den Kaufpreis geleisteten Zahlungen, sowie der Wert der von ihm bewirkten Verbesserungen zu erstatten.

Man sieht, der Inhalt des Vertrags gibt der Gesellschaft dem Kolonisten gegenüber eine starke Machtstellung. Sie erscheint aus dem Gesichtspunkt eines doppelten Interesses der Gesellschaft notwendig. Es ist einmal das materielle Interesse daran, daß sie zu ihrem Gelde komme, und zweitens das Interesse an dem Gedeihen der Siedelung, dessen Förderung nicht nur das ideale Ziel der Gesellschaft, sondern auch die getreue Erfüllung der dem Staate Santa Catharina gegenüber übernommenen Verpflichtung darstellt, überdies aber durch jenes materielle Interesse geboten ist.

Gerade dieser letzte Punkt muß mit Nachdruck betont werden. Von dem Fortkommen des Ansiedlers hängt dessen Fähigkeit zur Tilgung seiner Schuld ab. Der materielle Vorteil des Kolonisten ist mithin auch der Vorteil der Gesellschaft. Eine auf Ausbeutung des Kolonisten gerichtete Tendenz der Gesellschaft wäre also widersinnig und somit auch dann ausgeschlossen, wenn ihr Fernsein nicht schon durch den Charakter der maßgebenden Persönlichkeiten verbürgt sein würde. In der Tat genießt die Kolonisationstätigkeit der Hanseatischen Gesellschaft die Anerkennung aller Kolonisten, soweit sie eben nicht zu jenen unzufriedenen Geistern gehören, denen es keiner recht machen kann.

Hand in Hand mit der Besiedelung des Landes geht dessen Erschließung durch Straßen. Ist der Straßenbau auf der einen Seite die naturgemäße Voraussetzung für die Zufuhr der Bedürfnisse, den Absatz der Erzeugnisse der Ansiedelung, so bildet er auf der anderen das Mittel, dem Kolonisten das nötige bare Geld zu verschaffen. Ist doch mancher herübergekommen, der nicht mehr als ein paar Pfennige in der Tasche hatte, und wenn neuerdings der künftige Ansiedler den Besitz von 100 M. nachweisen muß, so bedeutet das natürlich keine Summe, deren Vorhandensein das baldige Auftreten des Bedürfnisses nach Geld ausschlösse. Die Straßenarbeiten vergibt die Gesellschaft im Akkord an Ansiedler. Für den laufenden Meter auf ebenem Boden hergestellten Weges von vier Meter Breite wird ein Lohn von 800 Reis (oder etwa 80 Pfennig), für die nämliche Strecke in bergigem Gelände ein Milreis und wo bedeutendere Abstechungen der Böschung notwendig sind, entsprechend mehr gezahlt. Dabei hat jeder Kolonist das Vorrecht auf die Ausführung der Wegestrecke, die das Gebiet seiner Ansiedelung durchschneidet oder berührt. Wo schwierigere Arbeiten, wie Aufmauerungen oder Sprengungen der Granit- und Schieferfelsen erforderlich sind, tritt an Stelle der Arbeit im Akkord diejenige im Tagelohn, zu der — neben gelernten Wegearbeitern — ebenfalls Kolonisten herangezogen werden. Auf die Wegebauarbeit erhalten die Ansiedler Vorschüsse, und zwar, wie ich mich persönlich zu überzeugen Gelegenheit hatte, in reichlichem Maße und in Fällen besonderer Bedürftigkeit auch dann, wenn die auf frühere Vorschüsse zu bewirkenden Leistungen noch nicht erfüllt sind.

So zweckmäßig dieses Straßenbausystem für die Unterhaltung der Kolonisten in der Anfangszeit erscheinen muß, so hat es immerhin auch seine Nachteile. Einmal leidet darunter der Wert der entstehenden Wege, da es nicht jedem gegeben ist, die ihm zufallende Strecke ohne fortwährende Beaufsichtigung planmäßig durchzuführen und unnütze Erhebungen, Senkungen, Bogen zu vermeiden. Ferner aber kommt es vor, daß der eine oder andere, der seinen Vorschuß in der Tasche hat, die Gegenleistung an Arbeit über Gebühr verzögert und so die Gesamtheit derer schädigt, deren Verkehr auf die betreffende Wegestrecke angewiesen ist.

Die Machtstellung, welche die Gesellschaft innerhalb ihres Gebietes einnimmt, gibt ihrer Wirksamkeit eine gewisse Verwandtschaft mit derjenigen eines herrschenden Organs. Ihre Beamtenschaft ist eine Art privater Obrigkeit der Kolonie. So wenden sich denn auch die Ansiedler vielfach in Streitigkeiten an die Gesellschaftsbeamten, die den Fall schlichten oder entscheiden.

*

Ich weilte noch nicht lange in Hammonia, als daselbst ein Trupp neuer Einwanderer ankam. Alsbald entwickelte sich im und um den Aufnahmeschuppen ein geschäftiges Treiben. Kisten, Koffer und Säcke werden von den Wagen geladen. Dieses und jenes Stück wird geöffnet, um ihm den nächsten Bedarf zu entnehmen und mit seinem Inhalt die nur mit breiten Holzpritschen versehenen Aufenthaltsräume wohnlich zu machen. Manch kräftiger Fluch ertönt, denn nicht jeder, an dessen Porzellan oder Glas sich traurige Folgeerscheinungen brasilischer Wegeverhältnisse zeigen, tröstet sich mit den Worten: Scherben bringen Glück. Mittlerweile sind auf den Kochplätzen vor dem Hauptgebäude Feuer angezündet worden, die Frauen haben aus der nahen Vende Fleisch, Bataten, Maisbrot gebracht, und schon dampft da und dort die Mahlzeit. Im Wirtshause ist heute reges Leben. Auch die schon ansässigen Kolonisten gehen dort zahlreicher denn sonst ein und aus; gibt es doch von den „Neuen" vielleicht Interessantes aus der Heimat zu hören; möglicherweise läßt sich auch ein vorteilhafter Kauf machen; eine Decke, ein Kleidungs- oder Geschirrstück erhandeln, denn die Einwanderer bringen manches mit, was hier in der Wildnis gar nicht und drunten in Blumenau wegen der hohen Frachtgelder und Zölle nur um schweres Geld zu haben ist.

In den nächsten Tagen sieht man die Neuankömmlinge die Kolonie durchstreifen, um sich ihre Landstücke auszusuchen. Zwar steht vertragsmäßig deren Auswahl der Gesellschaft zu, doch trägt diese natürlich den Wünschen des einzelnen, soweit es möglich, Rechnung, und tatsächlich ist die Sachlage durchweg die, daß sich jeder seine Kolonie selbst wählt.

Manch einer freilich macht, wenn er in den Urwald kommt, ein gar langes Gesicht, und manches, manches Mal vernimmt man die Worte: „So hab' ich mir's nicht vorgestellt." Ich habe im Zusammenhang damit auch häufig die Behauptung gehört, im Prospekt der Gesellschaft stehe vieles anders, als es sich in Wirklichkeit verhalte. Der Vorwurf ist durchaus ungerecht, sein Auftauchen jedoch tief

in der menschlichen Natur begründet. Der Wunsch ist der Vater des Gedankens. Wer mit Auswanderungsplänen umgeht, der möchte gern in dem Lande, das er sich zum Ziel ausersehen hat, alles so schön und angenehm wie möglich finden. Diesem Wunsche entspringt eine Neigung des Heimatmüden, sich von der neuen Welt, nach der er hinüberstrebt, ein möglichst glänzendes Bild auszumalen, und dieser Neigung wiederum die weitere Folge, daß er aus den Schilderungen der Verhältnisse, die ihn erwarten, das, was ihm gefällt, gierig in sich aufnimmt, das Gegenteilige aber entweder ganz übersieht oder bei der im Vorstellungsleben vor sich gehenden Verarbeitung des Gelesenen oder Gehörten zurückdrängt. So mag denn mancher, wenn er von der Fruchtbarkeit des brasilischen Bodens, von der Mannigfaltigkeit der Früchte mit den fremdartig klingenden Namen, von der Herrlichkeit der Landschaft, dem Wildreichtum der Wälder liest, sich eine Art von Schlaraffenland ausmalen, darinnen Bananen-, Melonen-, Ameirasbäume den entzückten Fremdling mit ihren köstlichen Früchten zu überschütten drohen, gebratene Tukane und Jagutingos in der Luft umherfliegen und Ströme köstlich duftenden Zuckerrohrbranntweins durch palmenbestandene Täler ziehen. Sieht er dann statt dessen die kümmerlichen Palmitenhäuser seiner Vorläufer, die undurchdringlich scheinenden Waldbestände, die seine Art lichten soll, muß er womöglich, wenn starke Regengüsse gefallen sind — und die Einheimischen halten die bevorstehende Ankunft neuer Einwanderer für ein fast untrügliches Anzeichen von Regenwetter —, muß er dann aufgeweichte Lehmpfade durchwaten und macht er sich erst klar, daß er auf unabsehbare Zeit nicht mehr in einer behaglich eingerichteten Wirtsstube hinter einem Seidel deutschen Vieres sitzen wird —, dann heißt es: „So hab' ich mir's nicht vorgestellt. Das steht im Prospekt ganz anders." Bei manchem setzt sich die Enttäuschung in Verzweiflung um. Hat er noch Geld in der Tasche, so entläuft er dem unwirtlichen Urwalde, so schnell er kann. Höchstens, daß er, wenn ihm der Himmel die Gabe verliehen hat, seine Gedanken durch die Feder fließen zu lassen, noch in Eile der deutschen Presse einen Artikel übergibt, der alt und jung davor warnt, sich zur Auswanderung nach Südbrasilien verleiten zu lassen.

Und doch ermahnt der Prospekt der Hanseatischen Kolonisationsgesellschaft selbst jeden, die Mühen und Entbehrungen, die ihn erwarten, nicht leicht zu nehmen und zu bedenken, daß der Kolonist keine Aussicht auf Reichtum hat, sondern bei angestrengtester Arbeit nur zu bescheidenem Wohlstand kommen kann. In diesem Zusammenhang heißt es dann ausdrücklich: „Wer mit weitergehenden Wünschen nach der „Hansa" und überhaupt nach Südbrasilien auswandert, hat sich auf schlimme Enttäuschungen gefaßt zu machen. Wer überhaupt in der Heimat sein Auskommen hat, wandere nicht aus, denn kein Mensch kann eine Gewähr dafür übernehmen, daß es ihm in der Ferne just so glücken wird, wie so manchen, die vor ihm hinübergegangen sind." [3])

Freilich, die heutigen Auswanderer bestehen vorwiegend aus Fabrikarbeitern, städtischen Handwerkern, Kleinkaufleuten; auch aus Angehörigen der gebildeten Stände, die drüben Schiffbruch gelitten haben. Es ist klar, daß diese Leute kein Kolonistenmaterial gleichen Schlages bilden wie jene harten, arbeitgewohnten Tagelöhner und Fronbauern aus Schleswig-Holstein, Mecklenburg und Pommern, mit denen einst Dr. Blumenau das Siedelungswerk betrieb. So kommt es denn, daß bis jetzt nicht weniger als 50 Proz. von denen, die in der Hansa eintrafen, wieder von dannen gingen, die einen, weil sie schon der erste Eindruck von der Niederlassung abschreckte, die anderen, nachdem sie des Urwaldlebens überdrüssig geworden waren. Daß dabei die Gesellschaft manchen Verlust an Vorschüssen erlitten hat, für die ihr kein Gegenwert an Arbeit zugefallen ist, liegt auf der Hand. Die Mehrzahl der Abtrünnigen besteht naturgemäß aus einzelstehenden Männern, deren Bewegungsfreiheit nicht durch Weib und Kind gehemmt ist. In allerneuester Zeit hat erfreulicherweise der Hang zur Urwaldflucht nachgelassen. Von den mit den drei letzten Dampfern Herübergekommenen sind mit wenigen Ausnahmen alle geblieben.

Gehen wir mit ihnen hinein in den Wald und beobachten wir sie in ihrem Leben und Schaffen, ihrem Kampfe mit der Wildnis. Er ist schwer genug dieser Kampf, der europäische Großstadtbewohner in harte Urwaldbauern verwandeln soll. Die erste Sorge des Ansiedlers ist die, daß er das Obdach einer eigenen Behausung findet. Während des Hausbaues muß ihm, wenn seine Kolonie nicht in der Nähe eines der beiden Einwandererschuppen liegt, ein sogen. Rancho Unterkunft bieten, eine Art von Unterschlupf, die im wesentlichen aus einem auf Holzpfählen ruhenden und auf der einen Seite bis zum Erdboden niederreichenden Dache besteht. Das Wohnhaus wird aus dem Holz einer „Palmite" genannten Palmenart gefügt und mit den Blättern einer anderen Palme gedeckt, die mittels der zähen Cipó-Ranke an den Dachplatten befestigt werden. Der Fußboden wird durch Stampfen der Erde hergestellt, die Fenster bestehen aus einfachen Oeffnungen der Wand. An Einrichtung findet man in diesen Palmitenbuden meist nichts als die Betten, einen roh gezimmerten Tisch nebst einer Bank und etlichen Stühlen, dazu ein paar die Schränke ersetzenden Kisten. Daß das Wohnen in einer solchen Behausung keine ungemischte Freude bedeutet, ist klar; und doch würde ich es zehnmal dem Dasein vorziehen, das die armen Klassen unserer Großstädte in dumpfigen, menschenüberfüllten Stuben, in engen, dunklen Kellerlöchern führen. Auch kommt ja einmal die Zeit, wo der Ansiedler die Palmitenhütte durch ein festgefügtes Bretterhaus mit Schindeldach oder ein Backsteingebäude ersetzt, wie man solche in den alten Kolonien allenthalben sieht.

Die Urbarmachung des Bodens geht folgendermaßen vor sich. Zunächst wird das Unterholz des freizulegenden Landes mittels der Foiça, eines an langem Stiele sitzenden Sichelmessers, abgehauen. Dann fallen die stärkeren Bäume unter der Axt. Ihre Aeste werden vom Stamme entfernt und samt dem niedergelegten Unterholz gleichmäßig über den ganzen Raum verteilt. In diesem Zustande verbleibt das entwaldete Landstück, die Roça, gewöhnlich sechs Wochen, je nach der Witterung wohl auch bedeutend länger, und wird dann an einem regenfreien Tage angezündet. Der Brand vermag natürlich die Baumstumpfe und die stärkeren Stämme und Aeste nicht völlig zu vertilgen. Sie bleiben zum größten Teil einfach stehen und liegen, so daß die auf der frischen Roça angelegten Pflanzungen auf ein Auge, das noch des Anblickes peinlich sauber gehaltenen Pfluglandes gewohnt ist, einen höchst verwahrlosten Eindruck machen.

Die Roça wird in den alten Kolonien gewöhnlich sechs oder sieben Jahre lang bebaut, dann bleibt sie etwa ebenso lange Zeit brach. Auf dem unbepflanzten Boden entwickelt sich eine Vegetation, die man als Capoeira bezeichnet und die in der Grandiuwe ein gutes Kuhfutter liefert. Ein Teil der Capoeiren-Flora soll nach der Ansicht mancher nirgends auftreten, als auf den brach liegenden Roçen; der Behauptung anderer zufolge finden sich die Pflanzen, deren Keime der Urwaldboden allenthalben bergen soll, auch anderwärts, kommen jedoch, durch die übrige Vegetation zurückgedrängt, nur spärlich fort.

Die Roçawirtschaft ist in den alten Ansiedelungen auf große Strecken der Bestellung des Bodens mit Pflug und Egge gewichen. Vielfach jedoch zieht der Kolonist vor, wenn sein Land durch den Raubbau verbraucht ist, das Gebiet der neuen Siedelungen aufzusuchen und dort von vorn mit dem Roçaschlage zu beginnen.

Der neue Ansiedler baut in erster Linie das, was er zu seinem eigenen Unterhalt braucht: Mais, schwarze Bohnen, Kürbisse, ferner Bataten, Mangariten und andere Knollengewächse. Daneben aber bestehen in dem Itajahy-Distrikt bereits stattliche Pflanzungen von Canna, das Zucker und Cachas, d. i. Schnaps, liefert. Daß auch der Tabakbau eine Zukunft haben dürfte, beweist die Analogie der italienischen Ansiedelungen von Blumenau, deren Tabakernten teilweise bis zu 2000 Milreis eintragen. Auch hat einer der hiesigen Ansiedler, der allerdings nicht aus

[3]) Prospekt der Hanseatischen Kolonisationsgesellschaft S. 32

Deutschland, sondern aus der alten Kolonie nach der Hansa gekommen ist, für seinen Jahresertrag an Tabak bereits einen Erlös von 500 Milreis erzielt. Desgleichen dürfte von der Viehzucht, hauptsächlich der Zucht von Rindvieh, eine gedeihliche Entwicklung zu erwarten sein; die Annahme rechtfertigt sich ebenfalls aus dem Hinblick auf die Blumenauer Kolonie, deren Hauptausfuhrgegenstand die Butter ist.

Für den künftigen Absatz der Neusiedelung am Itajahy — insbesondere den von Zucker, Cachaß, Mandiokmehl, Reis, Kaffee — wird neben Blumenau und der Ausfuhr über See auch das westliche Hochland in hohem Maße in Betracht kommen. Denn die Gesellschaft beabsichtigt, die Landbesiedelung und mit ihr die am Nordarm des Itajahy aufwärts ziehende Straße bis Moema durchzuführen; damit aber wird die Verbindung mit den Lasttierwegen des inneren Landes gewonnen sein. Weiterhin ist natürlich die Verwirklichung des schon erwähnten Planes einer Eisenbahn, die Blumenau über Hammonia mit dem Westen verbinden soll, eine wichtige Frage für die Entwicklung des Itajahy-Distriktes.

Richten wir unser Augenmerk auf die gegenwärtige wirtschaftliche Lage der Kolonie, so fällt als schwerwiegendes Uebel der Stand der Lebensmittelpreise auf. Diese erscheinen, mit denen von Blumenau verglichen, auch dann als unverhältnismäßig hoch, wenn man die Ausgaben des Vendisten an Frachtgebühren und die Gefahr von Verlusten an solchen Schuldnern in Rechnung zieht, die wirtschaftlich zugrunde gehen oder die Kolonie verlassen. Lastet schon dieser Mißstand schwer auf der Lage des Ansiedlers, so tritt doch noch ein anderes hinzu. Wie schon gesagt, stehen die meisten von denen, die in der Hansa eintreffen, ganz oder nahezu mittellos da. Verschwindend wenige von ihnen vermögen durch Wegearbeit und Förderung der Urbarmachung und Bepflanzung ihres Grundstückes von vornherein so viel zu erwerben, daß sie davon ihren ganzen Lebensunterhalt bestreiten könnten. Nur den geübtesten, anpassungsfähigsten und zähesten Arbeitern wird es gelingen, und bei solchen, die eine Familie zu ernähren haben, dürfte der Fall überhaupt ausgeschlossen sein. Mithin ist der Ansiedler notwendig auf den Kredit des Vendisten angewiesen. Es entsteht eine Verschuldung des Kolonisten, die bei dem üblichen Zinsfuß von mindestens 12 Prozent durch die anwachsende Zinslast noch erheblich erhöht wird. Zwar hat sie als Anfangserscheinung einer der Entwicklung noch harrenden Wirtschaft an sich nicht eben viel zu bedeuten; der Schwerpunkt des Zustandes liegt jedoch in der durch die Verschuldung bedingten Abhängigkeit des Kolonisten vom Kaufmann. Sie dürfte in ungleich höherem Maße als jene Ueberteuerung der Lebensmittel selbst das Gedeihen der neuen Kolonie bedrohen. Da nämlich der Vendist auch Abnehmer und Ausführer der in der Kolonie erzeugten Ware ist, so liegt die Gefahr nahe, daß er die Abhängigkeit des Kolonisten dazu benutzt, um die überschüssigen Erzeugnisse dessen, der erst einmal einen seinen Lebensbedarf übersteigenden Bodenertrag erzielt, im Preise zu drücken. Das Vorhandensein dieser Gefahr beweisen die von Kaerger [4]) geschilderten Zustände in der Kolonie Dona Francisca. Ein im Sinne einer wirtschaftlichen Genossenschaft gestalteter Zusammenschluß der Kolonisten, wie er in dem neuerdings gegründeten „Hansabunde" gedacht ist, könnte vielleicht, in die richtigen Wege geleitet, imstande sein, der Gefahr entgegenzuwirken. [5])

Was die Einrichtungen der öffentlichen Wohlfahrt im Itajahy-Distrikt angeht, so muß für Schule und Kirche vorläufig noch ein Raum des Einwandererschuppens genügen. Das Entgelt des Predigers bezahlt die Gesellschaft, ebenso wie einen Teil des Lehrergehaltes, das zum anderen Teil durch ein geringes Schulgeld gedeckt wird. Der Schulunterricht wie die Verrichtungen des protestantischen Gottesdienstes liegen in den Händen des Herrn Dr. Aldinger, während die katholische Seelsorge ein von Zeit zu Zeit heraufkommender Geistlicher versieht. Herr Dr. Aldinger ist zu gleicher Zeit Leiter der dem Stadtplatz Hammonia gegenüberliegenden Kolonialschule „Palmenhof", die, als Urwaldsiedelung größeren Maßstabes angelegt, die praktische Einführung junger Leute in den Kolonistenberuf zur Aufgabe hat. Auf Dr. Aldingers Anregung hat sich ein „Kirchen- und Schulverein" gebildet, dessen nächster Zweck die Errichtung einer protestantischen Kirche ist, die gleichzeitig als Schule dienen soll. Die Hanseatische Gesellschaft hat dem Verein ein Stück Grund und Boden als Kirchen- und Schulland zugewiesen. Auf ihm erhebt sich bereits das Balkengerüst des künftigen Gebäudes.

Die Besiedelung des Itajahy-Distriktes nimmt einen rüstigen Fortschritt, trotz der mannigfaltigen Schwierigkeiten, die sich der Tätigkeit der Hanseatischen Gesellschaft in den Weg stellen. Vor drei Jahren noch war das Land allenthalben mit dichtem Urwald bedeckt, den höchstens eine Jagdpikade durchzog, als am Taquaras zum erstenmal die Axt des deutschen Kolonisten erklang. Heute bestehen in den Tälern des Rio Itajahy do Norte, Cocho, Taquares, Sellin, Rafaël, Indios über 300 Ansiedelungen. Die Ufer der Wasserläufe sind durch Brücken, Fähren, Canoes verbunden und ein ausgedehntes Netz fahrbarer Wege und Fußsteige gestattet dem Wanderer, weithin den Urwald zu durchstreifen.

Ein solcher Streifzug ist ein herrliches Vergnügen. Gleich einem wundersamen Traum umfängt uns der subtropische Wald, gleich einem Märchenreiche voll bunter Pracht. Da ragt die schlanke Palme mit dem zarten Blätterstrauße, da recken starkstämmige Zedern, Kanellen, Tajuben die stolzen, rauschenden Wipfel. Dazwischen ein wahres Wirrsal von hochgeschossenem Holz und vielgestaltigem Blattwerk. Hier sehen wir einen der ragenden Riesen umstrickt von den tückischen Schlingen des Matapau, des gierigen „Baumtöters", dort erhebt aus dichtem Unterholz üppiges Taquararohr die scharfgespitzten grünen Stengel. Und hundertfältige Stimmen um uns her, vom krächzenden Rufe des Tukans, dem schallenden Hämmern der Spechte, dem Geschrei von Papagei und Affe bis zum Zirpen und Schwirren winziger Kolibris, die Nachtfaltern gleich um duftende Blüten gaukeln. Dann und wann öffnet sich ein freier Blick nach den blauen Bergen der Serra do Mirador und hernieder auf die Fluten des Rio Itajahy do Norte; sie brausen bald wild schäumend über die Felsgefälle des Flußbettes und um myrtenbewachsene Klippen, bald wieder ziehen sie friedlich ihres Weges, ein blinkender Spiegel der waldbedeckten Ufer, der busch- und palmenbestandenen Inseln.

Unterwegs begegnen uns abenteuerliche Gestalten zu Fuß und zu Pferd. Hemd, Hose und breitkrempiger Hut bildet meist die ganze Bekleidung des Kolonisten. Am Gürtel hängt das lange Waldmesser, aus der Tasche oder Lederscheide schaut der Revolver. Bei längeren Gängen fehlt selten die Flinte, denn oftmals gibt es einen Tukan oder Jagutingo zu schießen, vielleicht zeigt sich auch ein Waldhuhn, ein Wildschwein, ein Paca auf der Pikade.

Auch allerhand Raubzeug treibt in den Wäldern sein Wesen. Das schlimmste davon ist der wilde Indianer, der „Buger". Die Gefahr, die von seiner Seite den Ansiedelungen droht, ist nicht zu unterschätzen. Im vergangenen Jahre noch kam es zu einem Zusammenstoß zwischen Ansiedlern und Indianern, bei dem ein Deutscher getötet, ein anderer schwer verwundet wurde. In früheren Zeiten durchstreiften Trupps von Bugerjägern dauernd das Blumenauer Grenzgebiet, um die Kolonien vor Ueberfällen zu schützen. Auch jetzt werden bisweilen Jagden auf die Indianer veranstaltet. Ueber das Ergebnis verlautet gewöhnlich so gut wie nichts. Denn noch harrt die Frage der Entscheidung, ob die nicht in Notwehr geschehende Tötung eines Indianers als strafbarer Mord zu betrachten oder das Verhältnis zwischen weißer und roter Rasse als dauernder Kriegszustand aufzufassen ist, als Vernichtungskampf, dessen Durchführung bis aufs Messer für den Ansiedler ein Gebot der Selbsterhaltung bedeutet.

---

[4]) Brasilianische Wirtschaftsbilder S. 179, 234.

[5]) Wie ich nachträglich erfahre, hat der Uebelstand eine sehr glückliche Erledigung gefunden durch Errichtung von Verkaufsstellen, die den Kolonisten die Gegenstände ihres Bedarfes durch die Gesellschaft unter billigen Bedingungen verkaufen.

Bücher und Zeitschriften.

Die Güter der neuen Wahrheit. Hypothesen in Romanform. Verlag von E. Felber, Berlin.

Der Titel dieses Buches könnte abschreckend wirken. Sein Verfasser, der sich nicht einmal ein Pseudonym wählen mochte, muß eine hohe Meinung von der philosophisch-wissenschaftlichen Neugierde der Frauen haben, wenn er sie durch diesen Aushängeschild zu locken glaubt. Er scheint nicht auf Alltagsleserinnen zu rechnen. Er hätte aber bei Gott nicht geschwindelt, wenn er sein Buch einfach einen Roman genannt hätte. Es ist nichts anderes. Einige Hypothesen über die „neue Wahrheit", nämlich über den Hypnotismus, stehen wohl darin. Sie füllen etwa zehn Seiten. Und sie enthalten, ich muß gestehen, interessante Gedanken und Beobachtungen über Psycho-Physiologie. Man merkt, der Verfasser hat auf diesem Gebiet selbständig gedacht. Aber diese zehn Seiten könnten aus dem Buch wegfallen, das Buch bliebe ganz dasselbe. Sein Titel ist also fast eine Vorspiegelung falscher Tatsachen. Aber wenn es an sich nur ein guter Roman ist? Es scheint ein Erstlingswerk zu sein. Mehr als eine Ungeschicklichkeit deutet darauf hin. Aber dafür enthält das Buch auch kaum eine Banalität, und seine Menschen und ihre Schicksale werden von uns durchaus als wahr empfunden; wir haben das Gefühl, trotz aller Unbeholfenheit der Komposition, einem Stück wahren Lebens und nicht etwa bloß müßigen Erfindungen gegenüber zu stehen. Bewunderungswürdig ist die vornehme Haltung des Verfassers, der es fertig bringt, die äußersten Gegensätze in Religion und Politik sich aussprechen zu lassen, ohne sich je auch nur mit einem Augenzwinkern auf die eine oder die andere Seite zu stellen. Der Held ist ein hochkonservativer Aristokrat. Dem Volke die Religion zu erhalten, vielmehr das Volk in der Religion zu erhalten, nämlich in der Kirche, mit Polizeigewalt wenn nötig, ist sein oberster politischer Grundsatz. Thron und Altar, er kann keines ohne das andere aussprechen. Aber er selbst hat keine Religion, hat kaum Moral. Er macht daraus nicht einmal ein Hehl: Und dieser Mann wird in keiner Weise tendenziös ausgebeutet. Nichts wird in diesem Buch tendenziös ausgebeutet, nicht einmal die „Hüter der neuen Wahrheit", wie doch der Titel könnte vermuten lassen. Auch nicht die alte Wahrheit: Das Elend des verlassenen Weibes — vielleicht, trotz Psycho-Physiologie und Politik, das Hauptthema des Buches, in seiner Darlegung jedenfalls das Beste der Gesamtleistung, womit der Verfasser eine Kenntnis des weiblichen Herzens verrät, die nicht gemein ist und die für manche Schwächen des Buches entschädigt. Dieser Verfasser ist, schreibt man mir, „eine hohe Persönlichkeit, die aus politischen Gründen anonym bleiben will und muß". Eine Persönlichkeit kann männlich und weiblich sein. Wenn ich meine Vermutung aussprechen soll — aber die hat man ja wohl schon erraten.

Benno Rüttenauer.

Fesseln. Roman von Adolf Wilbrandt. Stuttgart und Berlin. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger 1904.

Mit jedem neuen Buche Adolf Wilbrandts erneut sich in uns die Freude an dem lebendigen Vortrag, an der meisterhaften Menschenschilderung. Dieses Wort ist eigentlich nicht ganz zutreffend, denn wir wüßten kaum einen zweiten Autor, der so wenig dazu tut, seine Menschen zu schildern. Sie stehen eben vor uns und sind uns nach wenigen Seiten so vertraut als wären sie alte Bekannte. „Fesseln" ist ein Thesenbuch. Felix v. Mohr spricht in einer Unterhaltung mit seinem Freunde, dem Bildhauer Walter Hatzfeld, die auf den ersten Blick überraschende Meinung aus, daß die wahre Freiheit in der Ehe liegt, daß die leicht geknüpften Liebesverhältnisse sich, wenn man sie einmal lösen will, als schwere Fesseln erweisen. Dieser Satz wird dann an dem Schicksal Walters demonstriert, der erst die Gunst der schönen Fürstin Weißenfels erringt und dann sein Schicksal in der Jugendfreundin Ursula Dersler findet, die ihm in die Arme fällt, wie tapfer auch beide gegen die heiße Leidenschaft gekämpft hatten. Die Fürstin hatte in ihrem Verhältnis zu Walter etwas Selbstverständliches erblickt und seine wiederholten Bitten, sich von ihrem Gatten zu trennen, als Kindereien verlacht. Daß aber die ernste, tüchtige Ursula, nachdem sie sich ihm zu eigen gegeben, sich von ihrem Gatten trennen und sein Weib werden muß, das ist für beide nach der Stunde, in der sie unterlegen, außer Frage. Die Fürstin aber gibt ihm den Treuschwur nicht zurück und so findet er in seinem zerstörten Leben keinen Ausweg als selbst freiwillig ein Ende zu machen. Der Ehebruch wird in scheinbar spielerischer Weise behandelt und das „Glück", das der Held bei den Frauen hat, zieht ihn hinab. Dennoch ist ein ernster, schwerer Unterton in dem Buche vorhanden und der Ausblick auf die „Fesseln", zu denen derartige Verhältnisse werden müssen, ist ein gar düsterer. Von den Menschen, die sich um die Hauptfiguren gruppieren und die alle ihr individuelles Gepräge haben, ist besonders die herzige, brave Tänzerin Lulu, die Felix Mohr heiratet, eine prächtige Gestalt. Freilich mußte er nach allen seinen Erlebnissen mit den Frauen der Gesellschaft es als die verdiente Vergeltung betrachten, daß der verzehrende Zweifel an der Treue seiner Frau sich seiner bemächtigte. Ein hübsches Wort sagt einmal die Fürstin zu Walter: „Das ist doch ein rechtes Kreuz, daß wir nie, auch nicht auf eine Minute, aus uns heraus können und in einen anderen hinein! So daß man einmal ganz erlebt, was er sieht und hört und fühlt, und wie ihm zu Mute ist."

S. S.

Allgemeine Rundschau.

Archäologisches aus Rom.

M. Nach längerer Pause finden wir einmal wieder die „Notes from Rome", Rodolfo Lancianis archäologische römische Berichte, im Athenaeum, die aus Mangel an Stoff geruht hatten. Zunächst tadelt der römische Topograph den übertriebenen Lärm, der mit der neugefundenen Basis der Reiterstatue Domitians getrieben worden sei, und zu der Kaiser, Könige und hervorragende Persönlichkeiten geführt worden seien, als ob es sich um eine unerwartete Beleuchtung der Topographie und Geschichte Roms handle. Dieser Cubus von Steinen markiert doch nur die Stelle, wo das Monument ein paar Jahre stand, denn es wurde sofort nach der Ermordung des Kaisers zerstört. Wäre nicht die Statiusstelle (Silv. I), so wäre die kurz dauernde Domitian-Statue überhaupt dem Gedächtnis entschwunden; und wenn einige Enthusiasten in einigen erhaltenen Steinen die Träger der Hufe des Kolossalpferdes sehen wollen, so vergessen sie, daß zwischen Fundament und Pferd sich noch ein 10—12 Meter hoher Marmoraufbau erhob, so daß Domitian das Forum weit überragte. Die Statiusstelle hat außerdem noch die Entdeckung des „Lacus Curtius" herbeigeführt, denn dieser mußte in der Nähe des **Equus Maximus Domitiani**, wie Statius' erste Silve genannt ist, liegen, wenn der „Hüter des Platzes und der Sumpf" es willkommen geheißen haben. Comm. Boni will zwei Jahre auf die Klarstellung dieses kleinen Forumteiles (**Lacus Curtius**) verwenden, der schon zu Ovids Zeiten nichts anderes war, als ein ausgetrockneter kleiner Platz, auf dem ein Altar von einem Gitter umgeben stand. — Was die auf der Ostseite des Fundaments der Reiterstatue in einen ausgehöhlten Travestinblock eingelassenen fünf prähistorischen Vasen, wie sie auch in den Alba Longa-Begräbnisstätten und den Forum-Frühgräbern gefunden wurden, zu bedeuten haben, wagt Lanciani nicht zu entscheiden — sie können zufällig da gefunden und geborgen oder in den Fundamentierungsriten für die Domitian-Statue absichtlich verwendet worden sein. — Ein Teil der Basis der von dem Senate dem Q. Marcius Tremulus im Jahre 306 v. Chr. nach seinem Sieg über die Herniker gewidmeten Reiterstatue fand sich da, wo Livius (IX, 43) ihren Standort vor dem Kastortempel beschreibt. Auch Cicero kannte das ehrwürdige Denkmal noch (Phil. VI, 13), das zu Plinius' Zeiten nicht mehr existierte. — Fast hätte man auch die Gesichtszüge des alten Dichters Quintus Ennius authentisch kennen gelernt, der als ein echter Dichter im Jahre 169 durch übermäßiges Trinken am Podagra starb; aber leider fehlt der in den Diocletiansthermen (Certosa di Termini) gefundenen Enniusherme der Kopf, und so müssen wir uns mit einer nicht gesicherten Büste und einer Darstellung auf einem Amethyst für die Züge des calabrischen Dichters, der der

Lehrer des M. Porcius Cato im Griechischen gewesen war, begnügen. — Die Ausgrabungen der Ara Pacis Augustae in den Kellern des Palazzo Fiano-Almagià haben aus Geldmangel leider aufhören müssen, nachdem die letzte Ausgrabungsperiode die ganze Einfassung nach der alten Via Flaminia hin und schöne Platten der Einweihungsprozession zutage gebracht hatten. Auf einer Platte ist die obere Hälfte von sechs dem Augustus folgenden priesterlichen Personen erhalten. — Ganz in der Nähe der Ara, hinter der Apsis des Chors von S. Lorenzo in Lucina fand man — auch von einem Keller des Palazzo Fiano aus — ein Privathaus aus dem 4. nachchristl. Jahrhundert, das möglicherweise mit dem ursprünglichen „Titulus Lucinae" (Gregorovius, Gesch. der St. Rom I, 259) identisch ist, wo Damasus Anno 366 zum Papst gewählt wurde und die allgegenwärtige Dame Lucina gewohnt hatte. — Auf dem Esquilin (Viale Principessa Margherita) fand sich eine dem Caracalla, ehe dieser Kaiser wurde, im Jahre 197 von Verginius Gallus (Gallus ist Familienname) gewidmete Inschrift. — Die jetzt vollendeten Ausgrabungen in Norba beweisen, daß dieser den ganzen Pontinischen Distrikt beherrschende, befestigte Platz nicht prähistorisch oder pelasgisch war, sondern aus der Zeit um 400 v. Chr. stammt. Zahlreiche gefundene Weihgeschenke, darunter Bronzen von der Hand griechisch-campanischer Künstler, zeigen das große Ansehen des Hauptheiligtums von Norba, des Juno Lucina-Tempels.

*

Der „Passatstaub".

Zur Zeit der Passatwinde zeigt sich auf dem Atlantischen Ozean zwischen der brasilianischen Küste und der Westküste von Afrika den Seefahrern ein lange bekanntes Phänomen, der sogenannte Passatstaub. Bei ruhigem Wetter erscheint die Oberfläche des Wassers weithin oder nur streifenweise von einer eigentümlichen, gelblichen bis gelblich-grünen Färbung, die bei der leisesten Windbewegung verschwindet und auch auf der bewegten Wasserfläche, die vom Bug eines die Ozeanfläche durchschneidenden Dampfers ausgeht, nicht mehr sichtbar ist. Allgemein nahm man an, daß diese Färbung durch Pollenmassen (hauptsächlich von Nadelhölzern) hervorgerufen werde, die der Passatwind auf das Meer wehe. Die Untersuchung einer von Herrn F. Reinsch unter 19° 34 s. Br. und 38° 58 w. L. gesammelten Wasserprobe hat aber, wie die Naturwissenschaftliche Rundschau mitteilt, gezeigt, daß hier dieselbe Ursache vorliegt, die Ehrenberg schon 1830 für die Meeresfärbung im Golf von Sinai nachgewiesen hat. Das Wasser enthielt nämlich eine zu den Oscillariaceen gehörige Fadenalge, die sich im System in die von Ehrenberg aufgestellte Gattung Trichodesmium einreiht. Die drei bis jetzt von den Autoren unterschiedenen Arten (Tr. Erythraeum Ehrenberg, Tr. Hildebrandtii Gomont, Tr. Thiebautii Gomont) finden sich auf der Oberfläche verschiedener Ozeane schwimmend und verursachen das unter dem Namen der Seeblüte bekannte Phänomen, eine in verschiedenen Farben (purpurrot, bräunlich-gelb und gelblich-grün) auftretende, sich weithin erstreckende Färbung der ruhigen oder nur schwach bewegten Wasserfläche. Die jetzt untersuchte Form schließt sich an Trichodesmium Hildebrandtii an und wird von Herrn P. F. Reinsch als Forma atlantica dieser Spezies zugestellt.

::

Kleinere Mitteilungen.

* Ehrung. Eine Dankadresse an Professor Naunyn (Straßburg) beabsichtigen dessen letzte Schüler. Alle, welche während Naunyns annähernd 40jähriger Tätigkeit seine Schüler gewesen sind, werden gebeten, ihre Namen und Adressen Herrn cand. med. Zschocke, Lessingstraße 31 III, Straßburg i. E., mitzuteilen, damit ihnen Blätter zum Eintragen der Unterschriften zugesandt werden können.

*

Hochschulnachrichten.

* **Berlin.** Seitens der medizinischen Fakultät in Berlin kommt in diesem Semester eine Summe von 16,309 M. aus der Gräfin Luise Bose-Stiftung zur Verteilung. Davon sind 13,309 M. für Aerzte und Dozenten zu Studienreisen und zur Förderung wissenschaftlicher Arbeiten bestimmt.

* **Wien.** (Bauliches von der Universität.) Der Zustand des Physikalischen Universitätsinstituts ist seit längerer Zeit so ungenügend, daß nur eine ganz beschränkte Zahl von Hörern darin Aufnahme finden kann und die Vorlesungen sogar unlängst zur Ausführung dringend nötiger baulicher Reparaturen eingestellt werden mußten. Am Mittwoch hat nun Professor Exner seine Vorlesungen wieder aufgenommen. Derselbe wies in seiner Begrüßungsansprache darauf hin, daß die jetzt hergestellte Besserung keine endgültige Lösung der Raumfrage sei, und bat die Studenten, sich bis zur Erzielung einer durchgreifenden Aenderung so gut es gehe mit den Verhältnissen abzufinden.

* **Innsbruck.** Zur einstweiligen Ausfüllung der zur Zeit noch unbesetzten Professur für Physiologie an der hiesigen Universität ist der Professor an der Hochschule für Bodenkultur in Wien Dr. A. Durig berufen worden.

hc. **Prag.** An Stelle des in den Ruhestand getretenen Hofrats Prof. Karl Zulkowski ist der Professor an der Staatsgewerbeschule zu Bielitz Dr. Georg Edler v. Georgievicz zum Professor der chemischen Technologie an der Prager deutschen Technischen Hochschule berufen worden.

*

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

F. Bosse: Anleitung zur einträglichen Hühnerzucht im Klein- und Grossbetriebe. Unter Mitarbeit von Arthur Wulf. Mit 43 Textabbildungen und 4 buntfarbigen Tafeln. (Grethleins Praktische Hausbibliothek.) Leipzig. Konrad Grethlein. — Gustav Adolf Erdmann: Frei die See! Betrachtungen zum Flottenprogramm des Deutschen Flottenvereins. Leipzig 1905. B. Fischer Nachf. 130 S.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Jahrgang 1904. München, Samstag, 19. November. Nummer 266.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

A 1798 Z

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Erziehungsromane.

Vor einigen Wochen ist an dieser Stelle[1]) unter dem Titel „Ein katholischer Erziehungsroman" der erste Band des „Krauskopf" von Hermann Wette ausführlich besprochen worden. Wie in der Umgebung des katholischen Münsterlandes ein eben erst den Kinderschuhen entwachsener lebhafter Knabe in seiner Empfindungswelt zwischen den Polen strenger Glaubensüberlieferung und selbständiger Lebensauffassung hin und her geworfen wird, ist in diesem ersten Teile mit großer Frische und zuweilen mit prächtigem Humor geschildert. Der kleine Krauskopf ist uns fest ans Herz gewachsen, wenn wir das Buch aus der Hand legen, und jener Referent hatte recht, wenn er meint, daß jeder Leser des ersten Bandes wohl den weiteren Bänden dieses Romans, die uns den ferneren Erziehungsgang des Knaben und Jünglings und die Lebensgeschichte des Mannes, „sein Wollen und Streben, Ringen und Kämpfen unter dem Pulsschlage einer neuen Zeit" schildern sollen, mit Spannung entgegensehen werde. Nun ist von diesem Roman der zweite Band erschienen.[2]) Er erfüllt die Erwartungen, die ihn uns rasch in die Hand nehmen ließen, nicht nach jeder Richtung hin. Die Gestalt des jungen Krauskopf verliert bei seinem Gang durch die Rektoratsschule und das Gymnasium — mit dieser Lebensperiode des Helden ausschließlich beschäftigt sich der zweite Band — einigermaßen an Frische; die Gegensätze zwischen seinem unmittelbaren Empfindungsleben und der unter dem Eindruck des Kulturkampfes stehenden Umgebung im Heimatsdorf und später in Münster sind nicht klar herausgearbeitet; das Behagen an überreichem anekdotischen Beiwerk aus der bewegten Schulzeit hat den Verfasser offenbar zuweilen den Faden verlieren lassen. Aus dem urwüchsigen Knaben, der uns im ersten Bande durch die elementare Leidenschaftlichkeit seiner Natur, durch seine unentwegte Wahrheitsliebe und durch seinen oft drolligen Widerstand gegen alle Lebenskompromisse lieb geworden war, ist am Schluß des zweiten Bandes ein durch wahre und falsche Bildung doch schon recht angekränkelter Jüngling geworden, dessen „vielfältig geartete Menschennatur" in unklare Umrisse zu verschwimmen beginnt. Der feine Duft der ländlichen Ursprünglichkeit ist durch den Einfluß der Schuljahre von der kräftigen Erscheinung des Sohnes der westfälischen Erde weggewischt worden; der Abiturient des Münsterer Gymnasiums haftet nicht mehr als eine festumrissene Gestalt vor unseren Augen; all das Eigentümliche, das uns in dem an der Schwelle der Rektoratsschule stehenden Knaben so reizvoll erschien, ist nun überwuchert durch fremde Einflüsse.

Das mag ein recht natürlicher und oft sich wiederholender Lebensvorgang sein; in die nach festen Zielpunkten hinstrebende Komposition eines Entwicklungs- oder Erziehungsromanes fügt er sich nur störend ein. Hier wollen wir sichere und starke Richtungslinien sehen. Der idealisierende Zauber der Dichtung soll sich nicht nur auf die Ausschmückung des Lebens mit gefälligem und ziervollem Nebenwerk, auf heitere Umrankungen des Lebensganzen durch kunstvolle Linien erstrecken; er soll am wenigsten dazu dienen, wie das im Verlaufe dieses zweiten Bandes des „Krauskopf" immer mehr und mehr zum vorherrschenden Kunstmittel wird, nur hier und da, gleichsam aushilfsweise, wie ein Lichtblick in das bunte Gewirr von Trivialitäten zu fallen; sondern er soll die gesamte innere Entwicklung des Helden auf eine allgemeinere Stufe der Betrachtung heben und in einer Beleuchtung von höheren ewigen Lichtquellen her festhalten. Das ist in der Lebensgeschichte des jungen Krauskopf nicht fortlaufend der Fall. Wir verlieren die Seele des Jünglings aus den Augen über all der bunten Fülle von heiteren und schmerzvollen Erinnerungen aus der Schulzeit, die der Verfasser in diesen zweiten Teil seines Romans hineingearbeitet hat. Auch im ersten Teil war ja eine solche Fülle rein äußerlicher Vorkommnisse, oft der anmutigsten Art, bemerklich; dort störte sie aber weniger den Gesamteindruck, weil sie umfaßt war von dem starken Rahmen des dörflichen Lebens und weil die Personen, die in des Knaben Leben und Wesen bestimmend eingriffen, im großen und ganzen dieselben blieben und deshalb scharf charakterisiert werden konnten. Der zweite Band des Romans führt uns in allzu raschem Fluge an solchen auf die Seele des Krauskopf einwirkenden Persönlichkeiten vorüber; die Einwirkung selbst erscheint deshalb episodenhaft, der innere Zusammenhang zwischen den verschiedenartigsten Beeinflussungen kann nicht mehr hergestellt oder wenigstens vom Leser nicht mehr scharf erfaßt werden. In der Rektoratsschule ein trefflicher Pädagoge, der des Knaben Seele aus der inneren Verwirrung, in die sie durch den schon aus dem ersten Bande bekannten fanatischen Kaplan Sauvage gestürzt war, zur Ruhe zurückführt; dann in der Klosterschule ein Kreis von tüchtigen und liebevollen Lehrern, die aber doch aus der naiven Lebensauffassung des Schülers nichts zu machen wissen, und schließlich auf dem Gymnasium in Münster die lediglich karikierten Professoren und die ebenso ins Unglaubliche verzerrten Gestalten des engeren Freundeskreises — das bildet in seiner Gesamtheit schon eine verwirrende Fülle. Dazu gesellen sich noch die in idealistischer Verschwommenheit dargestellten religiösen Einwirkungen durch den übrigens sehr in den Hintergrund gerückten freisinnigen Oheim und durch den ganz am Schlusse wie ein deus ex machina in die Seele des Jüng-

1) In Nr. 250 der Beilage d. J.

2) Krauskopf. Roman von Hermann Wette. Zweites Buch. Leipzig 1904. Fr. W. Grunow.

lings tief eingreifenden altchristlich gesinnten „heiligen Herrn“. Zu einer stetigen Entwicklung des religiösen Fühlens in Krauskopf, auf die doch der Roman im Grunde hinstrebt, kommt es daher im zweiten Bande trotz verschiedener energischer Anläufe nicht mehr. Wir werden hier mit dem Eindruck entlassen, daß der Verfasser die Richtlinien, die im ersten Bande deutlich hervortraten, verloren hat. Die Aufgabe, die er wohl bei Beginn seines Werkes in ihrer ganzen Größe gefühlt hat, das langsame und mühevolle Sichlosringen eines Gottessuchers aus den Banden konfessioneller Beschränkung klar und ergreifend darzustellen, ist ihm über den Kopf gewachsen; die ihm angeborene Fabulierlust, das überall übermächtig hervortretende Behagen an der Schilderung der humoristischen oder auch grotesken Erscheinungen des täglichen Lebens und die damit im Zusammenhang stehende Sucht zu karikieren, haben ihn von dem vorgezeichneten Wege abgeführt.

Gleichwohl gehört auch dieser zweite Band zu den neuen Büchern, deren Lektüre sich wohl verlohnt. Es sind einige prächtige Abschnitte in ihm, die ein kräftiges und selbständiges dichterisches Talent verraten; daneben finden sich treffliche episodenhafte Schilderungen von dem Leben in den katholischen Erziehungsanstalten des nördlichen Deutschlands, die die Aufmerksamkeit eines jeden, der für die heutige Jugenderziehung in allen ihren Betätigungen ein warmes Herz hat, auf sich ziehen werden. Zu den dichterisch besonders wohlgelungenen Abschnitten muß das Kapitel von des jungen Krauskopf „sündhafter Liebe“ zu dem heidnischen Zigeunerkinde, dem Trautchen, gezählt werden. Hier hat der Verfasser ein feines Kabinettstückchen geliefert in der romantischen Schilderung des Eingreifens des zaubervollen, unverkünstelten Naturlebens eines Waldkindes in die durch religiöse Angst- und Wahnvorstellungen schon verwirrte Seele des Knaben. Und im kräftigen Gegensatze zu dieser von Waldesweben und Blumenduft erfüllten Episode, aus der Krauskopf als letztes Andenken des gestorbenen Zigeunerkindes nur ein Rotkehlchen in seinem Bauer mit ins fernere Leben hinausnimmt, steht dann seine Verschickung in den strengen Zwang der Klosterschule, wo ganz andere Mächte auf ihn einwirken.

Bei dem Leben Krauskopfs in dieser Klosterschule wollen wir ein wenig verweilen. Das Kapitel, in dem es geschildert wird, bildet entschieden den Mittelpunkt in diesem zweiten Bande des Romans wie auch in der Entwicklung des Knaben zum Jüngling überhaupt. Es widerlegt zugleich durch den Ton, in dem von der Einrichtung dieser Schule wie von dem Charakter und der pädagogischen Wirksamkeit der geistlichen Lehrer erzählt wird, die von glaubenseifriger Seite verkündete Meinung, daß der Verfasser des „Krauskopf“ in durchaus antikatholischer Tendenz schreibe. Schon im ersten Bande seines Romans hat er katholische Priester geschildert, deren Wesen und Leben nach jeder Seite hin vorbildlich dasteht, und in deren Wirksamkeit die Betätigung eines wahren, durch Dogmenzwang nicht verhärteten christlichen Sinnes offenbar wird. Auch in dem Lehrerkollegium der Klosterschule von Gaisfurt stellt er eine Gemeinschaft von christlichen Männern dar, deren reine und von weltlichen Rücksichten durchaus freie Gesinnung über jeden Zweifel erhaben ist. Es sind ganz prächtige, liebenswerte Gestalten, die der Verfasser hier mit wenigen, aber sicheren Strichen zeichnet, vom Baas, dem energischen und glaubensstarken Vorsteher, angefangen bis herab zu dem dicken Pitter, dem Oekonomen der Anstalt. Bezeichnend für den Geist, der an diesem Orte herrscht, sind die Vorlesungen aus den Schriften von Alban Stolz, die der Baas nach der Abendmahlzeit veranstaltet. Es ist der Geist der christlichen Verinnerlichung, das Streben nach einem Aufbau der Jugenderziehung auf der mystischen Gemeinschaft mit dem Heiland, auf der Erzielung der strengsten Subtilisierung aller inneren Regungen schon in der Knabenseele unter dem Hinblick auf die Ewigkeit. Daneben aber doch ein frisches Eintauchen in die Schätze der klassischen Bildung und ein herzhaftes, unbefangenes äußerliches Leben. Spiele, Turnen, handwerksmäßige Beschäftigungen laufen neben den Studien und den geistlichen Exerzitien her. Die Knaben, unter denen stets durch unnachsichtliches Ausstoßen der moralisch minderwertigen Elemente eine strenge Auslese stattfindet, bilden mit den Geistlichen zusammen eine große freundschaftliche Gemeinschaft; die Lehrer nehmen an den körperlichen Uebungen der Jugend regen Anteil und beschränken sich auch bei den Studien mehr auf die Anleitung und Unterweisung, anstatt einen pädagogischen Drill auszuüben.

Der kleine Krauskopf, nun ein vierzehnjähriger Bube, fühlt sich in dieser geistlichen Lehranstalt wie im Himmelreich. Alle die nach Anschmiegung und Hingebung hinstrebenden Eigenschaften seiner liebesdurstigen Seele finden hier ihre ausgiebigste Entwicklung; sein mystischer Hang, der bisher unter der Einwirkung des fanatischen Kaplans Sauvage nur zu Angstvorstellungen der gemarterten Kindesseele geführt hatte, wird nun auf die sein ganzes Wesen mit dem höchsten Entzücken erfüllende Vereinigung mit Gott hingeleitet. Aber gerade in diesem Ueberschwange der glühenden kindlichen Seele sieht der scharfe Menschenbeobachter, der an der Spitze der Anstalt steht und der den frischen, wahrhaften Knaben besonders lieb gewonnen hat, mit Recht eine große Gefahr, die das Verbleiben desselben in dieser mystischen Gemeinschaft untunlich erscheinen läßt. Er erkennt, daß es ihm auf die Dauer unmöglich sein werde, dem großen Liebes- und Lebensbedürfnis des kleinen Krauskopf an diesem eingeschränkten Ort genügende Beschäftigung zu geben, ohne ihn in überschwängliche Richtungen hineinzudrängen, die die besten und kräftigsten Eigenschaften der stürmischen, jugendlichen Seele notwendig vernichten müssen. So gibt er denn dem Vater den Rat, den Knaben nach einem zweijährigen Aufenthalt in der Klosterschule aus dieser fortzunehmen und auf das öffentliche Gymnasium in Münster zu schicken, damit er dort in freierer Luft und größerer Beweglichkeit seine Kräfte weiter entwickeln könne.

Die Liebe, mit der der einsichtige geistliche Pädagoge den schweren Schnitt zur Lostrennung seines besten und am meisten versprechenden Schülers von jener Pflanzstätte eines mystischen christlichen Geistes vollführt, wird uns bloß verständlich, wenn wir den Geist der edelsten Fürsorglichkeit für die Kindesseelen, der in diesem Vorsteher lebendig ist, aus dem ganzen Verlaufe dieses prächtigen Romankapitels kennen gelernt haben. Hier zeigt der Verfasser, daß er wohl fähig ist, die tiefen Seiten der streng christlichen Erziehung zu erfassen und in ihrem wahren Werte darzustellen, zugleich aber auch, ohne in tendenziöse Verurteilung zu verfallen, die Gefahren anzudeuten, die aus der einseitigen Betonung des mystischen und rein dogmatischen Gehalts der christlichen Glaubenslehre für besonders lebhafte und lebensvolle kindliche Gemüter erwachsen. Es gehört deshalb dieser Abschnitt seiner Erzählung zu den feinsten und besten Darstellungen der Gemeinschaftserziehung auf streng konfessioneller Grundlage, die in unserer neueren Literatur vorhanden sind, denn Licht und Schatten sind hier mit einer, wohl auf einer freundlichen Jugenderinnerung beruhenden, liebevollen Abwägung verteilt.

*

Neben diese schöne und lebensvolle Schilderung eines „Landerziehungsheims auf streng katholischer Grundlage“, wie wir die Klosterschule in dem Wetteschen Roman wohl bezeichnen können, tritt zufällig gerade jetzt die ausführliche und nicht minder liebevoll gehaltene Darstellung eines „evangelischen Landerziehungsheims“, und zwar auch diese in der Form eines Romans. Einen „herrnhutischen Bubenroman“ nennt Hermann Anders Krüger seine Erziehungsgeschichte, die er soeben — auch sie in zwei Büchern wie der „Krauskopf“ — unter dem Titel: „Gottfried Kämpfer“ veröffentlicht hat.[3])

Zwischen dem jungen Herrnhuter und dem krausköpfigen Sohne des dunklen Münsterlandes ließen sich recht wohl manche überraschende Parallelen ziehen, denn auch Gottfried Kämpfer, der lebensfrische Sohn des Vorstehers

[3]) Hamburg 1904. Verlag von Alfred Janssen.

einer kleinen Gemeinde der mährischen Brüder in Schlesien, wächst in einer unter strengen religiösen Vorschriften und Gewohnheiten halb erstarrten Umgebung auf und kann nur in schweren Seelenkämpfen, die seine Jugend zum Teil verdüstern, das innere Gleichgewicht erringen, das zum selbständigen Eintritt ins Leben nötig ist. Aber in dem heiteren Schlesien weht denn doch eine andere Luft als in dem Land der Roten Erde, und im ganzen ist es auch eine durchaus andere, frischere Luft, die uns aus dem herrnhutischen Roman entgegenfährt. Der Humor in der Auffassung der beengenden konfessionellen und sozialen Verhältnisse fehlt auch in dieser Schilderung eines Knaben- und Jünglingslebens nicht, nur tritt er uns nicht so aufdringlich entgegen wie im „Krauskopf". Die seelische Entwicklung des jungen Helden ist bei Krüger großzügiger angelegt als im Wetteschen Roman, die Handlung schreitet lebhafter fort und ist strenger zusammengefaßt, wenn auch ihr die oft allzu reiche Verbrämung mit kleinen Episoden, die nur der Freude des Verfassers an dem Wiederaufleben seiner Jugenderinnerungen entstammen kann, nicht gänzlich fehlt. Reich an Gegensätzen zwischen den Anschauungswelten der Alten und der Jungen, der Frommen und der Weltkinder, der Aufrichtigen und der Heuchler ist dieser Roman wie der andere. Wie könnte das auch anders sein! Kann doch in unseren Tagen — und der Krügersche Roman spielt in der Gegenwart — selbst die in sich abgeschlossenste herrnhutische Gemeinde sich nicht gänzlich der Berührung mit der Außenwelt und ihren jedes besondere Leben zerstörenden Einflüssen erwehren.

Auf solchem Lebensboden, der die Keime zu tausend inneren Widersprüchen in sich trägt, baut sich ein bewegter, bunter Roman gleichsam von selbst auf. Denn schon die Schilderung der so weltfremden Umgebung, des Herrnhuter-Lebens mit seinen sonderbaren Gebräuchen, seinen stillen Herzenswinkeln, seinen ernsten und doch so kräftigen Zügen muß einen romanhaften Anstrich an sich tragen. Jedoch hat sich der genaue Kenner dieses besonderen Lebens, der ja auch schon durch seinen Roman „Weg im Tal" rühmlichst bekannte Verfasser des „Gottfried Kämpfer", seine Aufgabe nicht zu leicht gemacht; er hat allen Gestalten seiner Erziehungsgeschichte eine außerordentlich feine psychologische Vertiefung gegeben und besonders in der Darstellung des Entwicklungsganges seines jugendlichen Helden eine überraschende Menschen- und Herzenskenntnis an den Tag gelegt, die sein Werk zu einer wertvollen literarischen Leistung stempelt und ihm einen besonderen Platz in der heutigen Romanliteratur anweist.

Besonders gilt dies von dem zweiten Teile, in dem das Leben in den herrnhutischen Erziehungsanstalten in „Girdein" (damit ist wohl das bekannte Pädagogium der Brüdergemeinde in Niesky in Schlesien gemeint) geschildert wird. Hier umweht uns die Luft eines frischen fröhlichen Jugendlebens, das unter der Führung ernster und zielbewußter Männer bei strammer Arbeit und in strenger Zucht, aber doch in großer körperlicher und geistiger Freiheit sich entfaltet. Man merkt es dem Verfasser an, daß er aus vollem und dankbarem Herzen in diesem Buche einen Teil seiner schönsten Jugenderinnerungen vor dem Leser ausbreitet und daß er sich noch jetzt des Guten erfreut, das er in jenem Gemeinschaftsleben erfahren. Schon diese Dankbarkeit und Begeisterung für die Erziehung, die er in jenen Anstalten genossen, legen dafür Zeugnis ab, daß die Grundsätze auf denen diese Erziehung begründet ist, dem Bedürfnisse einer unverbildeten Jugend entsprechen. Es sind die Grundsätze der Landerziehungsheime, wie sie freilich leider nur in einem der Zahl nach beschränkten Kreise von Knaben und Jünglingen durchgeführt werden können. Ein Leben inmitten der Natur, an deren ewigem Wechsel die jugendliche Schar einen steten und regen Anteil durch ihre Beschäftigungen, ihre Wanderungen, ihre Spiele nimmt; ein Zusammenschließen zu kleineren Arbeits- und Spielgenossenschaften, die sich selbst die Gesetze geben und sich selbst in fast absoluter Freiheit von jedem pedantischen Schulzwang durch Betonung und Stärkung des Ehrgefühls regieren; enges freundschaftliches Zusammenleben mit den Lehrern, die nur Anleiter und Anreger, nicht Schultyrannen sind; stete Abwechslung zwischen ernsten Studien und körperlichen Betätigungen aller Art; ein Aufbauen der Kenntnisse auf Selbstbeobachtung und selbsttätiger Entwicklung der individuellen Neigungen und Anlagen; und über dem Ganzen schwebend ein Geist der Selbstzucht, der von den Lehrern auf die Schüler sich überträgt, und ein Hauch von Lebenslust und Fröhlichkeit, wie er nur aus dem geregelten und arbeitsfreudigen Leben im unmittelbaren Bereiche der stets neue Kräfte spendenden Natur erwachsen kann — unter diesen Bedingungen und in solcher Umgebung wächst der jugendliche Held des Krügerschen Romans zu einem selbständigen Menschen heran.

Es ist kein pädagogisches Utopien, das uns in diesem Buche geschildert wird, sondern in Wirklichkeit bestehende Verhältnisse, die freilich in manchen Punkten durch den Zauber der Erinnerung verklärt dargestellt sein mögen, breiten sich vor unserem Blicke aus. Trotz der streng pietistischen Grundlage, auf der das Erziehungswesen in den Anstalten von „Girdein" beruht, macht sich kein muckerischer Ton in dieser Schilderung breit; im Gegenteil, eine fast unfaßbare Freiheit scheint hier den jungen Leuten in der Entwicklung ihres religiösen Empfindens gelassen zu sein. Nur die stille, rein menschliche und liebevoll-freundschaftliche Einwirkung der prächtigen Persönlichkeiten, denen die Leitung der Jugend anvertraut ist, macht sich auf jeder Seite des Buches wie in jeder Phase der inneren Entwicklung des durch Irrungen und Prüfungen mancher Art geführten jugendlichen Helden geltend. Und unter dieser Einwirkung, die nichts mit dogmatischem Zwang und starren Glaubensvorschriften zu tun hat, sondern die vollste persönliche Freiheit und Selbstbestimmung auch in Glaubensfragen in ihm auszubilden stets bemüht ist, wird er zu einem ernsten und im rechten Sinne religiösen Menschen, der voll Dankbarkeit gegen seine Führer und Lehrer, die ihm zugleich Freunde waren, ins Leben hinaustritt.

Ein feines Buch ist es in der Tat, das uns von solcher Erziehung erzählt, ein Buch, in dem schöne Denkmäler der Dankbarkeit und der Freundschaft errichtet sind, in dem von wahrer Jugend- und Herzensbildung fast jede Seite Kunde gibt. Gerade in unseren Tagen, wo die Sorge um die Jugendbildung so viele Gemüter bewegt, sollte dieses Buch viel gelesen werden.

O. B.

Drei Goethe-Schriften.

Wenn man das Erscheinen einer neuen Zeitschrift von einem wirklich vorhandenen Bedürfnis abhängig macht, so muß man die Berechtigung der Bodeschen[1]) leugnen. Trotzdem kann sie bei der Geschicklichkeit des Autors und bei seiner rasch gewonnenen Beliebtheit im Publikum Beifall und Erfolg haben. Der Bilderschmuck scheint mir nicht sehr glücklich gewählt: Tischbeins Bild von Christiane ist anmutig, ob wirklich ganz authentisch, vermag ich nicht zu erörtern; die Delacroixschen Faust-Bilder sind uns Deutschen höchst fremdartig, und Angelika Kaufmanns „Die Musen und Grazien vor Goethes Büste" ist ebenso mißlungen wie gut gemeint; denn die Goethe-Büste hat kaum einen Goetheschen Zug, und das Uebrige ist ein bißchen zu altjüngferlich. Der Text ist nicht übel: Rezensionen neu erschienener Bücher fehlen neben Miscellen, meist Wiederauffrischungen von Stellen über Goethe und die Seinigen, die kürzlich oder vor längerer Zeit gedruckt waren, und neben einzelnen Faust-Brocken. Unter den größeren Aufsätzen findet sich das Resumé eines neuen Briefbandes, eine geschickte Darlegung von Goethes Gedicht „Die Harzreise im Winter", und ein größerer Aufsatz des Herausgebers „Was ist uns Goethe?". Die Antwort ist etwa: Der große Lehrer, der uns durch Lehre, Bei-

[1]) Stunden mit Goethe. Für die Freunde seiner Kunst und Weisheit. Herausgegeben von Dr. Wilhelm Bode. 1. Bd., 1. Heft, mit 4 Abbildungen. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. 80 S.

spiel und Charakter vorbildlich ist, — eine Antwort, die nicht gerade sehr neu, aber verständig ist. Der Aufsatz ist durchaus populär gehalten, aber nicht frei von Fehlern und Uebertreibungen: Goethe war nicht der erste Minister Weimars, sondern einer unter mehreren; nicht von Goethe stammt das Wort, daß des Menschen eigentliches Studium der Mensch sei; man kann nicht sagen: „Er schwieg, als ihn Charlotte v. Stein mit Schmähungen verfolgte," denn von diesen privatim geäußerten Schmähungen erfuhr er nichts, konnte sich also nicht darüber äußern; was Christiane Vulpius mit Gretchen im Faust zu tun hat (S. 11 ff.) verstehe ich wenigstens nicht. Daß Goethe im Gegensatz zu seiner und unserer Zeit steht, kann man ebenso wenig sagen, wie es recht ist, vom „Schulmeisterlein" Melanchthon zu sprechen.

Sehr ansprechend ist das zweite Buch,[2]) namentlich durch seinen ganz vorzüglichen Illustrationsschmuck. Aber auch der Text ist empfehlenswert, weil er die Bilder lehrreich, in chronologischer Folge betrachtet, und manche gute Bemerkung enthält. An Widersprüchen und Fehlern mangelt es freilich nicht; Seite 10 spricht der Autor von Goethes schwarzem Haar und führt Seite 11 eine Stelle an, wo von Goethes schönem braunen Haar gesprochen wird; er will den von Goethe selbst bezeugten, altfränkischen Zuschnitt seiner Kleider bei seinem Besuche der Universität Leipzig durch ein Bild erweisen und deutet dabei auf ein solches hin, das nichts Altfränkisches zeigt, sondern durchaus die Tracht der vornehmen jungen Leute jener Zeit wiedergibt. Ich kann seinen Anspruch (S. 14), „möglichst alle literarischen Quellen herangezogen zu haben", nicht als voll erfüllt ansehen, denn es gibt so unzählige Aeußerungen über Goethes Aussehen in versteckten Mitteilungen von Zeitgenossen, daß dem Verfasser eine recht stattliche Anzahl entgangen ist. Auch wird es manche geben, die, wie ich, den wirklichen Goethe noch immer eher in Mays jugendfrischem Bilde und in Rauchs Büste sehen, als in Kraus' (warum schreibt der Verfasser immer Krauß?) Zeichnung und in Schadows Büste. Aber ein solches Urteil unseres Autors mag vielleicht mit dem etwas ausgeprägten modernen Geschmack des Kunsthistorikers zusammenhängen, während wir uns nun einmal gewöhnt haben, in den weniger realistischen Kunstwerken den Goethe zu sehen wie ihn die Zeitgenossen zu sehen glaubten. Wie dem auch sei; wer von dem Gegenstand nichts weiß, wird durch den Verfasser sehr gut eingeführt, und da die großen Werke über die Goethe-Bildkunde von Zarncke und Rollett unmöglich in vieler Hände sein können, so bietet das sehr geschickt gemachte Büchlein guten Ersatz dafür.

Gewichtiger ist das dritte Buch. B. Litzmann,[3]) der sich durch seine eigenen theatergeschichtlichen Arbeiten und durch die wichtige Förderung theatergeschichtlicher Arbeiten anderer große wissenschaftliche Verdienste erworben hat, hat schon mehrmals mit Glück versucht, seine erfolgreichen öffentlichen Vorträge über modernes Theater und Goethes Lyrik durch den Druck zu veröffentlichen. In die Reihe dieser Arbeiten stellt sich auch das neue Buch über Faust. Es will kein Kommentar sein, keine ausführliche Darlegung der Entstehungsgeschichte, sondern eine Einführung in das Verständnis des gewaltigen Werkes. Ueber seine Zwecke spricht sich der Verfasser selbst folgendermaßen aus: „Ich behandle die Dichtung als Ganzes, als einheitliches, abgeschlossenes Kunstwerk, wie es vorliegt; und wir wandern so auch in diesen Stunden mit bedächtiger Schnelle vom Himmel durch die Welt zur Hölle und durch die Hölle hindurch zum Himmel zurück. Es kommt mir vor allem darauf an, das Problem, das den Dichter reizte und das ihn von seinen Jünglingstagen an bis an die Schwelle des Todes beschäftigte, in seinem Kern und seiner Tiefe zu erfassen und, schrittweise den Dichter von Szene zu Szene begleitend, zu zeigen, wie es durchgeführt ist."

„Bei dem ersten Teil ist die Aufgabe, im gewissen Sinne vor Augen zu führen, wie viel auch noch dem eifrigen Faust-Leser gewöhnlich von dem tieferen Gehalt verborgen bleibt, wie manches Rätsel da noch geknüpft ist, das nur beim Eindringen im Wachsen und Werden des Ganzen sich erschließt."

„Beim zweiten kommt es mir darauf an, zu zeigen, wieviel weniger dunkel und schwerverständlich, wieviel leichter, zugänglicher im Ganzen der Gedankengehalt der Dichtung ist, als das allgemeine Vorurteil anzunehmen geneigt ist. Beim ersten Teil werde ich daher oft zum Verweilen einladen bei Stellen, die zunächst vielleicht dieser eingehenden Erörterung nicht zu bedürfen scheinen; beim zweiten schlage ich einen Richtweg ein, der möglichst gerade zum Ziel führt, die Hauptstationen, von denen Licht auf das Ganze und seine Teile strahlt, berührt, der sich bei Nebensächlichem aber nicht aufhält. Es wird ein allgemeiner Orientierungsgang sein, der zu weiterem Studium anregen, nicht End-, sondern Ausgangspunkt zu persönlicher Beschäftigung mit der Tragödie zweitem Teil werden soll. Ich bin mir dabei bewußt, daß ich auf diese Weise von den vielen Rätseln, die der Dichtung zweiter Teil aufgibt, nur einen Bruchteil werde lösen können, daß noch viel zu deuten und dem einzelnen zu fragen übrig bleibt."

Diese Bescheidenheit ist sehr rühmlich. Ueber ein solches Buch in wenigen Zeilen, die mir hier nur zur Verfügung stehen, ein Urteil zu fällen, geht nicht an. Wie weit sich das Buch mit den ähnlichen, neuerdings erschienenen Werken von Kuno Fischer und J. Minor berührt, könnte nur in längerer Auseinandersetzung gezeigt werden. Nur kurz möchte ich darauf hinweisen, daß für die Zwecke, die der Verfasser verfolgt, eine 60 Seiten lange Einleitung, also mehr als der siebente Teil des Buches, über den Faust vor Goethe mir viel zu lang erscheint; für meinen persönlichen Geschmack sind ferner zu viel Faust-Stellen wörtlich angeführt; manche polemische Bemerkung hätte ich weggewünscht; daß der Verfasser doch schließlich mehr, als er eingestehen will, der „Faust-Philologie seinen Besuch abstattet", soll nur nebenbei bemerkt werden. Spezielle Faust-Forscher werden gewiß viele Einzelheiten bekämpfen, möglicherweise auch mit der ganzen Tendenz des Buches nicht einverstanden sein, doch bin ich überzeugt, daß das große gebildete Publikum dem Verfasser für die gefällige und geschickte Art des Führens durch den großen und schönen Garten der Faust-Dichtung höchst dankbar sein wird.

Berlin. **Ludwig Geiger.**

---

2) **Wie sah Goethe aus?** Von **Fritz Stahl.** Mit 28 Tafeln. Berlin 1904, G. Reimer. 66 S.

3) **Goethes Faust.** Einführung von **Berthold Litzmann.** Berlin 1904, E. Fleischel u. Co. 400 S.

Vom Weihnachtstisch.

III.

† Mit historischen Rückblicken künstlerisch ausgestattet, präsentiert sich der „**Kaufmann-Kalender**" 1905. (Leipzig bei Karl Ernst Poeschel, 70 S. hoch 8°.) Unter den Monatbildern ist beigegeben ein „Schreibstubenkalender" von 1594; ebenso ältere aus den Jahren 1470, 1484, 1508 und 1518 stammende Holzschnitte, welche in das vornehme Innere der früheren Kontore und „Rechenstuben" Einblicke gewähren, das „Löschen" (Ausladen) eines Handelsschiffes vor Rheinfelden 1484 zeigen; ein illustriertes Inserat von 1517, was alles auf der Frankfurter Messe 1517 zu kaufen sei; da ist der über seinen Ballen und Kaufmannsgütern überraschte Großhändler aus Holbeins Totentanz, der stattliche, auch heraldisch als Patrizier und Edelmann ausgezeichnete Kaufherr Tucher in Nürnberg 1610; eine andere Finanzgröße von ebendaher 1766; eine Jahrmarktansicht aus dem 18. Jahrhundert nach Chodowiecki und — die Eröffnung der Leipzig-Dresdener-Eisenbahn 1839; auch der kalligraphisch verschnörkelte Lehrbrief für einen Handelslehrling von 1699. Dagegen belehren die von den ersten Fachschriftstellern, obwohl mit alten Initialen ausgestatteten, völlig im neuesten Sinne lehrhaft gehaltenen Artikel über Warenkunde, Fabrikorganisation, über die Quintessenz deutscher Handelskorrespondenz,

...stempel, Aktienverkehr und Geld-, Bank- und Börsen-... Und das alles bei nettester Ausstattung um den un-...lich billigen Preis von 50 Pfennig. Bei dieser Gelegen-...heit bringen wir das prachtvolle Tafelblatt des wackeren Jost Amann „Brunnen der Kaufmannschaft" in Erinnerung, welches Max Huttler (Leipzig bei T. O. Weigel 1878) wieder herausgab und die Allgemeine Zeitung in Beilage 268 vom 25. September 1878 in eingehender Weise besprach — ein mit Holbeins „Triumph des Reichtums", Burgkmairs „Festwagen" und Dürers „Ehrenpforte" ganz gleichwertiges Holzschnittwerk.

Mit einem Zwölf-Tafel-Kalender „Aus deutschen Landen" verabschiedet sich H. Meyer-Kassel nach einem vierzehnjährigen Aufenthalte von München, um in seine Heimat nach Kassel zu übersiedeln. Es sind landschaftliche Erinnerungen aus Bayern, keine Veduten oder Stimmungsbilder, sondern flüchtige, auf Studienreisen eingeheimste Eindrücke, ungesucht und ohne Effekthascherei wiedergegeben: Partenkirchen mit der Zugspitze, Bad Tölz, das alte, schon in Wolframs „Parcival" genannte, damals durch seine übermütige Kaufmannschaft bekannte Dollnstein (zwischen Treuchtlingen und Eichstätt), das Isartal bei Pullach, Wildenroth im Ampertal, der Aufgang zur Burg in Nürnberg, Starnberg (leider ohne die charakteristische Alpenkette), Bad Kissingen mit der Trimburg, Regensburg und Kelheim (mit der Befreiungshalle), Rothenburg an der Tauber und als Winterstück die Veste zu Würzburg. Sie sind im Format von 26 × 40 Zentimeter durch E. Hochdanz zu Stuttgart in Farbendruck (Verlag von Theo. Stroefer zu Nürnberg) erschienen. Eine Fortsetzung aus anderen deutschen Gauen für weitere Jahrgänge steht hoffentlich in Aussicht.

Der Damenwelt ist „Singers Haushaltungsbuch" (Straßburg i. E. und Leipzig bei Jos. Singer) zu empfehlen. Es enthält eine Menge Rezepte, Fingerzeige für die Küche, Heilgymnastik, dient als Reklame für Palmin, Zwieback, Husten-Bonbons und sonstige fachmäßige Artikel; während der von Casimir Rebele begründete und im 15. Jahrgang laufende „Kinderfreund" unter Christoph Presteles Redaktion (Augsburg bei Gebrüder Reichel) im gleichen Sinne weiter floriert, zur Freude des kleinen Volkes und dessen zahlreichen Freunden; Bild und Wort decken sich im schönsten Wechsel: echte, gesunde, Frohsinn weckende Kost!

*

„Im Kinderparadiese" hat Viktor Blüthgen — eine Fachautorität in diesem Kapitel! — ein Blumengärtlein seiner artigsten, nettesten und herzlichsten Reime und Lieder eingelegt; ein Teil derselben ist den Zeichnungen von Oskar Pletsch (gestorben 12. Februar 1888) buchstäblich auf den Leib geschrieben. (Gotha 1905, bei Fr. A. Perthes, 130 S. gr. 8°.) In seinem nach Lenz, Sommer, Herbst und Weihnacht geordneten Lieder-Zyklus wogt alles voll Wohlklang, Freude und Heiterkeit: die Verse klingen und lauten zu Tanz und Sang wie Lerchenjubel. Das ist ein Buch, woraus es auch uns alten Leuten in längst verwehten Erinnerungen anmutet. Seine bunten Wortspiele und „Kitzelreime", deren Theorie freilich in keiner Verslehre und Metrik rubriziert sind, sein Kinder-Namen-Alphabet, die „Kinderszenen" und Sprachschnurren entlocken uns immer noch ein wohliges Zustimmen. (Beigegeben ist das Porträt des Dichters mit Faksimile seiner Handschrift.)

Zwei kleine Erzählungen von Josephine Siebe: „Wie Lenchen eine Heimat fand" (mit vier Bildern von W. Claudius, Gotha bei Fr. E. Perthes, 139 S. 8°) und das im Jahre 1813 spielende Stimmungsbild „Deutsche Jugend in schwerer Zeit" (ebendas. 140 S. 8°) können als wahre Perlen anziehender Prosa bestens empfohlen werden. Dazu (ebendas.) in gleich vornehmer Ausstattung die trotz ihrer anscheinenden Einfachheit doch sehr kunstvoll durchgeführte Erzählung von Marie v. Arnim „Die Pflegesöhne".

Eine Sammlung „Schöner alter Kinderlieder" hat Martin Boelitz mit fest und hübsch gezeichneten Bildern von Adolf Jöhnßen (Nürnberg bei E. Nister, 78 S. gr. 8°) meist in neuer Bearbeitung, aber ohne Heimat- oder Quellenangabe und ohne Melodien herausgegeben. Sie können jedenfalls einer dankbaren Aufnahme gewärtig sein. Dieselbe Prognose gilt für das neue und alte Sprüche bietende Buch „Kunterbunt" mit Bildern von B. Hitsch (ebendas. gr. 4°). Hier wird erzählt von den Kleinen, im Leben des Kindes eine Rolle spielenden Leiden und Freuden.

Eine merkwürdige Konstellation schwebt über „Meister Lampes lustigen Streichen und Abenteuern" für die Jugend bearbeitet von Martin Boelitz, mit Bildern von Maximilian Liebenwein (ebendas. in gleich vornehmer Ausstattung). Mr. Lampe spielt hier dieselbe Rolle wie herkömmlicherweise Meister Reineke in der deutschen Tierfabel. Lampe ist die verschlagene Hauptperson, die alle übrigen Tiere narrt und übervorteilt. Boelitz arbeitete nach dem Vorbilde des Amerikaners J. C. Harries, dieser aber fußte auf den Berichten der im Süden der Vereinigten Staaten hausenden Neger, welche diese Traditionen aus ihrer schwarzen afrikanischen Heimat, nach den seltsamen Tiersagen der Kaffern, mitgebracht hatten. — Die „Goldenen Früchte aus Märchenland" von Elisabeth Gnauck-Kühne mit 45 Illustrationen von Franz Staffen (Bremen bei G. A. v. Halem, 127 S. kl. 4°) bewegen sich zwischen Fabel und Naturschilderungen, wobei Tiere, Blumen, Pflanzen und Bäume ebenso wie die Menschen mitsprechen: Adler und Katzen, Nachtigall und Frosch, Hunde und Raben, Rehkälbchen und Jäger, Tanne und Birke, Kirschbaum, Brombeerstrauch und wilder Hopfen, Möwe und Agave, Teckel und Schoßpummer; manches gemahnt an Andersens Feinheit und Humor. Vorwiegend aber ist ein schwermütiger Moll-Ton, eine süß versummende Weise, ein traumseliges Wabern und Weben einer schönen Seele mit ahnungsvollen Geisterschauern. Dieser Stimmung entsprechen auch die Zeichnungen und Randleisten mit Schlingornamenten im jüngsten Jugendstil.

*

Kürschners „Jahrbuch" (Berlin, Leipzig, Eisenach bei H. Hillger, 960 S. 8°, Preis 1 Mark) hat sich seit seinem ersten Erscheinen durch seine hervorragende Nützlichkeit eingebürgert; dasselbe erreicht das vorgesteckte Ziel: ein Merk- und Nachschlagebuch für jedermann zu sein. Der in den acht vorhergehenden Bänden aufgenommene Stoff ist abermals erweitert, insbesondere die überraschend fortschreitende Technik, welcher immer ein besonderes Augenmerk zugewendet wurde. Vom rein militärgeschichtlichen Standpunkt aus werden die Reform des englischen Heeres, der Herero-Aufstand und der russisch-japanische Krieg beleuchtet. Ein Schatz von Wissen und Belehrung tut sich auf. Exotische Vögel mit leuchtenden Schnäbeln, die Entstehung der Perlen, Anwendung der Elektrizität in der Heilkunde, neue Heilmittel, Berichte über historische und literarische Museen, die neuen Malerkolonien zu Dachau und Worpswede — schon vor 70 Jahren hatte Albert Zimmermann (1809—1888) mit seinen Brüdern zu Egelfing und Polling eine solche Malerschule begründet! —, Berlin mit seinen Denkmälern, die allmächtig herrschende Reklame, der Straßenhandel, die Hausindustrie und kaufmännischen Vereine, Volksfeste und Spiele, die überraschenden Leistungen der Photographie und jüngsten Fortschritte der Luftschiffahrt, das Eisjachtsegeln, der Automobil- und anderweitige Sport, Tierschutzvereine, die modernste „Einrichtungskunst" und andere Mode-Erzeugnisse: Das alles drängt sich um die Wette mit der Weltausstellung von St. Louis, mit Schauderprozessen und Skandalgeschichten aller Art. Die bevorstehende Schiller-Feier meldet sich an; der Stand der russischen Literatur, der Kunst- und Kultur-Zustand Japans werden erwogen. Aber auch die neueste deutsche Literatur mit all den schönschriftstellerischen Damen, dazu Komponisten und Schauspieler beiderlei Geschlechts, unsere humoristischen Blätter, geographische Forschungen und Reisen, der neue bis 1914 zu vollendende, auf 200 Millionen Dollars veranschlagte Panama-Kanal des Chefingenieurs J. F. Wallace: Das ist nur ein kleiner Teil des hier ausgelegten Repertoires, von dem die Devise gelten kann: „de omnibus aliquid" — ohne daß der weitere odiose Nachsatz zur Geltung käme. Mit seinen kleinen Bildern wahrlich ein „orbis pictus", worüber der selige Comenius

(† 1870) sich als der reinste ABC-Schütz empfinden müßte. So ändern sich die Zeiten und nur die — Menschen bleiben sich gleich im Guten und im Bösen, in unermeßlicher Großartigkeit, in Blödsinn, Narrheit und Liebe.

*

Es gibt Werke, die eigentlich gar keiner Besprechung bedürfen, von denen man einfach nur zu sagen braucht, sie sind da und werden der „Einsicht“ des Publikums empfohlen. Wer sie verständigen Sinnes sieht, bei dem erwacht dann der fast unabweisbare Wunsch, selbe zu besitzen, wobei freilich die Erwerbsfähigkeit als nächste Frage hervortritt. Wenn nun dieser Punkt zu dem in Rede stehenden Objekt in überraschend minimalem Verhältnis steht, so dürfte der Erwerb nur eine Frage der Zeit sein. Nun kommt hierbei der Umstand höchst förderlich entgegen, da das in Rede stehende Werk ohnehin lieferungsweise, im abgemessenen Tempo zutage tritt und hiermit nach der gar nicht mehr ungewöhnlichen Sitte der auf gut deutsch Abonnement genannten Abzahlung die Wege selbstverständlich geebnet sind. Gesellt sich zu dem entzückenden Reichnis nun die unverhältnismäßige Billigkeit, so ist das Spiel gemacht und der den Käufer beglückende Handel abgeschlossen. Der langen Rede kurzer Sinn ist, daß jedermann dadurch in den Besitz eines kunsthistorischen Bilderschatzes gelangt, der auch als edelster wechselreicher Wandschmuck dienen kann. Gemeint sind damit die „Meisterwerke der Malerei“, welche in bisher unerreichter Kupferdruck-Reproduktion und mit musterhaft einführenden und verständnisinnigst erläuterndem Text von Wilhelm Bode und Fritz Knab bei Richard Bong in Berlin (24 Lieferungen à 3 M., mit je drei Blättern) ausgegeben werden. Und welche Blätter! Beispielsweise die herrliche Gattin Rubens', Isabella Brant, seine köstlichen Knaben und das Ildefonso-Altarbild; Raffaels Sixtina; Rembrandts Staalmeesters; van Dyck: der schöne Prinz von Oranien, die entzückende Maria Luisa von Tassis, die jungen Lords Derby und Russell, der stolze Junker Willem van Heythuysen von Frans Hals; das im Besitze des Earl von Northbrooke befindliche Seestück Ruysdaels; Hobbemas „Allee am Kanal“; der lustige lautenspielende Steen; die Madonna von Botticelli und Ghirlandajos anmutendes Bildnis der Giovanna Tornabuoni (aus der Galerie Rudolf Kann in Paris); prächtige Tizians, Giorgiones Konzert und andere in den verschiedensten öffentlichen und privaten Sammlungen der Welt befindliche Schöpfungen von Mabuse, Vermer, van der Velde, Greuze, Watteau, Gainsborough, Reynolds u. s. w., alle in 36 × 26 Zentimeter Bildgröße und 51 × 36 Karton-Format. Wo solche Tatsachen reden, kann jede weitere Befürwortung verstummen!

Bücher und Zeitschriften.

Kosmoslieder. Von Heinrich Vierordt. Heidelberg 1905, Karl Winters Universitätsbuchhandlung.

Bezeichnend genug erzählt Vierordt in dem „Erinnerung“ betitelten Gedichte (S. 103), wie er sich als Knabe plötzlich aus einem südamerikanischen Reisebuche in den Urwald selbst mit seinen phantastischen Wundern versetzt wähnte. Dem Zuge in die Ferne, der ihm schon von Jugend an eignete, konnte er bald durch weite Reisen, durch rastlose Wanderungen Befriedigung schaffen, die noch immer die Lust des gereiften Mannes sind. Aber er läßt sich nicht an der Schilderung seiner wirklichen Erlebnisse und Abenteuer genügen, vielmehr steigern sich diese in seinen Träumen zum Fabelhaften. So stehen neben realistischen Bildern farbenglühende Gemälde von Wunderwelten und Traumländern. Kecke Poetenwünsche dehnen sich ins Grenzenlose, und mit Wonne malt er sich in einem der schönsten Stücke der Sammlung aus, was er alles beginnen wollte, wenn er „Zeus auf glänzend blauen Höhen“ wäre. (S. 117.)

Der Sänge Stoff ward aller Welt entrauft —
Drum hab ich Kosmoslieder euch getauft!
Bunt durcheinander wirbelnd Erdwaldlaub,
Mondkratersplitter und Kometenstaub.

So lautet das zutreffende Motto, das Vierordt seinem Buche vorgesetzt hat. Dieses bedeutet einen Triumph der künstlerischen Phantasie; das unmittelbare Gefühl tritt — man ist versucht „leider“ zu sagen — zurück, als Unterton nur feiner hörenden Ohren vernehmbar. Zu der vorwiegend ernsten Stimmung, die sich gelegentlich zu einer religiösen verdichtet, bildet der liebenswürdig feine Humor unseres Dichters ein erwünschtes Gegengewicht. Köstlich fabuliert er beispielsweise in der „Mondbelustigung“, wie sich die Erde, vom Standpunkt ihres Trabanten aus gesehen, ausnimmt. Die poetische Form, die Vierordt bevorzugt, ist ein Mittelding zwischen Lyrik und Epik, Lied und Ballade; in den meisten seiner Schildereien steckt zwar keine eigentliche Handlung, aber viel lebhafte Bewegung. „Der Bahnzug“ (S. 145), wobei wir eine Eisenbahnfahrt mit ihren wechselnden Eindrücken bis zum Endziel mitmachen, ist charakteristisch für diese Gattung. In Darstellung und Sprache, Rhythmik und Metrik hat es Vierordt allmählich zu einer schwer zu überbietenden Meisterschaft gebracht. Doch darf nicht verschwiegen werden, daß ihm in vereinzelten Fällen, wie „Schneckenausflug“ (S. 33) und „Münsterstilleben“, seine hohe Kunstfertigkeit zum Selbstzweck geworden zu sein scheint.

Rudolf Krauß.

Eine neue Sammlung englischer Biographien beginnt soeben zu erscheinen: Contemporary Men of Letters Series. Herausgeber ist William Aspenwall Bradley. Der Verleger, William Heinemann in London, stattet die Bände ganz reizend aus: vorzügliches Papier, großer, schöner Druck, schmucker lichtgrüner Einband aus grobfaserigem Calico, dazu der jedermann erreichbare Preis von 1 Schilling 6 Pence. Wann werden unsere deutschen Verleger einmal zu solch niedrigem Preise solch unübertreffliche Ausstattung liefern? Der beste (beiläufig in Amerika gedruckte) Band bringt eine brauchbare Biographie Walter Paters von Ferris Greenslet, auf die ich in anderem Zusammenhang zurückkommen werde. Eine nette Bleistiftskizze, die Paters Aussehen im Jahre 1872 zeigt, ist willkommen, willkommener noch die am Ende gegebene Chronologie von Paters sämtlichen Artikeln und Werken.

Joseph Hofmiller.

Allgemeine Rundschau.

Der neugefundene Samaritanische Pentateuch.

Im vorigen Jahre ist auch an dieser Stelle von einem neugefundenen Samaritanischen Pentateuch kurz die Rede gewesen, der durch seine Datierung auf das Jahr 116 der Hedschra = 734 nach Chr. (einige Zeitungen hatten sogar 734 vor Chr. geschrieben) von ganz besonderer Wichtigkeit gewesen wäre; denn abgesehen von dem fabelhaften samaritanischen Text, den Arons Urenkel geschrieben haben soll und der jetzt noch von den Samaritanern in Nablus bewahrt wird (s. darüber Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1902 Februar S. 383), ist der älteste sicher zu datierende Masoretische Text der St. Petersburger Kodex von 916 nach Chr.; ein außerdem existierendes undatiertes Manuskript kann vielleicht auch älter sein. Das älteste datierte samaritanische Fragment ist aus dem Jahre 1202. — Nunmehr hat A. E. Cowley von der Bodleiana in Oxford die Photographien des neugefundenen Samaritanischen Pentateuchs erhalten und die Datierung neu untersucht. Er kommt dafür zu ganz anderen Resultaten, wie er dem October Quarterly Statement des Palestine Exploration Fund mitteilt. Die Datierung und der ganze „Kolophon“ sind auf eine sehr merkwürdige Weise gemacht. In den ersten Kapiteln des Deuteronomium begann der Schreiber in zwei Kolumnen zu schreiben, zwischen denen eine Lücke gelassen ist. Kommt nun auf der rechten Kolumne der Buchstabe, der zu seiner Nachschrift nötig ist, am Ende, so rückt er ihn in die Mitte, also von seiner natürlichen Position

nach links, so daß sich ein Akrostichon in der Lücke zwischen den beiden Kolumnen bildet. Nun hat man die Buchstaben Aleph 1, Waw-tet 6+9 = 15, und Koph 100 für 116 gelesen, im Reiche Ismaels, = 734 n. Chr. Das wäre hebräische Art, aber nicht samaritanische. Die Samaritaner schreiben, wie Cowley an Beispielen nachweist, anders, und zwar auf arabische Weise. Aleph ist eins; Waw-tet heißt „und neun"; Koph hundert. Die Datierung ist also Eins und neunhundert = 901 des Reiches Ismaels, d. h. 1495 n. Chr. Und damit ist auch die Schrift des neugefundenen Kodex zu vereinigen, der in Lesarten absolut nichts Besonderes bietet. — Das Akrostichon gibt als Namen des Schreibers Jacob ben Joseph ben Meshalmah. Von einem Jacob ben Joseph ist bekannt, daß er zu Damaskus lebte und im Jahre 874 d. H. = 1469 n. Chr. einen Pentateuch besaß, der jetzt im British Museum sich befindet. Es ist daher möglich, daß der Schreiber des samaritanischen Kodex identisch mit dem auf dem Brit. Mus.-Pentateuch genannten Damaszener ist und daß er die Abschrift aus diesem Manuskript machte, und zwar für den samaritanischen Hohepriester Eleazar, der 914 d. H. = 1508 n. Chr. gestorben ist.

M.

✱

Hochschulnachrichten.

* Erlangen. Der Privatdozent Dr. Arthur Wehnelt wurde als Nachfolger des nach Königsberg übergesiedelten Dr. G. Schmidt zum außerordentlichen Professor ernannt und demselben theoretische und angewandte Physik als Lehraufgabe übertragen.

* Tübingen. Die naturwissenschaftliche Fakultät der hiesigen Universität hat den Dozenten der Zoologie und Anthropologie an der Technischen Hochschule zu Stuttgart Professor a. D. Dr. Klunzinger anläßlich seines 70. Geburtstages (vergl. Nr. 262) zum Ehrendoktor ernannt.

H. Freiburg i. Br. Der außerordentliche Professor in der medizinischen Fakultät unserer Universität Dr. Frhr. v. Dungern, Spezialist für Infektions- und Immunitätslehre, hat einen einjährigen Urlaub genommen, um eine Forschungsreise nach den Sundainseln anzutreten.

* Marburg. Die medizinische Fakultät hat dem Sanitätsrat und Kreisphysikus Dr. Franz Hohmann in Neukirchen bei Ziegenhain anläßlich seines gestrigen goldenen Doktorjubiläums (18. November 1854) das Diplom erneuert.

hc. Göttingen. Der Privatdozent für Handels-, See- und Wechselrecht an der Bonner Universität Gerichtsassessor Dr. Rudolf Müller-Erzbach ist für das Wintersemester 1904/05 mit der Vertretung des nach Königsberg berufenen Professors Dr. Julius Gierke beauftragt worden.

hc. Halle. Der Assistent am pharmakologischen Institut Dr. Hermann Hildebrandt hat sich mit einer Schrift: „Pharmakologische Studien über synthetisch hergestellte Basen aus der Piperidinreihe" als Privatdozent für Pharmakologie niedergelassen.

dr. Jena. Aus Jena, 17. November, wird uns geschrieben: Der Professor der Theologie, Geheimer Kirchenrat Dr. Seyerlen, welcher seit dem Jahre 1875 die beiden Fächer der praktischen und der systematischen Theologie an der Universität Jena vertreten hat, ist auf sein Ansuchen wegen hohen Alters und geschwächten Gesundheitszustandes der Verpflichtung, Vorlesungen zu halten, vom 1. Oktober ab enthoben worden. Damit ist eine 29jährige akademische Lehrtätigkeit zu ihrem Abschluß gelangt.

* Aus Holland. Als Nachfolger des gestorbenen Professors Lobry van Troostenburg wurde, wie man der Frankfurter Zeitung mitteilt, Professor Holleman von der Universität Groningen als Dozent für organische Chemie an die Universität zu Amsterdam berufen.

H. Von technischen Hochschulen. Der erste Assistent am chemischen Laboratorium der Technischen Hochschule in Karlsruhe Dr. Roland Scholl wurde zum außerordentlichen Professor der Chemie an dieser Hochschule ernannt.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Verlag Dr. J. Marchlewski & Co. in München.

Moderne Belletristik.

St. Zeromski: In Schutt und Asche.

Historischer Roman aus der Napoleonischen Zeit. Autorisierte Uebersetzung aus dem Polnischen. 2 Bde. brosch. **M. 10.—**; geb. **M. 13.—**

Die deutsche Kritik weist Zeromski auf dem Gebiete der historischen Erzählung **einen Ehrenplatz neben Sienkiewicz** an. So schreibt z. B. die „Neue Freie Presse" aus Anlass des Erscheinens einer Novellensammlung des Dichters (Int. Novellen-Bibl. X): „Die grössten Erfolge erzielte er aber auf dem Gebiete der historischen Erzählung. Und hier vermochte nicht einmal der Schatten des grossen Sienkiewicz den jungen Stephan Zeromski zu verdunkeln. Denn gleich Henryk Sienkiewicz hat auch Stephan Zeromski viel dazu beigetragen, die historische Romanliteratur mit wertvollen Dichtungen zu bereichern, in denen die Vergangenheit mit unerschrockener Wahrheitsliebe und mit seltener Gestaltungskraft vorgeführt wird."

Dem vorliegenden grösseren Werke des Dichters gibt das Napoleonische Zeitalter den historischen Hintergrund. In meisterhaften Bildern werden die grandiosen Kämpfe in Italien, Tirol, Polen, Spanien, auf St. Domingo, wo die „polnischen Legionen" im Dienste des Eroberers standen, dargestellt, in grossen Zügen die Menschen jener Zeit geschildert.

Verner v. Heidenstam: Hans Alienus.

Roman. Autorisierte Uebersetzung von E. Stine. 541 S. brosch. **M. 8.—**

Inhalt: Teil 1. Das Gelöbnis. Einleitung. I. Hans Alienus wohnt der Messe bei und fährt zu einem Bäckerladen. — II. Ein Bundesabend, während dessen niemand sein Gelöbnis hält. — III. Der moderne Geist und die Gnade des heiligen Vaters. — IV. Hans Alienus wird wieder Einsiedler. — V. Ein Altertumsfreund. — VI. Vater Paviaul schlägt neue Fäden in das Gewebe und verneigt sich, statt ein gewisses unpassendes Wort auszusprechen. — VII. Hans Alienus wird päpstlicher Nuntius.

Teil 2. Hades. Einleitung. I. Hades. — II. Hans Alienus ehelicht vier Frauen und befehligt Babylons Heerscharen. — III. Sardanapal. — IV. Sardanapals lebender Lustgarten. — V. Ahurab. — VI. Sardanapals Scheiterhaufen. — VII. Hans Alienus sucht Pontius Pilatus in Jerusalem auf. — VIII. Der Schatten. — IX. Die Lyra. — X. Der Meissel. — XI. Hans Alienus wird römischer Kaiser. — XII. Hans Alienus wird Gott.

Teil 3. Die Heimkehr. Einleitung. I. Die Heimkehr. — II. Der Vater. — III. Weihnachten. — IV. Die Schwungfeder. — V. Einsamkeit.

Neue Dramen.

Frank Wedekind: Hidalla oder Sein u. Haben.

Schauspiel in 5 Akten. Geheftet M. 2.—; geb. M. 3.—

Zur Aufführung angenommen vom Lessingtheater, Berlin; Schauspielhaus, Leipzig; Schauspielhaus, München; Intimen Theater, Nürnberg.

E. Tschirikow: Die Juden. Schauspiel in 4 Akten.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Russischen. Geheftet M. 2.—

☛ Kommt in Berlin zur Aufführung. ☚

St. Przybyszewswi: Schnee. Drama in 4 Akten.

Geheftet M. 2.—

Ein prächtiges Geschenkwerk.

Ad. Dygasinski: Lebensfreuden.

Mit zahlreichem künstlerischem Buchschmuck. In Prachtband gebunden M. 4.—

Kritiken:

Allg. Literaturblatt (Wien): Der Naturforscher und der Philosoph reichen sich in diesem, von der Verlagsfirma glänzend ausgestatteten Werke die Hände: dabei liegt die Gefahr allerdings nahe, dass der Philosoph die Ausführungen zu sehr ornithologisch, der Naturforscher zu philosophisch finden könnte: aber Dygasinski hat durch die bestrickende Kunst seiner Darstellung diese Gefahr beseitigt; jeder, der das Buch zur Hand nimmt wird sich dem Zauber dieser Kunst gern hingeben. — Die Umschlagzeichnung von Jan Bukowski und der Buchschmuck von J. Dabrowa schmiegen sich dem Text stilgerecht an.

Allg. Zeitung: Das ist eine in unendlicher Melodie der Sprache den Leser einlullende Schilderung der in Frieden, Glück, Kampf und Graus rastlos schaffenden und zerstörenden Natur, mit einem meist sehr lieblichen Detail des Vogel- und Waldtierlebens.

Literarisch wertvolle Festgeschenke.

Verlag von Georg Reimer in Berlin W. 35.

Soeben erschien:

Zum Kontinent des eisigen Südens

Von Erich von Drygalski

Deutsche Südpolarexpedition

Fahrten und Forschungen des „Gauß" 1901—1903

685 Seiten Lexikon-Oktav. Mit 400 Abbildungen sowie 21 Tafeln und Karten

Preis broschiert M. 18.— elegant gebunden M. 20.—

Freudig willkommen geheißen von der Nation, deren Namen sie trug, landete vor Jahresfrist die Deutsche Südpolar-Expedition wieder im deutschen Hafen. Was sie im einzelnen an tausenden von Ergebnissen, an gelösten und der Aufhellung genäherten Problemen, für die Wissenschaft heimgebracht hat, das soll in einem bändereichen Werke später ausgemünzt werden. Im vorliegenden Buche erzählt Erich von Drygalski — der forschende Seefahrer und nicht der Gelehrte — dem deutschen Volke die Geschichte und Geschicke seiner Fahrt. Durchleuchtet von dem Reize erster nachschaffender Erinnerung und von Blatt zu Blatt belebt von selbstgeschauten Bildern. Kein Buch der Abenteuer, aber ein überaus reiches, lebensvolles, dauerndes und

zum ersten Male auf diesem Felde ein deutsches Buch.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger Stuttgart und Berlin

Soeben erschienen! *(10971)

Schillers Jugendfreunde

Von

Julius Hartmann

Mit zahlreichen Abbildungen

Geheftet M. 4.— In Leinenband M. 5.—

☛ Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen ☚

E. Behr's Verlag, Berlin W 35.

Joseph Joachim.

Ein Lebensbild von

Andreas Moser.

3. Auflage. Neue wohlfeile Volksausgabe. Gr. 8°. VIII, 303 S.

Mit 8 Porträts und mehreren Faksimile-Beilagen.

Preis elegant gebunden M. 3.—

Daheim: ... Das inhaltreiche, nach außen und innen gleich bewegte Leben Joachims schildert zugleich mit seiner großen Kunst Andreas Moser in dem mit zahlreichen Bildnissen geschmückten Buche. Seine Darstellung ist umfassend, lebensvoll und treu. (6284 c) I

Ausführliche Prospekte portofrei und unentgeltlich.

„Walden."

Von **H. D. Thoreau.** Deutsch von E. Emmerich. 2. Aufl. Verlag Concord, München. Vornehm ausgestattet und gebunden M. 6.60.

„In den langen Monaten meiner Krankheit habe ich unendlich viel gelesen. Wenige Bücher haben mich so erquickt wie Thoreau's Walden" .... Ich brauche wohl nicht zu beteuern, dass Thoreau zu jenen Schriftstellern der Weltliteratur zählt, die ein moderner Kulturmensch gelesen haben muss, der in geistigen und literarischen Fragen mitsprechen will." (Die Gesellschaft.) (4616b) I

…gang 1904. München, Montag, 21. November. Nummer 267.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Wilhelm Waiblinger.

Eine Jahrhunderterinnerung.

Von Rudolf Schaefer.

Goethes berühmtes Wort von den problematischen Naturen, die keiner Lage genügen und denen keine Lage genüge, so daß ihnen das Leben ohne Genuß verlaufe, trifft mehr oder weniger auf so manche Dichtererscheinung der neueren Zeit zu, deren Charakterbild verschiedenartige Deutung erfahren sollte. Zwar ist mit der Bezeichnung einer problematischen Natur der schwäbische Dichter Wilhelm Waiblinger, der, am 21. November 1804 geboren, schon mit 26 Jahren einsam und verlassen in Rom sterben sollte, nicht völlig und treffsicher charakterisiert; allein es ist ihm etwas Problematisches und Schwankendes eigen, so daß man geradezu von einem Waiblinger-Problem reden kann.

Die genauere Beschäftigung mit diesem merkwürdigen Dichter ist verhältnismäßig noch neueren Datums. Eigentlich erst, seitdem zur geschichtlichen Darstellung die seelisch-genetische Untersuchungsmethode als feinere Art der Biographik in Aufschwung kam, werden Dichternaturen wie Waiblinger einer ernstlichen Analyse unterzogen. Grobe Psychologen taten ihn mit dem Epitheton „Verlumptes Genie" oder „Tragischer Abenteurer" ab; oder man meinte, schon tief gegangen zu sein, wenn man ihn den Phantasiemenschen zugesellte, die ein pathologisches Interesse erwecken. Die ältere Literatur-Geschichtsschreibung übersah ihn oder fertigte ihn mit einigen Worten ab, nachdem ihn die meisten seiner Zeitgenossen mißverstanden oder mißachtet hatten. Der erste, der ihm eine breitere Darstellung einräumte und ihm eine poetische Würdigung widerfahren ließ, war wohl Otto v. Leixner in seiner volkstümlichen Literaturgeschichte. Aber schon vorher war einer gekommen, ein Kritiker und Aesthetiker großen Stils, der wenigstens in seinen Vorlesungen ein Gesamtbild, scharf und gerecht, von ihm entwarf; ein Aesthetiker, der ganz anders als der jugendliche Poet beanlagt war und der die kleinlichen Seiten an dem Dichterjüngling besser als die meisten erkannte, der aber trotzdem die hohen Gaben desselben anerkannte: Friedrich Theodor Vischer. Doch davon später.

Jahrzehntelang konnte Waiblinger als ein vergessener Dichter gelten, wie auch sein Dichtergrab bei der Cestius Pyramide in Rom verschollen war; da wurde mit dem plötzlich wieder neu auftauchenden Gestirn Eduard Mörikes auch sein Name oft genannt und, beinahe ein Jahrhundert nach seiner Geburt, unternahm es der Schweizer Dr. Karl Frey, die Biographie dieses sonderartigen Schwaben zu schreiben, eine Aufgabe, die ebenso interessant und verwickelt, wie dankbar und anregend war. Aber so fleißig und pünktlich auch der Stoff gesammelt und verarbeitet war — in Waiblingers Heimat, in Schwaben, war man in weiten Kreisen nicht mit dem Standpunkte einverstanden, von dem aus der Biograph seinen „Helden" betrachtete und zu rechtfertigen suchte. Das ist nun ein strittiger Punkt, wo eben Ueberzeugung gegen Ueberzeugung steht, wo eine Lebens-, ja Weltanschauung gegen die andere sich behauptet, und wo schließlich Nietzsche und die um ihn oder gegen ihn ein Wort mitsprechen. Aber eben damit ist das Waiblinger-Problem zu einer wichtigen Frage biographischer und literarischer Darstellung geworden, so eingreifend, daß sie über die Figur des Dichters hinausragt und programmatische Bedeutung in Anspruch nimmt. Gerade hier ist es augenscheinlich geworden, daß die philologisch-kritische Methode nicht genügt, sondern daß der Biograph und Literaturgeschichtsschreiber sich in die Seele und das Phantasieleben des Dichters zu versenken bemüht sein muß.

Ein Jahrhundert ist eine lange Spanne Zeit; es ist die Probezeit, welche die Geschichte verlangt, um die Berechtigung des Ruhmes gelten zu lassen. Es kommt auf der Welt nicht allein auf das Verdienst an, sondern auch auf die Anerkennung der Zeitgenossen und der nachfolgenden Geschlechter; und ein Dichter, der 100 Jahre nach seiner Geburt und 74 nach seinem frühen Tode noch die Geister bewegt, mag mit einem Meteor verglichen werden, aber eine blasse, flüchtige Zeiterscheinung ist er doch nicht gewesen.

Nun hat man schon geurteilt, Waiblinger sei weniger interessant als Dichter, dagegen ein merkwürdiges Objekt zum Studium der Psychologie; — als ob mit dieser Wendung viel gesagt und gewonnen wäre! Oder man weist auf die Wurzeln seines Lebens hin, um in ihnen bereits die Anlage zur tragischen Wendung seines Geschickes finden zu wollen. Allein wir bestreiten zum voraus, daß auch bei ihm der begleitende Dämon schon in seiner Wiege gelegen sei.

Unser Dichter entstammte, wie er es mit Bewußtsein und Stolz hervorhob, einer jener zahlreichen altprotestantischen schwäbischen Familien, die der lutherischen Kirche jahrhundertelang ihre Diener, darunter hervorragende Männer, geliefert hatte. Mag auch in seinem Vaterhause der Druck ungünstiger äußerer Verhältnisse geherrscht haben — die nächste Umwelt war dem Entwicklungsgange des Knaben nicht ungünstig: der Vater war ein tätiger Geschäftsmann, solid und ernst in seinem ganzen Wesen, die Mutter eine Frau von großer Rechtlichkeit, religiösem Sinn und gesundem, frohen Mut. Der Großvater, der eigentliche Leiter seiner Erziehung, eine edle und fromme Erscheinung, starb leider bald; nur die Großmutter erhitzte die Phantasie des Knaben. Immerhin genügt dieser

Punkt nicht, um die fatalen Anlagen des jungen Waiblinger zu begreifen. Aber sie sind bald genug da: der Knabe ist unbefriedigt, einsam, dann ein leidenschaftlicher Enthusiast und frühreifer Phantast, in dem sich zudem ein frühzeitiger Trotz regte. Aber erst damit, als sein eigener Wille sich unverhältnismäßig früh und stark geltend machte, beginnt ein ungünstiger Stern über seiner Entwicklung zu stehen. Sein ungemein feinfühliges Wesen, dem auch die religiöse Mystik nicht fehlte, prädestinierte ihn zum Dichter, und auch die heterogenen Bestandteile seiner Natur: bald ungebärdig wild und dann wieder still verträumt, teilt er mit so mancher Dichternatur, die sich zur Klärung durchfand. Allein seine ganze Entwicklung nimmt mit dem reiferen Verstande eine sprung- und stoßweise Art an und macht eine Harmonie der Empfindung unmöglich. Sein vulkanisches Innenleben zeitigt frühverliebte Neigungen und jene Sinnlichkeit, an deren Pflege er so jung zugrunde gehen sollte. Früher als gut war, verläßt er das Elternhaus, genießt als Stuttgarter Gymnasiast eine relative Selbständigkeit, verkehrt im Hause Danneckers mit allen Dichtern, Künstlern und Kunstfreunden Stuttgarts (Haug, Matthison, Wagner, Boisserée), fängt an zu dichten und legt sich nach der Sitte der Zeit ein Tagebuch an, das er ebenso umständlich und eingehend führt, wie er es zu einer mehr als erlaubten seichten Selbstbespiegelung gebraucht. Die unstete, der künstlerischen Reife im Wege stehende Stimmung in seiner Produktion verdirbt alles wieder; aber gewissermaßen zur Entschädigung findet er an dem gleichfalls noch sehr jugendlichen Eduard Mörike, damals Seminarist in Urach, auf Jahre hinaus einen trotz totaler Verschiedenheit treuen Freund und Bewunderer. Man kann die Parallele zwischen diesen beiden schwäbischen Dichtern, von denen Waiblinger weitaus der größer angelegte war, nicht besser in Worte fassen, als Frey es tut. „Mörike stand sozusagen geruhig unter dem Apfelbaum und wartete, bis die süße und gereifte Frucht ihm von selbst in die leicht auffangende Hand fiel. Waiblinger kletterte mit großer Anstrengung und ebenso zäher Ausdauer hinauf; nur waren die Früchte, die er sich selbst so brach, leider fast immer noch etwas grün. Dafür sah der Untenstehende kaum über die Spitzen der Grashalme hinweg, während der in den schwanken Aesten Sitzende die Erde mit ihren Höhen und Tiefen schauen sollte." War aber so manches an Waiblinger un- und frühreif, so überrascht der erst Achtzehnjährige mit einem Urteil über seinen gleichalterigen Freund Mörike, das als vorzügliche Charakterisierung des verträumten Poeten bis heute gelten kann.

Neue Anregung fand der Jüngling auf Reisen, die ihn nach Heidelberg, Mannheim, Frankfurt und Tübingen führen; in der alten Musenstadt besucht er den wahnsinnigen Hölderlin, der einen tiefen Eindruck auf ihn macht und dessen Dichten und Leben einen breiten Raum in seinem eigenen Leben einnehmen soll. Er liest Hölderlins berühmten Roman Hyperion, der ihn geradezu in Bann schlägt.

Aber die erotischen Neigungen des frühreifen Jünglings fangen bereits an, ihre verderbliche Unruhe in ihn zu senken. Schon der Gymnasiast verliebt sich so leidenschaftlich, daß er sich erstechen will. Was sind das für merkwürdige Mädchen in den ersten Dezennien des neunzehnten Jahrhunderts, also in einer Zeit, die man als so einfach und schlicht, tugendhaft und sittenrein gegenüber unseren Tagen darstellt! Die Tagebücher und Erfahrungen Waiblingers — aber auch anderer! — werfen ein merkwürdiges Licht auf die damalige Mädchenwelt, die gewiß viel harmloser war, aber einen ungemein freien Verkehr mit dem männlichen Geschlecht, selbst mit halbwüchsigen Burschen, erlaubte. Da ist z. B. eine spätere Jugendflamme Waiblingers, Philippine, die mit ihm, wie alle Welt weiß, ein regelrechtes Verhältnis, wenn auch ohne Verführung, unterhält, anstatt daß die beiden jungen Menschenkinder etwas Tüchtiges für ihr Leben lernen. Sie läßt sich nachher mit einem Vikar ein, wird Pfarrfrau und Mutter zahlreicher Kinder. Zwischenhinein verliebt sich Waiblinger in einer extravaganten Schwärmerei in die Gipsbüste der Großherzogin Stefanie von Baden, der er tiefempfundene, wirklich schöne Strophen widmet!

Hin und her geworfen von einem heißen Ehrgeiz, schon in der Jugend nach dem höchsten, dem dramatischen Lorbeer zu greifen, und dem Drang, das Leben bis auf die Hefe des irdischen Genusses auszukosten, entfaltet er in den Jahren, wo sich sein Körper entwickeln sollte, einen Riesenfleiß bei einer geradezu phänomenalen Arbeitskraft, Elastizität und Energie. Mit Recht setzen seine Freunde zunächst auf ihn die größten Hoffnungen. Und es fehlen dem jungen Dichterleben auch jene dramatischen Momente nicht, wo er an Schiller erinnert. Wie der Karlsschüler auf dem Bopser bei Stuttgart seine Räuber, so liest der Gymnasiast auf der Höhe von Urach sein Lustspiel „Die Frösche" und sein erstes Trauerspiel „Liebe und Haß" den Freunden, darunter Mörike, vor. Diese Tragödie war ein schwülstiges Jugendwerk, in einer überhitzten Treibhausluft und abhängig von Shakespeare entstanden; allein es war, wie Frey sagt, eine Eruption des Geistes, und es konnte sich fragen, ob nicht nach Abklärung ein wirklicher Dramatiker noch erstehe. Doch war Waiblinger schon in diesen jungen Jahren von der Unmöglichkeit, seine Gefühle zu bändigen, selbst überzeugt, und als ihm einmal in einer Gesellschaft zugerufen wurde, er werde ja das Leben in einem einzigen Rausche durchstürmen, erwiderte er lakonisch: „Gut, dann hab' ich den Katzenjammer erst im Jenseits!"

Bei einer solchen Verfassung ist es nicht verwunderlich, wenn er mit Grauen an sein Brotstudium, die Theologie, und den Aufenthalt im Stift zu Tübingen dachte. Und dennoch konzipierte er, bereits mit seinem Abiturientenexamen beschäftigt, seinen genial angelegten Roman Phaëton, in dem aus tausend Stellen der Einfluß und die Anregung des Hyperion herausschaut.

Als eine vielgenannte, teilweise gefeierte Persönlichkeit, betritt er das Stift. Es ist in dieser philosophisch-theologischen Bildungsanstalt schon manches Talent, ja Genie aus und ein gegangen, das lange gebraucht hat, bis es sich den Kopf zerstieß, und der Verfasser dieser Zeilen, der selbst Nichtstiftler ist, hatte jahrelang Gelegenheit, zu beobachten, wie die Leitung dieses Instituts in humaner und weitherziger Weise so manchen unruhigen Kopf vergären ließ, bis er noch ganz brauchbar wurde. Auch die Stiftsleitung vor achtzig Jahren, wo die Vorschriften strenger als heute waren, verdient mit der Rücksichtnahme auf die exaltierte Persönlichkeit Waiblingers und mit ihrer Nachsicht alle Bewunderung. Es besaß auch der junge Student geistige Gaben, die ihm zu den von jeher im Stift gepflegten philosophischen Studien zustatten kamen: eine starke, zersetzende Reflexion und einen psychologischen Scharfblick. So war er einer der ersten, auf den Schopenhauers Hauptwerk Eindruck machte; kein Wunder — mußte er doch darin seines Geistes einen Hauch verspüren! Aber auch die Bedeutung Paul Pfizers erkennt er bald; will er diesen bedeutenden Menschen doch zu einem „Romanhelden studieren", eine Ehre, die sich aber Pfizer nachher verbat.

Im Stifte trifft er dann Mörike und dessen poetisch gleichfalls begabten Freund Ludwig Bauer, der ebenfalls bald sterben sollte. In ein besonders schönes Verhältnis tritt Waiblinger zu Hölderlin, und da treiben die jungen Freunde in einem über dem jetzigen Uhland-Hause gelegenen Gartenhäuschen eine poesievolle, schwärmerische Romantik, zu der manchmal der wahnsinnige Dichter selbst erscheint. Doch der Einfluß der Freunde ist nicht stark genug: Waiblinger kann nicht zuwarten, bis sein Geist die nötige Reife erlangt, und so wird sein Dichten in der ganzen Studentenzeit nicht dichterische Selbstbefreiung, sondern Steigerung seines pathologischen Zustandes. Seine Eitelkeit wird gepflegt und gesteigert, bis er einen Kultus mit sich selbst treibt. Zwar bestreitet Frey die Eitelkeit des Dichters, weil er nach dem Höchsten gestrebt habe; aber die ganze Schar jener hochbedeutenden Schwaben, die merkwürdigerweise alle zu gleicher Zeit in Tübingen studierten, Mörike, Friedrich Strauß, Friedrich Vischer, Ludwig Bauer, dachten anders, und Frey muß selbst zugeben, daß es Waiblingers Bestreben war, von der Menschenherde abzuweichen und aufzufallen. So ließ er sich seine geliebten Locken, seine Löwenmähne, lange Zeit nicht

rauben, und von seiner inneren Eitelkeit berichtet sein Biograph das für einen Jüngling denn doch bezeichnende Selbstbekenntnis: „Ich muß glänzen können!" Selbst ein Tobsuchtsanfall bei einer Ausfahrt zum Reutlinger Maifest wird, wie wir sehen werden, von zuständiger Seite als Ausfluß der Eitelkeit aufgefaßt, während Frey diese dramatische Szene für echt nimmt. Da stößt der junge Stiftler auf die wirklich geniale Persönlichkeit Byrons und entdeckt in der Vereinigung von Lebensdurst und Weltschmerz seine Aehnlichkeit mit dem großen schottischen Dichter, mit dem er unleugbar gemeinsame Züge hat. Seine innere Zerrissenheit nimmt immer mehr zu, und ein wildes Verlangen nach Italien überkommt ihn. Die fluchtartige Reise nach Italien, die ihn bis Mailand brachte, unterbricht zunächst das Taumelleben in Tübingen; aber im Süden entdeckt er auch seine wahre Natur, und er erkennt es mit einem Prachtwort: „Meiner südlichen Natur ist nichts mehr zuwider als die Kälte." Nun wird sein Leben, das von Anfang an dramatisch war, immer bewegter, bis es zum tragischen Schlusse neigt. Wie seinem Freunde Eduard Mörike in jener seltsamen abenteuerlichen Fremden eine fast dämonische Frauenerscheinung begegnete, von der er sich in den leidenschaftlichen Peregrinaliedern selbst befreite, so tritt in Waiblingers Leben eine hysterische schöne Jüdin, Julia Michaelis, die Tochter des Tübinger Anatomieprofessors. Dieses leidenschaftliche, für eine Kleinstadt wie Tübingen kaum glaubliche Verhältnis endet mit einem Riesenskandal, mit dem sich ganz Deutschland beschäftigt, und schlägt unserem Dichter eine Seelenwunde, von der er sich nie wieder erholte. Er empfindet Ekel an seinem ganzen Leben, und wir dürfen an seiner relativen Unschuld Julia Michaelis gegenüber gewiß nicht zweifeln; er war eben immer noch ein „platonischer Narr" gewesen. Ganz richtig bemerkt hierzu Frey: „An Waiblinger erfüllte sich die volle Tragik des Idealisten, dessen sublime Welt- und Lebensanschauung ihn in Situationen bringt, die der Pöbel nicht versteht, sondern in ihnen, gemein wie er selber ist, immer auch nur Gemeines sieht." Zu diesem Schiffbruch in der Liebe gesellte sich der Zusammenbruch der Freundschaft. Ein Freund nach dem anderen schrieb ihm ab, wobei es bezeichnend ist, daß Mörike seinen so zart abgefaßten Brief gar nicht abzugeben wagte; diese denkwürdige Epistel fand sich dann, ein Halbjahrhundert später, in seinem Nachlasse vor. Blieb ihm somit nur die Freundschaft Mörikes und selbst diejenige Uhlands noch erhalten, so zerfiel er mit dem Geiste seiner engeren Heimat immer mehr. Er gehörte zu den Unglücklichen, die ihre innere Verzweiflung durch Leichtsinn verjagen wollen; und wiederum hat Frey recht: „Waiblinger erkannte hinter der landesüblichen Prüderie nur eine elende feige Furcht vor den Leidenschaften." Das ist auch der berechtigte Kern in dem sonst so harten Vorwurf Goethes gegen Uhland und die schwäbischen Lyriker, daß er ihnen nichts Großes, Menschenschicksal-Bezwingendes zutraue.

Waiblinger war eben nicht der richtige Schwabe, noch weniger wie Mörike, von dem schon Gottfried Keller das Wort gebrauchte, er sei der Sohn eines Griechen und einer feinen Schwäbin. Waiblinger aber nahm geradezu eine Sonderstellung gegen schwäbische Art und Poesie ein und konnte sich in der Heimat nicht heimatlich fühlen. Daß er mit seinem dissoluten Leben unmöglich wurde, ist kein schlechtes Zeugnis für schwäbische Tüchtigkeit; aber die Art, wie er auch später noch beurteilt und mißverkannt wurde, ist kein Ehrenblatt in der schwäbischen Geistesgeschichte, und ich kenne meine schwäbischen Landsleute viel zu gut, als daß ich sie in diesem Punkt um viel gebessert und höherstehend anerkennen möchte. Kein deutscher Stamm hat sich so sehr an seinen Denkern und Dichtern versündigt wie Schwaben, und seine besten Söhne — ausgenommen Verfasser und Sänger harmloser Kirchenlieder — für ganz oder längere Zeit über die schwarzroten Grenzpfähle getrieben oder ziehen lassen, wie mein engeres Vaterland. Und heute noch, wer sich nicht in den spezifisch altschwäbischen oder Stuttgarter Geist fügt und sich ihm akkomodiert, der kommt, wenigstens so lange er in der Heimat ist, nicht auf. Daher auch die literarische Misere von heute, da kaum ein Schwabe mehr über seiner engeren Heimat draußen eine größere Beachtung als Dichter findet. Das ist stadt- und landbekannt; das verbergen wir Schwaben uns selber ganz ängstlich — und muß doch einmal gesagt werden! — Unser Dichter bot zunächst mehrere Unbegreiflichkeiten dar, bis er den Staub seiner Heimat von den Füßen schüttelte. Zu diesen Unbegreiflichkeiten rechnen wir sein Schielen nach dem Kirchendienst, zu dem er sich doch selbst ganz ungeeignet wußte; es war geradezu eine Frechheit, im nahen Reutlingen predigen zu wollen, und dann auch zu predigen, wo er doch immer auf die „Pfaffen" schimpfte. Dagegen müssen wir ihn vor dem Vorwurf zu großen Selbstbewußtseins in Schutz nehmen. Man bedenke, ein immerhin so bedeutendes Werk wie Phaëton hat ein erst Achtzehnjähriger geschrieben! Es weist in vielen Stellen eine meisterliche Sprachbehandlung auf und ist ein edelgemeintes Produkt einer geradezu schwärmerischen Verehrung des Ideals der Antike.

Auch in dem ersten größeren Werke in gebundener Sprache, den „Vier Erzählungen aus der Geschichte des jetzigen Griechenlands" treten ganz hervorragende Vorzüge des jugendlichen Dichters hervor; diese kleinen Epen besitzen eine volle sinnliche Energie, hohe Plastik und einen mitunter hinreißenden Schwung der Sprache. Allein so einverstanden wir mit Frey in der formalen Bewertung dieser Dichtungen sind, so können wir doch sein Urteil, Waiblinger habe in ihnen Byron nicht nachahmen wollen, nicht zu dem unserigen machen. Wenn etwas in den Poesien des Schwaben als „byronisiert" erscheint, so sind es diese zyklischen Gedichte.

Und hier möge nun auch der Ort sein, um die Stellung Waiblingers zu Byron etwas zu untersuchen. Waiblinger selbst war stolz auf diese Parallelisierung, und Frey geht ebenfalls darauf ein. Aber so eine Anmaßung es von Heine war, in sich den deutschen Byron zu erblicken, eine Anmaßung, die mit der Herausgabe der Tagebücher und Briefe Byrons immer ersichtlicher wird, ebenso vorsichtig ist die Vergleichung Waiblingers mit Byron aufzunehmen, obgleich Leben und Dichten der beiden dazu herausfordert. Schon das Urteil Freys: „Beiden ist der fast gänzliche Mangel an philanthropischen Interessen eigen" ist doch für Byron dahin einzuschränken, daß zwar sein Philhellenentum mit egoistischen und hochfliegenden Plänen durchsetzt war, daß er aber trotz aller Verirrungen auf dem Boden des christlichen Altruismus stand. Dies nachgewiesen zu haben, bleibt das Verdienst Karl Bleibtreus. Eher trifft Frey mit dem Satze das Richtige: „Als Mensch wie als Dichter war Waiblinger das im kleinen, was Byron im großen war, — Byron durch und durch eine Künstlernatur und Meister der Form, während Waiblinger Zeit seines Lebens ein dilettantischer Zug anhaftete" — was wiederum die Entgegnung hervorruft, daß auch Byron, der Titane, es nicht immer ernst genug mit seiner Kunst und mit seinem Dichterberufe nahm.

Aber wir wenden uns überhaupt gegen den mehrmals unternommenen Versuch, Waiblinger wie Byron und Lenau zum Tragiker prädestiniert anzusehen. Auch der Schreiber dieser Zeilen neigt stark zum Determinismus; aber die Willensfreiheit und Verantwortlichkeit ganz zu leugnen und schließlich ein ganzes Menschenleben von der Erbschaft des Blutes und dessen Verhängnis abhängig werden zu lassen, wäre Wahnwitz. Zudem lagen die Wurzeln bei Lenau und Byron ganz anders als bei Waiblinger. Dort bei beiden entsetzliche Familienverhältnisse, Väter, die gar nicht wert waren, Kinder zu besitzen, Vorfahren, deren heißes Blut sprichwörtlich war, und Mütter, die unfähig waren, Kinder zu erziehen. Alle diese Entschuldigungen treffen bei Waiblinger nicht zu. Es bleibt bestehen: er weckt unsere tiefste Teilnahme als Mensch; allein wer, wie Waiblinger, von der Kunst hoch, vom Leben aber und von der Liebe niedrig denkt, dessen Seelenzwiespalt ist nicht bloße Schicksalsbestimmung, sondern mitverschuldet.

Waiblinger zog also auf Kosten Baron Cottas nach Italien; dort sollte er für die Allgemeine Zeitung und das

Morgenblatt arbeiten. Allein Cotta wurde gegen ihn eingenommen, und die Redaktion glaubte, das meiste nicht brauchen zu können. Der Dichter selbst aber hoffte trotzdem, in Italien sich ausleben zu können. Beim Anblick Roms, einen Tag vor seinem 22. Geburtstag, reift zunächst sein Plan zur Arbeit — aber wie bald zerstört er diesen Plan! Und dennoch geht der Stern der Dichtkunst ihm eigentlich dort im Süden erst ganz auf; aber „wie ein reich begabter Geist mit Riesenkräften im Elend ringt, wie er von der trügerischen Woge des Schicksals bald in dunkle Tiefen geschleudert, dann wieder zu sonnigen Höhen erhoben wird, um endlich zu versinken", dies zu zeigen, betrachtet sein Biograph als seine Hauptaufgabe.

Wiederum findet er Freunde; selbst Thorwaldsen tritt ihm näher. Aber bald wird er allgemein mißliebig und gerät in besondere Opposition gegen die Nazarener. Wie eine Vogelscheuche läuft er nach einem Worte Friedrich Vischers in Rom umher, gepflegt und erhalten von seiner römischen Geliebten Comacchia. Er denkt an den Uebertritt zum Katholizismus. Auch in diesem Punkt kann man mit Frey nicht einverstanden sein. Waiblingers Hang zum Katholizismus war ästhetischer und künstlerischer Natur; der etwaige Uebertritt des dogmatisch geschulten protestantischen Theologen wäre ihm innerlich nicht ernst, wäre also eine Charakterlosigkeit gewesen.—In diesem Elend denkt er an sein fernes Vaterland und er findet in dem Gedicht „Das Vaterland", das oft in Anthologien erscheint, den ergreifenden Schluß:

> Du bist es, große, teure Wiege,
> Ach einst mein einzig Paradies,
> Du Heimat schwer errung'ner Siege,
> Die ich voll bitt'ren Grams verließ.
> O Mutter, die vom eig'nen Sohne
> So schrecklich zürnend los sich wand,
> Verschließe meinem Klagetone
> Dein Ohr nicht, deutsches Vaterland!

Und seine Bitte sollte nicht verhallen: er gewinnt Platens Freundschaft und Fürsorge. Mit dem italienischen Almanach, für den er einen norddeutschen Verleger und mit ihm recht stattliche Honorare findet, brechen wieder glückliche Tage an. Sein Dasein scheint nicht mehr ein zerronnenes Dichterleben zu sein, sondern einen Aufschwung zu nehmen. In verschwenderischer Fülle streut er die Gaben seines Geistes aus: Novellen, die zwar nicht bedeutend sind, aber einzelne hochpoetische Szenen aufweisen; ein Drama, Anna Boleyn, das zwar die dramatische Gestaltungskraft vermissen läßt, aber die Titelheldin doch in ihrem Liebreiz zeigt; treffliche „Erinnerungen aus der Kindheit", eine vorzügliche Schrift über Hölderlin, zahlreiche italienische Reiseberichte, die wesentlich dazu beitragen, dem Norden das italienische Volksleben bekannt zu machen. Und wenn ihm auch das eigentliche Lied, die sing- und komponierbare Lyrik, versagt blieb, so schuf er doch Schönes, ja Herrliches in der Ode und Elegie. In den Capri-Liedern gibt es vollendete Gedichte, Gedichte, die in Form und Gehalt tadellos und echt, also klassisch genannt werden müssen, und eine wahre Perle bleibt sein Schwanengesang „Letztes Lied aus Capri".

Aber seines Lebens Fluch, Leben und Dichtung nicht vereinigen zu können, begleitet ihn weiter. Kaum wieder zu Geld und Kraft gelangt, vergeudet er beides auf einer sizilianischen Reise; selbst Platen muß berichten, er habe sich wie ein Schwein aufgeführt. Ein Erholungsaufenthalt in Capri, das er noch mit dem Märchen aus der blauen Grotte feiert, kann die Lebenskräfte nicht mehr sammeln; zwar findet er noch den Weg nach Rom zu seiner Comacchia, doch sein Leben ist verfallen. Er spielt noch auf dem Schmerzenslager den Freigeist, dann kommt die alte Geschichte: er verlangt Bibel, Pfarrer, Gebet, das heilige Abendmahl und stirbt zerknirscht. Auf dem Friedhofe der Protestanten, wo die herrlichen Trauerbäume stehen, die er einst ahnungslos besungen hat, soll er nun selbst, erst 26jährig, die Ruhe finden. Platens Vermutung, daß er ein Opfer seiner Ausschweifung geworden sei, wird um so weniger eine Verleumdung gewesen sein, als sich Waiblinger in seiner unbegrenzten Wahrheitsliebe sowohl in seinen Tagebüchern wie in seinen Briefen einen Venuspriester nennt; auch war es in Schwaben mündliche Ueberlieferung, daß Waiblinger auf diese Weise zugrunde gegangen sei.

An zweien seiner Geliebten, an dem schönen Albaner Mädchen Nazarena Silvi, und an der von ihrem Manne verlassenen oft genannten Comacchia, die ihm treu bis über den Tod war, hat er auch insofern gewissenlos gehandelt, als er die Kinder, die ihm seine Geliebten gebaren, einfach ihrem Schicksal überließ; hier kann man nicht mehr von Schicksalsbestimmung, sondern nur von menschlicher Schuld sprechen.

*

Wir besitzen über Waiblinger eine literarische Arbeit eines seiner Studiengenossen, der auch sein ferneres Leben mit Aufmerksamkeit verfolgte, und noch vor Otto v. Leixner, so weit als ihm möglich war, für den toten Dichter eingetreten ist und auf ihn aufmerksam gemacht hat. Es ist das einer der größten Aesthetiker, Friedrich Theodor Vischer. In dem zu erwartenden monumentalen Werke, das sich an das bei Cotta erscheinende Shakespeare-Werk anschließen wird, „Vorlesungen aus der Geschichte der neueren deutschen Poesie", hat der berühmte Kritiker sich eingehend mit seinem Landsmann beschäftigt, und sein Sohn, Professor Robert Vischer-Göttingen, der die Herausgabe besorgt und mir die erste Durchlesung des Gesamtmaterials anvertraut hat, gestattet mir, aus den Manuskripten Episoden und Urteile mitzuteilen. Einleitend bemerkt Vischer: „Obwohl Waiblinger dieser Zuordnung nicht wert scheint, stelle ich ihn doch neben Hölderlin. Es ist sonderbar und doch ganz gegeben und natürlich; ich wüßte ihn anders nicht unterzubringen. Er kommt Hölderlin gewiß nicht gleich an poetischem Genie und Wesensadel; allein er steht doch auch in Fühlung mit ihm, und in Italien erhebt sich seine Seele zu einer Begeisterung, die zwar nicht Hölderlins Größe, aber etwas hat, das an ihn erinnert." Von dem Studenten Waiblinger entwirft Vischer ein Bild, das nicht anmutet; er fand an ihm das Theatralische, die eitle Selbstbespiegelung, das Getue, die Pose. Er war voll Geniedampf, verfiel oft in poetischen Raptus und Geniewesen. Dann war Waiblinger „koketter Geniewüterich", und dabei krankte er an byronisierender Zerrissenheitsaffektion." Als Beispiel erzählt er eine Episode, die auch Frey in seiner Biographie kennt. „Wir waren kurze Zeit Studiengenossen. Ich erinnere mich seiner wohl, sehe ihn heute noch vor mir, wie er damals in Tübingen herumging, seine ungeheuer lange, hagere Gestalt mit den großen Augen, den dicken, aufgeworfenen Lippen und dem schwarzen, ganz krausen Haar, das hochgebauscht wie eine Wolke um seinen Kopf wehte. Auch fällt mir von ihm oft eine kleine Geschichte ein, die will ich jetzt erzählen, weil sie gut beleuchtet, wie es mit dem weltschmerzlichen Genierappel ist, und wie wohl es tun kann, wenn ihm die Trockenheit des geordneten gewöhnlichen Menschen mit groben Knochen entgegensteht. Tübinger Studenten machten einen Ausflug nach einem benachbarten Städtchen, und darunter befand sich Waiblinger. Sie kehrten nachts in einem Wagen zurück. Einer saß außen auf dem Bock, ein gesetzter, fleißiger Mensch. Als man durch einen Wald fuhr, ging drinnen im Wagen auf einmal ein fürchterliches Gewetter und Gepolter los, das immer ärger wurde. Der auf dem Bock ließ nun den Kutscher halten und fragte: „Was gibt es denn da drinnen?" Antwort von innen: „Ach Gott, der Waiblinger ist so aufgeregt, er will mit Gewalt hinaus in den dunklen Wald und dort seinen Weltschmerz austoben. Wir können ihn kaum noch halten." Der Lärm ging von neuem los, sie fürchteten, er wolle sich in seiner Raserei den Tod geben. Aber der auf dem Bock sagte ihnen gelassen: „Ruhig! Lasset de Kerle naus!" Und darauf wollte Waiblinger nicht mehr hinaus und man fuhr friedlich weiter."

Zwar ist mir nicht genau bekannt, aus welchem Jahre Vischers Vorlesung über Waiblinger stammt, doch ist folgender Satz beachtenswert: „Waiblinger ist viel übersehen und öfter doch auch verkannt und zu hart beurteilt worden. Es war über ihn bis vor kurzem fast in keiner Literatur-

geschichte etwas zu lesen. Hillebrand erwähnt ihn nur ganz kurz. Darum sind wir es ihm schuldig, bei seinen bedeutenderen Leistungen zu verweilen." Und nun nimmt der Aesthetiker Werk um Werk durch. Von seinem Phaëton urteilt er: „Ein ganz unreifes Produkt, worin das Zugrundegehen eines an Weltschmerz leidenden Genies geschildert wird. Er hatte dabei Hölderlin selbst im Sinn, gab aber in der Hauptsache sein eigenes Empfinden, das ganz anders beschaffen war." — — „Die griechischen Erzählungen sind den Epen Byrons nachgemacht; Feuer ist hier, aber mehr Feuer als Kern; Leidenschaft, aber ohne originale Anschauung; Glut, aber nichts von einem Aetherlicht des Dichtergeistes — leer aufschäumende Leidenschaft." — —

„In Italien verwertet er sein Pfund besser. Dort wächst er höher an den erhabenen Gegenständen, richtet sich an der Größe Roms, an der Schönheit der Landesnatur und an den ehrwürdigen Denkmalen des Altertums auf. Diese Eindrücke heben, tragen und vertiefen ihn. Er wird jetzt ganz Römer, wie Hölderlin ganz fingierter Grieche wird. — —

„Seine italienischen Gedichte sind prächtig, aber zu weit ausgesponnen. Er weiß mit dem Hoch-Stilvollen auch das Liebliche und Zarte zu verbinden, wie „An die Veilchen des Albanersees". Feierlich gestimmt ist sein „Ave Maria" und „Der Mond", zwei Oden, womit er das erhabene Bild Roms besingt, wie es in abendlicher Dämmerung und im Mondlicht erscheint. Die zwei letzten Verse:

Und stumm seh' ich die mächtigen Treppen an,
Die nun urplötzlich wieder der Vollmond hellt,
Und starre hin, und lausch' und horche.
Ob wohl nicht Cäsar heruntersteige.
Und einsmals aus dem buschigen Palatin,
Dem trümmerschwarzen, klagt' eine Nachtigall
In all die Nacht, in all die Stille,
Klagte vielleicht von der goldenen Vorzeit. —

Das ist ein Bild, groß und voll Seele, das ist wahre Poesie!"

Im allgemeinen, urteilt Vischer, kann man Waiblinger nicht viel Herzlichkeit nachsagen; aber in seiner besten römischen Periode kommt er unserem deutschen Wesen nahe; z. B. im „Kirchhof". Er meint darunter den protestantischen Kirchhof in Rom, und es traf sich, daß er wenige Jahre darauf selbst dort ausruhte.

Von seinen italienischen Schilderungen und Novellen, z. B. dem Blumenfest in Gonzano, urteilt Vischer, sie seien gut erzählt, stockitalienisch mit spezifisch römischem Ton, ähnlich wie bei Heyse. Von der bekannten Humoreske: Die Briten in Rom: „Es fehlt zwar das rechte Salz, aber sie macht doch Spaß." Die „Nacht in Sankt Peter" heißt Vischer ein großartige Vision, und selbst über Anna Boleyn urteilt er, es fehle zwar an tragischer Tiefe, und das Werk werde von Schillers Maria Stuart ganz erdrückt; allein der unbefangene, fröhliche, leichtherzige Charakter Annas sei doch gut getroffen. Im Humor findet Vischer seinen Landsmann nicht sehr stark, doch seien „Drei Tage in der Unterwelt" als Literaturkomödie gar nicht übel. Alle möglichen Dichter und Dichterlinge werden gegeißelt, und auch „der Stilzopf, den Goethe im Alter trug, ist ganz hübsch nachgeahmt". Ganz besonders günstig beurteilt er Waiblingers „Hölderlins Leben"; aber sein Gesamturteil geht eben doch dahin: „Ein vergeudetes Leben; er hat es „expleniert". Es war für ihn verderblich, daß er sich für ein Genie hielt, während er nur ein Talent war, ein Talent, das teilweise mit reichen, brennenden, glanzvollen Farben malte, aber ohne Vertiefung."



Das Jahrbuch der kgl. preußischen Kunstsammlungen.

Mit einem außergewöhnlich reichen, der Eröffnung des Kaiser Friedrich-Museums gewidmeten Heft hat der fünfundzwanzigste Band des Jahrbuches seinen Abschluß gefunden. An dem gleichen Tage somit, der die neue Schöpfung entstehen sah, welche die Bestrebungen und Wünsche der Vergangenheit zu einem bahnweisenden Vorbild für eine lange Zukunft zusammenfaßt, konnte das Jahrbuch, welches seit den Zeiten des Aufschwungs des Berliner Museums der gesamten, durch diese Sammlungen befruchteten Forschung als Archiv gedient hat, die Feier seines vierteljhundertjährigen Bestehens begehen.

Die Fülle der wissenschaftlichen Ergebnisse, welche in diesen stattlichen, vornehm gedruckten und in wahrhaft künstlerischer Weise illustrierten 25 Bänden in einer zumeist abgeklärten, dem Laien verständlichen Form dargeboten werden, ermöglicht einen Ueberblick über die vielfachen Anregungen, welche während der letzten Jahrzehnte von der Beschäftigung mit den alten Kunstwerken ausgegangen sind.

Die interessanten Ergebnisse der Ausgrabungen von Pergamon, welche namentlich im 1. und 3. Band als etwas damals durchaus Neues dargeboten wurden, bilden freilich nur eine, durch die außerordentliche Bedeutung dieser Entdeckungen gerechtfertigte Ausnahme, da die Antike ebenso wie die Kunst der Neuzeit, sonst grundsätzlich von dem Jahrbuche ausgeschlossen sind. Der Hauptanteil entfällt dagegen auf die Renaissance-Kunst, besonders die Frührenaissance, welche das wesentliche Arbeitsgebiet Bodes, des vielseitigen Direktors des Kaiser Friedrich-Museums, bildet. Hier veröffentlichte er zum erstenmal seine verschiedenen bahnbrechenden Studien über die Florentiner Bildhauer, welche sich um Donatello als ihren Ausgangs- und Mittelpunkt reihten, wie auch seinen meisterhaften Aufsatz über Michelangelos Jugendwerk, den Giovannino (Bd. 2); ferner die grundlegende Studie über die altflorentiner Majoliken, ein vor ihm ganz unbeachtet gebliebenes Gebiet (19), und den kühnen Versuch, Lionardo als den Verfertiger einer Reihe von Bildhauerarbeiten nachzuweisen (25). Ueber die italienischen Schaumünzen, die unübertroffenen Arbeiten Pisanellos und seiner Zeitgenossen und Nachfolger, schrieb Jul. Friedländer, der verdienstvolle Direktor des Münzkabinetts, in abschließender Weise (1—3); und ebenso Lippmann über den italienischen Holzschnitt (3.5). Müller-Walde veröffentlichte hier seine eindringenden Forschungen über Lionardo da Vinci, die sein leider unvollendet gebliebenes Buch über diesen Begründer der neuzeitlichen Kunst in wesentlichen Punkten ergänzen (18—20); Schmarsow Michelangelos wiedergefundenen Entwurf zum Juliusgrabe (5); und Wickhoff seinen tief in das Wesen der Renaissance einführenden Aufsatz über Giorgione (16).

Daneben erfeute sich, wie recht und billig, auch die deutsche Kunst einer weitgehenden Berücksichtigung, und zwar von den Anfängen ihrer Selbständigkeit an, wie die zu ganz neuen Ergebnissen gelangenden Aufsätze von Dehio über die Bamberger Skulpturen (11) und von Goldschmidt über die Sächsische Skulptur (20, 21) beweisen. Das 15. Jahrhundert behandelt u. a. Thode in seinem fruchtbaren Aufsatz über die Malerei am Mittelrhein (21); und Lehrs, der künftige Direktor des Berliner Kupferstichkabinetts, in seiner Abhandlung über den Meister der Spielkarten, den frühesten bedeutenden Kupferstecher Deutschlands (17), und in derjenigen über den sog. Meister des Hausbuches (20). Die Anfänge Dürers werden in Bodes Aufsatz über dessen Bildnis Friedrichs des Weisen beleuchtet (5), wogegen Wölfflin jüngst noch den kühnen Versuch unternahm, den Dresdener Altar ihm abzusprechen (25). Ueber Cranachs Frühzeit, diese seit der umfassenden Dresdener Ausstellung viel erörterte Frage, verbreitet M. J. Friedländer, der neue zweite Direktor des Kaiser Friedrichs-Museums, überraschendes Licht (23). Als besonders wichtig sei auch Jul. Lessings Untersuchung über die Nachbildungen des Nürnbergers Enderlein nach den schönverzierten Zinngeräten des Franzosen François Briot hervorgehoben (10).

Unter dem Namen des Meisters von Flemalle führte Tschudi einen ganz neuen, besonders wichtigen Zeitgenossen

Roger van der Weydens in die Kunstgeschichte ein (19); und Glücks Aufsatz über Hieronymus Bosch scheint bestimmt zu sein, endlich einer gerechten Würdigung dieses bahnbrechenden holländischen Künstlers die Wege zu weisen (25). Daß auch die niederländische Kunst des 17. Jahrhunderts Beachtung gefunden hat, kann hier nur angedeutet werden. Dagegen müssen, wie billig, die zahlreichen Forschungen Justis über die spanische Kunst besonders erwähnt werden (ziemlich über alle Bände verteilt).

Es strömt somit aus dieser stattlichen Reihe von Bänden der Geist frischester, fruchtbringender Forschung, der auch entlegenere oder bisher wenig beachtete Gebiete nicht vom Umkreise seiner Betrachtung ausschließt. Wie einst Dobbert die frühmittelalterlichen Wandgemälde in S. Angelo in Formis behandelte (15), und jetzt, zur Eröffnung des neuen Museums, Wulff das herrliche, vor mehr als einem halben Jahrhundert aus Ravenna erworbene Mosaik untersucht (25), so wendet sich allmählich die Aufmerksamkeit mehr und mehr jenen geheimnisvollen Anfängen der christlichen Kunst zu, die in Asien und Aegypten ihren Ursprung hatte (vergl. die Abhandlung Strzygowskis über die ägyptischen Seidenstoffe, Bd. 24), und weiterhin auch der mittelpersischen Kunst, deren Erzeugnisse von Bode (Teppiche, 13), Sarre (Metallbecken, 25) und Strzygowski (Karawanserai von zirka 600 n. Chr. in Meschatta, jetzt im Kaiser Friedrich-Museum, Bd. 25) in eindringender Weise beleuchtet werden.

Freilich sollte man annehmen, daß ein Werk, das so viel neue, für die Allgemeinheit bedeutungsvolle Keime ausstreut, sich in der Hand eines jeden, der an dem Geistesleben seines Volkes Anteil nimmt, befinden müßte. Dem scheint jedoch, nach der Abonnentenzahl zu urteilen, nicht also zu sein. Vielleicht vermögen diese Zeilen zu der Erkenntnis beizutragen, daß hier die Gelegenheit geboten ist, eine Ehrenschuld abzutragen.

Dresden. W. v. Seidlitz.

Bücher und Zeitschriften.

μον. **Novalis als Philosoph.** So ist eine kleine, aber treffliche Schrift von Egon Fridell betitelt, die soeben in der Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G. 1904 erschienen und Kuno Fischer zum 80. Geburtstag in dankbarer Bewunderung gewidmet ist. Das Thema ist dankbar, die Ausführung im knappen Rahmen von wenig über hundert Seiten ziemlich erschöpfend und gut gruppiert. Die Exposition liefert ein kurzer Exkurs über das Zeitalter Friedrich v. Hardenbergs, Leben, Persönlichkeit und Werke werden in großen Zügen besprochen. Aus den letzteren wird der Universalidealismus und Panmagismus — wir würden lieber sagen die Mystik — Novalis' sicher und gewandt herauskristallisiert. Die so subjektive wie eigenartige Religions- und Staatsphilosophie, die Biologie und Poetik des Dichters, die ganze literarische Persönlichkeit dieses Propheten der Romantik wird immerhin so deutlich skizziert, daß sie in plastischen Umrißlinien vor unser geistiges Auge gerückt erscheint. Ohne mehr oder minder weit hergeholte Ausblicke auf Nietzsche ist nun einmal keine moderne literarische und philosophische Schrift denkbar. Eine Parallele mit diesem Aphoristen darf nicht fehlen. Mit der Zukunftshoffnung für Novalis verbindet der Verfasser, als Kuno Fischer-Verehrer, auch eine für Hegel. Wir glauben, daß er mit der ersteren noch eher Recht bekommen mag als mit der zweiten. Die Zeit Hegels scheint uns für immer vorüber, und wenn wir schon einen großen Namenspatron brauchen, so scheint uns eher der Ruf: zurück zu Kant! immer mächtiger anzuschwellen.

Wolkenschatten. Neue Lieder und Sonette von Eduard Paulus. Stuttgart 1904, Verlag von Adolf Bonz u. Co.

Eduard Paulus ist der letzte Charakterkopf unter der älteren schwäbischen Poetengeneration. Seine Produktionskraft hat mit den Jahren eher zu- als abgenommen; er teilt übrigens diese Eigenschaft mit einer Anzahl seiner dichtenden Landsgenossen: man denke nur an Fr. Vischer, an J. G. Fischer! Und wie ihm die Muse bis ins Alter treu geblieben ist, so hat auch er an den Idealen seiner Jugend festgehalten, ohne mit dem modernen Geiste eine Verständigung zu finden oder auch nur zu suchen. Er steht darum heute auch ziemlich vereinsamt und ist außerhalb seiner engeren Heimat nur wenig nach Gebühr gewürdigt. Er müßte kein echter Dichter sein, wenn ihn das nicht kränkte: nicht aber kann es ihn abhalten, die Begeisterung, die in ihm wirkt, voll und fröhlich ausklingen zu lassen. — Die „Wolkenschatten“, Paulus' jüngste Sammlung, lassen von einem Nachlassen seines poetischen Vermögens ganz und gar nichts verspüren. Seinem Talent eine neue Seite abzugewinnen oder den Kreis seiner Stoffe weiter zu spannen, ist ihm freilich nicht gelungen. Dafür zeigt aber das neue Buch alle Elemente seines künstlerischen Wesens in glücklicher Vereinigung und Mischung und gibt uns in gedrängter Form ein vollständiges Bild seiner Individualität. Da ist vor allem der zarte und sinnige Liedersänger, der die Natur so reizvoll zu schildern und ihre geheimnisvollen Bezüge zum Menschendasein, zu seinem eigenen Seelenleben so feinfühlig aufzudecken weiß, der die Erde und das Schöne auf ihr liebt und doch seine Gedanken immer wieder, wie von einem Magnet angezogen, zum Ende alles irdischen Seins, Tod, Grab und Verwesung, zurückschweifen lassen muß. Dann entwirft er in knappen Zügen wie aus Marmor gehauene Bilder von großen Toten, merkwürdigen Städten, herrlichen Bauwerken. Es ist ein bezeichnendes Merkmal seiner Poesie, daß sie im engen Zusammenhang mit den bildenden Künsten steht; nicht umsonst hat er jahrzehntelang die Baudenkmäler des Schwabenlandes durchforscht und beschrieben. Seine Gedichte, zumal seine meisterhaften Sonette, haben etwas von der edlen architektonischen Struktur und Gliederung klassischer Monumente. Er beherrscht die Form virtuos, ohne ins Künstlerische und Spielerische zu verfallen; er widmet ihr die größte Sorgfalt und erweckt doch vorwiegend den Eindruck des Einfachen und Natürlichen. — Aber wir schätzen in Paulus nicht bloß den am klassischen Schönheitsideal festhaltenden Künstler, sondern zugleich den warmblütigen Menschen, der für seine subjektiven Sympathien und Antipathien mit Entschiedenheit eintritt. Wenn er auf seine Nation und sein Vaterland zu reden kommt, so löst wohl — in echt poetischem Wechsel — seine vorwiegend elegische Stimmung dithyrambische Ausgelassenheit ab. Derselbe Sänger, der sich an Griechenlands und Italiens unversiegbarem Schönheitsborn labt, begeistert sich an der germanischen Vorzeit, Wikingern, Walküren und Skalden. Und noch immer pocht ihm jugendlich das Herz im Gedenken an Deutschlands jüngste große Vergangenheit, die ihm in Bismarck verkörpert erscheint. Freilich kein Patriotismus vermag ihn an einer oft recht scharfen Kritik der deutschen Gegenwart zu hindern, wie er auch — er wäre ja sonst kein rechter Schwabe — mit eingefleischter Heimatliebe kräftigen Spott auf württembergische Zustände sehr wohl zu vereinen weiß. Die materielle Richtung, die seit 1871 die gesamte deutsche Kultur eingeschlagen hat, ist ihm ein Greuel. Streber und Schreier, Neinsager und Fortschrittsphilister kann er um die Welt nicht leiden. Seiner Satire fehlt allerdings das Gesammelte, das Zielbewußte; er läßt sich an einem Feuerwerk artiger Einfälle genügen. Er ist überhaupt mehr Humorist als eigentlicher Satiriker, und die Liebenswürdigkeit läßt ihn selbst da nicht ganz im Stich, wo er grob wird. Er entwaffnet damit sogar die bösen Kritiker und Literarhistoriker, denen er so gern am Zeug flickt. Den letzteren wird er künftig nicht viel zu schaffen geben, wenn er seine Drohung wahr macht:

> Der ganze Trödel soll verbrennen,
> Es bleibe Staub und Asche nur!
> Denn was die Herrn den Nachlaß nennen,
> Ist meist nur Nachlaß der Natur.

Aber nur nicht aus Versehen zu viel ins Feuer werfen!

Rudolf Krauß.



Allgemeine Rundschau.

Kgl. bayerische Akademie der Wissenschaften.

(Novembersitzungen.)

I. Philosophisch-philologische Klasse.

Herr v. Wölfflin machte Mitteilungen über den Fortgang des Thesaurus linguae latinae unter Vorlage des im Druck vorliegenden Jahresberichtes samt Protokoll. Nachdem im Jahre 1903 keine Konferenz stattgefunden hatte, konnte in der am 12./13. Juni in München abgehaltenen konstatiert werden, daß die beiden ersten, starken Foliobände dem Abschluß nahe sind. Zugleich wurde beschlossen, den für die Eigennamen in Anspruch genommenen Raum zu beschränken und eine Instruktion an die Mitarbeiter zu erlassen, welche auch für die übrigen Artikel eine Kürzung anstreben wird, damit die Ausführung nicht so sehr von dem den Subskribenten vorgelegten Programm abweiche. Herr Furtwängler legte photographische Aufnahmen des Herrn Gaudin in Smyrna von Ausgrabungen in Aphrodisias vor; Herr Krumbacher das neueste Heft der „Byzantinischen Zeitschrift", VIII. 3 bis 4; Herr Sandberger die Einleitung der mit dem 16. Bande der Gesamtausgabe nunmehr abgeschlossenen französischen Kompositionen Orlando di Lassos, über die er in der Sitzung vom 5. Dezember 1903 vorgetragen hatte.

Herr v. Amira hielt einen für die Denkschriften bestimmten Vortrag: „Die Handgebärden in den Bilderhandschriften des Sachsenspiegels." (Erste Hälfte.) In den 950—1000 Illustrationen, womit eine Familie von mittelalterlichen Handschriften den Text des Sachsenspiegels begleitet, fällt vor allem die ungewöhnlich lebendige Gestikulation der Figuren auf. Es wird nun untersucht, inwieweit die dort vorkommenden Handgebärden unmittelbar dem Leben, insbesondere dem Rechtsbrauch entnommen sind und inwieweit sie auf freie Erfindung der Illustratoren oder auch auf künstlerischer Ueberlieferung beruhen. Der Vortrag erstreckte sich fürs erste nur auf die sogenannten Redegesten und auf die hinweisenden Gebärden und gelangte zu dem Ergebnis, daß in beiden Klassen nur gewisse Gruppen Geschäftsformen des wirklichen Rechtslebens wiedergeben, alles übrige dagegen zu einem sehr ansehnlichen Teil älteren Vorbildern entlehnt ist, zu einem anderen Teil aber der subjektiven Symbolik der Illustratoren seinen Ursprung verdankt.

II. Mathematisch-physikalische Klasse. 1. Herr A. Rothpletz legt den Bericht des Herrn Dr. phil. Gottfried Merzbacher: „Ueber seine Forschungsreise im Tian-Schan" vor. Durch die Ergebnisse dieser Reise werden die bisherigen Vorstellungen über Bau- und Entwicklungsgeschichte dieses gewaltigen Gebirges in vieler Hinsicht verändert und erweitert. 2. Herr A. Rothpletz macht eine Mitteilung: „Ueber die fossilen oberoligocänen Wellenfurchen des Peissenberges und ihre Bedeutung für den dortigen Bergbau." Der Redner besprach die fossilen Wellenfurchen und die auf ihnen sichtbaren Kriechspuren und Trockenrisse, durch die der sichere Nachweis geführt werden kann, daß die ältere Vermutung Gümbels zu Recht besteht und die Kohlenflötze im Peissenberg wirklich überkippt liegen, was zu wissen für den Bergbau von größter Wichtigkeit ist. 3. Herr A. Föppl hält einen Vortrag: „Ueber absolute und relative Bewegung". Wenn man die Annahme eines absoluten Raumes verwirft und nur relative Bewegungen zuläßt, wird man zur Aufstellung einer Bedingung genötigt, der das von dem Trägheitsgesetze geforderte Inertialsystem genügen muß. Eine solche Bedingung wird auf Grund des Satzes von Coriolis über die Ergänzungskräfte der Rotativbewegung ausgesprochen und hieraus der Schluß gezogen, daß zwischen je zwei Weltkörpern außer den Gravitationskräften auch noch Kräfte anzunehmen sind, die von den Geschwindigkeiten gegen das Inertialsystem abhängen. Auf die verschiedenen Möglichkeiten, das Wirkungsgesetz dieser Kräfte auf Grund von Versuchen zu erforschen, wird hingewiesen und dabei auch die von Koch kürzlich beobachtete zeitliche Aenderung der Schwerkraft besprochen. 4. Herr Siegmund Günther legt einen Aufsatz vor: „Erdpyramiden und Büßerschnee als gleichartige Erosionsgebilde". Auf Grund eines größeren Belegmaterials wurde die schon bei früherer Gelegenheit berührte Tatsache bewiesen, daß Erdpfeiler in Ansammlungen nur dann zustande kommen, wenn die Masse, aus der sie durch vertikale Erosion herauspräpariert werden, zuvor in isolierte Kämme zerteilt war. Die stets wahrnehmbare lineare Anordnung der Basisflächen macht sich nach Hauthals neuesten Forschungen ganz ebenso bei den als „Büßerschnee" (nieve penitentes) bekannten Eisprotuberanzen der südamerikanischen Anden bemerklich, so daß die vollkommene Analogie der Entstehung zweier stofflich ganz verschiedenen Bodenformen als gesichert gelten kann. 5. Herr Richard Hertwig legt eine Abhandlung des Herrn Dr. O. Maas, Professor an der Universität: „Bemerkungen zum System der Medusen" vor. Auf Grund von Medusenmaterial, besonders der holländischen Tiefsee-Expedition, werden Veränderungen der Systematik angegeben. Die Gruppe der Cannotiden wird aufgelöst; die Formen mit gefiederten Radiärkanälen werden abgetrennt von den mit verzweigten Radiärkanälen. Unter letzteren werden ferner zwei ganz verschiedene Gruppen unterschieden, nach Lage der Geschlechtsorgane und nach den hydroiden Entwicklungsstadien. Die einen verbleiben als Bereniciden bei den Leptomedusen, die anderen werden als Williaden zu den Anthomedusen gestellt, mit denen sie durch eine neu aufzustellende Gruppe, Bythotiariden, verbunden erscheinen. 6. Herr Aurel Voß überreicht eine Arbeit des Herrn Dr. E. v. Weber, Professor an der Universität: „Das Imaginäre in der Geometrie der konfokalen Flächen zweiter Ordnung". In der Arbeit wird eine Methode entwickelt, um die komplexen Raumgebilde, die in der algebraisch-geometrischen Theorie der konfokalen Flächen zweiter Ordnung eine Rolle spielen, mit Hilfe der geradlinigen Erzeugenden der im konfokalen System enthaltenen einschaligen Hyperboloide reellgeometrisch zu repräsentieren und der elementaren Konstruktion zugänglich zu machen. Auf diesem Wege ergibt sich eine neue Kategorie von Sätzen über Linienkongruenzen, über Flächen zweiter Ordnung und über Kegelschnitte, insbesondere deren Krümmungskreise.

III. In der Historischen Klasse hielt Herr Riehl einen Vortrag: „Der Naturalismus der oberländischen Malerei des 15. Jahrhunderts", der in Verbindung mit dessen Vortrag vom 13. Juni 1903 „Nationale und internationale Züge in der Entwicklung der deutschen Kunst" in den Sitzungsberichten erscheinen wird. Herr Riehl sprach, ausgehend von den Bildern der Ulrichslegende in St. Ulrich zu Augsburg, über die selbständige Entwicklung des Naturalismus in der oberdeutschen Kunst des 15. Jahrhunderts und den nur sehr sekundären Einfluß der Niederländer auf die Malerei dieser Schulen. Herr Simonsfeld sprach über: Aventin und das Privilegium minus. Der Vortragende behandelt im Anschluß an Erben, das Privilegium Friedrichs I. für das Herzogtum Oesterreich, die von diesem aufgeworfene Frage, wieweit aus Aventins (gedruckten und ungedruckten) Schriften sich entnehmen läßt, ob es neben der Ausfertigung des Privilegium minus von 1156 für den neuen Herzog von Oesterreich auch eine bayerische für Heinrich den Löwen gegeben habe. Der Vortragende stellt fest, daß, wenn ein solches bayerisches Exemplar wirklich von Aventin benutzt wurde, dasselbe keine wichtigen Differenzen gegenüber dem sonst bekannten Texte des Privilegium minus enthalten haben dürfte, daß insbesondere die von den Erben (nach der Meinung des Vortragenden unrichtig) für interpoliert gehaltenen Stellen in der bayerischen Ueberlieferung ebenso, wie sonst bekannt, gestanden hätten. Er weist namentlich auch nach, daß die Abweichungen in der Zeugenliste bei Aventin auf dessen eigenes Konto zu setzen sind, zumal dessen Nachrichten über den ganzen Hergang in den Annalen unrichtig und entstellt sind. Der Vortrag wird in den neuen „Forschungen zur Geschichte Bayerns" veröffentlicht werden.

Kleinere Mitteilungen.

ac. Ein Geschenk für Oxford. Die Universität Oxford, die der Rhodes-Stiftung bereits viel verdankt, erfuhr durch Lord Rosebery, daß die Erbverwalter des Rhodesschen Vermögens sich entschlossen, der Professur für Pathologie eine Stiftung von je 200 Pfund Sterling auf 5 Jahre zu machen. Nachträglich wurde ferner bekannt gemacht, daß Mr. Alfred Beit mit Bedauern gehört habe, daß an der Universität Oxford keine Vorkehrungen getroffen sind, um das Studium der Kolonien zu betreiben, und daß er deshalb, um solche Studien zu ermöglichen, die nötigen Mittel zur Verfügung stellt zur Errichtung einer Professur und zur Anstellung von Hilfslektoren. Herr Beit stellte ferner einen jährlich durch eine Arbeit über die koloniale Geschichte zu gewinnenden Preis zur Verfügung. Schließlich schenkten die Herren Beit und Wernher zusammen der Universitätsbibliothek eine wertvolle Sammlung solcher Bücher, die auf die Geschichte und Geographie der Kolonien Bezug haben.

* Todesfall. Am Samstag nachmittag ist, wie schon an anderer Stelle unseres Blattes gemeldet, der Dichter und Romanschriftsteller Hans v. Hopfen in seiner Villa in Groß-Lichterfelde bei Berlin gestorben; da Hopfen am 3. Januar 1835 zu München geboren wurde, hatten ihn nur mehr wenige Wochen von der Erreichung des 70. Lebensjahres getrennt. Der Verstorbene, der in voller Rüstigkeit des Geistes und Körpers bis in die letzte Zeit seinem dichterischen Schaffen gelebt hat, war ein ebenso fruchtbarer wie vielgelesener Schriftsteller. Nachdem er sich anfänglich dem Staatsdienst gewidmet hatte, in dem er bis 1860 verblieb, zog Hopfen zuerst als Lyriker die Aufmerksamkeit Geibels auf sich, der ihn bei Gelegenheit der Herausgabe des „Münchener Dichterbuchs" (1862) in die Literatur einführte. Später von seiner großen Fruchtbarkeit an erzählenden Dichtungen in den Hintergrund gedrängt, haben doch gerade Hopfens Gedichte, deren vierte Auflage 1883 erschienen ist, unter Literaturfreunden großen Beifall gefunden und waren auch wesentlich mitbestimmend, als er vor vier Jahren zum Ritter des bayerischen Maximiliansordens gewählt wurde. Unter seinen Romanen und Erzählungen sind „Verdorben zu Paris", (2 Bde., 1867), „Juschu, Tagebuch eines Schauspielers" (1875), „Verfehlte Liebe" (1876), „Bayerische Dorfgeschichten" (1878), „Der alte Praktikant" (1878), „Geschichten des Majors" (1880), die vielgelesene Studentengeschichte „Der letzte Hieb" (1886), „Robert Leichtfuß" (1888) und „Glänzendes Elend" besonders hervorzuheben. Einige seiner epischen Dichtungen sind im Feuilleton der Allgemeinen Zeitung erschienen. Auch als Dramatiker hat sich Hopfen mehrfach betätigt, ohne jedoch damit tiefere Wirkungen auszuüben, wenngleich Einzelnes, wie das Drama „In der Mark" (1870) und das Verslustspiel „Hexenfang" sich längere Zeit auf der Bühne behauptet hat. Außerhalb des literarischen Gebiets war Hopfen auch als ein eifriger Wortführer des Korpsstudententums bekannt geworden.

Hochschulnachrichten.

hc. Würzburg. Der kürzlich hierher berufene außerordentliche Professor Dr. theol. Franz Gillmann hat den Ruf als Professor des Kirchenrechts und der christlichen Gesellschaftslehre an die deutsche Universität nach Prag abgelehnt.

* Freiburg i. B. Ein eigentümlicher Fall macht hier zur Zeit viel von sich reden. Wie man sich erinnert, hatte die juristische Fakultät der hiesigen Universität im vorigen Jahr den Preis der Schleiden-Stiftung (so genannt nach dem in Freiburg verstorbenen hanseatischen Ministerresidenten Schleiden) einem Dr. Wiegner für seine Arbeit über „Kriegskonterbande" zuerteilt. Inzwischen hat sich aber herausgestellt, daß die Schrift in so erheblichem Umfang Material aus älteren Schriften, insbesondere aus Doktordissertationen von Lehmann und Hirsch über den gleichen Gegenstand, entlehnt hat, daß der Schrift der Charakter einer Originalarbeit nicht mehr zugesprochen werden konnte. Die juristische Fakultät hat sich daher genötigt gesehen, Herrn Dr. Wiegner den bereits zuerkannten Preis wieder abzusprechen.

* Leipzig. Der Redakteur am Bibliographischen Institut Dr. O. Dittrich wird sich am Samstag, den 26. November, mit einer Habilitationsschrift „Ueber Wortzusammensetzung, auf Grund der neufranzösischen Schriftsprache, IV.", sowie mit einer Probevorlesung „Die Grenzen der Sprachwissenschaft" an der hiesigen Universität für das Fach der Allgemeinen Sprachwissenschaft habilitieren. Dr. Dittrich hat bereits durch ein groß angelegtes Werk „Grundzüge der Sprachpsychologie" (Halle, M. Niemeyer, 2 Bde. m. Tafelbd.); seine gründliche Vertrautheit mit den Problemen der Sprachwissenschaft bewiesen. — Die juristische Fakultät hat dem Dr. jur. H. Fehr aus St. Gallen die venia legendi erteilt.

* Berlin. In der philosophischen Fakultät hat sich der Kunsthistoriker Dr. jur. et phil. Georg Swarzenski aus Dresden mit einer Antrittsvorlesung über „Die Anfänge der Malerei in Toskana" habilitiert. — Der Professor der Philosophie Dr. Wilh. Dilthey feierte am Samstag seinen 70. Geburtstag. Der Gelehrte, der zu Biebrich a. Rh. geboren ist, gehört, wenn auch mit Unterbrechungen, seit 40 Jahren der Berliner Hochschule an: 1864 habilitierte er sich daselbst als Privatdozent, 1866 wurde er als ordentlicher Professor nach Basel berufen, von wo er 1868 einem Rufe nach Kiel und 1871 einem solchen nach Breslau folgte; von da kehrte er 1872 als Nachfolger Lotzes wieder an die Berliner Universität zurück.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.



Jahrgang 1904. München, Dienstag, 22. November. Nummer 268.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Klara Viebigs „Schlafendes Heer".*)

Studie zur Technik des modernen Romans.

Von G. Herzberg.

Die Eigenart eines Kunstwerkes wird bestimmt einmal durch die ideelle Eigenart des Schöpfers und den ideellen Zweck, den der Künstler verfolgt, dann aber auch durch die materielle Eigenart des Kunstwerkes, das heißt den Stoff, aus dem es gebildet wird, und durch den materiellen, das ist äußerlichen Zweck, den es erfüllt. Der Kritiker (das heißt der Kunstrichter, der diesen Namen wirklich verdient) muß daher neben der Betrachtung der Eigenart des Künstlers und des ideellen Zweckes, also des Problems, auch den Stoff, aus dem das Kunstwerk gebildet wurde, und den äußerlichen Zweck, den es erfüllen soll, in den Bereich seiner Untersuchungen ziehen.

Ersteres wird erreicht durch Erforschen der Faktoren, die den äußeren und inneren Entwicklungsgang des Künstlers bestimmen, letzteres durch Betrachten des rein äußerlichen Materials und der Form, die zur Gestaltung gewählt wurde.

So hat es denn auch zur wissenschaftlichen Beschäftigung mit Kunstwerken stets zwei Wege gegeben; für das Produkt der bildenden Kunst Kunstgeschichte und Stillehre, der Musik Musikgeschichte und Formenlehre, der Literatur Literaturgeschichte und Poetik. Die Ergebnisse der beiden Untersuchungsgruppen (bei der Literatur also Literaturgeschichte und Poetik) werden aber in seltenen Fällen in Wechselbeziehungen zu einander gebracht, und doch scheint mir dies der einzige Weg, dem Gegenstand der Untersuchung, dem Kunstwerk, gerecht zu werden, eben weil jedes Kunstwerk aus dem Zusammenwirken jener vier Faktoren entsteht und daher nicht analysiert, ja nicht einmal klassifiziert werden kann ohne gleichmäßige Berücksichtigung beider Entstehungsgruppen, wobei sich dann oft genug ergibt, daß anscheinend rein geistige Merkwürdigkeiten, die sich psychologisch weder von dem Schöpfer noch vom Problem ableiten lassen, sich zwanglos erklären aus der Rückwirkung, die das Material und die geplante Form des Werkes auf die gestaltende Phantasie des Künstlers ausübte.

Hieraus ergibt sich, daß die kritische Untersuchung eines modernen Kunstwerkes von der Betrachtung des Formalen ausgehen muß, weil der historisch-psychologischen ein wichtiges Feld, nämlich die Untersuchung des äußeren und inneren Entwicklungsganges des Künstlers, der äußeren Faktoren, die bildend auf die Wesensart des Künstlers eingewirkt haben, in den meisten Fällen verschlossen ist, und wo der Entwicklungsgang klar zutage liegt, doch die Gefahr besteht, daß die einzelnen Einwirkungen nicht richtig eingeschätzt werden, weil der psychologische Biograph dem Zeitgenossen zu nahe steht.

Die kritische Untersuchung eines zeitgenössischen Kunstwerkes muß daher meiner Ansicht nach, wenn sie zu einigermaßen objektiven Resultaten kommen will, unbedingt die Beleuchtung dessen, was wir heutzutage Technik nennen, zum Ausgangspunkt nehmen; sie muß sich hier einen festen Boden von aus der Beobachtung gewonnenen tatsächlichen Ergebnissen schaffen und versuchen, die Gründe für die Eigenart dieser Ergebnisse aufzudecken, — von hier aus mag sie dann auch Ausflüge ins Gebiet der psychologischen Hypothese unternehmen, Ausflüge, deren Richtung und Ziel dann doch nicht ganz von der Willkür des Kritikers abhängen, sondern, weil abgeleitet aus tatsächlichen Ergebnissen des Kunstwerkes, wenigstens ihren Ausgangspunkt indirekt aus der Eigenart des Künstlers und nicht aus der des Kritikers nehmen.

Wenn ich mir daher heute die Aufgabe gestellt habe, Eigenart und Wert des neuen Romans von Klara Viebig „Das schlafende Heer" nach rein künstlerischen Gesichtspunkten zu beleuchten, d. h. objektiv und sachlich, ohne Berücksichtigung der Wirkung, die das Werk gerade in heutigen Tagen ausübt infolge bestimmter politischer Konstellationen, so gliedert sich mir mein Thema folgendermaßen: erstens: Welches sind die Eigentümlichkeiten des Materials, d. h. der Sprache, und wie handhabt die Dichterin dieses Material, um damit den äußerlichen Zweck, die Gestaltung eines Romans zu erreichen, zweitens: Welches war der ideale Zweck dieses Werkes, d. h. das Problem, und wie erklärt sich die Ausgestaltung des Problems, soweit das nicht schon aus der Betrachtung des Technischen hervorging, aus der Eigenart der Künstlerin.

Das Material ist die heutige dem Leben sorgfältig abgelauschte Umgangssprache, und Klara Viebig gestaltet mit diesem von ihr ganz eigenartig verwendeten Material einen Roman in erster Linie dadurch, daß sie in Dialogen, die genau in der Sprechart der Menschen gehalten sind, von denen sie vorgebracht werden, Charaktere schildert, und zwar mindestens so sehr dadurch, wie das Gesagte vorgebracht wird, wie durch das, was tatsächlich gesagt wird. Da wo die Dichterin selber spricht, handelt es sich anscheinend immer darum, ein äußeres Bild zu zeichnen, meistens die Szenerie, in der ihre Personen handeln und sprechen, in Wirklichkeit aber ist der bewußte oder un-

*) Wir haben zwar eine kürzere Anzeige des oben genannten Romans von Klara Viebig bereits (in Nr. 184 der Beil. d. J.) veröffentlicht, glauben aber doch dieser ausführlicheren Studie über ihn Aufnahme gewähren zu sollen, da sie sich als ein Versuch darstellt, aus der Komposition des „Schlafenden Heeres" einige Grundsätze für die Technik des modernen Romans überhaupt zu gewinnen.
D. Red. d. Beil.

bewußte Zweck immer der, auf suggestivem Wege in dem Leser unmerklich die Stimmung zu wecken, die zum Verständnis der also vorbereiteten Situation oder Handlung notwendig ist. Ein Beispiel gibt gleich zu Beginn des Werkes die Landschaftsschilderung, die sofort das Gefühl trostloser menschenleerer Weite erweckt, und das Verständnis für das rührend kindliche Heimweh Frau Kätchen Breuers im Gemüt des empfänglichen Lesers vorbereitet; besonders des Lesers, der die auf fröhlicher Gastfreundschaft beruhende Lebenslust des Rheinländers kennt, dem der üppige Boden das nahe Zusammenhocken gestattet, ohne ihn darum wie die Bewohner anderer, weniger fruchtbarer und engbevölkerter Landstriche in materielle Not zu bringen. Diese ganze Vorstellungsreihe, aus der heraus das Verständnis für die Konflikte entspringt, die der rheinischen Ansiedlerfamilie das Leben in der reichen aber menschenleeren östlichen Provinz unerträglich macht, ist geweckt durch zehn Zeilen realistischer Naturschilderung: „Dreist spiegelte sich das runde tiefgelbe Sonnengesicht in den blanken Sensen und leckte mit seiner gierigen Zunge über das flache, schier endlos eintönige Land; über meilenweite Kornfelder, die schwer ihre reifenden Aehren neigen, über dunkelschollige Aecker, in deren fettem Boden, Pflanze an Pflanze gereiht, die Zuckerrübe wächst, über verstreute Herrenhöfe, die sich, durch Baumtrüppchen markiert, aus dem Meer der Felder herausheben, über wenige dünnen Zedern gleichende Straßen, die durchs ewig sich wiederholende staubige Grün der Rüben und staubige Gelb der Weizenfluren ziehen.“

Es wäre daher völlig verkehrt, die an und für sich unendlich malerischen Bilder, die die Dichterin besonders an Kapiteleingängen zeichnet, als Selbstzweck anzusehen, etwa aus einer Veranlagung heraus, wie Jacobsen sie besaß, der z. B. die Feuersbrunst in der Novelle „Mogens“ schildert mit dem Behagen des Epikers, der ein innerlich geschautes Bild zu denkbar wirkungsvollster Anschaulichkeit zu bringen sucht, nur um der Freude an dem Bilde willen; sondern die Dichterin zeichnet das äußere Erscheinungsbild wenn auch nicht direkt als Symbol für innere Vorgänge, wie Maeterlinck das zu tun pflegt, so doch als Symbol für Stimmungen, aus denen heraus innere und äußere Vorgänge hervorgerufen und verstanden werden müssen. Es ist ein merkwürdiges Gemisch von realistischer Symbolik; realistisch in bezug auf die Bilder, die alle der schärfsten Beobachtung der tatsächlichen äußeren Erscheinungsformen ihre Entstehung danken; z. B. „Wie im Backofen die Brote, so bräunten sich jetzt die Landarbeiter in der glühenden, vor Hitze flimmernden Sommerluft“; symbolisch in bezug auf den rein geistigen Zweck, den diese realistischen Schilderungen verfolgen. Und diese Methode der Dichterin, abstrakte Vorstellungen durch Schilderung konkreter Dinge zu erwecken, erklärt auch Spracheigentümlichkeiten, die vom streng logischen Standpunkt einfach unmöglich sind. Zum Beispiel: „Der blaue Strumpf, an dem er (der Schäfer Dudek) sonst unermüdlich strickte, lag achtlos am Boden“. Ein Dichter, der nur das geschaute Bild wiedergeben will, sagt: Der Strumpf liegt unbeachtet am Boden. Ein Dichter, der mit dem Bilde eingestandenermaßen nur die Geistesabwesenheit des Schäfers kennzeichnen will, sagt: Der Schäfer hatte den Strumpf achtlos zu Boden fallen lassen. Klara Viebig aber sagt: Der Strumpf lag achtlos am Boden. Man mag über die Zulässigkeit dieser Ausdrucksweise verschiedener Ansicht sein, über den Ursprung dieser Eigentümlichkeit aber erscheint mir nur die eine Ansicht möglich, daß die Dichterin mit Hilfe des realistisch geschilderten Bildes „Der Strumpf liegt am Boden“ die Vorstellung des „achtlosen“ Schäfers geben will.

Das am meisten Charakteristische Viebigscher Darstellungsweise ist aber die Art, wie sie die Gedankengänge, also die Beweggründe zu Geschehnissen und Handlungen anschaulich macht. Dies geschieht ebenfalls in einer Sprache, die wie die zuerst erwähnten Dialoge aus der Seele des Menschen heraus geboren scheint, dessen Gedankengänge oder Charakter sie schildern will; also eigentlich in Form von Monologen, wie sie die Seelen der handelnden Personen halten könnten. Zum Beispiel die Gedankengänge der Frau Kestner auf Przyborowo: „Besorgt packte die gute Mutter, und ihr strenges Gesicht wurde weich dabei. Der gute Junge, wie würde er wieder schmunzeln! Sie sah so deutlich sein gebräuntes Gesicht mit der weißen Stirn über der roten Attila und seine lachenden Augen. Sie konnte es nicht ändern, der Husar war nun einmal ihr Vorzug; nicht, daß sie den Referendar weniger geliebt hätte, aber der war ja so in der Nähe, kam fast alle Sonntage von Posen herüber — und Cornelia? Nun, die war ohnehin schon des Vaters Liebling! Frau Therese wußte, ihr Mann legte bereits zurück für eine große Mitgift. . . . Wenn denn durchaus keiner der Söhne Przyborowo übernehmen wollte . . . war es das Beste, zu verkaufen . . . u. s. w. Und bei dieser denkbar subjektivsten Form der Charakterisierung wird eine überraschende Objektivität der Gesamtwirkung erreicht eben dadurch und **nur** dadurch, daß **jede** der handelnden Personen mit derselben, man möchte fast sagen, bornierten Einseitigkeit des eigenen Urteils über sich uns entgegentritt. Und diese Form, absolute künstlerische Objektivität zu erreichen, die jede, auch die letzte der Gestalten, mit der gleichen Schöpferliebe umfaßt, hat den großen Vorteil, daß sie nicht auf Kosten der Eindringlichkeit erreicht wird, wie wir das z. B. an der Objektivität Fontanescher Darstellungsart kennen, im Gegenteil, es ist, als ob die Gestalten alle mit erhobener Stimme auf Einen einredeten; man hört zwar keinen mehr heraustönen, als ihm seiner Stellung nach zukommt, aber in ihrer Gesamtwirkung sind sie viel lauter, eindringlicher — manche meinen aufdringlicher — als andere Romanfiguren; und es gibt auch eine Kehrseite bei dieser Wirkung.

Der sensitive Leser vermißt das leise Nachklingen einer Stimme, die sich bei anderen, z. B. Storm, durch einen vielleicht ganz leisen Unterton abhob — an sich sind solche Untertöne da, aber das Ohr vermag sie nicht festzuhalten, die dynamischen Erschütterungen sind zu stark.

Abgesehen davon ist die Wirkung von unübertrefflicher Eindringlichkeit und für Klara Viebigs künstlerisches Temperament jedenfalls dies die denkbar glücklichste Darstellungsmethode, das empfindet jeder mit ästhetischem Feingefühl begabte Leser an der Erhöhung des Lebensgefühls, wenn er diese mit lebendigem Blut erfüllten Gestalten in dramatisch bewegten Szenen an sich vorüberziehen läßt.

Aber es lassen sich außer der Wirkung auch die Gründe für die Berechtigung, ja Notwendigkeit dieser Darstellungsart speziell für Klara Viebig angeben, und zwar sind es dieselben, die für jeden gestaltenden Künstler und jedes Kunstwerk als Gesetz bestehen. Nämlich die innere Wahrhaftigkeit, die der Schöpfer seinem Werke gegenüber haben muß, und die Notwendigkeit des Abstimmens der Tonwerte innerhalb eines Kunstwerkes.

Wenn Klara Viebig weiß, daß die Menschen, die sie schildert, so reden und handeln, wie sie sie in ihren Werken reden und handeln läßt, dann muß sie das zum Ausdruck bringen, und wer ihr — wie das zu Zeiten wohl geschehen ist — nahelegt, die Herbheiten und gelegentlichen Brutalitäten im Dialog zu mildern, der beleidigt die Künstlerin in ihr, die in erster Linie wahr sein muß, auch auf Kosten des landläufigen Schönheitsbegriffs, und die nichts dafür kann, daß die Natur sie mit dem Blick begabte, der die Dinge sieht, wie sie sind, und nicht wie sie sein sollten. Wer ihr aber die Berechtigung des Dialogs in dieser vielleicht Manchen verletzenden Naturtreue zugesteht, der muß ihr auch das Recht ihrer erzählenden Technik, der Sprache im Monolog einräumen gerade um des vorher erwähnten Gesetzes willen, das das Abstimmen der Tonwerte untereinander innerhalb eines Kunstwerkes verlangt, soll es ein vollendetes Werk sein. Wie das Kunstwerk zur Natur stimmt, hängt ganz von der Individualität des Auges ab, das das Werk mit der Natur vergleicht, darüber gibt es keine Urteile, sondern nur Anschauungen; ob aber die Werte innerhalb des Werkes zueinander stimmen, das empfindet jeder Mensch mit einigermaßen ausgebildetem Stilgefühl, und gerade Klara Viebigs eminentes Stilgefühl macht es ihr unmöglich, in ihren Schöpfungen nach Form und Inhalt irgend etwas abzumildern und sprach-

lich zum Beispiel herauszuheben aus dem Empfindungs- und Anschauungsniveau der von ihr geschilderten Personen in die Gedanken- oder Gefühlssphäre ihrer eigenen Natur oder der ihrer Leser. Wer aber auf psychologisch-biographischem Wege diese Eigenart Viebigscher Produktionen erklären wollte, würde meiner Ansicht nach dem Menschen Klara Viebig ungeheures Unrecht tun; es ist dies die Folge des technischen Mittels, des Materials, dessen sie sich zur Gestaltung bedient, des realistischen Dialogs, und daher eine von den Eigentümlichkeiten, die sich, wie ich im Eingang sagte, psychologisch nicht vom Stoff und nicht vom Autor herleiten, sondern einzig erklären lassen durch die Einwirkung, die die technische Handhabung von Kunstmitteln auf die innere und äußere Gestaltung eines Kunstwerkes ausüben kann.

Diese Technik der Darstellung, d. h. dieses Charakterisieren von Menschen und Geschehnissen aus der Seele der handelnden Personen heraus, kurzum die dramatische Charakterisierungsmethode, hat zur Folge, daß eine große Zahl der vorgeführten Bilder nicht mitgeteilt werden zur Fortführung einer die Fabel des Werkes enthaltenden Haupthandlung, sondern nur, um an den Bildern, die aus der Seele der Handelnden herausgezeichnet sind, diese Seelen zu charakterisieren. Zum Beispiel der Eingang des Kapitels 3, in welchem das Bild des Chwaliborzyzer Gutshofes geschildert wird, mit der Figur des Vikar Gorka als malerischen Mittelpunkt, einzig zu dem Zweck, diesen Typus eines ehrgeizigen Priesters in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zu schildern. „Der Nachtigallen hatte es viele gegeben im Seminargarten zur Frühlingszeit, und der junge Gorka hatte oft gestanden im weichen Dunkel, damals so wie heute hier, hörten die anderen Seminaristen denn nicht die Nachtigallen? . . . Ein feines Lächeln überhuschte für einen Augenblick des Geistlichen ernstes Gesicht. Langsam streckte er die Hand aus, hielt sie hinaus in die Dunkelheit und zog sie dann langsam und fest zur Faust geschlossen wieder an sich zurück. — Diese Hand so dünn, daß die Adern blaß durchschimmerten, diese Hand, zart wie eine schöne Frauenhand, diese hielt viel. . . . Und diese Vikarzeit bei dem bäuerischen, stumpfsinnigen alten Propst von Pociecha, war sie nicht nur ein Uebergang? Was sollt ein Gorka bei den Bauern?! Dem Zögling, dem man beim Abschied vom Seminar von besonderen Hoffnungen gesprochen. . . . Den Verwandten eines Kardinals ließ man nicht hier verkommen! . . . Hastig wandte sich der Einsame um, hatte jemand gelacht? Niemand war da. . . . Nein, diese Zeugen, die französisch plapperten bei der Bonne, die gründeten kein neues Polenreich, wenn nicht diese — die Hand wieder ausstreckend, sie erhebend in der Dunkelheit, atmete der Priester tief auf — diese hier sie stützt. . . .“

Und eine Folge dieser fast ausschließlichen Anwendung eines eigentlich dramatischen Kunstmittels zur Gestaltung eines epischen Werkes erklärt die Eigenart des Aufbaues der gesamten Dichtung. Die Eigenart, die darin besteht, daß der Roman sich eigentlich als eine Reihe von lose in Zusammenhang gebrachten Einzelszenen darstellt. Eine Eigenart, die absolut nicht eine notwendige Folge des gewählten Stoffes ist, denn wir haben eine ganze Reihe von Romanen, die ein großes Kulturbild entrollen, von Goethes „Wilhelm Meister“ angefangen über Immermanns „Epigonen“ und Freytags „Soll und Haben“ bis zu Zolas und Omptedas großen Werken, die in fortlaufender Erzählungsform ihren Stoff mehr oder minder meisterhaft bewältigen. Eine Eigenart, die auch nicht unbedingt nur auf das technische Mittel der dramatischen Charakterisierungsmethode zurückzuführen ist; denn es gibt Dramen, in denen ein ähnlich weitumgrenzter Stoff nur durch den gesprochenen Dialog und einige epische Regiebemerkungen auch für den Leser in Form von enger, zeitlicher und innerlicher Geschlossenheit und Aufeinanderfolge gemeistert wird, z. B. Hauptmanns Weber. Eine Eigenart, die aber trotzdem nicht eine zufällige, sondern eine naturgemäß und folgerichtig sich entwickelnde ist — folgerichtig sich entwickelnd aus dem Zusammenwirken des Kunstmittels und eben jener schon erwähnten hervorragendsten Eigentümlichkeit der künstlerischen Persönlichkeit Klara Viebigs: der unbestechlichen Wahrhaftigkeit.

Die Art der Darstellung, mit Hilfe der dem Niveau der Helden angepaßten Vorstellungen und Sprache den Leser fast wider seinen Willen zu zwingen, daß er die geschilderten Menschen und Dinge nach deren Maße mißt, gerade weil er die Taten und Entwicklungen immer unter dem Gesichtspunkt des Handelnden kennen lernt, diese Art der Darstellung verlangt ein Gegengewicht, wenn das gegebene Bild nicht ein schiefes werden soll, bei dem der Leser durch allzu liebevolles Verständnis der Beweggründe den objektiven Wert von Handlungen und Charakteren überschätzt. Im Drama, wo der Dichter eine durch den subjektiven Dialog oder Monolog veranlaßte einseitige Auffassung des Lesers wiederum nur durch Monolog oder Dialoge von anderm Gesichtspunkt aus korrigieren kann, ist er genötigt, Gegenspieler zu konstruieren, die die Kehrseite der Anschauungen, mindestens aber die Objektivität des Dichters veranschaulichen. (So zum Beispiel in Hauptmanns Versunkener Glocke die Figur der Martha und des Pfarrers gegenüber Heinrich, Rautendelein). Und die Aufgabe des Dramatikers ist es eben, alle diese zur gegenseitigen Charakterisierung notwendigen Personen in handelnden Zusammenhang zu bringen; seine Arbeit ist also wenigstens in dieser Beziehung eine konstruierende.

Klara Viebigs künstlerischem Temperament aber widerstrebt das Konstruieren, gerade weil sie sich für ihren künstlerischen Zweck, die Ausgestaltung des Problems, den sichersten Erfolg verspricht, wenn sie die Menschen schlicht und wahr schildert, wie sie sie im Leben fand — und weil sie mit vollem Recht instinktiv fürchtet, daß das Mitgefühl, das sie für die in Wirklichkeit Kämpfenden und Leidenden erwecken will, verstummen würde, wenn sie unter die nach dem Leben gezeichneten schlichten, ergreifenden Figuren auch nur eine stellte, die konstruiert wäre und wäre es auch nur um des künstlerischen Aufbaues, also des denkbar reinsten künstlerischen Zweckes willen geschehen. Andererseits aber empfindet sie bewußt oder unbewußt, daß das, was der Leser als Wollen aus der Seele des Handelnden erkannte, korrigiert werden muß durch die Vorführung der tatsächlichen Früchte, die dieses Wollen trägt, nicht um der Frucht willen, sondern zum Zweck des objektiven Urteils über die Charaktere.

Und aus dieser Notwendigkeit, die von der Dichterin so stark empfunden wird, gerade infolge ihrer großartigen Wahrhaftigkeit, die nicht zuläßt, daß das Bild des Lebens idealisiert wird, auch nicht idealisiert durch die Liebe zu den Unterdrückten und Armen, aus dieser Notwendigkeit ergibt sich der Zwang, in die Szenenreihe, die die eigentliche Haupthandlung enthält und die bereits hier und da unterbrochen wird und werden muß durch Szenen, die nur zur Charakteristik der handelnden Personen dienen, noch eine ganze Reihe von Szenen einzuschieben. Episodische Einzelszenen, in denen die Menschen, die wir bis in die geheimsten Tiefen ihrer festumgrenzten Eigenart kennen lernen sollen, und zwar kennen lernen als Einzelwesen und als Typus ganz bestimmter, nach Nationalität und sozialer Stellung streng von einander geschiedener Menschenklassen, in denen diese Personen durch die Wechselwirkung von Persönlichkeit und Umgebung nachweisen, wie weit wir die Vorstellung, das Urteil beibehalten dürfen, das wir uns nach den von ihnen aus ihrer Seele heraus erzählten Motiven von ihrem Wesen gemacht haben. Diese Einzelszenen, die naturgemäß nur in losestem Zusammenhang mit den anderen, die Fabel des Werkes und die Charakteristik der Personen enthaltenden stehen dürfen, wenn das Ganze nicht den Eindruck allzu bewußter Konstruktion machen sollte, könnte man, wenn man wollte, mit Ueberschriften versehen, die nur den Namen der Person enthielten, um derentwillen sie geschrieben sind. Zum Beispiel Familie Breuer als Typus des von der deutschen Ansiedlungskommission nach Deutschpolen herangezogenen fremden, speziell rheinischen Ansiedlers. Schäfer Dudek, der das ganze, sein Vaterland ehrlich und begeistert liebende arme polnische Volk symbolisiert, die Garzynskys, die Vertreter des

durch westliche Kultur degenerierten polnischen Adels mit aller Geschmeidigkeit und Selbstsucht des Genußmenschen slavischer Rasse, der Vikar Gorka, der Typus des ehrgeizigen herrschsüchtigen katholischen Klerus, der den Beruf des Geistlichen nur erwählte, weil er ihm, dem Abkömmling des vornehmen, aber verarmten Polengeschlechts, der sicherste Weg zu Ansehen und Macht schien; Frau Jadwiga, die polnisch-jüdische Weltdame mit dem reizvollen Gemisch von Pariser Ueberkultur und naiv barbarischer Lebensgewohnheiten nach dem Muster östlicher Despotensitte. Moritz Kestner und Frau, auf Przyborowo, diese Vertreter deutschen Parvenütums, die die mühsam dem Boden abgerungene Ernte verkaufen, um dem Sohn, dem Rittmeister bei den Gardehusaren, die Möglichkeit zu geben, mit dem Grafen Dohnat, Baron Krampstal gleichen Schritt zu halten! Der Inspektor Hoppe, der Landmann von Seele und Gemüt, der den Grund und Boden seines Herrn, das Volk, das ihn bebaut, mehr liebt als der Herr, dem der Boden nur der Erwerbszweig und das Volk nur das Erwerbsmittel ist. Leo Schestel und sein Sohn Isidor, diese zähen, in bitterstem Elend stets den Ausblick auf eine leuchtende Zukunft aufrecht haltenden polnischen Juden, mit dem Leitmotiv: „Mer hofft doch!" Ciotka, die Gestalt, die die Kehrseite der durch den Schäfer Dudek gegebenen Vorstellung des naiven polnischen Volkes darstellt, die Kehrseite, die charakterisiert ist durch das eine Wort: Wodka. Dieser Dr. Wolnisky, der seine Intelligenz und Aufgeklärtheit nur benutzt, um das arme Volk materiell zu schädigen, genau wie Piotr Strachowitz, der dasselbe Prinzip auf geistigem Gebiete verfolgt, mit Hilfe der Macht, die die heilige Kirche ihm verleiht.

Vor allem aber der Freiherr Hanns Martin von Doleschal, der Besitzer von Deutschau und Vertreter der deutschnationalen Partei von hakatistischer Färbung, für dessen Lebens- und Charakterentwicklung nun aber nicht nur wie bei den meisten anderen Personen des Werkes eine einzelne Szene, sondern eine ganze Reihe von zeitlich und innerlich zusammenhängenden Einzelszenen gegeben sind.

Und die äußerliche Konstruktionstechnik des Aufbaues besteht nur darin, daß diese an sich zusammenhängende Szenenreihe, die das enthält, was nach landläufigen Begriffen die Haupthandlung eines Romans ausmacht, gleichzeitig die Verbindung herstellt zwischen den in sich sonst nicht verbundenen Episodenszenen. Oft allerdings eine rein äußerliche Verbindung, z. B. die Ueberleitung von dem Milieu des Deutschauer Herrenhauses über die deutsche Ansiedlung zum polnischen Gut Chwalkorzyze, die dadurch erfolgt, daß Doleschal mit seiner Gattin die Ansiedlung besichtigt, dort mit den Garzynskys zusammentrifft, und durch das changer des dames Gelegenheit gibt zur Ueberleitung für das von der Dichterin gewünschte changement de décoration, in denen sie nun die polnischen Typen, die Garzynskys, den Vikar, die Stasia u. s. w. schildern will. Ich denke dabei an die Szene im zweiten Kapitel, bei welcher die Baroninnen Doleschal und Garzynsky die Plätze in den Wagen ihrer Gatten tauschen.

(Schluß folgt.)

Johannes Jörgensen.

An einem Mai-Morgen des Jahres 1884 saß ein junger Mann von 17½ Jahren auf einer Bank des alten Kopenhagener Stadtwalles und machte hier die Entdeckung, daß er Dichter sei. Nun ist diese Entdeckung ja sicher nichts Außerordentliches: Hunderte von jungen Leuten machen sie einmal in irgend einer unbewachten Stunde. Aber der junge Mann, der hier saß, war energischer als sie: in einer Art Ekstase, die knapp zwei Wochen währte, schrieb er seine Stimmungen zu einem schmalen Bande zusammen, setzte den Titel „Verse" darüber, gab sie heraus und legte sie auch Dr. Georg Brandes vor, dessen Wort in Dänemark schon damals das von hundert anderen aufwog. Das Urteil, das dieser darüber abgab, war so ehrenvoll — es nannte den Dichter schlankweg gleich den bedeutendsten lebenden Lyriker Dänemarks —, daß dieser sofort in den Vordergrund des öffentlichen Interesses gerückt wurde und daß jenes wie seine folgenden Bücher zu den verbreitetsten Werken dänischer Zunge wurden.

Der Dichter Jens Johannes Jörgensen, der uns in seinem Buch „Livslögn og Livssandhed" dieses sein literarisches Debut erzählt, hat seitdem eine reiche Anzahl neuer Werke in die Welt geschickt. In Deutschland ist er seit längerer Zeit bereits durch die Uebersetzungen bekannt, die der Verlag Kirchheim in Mainz herausgab; das Erscheinen eines Buches „Die dänische Lyrik von 1872—1902"[1]) aus der Feder Otto Hausers gibt uns Veranlassung, seiner eigenartigen Dichterpersönlichkeit in kurzem näher Erwähnung zu tun. Denn selbst gegenüber Namen wie Holger Drachmann oder Jens P. Jacobsen, die eben doch wesentlich Erzähler waren und als solche bisher im Dänemark unerreicht sind, erscheint der Lyriker Jörgensen in diesem Buche als zweifellos bedeutendste Erscheinung.

Die Literatur Dänemarks bietet heute ein buntes Bild. Sie steht immer noch in demjenigen Stadium, das Bleibtreu als „Revolution in der Literatur" vor zwei Jahrzehnten in Deutschland einleitete: in Dänemark hat man dieser Gärungszeit den Namen „der Durchbruch" gegeben. „Licht übers Land — das wollen wir — —," hat Jacobsen einst als Parole dieses „Durchbruchs" angegeben; aber dieser sein berühmter Wahrspruch scheint nicht in Erfüllung gegangen: ein „Chaos von Irrenden und Sichverwirrenden" ist noch ringsum die Entwicklung in Dänemarks Literatur, und die Geister Zolas und Oskar Wildes, Tolstojs und Mallarmés schweben kunterbunt über den Wassern. In zwei bald wieder entschlummerten Zeitschriften „Taarnet" (Der Turm) und „Vagten" (Die Wacht) hat man versucht, prometheische Kraftworte ins Land zu schleudern und sich im Ueberschwang des Werdenden zu gebärden: auch das ging heute schon halb wieder vorüber, man ist dessen satt. Und wo die Richtung noch hingehen mag, ist heute unerfindlich.

Die ersten Verse Jörgensens waren auch aus dieser Bewegung geboren, aber er kam bald von ihr ab. In seinen drei bedeutenderen Lyrikbüchern „Digte", „Bekendelse" und „Stemninger"[2]) hört man noch in dem zweiten, dem „Bekenntnis", jene Sturm- und Drangklänge vereinzelt; Verse von Stuart Merrill und Stefan Mallarmé überträgt er dort, so das Gespräch der Herodias von Mallarmé, den berühmten Dialog zwischen Geist und Fleisch Merrills, wo das Fleisch, die Sirene, im Abendwind, da „der Abendhimmel über der Mittagssonne Tod weint", den Geist berücken will mit Worten von roten Blüten, die im feuchten Wind duften und von Rosenblättern, die übers Land wehen, „als kämen sie aus Abenteurerländern" — wo aber der Geist schließlich siegt mit den schwermutsvollen Stammellauten: „O ihr Nächte und Tage der Erde! O der Erde Leben und Tod!" Aber diese Anlehnung an die französische Dekadence war bereits am Schlusse von „Bekendelse" völlig verschwunden: im Zyklus „Kaldea", der von Chaldäa, dem „Land des Zweifels und Glaubens", singt, hatte er schon völlig seine persönliche Eigenart gefunden.

Er ist Romantiker mit Leib und Seele. Aber er sitzt am Herdfeuer des Lebens und erzählt uns hier seine Gedanken, während die alte dänische Romantik eines Oehlenschläger in einer blauen Welt von Träumen saß, das um uns flutende Leben aber nicht kannte. Jörgensen schildert mit gleichem süßen Tonfall, mit den gleichen mystischen Bildern das Gebraus der modernen Großstadt, des „Sodoms, das in düstern Rauchfeuern brennt", wie er sie in seiner Novelle „Der jüngste Tag" heißt, — wie etwa ein Eichendorff die verwilderte Pracht verwunschener Zauberschlösser vor uns heraufbeschwor. Er steht im Ge-

[1]) Verlag Baumert u. Ronge, Leipzig.

[2]) Alle drei erschienen in Kopenhagen (Det Nordiske Forlag).

dicht „Sternenstimmung“ allein auf der Wacht eines hohen Turmes:

> Tief unten die Stadt liegt tot und dunkel.
> Nur tausend Goldaugen blinken mit traurigem Gefunkel
> Vom Himmel blind, pupillenlos mir zu
> Im langsamen Wandern durch die Wüste der Nacht,
> Wie müde Nomaden ohne Rast und Ruh'.

Bei diesem Schauen denkt er daran, wie diese Sterne zu Häupten der chaldäischen Seher schon flammten und einst weiter flammen werden — Myriaden Jahre nach seinem Tode. Aber neben solche traumverlorene Gedichte reiht er sodann gleich wieder andere, mitten aus dem Treiben von heute genommene Bilder, wie nur die naturalistische Schule so kraß und grell sie zu sehen lehrte, wie jenes Lied an eine Verlorene aus dem Trubel der modernen Großstadt:

> Wie eine Blume wuchs sie aus sumpfigen Vorstadtgründen,
> Ganz klein noch ward sie getauft in einem Lethe von Sünden,
> Sie ist schön wie eine Mohnblüte zwischen nährendem Korn,
> Auf dem Haupte trägt sie Schleifen wie der Dämon sein Horn.

> ... Ich sehe sie wandeln im Dunkel der sinkenden Winternacht,
> Die Seele wie eines Frosttags unfruchtbare Pracht.
> Doch hinter ihr entzündet Begierde lodernde Kerzen
> Und längs ihres Weges drängen sich glutheiße Herzen.

Das mißtönige Pfeifen einer Matrosenharmonika am Svendborger Hafen, wo seine Heimat stand, weiß er ebenso zu reinster poetischer Wirkung im „Aftenlyd“ („Abendlied“ aus „Bekendelse“, S. 35) zu gestalten wie er in „Döden“ („Der Tod“, aus „Bekendelse“ S. 29) die Phantasmagorie der Thanatos-Gestalt in totentraurige Rhythmen bannt.

Die romantische Richtung seiner Poesie ist das eine Element, das ihn schon vor zwei Jahrzehnten, mitten unterm dröhnenden Tamtam des Naturalismus, scharf von den meisten übrigen dänischen Dichtern schied: der durchaus männlich-ernste Ton seiner Werke ist das zweite. Auch hier steht er seitab und schafft einsam — das Zeichen eines ursprünglichen Talentes. Mitten in einer Zeit, da man im jungen Dänemark den für den größten Dichter zu halten geneigt schien, der aus Hetären- und Gassenbubenliedern, die mit gesunder Sinnlichkeit so wenig mehr zu tun hatten wie mit Kunst, sich ein Häuflein Elend zusammenkleisterte, da man in Deutschland die Memoiren eines Marquis de Sade versifizierte, war er dieses lärmenden Getöses unreifer Köpfe längst überdrüssig geworden und schrieb Verse wie das berühmt gewordene Gedicht „Den halve Maane sank bag sorte Traeer“ („Der halbe Mond sank hinter schwarzen Bäumen“, „Bekendelse“ Seite 48), das in die ernsten, feierlich gleitenden Worte ausklingt:

> Schon stirbt das letzte Licht der Festesfeier,
> Schweigen die brünstigkranken Melodien,
> Indes das ew'ge Hochlied deiner Leier
> Seele und Sinne trägt mit Sonnenmacht,
> O Ewigkeit, Erlöser und Befreier!
> Matt ist, wie Mondschein bricht durch Wolkennacht
> Der süße Sang von sommerheißen Sünden,
> Der unser Hirn erschreckt, das Blut entfacht.
> Doch wie ein großer Wald in stillen Gründen,
> Ein friedlich Meer, so rauschest du, — ein Dom,
> In dessen Port zu wahrem Sein wir münden.
> Das Leben nährest du aus dunklem Strom,
> Die Welt umbraust die Brandung deiner Sterne,
> Du All vor mir, und ich vor dir Atom!
> Wo wären, Ewigkeit, von dir wir ferne?
> Im Puls des Tieres pocht dein großes Herz
> Und heimlich schlummerst du im Pflanzenkerne
> Und keimst aus ihm und sprossest sonnenwärts.
> Wohin auch meine Seele sich mag wenden,
> Wo durch die Nacht ich wank' mit meinem Schmerz,
> O Ewigkeit, ich bin in deinen Händen!

Die Fähigkeiten des Dichters haben übrigens ihre engen Grenzen. Auf dem Gebiete der Lyrik souverän schaltend, vermag er in seinen Novellen nur dort Gleichwertiges zu erzielen, wo er, wie in „Den yderste Dag“ („Der jüngste Tag“, erschienen 1897, Kopenhagen, Det Nordiske Forlag), mit lyrischen und Stimmungsmitteln operiert. In dieser Traumdichtung, die an „Hanneles Himmelfahrt“ oder Richard Voß' „Blonde Kathrein“ gemahnt, läßt er um einen Sterbenden in gigantischen Visionen Bilder des Weltgerichts sich emportürmen — Posaunenschmettern vom jüngsten Tag glaubt Niels Graff, der Todkranke, zu hören und das Kreuz im Weltbrand purpurn am nächtlichen Himmel zu schauen. Aber wo seine Kraft zu größeren Würfen, zum eigentlichen Roman ausholt, versagt sie. So ist sein Werk „Vor Frue af Danmark“, ein Zeitgemälde aus dem heutigen Dänemark auf breitester sozialer Grundlage, bei aller Stimmungskraft einzelner Teile dennoch als Ganzes in seiner uferlosen Breite mißraten.

Die dänische Dichtung des letzten Jahrhunderts, deren drei Vorläufer der Klopstock ähnelnde Jens Baggesen (1764—1826), der Frühromantiker Adam Oehlenschläger (1779—1850), der Frührealist F. S. Grundtvig (1783—1872) waren und die mit Jens P. Jacobsen im Jahre 1885 ihren letzten klassischen Vertreter verlor, sieht in Jörgensen ihren talentvollsten heutigen Dichter. Als solchen schätzt ihn der feinfühlende Uebersetzer der obengenannten dänischen Lyriksammlung, Otto Hauser, mit Recht in der Einleitung zu dem Buche ein. Deutschem Wesen und deutschem Empfinden steht er sicher von allen den in der Sammlung zitierten Autoren in seinem Ernst, seiner Einfachheit und seinem reichen Ideengehalt am nächsten.

Lorenz A. Krapp.

Bücher und Zeitschriften.

Semiramis. Eine Erzählung von Ernst v. Wildenbruch. Berlin, 1904. G. Grotesche Verlagsbuchhandlung.

Den Kampf gegen die „Verrohung der Theaterkritik“, den Sudermann eröffnet, soweit es sich aber gegenwärtig übersehen läßt, nicht mit unbezweifelbarem Erfolge durchgeführt hat, nimmt Wildenbruch in der Form des vorliegenden literarischen Tendenzromans wieder auf. Er bringt den Streit vor das Forum der deutschen Frauen, denn er geht offenbar von der Erwägung aus, daß sie seit mehr als hundert Jahren nicht bloß entscheidend für den Geschmack unserer Poesie waren, sondern daß es die Frauen waren und sind, welche den Enthusiasmus für die Dichter persönlich pflegen und hegen; sie also wären auch über den Geschmack des Tones in der Kritik zu urteilen berufen. Wildenbruchs Roman wendet sich an das große Heer der deutschen Leserinnen, und er schmeichelt ihnen in vieler Beziehung. Denn er will sie nicht bloß zu Richtern im öffentlichen Streit haben, sondern sie selbst auch, ohne daß sie es recht merken, erziehen; er will ihnen, die ja das zahlreichste Publikum nicht bloß der Romane und Theater, sondern auch der Rezensionen darüber bilden, den Abscheu vor den frivol sensationslüsternen Rezensenten beibringen und diesen also den Boden unter den Füßen entziehen. Wildenbruch faßt den Kampf tiefer auf, als Sudermann es mit seiner philologischen und eben darum auf einen engeren Kreis beschränkten Methode der Zitate aus bösen Kritiken vermochte. Und da sich Wildenbruch, in dem immer ein starkes volkstümliches Element steckt, auf sein Publikum sehr wohl versteht, seinen Idealen und zumal seiner Sentimentalität nur allzu sehr entgegenkommt, so scheint es mir wahrscheinlich, daß sein literarischer Tendenzroman viel gelesen werden und des gewünschten Erfolges nicht entbehren wird.

Er gibt ein — nicht nach der Art der Schlüsselromane — typisch allgemeines Porträt eines modernen jungen Rezensenten in Berlin. Edgar Martisius mit der unentbehrlichen Stirnlocke und den brennend dunklen Augen hält sich für einen „schöpferischen Dichter“, der es nur darum noch nicht zur vollen Entfaltung seines Talents brachte, weil er arm ist

und um Geld frohnden muß. In Wahrheit aber hat er nur einen maßlos leidenschaftlichen Lebensdurst, einen rücksichtslosen Egoismus, der ihn über alle Gewissensskrupel hinweghebt, wenn er seine Person geltend machen will. Er will eigentlich nur genießen, er ist ein Sybarit, aufs Einrichten einer luxuriös weichlichen Wohnung versteht er sich viel besser als auf die Literatur. Zweimal gibt ihm die Liebe von Frauen die materielle Möglichkeit, sein schöpferisches Talent zu betätigen, und beide Male täuscht er sich und andere darüber. Das erste Mal gewinnt er Herz und Hand eines reichen, schönen, begabten, idealistisch schwärmerischen Mädchens und damit die Mittel, sich in Berlin als „Schriftsteller" niederzulassen. Als aber der brave Schwiegervater Bankrott macht und kein Geld mehr schicken kann, Edgar die luxuriöse Wohnung mit einem ärmlichen Quartier weit draußen an den Grenzen der Stadt vertauschen muß, verschwindet seine Zärtlichkeit bis auf die allerletzte Spur, seiner guten Leonore macht er das Leben zur Hölle und sein eingebildetes Talent reicht nur gerade so weit, mittelmäßige Novellen zu schreiben, die er durch eine Feuilleton-Korrespondenz mühselig unterbringt. Das zweite Mal gewinnt Edgar das Herz und die Gunst der großmütigen Frau Leontine Schellram, genannt „Semiramis", weil sie so etwas Königliches an sich hat. Sie ist schon vierzig Jahre alt, Witwe, noch immer begehrenswert schön, ganz unverbraucht, weil sie in den letzten zwanzig Jahren nichts anderes im Sinne hatte als die Arbeit für ihr derzeit weit und breit gelesenes und geachtetes Frauenmodejournal. Sie hat redlich Stein auf Stein zu dem stolzen Bau ihres Hauses zusammengetragen, und sie kennt sich literarisch aus. Naiv, wie sie in Liebessachen bisher geblieben ist (denn ihre Ehe war eine nüchterne Geschäftssache gewesen), verliebt sie sich in die glühenden Augen Edgars, geht bis an die äußerste Grenze des Erlaubten, ist in ihrem Liebesrausch verschwenderisch mit Güte und Gütern. Sie schafft Edgar, da er es will, in ihrem Blatte die Möglichkeit, Theaterkritiken zu schreiben. Als aber die erste Nummer derselben erscheint und gewaltige Sensation macht, ist die Gute über den „klobigen" Stil, über die in Gift getauchte Sprache, über die literarische Metzgerarbeit, die Edgar da verrichtete, so entsetzt, daß sie ihm den Laufpaß gibt: „Denn ein Mund, der mit so gemeinen Schimpfworten um sich wirft, von dem können keine Worte kommen, die das Menschenherz erlösen, keine Dichterworte." Sie wollte den „schöpferischen Genius" fördern, keinen vor Galle und Neid überquellenden Rezensenten. Und da sie inzwischen auch Edgars in allergrößter Not verlassene Frau, die einer Entbindung in diesem Jammer entgegengeht, persönlich kennen und lieben gelernt, ihr durch Worte und Taten das ihr angetane Unrecht abzubitten bestrebt war, so dreht sich jetzt der Spieß um: der anmaßende Edgar wird aus der Redaktion entlassen und seine kleine eingeschüchterte Frau, die eine große Begabung für Kunststickereien besitzt, wird ehrenvoll in den Stab aufgenommen. — Man sieht aus dieser Skizze, wie klug Wildenbruch sein Plaidoyer in Romanform geführt hat. Alles ist darin, was naive Durchschnittsleser packen und festhalten kann: man ängstigt sich um die Tugend der großen Frau und freut sich über die Erhöhung des verachteten Aschenbrödels. Der erotisch dämonische Mann ist auch ein unzerstörbarer Liebling der Frauen. Und auch die Aesthetik Wildenbruchs, wonach nur ein guter Mensch ein echter Dichter sein könne, ist ganz und gar frauenhaft.... Als Tendenzwerk ist „Semiramis" gelungen (bis auf die schleppende Einleitung) und auch als Zeitprodukt mag sie von Wert sein, nur dürfen wir sie als Kunstwerk nicht eben hoch stellen.

M. N—r.

✠

Allgemeine Rundschau.

Neue griechische Urkunden.

γ. Das eben erschienene letzte Heft der Griechischen Urkunden der Berliner königlichen Museen (IV, 2), an dessen Herstellung außer den schon bekannten Gelehrten **M i t t e i s** und **Z e r e t e l i** auch ein neuer Papyrusforscher, **J e a n L e s q u i e r**, gearbeitet hat, bringt wiederum eine stattliche Anzahl wichtiger und fesselnder Papyrustexte (Nr. 1082—1[illegible]). Zwei streitende Dörfer schildert der Papyrus Nr. 103[illegible] Leute vom Dorfe Kerkesis sind in das Gebiet der [illegible]rhynchiten eingedrungen und haben die Fischer vertrieben. Darauf wollten nun die von Oxyrhynchos aufbrechen und mit den Eindringlingen Krieg führen, doch wurde dieses durch die Behörden verhindert. In der nächsten Urkunde, einer Klageschrift, werden wir in die Streitigkeiten zwischen ägyptischen Priesterfamilien eingeführt. Dem Priester Tesophis war die Frau, Segathes mit Namen, gestorben. Es wird nun die nicht unbeträchtliche Habe der Segathes, wovon 1585 Drachmen Silbers den Hauptbestandteil bilden, von dem überlebenden Manne in einem Kellerraum unter Verschluß gelegt, damit sie bis zur richterlichen Entscheidung der Erbansprüche sicher aufbewahrt bliebe. Aber Verwandte der Frau, darunter ihre Schwester und deren Mann, dringen eines schönen Tages mit Hilfe eines Nachschlüssels, den ihnen der Schlosser des Ortes lieferte, in den Keller ein und nehmen den Inhalt mit sich fort. Friedlicher geht es nach dem Tode des Petheus zwischen seinen zwei Söhnen her. Sie gehen zum Dorfamt und setzen dort eine Urkunde auf (Nr. 1037), in der sie die väterlichen Liegenschaften teilen. Den ägyptischen Weinbau berührt Nr. 1039, worin ein Verwalter seinem Gutsherrn über die Kelterung der Traubenernte berichtet. Das Keltern geschah nach uralter Weise durch Stampfen der Beeren, die dazu verwendeten Arbeiter heißen in unserer Urkunde „Treter". Nach einigen Privatbriefen folgt ein Heiratsvertrag, der die üblichen Formeln aufweist. Die Frau, Isidora, Tochter des Satyros, bringt ihrem Manne, dem Freigelassenen Hermes, außer einigen Goldmünzen Kleider mit, die auf hundert Silberdrachmen geschätzt sind, dazu noch als „Nebenmitgift" eine Anzahl von Geräten. Daraus ergibt sich die Beobachtung, daß die Kleider zum Hauptbestandteil der Mitgift gehörten. Die letzte Urkunde ist ein Kaufvertrag aus frühbyzantinischer Zeit. Die Hesychion, deren Mann und Vormund Ratsherr von Alexandria ist, verkauft vier ägyptischen Bauern das ihr gehörige im Banne der Gemeinde Philadelphia gelegene Ackerland mit allen seinen Gerechtsamen. Der Vertrag ist darum wichtig, weil er zeigt, daß bei größeren Landkäufen auch die Bewässerungsanlagen mitgekauft werden mußten, und so heißt es in Zeile 9: „mitsamt den Schöpfanlagen und den Ausflußgräben".

✠

Die Einteilung des Tages bei den alten Israeliten.

∽ Die alten Hebräer hatten den Anfang des bürgerlichen Tages auf den Abend gelegt, eine Einteilung, die noch heute in der ganzen mohammedanischen Welt Brauch ist und von der bekanntlich auch bei uns noch Spuren zu finden sind. Der helle Teil des Tages umfaßte die Morgendämmerung (nescheph) oder Morgenröte (schachar), richtiger zwei Morgenröten, die von einer mittleren Phase der Morgendämmerung (bên schacharajim) getrennt waren, die Haupteinteilung des Tages, der Mittag, wird durch das Wort çoharajim gegeben, das einen Dual von çohar, Licht, darstellt und demnach „doppeltes Licht" bedeuten kann. Für andere Einteilungen des Tages half man sich — so entnehmen wir dem Buche von Dr. Giov. **S c h i a p a r e l l i**: **D i e A s t r o n o m i e i m A l t e n T e s t a m e n t.** Uebersetzt von Dr. Willy **L ü d t k e**. Gießen, J. Ricker 1904 — mit mittelbaren Angaben. Wir finden zunächst die beiden Augenblicke, vor und nach Mittag, in denen im Tempel das minchah genannte Speiseopfer dargebracht zu werden pflegte. Wie weit sie vom Mittag entfernt waren, läßt sich nicht feststellen. Weitere Angaben derselben Art sind „in der Glut des Tages" oder „in der Glut der Sonne", „das Sichneigen des Tages", „das Herankommen des Abends", „die Essenszeit".

Die Nacht wurde von den Hebräern nach dem Vorbilde der Babylonier in drei Wachen oder Nachtwachen eingeteilt, während die Griechen und die Römer sie in vier teilten. Die erste hieß „Wache des Abends" oder „Anfang der Wachen", die zweite „mittlere Wache", die dritte „Wache des Morgens". Im Alten Testament wird auch die „Hälfte der Nacht" genannt.

Der Gedanke der Stunde indessen, das ist einer regelmäßigen Einteilung des Tages in gleiche Teile, scheint den Hebräern ziemlich lange, selbst noch einige Zeit nach dem Exil, unbekannt gewesen zu sein. Wenigstens steht fest, daß sich im Alten Testament kein Hinweis auf eine solche Einteilung findet. Dies Stillschweigen ist um so auffallender, als die Wachen, in welche die Nacht eingeteilt war, alle drei mit ihren besonderen Namen genannt werden, und legt den Schluß nahe, daß eine solche Einteilung nicht in Gebrauch war. Ein Wort für Stunde beginnt in den in Palästina gebräuchlichen Mundarten erst aufzutreten, nachdem man aufhörte, das Hebräische im gewöhnlichen Verkehr zu sprechen, also als schon das Hebräische durch das Aramäische verdrängt war. Die Erzählung von der vermeintlichen Sonnenuhr des Königs Ahas, von der im zweiten Buche der Könige berichtet wird, und die danach im königlichen Palast zu Jerusalem auf Befehl jenes Königs ungefähr 730 v. Chr. aufgestellt worden wäre, widerspricht dieser Annahme nicht, abgesehen davon, daß die Deutung der betreffenden Stelle auf eine wirkliche Sonnenuhr keineswegs mit Notwendigkeit aus dem Wortlaut der Erzählung hervorgeht.

Immerhin ist es nicht unmöglich, daß zu jener Zeit in Babylonien die Sonnenuhr bereits bekannt war und daß König Ahas, der wie es scheint von ausländischen Gebräuchen sehr eingenommen war, sich in seinem Schlosse von einem babylonischen, syrischen oder phönizischen Astronomen eine solche errichten ließ. Denn die regelmäßige Einteilung des Tages wurde in Babylonien ziemlich lange vor dem babylonischen Exil angewandt. Aus Bruchstücken babylonischer Astronomie, die in Ninive ausgegraben sind, geht hervor, daß dort der Brauch herrschte, den bürgerlichen Tag in zwölf „Kaspu" einzuteilen, von welchen jeder zwei von unseren Aequinoktialstunden entspricht. Es wäre also nicht unmöglich, daß die Hebräer von den Babyloniern, als sie mit ihnen im Exil in Berührung kamen, wie so manches andere auch den Gebrauch gelernt hätten, die Zeit des Tages mit größerer Genauigkeit zu teilen als sie es früher taten. Noch viel früher hätten sie dies von den Aegyptern lernen können; denn von diesen ist bekannt, daß sie schon zur Zeit der Pyramiden den Tag in zwölf gleiche Teile und die Nacht in ebensoviele einzuteilen wußten. Doch ist es nicht möglich, ein Zeugnis desgleichen Gebrauchs bei den Juden im Alten Testament aufzufinden.

Zu welcher Zeit der Gebrauch der Stunden anfing, sich bei den Juden zu verbreiten, läßt sich nicht angeben. So viel steht fest, daß sie zur Zeit Christi für die Nacht vier Nachtwachen der Römer angenommen hatten (gegen die frühere Einteilung in drei Wachen), und daß sie nach dem Muster der Griechen den Zeitraum zwischen Sonnenaufgang und Untergang in je zwölf gleiche Teile teilten. Es waren dies die temporären Stunden, deren Dauer nach den Jahreszeiten verschieden war; nach ihnen rechnete noch Dante in der Göttlichen Komödie die Zeit. Heute ist diese Tageseinteilung auf die kirchliche Liturgie beschränkt.

*

Akademie der Wissenschaften zu Berlin.

3. November. Gesamtsitzung. Vorsitzender Sekretär: Herr Diels. 1. Herr Müller (Breslau) las: Beiträge zur Theorie der Windverbände eiserner Brücken. II. Im Anschluß an die in der Sitzung vom 26. Oktober 1903 gelesene Abhandlung wird nach der dort entwickelten allgemeinen Methode die Untersuchung der Spannungen in einer Brücke mit zwei Hauptträgern und zwei im Scheitel durch einen lotrechten Querrahmen mit einander verbundenen Windverstrebungen durchgeführt. Es wird u. a. für eine zweigleisige Eisenbahn-Bogenbrücke gezeigt, daß beim Befahren nur des einen Gleises in dem oberen Windträger durch die lotrechten Lasten erheblich größere Spannungen hervorgerufen werden als durch den Winddruck. 2. Herr Pischel legte eine Abhandlung des wissenschaftlichen Hilfsarbeiters am kgl. Museum für Völkerkunde Herrn Dr. H. Stönner vor: Zentralasiatische Sanskrittexte in Brahmischrift aus Idikutsahri, Chinesisch-Turkistan. I. Nebst Anhang: Uigurische Fragmente in Brahmischrift. Der vorgelegte Text ist das Dharmasarirasutra, ein Kompendium buddhistischer technischer Ausdrücke nach Art des Dharmasamgraha. Von großem Interesse und großer Wichtigkeit ist der Anhang. Die Brahmischrift ermöglicht eine richtigere Lesung des Uigurischen als es bisher möglich war. 3. Vorgelegt wurde durch Herrn v. Bezold Nr. 15 der Neudrucke von Schriften und Karten über Meteorologie und Erdmagnetismus hrsg. von G. Hellmann: Denkmäler Mittelalterlicher Meteorologie. Berlin 1904. — Der Kaiser hat durch Erlaß vom 17. Oktober die Wahl des Astronomen, Senators Giovanni Virginio Schiaparelli in Mailand, bisher korrespondierenden Mitgliedes, zum auswärtigen Mitglied der physikalisch-mathematischen Klasse bestätigt.

10. November. Sitzung der philosophisch-historischen Klasse. Vorsitzender Sekretär: Herr Diels. 1. Herr Brunner las: Zur Geschichte der Friedlosigkeit. 1. Ueber Wolf und Wolfshaupt. Die Abhandlung erörtert die germanische Gleichstellung des Friedlosen mit dem Wolf; sie weist nach, daß nach normannischem und anglonormannischem Rechte der Friedlose lebendig oder tot der öffentlichen Gewalt ausgeliefert werden sollte, bespricht die englische Sitte, den utlagatus als Wolfshaupt auszurufen und prüft die Glaubwürdigkeit der Nachricht des Mirror of Justices, daß für die eingelieferten Köpfe der Friedlosen und der Wölfe der gleiche Preis bezahlt worden sei. 2. Ueber die Friedlosigkeit des Weibes. Der Verfasser handelt von den germanischen Rechten, nach welchen eine eigentliche Friedloslegung des Weibes ausgeschlossen war, insbesondere von der mulier aspellis des salischen und von der mulier wayviata des anglonormannischen Rechts und untersucht die Bedeutung des langobardischen Rechtssatzes: mulier fegangi esse non potest. 2. Herr Pischel legte eine Fortsetzung der Abhandlung des wissenschaftlichen Hilfsarbeiters am kgl. Museum für Völkerkunde Herrn Dr. H. Stönner vor: Sanskrittexte in Brahmischrift aus Idikutsahri, Chinesisch-Turkistan. II. Der Text enthält ein Fragment des Suvarnaprabhasottamasutra, das in der Ausgabe des Sikṣasamuccaya von Bendall und im Journal of the Buddhist Text Society bereits gedruckt ist. Er weist mehrere Varianten auf und stimmt wiederholt mit dem Archetypus aus Nepal überein. 3. Es wurde vorgelegt das von der Akademie unterstützte Werk: Die Frequenz der deutschen Universitäten von ihrer Gründung bis zur Gegenwart von Franz Eulenburg. Leipzig 1904.

10. November. Sitzung der physikalisch-mathematischen Klasse. Vorsitzender Sekretär: Herr Auwers. 1. Herr Struve las über Beobachtungen von Flecken auf dem Planeten Jupiter am Refraktor der Königsberger Sternwarte in der Opposition des Jahres 1903. Die Beobachtungsreihe bezieht sich auf sieben in verschiedenen Breiten des Planeten gelegene Fleckengruppen, deren Ortsbestimmung durch mikrometrischen Anschluß an die Ränder des Planeten erlangt wurde. Für eine größere Zahl von gut definierten Flecken und Lichtpunkten sind aus den über zwei bis drei Monate sich erstreckenden Beobachtungen die jovizentrischen Bewegungen in Länge genauer abgeleitet und miteinander verglichen. Einige weitere Beobachtungen beziehen sich auf den roten Fleck und die ihn umgebende Bai. Ferner wird der Versuch gemacht, die Beobachtungen der Flecke auch zur Bestimmung des Planetendurchmessers zu verwerten. Das vorläufige Resultat spricht zugunsten des aus Heliometermessungen abgeleiteten kleineren Durchmessers des Planeten. 2. Herr Warburg legte eine Mitteilung des Herrn Professor E. Cohn in Straßburg i. E. vor: Zur Elektrodynamik bewegter Systeme. Es wird nachgewiesen, daß die Gleichungen von Lorentz, wenn man die neuerdings von dem Urheber gemachten Hypothesen einführt, in die Gleichungen des Verfassers übergehen. 3. Herr Waldeyer überreichte seine Druckschriften: Lehr- und Handbücher der Anatomie. Wiesbaden 1903; Wilhelm His. Leipzig 1904; Bemerkungen über Gruben, Kanäle und einige andere Besonderheiten am Körper des Grundbeins (Os basilare). Leipzig 1904.

*

Kleinere Mitteilungen.

H. „Pollichia." Der naturwissenschaftliche Verein der Pfalz „Pollichia" feierte am 20. d. M. seine 64. Jahresversammlung im Stadthaussaal zu Dürkheim a. H. Nachdem der derzeitige Vereinsvorstand Rektor Roth den Jahres- und Geschäftsbericht erstattet hatte, hielt der Straßburger Privatdozent für Geographie Professor Dr. Rudolph einen Vortrag über die Organisation des Erdbebenbeobachtungsdienstes in der Pfalz. Wirkl. Geh. Rat Professor Dr. v. Neumayer Exz., der frühere Direktor der Deutschen Seewarte in Hamburg, der seinen Lebensabend in der pfälzischen Heimat verbringt, referierte sodann über sein neuestes Werk, die „Anleitung zu wissenschaftlichen Beobachtungen auf Reisen." Dr. Zschokke, Direktor der kgl. Wein- und Obstbauschule in Neustadt a. H., sprach hierauf über Sonnenschein-Autographen (mit Demonstrationen). Gymnasialprofessor a. D. Dr. Chr. Mehlis gab alsdann „über steinzeitliche Niederlassungen zwischen Neustadt und Speyer" Auskunft. An die Vorträge schloß sich ein gemeinsames Essen im Kursaal an.

* Literarisches. Zum Obmann des Wiener Goethe-Vereins ist der österreichische Kultusminister Dr. v. Hartel, zum Stellvertreter der Vertreter der Literaturgeschichte an der Universität Wien Prof. Dr. Minor gewählt worden.

W. Todesfall. Aus Wien, 22. November, wird gemeldet: Der ehemalige Professor der Augenheilkunde an der Wiener Universität Hofrat Dr. Stellwag v. Carion ist gestorben.

Hochschulnachrichten.

H. Heidelberg. Geh. Rat Prof. Dr. G. H. Quincke empfing zu seinem 70. Geburtstag (19. d. M.) eine Abordnung deutscher Physiker — wobei u. a. die Universitäten Gießen, Greifswald, Kiel, Straßburg sich vertreten ließen —, welche ihm eine kostbare Truhe mit 340 Bildnissen der berühmtesten Physiker der Welt als Ehrengabe überreichten. Die Glückwünsche der Universität überbrachte der Prorektor Hofrat Prof. Dr. W. Braune, die der naturwissenschaftlich-mathematischen Fakultät die Professoren Geh. R.-R. Pfitzer und Curtius, die der philosophischen, welcher der Jubilar vor ihrer Spaltung angehört hatte, Geh. Hofrat Prof. Dr. Marcks. Das städtische Orchester brachte in der Morgenfrühe ein Ständchen. Die Stadtverwaltung spendete dem Jubilar, der seit einer Reihe von Jahren Mitglied des Bürgerausschusses ist, Glückwunschschreiben und Blumengruß. Auch aus der Ferne sind zahlreiche Gratulationen von Schulen, Verehrern und Freunden eingetroffen. — Der engere Senat der Universität hat beschlossen, am 9. Mai 1905 (abends 6 Uhr) eine akademische Feier des 100. Todestages Schillers abzuhalten. — Der Assistent am Chemischen Institut Dr. Hartwig Franzen habilitiert sich am 26. d. M. als Privatdozent für Chemie mit einer Probevorlesung: „Ueber den Kreislauf des Stickstoffs".

* Leipzig. Der Privatdozent der Mathematik Dr. Heinrich Liebmann, ein Sohn des Professors der Philosophie in Jena Hofrats Otto Liebmann, ist zum außerordentlichen Professor extra statum ernannt worden.

* Halle a. S. Zu Ehren des hier vor zwei Jahren gestorbenen, wegen seiner Forschungen auf agrikulturchemischem Gebiete weithin bekannt gewordenen Landesökonomierats Geheimrat Professor Maercker hat Amtsrat v. Zimmermann-Benkendorf im nahe gelegenen Lauchstedt einen Gedenkstein errichten lassen.

hc. Königsberg i. Pr. Auf eine 25jährige Tätigkeit als akademischer Lehrer kann am 22. November der derzeitige Rektor der hiesigen Universität, Professor für Staats-, Verwaltungs-, Kirchen- und Völkerrecht, Geh. und Oberbergrat Dr. jur. Adolf Arndt, zurückblicken.

* Greifswald. Der Professor der inneren Medizin Dr. Fr. Moritz hat einen Ruf in gleicher Eigenschaft nach Gießen als Nachfolger des verstorbenen Professors Dr. F. Riegel erhalten.

p. Paris. (Eine Neuerung an der Sorbonne.) Am 19. November eröffnete ein Professor der Harvard-Universität in Cambridge bei Boston, Barrett-Wendell, an der Sorbonne einen Cyklus von Vorträgen, den er in englischer Sprache über amerikanische Dinge, Literatur, Kunst, Politik halten will. Er ist der erste Ausländer, der an der Sorbonne in seiner Muttersprache doziert und sein Auftreten wird daher als eine kühne Neuerung begrüßt. Außer zahlreichen Amerikanerinnen und Amerikanern hatten sich gestern auch viele Franzosen, die des Englischen kundig sind, im Amphitheater Turgot eingefunden und dem Gaste einen ermutigenden Empfang bereitet. Er wird bis Mitte März in Paris weilen und dann noch an den Universitäten Bordeaux, Caen, Dijon, Grenoble, Lille und Lyon Vorträge halten.

* Aus Holland. Der Chef-Direktor des Niederländischen Meteorologischen Instituts Dr. C. H. Wind wurde, wie der Frankfurter Zeitung mitgeteilt wird, als Professor der Mathematik und Naturwissenschaften an die Universität Utrecht berufen.

hc. Von technischen Hochschulen. Dem Regierungsbaumeister bei der Generaldirektion der Staatseisenbahnen in Karlsruhe Ferdinand Grimm ist ein Lehrauftrag zur Abhaltung einer Vorlesung über Signalwesen und Signalanlagen an der dortigen Technischen Hochschule erteilt worden.

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Gust. Adolf Erdmann: Frei die See! Betrachtungen z. Flottenprogramm d. Deutschen Flottenvereins. Leipzig 1905. B. Elischer Nachf. 130 S. — Graf v. Hoensbroech: Das Papsttum in seiner sozial-kulturellen Wirksamkeit. Volksausgabe. (11. bis 12. Tausend.) Leipzig 1904. Breitkopf u. Härtel. 180 S. — Dr. med. Robert Müllerheim: Die Wochenstube in der Kunst. Eine kultur-historische Studie. Mit 138 Abbildungen. Stuttgart 1904. Ferdinand Enke. 244 S. — Dr. C. H. Stratz: Naturgeschichte des Menschen. Grundriss der somatischen Anthropologie. Mit 342 teils farbigen Abbildungen und 5 farbigen Tafeln. Ebenda 1904. 408 S. — Max Heiden: Handwörterbuch der Textilindustrie aller Zeiten und Völker. Mit 16 Tafeln und 356 in den Text gedruckten Abbildungen. Ebenda 1904. 664 S. — Prof. Dr. Adolf Hemme, Direktor der Oberrealschule zu Hannover: Was muss der Gebildete vom Griechischen wissen? Eine allgemeine Erörterung der Frage nebst einem Verzeichnis der aus dem Griechischen entlehnten Fremd- und Lehnwörter der deutschen Sprache. Leipzig 1905. Eduard Avenarius. 156 S. — Gustav Hölscher: Die Quellen des Josephus für die Zeit vom Exil bis zum Jüdischen Kriege. Leipzig 1904. B. G. Teubner. 85 S. — Moritz v. Kaisenberg: Erlebnisse des Husarenleutnants Baron Gerdau in Japan vor Ausbruch des russisch-japanischen Krieges. Berlin 1904. C. A. Schwetschke u. Sohn. 287 S. — Otto Jespersen: Phonetische Grundfragen. Mit 2 Figuren im Text. Leipzig 1904. B. G. Teubner. 182 S. — Dr. Arnold Jacobi: Tiergeographie. Mit 2 Karten. Leipzig 1904. G. J. Göschen. 152 S. — Prof. Dr. Langenbeck: Landeskunde des Reichslandes Elsass-Lothringen. Mit 11 Abbildungen und 1 Karte. Ebenda 1904. 140 S. — Prof. Alberto de Beaux: Italienische Handelskorrespondenz. Ebenda 1904. 112 S. — Heinrich Kerp: Landeskunde von Skandinavien (Schweden, Norwegen und Dänemark). Ebenda 1904. 138 S. — Stephan Krehl: Allgemeine Musiklehre. Ebenda 1904. 158 S. — Prof. Dr. Friedrich Polle: Wie denkt das Volk über die Sprache? Plaudereien über die Eigenart der Ausdrucks- und Anschauungsweise des Volkes. Dritte, verbesserte Auflage von Professor Dr. Oskar Weise. Leipzig u. Berlin 1904. B. G. Teubner. 112 S. — M. Pemberton: Die Insel der Geächteten. Roman. Aus dem Englischen frei bearbeitet. Illustriert von Werner Jehme. (Vobachs Illustrierte Romanbibliothek.) Berlin u. Leipzig. W. Vobach u. Co. 198 S.

Jahrgang 1904. München, Mittwoch, 23. November. **Nummer 269.**

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.–, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.– (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.–)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Der Zuschlag zur Verbrauchsabgabe statt der Maischbottichsteuer.

Von Steueroberkontrolleur Joseph Meyer (Würzburg).

Die verschiedenen fachmännischen Urteile zu den Bemerkungen über die Abstufung des Zuschlages am Schlusse der „Betrachtungen zur Branntweinbesteuerung“ der Nr. 233 dieser Beilage stimmen alle dahin überein, daß jene Ausführungen nicht in einer der Bedeutung und auch der Schwierigkeit des Gegenstandes entsprechenden Weise begründet seien. Ich füge denselben nun Nachstehendes an:

Mit der Abstufung der Maischbottichsteuer nach den Sätzen von 1.31, 1.179, 1.048 und 0.786 M. für den Hektoliter Maischraum ist eine gleichmäßige Belastung sämtlicher Brennereien mit 13.1 M. für 1 Hektoliter Alkohol beabsichtigt. Dabei ist angenommen, daß Klasse 2 zur Herstellung von 1 Hektoliter Alkohol 10 Liter Maischraum mehr benötigt als Klasse 1, Klasse 3 10 Liter mehr als Klasse 2, Klasse 4 20 Liter mehr als Klasse 3. Von Klasse 2 ist also für 110 Liter Maischraum, von Klasse 3 für 120 Liter, von Klasse 4 für 140 Liter nicht mehr Maischbottichsteuer zu entrichten als von Klasse 1 für 100 Liter Maischraum. Infolge der in dieser Weise vor sich gehenden Abstufungen würde sich für sämtliche Maischbrennereien der Steuersatz von 13.10 M. für 1 Hektoliter Alkohol berechnen. Die praktisch eintretenden Abweichungen von diesen Verhältnissen sind in Abschnitt IV des ersten Artikels besprochen und stören die gegenwärtige Beweisführung nicht. —

Diese Abstufungen sind also nötig zur Herstellung eines für das Fertigfabrikat gleichen Steuersatzes und sind **nur** nötig, wenn der Steuerberechnung nicht unmittelbar das eigentliche Steuerobjekt zugrunde gelegt wird. Das unmittelbare aber uneigentliche Objekt der Maischbottichsteuer ist der Maischraum, das mittelbare aber eigentliche der Alkohol: der Steuerwert des unmittelbaren Objektes ist in den Brennereien ein sehr verschiedener, die auferlegte Steuer aber wäre ohne diese Abstufung gleich groß und es ist die Notwendigkeit, dadurch diese unmittelbaren Objekte auf einen gleichen Steuerwert zu bringen, leicht einzusehen.

Wenn aber dieser gleiche Steuerwert schon vorhanden und die Besteuerung sich auf dieses Objekt mit dem gleichen Steuerwert unmittelbar richtet, so kommt dieser Grund für eine Abstufung in Wegfall. Mit der Erhebung des Zuschlages zur Verbrauchsabgabe an Stelle der Maischbottichsteuer ist das wirkliche, eigentliche Objekt der Besteuerung unmittelbar getroffen; die Ausgleichung nach dem Verhältnis der Ausbeute oder des Steuerwertes der Maische vollzieht sich von selbst, ohne Abstufung, und zwar nicht nur für Klassen von Brennereien, welche Abstufung zu den ebenfalls in Abschnitt IV des ersten Artikels gezeigten Mißverhältnissen führt, sondern für jede einzelne Brennerei. Für jede Brennerei berechnet sich z. B. bei dem Satze von 18 M. und einer Ausbeute von 10 Prozent ein Zuschlag von 18 M., bei einer Ausbeute von 9 Prozent 16.2 M., von 8 Prozent 14.4 M. und von 6 Prozent 10.8 M. für einen Hektoliter Maischraum.[1] Dies trägt eben jede Fabrikatsteuer in sich, daß sie durchweg das Rohmaterial auf den gleichen Steuerwert bringt; und was durch die Abstufung der Maischbottichsteuer nur für Klassen von Brennereien und in höchst unvollständiger Weise erreicht wird, vollzieht sich für jede einzelne auf das genaueste durch die Erhebung des Zuschlages. — Für die Abstufung des Zuschlages könnte also der gleiche Grund, wie er für die Maischbottichsteuer gilt, nicht bestehen. Es muß hierfür ein anderer Grund gesucht werden, denn was unter der Geltung der Maischbottichsteuer Zweck war, ist durch die Einführung des Zuschlags erreicht. Eine Abstufung des Zuschlages aus dem gleichen Grunde würde schon das erste Denkgesetz verbieten, sie wäre sinnwidrig.

Der Maischbottichsteuer wohnt der Zweck inne, aus dem kleinsten Maischraum die größte Ausbeute zu erzielen. Für das Verhältnis von Raum und Ausbeute ist das mehrerwähnte Abstufungsschema von 10, 9, 8 und 6 Prozent aufgestellt. Welche Brennereien nun jene Ausbeutesätze nicht erreichen, unterliegen tatsächlich höheren, die jene Sätze übersteigenden Brennereien geringeren als den bezüglichen Normalsätzen. Nach dem statistischen Ausweis haben nun im Betriebsjahr 1902/03 die sämtlichen Steuerklassen die normale Ausbeute überschritten und dadurch nicht unerhebliche steuerliche Vorteile erzielt. **Diese Vorteile nun sind es**, die den Grund bilden zur Abstufung des Zuschlages. Es sollten nicht nur die Leistungen der Brennereien bis zu dem Punkt der vollständig gleichen Besteuerung des Fertigfabrikats ausgeglichen, sondern darüber hinaus auch jene Vorteile mit dem Zuschlag herübergenommen werden, welche ihnen infolge der Abstufung der Maischbottichsteuer zugefallen waren. Unter der Geltung der Maischbottichsteuer lassen sich diese Differenzen nicht abwenden; sie sind eine Prämie und eine Folge des Wesens dieser Steuerart, welche behufs Einsparung an Steuer zur möglichsten Ausnützung des Maischraumes ansporut. Aber wenn die Maischbottich-

[1]) Der Einheitssatz von 18 M. würde dem Reiche ca. 14 und von 16 M. ca. 9½ Millionen Mark mehr einbringen.

steuer in Wegfall kommt, so hebt sich doch gewiß auch der Anreiz zur Einsparung einer solchen auf, und nachdem weiter dieser Anreiz in den winkenden Prämien liegt, so ist auch für diese unter der Geltung des Zuschlages aus diesem Grunde durchaus kein Platz mehr. Der abgestufte Zuschlag hat gar nicht die Tendenz des unter den gegenwärtigen Verhältnissen auch nicht mehr nötigen Anreizes zur Erzielung der größtmöglichen Ausbeute, folglich sind die daraus fließenden Vorteile auch nicht Prämien und haben gegenüber jenen aus der abgestuften Maischbottichsteuer sich ergebenden Vorteilen, die nur dem gut eingerichteten und geleiteten Betrieb zufielen, auch noch die verwerfliche Eigenschaft, daß sie jedem Betrieb unterschiedslos, also auch dem schlechtest geleiteten, zukommen. — Zu welchem Zwecke werden denn dann diese Vorteile gewährt, wenn sie nicht als Prämien wirken? Eine Differenz in den Steuerwerten der unmittelbaren Steuerobjekte besteht nicht mehr, die steuerliche Belastung ist eine völlig gleiche. Sollte aber eine steuerliche Unterbelastung der kleineren gegenüber den größeren Brennereien damit bezweckt werden, so wäre dies ein ganz neues Moment, denn die Abstufung der Maischbottichsteuer hat nur gleiche Belastung bezweckt und es könnte dann nicht unterlassen werden, die Notwendigkeit und Berechtigung dieser geringeren Besteuerung für jede einzelne Brennerei zu untersuchen.

Nach dem gegenwärtigen Gesetz sind die Brennereien in fakultativer Weise in fünf Gruppen mit einer Erzeugung bis 100, 150, 300, 500 und mehr als 500 Hektoliter Alkohol und mit Sätzen von 10, 11, 12, 13 und 16 M. pro Hektoliter eingeteilt. Diese Sätze sind also unbeweglich und relativ, während jene der Maischbottichsteuer beweglich und positiv oder wenigstens auf einen positiven Satz gerichtet sind. Der Satz von 16 M. ist der höchste und normale und die diesem unterliegenden, also mehr als 500 Hektoliter Alkohol erzeugenden Brennereien haben keinerlei steuerliche Vorteile. Die nur 500 aber mehr als 300 Hektoliter Alkohol herstellenden Brennereien entrichten 13 M. an Zuschlag, also 3 M. pro Hektoliter weniger als die erste Gruppe, die dritte Gruppe bezahlt 1 M. weniger als die zweite und 4 M. weniger als die erste, die vierte 1 M. weniger als die dritte und 5 M. weniger als die erste und die fünfte Gruppe 1 M. weniger als die vierte und 6 M. weniger als die erste pro Hektoliter Alkohol. Dieser Differenzierung kann keine andere Annahme zugrunde liegen, als daß die Kosten für die Herstellung von 1 Hektoliter Alkohol für die einzelnen Gruppen den aufgestellten Steuersätzen entsprechend verschieden seien, denn nur um den Versuch des Ausgleiches dieser Differenzen der einzelnen Brennereien könnte es sich etwa handeln und für keinen Fall um den Ausgleich der Ertragsunterschiede zwischen Groß- und Kleinbetrieb als solcher. Allein es kann für die Steuergesetzgebung doch auch nicht bestimmend sein, ob und um wieviel die Brennerei A den Hektoliter Alkohol billiger herstellt als die Brennerei B, und diese Frage ist in dieser Differenzierung ausgedrückt. Wenn die indirekte Steuergesetzgebung, nachdem es dieselbe mit Vorschußsteuern zu tun hat, überhaupt weiter gehen sollte, als daß sie die unmittelbaren Objekte der Schätzungssteuern auf einen gleichen Steuerwert zu bringen sucht, so könnte eine Berücksichtigung der weiteren Verhältnisse der Betriebsanstalten sich doch höchstens darauf richten, daß die mit positivem Verlust arbeitenden Betriebe aus Gründen für das allgemeine Interesse durch eine steuerliche Unterbelastung unterstützt würden. Die Unterstützung eines Betriebes aber aus dem Grunde, weil er mit geringerem Gewinn arbeitet als der nächst stärkere, ist doch gewiß gänzlich unberechtigt. Also nicht die relativen, sondern die positiven Verhältnisse müßten grundlegend sein, und es wäre in erster Reihe zu erheben, ob überhaupt Brennereien mit wirtschaftlichem Nachteil betrieben werden und wo dieser verlustbringende Betrieb beginnt.

Nach allgemeiner Erfahrung ist anzunehmen, daß Brennereien unter 6 Prozent Ausbeute keinen Gewinn mehr bringen; diesen müßte also eine Unterstützung zuteil werden, wenn der Fortbestand derselben im allgemeinen Interesse liegen sollte. Diese Brennereien sind aber meistenteils abgefunden und ich habe derselben schon im dritten Abschnitt meines ersten Artikels Erwähnung getan. Die nicht abgefundenen Brennereien werden aber fast sämtlich bei einer mittleren Preislage ihres Produktes mit Nutzen betrieben werden. Ueberdies kommen allen diesen doch schon die Vorteile der Kontingentierung zu.

Vorstehende Ausführungen wären nun noch in folgende Punkte zusammenzufassen:

Die Abstufung der Maischbottichsteuer hat die Herstellung der gleichmäßigen Belastung des wirklichen Steuerobjektes zum Grunde; die Abstufung des Zuschlages kann diesen Grund schon logischerweise nicht haben. Die Abstufung der Maischbottichsteuer erfüllt nicht nur diesen Zweck, sondern es entfließen den Brennereien aus ihr weitere Vorteile mit der Wirkung von Prämien für gut eingerichtete und geleitete Betriebe.

Die Vorteile der Abstufung des Zuschlages können die Eigenschaft und Wirkung von Prämien nicht haben, da sie allen Betrieben unterschiedslos zufallen. Die Vorteile aus der Abstufung des Zuschlages stellen sich vielmehr als Unterstützungen unbestimmten Zweckes für Brennereien mit geringerem Betriebsumfang dar, wofür sowohl die Berechtigung fehlt wie auch das Bedürfnis.

Zur Geschichte der Scheltnamen Dutchman und Dutch.

An Schimpf- und Spottnamen hat es zwischen den germanischen Stämmen von jeher nicht gefehlt, und nicht wenige unserer alten Völkernamen haben, wie bekannt, ihren Ursprung im Volkswitze. Auch die Scheltnamen Dutchman und Dutch, die den Deutschen bei seiner Ankunft in England und Amerika schon seit Jahrhunderten grüßen, dürfen hierzu gezählt werden, wenn ihre Entstehung und Geschichte auch nicht aus dem englischen Volkshumor zu erklären ist. Sie sind ein Spiegel englischer Gesinnung gegen Deutschland und die Deutschen, in den zu blicken außerordentlich lehrreich ist.

Daß sie der ausgewanderte Deutsche heute als nationale Beleidigung zu empfinden beginnt, zeigt sich besonders deutlich in Amerika. Das Erwachen deutschen Selbstgefühls hat auch in diesen Dingen einen gewaltigen Umschwung gebracht. Seitdem die Worte „deutsch" und „Deutscher" für uns einen neuen, innigen Klang gewonnen haben, will uns ein spöttischer oder höhnischer Ton bei ihrem Gebrauch wie ein Frevel erscheinen. Darum vor allem fühlt der Deutsch-Amerikaner in den Schimpfnamen Dutchman und Dutch eine Beleidigung, weil er den Zusammenhang noch dunkel empfindet, den sie mit dem Worte „deutsch" haben. Wer mich in Amerika einen Schwaben, Bayer oder Nassauer schilt, erregt mein Lächeln, wer mich einen Dutchman heißt, verletzt mich. —

Wie alle germanischen Dialekte, so besaß auch das Angelsächsische einst eine dem Worte „deutsch" entsprechende Form (theodisc), und ihr Gebrauch zeigt, daß auch die Bedeutung die gleiche war. Beide nämlich meinen ursprünglich „volksmäßig" oder „dem Volke zugehörig". Aber das alte angelsächsische Wort ging der englischen Sprache schon früh verloren. Wenn daher im 14. Jahrhundert, wohl zuerst bei Wiclif,[1]) das Wort Duche für Deutsch, d. h. deutsche Sprache, auftritt, so hat das natürlich mit dem alten theodisc nichts zu tun, sondern ist die englische Wiedergabe oder, wenn man will, Verstümmelung des Wortes „deutsch". Auf welchem Weg unser Wort nach England gekommen ist, läßt sich schwer bestimmen. Man hat geglaubt, es sei den Engländern durch die Holländer zugeführt worden, die sich ja noch bis ungefähr 1600 als Deutsche gefühlt hatten. Allein die wenig gangbare mittelholländische Form dietsch, von der man das Wort ableiten will, wäre im englischen Munde wohl kaum zu Dutch geworden. Schon in der Mitte des 16. Jahrhunderts unterscheiden außerdem die Engländer zwischen Low Dutch und High Dutch — neben Low und High Almain und Low und

1) *Wiclif*, Selected Works. London 1885. III, 100.

High German —, was beweist, daß ihnen der Begriff **Dutch** für das ganze deutsche Gebiet galt. Nehmen wir hinzu, daß englische Schriftsteller[2]) schon im 16. Jahrhundert die Form **Dutchland** für Deutschland und im 17. Jahrhundert **Dutcher** für Deutscher gebrauchen, so ergibt sich wohl mit Gewißheit, daß das Wort **Dutch** die anglisierte Form von „deutsch" ist, die aus einem hochdeutschen Sprachbezirk nach England gebracht wurde.

Auf alle Fälle aber steht fest, daß dem Worte **Dutch** ursprünglich keine geringschätzige oder spöttische Meinung beiwohnte. Wie ist nun diese entstanden?

Der amerikanische Geschichtschreiber John Fiske spricht in seinem Buche **Dutch and Quaker Colonies** die Ansicht aus, sie sei während der Kriege entstanden, die England und Holland im 17. Jahrhundert um die Seeherrschaft führten, und die Engländer hätten sich mit dem dummen Schimpfnamen gewissermaßen für den zähen Widerstand rächen wollen, den die Holländer ihrer Eroberungslust entgegensetzten. Allein es läßt sich nachweisen, daß **Dutch** im lächerlichen Sinne schon vor jenen Kriegen gebraucht wurde, und wenn diese auch zur Verbreitung jenes Sinnes beigetragen haben mögen, so müssen wir doch nach anderem Ursprung suchen.

Dieser ist wohl ohne Zweifel in dem Umschlag zu finden, der in den Beziehungen zwischen England und Deutschland am Ende des 16. Jahrhunderts eintritt; damals, als das mächtig aufstrebende Inselreich sich anschickte, dem niedergehenden deutschen Reiche die Weltherrschaft zu entwinden. Hatte man noch während der Reformationszeit Deutschlands Führerschaft auf religiösem, wissenschaftlichem und wirtschaftlichem Gebiete willig anerkannt, so blickte der Engländer nun mit veränderten Gefühlen auf dieses Land hin. War doch seine eigene Heimat, der im Kampfe mit Spanien die Seeherrschaft wie die protestantische Vormacht zugefallen war, im Zeitalter der Königin Elisabeth überall mit Riesenschritten vorangeeilt, wo Deutschland, die alte Weltmacht, zurückzugehen schien. Und mit diesem gesteigerten nationalen Selbstgefühl verband sich bald angelsächsischer Hochmut, der sich Deutschland gegenüber um so überlegener dünkte, je weniger er von diesem Lande von jetzt an wußte. Während man im Zeitalter der Reformation die deutsche Literatur aufmerksam verfolgte und nachahmte, schien man jetzt von dieser höchstens noch die Bücher zu kennen, die von Alchemie oder Zauberei handelten.[3]) **In what language shall's conjure in? High Dutch, that's full in the mouth**, heißt es in Fletchers Drama **Fair Maid**, am Anfang des 17. Jahrhunderts.

Ebensowenig wie von deutscher Literatur und Sprache, über die man so zu witzeln begann, wußte man damals in England von deutschen Verhältnissen und von deutscher Geschichte. Das zeigen am besten eine Anzahl englischer Schauspiele jener Zeit, die vorgaben, in Deutschland zu spielen, in Wirklichkeit aber geschrieben scheinen, um alles Deutsche zu verhöhnen. Man glaubt, den angelsächsischen Jingo von heute zu hören, wenn es in einem dieser Stücke heißt: **Trod on the neck of German Frederick.** Der Kaiser Barbarossa ist gemeint. Ja, die Dramatiker jener Tage wußten recht wohl, was der englische Pöbel gern hörte, der sein Land als die kommende Weltmacht, den Hort des Protestantismus zu betrachten begann, und mit Verachtung auf Deutschland herabsah, dessen Kaiserhaus mit Spanien verwandt und verbündet war.

Welcher Art die Vetterngefühle waren, die man in jenen ersten Flegeljahren Englands gegen Deutschland hegte, erfährt man so recht, wenn man das G. Chapman zugeschriebene Drama **Alphonsus, Emperour of Germany** liest. Wie muß der englische Janhagel gejubelt haben, als er in diesem Schauspiel die morsche deutsche Reichsmaschine, den Kaiser und die Kurfürsten verhöhnt sah, eine alberne deutsche Prinzessin wirkliches **Dutch** reden hörte, und zufrieden gewahrte, wie neben diesen niederträchtig gemeinen, dummen, trunkenen Deutschen die Engländer als wahre Tugendengel glänzten. **This play, tho' it bear the name of Alphonsus was writ in honor of the English Nation**, wird uns ausdrücklich berichtet. Und aus der Stimmung gegen Deutschland und deutsches Wesen, die uns Schauspiele wie dieses zeigen, ist denn gewiß auch eine Reihe von Redensarten hervorgegangen, worin der Deutsche beschimpft wird. Denn eigentlicher Witz und Humor, und wäre es auch nur der Witz der Gasse, liegt keinem dieser Ausdrücke zugrunde, sie sind eben nur Schimpfworte.

Obwohl man sich in England der Mäßigkeit im Trinken damals so wenig wie später brüsten konnte, so wird dort doch die deutsche Trunksucht schon im 16. Jahrhundert verhöhnt. Es ist das alte germanische Laster, gegen das auch Luther damals eiferte. **The drunken Dutch, Dutchmanlike drinking, Dutch bellied** und ähnliche Ausdrücke erscheinen oft. **A Dutch bargain** wird darum so genannt, weil, wie schon Th. Nash im **Pierce Pennilesse** (1592) sagt: **many Dutchmen will never bargain, but when they are drunke.** Sogar der größte Stolz des deutschen Mannes, seine Tapferkeit, wird nun von dem Engländer auf seine Völlerei zurückgeführt. **Dutch courage** ist der Mut des Trunkenen. **A gill of brandy, the best thing to inspire courage in a Dutchman** sagt ein englischer Schriftsteller um 1700.

Aber nicht nur die Trunksucht des Deutschen, auch sein wachsendes materielles Elend trifft während des dreißigjährigen Krieges der englische Spott. Denn damals wohl ist zuerst die grausam höhnische Redensart **Dutch comfort** entstanden, womit der für den Engländer zweifelhafte Philistertrost bezeichnet wird, daß ein schreckliches Uebel nicht noch schlimmer ausgefallen sei. Für uns freilich steht hinter **Dutch comfort** nicht nur die unverwüstliche Hoffnungsfähigkeit des Deutschen, sondern auch die Schafsgeduld, mit der er sein politisches Elend, die Unterdrückung durch seine Fürsten und seine Armut ertrug. Auf deutsche Armut und Genügsamkeit zielt auch das Hohnwort **Dutch breeches**, womit der englische Matrose die Streifen blauen Himmels bezeichnet, die sich nach einem Sturm zeigen, und die, wenn auch noch so klein und zerrissen, gut genug seien zu einem Paar Hosen für einen **Dutchman**, d. h. Deutschen.

Auch die deutsche Frau entging dem englischen Schimpfe nicht. Schon im Anfang des 17. Jahrhunderts ist der Ausdruck **a Dutch slop** (eine deutsche Schlampe) gebräuchlich, wohl darum, weil sie es den Engländerinnen an Putz nicht gleich tat. Berichtet doch Breuning von Buchenbach[4]) schon aus dem Jahre 1595, daß die englischen Damen „in italienischem Habitu giengen, mit entblößten Brüsten", was also in Deutschland damals noch nicht Mode war. Wenn sich G. Chapman in dem vorher erwähnten Drama Alphonsus sogar über die Keuschheit deutscher Mädchen und Frauen lustig macht:

> I think the Maids in Germany are mad,
> E're they be marryed they will not kiss,
> And being marryed will not go to bed,

so dürfen wir uns diese törichte Beschimpfung aus liederlichem Engländermunde schon zur nationalen Ehre anrechnen.

Faßt man die Charakterzüge des Deutschen, die der Engländer und, ihm nachäffend, der Amerikaner, seit den letzten drei Jahrhunderten in zahlreichen Redensarten zu verspotten suchte, zu einem Bilde zusammen, so ergibt sich ein dummer, gutmütig-schwacher (**Dutch comfort**), aufgedunsener (**Dutch bellied**), komisch aussehender (**a funny Dutch look, his face is Dutchy**). Trunkenbold (**drunken Dutchman, Dutch drunkard**), der nur im Rausche Handel treibt (**Dutch bargain**) und Mut zeigt (**Dutch**

[2]) *Thomas Heton*, 1576. *G. Chapman*, Alphonsus. *Shute*, Treatise on Architecture, London 1563.

[3]) Hierüber vergleiche man die trefflichen Ausführungen bei *Charles H. Herford*, Studies in the literary relations of England and Germany in the 16th century. 165 ff.

[4]) H. J. Breunings von Buchenbach Relation über seine Sendung nach England im Jahre 1595. Stuttgart 1865.

courage), eine unverständlich-barbarische Sprache spricht (that is double Dutch to me), und mit seinem Unglauben für die Hölle (Dutch infidel), wie mit seiner Philosophie für das Irrenhaus reif ist. Das ist die Fratze, die irgendwo in der Gedankenwelt aller Englisch sprechenden noch eine Wohnung hat: bei Kindern und Ungebildeten in grellen Farben, bei Gebildeten in mehr verblaßten Tönen. **A damned Dutchman** ist auch diesem der Ausdruck größter Verachtung für den Deutschen. Kein Wunder, daß die Furcht, für diese Fratze gehalten zu werden, schon viele Tausende, zumal in früheren Jahren, ihre deutsche Herkunft hat feige verleugnen lassen! — —

Und diese Fratze, die der englische Volksgeist aus Unwissenheit, Hochmut oder Eifersucht sich in seiner Sprache boshaft vom Deutschen geschaffen hat, ist denn auch schließlich das Modell gewesen, das Charles G. Leland in seinen bekannten **Hans Breitmann Ballads** gesessen hat. Niemand hat für diese Tatsache feineren Spürsinn als die Engländer selbst. Denn als zu Ende des letzten Jahrhunderts englischer Krämerneid und Haß gegen das aufstrebende Deutsche Reich zuerst offen losbrachen, da wurden die halbvergessenen **Breitmann Ballads** von Leland hervorgesucht und unter wieherndem Beifall in den Singspielhallen öffentlich rezitiert. Glaubte man doch in diesem Hans Breitmann den verhaßten Dutchman endlich einmal in seiner ganzen Lächerlichkeit leibhaftig vor sich zu haben. —

Es ist mir unbegreiflich, wie gebildete Deutsche ehrvergessen genug sein konnten, sich, wie Leland im Vorwort zu den **Ballads** versichert, an diesen Gedichten zu ergötzen und sie für die Burleske eines gewissen Typus der sogenannten Achtundvierziger zu halten. In einem künstlich nur für englische Lachzwecke gemachten Kauderwelsch, das nie ein Deutscher so gesprochen hat, schildern diese **Ballads** einen rohen, im Bierdusel verkommenen Strolch, der, ohne jeden versöhnenden Zug von Gemüt, Humor oder Heldentum, in jeder Weise der Fratze entspricht, die wir in den erwähnten Redensarten kennen lernten. Keine beißendere Verhöhnung der staatsmännischen, sozialen und sonstigen Reformansprüche jener Achtundvierziger als Gedichte wie **Breitmann and the Turners** mit diesen Strophen:

> Hans Breitmann shoined de Turners: —
> Mein Gott! how dey drinked and shwore,
> Der vas Swabians and Tyrolers
> Und Bavarians by de score.
> Some vellers coomed from de Rheinland
> Und Frankfort on-de-Main,
> Boot dere vas only one Sharman dere,
> Und he vas a Holstein Dane.

*

> Hans Breitmann shoined de Turners: —
> Mit a Limburg cheese he coom;
> When he open de box it sel mell so londt,
> It knock de musik doomb.
> Vhen de Deutchers kit de flavor,
> It coorl de haar on deir head;
> Boot dere vas dwo Amerigans dere;
> Und fry tam! it kilt dem dead.

Oder **Breitmann in Politics** mit diesen Zeilen:

> De sechste crate Moral-Idee-since fery well ish known,
> Dat mind ish de resooldt of food, ash der Moleschott has shown,
> And ash mind ish de highest form of Gott, ash in Fichte dot' abbear —
> I' moost alfays go mit de barty, dat go for Lagerbier.

Bei der Vorliebe für das Fratzenhafte, das viele Amerikaner für Humor halten, läßt es sich leicht denken, wie populär diese Sorte „Poesie" mit ihrer vulgären Komik bald wurde. Nichts hat daher am Ende des 19. Jahrhunderts wohl mehr, als diese **Ballads**, dazu beigetragen, das Bild des lächerlichen und verächtlichen **Dutchman** gerade in Amerika lebendig zu erhalten und in weiteste Kreise zu tragen. So heißt heute der Pflock, der die verpfuschte Arbeit des Zimmermanns oder Steinhauers verdecken soll: **a Dutchman**, so wird der Frosch: **the Dutch nightingale** genannt, und eine gangbare Redensart lautet: **I would rather be a Dutchman than do what you ask me.** —

Der wäre ein trauriger Philister, der es nicht ertragen könnte, wenn sich andere über seine kleinen Schwächen lustig machen. Aber ein charakterloser Wicht ist, wer sich die Ehre seines Hauses oder seines stammverwandten Volkes ungestraft antasten läßt. Daß sich der Deutsche jahrhundertelang mußte ungerächt vom Engländer beschimpfen lassen, lag wohl zum größten Teil am politischen Unglück seines Vaterlandes. Denn hinter den Schimpfnamen Dutchman und Dutch liegt, wie sich wohl gezeigt hat, die lange Periode schmachvoller deutscher Geschichte. Und nicht wenig hat das Resultat dieser Geschichte: der Mangel an nationalem Ehrgefühl bei den ausgewanderten Deutschen, die Verbreitung der Scheltnamen gefördert. Aber sie werden um so eher verschwinden, je öfter Engländer und Amerikaner an Stelle seines vaterlandslosen Vorfahren dem kraftsicheren, von gesundem Nationalgefühl beseelten Deutschen von heute begegnen.

Stanford University, Kalifornien.

Julius Goebel.

Klara Viebigs „Schlafendes Heer".

Studie zur Technik des modernen Romans.

Von G. Herzberg.

(Schluß.)

Diese doppelte Verwendung der Haupthandlung einmal als Rückgrat und dann als Verbindungsglied zwischen den anderen unvermittelt nebeneinander stehenden Episoden ist nur dadurch möglich, daß diese Haupthandlung auch in Form von kurzen Augenblicksbildern gegeben wird. Kapitel 2: Die Schilderung von Doleschals Häuslichkeit mit dem leisen Vorklang der Mißhelligkeiten, die aus dem scharfen Betonen seines Deutschtums und seiner einseitigen Unterstützung alles deutschen Wesens entspringen. Kapitel 5: Die scharfe Herausarbeitung dieser Konfliktsmomente und der dadurch entstehenden Mißklänge bei dem Erntefest auf Deutschau. Kapitel 7: Das Malheur auf der Jagd, wo er die Ciotka anschießt. Kapitel 8: Das Jagddiner bei dem polnischen Nachbar und Konkurrenten um das Wahlmandat, wo in dem Maße, wie der Pole sich durch berechnende Höflichkeit und klugen Takt fremden Taktlosigkeiten gegenüber die Herzen und Stimmen auch der nationalen Gegner sichert, sich Doleschal auch die Stammesgenossen durch unvorsichtiges Farbebekennen entfremdet. Kapitel 9: Das Zusammentreffen mit dem fanatischen polnischen Vikar am Krankenbett der Ciotka, die Szene mit den deutschen Ansiedlerkindern, denen er den ihnen zukommenden deutschen Unterricht durch persönliches Vorgehen bei der dem Lehrer vorgesetzten Behörde zu erzwingen sucht; die dadurch heraufbeschworene tödliche Feindschaft des schwachen, von der polnischen Geistlichkeit vollständig beherrschten Lehrers. Dessen heimtückische Drohung, die Doleschal an seinem Scheunentor findet, die Verstimmung zwischen ihm und den rheinischen Ansiedlern, weil er die Heirat des Sohnes mit der polonisierten Dirne nicht billigt, seine Reise nach Berlin, die den polnischen Gegnern seine Absicht, sich als Wahlkandidat aufstellen zu lassen, verrät, der Ueberfall der durch den Vikar aufgehetzten Volksmasse auf dem Gute Doleschals während dessen Abwesenheit, mit dem Eingreifen des ältesten Kindes. Doleschals Rückkehr und Begegnung von Kestners Tochter mit dem polnischen Inspektor, Doleschals mißglückte freundschaftliche Warnung an den Vater, der dadurch erfolgte Bruch zwischen den deutschen Nachbarn, der Wahltag und die Rede Dole-

schals, der darauf erfolgte Ueberfall, die Verdüsterung in seinem Gemüt und der dadurch herbeigeführte Selbstmord.

Diese Szenengruppe also, welche die Haupthandlung enthält, ist mit jener vorher skizzierten bunten Szenenreihe wie Kette und Einschlag zu einem Gewebe vereinigt. Und es zeugt von der künstlerischen Feinfühligkeit der Dichterin, daß trotz der unendlichen Vielfarbigkeit des Einschlags (der Episodenszenen) das Gewebe von zwar unendlich vielfarbiger, aber trotzdem durchaus harmonischer Gesamtwirkung ist.

So sehr wir also auch vom technischen Standpunkt aus die Harmonie der Gesamtwirkung betonen müssen, so scheint im Hinblick auf den äußeren Zweck, der Gestaltung eines Romans, kein zwingender Grund vorzuliegen, gerade diese Szenen vorzuführen, resp. gerade in dieser Anzahl und Reihenfolge. Man könnte sich ganz gut vorstellen, daß sie noch durch eine Anzahl anderer nach dem Leben gezeichneter wirkungsvoll vermehrt werden könnten, z. B. durch ein Bild eines Gottesdienstes in der katholischen Kirche zur genaueren Charakteristik des Piotr Strachowitz, oder man möchte sich denken, daß der Roman mit der Schilderung des Chwaliborzyzer Milieus eröffnet würde und der Einzug der rheinischen Ansiedler später folgte, nachdem wir die Zustände in Deutsch-Polen bereits kennen gelernt; die äußerliche Konstruktionstechnik ist also eine verhältnismäßig primitive.

Um so sorgfältiger abgestimmt ist aber die Auswahl und Anordnung in Hinsicht auf den inneren Zweck, den die Dichterin verfolgt, in Hinsicht auf das Problem, das nicht darin besteht, die Geschichte eines Helden einer Familie zu geben, und das deshalb nicht gelöst ist, wenn die Geschichte des Mannes, der im Mittelpunkt der Erzählung steht, verständlich und künstlerisch befriedigend herausgebracht wird. Das Problem, das gelöst wird gerade durch die lose Anreihung jener Episodenszenen an den Faden einer im Mittelpunkt stehenden Haupthandlung, weil dadurch das wechselnde, schillernde Bild des aus zahllosen Quellen seinen Ursprung herleitenden östlichen Kulturkampfes der Gegenwart gegeben wird. Eine Aneinanderreihung von Szenen, deren anscheinend absichtslose Auswahl und Folge, wenn man sie in Rücksicht auf das innerliche Ziel, das Problem betrachtet, eine zielbewußte Wirkungssteigerung von fast musikalisch zu nennender Abtönung enthüllt; ich erinnere nur an die zielbewußte immer schneller vor sich gehende Verdüsterung aller Ereignisse nach der Rückkehr Doleschals aus Berlin; eine Anreihung von einer an die Technik des Dramas erinnernden Oekonomie, bei der für jedes charakterisierende, zur Veranschaulichung des Problems notwenige Moment nur e i n Bild gegeben wird (z. B. das Hetzen der polnischen Geistlichkeit, bei Gelegenheit der Nachricht von der Mahnung der Regierung an den Lehrer, deutsch zu unterrichten), dieses Bild aber so starkfarbig, daß es nachwirkt bis zum Schluß.

Jede dieser Episodenszenen ist eine Quelle, die eilend voranstrebt zu dem großen Strom, der gebildet wird aus den zahllosen Quellen von Mißverständnissen, Unklugheiten, Unredlichkeiten, Böswilligkeiten, die alle aus dem Boden, dem Gemütsboden, dem sie entspringen, heraus betrachtet, verständlich, ja wie eine Naturnotwendigkeit erscheinen, und doch dieses reißende Gewässer schaffen, auf dessen Fluten das Lebensschifflein Hanns Martin von Doleschals tanzt und zerschellt. Und zwar tanzt und zerschellt nicht zu künstlerischem Selbstzweck, sondern um an der rasenden Geschwindigkeit, mit der es in den Wirbeln begraben wird, zu zeigen, wie gefahrbringend, wie furchtbar auch für den besten unter uns dieser Strom ist, den zu lenken und zu dämmen (nach Ansicht der Dichterin) erst einer Generation gelingen wird, die mit der persönlichen ethischen Kraft ausgerüstet, unterstützt durch eine zielbewußte hinter ihr stehende kraftvolle Gemeinschaft und begabt mit dem Verständnis für die Verhältnisse, das nur Liebe zur Heimat gibt, das Werk der Stromregulierung unternimmt.

Daß das schlafende Heer ein Kultur- und Weltgeschichtsbild geben will und gibt, das leuchtet wohl jedem, auch dem oberflächlichsten Leser ein — ob das aber der letzte Zweck und Ziel der Dichterin war, das möchte ich bezweifeln. Der Kampf des einzelnen gegen die Masse; gegen eine Masse, die an sich auch aus guten Elementen bestehend, irre geleitet wird durch gewissenlose Führer und durch die eigene Dummheit; Kampf, Elend und Niederlage geboren aus dem Mißverstehen, aus der Intoleranz, dem Mangel an Menschenliebe; Kampf der Mächtigen, bei dem die Schwachen und Armen leiden, auf welcher Seite der Sieg auch bleiben mag. Das erscheint mir das Innerste zu sein, das die Dichterin geben wollte; aber Realistin, die sie ist, veranschaulicht sie das tiefe Menschheitsproblem durch Kämpfe aus der Gegenwart, durch das, was sie selbst gesehen, miterlebt — miterlebt nicht als Sozialpolitiker, sondern als Mensch. Die Tageskritik sagt, „Das schlafende Heer" sei ein soziales Werk, und manche setzen hinzu: nur sei das Problem bis ins rein Menschliche vertieft. Ich glaube das nicht! Mir scheint das Sozialpolitische darin Kostüm! Kostüm im besten Sinne, und zwar infolge der außergewöhnlichen Beobachtungsbegabung der Dichterin, ein Kostüm von einer Naturtreue und Anschaulichkeit, daß man es verstehen kann, wenn auch der aufmerksame Leser in Versuchung gerät, die Form der Einkleidung für den Inhalt zu nehmen.

Wer aber sich den äußeren Gestaltungsprozeß an den verwendeten technischen Mitteln klar gemacht hat, und nun versucht, den inneren Schöpfungsvorgang nach der Individualität der Dichterin sich zu vergegenwärtigen, dem stellt sich dieser Vorgang doch anders, ungefähr so dar: Ein warm empfindender Mensch mit tiefer, verstehender Liebe zu den Armen und Bedrückten, steht mit offenen Augen im Leben, und sieht, wie allerorten die Großen und Mächtigen streiten und sich bekämpfen eben um den geistigen Besitz dieser Armen und Bedrückten. Er sieht, wie die Mittel und der Erfolg auf beiden Seiten der kämpfenden Gewalten wechseln, aber eins bleibt immer dasselbe: das Leiden derjenigen, um die der Kampft tobt! Das Leiden, das um so qualvoller anzusehen ist für den, der nicht nur die Taten, sondern auch die Herzen kennt, aus denen die Taten entspringen, je mehr er beobachtet, wie durch den Wechsel des Erfolges der naive Sinn der Armen im Geiste verwirrt wird, so daß sie handelnd eingreifen zu ihrem eigenen Schaden. Der Mensch mit der großen Liebe zu den Armen sieht in dem Kampf unserer Tage nur die Wiederholung des tragischen Vorganges zu allen Zeiten, er geht hin und legt den Finger in die Wunde und zeigt: Seht, so ist den Armen zu Mut, um die Ihr kämpft, und zeigt es in Bildern unserer Tage, weil er das Bild kennt wie sein eigenes Herz.

Es gehört die ganze naive Unbefangenheit eines reinen Künstlergemütes dazu, um unbeirrt durch die Tagespolitik so ernst sachlich, so unbestechlich wahr das Bild zu zeichnen, und es gehört der ganze Mut eines ernsten Menschen, dem das eigene Gewissen das höchste Gesetz ist, dazu, um dieses Bild hineinzuwerfen in das Brodeln und Gären der politischen Gegenwart; aber gerade deshalb ist es Pflicht eines jeden, der fühlt, daß es sich hier nicht um ein Tendenzwerk handelt, das den Stoff bearbeitete, weil er aktuell war, sich zu dem Künstler und Menschen zu stellen, der so groß und still über den Parteien steht. Daß die Künstlerin so stehen konnte, resultiert wohl aus der tiefen Innerlichkeit ihres Empfindungslebens. Wer Menschenschicksale und Probleme so mit dem Gemüt begreift und nachempfindet, der geht instinktiv den Weg, der aus dem Kampfe der Parteien herausführt auf Höhen, wo alle die unten in unüberbrückbar erscheinenden Nationalitäts- und Bekenntniskonflikten sich Streitenden nur Menschen sind. Menschen, die leiden unter den gleichen Schmerzen, und an den gleichen Wunden zugrunde gehen. Und der große Wert, den solche Kunstwerke haben, besteht eben darin, daß ohne die geringste Spur von didaktischer Beimischung demjenigen, der seine Anschauungswelt, die reale und ideale erweitern will, Anregung und Förderung in reicher Fülle zuteil wird; reale durch die wundervolle Naturtreue der Schilderung großer kulturgeschichtlicher Entwicklungen; ideale durch die Erziehung zu toleranter Beurteilung auch

der geschichtlichen Gegenwart, Erziehung zu verstehender Menschenliebe.

Aber gibt es nur diesen Weg zu diesem Ziel? Sollte es nicht auch erreicht werden können, dadurch, daß der Künstler das Werk freudigster Lebensbejahung schriebe? Kann man zu Toleranz und Liebe nur erziehen, indem man die unten leidenden Unglücklichen zeichnet? Kann man nicht dasselbe erreichen, indem man die über ihnen stehenden Glücklichen schildert? Es gibt schon solche, die Toleranz und Liebe lernten, nicht durch Anschauen der Unglücklichen, sondern aus großem, reinem persönlichen Glücksgefühl heraus. Klara Viebig, meine ich, hatte Kraft genug, die große Symphonie der Menschenliebe auch aus dieser Tonart zu schreiben, und damit gleichzeitig uns das Kunstwerk zu geben, nach dem wir alle dürsten, das sich nicht damit begnügt, den Wechsel auf die Zukunft zu ziehen, sondern die Erfüllung in unsere Tage legt und den Ausgleich bringt durch das Leben, das große und starke Menschen leben in Schönheit, Güte und Kraft. Kraft, die geboren ist aus Selbstvertrauen und Klugheit. Vor allem Klugheit! Und das ist der Punkt, wo Klara Viebigs Charaktere einstweilen noch etwas schuldig bleiben. Es ist, als ob sie sich Güte gepaart mit Klugheit, praktischer Lebensklugheit, nicht vorstellen könnte — und die optimistischen Ausblicke in die Zukunft können uns nicht darüber hinwegtäuschen, daß ohne diese Vereinigung von geistiger und seelischer Veranlagung ein Sieg auf keinem Gebiet des Lebens erfochten werden kann. Toleschals Söhne werden genau so untergehen wie ihr Vater, der Mann, der den schweren Kampf, in den das Schicksal ihn stellte, mit Waffen des Gemüts auszukämpfen unternahm, wenn sie zu dieser Waffe nicht auch die des Geistes, der Lebensklugheit hinzunehmen. Und der Dichter, der uns das Werk der Erfüllung bringen will, muß erkannt haben, daß diese nur in der gleichmäßigen Ausbildung der Geistes-, Gemüts- und körperlichen Kräfte liegt. Wir haben heute schon Dichter, die das bewußt erkannten, ihnen aber fehlt die schöpferische Gestaltungskraft, dies neue Ideal zu formen. Klara Viebig hätte diese Kraft, wenn sie den Blick einmal abwenden wollte von den Armen und Bedrückten aufwärts zu den Großen und Reichen im Geist, die sich bereits unter ihren Zeitgenossen finden und die sie mit der gleichen künstlerischen Wahrhaftigkeit nach dem Leben zeichnen könnte. Sie würde damit den Kranken Genesung und den Gesunden Festesfreude bringen!

Bücher und Zeitschriften.

Wappenfibel. Kurze Zusammenstellung der hauptsächlichsten heraldischen und genealogischen Regeln, im Auftrag des Vereins „Herold" herausgegeben von Professor Adolf M. Hildebrandt (dem Redakteur des „Deutschen Herold"), Frankfurt a. M., Verlag von Heinrich Keller, 1905; Preis 1 M. 50 Pf.

Wenn eine Publikation wie die vorstehende nach wenigen Jahren in sechster Auflage erscheint, so ist das ein Zeichen für die Güte und Brauchbarkeit des Inhalts. Die Idee, aus der seinerzeit diese Schrift hervorging, war die: Sie sollte so klein sein, daß jeder sie liest (umfangreiche Wappenwerke werden ja ungern durchstudiert), und sie sollte so billig sein, daß jeder sie kaufen kann (denn teure Wappenbücher finden ihres meist hohen Preises wegen keine weite Verbreitung). Und diese beiden Grundbedingungen scheinen die richtigen gewesen zu sein; denn sechs Auflagen blühen nicht allzu vielen Veröffentlichungen. Das allgemeine Interesse für Wappen ist ja in den letzten 15 Jahren im Publikum bedeutend gestiegen, sowohl aus einem gewissen Zusammengehörigkeitsgefühl heraus als auch, weil man wieder erkannte, wie gut dekorativ ein Wappenschmuck an und in Häusern und an Gebrauchsgegenständen wirkt. Wie viele Wappen sehen wir doch neuerdings an Fassaden, Denkmälern, in der Keramik, auf Gläsern u. s. w. Und da braucht man ein kleines, handliches und billiges Nachschlagewerk, in dem man sich schnell über so manche Frage der heraldischen Wappenzeichnung Rats erholen kann. Unterstützt von einigen sachverständigen Mitarbeitern, hat Professor Ad. M. Hildebrandt diese Aufgabe hervorragend gut gelöst. Man bekommt in dem trefflich gedruckten, schön ausgestatteten Hefte auf wohl alle einschlägigen Fragen kurz und bündig Antwort; man wird nicht nur rasch belehrt, wie man's machen soll, sondern es wird auch vor den üblichen Fehlern gewarnt, so daß die unnötigen und oft störenden heraldischen Böcke immer mehr vermieden werden können. Um nur auf einige Themata hinzuweisen, seien hier einige Schlagwörter und Absatz-Titel genannt: Adler, Ahnentafeln, Anwendung von Wappen, Bibliothekzeichen (Exlibris), Helme, Kronen, bürgerliche Wappen, Ehewappen, Farben, Flaggen, Frauenwappen, Grabdenkmäler, Graveure, Hausmarken, Künstlerwappen, Lehrbücher der Heraldik, Löwen, Orden, Petschafte, Rangstufen, Reichsadler, Schilde, Siegel, Städtewappen, Stile, Heraldische Vereine, Wappenmaler, Zeitschriften und noch viele andere Kapitel, die ich hier nicht erst nenne. Im ganzen sind auf 65 Seiten 105 verschiedene Stoffe behandelt. Zur Erklärung bezw. als Muster sind 25 Textillustrationen beigegeben, sowie vier Tafeln, von denen drei die Wappenstile: Um 1300, um 1350, um 1400, um die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts, zu Anfang des 16. Jahrhunderts, um die zweite Hälfte des 16. bis 17. Jahrhunderts und im 18. Jahrhundert (Gotik, Renaissance, Barock, Rokoko) zeigen; die vierte Tafel enthält 17 verschiedene Rangkronen. Ein hübscher farbiger Einband mit guten Initialen und dem alten Reichsadler umschließt das praktische Heftchen, das dem großen Künstler ebenso notwendig und nützlich sein wird wie dem kleinen Dekorationsmaler, dem Bildhauer wie dem Graveur, den Kunstschüler wie dem Kunsthandwerker.

K. E. Graf zu Leiningen-Westerburg.

George Farquhar. Sein Leben und seine Originaldramen von Dr. D. Schmid, Professor an der Realschule in Leipnik (Wiener Beiträge zur englischen Philologie, herausgegeben von J. Schipper XVIII). Wien und Leipzig Wilhelm Braumüller, 1904. VI und 372 S. gr. 8°. 8 M.

George Farquhar (geb. 1677, gest. 1707) ist einer der hervorragendsten Vertreter des sogenannten Restaurationsdramas in England, welches durch seine Ausgelassenheit eine Sonderstellung in der Geschichte der dramatischen Literatur einnimmt. Hettner sagt von den Lustspielen dieser Zeit, sie seien von einer „wahrhaft empörenden Frechheit und Liederlichkeit des Inhalt" und wer sie nicht gelesen habe, der könne sich keine Vorstellung davon machen, „wie Zoten und Anstößigkeiten dieser Art jemals über die Bühne gehen konnten". Wer jedoch weiß, wie das puritanische Regime der vorhergegangenen Zeit mit seiner Heuchelei und Frömmelei alle Lebensfreude des „merry old England" unterdrückt hatte, wird sich über diese heftige Reaktion nicht wundern. Der Bedenklichkeit der Handlung entspricht in den Stücken Farquhars wie in jenen seiner Zeitgenossen eine hohe technische Vollendung. Farquhars letztes Werk „The beaux stratagem" behauptete sich bis ins 19. Jahrhundert auf der englischen Bühne. Der Dichter selbst lebte trotz seiner großen Erfolge stets in den traurigsten Verhältnissen. Die wenigen Nachrichten, welche wir über ihn besitzen, finden sich in dem vorliegenden Buche kritisch verarbeitet; der meiste Raum ist jedoch natürlich der Würdigung seiner Stücke gewidmet, die ausführlich, zuweilen vielleicht sogar zu ausführlich analysiert und nach allen Seiten betrachtet werden. Jedenfalls ist Schmids Darstellung eine erschöpfende und sein Buch darf bis auf weiteres als abschließend gelten.

W. v. W.



Allgemeine Rundschau.

Zur Pflege römischer Geschichte und Kultur.

Von Giacomo Boni, dem Direktor der Ausgrabungen auf dem Forum Romanum, geht uns folgender Aufruf mit der Bitte um Veröffentlichung zu:

Zum Forum Romanum, dem Mittelpunkte des öffentlichen Lebens im alten Rom, strömen von allen Seiten die Verehrer jener weitausstrahlenden Zivilisation herbei. Das stratigraphische Material, welches jetzt im Forums-Museum vereinigt ist, die Gedenksteine, die Weih- und Grabschriften, Zeichnungen und Modelle, Stiche und Werke, hier für jeden Forscher bereit gehalten, werden eine Anregung bilden für neue Untersuchungen und für das vergleichende Studium, welches dadurch ermöglicht wird. Wirksam würde ein solches Studium unterstützt werden durch Photographien der wichtigsten Monumente und Bauten (Straßen, Gräber, Brücken, Aquadukte, Zisternen, Mauern, Tore, Heiligtümer, Tempel, Bögen, Theater, Amphitheater, Zirkus, Thermen u. s. w.), welche die Macht und Ausbreitung des Kaiserreichs beweisen und die Einflüsse offenbaren, die das römische Leben in den entferntesten Kolonien ausübte und von ihnen empfing, weit vom „Umbilicus Romae", der im Herzen der „Urbs" durch das „Aureum Milliarium" des Augustus bezeichnet war.

Um eine solche Sammlung zu beginnen, erbitte ich die Hilfe von allen Verehrern römischer Kultur, von den Vorstehern aller Aemter für Altertumspflege oder Pflege der bildenden Künste, von den Beamten und Mitgliedern der historischen Institute, der Akademien oder Vereine für Altertumskunde und der archäologischen Museen, von den Forschern auf dem Gebiete klassischer Archäologie und von allen, die dem Museum des Forums Photographien geben wollen oder können oder in der Lage wären, demselben Negative zu leihen, wie auch Zeichnungen römischer Gebäude und Ruinen.

Von den Monumenten der afrikanischen und orientalischen Kolonien, die heute noch nicht völlig der Forschung erschlossen, würde ich dankbar auch unvollkommene oder kleine Reproduktionen annehmen und bitte auf der Rückseite zu vermerken, welche Bauten oder Orte sie darstellen.

In einem bestimmten Buche sollen die Namen aller derer verzeichnet werden, welche aus Liebe zum alten Rom dazu beigesteuert haben, diese Basis zu festigen, ehe das allgemeine Verzeichnis aller römischen Monumente aufgestellt werden kann.

✕

Kleinere Mitteilungen.

· M. Eine Neuerwerbung der Münchener Glyptothek. In einer Nische des trojanischen Saales der Glyptothek ist die Marmorstatue ausgestellt, die von dem Staate für die Münchener Sammlung dieser Tage erworben worden ist. Es ist eine jugendliche Frauengestalt, die einen Schwan von einer von oben drohenden Gefahr zu schützen sucht. Der Schwan ist der verwandelte Zeus, der sich von seinem eigenen Adler in den Schoß der Jungfrau verfolgen läßt. Näheres und die Literatur über diese, auch im Kabinett der Venus des Kapitolinischen Museums in einer Replik erhaltenen Statue, die mit dem Bildhauer Timotheos von Athen, der für den Asklepiostempel zu Epidauros und das Mausoleum von Halikarnaß tätig war, in Zusammenhang gebracht wird, bei Helbig, Führer d. d. klassischen Altertümer Roms, 2. Auflage S. 309. Dort ist die Statue oder Gruppe „Leda mit dem Schwan" genannt; es könnte aber auch eine „Nemesis mit dem Schwane" sein; denn bis zu Euripides hatte nur Nemesis die Ehre, von dem Göttervater in Gestalt eines Schwanes befruchtet worden zu sein. Doch vielleicht ist es gerade deswegen keine Nemesis, sondern eine Leda, weil ein um die Mitte des vierten vorchristlichen Jahrhunderts entstandenes Werk gewiß stark unter dem Einfluß der neuen, von Euripides durch seine Dramen in die Mythologie gebrachten Momente stand. Ueber den Typus und die Repliken siehe auch Furtwängler, Sammlung Sabouroff, 1. Einleitung zu den Vasen und Masterpieces S. 394 ff., sowie Reinach, Repertoire I. 197, und II. 416. Das Münchener Exemplar zeichnet sich durch treffliche Ausführung der Mantelfalten und des zarten, kaum entwickelten jungfräulichen Körpers aus.

ct. Professor Quincke und die englische Naturwissenschaft. Die Londoner Nature macht darauf aufmerksam, daß nicht nur eine Reihe der hervorragendsten deutschen Physiker, sondern auch eine Anzahl namhafter englischer und amerikanischer aus der Schule von Professor Quincke in Heidelberg hervorgegangen ist. Mehrere englische Universitäten und eine große Zahl gelehrter Gesellschaften haben ihm daher Ehren erwiesen, außerdem ist ihm ein großes Album mit Photographien englischer Fachgenossen und Freunde überreicht worden. In der Reihe berühmter Persönlichkeiten, die in diesem Album vertreten sind, finden sich Lord Kelvin, Lord Raleigh, William Huggins (zur Zeit Vorsitzender der Royal Society), William Ramsay, der Chemiker Roscoe, der Astronom Lockyer, der durch seine vielen technischen Erfindungen und namentlich auch durch die ersten Versuche mit der drahtlosen Telegraphie bekannte Physiker Preece, Professor J. J. Thomson, der bedeutende Forscher des Erdmagnetismus, Rücker, Oliver Lodge, Professor Joly, George Horace Darwin, der älteste Sohn des großen Biologen, Professor Herschel. (Vergleiche die gestrige Nummer unter „Heidelberg".)

* Ehrungen. Im Park der Civil Engineers zu London ist eine überlebensgroße Marmorbüste von William Siemens aufgestellt worden, als Gegenstück zu einer Büste Watts. Sie ist ein Werk des Bildhauers Wandschneider, der auch das Werner Siemens-Denkmal vor der Technischen Hochschule geschaffen hat. — In Godthaab im dänischen Westgrönland wurde jüngst, wie wir der Täglichen Rundschau entnehmen, in feierlicher Weise ein Denkmal enthüllt, das dem Andenken eines Deutschen, S. Kleinschmidt, gewidmet ist, eines Mannes, der sich um die Erforschung der grönländischen Sprache außerordentlich große Verdienste erworben hat. Kleinschmidt wirkte anfänglich als Missionär der Herrnhuter in Grönland, trat dann in den Dienst der dänischen Regierung und wurde als Lehrer am Seminar in Godthaab angestellt, um junge Grönländer als Katecheten auszubilden. So wirkte er 40 Jahre in Grönland und hat das Verdienst, Regeln für den Bau der schwierigen Sprache aufgestellt zu haben. Seine Schreibweise wurde grundlegend und ist in allen Lehranstalten Grönlands in Gebrauch. Kurz vor seinem Tode im Jahre 1888 erhielt er die goldene Verdienstmedaille. Kein Forschungsreisender der Grönland berührte, hat unterlassen Kleinschmidt zu besuchen, sonst jedoch war er völlig zum Einsiedler geworden. Bei der Denkmalsenthüllung waren die Grönländer in Festtracht versammelt.

* Jubiläum. Das Gymnasium Casimirianum zu Koburg, im Jahre 1605 vom Herzog Johann Kasimir gegründet, feiert im Juli des kommenden Jahres das Jubiläum seines 300jährigen Bestehens. Ein Aufruf an die cives Casimiriani lädt diese zum 3. Juli 1905 zu einer würdigen Feier des Freuden- und Ehrentags nach Koburg ein.

✕

Hochschulnachrichten.

hc. München. Mit einer Schrift: „Geschichte der dogmatischen Florilegien vom 5. bis 8. Jahrhundert" hat sich Dr. theol. Theodor Schermann (aus Ravensburg in Württemberg) an der theologischen Fakultät habilitiert. In seiner Probevorlesung sprach er über: „Das Martyrologium Hieronymianum als Geschichtsquelle."

* Tübingen. Der Anatom Professor Dr. Froriep hat seine Vorlesungen für dieses Wintersemester unterbrochen; er hat sich nach einer glücklich überstandenen Kehlkopf-Operation zur völligen Wiederherstellung seiner Gesundheit nach Aegypten begeben.

H. Heidelberg. Die Ruperto-Carola feierte gestern, als am Geburtstag ihres Wiederherstellers, Großherzogs Karl Friedrich, nach altem Brauch ihr Stiftungsfest. Dabei hielt der Prorektor Hofrat Professor Dr. Braune die Festrede „Ueber die Einigung der deutschen Aussprache". Von den modernen Ausgleichsbestrebungen der Schulmänner und besonders der Bühnen (Berliner Kon-

ferenz 1898) ausgehend, polemisierte er, mit Rücksicht auf den Werdegang unserer Schriftsprache und Normalaussprache, gegen das Viëtorsche Schlagwort „hochdeutsche Sprachform in niederdeutscher Aussprache" und den Sieversschen Befehl „Weg mit dem Schriftbild!", dem er ein „Her mit dem Schriftbild!" entgegensetzt. Nach Braunes Ansicht dürfen wir zufrieden sein damit, daß man, mangels einer politisch dominierenden Stellung des Meißnisch-Kursächsischen, künstlich die alten Schriftbilder in der Sprache nachgebildet und so eine Uebereinstimmung von Laut und Schreibung hergestellt hat. — Aus der hiernach verlesenen Universitätschronik sei folgendes Neue hervorgehoben. Unsere Hochschule verzeichnet im laufenden Wintersemester die höchste jemals in einem Winter erreichte Besucherzahl: 1551 (gegenüber 1535 im Vorjahre). Die Zahl der immatrikulierten Studierenden beträgt 1371 (worunter 32 Frauen). Außerdem haben 150 Hospitanten und 30 „Hörerinnen" die Erlaubnis zum Besuche der Vorlesungen. — Lehraufträge erhielten neuerdings außerordentlicher Professor Dr. Siegfried Bettmann für Haut- und Geschlechtskrankheiten, außerordentlicher Professor Dr. Gustav Ehrismann für die Abhaltung altdeutscher Uebungen im germanisch-romanischen Seminar. — Die Kuno Fischer-Preisstiftung verfügt jetzt über ein Kapital von 10,500 M. und wird ihren alle 5 Jahre dem besten, innerhalb des Lustrums in Deutschland erschienenen, philosophiegeschichtlichen Werk zu verleihenden Preis auf 1800 M. bemessen können. Als Grundlage für die Preismedaille dient ein von dem Karlsruher Bildhauer Hermann Volz zur Verfügung gestelltes Reliefbildnis. — Der Umzug unserer Universitätsbibliothek in den Durmschen Neubau wird für die nächsten Herbstferien in Aussicht genommen.

* **Gießen.** In einem Anschlag am schwarzen Brett macht der Rektor bekannt, daß der Studenten-Ausschuß beschlossen habe, in Gießen eine Bismarck-Säule zu errichten, und daß dazu nach einstimmigem Beschluß des Ausschusses jeder Student einen Beitrag von 2 Mark bei Empfang der Ausweiskarte zu entrichten hat.

* **Berlin.** Oberstabsarzt Dr. Köhler wurde zum Professor der Kriegsheilkunde an der Kaiser Wilhelms-Akademie für das militärärztliche Bildungswesen ernannt.

hc. Von technischen Hochschulen. Zum Nachfolger des verstorbenen Professors für deutsche Literaturgeschichte an der Technischen Hochschule zu Stuttgart Karl Weitbrecht ist der Professor an der Stuttgarter höheren Handelsschule Christoph Schrempf in Aussicht genommen.

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Professor John Perry: Drehkreisel. Volkstümlicher Vortrag, gehalten in einer Versammlung der British Association in Leeds. Uebersetzt von Professor August Walzel. Leipzig 1904. B. G. Teubner. 125 S. — Otto Th. Schulz: Leben des Kaisers Hadrian. Quellenanalysen und historische Untersuchungen. Ebenda 1904. 141 S. — Vierteljahrsschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte. Herausgegeben von Prof. Dr. St. Bauer, Prof. Dr. G. v. Below und Dr. L. M. Hartmann. (II. Band. 4. Heft.) Leipzig 1904. C. L. Hirschfeld. 640 S. — Laura Frost: Aus unseren vier Wänden. Ein Buch für Mütter. Berlin 1904. C. A. Schwetschke u. Sohn. 195 S. — Dr. Georg Kleinfeller, o. ö. Professor der Rechte an der Universität Kiel: Lehrbuch des deutschen Zivilprozessrechts. Für das akademische Studium. Berlin 1905. Franz Vahlen. 747 S. — Süddeutsche Wochenschrift. Herausgeber Erwin Wolfram. (1. Jahrgang. Programm-Nummer.) München. Verlag der Süddeutschen Wochenschrift. — Dr. Sch. Ochser: Judentum und Assyriologie. Drei volkstümliche Vorträge, gehalten im Verein für jüdische Geschichte und Literatur in Berlin. Berlin 1904. S. Calvary u. Co. 63 S. — Helen Bradford Thompson, Ph. D.: Vergleichende Psychologie der Geschlechter. Experimentelle Untersuchungen der normalen Geistesfähigkeiten bei Mann und Weib. Autorisierte Uebersetzung von J. E. Kötscher. Würzburg 1905. A. Stubers Verlag (C. Kabitzsch). 198 S. — Hermine Villinger: „Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit — Klingt ein Lied mir immerdar." Mein Klostertagebuch. (Mit 4 Vollbildern von Curt Liebich.) Stuttgart. Gustav Weise. 147 S. — Ernesto Cesàro, ord. Professor an der kgl. Universität zu Neapel: Elementares Lehrbuch der Algebraischen Analysis und der Infinitesimalrechnung mit zahlreichen Uebungsbeispielen. Nach einem Manuskript des Verfassers deutsch herausgegeben von Dr. Gerhard Kowalewski. Mit 97 in den Text gedruckten Figuren. Leipzig 1904. B. G. Teubner. 893 S. — † Ernst Lucius, o. Professor der Theologie zu Strassburg: Die Anfänge des Heiligenkultus in der christlichen Kirche. Herausgegeben von Gustav Anrich, a. o. Professor der Theologie zu Strassburg. Tübingen 1904. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 527 S. — Dr. Christoph Sigwart, weil. o. ö. Professor an der Universität Tübingen: Logik. (Erster Band: Die Lehre vom Urteil, vom Begriff und vom Schluss. Zweiter Band: Die Methodenlehre.) Ebenda 1904. 498 u. 798 S. — Dr. Heinrich Rosin: Das Recht der Arbeiterversicherung. Für Theorie und Praxis systematisch dargestellt. (Zweiter Band: Das Recht der Invaliden- und Altersversicherung.) Berlin 1905. J. Guttentag. 1151 S. — Dr. O. E. Lessing: Grillparzer und das neue Drama. Eine Studie. München u. Leipzig 1905. R. Piper u. Co. 175 S. — Konsistorialrat Braun: Weltgeschichte und Reich Gottes im Blick auf die Mission. Vortrag auf der Wanderversammlung der bayerischen Missionskonferenz in Bayreuth am 4. Oktober 1904. Rothenburg o. T. 1904. Selbstverlag der Missionskonferenz. 20 S. — Dr. Ferdinand Hueppe, Professor der Hygiene an der deutschen Universität in Prag: Zur Sozialhygiene der Tuberkulose. Nach einem Vortrage des Verfassers. Wien u. Leipzig 1904. Wilhelm Braumüller. 26 S. — Johann Bojer: Die Macht des Glaubens. Roman. Aus dem Norwegischen übersetzt von Adele Neustädter. Stuttgart u. Leipzig 1905. Deutsche Verlagsanstalt. 229 S. — Ludwig David: Ratgeber für Anfänger im Photographieren und für Fortgeschrittene. Halle a. S. 1904. Wilhelm Knapp. 223 S. — Emmi Lewald (Emil Roland). Sylvia. Roman. Stuttgart u. Leipzig 1905. Deutsche Verlagsanstalt. 336 S. — Dr. Paul Hassel: Joseph Maria v. Radowitz. (Erster Band: 1797—1848.) Berlin 1905. Ernst Siegfried Mittler u. Sohn. 592 S. — Balduin Möllhausen: Bilder aus dem Reiche der Natur. Berlin 1904. Dietrich Reimer (Ernst Vohsen). 175 S. — Emil und Lenore Selenka: Sonnige Welten. Orientalische Reiseskizzen. (Borneo. — Java. — Sumatra. — Vorderindien. — Ceylon. — Japan.) Mit zahlreichen Abbildungen im Text, vier faksimilierten Vollbildern und dem Porträt von Emil Selenka. Herausgegeben von L. Selenka. Wiesbaden 1905. C. W. Kreidels Verlag. 490 S. — Dr. J. Ulbrich, Professor an der deutschen Universität in Prag: Das österreichische Staatsrecht. (Handbuch des öffentlichen Rechts. IV. I. 1. I.) Tübingen 1904. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 290 S. — Dr. Bruno Busse: Wie studiert man neuere Sprachen? Ein Ratgeber für alle, die sich dem Studium des Deutschen, Englischen und Französischen widmen. Stuttgart 1904. Wilhelm Violet. 160 S. — Giovanni Schiaparelli, Direktor a. D. des Brera-Observatoriums in Mailand: Die Astronomie im Alten Testament. Uebersetzt von Dr. Willy Lüdtke. Mit 6 Abbildungen im Text. Giessen 1904. J. Rickersche Verlagsbuchhandlung (Alfred Töpelmann). 137 Seiten.

Jahrgang 1904. München, Donnerstag, 24. November. **Nummer 270.**

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Die philosophischen Ziele der Wissenschaft.

Vortreffliche Worte sind es wieder, die der Kurator der Bonner Universität, Wirkl. Geheimrat v. **Rottenburg**, bei dem diesjährigen Rektoratsessen vor dem versammelten Lehrkörper der rheinischen Hochschule und vor einer erlesenen Schar von Ehrengästen aus allen Ständen und Berufen gesprochen hat. Seine bei dieser Gelegenheit gehaltenen Ansprachen haben nunmehr schon den Charakter von bedeutungsvollen Kundgebungen eines geistreichen, weitschauenden und freisinnigen Mannes über das Wesen und die Ziele unserer Hochschulbildung angenommen und werden als solche weit über den Kreis hinaus, für den sie ursprünglich bestimmt waren, mit Spannung erwartet und aufgenommen. Auch in diesem Jahre ist der Redner auf den Grundgedanken aller seiner früheren Ausführungen, die Vertiefung unserer Geistesbildung und ihre engere Verknüpfung mit den wirtschaftlichen Interessen des Volkes und mit den Erfordernissen des praktischen Lebens, zurückgekommen, und zwar diesmal unter dem Gesichtspunkte der notwendigen philosophischen Verallgemeinerung der wissenschaftlichen Forschung.

Wir geben im folgenden den Wortlaut seiner diesjährigen Rede wieder, wie er in der **Bonner Zeitung** vom 22. November zu lesen ist.

*

Wenn auch vielleicht nicht das einzige, so ist es doch ein charakteristisches Merkmal, welches die Kulturepoche, in welcher wir leben, von früheren Epochen abhebt, daß das wirtschaftliche Leben eine höhere Bewertung erhalten hat, als es ehemals besaß, und daß die Pflege desselben ein größeres Quantum geistiger Kapazität erfordert. Die Erklärung für diese Erscheinung darf meines Erachtens nicht, wie das häufig beliebt wird, in einer Ueberhandnahme des Materialismus gesucht werden. Insbesondere hat man kein Recht, die Naturwissenschaften anzuklagen, sie hätten die positive Religion, sowie die spiritualistischen philosophischen Systeme gewaltsam verdrängt und dadurch den Sinn für alles Hohe und Edle in der Menschheit vernichtet. In eine solche Behauptung kann nur derjenige sich verirren, welchem das Unterscheidungsvermögen zwischen wissenschaftlicher Forschung und einer hinter einer wissenschaftlichen Maske mehr oder minder glücklich versteckten Spekulation abgeht. Nein, daß das wirtschaftliche Leben neuerdings in der allgemeinen Schätzung mehr und mehr in den Vordergrund gestellt worden ist, muß auf eine Ursache zurückgeführt werden, welche völlig außerhalb des Gebietes der Moral liegt. Auch wenn man nicht an die bekannte Malthusische Lehre von den beiden Progressionen glaubt, in denen einerseits die Menschen und andererseits die Lebensmittel sich vermehren, so kann man sich doch nicht dem Anerkenntnis entziehen, daß infolge der Wirksamkeit mannigfacher Agentien, wie z. B. der Fortschritte der Chirurgie, der Hygiene und der inneren Medizin, die Zahl der Menschen, welche im Wettbewerb miteinander stehen um die Bedingungen des Lebens, bei den meisten Kulturvölkern seit geraumer Zeit eine steigende Tendenz eingeschlagen hat, und diese Tatsache reicht aus zur Erklärung dafür, daß die auf Güter-Produktion gerichtete menschliche Tätigkeit immer mehr an Bedeutung gewinnt, und daß sie ein immer größeres Quantum nicht nur physischer, sondern auch geistiger Kräfte für sich in Anspruch nimmt.

Die Güterproduktion kann keine wirksamere Förderung finden als in der Weise, daß die in der Natur vorhandenen Kräfte in immer weiterem Umfange in ihre Dienste gestellt werden, daß die menschliche durch Naturarbeit ausgelöst und ersterer dadurch die Möglichkeit gewährt wird, sich neuen Aufgaben zugunsten der Produktion zuzuwenden. So schloß sich denn an die eigenartige Gestaltung der modernen Kultur eine mächtige Entwicklung der Naturwissenschaften, und zwar eine Entwicklung nicht nur in einer rein theoretischen Richtung, sondern auch im Hinblick auf die Fruktifizierung der von ihnen gefundenen Wahrheiten für das praktische Leben. Weiter erfuhr die Lehrtätigkeit der Naturforscher eine Erweiterung und gleichzeitig eine Modifikation. Von jeher ist die Natur in den Dienst der Güterproduktion gestellt gewesen; allein heute erfolgt diese Indienststellung mit Hilfe sehr viel komplizierterer Mittel, und es ist, um sich derselben bedienen zu können, ein sehr viel bedeutenderer Schatz an Wissen erforderlich als ehemals. Es ist unbestreitbar, daß das Kapital an Kenntnissen, mit dem der Landwirt vor 50 oder 100 Jahren gut auskommen konnte, heute nicht genügen würde, um ihm auch nur eine kümmerliche Existenz zu sichern.

So haben die Männer der Wissenschaft die Aufgabe, nicht nur für einen Nachwuchs wissenschaftlicher Forscher, sondern auch für die Züchtung von Männern der Praxis Sorge zu tragen und ihre Lehrtätigkeit dementsprechend einzurichten. Auch die Geisteswissenschaften mußten von der — wenn ich so sagen darf — utilitarischen Strömung berührt werden, und insbesondere ihre Lehrtätigkeit ist dadurch bis zu einem gewissen Grade beeinflußt worden. Die Zunahme der Konkurrenz, wie sie auch in den sogenannten gelehrten Berufen vor sich geht, macht es für unsere Jugend, welche sich diesen Berufen zu widmen gedenkt, zur Notwendigkeit, sich möglichst frühzeitig und möglichst zweckentsprechend für den Kampf ums Dasein auszurüsten. Die Vertreter der Geisteswissenschaft mußten diesem Bedürfnis in der Weise Rechnung tragen, daß sie ihre Lehrtätigkeit mehr als früher auf eine praktische Verwertung des Gelehrten einrichteten.

Nun wäre es ein hoffnungsloses Unternehmen, wollte man den Versuch machen, die Wissenschaften aus der heutigen utilitarischen Strömung vollständig herauszuheben, und ein solcher Versuch würde auch der Berechtigung entbehren. Die Wissenschaft verfolgt allerdings in erster Reihe Ziele, denen ein ewig gültiger, absoluter Charakter innewohnt; allein sie ist doch gleichzeitig gebunden, den wechselnden Anforderungen nachzukommen, welche die jeweilige Kulturperiode betreffs der Erweiterung unserer Erkenntnis und betreffs der Verbreitung des Erkannten durch die Lehre an sie stellt. Das haben denn auch gerade die Begründer der modernen wissenschaftlichen Forschung, die Bacon und Descartes, ausdrücklich anerkannt. Am Schlusse des **Discours de la méthode** heißt es, Descartes wollte den Rest seines Lebens dazu benutzen, um einige naturwissenschaftliche Kenntnis zu sammeln, aus welcher die Medizin Vorteil zu ziehen vermöchte. Andrerseits aber sollten sich die Wissenschaften auch von der utilitarischen Strömung nicht fortreißen lassen, sondern ihr bis zu einem gewissen Grade Widerstand entgegensetzen. Ein solches Verhalten ist nicht nur berechtigt, es ist sogar geboten und zwar geboten im Interesse jener Strömung selbst. Denn damit die Wissenschaften, die Naturwissenschaften sowohl als die geistigen Wissenschaften, dem praktischen Leben in einer dem Bedürfnis entsprechenden Progression Förderung zuteil werden lassen können, müssen sie sich jedenfalls betreffs ihrer Forschungstätigkeit ihren alten philosophischen Charakter bewahren.

Mancher von Ihnen wird vielleicht an der Bezeichnung philosophisch Anstoß nehmen.

In der heutigen Generation der Naturforscher lebt noch die Erinnerung an den frevelhaften Einbruch in das Gebiet der Naturwissenschaften fort, dessen sich in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts die sogenannte Identitätsphilosophie schuldig gemacht hat. Noch heute denkt man mit einem durch den Lauf der Zeit wohl abgeschwächten, aber doch noch keineswegs beseitigten Gefühle der Bitterkeit daran, daß die Schellingsche und Hegel-Schule der Naturerforschung die aprioristische Konstruktion mit Hilfe des reinen Denkens als denjenigen Weg hat vorschreiben wollen, welcher allein zu einem wissenschaftlichen Erfassen der Schöpfung zu führen vermöchte.

Es setzen immer noch zahlreiche Naturforscher ihren Stolz darein, aphilosophi zu sein, sich von jeder Berührung mit den phantastischen Träumereien der Philosophie frei zu wissen. Und nicht nur bei uns, auch bei unseren westlichen Nachbarn haben erstklassige Naturforscher — ich erinnere an Claude Bernard — ein Scherbenurteil über die Philosophen gefällt. In Parenthese möchte ich bemerken, daß diese Verurteilung der Philosophen seitens der Naturforscher nicht ganz der Billigkeit entspricht. Auch aus den Reihen der Naturforscher sind Spekulationen gewagtester Natur hervorgegangen. Ohne Zweifel gebührt Descartes ein hervorragender Platz unter den exakten Biologen, und doch hat auch er sich von dem Boden der Tatsachen bisweilen weit entfernt, wie z. B. in seiner Lehre von den tourbillons, den Wirbelwinden, welche das Weltall zusammenhalten sollten. Nun, bei Descartes könnte man allenfalls noch das Vorhandensein einer philosophischen Infektion annehmen. Allein selbst Forscher, welche sich einer völligen Immunität erfreuten — ich erinnere nur an Harvey, an dessen Name sich einerseits die Einführung mechanischer Begriffe in die Physiologie, andrerseits aber auch eine völlig unmögliche Theorie über die Präexistenz des Embryos knüpft —, auch solche Forscher haben sich auf einer Heide von einem bösen Geiste im Kreise herumführen lassen, und die Zahl derselben ist so groß, daß einer der hervorragendsten Geschichtsschreiber der induktiven Wissenschaften betreffs der physiologischen Forschungen des 17. und 18. Jahrhunderts bemerkt, sie hätten mit exakten Untersuchungen begonnen, seien aber meistens in arbiträren Konjekturen geendigt. Auch das sollten die Naturforscher bedenken, daß bis in die jüngste Zeit hinein rein metaphysische Systeme von seiten sehr achtbarer Kollegen Beifall und Förderung gefunden haben. Die von den modernen französischen Ideologen aufs Schild gehobene Science idéale, welche nichts anderes als ein kümmerlich markiertes Gebilde der Phantasie ist, zählt zu ihren eifrigsten Jüngern einen Chemiker, dessen Leistungen auf dem Gebiete der chemischen Synthese und Mechanik allgemein anerkannt sind, Berthelot. Aber, abgesehen davon, es handelt sich bei der Forderung, für die ich hier eintreten möchte, ja nicht darum, daß die Naturwissenschaften eine spekulative Methode akzeptieren, oder sich metaphysischen Zielen zuwenden sollen. Nein, philosophisch vorgehen sollen dieselben in dem Sinne, daß sie sich nicht auf die Erforschung vereinzelter Wahrheiten beschränken, sondern zugleich ihr Streben darauf richten, die vereinzelten Wahrheiten in allgemeine Begriffe, in Gesetze zusammenzufassen und die Spezialgesetze wiederum auf ein einziges großes Gesetz der Bewegung zurückzuführen, eine Aufgabe, zu deren Lösung bekanntlich ein bedeutender Schritt durch den Nachweis gemacht worden ist, daß alle Naturkräfte nach demselben mechanischen Maße meßbar und daß alle in bezug auf Arbeitsleistung reinen Bewegungskräften äquivalent sind. Mir ist noch in lebhafter Erinnerung, wie einer der größten, wenn nicht der größte Naturforscher des 19. Jahrhunderts, Helmholtz, in einer Rede, welche er bei der Feier seines 70. Geburtstages hielt, darlegte, daß er die Erfolge, welche er erzielt habe, zum Teil seiner Gedächtnisschwäche zu verdanken habe. Von seiner Jugend her sei er nicht in der Möglichkeit gewesen, eine große Zahl von Einzelheiten in sich aufzunehmen, und das habe ihn genötigt, nach Prinzipien zu suchen, aus denen er die Einzelheiten abzuleiten vermöchte. Ein ähnliches Geständnis legt Darwin in seiner Autobiographie ab. Auch sein Gedächtnis war zu schwach, um vereinzelte Daten auch nur einige Tage im Gedächtnis zu behalten, und so machte sich bei ihm das Bedürfnis geltend, Gesetze zu formulieren. Aber nicht nur einen mnemotechnischen Wert hat das Gesetz. Wer die Wissenschaft vom Allgemeinen besitzt, sagt Descartes, besitzt die Wissenschaft aller einzelnen Dinge. Deshalb erweitert das Gesetz unsere Kenntnis; es ermöglicht uns, auch diejenigen in das Geltungsbereich des betreffenden Gesetzes fallenden Erscheinungen zu beherrschen, welche außerhalb des Kreises der bisherigen Erfahrungen liegen — und schon um deswillen hat das Gesetz auch für den Mann der Praxis einen gar nicht zu überschätzenden Wert. Weiter, glaube ich, darf man behaupten, daß nur eine Forschung, welche nicht lediglich die Befriedigung praktischer Bedürfnisse zum Ziel nimmt, sondern Erkenntnis der Wahrheit, um der Wahrheit willen zu gewinnen sucht, das größtmögliche Quantum nützlich verwendbaren Wissens zutage zu fördern vermag. Betreffs mancher Naturerkenntnis läßt sich eine Prognose, ob und wie weit dieselbe für das Leben fruktifiziert werden könne, nicht aufstellen, und infolge dieser Unmöglichkeit der Voraussicht wird eine lediglich durch Nützlichkeitsrücksichten bestimmte Forschung häufig auch solches Material achtlos am Wege liegen lassen, das gerade für sie hätte wertvoll werden können. Es mag sein, daß die Wissenschaften ihren Ursprung praktischen Bedürfnissen verdanken, daß die Hypothese zutrifft, nach welcher der Schäfer, der für seine erkrankte Herde nach Heilkräutern suchte, die Therapie begründet, der Priester, welcher das Opfertier zu zerlegen hatte, die erste Grundlage zur Wissenschaft der Anatomie gelegt hat. Allein für die weitere Entwicklung der Naturwissenschaften sind andere Agentien bestimmend gewesen. Wäre Galvani ein bloßer Utilitarier gewesen, er hätte die Zuckungen des Froschschenkels bei der Berührung verschiedenartiger Metalle nicht zum Gegenstand eines langjährigen Studiums gemacht; er konnte nicht ahnen, daß in den Ergebnissen seiner Untersuchungen embryonisch eine lange Reihe von Entdeckungen und Erfindungen enthalten war, durch welche der geistige Verkehr der Menschen untereinander — man darf fast sagen — von den Fesseln, die der Raum ihnen auferlegte, erlöst worden ist. Und was von Galvani gilt, gilt von vielen wissenschaftlichen Forschern. Nicht dem Anreiz, den die Aussicht auf einen unmittelbaren praktischen Erfolg ausübt, sondern dem Wirken einer idealen Triebkraft verdanken wir die größten Erweiterungen unserer Naturerkenntnis, und in ihrer

Schuld sind wir auch für die wichtigsten Erfindungen, welche unser wirtschaftliches Leben vervollkommnet haben.

Was nun die Geisteswissenschaften anbetrifft, so wird man kaum das Prinzip bestreiten können, daß sie im Range um so höher steigen und auch um so nutzbringender werden, je philosophischer sie sich gestalten. Was verdankt die Sprachwissenschaft nicht der morphologischen und der genealogischen Klassifikation der Sprache, der Auffindung der Gesetze des Lautwandels, der Flexion, der Wortbildung. Mit dem ciceronischen Worte, nicht aus dem prätorischen Edikt und nicht aus den 12 Tafeln **sed penitus in intima philosophia hauriendam juris disciplinam**, ist der Rechtswissenschaft die vornehmste Aufgabe gestellt, welche ihr vorgezeichnet werden kann, und zugleich eine Aufgabe, deren Lösung für die Rechtsprechung von weittragendster Bedeutung ist. Freilich betreffs der Politik, die zwar eine Kunst, aber eine auf Wissenschaft basierte Kunst ist, und betreffs der jüngsten der Geisteswissenschaften, der politischen Oekonomie, behaupten nicht wenige Männer der Praxis, dieselben würden es niemals zur Erkenntnis von Gesetzen zu bringen vermögen. Nun, meine Herren, das darf niemand wundernehmen. In den modernen Kulturstaaten ist die Teilnahme an der Politik auf weite Kreise ausgedehnt, welche der Wissenschaft zum Teil recht fern stehen und um ihre — ich möchte sagen — intellektuelle Qualifikation als Wähler oder als Gesetzgeber zu erweisen, sehen sie sich genötigt, die einzige Erkenntnisquelle, über die sie verfügen, die Empirie, für diejenige auszugeben, aus welcher allein die Lösung politischer Fragen gewonnen werden könne. Das Gleiche gilt auch für manchen Industriellen und für manchen Kaufmann, der mit wirtschafts- oder sozialpolitischen Fragen zu tun hat. Nun wird wohl schwerlich irgend ein Mann der Wissenschaft die Bedeutung der Erfahrung leugnen; ihr ist es vorbehalten, auch in den politischen Wissenschaften den Grundstein zu legen, und da das praktische Leben die erforderliche Erfahrung darbietet, verdient dasselbe gerade vom Standpunkt der Wissenschaften aus die höchste Beachtung. Der vernünftige Theoretiker wird den Praktiker immer als einen Mitarbeiter ansehen, vorausgesetzt, daß derselbe in parteiloser Weise das praktische Leben beobachtet, was freilich nicht immer der Fall ist. Seine Beobachtungen nehmen bisweilen einen subjektiven Charakter an, weil er — ich möchte sagen — zur Sache interessiert ist. Nun aber abgesehen davon, mit der Legung des Grundsteins darf der Bau nicht abgeschlossen gelten. Da auch auf dem Gebiete des politischen Lebens Agentien genereller Natur wirksam sind und da dieselben dem Gesetze der Kausalität unterstehen, darf nicht an der Möglichkeit gezweifelt werden, in die politischen Wissenschaften die Deduktion einzuführen. Es wäre schlimm, wenn es anders wäre. Denn dann müßten beispielsweise die wichtigsten Fragen, die uns heute beschäftigen, die Schulfrage, die Frage der Hochschulkurse, die Frage nach der Stellung, welche die staatliche Gewalt einzunehmen habe gegenüber dem Organisationstriebe in der Industrie, wie dieselbe sich auf Seite der Arbeitgeber und auf Seite der Arbeitnehmer geltend macht — diese und andere Fragen müßten nach Präzedentien entschieden werden, und das hieße nichts anderes — ich komme gleich darauf zurück — als ihre Lösung dem Experiment überlassen. Solche Experimente sind aber häufig sehr verlustreich, und es besteht betreffs derselben die Gefahr, daß sie in einseitiger Weise angestellt und nach unrichtigen methodologischen Grundsätzen auf ihre Konkludenz hin geprüft werden.

Gestatten Sie mir, mit einem kurzen Wort die zweite wissenschaftliche Tätigkeit zu berühren. Das oft zitierte Wort des Königs Agesilaos, man solle den Jüngling das lehren, was er als Mann zu tun habe, darf wenigstens für den höheren Unterricht sicherlich keine Geltung beanspruchen. Auch auf diesem Gebiete kann es nicht als die einzige Aufgabe betrachtet werden, ein direkt für das praktische Leben verwendbares Wissen zu verbreiten, sondern das vornehmste Ziel ist das, daß die akademische Jugend in die Prinzipien der Wissenschaft und in die Methoden eingeführt wird, mit Hilfe deren sich diese Prinzipien verwerten lassen. Auch diese Forderung entspricht dem Interesse des praktischen Lebens. Man hat gesagt, das Experimentieren ohne Theorie verhalte sich zum wissenschaftlichen Experimentieren wie das Rasseln mit einer Kinderklapper zur Musik. Aber die Dinge liegen noch schlimmer. Bei den Praktikern trifft man häufig eine Vorliebe an, nach einem Vorgang, einem Präcedens zu urteilen, und die Erklärung dafür ist naheliegend. Es ist das die bequemste Pforte zum Tempel der Gewißheit. Ist aber der Tempel, in den das Präcedens führt, auch immer ein Tempel der Gewißheit? Meistens ist das Präcedens mit individuellen Zügen behaftet, und es ist oft schwer oder liegt gar außerhalb aller Möglichkeit, zu ermitteln, inwieweit dieselben die Beweiskraft des Präcedens beeinflussen, inwiefern letzteres also zu weitergehenden Schlüssen berechtigt. Ferner mangelt es auch nicht selten an einem Präcedens. Die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen ist auf allen Gebieten des Lebens eine so große und läßt sich daher so wenig und prinzipiell übersehen, daß die Wissenschaft jedenfalls außerstande ist, dem Praktiker ein seinen Bedarf für alle Fälle deckendes Register von Präcedenzien zur Verfügung zu stellen. Wer demnach nicht eine Kenntnis der Prinzipien seiner Wissenschaft besitzt, der ist notwendig beständig von der Gefahr bedroht, sich einem Rätsel gegenübergestellt zu sehen, oder wie der alte Kant einmal sagt, wer nicht die Prinzipien kennt, kann nicht anders, als in Versuchen herumzutappen. Andrerseits ist mit einem prinzipiellen Wissen eine Beherrschung aller einzelnen Fälle gegeben. Ich spreche hier nur von dem höheren Unterricht. Aber — verzeihen Sie eine kleine Grenzüberschreitung — gerade vom utilitarischen Standpunkte aus sollte man aus Gründen, welche sich aus dem Gesagten ergeben, einer Ausdehnung einer gewissen theoretischen Schulung bis in die Arbeiterkreise hinein das Wort reden. Wer die Wirtschaftsgeschichte kennt — ich erinnere nur an die englischen **Mechanics Institutes** —, weiß, welchen Wert eine solche Schulung gerade für die Güterproduktion besitzt.

Vor einigen Jahren erschien in der **Revue des deux mondes** eine kritische Arbeit über Deutschland, in welcher die Behauptung aufgestellt wurde, das Vaterland der Philosophen, Denker und Poeten sei geworden „**une maison de commerce et une caserne**". Das ist eine Uebertreibung, wie sie sich nur Unwissenheit oder Haß zu schulden kommen lassen können. Immerhin aber dürfte die Warnung am Platze sein: **Videant Consules!** Das in den Vordergrund-Treten des wirtschaftlichen Lebens ist, wie gesagt, nicht durch ein Ueberhandnehmen des Materialismus bewirkt worden; man wird aber nicht die Gefahr verkennen dürfen, daß in dem Gefolge jener Erscheinung eine Ueberbewertung materieller Dinge und eine Hochflut der utilitarischen Strömung eintreten könnten. Dem kann und sollte meines Erachtens durch eine Verschärfung der Examina in dem Sinne vorgebeugt werden, daß die Ansprüche betreffs der wissenschaftlichen Bildung gesteigert werden. Wirksamer als derartiger mechanischer Zwang dürfte das dynamische Mittel sein, welches die Universitäten in ihrer Eigenschaft als Unterrichtsanstalten in der Hand haben. Sie sind meines Erachtens in erster Reihe dazu berufen, neben voller Berücksichtigung der Anforderungen, welche das praktische Leben an den Unterricht stellt, dem letzteren zugleich einen philosophischen Charakter zu bewahren, und ich füge aus vollster Ueberzeugung hinzu, die große Mehrzahl unserer Universitätslehrer erkennt die Berechtigung dieses Postulates an und handelt demgemäß. Worauf es ankommt, ist nun das, daß der Universitäts-Unterricht in den Bahnen bleibt, in denen er sich bisher bewegt hat.

Und nun, meine Herren, lassen Sie mich mein Plaidoyer zugunsten der philosophischen Ziele der Wissenschaft mit einer Argumentation rein idealen Charakters schließen.

Eine jede Nation ist gebunden, auch ihre geistige Arbeit zunächst der Erfüllung utilitarischer Aufgaben zu widmen. **Primum vivere** ist ein unbestreitbarer Satz. Allein eine stolze Nation kann darin allein nicht ihre Befriedigung finden; sie wird auch die Ambition besitzen, sich durch ihre geistige Arbeit einen ehrenvollen Platz in der Geschichte der Menschheit zu sichern. Und wie müssen die Taten beschaffen sein, durch welche man sich einen solchen Platz sichert?

Taten rein utilitarischer Natur reichen dazu nicht aus. Das Volk der Hellenen hat viel für die Vervollkommnung des wirtschaftlichen Lebens Wertvolles geleistet. Wir verdanken ihm erhebliche Fortschritte im Schiffsbau; es hat sich ausgezeichnet in der Fabrikation von Tonwaren, in der Metallbearbeitung und verschiedenen anderen Industrien, die Verbesserung des Hausgerätes, der Heizungsvorrichtungen, der Beleuchtung ist griechischen Ursprungs. Aber einen Titel auf Unsterblichkeit hat es sich erst dadurch erworben, daß es einen Phidias und Praxiteles, einen Homer und einen Aeschylos, einen Demokrit und einen Aristoteles erzeugt hat. Und man darf mit vollster Sicherheit behaupten, daß auch in Zukunft, wie sehr auch das wirtschaftliche Leben an Bedeutung gewinnen möge, der Erwerb eines solchen Titels durch die Arbeit bedingt sein wird, welche eine Nation im Dienste der Erkenntnis der Wahrheit und der Kultur der Schönheit leistet. Vielleicht hat kein modernes Volk so viele nützliche Dinge erdacht als das englische. Fast auf allen Gebieten der Industrie verdanken wir ihm die wertvollsten Förderungen. Die ruhmreiche Stellung, die England in der Geschichte der Menschheit einnimmt und für alle Zukunft einnehmen wird, ist indessen nicht mit den Namen Richard Arkwight, Robert Peel, William Lee, John Heatscoat, Josiah Wedgwood verknüpft. Schon heute sind diese Namen fast nur noch Fachmännern bekannt. Aber der Name des Entdeckers des Gravitationsgesetzes und des größten modernen dramatischen Dichters — die Namen Newton und Shakespeare werden niemals aus dem Gedächtnis der Menschheit verdrängt werden können. Der Sinn für die Erkenntnis der Menschheit und für den Kultus der Schönheit gilt uns eben als der edelste Teil in der Begabung des Menschen, und den auf die Befriedigung derselben gerichteten Leistungen großen Stils räumen wir daher eine bleibende Bedeutung ein. Als die Größten schätzen wir diejenigen ein, welche den edlen Funken in der menschlichen Natur angefacht haben, damit er nicht unter der Asche der Arbeit für das tägliche Bedürfnis erstickt werde. Man macht sich, glaube ich, keiner nationalen Selbstüberhebung schuldig, wenn man behauptet, daß die deutsche Nation im reichsten Maße mit den geistigen Kräften geiegnet ist, mit deren Hilfe man sich eine hervorragende Stelle in der Geschichte der Menschheit erwirbt. Möge die deutsche Wissenschaft durch ihre Forschung und durch die Erziehung eines Nachwuchses von Forschern der deutschen Nation immer neue Rechtstitel dafür verschaffen, daß sie von sich sagen kann:

Es kann die Spur von meinen Erdentagen
Nicht in Aeonen untergeh'n.

Zur Realschulreform.

II.

Die Ueberlastung unserer Realschüler ließe sich, wie kürzlich an dieser Stelle nachzuweisen versucht wurde,[1]) durch Verkürzungder Unterrichtsstunden auf 40 Minuten und Verlegung auf den Vormittag leicht beseitigen. Es gäbe aber noch ein anderes Mittel, das Ziel mit geringerem Kräfteaufwand zu erreichen. Wenn es gilt, eine Last auf einen Berg zu schaffen, so wird man gewiß am besten die Morgenstunden dazu benutzen; aber es ist auch durchaus nicht gleichgültig, wie man die Last auf den Körper verteilt. Genau so ist es auf geistigem Gebiet. Die Verteilung des Unterrichtsstoffes auf unseren Realschulen könnte in mehrfacher Hinsicht zweckmäßiger sein, besonders in bezug auf die neueren Sprachen.

Wenn wir das Schuljahr zu 40 Wochen rechnen, so erhalten unsere Realschüler 1080 französische und 400 englische Stunden; trotzdem sehen wir, daß die Ergebnisse im Englischen beim Abgang durchschnittlich bessere sind als im Französischen. Woher kommt das? — Erstens ist Englisch für einen Deutschen ungleich leichter als Französisch; zweitens vergißt der Schüler in den beiden letzten Jahren, wo er nur drei französische Wochenstunden hat, vieles von dem in den unteren Klassen mit großem Zeitaufwand Erlernten, während das Englische in den beiden letzten Jahren fast täglich geübt wird. Wäre es nun nicht weit zweckmäßiger, mit der leichteren, dem Deutschen so viel näher stehenden Sprache zu beginnen? — Dies hätte eine ganze Reihe bedeutender Vorteile. Zunächst würde der Schüler von vornherein mit viel mehr Lust und Liebe arbeiten. Die für den Anfänger so belustigenden englischen Laute gestalten die sonst so trockene Lautlehre recht humoristisch. Ferner können die noch weicheren Sprechorgane des Zehnjährigen sich dem fremdartigen th, r, l u. s. w. besser anpassen als es bei den 15- bis 16jährigen Schülern der fünften Klasse möglich ist. Die außerordentlich einfache englische Grammatik würde lange nicht die Mühe machen wie die bereits ein reiferes Denken voraussetzenden französischen Regeln. Man vergleiche nur z. B. die unregelmäßigen Zeitwörter der beiden Sprachen, wo im Englischen höchstens vier, im Französischen mehrere Dutzend Formen bei einem einzigen Zeitwort zu merken sind! Durch das Englische würde der Schüler ohne besondere Schwierigkeit mit dem romanischen Wortschatz vertraut, so daß ihm dann das Französische weit leichter würde und das jetzige Pensum der ersten und zweiten Klasse bequem in der vierten, das der dritten und vierten in der fünften, das der fünften und sechsten in der sechsten Klasse absolviert werden könnte. In drei Jahren müßte es bei einem sachgemäßen Unterricht möglich sein, ohne jede Ueberhastung die Schüler so weit zu fördern, daß sie leichtere englische Jugendlektüre selbständig lesen könnten, was im Französischen in dieser Zeit ausgeschlossen ist. Ein Schüler, der jetzt nach der dritten Klasse austritt, nimmt höchst mangelhafte französische Kenntnisse mit ins Leben, während ein dreijähriger englischer Unterricht bei geringerer Stundenzahl ihm immerhin eine leidliche Beherrschung dieser Sprache vermitteln würde. Dazu kommt, daß die Kenntnis des Englischen heute bereits nützlicher ist als die des Französischen, so daß für den, der sich nur eine Fremdsprache aneignen will oder kann, das Englische entschieden vorzuziehen ist.[2]) Aber unser Vorschlag will ja gerade der Misere des französischen Unterrichts abhelfen, der an einer zu kargen Stundenzahl in den oberen Klassen krankt. Da nun das Lehrprogramm für die Realschulen ohnedies den Fremdsprachen schon eine fast ungebührliche Stundenzahl zuerkennt, so läßt sich dem Uebel nur durch eine Verteilung abhelfen wie etwa die folgende:

	I	II	III	IV	V	VI
Französisch	—	—	—	6	5	5
Englisch	5	5	4	2	2	2[3])

statt wie bisher:

	I	II	III	IV	V	VI
Französisch	6	6	5	4	3	3
Englisch	—	—	—	—	5	5

Es würde also im ganzen bei zweifellos besserem Endresultat eine Wochenstunde gespart; alle Klassen wären

[1]) Vgl. Beilage Nr. 264. Die dort angegebene durchschnittliche häusliche Arbeitszeit des bayerischen Realschülers ist zu hoch, die Maximalleistung zu niedrig taxiert. Erstere beträgt für die unteren Klassen etwa $1^1/_2$—2, für die oberen $2^1/_2$—3 Stunden. Aber auch das ist viel zu viel. Es kommt vor, daß Schüler oberer Klassen an einzelnen Tagen 8—9 Stunden arbeiten und das vor und nach einem Unterricht von 4—7 Stunden! Wie lange soll diese Menschenquälerei noch dauern?

[2]) Ob das Englische uns sympathischer oder unsympathischer ist als das Französische, fällt dabei gar nicht ins Gewicht. Es fragt sich hier nur, was zweckmäßiger ist.

[3]) Vielleicht könnte jemand einwenden, damit wäre die Sache nur umgedreht, und die Schüler würden eben dann im Englischen das in den unteren Klassen Gelernte in den oberen wieder vergessen. Da jedoch als selbstverständlich vorausgesetzt wird, daß bei der neuen Einteilung die Schüler ihre englischen Kenntnisse auch gern anwenden würden und Bücher, die sie jetzt deutsch lesen, wie Peter Simpel u. dergl. dann englisch lesen (wozu sie natürlich auch fortgesetzt anzuhalten wären), so würden 2 Stunden für Konversation, schriftliche Uebungen und Vertiefung der Grammatik genügen.

um eine Sprachstunde erleichtert, mit Ausnahme der vierten, die vier mehr hätte. Dies könnte dadurch ausgeglichen werden, daß die Physik erst in der fünften Klasse begonnen würde, was Fachleute ohnedies für wünschenswert halten, weil der Schüler der vierten Klasse noch nicht genügend mathematisch vorgebildet ist. Da das Pensum der dritten Klasse in der Mathematik jetzt kaum zu bewältigen ist, wäre eine weitere Stunde wohl am Platz, ebenso dürfte es sich empfehlen, dem Deutschen in der zweiten Klasse und dem Zeichnen in der ersten Klasse eine weitere Stunde zuzuteilen. Somit würde sich unter Beibehaltung der bisherigen Anforderungen und fast genau der gleichen Stundenzahl (jedoch mit Kürzung auf 40 Minuten) die Lehrstoffverteilung folgendermaßen gestalten:

	I	II	III	IV	V	VI	Summa	(bisher)
Religion	2	2	2	2	2	2	12	
Deutsch	6	6	4	4	4	4	28	(27)
Französisch	—	—	—	6	5	5	16	(27)
Englisch	5	5	4	2	2	2	20	(10)
Arithmetik	4	4	2	1	1	1	13	
Mathematik	—	—	4	5	5	5	19	(18)
Physik	—	—	—	—	3	3	6	(7)
Naturbeschreibung	2	2	2	—	—	—	6	
Chemie	—	—	—	—	3	3	6	
Geschichte	—	—	2	2	2	2	8	
Geographie	2	2	2	2	1	1	10	
Zeichnen	3	4	4	4	4	4	23	(22)
Kalligraphie	2	1	—	—	—	—	3	
Turnen	2	2	2	2	2	2	12	
Summa	28	28	28	30	34	34	182	(181)
Wahlfächer: Stenographie	—	—	2	2	—	—	4	
Wahlfächer: Gesang	2	2	2	—	—	—	6	
Wahlfächer: Musik	2	2	2	2	2	2	12	
Summa	32	32	34	34	36	36	204	(203)

Diese Stunden ließen sich leicht auf sechs Vormittage verteilen, und zwar so, daß nie mehr als zwei bis drei wissenschaftliche Fächer aufeinander folgen würden. Wenn die Stundenpläne so geordnet wären, daß der das Gehirn ermüdende Unterricht stets mit einer Zeichen-, Turn-, Musikstunde abwechselte, so können die Pausen sogar verkürzt und die einzelnen Stunden 45 Minuten lang gemacht werden. Dies würde sich vielleicht für den Uebergang empfehlen, um ängstliche Gemüter nicht mit gar zu radikalen Neuerungen zu schrecken.

Der vorstehende Vorschlag vermeidet alle Extreme und rüttelt nicht einmal an dem Dogma unseres Lehrprogramms, das einsichtigen Realschulmännern übrigens längst als unhaltbar erscheint. Wenn die Realschüler der unteren Klassen durchschnittlich eine bis zwei, die der oberen zwei bis drei Stunden täglich für ihre häusliche Vorbereitung nötig haben, wenn einzelne zuweilen sechs, sieben, acht, ja sogar neun und mehr Stunden zu Hause arbeiten müssen, um den Anforderungen der Schule gerecht zu werden, so beweist das besser als alles andere, daß diese eben viel zu hoch geschraubt sind. Das Pensum unserer Realschule gibt dem der preußischen neunklassigen Oberrealschule nur wenig nach. Warum führt man diese von der Neuzeit gebieterisch geforderte Schulgattung nicht auch in Bayern ein? Damit wäre die ganze Ueberbürdungsfrage gelöst; denn dann wäre die Realschule eine Vorbereitungsanstalt wie das Progymnasium und könnte ein gutes Teil ihres Lehrstoffes an die Oberstufe abtreten. Dann brauchten unsere armen Jungen nicht auf Kosten ihrer Gesundheit für ein „Absolutorium" gedrillt zu werden, das ihnen doch keinerlei wertvolle Berechtigung verleiht. Dann hätten Lehrer und Schüler einer Realschule ein erstrebenswerteres Ziel vor Augen, während sie jetzt vielfach mit Burns sprechen müssen: „My life wants an aim".

Dr. H. Molenaar.

Bücher und Zeitschriften.

Geschichte der Erdkunde von Dr. Siegmund Günther, ordentlichem öffentlichen Professor an der kgl. Technischen Hochschule in München. Leipzig und Wien, Franz Deuticke 1904. VI und 343 S. (Erster Teil des von Prof. Maximilian Klar herausgegebenen Werkes „Die Erdkunde").

Wir können es niemals genug beklagen, daß Deutschlands Zerrissenheit uns so spät in den Wettbewerb um Kolonialbesitz hat eintreten lassen, wo doch das wissenschaftliche Korrelat zu solcher politischen und sozialen Stütze, die geographischen Studien, in unserem Vaterlande so hervorragende Stätte gefunden haben. Das deutsche Volk hat — dies darf man mit Sicherheit behaupten — eine ausgesprochene Begabung und Hinneigung für die Geographie; und solche ständige Rubriken, wie unsere Tageszeitungen über geographische Schnitzer bei französischen und englischen Schriftstellern bringen können, finden aus deutschem Gebiete wenig Nahrung. Unsere geographischen höheren Studien haben ihre beste Wurzel in dem durch den Volksschulunterricht verbreiteten Wissen; aber was hätte aus ihnen noch alles mehr werden können, wenn ein Martin Behaim unter deutscher statt unter portugiesischer Flagge hätte ausfahren können, wenn das Kolonialreich der Fugger, die Besitzergreifungen des Großen Kurfürsten an der afrikanischen Westküste Bestand gehabt hätten?

So müssen wir uns damit begnügen, daß wir, trotzdem die anderen europäischen Mächte große untertänige Reiche aus fremden Kulturländern bilden konnten, während wir uns mit wilden und halbzivilisierten Völkerschaften herumschlagen müssen und unser koloniales Heil noch in der Zukunft liegt, doch an der Spitze der geographischen Wissenschaft marschieren, daß das erste Gesamtwerk über die Erdkunde deutschen Ursprungs ist, daß wir Spezialwerke, wie Hugo Bergers Geschichte der wissenschaftlichen Erdkunde der Griechen besitzen und daß wir zur Zeit einen berufenen Meister haben, der dem ungeheuren, in den letzten Jahrzehnten — seit Peschel-Ruges zweiter Ausgabe von 1877 — in gewaltiger Progression angeschwollenen Material gewachsen ist. Wie bei der Erdkunde selbst die Wissenschaft derselben als solche und die Erweiterung des geographischen Wissens zu unterscheiden ist, so muß auch derjenige, welcher eine Geschichte der Erdkunde schreiben, d. h. die Ausbildung der geographischen Kenntnisse von der ältesten Zeit bis zur Gegenwart zusammenfassend verfolgen will, die Eigenschaften besitzen, welche diese unterschiedenen Faktoren bedingen: Kenntnisse in dem Haupt- und den vielen Nachbargebieten und Energie. Denn gleich dem Entdeckungsreisenden muß der Historiker der Erdkunde auch Intelligenz und Willen zu eigen haben, um durch den Urwald des von ihm als Gelehrten gesammelten Materials für sich und für andere den Weg zu bahnen. Und Professor Günther war der geeignete, wir dürfen sagen, allein geeignete Gelehrte, um nicht nur einen Pfad durchzuhauen; er hat sogleich eine gute neue Straße gebahnt, die Peschel-Ruge — und zwar für die heutige Zeit — durchaus ersetzt. Der Münchener Gelehrte teilt seinen Stoff in zehn zeitliche Abschnitte ein: die tatsächliche Gestaltung des Weltbildes im Altertum, wissenschaftlich-geographische Bestrebungen der Antike, das christliche Mittelalter bis zum 12. Jahrhundert, arabische Forschungsreisende und Geographen, die Ausgestaltung des Weltbildes im späteren Mittelalter, wissenschaftlicher Charakter des Entdeckungszeitalters, das ausgehende 16. und das 17. Jahrhundert, das 18. Jahrhundert. Der Eintritt der Geographie in das reife Mannesalter ist als „Anhang" bezeichnet; denn hier, mitten in der Bewegung stehend, kann der Historiker, nur weise auswählend das, was er zum größten Teil miterlebt hat, in großen Zügen schildern; hier steht er noch nicht auf der Warte, wo er objektiv wie über Vergangenes berichten kann. Und doch ist dieser Anhang größer als jeder andere der aufgezählten Abschnitte, ja als viele zusammengenommen, die ja doch nur zu dem letzten Punkt hinführen, dem 19. und 20. Jahrhundert, in dem die Erdkunde eine große, viele Teile und nicht wenige Grenz- und Nachbargebiete umfassende, Wissenschaft geworden ist, der noch Aufgaben genug für Jahrzehnte und Jahrhunderte bleiben.

Daß ein Buch von 340 Seiten, welches die gesamte Geschichte der Erdkunde umfassen soll, in Literaturzitaten nicht vollständig sein kann, ist selbstverständlich und wird von Günther gar nicht beansprucht. Dem Spezialisten mag hier

und dort etwas Fehlendes aufgefallen sein; denn das Gesamtgebiet beherrscht außer Günther ja keiner. So wäre für das Altertum zu erwähnen, daß sowohl Christs griechische wie Krumbachers byzantinische Literaturgeschichte und Hugo Bergers Standardwerk noch in der ersten Auflage zitiert sind, daß für das klassische Altertum bis inklus. Buchstabe D Pauly-Wissowa maßgebend, daß die Pytheas-Literatur nicht auf die neueste Zeit gebracht ist und die descriptio orbis terrae oder expositio totius mundi et gentium, diese Handelsgeographie aus dem 4. Jahrhundert, fehlt. Tozers History of ancient geography ist nicht zitiert, Bolls Sphaera konnte nicht mehr benützt werden. Für die byzantinische Zeit gibt außerdem Krumbachers Byzantinische Zeitschrift in ihrer Bibliographie unter „Geographie" in jeder Nummer Material; für den Cosmas Indicopleustes ist das Byzantinische Archiv zu zitieren, über jüdische und arabische Reisende des Mittelalters sind neue Aufsätze von Steinschneider in „The Jewish Quarterly Review" und an a. O. erschienen; die buddhistischen Pilger, Hiuen-Tsang und Fahian u. a. sind nicht genannt, über die man sich, wenn Stanislas Juliens „Voyages des pélerins bouddhistes" fehlen, bei Max Müller „Essays zur vergleichenden Religionswissenschaft I" orientieren kann; die neuen Veröffentlichungen der englischen Hakluyt Society bringen Neues und Ausführliches über die Eroberungen und Entdeckungen im Großen Ozean; für die Geschichte der Geographie der ostasiatischen Völker ist aus dem nunmehr seit vier Jahren bestehenden „Bulletin de l'Ecole française d'extrême Orient" außerordentlich viel zu holen. Aber das sind kleine, nicht ins Gewicht fallende Passiva im Verhältnis zu dem Aktivbestand des Güntherschen Buches, das zum Beispiel auch eine vollständige historische Uebersicht der darstellenden Erdkunde, der kartographischen Technik, gibt, nicht vergißt, der Verdienste des alpinen Enthusiasmus zu gedenken und den Jesuiten, die von 1579 bis tief in das 18. Jahrhundert hinein so Großes für die Geographie geleistet haben, durchaus gerecht wird.

In dem Namensindex, der Günthers Buch abschließt, ist für Publikationen aus dem dargestellten Gebiete neben Peschel und Ruge Siegmund Günther am meisten zitiert. So stark war die vorbereitende vielseitige Publikationstätigkeit in speziellen Lehrbüchern und Einzelschriften des Münchener Geographieprofessors, die ihn zu diesem Buche befähigt gemacht hat. Es wird von den Gelehrten und Studierenden wie den Freunden der Geschichte der Erdkunde gleichmäßig benützt werden; es entspricht einem Bedürfnis und füllt eine Lücke aus. Die Ausstattung ist gut; Anmerkungen unter dem Text mit Literaturangaben finden sich nur in den neun ersten Abschnitten, nicht in dem Anhang, wo die Notwendigkeit, auf Zitate Verzicht zu leisten, unabweisbar geworden ist. Vielleicht macht der rüstige, mitten im Schaffen stehende Gelehrte auch aus dem Anhang nach Jahren noch eine „Geschichte".

M.

Kunstlexikon. Von W. Spemann. Verlag von W. Spemann, Berlin und Leipzig.

Einem wirklich tief gefühlten Bedürfnis kam der berühmte Kunstverlag mit dem unter Mitwirkung von dreißig Kunstgelehrten herausgegebenen Kunstlexikon entgegen. Das Werk ist aus den verdienstvollen, aber von der Forschung überholten Arbeiten von Bruno Bucher und Hermann Alexander Müller (1883) hervorgegangen. Doch mußte an dem überlieferten Material so viel geändert und neugestaltet werden, daß das Lexikon völlig den Charakter einer Neuerscheinung hat. Infolge der vielseitigen Mitarbeiterschaft war es möglich, aus allen Gebieten, nicht bloß der modernen und alten bildlichen Kunst, sondern auch der Archäologie, Ikonographie, Architektur, des Kunstgewerbes und der verschiedenen Techniken eine außerordentliche Fülle des Wissenswerten zusammenzubringen und dabei blieb dennoch das Prinzip einer knappen, gedrängten Formgebung bewahrt. Das Werk ist daher in einem Maße, wie es noch keine ähnliche Arbeit war, ein Nachschlagwerk, dem ohne Uebertreibung das in Bücherreklamen so viel mißbrauchte Wort „unentbehrlich" zukommt. Sowohl dem Fachmann wie dem Laien bietet dieses neue, auch illustrativ vorzüglich ausgestattete Kunstlexikon eine wertvolle Bereicherung der Nachschlageliteratur, wie sie eigentlich in keinem Hause fehlen soll.

M. E.

Ein Uebergangener. In dem soeben erschienenen „Katholischen Literaturkalender" — ein Buch, dessen Titel schon eine Vergewaltigung der keiner Tendenz dienenden Belletristik bedeutet — ist in einem Aufsatz „Katholische Dichter in Oesterreich", welcher die Sänger im Priesterkleide besonders erwähnt, O. Kernstock übergangen! Ich will keinen Vergleich ziehen, der zugunsten unseres „Spielmanns" und „Münchs" ausfallen müßte, ich will nur dem warmen Gefühl der Anerkennung Ausdruck geben, welches sich der mir persönlich unbekannte Dichter in seinem österreichischen Vaterlande errungen hat. Er selbst kennzeichnet unbewußt, was er uns geworden, mit den schönen Worten:

> Was jemals ward im Volke wach
> An Luft und Feierklängen —
> Das deutsche Spielmannsherz schlägt's nach
> Und schmiedet's zu Gesängen.

P. Coudenhove.

Allgemeine Rundschau.

23. Plenarsitzung der Badischen Historischen Kommission.

Am 28. und 29. Oktober d. J. fand in Karlsruhe die 23. Plenarsitzung der Badischen Historischen Kommission statt. Derselben wohnten 14 ordentliche, 5 außerordentliche Mitglieder und das Ehrenmitglied der Kommission, Reichsarchivdirektor Dr. Baumann aus München, sowie als Vertreter der großherzoglichen Regierung Seine Exzellenz der Minister der Justiz, des Kultus und Unterrichts, Dr. Frhr. v. Dusch, und die Ministerialräte Dr. Böhm und Seubert bei. An Stelle des durch Krankheit am Erscheinen verhinderten Vorstandes, Geheimen Hofrat Dr. Dove, führte — auf Grund des § 5 des Statuts — der Sekretär der Kommission, Geh. Rat Dr. v. Weech, den Vorsitz. Nachstehende Uebersicht zeigt den Stand der einzelnen Unternehmungen der Kommission.

Der Druck der Nachträge, des Orts- und Personenregisters, sowie des Sachregisters zu Band II der Regesten der Bischöfe von Konstanz ist bereits soweit fortgeschritten, daß die Ausgabe der Lieferung noch in diesem Jahre erfolgen wird. Ende September d. J. begab sich Dr. K. Rieder zu einem längeren Studienaufenthalt nach Rom, der neben der Fortführung der Regesten vornehmlich auch den gleichfalls von Dr. K. Rieder bearbeiteten Römischen Quellen zur Konstanzer Bistumsgeschichte zugute kommen soll. — Von den Regesten der Markgrafen von Baden und Hachberg erschien im abgelaufenen Jahre die dritte und vierte (Schluß-)Lieferung des III. Bandes. Das von Archivassessor Frankhauser bearbeitete Register wird in den ersten Monaten des Jahres 1905 erscheinen; desgleichen wird der Druck des IV. Bandes im Herbst dieses Jahres beginnen. — Für den Band II der Regesten der Pfalzgrafen am Rhein hat sich ein neuer Bearbeiter bis jetzt nicht gefunden. — Für die Oberrheinischen Stadtrechte hat Dr. Koehne unter Leitung von Geh. Rat Prof. Dr. Schröder die Sammlungen für das 7. Heft der fränkischen Abteilung fortgesetzt. In der unter Leitung von Prof. Dr. Stutz stehenden schwäbischen Abteilung befindet sich das von Prof. Dr. Roder bearbeitete Villinger Stadtrecht unter der Presse. Das Ueberlinger Stadtrecht ist in Bearbeitung. — Die Bearbeitung des Nachtragbandes zur Politischen Korrespondenz Karl Friedrichs von Baden wird Archivrat Dr. Obser unter Zuziehung eines Hilfsarbeiters im nächsten Jahre zu Ende führen. — Bei der Herausgabe der Korrespondenz des Fürstabts Martin Gerbert von St. Blasien trat Dr. Lühe als Hilfsarbeiter ein. Die Arbeit wird unter Leitung von Geh. Rat Dr. v. Weech in zwei Jahren beendet sein. — Von der von Archivrat Dr. Krieger bearbeiteten zweiten Auflage des Topographischen Wörterbuchs des Großherzogtums Baden ist der zweite Halbband des I. und der erste Halbband des II. Bandes erschienen. Der zweite Halbband

des II. Bandes wird in der ersten Hälfte des Jahres 1905 erscheinen. — Für den II. Band der Wirtschaftsgeschichte des Schwarzwaldes stellt der Bearbeiter, Prof. Dr. Gothein, die Vollendung des Manuskriptes für das Jahr 1905 in sichere Aussicht. — Die Bearbeitung einer Münz- und Geldgeschichte der im Großherzogtum Baden vereinigten Territorien wird Dr. Julius Kahn in Frankfurt übertragen. — Der Geschichte der badischen Verwaltung wird sich Prof. Dr. Ludwig, der Geschichte der rheinischen Pfalz Prof. Dr. Wille auch fernerhin widmen. — Von den Denkwürdigkeiten des Markgrafen Wilhelm von Baden, mit deren Herausgabe Geh. Rat Dr. v. Weech und Archivrat Dr. Obser betraut sind, wird der Druck des von Archivrat Dr. Obser bearbeiteten I. Bandes bereits im Frühjahr 1905 beginnen. — Von dem Oberbadischen Geschlechterbuch, bearbeitet von Kindler von Knobloch, ist die 6. Lieferung im Buchhandel erschienen, die siebente befindet sich unter der Presse. — Von dem von Geh. Rat Dr. v. Weech und Archivrat Dr. Krieger herausgegebenen V. Bande der Badischen Biographien wurden 6 Lieferungen ausgegeben, zwei befinden sich unter der Presse; mit 3 weiteren Lieferungen wird der Band seinen Abschluß erreichen. — An dem Register zu Band 1—39 der Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins haben die beiden Hilfsarbeiter der Kommission Dr. Wilhelm Lühe (bis 1. Oktober d. J.) und Dr. Karl Sopp (seit 1. Oktober d. J.) weiter gearbeitet. — Die Sammlung und Zeichnung der Siegel und Wappen der badischen Gemeinden wurde fortgesetzt. Der Zeichner, Fritz Held, hat für 3 Städte und 104 Landgemeinden bezw. Nebenorte neue Siegel und Wappen entworfen. Von der Publikation der Siegel der badischen Städte wird ein drittes Heft vorbereitet. — Die Pfleger der Kommission waren unter Leitung der Oberpfleger Prof. Dr. Roder, Stadtarchivar Dr. Albert, Universitätsbibliothekar Prof. Dr. Pfaff, Archivrat Dr. Krieger und Dr. Walter für die Ordnung und Verzeichnung der Archive von Gemeinden, Pfarreien, Grundherrschaften u. s. w. tätig. Die Verzeichnung der Gemeinde- und Pfarrarchive ist in vier Bezirken vollendet; im fünften Bezirk nähern sich die Arbeiten dem Abschluß; die Verzeichnung der grundherrlichen Archive ist in gutem Fortgang begriffen. — Von der Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins (Neue Folge) ist der 19. Band unter Redaktion von Archivrat Dr. Obser und Archivdirektor Professor Dr. Wiegand erschienen. In Verbindung damit wurde Heft 26 der Mitteilungen der Badischen Historischen Kommission herausgegeben. Dem 20. Bande der Zeitschrift wird ein genaues systematisches Inhaltsverzeichnis zu Band I—XX der Neuen Folge der Zeitschrift und zu Heft 1 bis 26 der Mitteilungen beigegeben werden. — Das Neujahrsblatt für 1904 „Deutsche Heldensage im Breisgau“, bearbeitet von Prof. Dr. Panzer, ist im Dezember vorigen Jahres erschienen; für 1905 hat Prof. Dr. Fabricius in Freiburg „Die Besitznahme Badens durch die Römer“ als Neujahrsblatt bearbeitet. — Von den vom Großh. Statistischen Landesamt bearbeiteten Historischen Grundkarten des Großherzogtums Baden wird die Doppelsektion Karlsruhe-Pforzheim noch in diesem Jahre erscheinen.

•

Ein gallisch-römischer Kollyrienstempel.

In der Medizinischen Woche publiziert der Berliner Ophthalmologe Hirschberg eine kleine Skizze über einen im Londoner British Museum aufbewahrten und sehr interessanten Kollyrienstempel aus gallo-römischer Zeit. Derselbe, der zu Naix im französischen Departement Meuse gefunden wurde, besteht aus grünem Serpentin, ist etwas über 5 Zentimeter lang und breit, zirka 1½ Zentimeter dick und enthält an jeder seiner vier Schmalseiten eine Inschrift in Spiegelschrift. Diese Inschriften geben sämtlich Rezepte safranhaltiger, medikamentöser Mischungen wieder, die gegen bestimmte Augenkrankheiten als Salben verwandt wurden. Um diese Stempel zu verstehen, muß man sich an folgende Umstände erinnern: Apotheker gab es bei den Griechen und den Römern nicht, erst weit später bei den Arabern findet man sie. Der Arzt bereitete infolgedessen die Arzneien selbst. Die Kollyrien waren nun nach der Knetung der Masse solche Stücke wie etwa die von chinesischer Tusche und konnten vor der Erhärtung gestempelt werden. Die griechischen Aerzte stempelten Kollyrien wohl gelegentlich mit einem Bild, zum Beispiel dem eines kleinen Löwen, während im 2. bis 4. Jahrhundert bei den gallo-römischen Augenärzten die Sitte vorherrschte, den Namen des Augenarztes mit den aufgestempelten Kollyrieninschriften zu verbinden. Reste von ihnen hat man in zahlreichen Gräbern gefunden, der im British Museum befindliche dagegen ist so vorzüglich erhalten, daß er als Mustertypus dieser alten augenärztlichen Stempel anzusehen ist.

Mannheim. Julian Marcuse.

⁂

Kleinere Mitteilungen.

* Der Universitätsbibliothek zu Gießen wurden anläßlich der Eröffnung ihres Neubaues von Kommerzienrat Heichelheim daselbst 10,000 Mark zur Ausfüllung besonders empfindlicher Lücken, besonders der Lesesaal-Bibliothek, zugewendet. Sie hat davon, wie die Frankfurter Zeitung mitteilt, eine Reihe größerer Werke, die aus Mangel an Mitteln bisher fehlten, so den großen Dictionary of National Biography von Stephen und Lee, das dänische biographische Lexikon von Brida, Claudins Histoire de l'imprimerie en France, sowie eine Reihe weiterer encyklopädischer Werke aus den verschiedensten Wissensgebieten angeschafft.

* Medizinisches. Der Prosektor am städtischen Krankenhaus zu Berlin-Moabit, Dr. Robert Langerhans, ein Sohn des bekannten Berliner Stadtverordneten-Vorstehers, ist am Dienstag, 22. November, im Alter von 55 Jahren gestorben. Dr. Robert Langerhans war ein Schüler Virchows und seit 1890 an der Berliner Universität für pathologische Anatomie habilitiert. — Professor Dr. Robert Koch, der bekanntlich unlängst von der Leitung des Instituts für Infektionskrankheiten zurückgetreten ist, hat den Wilhelm-Orden erhalten. Der Orden ist satzungsgemäß zur Anerkennung von Verdiensten um die „Wohlfahrt des Volkes“ bestimmt.

hc. Museumsdienst. Zum Direktor des Kupferstichkabinetts zu Dresden ist an Stelle von Prof. Dr. Max Lehrs, der mit 1. Januar 1905 die Leitung des Kupferstichkabinetts der königlichen Museen in Berlin übernimmt, der Direktorialassistent daselbst Dr. Jean Louis Sponsel berufen worden.

* Ehrungen. Dem Zoologen und Geographen Dr. h. c. Wilhelm Kobelt zu Schwanheim in Hessen-Nassau ist vom preußischen Kultusminister der Professor-Titel verliehen worden. Kobelt (geb. 1840 zu Alsfeld) leitet das Nachrichtenblatt der deutschen malakozoologischen Gesellschaft. — Mr. Vieille, bekannt als der erste Erfinder eines rauchlosen Pulvers, ist zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Paris gewählt worden.

⁂

Hochschulnachrichten.

* Tübingen. Der im Ruhestand lebende Professor der klassischen Archäologie Dr. Ernst v. Herzog feierte gestern (Mittwoch) seinen 70. Geburtstag.

* Göttingen. Der Professor der Physik Dr. W. Nernst hat nun doch einen Ruf nach Berlin erhalten und angenommen, allerdings nicht als Leiter der physikalisch-technischen Reichsanstalt, sondern als ordentlicher Professor und Direktor des physikalischen Instituts an der dortigen Universität.

* **Berlin.** An der Universität ist, wie wir der Vossischen Zeitung entnehmen, eine „Akademische Auskunftsstelle“ mit der Aufgabe eingerichtet, eine Zentrale für alle Auskünfte zu bilden, die geeignet erscheinen, den Studierenden für ihre Studienzwecke förderlich zu sein und besonders auch den ausländischen Studierenden ihren Studienaufenthalt in Berlin zu einem nutzbringenden zu gestalten. Außerdem wird die Auskunftsstelle gerne bereit sein, auch anderen Personen, die Berlin zu wissenschaftlichen Zwecken besuchen, zur Erreichung ihrer Ziele die erforderlichen Auskünfte zu gewähren. Die Auskunftsstelle befindet sich im Universitätsgebäude zu ebener Erde und ist an den Wochentagen von 10—1½ Uhr mittags und von 6½—7½ Uhr nachmittags geöffnet. In der Zeit der gesetzlichen Universitätsferien fällt der Nachmittagsdienst weg. Das neue Institut erteilt Auskünfte sowohl auf mündliche wie auf schriftliche Anfragen. (Eine solche Einrichtung wäre auch an anderen großen Universitäten nachahmenswert.)

* **Basel.** Der Professor für systematische Theologie Dr. Adolf Boliger tritt von seinem Lehramte zurück, da er zum Pfarrer der Neumünstergemeinde in Zürich gewählt wurde.

* **Aus Amerika.** Konsul Dr. Walter Weber, der Vertreter des Deutschen Reiches in Chicago, ist zum Mitglied der aus den Angehörigen der verschiedenen Fakultäten bestehenden Kongregation der dortigen Universität ernannt worden. Diese Ehrung ist gewissermaßen der Dank für die Verleihung des Roten Adler-Ordens an den Präsidenten der Universität Dr. Harper durch den Kaiser.

* **Von technischen Hochschulen.** Der Privatdozent für Elektrotechnik an der Technischen Hochschule zu Darmstadt Dr. J. Feldmann ist zum Professor daselbst ernannt worden. — Die Vorlesungen an der Technischen Hochschule zu Danzig werden von rund 550 Personen besucht. Zum Besuche der Hochschule werden nämlich außer den ordentlichen Studierenden und den Gasthörern, die sich aus den Fachkreisen rekrutieren, auch „Teilnehmer“ zugelassen, denen es im Gegensatze zu den Studierenden und Gasthörern im wesentlichen um die allgemeine Fortbildung durch einzelne Vorlesungen zu tun ist. Es beläuft sich nun die Zahl dieser Teilnehmer auf 305. Hingegen sind nur 190 Studenten eingeschrieben und 55 Gasthörer zugelassen. Von den 305 Teilnehmern sind etwa fünf Sechstel Frauen.

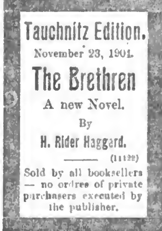
✠

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Edward Stilgebauer: Götz Krafft. Die Geschichte einer Jugend. Berlin. Richard Bong. 446 S. — Die Taufe Jesu oder Die vier Stufen des Skeptizismus. Aus dem Französischen übersetzt. (Christliche Erzählungen von T. de Wyzewa.) Mölln i. Lbg. Joh. Eckell. 24 S. — Dr. John Schikowski: Die Entwicklung der deutschen Bühnenkunst. Leipzig 1905. Johannes v. Schalscha-Ehrenfeld. 176 S. — Ernst Zahn: Die Clari-Marie. Roman. Stuttgart u. Leipzig 1905. Deutsche Verlagsanstalt. 320 S. — Carl Wiegand: Aus Kampf und Leben. Verse. Frankfurt a. M. Gebr. Knauer. 192 S. — Hans Mayer: Blondlots N-Strahlen. Nach dem gegenwärtigen Stande der Forschung bearbeitet und im Zusammenhange dargestellt. Mähr.-Ostrau-Leipzig 1904. R. Papauschek — Robert Hoffmann. 37 S. — Sören Kiergegaard und sein Verhältnis zu „ihr“. Aus nachgelassenen Papieren herausgegeben im Auftrage der Frau Regina Schlegel und verdeutscht von Raphael Meyer. Stuttgart 1905. Axel Juncker Verlag. 157 S. — Max Dauthendey: Bänkelsang vom Balzer auf der Balz. Ebenda 1905. 193 S. — Thomas Hardy: Bosheiten des Schicksals. Novellen. Aus dem Englischen übersetzt von Leopold Rosenzweig. Stuttgart u. Leipzig 1904. Deutsche Verlagsanstalt. 172 S. — Jakob Wassermann: Alexander in Babylon. Berlin 1905. S. Fischer Verlag. 270 S. — Julius Elias und Halvdan Koht: Briefe von Henrik Ibsen. Ebda. 1905. 536 S. — Jahrbücher der Nationalökonomie und Statistik. Hersg. von Dr. J. Conrad, Professor in Halle a. S. (III. Folge. 28. Band. Viertes Heft. Oktober 1904. Nebst volkswirtschaftlicher Chronik. September 1904.) Jena 1904. Gustav Fischer. — Bemerkenswerte Bäume im Grossherzogtum Hessen in Wort und Bild. Hersg. vom grossh. Ministerium der Finanzen, Abteilung für Forst- und Cameralverwaltung. Darmstadt. Darmstadt 1904. Jedler u. Vogel. 84 S. — Friedrich Adler: Freiheit. Drei Einakter: Freiheit — Der Prophet Elias — Karneval. Stuttgart und Berlin 1904. J. G. Cotta Nachf. 124 S. — Leo N. Tolstoj Sämtliche Werke. Von dem Verfasser genehmigte Ausgabe von Raphael Löwenfeld. (III. Serie: Dichterische Schriften. [Band 70: Anna Karenina. Roman in acht Büchern. Band I, II und III.]) Jena 1905. Eugen Diederichs. 363, 489 u. 413 S. — Karl Spitteler: Olympischer Frühling. Epos. (IV: Ende und Wende.) Ebenda 1905. 89 S. — Karl Joël: Nietzsche und die Romantik. Ebenda 1905. 366 S. — Julius Hart: Träume der Mittsommernacht. Ebenda 1905. 195 S. — Theophrastus Paracelsus: Volumen Paramirum und Opus Paramirum. Hersg., eingeleitet und mit Anmerkungen von Dr. phil. Franz Strunz. Ebenda 1904. 401 S. — Leonhard Windscheid: Gesammelte Reden und Abhandlungen. Hersg. von Paul Oertmann, o. ö. Professor der Rechte in Erlangen. Leipzig 1904. Duncker u. Humblot. 434 S. — Karl Johannes Fuchs: Zur Wohnungsfrage. Vorträge und Aufsätze. Mit 28 Abbildungen und 2 Plänen. Ebenda 1904. 203 S.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.



Jahrgang 1904. München, Freitag, 25. November. **Nummer 271.**

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Zur Literatur über den Gesetzeskodex Hammurabis.

Seit der glänzenden und bewundernswerten editio princeps des so rasch berühmt gewordenen „Code de Hammurabi“ durch den gelehrten Dominikanerpater V. Scheil ist die Wissenschaft eifrig bemüht gewesen, an seiner Auslegung weiter zu arbeiten, seinem Verständnis näher zu kommen, vor allem aber auch sein Verhältnis zu bestimmen zu den anderweitig überkommenen ältesten Kodifikationen des bürgerlichen Rechts. Rein platonisch sind diese Untersuchungen nicht immer geblieben. Konnten es gar nicht, weil schließlich hinter jedem Gelehrten auch der Mensch steht, der von den Vorurteilen seines Berufes oder seiner Weltanschauung bestimmt wird, ob er sich dessen bewußt wird oder nicht. Mit dem Codex Hammurabi mußte der Altertumsforscher, der Jurist und der Theologe sich auseinandersetzen, für jeden hatte er seine Rätsel. Der Chauvinismus der Fachwissenschaft läßt seinen Heroen nicht gern Ruhmeskränze entreißen, für die Theologie aber sind die Abhängigkeitsfragen bei Religionsurkunden von jeher Veranlassung gewesen, für oder gegen die Suprematie der überlieferten Meinung über Forderungen der historischen Kritik sich zu entscheiden, natürlich nur zwischen den Zeilen, denn die historische Kritik hat, „wenn sie nur recht gehandhabt wurde“, ihr Zeugnis noch niemals gegen die überlieferte Meinung abgegeben.

Ein Gesetzbuch ist aber schließlich eine profane Sache und braucht vernünftigerweise in keinem Fall als Sturmbock gegen irgend eine Religion gefürchtet zu werden. Es muß anerkannt werden, daß die Debatte über das Gesetzbuch Hammurabis sich von jener Leidenschaftlichkeit völlig freigehalten hat, die dem Streit um Babel-Bibel einen ebenso häßlichen wie fremdartigen Charakterzug aufgedrückt hat.

Das Interesse am Codex Hammurabi ist vor allem ein kulturhistorisches. Ein kodifiziertes Recht aus dem Jahre 2200 v. Chr. ist unter allen Umständen der lebhaftesten Anteilnahme bei allen gewiß, die Sinn für die Geschichte der Menschheit haben. Für den Rechtshistoriker eröffnen sich neue Perspektiven, die vergleichende Rechtswissenschaft gewinnt ein vornehmlich durch das ehrwürdige Alter einzigartiges Vergleichsobjekt. An ein besonderes Verhältnis zum Kodex trat aber der Theologe jüdischen wie christlichen Bekenntnisses, sobald sich herausstellte, daß das neugefundene Gesetz vielfache sachliche Berührungen mit der Thora Israels aufwies.

Die alsbald üppig ins Kraut schießende Literatur zum C. H.[1]) gibt ein getreues Spiegelbild dieser mannigfachen Interessen.

Das erste Wort gebührte dem Assyriologen, dem Philologen und dem Historiker. Die zuverlässige Uebersetzung des Originals und der Nachweis der historischen Voraussetzungen des Gesetzbuches, seiner einzelnen Bestimmungen wie seiner Kodifikation mußten erst eine sichere Basis für alle weiteren Untersuchungen und Konstruktionen schaffen. Die Mitarbeit des Juristen war unerläßlich zur vollen Verdeutlichung des Inhaltes, der Rechtshistoriker mußte dem Kodex seine Stelle in der Entwicklungsgeschichte des Rechts anweisen. Mit dem nunmehr gewonnenen klaren Bilde mag der Theologe oder wer Lust hat, die ihm vertraute Kodifikation des bürgerlichen Rechtes Zug um Zug vergleichen, für die Verdeutlichung des Gesetzbuches Hammurabis haben derartige Untersuchungen eine immerhin nicht zu unterschätzende, aber doch nur sekundäre Bedeutung.

Die Uebersetzung des Originals ist für alle Zeiten das Verdienst des Dominikanerpaters V. Scheil, dessen geniale editio princeps nur verhältnismäßig wenige Stellen unaufgeklärt ließ. Wenige Wochen schon nach ihr erschien im Rahmen des volkstümlichen Unternehmens „Der Alte Orient“ eine deutsche Uebersetzung Hugo Winckler s, die einen wesentlichen Fortschritt bedeutete. Weitere Uebersetzungen gaben D. H. Müller, F. E. Peiser und abermals Hugo Winckler in den unten zu besprechenden Werken.[2])

Von speziellen philologischen Arbeiten erwähne ich, indem ich mich, wie auch im folgenden Absatz, auf die mir bekannt gewordenen Arbeiten beschränke, Ungnads Abhandlung über die Syntax des Hammurabi-Kodex (in Zeitschrift für Assyriologie 1904) und Lehmann in Beitr. z. Alten Geschichte 1904, Schnorr in Wiener Zeitschr. f. Kunde des Morgenlandes 1904.

Von juristischer Seite erschien neben Zeitschriftenartikeln von Frieß (Neue Jahrbücher, 1903, I), Stooß (Schweizerische Zeitschrift für Strafrecht, Jahrg. 16, S. 1 folgende), Dareste (Nouvelle Revue de droit français et étranger, XXVII, p. 5, seq.), die ich nur aus Zitaten kenne, eine Rektoratsrede des Züricher Rechtslehrers Georg Cohn: „Die Gesetze Hammurabis“, die sich in der Hauptsache darauf beschränkt, das Eherecht Hammurabis zu skizzieren und die Parallelen mit dem ältesten germanischen Recht aufzuzeigen. Auch auf die Frage der Entlehnung kommt Cohn zu sprechen und bekennt sich hier als Anhänger von A. Bastians Theorie der „Elementargedanken“ und „Völkerideen“, weist also eine „Entlehnung“ in der Hauptsache ab. Den wertvollsten juristischen Beitrag liefert Joseph Kohler in dem gemeinsam mit F. E. Peiser herausgegebenen Werke „Hammurabi Gesetz“, Band 1, von dem noch ausführlicher die Rede sein wird.

[1]) So wird weiterhin der Codex Hammurabi abgekürzt.

[2]) Die vielfach mit hoher Anerkennung genannten Arbeiten von Johns und Harper sind mir nicht zugänglich geworden.

Die Brücke von den juristischen zu den theologischen Arbeiten zum C. H. bildet die kleine Studie des evangelischen Pfarrers Joh. Jeremias „Moses und Hammurabi",[3]) deren Anlage und Durchführung ausgezeichnete juristische Bildung verrät und in kurzen Zügen eine Darstellung des Hammurabi-Rechts gibt. Den Nachdruck legt Jeremias auf die Aufzeigung der Zusammenhänge des C. H. mit der Thora Israels, und er kommt zu dem Schluß, daß eine direkte, etwa literarische Beeinflussung des (hebräischen) Bundesbuches von vornherein für höchst unwahrscheinlich zu halten sei, daß aber für die natürlichen Anknüpfungen des Rechts ein neutraler, beiden gemeinsamer Mutterboden zu gewinnen sei — eine Annahme, welche bei vollem Zugeständnis sachlicher Berührungspunkte der selbständigen Entwicklung und Kodifizierung des „mosaischen" Rechtes den weitesten Spielraum läßt. Auch darüber wird weiter unten zu reden sein.

Das Büchlein des evangel. Theologen S. Oettli[4]) beschränkt sich ausschließlich darauf, den Tatbestand der gesetzlichen Forderungen bei Hammurabi einer- und in der Thora Israels andrerseits zu beschreiben und einige Folgerungen anzudeuten, ohne ihnen weiter nachzugehen.

Der Semitist an der Universität Freiburg i. Schw., Hubert Grimme, hat in seiner schönen und geistvollen Skizze[5]) die prinzipiellen und sachlichen Unterschiede zwischen dem C. H. und der Thora scharf hervorgehoben und namentlich an dem Bundesbuch, das bei der Frage einer literarischen Entlehnung ausschließlich in Betracht kommen kann, die Gegenüberstellung streng durchgeführt, mit dem Resultat, daß jede literarische Beeinflussung der Thora durch den C. H. strikte abzulehnen sei. Dem Gemeinsamen in beiden Kodifikationen wird Grimme nicht völlig gerecht. Daß er mit der Thora, abgesehen von dem Deuteronomium, als einer in der Hauptsache auf Moses zurückgehenden literarischen Einheit und mit den Patriarchengeschichten als historischen Urkunden operiert, macht es ihm unmöglich, den Tatsachen gerecht zu werden.

Die Arbeiten von Winckler,[6]) Kohler-Peiser[7]) und D. H. Müller[8]) erheischen eine eingehendere Besprechung, da sie im Gegensatz zu den genannten Broschüren gründliche Untersuchungen zu den Hauptproblemen des Hammurabi-Kodex bieten, dem historischen, juristischen und theologischen.

Wincklers Uebersetzung ist nicht nur dem Zeitpunkt des Erscheinens nach die letzte, sie ist auch die beste und zuverlässigste, die wir haben. Die rege Tätigkeit, die um die Erklärung des Textes bemüht war, hat in Wincklers Arbeit einen schönen Abschluß gefunden, man wird bei Winckler nur mehr wenige Stellen finden, die notwendigerweise anders gefaßt werden müssen (so Col. 10,68 12, 53—55; §§ 46, 47, 56; Rm. 277a 12; Col. 1a 52—54, 2a 9, 10; §§ 109, 126, 127, 141; Col. 25, 59, 60; 28, 91). Strittig ist noch der schwierige § 186, bei dem fast alle Erklärer verschiedene Lösung vorschlagen, ohne, m. E., das Richtige zu treffen, ich selbst muß freilich bekennen, daß mir der Sinn auch nicht völlig aufgegangen ist.

Das Schwergewicht der Wincklerschen Ausgabe liegt in den sparsamen, aber doch ausreichenden erklärenden Noten, die dem sachlichen Verständnis des in der Kulturwelt Babyloniens nicht heimischen Lesers entgegenkommen, und in der „Einleitung". Die Noten stellen überall, wo es notwendig und möglich ist, den Zusammenhang her zwischen der vorliegenden Gesetzesbestimmung und der von ihr vorausgesetzten kulturgeschichtlichen Situation. Die Einleitung ist in erster Linie literargeschichtlicher Art, sie untersucht die Entstehungszeit der verschiedenen überlieferten Gesetzesbestimmungen in Babylonien und ihr Verhältnis zum C. H., namentlich kommen zur Sprache die auch im Text anhangsweise mitgeteilten „sumerischen Familiengesetze", sowie auch eine aus neubabylonischer Zeit überlieferte Gesetztafel. Den Schluß bildet ein hochwillkommenes Wörterverzeichnis, das eine beinahe konkordanzmäßige Vollständigkeit aufweist. Auch die Eigennamen sind gesondert aufgeführt.

Besonders wertvoll sind Erörterungen über die historischen Fragen. Der C. H. hat ein in mehrfacher Hinsicht instruktives Seitenstück an dem Bürgerlichen Gesetzbuch des Deutschen Reiches; wie dieses die innerpolitische Konsequenz der auf den Schlachtfeldern von 1864 und 1866 vorbereiteten Einigung der deutschen Stämme war, so zeigt sich auch der C. H. als der Schlußstein einer großen, auf gewaltsamem Wege erfolgten politischen Umwälzung und staatlichen Neuorganisation. Hammurabi erst hat Babylonien zu einer politischen Einheit, zu einem Reiche gemacht, und erst nach Aufhebung oder Entrechtung zahlreicher Stadtkönigtümer und Einzelreiche, die schon von seinen Vorgängern angebahnt war, ist es ihm gelungen, die Einheitlichkeit der Verwaltung herzustellen. Das vollzog sich aber natürlich nicht in friedlichem Uebereinkommen, sondern in hartem Kampf, der oft auch die Verwüstung weiter Landstriche, die Zerstörung fester Städte im Gefolge hatte. Darum betont Hammurabi in den echt orientalisch redseligen Einleitungs- und Schlußsätzen immer wieder seinen Beruf als Wiederhersteller geordneter Zustände. Das Zeitalter Hammurabis hat denn auch die Kräfte des Landes in einer Weise entwickelt, daß man, „als nach dem großen Zwischenspiel der assyrischen Geschichte und vielhundertjähriger Ohnmacht Babylon unter der Dynastie Nabopolassars noch einmal die Kulturländer Vorderasiens beherrschte, das als eine Wiederherstellung des Hammurabi-Reiches empfand." Die Hammurabi-Zeit galt unter Nebukadnezar als das goldene Zeitalter.

Am sympathischsten berührt die Idee, welche der Ausgabe der Gesetze von Kohler-Peiser zugrunde liegt, bei der sich der Assyriologe und der Jurist zu gemeinsamer Arbeit zusammengefunden haben. Leider muß betont werden, daß die Ausführung ziemlich weit hinter dem mit Recht erwarteten Ideal zurückbleibt, der Grund liegt in der Mangelhaftigkeit der assyriologischen Grundlage des Werkes. Die Uebersetzung Peisers leidet an zahlreichen Flüchtigkeiten und Absonderlichkeiten, die vielfach die Meinung des Originals verdunkeln oder gar verkehren, so daß sich auch Kohler zu Schlußfolgerungen verführen ließ, die lediglich in der fehlerhaften Uebersetzung, nicht aber im Original eine Stütze haben, den juristischen Sinn — oder gelegentlich auch Unsinn — der Uebersetzung, nicht aber des Originals auslegen. Diese Tatsache ist um so bedauerlicher, als Peiser mit vollem Recht als einer der besten Kenner der babylonischen Rechtsurkunden gilt, der in der Erklärung dieser Texte bahnbrechend gewirkt hat zu einer Zeit, wo die Beschaffenheit des Materials dem Scharfsinn des Erklärers viel größere Zumutungen stellte als heute. Freilich muß auch berücksichtigt werden, daß die Uebersetzung Peisers längst vor der Drucklegung vollendet war, daß ihr also die ganze Summe der kritischen Arbeit, die sich an die Ausgabe Scheils knüpfte, nicht zugute kommen konnte. Und es ist jetzt leichter, Fehler zu konstatieren, als es damals für Peiser war, Fehler zu vermeiden. (Vgl. dazu jetzt Schorr in WZKM 1904.)

Der geniale juristische Mitarbeiter hat übrigens auch gegen die Vorlage manchmal intuitiv das Richtige getroffen. Wenn nun auch hin und wieder die Folgerungen Kohlers hinfällig sind, so bietet seine Arbeit doch eine geradezu glänzende Interpretation und Verdeutlichung des Gesetzbuches Hammurabis.

Direkt der wörtlichen Uebersetzung Peisers sie zunächst gegenüberstellend, gibt Kohler eine moderne juristische Fassung jedes Paragraphen, welche sodann nochmals zusammenhängend reproduziert wird (S. 76—98). Den

[3]) Leipzig, J. C. Hinrichs, 2. Aufl.

[4]) Gesetz Hammurabis und Thora Israels, Leipzig, Deichert.

[5]) Das Gesetz Hammurabis.

[6]) Die Gesetze Hammurabis in Umschrift und Uebersetzung. Leipzig, J. C. Hinrichs.

[7]) Hammurabis Gesetz, Bd. 1. Uebersetzung, Juristische Wiedergabe, Erläuterung. Leipzig, E. Pfeiffer.

[8]) Die Gesetze Hammurabis und ihr Verhältnis zur mosaischen Gesetzgebung, sowie zu den XII Tafeln. Wien, A. Hölder.

glänzendsten Teil des Buches bildet die „Darstellung des Hammurabi-Rechts“, bei der außer dem Kodex noch die zahlreiche Kontraktliteratur der Hammurabi-Zeit herangezogen wird.

Da es viel zu weit führen würde, auch nur andeutungsweise die dem Gesetz zugrunde liegenden Rechtsanschauungen zu skizzieren, muß ich mich begnügen, auf diese Darstellung hinzuweisen, umsomehr als auch ich mich hier nur als dankbar Empfangender fühlen kann und mich in keiner Weise berufen fühle, dem anerkannten, um die Erforschung babylonischer Rechtsdenkmäler so hochverdienten Meister der vergleichenden Rechtswissenschaft kritisch näher zu treten.

Anders bei dem Buch des Wiener Gelehrten D. H. Müller. Dieses Buch steht in einem ganz besonders gearteten Verhältnis zu seinem Gegenstand. Hat sich in Winckler der Assyriologe und Historiker um das Denkmal und seine Vorgeschichte bemüht, in Kohler-Peiser der Assyriologe und der Jurist mit vereinten Kräften die Erklärung des Inhalts zu fördern gesucht, so bringt D. H. Müller keine der beiden Eigenschaften mit, die zur Mitarbeit an dem Werke nötig sind, er ist weder Assyriologe noch Jurist. Und während sich die Fachleute dabei beschieden haben, das Gesetz auszulegen und seine eigene Geschichte auf dem Boden des Landes, in dem es entstanden und in praktischer Uebung gewesen ist, zu untersuchen, hat Müller sich die weitesten Grenzen gesteckt und sich vorgenommen, die welthistorischen Zusammenhänge aufzuzeigen.

So hat denn auch Müllers Werk bei seinem übrigens geschickt inszenierten Erscheinen ziemliche Sensation hervorgerufen. Müller war als Kenner der rabbinischen Wissenschaften, besonders aber als Arabist und verdienstvoller Bahnbrecher in der Erklärung südarabischer Denkmäler, trotz vielfach erhobenen Widerspruchs zu Ansehen gelangt. Daß er in der Lage wäre, das Verständnis des Gesetzbuches des babylonischen Königs zu fördern, hat man dem Nichtassyriologen nicht zugetraut. Müller sucht nun vor allem durch Umschrift und neue Uebersetzung des Gesetzestextes und „sprachliche Exkurse“ das Vorurteil, er sei nicht Assyriologe, zu zerstören. Leider muß es bei dem Urteil bleiben, das F. E. Peiser in der Orientalischen Literatur-Zeitung, 1904, Nr. 5, gefällt hat,[*)] indem er Müller den „Auchassyriologen“ zuzählt, d. i. den Semitisten, die, mit gewissen Elementarkenntnissen aus Delitzschs Schrifttafel und Grammatik ausgerüstet, gelegentlich die Lust verspüren, an einem dazu geeigneten Sonntag assyriologischen Lorbeeren nachzujagen. Besonders charakteristisch sind für derartige Pfadfinder Entdeckungen, die „eigentlich“ längst schon hätten gemacht werden müssen, deren Ausbleiben nur dadurch sich erklären läßt, daß die Zünftigen eben den Wald vor lauter Bäumen nicht gesehen haben. So hat auch D. H. Müller recht gravierende Beschuldigungen für die Assyriologie. Besonders hebe ich hervor, was Müller auch im ganzen Abdruck des transkribierten Gesetzestextes tut, die Copula u und die postponierte Partikel ma, zwei kleine harmlose Wörtchen, so häufig wie bei uns im Deutschen das Wörtchen „und“, die aber trotzdem erst durch den Arabisten Müller darüber instruiert werden, welche Funktion ihnen in einem babylonischen Text obliegt. Diese Nachweise sind vollständig mißglückt, sie kommen vielmehr auf eine Spielerei hinaus, die zu syntaktischen und logischen Unmöglichkeiten führen muß, auf eine Uebertreibung und systematisierende Vergewaltigung nicht syntaktischer, sondern logischer Verhältnisse.

Gleichwohl aber muß anerkannt werden, daß Müller die Erklärung des Gesetzes sehr wesentlich gefördert hat, namentlich, daß er durch seine große Belesenheit manche höchst instruktive Parallele und Analogie beiziehen konnte, die die Situation im Gesetz Hammurabis ungemein verständlich macht. Die Durchführung des von ihm im Gesetz erkannten Systems der Anordnung ist zweifellos höchst verdienstlich und kann m. E. ernsthaft nicht angefochten werden. Die Auslegung der einzelnen Paragraphen bietet oft höchst treffende Bemerkungen. Es ist überhaupt bedauerlich, daß sich Müller die Anerkennung des vielen Vortrefflichen, das sein Buch bietet, wesentlich erschwert hat durch Ansprüche, die ihm nach der Lage der Dinge einfach nicht zustehen.

Müller ist neben Jeremias der erste, der wirklich eingehend sich um die Auslegung des Gesetzbuches gekümmert hat, er ist der erste, der all den Problemen, die der Vergleich mit dem Mosaischen Gesetz mit sich bringt, wirklich gründlich zu Leibe gegangen ist. Daß dabei viel Selbstverständliches ausgesprochen ist, Beobachtungen kolportiert werden, die jeder vertraute Leser von selbst auch macht, ist wahrlich kein Unrecht. Es ist nur nicht notwendig, daß die Kritik über dem, was sie in einem Buche sucht, übersieht, was drin steht. Daß das Gesuchte dann immer Fehler und das Uebersehene meist Vorzüge sind, liegt eben manchmal in der Natur der Dinge oder — wenn man will — auch der Rezensenten.

Breite Partien in Müllers Buch sind nun freilich nicht diskutabel, weil mehr erbaulicher als sachlicher Natur. Der Kanzelton des ehemaligen Rabbiners läßt namentlich, wo es sich um Moses oder JHWH handelt, ruhige, nüchterne Ueberlegung nicht immer zu ihrem vollen Rechte kommen — aber abgesehen davon bieten die Erörterungen über den Zusammenhang des Mosaischen mit dem Hammurabi-Gesetz viele höchst beachtenswerte Momente.

Die Untersuchungen Müllers geben mir erwünschten Anlaß, einem der wichtigsten Probleme, welche der C. H. der vorderasiatischen Altertumswissenschaft aufgibt, näher zu treten, der Frage nach dem Zusammenhang des C. H. mit der Thora Israels, und im Anschluß daran die Konsequenzen anzudeuten, welche meines Erachtens Existenz und Inhalt des C. H. für die historische Kritik der Ueberlieferung der Thora haben kann oder muß.

Die von Müller gewonnenen Ergebnisse sind in der Hauptsache folgende:

Es besteht der engste Zusammenhang zwischen dem Gesetze Hammurabis und der mosaischen Gesetzgebung, es besteht Uebereinstimmung in einzelnen Gesetzesvorschriften, besonders aber in ganzen Gesetzeskomplexen und deren Gruppierung und systematischer Reihenfolge.

Die mosaische Gesetzgebung kann aus den Gesetzen Hammurabis nicht geschöpft haben, weil die Formulierung und Gruppierung der mosaischen Gesetze ursprünglicher sind als die Hammurabis.

„Beide Gesetze müssen aus einem Urgesetz geschöpft haben, das in seiner Fassung, Gruppierung und Reihenfolge dem mosaischen Gesetze näher stand als dem Hammurabis.“

Das vorauszusetzende und leicht wieder zu konstruierende Urgesetz kam auf einem Seitenweg, „sei es von Babylon, sei es von Kanaan aus, nach Griechenland, beeinflußte daselbst die hellenischen Legislationen und erreichte dann Rom, wo ein starker Niederschlag des Systemes sich in den XII Tafeln erhalten hat“.

Wie ich oben schon angedeutet, steht Müller mit diesen Ergebnissen ziemlich isoliert da, namentlich die Konstruktion eines literarisch fixierten Urgesetzes als der gemeinsamen Quelle beider Kodifikationen ist Müllers ausschließliches Eigentum. Grimme lehnt jeden irgendwie gearteten Zusammenhang ab, Cohn und Kohler halten Gemeinsamkeit der natürlichen Voraussetzungen für ausreichende Erklärung der sachlichen Berührungspunkte, ähnlich Jeremias, mit dem Unterschied, daß er das altarabische Recht als Bindeglied zwischen Moses und Hammurabi stellt, also doch ein historisch greifbares Medium für die Rezeption babylonischer Rechtsanschauungen in Israel für notwendig erachtet.

Für die Frage einer „Entlehnung“ kann nur das Bundesbuch in Betracht kommen. Hier sind die sachlichen Berührungspunkte nicht nur sehr zahlreich, sondern auch in bezug auf die Anordnung ist zu konstatieren, daß die entsprechenden Bestimmungen im C. H. in der Hauptsache

*) Man kann aber leider sich dem Eindruck nicht verschließen, daß diese Polemik wirkungsvoller gewesen wäre, wenn Peiser in diesem Streit nicht selbst im Glashause säße.

in ziemlich naher Nachbarschaft sich beisammen finden. Das ist aber auch alles, was man sagen kann; demgegenüber fallen aber ganz wesentliche Differenzpunkte schwer in die Wagschale,[10]) und das Mindeste, was angenommen werden müßte, ist, daß der hebräische Gesetzgeber mit souveräner Freiheit die Vorlage für seine Zwecke umgestaltet habe. Dann aber kommt noch in Betracht, daß gerade das Bundesbuch nichts enthält, was nicht als gemeinsemitische Rechtsnorm angesehen werden könnte; es ist die Kodifikation altarabischen Gewohnheitsrechtes. Daß zahlreiche Bestimmungen desselben, und zwar vielfach — aber durchaus nicht immer — in übrigens immer sachlich begründeter ähnlicher Gruppierung im C. H. wiederkehren, kann nicht wundernehmen, wenn man weiß, daß die Dynastie, der Hammurabi als sechster König angehört, westländisch, arabisch ist und einer der häufigen Ueberflutungen des Zweistromlandes durch Beduinenhorden ihr Dasein verdankt.

Die anderen, übrigens nur wenigen, Berührungspunkte zwischen Thora und C. H. verteilen sich auf sämtliche fünf Bücher Mosis, wenn man die rechtlichen Voraussetzungen der Patriarchengeschichten mit heranzieht; diese verstreuten Bestimmungen irgendwie literarisch mit dem C. H. zusammenzubringen, geht von vornherein nicht an, aus ihnen geht nichts anderes hervor, als daß — ohne Rücksicht auf irgend welche Kodifikation — hüben und drüben in einzelnen Fällen gleiche oder verwandte Rechtsanschauung vorhanden war.

Es besteht also keine Veranlassung, eine literarische Beeinflussung der Thora durch den C. H. anzunehmen. Auch die Annahme Müllers, daß ein zu rekonstruierendes Urgesetz beiden Kodifikationen zugrunde liegt, ist hinfällig mit allen daraus gezogenen historischen Schlußfolgerungen und Eingriffen in die jetzige Anordnung des Gesetzesstoffes bei Hammurabi oder der Thora. Tatsache aber ist, daß die Rechtsanschauungen bei Hammurabi und in der Thora sich vielfach berühren; daß auch vielfach gleichartige Formulierung der Bestimmungen sich findet, das ist aber nur natürlich. Man darf dabei nicht übersehen, daß für mehr als die Hälfte der Paragraphen des C. H. Parallelen in der Thora völlig fehlen, wie andererseits das Plus in der Thora gegenüber dem C. H. ein ganz außerordentliches ist; ferner: die Thora ist kein Gesetzbuch im landläufigen Sinn, wie es der C. H. ist, sie verwebt vielmehr gelegentliche Gesetzesbestimmungen und größere oder kleinere Sammlungen von solchen, die zu den verschiedensten Zeiten entstanden sind, mit einer breit angelegten Geschichtsdarstellung. So ist jede einzelne Sammlung von Verordnungen eine „Quelle" für sich, die an sich wiederum mannigfache Umarbeitung und Ergänzung erfahren haben mag, ohne daß sich das im einzelnen heute noch genau feststellen lassen könnte. Der C. H. ist dagegen ein legislatorisches Dokument aus e i n e m Guß, das die überlieferte Rechtsanschauung systematisiert und ordnet und nach dem Gesichtspunkt des praktischen Bedürfnisses im Staatswesen Hammurabis ergänzt und ausbaut.

Mit der Zeit wird man auch an maßgebender Stelle daran denken müssen zu prüfen, ob die Existenz und der Charakter des C. H. nicht zu einer Revision der Anschauung über die Entstehung der Thora Israels nötigt. Schüchtern ist von Oettli bereits der Finger auf diese heikle Frage gelegt worden. Daß von einzelnen unter den Forschern, die gelernt haben, die Entwicklung des Volkes Israel im Lichte der Zeugnisse des gesamten altorientalischen Kulturlebens zu betrachten, die Frage im Gegensatz zur heute noch herrschenden Schulmeinung beantwortet wird, hat den Hütern und Vertretern dieser Meinung seither nur wenig imponiert, wie überhaupt alles, was von außen her an sie herangetreten ist, sich nur einer platonischen Wertschätzung erfreuen durfte. Die Zeichen mehren sich, die darauf deuten, daß ganz allmählich sich ein Umschwung anbahnt. Tatsachen lassen sich eben auf die Dauer nicht knebeln, auch von der zähesten und konservativsten aller Mächte nicht, auch nicht von der theologischen Schulmeinung.

Der C. H. wird naturgemäß seine Wirkung in der alttestamentlichen Kritik zuerst am Bundesbuch erproben. Trotz aller Verschiedenheit berühren sich beide aufs innigste in ihrem literarischen Charakter, in ihrer technischen Struktur, und in ihren kulturellen Voraussetzungen. Beides sind nicht „was man Juristenrecht nennen könnte", wie die Kodifikationen moderner Kulturstaaten. „Es werden nicht große Rechtsgrundsätze (in ihnen) ausgesprochen", sie enthalten keine „Darstellung einer abstrakten Rechtsordnung zum Zweck der Anwendung auf den einzelnen Fall, sondern eine Zusammenstellung einzelner Rechtsentscheide". Ich zitiere hier absichtlich fast wörtlich eine Charakterisierung des Bundesbuches durch Benzinger, Hebr. Archäologie, S. 324, die Zug um Zug auch auf den C. H. paßt. Auch die kulturellen Voraussetzungen sind, was nicht stark genug betont werden kann, für breite Partien des C. H. durchaus denen des Bundesbuches gleichartig. Mehrere noch gar nicht hervorgehobene Berührungspunkte liegen in den historischen Verhältnissen der Promulgation der Gesetze. Der C. H. soll dem neugeschaffenen Reich geordnete Zustände im Innern verbürgen, auch das Bundesbuch knüpft unmittelbar an die Neuorganisation des Volkes an, dem es als Norm des bürgerlichen Lebens bestimmt ist. In beiden kommt der Kern des alten Gewohnheitsrechts zur feierlichen Anerkennung, in beiden werden diesem Kern anderweitige Bestimmungen angegliedert, die den besonderen Verhältnissen entsprechen.

Aus diesen Erwägungen ergeben sich aber zwingende Konsequenzen. Vor allem das Zugeständnis, daß das dem Bundesbuch zugrunde liegende Gewohnheitsrecht viel älter sein kann und sicher viel älter ist, als das Bundesbuch auch nach der Meinung der Tradition ist. Das Datum Hammurabis ist eine vorläufige Grenze für die Datierung nach rückwärts, niemand aber wird behaupten, daß es die äußerste ist. Die Gleichartigkeit der technischen Struktur der einzelnen Paragraphen bei C. H. wie im Bundesbuch zwingt aber zu der Annahme, daß auch für die Formulierung der einzelnen Satzungen des Gewohnheitsrechts ein weiter Zeitraum nach rückwärts zugestanden werden muß. Wie lassen sich aber mit diesen Folgerungen die Ansätze Stades vereinigen, der eine schriftliche Fixierung des altisraelitischen Gewohnheitsrechtes erst in der Zeit Manasses (zirka 675) für möglich hält? Für Benzinger l. c. hat diese Meinung viel Bestechendes, wenn er auch meint, daß es „denn nicht der erste Versuch einer Niederschrift einzelner Rechts- und Kultussatzungen" sei. Für Cornill (Einleitung, 1896, S. 69) ist das Bundesbuch der „Niederschlag des Gewohnheitsrechtes der älteren Königszeit". Holzinger im Kommentar zu Exodus (1900), S. 101, betont aus literarkritischen Gründen die Entstehung im Nordreich, ist geneigt, mit Reuß und ähnlich Kautzsch für den einen Teil des Bundesbuches die erste Hälfte des 9. Jahrhunderts als Zeitpunkt der Fixierung anzunehmen. Der Kuriosität wegen sei noch hervorgehoben, daß nach Wildeboers Meinung das Bundesbuch, dieses in seinem Hauptteil urwüchsig volkstümliche Gesetz, von der Priesterschaft zu Bethel zusammengestellt sei. Die Verschiedenheit dieser Resultate zeigt, daß auf dem hier eingeschlagenen Weg das Ziel nicht erreicht werden kann, daß textkritische Beobachtungen und religionsphilosophische Prämissen zu einer widerspruchslosen Lösung nicht führen können.

Worauf es hier ankommt, ist nicht die spezielle Frage nach dem Zeitpunkt der Promulgation des Bundesbuchs, sondern vielmehr die prinzipielle Frage: Zwingt uns unsere heutige Kenntnis des alten Orients zur Anerkennung der Möglichkeit, daß das Volk Israel im Besitz eines ausgebildeten bürgerlichen Rechtskodex in Kanaan eingewandert ist? Diese Möglichkeit muß unbedingt zugestanden werden, seitdem Arabien auch für die Zeit der israelitischen Wanderung ins Licht der Geschichte gerückt worden ist, seitdem wir wissen, daß dort feste Staatenbildungen existiert haben, daß die Vorstellungen von kulturlosen Nomaden, die in fröhlichem, urständigem Naturalismus ihr Dasein führen, in der herrschenden Form durchaus unhistorisch sind, daß sich durchaus nicht alles so „entwickelt" hat, wie sich

[10]) Darüber siehe bes. bei Grimme.

das vom grünen Tisch aus bequem diktieren läßt. Was ich hier an dem Beispiel des Bundesbuches anzudeuten versuchte, ist der prinzipielle Gegensatz, in dem die Grundanschauungen über das historisch Mögliche auf dem Gebiet der vorderasiatischen Geschichte heute einander gegenüberstehen. Auf diese Andeutungen muß ich mich beschränken. Vielleicht hat der C. H. noch die Mission, eine weitere Bresche in die Glasmauern zu brechen, innerhalb deren die „Geschichte Israels" als Treibhauspflanze ihr Dasein fristet, lediglich von theologischer und religionsphilosophischer Spekulation genährt und ängstlich behütet vor jedem frischen Luftzug neuer Erkenntnis tatsächlicher welthistorischer Zusammenhänge.

Neuburg a. D. Otto Weber.

Emersons Werke.*)

Der geniale Denker und Dichter Emerson, auf den zuerst seinerzeit Herm. Grimm aufmerksam machte, und dessen Werke nunmehr in vortrefflicher Uebertragung vorliegen, sagt einmal von sich: Ich bin ein geborener Dichter, unzweifelhaft geringen Ranges, aber doch ein Dichter. Mein Singen ist wohl meist unbeholfen und meist in Prosa. Dennoch bin ich ein Dichter, insofern als ich die Harmonien im Geiste und in der Materie erkenne und innig liebe. Diese Charakteristik trifft zu, schon deshalb, weil er in seiner ganzen Auffassung mehr eine intuitive als diskursive Natur war, mehr in konkreten Anschauungen und Bildern dachte, als in abstrakten Begriffen und Formeln, und nicht zum wenigsten, weil er in seinem innersten Herzen trotz aller Verstandesschärfe doch ein überzeugter Mystiker war. Daher auch nebenbei bemerkt seine warme Liebe und Verehrung des Künstler-Philosophen Platos oder gar Swedenborgs. Nur zwei Bezeichnungen von ihnen: Plato ist ein Professor, sein Gewand, obgleich aus Purpur und beinahe aus Himmelslicht gewoben, ist ein akademischer Talar, dessen mächtige Falten die Bewegungen hindern. Aber dieser Mystiker (eben Swedenborg) ist einem Cäsar gewachsen, und Lycurg selbst würde sich ihm beugen. Aber trotz dieser mystischen Anlage ist seine Sprache meist nicht verschwommen und unklar, sondern bei aller Symbolik verständlich, wobei die zartesten Saiten erklingen und wunderbare Laute ertönen.

Der vorliegende Band beschäftigt sich mit dem menschlichen Leben, mit sozialen Beziehungen, mit dem Werden eines Charakters u. s. w. und endlich mit dem Studium der Natur. Alles, worauf innerhalb dieser weiten Sphäre sein sinniger Blick fällt, erhält, und sei es auch sonst ein völlig gleichgültiger Gegenstand, eine gewisse höhere Weihe. Daß ein solcher besonders feinfühliger Mann Liebe und Freundschaft (diese bilden die beiden ersten Kapitel) mit einer zarten Grazie behandelt, versteht sich von selbst. Ein Beispiel statt aller: Die glühende Hingabe, die einst in jeder Brust loderte, wird mit der Zeit sanfter, aber was sie an Heftigkeit verliert, gewinnt sie an Ausdehnung, und so gelangen die beiden Liebenden zu einem vollkommen geistigen Verständnis. Sie ergeben sich und begnügen sich ohne Klage mit dem Guten, das Mann und Weib, jedes nach seiner Art und zu seiner Zeit, leisten kann und leisten muß; und aus der Leidenschaft, die einstmals den geliebten Gegenstand nicht eine Minute aus den Augen ließ, wird eine fröhliche, zwanglose, gegenseitige Förderung ihrer Absichten, einerlei ob die beiden zusammen oder ob sie getrennt sind. Endlich machen sie die Entdeckung, daß alles jenes, was zuerst sie anzog — jene einst angebeteten Gesichtszüge, das zauberische Spiel der körperlichen Reize —, nur eine vorübergehende Bedeutung zu einem höheren Zweck hatte, wie das Baugerüst für ein neues Haus; und die von Jahr zu Jahr fortschreitende Reinigung des Geistes und Herzens ist die wahre Ehe, die von Anbeginn vorgesehen und vorbereitet, aber ihnen niemals zum Bewußtsein gekommen war. Und wenn ich an diesen Zweck denke, zu welchem zwei Menschen, ein Mann und ein Weib, von so verschiedenen und doch einander so ergänzenden Gaben zusammen in ein Haus eingeschlossen werden, um in ehelicher Gemeinschaft vierzig oder fünfzig Jahre zu verbringen, so wundere ich mich nicht über die Emphase, womit von der frühesten Kindheit an das Herz diese Krise voraussagt, ich wundere mich nicht über die verschwenderische Schönheit, womit wir unbewußt den bräutlichen Gesichtswinkel überschritten, ich wundere mich nicht über den Wetteifer, worin Natur, Verstand und Kunst sich überbieten, um dem Brautlied geistigen Inhalt und süße Melodie zu geben. (S. 16.) So werden Liebe und Freundschaft auf ihre Elemente hin geprüft, nicht mit dem Auge eines kalten, das Seziermesser führenden Anatomen, sondern eines feinsinnigen Beobachters, der selbst über eine Fülle persönlicher Erfahrung verfügt. Das erste, was der Mensch von seinem Mitmenschen fordern kann, ist Wahrheit, wie Emerson erklärt, und er hält das um so mehr fest, als für den gewöhnlichen Verkehr leider nach seiner Meinung eine andere Praxis waltet: Aufrichtigkeit ist ein Luxus, der wie Diademe und Autorität nur dem höchsten Rang zugestanden wird: dieser darf die Wahrheit sprechen, weil nichts über ihm steht, dem er zu schmeicheln oder sich anzuschmiegen hätte. Jeder Mensch ist aufrichtig, wenn er mit sich selbst allein ist. Sobald aber eine zweite Person auftritt, beginnt die Heuchelei. Die Annäherung eines Nebenmenschen wehren wir ab durch Komplimente, durch leere Redensarten, durch Lustbarkeiten, durch Geschäfte, mit einem hundertfältigen Gewand verbergen wir vor ihm unsere Gedanken. Das klingt hart und absprechend, ist im Grunde aber nur der Ausdruck einer auf langer Erfahrung begründeten Ueberzeugung. Emerson ist, um das auch noch anzufügen, alles andere eher als ein hypochondrischer oder gar mit sich selbst kokettierender Pessimist; umgekehrt verläßt ihn nie, trotz alles Widrigen und Schlechten, der Glaube an einen endlichen Sieg des Guten. Im übrigen betrachtet er es als sein gutes Recht, auch über die Lebensklugheit zu schreiben, gerade so wie über ethische und ästhetische Fragen. Nach unserem Dafürhalten zeigt er gleichfalls auf diesem Gebiete dieselbe Feinheit und Schärfe der Beobachtung und die gleiche Liebenswürdigkeit des Urteils. Durchaus mit Recht verlangt er auch hier von jedem Menschen und vollends von dem wissenschaftlichen Denker eine klare, gesunde Auffassung der gewöhnlichen Verhältnisse: Einem Falle wie Tassos Unglück begegnen wir nicht selten in den Lebensbeschreibungen moderner Menschen. Ein genialer Mensch von heißem Blut, über physische Gesetze sich hinwegsetzend, schwach gegen sich selber — ein solcher Mensch wird bald unglücklich, nörgelig, sich selbst und anderen ein Dorn im Auge. Der Gelehrte macht uns schamrot durch das Doppelleben, das er führt. Wenn höhere Fragen, die über der gewöhnlichen Lebensklugheit stehen, in Betracht kommen, ist er bewunderungswürdig; handelt es sich um Anwendung von gesunder Vernunft, da wird er uns zur Last. Gestern war selbst Cäsar nicht so groß wie er — heute ist der Schächer unterem Galgen nicht erbärmlicher. Gestern umstrahlte ihn das Licht einer idealen Welt, in der er lebt, er, der Erste der Menschen; und heute drücken ihn Mangel und Krankheit, die er selber verschuldet hat. (S. 62.) Ganz besonders intim ist die Zwiesprache, die Emerson mit der Natur hält, mit ihrem geheimnisvollen Leben und Weben, das er kongenial mit- und nachempfindet. Wir fühlen, wie er einmal sagt, daß hier die Seele ihre alte Heimat wiedersieht, wir gelangen an die Quelle unseres Wesens und fühlen uns den Dingen so nahe, daß wir das ehrgeizige Geschwätz der Schule verachten lernen. Und auch dem Zauber des gewaltigen Entwicklungsgedankens erschließt er sein Herz, wenn er die langsame Stufenfolge im Prozeß des Werdens verfolgt: Wie fern war noch damals die Zeit des fossilen Krustentieres oder gar des Vierfüßlers, wie undenklich fern die Zeit des ersten Menschen! Ein jedes kommt zu seiner Zeit, und dann Menschenrasse auf Menschenrasse. Fürwahr es ist ein langer Weg vom Granit bis zur Auster, aber noch viel länger der bis zu Plato und seiner Predigt von der Unsterblichkeit der Seele. Und doch, so sicher das Atom zwei Eigenschaften hatte, so sicher mußten sie alle kommen.

*) Mit besonderer Rücksicht auf den letzten Stand der gesammelten Werke: Essays. 2. Reihe. (Jena, Eugen Diederichs. Preis 3 Mark. 1904.)

Wir wollen hoffen, daß auch diese Betrachtungen, die sich an den weiten Kreis aller Gebildeten wenden, eifrige Leser finden; die vorliegende Uebertragung kann nur unbedingt empfohlen werden.

Bremen. Th. Achelis.

Bücher und Zeitschriften.

Der Idealstaat. Von Dr. Eugen Heinrich Schmitt. (Band VIII der von Leo Berg herausgegebenen Kulturprobleme der Gegenwart.) Berlin 1904. (J. Räde).

Der Verfasser will nicht ein historisches Referat der Träume über einen Idealstaat geben, sondern die Grundlagen in der Weltanschauung aufdecken, welche jene Träume jeweils hervorgerufen haben. Er zieht daher nicht nur reine Utopien in den Rahmen der Betrachtung, sondern auch reale Versuche zur Gründung eines „Idealstaates“ und Programme politischer Parteien; überall nur das Wesentliche und Typische hervorhebend. Doch bietet jener historische Ueberblick über die reinen Utopisten von Plato ab schon an sich Gelegenheit zu manchen Wahrnehmungen. So z. B. ist auffallend, daß überwiegend Frankreich, in zweiter Linie England die bedeutenderen Utopien hervorbringt, während Deutschland, das ja manchmal das Volk der „nüchternen Denker“ genannt wird, weit zurücksteht. Ferner zeigen fast alle diese Systeme und Luftschlösser einen gemeinsamen Zug: so hervorragend meist die Geister sind, die sie schufen, und so sehr gerade ihr Endziel völlige Umwandlung des Bestehenden, völlige Beseitigung des Elends der Gegenwart bildet — sie alle bauen im Grund mit den Bausteinen, die sie vorfanden, und ihre Geisteskinder weisen so sehr die Züge ihrer Zeit auf, daß sie kaum in einem anderen Zeitalter gesucht werden könnten. Nur sehr wenige, ganz Große vermögen sich von ihrer Zeit und ihrer Umgebung völlig zu emanzipieren. — Schmitts Darstellung hat auch das eine große Verdienst, recht klar hervorzuheben, woran denn eigentlich jene Spekulationen über einen Idealstaat im wesentlichen kranken: das ist die Ueberschätzung des wirtschaftlichen Momentes und die Unterschätzung der jeweils den Lebensverhältnissen des Zeitalters zugrunde liegenden Weltanschauung. Dies wird lebhaft deutlich an einigen vom Verfasser berührten Beispielen; so beim Vergleich des raschen Zerfalls der verschiedenen kommunistischen Gemeinwesen Amerikas mit dem auf einer gemeinsamen religiösen Grundlage stehenden Jesuitenstaat in Paraguay oder dem gegenwärtig so blühenden Mormonenstaat Utha. Diese Ueberschätzung des wirtschaftlichen Moments ist ja auch die Achillesferse des sozialistischen Zukunftsstaates, demgegenüber die in diesem Sinn ewige Wahrheit des Satzes steht: „Sehet, das Reich Gottes ist inwendig in euch!“ Allerdings hat nach Schmitt mit dieser Weltanschauung nichts zu tun die äußere Erscheinung der Kirche, in welcher der Autor eine der Wurzeln der unholden Gegenwartszustände erblickt. — Die einzelnen utopischen Staatsideen, bei welchen der oft mathematisch konstruierte soziale Aufbau des Staatsgebildes im schroffen Gegensatz zur Verschiedenartigkeit des Menschenmaterials steht, haben zumeist eine kommunistische Grundlage. Während sie aber früher Träume einzelner waren, ist mit dem Babeuvismus die kommunistische Utopie „der Traum, das Strebeziel einer breiten Volksschichte, einer Klasse, ist sie aus einem Buchproblem zu einem Kulturproblem geworden“. (S. 117.) Der Weg führt über Marx und Proudhon zum modernen Sozialismus und Anarchismus, und, philosophisch betrachtet, zum Materialismus. Aus dem Kampf dieser Mächte mit der Hierarchie der Kirchen, hofft der Autor, werde dann einst die auf Grundlagen mathematischen Denkens ruhende Weltanschauung hervorgehen, welche er als „Gnosis“ bezeichnet.

II.

Bausteine zu einer Lebensphilosophie. Von Dr. Richard Münzer. Leipzig. Verlag von Otto Wigand. 1905. 172 Seiten. Preis 3 Mark.

Das vorliegende, sehr gut ausgestattete Buch zeugt von einem guten Willen, der bestrebt ist, sich über die bedeutsamsten und wichtigsten Probleme der Philosophie und des Lebens Klarheit und Gewißheit zu verschaffen. Aber trotzdem bietet es uns nichts Wertvolles oder auch nur Neues. Der Verfasser überschätzte offenbar seine Eignung und seine Fähigkeiten in dieser Richtung. Dazu machte er sich seine Aufgabe gar zu leicht. Die schwierigsten und, wie der Verfasser selbst oft hervorhebt, von den größten Denkern nicht genügend gelösten Fragen und Probleme werden hier wie spielend und im Handumdrehen beantwortet und endgültig entschieden. Allerdings bringt dies der Verfasser dadurch zustande, daß er die Hauptsache bei den behandelten schwierigen Fragen, dasjenige, was gerade zu erklären war, einfach voraussetzt und sich seiner sogar als eines Erklärungsgrundes weiterhin bedient; dies geschieht entweder stillschweigend und unbewußt, oder aber offen und ausgesprochenermaßen. Das letztere ist z. B. der Fall bei den Erörterungen über das Psychische und dessen Erscheinungen, das erstere in den Abschnitten, die sich mit dem Willen, mit den Problemen Raum, Zeit und Kausalität und mit den ethischen Fragen beschäftigen: hier wird überall nichts erklärt, sondern vielmehr auf das zu Erklärende rekurriert und dieses zur Erklärung verwandt. Diese „Methode“ bringt es dann mit sich, daß die ganze Untersuchung nirgends ernstlich in die Tiefe dringt, ja nicht einmal das Vorhandensein von Tiefen und Schwierigkeiten ahnen läßt, sondern gar zu sehr an der Oberfläche sich bewegt.

B. L. W.

Am Webstuhl der Geschichte. Eine kulturhistorische Episode aus dem 19. Jahrhundert von Ernst Walter. Dresden, E. Piersons Verlag.

Der Verfasser, der sich unter diesem Pseudonym verbirgt, hat das vorliegende Buch vor etwa 28 Jahren begonnen und es die ganze Zeit über in seinem Pulte liegen lassen. Vor ein paar Monaten, anläßlich seiner goldenen Hochzeit, hat er sich entschlossen es erscheinen zu lassen. Um des wohl ganz einzig dastehenden Falles willen, daß jemand, der schon die zweite Hälfte der Siebziger überschritten hat, zum erstenmal als Schriftsteller an die Oeffentlichkeit tritt, verdient das Buch wohl eine kurze Erwähnung. Aber auch um seines Inhalts willen scheint es einer gewissen Beachtung würdig. Wohl merkt man auf Schritt und Tritt den Dilettanten, aber der Verfasser hat eine starke Erfindungsgabe und weiß sehr anschaulich zu schildern. Besonders wo seiner Erzählung eigene Erlebnisse zu Grunde liegen, wie das offenbar bei der Darstellung der Lehrjahre Max Falkes der Fall ist. Nach vielen Schwierigkeiten, die seine Eigenschaft als Jude ihm macht, gelingt es ihm, in der Postlerschen Seidenfabrik Aufnahme zu finden und sich da Schritt für Schritt emporzuarbeiten, wobei sich ihm manche Gelegenheit bietet, sich durch Klugheit, Umsicht und Entschlossenheit große Verdienste zu erwerben. Namentlich das Technische in der damaligen Seidenfabrikation ist sehr plastisch behandelt. Auch auf das Wien der vierziger Jahre werden interessante Ausblicke geworfen und namentlich die Kämpfe um den Zollverein spielen eine große Rolle. Die Einheitlichkeit und Folgerichtigkeit der Handlung ist nicht überall streng gewahrt, auch sind etwas viel Edelmut, Mädchenverfolgung, Verschwörertum und dergleichen altmodische Romanrequisiten vorhanden. Neben dem Helden Max Falke ist noch ein anderer, Karl Berg, ein Arbeiterführer, Verschwörer, Vertrauter Mazzinis, vorhanden, der, wie die großen Unbekannten in Sueschen Romanen, immer zur rechten Zeit erscheint. Er ist der natürliche Sohn eines französischen Grafen Villemessant, der die einst verlassene Geliebte erst nach 25 Jahren heiraten kann, da bis dahin widrige Schicksale ihm die Ausführung dieses Vorhabens unmöglich machten. Zugleich legitimiert er den Sohn, der nun als reicher Aristokrat nach Frankreich zieht. Das ist sehr romanhaft, aber da in einem allerneuesten Drama eine solche späte Anerkennung eines natürlichen Kindes durch den Vater stattfindet, so kann damit auch die Anwendung des gleichen Motivs durch Ernst Walter „legitimiert“ erscheinen.

S. S.

Allgemeine Rundschau.

Münchener Orientalische Gesellschaft.

Die Orientalische Gesellschaft veranstaltete die erste ihrer wissenschaftlichen Sitzungen am 16. November. In dieser behandelte Professor Wilh. Götz „Historische Kampfstätten in bulgarischen Gebieten". Die stets erneuerte Folge von Kriegszügen, Aufständen, Plünderungen und dergleichen in der Balkanhalbinsel, welche die Geschichte von der ältesten Zeit an verzeichnet, begründete der Redner mit den vorhandenen Bodenformen und der sonstigen Naturausstattung, sodann mit den ethnographischen und kulturellen Verschiedenheiten der Bewohner. Bemerkenswert aber ist das spärliche Vorkommen militärisch entscheidender Schläge von großer, lange nachwirkender Bedeutung. Für die Osthälfte kommen außer dem Falle Konstantinopels 1453 nur dreierlei folgenschwere Kämpfe in Betracht. Das erstmalige Aufwerfen der orientalischen Frage im 10. Jahrhundert verlangte Entscheid darüber, ob die bulgarisch-slavische Beherrschung der Halbinsel an Stelle der politischen byzantinischen Macht und Kultur treten solle, oder ob letztere noch Jahrhunderte die Leitung behalte? Durch Basilius II. wurde der Umschlag in dieser Bewegung im Jahre 1014 herbeigeführt. Allerdings zunächst nur durch einen Kampf um Befestigungen, aber doch wesentlich auch durch deprimierende Grausamkeit. Als Ort des maßgebenden Vorganges schilderte Götz den Uebergang zwischen Samakov und Dubnica, also nächst der oberen Struma. Die später nochmals erfolgte Herstellung eines Bulgarenstaates vermochte trotz rascher Eroberungserfolge es nicht wieder sehr nahe zu legen, daß die Halbinsel bulgarisch werde. — Nach der Unterwerfung ihrer meisten Gebiete durch die Osmanen mußte zweimal von deren Heer bewiesen werden, ob die Macht des Halbmondes sich gegenüber dem nördlichen Nachbarstaate und der noch nachwirkenden Idee der Kreuzzüge behaupten könne. Darum hatte Bajasid bei Nikopolis 1396 und Murad bei Varna 1444 gegen ein Heer unter dem Könige von Ungarn zu kämpfen. Ob Sigismund bei dem heutigen Nikopoli an der Donau geschlagen worden sei oder beim Dorfe Nikup, nördlich von Tirnova — diese immerhin durch die Oertlichkeit und die überlieferten Phasen der Schlacht nicht alsbald gelöste Frage beantwortete der Vortragende durch Schilderung beider Gegenden entschieden zugunsten der Donaunähe (also entgegen der Auffassung Jireceks, in Zustimmung zu Kanitz). Murad eilte aus Kleinasien herbei und umfaßte das von 20,000 Reitern gebildete Ungarn- und Kreuzzugsheer westlich von Varna. Die Bodenformen lassen es hier im ganzen zwar zu keiner Frage über die Walstatt kommen; aber sie erschweren doch das Verständnis der berichteten Einzelheiten. Hier entschied zum erstenmal die türkische Infanterie, und zwar der Janitscharen, einen großen Sieg. Aber in beiden Schlachten haben mitteleuropäische Heerkörper bewiesen, daß sie, wenn auch weitaus in der Minderzahl, den türkischen Massen doch durch Tapferkeit und Wucht des Vorgehens überlegen waren. Nur das mangelnde Zusammenhalten der Heeresteile und die durch Flucht, bezw. durch das Fallen des Königs veranlaßte Panik wendete den Gang der Schlacht. Aber die Türkenmacht war durch diese Erfolge an ihrer Peripherie auf vier Jahrhunderte in Europa gesichert. — Die letzte Behandlung der orientalischen Frage, welche zu einer dauernden Erledigung führte, erfolgte im Jahre 1877. Damals wurde die Stellung der Türken in Europa für immer zerstört. Entsprechend fanden sich dieselben während des Krieges nicht mehr fähig zu Feldschlachten, nur zu Belagerungskämpfen; nicht mit Niederlagen, sondern mit Kapitulationen besiegelten sie ihre Geschicke. Die beiden maßgebenden Schauplätze kennen wir unter den Namen Plewna und Schipka. Redner schilderte das Aussehen der Stadtumgebung am Grivizabache und der Höhen am Schipkapasse, damit zugleich die erschwerenden Momente für die russischen Belagerer und Stürme in ersterer und für die Behauptung ihrer Positionen an der Paßstraße. Den türkischen Obergeneralen und Unterführern fehlte das Selbstvertrauen und der entschiedene Wille, um den Gegner vernichten zu können; auch der sonst so treffliche und vielseitige Osman in Plewna erwies sich nur als gewissenhaft darauf bedacht, Heer und Platz gegen die große Uebermacht mit ruhmwürdiger Anstrengung für den Padischah zu erhalten. Der Verzicht auf ernste Offensive und Mangel an Sinn für die Zukunft des Staates besiegelte den Ausgang. Ohnmacht und Verfall der Osmanenherrschaft schloß sich an trotz so vieler Einzelbemühung abendländischer Männer im Dienste der Türkei. Sehr rühmlich aber erscheint die seit 26 Jahren in den Gebieten Bulgariens vollbrachte Kulturarbeit, wie sie u. a. auch Plewna besonders bekundet.

•

Neolithische Station bei Dürkheim a. d. Hart.

m. Den östlichsten Ausläufer des Bannes von Dürkheim bildet das sog. „Bruch", eine ehemalige, bis zum Fuße der „Heidenmauer" reichende, von Ost nach West gerichtete Bucht des Rheintalsees. Dort, wo diese sich südlich des Eyersheimer Hofes verengt, treten diluviale Kiesschichten, gelagert auf den meisten Sandbänken des Tertiär, bis zum Südrande dieser Meeresbucht vor.[1]) Hier zieht sich der sog. „Rostgraben" von West-Süd-West nach Nord-Ost-Nord. Sein südliches Ufer bildet eine nach Süden sanft ansteigende Fläche, auf der Mühlenbesitzer Disqué Rebfelder angelegt hat. Beim Gräbenziehen innerhalb dieses Besitztums, das zirka 500 Meter südlich der Eyersheimer Mühle gelegen ist, fand Herr Oekonom Nikolaus Henrich von Weisenheim am Sand eine Serie neolithischer Altsachen. Sie bestehen in drei geschliffenen Steinwerkzeugen (Beilen) von trapezförmigem Längsschnitt und ovalem Querschnitt, von denen eines aus Melaphyr, das zweite, ein elegantes Beilchen, aus lauchgrünem Prasem besteht. Von Flint- und Kiespfeilspitzen sind drei Typen vorhanden. Auch ein sog. Pfeilstrecker (nach Köhl) aus Sandstein fand sich vor. Aus Ton bestehen mehrere sog. Karussels, d. h. flache Tonscheiben mit zentraler Lochung, und zahlreiche Gefäßstücke. Letztere sind zum Teil ornamentiert, und zwar in einer Weise, wie sie am Mittelrhein, bezw. auf der linken Seite des Rheins bisher noch nicht festgestellt worden ist. Die Ornamente bestehen 1. in vertikalen, parallel laufenden Zickzacklinien (Sparren-Ornament nach Dr. A. Götze); 2. in horizontal laufenden Parallellinien, wie solche vornehmlich bei der Zonenbecher-Keramik erscheinen (nach Dr. K. Köhl); 3. in Reihen von eingestochenen kleineren Dreiecken; 4. in imitierten Schnurornamenten, das aus Reihen von kleinen, mittelst Stichkanal hergestellten Strichen besteht. Außerdem finden sich hier auch Anklänge an die Spiralbandkeramik vor. — Die Ornamentik weist einerseits Verwandtschaft mit Dr. Götzes Bernburger Typus auf (vgl. Zeitschrift für Ethnologie, 24. B. (1892), S. 184 ff.), andrerseits mit dem von Dr. A. Voß bestimmten Branowitzer Typus (vgl. Zeitschrift für Ethnologie, 27. B. (1895), S. 121, und Köhl: Ueber die neolithische Keramik Südwestdeutschlands, S. 20—21). Jedenfalls gehört diese Keramik nach Dr. A. Götze (vgl. die Gefäßformen und Ornamente der neolithischen schnurverzierten Keramik im Flußgebiet der Saale, S. 53, oberer Abschnitt und Tafel II, 30 und 31) einer „sehr späten Form" der Neolithik an, der Zonenornamentik.[2]) und steht unmittelbar vor dem Beginn der Metallzeit, wohin auch die Form der drei geschliffenen Steinbeile hinweist, die stark an die der ersten Kupferbeile erinnert. — Die Verzierungsweise der Keramik weist einerseits nach Thüringen (Rössener Typus), andrerseits nach Böhmen und Mähren hin. — Zur Vergewisserung über die Fundverhältnisse fand am 31. Oktober unter der Leitung des Verfassers hier eine Ausgrabung statt. Bei 10 Versuchsgräben konstatierte man 8 Wohngruben, die 70 bis 80 Gänge entfernt vom Südrande des Rostgrabens etwa 40 Zentimeter unter dem hiesigen Erdboden unberührt lagen. Die Kulturschicht betrug 15 bis 20 Zentimeter und enthielt außer Herdsteinen und Asche, sowie zahlreichen Tierknochen von Rind, Schwein, Hirsch und anderen Säugern eine Reihe von Inventarstücken. Unter diesen sind aus Stein zu nennen: 1. Mahl- und Reibsteine aus Quarzit und weißem Sandstein; 2. Werkzeuge aus Kies geschlagen, die zum

[1]) Vgl. Pollichia 25.—27. Jahresbericht, Bodenkarte von Dürkheim, nach Laubmann.

[2]) So das Urteil von Sanitätsrat Dr. Köhl, der die betreffenden Funde einsah.

Schneiden, Kratzen und Schaben dienten; 3. Anhänger, die gleichfalls aus schwarzem und weißem Kies hergestellt sind. Aus Knochen ist ein löffel- oder schaufelartiges Artefakt zu nennen. Aus gebranntem Ton bestehen zahlreiche unornamentierte Gefäßstücke, teils von schwarzbrauner, teils von ziegelroter Farbe. Das größte Stück zeigt einen hohen (6 Zentimeter), nahezu senkrechten Hals mit abgerundetem Rande und schwach profilierte Leibung auf. Fast aller Gefäßstücke Tonmasse ist mit kleinen Kieseln gemengt. Außerdem sind von den 1½ bis 2 Meter im Durchmesser haltenden Wohngruben Hüttenbewurf, Knollen von weißem Bolus und Stücke von Rötel und rötelähnlichem Rotliegenden beachtenswert. — Die Fundstücke gelangten in das Kantonalmuseum zu Dürkheim. Die Ausgrabungen werden später ihre Fortsetzung finden.

*

Kleinere Mitteilungen.

ct. **Zur Beobachtung der nächsten vollständigen Sonnenfinsternis**, die am 30. August 1905 stattfinden und in Nordamerika und einem Teil des südlichen Europa und des nördlichen Afrika sichtbar sein wird, werden in den Kreisen der Astronomen bereits die Vorbereitungen getroffen. Die Amerikaner sind wieder am tätigsten dabei, wie man ja dort gerade für die Himmelskunde immer große Aufwendungen zu machen bereit ist. So sollen diesmal nicht nur Beobachtungsreisen nach den günstigsten Plätzen in Labrador gehen, sondern auch nach Spanien und Oberägypten. Die Astronomische Gesellschaft von Frankreich hat in ihrer Novembersitzung einen Ausschuß eingesetzt, um die Beteiligung Frankreichs an den Beobachtungen festzustellen. Es kann schon jetzt als sicher gelten, daß die Betätigung der französischen Astronomen im Gebiet von Algier und Tunis erfolgen wird, weil diese beiden Länder gerade von der Totalitätslinie geschnitten werden. Auch in St. Petersburg hat man sich gelegentlich des Wissenschaftlichen Aeronautischen Kongresses unter dem Vorsitze des Großfürsten Konstantin mit der Frage der Beteiligung beschäftigt.

* **Von der norwegischen Polarexpedition unter Kapitän R. Amundsen**, die im Sommer 1903 nach dem arktischen Amerika aufgebrochen ist, hat, wie der Globus mitteilt, im Oktober dieses Jahres ein amerikanisches Fangschiff namens Vesuv eine Nachricht heimgebracht. Es ist ein von Amundsen auf der Beechey-insel (oder vielmehr -Halbinsel) niedergelegtes Schriftstück, das vom 27. August 1903 datiert ist, und worin mitgeteilt wird, daß die Expedition, die ihren ersten Winter auf dem Wege zum magnetischen Nordpol irgendwo im Lancastersund zubringen wollte, im Peelsund, dem magnetischen Nordpol so nahe als möglich, auf 1904 überwintern werde. Peelsund heißt der nördliche Teil der zwischen North Somerset und Prince of Wales-Land gelegenen Meeresstraße, an deren Küsten von J. C. Roß, Penny und Austin 1849 bis 1851 nach Franklin gesucht wurde. Wo die Amundsensche Expedition den gegenwärtigen Winter zubringt, wird man wohl schwerlich vor ihrer noch in weitem Felde liegenden Heimkehr erfahren.

W. **Eine neue Forschungsreise Professor Kochs.** Aus Berlin wird gemeldet: Professor Robert Koch beabsichtigt bereits in der nächsten oder übernächsten Woche eine neue Seuchenforschungsreise nach Ostafrika anzutreten.

*

Hochschulnachrichten.

hc. **Freiburg i. Br.** Der seit dem Sommersemester 1902 als Privatdozent für Chirurgie wirkende Assistenzarzt an der chirurgischen Klinik Dr. Arthur Perß hat die Leitung des mediko-mechanischen Instituts in Karlsruhe übernommen.

* **Leipzig.** Der Professor für Völkerkunde und Urgeschichte Dr. Karl Weule ist von der russischen Anthropologischen Gesellschaft zu St. Petersburg zum korrespondierenden Mitgliede ernannt worden.

hc. Der Privatdozent für innere Medizin an der hiesigen Universität Dr. Oswald Naumann ist am 22. November im Alter von 71 Jahren gestorben. Der Verstorbene zählte zu den ältesten Lehrern der sächsischen Landesuniversität.

* **Berlin.** Professor Arrhenius (Stockholm) hat den an ihn ergangenen Ruf an die hiesige Universität abgelehnt. Der schwedische Gelehrte zieht es doch vor, in seinem Vaterlande zu bleiben, um so mehr, als die Regierung ihm voraussichtlich in Stockholm eine neue, seinen Sonderarbeiten besonders angepaßte Anstalt errichten wird.

* **Königsberg.** An der hiesigen Universität hat sich am Mittwoch Dr. H. Strehl für das Fach der Chirurgie habilitiert. Das Thema seiner Antrittsvorlesung lautete: „Die erste Hilfe auf dem Schlachtfelde einst und jetzt."

Δ **Greifswald.** Der Professor der inneren Medizin Dr. Fr. Moritz hat den an ihn ergangenen Ruf nach Gießen als Nachfolger des verstorbenen Geheimrats Prof. Dr. Riegel angenommen.

* **Aus Schweden.** Der außerordentliche Professor der Zoologie an der Universität Lund Dr. D. Bergendal wurde zum ordentlichen Professor und Direktor des zoologischen Instituts daselbst ernannt.

*

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Karl Conrad, Ev. Pfarrer: Die Organis. d. Arbeitsnachweise in Deutschl. Leipzig 1904. Duncker u. Humblot. 464 S. — Thor Andersson: Das neue Haftpflichtgesetz und die Unfallversicherung in Schweden. Ebenda 1904. 86 S. — Dr. Ferdinand Hirsch: Das Tagebuch Dietrich Sigismund v. Leuchs (1674—1683). Erster Band. Veröffentlichungen des Vereins für Geschichte der Mark Brandenburg.) Ebenda 1904. 270 S. — W. von Sommerfeld: Beiträge zur Verfassungs- und Ständegeschichte der Mark Brandenburg im Mittelalter. Erster Teil. (Veröffentlichungen des Vereins für Geschichte der Mark Brandenburg.) Ebenda 1904. 168 S. — Major Friederich: Der Herbstfeldzug 1813. Zweiter Band: Von der Schlacht bei Kulm bis zu den Kämpfen bei Leipzig. Mit 5 Plänen und 27 Skizzen in Steindruck. (Geschichte der Befreiungskriege 1813—1815 in vier Einzelwerken. Berlin 1904. Ernst Siegfried Mittler u. Sohn. 500 S. — Heinrich v. Kleist. Briefe an seine Schwester Ulrike. Mit Einleitung, Anmerkungen, Photogrammen und einem Anhang: Aus dem Tagebuche Ludwig v. Brockes. (Kleist-Bibliothek. Herausg. von S. Rahmer. Erster Band: Briefe.) Berlin 1905. B. Behrs Verlag. 228 Seiten.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Der Schlußband der Nietzsche-Biographie.

Dem biographischen Denkmal, das Frau Elisabeth Förster-Nietzsche ihrem großen Bruder zu errichten unternahm, hat sie jetzt den Schlußstein eingefügt; [1]) nach achtjähriger Unterbrechung ist dem ersten Halbbande des zweiten Bandes der letzte nachgefolgt und damit die Lebensbeschreibung zu Ende geführt. Mit der Lebensbeschreibung wird uns in diesem großen Schlußabschnitte, der die letzten zwanzig Jahre des leibhaftigen Daseins Friedrich Nietzsches umfaßt, zugleich der Versuch einer Darstellung seiner Gesamtanschauung dargeboten. Dieser Versuch hat den Abschluß der gesamten Arbeit so lange Zeit hinausgeschoben, denn er gründet sich auf die Prüfung, Sichtung und Durcharbeitung der sämtlichen eigenhändigen Manuskripte Nietzsches, wie sie jetzt im Nietzsche-Archiv in Weimar gesammelt vorliegen, und auf die Benützung der zahlreichen Briefe an seine Freunde und von diesen, deren Veröffentlichung ja bekanntlich neben der Ergänzung der Werke durch die Nachträge und neben dieser biographischen Arbeit herläuft. [2]) Es hätte im Hinblick auf diese Reihe von Publikationen aus den Schätzen des Nietzsche-Archivs der Entschuldigung von Frau Förster-Nietzsche wegen der Verspätung des Schlußbandes der Biographie nicht bedurft, besonders da in die Zwischenzeit ja auch der Tod Friedrich Nietzsches fällt, durch den die Gesundheit der Herausgeberin sehr erschüttert worden war. Vielleicht aber läßt ein Blick in den Inhalt dieses Schlußbandes in vielen den Zweifel wach werden, ob es nicht besser gewesen wäre, den Versuch einer Darstellung der Gesamtanschauung Friedrich Nietzsches nicht diesem biographischen Werke einzuverleiben, sondern ihn erst am Schluß der Nachtragbände zu geben.

Denn diese Darstellung ist im wesentlichen ein Auszug aus dem Plane zu einem theoretisch-philosophischen Hauptprosawerk, der sich in Nietzsches hinterlassenen Aufzeichnungen gefunden hat und an dessen Ausarbeitung er nach der Fertigstellung des Zarathustra zu gehen gedachte. Dieses Werk sollte eine Zusammenfassung aller Anschauungen Nietzsches geben und den Titel „Der Wille zur Macht. Versuch einer Umwertung aller Werte" führen. Umfangreiche Notizen, Niederschriften einzelner Gedankenreihen und Hinweise auf hierher gehörige Stellen aus den früheren Schriften liegen für ein solches geplantes Riesenwerk schon vor und sind als einzelne Bausteine der Gesamtlebensarbeit Nietzsches ja auch bereits in den Nachtragbänden zum Teil veröffentlicht worden. Frau Elisabeth Förster-Nietzsche hat in dem Schlußbande der Biographie nun versucht, eine Gruppierung der Bruchstücke, die für das geplante große Werk vorhanden sind, in der Weise vorzunehmen, daß die einzelnen Aphorismen eine fortlaufende Gedankenreihe bilden. Sie hat also ihren Bruder durchaus mit eigenen Worten sprechen lassen, wie sie bereits veröffentlicht sind oder noch veröffentlicht werden sollen, und nur den verknüpfenden Faden, sei es an der Hand der vorhandenen, von Nietzsche selbst stammenden Registerbände, sei es auf Grund ihrer Erinnerungen an seine mündlichen Andeutungen, hindurchgezogen.

Ob sie mit dieser Gruppierung überall das Richtige getroffen hat, wird wohl stets eine offene Frage bleiben und sicher noch zu manchen Erörterungen unter den „Nietzsche-Spezialisten" führen. Auf jeden Fall bedeutet ein solcher Versuch, den Gesamtinhalt der doch ungeheuer wechselreichen Nietzscheschen Lehren in ein abgeschlossenes System zu bringen, eine große Belastung des rein biographischen Werkes, schon in ganz äußerlicher Weise, und von einer künstlerischen Abrundung dieses Lebensbildes, das die Schwester von dem Bruder entwirft, kann aus diesem Grunde nicht die Rede sein. Es stellt sich eher als eine ungeheure Materialiensammlung dar, die einer kritischen Durcharbeitung und Sichtung von strenger Hand erst noch bedarf. Denn wenn die Biographin auch hofft, die Nachwelt werde ihr einst „die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie nicht durch Zuneigung verblendet, sondern auf Grund der gewissenhaftesten Untersuchungen und beweisender Dokumente diese Lebensgeschichte verfaßt habe", so schließt die treffliche Absicht strenger kritischer Prüfung, von der sie unzweifelhaft beseelt war, doch gewiß nicht die Möglichkeit einer Unzulänglichkeit ihrer Methode aus. Diese Methode ihrer Darstellung aber wird es sein, an der man bei späterer, unbefangener Betrachtung ihrer Lebensgeschichte Friedrich Nietzsches manches auszusetzen haben wird. Jetzt, wo die Schätze des Nietzsche-Archivs zum Teil noch der Bearbeitung und Herausgabe harren, läßt sich ein abschließendes Urteil über den Versuch der Schwester, ein System von Nietzsches gesamter Lebens- und Denkarbeit auf Grund der Bruchstücke zu einem zusammenfassenden Hauptwerke zu entwerfen, noch nicht fällen. Auch die vielen Briefauszüge, die Frau Förster-Nietzsche als „beweisende Dokumente" für ihre Auffassung in ihre Darstellung einschaltet, sind nicht imstande, uns ein klares Bild über die fortschreitende Gedankenentwicklung Nietzsches zu geben. Denn gerade sie legen Zeugnis von den sprunghaften Uebergängen in dem Leben dieses Geistes ab, dem eher ein blitzartiges Aufleuchten von überraschenden Klarheiten und ungeheuren Durchblicken als ein systematisches und ruhiges Folgern des einen aus dem andern eigen war.

[1]) Das Leben Friedrich Nietzsches. Von Elisabeth Förster-Nietzsche. Zweiter Band, zweite Abteilung. (S. 347 bis 933.) Leipzig, 1904. C. G. Naumann.

[2]) Von Friedrich Nietzsches gesammelten Briefen ist soeben die erste Hälfte des 3. Bandes (enthaltend die Briefwechsel Nietzsches mit Fr. Ritschl, J. Burckhardt, H. Taine, G. Keller, Frhrn. v. Stein und G. Brandes) bei Schuster u. Löffler, Berlin 1904, erschienen.

So erscheinen die ihrem äußeren Umfange nach im Schlußbande der Lebensgeschichte Nietzsches besonders hervorragenden Kapitel, welche von seiner Gesamtanschauung handeln, von vornherein von zweifelhaftem Werte. Dafür verweilen wir um so lieber bei den Teilen dieses Werkes, in denen Frau Förster-Nietzsche von dem menschlichen Wesen ihres Bruders und von seinem Charakter spricht. Hier tritt die liebe- und aufopferungsvolle Schwester vor uns hin, die mit rührender Pietät das Andenken des großen, aber unglücklichen Bruders der Nachwelt in einem reinen Bilde zu übermitteln bestrebt ist. Auf diesem Gebiete, also dem eigentlich biographischen, begegnen sich die brieflichen Aeußerungen Nietzsches mit den Erinnerungen und Urteilen der Schwester in größerer Uebereinstimmung als auf jenem der Darstellung seines Gedankeninhalts. Hier weiß auch die Biographin durch viele rein menschliche Züge ihre Darstellung oft künstlerisch zu beleben und uns abgerundete Bilder von manchen persönlichen Eigenheiten und Ansichten ihres Bruders zu geben, die bisher den meisten wohl fremd waren. Zwar entbehrt, wie es ja natürlich ist, zuweilen die Schilderung irgend einer Lebensbeziehung Nietzsches zu bekannten Persönlichkeiten nicht der subjektiven Färbung, aber im ganzen ist doch der Ton dieser Lebensschilderung auf Milde und versöhnliches Urteilen gestimmt.

Aeußerlich ist die Lebensperiode Nietzsches, die in diesem Schlußbande behandelt wird, nicht sonderlich belebt. Es ist die Zeit vom Jahre 1879 bis zu seinem Tode im Jahre 1890, also das Jahrzehnt des ruhelosen Wanderns und das des Versunkenseins in die tiefe Ruhe der zunehmenden geistigen Umnachtung. Aber die erste Hälfte dieser Periode ist erfüllt von dem gewaltigen Ringen des genialen Menschen mit sich selbst und seinem Schicksal, von dem fast übermenschlichen, gar oft überhasteten und sprunghaften Schaffen des ruhelosen Geistes, von seinem Wandern auf neuen und die Welt durch ihre Kühnheit überraschenden Pfaden. Es war ein Wandern, das ihn in große seelische Einsamkeit führte, aber auch auf Höhen, auf die sich nur selten ein Sterblicher wagt; es war eine Zeit voll überschäumender Schaffensfreude und doch auch voll Bitterkeit über das Verkanntsein; eine Zeit, in der oft nur der Glaube an sich selbst und an seine gewaltige Lebensaufgabe den Einsamen aufrecht erhielt.

Frau Förster-Nietzsche hat dieses letzte Jahrzehnt der Schaffenszeit ihres Bruders, dessen einzelne Abschnitte noch in vieler Hinsicht der eingehenderen biographischen Untersuchung bedürfen, nicht in fortlaufender und unmittelbarer Berührung mit ihm verbracht. Zu Beginn der 80er Jahre war zunächst für eine etwa zweijährige Spanne Zeit eine Entfremdung zwischen den Geschwistern eingetreten, deren Ursachen die Biographin einem dummen Frauengeschwätz und der übergroßen Empfindlichkeit Nietzsches gegenüber Beurteilungen, die von ihm Nahestehenden ausgingen, zuschreibt. Später hatte sie sich mit Dr. Förster verlobt, dessen Bestrebungen Nietzsche sehr mißtrauisch entgegen stand, und im Jahre 1886 war sie mit ihrem Gatten nach Paraguay gezogen, von wo sie erst im Jahre 1890 zurückkehrte, als der physische und psychische Zusammenbruch ihres Bruders bereits erfolgt war. So ist auch sie in der biographischen Bearbeitung der Jahre von 1879 bis 1890 häufig genug nur auf die äußeren Grundlagen angewiesen, die die Briefwechsel Nietzsches aus diesem Zeitraum und die Berichte der Freunde, besonders des treuen Peter Gast, ihr darbieten. Aber das feinfühlende Schwesterherz weiß diesen äußeren, oft lückenhaften Rahmen mit einem reichen und lebendigen Inhalte anzufüllen und aus richtiger, auf genauer Kenntnis des brüderlichen Wesens und Wollens beruhender Intuition heraus wenigstens in großen Umrissen einen inneren Zusammenhang in dem ruhelosen und sprunghaften inneren Leben Nietzsches auch in dieser Periode anzudeuten.

Nach dem Tiefstand seiner Gesundheit, den Nietzsche, wie er selbst später meinte, im Winter 1879 auf 1880 erreichte, begann sein Suchen nach dem Klima, das seinen produktiven Fähigkeiten am entsprechendsten wäre und das er, wie bekannt, schließlich im Engadin für den Sommer und in Oberitalien, besonders in Turin, für den Winter gefunden zu haben meinte. Während seines ersten Aufenthaltes in Sils-Maria (im Sommer 1881) genoß er noch einmal die größte innere Seligkeit, die der erhabensten schöpferischen Ahnungen. „Mit einem Jauchzen des Glückes" ist er in jenen Sommermonaten durch jene herrliche Natur geschritten. „An meinem Horizonte sind Gedanken aufgestiegen", so schreibt er am 14. August 1881 an Peter Gast, „dergleichen ich noch nicht gesehen habe — davon will ich nichts verlauten lassen und mich selber in einer unerschütterlichen Ruhe erhalten. Ich werde wohl einige Jahre noch leben müssen! Ach, Freund, mitunter läuft mir die Ahnung durch den Kopf, daß ich eigentlich ein höchst gefährliches Leben lebe, denn ich gehöre zu den Maschinen, welche zerspringen können! Die Intensitäten meines Gefühls machen mich schaudern und lachen — schon ein paarmal konnte ich das Zimmer nicht verlassen aus dem lächerlichen Grunde, daß meine Augen entzündet waren — wodurch? Ich hatte jedesmal den Tag vorher auf meinen Wanderungen zuviel geweint, und zwar nicht sentimentale Tränen, sondern Tränen des Jauchzens; wobei ich sang und Unsinn redete, erfüllt von einem neuen Blick, den ich vor allen Menschen voraus habe . . ." Es war der Gedanke der ewigen Wiederkunft, der ihm diese Beseeligung einhauchte, das Evangelium, dessen Verkündigung er sein gesamtes künftiges Leben weihen, das er in neuen entzückenden Tönen, in der neuen Form feierlicher Rhythmen zum Ausdruck bringen wollte. Es war der Beginn der Zarathustra-Stimmung, die ihn dort oben zum erstenmal durchhauchte „sechstausend Fuß jenseit von Mensch und Zeit". Der Ewige-Wiederkunfts-Gedanke, „diese höchste Form der Bejahung, die überhaupt erreicht werden kann", ist nach Frau Förster-Nietzsche die Grundlage des gesamten Schaffens ihres Bruders in dem letzten Jahrzehnte, das ihm noch als Schaffendem beschieden war; er sollte seine Gipfelung finden in dem Riesenwerke „Der Wille zur Macht"; er sollte alle Bücher, die dem Plane zu diesem Werke unmittelbar vorangingen, in ihrer eigentlichen Bedeutung erklären.

Auch die bitteren Erfahrungen des Schaffenden, die Qualen des leidenschaftlich um den höchsten Ausdruck für diesen Grundgedanken Ringenden, die Stunden der Verzweiflung an der eigenen Kraft und die Enttäuschungen, die ihm aus dem Mißverstehen der Mitwelt erwuchsen, beziehen sich alle auf das große Geheimnis, das ihn in jenen Engadiner Sommertagen des Jahres 1881 zum erstenmal mit seiner ganzen Gewalt durchschauerte. In diesem großen Zusammenhange aufgefaßt, gewinnt allerdings das sprunghafte innere und äußere Leben Nietzsches in diesem letzten Jahrzehnte seines Schaffens eine ganz bestimmte, einheitliche Richtung, und manches, was bisher unerklärlich in dieser Lebensperiode erschien, erfährt nun Erklärung und helle Beleuchtung. Vor allem erhält seine Stellung gegenüber der Welt, sein überempfindliches Betragen gegenüber den besten und ältesten Freunden und überhaupt sein ganzer Briefwechsel aus dieser Zeit eine besondere Bedeutung: wir sehen nun den großen und verzweifelten Kampf, den der in seiner Gedankenwelt so ungeheuer Vereinsamte mit den Formen unserer Kultur notwendig führen mußte.

Es ist, unter diesem Gesichtspunkte betrachtet, wohl auch nicht zufällig, wenn Frau Förster-Nietzsche mitten in die Kapitelreihe, die die Entstehungsgeschichte der Zarathustra-Bücher und des „Jenseits von Gut und Böse" darstellt, eine Abhandlung über Nietzsches Auffassung von „Weib, Liebe und Ehe" einschaltet. Die mißverständliche Ansicht, daß Nietzsche im Zarathustra sich als „Frauenfeind" enthülle, hängt ja unzweifelhaft mit der Unkenntnis von seiner ganzen Stellung gegenüber den Formen der jetzigen Kultur zusammen; diese, nicht das Weib an sich, will Nietzsche bekämpfen, wenn er in antifeministischem Sinne spricht und schreibt. Und besonders wenn er sich gegen die Tendenz zur Emanzipation der Frauen wendet, in der er ein Zeichen der décadence erblickt. Er schaut weiter in die Zukunft hinaus, als es die nach Emanzipation strebenden Frauen tun; er erkennt, daß alles, was sie an Bildungsgütern und sozialen Rechten zu erreichen suchen, des Kampfes und der heißen Bemühungen nicht wert ist.

„Man will die Frauen überhaupt noch mehr ‚kultivieren‘ — so spottet er, „und, wie man sagt, das ‚schwache Geschlecht‘ durch Kultur **stark** machen: als ob nicht die Geschichte so eindringlich wie möglich lehrte, daß ‚Kultivierung‘ des Menschen und Schwächung — nämlich Schwächung, Zersplitterung der **Willenskraft** — immer miteinander Schritt gegangen sind und daß die mächtigsten und einflußreichsten Frauen der Welt (zuletzt noch die Mutter Napoleons) gerade ihrer Willenskraft — und nicht den Schulmeistern! — ihre Macht und ihr Uebergewicht über die Männer verdankten.“ Und an einer anderen Stelle sagt er: „Es ist **Dummheit** in dieser Bewegung, eine beinahe maskulinische Dummheit, deren sich ein wohlgeratenes Weib — das immer ein kluges Weib ist — von Grund aus zu schämen hätte.“ Gerade die Sorge um die zukünftige Kultur ließ Nietzsche die Frauenemanzipation so beunruhigend erscheinen; es ist die Erkenntnis der eigentlichen Bedeutung der Frau für die Entwicklung der Menschheit zur höheren Vollkommenheit, die ihn die heutigen Befreiungsbestrebungen mit mißtrauischen Augen ansehen lehrte, denn in diesen erkannte er nur die Aeußerungen der großen moralischen Lüge unserer jetzigen Kultur. Es hätte deshalb Frau Förster-Nietzsche gar nicht erst nötig gehabt, das berühmte und oft wiederholte Zarathustra-Wort: „Du gehst zu Frauen? Vergiß die Peitsche nicht!“ als aus einem geschwisterlichen scherzhaften Zwiegespräch herausgeboren hinzustellen und auf diese Weise gleichsam zu entschuldigen; die ganze Anschauung Nietzsches von der Stellung des Weibes innerhalb der Geschichte und Kultur, die übrigens in diesem Kapitel sehr gut präzisiert ist, läßt schon deutlich den ironischen Sinn jenes Zarathustra-Ausspruches erkennen. Sein eigenes Wort: „Man kann nicht hoch genug von den Frauen denken, deshalb braucht man noch nicht falsch von ihnen zu denken“ steht ja diesem Ausspruch scharf gegenüber.

Ein anderes wichtiges Kapitel dieses Schlußbandes beschäftigt sich mit der Entstehung der Schrift „Der Fall Wagner“ und geht dabei naturgemäß auf die spätere Stellung Nietzsches zu Wagner ein. Es sind in diesem Kapitel viele schriftliche Aeußerungen Nietzsches über Wagner und den Wagnerschen Kreis zitiert, die bisher wohl noch nicht öffentlich bekannt waren. Inwieweit solche Aeußerungen, die zum Teil ein besonders scharfes und ablehnendes Urteil enthalten, überhaupt einen Platz in diesem Werke verdienten, wollen wir nicht entscheiden; auf jeden Fall hätten sie mit etwas mehr Kritik zusammengestellt werden müssen, als es hier geschieht. Denn es ist unerklärlich, wie unter anderem Nietzsche im Jahre 1887, als er in Monte Carlo die Aufführung des Vorspiels zum Parsifal gehört hatte, an Peter Gast im höchsten Entzücken von dieser Musik schreiben kann („Dergleichen gibt es bei **Dante**, sonst nicht. Ob je ein Maler einen so schwermütigen Blick der Liebe gemalt hat als Wagner mit den letzten Accenten seines Vorspiels“), während er schon das Manuskript zum „Fall Wagner“ unter den Händen hat, in dem es unter anderem heißt: „Wagner schauspielert Musik, ist kein Musiker von Geburt.“ An ähnlichen inneren Widersprüchen ist dieser Abschnitt des Schlußbandes besonders reich, weil einerseits Frau Förster-Nietzsche es nicht vermag, sich mit voller Entschiedenheit auf den damaligen Standpunkt ihres Bruders gegenüber Wagner zu stellen und andrerseits gerade Nietzsches „Aufschrei gegen Wagner“ in seiner Bedeutung als schmerzliches Klagen um ein verlorenes Glück in dieser Darstellung nicht genügend erkannt und betont ist.

Es tritt besonders in diesem Abschnitte des Schlußbandes das Bestreben der Biographin, alle Einzelheiten aus den Briefen ihres Bruders und aus seinen Aussprüchen, die auf den gerade behandelten Gegenstand Bezug haben, wiederzugeben und nichts zu unterdrücken, deutlich hervor. Das zeigt sich unter anderem auch in der in unangenehmer Breite durchgeführten Polemik gegen Frau Andreas Lou Salome und den Doktor Rée an einer anderen Stelle des Buches. Solch kritikloses Aufhäufen von Einzelheiten, die zur Zeichnung des Gesamtbildes wenig oder gar nichts beitragen, stempelt viele Abschnitte des Buches zu einer bloßen Materialsammlung. Es fehlt hier die künstlerische, umsichtige Durcharbeitung, die z. B. in dem Kapitel über Nietzsches Stellung zum Weibe, zur Ehe und Liebe zu erkennen war, und die auch in den Abschnitten, die von Nietzsches Krankheit und seinem langsamen Hinsterben handeln, in angenehmer Weise vorwaltet. Gerade um dieser Abschnitte willen wird aber der vorliegende Schlußband wohl gerne gelesen werden. In ihnen kommt die reine schwesterliche Hingebung und zugleich die Treue der Freunde, an denen es ja dem unglücklichen Denker nie gefehlt hat, zum schönsten und wärmsten Ausdruck. Und dieses rein Menschliche bleibt doch immer das Erhebendste, selbst in einer Biographie des genialsten Menschen. Es überstrahlt auch den Glanz, der von dem hohen Geiste Nietzsches ausgeht; und das Glück, das er in der Teilnahme der liebenden Schwester immer gefunden bis an sein umdunkeltes Lebensende, durchleuchtet wie ein heller Schimmer sein an Qualen aber auch an Schöpferfreuden reiches Dasein. In diesem Sinne wollen wir auch vor allem das Denkmal betrachten, das schwesterliche Treue und Liebe ihm in dieser Biographie errichtet hat.

O. B.

Zur Lichtenberg-Literatur.

Ein Waschmann hat ein riesiges Lager von Kleidern, die seinen ganzen Kleiderschrank füllen — aber sie gehören nicht ihm. Wann die Kleider fertig gewaschen sind, wird sein Schrank wieder leer. — Menschen, die keine eigenen Gedanken besitzen, gleichen diesem Waschmann. Diesen Aphorismus hat uns Max Müller als einen Ausspruch Ramakrishnas, eines indischen Heiligen unserer Zeit, vermittelt. Georg Christoph Lichtenberg könnte ihn getan haben, ebenso wie er auch auf ihn selbst in umgekehrtem Sinne angewandt werden könnte. Lichtenberg war kein solcher Waschmann; in seinem Schrank waren lauter eigene Gedanken: er war einer unserer feinsten Selbstdenker und vielleicht der modernste Schriftsteller des 18. Jahrhunderts.

Durch Jahrzehnte konnte die alte achtbändige Ausgabe von Lichtenbergs Werken und eine populäre bei Reclam erschienene Auswahl dem Bedürfnis genügen; nun aber sind in den letzten Jahren seine Aphorismen und Briefe in kritischen Gesamtausgaben erschienen oder im Erscheinen begriffen, die alle vorhergehenden Ausgaben überflüssig machen dürften. Wir haben seinerzeit an dieser Stelle Albert Leitzmanns schönes Buch Aus Lichtenbergs Nachlaß (Beilage vom 25. Februar 1899), die monumentale Publikation der Briefe (Beilage vom 12. Juni 1901 und 30. Dezember 1902) und das erste Bändchen der Aphorismen besprochen. Heute haben wir die Freude, mit dem dritten Bande der von **Albert Leitzmann** und **Karl Schüddekopf** herausgegebenen **Briefe Lichtenbergs** (Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung, Theodor Weicher 1904) diese schöne Sammlung nach mannigfachen Verzögerungen dank der namhaften Beihilfe der kgl. Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen, wo der Nachlaß Lichtenbergs als eine Stiftung seiner Enkel bleibend niedergelegt wird, endlich vollendet zu sehen.

Dieser letzte Band (397 S. in Großoktav) umfaßt die Jahre 1790—1799 und Nachträge: die chronologisch geordneten Briefe Nr. 571—848. Wieder nehmen die Briefe Lichtenbergs an seinen Verleger Dieterich einen großen Raum ein — ein schönes Zeugnis für die seltene Freundschaft zwischen Autor und Verleger. Nächst denen sind die Briefe an seine Familie, an Frau und Schwester, an Chr. Fr. Nicolai, an Joh. Georg Forster die für Lichtenbergs Biographie wichtigsten. Die stets zarte Gesundheit Lichtenbergs beginnt immer mehr zu wanken, schon der erste Brief dieses Bandes — er ist an G. H. Amelung gerichtet und Göttingen, den 25. Januar 1790 datiert — beginnt: „. . . Heute sind es gerade 16 Wochen, daß ich an einer Nerven Krankheit darnieder liege. Am 5ten October

vorigen Jahrs wurde ich Morgens um 5 Uhr von einem krampfigten Asthma befallen, das mir in der ersten Woche meiner Krankheit des Tags 2 bis 3 mal und darüber mit augenblicklicher Erstickung drohte.... Gott weiß was daraus werden wird. Was ich ausgestanden habe und noch ausstehe, ist unbeschreiblich." Trotzdem hält ihn sein Heroismus bis zuletzt aufrecht und ein über Zeit und Ewigkeit siegender Humor, der ihn in den trübsten Stunden kaum verläßt und ihn immer über den Dingen stehen läßt.

Zu den wertvollsten Briefen gehören die an Kant, Goethe und Bürger gerichteten. Goethe hatte u. a. Lichtenberg am 11. August 1793 seine Abhandlung „Von den farbigen Schatten" übersandt. Lichtenberg antwortet in einem eingehenden Schreiben am 7. Oktober desselben Jahres, in dem er dem „Hochzuverehrenden Herrn Geheimden Rath" auch wo er nicht mit ihm einverstanden ist, den größten Respekt bezeigt. Für Lichtenbergs Stellung zu Kant ist u. a. eine Bemerkung bezeichnend, die wir in einem seiner Briefe an Bürger finden: „. . . Mit dem verbindlichsten Danke geht hier Meiners Psychologie zurück. Ich habe lange nichts so Gelehrt schlechtes gelesen, als diese Vorrede. Sie werden gewiß auch bemerckt haben, daß sein gantzes Raisonnement gegen Kant darauf hinausläuft: „Wenn Kant Recht hätte, so hätten wir ja Unrecht. Da nun aber dieses nicht wohl seyn kann, indem unsrer so viele gelehrte, thätige und rechtschaffene Männer sind, so ist sonnenklar, daß Kant Unrecht hat. Q. E. D."

Gibt es eine neue Idee in der Geschichte der Menschheit, gegen welche die Meiners aller Zeiten nicht genau denselben „Beweis" vorgebracht hätten, den Lichtenberg so drastisch festnagelt!

Da es dem Herausgeber auf Vollständigkeit ankam, ist auch der rein wissenschaftliche, mathematisch-physikalische Briefwechsel aufgenommen. Hart neben den ernstesten und trockensten Formeln hat Lichtenberg mit gewandter Hand charakteristische und humoristische Zeichnungen hingestreut, die diese oder jene launige Bemerkung illustrieren sollen: Karikaturen, Porträte und dergleichen. Einmal schickt er „Hochzuverehrenden Mamsellen" den getreuen Schattenriß seiner Hand „zur Versöhnung". —

Von Lichtenbergs „Aphorismen", die Albert Leitzmann (in B. Behrs Verlag, Berlin W. 35, 1904) allein herausgibt, ist fast gleichzeitig mit dem dritten Band der Briefe das zweite Heft erschienen, das die Jahre 1772 bis 1775 umfaßt. Dieses zweite Heft bringt die von Lichtenberg selbst mit C und D bezeichneten Handschriften. Ersteres ist, wie Leitzmann schon im „Nachlaß" mitgeteilt hat, ein Quartheft von 88 Seiten in starkem blauen Umschlag mit dem Motto aus dem Spectator: „The whole man must move together" und der weiteren Aufschrift „Den 27. Juli 1773, Stade", dem Datum des wahrscheinlichen Abschlusses. Es enthält u. a. Vorstudien zur Fortsetzung des Timorus und zur Theorie der Pinik.

Das Aphorismen-„Sudelbuch" D, ein Foliobuch, enthielt zunächst 29 „Annotationes et collectanea philosophica et physica"; nach einigen leeren Blättern folgen vier Seiten tagebuchartige Notizen von der zweiten englischen Reise, dann wieder zwei Seiten über die Phänomene des Feuers. Dann nach einer neuen Reihe leerer Blätter beginnt die Fortsetzung der Aphorismen und zwar aus der Zeit vom Sommer 1773 bis zum Mai 1775. „Ich bin eigentlich nach England gegangen um deutsch schreiben zu lernen", bemerkt Lichtenberg später. Die Satiren auf die Originalgenies sind größtenteils in England entstanden.

Wie schon in den Briefen, so hat der Herausgeber auch in den Aphorismenbüchern den Text mit diplomatischer Treue und vor allem in der Orthographie des Autors übernommen. Anmerkungen und Register zeichnen beide Publikationen aus. Im Gegensatz zu den früheren unkritischen Ausgaben ist die Leitzmannsche streng historisch-chronologisch geordnet. Wenn der Herausgeber sein Versprechen einlöst, in den nächsten beiden Bändchen die Aphorismen vollständig vorzulegen, werden wir ihm neben den Briefen auch die feinsten Blüten, die dieser Klassiker des Aphorismus hinterlassen, in Ausgaben verdanken, die alle ähnlichen Publikationen als Muster aufgestellt zu werden verdienen.

Alfred v. Mensi.

Vom Weihnachtstisch.

IV.

I Der wohlbekannte Humorist Rudolf Greinz wird mit seinen neuen, „Das goldene Kegelspiel" (Leipzig 1905 bei L. Staadmann. 188 S. kl. 8°.) benannten Tiroler Geschichten jedem Leser einige gewiß sehr heitere Stunden bereiten. Die erste Erzählung, welche dem ganzen Buch den Titel gegeben, berichtet einen gar nicht unwahrscheinlichen lustigen Vagabunden-Streich, welchen zwei Schwärzer dem „Pumperer Hias", auch „Bettelstanzer" genannt, einer Amtsperson in Burgeis, wo er eine Art Dorfpolizei repräsentierte, bereiteten und zwar aus Rache dafür, daß er sie zur Anzeige und auf ein Halbjahr in sicheren Gewahrsam gebracht hatte. Sie lügen ihm vor, daß sie sich inskünftig nur mit Schatzgräberei befaßten, indem sie in einer alten Ruine ein sicher vergrabenes goldenes Kegelspiel wüßten — ein sehr mythischer Artikel, welcher indessen nicht nur in Tirol, sondern auch vielfach in anderen deutschen Volkssagen eine bedeutende Rolle spielt. Der etwas geizige „Hias" geht gierig auf den Leim, beteiligt sich, trunken gemacht, an dem unsauberen Handel, wofür er dem grausamsten Spott anheimfällt. Die zweite, eigentlich wahre und nebenbei nicht ganz traurige Historie „Das Dreikönigs-Orakel", ist auf dem uraltherkömmlichen Aberglauben aufgebaut, daß in der „Dreikönigs-Nacht" das Vieh im Stalle spricht und die Zukunft verkündet. Das Experiment versucht ein alter, aber noch heiratslustiger Bauer; da hierdurch sein einziger, mit größerem Recht auf Freiersfüßen gehender Sohn in seinem voraussichtlichen Erbe bedroht ist, veranstaltet er unter Beihilfe eines nicht uneigennützigen Gesellen und Sachwalters einen hartherzigen Spuk seinem Vater, welcher zur entscheidenden Stunde wirklich im Stall seine beiden Ochsen zu hören glaubt, die sich über seinen baldig bevorstehenden Tod unterhalten. Der Schreck fährt dem Alten so in den Leib, daß er hinterdenklich wird und wirklich bald „das Zeitliche segnet", worauf der Sohn den ihm unheimlich gewordenen Hof verkauft und mit seinem „Schatz" nach Amerika verduftet. Im „Stiegel Bader", einer recht lustig-mutwilligen Farce, wird erzählt, wie ein reicher, prozeßsüchtiger Bauer und Witwer, der ein „sauberes Basele" an Kindesstatt angenommen hat, welchem er alle Freier verjagt, durch seinen Nachbar, einen praktizierenden Wunderdoktor und Bader, „ärztlich behandelt" wird, bis der mürbe gemachte Geizkragen und Prozeßkrämer in die Heirat seines Erbfeindes mit seinem Augapfel willigt. Sprache, Witz und Inszenierung ist urecht, da der Verfasser sein Land und seine Leute kennt und dadurch weit entfernt ist von der sonst üblichen Salontirolerei.

Nun ist auch unser altehrwürdiger Literatur- und Kulturhistoriker Max Radlkofer, dem wir so viele kostbare Detailforschungen über Sebastian Brant und Thomas Murner, zur Geschichte des schwäbischen Bauernkrieges, über Augsburger Humanisten, Meistersinger, Schützenfeste, Pritschenmeister und Herolde, über Ludwig Aurbacher, über den Neuburger Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm[1]) und das Liederbuch der Klara Hätzlerin[2]) verdanken, unter die Novellisten gegangen! Da er sich wie wenige seiner Kollegen in Reichstagsakten, Bürger-Register und Steuerbücher hineingelesen hat, um, wie eine Biene Wachs und Honig, streng diplomatisches Material für seine unermüdlichen Personalforschungen zu eruieren, so lag es nahe genug, einmal den Aktenstaub abzuschütteln und die ihm seit Dezennien wohlvertrauten Gestalten, Figuren und Charaktere als lebende, redende und handelnde Menschen vor Augen zu führen. Das gelang ihm denn auch mit der anziehenden Erzählung „Aus dem Reichs-

1) Vgl. Beilage zur Allgem. Zeitung vom 18. März 1897.
2) Ebendaselbst vom 29. Januar 1902.

tagsjahr 1582" (Augsburg 1904 bei M. Rieger. 192 S. 8°), wo Kaiser Rudolfs Einritt zu Augsburg stattfand. Das ganze Gewühl von ehrgeizigen Charakterköpfen, politischen Ratsherren und im Trüben fischenden Schwindlern, ein Gewimmel der seltsamsten Glücksjäger und verwickelten Herzensangelegenheiten drängt sich im lustigsten Variété und in farbigen Wandelbildern an unseren Augen vorüber. Und daß trotz aller politischen Wetterlaunigkeit die Hauptsache zweier Liebenden „gut ausgeht", dafür sorgt unser Autor, welchem der Poet die vermittelnde Feder führte. Aber: Art läßt nicht von der Art. Gleichzeitig bietet uns derselbe Verfasser ein neues Erzeugnis seines streng historischen Forschungseifers mit einem Traktat über die sehr vielseitige „Schriftstellerische Tätigkeit der Augsburger Volksschullehrer" (Augsburg 1903, Verlag der Schwäbischen Schulausstellung. 52 S. gr. 8°) vom Beginn der Reformation bis zum Ausbruch des 30jährigen Krieges — eine stattliche Reihe von Namen und Werken. Die Herren walteten nicht allein ihres Lehramtes, sondern trieben allerlei andere Beschäftigung als Rechenmeister, Notare, Formschneider und Buchdrucker, auch als ehrsame Handwerker und Meistersinger, Komponisten und Musiker, schrieben Jahrbücher in Prosa und in Versen und übten sich in allerlei „Paradigkeit", in Geometrie und Perspektive, dichteten Liedlein und Schaustücke, die sie mit ihren Scholaren auf die Bretter brachten, fabrizierten Ehrenreden und Heroldenarbeit, trieben Spruchsprecherei oder machten sich als Schönschreiber und mit Kopistenarbeit nützlich. Mit lobenswerter Ausdauer ermüdete unser Gewährsmann nicht, unzählige Handschriften-Faszikel, seltene Drucke, fliegende Blätter, Bürgerverzeichnisse und Steuerbücher zu durchstöbern, um biographische Daten oder wechselbunte Lebensereignisse festzustellen. Dazu gehören Sigmund Salminger, Hans Rogel, der 1563 nebenbei ein noch erhaltenes Holzmodell und einen Plan der Stadt Augsburg anfertigte; dann der vielseitige, dem Hans Sachs vergleichbare Meister Leonhard Sebastian Wild, dessen biblisches Drama, wie August Hartmann 1880 nachgewiesen hat, die Grundlage für die nachmals so berühmt gewordene Ammergauer Passion abgab. Dann der Ulmer Reimchronist Georg Braun, Ulrich Schlecht, Abraham Schieß, Georg Mair, H. Schädlin, Niggel, die ganze Familie Hainzelmann, Kaspar Binner der Büchsenmeister, „e tutti quanti", welche von 1549 bis 1614 eine Menge „lustige Tragödien", Komödien, darunter auch eine „Auferstehung Christi", auf dem Tanzhaus, im Ratsaal, in Schulstuben und Schenken zur glorreichen Aufführung und in den Buchhandel brachten, welch' letzterer sogar öfters zu mehrfachen Auflagen und Neudrucken verhalf. Viele „Laureati" sind darunter, ihrerzeit gefeierte, belorbeerte Größen. Wer kennt und zählt ihre Namen? „Sic transit gloria!" Und doch kommt ein nicht unerheblicher Teil davon abermals zu literaturgeschichtlichen Ehren.

Der neueste Band des von Oskar Pach herausgegebenen „Scheffeljahrbuchs" (Leipzig und Wien 1904. Verlag des Scheffelbundes. 284 S. 8°) erinnert an den Schweizer Dichter und Maler August Corrodi, Scheffels Seelenbruder und Doppelgänger. Die an ihn gerichteten Briefe hat bekanntlich Joh. Proelß zuerst in der Beilage zur Allg. Zeitung Nr. 122 vom 30. Mai 1902 mitgeteilt. Dann berichtet Alberta v. Freydorf (geb. Freiin v. Cornberg) über ihren im Sommer 1879 zu Radolfzell ausgeführten Besuch, über die Schönheit der landschaftlichen Umgebung, die interessante Ausstattung des mit werten Einrichtungsgegenständen wohlbesetzten Hauses und die leutselige Liebenswürdigkeit des Gastgebers. Das Interessanteste bieten als Nachklänge zu der Zentenarfeier der Universität Thom. Cathiaus „Gesichte auf der Heidelberger Schloßterrasse", worinnen die ganze prachtvolle Vergangenheit in historischen Bildern von den frühesten Tagen bis zur heutigen Schloßbaufrage vorüberzieht — eine ganz in Scheffels Geiste gehaltene Prosa-Dichtung, voll Anmut, Witz und überraschender Sympathie. Da treten die Romantiker auf voll deutscher Ahnungen; der Weimarer Olympier mit dem Gefolge von bahnbrechenden Männern und schönen Frauengestalten, Suleika-Willemer an der Spitze, die würdigen Epigonen à la Tieck und Lenau, dann „Meister Josephus" selbst und der „Engere", im Geleite des „Gaudeamus" und der „Frau Aventiure" und eine so stilgerechte Epistel des Meisters „Josephus vom dürren Ast" an den „churpfältzischen Kellerrat und Faß-Controllierer" Perkeo, welche trotz ihrer apokryphen Natur doch gläubige Verehrung und fröhliche Zustimmung finden wird! Daran reihen sich ein Besuch „im Trompeterstädtchen" mit Abbildungen des Schlosses und des dortigen Denkmales und des „Scheffelfelsen", ein Bericht über die Inaugurierung des Reliefs im großen Burghofe auf dem Aggstein an der Donau und Oskar Pachs Festrede. Auch allerlei andere biographische Gedenkblätter an den Hegausänger, Richard Stöcker, Fercher v. Steinwand, Peter Rosegger, Marie v. Najmájer, Karl Preser und die leider so frühe verstorbene zarte Malerin Marie Wünsch (1862—1898), welche das erst nach ihrem Tode bekannt gewordene herzige Bild der beiden Kindergestalten „Andifax und Hadumath" schuf. Die zahlreich beigegebenen Illustrationen dienen zum Schmuck des vornehm ausgestatteten Jahrbuchs, dem wir in den weitesten Kreisen Eingang und verdiente Aufnahme wünschen.

Mit der ihm eigenen neckischen Grazie hat Moriz v. Schwind das Märchen vom „Gestiefelten Kater" gezeichnet, diesen dankbaren Stoff, welchen Gustav Falke in epischer Form zur poetischen Darstellung brachte (Hamburg 1904, bei Alfred Janssen. 79 S. kl. 4°). Während Schwind das Ganze in das so passende Kostüm des Rokoko kleidete, hat Falke, in fühlbarer Nachfolge von Goethes Reineke, das antike Metrum des Hexameters über den echt deutschen Stoff geworfen. Wir hätten lieber die fröhlich fließenden Reimpaare der ritterlichen mittelhochdeutschen Epik befürwortet. Was wäre dieser Stoff etwa unter den Händen unseres Wilhelm Hertz geworden! Welche Fülle melodischen Wohllautes klingt aus dieser leichtlebigen Causerie, während der immer rauhaarig klepperige, dem Humor freilich nicht abgeneigte Sechsschritt ein uns nicht genehmer, unrationeller, trotz Vossens „Luise" und Goethes „Hermann und Dorothea" importierter Fremdling bleibt. Welch himmelweiter Zwischenraum von Wolframs „Parzival" und Gottfrieds „Tristan" ist hier zu überbrücken! Indessen hat Gustav Falke im reizenden Plauderton sein Pensum gelöst, obwohl manche nicht gerade leicht skandierbare Nüsse zu knacken sind, zum Beispiel der Daktylus „Fensterbank" — der mir unwillkürlich den von Graf Platen boshaft einem anderen Kollegen als Daktylus imputierten „Holzklotzblock" in heitere Erinnerung ruft. Der Dichter setzt einem etwaigen Vorleser schwervermeidliche Fußangeln, zum Beispiel mit dem „Geheimnisvollen Folianten" oder dem der Zäsur entbehrenden „Wer bist du Putziges / Tier in / Stiefeln? / fragte der / Zauberer / boshaft." Noch schwerer ist die Zumutung, „Don Juan" als zweisilbig auszusprechen. Das sind aber nur mutwillige Späße, um schlittschuhfahrenden Vorlesern ein Bein zu stellen (es kommen aber dergleichen holperige Gelegenheiten mehrere). Dagegen kredenzt uns der Dichter auch köstliche Sächelchen, er ist zum Beispiel jedenfalls der Erste, welcher das moderne „Tausendsasa" und „Hoflieferant" als Choriambus in die Schriftsprache einführt, ebenso das Verbum „mucksen", und lustig macht sich, daß des gestiefelten Hinze Katerherz „nervös" wird! Sein bisweilen saloppes Salonton ist entzückend, auch jene Bosheit, die Hamburger als der „Goldmacherei" sehr geneigt hinzustellen. Hinzes Meditationen (Seite 54)) erinnern unwillkürlich an Scheffels biederen „Hidigeigei". Ueberhaupt setzt es allerlei Seitenblicke, Blitzer und Leuchtfünken ab. Wie nett ist der Hochzeitszug (Seite 75) kostümiert! — Bekanntlich ist es nicht immer gleich, wenn „duo faciunt idem", aber — Platz für alle hat die Erde, zumal wenn beide so liebenswürdig sich aufführen, wie unser Maler und sein geistesverwandter Dichter.

Der 65. Jahrgang des „Gesellschafters", eines zunächst für Norddeutschland bestimmten Volkskalenders (Oldenburg 1905 bei Gerhard Stalling), welcher indessen auch viel für den Osten, Westen und Süden Interessantes bietet, enthält Biographie und Porträt seines langjährigen Verlegers Heinrich Stalling († 10. Oktober 1903), ein anmutiges Reiterbild des kleinen Oldenburger Thronfolgers, ein herziges Kinderstück von Hermann Kaulbach (welches im bunten Farbendruck heuer fast durch alle Kalender die Runde macht als wohlberedte Reklame für Kathreiners „Malz-Kaffee") und Zeichnungen von Fritz Reuter. Daselbst findet

sich auch eine im Jahre 1853 spielende Auswanderungserzählung, ein Aufsatz über die Goldmacherkunst, eine Dorfgeschichte von C. Spielmann, allerlei Heiteres über unsere „blauen Jungen“ von der Marine und anderes mehr.

Der im Auftrage des „Deutschen Vereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatspflege“ unter Heinrich Sohnreys bewährter Redaktion mit einem ganzen Generalstab von Mitarbeitern aus Nord und Süd ausgestattete „Dorfkalender“ (Berlin bei Trowitzsch u. Sohn) ist bestrebt, durch echte Volkskunde die Freude an der Heimat und das treue Festhalten an derselben zu fördern und dadurch den krankhaften Zeiterscheinungen praktisch zu steuern. Durch Bild und Wort weht reichlich ein frischer Duft von echter deutscher Heimatliebe. Besondere Vorliebe wird dem alten Bauernhause und den darinnen herkömmlichen Sitten, zum Beispiel der Spinnstube, dem ländlichen Feiertagssingen, zugewendet; auch eine bäuerliche „Kaffeegesellschaft im Altlande (an der Unterelbe zwischen Buxtehude und Stade) ist abgebildet, wobei die schmucken Bäuerinnen mit turbanartigem, breitgeränderten Kopfputz und mit köstlichem Silberfiligranschmuck angetan erscheinen, geradeso, wie ehedem bei unseren Münchnerinnen, in Dachau und in einem Teil der Oberpfalz üblich war. Auffällig ist auch, wie sich die Vornamen in einem Dorfe ändern, eine Tatsache, die schon im Hofleben des ritterlichen Mittelalters hervortrat, worüber Ignaz Zingerle eine sehr gründliche Abhandlung (in Franz Pfeiffers „Germania“ I, 290 ff.) verfaßte.

Zarte Frauenhand wird dankbar sein für Trowitzschs „Damen-Kalender“ (Berlin, Trowitzsch u. Sohn. 258 Seiten kl. 12°), welcher in Tagebuchform viele historische Gedächtnisse in Erinnerung bringt und literarische Beiträge von Frida Schanz, Fr. Reisenrath u. s. w. bietet, ganz nach der Pflicht und den Obliegenheiten eines aufrichtigen Freundes, dessen Tätigkeit freilich nach Jahresablauf erlischt. Daran reiht sich noch ein „Reichskalender“ (ebendas. 260 S. 8°) mit Bildern von Paul Wagner, M. Rau, Karl Storch u. a. und Erzählungen von Sophie Charlotte v. Sell (Der Geiger von Stockholm), O. Elster (Auf dem Felde der Ehre), einer Biographie J. G. Fichtes, einer geistvollen Plauderei von Tony Schumacher über „Das Behagen im Heim“, mit historischen Rückblicken und anderen unerläßlichen Berichten, Unterweisungen und prosaischen und poetischen Beigaben. Alles hübsch gebunden, nur eine Mark!

William Löbes „Landwirtschaftlicher Taschenkalender“ macht sich, völlig neu bearbeitet von W. Gwallig im 47. Jahrgang vorstellig (Leipzig bei Westermann u. Staeglich. 51 und 104 Seiten kl. 8°); neben den schönen, weißen Eintragblättern gibt es vielfache Belehrung über Chilesalpeter, Braugerste und Desinfektion, alle möglichen Tafeln: zur Berechnung des kubischen Inhalts runder Hölzer, Zins, Amortisation, Futterrationen. Leider suchen wir in dieser ganzen Kalender-Literatur vergeblich eine Anleitung zur höheren Alchimie, über die Quadratur des Zirkels. Dagegen findet sich ein rationeller Tierheilkalender, eine Anweisung über Behandlung erkrankter Hunde und über die wichtigsten homöopathischen Tierheilmittel — worüber übrigens Dr. Joh. Emanuel Veith, der Direktor der berühmten Wiener Veterinärschule, schon 1817 ein in vielen Auflagen ediertes Handbuch verfaßte.

Eine für jeden halbwegs gebildet sein wollenden Gastronomen, für Privatiere, Rentiere und andere Glückskinder entzückende Lektüre bietet L. v. Pröppers „Häusliche Konditorei“ in zeitgemäß völlig neuer Bearbeitung von M. Breithaupt, Tornow (Frankfurt a. O. 1904 bei Trowitzsch u. Sohn. 90 S. gr. 8°). Wem wässerte nicht der Mund und lächelte nicht das Herz im Leibe bei einem bloß oberflächlichen Ueberblick dieser 325 wirklich erprobten Rezepte zur illustren Herstellung von Torten, Kuchen, Kakes und anderen Wundergebäuden! Wie viele Menschen könnten durch das praktische Inszenesetzen dieser Anleitungen ihr Glück begründen, vielleicht auch „minder bemittelte“ oder „geistig weniger veranlagte“ Kunstschüler und Malerinnen! Doch lauert dahinter möglicherweise das breitspurige Unglück. Hätte das Geschick ein so vollendetes Werk dem armen Feinbäckerlehrling Claude Lorrain rechtzeitig in die Hände gespielt — er wäre möglicherweise nicht der berühmte Landschafter geworden, von dem nachmals so gefeierten Lustspieldichter Raimund gar nicht zu reden! Also: Prüfet alles und behaltet das Beste, zumal wenn man es in so schöner Form, geschmackvoll gebunden, zur vielseitigsten Begründung seines eigenen Lebensglücks und zum Heil unzählig anderer Menschen erwerben kann!

Bücher und Zeitschriften.

Neun Jahre der Erinnerungen eines österreichischen Botschafters in Paris unter dem zweiten Kaiserreich (1851 bis 1859). Von Graf J. A. v. Hübner. 2 Bände. Berlin, Gebrüder Paetel, 1904.

Graf Jos. Alex. v. Hübner hat soeben das Tagebuch seines Vaters, des österreichischen Botschafters in Paris von der Zeit des Aufkommens des Kaisers Napoleon III. bis zum Ausbruche des Krieges, der Oesterreich die Lombardei kostete, herausgegeben, eine mit dramatischer Spannung aneinandergereihte Summe von Beobachtungen und Betrachtungen, durch welche das Intrigenspiel, das endlich zur Katastrophe führte, bis in die kleinsten Einzelheiten und Wandlungen erhellt wird. Private Erlebnisse erscheinen in diskreter Weise als bunter Hintergrund, auf dem die von Tag zu Tag wachsenden Schwierigkeiten sich aufbauen. Der Staatsstreich vom 4. Dezember 1851, die ein Jahr später erfolgte Proklamation der neuen Ordnung der Dinge, die verwickelten, durch das Uebergewicht Rußlands im Orient geschaffenen Verhältnisse, welche Oesterreich in den Bannkreis der Westmächte drängten, die aggressive Haltung Sardiniens und Piemonts, Napoleons schon in früherer Zeit wurzelnde Verpflichtungen gegen Italien, endlich die opportunistische Selbstsucht und Eigenwilligkeit des kaiserlichen Emporkömmlings waren die Etappen von großer historischer Tragweite, in denen es einer ungewöhnlichen Vorsicht und eines bedeutenden Scharfsinns des österreichischen Botschafters in Paris bedurfte, um in jeder einzelnen Situation hell zu sehen. Schon 1851 berichtet er, Napoleon sei unzuverlässig, da er einerseits konservativ sein und friedlich mit den historischen Autoritäten sich verstehen möchte, andrerseits aber gegen die Revolution und Italien Verpflichtungen habe, die ihn zu innerem Widerspruche veranlassen würden; in dieser Hinsicht sei er eine permanente Gefahr für Oesterreich.... Man werde ihn eine Zeitlang, wenn auch nicht auf die Dauer seiner Herrschaft, im Zaume halten können. „In diesem Sinne arbeite ich,“ sagt er, „um ihm begreiflich zu machen, daß es in seinem Interesse liege, Europa Vertrauen einzuflößen und vergessen zu lassen, auf welch unregelmäßige und besorgniserregende Art er zur Regierung gelangt ist...“ Dies ist denn auch die Richtschnur des Botschafters für alle seine neun Pariser Jahre bis zu jenem üblen Neujahrsempfange von 1859 geblieben, der die Einleitung zu Napoleons Feindseligkeiten bildete. Graf v. Hübner war, wie aus seinen mannigfaltigen, alle möglichen öffentlichen und privaten Verhältnisse berührenden Aufzeichnungen erhellt, eine seltene Arbeitskraft. Hier, wo ein Emporkömmling mit einer Energie sondergleichen und schlauer Benutzung verschiedenster Umstände sich den Weg zum Throne gebahnt hatte, wo alles sich gegenseitig belauschte und mißtraute, war nicht nur das Studium der Fragen aus den diplomatischen Noten erforderlich, sondern es mußte in Theatern, bei Diners und Bällen der vornehmen Gesellschaft, in Gesprächen mit einzelnen Persönlichkeiten, höchsten und gewöhnlichen, kurz, durch Achtsamkeit bei Tag und Nacht die jeweilige Stimmung ausgeforscht werden, wenn man die Wahrheit gewinnen wollte. Bezeichnend, daß das Tagebuch von Personalschilderungen, nicht selten intimster Natur, angefüllt ist, und nur dieser genauen Kenntnis der handelnden Personen verdankte der Botschafter die Möglichkeit, mit prophetischer Gabe im vorhinein vieles zu skizzieren. Während sonst der berüchtigte Neujahrsempfang von 1859 stets als etwas Unerwartetes, Verblüffendes geschildert wurde, war das Ereignis von Hübner — und das ist das wichtigste und neue Ergebnis dieser Memoiren! — längst geahnt worden.

Dr. K. Fuchs.



Allgemeine Rundschau.

Wissenschaftliche Hilfsarbeit durch Studierende.

Wir erhalten folgende Zuschrift, die wir gern veröffentlichen:

„An der Münchener Universität besteht das Arbeitsamt der Münchener freien Studentenschaft, gegründet, um Studenten ohne Unterschied der Nationalität und Konfession den Erwerb ihres Lebensunterhaltes zu erleichtern. Zu diesem Zwecke haben wir neben der Vermittlung von Nachhilfestunden die von wissenschaftlicher Hilfsarbeit jeder Art, wie Quellennachweise, Akten- und Urkundenauszüge, Lesen von Korrekturen u. s. w. übernommen. Interessenten werden gebeten, sich dieser Vermittlung zu bedienen, da wir bei der uns zu Gebote stehenden großen Auswahl stets in der Lage sind, eine geeignete Persönlichkeit zur Anfertigung der Arbeiten zu beschaffen. Die Vermittlung ist kostenfrei. Briefe und Anfragen bitten wir zu richten an das studentische Arbeitsamt, München, Adalbertstraße 8/0 rechts.

•

Eine berühmte Forschungsreisende.

Die durch ihre Forschungsreisen wie ihre einschlägigen Publikationen bekannte englische Geographin Mrs. Bishop, geborene Isabella Bird, ist 72 Jahre alt vor kurzem in Edinburg gestorben. Wir entnehmen einiges über sie dem Nachrufe in The geographical Journal. Ihre schwache Gesundheit hatte sie zuerst zu Seereisen und Aufenthalt in tropischen Gegenden veranlaßt; später hatte sie sich so gekräftigt, daß sie ebenso gefährliche wie strapaziöse Forschungsreisen unternehmen konnte. Ihre erste Publikation machte Miß Bird als Sechzehnjährige: eine Broschüre über Freihandel und Schutzzoll, sie war damals Schutzzöllnerin. Es folgte als Frucht einer Reise nach Prince Edwards-Insel (Kanada) ein vorzüglich geschriebenes Buch „An Englishwoman in America", das bei Murray verlegt wurde, welche große Firma auch die anderen, durch ihre Naturfreudigkeit und die Volksschilderungen ausgezeichneten Schriften von Mrs. Bishop in Verlag nahm. 1873 bis 1874 kamen von ihr zwei Bücher heraus, welche von ihren Reisen nach den Sandwich-Inseln, Australien, Neu-Seeland erzählten; alle diese Reisen waren noch aus Gesundheitsrücksichten unternommen. 1880 folgten „Unbeaten tracks in Japan", die Erfahrungen, welche sie in Japan gesammelt hatte, wo sie in Gegenden, die nie vorher ein Europäer betreten hatte, kam und ausgezeichnete Beobachtungen über das Volksleben machen konnte. Sie besuchte damals auch die nördliche Insel Yezo und drang in das Gebiet der haarigen Ainos ein, von deren Sitten und Gebräuchen sie ein lebhaftes und interessantes Bild entwarf. 1881 verband sich Miß Bird mit Dr. John Bishop in Edinburg; die Ehe wurde durch den Tod des Mannes 1886 gelöst. Süd-China und die Malayische Halbinsel wurden 1883 in einem Buch „The golden Chersonese" geschildert. Von 1886 begann Mrs. Bishop schwierige und anstrengende Reisen nach Persien und der asiatischen Türkei, wobei sie 1890 durch die aufständischen Gebiete nach dem Urmi- und Vansee ständigen Gefahren ausgesetzt war. Zwei Bände darüber erschienen 1891. Eine kurze Reise, die dazwischen nach Kaschmir und Ladak gemacht worden war, wurde 1892 publiziert. Zwischen 1894 und 1897 war Mrs. Bishop nicht weniger als viermal in Korea, wobei sie den Han-Strom auf seinen beiden Armen befuhr, über die Diamantberge stieg und die dortigen buddhistischen Klöster besuchte und nach Wensan an der Ostküste gelangte; die Mandschurei hatte sie bei dieser Gelegenheit auch besucht und in einem Buch „Korea und seine Nachbarn" viele wertvolle und aktuelle Beobachtungen niedergelegt. 1899 beschrieb die unermüdliche alte Dame das Yangtsetal und seine Hinterländer; auf dieser Reise war die 67jährige weiter wie irgend einer ihrer Vorgänger in das Gebiet der wilden Miao-tse-Stämme gedrungen. Ihre letzte Forschungsreise machte sie 1901 nach Marokko und in das Atlasgebirge. Mit all ihren Reisen hat Mrs. Bishop stets humanitäre und Missionszwecke verbunden; sie protegierte namentlich die medizinische Tätigkeit der Missionen und hat zahlreiche Hospitäler im fernen Osten aus eigenen Mitteln gestiftet.

M.

Kleinere Mitteilungen.

* Dem römisch-germanischen Zentralmuseum in Mainz hat der Zar 30 Nachbildungen von Gold- und Silberfunden der griechischen und neupersischen Küste, die aus Grabhügeln Südrußlands stammen, geschenkt. Die italienische Regierung überwies demselben Museum 300 Originalgefäße aus Pompeji.

⁂

Hochschulnachrichten.

* Aus Italien. An der Universität Ferrara wird, wie man der Frankfurter Zeitung schreibt, eine Schule für wissenschaftliche Kriminalogie eröffnet. Sie umfaßt drei Kurse: Kriminalanthropologie, gerichtliche Psychiatrie und wissenschaftlich-gerichtliche Polizei. Diese Schule ist die erste dieser Art in Italien.

* Aus Frankreich. Als Nachfolger des verstorbenen Mr. Tarde ist Professor Bergson zum Professor der neueren Philosophie am Collège de France ernannt worden.

hc. Von technischen Hochschulen. Der bisherige Assistent in der Abteilung für Schiff- und Schiffsmaschinen-Bau der Berliner Technischen Hochschule, Bauführer Max Marung, ist als Dozent des Schiffsmaschinenbaufaches an das Technikum zu Riesa in Sachsen berufen worden.

⁂

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Friedrich Hebbel: Briefe. Erster Band: 1829—1839. Wesselburen-Hamburg-Heidelberg-München. No. 1—91. (Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe, bes. v. Richard Maria Werner. 3. Abt.) Berlin 1904. B. Behrs Verlag. — Andreas Moser: Joseph Joachim. Ein Lebensbild. Neue wohlfeile Volksausgabe. Mit Porträt- und Faksimile-Beilagen. Ebenda 1904. 301 S. — Der Treppenwitz der Weltgeschichte. Geschichtliche Irrtümer, Entstellungen und Erfindungen, gesammelt von W. L. Hertslet. (Sechste Auflage, durchaus neu bearbeitet von Hans F. Helmolt.) Berlin 1905. Verlag der Haude und Spenerschen Buchhandlung (F. Weidling). 509 S. — Otto Ernst: Asmus Sempers Jugendland. Der Roman einer Kindheit. Leipzig 1905. L. Staackmann. 358 S. — F. Rust, Kapitänleutnant a. D.: Marinesorgen. (Revision des Flottenprogramms. Berlin 1904. C. A. Schwetschke u. Sohn. 133 S. — Th. H. Hall Caine: Der verlorene Sohn. Roman. Deutsche Uebertragung. Mit einem biographisch-bibliographischen Anhang. (2 Bände.) Leipzig 1904. H. A. Ludwig Degener. 665 S. — A. Leue, Hauptmann a. D.: Die Besiedelungsfähigkeit Deutsch-Ostafrikas. Ein Beitrag zur Auswanderungsfrage. Leipzig 1904. Wilhelm Weicher. 40 S. — Dr. Paul Krische: Wie studiert man Chemie? Ein Ratgeber für alle, die sich dieser Wissenschaft widmen. (Violets Studienführer.) Stuttgart 1904. Wilh. Violet 173 S. — Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Max Rubner: Unsere Nahrungsmittel und die Ernährungskunde. (Bibliothek der Gesundheitspflege.) Stuttgart 1904. Ernst Heinrich Moritz. 116 S. — Dr. B. Donath: Radium. Vortrag, gehalten in der Urania. Mit 10 Illustrationen. (Sammlung populärer Schriften, herausgegeben von der Gesellschaft Urania zu Berlin. No. 58.) Berlin 1904. Hermann Paetel. 24 S. — Dr. Gustav Eichhorn: Entwicklungsgang der drahtlosen Telegraphie. Mit 20 Illustrationen. (Sammlung populärer Schriften, herausg. von der Gesellschaft Urania zu Berlin. No. 59.) Ebenda 1904. 26 S. — Dipl.-Ing. Dr. Alexander Lang: Die Maschine in der Rohproduktion. Eine volkswirtschaftliche Studie. (Erster Teil: Allgemeines. — Zweiter Teil: Die Maschine in der Landwirtschaft.) Berlin 1904. Gg. Siemens. 101 u. 120 S. — Türmer-Jahrbuch 1905. Herausgeber: J. E. Frhr. v. Grotthuss. Stuttgart. Greiner u. Pfeiffer. 660 S. — Edgar Kurz: Gedichte. Herausgegeben und mit einem

biographischen Vorwort versehen von Isolde Kurz. Stuttgart u. Berlin 1904. J. G. Cotta Nachf. 87 S. — Rudolf Presber: Dreiklang. Ein Buch Gedichte. Mit Buchschmuck von Walther Caspari. Ebenda 1904. 210 S. — Albert Matthäi: Gedichte. Ebenda 1904. 224 S. — Hans Müller: Der Garten des Lebens. Eine biblische Dichtung. Ebenda 1904. 113 S. — Freier Almanach deutscher Studenten. (Deutschland-Oesterreich-Schweiz.) Zwanglose Hefte. Herausgeber: Hanns Holzschuher. (3. Jahrgang. No. 1.) München. Süddeutscher Freier Verlag. — Franz Adam Beyerlein: Similde Hegewalt. Roman. Berlin. Vita (Deutsches Verlagshaus.) 437 S. — Karl Lamprecht: Deutsche Geschichte. Zweite Abteilung. Neuere Zeit. Dritter Band. Erste Hälfte. (Deutsche Geschichte. Der ganzen Reihe siebenter Band. Erste Hälfte.) Freiburg i. B. 1905. Hermann Heyfelder. 396 S. — Dr. Karl Lamprecht, Professor an der Universität Leipzig: Moderne Geschichtswissenschaft. Ebenda 1905. 130 S. — Ferdinand Runkel: Küstrin. Roman. Titelgemälde von Professor Julius v. Klever. Berlin. Alfred Schall. 359 S. — Dr. Karl Heim: Das Weltbild der Zukunft. Eine Auseinandersetzung zwischen Philosophie, Naturwissenschaft und Theologie. Berlin 1904. C. A. Schwetschke u. Sohn. 299 S. — Adelheid Stier: Jesus von Nazareth. Bilder aus den Evangelien. Mit 4 Titelbildern nach Zeichnungen von Maler A. Zick. Leipzig 1905. Jacobi u. Zaher. 131 S. — Franz Rosen: Erlöse uns von dem Alltag. Roman. Stuttgart 1904. Strecker u. Schröder. 276 S. — Otto Rühle: Arbeit und Erziehung. Eine pädagogische Studie. München. C. Birk u. Co. 80 S. — Dr. Ludwig Heilbrunn, Rechtsanwalt in Frankfurt a. M.: Die Reform des Börsengesetzes. Juristische und ökonomische Glossen. Frankfurt a. M. 1904. Reinhold Mahlau, Fa. Mahlau u. Waldschmidt. 27 S. — Irene Wahlström: Was Frühling, Liebe und Musen mir heimlich sangen ins Ohr. Dresden. E. Piersons Verlag. 159 S. — Dr. Emil Oswald: Thomas Hood und die soziale Tendenzdichtung seiner Zeit. (Wiener Beiträge zur englischen Philologie. XIX.) Wien u. Leipzig 1904. Wilhelm Braumüller. 120 S. — Eugen v. Ziegler: Die Praxis des bayerischen Budgetrechtes. Studie über die Handhabung der Rechte des bayerischen Landtages zur Festsetzung der Staatsausgaben und Staatseinnahmen, sowie gegenüber der Vorlage der Rechnungsnachweisungen. München 1905. Theodor Ackermann. 237 S. — A. Sperlich: Reform der Unkostenberechnung in Fabrikbetrieben. Hannover 1904. Gebr. Jänecke. 138 S. — Paul Oskar Häker: Schwanengesang. (Deutsche Erzähler. Band 1.) Stuttgart 1904. Paul Unterborn. 144 S. — Friede H. Kraze: Allerlei rauh. Noveletten und Skizzen. (D. Erzähler. Bd. 2.) Ebenda 1904. 167 S. — Robert Misch: Die Töchter des Doktors. Humoristischer Roman. (D. Erz. Bd. 3.) Ebenda 1904. 168 S. — P. Gisbert: Der Schrecken von Peking. Historischer Roman aus Chinas Gegenwart. (D. Erz. Bd. 4.) Ebenda 1904. 192 S. — Franz Wichmann: Die drei Eisheiligen und andere Novellen. Ebenda 1904. 200 S. — Friede H. Kraze: Vogelfrei. Novelle. Ebenda 1904. 164 S. — Seltene Drucke in Nachbildungen. Mit einleitendem Text von Karl Schorbach. (IV. Laurin. Strassburg 1500. Mit bibliographischen Nachweisen.) Halle a. S. Rudolf Haupt. — Vincent A. Smith: The Early History of India including the invasion of Alexander the Great. Oxford 1904. Clarendon Press. 389 S. — Dr. August Steiger: Thomas Shadwells „Libertine". A Complementary Study to the Don Juan-literature. Berne 1904. A. Francke. 66 S. — Ludwig Dimitz: Die forstlichen Verhältnisse und Einrichtungen Bosniens und der Herzegowina. Wien 1905. Wilhelm Frick. 389 S. — H. Palmé-Paysen: Das Rätsel am Mälarsee. Roman. Berlin 1904. Albert Goldschmidt. 232 S. — E. Reyer: Städtisches Leben im 16. Jahrhundert. Kulturbilder aus der freien Bergstadt Schlackenwald. Wien 1904. Selbstverlag. 129 S. — Max Nordau. Morganatisch. Roman. Berlin. Carl Duncker. 540 S. — Lulu von Strauss und Torney: Eines Lebens Sühne. Novelle. Berlin 1904. Albert Goldschmidt. 94 S. — Ludwig von Cornaro: Sonniges Alter oder Vier Abhandlungen eines Hundertjährigen über die Kunst mässig zu leben. Uebersetzt und mit einem Vor- und Nachwort nebst ergänzenden Bemerkungen versehen von J. Steinberg. Leipzig. H. Hartung u. Sohn. 106 S.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Jahrgang 1904. München, Montag, 28. November. Nummer 273.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Amerika am Scheidewege?

Ein Schlußbild von St. Louis.

Vor 25 Jahren gingen die Wogen der politischen Bewegung in Deutschland höher als heute. „Hie Schutzzoll! Hie Freihandel!" so lautete das Feldgeschrei. In Hagen in Westfalen war es. Ich war ein junger Redakteur. „Hagener Volkszeitung" hieß unser Blatt, das zugleich Kreisblatt war. Die westfälische Eisenindustrie nagte am Hungertuch. In der Umgegend von Hagen standen die Fabriken still. Eingeworfene Fensterscheiben in leeren Werkstätten zeigten sich in großer Zahl längs der Bergisch-Märkischen Bahn. Das waren die traurigen Reste einer Treibhausblüte der Industrie aus der Gründerzeit nach 1871. In der Stadt Hagen stand der Großindustrielle Wilhelm Funcke dem eigenen Bruder, dem Exporteur in Kleineisenwaren Julius Funcke, feindlich gegenüber. Die Kaufmannschaft in und um Hagen trieb damals wie heute einen schwunghaften Handel mit bergischen Fabrikaten, ihr waren die Hungerpreise der bergischen Kleinindustriellen und Heimarbeiter ganz recht; sie war der damals in allen Kaufmannskreisen herrschenden Meinung zugetan, daß Deutschland allein mit billigen Preisen auf dem Weltmarkte konkurrenzfähig sei. Daß unser Vaterland dabei an den Bettelstab kommen würde, das wurde ganz entschieden in Abrede gestellt. Der robiate Engländer Adam Smith mit seiner Lehre vom absoluten Freihandel hatte die Köpfe der deutschen Theoretiker derart verdreht, daß von einer klaren Einsicht keine Rede sein konnte. Hier mußte der Beweis am eigenen Leibe erbracht werden. In diesem Kampf der Meinungen stand ich als Zeitungsschreiber, natürlich als Schutzzöllner, wozu wären wir denn sonst Kreisblatt gewesen. „Der alte Wilhelm", wie W. Funcke bei uns hieß, kam täglich zu uns auf die Redaktion. Er brachte ganze Berge von Beweismaterial für seine Flugblätter, die er mit offenem Visier durch uns verbreiten ließ, um uns auch in der Zeitung warm zu machen. Julius Funcke wehrte sich dagegen in der „Hagener Zeitung", dem Blatte Eugen Richters, der damals, wie immer, von der Hagener Fortschrittspartei als Reichstagskandidat aufgestellt war. Bekanntlich hatte Bismarck im Sommer 1879 den freihändlerischen Reichstag aufgelöst, um seine Schutzzollpläne vor das deutsche Volk zu bringen, und dieses selbst entscheiden zu lassen. Ebenso bekannt ist der Erfolg: Der alte Recke trug mit seiner mutigen Tat den Sieg davon, das Volk wählte eine schutzzöllnerische Mehrheit. Bei uns fiel Eugen Richter zum erstenmal durch: er war einem schutzzöllnerischen Fabrikanten aus dem nahen Schwelm unterlegen.

Warum ich diese Erinnerung hier auffrische? Nun, wer so in der Bresche gestanden, wer derartig mitgestritten zu einer Zeit, als der größte Teil der heutigen Schreibstuben- und Parlamentspolitiker noch die Schulbank drückte, der darf auch mitreden. Ich freue mich noch des Händedrucks des roten Hasenclever, des alten Sozialdemokraten, der früher selbst einmal an unserem Blatte Redakteur gewesen war, als er unsere Redaktion im Herbste 1879 besuchte und uns zurief: „Kinder, das habt ihr gut gemacht." Rasch war er mit seinem rotblonden Westfalenschädel wieder zur Türe hinaus. 1903 waren die Sozialdemokraten die freihändlerischen Kampfgenossen der deutsch-freisinnigen Partei. So ändern sich die Zeiten. Aber es gibt in Deutschland keinen Bismarck und bei den Sozialdemokraten keinen Hasenclever mehr.

Ich denke, wenn man mit solchen Erinnerungen die Welt bereist, um seine Handelsgeschäfte auszudehnen; wenn man seine eigene Haut über die Meere trägt und sein eigenes Geld opfert, um klar zu sehen, wo und wie wir unsere Fabrikate absetzen können, dann hat man auch einen Anspruch darauf, gehört zu werden; gleichviel, ob dem Einen die Rede mißfällt, oder ob die Freunde den Worten Beifall zollen. Ich will nur unabhängig prüfen und damit der Allgemeinheit dienen. Damit komme ich auf St. Louis zurück.

•

Die Weltausstellung wurde zum Teil bereits am 22. November geschlossen. Die Völkerscharen, welche sich dort zusammengefunden, haben sich verlaufen und tausend fleißige Hände werden vom 1. Dezember ab damit beschäftigt sein, die Werke aus „Tausend und eine Nacht" dem Erdboden gleich zu machen. Eine gewaltige Schöpfung menschlichen Geistes, menschlicher Kraft, und ein Feenmärchen zugleich, das war die „Worlds Fair". Darüber herrscht nur eine Stimme. Wir müssen die Weltausstellung von dem trennen, das uns in dem Lande der unbegrenzten Möglichkeiten als störend und häßlich vor Augen trat. Jedenfalls war das Ganze großartig angelegt und mit splendiden Mitteln durchgeführt. Im Osten der Vereinigten Staaten war niemand dem Unternehmen gewogen. Die Welt erlebte das Schauspiel eines Geschäftspartikularismus von nicht erwarteter Zähigkeit. Monate gingen dahin, bis die Blätter von New-York von der Weltausstellung überhaupt ernstlich Notiz nahmen. Die deutschländischen Zeitungen mit ihrem Heer von Berichterstattern rüttelten die sonst so sensationslüsternen Zeitungen des östlichen Amerika erst wach, und so nach und nach besannen sich diese „Stimmen der Welt" darauf, daß dahinten im fernen Westen etwas vorgeht, das einer Völkerschlacht der Intelligenz mehr wie ähnlich sah. Ja, es war ein stilles, heißes Ringen nach Anerkennung, nach einem Preise um jene Siegespalme, welche dem Wissen, dem Können und der Tatkraft auf dem Gebiete

der Wissenschaft, der Kunst und der Industrie zufallen sollte.“

Hunderttausende, Millionen, strömten herbei, von allen Teilen der Erde kamen die Besucher, um zu sehen, um zu lernen. Selbst der mörderische Krieg in Ostasien hielt die Wissensdurstigen nicht ab, die beschwerliche Reise zu unternehmen. 200,000 Menschen sollen durchschnittlich Tag für Tag die Ausstellung besucht haben. Eine Viertelmillion Dollars soll die durchschnittliche Tageseinnahme der Ausstellungsleitung gewesen sein. Soll sie gewesen sein. Die Abrechnung wird später kommen. Das wären rund 200 Millionen Mark Einnahmen. Machen wir ein recht großes Fragezeichen dahinter. Der Zweifel ist berechtigt.

An Beschuldigungen und Anklagen aller Art fehlt es nicht. Wie das bei allen Ausstellungen so der Fall ist. Da soll sich das ganze Präsidium schamlos bereichert haben. Die Millionen sollen nur so verschwunden sein. Sollen sie. Einzelnen Personen wird auf Heller und Pfennig nachgerechnet, wie viel sie gestohlen haben. Ein paar Nullen mehr oder weniger spielen bei diesen Luftschlössern keine Rolle mehr. Viel darf man davon nicht glauben. Der amerikanische Zeitungsschreiber liebt es, das eigene Nest zu beschmutzen. Die politische Bestechlichkeit macht das sonst so liebenswürdige Volk unfähig, die Wahrheit von der Dichtung zu trennen. Wir, die wir Gäste des Landes waren, haben von solchen Durchstechereien nichts gesehen, also müssen die Amerikaner die Unsauberkeiten unter sich ausmachen. Wie groß der Verlust, mit dem heute bestimmt gerechnet wird, sein wird, das dürfte die Welt erst später erfahren. Erklärlich würde ein Defizit immerhin sein. Daran wäre die unnötig große Ausdehnung aller Anlagen schuld. Man hat eben amerikanisch gerechnet und die eigene Welt mit der übrigen multipliziert. So kann der Rechenfehler nicht ausbleiben. Jede andere Ausstellungsleitung, heiße sie wie sie wolle, kann sich daran ein warnendes Beispiel nehmen. Der Besucher Zahl tut es noch lange nicht.

Wir haben 1902 in Düsseldorf gesehen, wie räumlich gedrängt alles beieinander war. Anfänglich rümpfte der Kritiker die Nase darüber. Das Volk war aber anderer Meinung. Die praktischen Rheinländer verschmähten allen überflüssigen Prunk. Sie sagten nicht zu den Architekten: baut, wie ihr wollt, sondern, hier ist unser Geld, damit müßt ihr fertig werden, etwas Beständiges soll auch noch übrig bleiben. Da bauten die Rheinländer ein solides Künstlerhaus, und rund herum lichte, freundliche Hallen. Der Besucher war immer da, wo er sein wollte, die Menge zersplitterte sich nicht. Alles war heiter und froh in dem Gewühl, stets war die heitere Festesstimmung vorherrschend. Das ist das Geheimnis aller Ausstellungen. Düsseldorf trug den klingenden Lohn davon.

Anders in St. Louis. In den übermächtigen Hallen meist lautloses Gehen auf dem mit Linoleum bedeckten Fußboden. Wo nicht die Räder surrten und Musikwerke die ewig gleichgestellte Uhr herunterspielten, da herrschte Tempelstille. Die Menschen drängten sich nicht. Hunderttausend Besucher mehr oder weniger in den Riesengebäuden, das gab keinen Ausschlag. Dazu die Tropenhitze von Mai bis September, welche jeden Menschen hinfällig und stumpfsinnig machte, das ewige Einerlei von Kommen und Gehen, Gehen und Kommen. All dieses konnte eine echte und rechte Ausstellungsstimmung nicht aufkommen lassen. Stumpfsinnig sagte ich oben. Ja, es war so. Die Aussteller, welche durch den Dienst an ihre Abteilungen gebannt waren, waren wirklich dem stillen Blödsinn nahe. Da gab es nur noch ein gewaltsames Herausreißen aus der Lethargie eines ewigen Einerlei. Kam dann endlich ein Mensch, der menschlich empfand, gleichviel, welcher Zunge, so suchte so ein Unglücksvogel von Aussteller gern ein künstlich kühles Plätzchen auf, um lechzend nach einem Trunke der gleißenden Hölle zu entgehen und menschliche Zwiesprache mit einem menschlichen Wesen zu halten.

Das bot keinen Trieb zu einer gehobenen Ausstellungsstimmung. Und diese gehört einmal in jede Ausstellung hinein. Gern soll der Besucher darin verweilen, mit Wohlbehagen die Opfer vergessen, die er sich und seinen Geldmitteln gebracht. So eine Stimmung muß in der Luft liegen, sie muß jeden ergreifen, der die Ausstellung betritt; der Einzelne muß vergessen, was hinter ihm liegt, er muß mit Bedauern von der Stätte seiner Wünsche scheiden. In St. Louis war jedermann froh, wenn er wieder draußen war. Der Schweinemarkt von „Pike“, der mit verhüllter Unverschämtheit alle Laster der Welt feilbot, sei hier nur kurz gestreift; jene geheimen Nuditäten, welche von dem Amerikaner verleugnet und von niemand gern erwähnt werden, sie konnten den ernsten Besucher gewiß nicht mit der Ausstellung versöhnen. Dieser Pike war nun aber der Sammelpunkt derer, die sich finden wollten. Wäre der einzige Lichtpunkt nicht gewesen, das echt deutsche Alpenpanorama, in dessen gemütlichen Räumen und Hütten der Mensch erst wieder zu sich selbst gebracht wurde, dann bliebe von der Ausstellung als Ganzes nur eine sehr matte Erinnerung zurück. Derjenige, welcher nur kurze Zeit in St. Louis gewesen, der mit der Hast des Weltläufers das Weite suchte, oder derjenige, welcher die schönen Herbsttage zu seiner Reise ausnutzen konnte, der nahm einen besseren Eindruck mit hinweg; Mutter Erde erwies sich ihm gefälliger als anderen Sterblichen.

So verbleicht denn langsam der Eindruck von St. Louis in uns. Wir alle haben nur das Gefühl, ein überaus großes Opfer gebracht zu haben. Das Gefühl der Befreiung kommt über jeden Deutschen, der neun volle Monate drüben dazu beisteuern mußte, den Namen der deutschen Industrie über alle Welt zu tragen, den Völkern des Erdballs zu zeigen, wie in dem Deutschland von heute gearbeitet wird. Ein heißes Ringen war es für jeden einzelnen unter uns, ein grimmiges Ertragen aller Widerwärtigkeiten, ein schweigendes Opfern großer Mittel, um den Kampf zu bestehen, um den Amerikataumel der Deutschen selbst in eitel Dunst aufzulösen. Die nordamerikanische Industrie war uns nie in dem Maße gefährlich, wie die Sucht der Deutschen selbst, dem Fabrikat des Auslandes vor dem eigenen Fleiße der Landeskinder den Vorzug zu geben. In unserer graphischen Industrie mußte vor wenig Jahren noch alles „amerikanisch“ sein, tolle Preise wurden auch für den wahrhaftigsten Schund bezahlt, wenn es nur „amerikanisch“ war. Gute, solide Maschinen aus Deutschland wurden zurückgewiesen und dafür der Markt von New-York, Chicago u. s. w. in Anspruch genommen. In Deutschland wurden die fremden Maschinen mit großen Kosten installiert, und wenn sie sich nicht bewährten, dann wurde der dumme deutsche Handwerker, welcher die Pfuscherei nicht gutmachen konnte, beschuldigt, ein Simpel zu sein, der die Sache nicht verstehe. So nach und nach dämmerte den Amerikaschwärmern ein Licht nach dem andern auf. Viele kehrten zurück zur deutschen Gewissenhaftigkeit, zur deutschen Gründlichkeit und Verantwortlichkeit. Und heute können wir mit Recht sagen: Der Nebel von Amerika ist zerrissen! Wer es noch nicht wußte, der konnte es in St. Louis sehen, wie die deutsche Industrie und wie die Industrie von Nordamerika arbeitet.

Die großen Auszeichnungen, die wir alle in St. Louis erhalten, sie waren ehrlich verdient. In St. Louis ist der deutschen Industrie nur ihr gutes Recht geworden!

Wie das Aeußere der Ausstellung in Wirklichkeit ein Aufgebot von Massen war, so drängt das ganze amerikanische Fabrikationserzeugnis zur Masse hin. Die Freude des deutschen Fabrikanten am eigenen Erzeugnis kennt der smarte Nordamerikaner nicht. Nur hinaus auf den Markt, fort damit. Wer kann in Deutschland nicht ein Lied davon singen? Wir sahen in der großen Maschinenhalle von St. Louis Gegenstände, die uns ungeheuerlich vorkamen. Jene Maschinenteile, welche dem Besteller zeigen sollen, wie sorgfältig das Fabrikat gearbeitet ist, waren mit allen möglichen Farben bemalt, so daß wir uns unwillkürlich fragen mußten, ob denn der Amerikaner selbst so etwas kaufe. Und er kauft es. Er sieht es ja nicht anders. Er fängt heute dies Geschäft an, morgen ein anderes. Verstehen braucht er nichts davon. Dafür gibt es Maschinen und Dutchmen, dumme Deutsche genug, die das Weitere machen werden.

Schlägt die Geschichte fehl, was macht das? Der Amerikaner kann alles: er fängt etwas anderes an. Es gibt immer noch Leute genug, die weniger schlau sind wie er.

Im übrigen verlassen wir Nordamerika nicht mit unfreundlichen Eindrücken. Wir haben in allen Berichten nach bester Ueberzeugung gesprochen und geschrieben. Wir haben gesehen, daß der junge Deutsche drüben bald heimisch wird, und zwar im Westen noch leichter wie im Osten. Die halbfertigen Zustände reizen jeden selbständigen Charakter zum Zugreifen. Eine jede Tatkraft findet in dem großen Lande über dem Wasser ihren Lohn, jeder Fleiß seine klingende Anerkennung. Wenn wir Alten uns nicht mehr eingewöhnen können, so wollen wir dem großen Reich der Vereinigten Staaten doch Gerechtigkeit widerfahren lassen. Es wäre nur zu wünschen, daß dieses Bestreben, unparteiisch zu sein, nicht von uns allein beachtet wird. Da hapert es natürlich gewaltig.

Viel zu viel Menschen haben das deutsche Vaterland als unzufrieden verlassen, nicht immer als Verfehmte, wohl aber als „brotkranke Menschen". Die Brotkrankheit treibt schließlich einen jeden zur Arbeit, das „eiserne Muß" zwingt uns alle, die Ellbogen zu rühren. Wenn nun so viele tatenlustige Männer ihre Brotstelle in Deutschland nicht finden, dann brauchen wir uns doch nicht zu verwundern, wenn der Deutsche drüben ebenfalls, wie jeder Amerikaner, zum Optimisten wird, mit ganz anderen Hoffnungen an die Arbeit geht wie bei uns, und zu guter Letzt das neue Vaterland auch lieb gewinnt. Da drüben ein Land, zehnmal so groß wie die alte Heimat, dort Platz für alle, die noch kommen sollen, Gelegenheit für so viele fleißige Hände, den Urboden umzugraben und sich das Stück Scholle zu sichern, nach dem die meisten bei uns vergeblich ringen. Unser kleines Deutsches Reich mit seinen 60 Millionen Menschen, die einander schieben und drücken, stoßen und heben, ohne daß die Wände des engen Hühnerkobels nachgeben — kein Ausweichen über weite Ebenen jungfräulichen Bodens hinweg; ein Drängen, ein Quetschen nur ist es bei uns, ein Jappen nach Luft derjenigen, die unten liegen, und ein rücksichtsloses Draufgehen bei denen, welche der Zufall oder eigenes Geschick nach oben befördert hat.

So, nun wundere dich nicht, lieber deutscher Landsmann, wenn der Amerikaner jeden Deutschen für einen Hungerleider hält; nun wundere dich auch nicht, wenn der Amerikaner es nicht fassen kann, daß wir uns mit unseren Maschinen nach „den Staaten" wagen, die wir doch nur Träumer sind. 1876 erklärte der deutsche Reichskommissar in Philadelphia die deutsche Ausstellungsware für „billig und schlecht", 1893 war das Urteil von Chicago schon gnädiger, so etwa wie: „Na, ihr habt ja auch schon etwas gelernt! Wie könnt ihr aber so dumm sein und nach Amerika kommen? Wir brauchen euch doch gar nicht!" 1904 bekam die ganze Auffassung eine andere Richtung. Diesmal mußte deutsche Kunst, deutsches Können die ganze Weltausstellung von St. Louis herausreißen. Ohne die hervorragende Beteiligung Deutschlands in allen Gruppen wäre das Interesse der übrigen Welt ein sehr begrenztes gewesen; wir alle, wir, die 1400 Aussteller der Einzelwerke, von der staatlichen und städtischen, der Sammel- und Gruppenbeteiligung ganz abgesehen, wir haben mit unserem Schweiße, mit eigenen Mitteln da drüben in der neuen Welt gezeigt, w a r u m wir das Urteil aller Kulturvölker herausforderten. Wir wollten gesehen werden und wir wurden gesehen. Jeder von uns war bestrebt, sein Bestes einzusetzen für seine Erzeugnisse, jede Gruppe war hervorragend geordnet, jede Sammelausstellung harmonisch abgeschlossen. Die Preisverteilung war ungemein erschwert. Nach Punkten wurde alles geschätzt. Jede lobenswerte Arbeit, jede sonstige erwähnenswerte Leistung des Ausstellers wurde nach der Punktzahl notiert, und es ist gewiß von allgemeinem Interesse, zu wissen, aus welchen Urteilen die Hauptzahl der Punkte sich zusammensetzte. Die Zahl der einzelnen Punkte wurde wie folgt ermittelt:

a) Für den Wert des Produktes, des Verfahrens, der Maschine oder des Entwurfes, nach Maßgabe der Nützlichkeit und des wohltätigen Einflusses auf die Menschen in physischer, geistiger, sittlicher und erzieherischer Hinsicht, nicht über 25 Punkte.

b) Für Geschicklichkeit und Scharfsinn, bewiesen bei der Erfindung, Konstruktion und Anwendung, nicht über 25 Punkte.

c) Für Verdienste der Ausstellung hinsichtlich der Eigenartigkeit, des Geschmacks, der Kosten und des Wertes des Gegenstandes auch mit Rücksicht darauf, ob er als Ausstellungsobjekt besondere Anziehungskraft ausübt, nicht über 10 Punkte.

d) Für Größe des geschäftlichen Unternehmens nach dem Maßstabe des Umsatzes während des der Weltausstellung vorangegangenen Kalenderjahres, nicht über 10 Punkte.

e) Für Qualität oder Billigkeit, entweder weil der Gegenstand überhaupt von bestmöglicher Qualität ist, oder seine Anschaffungskosten im Vergleich zu der gebotenen Qualität so gering sind, daß es für jedermann wertvoll ist, ihn zu besitzen (billig und gut), nicht über 10 Punkte.

f) Für Vollendung der Ausstellung innerhalb der vorgeschriebenen Zeit und vorzügliche Instandhaltung, nicht über 10 Punkte.

g) Für Länge der Zeit, in der der Aussteller in dem vorgeführten Unternehmen tätig war, mag es sich um einen Gegenstand eigener Erfindung oder um die Verbesserung einer fremden handeln, nicht über 5 Punkte.

h) Für Zahl und Art der auf früheren Ausstellungen erhaltenen Auszeichnungen, nicht über 5 Punkte.

Für die beste, vollständigste und anziehendste Installation konnte in jeder Abteilung eine besondere goldene Medaille verliehen werden.

Nach dem vorstehenden System erhielt ein Gegenstand mit 60—74 Punkten die bronzene Medaille; mit 75—84 Punkten die silberne Medaille; mit 85—94 Punkten die goldene Medaille, mit 95—100 Punkten den großen Preis.

Bekam demnach ein Aussteller auch nur die bronzene Medaille, so mußte er immer noch 74 Punkte auf sich vereinigen, während 84 Punkte die silberne, 94 Punkte die goldene und h u n d e r t Punkte den „Großen Preis" brachten. Dazu war das Preisgericht nur zum Teil mit Europäern, sonst gänzlich mit Nordamerikanern besetzt.

Darum ist das Ergebnis für Deutschland so ehrend. Möge der Erfolg die Opfer lohnen.

Wenn wir trotz vieler anderer Beobachtungen, die wir hier übergehen müssen, mit der Allgemeinbetrachtung Schluß machen, so denken wir alle mit Hochachtung an den einen Mann, der überhaupt erst die deutschen Aussteller zur Betätigung ihrer Kräfte anspornte, der mit unermüdlicher Schaffensfreudigkeit das Werk zusammentrug, das dem deutschen Namen zu so hohen Ehren verhelfen sollte; wir denken an den Geheimen Oberregierungsrat Lewald, den deutschen Reichskommissar, der das große Werk zu organisieren und mit den höchsten Erfolgen hinauszuführen wußte. Deutschland schnitt am besten ab! Wir wissen es: ohne „unseren Lewald" und seinen pflichtgetreuen Stab hervorragend guter Beamter hätten wir die Erfolge kaum erreicht. Eine Schuld der Pflicht ist es, die wir abtragen, wenn wir mit diesen bescheidenen Zeilen Herrn Lewald und allen Herren seines Stabes unseren aufrichtigsten Dank aussprechen. Gern und aufrichtig bringen wir den Dank dar. Jeder von uns fand im Reichskommissariat von St. Louis den Beistand, den er zu finden hoffte, den er haben mußte, gleichviel, welcher Art das Anliegen war. Möge das Reich den Herren den gebührenden Dank nach wohlverdienter Würdigkeit zuteil werden lassen, möge der Reichstag da nicht mit Vorwürfen und Undank lohnen, wo die Verhältnisse stärker waren als wir Menschen, insbesondere, wo die Geldfrage alles beherrschte und aus uns allen an Dollarnoten herausgezogen wurde, was nur noch in den Nähten verborgen war. Wo dem einfachen Arbeiter für die Stunde ein Lohn von 4 M. 25 Pf. bezahlt werden mußte, da hört jede Berechnung auf. Also: Kritik beiseite. Zahlen und schweigen. Es kommt nichts Besseres nach.

Das sei der Schlußeindruck von St. Louis. Was wir sonst noch auf dem Gewissen haben, das geht den deutschen Stimmungsmacher an, den Zeitungsschreiber, für ihn wählten wir die Ueberschrift, die wir nachstehend noch mit möglichster Kürze behandeln wollen: Amerika am Scheidewege?

Nürnberg. Karl Kempe sen.

(Schluß folgt.)

Dichter über Dichter.

Von Albert Geiger.

Ein gewisser Karl Moor beklagt sich am Ausgang des 18. Jahrhunderts über das „tintenkleckjende Säkulum!“ Was würde er wohl am Anfang des 20. Jahrhunderts sagen? Welche Heere von Büchern, Broschüren, Monats- und Wochenschriften, Zeitungen! Es ist, als hätten manche Verleger Riesenkanonen, aus denen sie unablässig Salven von Büchern abfeuern, um die Festung Publikum einzunehmen. Der Rezensent sieht händeringend dem zu und hat das Gefühl eines Menschen, der von der Hochflut langsam begraben wird.

Man könnte dies als das Zeichen eines produktiven Zeitalters betrachten. In Wahrheit aber ist es das der eigentlichen Unproduktivität. Das Zeichen einer Zeit der Talente, nicht aber das einer Zeit der Genies. Nie waren die Kärrner eifriger an der Arbeit. Neuerdings gehen auch die Dichter unter die berufsmäßigen Rezensenten und zwar in ganzen Geschwadern. Dichter schreiben über Dichter. Ist es mehr Sensation? Ist es wahrhaftes Bedürfnis? —

Vor mir liegen acht neue Bändchen der Dichtung.[1]) In ihrem wohlbekannten schmucken Gewande, mit hübschem und interessantem Bilderschmuck, in ihrer ganzen Niedlichkeit und Handlichkeit sind sie ein wahrer Genuß für den Bücherfreund und eine Zierde für einen jener Bücherschränke, die in ihren stilisierten Formen selbst etwas so Niedliches haben. Man kann sich recht vorstellen, wie man nach einer guten Mahlzeit, eine Zigarre rauchend, aus dem Bücherschrank so ein Büchlein nimmt, darin schmökert, einzelne Partien liest, und ohne Zweifel immer etwas Anregendes findet: für oder wider; in bejahendem oder in verneinendem Sinne angeregt. Und ist Anregung nicht schon viel?

Denn freilich, das wird man wohl feststellen müssen, auch bei der ehrlichsten Sympathie für das Unternehmen: vom literarisch-kritischen Standpunkt angesehen, kommt nicht eben sehr viel dabei heraus, und als kritische Fundgruben für spätere aufbauende Arbeiten möchte ich die „Dichtung“ in ihrer Gesamtheit mit gutem Gewissen nicht empfehlen können. Das liegt in der Sache. Die Befürchtung, mit der man dem ganzen Unternehmen entgegensehen mußte, nämlich, daß der Charakter dieser Dichterbücher über Dichter ein höchst subjektiver sein werde, wird auch durch diese neue Serie bestätigt. Ich greife, um dies darzutun, einige Bändchen heraus.

Da schreibt zunächst Richard Schaukal über E. T. A. Hoffmann. Er gibt eine Analyse seines Wesens, — eine Aufgabe, auf die es in diesen Monographien zumeist hinausläuft —, und sucht zugleich damit in inniger Wechselwirkung eine solche der Dichtung Hoffmanns zu geben. Dieser Versuch dürfte — auch das ist für die meisten anderen Bücher charakteristisch — nicht geglückt sein. Wer ein genauer Kenner Hoffmanns ist, für den können zur völligen Erfassung der Werke dieses bizarrphantastischen Fabulisten manche Anregungen aus der Betrachtungsart Schaukals, manche schätzenswerte Anregungen erwachsen. Obgleich ja eigentlich — auch das gilt von der „Dichtung“ zu allermeist — die kritischen Akten über diesen Fall erledigt sind, und der Dichter Schaukal eine res judicata noch einmal judiziert. — Wer aber aus Schaukals Arbeit Belehrung, eindringliches Verstehen, wie es ein Wissensdurstiger wünscht, wer dieses will, der wird nicht auf seine Rechnung kommen. Im Gegenteil: der mehr als bizarre, subjektive Ton des Ganzen, auf den Hoffmanns eigener, wenig abgeschliffener, bald überreizter, bald skuriler oder salopper, bald verzwickter Stil stark abgefärbt hat, wird den Laien nur verwirren und wird die in Deutschland trotz vieler Bemühungen noch immer nicht so recht wieder erwachende Sympathie für Hoffmann schwerlich vergrößern. Denn das Verzerrte in Hoffmanns Erscheinung wird ihn mehr abstoßen als anziehen, und von dem tüchtigen Kern seiner Werke, der im speziell Deutschen wurzelt, wenig zu spüren geben.

Wir sehen eine pathologische Untersuchung, wir erhalten auch interessante Bemerkungen über Hoffmanns innere Verwandtschaft mit den Romantikern, aber von der Schilderungskraft, von der echt deutschen spintisierenden Fabulierkunst, der auch ein Goethe einst seine Opfer dargebracht hat, erfahren wir blutwenig. So wird also der Nichtkenner Hoffmanns in den meisten Fällen nach Lektüre des Buches sagen: mit einem solchen Gesellen mag ich mich nicht gerne abgeben. Und das ist bedauerlich. Denn gerade die mehr ruhigen, behaglichen, wenn auch bizarr gefärbten kleineren Erzählungen werden im Volk erhalten bleiben und stets einen Genuß für den Leser bilden. Das andere, so glänzend es vorgetragen ist, gehört der Zeit an und ist subjektiv in hohem Grade. Aber es scheint, daß eben dieses Subjektive Schaukal am meisten reizt. Und hier kommen wir auf den anfänglich erhobenen Einwand zurück: wir vermissen den objektiven Prüfer, den zurückhaltenden, hinter dem Bilde des Darzustellenden verschwindenden Darsteller.

Schärfer zu tadeln ist, wie schon hervorgehoben, der Stil des Buches. Es ist, was Schaukal auch in anderen Werken seiner Feder eigen ist, ein seltsam gesuchtes Virtuosentum darin. Es ist, als sehe man eine selbstgefällig lächelnde Balleteuse ihre Pas und Pirouetten machen. Freilich fallen sie nicht immer gut aus. Ganz verkehrt ist der Schluß, in dem die maßlose Ueberschätzung, die Schaukal dem Künstler überhaupt angedeihen läßt, so recht zum Ausdruck kommt. Nein, Ehre dem Dichter! Aber daß die Welt der Geschehnisse, wie es Schaukal andeutet, nur für ihn und durch ihn da ist und Wert gewinnt, das ist eine jener echt subjektiv-romantischen Behauptungen, an denen unsere Zeit in beträchtlichem Maße leidet. Recht komisch berührt auch die Widmung: „Meinem kleinen Johann Wolfgang Richard für später. Wien-Hietzing, Mai 1904“ (übrigens nach berühmten Mustern, siehe Daudets Widmung des „Sappho“ an seine Söhne, wenn sie zwanzig Jahre alt sein werden!).

Dergleichen ist nicht geeignet, den ernsthaften Prüfer eines Buches für „die Dichtung“ einzunehmen. Und da hätten wohl die Verleger im Interesse ihres Werkes Einspruch erheben sollen, wenn der Herausgeber das nicht tun wollte oder konnte! — Endlich — um auch das vom Herzen zu reden! — die einzelnen Buchanzeigen hinten an den Monographien müssen wir unter allen Umständen beanstanden! In diesem Falle sehen sie einer Selbstreklame der Dichter verzweifelt ähnlich, und so sehr unser Gewissen im Zeitalter der Reklame auch eingeschläfert worden ist, wir sollten doch etwas mehr Respekt vor uns selbst haben!

Leo Greiner, eine noch sehr wenig abgeklärte Stürmernatur, schreibt über Lenau. Es ist nicht uninteressant, zu beobachten, welche Stellung der Dichter bei unseren Neueren einnimmt! Ich erinnere mich da eines Heftes der „Gesellschaft“ — vor welchem Richard Schaukal im Bildnisse paradiert, Namenszug fehlt natürlich auch nicht —, in welchem er sein Leben erzählt, in der ihm üblichen koketten Form, und eine energische Selbstwertung vornimmt, und in dessen kritischen Spalten er, einige

[1]) Die Dichtung, herausgegeben von Paul Remer, verlegt bei Schuster u. Loeffler, Berlin und Leipzig, Bd. 10—18 (Bd. 18 fehlt noch).

Blätter weiter, den armen Lenau sehr von oben herab als maßlos überschätzt behandelt. Leo Greiner steht ihm mit Sympathie und Hochachtung gegenüber, wohlgemerkt aber nur dem Menschen, von dem er eine sehr feine Analyse gibt, deren Geschlossenheit und Eindringlichkeit wir unseren vollsten Beifall zollen. Es heißt da u. a.: „Lenau war kein schaffender Künstler." (S. 66.) Das ist ein großes Wort, gelassen ausgesprochen, und Greiner begründet es damit, daß er sagt: Sein Tiefstes und Furchtbarstes habe er in der Dichtung nicht ausdrücken können. Auch hier macht sich wieder ein stark subjektiver Zug bemerkbar. Gerade dieses Tiefste und Furchtbarste, das Dämonische, sagen wir einmal, ist das, was Greiner seiner eigenen Natur nach an Lenau fesselt. Alles und jedes dieses Dichters sieht er nur unter diesem Gesichtswinkel, und notwendigerweise muß sich der ganze Standpunkt verrücken. So tüchtig und feinfühlend Greiners Buch ist, so muß man aus diesem Grunde hervorheben, daß es ebenso einseitig ist. Ueberhaupt: auch das ist ein Zeichen der Zeit! Ein wildes unbefriedigtes Ringen nach restlosestem Verkörpern des eigenen Selbst. Je subjektiver ein solches vorgefunden wird, desto höher wird es bewundert — und alle andere Betrachtung schweigt daneben. Nun sei gern zugegeben, daß der Ausdruck der Persönlichkeit für den Künstler das höchste ist. Wohlgemerkt aber: der Persönlichkeit, die nicht ihr Subjekt spiegelt und nur dieses, sondern die Welt durch dieses Subjekt. Das scheint mir, wie auch sonst, hier nicht genügend im Auge behalten. Wir geraten, allerdings in Reaktion auf den überobjektiven Naturalismus, in einen Romantizismus hinein, dessen Schlagwort ist: Ich, ich und noch einmal ich. Uebertreibung nach der einen Seite wie nach der anderen. Im übrigen — mögen doch die Neuen und Allerneuesten einmal ehrlich sein: wo findet sich denn unter ihren Lyrikern eine dichterische Persönlichkeit, die höher zu bewerten wäre als Lenau? Alle seine Fehler und Schwächen ohne weiteres zugegeben, wer von ihnen hat neben dem Uebersubjektiven die objektive Welt so auszuprägen vermocht? Nehmen wir eine Persönlichkeit von so hohen dichterischen Qualitäten wie Dehmel: Was hat er da, wo er Bilder des Lebens in ein Totalgemälde zu verdichten suchte, ich meine seinen Balladenzyklus: Zwei Menschen, zu schaffen vermocht? Selbst seine getreuesten Anhänger sind hier in Verlegenheit. Also: bitte, etwas mehr Respekt vor dem Geschaffenen! Vor der Vergangenheit! Denn auch wir werden Vergangenheit! Und dann? Wenn jene Gegenwart unser Uebersubjektives abzieht? Wieviel dürfte dann noch bleiben?

Auch das ist ein Charakteristikum unserer Zeit, daß man beginnt, Mörike zu überschätzen. Man beginnt allmählich auch die harmlosesten Kleinigkeiten dieses ausgezeichneten Lyrikers mit Sammlerandacht in die Hand zu nehmen und zu schmunzeln: ei, sieh, wie fein! Und das Primitive gerade scheint mitunter besonders zu reizen. Erklärlich, aber doch eben eine starke Kurzsichtigkeit. Man liebt auch, ihm eine besonders mystische Ich-Physiognomie anzudichten — und scheint daneben ganz zu übersehen, daß er gerade als Gestalter des Realen und dichterischer Form seine Wertung erhält. Daß er daneben auch ins Universum hinauslauscht und Töne auffängt, die ihn mit geheimnister Inbrunst erfüllen, gibt seinem dichterischen Wesen einen erhöhten Reiz. Aber es macht nicht ihren Reiz allein aus. Gustav Kühl, über dessen dichterische Qualitäten wir nicht informiert sind, hat uns ein Buch über Mörike gegeben, das den wirklichen Vorzug hat, nicht im Subjektiven stecken zu bleiben und Mensch und Dichter zu geben. Dennoch legt er auch zu sehr den Schwerpunkt auf das Mystische, Nur-Suggestive. An anderen Stellen, wie z. B. bei der Würdigung des „Maler Nolten", ist das Mystische, wo es wie in dem tieftragischen, fortreißenden Finale in besonderem Pathos zum Ausdruck gelangt, zu wenig gewürdigt. Alles in allem aber eine tüchtige und feine Arbeit. Nur auch hier Dinge, die störend wirken. Zum Beispiel die Apostrophe (S. 51): „Komm einmal her vor's Brett, berühmtester aller Turmhähne!" Dergleichen soll unmittelbar wirken, aber ich bezweifle, ob der Leser von solchen Sprüngen sehr erbaut sein wird.

Total ins Subjektive geraten ist wiederum das Bändchen, das kurzweg den Titel trägt: Droste-Hülshoff von Wilhelm v. Scholz. Also in Zukunft schlage ich vor, das Genus beim Dichter überhaupt wegzulassen. Was kommt's auch weiter drauf an, ob's ein Mann oder eine Frau ist! — Daß bei Scholz die Pythia auf dem Dreifuß eine große Rolle spielen würde, war zu erwarten. Die einfachsten Dinge werden mit einer naiven Freude in möglichst geheimnisselnder Darstellung gegeben, denn überall soll ja auf den Urgrund aller Dinge zurückgegriffen werden. Es erinnert das an jene Exzentrik-Künstler, die, um ein Streichholz zu holen, einen Saltomortale schlagen. So ist denn die ganze Schilderung der westfälischen Dichterin stark ins Mystisch-Philosophische geraten. Von ihrer Dichtung erfahren wir sehr wenig. Das Buch läßt einen herzlich kalt. Am Schluß schimmert so ein bißchen Bodensee-Landschaft herein, sehr erquicklich, und entschädigt ein wenig für die gespreizte, gesuchte und langweilige Darstellung. Aber auch hier geht's ohne Gesuchtheit nicht ab. So heißt es: „Der Leib der Annette v. Droste ruht links davor an der Mauer." Wie umständlich das ausgedrückt ist! Und das ist im ganzen Buch so. Wir sind dieser Scherze allmählich mehr als müde!

Hermann Hesse verläßt den Pfad der literarhistorischen Kritik ganz, indem er in seinem Franz von Assisi in legendärem Ton von seinem Helden erzählt, wie etwa eine Chronik jener oder etwas späterer Zeit lauten würde. Das ist ohne Zweifel für das ganze Unternehmen sehr charakteristisch und originell. Allein man darf sich wohl fragen, ob es nicht besser gewesen wäre: Hermann Hesse hätte dann gleich eine Dichtung aus dem Ganzen gemacht. So ist er trotz seiner großen Kenntnisse des Stils damaliger Zeit der Absichtlichkeit, der Attrappe nicht völlig entgangen. Zuweilen, wo aus dieser Attrappe, diesem Kostüm, der referierende Mitarbeiter an der „Dichtung" zu sehr hervorsieht, z. B. am Schluß, bekommt der Ton fast etwas Salbaderndes, das nicht eben angenehm berührt.

Weitaus am besten und klarsten ist die Charakteristik, welche Johannes Schlaf dem amerikanischen Dichter Walt Whitman zuteil werden läßt. Wenn auch zuweilen die Diktion etwas lässig ist, lässiger als man bei einem so feinen Stilisten wie Schlaf vermuten möchte, so ist doch das Ganze klar und abgeschlossen. Mensch und Dichter stehen vor uns. Und das müssen wir vor allem verlangen. Nicht subjektive Meinungsäußerungen von Dichtern über Dichter; sondern wenn Dichter da eingreifen wollen, so müssen sie auch mitarbeiten und Stoff bieten. Das Buch Schlafs ist nach dieser Richtung hin nur zu empfehlen. Daß die Art Whitmans auch Schule bildet, wie wir aus Schlafs Buch erfahren, dürfte wohl kaum zu begrüßen sein. Der dionysische Sänger der neuen Welt, der große Schauer, der nur nicht voll zum Bildner geworden ist, aber kommenden Generationen ein unschätzbares kulturell-dichterisches Material hinterlassen hat — nachgeahmt, welche Verkehrtheit! Schon Holz hat mit einer Uebertragung seines Prinzips ins Deutsche durch seine Mittelachsenlyrik wenig Glück gehabt. Den nachbildenden Amerikanern wird es nicht besser gehen, zumal unter ihnen schwerlich ein Formkünstler wie Arno Holz zu finden sein dürfte. — Alberta v. Puttkamer hat gleichfalls klar und verständlich ihre Ansichten über Gabriele d'Annunzios Dichtung vorgetragen. Die Schlußsätze ihrer Charakteristik des italienischen Dichters sind wie Meißelschläge, die bestimmt den Ort treffen, den sie wollen. Sie faßt völlig richtig den ästhetischen Wert d'Annunzios, der das Gegenständliche weit überragt. Als Neubeleber des italienischen dichterischen Sprachvermögens tritt er uns entgegen, eine vom Darsteller fest gefügte Persönlichkeit. — Endlich noch Willy Pastors Novalis. Auch eine gute tüchtige Arbeit. Etwas schwerfällig und den Dichter gar zu sehr ins Uebersinnliche ziehend. Er hat doch auch recht volle reale Klänge; ich erinnere nur an das volksliedhafte Mädchenlied aus dem „Heinrich von Ofterdingen". Subjektiv ist auch diese Arbeit. Der Schüler Fechners konstruiert allerlei Zusammenhänge, die doch

stark überschätzt sind. Man hat in Novalis auch hier zu viel hineingeheimnist. Interessant ist die Auffassung des Liebeslebens des Dichters, das entgegen der landläufigen Auffassung höchst realistisch gefaßt erscheint. —

Dichter über Dichter. Etwas Zwiespältiges liegt darin. Der alte Streit, der ja besonders in der bildenden Kunst eine große Rolle spielt —: Kann der Aesthetiker über den Dichter oder Maler ein wirklich sich völlig einfühlendes Urteil geben oder soll und muß der Fachmann den Fachmann kritisieren? Der Herausgeber und der Verlag haben sich ohne Zweifel zur Aufrollung dieser Frage ein großes Verdienst erworben. Aber — dem Herausgeber sowie dem Verlag mag Vorsicht empfohlen sein! Daß der Dichter a priori berufen ist, den Dichter kritisch und darstellerisch wieder zu beleben, mehr als jeder andere, dieser Beweis ist nicht erbracht. Dazu kommt der populäre Charakter, auf den das Ganze denn doch abhebt. Dann hüte man sich doppelt, „Irrtum statt Wahrheit zu verbreiten"! Sonst bleibt man in den Grenzen eines Experiments, und es könnten Leute kommen, die sagen: Schuster, bleib' bei deinem Leisten! Vor allem scheint uns das Tempo in dieser Veröffentlichung zu schnell! Die ernste Forschung hat ein Recht darauf, die schärfste Sonde anzusetzen. Und so wollen wir von Herzen wünschen, daß die zahlreichen Widmungen, welche diese Bücher zieren, in ihrer Gesamtheit nach allen Kräften nur diese eine Widmung an jene strenge und unbestechliche Göttin darstellen möchten!

Bücher und Zeitschriften.

1. Abenteuer in Tibet. Von Sven v. Hedin. Leipzig, Brockhaus 1904. Mit 187 Abbildungen, 8 bunten Tafeln und 4 Karten.

Das früher schon erschienene größere Werk des berühmten Reisenden wird uns hier in einem sehr gelungenen, ungemein spannend geschriebenen Auszuge neu dargeboten. Die Schilderungen sind voll geschichtlichen und poetischen Reizes, sehr instruktiv und unterhaltend. Das Buch ist besonders für unsere Jugend bestimmt, welche die hier geschilderten Abenteuer in der mächtig ergreifenden, endlosen, über 5000 Meter hoch gelegenen Wüste von Tibet gewiß mit größtem Interesse lesen wird. Wie sehr wird nicht auch ihr geographisches Interesse und Wissen dadurch bereichert! Die Erlebnisse im Sandmeer, wo der Untergang der ganzen Karawane bevorsteht, die lebensgefährlichen Seefahrten, der Einmarsch in Tibet, das erneute, stets vergebliche Vordringen gegen Lhasa und die beschwervolle Heimreise — alles zieht, mit prächtigen Bildern geziert, an unserem Auge vorüber. Besonders wertvoll sind auch die vier Karten, ein Blatt der Originalkarte des Tarim, eine Aufnahme aus dem tibetanischen Hochgebirge, ein Höhenprofil der Reiseroute und eine Uebersichtskarte der Reisen Sven Hedins 1893—1897 und 1899—1902. Wir wüßten kein schöneres und geeigneteres Buch auf den Weihnachtstisch unserer Jugend und für Jugendbibliotheken, als dieses wertvolle und im Preis doch so mäßig gehaltene Werk.

Götz Krafft. Die Geschichte einer Jugend. Von Eduard Stilgebauer. 2. Band. Im Strom der Welt. (Erstes bis dreißigstes Tausend.) Berlin, Richard Bong.

Wenn wir auch nach den Erfahrungen, die wir mit dem ersten Bande machten (vergl. Beilage Nr. 145 vom 28. Juni 1904) von den künstlerischen Eigenschaften des zweiten uns nicht viel Gutes versprachen, so sind wir doch mit redlicher Unbefangenheit an die Lektüre gegangen. Ach, sie war keine genußreiche! Wir verstehen es ja, daß manche Leser von den wackeren, ehrenwerten Grundsätzen eingenommen worden sind, die der Verfasser entwickelt, daß auch seine reichen Literaturkenntnisse ihnen imponieren. Aber das alles ist nicht organisch in die Handlung verwebt, steht nicht in einem bestimmten Zusammenhang mit der Individualität der Person, sondern ist gleichsam aufgeklebt. Der Untertitel „Die Geschichte einer Jugend" ist in diesem zweiten Teile noch weniger gerechtfertigt als bei dem ersten. Denn von irgend einer inneren Entwicklung des Helden kann diesmal noch weniger die Rede sein als in der Darstellung seiner Frankfurter und Lausanner Zeiten. Seine Erlebnisse sind ja recht zahlreich, aber man hat dabei nicht den Eindruck, daß sie ihn in seinen Tiefen durchrütteln und nachhaltig beeinflussen. Manche Bilder aus dem großstädtischen Leben sind ganz gut geschaut, so des Helden Zusammenleben mit dem Dirnchen Mimi Kubitz, auch sein Besuch in dem Hause der Konicka, anderes wieder ist ganz konventionell, wie die Entdeckung der feinen Spielhölle durch die Polizei und die dadurch veranlaßte Gerichtsverhandlung, sowie das Schicksal von Götz Kraffts erstem dramatischen Versuch. Es ist ein Gewinn für das Buch, daß Götz Krafft nicht so ganz im Mittelpunkte steht wie im ersten Band. Denn bei all seiner Bravheit ist er doch ein pedantischer, philiströser Herr. Der Jugendfreund Trapp, der tiefer und tiefer sinkt und eine Tat à la Raskolnikow begeht, gewinnt uns ein gewisses Interesse ab, auch Mimi Kubitz ist nicht ohne sympathische Züge. Warum Götz so sehr erschrickt, da er genauere Angaben über ihr Vorleben bekommt, ist uns eigentlich nicht ganz faßbar. Nach dem Verkehr mit ihr hatte er sie doch nicht für eine Heilige halten können! Seite 164 bis 197 wird eine Abendgesellschaft bei einem Verwandten des Helden, dem Theologen Theodor Cummings, geschildert, der es nicht an humorvollen Zügen fehlt, doch ist dieser Humor etwas zu stark aufgetragen. Was hätte Fontane aus solchen Szenen gemacht! Manche bekannte Zeitgenossen werden ziemlich deutlich photographiert, so glaubten wir besonders Erich Schmidt und Friedrich Naumann zu erkennen. — In den Berliner Eindrücken hat der Verfasser vielerlei Wirklichkeitsbilder nachgezeichnet, aber wo in aller Welt mag wohl das Milieu sein, für das ein strammer Arier sich den Schriftstellernamen Löb Wolf beilegt, weil „ein solches Pseudonym manche Türen öffnet, die sonst verschlossen blieben"?! — Götz Krafft ist im zweiten Bande nicht sehr fleißig gewesen, aber der Schluß bietet den freundlichen Ausblick, daß er unter Professor Trümmers Leitung arbeiten und es zu etwas bringen wird. Hoffen wir jetzt also auf den dritten Band: „Im engen Kreis".

Sigmund Schott.

Allgemeine Rundschau.

Abnormale Gewebe der Tiere und Pflanzen.

Vergleichende Betrachtungen über die abnormalen Gewebe der Tiere und Pflanzen stellt E. Küster (Halle a. S.) in der Münchener Medizinischen Wochenschrift (1904 Nr. 46) an. Die Ergebnisse seiner Untersuchungen zur „Pathologischen Pflanzenanatomie" (G. Fischer, Jena) führen ihn dazu, in vielen Punkten zwischen tierischen und pflanzlichen Geweben prinzipielle Uebereinstimmungen auch für die verschiedenen pathologischen Formationen zu konstatieren. Das Resultat seiner Betrachtungen ist im wesentlichen folgendes. Hypoplasie spielt bei den Pflanzen eine ungleich größere Rolle als bei Tieren und Menschen; an allen Organen und Gewebeformen läßt sie sich bei den Pflanzen wiederfinden und im Experiment leicht hervorrufen. Den Grund findet Küster besonders in der für Pflanzen charakteristischen Art der Gewebebildung am Vegetationspunkt, der allen möglichen äußeren Einflüssen schonungslos preisgegeben, während beim Menschen die konstanten Entwicklungsbedingungen während seines intrauterinen Lebens einer typischen Ausbildung der Gewebe günstig sind. Metaplasie im Sinne der Mediziner spielt bei den Pflanzen eine sehr geringe Rolle; Küster sucht einen wichtigen Grund hierfür in der festgelegten Form der umhäuteten Pflanzenzelle. — Sehr viel Anregung bringt dem Pflanzenpathologen das Studium der Hypertrophie und Hyperplasie. Uebereinstimmungen zwischen Tier- und Pflanzenreich werden in verschiedenartigen Erscheinungen nachgewiesen (Vergleich der hydropischen Degeneration mit ähnlichen Erscheinungen im Pflanzenreich, Riesenzellen vegetabilischer Herkunft, pflanzliche Tumoren u. s. w.). Besonders hervorgehoben sei der von Küster in der allgemeinen Phytopathologie eingeführte Begriff der „Prosoplasmen": als solche bezeichnet Küster diejenigen Gewebe-

wucherungen, die durch spezifische Gestalt, begrenzte Entwicklungsdauer und bestimmte histologische Struktur sich auszeichnen. Die äußere Erscheinung dieser Gebilde ist von der der normalen Organe völlig unabhängig; die histologische Struktur weist mancherlei Charaktere auf, die für den betreffenden Organismus etwas völlig Neues darstellen. Vertreter dieser eigenartigen Gruppe von Gewebewucherungen, der sich nach Küsters Ausführungen aus dem Tierreiche nichts Analoges an die Seite stellen läßt, sind bisher nur aus dem Formenkreis der Gallen bekannt geworden.

—r.

*

Leiden eines Inschriftenforschers.

y. Der unlängst verstorbene Altertumsgelehrte Max Fränkel hat in seinem letzten und größten Werke, den Inschriften der Argolis (Inscriptiones graecae consilio et auctoritate Academiae litterarum regiae Borussicae editae vol. V.), in anschaulicher Weise geschildert, mit welchen Mühsalen der Ruhm einer sorgfältigen Inschriftenausgabe verknüpft ist. Er war, wie es nun bei allen Vorarbeiten Brauch ist, selbst zu den Gegenden geeilt, deren Schätze er behandeln sollte, und hatte im Jahre 1896 zwei Reisen nach Griechenland unternommen, die eine im Frühjahr, die andere im Herbst. Auf der ersten weilte er vom 15. März bis zum 3. Mai in Epidauros, wo ihn die größte Arbeit erwartete. Schon die große Hast und Eile, in der er infolge der Zeitbedrängnis zu Werke gehen mußte, war unerquicklich und aufreibend. Dazu kam, daß der griechische Altertumsaufseher, Koromandes, mit dem Fränkel notwendig die Zeltbaracke teilen mußte, an starken, dauernden Hustenanfällen litt, so daß auch die Nachtruhe dahinschwand. Die Frühjahrszeit zeichnet sich in Griechenland nicht weniger als auch bei uns durch Aprilwetter aus, damals war nun bei wechselnder Witterung besonders der kalte Teil im Uebergewicht, Schnee bedeckte tagelang die geheiligte Fläche des Asklepiostempels. War nun das Arbeiten im Freien nicht möglich, so mußten die Inschriftenblöcke auf sehr umständliche Weise in die Baracke getragen werden, wo dann mit erfrorenen Fingern ein Abklatsch oder eine Abschrift hergestellt wurde. Handelte es sich aber um Steine, die bereits in das sogenannte Museum von Epidauros übergeführt waren, so war diese Arbeit nicht weniger beschwerlich, da die Fensteröffnungen nicht durch Glas gedeckt waren und ein starker Zug den Raum durchwehte. Dennoch hat der deutsche Forscher emsig weitergearbeitet, bis er endlich mit über 550 Abklatschen oder Vergleichungen von Inschriften den Heimweg antreten konnte. Und er hat viele neue Texte nach Hause gebracht. So z. B. eine Liste von 156 Männernamen, die überschrieben ist: „Diese starben in der Schlacht am Isthmos." Fränkel weist nach, daß es sich nur um die Schlacht handeln kann, die von den Griechen den Römern unter Mummius im Jahre 146 v. Chr. geliefert wurde und die das Ende der griechischen Freiheit bedeutete. Aus der umfänglichen Totenliste, die nur eine kleinere Stadt betrifft, erkennt man, wie blutig die Entscheidungsschlacht gewesen ist. Die merkwürdigen Wunderkuren, die von den Priestern des Gottes der Heilkunde aufgezeichnet worden waren, damit sie dem Spötter eine Warnung, dem Unschlüssigen ein Lockmittel seien, erscheinen nun in neuer Lesung, so daß nun für dies merkwürdige Zeugnis antiken Aberglaubens eine durchaus sichere Textunterlage geschaffen ist. Noch wichtiger ist Fränkels Arbeit für die Tempelrechnungen gewesen. Er hat nicht nur die alten, von Kavvadias herausgegebenen Texte gefestigt und verbessert, sondern auch viele neue Reste von Urkunden über den Bau des Asklepiostempels hinzugefügt. Darunter ist ein Stein, der Ausgaben und Einnahmen, auf die einzelnen Monate verteilt, anführt, ähnlich wie die schon bekannten Rechnungen, ein anderer handelt von der Herstellung von Türen und Fenstern. Aber auch insofern ward Fränkels Arbeit behindert, als ihm durchaus nicht die Beihilfe gewährt wurde, die sein Beruf und sein Auftrag verdiente. So durfte er einen Inschriftenblock, der mit einer beschriebenen Seite auf den Boden gestellt war, nicht aufheben, und als endlich nach vielem Bitten die Erlaubnis eintraf, da stand der Gelehrte dicht vor der Abreise. Auch hat er Steine, die schon von Kavvadias erwähnt worden sind, nicht mehr finden können. Entweder ist hier die griechische Verwaltung nicht sorgfältig gewesen und hat es versäumt, alle Funde gleich zu ordnen und aufzuzeichnen, oder man hat Fränkel nicht in alle Dinge hineinsehen lassen wollen. Um so mehr hat es der nun dahingeschiedene Mann verdient, daß sein Eifer und seine Gewissenhaftigkeit nicht vergessen werden.

*

Kleinere Mitteilungen.

* Eine biologische Untersuchung des Rheins von Speyer bis Worms hat letzte Woche im Auftrage des Reichsgesundheitsamtes stattgefunden. An derselben beteiligten sich als Vertreter des Reichsamts Geh. Reg.-Rat Ohlmüller und Reg.-Rat Schaudinn, für Baden Prof. Dr. Lauterborn, für Bayern Prof. Dr. Hofer und für Hessen Museums-Assistent Dr. List. Wie die Darmstädter Zeitung erfährt, hat die Untersuchung zu recht überraschenden Ergebnissen geführt.

* Von der Pariser Universitätsbibliothek. Als Nachfolger des verstorbenen M. de Chantepie ist M. Emile Chatelaine zum Konservator der Pariser Universitätsbibliothek ernannt worden. M. Chatelaine steht seit 30 Jahren im Dienste dieser Bibliothek. Er gibt die „Revue des Bibliothèques" heraus und ist ein besonderer Kenner der lateinischen Paläographie, sowie Verfasser einer Geschichte der Universität Paris. Vor ungefähr zwei Jahren ist er zum Mitglied der Académie des Inscriptions et Belles Lettres gewählt worden.

*

Hochschulnachrichten.

H. Heidelberg. Als „wissenschaftlicher Assistent" an der Irrenklinik der hiesigen Universität wurde Frln. Dr. med. Olga v. Leonowa angestellt, die zweite Dame, welche gegenwärtig an einem Heidelberger Universitätsinstitut tätig ist. Außer ihr wirkt nämlich Frln. Dr. phil. nat. Klara Hamburger als zweiter Assistent am Zoologischen Institut. — Geh. Rat Professor Dr. Wilhelm Windelband hält in diesem Wintersemester die ersten philosophischen Uebungen (über Descartes' Meditationen) ab in dem auf seine Veranlassung neubegründeten Philosophischen Seminar. — Der Ordinarius für Nationalökonomie Professor Dr. Eberhard Gothein ist zum ordentlichen Mitglied der Badischen Historischen Kommission ernannt worden. Der frühere Ordinarius, jetzige ordentliche Honorarprofessor der Nationalökonomie Dr. Max Weber wurde auf sein Ansuchen seiner Stellung als ordentliches Mitglied der Kommission enthoben.

* Tübingen. Von der staatswissenschaftlichen Fakultät der hiesigen Hochschule sind im laufenden Semester beurlaubt der Ordinarius für Nationalökonomie J. v. Neumann zur Vollendung einer wissenschaftlichen Arbeit, und der Ordinarius für Landwirtschaft J. Leemann, der sich der Vorstandschaft des Verbandes landwirtschaftlicher Genossenschaften in Stuttgart widmet. Dr. v. Neumann wird durch den Privatdozenten Dr. B. Harms vertreten.

* Marburg. Amtlich wird gemeldet: Der bisherige Privatdozent der Pharmakologie Dr. Walter Straub zu Leipzig ist zum außerordentlichen Professor in der medizinischen Fakultät der hiesigen Universität ernannt worden.

* Leipzig. Der Redakteur am Bibliographischen Institut Dr. Ottmar Dittrich hat die venia legendi für Allgemeine Sprachwissenschaft erhalten. (Vgl. Nr. 267.)

* Breslau. Der Professor der Botanik an der hiesigen Universität Dr. O. Brefeld hat sich infolge eines Augenleidens genötig gesehen, den Minister um die Enthebung von seinem Lehrauftrage zu bitten.

*

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Dr. Arthur Ruppin: Die Juden der Gegenwart. Eine sozialwissenschaftliche Studie. Berlin 1904. S. Calvary u. Co. 296 S. — Julius Hans: Religiöse Fragen. Drei Vorträge. Augsburg 1904. Schlossersche Buchhandlung (F. Schott). 70 S. — W. Jordans Nibelungen. (Erstes Lied: Siegfriedsage. 1. Teil. Zweites Lied: Hildebrants Heimkehr. 1. Teil.) Frankfurt a. M. 1904. Selbstverlag. 313 S. — Johann Bapt. Rady: Geschichte der katholischen Kirche in Hessen vom heil. Bonifazius bis zu deren Aufhebung durch Philipp den Grossmütigen (722—1526). Mainz 1904. Mainzer Verlagsanstalt. 834 S. — André Couveur: Caresco Surhomme ou le Voyage en Eucrasie. Paris Plon-Nourrit et Cie. 353 S. — Memoires du Duc de Choisel 1719—1785. Ebenda 1904. 467 S. — Albert Sorel: L'Europe et la révolution française (huitième partie: La Coalition. Les Traites de 1815 (1812—1815). Ebenda 1904. 520 S. — Emile Magne: Bertran de Born. Etude psychologique. (Le Guerrier — l'Amant — le Maine.) Paris 1904. Emile Lechevalier. 61 S. — Bernard Bouvier, Professeur à l'Université de Genève: L'oeuvre de Zola, trois conférences prononcées dans la Grande Salle de l'Université de Genève, les 11., 13. et 16. Mars MCMIII. Genève. Ch. Eggimann et Cie. 91 S. — Louis P. Betz: La littérature comparée. Essai bibliographique. Strasbourg 1904. Karl J. Trübner. 410 S. — The Story of My Struggles. The Memoirs of Arminius Vámbéry. (Unwins Library.) In 2 Vols. Leipzig u. Paris. T. Fisher Unwin. 492 S. — Lucas Cleeve: The Children of Endurance. (Unwins Library.) Ebenda. 312 S. — Major Joseph Schön: Der Kriegsschauplatz in Ostasien. Geographische Beschreibung und Würdigung. Mit 5 Beilagen. Berlin und Leipzig 1904. Friedrich Luckhardt. 310 S. — Wilhelm v. Scholz: Gedanken zum Drama. München u. Leipzig 1905. Georg Müller. 173 S. — Des Knaben Wunderhorn. Alte deutsche Lieder, gesammelt von L. Achim von Arnim und Clemens Brentano. Hundert Jahre nach dem ersten Erscheinen in einer Auswahl neu herausgegeben von Paul Ernst. Ebenda 1905. 599 S. — Adolf Pichler: Gesammelte Werke. Vom Verfasser für den Druck vorbereitet. (Band III: Aus Tagebüchern 1850 bis 1899.) Ebenda 1905. 376 S.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Jahrgang 1904. München, Dienstag, 29. November. Nummer 274.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Ueber Naturschilderung.

Diesen Titel führt das inhaltreiche Buch, das als ein Vermächtnis des leider allzu früh verstorbenen Ratzel bezeichnet werden könnte.[1]) Wir haben darin die Frucht eines Jahrzehnte hindurch fortgesetzten ernsten Denkens und gewissenhaften Beobachtens vor uns.

Es sei gleich von vornherein gesagt, der Titel ist zu eng gewählt. Das Buch handelt von der Natur, der Schönheit und Erhabenheit ihrer Erscheinung, ihrer Einwirkung auf den empfänglichen Menschen und belehrt uns über Naturbeobachtung und Naturschilderung. Aus dem Rahmen der geographischen Wissenschaft tritt es also ganz heraus, es gehört darum nicht vor das Forum des Geographen, vielmehr vor dasjenige des Psychologen, des Aesthetikers.

In Ratzels Natur war immer ein stark künstlerischer Zug. In diesem seinem letzten Buch hat er das Bedürfnis gefühlt, über den Zusammenhang zwischen künstlerischer und wissenschaftlicher Begabung sich einmal auszusprechen und den Nachweis zu liefern, daß wissenschaftliches und künstlerisches Erkennen sich einander durchaus nicht ausschließen, sondern, im Gegenteil, häufig genug voraussetzen, ergänzen und fördern.

Der einleitende Abschnitt über Wissenschaft und Kunst gehört vielleicht zu den wertvollsten und aktuellsten Partien des Ratzelschen Buches. Die Freunde der immer stärker erwachenden ästhetischen Willensrichtung werden darin neue wertvolle Gründe finden für die Berechtigung ihres Kampfes gegen die ausschließliche Herrschaft der verstandesmäßigen Schulung.

Ratzel sucht den gemeinsamen Boden und die gemeinsame Aufgabe der Kunst und Wissenschaft nachzuweisen: Kunst und Wissenschaft wollen beide die Welt um uns und in uns verständlicher machen. „Nicht bloß die Philosophie, sondern auch die schönen Künste arbeiten im Grunde darauf hin, das Problem des Lebens zu lösen" (Schopenhauer). Wie die Wissenschaft aus den zufälligen Erscheinungen die Wesenheit der Dinge sucht, so darf auch der Künstler nicht bei irgend einer beliebigen Wirklichkeit stehen bleiben, sondern muß darüber hinaus zum Wesentlichen, er stellt die Natur in ihrer idealen Wahrheit dar. Nur ist sein Weg ein anderer: die künstlerische Wahrheit bleibt Anschauung, wo die wissenschaftliche Arbeit Abstraktion wird. Ferner haben Wissenschaft und Kunst in gleicher Weise der Förderung einer getreuen Beobachtung der Natur zu genügen. Dem Künstler, der die Natur schildern will, müssen die Naturerscheinungen und Naturvorgänge ebenso gegenwärtig sein wie dem, der die Natur erforschen will. Beide müssen über ein großes Maß von Wissen von den Dingen der Natur verfügen; denn das Kunstwerk und das Naturgesetz werden beide nur aus der Vergleichung reicher sinnlicher Eindrücke geboren. So konnte die Kunst der Wissenschaft in der raschen und genauen Erfassung der Natur in vielen Fällen vorausschreiten, während umgekehrt große Naturforscher auch in der künstlerischen Erfassung der Natur eine Stufe erreicht haben, zu der die Kunst nicht gelangen konnte.

Eins wird bei diesen Darlegungen meines Erachtens von Ratzel nicht scharf genug betont: Zum wissenschaftlichen Arbeiten selbst gehört wieder ein gutes Teil künstlerischer Fähigkeit. Die Phantasie muß, vorauseilend dem Verstande, die Möglichkeiten der Wegführung andeuten. Nur einer beweglichen Phantasie wird es möglich sein, den zu erforschenden Gegenstand in immer neuen Beziehungen zu sehen und daraus zu fruchtbaren Ideen zu gelangen. Der wissenschaftliche Handlanger mag ohne Phantasie auskommen; ein Forscher, der bahnbrechend wirkt, niemals. Es ist sehr zweifelhaft, ob in Newton oder in Shakespeare mehr Phantasie gelebt hat. In diesem Sinne konnte Helmholtz sagen: „Etwas vom Schauen des Dichters muß jeder Forscher in sich tragen. Arbeit allein kann die lichtgebenden Ideen nicht herbeizwingen." Alle großen Wahrheiten sind zunächst intuitiv geschaut worden, ehe der nachprüfende Verstand ihre Richtigkeit dartat. Ferner wird es nur einem phantasie- und geschmackbegabten Forscher gelingen, einen Gegenstand in zusammenhängender Darstellung lückenlos zu behandeln.

Interessant ist der **Parallelismus des Entwicklungsganges**, der in bezug auf Wissenschaft und Kunst häufig genug zu beobachten ist. Bei einer Regeneration der Wissenschaft sowohl als der Kunst lautete die Forderung jedesmal: Rückkehr zur Beobachtung, Sammlung neuer Tatsachen. Nach der Vermehrung der Summe der Natureindrücke kam dann in beiden Fällen die geistige Bewältigung. —

In dem Abschnitt über das Naturschöne geht Ratzel einer prinzipiellen Erörterung der Frage: Was ist das Schöne in der Natur? aus dem Wege, von der Ueberzeugung durchdrungen, daß ein Geheimnis über dem Grunde der Schönheit ruht, ein Geheimnis, in das unsere Lichter so wenig hineinleuchten werden wie in den Schöpfungsgedanken selbst. Die Geschichte der Aesthetik scheint Ratzel darin recht zu geben, daß er sich auf den Standpunkt des Agnostikers stellt: Es gab eine Zeit, da man den Grund dieser Schönheit in der dämonischen Natur des Menschen suchte. Goethe rückt die Frage überhaupt beiseite, indem er die Schönheit zu den Urphänomenen zählte, und Schiller schöpfte aus den Erfahrungen des Künstlers das Gefühl einer dunklen mächtigen Totalidee, die dem Schöpfer des Kunstwerkes vorschwebte. Auch Fechner erklärt die Schönheit als etwas Mystisches. Der Platonis-

[1]) **Ueber Naturschilderung** von Friedrich Ratzel. München und Berlin 1904. Verlag von R. Oldenbourg.

mus faßt das Schöne als das Durchscheinen einer Idee durch die Schranken der Körperlichkeit. Im Sinne Platos spricht Wordsworth über die Schönheit: Der Geist, der in uns gedankentreibend wirkt, eint sich dem Geist, der sich in den Formen des Universums offenbart. Und wo immer sich eine solche Vermählung vollzieht, verklärt sich die Welt und die Schönheit erblüht auf unserem Wege. Als ein Hinausleuchten der dem Menschengeist eingeborenen Ideen erklärt Coleridge die Schönheit. Ruskin, der in seinen **Modern Painters** in eine ausführliche Untersuchung über die Freude an der schönen Natur eintritt, kommt zu dem Resultat, daß die Wahrnehmung des Schönen einerseits kein sinnlicher und andererseits ein ebensowenig intelligenter Vorgang ist, sondern daß diese Wahrnehmung beruht auf einer ursprünglichen Veranlagung des Herzens, dem ästhetischen Gefühl.

Wir sehen, eigentlich gelöst hat das Problem niemand. Ratzel verzichtet deshalb darauf, eine neue Erklärung des Schönen zu geben. Er fragt einfach: Was zieht uns in der Natur an, sei es nun, daß es uns gefalle, oder daß es uns erhebe? Ratzel sucht diese Frage auf empirischem Wege zu lösen. In einem langen vertrauten Umgang mit der Natur hat er eine Fülle feiner und sicherer Beobachtungen gesammelt, die er als Material zur Klärung der Frage: Was gefällt? verwertet.

Die Rubriken, nach denen er seine reichen und vielseitigen Beobachtungen geordnet hat, erscheinen nicht in systematischer Folge. Man sieht sofort, sie sind nicht etwa aus einem Handbuch der Aesthetik entlehnt, sondern dem Verfasser durch praktische Bedürfnisse an die Hand gegeben. Ratzel hat induktiv gearbeitet. Die Ordnung und Scheidung seines Materials hat ganz von selbst zu den einzelnen Abschnitten geführt, aus denen sich das Kapitel über das Naturschöne zusammensetzt: Die Bogenlinie, Vereinigungen und Gruppierungen, Wiederholung, Der Rhythmus in der Landschaft, Die Symmetrie, Der Rahmen, Nahsicht und Fernsicht, Reichtum und Fülle, Das Entfalten, Mannigfaltigkeit in der Einheit und in der Bewegung, Verbindung und Vereinigung, Gegensätze, Der Stil in der Landschaft. Es liegt in der Natur der Sache, daß manche Beobachtungen, die unter einer bestimmten Ueberschrift gebucht sind, auch unter einem anderen Gesichtspunkte betrachtet, also in einem anderen Abschnitt eingefügt werden können. Wenn es z. B. auf S. 106 ff. unter der Rubrik „Der Rahmen" heißt: „Gerade die hohen Tannen des Schwarzwaldes und des Harzes stimmen mit dem ruhigen, steilen Aufragen der Stämme, der dichten und regelmäßigen Verzweigung, dem dunklen Grün ihrer Nadeln so recht zu einem fallenden Wasser," so hätte ich diese Beobachtung lieber in dem Abschnitt „Gegensätze" verzeichnet gesehen. Gerade weil die Tanne in die Unruhe und Zerklüftung der Gebirgswelt das Element der Regelmäßigkeit hineinträgt, ist sie ein Gebirgsbaum (Ruskin).

Aber wenn auch hier und da die psychologische Begründung, Auslegung und Verwertung der einzelnen Beobachtungen Anlaß zu Ausstellungen geben könnten, die Beobachtungen selbst verlieren darum ihren Wert nicht; sie sind wohl selten mit solcher Schärfe gemacht und in solcher Fülle gesammelt worden.

Eine umfassende Lektüre deutscher und ausländischer Schriftsteller — Naturschilderer, Künstler, Geographen und Dichter — hat Ratzel in stand gesetzt, seine eigene Wahrnehmung zu ergänzen und zu vermehren. Hinweise auf andere Autoren sind in solcher Fülle vorhanden, daß man das Buch, wenn es auf der anderen Seite nicht wieder so ganz und gar selbständig wäre, als livresque bezeichnen könnte. Bei der Reihe der Dichter, aus denen Ratzel seine Belege schöpft — es werden besonders Goethe, Jean Paul, Stifter, Lenau, Schiller und Chamisso zitiert —, hätte ich gerne in größerem Umfange die englischen Naturdichter des 19. Jahrhunderts berücksichtigt gesehen. Auf Wordsworth, Burns und Coleridge ist gelegentlich verwiesen; das reiche Material, welches der Verfasser in Blake, Shelley, Keats und W. Morris gefunden hätte, ist ihm fremd geblieben. Begreiflicher ist es, wenn Ratzel in der älteren Literatur der Engländer nicht zu Hause ist: Nicht Byron war es, der zum erstenmal das Meer besang; vor mehr als tausend Jahren ist dies bereits von den Angelsachsen geschehen, und zwar in grandioser Weise.[2]) Unter den Naturschilderern, denen Ratzel Material für sein Buch entlehnt, fehlen seltsamerweise auch diejenigen Autoren, denen wir die frühesten Schilderungen Amerikas verdanken. Man könnte erwarten, daß ein solch genauer Kenner der neuen Welt wie Ratzel diese Autoren berücksichtigt hätte. Ich denke hier an Namen wie Champlain, Denys, Haliburton, Hennepin, Charlevoix, Pike und vor allem den hochpoetischen, von Longfellow so ausgiebig benutzten H. R. Schoolcraft.

Die Erfahrungen und Gedanken über die Methode der Naturbeobachtung hat Ratzel in einem besonderen Kapitel (6) niedergelegt. Es wird darin ausgeführt, wie sich das flüchtige Sehen zum Beobachten verschärft, und namentlich wird uns auch über die Art und das gegenseitige Verhältnis der wissenschaftlichen und künstlerischen Beobachtung näherer Aufschluß erteilt.

Die hier erörterte Ueberzeugung Ratzels, daß eine gute Landschaftsschilderung nie aus der Erinnerung entstehen könne, vermag ich nicht zu teilen. Wordsworth z. B. schuf seine landschaftlichen Schilderungen aus der Erinnerung heraus, die ihm das Typische bewahrte und das Zufällige zurücktreten ließ. Zweifellos gelangte er dabei zu größerer Vollendung als Walter Scott, der, um eine Szenerie zu schildern, sich mit Bleistift und Papier ins Gelände begab.

Später gibt Ratzel selbst zu: Es gibt auch Maler, die auf Einzelstudien verzichten; sie prägen sich das Bild durch öfteres Anschauen ein. Auch Böcklin erklärte das beständige Arbeiten mit Naturstudien für nicht besonders förderlich; er glaube nicht, daß Tizian je mit dem Feldstuhl hinausgegangen sei. „Die Alten haben fast stets nur den Eindruck aus sich heraus gemalt, und das macht ihre Darstellungen, obwohl von studienhafter Treue meist nicht die Rede ist, so ungemein interessant."

Für die Tatsache, daß ein Dichter sich eine Landschaft vorzustellen und sie zu schildern vermag, ohne sie gesehen zu haben, sei es mir gestattet, noch ein besonders eklatantes Beispiel anzuführen: es ist Longfellow, der in seiner epischen Dichtung „Evangeline" Nova Scotia, das Mississippi-Tal und den großen Westen Amerikas — alles Gegenden, die er nie gesehen — mit geradezu verblüffender Treue und Anschaulichkeit geschildert hat.

Es ist eine alte Erfahrung, daß nur diejenigen Menschen ein volles Verständnis für die Natur und eine leidenschaftliche Freude an ihren Schöpfungen haben, die nicht bloß Linien, Farben und Formen wahrnehmen, sondern auch eine Empfindung haben für das den Dingen innewohnende eigene Leben, denen, kurz gesagt, die Gabe der Naturbeseelung eigen ist. Auch Ratzel spricht über diesen Punkt. Die beiden Kapitel, die er an verschiedenen Stellen seines Buches dem Gegenstande widmet — Sicheinfühlen in die Natur und Beseelung der Natur —, wären besser nicht getrennt worden; sie gehören zusammen. Die Beseelung, ja selbst die Erkenntnis des Schönen der Natur beruht im letzten Grunde auf der Fähigkeit, sich in die Natur einzufühlen. Auch hätte ich gewünscht, daß in diesem Abschnitte Ratzel in größerem Umfange berücksichtigt hätte, was Dichter und dichterisch veranlagte Menschen über den Gegenstand gesagt haben. Auch hier hätten ihn die englischen Naturdichter des 19. Jahrhunderts zu weiteren Aufschlüssen führen können. Wordsworth (**Lines in Tintern Abbey** und **Excursion**), Coleridge (**Eolian Harp** und **Ode on Dejection**), Shelley (Essay über die Liebe), Byron (**Childe Harold**, 3. Gesang) und Ruskin (**Praeterita** und **Modern Painters**) haben in tiefsinnigen Betrachtungen die Fähigkeit, sich in das Leben der Natur zu versenken, zu ergründen und zu erklären gesucht. Im übrigen aber beweist gerade das, was Ratzel über das Sicheinfühlen in die Natur sagt, daß ihm von Jugend an der richtige, tiefe Sinn für die Natur eigen war. Auf Seite 199 heißt es: „Als Knabe botanisierte ich in einem feuchten Walde am alten Rhein bei Knielingen. Plötz-

2) Vergl. meinen Artikel: „Die Lyrik der Angelsachsen" in der Sonntagsbeilage der Kölnischen Zeitung vom 16. Dezember 1895.

lich stand ich an einem Tümpel, der voll Seerosen war, zwischen deren schönen glänzenden Blättern sich die seltsamen Säulchen der Hippuris dicht herausdrängten; und dazu noch lagen auf dem kleinen Bach, durch den das Seelein abfloß, die merkwürdigen Schwimmblätter der **Trapa natans**. Schöne Dinge für den Knaben, Schätze, die ihn erhoben machten! Nie kann ich seitdem auf einem Landschaftsbild einen Tümpel mit Seerosen erblicken, ohne daß die Empfindung des Schatzfindens wieder lebendig wird wie in jener Stunde." Diese Zeilen haben mich an das Ergreifendste erinnert, was ich in den oben genannten englischen Naturdichtern gelesen: an Wordsworth, den in seiner Kindheit das Tosen des Wasserfalles verfolgte wie eine Leidenschaft und dessen Herz noch in späteren Jahren jauchzte bei der Erinnerung an die Narzissen, die er einst tanzend im Winde, vor dem leuchtenden Seespiegel geschaut, oder an Shelley, der hingerissen dem Flüstern des Schilfes lauschte, das mit geheimnisvoller Macht zu seinem tiefsten Herzen drang, oder endlich an Ruskin, den ein unerklärliches Beben befiel, wenn er sich plötzlich am Rande eines schäumenden Gletscherbaches sah oder ferne blauende Hügel im Glanze des Abendhimmels erschaute.

Allen Naturfreunden widmet Ratzel sein Buch. Den Menschen ein volleres Verständnis der schönen Natur zu erschließen, sie sehen und denken zu lehren, ist seine Aufgabe. Wir sehen, seine Ziele berühren sich mit denjenigen, in welchen Ruskin, der in jüngster Zeit bei uns so vielgenannte Naturfreund und Kunstapostel der Engländer, seine Mission erkannte. Es wäre nun freilich falsch und unrecht, Ratzels mit ruhiger Klarheit und liebevoller Versenkung in den Gegenstand geschriebenes Buch an den Schriften des englischen Dichter- und Prophetengeistes messen zu wollen. Eine eminent praktische Frage ist es aber, ob Ratzel Ruskins Schriften gekannt hat und von ihnen beeinflußt worden ist. Ruskin wird in Ratzels Buch nur einmal (und ganz beiläufig) zitiert; unbekannt war der Name des genialen Engländers unserem Ratzel also nicht. Sonst ist in seinen Werken aber auch nicht die geringste Spur dafür vorhanden, daß er Ruskin näher studiert und benutzt hat. Darin liegen Nachteile ebensowohl als Vorteile: einmal ist es gar keine Frage, daß Ratzel weiter gelangt wäre, falls er Ruskins Resultate in ihrem ganzen Umfange gekannt und zum Ausgangspunkt seiner Betrachtung genommen hätte — beispielsweise wären die wenigen und meines Erachtens völlig unzureichenden Bemerkungen über die Wolken entweder ganz fortgeblieben oder doch ergänzt und erweitert worden — andrerseits aber ist auch zuzugeben, daß Ratzel ohne Ruskin bedeutend selbständiger und viel unbefangener zu urteilen imstande war. Auch können wir auf diese Weise feststellen, wie beide Männer unabhängig voneinander vielfach zu denselben Resultaten gelangt sind, was uns eine sichere Gewähr für die Richtigkeit ihrer Feststellungen gibt:

Das Verhältnis der Kunst zur Natur faßt Ratzel genau wie Ruskin, der Verteidiger der englischen Präraphaeliten. Der Künstler hat demütig den Spuren Gottes in der Natur zu folgen. Ratzel ist sich auch, wie Ruskin, vollkommen klar darüber, daß weder die Neuheit des Gegenstandes noch die technische Vollendung den Wert des großen Künstlers ausmachen. Auf Seite 209 heißt es: „Weder der Gegenstand, noch die Virtuosität der Ausführung ist es, was uns an einem Kunstwerk hinreißt, sondern was der Künstler herausgebracht hat, um den Sinn der Natur zu verdeutlichen." Dieser Satz könnte aus Ruskins **The Eagles Nest** oder **The Two Paths** entnommen sein. Und auch die folgende Frage Ratzels ist ganz im Sinne Ruskins gehalten: „Was ist die ganze Geschichte der Malerei anders als ein Variieren der Materie, die die Natur gibt?" Ruskin erklärt alle Kunst als hervorgegangen aus der Freude an den Formen und Gesetzen der Schöpfung; nach Ratzels Urteil ist ein Bild überzeugend wegen der Kraft, mit der darin sein Schöpfer seinen Eindruck von der Natur uns verkündet. Kurzum, überall spricht der gesunde Ruskinsche Sinn zu uns, der uns die Rückkehr zur Natur in Kunst und Lebensführung zur Pflicht macht. —

In den vorstehenden Darlegungen habe ich dem Werke Ratzels als Naturfreund und überzeugter Anhänger der ästhetischen Willensrichtung gerecht zu werden versucht. Es war mir interessant, auch das Urteil eines Geographen über das Buch zu besitzen. Ich wandte mich deshalb an H. Kerp (Bonn), der neben Ratzel wohl die größten Verdienste um die Methodik des geographischen Faches hat. Kerp übersandte mir die folgenden Aeußerungen, die ich mit seiner Genehmigung veröffentliche:

„Aus dem Buch sprechen drei Seelen, die Seele des suchenden Naturforschers, des genießenden Naturfreundes und des schaffenden Künstlers. Der Verfasser läßt aus seinen gedankenreichen Ausführungen vor allem herausblicken, wie durch die Fülle von Beobachtungen, die der ernste Forscher gesammelt, durch die Denkprobleme, die er gelöst hat, auch dem Gemüte des Menschen neue, früher nicht empfundene Schönheiten der Natur erschlossen wurden, und wie auch der Künstler, möge er nun die Darstellungsmittel der Sprache, der Schrift oder des Stiftes und Pinsels verwenden, also der Redner, Schriftsteller, Zeichner und Maler, aus der tieferen Naturkenntnis für seine Kunst gewinnen konnte. Eine Durchsicht der im Kleindruck beigefügten Belege und Schriftproben ist für jeden Geographen, Lehrer, Naturfreund und Künstler gleichsam ein Wegweiser, wie und wo er sich, in Büchern und Museen, vor allem aber in dem großen Buche der Natur Stunden hohen Natur- und Kunstgenusses zu verschaffen vermag. Für den Lehrer der Geographie hat außer der Einleitung der letzte Abschnitt des Buches „Die Kunst der Naturschilderung" die meiste praktische Bedeutung."

München. E. Sieper.

Amerika am Scheidewege?

Ein Schlußbild von St. Louis.

(Schluß.)

Friedrich List schrieb im Jahre 1840 in seinem berühmten Buche „Das nationale System der politischen Oekonomie" über die Vereinigten Staaten von Nordamerika: „Kein Land ist in Beziehung auf seine künftige Bestimmung und seine Nationalökonomie so verkannt und so unrichtig beurteilt worden wie Nordamerika, von den Theoretikern sowohl als von den Praktikern." Wir lesen dort von den schweren Kämpfen, welche den ältesten Kolonialstaaten von dem Mutterlande, von England, auferlegt wurden. Das Parlament von England litt nicht, daß nur eine Fabrik in den amerikanischen Kolonien betrieben werden durfte. Die Kolonisten durften nur Ackerbau treiben, um das Mutterland nach Bedarf mit Getreide zu versehen, der Bedarf an Manufakturprodukten mußte dafür aus England bezogen werden. Bergwerke mußten geschlossen, Hochöfen ausgeblasen werden. Die härtesten Leibesstrafen drohten dem Uebertreter dieser abscheulichen Gesetze, die schwersten Kontributionen jenen Staaten, welche den Uebeltätern Vorschub leisteten. Die Unabhängigkeitskämpfe fanden einen gut vorbereiteten Boden. Noch im Jahre 1770 erklärte Lord Chatham im Parlament zu London, „man sollte nicht zugeben, daß in den Kolonien ein Hufnagel fabriziert werde". Bereits im Revolutionskriege änderte sich die Sachlage. Noch während des Krieges entstanden in Nordamerika Fabriken auf Fabriken; der Bedarf der neuen Staaten war ein ganz gewaltiger und ein blühender Wohlstand hielt den längst ersehnten Einzug. Von Beginn ihrer Selbständigkeit an suchten sich die Nordamerikaner durch Zollmaßregeln gegen die europäische Einfuhr zu schützen; sie öffneten ihre Zollschranken nur dann, wenn die amerikanischen Fabrikanten ihr Monopol gar zu fühlbar ausnutzten, oder wenn fremde Erfindungen den Wettbewerb im Lande reizen sollten. Kurz, das Bestreben der Vereinigten Staaten ging von Anbeginn davon aus, sich selbst genug zu sein: Amerika den Amerikanern.

Wir alle wissen, daß diese Grundsätze das heutige Nordamerika geschaffen. Wir alle fühlen die brutale Gewalt dieser selbstverständlichen Handlungsweise. Wir alle

ertragen den Druck der größten Geldmacht der Welt. Der alte Chamberlain denkt genau so wie wir. Er durchzieht sein Vaterland und hält Vortrag auf Vortrag, um seinen Landsleuten zu sagen, daß für England die Stunde des Schutzzolls geschlagen habe, genau wie einst Friedrich List vom Jahre 1819 ab die deutschen Lande durchzog, um die Einzelstaaten für den Gedanken des Deutschen Zollvereins zu gewinnen, das alte Deutschland wirtschaftlich zu einigen, einem mäßigen Schutzzoll das Wort zu reden und die großen Wunden heilen zu helfen, unter welchen der deutsche Nationalwohlstand verblutet war. Der alte Chamberlain wird heute von den Anhängern der absoluten Freihandelstheorie genau so verspottet, wie dies einst einem Friedrich List von den deutschen Gelehrten und dem Landadel geschah. Heute wie damals das gleiche Bild, nur die Reiche haben den Namen gewechselt.

Friedrich List lehrte bekanntlich, daß die wirtschaftliche Entwicklung ohne politische Freiheit nicht denkbar sei; er trat lange vor dem deutschen Nationalverein für den Zusammenschluß der deutschen Stämme zu einer Gesamtnation ein, er wies auf das Vorgehen Preußens vom Jahre 1818 hin, das als größter Staatskörper im alten deutschen Bunde die ersten Zollgesetze schuf, mit deren Hilfe auf der Grundlage eines gemäßigten Schutzzolles das preußische Fabrikwesen sich selbständig entwickeln konnte, während die Mittel- und Kleinstaaten kein Brot fanden, die überschüssige Bevölkerung zu ernähren, obgleich die deutsche Landwirtschaft große Mengen Brotgetreide nach England ausführte. 1819 wurde auf der Messe zu Frankfurt a. M. der erste deutsche Fabrikantenverein gegründet; bayerische, württembergische und badische Fabrikanten waren es, die sich zu einem deutschen Vereine zusammenschlossen, um die deutschen Fürsten zu einer deutschen Zollvereinigung zu bewegen, um die Hunderte von Mauthallen und Zollschranken zu beseitigen, welche die deutschen Ländchen gegeneinander absperrten. Mit Wort und Schrift kämpfte List für die Bestrebungen seines Vereins, dessen Geschäftsführer er war. Zum Dank dafür wurde er von den Partikularisten als Hochverräter verschrien, und der König von Württemberg ließ ihn einige Jahre einsperren. Fünfzehn Jahre später kam der deutsche Zollverein doch; daß er alle deutschen Staaten einschließlich Luxemburg umfaßte, ist bekannt, ebenso, daß Oesterreich, Hamburg, Bremen und Lübeck sich davon ausschlossen. Friedrich List aber jagte sich im Jahre 1846 an der bayerisch-österreichischen Grenze bei Kufstein eine Kugel durch den Kopf. Die deutschen Stubenhocker, welche den Mann samt seinen volkswirtschaftlichen Anschauungen, seine Lehren vom Schutzzoll lächerlich zu machen suchten, sie haben ihn in den Tod getrieben. Und heute sind die Lehren eines Friedrich List Gemeingut der ganzen Welt geworden.

Es würde zu weit führen, diesen Gedankengang näher aufzunehmen. Uebersehen dürfen wir jedoch den gewaltigen Umschwung der heutigen Wirtschaftslehre nicht, wenn wir die Frage beantworten wollen: Was lehrt uns St. Louis?

Friedrich List war lange Jahre in den Vereinigten Staaten ansässig gewesen, sein König hatte ihn ja durch die Verbannung dahin begnadigt. Friedrich List war drüben Lehrer, Zeitungsschreiber und zuletzt Besitzer eines schwunghaften Bergwerkes. Wie er in Deutschland stets für die gesunde Mittellinie auf dem Zollgebiete eingetreten war, so predigte er auch den Amerikanern die Lehre von dem gemäßigten Schutzzoll. Die neue Welt wußte den Tübinger Gelehrten besser zu schätzen als sein altes Vaterland. Die Lehren dieses List wurden drüben zur nationalen Richtschnur erhoben, auf allen Universitäten wissenschaftlich vertreten und in den gesetzgebenden Körperschaften voll anerkannt. 60 Jahre lang hielten die Nordamerikaner an den Grundsätzen ihres Lehrers fest, bis der Größenwahn, der Imperialismus, in die Köpfe der nordamerikanischen Menschen und Politiker von heute fuhr. Wir wissen, daß die Vereinigten Staaten sich mit einem Abschließungssystem von Zöllen umgeben haben, welches die Einfuhr vieler Auslandsfabrikate gänzlich verhindert. Friedrich List sah schon vor siebzig Jahren diese Gefahr voraus; für ihn war es jene Gefahr, welche den Unionsstaaten zum Verderben gereichen mußte!

Und damit stehen wir vor der Eingangsfrage unseres heutigen Aufsatzes: Am Scheidewege?

Es kann eine Zeit kommen, wo die Manufakturen, das sind die Fabriken im heutigen Sinne des Wortes, übermütig werden, wo sie nach einem absoluten Zollschutz verlangen, welche die Konkurrenz aller übrigen Länder der Erde ausschließt. Man wird die politische Territorialforderung „Amerika den Amerikanern“ auf alle Gebiete der Industrie ausdehnen, man wird einen Abschluß des Reiches verlangen gegen alles, was von außen kommt; der Wahn wird die Gemüter verwirren, daß Amerika sich selbst genug sei. So ungefähr sprach einst unser List zu seinen Amerikanern. „Wenn diese Zeit kommen sollte, dann reift die Frucht des Verfalles,“ setzte er seinen prophetischen Worten hinzu.

Damals schon setzte er seinen Hörern und Lesern mit vollendeter Deutlichkeit auseinander, welche Folgen der absolute Zollschutz nach sich ziehen wird. Im Anfang werden alle Fabriken blühen, eine unendliche Geldfülle wird sich über das Land verbreiten, hohe Löhne werden für jede Arbeit gezahlt werden, die Landwirtschaft wird die höchsten Preise für ihre Erzeugnisse im Lande selbst erzielen und die Kaufkraft des Volkes wird schier unermeßlich erscheinen. Die Banken werden mit Riesensummen arbeiten und die Menschheit wird sich einem Taumel ergeben, wie er noch nie zuvor die Mengen ergriffen. Die Maschine wird die Arbeit der Hand ersetzen und die Handfertigkeit selbst wird für überflüssig gelten werden und verschwinden.

So Friedrich List 1835. Was aber wird die Folge dieser irdischen Glückseligkeit sein? Unser Gewährsmann sagt es seiner Mitwelt mit gleicher Deutlichkeit: Die Flutwelle der Kaufkraft wird ins Unermeßliche steigen, eine Fabrik wird sich neben der anderen auftun, jeder wird auf dem wilden Jahrmarkte des mühelosen Verdienstes Empfänger sein wollen, eine Erfindung wird die andere ablösen und die Schärfe des menschlichen Geistes wird nur darauf gerichtet sein, die körperliche Arbeit des Menschen zu ersparen. Allmählich aber fängt die Flutwelle zu sinken an, langsam im Anfang und kaum merklich für die große Masse, die Kauflust wird erlahmen, der Stumpfsinn absoluter Sättigkeit wird einem Erwachen der menschlichen Instinkte weichen. Die Stapellager der Fabriken und des Handels werden sich immer mehr füllen und ein stetig zunehmender Sturz aller Fabrikatpreise wird die unausbleibliche Folge sein. Millionenwerte werden über Nacht vernichtet werden und Millionen von Arbeitern werden mit dem Schrei nach Brot das Land durchziehen. Nordamerika wird alle Reiche der Welt mit seinem Ueberschuß an Fabrikaten überschwemmen wollen, aber alle Reiche seinen Produkten verschlossen finden, denn alle Reiche Europas werden sich vereinigen, um Amerika allein mit den gleichen Zöllen zu strafen, welche dieses verblendete Volk nur für sich zu schaffen glaubte.

(Soweit in freier Wiedergabe der größte deutsche Volkswirt, den das verflossene Jahrhundert gesehen. Sein Seherblick sah nur zu scharf. Von den ungeheuren Goldfunden in Californien und Alaska wußte List noch nichts, von den unerschöpflich scheinenden Hilfsquellen der Neuzeit, von den Milliardenwerten der Petroleumquellen und Erzlager wußte er ebenfalls nichts; die Riesenbaumwollkulturen der Neuzeit, die Riesenflächen der heutigen Getreidefelder, er kannte sie nicht. Den wahnwitzigen Zollschutz des heutigen Nordamerika konnte er wohl ahnen, er konnte aber nicht voraussehen, daß dieses Land sich durch die eigenen Naturprodukte auch die Völker von Europa tributpflichtig machen würde.

Noch nicht gesättigt vom eigenen Golde, ziehen die Vereinigten Staaten auch die Gelder der alten Welt als Tauschprodukte an sich. Was würde ein List dazu sagen? Sicherlich würde er uns Deutschen sein Evangelium der Wiedervergeltung mit feuriger Zunge predigen, er würde das alte Bibelwort: „Zahn um Zahn!“ wieder lebendig werden lassen und unserm Kaiser und seinen Ministern zurufen: Landgraf, werde hart! Keine Schmeichelei einem

Volke von Sybariten, keine politische Freundschaft mit einem Lande, das uns wirtschaftlich vernichten will. Erst kommt deutsche Arbeit, deutsches Brot! Laßt den Amerikaner in seinem eigenen Fette schmoren, wenn er es nicht anders haben will. Braucht er deutschen Geist, deutsche Kunst, dann hole er sie sich, aber die Massenerzeugnisse seiner Industrie behalte er so lange für sich, als er dem gleichen deutschen Erzeugnis nicht den gleichen Zollsatz zuteil werden läßt, wie wir ihn in Deutschland erheben. Der Schweiß des deutschen Arbeiters muß uns wertvoller sein, als das oberflächliche Produkt der nordamerikanischen Industrie! Wir brauchen wieder einen Zoll-Bismarck, der die heutige Welt begreift, wie er 1879 die Wucht seiner Persönlichkeit für den gemäßigten Schutzzoll, den der alte Zollverein dreißig lange Leidensjahre hindurch dem Freihandel geopfert hatte, einsetzte.

Welches Bild sehen wir nun heute in den Vereinigten Staaten selbst? So weit das Auge reicht, so weit die Schiene sich Wege bahnt, Fabrik an Fabrik, rußige Schlote und unfreundliche Arbeiterkolonien. Die Erzeugnisse des Tages sind so gewaltig, daß sie nicht in Zahlen gefaßt werden können. Die Preislisten der Fabrikanten zeigen Berechnungen, welche uns in ihrer Höhe kaum glaublich erscheinen. Die Preise sind eben vielfach nur Schein. Eine Rabattschleuderei hat schon heute um sich gegriffen, vor der wir erstaunt stille stehen. Rabattsätze von 50 Prozent, selbst auf wertvolle Industrieartikel, sind durchaus keine Seltenheit. Alles flimmernder Schein. Hohe Preise in den Listen und hohe Rabatte auf den Rechnungen. Treu und Glauben im Einkauf und im Verkauf in vielen Fällen nur ein leerer Wahn. Wir lesen in den Tagesblättern, daß die Spekulation eines einzigen Baumwollkäufers 35,000 Arbeiter in Massachusetts brotlos machte. Von den massenhaften Arbeiterentlassungen in der Eisenindustrie und in den Eisenbahnwerkstätten wollen wir als alltägliche Erscheinung gar nicht sprechen. Der Prozentsatz der Arbeitslosen hält mit der Masseneinwanderung leerer Hände gleichen Schritt. Das Elend nistet sich in allen Großstädten fest, allein das Judenviertel von New-York zählt 500,000 Menschen ärmster Klasse. Dabei häuft sich Reichtum auf Reichtum in den Händen einzelner Spekulanten und ein Luxus macht sich in den Häusern dieser Uebermenschen breit, gegen den die Feerien von Sardanapal als Schattenbild erscheinen. Die träge Masse der Wähler wird durch Ueberseekriege in einen patriotischen Paroxismus versetzt, der jeden Warner verstummen läßt. Tatsachen dieser Art kann kein Professor Münsterberg niederschlagen. Wir können aus Münsterbergs Büchern über „Die Amerikaner" nur lernen, daß Millionen Menschen der mittleren Klassen in den Vereinigten Staaten nach Befreiung ringen aus diesem Sumpfe, daß allerorten das Bewußtsein lebendig wird, daß die freie Geistesbildung des Einzelnen allein noch Rettung aus diesen Verirrungen der Kultur zu bringen vermag. *Der Nordamerikaner von heute weiß aber nicht, welche Opfer der Einzelne dem Ganzen bringen muß.* Seine Söhne opfert er nicht dem Vaterlande, mit Söldnertruppen bekriegt sein Reich die Völker. Wir begreifen, daß dieser pflichtlose, ungebundene Zustand vielen als Ideal erscheinen kann, aber mit solchen Idealen kämpft man nicht den Kampf des wirtschaftlichen Lebens. Der innere Ernst, das tiefe Erfassen der Pflicht machen den Mann, und nur dort, wo diese Eigenschaften ein ganzes Volk beseelen, dort nur kann von einem festen Widerstande gegen wirtschaftliche Schläge die Rede sein. Wir wollen nicht dünkelhaft sein und uns nicht zu den Pharisäern halten, die nur bei uns in Deutschland alles schön und gut finden; wir wissen sehr wohl, wie viele der Schranken des Vorurteils, des Dünkels und der Standesüberhebung bei uns noch fallen müssen, bis auch wir in freudiger Zuversicht den Kampf mit übermütigen Völkern aufnehmen können. Aber wir haben auch die schweren Rückschläge der 70er Jahre erlebt und wir alle sind noch damit beschäftigt, die Verluste von 1901 und 1902 zu überwinden. Darum wissen wir alle auch, wie still und fest der Deutsche solche Rückschläge zu ertragen weiß, wie er mit ergebenem Kraftbewußtsein den Spaten von neuem in die Erde gräbt und am inneren und äußeren Aufbau weiter arbeitet. Das sind die Früchte deutscher Erziehung, deutscher Freude an der Arbeit und am eigenen Weiterstreben. Mögen bei uns die Parteiverhältnisse liegen wie sie wollen, keine Tagesmeinung kann den inneren Kern des deutschen Volkes vernichten, er ist gesund bis in die Knochen. Nordamerika aber steht am Scheidewege. Das ist mein letzter Eindruck von den Vereinigten Staaten und damit scheiden wir von St. Louis.

Nürnberg. *Karl Kempesen.*

Bücher und Zeitschriften.

Cäsar Flaischlen. Beitrag zu einer Geschichte der neueren Literatur von Georg *Muschner-Niedenführ*. Berlin 1903, Egon Fleischel u. Co.

Man kann darüber im Zweifel sein, ob es möglich ist, über einen noch lebenden Dichter eine gültige Biographie zu schreiben, in der sein Leben und Wirken gleicherweise eingehend zu betrachten wäre. Bei einem Schriftsteller, in dessen Leben es bereits Abend wurde, bei dessen Schaffen sich keine neue Seite mehr zeigen kann, mag es angehen; kaum aber bei einem Manne, von dem anzunehmen ist, daß sich seine volle Schaffenskraft erst noch entfalten wird. Wenn die „zünftigen" Literarhistoriker, denen man jetzt so gern eines zu versetzen beliebt, nicht an die Darstellung eines solchen unfertigen Lebens herangehen, so ist der Grund dafür nicht in ihrer fachwissenschaftlichen Beschränktheit, ihrer sträflichen Liebe zur verstaubten Vergangenheit, ihrer verständnislosen Abkehr vom literarischen Gegenwartsleben zu suchen, sondern in der Erkenntnis, daß nur dort eine geschlossene, organische Darstellung möglich ist, wo ein ruhiger, durch keine Rücksichten und Befangenheiten abgelenkter und gehemmter, allseitiger, klarer Ueberblick gestattet wird. Wo dies nicht der Fall ist, sieht der fachwissenschaftliche Literar*historiker* mit Recht keine Aufgabe für sich. Damit ist nicht gesagt, daß hier kein fruchtbares und schönes Arbeitsfeld vorliege. Hier haben die Kritiker und Essayisten einzusetzen. Ihre Tätigkeit mag willkommener, dem Leben nützlicher sein als die des Wissenschaftlers. Gerne zugegeben. Nur soll man nicht immer wieder von diesem unter Beschuldigungen etwas verlangen, was er nicht leisten will, und nicht zu leisten hat. Das Buch Georg Muschners über Cäsar Flaischlen ist ein kräftiger Beweis dafür, daß es nicht möglich ist, über einen noch in der Entwicklung stehenden lebenden Schriftsteller wissenschaftlich befriedigend zu schreiben. Solange es sich um die weiter zurückliegenden Kindheits- und Jugendjahre Flaischlens handelt (Flaischlen ist jetzt 40 Jahre alt!), verfolgt zwar Muschner bezeichnenderweise bei seinen Untersuchungen den gewohnten Gang der fachwissenschaftlichen Methode. Je näher er aber der Gegenwart kommt, desto mehr wird die einheitliche Linie der Darstellung unterbrochen, was unter allen Umständen für ein Buch schädlich ist. Auf den äußeren Lebensgang Flaischlens fallen nur mehr spärliche Lichter. Aesthetisch-kritisch-analysierte Betrachtungen und Urteile über seine Schöpfungen reihen sich aneinander, loser und loser. Der essayistisch-skizzenhafte Charakter des Buches tritt gegen Schluß deutlich hervor. Wir haben es zum großen Teile nur mehr mit subjektiven Wertungen des Schriftstellers zu tun, die, wie es in der Natur der Sache liegt, manchmal einen polemischen Beigeschmack an sich tragen. Nichtsdestoweniger ist Muschners Buch sehr verdienstvoll. Er bemüht sich mit aller Kraft und gutem Erfolg, aus den verschiedenen Aeußerungen und Leistungen des Menschen und Dichters den Kern von Flaischlens Persönlichkeit herauszuschälen, seinen Charakter als einheitlich und fest zu beweisen, seine Abneigung vor dem Getümmel des Alltags zu zeigen und sein zielbewußtes, ruhigstetig, bisweilen freilich schmerz- und zweifelbegleitetes Fortschreiten zur Höhe zu verfolgen. Ob Flaischlen sich zu einer überragenden Stellung im künstlerischen Leben Deutschlands erheben wird, weiß natürlich Muschner so wenig wie ein anderer vorauszusagen. Doch scheint er fest daran zu glauben. Er hält Flaischlen für einen Pfadfinder und Wegweiser auf dem Gebiete der literarhistorischen Wissenschaft wie auf dem des dichterisch-künstlerischen Schaffens, besonders was die

Neubelebung der lyrischen Formen betrifft. Auch einen großen Dramatiker sieht Muschner in Flaischlen. Muschner wird Gegner finden. Die Zukunft wird zeigen wer recht hat. So viel steht jedoch fest, daß Cäsar Flaischlen eine so ernst strebende, wissenschaftlich forschende wie dichterisch freischaffende Persönlichkeit ist, daß in seinen Werken so viel bedeutendes Können, so viel ehrlich ringendes Künstlertum steckt, daß er ein Buch, das sich seiner mit so liebevollem Eifer annimmt, wie das Muschners, wohl verdient.

Dr. Arnulf Sonntag.

✻

Allgemeine Rundschau.

Geographische Gesellschaft in München.

In der geschlossenen Sitzung vom 19. November, die im großen Saale des Kunstgewerbehauses stattfand, sprach Herr Hauptlehrer Dr. Christian Gruber, dem die Geographie schon eine Reihe tüchtiger Arbeiten aus dem Gebiete der bayerischen Heimatkunde und der erdkundlichen Methodik verdankt, in interessanter und formvollendeter Weise über das Thema: „Nach welchen Richtungen ist gegenwärtig eine Vervollkommnung der geographischen Lehrmethode anzustreben?“

In seinen einleitenden Worten wies der Redner darauf hin, daß gegenwärtig beim geographischen Unterricht die synthetische Methode in der Auffassung der Pestalozzianer und Diesterwegs sowohl in der Volksschule wie in der Mehrzahl der höheren Lehranstalten Deutschlands siegreich Raum gewonnen hat. Allerdings nicht in streng theoretischer Form und mit dem Schwur auf das Wort der alten Meister. Auch das kann ein Hinweis darauf sein, wie wenig die moderne erdkundliche Belehrung mit Methodenreiterei, dem traurigen Vorrecht beschränkter Köpfe, zu tun haben will. Mehr und mehr sieht man das wichtigste Mittel zur Pflege und Förderung der echten geographischen Erkenntnis darin, daß der Unterricht vor allem in den höheren Klassen der Mittelschulen die erdkundlichen Erscheinungen in ihrem gegenseitigen Zusammenhange, ihrer wechselseitigen Abhängigkeit und in ihren Einwirkungen auf die gesamte Lebensführung der Völker nehme, sowie das gesamte innere Leben der Zöglinge merklich beeinflusse. Der Schüler soll auf den Grund der Dinge geführt werden, alles Unbedeutende und Kleinliche soll abgestoßen, das Kennzeichnende, Bedeutsame und praktisch Aktuelle an den geographischen Erscheinungen aber mit starken Linien hervorgekehrt werden. Dann wird sich auch das anbahnen, was als eine Forderung des Tages zu betrachten ist: ein wahrhaft erziehender Charakter der Schulgeographie. Dann wird die letztere für die Pflege von Verstand, Urteilskraft und Phantasie, die Weckung eines gesunden Natursinnes, die Stärkung der Vaterlandsliebe und die Anbahnung einer gerechten Beurteilung des Auslandes voll und ganz das leisten, was man von ihr billigerweise erwarten kann. Dann erst wird sie den Schülern so recht die Augen helle und das Herz warm machen können. Mit einem Worte: Dann wird der Geographieunterricht alle die sittlichen Elemente enthalten, die ihm eigen sein können, und die ethische Wirkung ausüben, die er auszuüben berufen ist. — Sodann stellte Herr Dr. Gruber eine Reihe speziell methodischer Forderungen auf, welche auch im Rahmen der gegenwärtigen Unterrichtsprogramme erfüllt werden können. Vorerst erörterte er eingehend die Tatsache, daß sich die erdkundliche Unterweisung schon um deswillen ganz besonders zur systematischen Pflege einer gesunden Phantasie und eines tüchtigen Natursinns eigne, weil sie die Schüler nicht nur über alle Lande und Meere, sondern auch hinunter in die Tiefen der Erde und hinauf zu den Sternen geleitet. Kein anderer Unterrichtsgegenstand vermag der jugendlichen Phantasie willkommenere Nahrung in mannigfaltigster Art zu bieten wie die Schulgeographie. Besonders bei der Jugend unserer Großstädte, deren Phantasie allein schon durch das Leben und Treiben auf den Straßen, die kaleidoskopartige Buntheit der Gegenstände in den Schauläden und die krassen Formen vieler Reklamebilder überladen und überreizt wird, sollte dieser Vorteil nach Kräften ausgenützt werden. Der erdkundliche Unterricht vermag in dieser Beziehung geradezu prophylaktisch zu wirken, indem er die jüngeren Zöglinge vor vielen krankhaften, sittlich verwerfbaren Vorstellungen und Phantastereien bewahrt. Zugleich vermag er jenem Uebelstande erfolgreich entgegenzuwirken, den man neuerdings als „Gedankenflucht“ bezeichnet. Die Schulgeographie führt den Knaben aus dem Wirrwarr des Stadtlebens wieder zur Natur zurück und läßt ihn gleichzeitig auch allenthalben die Größe der Schöpfung und des Schöpfers ahnen. — Im weiteren kennzeichnete Herr Dr. Gruber ausführlich die Bedeutung der Bildkarten für den Unterricht in der Heimatkunde, jener Idealkarten aus der Vogelschau, welche das vollständige, naturtreue Bild eines Landes mit seinen Hügeln und Bergen, Tälern und Wäldern, Seen und Flüssen so aufzeigen, wie es in Wirklichkeit ist. Mittelst derselben vermag der Schüler, unabhängig vom schwer verständlichen Schema der Karte, ein Stück vaterländischer Geographie zu erleben. — Außerdem forderte der Herr Redner, daß die Schulgeographie auf die Bedürfnisse des wirtschaftlichen und sozialen Lebens eine weitgehende Rücksicht nehme. Nur durch einen Betrieb mit praktischen Tendenzen gelangt sie zu ihrer vollen Bedeutung als Unterrichtszweig. Darum sind in Zukunft auch die wirtschaftlichen Verhältnisse ganzer Länder und einzelner Naturgebiete ungleich mehr durch Skizzen zu veranschaulichen, als dies bisher geschah. Hier sind einfach gehaltene Kärtchen und Diagramme ebenso unerläßlich wie bei der Klarlegung des topographischen Bildes irgend eines Erdstriches. — Endlich besprach Herr Dr. Gruber noch die geographischen Anforderungen an die Lesebücher unserer Mittelschulen, die Verwendung von Reliefkarten sehr großen Maßstabes im Zusammenhalt mit geographischen Schilderungen und den Wert freier Vorträge über Wanderungen und Reisen seitens der Schüler. Er schloß mit der Mahnung: Ein Schulfach, das wie die Geographie den gesamten Erdball umspannt und eine wahrhaft erdrückende Fülle von Erscheinungen zu berühren hat, muß alle geringfügigen und unnützen Einzelheiten, alle überflüssigen Berg- und Provinznamen, Klassifikationen und Höhenzahlen, die Erwähnung untergeordneter Städte, das Verweilen bei unbedeutenden, uns fernliegenden Landschaften, die Erklärung von nur den Fachmann interessierenden Details abstoßen. Dann erst wird es so recht gewinnbringend und auch für das praktische Leben fruchtbar. Dann wird es auch in den Schülern Lust und Liebe zur Allmutter Erde erwecken, ohne daß sie dabei in Spielerei verfallen. Nur nicht das Gedächtnis überladen und der grundirrigen Meinung sein, die Schule müsse sich in Einzelheiten genug tun. Auch dem reiferen Leben muß sein Teil bleiben!

Der Vortrag fand bei den Anwesenden, die zum großen Teil dem Stande der Mittelschullehrer angehörten, reichen Beifall. In der Diskussion, die sich sehr anregend gestaltete, betonte Herr Rektor Dr. Geistbeck vor allem, wie wenig Bildungswert eine Behandlung der geographischen Tatsachen in ihrer Loslösung vom Ganzen der Natur beanspruchen dürfte. Und doch zwingt eine längst veraltete Schulordnung die Lehrer der Geographie noch immer zu einer übermäßigen Betonung der statistischen Daten. Immer noch führt die Erdkunde an den Oberklassen der Realschule ein kümmerliches Dasein und gelangt an den Gymnasien von der fünften Klasse an ganz in Wegfall, obwohl die wirtschaftsgeographischen Interessen unseres Vaterlandes von Tag zu Tag weitgreifender und schwerwiegender werden. Der Herr erste Vorsitzende wies im Verlaufe der Debatte darauf hin, daß eine wohlmotivierte, auf eine Besserung der Lage der Schulgeographie an unseren bayerischen Mittelschulen hinzielende Denkschrift, die an höherer Stelle von der Vorstandschaft der Geographischen Gesellschaft im Anschluß an die Bestrebungen des Deutschen Geographentages vor Jahren eingereicht wurde, bisher kein entsprechendes Gehör gefunden habe. Für die Freunde und Förderer des geographischen Unterrichts sei bei dieser Sachlage noch lange nicht die Zeit gekommen, auszuruhen und zufrieden zu sein. Herr Dr. Rittler hebt den Wert von geologischen Studien für die Lehramtskandidaten hervor, vor allem deswegen, weil sie die jungen Leute zur Naturbeobachtung und Anschauung befähigten; nur wenn der Lehrer der Erdkunde über ein genügendes Maß von Beobachtungsgabe verfüge, könne an eine entsprechende Ausnützung der Heimatkunde für die Schulgeographie gedacht werden. Herr Professor Dr. Bittig weist schließlich noch auf den hohen Wert von Schülerwande-

rungen hin und tritt mit warmen Worten für die Bestrebungen des Vereins „Der Wandervogel" auf diesem Gebiete ein.

Im weiteren Verlauf des Abends widmet der Herr erste Vorsitzende dem Andenken des so jäh verstorbenen Prof. Dr. Ratzel herzliche Worte pietätvoller Erinnerung.

Zum Schluß nahm noch Herr Major Rothammel Gelegenheit, auf die drei Burgklehnerschen Karten mit einigen Worten hinzuweisen, die von ihm an diesem Abende ausgestellt waren. Diese Burgklehnerschen Karten von Tirol stammen aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts (zusammen 17 Blätter mit Erläuterungen von Professor E. Richter). Aus der Besprechung, woran sich zunächst Herr Professor Dr. Günther beteiligte, ist folgendes zu berichten:

Matth. Burgklehner war als Rechtsgelehrter vielfach Kommissar bei Grenzstreitigkeiten, lernte sein Vaterland genau kennen und würdigte den Wert entsprechender Karten. Von ihm ist ein zwölfbändiges (ungedrucktes) Geschichtswerk vorhanden, der Tiroler Adler genannt, in welchem er auch vielfach über seine Karten berichtet. Er selbst war wohl nicht Kartenzeichner, hat aber auf seinen Reisen Skizzen gesammelt, wie mannigfache Stellen von charakteristischen Bergformen, Kirchtürmen u. s. w. erkennen lassen. In schönen Neudrucken von den Originaldruckplatten hat die Verlagsanstalt Holzhausen in Wien erscheinen lassen: eine Uebersichtskarte (Kupferstich) etwa 1 : 500,000 von 1608, 12 Holzschnittblätter von 1611 und eine Phantasiekarte in Gestalt eines heraldischen Adlers auf vier Blättern in Kupferstich von 1620. Letztere Modekarte findet im Zusammenhang mit dem oben genannten Werk „Der Tiroler Adler" ihre Erklärung, bietet aber wenig Interesse für den Kartographen. Dagegen um so mehr die beiden anderen Karten, welche mit der Aventinschen (1623) und der Apianschen (1663) von Bayern gewissermaßen eine Parallele bilden, sofern nicht die letztere Burgklehner sogar als Vorbild, leider aber als unerreichtes, gedient hat.

Der Netzentwurf zeigt eine quadratische Projektion mit gleich großen Längen- und Breitengraden, wodurch nicht nur eine starke Verbreiterung der Karte erfolgte, sondern auch eine Reihe augenfälliger Verschiebungen entstand. Da uns von jener Zeit von nur acht Orten geographische Koordinaten überliefert sind, dienten diese als Grundlagen für den Aufbau des Kartenbildes, nachdem eine Landesvermessung nach Apians Vorbild erst im 18. Jahrhundert von Anich ausgeführt wurde. Manche Verzerrungen sind kaum auf Unkenntnis, sondern auf Raumbeschränkung zurückzuführen oder auf den Umstand, daß bei Aneinanderreihung der von Süden aus gezeichneten Seitenansichten manches verdeckt wurde. Neben dem reichen ornamentalen Kartenschmuck, der Darstellung kriegerischer Ereignisse und technischer Tätigkeit fällt der Umstand ins Auge, daß alle außertirolischen Lande in Wolken gehüllt sind, eine Grenzbezeichnung eigentümlichster Art. Trotz einiger Unvollkommenheiten bildet die Karte ein interessantes Denkmal der Kartographie und verdient auch heute allgemeine Beachtung, insbesondere seitens unserer Alpinisten.

⁂

Altertumsjäger und Altertumsfälscher in Syrien.

γ. Makridi Bey, ein türkischer Archäologe und Beamter des Osmanischen Museums in Konstantinopel, hatte jüngst bei Saida Grabungen auszuführen und da es für ihn von Wert war, den schon früher an der Stätte gefundenen Inschriften nachzugehen und ihren Verbleib festzustellen, so mußte er mit einem Beschäftigungszweige Bekanntschaft machen, der augenblicklich in jener Gegend in Blüte steht. Nicht weit von Saida entfernt liegt auf dem Wege nach Gezzin das Dorf Aora. Darin lebt ein Mann namens Besara Gubrin, der ein Kaffeehaus hält und daneben noch Altertümer ankauft, fertigt und vertreibt. Antike Skulpturen kann er schon meisterlich nachmachen, und verstünde er noch etwas vom Phönizischen, dann würde er bald die Wissenschaft mit einem schönen Zuwachs von Inschriften bereichern. Da er nun beschriebene Steine noch nicht selbst herstellen kann, so läßt er wenigstens eifrig nach neuen Funden forschen und die Leute der Gegend, die in ihm einen dauernden Käufer wissen, kommen oft zu ihm. So haben jüngst Arbeiter auf dem Felde zwei Steinplatten gefunden, welche phönizische Buchstaben enthielten. Sie hielten den Fund geheim, da sich sonst die Regierung eingemischt hätte, und kamen zu Besara Gubrin mit der Bitte, ihnen die Steine abzukaufen. Der meinte zunächst, man solle ihm mit solch wertlosem Zeug nicht lästig fallen, nach langem Drängen ließ er sich endlich, scheinbar gezwungen, bewegen, die beiden Steine für etwa acht Franken zu kaufen. Das munterte die Arbeiter zu einer Nachforschung auf und nicht lange währte es, da kamen sie abermals zum altertumskundigen Kaffeewirt, und dieser zahlte ihnen nun den doppelten Preis. Das konnte er getrost, denn bald rissen sich die fremden Archäologen um die Steine und der Mann bekam dafür mehr als das Hundertfache des Einkaufspreises. Als einer der Arbeiter sah, wieviel Besara an den für ein Spottgeld erstandenen Stücken verdiente, da dachte er, es sei besser, ein anderes Absatzgebiet aufzusuchen. Er stieg bei Nacht in den Hof des Wirtes, stahl eine der neuen Inschriften und schleppte sie zum Scheich des Dorfes Helalieh, Elias-el-Huri, der sie nicht minder gern erstand. Heute sind zwei von den Inschriften im Louvre, eine ward von einem Amerikaner erworben, zwei andere sind wenigstens in Abklatschen bekannt. Es handelt sich um wichtige Bauurkunden des Tempels des Gottes Eschmun, den Makridi Bey ganz freizulegen gedenkt.

⁂

Kleinere Mitteilungen.

* Bibliotheken. Der Universitäts- und Landesbibliothek zu Straßburg wurde vom Amtsrichter O. v. Fisenne dortselbst eine größere Anzahl von Briefen hervorragender Vertreter der Wissenschaft aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts an den im Jahre 1870 zu Bonn verstorbenen Professor Dr. jur. Ed. Böcking zum Geschenk gemacht. Unter den Schreibern dieser Briefe sind namentlich zu verzeichnen: E. M. Arndt, Joh. Wilhelm Baum, E. Dronke, Gustav Freytag, Georg Gottfried Gervinus, M. Haupt, Otto Jahn, K. Lachmann, Theodor Mommsen, H. Sauppe, A. W. v. Schlegel, Arth. Schopenhauer, David Friedr. Strauß, A. Trendelenburg und G. Waitz; dazu kommen noch Briefe von Kl. Groth, Fritz Reuter u. a.

hc. Aus Griechenland. Dem Generaldirektor der Altertümer und Vorsitzenden der Archäologischen Gesellschaft in Athen, Panajiotis Kabbadias, ist vom preußischen Kultusminister der Professor-Titel verliehen worden.

⁂

Hochschulnachrichten.

II. Freiburg i. Br. Der Assistenzarzt an der Frauenklinik Dr. Otto Pankow hat sich in der medizinischen Fakultät für Geburtshilfe und Gynäkologie, der erste Assistent am hiesigen anatomischen Institut Dr. Edgar Gierke für das Fach der pathologischen Anatomie habilitiert. Der außerordentliche Professor in der theologischen Fakultät Dr. Franz Sales Trenkle (neutestamentliche Exegese), jetzt Stadtpfarrer in Breisach, wurde auf sein Ansuchen bis zum Herbst 1905 beurlaubt.

* Gießen. Der Professor der inneren Medizin Dr. F. Moritz in Greifswald wird seine hiesige klinische und Lehrtätigkeit am 1. April 1905 beginnen. (Vgl. Nr. 271.)

dr. Jena. Am Montag fand die endgültige Beratung über den neu ausgearbeiteten Plan des Universitätsneubaues unter Beteiligung der Regierungsvertreter und der Universitätsneubau-Kommission statt. Mit einigen Aenderungen ist der Entwurf des Prof. Fischer in der neuen Fassung angenommen worden, und bereits im Laufe des nächsten Jahres wird mit dem Bau begonnen werden.

hc. Berlin. Dem Assistenten am botanischen Institut Dr. med. et phil. Erwin Baur ist die venia legendi für Botanik erteilt worden. Er wird sich am 10. Dezember mit einer Antrittsvorlesung: „Ueber die Bedeutung der Bakterien für den Stoffumsatz im Meer" einführen. — Der bis-

herige Privatdozent für Geburtshilfe und Gynäkologie an der Universität Erlangen Dr. Walter Stoeckel hat sich mit einer Antrittsvorlesung: „Die cystische Degeneration der Ovarien bei Blasenmole" in gleicher Eigenschaft in der medizinischen Fakultät der hiesigen Universität eingeführt.

* **Prag.** Der Professor des Maschinenbaues an der deutschen Technischen Hochschule in Prag Hofrat Rudolf Dörfel wurde vom Professorenkollegium dieser Hochschule zum Ehrendoktor ernannt. Es ist dies der erste Ehrendoktor der Prager deutschen Technik. — In einer unlängst abgehaltenen Versammlung der Studierenden der hiesigen Technischen Hochschule kamen auch die unleidlichen baulichen Verhältnisse dieser Hochschule zur Sprache. Der Rektor, der in die Debatte eingriff, verwies darauf, daß die deutsche Technik in Prag noch immer dieselben Räume inne habe, wie bei ihrer vor 98 Jahren erfolgten Eröffnung, während die Besuchsziffer von Jahr zu Jahr wachse, so daß die deutsche Technik heute dreimal so viel Hörer zähle als vor zehn Jahren. Zehn Lehrkanzeln seien in Privathäusern notdürftig untergebracht. Das sei ein unhaltbarer Zustand. Erst vor kurzem habe sich die Regierung überzeugen lassen, daß es notwendig sei, endlich an den gleichzeitigen Bau von Instituten für Physik, Chemie und mechanische Technologie, sowie eines Hauptgebäudes auf den Slouper Gründen zu schreiten.

* **Bern.** Anläßlich der am vergangenen Samstag abgehaltenen Universitätsfeier wurden zu Ehrendoktoren ernannt von der altkatholischen Fakultät Professor F. W. Mühlhaupt in Bonn, von der philosophischen Fakultät Herr A. Waeber in Lindt (Bern).

* **Stockholm.** Die hiesige Abteilung der Akademie der Wissenschaften hat beschlossen, ein Nobel-Institut für physikalische Chemie mit Professor Arrhenius als Direktor einzurichten, um ihn der Stockholmer Universität zu erhalten. Damit dürfte die jüngst gemeldete Ablehnung des Rufes nach Berlin von seiten des genannten Gelehrten ihre Erklärung gefunden haben.

* **Aus Frankreich.** Die Universität Nancy beging am Freitag in feierlicher Weise den 50. Gedenktag der Errichtung ihrer philosophischen und naturwissenschaftlichen Fakultät (Faculté des lettres et des sciences). Dabei wurde in Gegenwart des Direktors der staatlichen Museen, M. Homolle, ein neues archäologisches Museum eröffnet.

* **Aus England.** Die Universität Oxford hat das Anerbieten Alfred Beits, eine Professur für koloniale Geschichte zu stiften, angenommen. Damit ist Beit verpflichtet, der Universität sieben Jahre lang jährlich 1310 Pfd. St. zu zahlen. Außerdem setzt er jährlich einen Preis aus für die beste Arbeit über die Vorteile einer Reichsbürgerschaft. Zum Ankauf für Bücher über koloniale Geschichte bewilligt er ebenfalls jährlich die Summe von 50 Pfd. St. Er hat sich bereit erklärt, nach Ablauf der sieben Jahre auf Wunsch diese Stiftungen für dauernd zu erklären.

Jahrgang 1904. München, Mittwoch, 30. November. Nummer 275.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung
„Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage
zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.

A 1798 Z

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Bibel, Babel und — Kilimandscharo.

Die moderne Bibelforschung ist vor nicht allzu langer Zeit durch Ausgrabungen im Gebiete des alten Babyloniens und durch ihre bibelkritische Verwertung, insbesondere durch Professor Delitzsch genötigt worden, ganz neue Richtpunkte zu berücksichtigen. Aus den stillen Gelehrtenstuben war das wissenschaftliche Problem durch das besondere Interesse, das der Kaiser ihm widmete, dann unter der Marke Bibel-Babel in die breite Oeffentlichkeit getragen worden. Die Ergebnisse der Forschungen und die Rückschlüsse aus ihnen waren durchaus neu, aber immerhin nicht unerwartet. Zusammenhänge zwischen Geschichte und Kultur des auserwählten Volkes und dem Reiche Babylons waren schon längst festgestellt, zumal ja der Pentateuch selbst darauf hinweist.

Völlig unerwartet aber kommen für die Bibelforschung, und nicht nur für diese, sondern auch für die gesamte Orientalistik die Ergebnisse einer vieljährigen Forschertätigkeit eines deutschen Offiziers, des Hauptmanns Merker von der Schutztruppe für Deutsch-Ostafrika. Niedergelegt sind sie in einer mit Unterstützung der Deutschen Kolonialgesellschaft im Verlag von Dietrich Reimer (Ernst Vohsen) herausgegebenen ethnographischen Monographie eines ostafrikanischen Semitenvolkes, der Masai. Hauptmann Merker ist seit fast einem Jahrzehnt in den Steppen östlich des Kilimandscharo, dem Sitze jenes Volksstammes, als Offizier der Schutztruppe tätig. Seit Jahren schon verwaltet er den Bezirk Moschi als Stationschef. Diese Zeit hat er genutzt, um sich mit einer liebevollen Gründlichkeit in den Volksgeist der Masai zu versenken, eines Stammes, über den bisher nur wenig bekannt war und der zunächst nur militärisch Beachtung fand. Die Frucht seiner jahrelangen Bemühungen ist das vorliegende Werk und sein neuer, völlig ungeahnter Inhalt, ein Werk, dem kein Kolonialbeamter eines anderen Staates, selbst England nicht ausgenommen, ein ähnliches zur Seite zu setzen vermag. In seinem eindringenden Studium auch der unscheinbarsten Details, in der von dem Forscher im Soldatenrock angewandten vorsichtigen und zugleich verläßlichen Methode steht das Buch einzig da in der ethnographischen Literatur. Es ist so eine der interessantesten und wichtigsten Erscheinungen auf dem Gebiet der Völkerkunde, aber auch, durch seine Ergebnisse, von hoher Bedeutung für die Orientalistik, deren Vertreter nicht eindringlich genug darauf hingewiesen werden können. Scheint man doch in jenen Kreisen noch weithin in babylisch-biblischer Ausschließlichkeit befangen zu sein und die östliche Hälfte des afrikanischen Kontinents viel zu geringer Beachtung zu würdigen. Aus dem Konglomerat der dortigen Völkertrümmer läßt sich, wie jetzt Merker zeigt, recht brauchbares Material zur Erhellung vorgeschichtlicher Jahrtausende herausdestillieren.

Zunächst die äußeren Daten über das Objekt der Forschungen des deutschen Offiziers, über das Masaivolk. Seine Wohnsitze sind heute die Steppen Deutsch- und Britisch-Ostafrikas zwischen dem 34. und dem 38. Längengrad, sowie dem 3. Grad nördlicher und 7. Grad südlicher Breite. Sie waren es, soweit die Erinnerung der Masai zurückreicht und, wie Merker annimmt, noch viele, viele Jahrhunderte länger. Als viehzüchtende Nomaden sind die Masai von jeher aggressiv und sehr kriegstüchtig gewesen. Sie sind heute das Herrenvolk jener Steppen, an deren Rändern und in den von ihnen eingeschlossenen Bergländern von ihm beherrschte Negervölker hausen, die Viehzucht und primitiven Ackerbau treiben, daher als ansässig und schwer beweglich den Masai gerade die rechten Nachbarn sind. Hier können sie im Notfall jeder Zeit Vegetabilien und Vieh bekommen, wenn ihre eigenen Herden durch Seuchen dezimiert sind oder der Blutauffrischung bedürfen.

In drei großen Heerhaufen, die sich in großen Zwischenräumen folgten, kam das Masaivolk gemäß feststehender Tradition von Norden her gezogen. Von dem ersten Trupp sind nur noch Reste, die Wandorobbo (= die Armen), vorhanden. Infolge von Viehseuchen und Kriegen gegen die Ureinwohner und frühere Einwanderer verarmten sie und wurden danach leicht von dem zweiten Volkshaufen der Masai, den El kuafi, verdrängt. Teils gingen sie in den umwohnenden Negervölkern, teils in den El kuafi selbst auf, teils fristen sie heute noch in Wäldern und Büschen ihr armseliges Leben. Doch die Eroberer wurden von dem Schicksal ihrer unterworfenen Stammesgenossen betroffen. Durch Kriege und Seuchen geschwächt, erlagen sie ebenfalls dem dritten und letzten Trupp, den heutigen Masai. Zunächst hielten die Verwandten gegen fremde Stämme zusammen. Schließlich aber kam es doch zur kriegerischen Auseinandersetzung — in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts —, wobei die El kuafi den kürzeren zogen. Wieder wurde ein Teil, der größere, ansässig; sie heißen heute El lumbua. Der kleinere Teil schlug sich zunächst als Jägervolk durch, kam aber später durch Räuberei wieder in den Besitz von Vieh und unterscheidet sich heute von den Masai nur durch den besonderen Namen El muli.

Diese drei Zweige der Masai sind nun gleichermaßen Mitglieder der großen semitischen Völkerfamilie, als deren älteste Heimat — Kinderstube sagt Merker sehr hübsch — die arabische Halbinsel anzusehen ist. Die mangelhafte Ernährungsmöglichkeit, die dort der arme Boden den wachsenden Volksmassen bot, nötigte immer neue Scharen zum Auszug. Der Strom spaltete sich im wesentlichen in zwei Hälften, und ergoß sich einmal nordwärts nach Palästina,

Syrien und noch weiter, und zum anderen über den Isthmus nach Afrika. Die Vertreter der Punt-Theorie nehmen gleichfalls eine Trennung in Nord- und Südpunier an; zu den letzteren würden die Masai gehören. Nach ihren somatischen Merkmalen hat bereits Professor Dr. v. Luschan die Masai als Semiten erkannt. Die Psyche des Volkes und ihre sichtbaren Aeußerungen, der zweite Gesichtspunkt, von dem aus ein Volk in bezug auf seine Rasse beurteilt werden muß, hat jetzt Merker als durchaus semitisch erkannt und dargestellt. Was die Sprache schließlich betrifft, so wird eine bereits im Erscheinen begriffene Studie des Sprachforschers Joseph Deeg Aufklärung bringen. Auf die Sprache eines Volkes will Merker übrigens bei der Rassenbestimmung nicht den großen Wert gelegt wissen, der ihr von der Linguistik bisher beigemessen wurde. Er weist auf verschiedene Beispiele der Geschichte (Westgoten in Spanien, Deutsche in Ungarn und in den Ostseeprovinzen) hin, die zeigen, daß es nicht unerhört ist, wenn ein Volk seine Sprache wechselt. Ebenso nimmt Merker Veranlassung, auf einen unter Laien ziemlich allgemein verbreiteten Irrtum hinzuweisen, nämlich unter Semiten Leute zu verstehen, die unseren heutigen Juden gleichen oder ähnlich sind. Diese sind keine Semiten mehr. Sie waren es, so lange sie als Hebräer — el eberet nennen sie die Mythen der Masai — Nomaden waren. Später, im Lande Kanaan, vermischten sie sich stark mit den dort vor ihnen wohnenden Hethitern (vgl. Esra, Kap. 9) und erbten von diesen ihre unschönen somatischen Eigenschaften: stark brachykephale Köpfe, große, gebogene, fleischige Nase, eine stark zurücktretende Stirn, hervortretende Backenknochen und plumpen Körperbau. Dagegen sind die reinen Semiten hohe, schlanke Gestalten mit feingeschnittenen Gesichtszügen, schmalen, oft großen, nicht selten aber geradezu zierlichen Händen und Füßen.

Die Masai, die im großen Durchschnitt diesen Typus, allerdings mehr oder minder vergröbert, aufweisen, waren nun nicht die vordersten Horden der südwärts wandernden Semiten. Vor ihnen sind die Wahinda und Wahuma, deren Einreihung in die semitischen Einwanderungen noch sehr unsicher ist, und weiter die Tatoga hergezogen. Die letzteren hält Merker für die ältesten nachweisbaren Bewohner der ostafrikanischen Steppen, aus denen sie von den später kommenden Masai verdrängt wurden. Dieses Nacheinander der semitischen Einwanderungen läßt sich übrigens mit der Punt-Theorie, die eine koloniale Besiedelung der ganzen ostafrikanischen Küstenstriche, von der Somali-Halbinsel bis zur Kapkolonie, durch die punischen Urvölkerschaften in Arabien und an den Ufern des Persergolfes annimmt, unter gewissen Modifikationen vereinigen. Die punischen Funde im Maschonaland, wo bekanntlich Dr. Peters das alte Ophir sucht, während Dr. Glaser es für eine Ueberseekolonie des südarabischen eigentlichen Ophir hält, würden sich im Lichte der Merkerschen Forschungsergebnisse als die letzten Spuren der am weitesten südlich vorgedrungenen Vorhut der semitischen Einfallscharen darstellen. Es ist das nur eine Vermutung, die sich mir, der ich lediglich den Inhalt des Merkerschen Werkes einem weiteren Kreise vermitteln will, beim Studium des Buches im Zusammenhalt mit mehreren Aufsätzen Dr. Glasers, die früher an dieser und anderer Stelle erschienen sind, aufdrängte. Wollte man zur Aufstellung einer solchen Theorie schreiten, so müßten vorher alle übrigen, nördlich und südlich von den Masai wohnenden Reste semitischer Eindringlinge, also beispielsweise die schon erwähnten Wahinda, Wahuma und Tatoga in Merkerscher, das heißt in ungemein gründlicher Weise ethnologisch untersucht werden.

Die Einwanderung der Masai in Afrika — nicht in ihre jetzigen Sitze in der ostafrikanischen Steppe — verlegt Merker in eine Zeit, die weit vor der ägyptisch-historischen, d. h. der Zeit, aus der wir ägyptische Urkunden besitzen, also vor 4000 v. Chr., liegt. Er schließt das aus dem Mangel jeder ägyptischen Nachricht über den Durchzug großer Völkermassen wie der Masai. Zur weiteren Bestimmung der Zeit wendet er ein Gabelverfahren an und setzt als frühesten Termin der Einwanderung das Jahr 5000 vor Christi an, das etwa der Steinzeit in Aegypten ein Ende setzt. Hier beruft er sich darauf, daß die Masai bereits zur Zeit der Abwanderung aus Arabien im Besitz des Eisens und der Schmiedekunst waren. Er kann nicht glauben, daß die ältesten Aegypter noch in der Steinzeit verharrten, nachdem andere, Eisen schon besitzende Völker das Land durchzogen hatten. So bleibt immerhin ein Zeitraum von tausend Jahren zwischen der Gabel, während dem sich die Einwanderung der Masai über die Landbrücke des Isthmus nach Afrika vollzogen haben kann.

Dies Volk hat nun Hauptmann Merker aufs genaueste untersucht. Alle seine Lebensverhältnisse sind eingehend geschildert. Das überreiche Material wurde in der Weise zusammengebracht, daß der Forscher die Leute frei erzählen ließ und dann erst direkte Fragen zur Kontrolle des bereits Notierten stellte. Merker spricht seine Ueberzeugung aus, daß nur dieses — allerdings sehr zeitraubende und daher für den Forschungsreisenden oft genug unmögliche — Verfahren Resultate liefern kann, die durch das Denken des forschenden Europäers unbeeinflußt sind und daher das Empfinden des Wilden ungetrübt widerspiegeln.

Als fremdartigen, eingesprengten Bestandteil in der ostafrikanischen Bevölkerung kennzeichnet die Masai nun vor allem ihre Religion, die im Gegensatz zu dem Polydämonismus der sie umgebenden Negervölker der einfache, schlichte Monotheismus ist. Ihr Gott heißt 'Ng ai und wird als körperliches Wesen gedacht. Eine bildliche oder figürliche Darstellung Gottes ist den Masai nach einem von 'Ng ai selbst erlassenen Verbot nicht erlaubt. Die Masai fühlen sich als das auserwählte Volk Gottes; alle anderen Völker sollen ihnen untertan sein. Nach dem Tode bringen Schutzengel, deren jeder Masai einen als ständigen Begleiter hat, die Seele ins Wolkenland. An dessen Pforte bestimmt 'Ng ai über ihr weiteres Schicksal. Die Seelen guter Menschen erhalten Einlaß ins Paradies; schlechte Menschen dagegen werden in eine öde, wasserlose Wüste gejagt. Das ist in ganz kurzen Zügen die Glaubenslehre der Masai, wie sie von alten Männern überliefert und gelehrt wird.

Schon hier muß die große Aehnlichkeit mit den Grundbestandteilen der Religion des Volkes Israel auffallen. Es finden sich aber noch weit überraschendere Uebereinstimmungen, und zwar zwischen dem mündlich überlieferten Mythenschatz der Masai und der im Pentateuch aufgezeichneten Geschichte der Juden.

Dieser Mythenschatz des Masaivolkes ist durchaus nicht allgemein im Volksmund, sondern er vererbt sich in bestimmten Familien, so daß auch in größeren Masai-Niederlassungen nur sehr wenige Greise sich finden, die ausführlicher von ihm erzählen können. Diese Wissenden könnte man als eine Art Priesterstand bezeichnen, während sonst sich merkwürdigerweise in diesem Volk ein solcher nicht entwickelt hat. Der Masai braucht keinen Mittler zwischen sich und seinem Gott, und sein Kultus ist sehr einfacher Natur; er besteht aus Gebeten des Einzelnen und — in besonderen Fällen — der versammelten Kraalgenossenschaft ohne viel Zeremonienbeiwerk. Wer nun von den Mythen zu erzählen weiß, tut dies durchaus nicht ohne weiteres. Wie sorgsam sie gehütet werden, zeigt der Umstand, daß Hauptmann Merker, nachdem ihm die Grundzüge der Religion selbst schon lange bekannt waren, erst im fünften Jahre seiner Forschertätigkeit auf die Traditionen aus der Urzeit stieß. Erst nachdem der deutsche Offizier jahrelang mit den Leuten verkehrt und ihre Psyche genau kennen gelernt hatte, erst als die Masai infolgedessen ernsthaft unter sich die Frage erörterten, ob jener nicht vielleicht aus der Zeit ihres Aufenthaltes in der Urheimat her einer der Ihrigen wäre, da rückten sie langsam und zögernd mit ihrer Wissenschaft heraus. Und selbst nachdem das Eis einmal gebrochen war, dauerte es noch 1½ Jahre, bis Merker die Sagen in ihrem ganzen Umfange erlauscht hatte. Sobald er übrigens einmal auf die merkwürdige Uebereinstimmung der Masai-Mythen mit der in den Büchern Mosis erzählten Urgeschichte der Juden aufmerksam geworden war, wandte der Forscher vorsichtigerweise die Me-

thode an, daß er die Masai-Traditionen zuerst in der Form, wie sie in seinem Buche jetzt vorliegen, fertigstellte, und erst danach einem Vergleich mit den Ueberlieferungen der Bibel näher trat. Es geschah dies, um zu verhindern, daß er sich in der Art der Fragestellung bei der Nachprüfung — die, wie oben mitgeteilt, erst dann erfolgte, nachdem die Masai frei erzählt hatten — unbewußt beeinflussen ließ.

Der Sageninhalt beginnt, wie das erste Buch Mosis, mit einer Schilderung des Urzustandes und der Weltschöpfung. Am Anfange, so schreibt Merker die Erzählungen der Masai nieder, war die Erde eine öde, dürre Wüste, in der ein Drache hauste. Da stieg Gott vom Himmel herab, kämpfte gegen den Drachen und besiegte ihn. Durch sein Blut, das Wasser, wurde die wilde Steinwüste befruchtet. Dort, wo der Kampf stattgefunden hatte, entstand das Paradies. Dann schuf Gott — durch sein Schöpferwort — Sonne, Mond, Sterne, Pflanzen, Tiere und zuletzt ließ er das erste Menschenpaar erstehen. Den Mann, maitumbe, sandte er vom Himmel, während das Weib, naiterogob, auf Gottes Geheiß dem Schoß der Erde entstieg. Im Paradies, wohin Gott sie führte, lebten dann beide sorglos. Von allen Früchten erlaubte 'Ng ai ihnen zu essen; nur die Früchte eines einzigen Baumes, ol oilai, sollten sie nicht berühren. Gott besuchte die beiden ersten Menschen öfters. Dabei stieg er jedesmal auf einer Leiter vom Himmel herab. Eines Tages fand er sie nicht gleich, entdeckte sie schließlich unter Büschen versteckt. Auf Befragen erklärte Maitumbe dieses auffällige Benehmen damit, daß sie sich schämten, weil sie von den verbotenen Früchten genascht hatten. „Die Naiterogob gab mir von den Früchten, so sprach er, und überredete mich, davon zu essen, nachdem sie selbst davon gegessen hätte." Naiterogob ihrerseits suchte sich mit den Worten zu entschuldigen: „Die dreiköpfige Schlange kam zu mir und sagte, durch den Genuß jener Früchte würden wir dir gleich und allmächtig wie du werden." Da zürnte 'Ng ai und verbannte das erste Menschenpaar aus dem Paradies. Er sandte kilegen, den Morgenstern, um die Menschen aus dem Paradies zu treiben, und dann als Wache davor stehen zu bleiben.

Weltschöpfung und Sündenfall also wie in der Bibel so am Kilimandscharo! Es würde zu weit führen, den umfangreichen weiteren Sagenstoff der Masai im einzelnen hier zu schildern. Nur kurz mag noch mitgeteilt sein, daß neben anderen, der Bibel fremden Mythen, auch der erste Mord, später allerdings wie dort, als ein besonders wichtiges Ereignis festgehalten wird. Eine Sintflut ist hier die unmittelbare Sühne, und wie in der Bibel Noah, so ist hier der fromme tumbainot bestimmt, das Menschengeschlecht über das Strafgericht hinweg zu retten. Mit seinen zwei Frauen und seinen sechs Söhnen, sowie deren Frauen und einigen Tieren von jeder Art bezog er eine Arche, die ihn dann auf den Wasserfluten trug und so rettete. Wie Noah, ließ auch er, um sich über den Stand des Wassers zu unterrichten, eine Taube fliegen. Wie dem Noah einer, so kündeten dem Tumbainot vier Regenbogen an, daß der Zorn Gottes vorüber war. In dieser geradezu verblüffenden Weise kann die Parallele fortgesetzt werden. Sturmbrausen und laute Rufe aus einer Wolke an der Spitze des Berges Gottes — ol donjo geri heißt der Sinai der Masai — kündigen die Erlassung der zehn Gebote an, deren erstes lautet:

„Es gibt nur einen Gott. Er hat mich (ein Engel spricht) hierher gesandt. Ihr nanntet ihn bisher E' majan (der Vergebende) oder E' magelani (der Allmächtige); von nun an sollt ihr ihn 'Ng ai nennen. Ihr sollt euch von 'Ngai kein Bild machen. Wenn ihr seinen Geboten folgt, wird es euch gut gehen; wenn ihr aber nicht gehorcht, so wird er euch mit Hungersnot und Seuchen strafen."

Die folgenden Gebote geben zahlreiche Regeln, die das Volks- und Familienleben der Masai beherrschen sollen. Es finden sich dort neben anderen auch Bestimmungen, die dem dritten, fünften, siebenten, neunten und zehnten Gebot entsprechen, wie die jüdische und nach ihr die christliche Religion sie heute noch lehren. Zahlreiche andere, unwichtigere Begebnisse der Urzeit werden von den Masai mit geringen Abweichungen ebenso erzählt wie in der Bibel. Merker verwendet ein besonderes Kapitel dazu, um eine eingehende, vergleichende Betrachtung der Traditionen der Masai und der Israeliten unter Berücksichtigung der in Babylonien gefundenen Berichte der Urzeitmythen anzustellen. Er kommt zu dem nach den oben mitgeteilten Proben sehr einleuchtenden Ergebnis, daß eine große Anzahl von Anschauungen der Masai teils sehr stark an die betreffenden Darstellungen, wie sie uns die Bibel lehrt und die babylonischen Ausgrabungen sie zeigen, anklingen, teils nur mit den alttestamentlichen übereinstimmen.

Zur Erklärung dieser wunderbaren Erscheinung kommen nach Merker vier Möglichkeiten in Betracht:

1. Die Masai sind von Babylon beeinflußt.

2. Den Masai sind jene Anschauungen durch den Islam oder die Einwirkung israelitischer oder christlicher Missionare gebracht.

3. Das, was wir bei Masai, Israeliten und Babyloniern gemeinsam finden, ist gemeinsamen Ursprungs.

4. Jene Anschauungen entstammen dem Masai-Volk.

Die erste Möglichkeit weist Merker durch die Feststellung zurück, daß die Masai schon vor dem Jahre 4000 v. Chr. nach Afrika zogen. Der Einfluß Babels, dessen hohe Kultur erst während des vierten Jahrtausends entstand, konnte unmöglich damals schon so stark sein, daß er das frei umherwandernde, nicht ansässige Masai-Volk in seinen Bannkreis zog. Zudem herrschte zu jener Zeit in Babel noch der Schamanismus der Sumerer. Auch die Möglichkeit der Einwirkung israelitischer, christlicher oder islamitischer Glaubensboten glaubt Merker ausschließen zu können. Dazu stellt er zunächst fest, daß bis heute nirgends fremden Missionären der Versuch geglückt ist, auf das die Steppen Ostafrikas ruhelos durchwandernde Masai-Volk Einfluß auszuüben. Aber selbst wenn eine solche Einflußnahme stattgefunden hätte, ohne daß sie uns zur Kenntnis gekommen wäre, so bleibt doch das Rätsel zu lösen, warum die Mythen der Masai vielfach bedeutend ursprünglicher und älter erscheinen als die der Bibel und zudem manches zu berichten wissen, was zur Zeit der Abfassung der in Betracht kommenden biblischen Schriften schon vergessen oder umgebildet und verkürzt worden war. Ebenso steht jener Annahme der Umstand entgegen, daß die Urzeittradition der Masai mit der Epoche der Gesetzgebung plötzlich abschließt. Warum sollten die fremden Glaubenslehrer hier abgebrochen und nicht auch von dem Wirken Gottes in späterer Zeit geredet haben? Christliche Missionäre würden zudem das Hauptgewicht ihrer Tätigkeit auf die Lehren Christi gelegt haben.

Es bleibt sonach, so deduziert Merker, nur die dritte Möglichkeit, nämlich die, daß den Darstellungen der Masai, der Israeliten und der Babylonier eine gemeinsame Uranschauung zugrunde liegt, oder die vierte, wonach jene Mythen den Masai der Urzeit entstammen. Er schließt dann zunächst aus der Uebereinstimmung der religiösen Anschauungen und Urzeitmythen der Masai und Israeliten, daß es einmal eine Zeit gegeben haben muß, in welcher beide Völker ein Volk waren. Bestärkt wird er in seiner Annahme dadurch, daß die mehr politischen Ueberlieferungen der Masai besagen, daß ein durch Seuchen und Dürre verarmter Volksteil, die amerol, in der alten Heimat zurückblieb. Im Anschluß an diese amerol lebten noch andere Volksgenossen, die nach einem unter ihnen einflußreichen Mann, Ol eberet, die El eberet genannt wurden. Die amerol identifiziert Merker mit den Amoritern der Bibel, die El eberet mit den Hebräern, und das offenbar mit um so mehr Recht, weil die Sage der Masai von den El eberet weiter berichtet, daß sie sich später an ein ackerbauendes Volk, die El dinet, anlehnten, die — als besondere Eigentümlichkeit wird es von den Masai erwähnt — sich der Geier und Adler zum Vorpostendienst gegen feindliche Ueberfälle bedienten. Der Adler aber ist das Wappentier der Hethiter und in ihnen erkennt Merker die El dinet der Masai wieder. Als das Urvolk, dem sie ent-

stammen, bezeichnen die Masai das Volk der Asai, und nun nimmt Merker an, daß die Urzeitmythen, wie sie durch die Bibel auf uns gekommen und jetzt in wenig verschiedener Fassung bei einem Volk am Fuße des Kilimandscharo gefunden worden sind, jenem Urvolk der Asai entstammen, welches sie seinen Nachkommen, den heutigen Masai, direkt vererbte. Durch die El eberet-Hebräer, als ältestem Bestandteil der Israeliten — vor deren Vermischung mit den Hethitern — kamen sie zu diesen. Die zuerst in Kanaan ansässig gewordenen, von den Israeliten später verdrängten Amoroi-Amoriter brachten sie später durch ihre Einwanderung nach Babylon, wo sich das von ihnen erhielt, was sich in den dort herrschenden Astralkult einfügen ließ.

Das ist die Quintessenz der über die ethnographische Beschreibung des Masai-Volkes hinausgehenden semitologischen Schlußfolgerungen des Hauptmanns Merker. Sie sind, wie man sieht, wohl geeignet, in der wissenschaftlichen Welt der Theologie und der Orientalistik das größte Aufsehen zu erregen. Von dort her wird kritisch beleuchtet werden müssen, was hier nur referierend wiedergegeben werden sollte. Eines aber mag schon jetzt hervorgehoben werden: Merkers Thesen kommen keineswegs etwa der Delitzschen Behauptung von einer Abhängigkeit der Gesetzgebung Mosis von der Hammurabis zu Hilfe, sondern sie werden vermutlich viel eher und mit mehr Recht von den Gegnern des Berliner Orientalisten für sich beansprucht werden.

Dr. Ludwig Munzinger.

Oper oder „Musikdrama“?

In den nächsten Tagen wird ein Büchlein von Richard Weltrich erscheinen, in dem dieser hervorragende Kritiker und literarhistorische Forscher es unternimmt, Richard Wagners Tristan und Isolde als Dichtung einer näheren ästhetisch-kritischen Prüfung zu unterziehen.[1]) Die Schrift hat den Charakter einer Streitschrift, und einem Anstoß von außen verdankt sie ihre Entstehung. In seinem meisterhaften Nekrolog auf Wilhelm Hertz (der als besondere Broschüre im Jahre 1902 bei Cotta erschienen ist) hatte Weltrich bei der Besprechung des Tristan-Epos folgende Bemerkung einfließen lassen: „Daß der Operntext Richard Wagners keinen Ersatz für Meister Gottfrieds Dichtung abgibt, muß gegenüber dem hypertrophischen Musikkultus unserer Zeit ausdrücklich gesagt werden.“ Gegen diesen Ausspruch wandte sich Professor Dr. W. Golther zu Rostock an verschiedenen Stellen (bes. in der Deutschen Literaturzeitung und in der Allgemeinen Musik-Zeitung) mit unerhörter Heftigkeit, indem er dem Verfasser u. a. „abgrundtiefes Unverständnis und völlige Unkenntnis“ vorwarf und „vom Standpunkt der neueren in Frankreich und Deutschland sehr rege betriebenen Tristan-Forschung aus“ . . . „dem Drama Richard Wagners die seiner Bedeutung gebührende Stellung zuzuweisen“ versuchte. Professor Weltrich ist also in einer durchaus berechtigten Abwehr an die Abfassung der vorliegenden Schrift gegangen, die er aber, so betont er im Vorworte ausdrücklich, nicht geschrieben haben würde, „wenn nicht das Verlangen des Verfassers, über den Gegenstand, den ihr Titel nennt, öffentlich zu reden, um vieles älter und um vieles mächtiger gewesen wäre als der Wunsch oder Zwang, auf einen zufälligen und persönlichen Angriff zu antworten. Nur indem die Stellung Richard Wagners zur Dichtkunst ihren Hauptinhalt bildet, glaubt sie um Leser werben zu dürfen.“ Aus einer Replik ist eine tiefgehende und feinsinnige Untersuchung über den dichterischen Wert des großen Wagnerschen Werkes herausgewachsen, die nach vielen Seiten hin aufklärend und das allgemeine Urteil berichtigend wirken wird.

[1]) **Richard Wagners Tristan und Isolde als Dichtung.** Nebst einigen allgemeinen Bemerkungen über Wagners Kunst. Von **Richard Weltrich.** Berlin 1904. Druck und Verlag von Georg Reimer. 172 S. kl. 8°.

Wir sind durch die Liebenswürdigkeit der Verlagsbuchhandlung in den Stand gesetzt, einen Abschnitt aus dieser Untersuchung schon vor dem Erscheinen der Schrift unseren Lesern vorzulegen und haben dazu aus den Aushängebogen die folgende Stelle gewählt, die von dem vermeintlichen Unterschied zwischen Oper und „Musikdrama“ handelt, und also den Ausgangspunkt für den Goltherschen Angriff wie für die Replik Weltrichs darstellt.

Richard Weltrich schreibt auf S. 18—26 seiner Schrift:

Um aber auf unseren Ausgangspunkt zurückzukommen: Was wollte ich mit jener von Prof. Golther verfehmten Bemerkung, was veranlaßte mich zu ihr? Ich wollte dem Publikum, das, wie es gemeinhin ist, eher zwei Dutzend Opern anhört, bis es eine einzige epische Dichtung liest, den Wink geben: Ihr müßt nicht glauben, daß ihr die Tristan-Sage, die Tristan-Dichtung kennt, wenn ihr Richard Wagners „Tristan und Isolde“ gehört habt; ihr müßt vielmehr zum Epos Gottfrieds von Straßburg, sei es in der Uebersetzung von Hermann Kurz oder in der kongenialen Nachdichtung von Wilhelm Hertz, greifen! — Und was ist es, was mich in den Augen des Rostocker Germanisten ein Majestätsverbrechen hat begehen lassen? In erster Linie der Umstand, daß ich bei der Nennung des Wagnerschen Werkes von Oper oder Operntext gesprochen habe. Denn auf das Begehren, daß Richard Wagners „Tristan und Isolde“ ein „Drama“ genannt werde, auf eine polternde Betonung des dichterischen Wertes des Wagnerschen Werkes läuft ja die ganze Auseinandersetzung Golthers hinaus. Hier ist nun, wie gesagt, mein ästhetisches Kredo, oder besser, mein ästhetisches Urteil ein anderes. Ich leugne nicht, daß dichterische Elemente in Richard Wagners Bühnenschöpfungen sind, ich bestreite auch nicht ihre musikalisch-poetisch-szenische „Einheit“; aber ich denke über das Wertverhältnis, in welchem diese Bestandteile zueinander stehen, anders als Golther. Nur angeblich halten sich in den Wagnerschen Bühnenwerken Musik und Dichtung das Gleichgewicht, nur scheinbar sind sie gleichberechtigt: die Musik ist in ihnen das qualitativ wie quantitativ Ueberwiegende, ist die Siegerin. Ich räume ein: Richard Wagner hat einige dichterische Stellen, durch seine Bühnenwerke geht die Absicht auf das Dramatische, er hatte ein Auge für das Theater und verstand es, Bühnenbilder von poetischem Reiz zu schaffen. Aber zum vollen Dichter reichte seine Veranlagung nicht aus, und sein „Musikdrama“, mag man es noch so geflissentlich von der älteren Oper unterscheiden, fällt der ästhetischen Gattung nach doch immer unter den Oberbegriff der „Oper“, es ist eine Modifikation der Oper oder eine reformierte Oper, es ist opernartig. Nur Verblendung kann die Richard Wagnerschen Bühnenwerke in Eine Entwicklungslinie mit dem Drama, dem Drama Shakespeares, Schillers, Kleists und Hebbels stellen, nur Verblendung kann glauben, daß das „Musikdrama“ Wagners das aus gesprochenem Dialog und gesungenen lyrischen Chören zusammengesetzte altgriechische Drama erneuert habe; Richard Wagner gehört nicht in die Geschichte der Dichtung, er gehört in die Geschichte der Musik (auch in eine Geschichte des Theaters wie in die allgemeine Kulturgeschichte). Seine Kunstlehre beruht, soweit es sich um das grundsätzliche Verhältnis von Musik und Dichtung handelt, auf einer Verkennung des Wesens und der Wirkungen der Poesie. Das muß zur Wahrung der Würde und der Rechte der Dichtkunst heute aufs nachdrücklichste gesagt werden. Ihm selbst aber leisten seine Verehrer keinen nützlichen Dienst, wenn sie ihn mit so viel Aufdringlichkeit als Dichter feiern. Denn damit fordern sie heraus, daß man an seine Werke die Maßstäbe, die nun einmal für die Werke der Poesie gelten, anlegt, daß man sie z. B. auf die Behandlung der Sagenstoffe oder auf die Zeichnung der Charaktere prüft, und das ergibt manches Mißliche. Im Grunde wollten ja seine Texte keine selbständige Bedeutung; sie wollten für die Musik geschrieben, wollten mit ihr eins sein. Je absichtlicher man ihnen nun eine dichterische Bedeutung beimessen, je mehr man sie ge-

sondert von der sie begleitenden und tragenden Musik zur Geltung bringen möchte, um so unerbittlicher treten ihre Schwächen zutage. Denn an Sprachstümpereien, dürrer Prosa, gespreizter Rhetorik und manieriertem Wortschwall ist doch in ihnen (und gerade im „Tristan") kein Mangel, und Gebrechen anderer Art fehlen auch nicht. Richard Wagner selbst hat sich freilich „Wort- und Tondichter" genannt; so habe ich ihn im Jahre 1881 im Bayreuther Adreßbuch verzeichnet gefunden. „Wortdichter!" Bei dieser Wortbildung wird es jedem übel, der Sprachsinn hat; sie steht sprachlich etwa auf der Höhe des Wortes „Kunstmaler", das man in München (doch mehr in den Kreisen mäßiger Bildung) für die künstlerisch schaffenden Maler gebraucht, um sie von den in Bajuvarien „Maler" genannten Tünchern zu unterscheiden. Vielleicht nennen sich die „Kunstmaler" einmal nach Bayreuther Muster Farbendichter. Doch im Ernste: schon die terminologische Bezeichnung „Tondichter" ist eine uneigentliche, nicht ganz legitime; denn „dichten", sofern das Wort eine Art des künstlerischen Schaffens bezeichnet, hieß bisher das künstlerische Schaffen mit dem Mittel der Sprache und ausschließlich dieses. Die Bezeichnung „Tondichter" ist aufgekommen, weil das bis vor kurzem allgemein übliche, auch amtlich zu Inschriften auf Denkmälern verwendete Wort „Tonsetzer" nicht mehr vornehm genug schien und man für das daneben sich einbürgernde Fremdwort „Komponist" einen Ersatz haben wollte; man mag sie aus Höflichkeit gelten lassen, obwohl man auch „Tonkünstler" sagen könnte, und es bestünde demnach das Begriffspaar Dichter und Tondichter. Nun aber im Gegensatz zu „Tondichter" „Wortdichter" bilden zu wollen, ist geradezu sprachwidrig, ist Mißbrauch eines Zugeständnisses und auch gründlich geschmacklos.

Einen Tempelraub zu verüben, ist nicht die Meinung dieser Zeilen. Es gibt heute niemand mehr, der dem musikalischen Genie Richard Wagners Achtung verweigert, und nur ein Voreingenommener wird leugnen, daß Großes und Hinreißendes in seinen Werken ist. Es ist auch ein patriotischer Zug in ihm, und der energische künstlerische Idealismus, mit dem er, wenngleich unter starker Hervorkehrung persönlicher Interessen, eine Hebung des Theaters betrieben hat, fordert Anerkennung und Nacheiferung. Aber seine Schöpfungen sind bei allem Bewunderungswürdigen, das ihnen eigen ist, nicht frei von Unnatur, Ungesundem, Raffiniertem, Gequältem und Quälendem. Das ist auch eine künstlerische Ueberzeugung, so selten heute jemand den Mut hat, sie auszusprechen. Was aber „Tristan und Isolde" betrifft, so ist es zwar nicht meine Aufgabe, über den Gesamteindruck, den dieses Werk auf der Bühne macht, mich einläßlich zu äußern; aber warum sollte ich nicht sagen, daß es auch für mein Empfinden einen großen Zug hat und Orchester, Handlung und Szenerie in ihm merkwürdig ineinandergreifen? Dieses Werk findet Töne überschwenglicher Sehnsucht, es gießt eine schwelgerisch tragische Stimmung aus, die als Vorspiel oder Einleitung der Akte dienende Musik ist von ergreifender Schönheit; so versteht man wohl, daß es die Masse der Hörer, Männer und Weiber, in jenen Gefühlsrausch versetzt, der das Endziel der Wagnerschen Kunst ist. Erweckt aber die Maßlosigkeit dieser Gefühlsschilderungen nicht doch auch Ueberdruß und hält nicht der einheitliche, der harmonische Eindruck, den, von empfänglichen Sinnen aufgenommen, das Ganze macht, nur so lange vor, als man nach der inneren Wahrheit der Handlung, die sich auf der Bühne abspielt, nicht fragt? Mit anderen Worten: nur so lange man gewillt ist, auf höchst wesentliche Bedürfnisse des dichterischen Geistes zu verzichten? Hiervon eben wird noch zu reden sein.

An sich ist es keine Sache von Wichtigkeit, ob man ein Bühnenwerk wie „Tristan und Isolde" mit der Bezeichnung Musikdrama versehen oder ihm den Namen Oper belassen will. Ein „dramma per musica" wollte die in Italien entstandene Oper von ihrem Ursprung an sein, als musikalisches Drama hat die Oper der systematischen Aesthetik immer gegolten, und da das Wagnersche Kunstwerk ein auf den dramatischen Ausdruck gerichtetes Opernextrem ist, so läßt es sich verstehen, daß man die in ihm liegende Neuerung auch durch ein Titelwort auffällig machen und hiermit den grundsätzlichen Unterschied von der älteren „Oper" hervorheben möchte, mit der das „Musikdrama" doch, da auch in ihm Orchestermusik die szenische Handlung überall begleitet, ouvertürenartig die Akte eröffnet und die Worte des Textes nicht gesprochen, sondern gesungen werden, alle wesentlichen Bestimmungen der künstlerischen Gattung teilt. Seine Unverfänglichkeit aber hat der Ausdruck Musikdrama durch die Prätensionen, die mit ihm verknüpft werden, eingebüßt; das empfindet jeder, der über den Horizont der musikalischen Interessen hinaussieht. Die Theorie und die Schule Richard Wagners erheben den Anspruch, daß mit dem Musikdrama nicht nur etwas dem eigentlichen Drama, dem Drama der Dichtkunst, Verwandtes und vom dramatischen Gesichtspunkt Gleichartiges geschaffen sei, sondern daß vielmehr erst durch den Hinzutritt der Musik und durch die von Richard Wagner gewollte gegenseitige Durchdringung von Text und Musik „das Drama" zustande komme oder das „deutsche Drama" ins Leben gerufen worden sei. Das war der Irrwahn Wagners, war seine ungeheure Ueberhebung, und dieser Lehre gegenüber hat die Aesthetik, die wie jede Wissenschaft geschichtlich denken und urteilen muß und auch, anstatt einer einzelnen Kunst zu schmeicheln, Gerechtigkeit gegenüber allen Künsten üben soll, zu betonen, daß in der von Wagner eingeschlagenen Richtung schon frühere Komponisten Anläufe genommen haben und daß nicht eine Weiterentwicklung des Dramas, sondern eine Weiterentwicklung der Kunstform der Oper Richard Wagners Tat und Verdienst ist; das „Musikdrama" ist eine besondere Form, oder, wenn man will, eine Stilfrage der Oper. Ich weiß nicht, ob der Musik, der Oper nicht einmal wieder die Sehnsucht kommen wird, sich von der engen Fesselung an die Bedürfnisse des „dramatischen Ausdrucks" zu lösen und zu erlösen, ob ein musikalisches Genie einmal erstehen wird, das, indem es in der Oper die Melodie in ihre jetzt verkürzten Rechte wieder einsetzt, einen neuen Enthusiasmus entzündet; das aber weiß ich, daß sich die Dramatiker, die dramatischen Dichter, als schaffende Künstler nur den Hals abschneiden würden, wenn sie nach Wagnerschen Kunstrezepten Dramatiker sein wollten. Sie denken auch nicht im Traume daran, und nur falls einer von ihnen ein phänomenaler Wirrkopf wäre, könnte er der Hebammenkunst, die Richard Wagner an der Göttin Poesie versuchte, zujubeln.

Bücher und Zeitschriften.

Hans Kohlhase. Deutsches Trauerspiel in fünf Aufzügen. Von Rudolf Holzer. Wien und Leipzig 1905, Wiener Verlag.

Durch Heinrich v. Kleists berühmte Novelle „Michael Kohlhaas" ist die tragische Lebensgeschichte des Roßhändlers Hans Kohlhase aus Kölln a. d. Spree allgemein bekannt. Verschiedentlich traten schon Versuche auf, den packenden Stoff für die Bühne zu gewinnen. Ein voller Erfolg blieb aber bis jetzt aus. Nun hat es neuerdings der Wiener Schriftsteller Rudolf Holzer übernommen, die Gestalt des trotzigen Märkers in den Mittelpunkt eines Trauerspiels zu stellen. Holzer hat mit seinem Drama eine hochachtbare künstlerische Leistung vollbracht. Der Dichter hält sich, was den Gang der Handlung betrifft, großenteils an den bei Kleist vorgezeichneten Weg. Manches, was ihm wohl besser zu gestalten nicht möglich schien, gibt er ehrlich in wörtlicher Entlehnung wieder. Daneben schöpft er aber auch aus der historischen Ueberlieferung, z. B. bei der Gerichtsszene im Rathaus zu Jüterbock. Seine Personen tragen im Gegensatz zu Kleist die geschichtlichen Namen. Die Hauptstärke des Holzerschen Dramas, die uns über die nicht ganz einwandfreie äußere Anlage des Stückes hinwegsehen läßt, liegt in der hervorragenden, psychologisch tiefdringenden Charakterzeichnung der einzelnen Gestalten. Vor allem tritt uns in Hans Kohlhase eine Figur von seltener Plastik, voll innerer Größe entgegen.

Dr. Martinus bezeichnet das Wesen Kohlhases durchaus zutreffend, wenn er im 4. Akt zu ihm, da er sich durch seine Mordbrennereien auf Burg Zaschwitz und in Wittenberg schon schwer mit Frevel beladen hat, sagt: „. . . Im letzten Grund scheinst du mir ein' Christ, Mann und Deutschen vorzustellen“, nachdem er ihn kurz vorher „der Hölle Felsenschädel“ genannt hat. In innerster Seele ist Kohlhase ein herzensguter, braver Mensch, der den Frieden liebt. Gerade in seiner Rechtschaffenheit aber besitzt er den unbeugsamen Mannesstolz des Deutschen (d. h. des Deutschen, wie er seinem unverfälschten Rassencharakter nach sein kann!), der seine Ehre bis zum Aeußersten verteidigt und um sein Recht, unbekümmert um alle Begleiterscheinungen und Folgen, streitet und kämpft. Auch die übrigen Personen, weibliche und männliche, in dem Drama, voran Dr. Martinus (Luther), sind so echt deutsche Charaktere, daß Holzer sein Trauerspiel mit voller Berechtigung ein „deutsches“ nennen durfte. Die meisten Szenen wirken beim Lesen so eindrucksvoll und anschaulich, daß man glauben möchte, alte deutsche Holzschnitte vergegenwärtigen uns das Leben des 16. Jahrhunderts im Bilde. Ein Grund dafür, daß Holzer diese Wirkung erzielt, liegt darin, daß er seine Person nicht die Sprache von heute, sondern, von gewissen Modifikationen abgesehen, im allgemeinen historisch treu die kernige Sprache der Reformationszeit sprechen läßt. Es ist das ein Experiment, das dem Dichter überraschend gut geglückt ist. Die ganze rauhe Kraft der damaligen Ausdrucksweise, ihr herbes Pathos, ihre schlichte Größe klingt in Holzers Trauerspiel mit dem Eindruck der Natürlichkeit wieder. Allerdings ist zu zweifeln, ob der Dichter mit seinen altertümlichen Ausdrucksformen von der modernen Bühne herab so sicher und lebendig wirken kann wie auf den Leser, der seine Einbildungskraft und sein Vorstellungsvermögen freier gebrauchen kann als der Zuhörer im Theater. Immerhin läßt sich eine Aufführung des Dramas sehr wohl denken. Unerläßliche Bedingung ist nur: vollkommen stilgerechte szenische Ausstattung und durchaus tüchtige Schauspieler, die mit wahrem Stilgefühl und historischem Einfühlungsvermögen begabt sind. Unter solchen Umständen müßte mit Holzers Trauerspiel auch auf der Bühne eine große Wirkung zu erzielen sein.

Dr. A. Sonntag.

---

* **Das Unum necessarium des Comenius in neuer Ausgabe.** Zu den wenigen literarischen Denkmälern vergangener Jahrhunderte, denen der Wechsel der Zeiten nichts von ihrem ursprünglichen Reiz genommen hat, gehört das herrliche Denkmal abgeklärter Lebensweisheit, das uns Comenius in seiner Schrift „Das einzig Notwendige“ (Unum necessarium) als Frucht einer 80jährigen Lebenserfahrung hinterlassen hat. In fast allen Sprachen und Ländern seit Jahrhunderten immer von neuem aufgelegt und verbreitet, fehlte doch in Deutschland seit der Mitte des 19. Jahrhunderts eine Ausgabe, die allen Anforderungen der Neuzeit entsprach. Jetzt ist nun auf Veranlassung der Comenius-Gesellschaft eine solche im Verlage von Eugen Diederichs in Leipzig und Jena in der Uebersetzung Johannes Seegers und mit einer biographischen Einleitung von Ludwig Keller erschienen (Preis 3 M.), die mit einem Bildnis des Comenius in Lichtdruck versehen, sich in der Buchausstattung der Spätrenaissance äußerlich und innerlich ganz vortrefflich darstellt. Das alte Buch, eine Perle der erbaulichen Literatur aller Völker und Zeiten, wird in dem neuen Gewande seinen Siegeslauf, den es so oft gemacht, von neuem antreten und wieder, wie ehedem, die Herzen aller derer erwärmen, die dem Sinn des Lebens nachzudenken den Wunsch haben.



Allgemeine Rundschau.

Baccalareat und Magisterium im älteren deutschen Universitätsleben.

Die Baccalareatsprüfung, deren Bestehen den ersten und niedrigsten der akademischen Grade mit sich brachte, wurde in den ersten Zeiten der Universitäten nach Absolvierung eines Kursus in der artistischen Fakultät abgelegt, der meist einen Zeitraum von 1½ bis 2 Jahren umfassen sollte. Man trat damit gleichsam aus der „physikalischen“ Klasse in die „metaphysische“ ein, und es konnte dann nach einem weiteren Kursus in der Metaphysik, Ethik u. s. f. der Magistergrad erworben werden. Da aber die Kosten der Magisterwürde ziemlich erhebliche waren, so hat man oft genug von ihrer Erwerbung Abstand genommen, um sich ohne sie den höheren Studien zuzuwenden. Dagegen ist — so entnehmen wir dem ausgezeichneten Werk von Professor Dr. Franz Eulenburg: „Die Frequenz der deutschen Universitäten von ihrer Gründung bis zur Gegenwart“ (Leipzig, Teubner) — das Baccalareat tatsächlich öfter erworben worden, bis mit der Errichtung der mittleren Schulen und der Pädagogien sowie mit der besseren Vorbereitung auf die Universität dieser Titel in Mißkredit kam und man auf seine Erlangung verzichtete. Das Material, das über die Erwerbung des Baccalareats insbesondere für die Universitäten Leipzig, Rostock, Wittenberg, Basel und Heidelberg vorliegt, zeigt von der Gründung dieser Universitäten bis zum Beginn des 16. Jahrhunderts ein ungefähr gleiches Verhältnis derjenigen Studierenden, die das Baccalareat erwarben, zur Gesamtzahl der Immatrikulierten, nämlich ungefähr das Verhältnis von 28 : 100.

Die Kenntnisse, die das Baccalareat erforderte, waren nun allerdings nicht sehr erheblich; beispielsweise entsprachen die Anforderungen in der Grammatik etwa den Kenntnissen unserer Sekundaner. In Rostock verlangte man „elementa doctrinae Christianae et Graecae et artes dicendi“ — zu deutsch Katechismus und Anfänge der Grammatik. Aehnlich war es in Heidelberg, wo man Grammatik, Dialektik und Rhetorik, dazu noch etwas griechische Grammatik verlangte. Dementsprechend war das dazu erforderliche Alter niedrig bemessen; in Leipzig verlangte man 17, in Heidelberg nach dem Statut von 1557 gar nur ein Alter von 14 Jahren. Und dennoch unterwarf sich diesem leichten Examen, das Eulenburg höchstens einer Zwischenprüfung zwischen Mittel- und Oberklasse unseres Gymnasiums gleich achten möchte, nur ein verhältnismäßig so geringer Teil der Studierenden, man darf sich also wohl vorstellen, daß bei jenen anderen Studierenden die Kenntnisse noch geringer waren. Auch die Zurückweisungen sind dort, wo wir sie beobachten können, groß genug: in Leipzig sind in manchen Jahren bis zu 40 Prozent „rejecti“. Auch das beweist, daß die mittelalterlichen Universitäten mit den modernen wenig mehr als den Namen gemeinsam haben.

Die Universität Tübingen zeigt einen auffallend hohen, aus dieser Reihe herausfallenden Prozentsatz von Baccalaren; bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts haben dort regelmäßig im Durchschnitt 43 Prozent aller Immatrikulierten die Baccalareatsprüfung bestanden, und auch nach der Reformation, wo mit dem Sinken der Bedeutung dieses Titels auch seine Häufigkeit allenthalben abnimmt, ist er hier häufiger als anderswo. Die Ursache dieser Erscheinung liegt in der Art des dortigen Studienbetriebs, vor allem in der Einrichtung des Stifts und der anderen Kollegien, die einen großen Teil der Scholaren umfaßten und durch Stipendien wie durch den vorgeschriebenen Studienbetrieb eher die Möglichkeit eines Abschlusses der Studien gewährten. Aehnliche Verhältnisse zeigen sich auch bei manchen katholischen Universitäten; Grund der prozentual häufigeren Erlangung der akademischen Grade ist auch hier der schulmäßigere Betrieb der Studien, die Beaufsichtigung, der die Studenten unterworfen waren, und endlich die größere Anzahl von Stipendien und Kontubernien, die die sonst oft recht hart mit der Not ringenden Studenten von der Sorge für den Lebensunterhalt wenigstens teilweise befreiten. Ueberhaupt hat sich das Baccalareat an den katholischen Universitäten länger erhalten als an den protestantischen, wo es infolge der dort zumeist vorhandenen besseren Vorbildung zur Universität seit dem 16. Jahrhundert als eine überlebte Einrichtung empfunden wurde;

in Mainz erwarben noch im 18. Jahrhundert 17 Prozent der Immatrikulierten diesen Titel, ein noch weit höheres Verhältnis ist innerhalb des Zeitraumes von 1564—1770 in Dillingen nachweisbar.

Der Zeitraum vom Baccalareat bis zur Magisterprüfung war an den meisten Universitäten auf zwei Jahre festgesetzt. Die Anforderungen, die man für diese Würde stellte, waren natürlich höhere als beim Baccalareat, aber doch keineswegs an sich sehr schwer; jedenfalls entsprachen sie, wie die genannte Quelle bemerkt, mehr der heutigen Abiturientenprüfung als dem Doktorexamen. In Würzburg wurde eine Gesamtprüfung aller Fächer vorgenommen; auch mußte das Studium ganz an der dortigen Universität zurückgelegt sein, wie ein Fall aus dem Jahre 1584 beweist, wo ein Student aus Bamberg vergeblich die Magisterwürde erstrebte. In Leipzig galt ein Alter von 21 Jahren als Bedingung; bekanntlich wurde Leibniz später wegen zu großer Jugend von der Fakultät zurückgewiesen und erwarb den Grad in Altdorf. In Heidelberg und Erfurt verlangte man ein Alter von 20 Jahren und ein vierjähriges Studium im ganzen. Weiter wurde allenthalben die Teilnahme an einer bestimmten Anzahl von Disputationen und der Nachweis des Besuches von Vorlesungen verlangte. Der Prozentsatz der Baccalaren, die zur Magisterwürde emporstiegen, ist zwar an den einzelnen Universitäten verschieden, aber doch im ganzen sehr gering; in Rostock war es ein Fünftel, in Heidelberg über ein Viertel, in Wittenberg und Leipzig nur ein Siebentel. Auffallend groß ist wiederum der Prozentsatz in Tübingen und andrerseits wieder an manchen katholischen Universitäten, wie zum Beispiel Dillingen, was jedenfalls wieder wie bei der gleichen Erscheinung im Baccalareat in dem dortigen schulmäßigen Studienbetrieb und den gesicherten Lebensbedingungen der Scholaren seinen Grund hat. Was die Bedeutung und das Ansehen des Magisteriums betrifft, so hatte es im Gegensatz zum Baccalareat seit der Reformierung der Universität gewonnen, wennschon es durch diese materiell nur wenig berührt worden war; erst im 18. Jahrhundert hat der „Magister liberalium artium" sehr an Ansehen verloren, was einerseits mit dem Aufkommen einer gediegeneren Fachbildung, andrerseits mit dem groben Mißbrauch zusammenhing, der mit der Verleihung dieser Würde sehr häufig getrieben wurde.

⁂

Kleinere Mitteilungen.

γ. Zur Papyrusforschung. Die englischen Papyrusforscher Grenfell und Hunt haben am letzten Montag Oxford verlassen, um sich wieder nach Aegypten zu begeben. Auch diesmal gehen sie nach Oxyrhynchos, wo sie nun schon drei Frühjahre gegraben haben (1897, 1903, 1904). Die letzte Grabung dauerte vom 4. Dezember 1903 bis zum 25. Februar 1904; sie hatte ein sehr reiches Ergebnis, wobei die literarischen Reste keine geringe Rolle spielten. Wir wünschen den unermüdlichen Forschern auch für die nun beginnende Grabungszeit eine reiche Ausbeute. — Die nächste Papyrusausgabe, die sie erscheinen lassen werden, ist der 2. Band der Tebtynispapyri, dessen Druck schon ziemlich abgeschlossen ist. Er enthält die aus der Kaiserzeit stammenden Urkunden von Tebtynis, die besonders für die ägyptische Priestergeschichte von Wichtigkeit sind.

ct. Ein geographisches Lexikon. Der Plan eines neuen geographischen Lexikons wird in der Wochenschrift Science erörtert. Die bis jetzt üblichen geographischen Nachschlagebücher sind lediglich topographischer Natur, also im wesentlichen Verzeichnisse aller wichtigen Ortschaften, Berge, Flüsse u. s. w. Nun hat sich aber in den letzten Jahrzehnten infolge des Einflusses der Naturwissenschaften auf die Geographie ein neuer Namensschatz zur Bezeichnung der verschiedenen Formen und Begriffe herausgebildet, der bereits unübersichtlich zu werden beginnt. Das Bedürfnis nach einem Wörterbuch, das all diese Fachausdrücke in sich vereinigen müßte, ist daher nicht mehr von der Hand zu weisen. Nach den in der Science gemachten Vorschlägen müßte ein solches Lexikon für jeden einzelnen Begriff folgendes enthalten: den neuen Ausdruck und den Forscher, der ihn erfunden, bezw. zuerst in dem gegebenen Sinn gebraucht hat; wenn möglich die sprachliche Entstehung des Ausdrucks; die Schrift nach Band, Zeile und Jahr, wo er zuerst angewandt worden ist; seine ursprüngliche Definition; Beispiele, aus denen seine Anwendung hervorgeht, namentlich wie sie von dem Erfinder oder ersten Benutzer des Ausdrucks vorgezeichnet worden ist. Ein solches geographisches Lexikon, das sicher auf größte Anerkennung und Verbreitung unter den Fachgenossen rechnen könnte, würde am ehesten und besten durch ein internationales Zusammenwirken der Geographen zustande kommen.

* Deutsche Auslandlehrer gesucht. Die deutsche Schule zu Concepcion (Chile) sucht zum 1. März 1905 einen Lehrer, der den fünften Jahrgang der achtklassigen Schule übernimmt und englisch sprechen und unterrichten kann. Naturwissenschaftliches Interesse erwünscht. Verpflichtung für 3 oder 5 Jahre. Freie Ueberfahrt von Hamburg. Gehalt 175—200 Pesos (etwa 245 bezw. 280 Mark). — Bewerbungen tüchtiger, gesunder und unbescholtener Lehrkräfte mit beglaubigten Zeugnisabschriften, Lebenslauf und Photographie sind zu richten an die Lehrervermittelungsstelle des Allgemeinen Deutschen Schulvereins, Berlin W. 62, Landgrafenstraße 7/8.

⁂

Hochschulnachrichten.

* **Würzburg.** Amtlich wird gemeldet: Der approbierte Arzt und derzeitige Prosektor am Institute für vergleichende Anatomie, Histologie und Embryologie der Universität Dr. Karl Peter aus Frankfurt a. O. wurde als Privatdozent für Anatomie in die medizinische Fakultät der kgl. Universität Würzburg aufgenommen. (Vergl. Nr. 242.)

* **Heidelberg.** Der Professor der Anatomie Dr. med. et phil. Max Fürbringer kann mit Beginn dieses Wintersemesters auf eine 25jährige Tätigkeit als akademischer Lehrer zurückblicken. — Der frühere Privatdozent in Würzburg Dr. Robert Petsch, der sich an der hiesigen Universität neu habilitiert hat, wird am 3. Dezember seine Antrittsvorlesung über „Goethes Faust in ursprünglicher Gestalt" halten.

hc. **Freiburg i. Br.** Der Freiburger Gymnasialprofessor Dr. Joseph Haas (aus Moulins in Alliers) ist mit der Abhaltung von Vorlesungen über neufranzösische Sprache und Literatur an der Universität beauftragt worden. — An der hiesigen Universitätsbibliothek ist Pfarrer Max Crone als Volontär eingetreten.

* **Bonn.** Die theologische Fakultät der hiesigen Universität hat den Dozenten der Theologie an der Universität Basel Professor Eberhard Vischer zum Ehrendoktor ernannt.

* **Göttingen.** In der philosophischen Fakultät der hiesigen Universität hat sich Dr. Levin Schücking mit einer Habilitationsschrift „Beowulfs Rückkehr, eine kritische Studie", sowie einer Probevorlesung über „Die Lyrik der Angelsachsen" habilitiert.

* **Berlin.** Geh. Justizrat Prof. Dr. Berner, der Altmeister des Strafrechts, vollendet heute (Mittwoch) das 86. Lebensjahr. Er ist nach dem in Stuttgart lebenden 90jährigen Eduard Zeller der älteste Lehrer der Friedrich Wilhelms-Universität. Seit 1889 ist Geh. Rat Berner von der Abhaltung der Vorlesungen befreit.

* **Aus Frankreich.** Zum Nachfolger des vor einiger Zeit verstorbenen hervorragenden Pädagogen und Rektors der Pariser Universität, Octave Gréard, wurde, wie der Frankfurter Zeitung berichtet wird, von der Académie des Sciences morales et politiques Graf d'Haussonville gewählt. D'Haussonville, ein Nachkomme der Mme. de Staël, ist bereits seit 1888 Mitglied der Académie Française.

⁂

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

J. Wiegand: Golgatha. Zwei Dramen. (Die letzte Fahrt, ein Seedrama. Judas Ischarioth, Szenen aus der Nacht von Golgatha.) München u. Leipzig 1904. Georg Müller. 111 S. — Wilhelm v. Scholz: Deutsches Balladenbuch, enthaltend die neueren deutschen Balladen des 18. und 19. Jahrhunderts von Burger bis Liliencron. Mit einer Einleitung. Ebenda 1905. 628 S. — Hanns Floerke: Studien zur niederländischen Kunst- und Kulturgeschichte. Ebenda 1905. 231 S. — Houston Stewart Chamberlain: Heinrich von Stein und seine Weltanschauung. Nebst Heinrich von Steins „Vermächtnis". Ebenda 1905. 120 S. — Julius Bahnson: Wie ich wurde, was ich ward. Nebst anderen Stücken aus dem Nachlass des Philosophen. Herausgegeben von Rudolf Louis. Ebenda 1905. 274 S. — S. Ulfers: Ostloorn. Holländische Dorfgeschichten. Aus dem Holländischen übersetzt von Karl Emrich. Hagen i. W. Otto Rippel. 363 S. — P. Martin Gander, O. S. B.: Schöpfung und Entwicklung. (I: Die Erde. Ihre Entstehung und ihr Untergang. II: Der erste Organismus. III: Die Abstammungslehre.) Einsiedeln, Waldshut, Köln a. Rh 1904. Verlagsanstalt Benziger u. Co. A.-G. 154 u. 156 u. 176 S. — Wilhelm Bölsche: Von Sonnen und Sonnenstäubchen. Kosmische Wanderungen. Volksausgabe. Berlin 1904. Georg Bondi. 422 S. — Dr. Hans Zimmer: Volkstumpädagogik. Langensalza 1904. F. G. L. Gressler. 58 S. — Dr. Heinrich Pudor: Das landwirtschaftliche Genossenschaftswesen im Auslande. I. Band. Leipzig 1904. Felix Dietrich. 153 S. — J. C. Poestion: Eislandblüten. Ein Sammelbuch Neu-Isländischer Lyrik. Mit einer kultur- und literarhistorischen Einleitung und erläuternden Glossen. Leipzig und München 1905. Georg Müller. 229 S. — Dr. Otto Nordenskjöld, J. Gunnar Andersson, C. A. Larson und C. Skottsberg: „Antarctic." Zwei Jahre in Schnee und Eis am Südpol. Nach dem schwedischen Original ins Deutsche übertragen von Mathilde Mann. (Zwei Bände. Mit 4 Karten, 300 Abbildungen und mehreren Kartenskizzen.) Berlin 1904. Dietrich Reimer (Ernst Vohsen). 373 u. 407 S. — Bertha v. Suttner: Der Krieg und seine Bekämpfung. (Broschüren-Folge „Continent" Nr. 6.) Berlin. Verlag Continent (Theo Gutmann). 32 S. — K. Rudolf: Selbsterkenntnis und Selbstzucht. (Broschüren-Folge „Continent" Nr. 7.) Ebenda. 45 S. — Katarina Freiin von Tottan: Lieder. Ebenda. 80 S. — Arthur Japp: Eine Künstlerehe. Roman. Ebenda. 205 S. — Stefan v. Kotze: Ruth. Ein afrikanischer Roman. Ebenda. 175 S. — Karl von der Hoydt: Variationen über das Thema Weib. Rhythmen vom Leben, von der Liebe und vom Tode. Ebenda. 242 S. — Marie-Madeleine: Arme Ritter! Roman. Ebenda. 225 S. — Marie Stahl: Sommernachtsdunkel. Roman. Ebenda. 416 S. — Paul Bourget: Stille Wasser. Roman. Deutsch von Ludwig Wechsler. Ebenda. 267 S. — Max Kretzer: Familiensklaven. Roman. Ebenda. 376 S. — Fred Schirokauer: „Satan." Roman. Ebenda. 339 S. — Gustav Adolf Müller: Pater Fulgentius. Der Roman eines Leutnants. Ebenda. 213 S. — Calderons grösste Dramen religiösen Inhalts. Aus dem Spanischen übersetzt und mit den nötigsten Erläuterungen versehen von Dr. F. Lorinser. (Erstes Bändchen: Das Leben ein Traum. Der standhafte Prinz. Sechstes Bändchen: Die Ketten des Teufels. Der wunderbare Zauberer.) Zweite Auflage von Professor Engelbert Günther. Freiburg i. B. 1904. Herdersche Verlagsbuchhandlung. 240 u. 244 S. — P. Marian Morawski S. J.: Abende am Genfer See. Grundzüge einer einheitlichen Weltanschauung. Genehmigte Uebersetzung aus dem Polnischen von Jakob Overmanns S. J. Ebenda 1904. 258 S. — Dr. Hermann Grauert: Der katholische Wettbewerb um die höhere Bildung und die moderne Gesellschaft. Eine Ansprache an die Mitglieder und Freunde der Albertus Magnus-Vereine. Ebenda 1904. 33 S. — Dr. Franz Binder: Luise Hensel. Ein Lebensbild nach gedruckten und ungedruckten Quellen. Mit einem Bildnis der Dichterin. Ebenda 1904. 319 S. — Dr. Anton Dürrwächter, Professor am kgl. Lyceum in Bamberg: Christoph Gewold. Ein Beitrag zur Gelehrtengeschichte der Gegenreformation und zur Geschichte des Kampfes um die pfälzische Kur. (Studien und Darstellungen aus dem Gebiete der Geschichte. Im Auftrage der Görres-Gesellschaft herausgegeben von Dr. Hermann Grauert. IV. Band, 1. Heft.) Ebenda 1904. 134 S. — Souvenirs de la Baronne de Montet 1785 à 1866. Avec un portrait en héliogravure. Paris 1904. Plon-Nourrit et Cie. 509 S. — Handelsgesetzbuch vom 10. Mai 1897 nebst dem Einführungsgesetze vom 10. Mai 1897; unter Ausschluss des Seerechts. Handausgabe mit Einleitung, erläuternden Anmerkungen und Sachregister herausgegeben von Dr. K. Gareis, Geh. Justizrat und ord. Professor der Rechte in München. München 1905. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. 480 S. — Pfarrer Dr. phil. Eugen Huhn: Das neue Testament nach Inhalt und Entstehung. (Hilfsbuch zum Verständnis der Bibel. III. Heft.) Tübingen 1904. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 176 S. — Otto Eduard Schmidt, Professor an der Fürstenschule St. Afra in Meissen: Kursächsische Streifzüge. (Zweiter Band: Wanderungen in der Niederlausitz.) Leipzig 1904. Fr. Wilh. Grunow. 358 S. — Friedrich Seiler: Griechische Fahrten und Wanderungen. Reiseeindrücke und Erlebnisse. Ebenda 1904. 423 S. — Walther Schulte vom Brühl: Die Revolutzer. Ein Roman. Leipzig. Friedrich Rothbarth. 543 S. — Hermann Wette: Simson. Tragödie in 5 Akten nach Worten des Alten Testaments. Leipzig 1904. Fr. Wilh. Grunow. 82 S. — Hermann Schelenz: Geschichte der Pharmazie. Berlin 1904. Julius Springer. 934 S. — Oberstleutnant a. D. Frobenius: Kriegsgeschichtliche Beispiele des Festungskrieges aus dem deutsch-französischen Kriege 1870/71. (Neuntes Heft. II: Der Artillerie-Angriff. Abteilung B: Kampf mit der Festungs-Artillerie Paris. Mit einem Plane von Paris in Steindruck.) Berlin 1904. Ernst Siegfried Mittler u. Sohn. 143 S. — Eberhard D'Avis, Wirkl. Geh. Oberregierungsrat a. D.: Die natürlichen Aufgaben des Staates und die heutige deutsche Staatswirtschaft. Gemeinverständlich dargestellt. Berlin 1905. Puttkammer u. Mühlbrecht. 43 S. — Albert Pfister: Die amerikanische Revolution 1775—1783. Entwicklungsgeschichte der Grundlagen zum Freistaat wie zum Weltreich unter Hervorhebung des deutschen Anteils. Für das deutsche und amerikanische Volk geschrieben. (2 Bände mit je einer Karte.) Stuttgart u. Berlin 1904. J. G. Cotta Nachf. 400 u. 420 S. — Otto Erich Kiesel: Ebbe und Flut. Hamburger Geschichten. Leipzig. Friedrich Rothbarth. 190 S.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Jahrgang 1904. München, Donnerstag, 1. Dezember. Nummer 276.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Die erste Fata Morgana eines russischen Verfassungslebens.

Von E. Fitger (Bremen).

Mehr als ein volles Jahrhundert gehen die holden Wahnbilder der Einführung einer Verfassung für Rußland zurück. Wenn man von fehlgeschlagenen Hoffnungen dieser Art spricht, so denkt man zunächst nur an Loris Melikoff und sein Werk, das durch die frevelhafte Dynamitexplosion, der Alexander II. am 13. März 1881 zum Opfer fiel, mit in die Luft gesprengt wurde. Im Anschluß an diesen Fehlschlag und um neuere Versuche zu unterdrücken, versichern russische Stimmen, die an der Erhaltung der bestehenden Zustände ein Interesse haben und an ihre Erhaltbarkeit glauben, immer aufs neue, daß für Rußland nun einmal der Absolutismus das einzig Richtige sei, und daß von konstitutionellen Zuständen nur Leute sprechen könnten, die Rußland nach der westlichen Schablone behandeln wollten, weil sie es nicht kennen. Man will also nicht nur Kaiser Alexander II., sondern auch seinen Oheim Alexander I. für einen Nichtkenner Rußlands ausgeben! Denn auch er hat sich während seiner ganzen Regierungszeit mit ernstlichen Verfassungsplänen getragen, nicht bloß für Polen, wo er eine solche ins Leben rief, sondern auch für das eigentliche Rußland. Diese Tatsachen teils in Erinnerung gebracht, teils auf Grund neuen und eindringenden Materials neu beleuchtet zu haben, ist das Verdienst des Professors Theodor Schiemann, der soeben eine Geschichte Rußlands unter Kaiser Nikolaus I., Band I, Kaiser Alexander I. und die Ergebnisse seiner Lebensarbeit[1]) herausgegeben hat. Er hat der Welt damit ein Buch beschert, das sicher zu den bedeutendsten Erscheinungen unserer Zeit auf historischem Gebiete zählt.

Die Verfassungspläne Alexanders I. gehen allenfalls für Polen, niemals aber für Rußland selbst aus dem Druck äußerer Umstände hervor; sie liegen vielmehr in der Psyche des Zaren. Und diese empfing einen unvergänglichen Eindruck aus dem gewaltsamen Tode Kaiser Pauls I. Alexander kann von der Mitschuld an der Ermordung seines Vaters nicht freigesprochen werden. Er hat, wenn auch nicht um die bevorstehende Ermordung, die vielleicht gar nicht einmal geplant oder höchstens als unerwünschte Wendung ins Auge gefaßt war, so doch um die beabsichtigte Vergewaltigung des Zaren gewußt. Für diese aber liegen die Milderungsgründe so nahe, daß die Ermordung Pauls niemals unter die eigentlichen Schandtaten der Geschichte gezählt ist und auch der Sohn und Erbe der Krone kaum von dem lauten Vorwurf des Vatermordes heimgesucht ist. Paul war wirklich irrsinnig. Er quälte sein geduldiges Volk, seine Familie, seine Umgebung, seine Armee bis zur Verzweiflung. Die widersprechendsten und unsinnigsten Befehle lösten einander ab. Katharina II. hatte zeitlebens eine starke Abneigung gegen ihren Sohn gehabt. Sie hätte ihn beiseite geschoben, wenn nicht ihr plötzlicher Tod dazwischen gekommen wäre. Sie mag seine Seltsamkeit wohl gekannt haben. Dieser irrsinnige Mann war nun Inhaber der irdischen Allmacht. Er konnte weder staatsrechtlich noch aus Gesundheitsfürsorge beseitigt werden. Da beschlossen einige hochstehende Staatsmänner, ihn unschädlich zu machen. Ob sie ihn töten wollten, wenn sie ihn nicht lebend in ihre Gewalt bekämen, weiß man nicht. Als sie nachts zur Ausführung schritten, widersetzte sich der starke Mann. Er wurde mit einem metallenen Tintenfaß auf den Kopf geschlagen und dann mit der Schärpe eines Adjutanten erwürgt. Entscheidend ist, daß Alexander weder die geistigen Urheber (Pahlen und Panin) noch die Ausführenden (die Brüder Suboff) ernstlich bestrafen konnte.

Auf den Thron gelangte nun ein Alleinherrscher, den andere nicht tadelten, der aber im eigenen Gewissen zeitlebens unter dem Schuldbewußtsein des Vatermordes stand und den eine solche Tat um so mehr drücken mußte, als sein Denken und Fühlen eigentlich in der Richtung der Humanität vom Ende des 18. Jahrhunderts lag. Sein Erzieher war der Genfer Laharpe gewesen, ein Mann aus dem Bannkreise Rousseaus. Schon vor dem Tode des Vaters war Volksbeglückung das Ziel der Träume Alexanders. Er sah wie Rußland unter der Willkürherrschaft Pauls litt und dachte nicht nur Gesetzlichkeit und Milde an die Stelle der Tyrannei treten zu lassen, sondern auch das Volk zur Mitregierung heranzuziehen, wie es in England seit Jahrhunderten und in Frankreich neuerdings geschah. Ob Rußland dazu reif war, das wird man im heutigen Zeitalter parlamentarischen Verfalles nicht so unbedingt bejahen. Bodenständige Bildungen, an die ein konstitutionelles Leben hätte anknüpfen können, waren gar nicht vorhanden. Städte, um eine Selbstverwaltung zu erziehen, gab es außer Moskau und St. Petersburg kaum. Dem landsässigen Adel fehlte jeglicher geistige Verkehr, jegliche Gemeinschaft. Unter einer dünnen Schicht unechter Vergoldung saß noch die osteuropäische Roheit. Die eigentlich gebildeten und zu geistiger Führung reifen Volksschichten mangelten fast gänzlich. Alexander gab den Gedanken an eine Verfassung dennoch nicht auf, er hegte ihn sein Leben lang im Busen. Dort nahm das holde Traumgebilde jedoch eine gar eigene Form an. Der Grundpfeiler des Konstitutionalismus ist die Teilnahme des Volkes an der Bestimmung seiner Geschicke. Alexander wollte eine solche

[1]) Berlin, Georg Reimer.

auch ganz gern gewähren, falls das Volk die neue Macht genau so verwenden wollte wie er es für gut hielt — also nur dann, wenn der Konstitutionalismus eigentlich nicht nötig wäre. Wenn jedoch die Volksvertreter andere Beschlüsse fassen wollten, so hatte die neue Anschauung vom Staat keinen Reiz für ihn. Nun mag er tatsächlich in vielen Dingen weitsichtiger gewesen sein als sein Volk, in anderen verfehlte er es gründlich. Die Militärkolonien, mit denen er in seinen letzten Lebensjahren Volk und Heer quälte, hätte auch die kümmerlichste Volksvertretung zu hindern gewußt. Solche Macht wollte er aber niemand gewähren, und so fehlte von seiner Seite eben so sehr die Voraussetzung für eine Einschränkung seiner Allgewalt, wie in seinem Volke die Fähigkeit des Mitregierens. Man konnte also den Boden für ein Verfassungsleben doch nicht finden.

Wäre ein solches möglich gewesen, so hätte es dem Zaren große Dienste leisten können bei der Bekämpfung der Korruption, die noch ein ganzes Jahrhundert lang das schädlichste Hemmnis russischen Fortschritts gewesen ist. Schon in jenen Zeiten sagte der Historiker Karamsin: „Will man mit einem Worte sagen, was in Rußland geschieht, so muß dieses Wort lauten: man stiehlt." Aehnlich hatte schon fünf Jahre vor dem Tode des Vaters Alexander an Laharpe geschrieben: „Alles plündert, man begegnet kaum einem ehrlichen Menschen, es ist entsetzlich." Das geschah bis in die höchsten aristokratischen Kreise hinauf. Wäre es ein Wunder gewesen, wenn allein aus diesem Grunde der Zar nicht zur Ausführung seines Verfassungsplanes kommen konnte? Von einer Anzahl hochgestellter Persönlichkeiten wußte Alexander ganz genau das Maß ihrer Unehrlichkeit; er schrieb, sie seien Leute, die er nicht einmal als Lakaien haben möchte, sein Blut verderbe, wenn er die Niedrigkeiten sehe, mit denen Auszeichnungen erstrebt würden; er leide, wenn er bei Hofe weilen müsse. Wie mögen dann erst andere Kreise gewesen sein. Alexander hat gegen die Korruption gekämpft und ist zu schwach gewesen, um sie auszurotten. Eben die Korruption vernichtete daher auch die Keime des russischen Verfassungslebens; der Kaiser sagte ganz offen: „er schließe die Augen, um nicht genötigt zu sein, da einzugreifen, wo er stets fürchten müsse, das Schlechte durch das Schlechtere zu ersetzen." Nun kam noch hinzu, daß er ganz und gar davon erfüllt war, daß er seine Allmacht nötig habe, um dem russischen Volke das ihm zugedachte Glück zu bringen. Und doch sollte dies Glück zum Teil in der Beteiligung des Volkes an der Bestimmung seiner Geschicke bestehen! Es war ein innerer Widerspruch, der nicht gelöst werden konnte.

Eine Anzahl Jugendfreunde standen dem Humanitätsgedanken aber so nahe wie er selber, und hatten daher einen großen Einfluß auf ihn. Laharpes, des Erziehers, gedachten wir schon. Ein weiterer bemerkenswerter Mann war der spätere Geheimrat Speranski, ein reiner, selbstloser Charakter, dann Nowossiltzoff, der später an der Regierung Polens beteiligt war, ebenfalls eine treue Seele, endlich und vor allem Fürst Adam Czartoryski, ein Pole, der Alexander zum Werkzeug seiner polnischen Freiheitspläne machen zu können hoffte und das Spiel nach allen Seiten vollständig verdarb; er beteiligte sich 1830 an der Revolution, war aber längst zuvor in die polnischen Verschwörungen tief verwickelt.

Als der neue Zar die Regierung antrat, stand er unter dem doppelten Einfluß der Humanitätsideen und der Beteiligung an der Gewalttat gegen seinen Vater. Er wollte nun das neue Zeitalter einleiten und dachte an den Erlaß von Grundrechten für alle seine Völker. Noch hatte sich kein Plan für eine Volksvertretung gestaltet und die zu erteilenden Rechte waren dürftig genug: 1. Vor erfolgtem Richterspruch soll jeder Angeklagte in seinen Rechten unverkürzt bleiben. 2. Wer vor Gericht gestellt wird, darf sich einen Verteidiger wählen und sowohl in Zivil- wie in Kriminalsachen auf gesetzlicher Grundlage seine Richter ablehnen. 3. Wer drei Tage nach seiner Verhaftung nicht verhört worden ist, darf seine sofortige Freilassung von der nächstvorgesetzten Obrigkeit fordern. 4. Als Majestätsbeleidigungen sollen nur Taten, nicht Worte oder schriftliche Aeußerungen bestraft werden. 5. Wer einmal vom Gericht freigesprochen wurde, darf wegen derselben Sache nicht nochmals vor Gericht gezogen werden. 6. Klagen von Privatpersonen gegen die Regierung sollen nach dem geltenden Gerichtsverfahren genau auf derselben Grundlage behandelt werden wie andere Klagen. 7. Keine Ausgaben und Steuern sollen anders als durch einen namentlichen Ukas, den der Senat zu veröffentlichen hat, eingeführt werden. — Das ist nur wenig, aber selbst dieses Wenige wurde doch schließlich nicht gegeben. Und noch heute mangelt das russische Volk der hier umrissenen Rechte.

Alexander geriet nun in die Periode der Bewunderung Napoleons, der, solange er Konsul war, in der ganzen Welt im höchsten Ansehen stand. Selbst Austerlitz unterbrach die Neigung für den demokratischen Cäsar bei ihm nur vorübergehend. Die Niederlage in der Dreikaiserschlacht drückte ihn zwar tief und er fing wieder an, kopfhängerisch zu werden; er glaubte in ihr eine Strafe Gottes für den Vatermord zu erblicken, und viele fromme Russen glaubten es mit ihm. In Erfurt erlangte der Korse einen nachhaltigen Einfluß auf den russischen Selbstherrscher. Alexander hatte damals schon seit einiger Zeit seinen Jugendfreund Speranski mit der Ausarbeitung einer Verfassung für Rußland beauftragt, mit der dieser schon weit gediehen war. Jetzt mußte er auf Befehl seines Monarchen sich mit Napoleon über eine russische Verfassung beraten. Wie weit des letzteren Einfluß gegangen ist, wissen wir nicht. Speranskis Entwurf vom Oktober 1809, den Schiemann eingehend skizziert, zeigt nur ein ganz dürftiges Zerrbild einer Verfassung in unserem Sinne. Von einer Einschränkung der Allmacht des Kaisers war gar keine Rede. An der Spitze des Staates stand nach wie vor „die unumschränkte Macht des Kaisers". Damit war schon der Pflanze des Konstitutionalismus die Herzpolle ausgebrochen. Unter dem Kaiser stand für alle Zweige des Staatslebens der Reichsrat, d. h. gegenwärtige und gewesene Minister und wer sonst vom Zaren hineinberufen wurde. Von da ab gabelt sich die gesamte Staatsverwaltung nach unten dreiteilig zu immer lokaleren Bildungen: 1. Die Verwaltung mit ihren Unterabteilungen: a) die Ministerien im Verein mit dem dirigierenden Senat, b) die Gouvernementsverwaltungen, c) die Kreisverwaltungen, d) die Wolost- (Gemeinde-) Verwaltungen. Daneben stand 2. die Gesetzgebung: a) der Reichstag, b) die Gouvernementslandtage, c) die Kreistage, d) die Wolostversammlungen. 3. Die Justiz: a) der Justizsenat, b) die Gouvernementsgerichte, c) die Kreisgerichte, d) die Wolostgerichte. Schiemann sagt darüber weiter: „Nun gehört zwar dem Kaiser die Initiative in der Gesetzgebung, aber es tritt ein Gesetz erst in Kraft, nachdem es im Reichstag fertiggestellt und von ihm genehmigt ist, nachträglich aber die Zustimmung von Kaiser und Reichsrat gefunden hat. Es haben demnach Gesetzeskraft die vom Kaiser oktroyierte Verfassung und die dazu gehörigen organischen Gesetze: Zivil-, Kriminal-, Handels- und Bauernrecht; alle darauf bezüglichen allgemeingültigen Ergänzungen und Erläuterungen: Gerichtsstatuten; Regierungserlasse über Errichtung von Behörden, Anordnungen über Abgaben und andere Maßregeln, die eine allgemeine Belastung des Volkes nach sich ziehen, gleichviel ob es sich um dauernde oder um zeitweilige Auflagen handelt u. s. w. Alles übrige steht unter Verantwortung der Regierung und in ihrem Ermessen. Es schließen sich hieran Bestimmungen über die Rechte der Untertanen, die Speranski zu drei Gruppen, Kaufleute, Bürger und andere freie Leute und endlich Unfreie, zusammenfaßt und denen er gewisse, für alle gültige Rechte (Menschenrechte) zuwenden will. Er formuliert sie in vier Punkten folgendermaßen: 1. Niemand darf ohne gerichtlichen Spruch bestraft werden. 2. Niemand soll persönliche Dienstleistungen nach der Willkür eines anderen erfüllen, sondern das Gesetz bestimmt je nach dem Stand des Einzelnen die Art des Dienstes, zu dem er verpflichtet ist. 3. Jedermann darf bewegliches und unbewegliches Eigentum erwerben und darüber auf gesetzlicher Grundlage verfügen. Unbewegliches Eigentum zu erwerben, steht jedoch nur bestimmten Ständen zu. 4. Niemand ist verpflichtet,

materielle Dienste nach der Willkür eines anderen zu leisten."

„Denken wir uns," so sagt der Verfasser des ausgezeichneten Buches, „diese vier Sätze durchgeführt, so wäre damit allerdings der im ganzen Reich geltenden Leibeigenschaft und der im Recht begründeten Ungleichheit der Stände der Boden entzogen worden: ein ungeheurer Fortschritt, der an sich genügt hätte, der Regierung Alexanders I. unsterblichen Ruhm zu sichern. Eine politische Gleichberechtigung beabsichtigte Speranski nicht."

Diesen Entwurf hat Alexander im Oktober 1809 gutgeheißen. Wäre er zum Gesetz geworden, so hätte daraus ein stattlicher Baum russischen Verfassungslebens werden können, falls dazu die Kräfte im russischen Volke vorhanden gewesen wären. Die heutige Verfassung in England galt unter den Tudors auch noch nicht, sie ist aber aus der damaligen hervorgegangen. Allein der schöne Entwurf blieb liegen, er trat niemals in Kraft. Alexander konnte nicht die Kraft zu dem Entschluß gewinnen. Damit gewannen Speranskis Gegner Zeit ihn zu verdächtigen und zu stürzen. Er war ein Freimaurer und trachtete danach, das gesellschaftliche und politische Leben Rußlands durch Logen zu reformieren. Alexander dagegen war ein ausgemachter Feind aller geheimen Gesellschaften, in denen er Nachbildungen der Jakobinerklubs erblickte. Die Freimaurerei wurde verboten und bald darauf verfiel Speranski in Ungnade und seine Verfassung kam ins Reich der Träume.

In den nächsten Jahren ergaben sich wichtige Dinge. Von Napoleons Gnaden wurde aus Teilen von Preußisch- und Oesterreichisch-Polen das Herzogtum Warschau wiederhergestellt und zu dessen Monarchen der König von Sachsen gewählt. Hier wurde eine Verfassung eingeführt, aber nicht eine solche nach Art des früheren, ganz anarchistischen Reichstags mit liberum veto jedes einzelnen Mitgliedes, sondern eine Scheinkonstitution, wie sie Napoleon selbst in Frankreich geschaffen hatte. Die wahre Gewalt lag in der Hand des Herzogs, und dieser war ein willenloses Geschöpf Napoleons. Es war eine stramme Erziehung für die Polen. 1813 fiel das Herzogtum Warschau an Kaiser Alexander und dieser war nun durch die voraufgegangenen geschichtlichen Ereignisse genötigt, dem Volke, das er ja auch innerlich zu gewinnen hoffte, eine Verfassung zu lassen. Die bestehende freilich schuf er um. Die neue war im Grunde nichts als eine Repräsentation des polnischen Adels. Er dominierte auch in den Städten, denn ein eigentliches Bürgertum war noch kaum vorhanden. Die Kirche, ohnehin in der Hand des Adels, stand diesem treu zur Seite. Die Bauern hatten nichts zu sagen. Staatsreligion war die katholische Kirche, alle anderen Kulte wurden nur geduldet. Die Armee war polnisch. Großfürst Konstantin, Bruder des Zaren, organisierte sie und nahm seinen Wohnsitz in Warschau. Einige russische Regimenter blieben zu seinem Schutze in seiner Nähe, obgleich er persönlich ganz vertrauensvoll war. Die polnische Verfassung blieb auf „Kongreßpolen" beschränkt; zum Aerger der Polen blieben Litauen, Podolien, Wolhynien und Kijew von ihr ausgeschlossen. Sie hatten gehofft, zum Vizekönig-Statthalter Fürst Adam Czartoryski zu bekommen, und dieser hat wohl nie daran gezweifelt. Allein die Folge einer sehr intimen Aussprache des Zaren mit dem polnischen Aristokraten, über deren Verlauf man weiter nichts weiß, war die Ernennung eines politisch gleichgültigen Generals polnischer Nationalität ohne Familienverbindungen und von treuer Gesinnung gegen den Zaren.

Die polnische Verfassung vom 27. November 1815 trat in Kraft. Alexander hoffte von ihr, daß sie das Vorbild für eine russische werde. Mit überschwenglichen Reden eröffnete und schloß er persönlich die ersten Reichstage. Der erste verlief auch noch in Harmonie, doch bildete sich bereits die polnisch-nationale Opposition und nicht nur sie, sondern auch die Verschwörung. Der hohe Adel demonstrierte gegen den den Polen doch so wohlgesinnten Großfürsten Konstantin. Er besuchte die Hauptstadt Warschau nur wenn der Kaiser selbst kam, im übrigen hielt er seine nationalen Vereinigungen in der wolhynischen Grenzstadt und Universität Kremenetz. An der Spitze der polnischen Universität in Litauen, Wilna, stand Fürst Adam Czartoryski und sorgte hier nach Möglichkeit für die Einpflanzung polnischer Gesinnung in die Geister der lernbegierigen Jünglinge. Die Bewegung blieb also keineswegs auf das eigentliche, auf Kongreß-Polen, beschränkt. Man träumte von einer Wiedervereinigung der im früheren Königreich beherrschten Länder, von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer. Man hoffte, den sentimentalen Zaren dahin zu bringen, und wie wir sehen werden, war diese Hoffnung, wenn sie auch nicht in Erfüllung ging, doch keineswegs ohne guten Grund. Das anfängliche Ziel sollte die Vereinigung all dieser Lande auf dem Boden der damaligen Verfassung sein; dann sollte die Verbindung mit Polen zu einer bloßen Personalunion herabgedrückt werden, wozu sich freilich Alexander niemals hat verstehen wollen. Die Errichtung einer vollen Selbständigkeit unter einer der römischen Kirche angehörigen russischen Sekundogenitur stand im weiteren Hintergrunde.

Schon 1820 wurde der polnische Reichstag ganz oppositionell. Anstatt sich auf den Boden der Verfassung zu stellen und durch deren loyale Erfüllung zur Weiterbildung zu kommen, gab man sich einer sinnlosen Oppositionsmacherei hin. Das wurde so arg, daß man Alexanders zweite Seele, die autokratische, wachrief und daß er den Reichstag von da ab für fünf Jahre, bis zum 1. Mai 1825, nicht wieder zusammentreten ließ, was unzweifelhaft ein Bruch der von ihm selbst erlassenen Verfassung war. Die Polen hätten nur nicht verkennen sollen, daß er die Macht hatte. Statt dessen widmeten sie sich nun vollends dem nationalen Verschwörertum, von dem auch einige Kleinigkeiten (die Lukasinskische Verschwörung) zur Kenntnis der Regierung kamen und rasch unterdrückt wurden. Auch mit der russischen Militärverschwörung, den Dekabristen, die im Dezember 1825 im unmittelbaren Anschluß an Alexanders Tod ausbrach, hatte man Verbindungen angeknüpft. Doch deren brutale Niederwerfung durch Kaiser Nikolaus, der die polnische Verfassung ganz ignorierte, sowie der polnische Aufstand von 1830/31, der die Anfänge des polnischen Konstitutionalismus ganz in den Abgrund zog, fallen außerhalb des Rahmens des ersten Bandes des Schiemannschen Werkes.

Wir haben noch den dritten und vierten Anlauf Alexanders I. zu einer russischen Verfassung nachzuholen. Die schlechten Erfahrungen in Polen hatten ihn noch nicht irre gemacht. Er war mittlerweile in die Lebensperiode eingetreten, wo die religiöse Mystik sein Sinnen und Trachten beherrschte. Die Erinnerung an seinen Vater drückte je länger desto mehr sein Gemüt. Er blickte mit begehrlichem Herzen nach der Absolutionsgewalt der römischen Kirche hinüber; im letzten Stadium seines Lebens hat er zwar nicht gedacht (was man oft angenommen hat), zu dieser Kirche überzutreten, wohl aber seine Regierung niederzulegen und in Rom sich vom Papste Verzeihung seiner Sünden zu holen.

Mannigfache Pläne wollten zuvor erledigt sein, unter diesen war die russische Verfassung einer der wichtigsten. 1818 hatte der Kaiser in Polen erwähnt, daß die polnische Verfassung für ihn die Bedeutung eines vorbereitenden Schrittes habe. Die russische arbeitete nun Nowossiljoff aus. Im Jahre 1821 muß sie dem Zaren vorgelegen haben und gebilligt worden sein. Vieles erinnerte an Speranskis Entwurf. „Der hauptsächlichste Unterschied liegt darin, daß statt des von Speranski geplanten Einkammersystems ein Zweikammersystem tritt, wobei ein erweiterter Senat als Oberhaus und eine aus Statthalterschaften hervorgehende, teils gewählte, teils ernannte Vertretung als Unterhaus fungieren sollte. Beide zusammen bilden den Reichsrat, dem in den Statthalterschaften und Gouvernements ebenfalls aus zwei Kammern bestehende Statthalterschaften- und Gouvernementstage entsprechen." Der Reichsrat hat allerlei Dinge zu beraten, Finanzmaßregeln, Budget, Gesetze. Aber seine Stimme ist nur beratend, er hat das Recht zu wünschen, aber nicht die Macht Bedingungen zu stellen. „Der ganze Apparat war hergerichtet, die Bureaukratie wirksam zu kontrollieren und dem Kaiser die Möglichkeit zu bieten, einen Einblick in die Realität der russischen Verhältnisse zu gewinnen. Einer lästigen Initiative von unten her war wirksam vorgebeugt, der beratende

Charakter der Vertretungskörperschaften sorgfältig gewahrt und auch dafür Sorge getragen, daß die Regierung stets die Möglichkeit in Händen hatte, nicht nur durch direkte Beeinflussung der Wahlen, sondern auch durch sorgfältige Auswahl mißliebige Persönlichkeiten von der Teilnahme an den Vertretungskörperschaften fern zu halten. Die wirkliche Durchführung dieser allgemeinen Bestimmungen an sich hätte noch mehr als die Verwirklichung der Speranskischen Gedanken eine völlige Wandlung der Grundlagen des öffentlichen und privaten Lebens herbeiführen müssen. Sie hätte auch mit Notwendigkeit die Leibeigenschaft allmählich beseitigen müssen, da sie den Herrn das Recht nahm, über Freiheit, Leben und Eigentum ihrer „Seelen" zu verfügen."

Was nützten aber die Vorzüge dieses Verfassungsplanes? Er ist nie durchgeführt worden. Im entscheidenden Augenblick fehlte dem Zaren immer wieder die Kraft, sich auch nur eines Teils seiner unumschränkten Gewalt zu entäußern. „Es war, wie fast immer im Verlauf seiner Regierung, ein Fehlen des Willens der eigenen besseren Einsicht gegenüber, und wohl die einzige Entschuldigung, die sich für den Kaiser aufbringen läßt, ist darin zu finden, daß er mit Mißtrauen und zu nicht geringem Teil mit Verachtung den Werkzeugen gegenüberstand, die er benutzen mußte." Und leider muß der unparteiische Geschichtschreiber sagen: die Verachtung war berechtigt. Schiemann entrollt uns ein erschreckendes Bild von der tiefen Zerrüttung des ganzen gesellschaftlichen und öffentlichen Lebens der damaligen Zeit.

Alexander war eine Natur von eigentümlich widerspruchsvollen Eigenschaften. Während er ernstlich an die Einführung konstitutioneller Freiheiten dachte, führte er mit Härte, ja Grausamkeit die Militärkolonien durch, die das stehende Heer auf dem platten Lande ansiedeln und den landwirtschaftlichen Betrieb mit der Pünktlichkeit und dem unbedingten Gehorsam des militärischen Dienstes organisieren sollte. Die Offiziere und Soldaten waren darüber ebenso empört wie das Volk. Sie förderten den Militär-Aufstand, der zu seinen Lebzeiten vorbereitet war und auch wohl zum Ausbruch gekommen wäre, wenn ihm ein längeres Leben beschieden gewesen wäre. Er hätschelte stets den Gedanken an eine Verfassung, konnte sich aber nicht entschließen ihn zu verwirklichen.

Das Urteil Schiemanns ist nicht günstig: „Suchen wir demnach zusammenzufassen, was Alexander zu vollenden sich vorbehielt, bevor er abdanken und die Regierung dem Bruder übergeben wollte, so finden wir eine Reihe gewaltiger Aufgaben, die freilich alle bereits so weit geführt waren, daß er nur noch den Schlußstein zu setzen brauchte, damit das Werk vollendet dastand: Abschluß der Militäransiedelungen, Abrechnung mit der Türkei, Vereinigung Litauens und der Westprovinzen, Wolhynien, Podolien, Kijew, mit dem Königreich Polen; Verkündigung der Reichsgrundgesetze und jener Reichsverfassung, die seit Jahr und Tag, seiner Unterschrift harrend, fertig vor ihm lag, endlich die Uebergabe der Regierung an den Großfürsten Nikolaus und damit verbunden seine Abdankung. Als ein Privatmann, vielleicht von einem Schlosse aus, das an den Ufern des Rheins lag, wie er als Jüngling geschwärmt hatte, wollte er dann ratend und beobachtend verfolgen, wie die Saat aufging, die er in den russischen Boden gesät hatte. Dann kam auch die heißersehnte Zeit, da er, durch keine Rücksichten und Verpflichtungen gebunden, seinem Gewissen und seiner Glaubensüberzeugung leben konnte. Vielleicht unter dem Schirm des römischen Pontifex, der ihm dafür die Last abnahm, die ihn drückte: die eine schwere Erinnerung, die ihm wie die Sorge dem Reiter folgte, wohin immer sein Schicksal ihn führte."

Der Tod entschied, daß alles unvollendet bleiben sollte; es ist bis heute noch nicht ins Leben getreten.



Die deutsche Uebersetzung der großen Goeschen-Biographie.*)

Von Ludwig Geiger.

Den deutschen Gelehrten wird es im allgemeinen nicht leicht, englische Bücher fließend zu lesen, und gewiß lesen auch die meisten deutschen Buchhändler Deutsch bequemer als Englisch. Daher werden es Mitglieder beider Kreise froh begrüßen, daß das große englische Werk über Georg Joachim Goeschen in einer deutschen Bearbeitung vorliegt.

Als Kritiker muß ich mich zunächst über diese deutsche Ausgabe und die Art, wie sie gemacht ist, herzlich freuen. Ich hatte an dieser Stelle (Allgemeine Zeitung 1903, Beilage 120) getadelt, daß in der englischen Ausgabe keinerlei Quellennachweise, überhaupt keine Anmerkungen gegeben sind — in der deutschen Ausgabe finde ich sie; ich hatte bemängelt, daß man bei den mitgeteilten oder benutzten Briefen nicht erfährt, ob und wo sie gedruckt waren —, die Angaben darüber sind nun nachgetragen; ich hatte ein Zuviel des Buches beklagt, speziell ein langes Kapitel über Leipzig, eine ausführliche Auseinandersetzung über Wielands literarische Bedeutung, gar zu breite Auszüge aus dem Schiller-, Huber-, Körnerschen Briefwechsel — in der deutschen Bearbeitung sind alle diese Dinge entweder ganz gestrichen oder auf das für eine Biographie Goeschens passende Maß beschränkt. Ich hatte es endlich als für deutsche Leser höchst bedauerlich hingestellt, daß einem englischen Publikum zuliebe deutsche Schriftstücke in englischer Sprache wiedergegeben waren — hier werden sie nun natürlich in deutscher Sprache mitgeteilt.

Infolgedessen ist die deutsche Uebersetzung schlanker geworden als das englische Original. Das mag ja auch daher kommen, daß in der deutschen Bearbeitung, obgleich sie sehr gut gedruckt ist, mehr auf die Seite geht als im Original; aber recht viel ist gestrichen worden, so daß im ersten Band statt 18 Kapitel nur 16, im zweiten gleichfalls 16 statt der englischen 17 übrig geblieben sind.

Der neuen Bearbeitung muß auch als Verdienst angerechnet werden, daß neu erschienene oder dem Verfasser erst jetzt zugänglich gewordene Werke gründlich ausgebeutet worden sind: Die Früchte solcher Arbeit erkennt man am besten in der Veränderung der Kapitel über Seume und über die Uebersetzung von „Rameaus Neffen".

Die deutsche Ausgabe hat einen Anhang, in dem einzelne bisher ungedruckte und völlig unbekannte Schriftstücke mitgeteilt werden, nämlich das Urteil des Leipziger Schöffengerichtes im Weidmann-Goeschenschen Prozeß, ferner Knittelverse und zwei Reisebriefe Seumes.

Gerade die in den beiden Bänden äußerst zahlreich mitgeteilten Briefe bilden die wertvollste Partie des Buches. Es gibt gewiß auch in Deutschland recht viele ungelehrte Leser, die zu einer so vorzüglich ausgestatteten Buchhändler-Biographie gern greifen werden, und die weder die Sammlung der Briefe Schillers noch Goethes, Grubers Wieland-Biographie noch andere benutzte Quellen besitzen. Ihnen wird es höchst willkommen sein, alle diese Briefe im Wortlaut zu erhalten, ohne daß sie nötig haben, auf dicke, für viele schwer erreichbare Sammlungen verwiesen zu werden. Aber auch die Fachleute, die alle die angedeuteten Quellen besitzen und sogar die hier abgedruckten Briefe kennen, werden dem Verfasser dankbar sein, daß er ihnen außer den bisher erwähnten Aktenstücken auch außerordentlich zahlreiche, bisher ungedruckte Briefe, teils aus der Dresdener Bibliothek: Briefwechsel Goeschens mit Böttiger und Schlegel, teils aus Privatbesitz: Briefwechsel Goeschens mit seiner Frau, einzelnen vertrauten Freunden und Verwandten, zugänglich gemacht hat.

Und so könnte der Kritiker, der ja im allgemeinen ein höchst unzufriedener Mensch ist, teils, weil er es doch niemand recht machen kann — denn die Gelobten erhalten

*) Das Leben Georg Joachim Goeschens von seinem Enkel Viscount Goeschen. Deutsche vom Verfasser bearbeitete Ausgabe, übersetzt von Th. A. G. Fischer. 2 Bände. Leipzig, G. J. Goeschen 1905, XII, 351 und 39 S.

nach ihrer Meinung immer noch zu wenig Lob und die Getadelten sind stets erzürnt —, in diesem Falle höchst zufrieden sein, aber dann fiele er ja ganz aus seiner Rolle. Und so muß ich, statt bloß anzuerkennen, wie ich bisher getan, mein Bedauern aussprechen, daß die deutsche Bearbeitung nicht durchweg zu loben ist. Ich leugne durchaus nicht, daß der englische Schriftsteller und sein deutscher Adlatus sich Mühe gegeben haben, aber der Erfolg ist häufig ausgeblieben. Das Ganze liest sich nicht deutsch und flott genug, man hat stets die Empfindung, eine Uebersetzung zu lesen, nicht eine originelle deutsche Arbeit. Dazu kommen viele ganz undeutsche Worte vor, zum Beispiel: „Er hatte vieles auf Händen" (I, 157), während im Englischen der auch in unserer Sprache ganz gut verwendbare Ausdruck steht: many irons in the fire"; „gemeinsinnig" (I, 180) ist ebenso wenig deutsch, wie „in seinen Bezugnahmen" (I, 190). „Einer neuer Band" (I, 192) ist hoffentlich nur Druckfehler, wenn er auch nicht im Verzeichnis der Irrtümer verbessert ist. „Erwerbnisse" (I, 218) ist ebenso unrichtig wie „harsch" (I, 219), ein Ausdruck, der nur gelegentlich bei Schriftstellern des 18. Jahrhunderts vorkommt. „Zeitweise" (I, 220) ist ein Adverbium und darf nicht als Eigenschaftswort gebraucht werden. „Er war berechtigt als Zeichen der Freundschaft zu-fassen" (I, 240); muß entweder heißen „zu fassen", was freilich nicht schön ist, oder „aufzufassen". „Er war einer der Koryphäen" (I, 297) kann man im Deutschen nicht sagen, ebenso wenig „den schönsten Stil seines Druckes" (I, 298). Der Genitiv von Autor heißt nun einmal Autors und nicht „Autoren" (daselbst), und ebenso muß man „den Autor" sagen, nicht aber „den Autoren". Man sieht aus diesen Beispielen, daß eben nur Stichproben genommen sind: hätte ich das ganze Werk nach Sprachunrichtigkeiten durchmustert, so hätte ich Bogen füllen müssen.

Aber der Uebersetzer beherrscht nicht bloß nicht die deutsche Sprache, sondern er weiß auch in der Literatur nicht recht Bescheid. Die Namen von Schriftstellern des 18. oder 19. Jahrhunderts werden inkorrekt wiedergegeben. Es müßte durchaus: Goedeke geschrieben werden, nicht aber „Gödeke" (I, 153) oder gar „Gödicke" (I, 231). Der bekannte Gothaer Schriftsteller mußte immer Reichard gedruckt werden, nicht aber, wie es einmal heißt „Reichardt". Der bekannte deutsche Dichter heißt Matthison, nicht aber „Matthiesen". (I, 221). Im Deutschen darf nicht von den „gesammelten Werken" Goethes bei Goeschen gesprochen werden, denn die achtbändige Ausgabe führte niemals diesen Titel, sondern immer nur den „Goethes Schriften". Ein deutscher Autor durfte sich über Bodes Schrift „Mehr Noten als Text" nicht so unbestimmt äußern, „man könne den Plan in der Schrift nicht mehr rekonstruieren", denn das Werkchen ist in vielen deutschen Bibliotheken zu haben. Der englische Bearbeiter konnte wohl sagen bei Erwähnung der begeisterten Aeußerungen Goeschens über Wien, „ich weiß nicht, bis zu welchem Grade die Begeisterung gerechtfertigt war" (I, 125), der deutsche Bearbeiter müßte sich darüber Klarheit verschaffen, und wenn (I, 130) im Text gesagt wird, „Goeschen rückte eine Notiz in den Merkur ein", so durfte in einer Anmerkung nicht auf die Allgemeine Litteraturzeitung verwiesen werden.

Viel schlimmer aber ist es, daß die Texte der Briefe recht inkorrekt wiedergegeben werden. So liest man zum Beispiel I, 108 (es ist eine Goethesche an Bertuch getane Aeußerung): „Da Goeschen nichts fangirt", es muß natürlich heißen: „changirt". Auf derselben Seite soll Goethe gesagt haben: „Da ich auf eine zweite Auflage so gut als nichts rechne", es muß natürlich heißen „nicht". I, 194: „es ist billig, daß er sich geduldet hat", ist sinnlos; im Original steht, daß er sich „gedulde". Wenn nun gar der deutsche Bearbeiter Briefe in dem seltsamen Originaldruck wiedergibt, so macht er haufenweise Fehler. In dem Glückwunschbriefe Schillers an Goeschen zähle ich drei; in den Briefen Schillers und Cottas (II, 17 ff.) sind fünf solcher Fehler; ja man kann aufschlagen, wo man will; fast in jedem Briefe, der angeblich nach dem Original abgedruckt ist, sind derartige Inkorrektheiten zu finden. Der Uebersetzer und auch der englische Herr Bearbeiter hätten sich sagen sollen, daß es viel besser ist, alte Briefe in moderner Orthographie herauszugeben, als durch Beibehaltung der alten Schreibweise einen Schein der Gelehrsamkeit zu erwecken und doch nur etwas ganz Unvollkommenes und Inkorrektes zu bieten.

Aber das Schlimmste ist, daß der Uebersetzer deutsche Namen nicht kennt, ja nicht einmal mit den Titeln Goethescher Werke vertraut ist. Es ist unerhört, daß der im englischen Original (I, 165) vorkommende Name Himburg (der bekannte Berliner Nachdrucker) in der Uebersetzung (I, 106) als Heimburg erscheint, und geradezu vernichtend für den Uebersetzer, daß er unter den Goetheschen, bei Goeschen erschienenen Werken (I, 200) „Bruder und Schwester" anführt. Die Engländer haben kein Wort für Geschwister und deswegen steht in der englischen Biographie (I, 267) „brother and sister"; daß ein deutscher Uebersetzer nicht weiß, daß das liebliche kleine Drama Goethes den Titel „Die Geschwister" führt, ist geradezu schmachvoll.

Es ist höchst bedauerlich, daß ein im großen und ganzen so wertvolles Werk wie die englische Biographie des deutschen Buchhändlers Goeschen, das auch in seiner deutschen Ausstattung sich prächtig präsentiert, in so ungeschickte Hände gelegt worden ist; gewiß hätte der Herr Verfasser unter den jüngeren deutschen Gelehrten eine Kraft finden können, die ihrer Aufgabe doch etwas besser gewachsen wäre.

Bücher und Zeitschriften.

Uebung und Gedächtnis. Eine physiologische Studie. Von Dr. med. Semi Meyer. (Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens. Einzeldarstellungen für Gebildete aller Stände. Im Vereine mit hervorragenden Fachmännern des In- und Auslandes herausgegeben von Dr. L. Loewenfeld und Dr. H. Kurella. Heft XXX.) Wiesbaden 1904, Verlag von J. F. Bergmann. 64 Seiten.

In einer klaren und anschaulichen Darstellung unternimmt es diese Monographie, die sowohl psychologisch wie physiologisch noch immer unerklärten und viel umstrittenen Probleme der Uebung und des Gedächtnisses vom rein physiologischen Standpunkte aus dem Verständnis näher zu bringen. Wenigstens war es die ausgesprochene Absicht des Verfassers, diese ganze Frage auf ausschließlich physiologischem Boden aufzulösen. Wenn nun auch die Berechtigung und eventuelle Durchführbarkeit eines derartigen Versuches nicht in Abrede gestellt werden darf, so haben doch gerade die Ausführungen der vorliegenden Schrift bewiesen, wie schwierig und zur Zeit wenigstens wohl ganz aussichtslos ein solches Unterfangen ist. Denn tatsächlich operiert der Verfasser wider Wissen und Willen fortwährend mit psychologischen Elementen und Deutungen. So zum Beispiel zieht er zur Erklärung heran die „Empfindungen über den Fortschritt der Arbeit" bei den Bewegungen, die Nachrichten des Lagesinns, die Zielhandlung, und viele andere rein psychologische Hilfsmittel, deren physiologische Interpretation uns der Verfasser schuldig bleibt. Und wenn man sich dazu nicht mit Hering auf den Standpunkt stellt, daß das Gedächtnis eine allgemeine Funktion der organisierten Materie ist, sondern diese Eigenschaft für eine spezielle und unterscheidende Funktion unseres Nervensystems betrachtet, wie dies der Verfasser ausdrücklich tut, dann kann man letzten Endes nicht umhin, als entscheidende Merkmale der Gedächtnisfunktion psychische Momente heranzuziehen. Da dies der Verfasser nicht tun will und doch gleichsam unversehens psychische Tatsachen zur Erklärung benützt, so entsteht ein gewisser Zwiespalt und eine Inkonsequenz in der ganzen Durchführung. Trotzdem aber und obwohl Dr. Meyer sich sehr vieler, völlig hypothetischer Annahmen bedient, die zum großen Teile entweder unhaltbar oder zum mindesten unbeweisbar sind, so ist diese Schrift doch eine verdienstvolle und sehr interessante Leistung. Die Probleme kommen klar und deutlich zum Ausdruck, die Durchführung ist durchdacht und gut geordnet und bietet überdies viele einzelne sehr treffende Bemerkungen. Fast durchwegs tritt eine große

Selbständigkeit des Verfassers in seinen Ansichten hervor, wobei er allerdings nicht selten in Widerspruch gerät mit vorherrschenden und wohl auch den begründetsten Anschauungen. So vor allem in seiner Auffassung, die er in bezug auf das Problem des Instinktes zur Geltung bringt.

B. L. W.

⊙ **Kunstgeschichte des 19. Jahrhunderts.** Von Max Schmid, Aachen. Erster Band. Mit 262 Abbildungen im Text und 10 Farbendrucktafeln. Leipzig 1904, E. A. Seemann. 358 Seiten.

Das elegant ausgestattete Werk will eine Fortsetzung der Springerschen Kunstgeschichte sein, welche die Entwicklung der bildenden Kunst bekanntlich bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts schildert. Der Stil des Verfassers hält sich frei von falschem Enthusiasmus und wägt die einzelnen Strömungen und führenden Personen mit feinem Verständnis gegen einander ab. Jede pedantische Trockenheit ist geschickt vermieden. Immer ist die Schreibweise trotz der Bewältigung eines fast überreichen Tatsachenmaterials frisch und anregend. Das Buch zerfällt in folgende sieben Hauptkapitel: Die Kunst der romanischen Länder bis 1789, Die Kunst der germanischen Länder bis 1789, Die französische Kunst in der Zeit der Revolution und des ersten Kaiserreiches, Deutscher Neu-Klassizismus, Englische Kunst um 1800 bis 1850, Französische und belgische Kunst 1815 bis 1848, und Deutsche Kunst 1815 bis 1850, und kommt in der Betrachtung der Kunstentwicklung bis zur Persönlichkeit Ludwig Schwanthalers. Eine Fülle von guten Illustrationen, zum Teil nach eigenen Aufnahmen der Verlagsbuchhandlung, unterbricht erläuternd den Vortrag und einige Werke der Hauptmeister (J. L. David, Delacroix, Constable, Turner, Cornelius, Rethel, Schwind u. s. w.) werden auch hier durch wohlgelungene Dreifarbendrucke vorgeführt. Diese neueste historische Darstellung der Kunst im 19. Jahrhundert wird sicher im Publikum zahlreiche Freunde finden.

---

* **Volkstümliche Ausgaben deutscher Dichter** bringt seit einiger Zeit in gediegenen Ausgaben, mit biographischen Einleitungen und sachlichen Anmerkungen, der Verlag von Max Hesse (Leipzig) auf den Büchertisch. Unter den Veröffentlichungen, die uns davon in jüngster Zeit zugingen, nennen wir besonders eine zweibändige Ausgabe der Werke von Annette von Droste-Hülshoff (sechs Teile in zwei Bänden), die wohl geeignet erscheint, der großen westfälischen Dichterin auch in weiteren Volkskreisen Freunde zu werben. Die Einleitung von Gymnasialprofessor Dr. Ahrens gibt eine gute Uebersicht über Leben und Entwicklungsgang der Dichterin, beigefügte Abbildungen, ihr äußeres Bild und die hauptsächlichen Stätten ihres Wirkens veranschaulichend, werden dem Leser gleichfalls willkommen sein. Gleichfalls an weitere Kreise wendet sich eine Ausgabe von Friedrich Hebbels Tagebüchern — ausgewählt und herausgegeben von Professor Friedrich Krumm —, während die zweibändige Ausgabe von Melchior Meyrs „Geschichten aus dem Ries“ (herausgegeben und eingeleitet von Otto Weltzien) in jenen Kreisen, die den Wert guter dichterischer „Heimatkunst“ zu schätzen wissen, vor allem natürlich auch in unserer bayerischen Heimat ihr Publikum suchen. In diesen auch durch den Preis volkstümlich gehaltenen Ausgaben liegt zweifellos ein Verdienst des genannten Verlags, das sicherlich in der deutschen Leserwelt Anerkennung und Verständnis finden wird.

⁂

Allgemeine Rundschau.

Zur Gymnasialreform.

* Eine Vereinigung der Freunde des humanistischen Gymnasiums wurde am Dienstag abend zu Berlin unter zahlreicher Beteiligung von Juristen, Aerzten, Geistlichen, Staatsbeamten, Professoren u. s. w. gegründet. Professor Adolf Harnack hielt dabei eine Ansprache über die Erhaltung des alten Gymnasiums in der modernen Zeit, in der er seine Gründe für das Bestehenlassen des humanistischen Gymnasiums in seinen überlieferten Formen und gegen das Reformgymnasium nach der Kreuzzeitung in folgenden Sätzen zusammenfaßte. Das Gymnasium soll erhalten bleiben 1. Weil der Grammatik der alten Sprachen als Schule des Denkens keine moderne Sprache gleichkommt. Die Sprache ist nicht bloß eine Scheide des Geistes, sondern ein Teil des Messers selbst. Diese alten Sprachen treiben den Geist an zu Schärfe und Beweglichkeit. Wer das Griechische wirklich kennt, und ich kenne es nur teilweise (Heiterkeit), der wird sagen, daß es keine Sprache gibt, die auch nur annähernd einen solchen Reichtum und solche Feinheiten enthält. 2. Hinsichtlich der Geschichte und Kultur stellt das Altertum einen abgeschlossenen Kreis dar, dessen Umfang, Mitte und Ende vor uns liegt und den wir leidenschaftslos betrachten können. Das menschliche Denken zeigt sich dort in einfacher Schöne und Größe. In der alten Geschichte kann man das Große und Wichtige des menschlichen Lebens kennen lernen, ohne von der Vielheit sich kreuzender Linien gestört zu werden, die sich bei der Betrachtung der Geschichte der modernen Zeit ergeben. Dazu kommt, daß dreimal dieser Kreis der Antike unsere Kultur geschnitten hat. In der Kaiserzeit, in der Renaissance und im Uebergange vom 18.—19. Jahrhundert. Wer will behaupten, daß dieses das letzte Mal gewesen sei. 3. Wo kann ein junger Mann sicherer berührt werden von persönlichem Leben, von freier Individualität und Naivetät, als durch die griechische Geschichte? Wie viel schwerer ist es, dies an den Personen der eigenen Zeit zu lernen. Zwar die Begeisterung ist hier größer, aber wo finden wir die unerhörte Genialität, wo solche naive und reflektierende Genies wie Sokrates und Plato? Der Grund, weshalb wir an dem alten Gymnasium halten und nicht von seiner Art lassen wollen, liegt also nicht in konservativ-reaktionärer Auffassung, ebensowenig darin, weil durch das humanistische Gymnasium die Religion besser propagiert werde; noch ferner liegt uns die Beleidigung, daß wir bei dem heutigen Gymnasium bleiben wollten, weil die anderen Anstalten Banausentum und nüchterne Zweckmäßigkeit erziehen, sondern einfach deshalb, weil wir im humanistischen Bildungsideal ein notwendiges Element der allgemeinen Bildung sehen und weil es als die beste Vorbereitung erscheint für eine ganze Anzahl von Berufen (Theologen, Philosophen, einem Teil der Juristen und Mediziner). Professor D. Harnack wies dann einige geläufige Einwürfe zurück, die gegen die humanistische Bildung erhoben werden: aus Uebersetzungen ließe sich auch das Altertum kennen lernen; es gebe noch Wichtigeres, was zu lernen sei, das Gymnasium vermittle wohl Kennen, nicht aber Können; es sei unpädagogisch, mit den schweren Sprachen so früh zu beginnen u. s. w. Zum Schluß verglich er die drei höheren Schularten mit den drei Ringen: Alle drei sind echt, aber der eine ist uns der liebste. An die Spitze des alsbald gebildeten Vorstandes wurde Prediger Professor D. Scholz gewählt.

*

Neuere ägyptologische Forschungen.

ac. Aus London wird geschrieben: In Kreisen englischer und französischer Aegyptologen legt man den Ausgrabungen und Entdeckungen Mr. Legrains geradezu epochemachende Bedeutung zu. Mr. Legrain, der bekanntlich seit einigen Jahren die Restaurierungsarbeiten am Amon-Tempel (Karna) leitet, stieß vergangenen Winter auf der Südseite des Tempels auf eine verdeckte Grube, in deren Schlamm und Wasser eine überaus große Zahl Statuen aus Bronze und Stein eingebettet lag. 450 Steinstatuen wurden in einem mehr oder weniger konservierten Zustande gerettet und dem Museum in Kairo einverleibt, und man hofft, in den nächsten Monaten noch ebenso viele finden zu können. Unter den Statuen, die vielfach Könige darstellen, befanden sich auch solche von Königen des alten Reichs, beginnend mit der zweiten Dynastie. Mit Rücksicht auf die Ansichten der Berliner Schule wird es jedenfalls eine lebhafte Diskussion hervorrufen, daß unter den der elften Dynastie angehörigen Statuen sich die kopflose sitzende Statue des Antef-aa befindet, den die von Usertesen I. herrührende Widmung ausdrücklich als seinen Ahnen bezeichnet. Unter den Statuen der 12. und 13. Dynastie befinden sich die mehrerer unbekannter Pha-

raonen und eine prächtige Sphinx, deren Züge an die sogenannte Hyksos-Sphinxe des Delta erinnern. Moderne Rassenhistoriker werden es begrüßen, daß die Statue des Thotmes III. (18. Dynastie), das Hauptstück der Sammlung, das als eines der schönsten Kunstdenkmäler des Altertums bezeichnet wird, eher europäische als ägyptische Züge aufweist und an klassische, griechische Profile erinnert. Interessant ist auch die Statue des „Katzenkönigs" Amon-hotep IV. in fossilem Holz, die alle bisher bekannten Darstellungen des Königs als Karikatur erscheinen läßt. Einzelne der zahlreichen Statuen von Priestern und Priesterinnen des Amon lassen auch durch ihre Genealogien interessante Schlüsse zu und bestätigen die Ansicht von Brugsch, daß diese Genealogien das beste Hilfsmittel für die Chronologie des alten Aegyptens sind. So zum Beispiel geht aus den Funden hervor, daß die 21. und 22. Dynastie gleichzeitig geherrscht haben müssen. Mr. Legrain hat auch nachgewiesen, daß bis in die Griechenzeit die ägyptischen Tempel alles Material enthielten, was notwendig war, um die alte Geschichte des Landes zu rekonstruieren; sie waren mit Schriften tragenden Statuen und Monumenten versehen, die eine zusammenhängende Reihe von zeitgenössischen Dokumenten von den ältesten Zeiten an bildeten. Das ist also eine Bestätigung des alten Herodot, wenn er sagt, daß Hecatäus in Theben die Statuen von 345 Hohenpriestern des Amon, die regelmäßig aufeinandergefolgt, gesehen habe. Uebrigens fand Mr. Legrain auch die Statue des Generals, der von Psammetich zur Unterdrückung der von Herodot beschriebenen Soldatenrevolution gesandt wurde. Die Frage drängt sich auf, wie es kam, daß eine so große Zahl Statuen vergraben wurde? Professor Maspero meint, daß die ersten Ptolemäer, die die Restauration des Tempels übernahmen, die Statuen weder nach ihrem künstlerischen noch nach ihrem geschichtlichen Werte zu schätzen wußten, aber mit Rücksicht auf ihre magischen Eigenschaften sie nicht zerstören wollten. Daher die Vergrabung.

Kleinere Mitteilungen.

* **Prähistorisches.** In der Gegend von Ober-Albshausen bei Guxhagen, in der Nähe von Kassel, wurde ein Urnenfeld aufgedeckt.

Hochschulnachrichten.

* **Heidelberg.** Das Befinden Kuno Fischers ist schon seit längerer Zeit nicht befriedigend; der greise Gelehrte ist seit Wochen den größten Teil des Tages bettlägerig und empfängt keine Besuche.

* **Leipzig.** Die Universität hat den Preis von 600 M. aus der Eisenhuthschen Stiftung dem Dr. jur. Johannes Bernhard Krüger, zur Zeit Referendar in Chemnitz, für seine Preisarbeit zuerkannt, jedoch mit dem Hinzufügen, daß die Arbeit den Preis nur erhielt, weil eine sie übertreffende nicht eingegangen ist.

* **Innsbruck.** Der außerordentliche Professor der Psychiatrie und Nervenpathologie an der hiesigen Universität, Dr. Karl Mayer, ist zum ordentlichen Professor dieses Faches ernannt worden.

M. C. **Rom.** In der am Montag abgehaltenen allgemeinen Sitzung der **R. Accademia di San Luca** wurden die im Juli neu gewählten Mitglieder, der Direktor des österreichischen, historischen Instituts, Hofrat Prof. Dr. L. Pastor, und der römische Universitätsdozent und Konservator des Kupferstichkabinetts, Dr. F. Hermanin, eingeführt. Hierauf hielt C. Bertini-Attili eine Gedächtnisrede auf das im Oktober verstorbene Mitglied der Akademie Enrico Panzacchi, den Bologneser Kunsthistoriker und früheren Unterstaatssekretär.

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Stadtpfarrer Dr. Stephan Lederer: Eine sehr notwendige Reform auf dem Gebiete katholischer Lehre und Praxis. Augsburg 1905. Theodor Lampart. 172 S. — Hanns Fuchs: Die Hand der schönen Frau Ines. Die Geschichte einer seltsamen Leidenschaft. Leipzig 1904. Walther Röhmann. 216 S. — Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte. Neue Folge. Herausgegeben von der Württembergischen Kommission für Landesgeschichte. (XIII. Jahrgang. 1904. Heft IV.) Stuttgart 1904. W. Kohlhammer. 478 S. — Hanns Fuchs: Ein Bayreuth des Schauspiels. Ideen und Anregungen zu einer Renaissance des klassischen Schauspiels. Leipzig 1904. Walther Röhmann. 20 S. — Paul Holzhausen: Bonaparte, Byron und die Briten. Ein Kulturbild aus der Zeit des ersten Napoleon. Frankfurt a. M. 1904. Moritz Diesterweg. 340 S. — Pontus E. Fahlbeck, Professor an der Universität Lund: Der Adel Schwedens (und Finnlands). Eine demographische Studie. Mit 6 Figuren im Text. Jena 1903. Gustav Fischer. 361 S. — Heinrich Weinel, a. o. Professor der Theologie zu Jena: Paulus. Der Mensch und sein Werk: Die Anfänge des Christentums, der Kirche und des Dogmas. Tübingen 1904. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 316 S. — Friedrich Pernwerth von Bärnstein: Die Dampfschiffahrt auf dem Bodensee und ihre geschichtliche Entwicklung während ihrer ersten Hauptperiode. (1824—1847.) Unter Benutzung amtlicher Quellen. Leipzig 1905. A. Deichert Verlagsbuchhandlung (Georg Böhme). 229 S. — Dr. med. Ludwig Bauer: Der Zug nach der Stadt und die Stadterweiterung. Eine rassenhygienische Studie. Stuttgart 1904. W. Kohlhammer. 171 S. — F. Norikus: Gegen den Strom. Moderner Parlamentarismus oder berufsständische Vertretung? Ein Wort zur politischen und sozialen Misere. (Frankfurter Zeitgemässe Broschüren. Bd. 24. Heft 2.) Hamm i. W. 1904. Breer u. Thiemann. 80 S. — Walther Siegfried: Gritli. Ein Wohltäter. Novellen. Leipzig 1904. S. Hirzel. 232 S. — Josephine Scheffel und Alberta v. Freydorf: Malcha und Chorild. Ein Schwarzwaldgesang aus dem 30jährigen Krieg. Strassburg i. E. 1905. Jos. Singer. 135 S. — Karl Bleibtreu: Cromwell bei Marston Moor. Berlin. Richard Eckstein Nachf. (H. Krüger). 127 S. — Derselbe: Wellington bei Talavera. Ebenda. 187 S. — Die österreichischen Universitätsgesetze. Sammlung der für die österreichischen Universitäten gültigen Gesetze, Verordnungen, Erlässe, Studien- und Prüfungsordnungen etc. Im Auftrage des k. k. Ministeriums für Kultus und Unterricht mit Benützung der amtlichen Akten herausgegeben von Dr. Leo Ritter Beck von Mannagetta und Dr. Karl v. Kelle. Komplett in ungefähr 12 Lieferungen zu 5 Bogen. (Lieferung 1.) Wien 1904. Manzsche k. k. Hof-Verlags- und Universitätsbuchhandlung. 80 S. — Dr. Karl Gengnagel: Fürst und Künstler. Komödie. (Zur Schillerfeier 1905.) Leipzig. Schäfer u. Schönfelder. 62 S. — Volksabende. Herausgegeben von Hermann Kaiser. (1. Heft: Hans Sachs von Richard Bürkner. 2. Heft: Wilhelm Hauff von Dr. Hermann Mosapp. 3. Heft: Königin Luise von Hermann Müller-Bohn. 4. Heft: Luther als deutscher Volksmann von Dr. Hermann Mosapp. 5. Heft: Johann Sebastian Bach von Gustav Höcker. 6. Heft: Ludwig Richter von Richard Bürkner. 7. Heft: Der Kyffhäuser von Hugo Greiner.) Gotha 1904. Verlagsbureau. — Professor Dr. Alexander R. Hohlfeld: Der Einfluss deutscher Universitätsideale auf Amerika. Festrede, gehalten bei der Empfangsfeier zu Ehren der deutschen Universitätsprofessoren im Chicagoer Auditorium am 20. März 1904. (Reprinted from German American Annals, April 1904.) Philadelphia 1904. German American Press. 12 S. — Deutsches Kolonial-Handbuch. Nach amtlichen Quellen bearbeitet von Professor Dr. Rud. Fitzner. Ergänzungsband 1904. Berlin. Hermann Paetel. 233 S. — Henry W. Fischer: The Private Lives of William II. and his Consort. A Secret History of the Court of Berlin. London 1904. William Heinemann. 349 S.

Jahrgang 1904. München, Freitag, 2. Dezember. Nummer 277.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Gedanken zur Gründung eines neuen Land-Erziehungs-Heimes in Süddeutschland.

Die Grundsätze der Land-Erziehungs-Heime, jener Institutionen, die sich in Deutschland an den Namen Dr. Hermann Lietz knüpfen, sind den Lesern der Beilage zur Allgemeinen Zeitung längst bekannt. Die Eröffnung des ersten Heimes in Ilsenburg am Harz fand vor nicht viel mehr als sechs Jahren statt, und doch sind seitdem unter der Führung Dr. Lietzens schon vier weitere Heime entstanden, jener nicht gedacht, die da und dort nach seinem Vorbilde geschaffen worden sind. Sie haben sich aber alle bis heute nicht bloß glänzend bewährt, sondern lenken geradezu das Augenmerk der pädagogischen Welt auf sich. Man erkennt darin mit Recht den heilbringenden Ausgleich zu unserem Schulkasernensystem, wenigstens soweit es in den großen Städten bedenkliche Dimensionen annimmt. Aber leider zieht aus diesen Institutionen Norddeutschland fast allein den Nutzen; denn Süddeutschland ist wenig bedacht. Ein Land-Erziehungs-Heim für Knaben wenigstens fehlt hier vollständig. Und doch ist in den großen Städten Süddeutschlands, in München, Augsburg, Nürnberg, Stuttgart, Mannheim und wie sie alle heißen mögen, auch kein Mangel an schwächlichen und nervösen Knaben, so daß es fast die städtischen Gemeinden unternehmen dürften, einige Wald-, Land- und Kurheime mit geändertem Unterrichtsbetriebe zu errichten. Sodann liegt gerade bei Knaben im besonderen ein Bedürfnis für Landerziehung vor; denn sie tragen nicht allein einen größeren Drang nach Freiheit, Natur und Bewegung in sich, sondern sind ohnedies oft zu 13- und mehrjährigem Schulbesuche gezwungen, die Hochschuljahre nicht einmal mitgerechnet.

Süddeutschland wäre auch in landschaftlicher Hinsicht ungemein gut hierzu geeignet. Ja vielleicht hätten wir in der unmittelbaren Nähe Münchens die besten äußeren Bedingungen zu einem Land-Erziehungs-Heime. Versetzen wir uns einmal an die Ufer des Ammersees. Die Bahnlinien verbinden uns dort mit den Städten. München ist nahe, Augsburg ist nahe. Und doch wohnt da draußen eine Ruhe, wie vielleicht an keinem der größeren deutschen Seen. Der See selbst liegt an den schönen Tagen blau vor uns da und ist groß und still in die Landschaft hineingebettet. An seinen Ufern steigen Hügel auf, und Wälder stehen ringsum. Die Ortschaften sind hübsch verteilt und schauen einander von den verschiedenen Seiten lieblich an. Grund und Boden, selbst mit Wald- und Uferstrecken, sind leicht erhältlich. Der landschaftliche Typus und die klimatischen Verhältnisse sind wie zur Heilung der Nerven geschaffen. Dahin gehört für Süddeutschland eine Schule, die ganz anders geartet ist als die großen Schulen in der Stadt.

Aber warum auch in Süddeutschland wieder eine neue Institution, die das beliebte Prinzip der „allgemeinen Volksschule“ nicht genügend achtet und die die nicht spezifisch staatlichen Schulen wieder um eine vermehrt? Diese Frage, so oft und mannigfalt erwogen, verdient immer noch eine Auffrischung und kann gerade hier wieder zusammenfassend beantwortet werden.

Die öffentlichen Schulen Deutschlands sind ihrem Charakter nach einander ziemlich gleich, obwohl es in der Macht jeder einzelnen Staatsleitung stünde, die ihr angehörigen Schulen in eigener Weise auszubauen. So unterscheidet sich auch der süddeutsche Schulbetrieb in keiner Weise vorteilhaft von dem norddeutschen. Beide teilen vielmehr drei große Gebrechen.

Das erste liegt in der ungeheuren Generalisierung und in der Schablonierung der Mannigfaltigkeit begründet. Man hat es nur auf gewisse Fähigkeiten und Kräfte abgesehen, andere werden vernachlässigt und unterdrückt. Man zwingt die Jugend, zu Unzeiten ein bestimmtes Interesse zu haben, und das Interesse läßt sich doch durch Aeußerlichkeiten nicht erzwingen. Man behandelt alle Schüler gleich und doch fordert die Natur einzelner andere Lehr- und Lernmethoden als die gebräuchlichen. Und wenn nur 5 Prozent nicht in die Schablonierung passen — was gewiß keine zu hohe Annahme ist —, soll die Pädagogik die Persönlichkeiten dieser 5 Prozent vergewaltigen?

Das zweite Uebel ist die große Einseitigkeit in unseren Schulen. Unsere heutige Schule ist zum ersten eine solche in Buchstaben ohne Tat und Wirklichkeit, zum zweiten eine solche ohne eigentümlichen Erziehungscharakter. In Worten wird unterrichtet, in Worten erzogen. Die Tat, die Bildnerin der menschlichen Seele, ist auf Schreibübungen zusammengeschrumpft. Da gibt es freilich gewisse periphere Naturen unter den Kindern, die zwar später niemals etwas werden, aber spielend leicht mit schematischen Begriffen und Redeformeln operieren und dem Lehrer aus jeder momentanen Verlegenheit helfen können. Große, impulsive Naturen, Beherrscher des Lebens, kommen in unseren Schulen zu kurz, unwichtige Theoretisierer werden verhätschelt. Stoff und Glockenschlag sind die großen Zeichen, das Gemüt wird wenig berücksichtigt. Die sittliche Bildung ist durch hochtrabende Statuten festgelegt und wird durch einen sehr gewundenen und dogmatischen Unterricht ersetzt.

Der dritte Fehler ist die Naturfremdheit unserer Schulen. Die Schulhäuser stehen oft mitten im technischen Betriebe staubiger Stadtviertel. Die Zimmer, obwohl geräumig, haben nicht gerade die beste Luft. Der Unterricht im Freien ist sehr selten. Die Natur kennen viele Kinder nur aus dem Bilde. In der Pflege eines gesunden Sportes fehlen oft alle Bedingungen. Das Spiel hat durch Leitung und Aufsicht nicht selten seine Natürlichkeit eingebüßt.

In der Natur läuft Prozeß um Prozeß ab, und der Sinn ist in der Schule auf Tüfteleien gelenkt. Die große Masse freilich wird daran wieder nicht Schaden nehmen; aber ein krankes, nervöses, blutarmes Kind wird hier in irgend einer Weise zum Opfer fallen.

Da muß denn doch das deutsche Volk an die Arbeit gehen und wenigstens im kleinen beginnen, Wandel zu schaffen. Sollen sich Vogelsang und Kinderlied nimmer vertragen lernen? Kann dem jungen Menschen nicht auch da eine fruchtbare Stätte bereitet werden, wo Luft und Licht, Sonne, Wasser, Wald und Wiese ihr ewig unverändert schönes Dasein führen?

Der Bejahung dieser Frage soll auch die Darlegung folgen, wie das vielleicht gerade am Ammersee zu betreiben wäre. Die Hälfte der Arbeit, wenigstens in Sachen körperlicher Erziehung, würde hier schon die gütige Natur abnehmen. Hoch am Ufer wäre vielleicht das Heim erbaut. Veranden, Bade- und Wateplätze ständen im See, ebenso Badekabinen und Kahnhütten. Ringsum lägen Arbeitsstätten aller Art, Ackerfeld und Gartenland, Wald und Wiese. Die frische Seeluft bessert, heilt. Die Waldluft nicht minder. Wasser und Land regen zur Arbeit, zum Sporte, zum Spiele an. So werden Baden, Schwimmen, Rudern, Graben, Hacken, Schaufeln, Klettern, Hüpfen und Springen das Blut in frische Bewegung bringen und die Muskeln kräftigen. Der ganze Körper muß erst frisch und die Seele durch die Natur erst wieder unverfälscht geworden sein, ehe es ans Lernen geht.

Sodann aber eilt es nicht mit dem Buchstabenunterricht. Nicht die Theorie, sondern die Tat soll zum Lehrplane ausgearbeitet werden. An Stelle des Massenunterrichts kam hier der Einzelunterricht treten. Alle Unterweisung sei, soweit es nur möglich zu machen ist, im Freien, auf Waldesbänken, in Gartenhallen, am Seeufer, ja auf der Landstraße beim Spaziergange. Es wird da draußen bei einigermaßen geistreicher Führung, bei Tat und Arbeit mehr erwachen als in leeren Schulsälen, wo man oft bei den Schülerherzen Fiasko macht, wenn man von Menschenwürde und von Gottes schöner Erde spricht. Die „Bildung an der Wirklichkeit" wäre keine Phrase mehr. Erde, Wasser, Feuer und Luft könnten an Ort und Stelle als Unterrichtsobjekte und Bildungsmittel dienen. An Stelle des Schulgedächtnisses käme wieder das Tatsachengedächtnis zu seiner Geltung. Um die Natur zu erweitern, die Kultur in ihrem Wesen anzufügen und die Gelegenheiten zur Erfahrung zu vermehren, ließen sich Werkstätten, Spielstätten, Kabinette zum Beschauen und Erfragen, lebendige Tiere, Werkzeuge und Maschinen nach und nach beschaffen. Die Nachbildung der technischen Kulturmittel in Spiel und Versuch (Zelt-, Brücken-, Häuser-, Schiffbau u. s. w.) würden den Sinn für die Entwicklung und Vervollkommnung aller Institutionen schärfen, das Augenmerk auf das Essentielle in allen Dingen lenken und erkennen lassen, wie jede Kleinigkeit auch nur mit Aufwand von Kraft gebildet werden kann. Die Spuren von Leben und Kraft ließen sich dort überall verfolgen, im Blumentopf und Hühnerstall.

Auch so ließe sich eine große geistige, ernste Welt erobern; vor allem würde alles Wissen und Können mehr mit der Persönlichkeit verknüpft und die Persönlichkeit infolgedessen ausgesprochener und markiger werden. Es könnte in einem natürlichen Unterrichtsbetriebe leicht werden, in wenigen Wochenstunden das noch zuzugeben, was an Lesen und Schreiben, an Leitfadenrechnen und Grammatik noch dazugegeben werden muß, um den Anschluß an die weiteren Schulen nicht bloß nicht zu verpassen, sondern den öffentlichen Unterricht in seiner ganzen Wirkung zu ersetzen.

Im Gegensatz zu den öffentlichen Schulen wäre hier außer der Gelegenheit zur intellektuellen Bildung auch die zur Erziehung in Wort und Tat gegeben: die persönliche Arbeit, das Zusammenleben (ohne das Zusammengepferchtsein) und der freundschaftliche, enge Verkehr mit einem sittlich hoch stehenden Führer. Die Erziehung kann eben nicht nach Statuten vor sich gehen; sie ist auch kein Formalismus; sie hängt mit den Geheimnissen des Menschengemütes, des menschlichen Willens, der menschlichen Kraft und Gesundheit, der Weltanschauung und der Arbeit des Augenblickes zusammen.

Wünschenswert wäre es, wenn die Land-Erziehungs-Heime klein blieben. Es sollten derer lieber mehrere gegründet werden. Besondere Geltung hätte diese Forderung da, wo sieben-, acht- und neunjährige Kinder zusammen erzogen werden. Die Zahl 15 oder 20 sollte hier nie überschritten werden. Erst wenn die Kinder älter werden, so kann die Teilnehmerzahl im gleichen Verhältnisse wachsen. Für Neugründungen endlich käme auch noch das in Betracht: Die Land-Erziehungs-Heime sollten nicht fernerhin mit den Gymnasien und Realschulen rivalisieren. Auf Wunsch der Eltern kann der eine oder andere Knabe so weit gefördert werden, daß er in eine, seinem Alter entsprechende Gymnasial- oder Realklasse eintreten kann, sobald er das Heim verläßt. Die Prinzipien der Bildung aber sollten andere sein, ihren Zweck in sich haben. Es sollte eher eine neue, deutsche Bildung sein, eine Art Anfang eines deutschen Ideal-Gymnasiums, wo deutsches Denken, deutsches Tun, deutscher Charakter, deutsche Sprache, deutsche Arbeit gepflegt werden, wo das Prinzip der Bildung auf der Sinnenbildung und die Begriffsbildung auf der realen Erfahrung basieren. Die Lehrer und Leiter sollten mit Philosophie, Psychologie und Unterrichtslehre wohl vertraut sein. Desgleichen sollten hohe Anforderungen in Dingen der Naturwissenschaft, der Arbeitstechnik und des Zeichnens an sie gestellt werden können.

Der Nutzen einer solchen Unternehmung, auch in Süddeutschland, wäre unberechenbar. Allerdings hätten den Genuß der direkten Wohltat nur die wenigen Zöglinge, die zunächst in Betracht kämen. Aber die Folgen wären viel weitergehende. Jede Tat wirkt. Sie wirkt, wenn sie aus großen Ideen heraus vollführt wird, als Beispiel und Vorbild. Unsere öffentliche Erziehung hat solche Vorbilder nötig. Durch sie allein kann die erste Bresche in das alte Gemäuer des Schulwerkes geschlagen werden, durch sie werden, wenn auch langsam, so doch sicher, die Auffassungen über die Arten und Wege einer wahren oder doch besseren Erziehung andere werden. Zu glauben allerdings, daß auch das Neue nie besser ist als das Alte, das ist ein sehr bedenklicher Standpunkt. Es sind im Verlaufe der Geschichte die Ideen bessere geworden. Auch die Taten werden einen Weg der Vervollkommnung gehen, gleichwie es die Ideen tun, und beide werden zusammenhelfen, die Menschheit höher und höher ihrem Ziele entgegenzuführen.

Leonh. Schretzenmayr.

Die Entstehung des Vogelzuges.

Wenige Phänomene in der belebten Natur haben von jeher solche Aufmerksamkeit erregt wie der alljährlich sich wiederholende Zug eines großen Teils unserer Vögel, wenige auch solch unerklärliche Rätsel aufgegeben, wie diese auf der ganzen Erde vor sich gehende periodische Hin- und Rückwanderung von Millionen von Lebewesen. Der Rätsel sind in der Tat gar viele. Was veranlaßt unsere Vögel, zu einem verhältnismäßig scharf bestimmten Zeitpunkt des Spätsommers oder Herbstes, wo Nahrung noch in reichlicher Menge vorhanden ist, wo die Witterung noch schön und warm ist, plötzlich von uns fortzuziehen; was veranlaßt sie im Frühling, zu ebenso bestimmten Zeiten wieder aus dem Süden aufzubrechen und sich bei uns wieder anzusiedeln? Wie kommt es, daß die jungen bei uns ausgebrüteten Vögel sofort mit absoluter Sicherheit den langen, ihnen ganz unbekannten Weg nach dem Süden und umgekehrt vom Süden zu uns finden? Alles dieses und so viele einzelne Fragen sind eigentlich noch so gut wie unbeantwortet. Nicht als ob man nicht versucht hätte, eine Lösung derselben herbeizuführen; allein trotz aller kühnen Hypothesen, ja trotz aller sorgfältigen systematischen Beobachtungsarbeit ist man noch nicht einmal

über das Wie des Vogelzuges vollständig im klaren, geschweige denn über das Warum. *Eine* unübersteigliche Schwierigkeit muß sich ja hierbei geltend machen: so sehr man bei der im allgemeinen großen Regelmäßigkeit versucht sein könnte, das Zugsphänomen ähnlich wie z. B. die meteorologischen Erscheinungen zu behandeln und durch systematische Zusammenstellungen allmählich die Gesetzmäßigkeiten und damit die Ursachen herauszufinden, so darf man nie vergessen, daß die Handlungen des Vogels als lebenden und denkenden Wesens stets ein willkürliches, unkontrollierbares Moment enthalten, dem mit Beobachtungen und Messungen nie beizukommen ist. Dieses persönliche Moment muß uns bei der Suche nach den Ursachen des Vogelzuges einzig und allein auf Vermutungen beschränken, auf Hypothesen von mehr oder minder großer Wahrscheinlichkeit. Nur der Grad von Wahrscheinlichkeit wird für uns immer die Richtschnur bilden müssen, nach der wir die eine oder andere Erklärung des Vogelzuges annehmen.

Von K. Gräser ist nun jüngst eine kleine Schrift[1]) erschienen, die eine solche ganz neue und im großen und ganzen anscheinend recht plausible Erklärung bringt.

Ist nun zunächst eine neue Erklärung nötig, d. h. sind die bisher gemachten Annahmen so unwahrscheinlich, so unhaltbar, daß eine neue, bessere an die Stelle gesetzt werden muß? Wie oben gesagt, existieren verschiedene Hypothesen, welche die Ursachen des Vogelzuges gefunden zu haben meinen. Mit der Widerlegung der zwei hauptsächlichsten, die in der Tat nicht haltbar sind, resp. eigentlich keine Erklärung bedeuten, beschäftigt sich darum der Hauptteil der Gräserschen Schrift, um die Notwendigkeit einer neuen Hypothese zu erweisen.

Die eine dieser Theorien nimmt an, daß der im Herbst eintretende Nahrungsmangel und die beginnende Kühle die Vögel veranlaßt, sich nach besseren und wärmeren Futterplätzen umzusehen, die sie ganz naturgemäß im Süden finden müssen, und daß die erfahrenen alten Vögel, die den Weg kennen, bei dieser Wanderung die Führung der jungen unerfahrenen Vögel übernehmen. Die regelmäßige Wanderung und die Sicherheit in der Richtung hätten danach also gar nichts Wunderbares. Die eben gegebene Erklärung ist aber unhaltbar, weil beide Behauptungen direkt falsch sind. Wie ich bereits oben sagte, ist es gerade eines der Rätsel des Vogelzuges, daß viele Arten bereits zum Aufbruche rüsten, wenn noch Nahrung in Hülle und Fülle vorhanden ist, wenn noch das schönste, wärmste Wetter herrscht, kurz, wenn noch gar kein Grund zur Flucht vorliegt. Erfolgt doch der Abzug verschiedener Arten schon im Juli oder Anfang August, wo von Nahrungsmangel oder nur Nahrungsminderung oder von fühlbarem Kühlerwerden auch noch nicht die leiseste Andeutung zu bemerken ist. Nicht weniger falsch ist die Behauptung, daß die älteren Vögel die Veranlassung zum Aufbruche geben und die Führung beim Zug übernehmen. Es ist unwiderleglich durch zahllose Beobachtungen (insbesondere durch Gätke während seiner vierzigjährigen Beobachtungstätigkeit auf Helgoland) erwiesen, daß in den meisten Fällen die jungen, hier erbrüteten Vögel zuerst fortziehen, daß dagegen die älteren Exemplare später, oft Wochen später die Reise antreten. Eine Anleitung oder Führung der jungen Vögel durch die älteren ist also ganz ausgeschlossen; von einer Mitwirkung der Erfahrung kann also nicht die Rede sein und es bleibt wieder das Wunderbare, daß die jungen Vögel, die aus Erfahrung nur die nächste Umgebung ihres hiesigen Futterplatzes kennen, mit einemmal aufbrechen und mit nie irrender Sicherheit ihren Weg nach Gegenden nehmen, von denen sie absolut keine Ahnung haben können.

Ferner aber würde diese Theorie gar nicht erklären, warum die Vögel im Frühjahr wieder zu uns zurückkehren. Sie würden bald bemerken, daß im Süden die Nahrung nie ausgeht, daß die Temperatur nie etwas zu wünschen übrig läßt, kurz, daß in jeder Beziehung dort ein idealerer Aufenthalt ist als in den nordischen Gegenden, von denen sie fortgezogen sind. Sie hätten also gar keine triftige Veranlassung, all das Gute, das ihnen der Süden bietet, im Stich zu lassen und sich wieder dem ungewissen Norden zuzuwenden. Man könnte hier, wie ich einschalten möchte, von einer gewissen Heimatliebe als Grund der Rückkehr sprechen; indessen, wenn die Vögel wirklich eine derartig starke Anhänglichkeit an die Heimat hätten, so würden sie mit dem Fortzug sicher solange warten, bis der Aufenthalt in der geliebten Heimat wirklich unerträglich geworden ist. Das ist, wie wir oben gesehen haben, nicht der Fall; der Heimat wird ohne Besinnen der Rücken gewendet, auch wenn sie noch alle ihre Gaben in reichster Fülle verteilt. Daß die beginnende große Hitze im Süden sie forttreibt, ist auch kaum denkbar; wenn diese ein Grund für Wanderungen wäre, so müßte auch in solchen nordischen Sommern, in denen eine außergewöhnliche Hitze herrscht, die der südeuropäischen oder nordafrikanischen kaum nachsteht, wenigstens eine Andeutung einer ähnlichen Flucht vor der Hitze, d. h. eine wenigstens lokale Verschiebung nach Norden eintreten. Dies ist aber nicht der Fall.

Ich habe oben bereits gesagt, daß die Annahme, die jungen Vögel würden von den älteren, des Weges kundigen bei ihrem Zuge geführt, falsch ist und ausscheidet. Indes, selbst wenn die Tatsache richtig wäre, daß diese älteren Exemplare die Führung übernehmen, so würde ihnen die Erfahrung, die Wegkenntnis gar nichts nützen. Denn um einen bestimmten bekannten Weg einschlagen zu können, muß man ihn zum mindesten sehen können. Da aber, besonders für die kleineren Vogelarten, die Hauptzugszeit die Nacht ist, und der Zug in solchen Höhen erfolgt, daß ein Erkennen der Einzelheiten der tief unten liegenden Erde ganz ausgeschlossen ist (ganz abgesehen von Nebel und Wolken, welche auch bei Tage jedes Erkennen ausschließen würden), so fällt auch selbst bei den alten Vögeln, die den Weg schon öfters gemacht haben, eine Mitwirkung der Erfahrung gänzlich fort.

Diese ganze Theorie, die den Vogelzug als reines Erfahrungsresultat betrachtet, ist also unhaltbar. Wie nun immer im Tierreich, wenn man irgendwelche Handlungen nicht als Resultat der Ueberlegung, der Vernunft deuten kann, hat man auch hier zu dem bequemen Wort „Instinkt" gegriffen. Man sagt einfach: aus Instinkt verläßt der Vogel unsere Gegenden, um dem vorgeahnten Winter zu entgehen, aus Instinkt findet er den richtigen Weg, aus Instinkt kommt er wieder zu uns zurück. Nun ist die Prägung eines Wortes noch keine Erklärung; dennoch ist die Theorie, die den Vogelzug als Instinkt-Handlung deutet, auf einem richtigeren Wege als die obengenannte Erfahrungstheorie. Aber sie bleibt auf halbem Wege stehen; das Wort Instinkt gibt eine *Beschreibung*, aber keine Erklärung des Vorganges. Was sind denn instinktive Handlungen? Kurz gesagt: infolge langer Uebung schließlich unbewußt vorgenommene Wiederholungen ursprünglich bewußt verrichteter Handlungen. Wir alle wissen, daß wir einen Weg, den wir tagtäglich gehen, schließlich auch in der größten Dunkelheit, ja selbst gegen unseren Willen unbewußt, instinktiv wiederfinden; daß wir, wenn wir plötzlich die Wohnung wechseln, in der ersten Zeit ganz gedankenlos, wiederum instinktiv, noch manchmal den altgewohnten früheren Weg einschlagen. Das tägliche An- und Ausziehen der Kleider, das Treppensteigen u. a., alles sind von uns schließlich ganz unbewußt, instinktiv vorgenommene Handlungen. Wird eine solche Handlung nun von Hunderten, von Tausenden von Generationen geübt, so wird sie schließlich, besonders wenn sie für die Erhaltung der Art von entscheidender Wichtigkeit ist, zu einer durch Vererbung übertragenen Eigenschaft. Ohne jedes überlegende Bewußtsein und gerade dadurch mit nie irrender Sicherheit, dafür aber mit desto gebieterischer Notwendigkeit wird dann die betreffende Handlung vollzogen. Diese drei Merkmale, die den Instinkt charakterisieren, finden sich nun alle beim Vogelzug: der ohne Bewußtsein, auch bei reichlicher Nahrung und schönstem Wetter erfolgende Aufbruch, die nie irrende Sicherheit des einzuschlagenden Weges nach Süden und der sich namentlich bei gefangenen Vögeln so unwiderstehlich äußernde

1) **Kurt Gräser**: Der Zug der Vögel. Berlin 1904. H. Walter. 96 Seiten.

Trieb. Der Vogelzug ist also unzweifelhaft eine Instinkthandlung und insofern hat die Instinkttheorie vollkommen recht. Aber jeder Instinkt setzt ja eine früher mit Bewußtsein, d. h. mit Berücksichtigung gerade vorliegender Ursachen und Umstände vorgenommene Handlung voraus. Die Kenntnis dieser letzteren würde also erst eine wirkliche Erklärung des Vogelzugs abgeben. Und hier setzt Gräsers neue Theorie ein.

Sowohl die Erfahrungs- wie auch die Instinkttheorie betrachten den Vogelzug als ein Ausnahmephänomen, die Zugvögel als Ausnahmefall der Standvögel. Der Standvogel wird also von beiden als das Normale und damit als das Ursprüngliche hingestellt. Wie nun, wenn die Sache gerade umgekehrt wäre? Wenn der Zugvogel das Ursprüngliche, der Standvogel erst eine Weiter- resp. Rückentwicklung des ersteren ist? Diese Umkehrung der bisherigen Annahme ist der Kern der Gräserschen Theorie. Das Reich des Vogels ist die Luft, die Betätigung der Flugbewegung der Berechtigungsbeweis seiner Existenz, sonst wäre die Entwicklung zum Vogel eben überflüssig gewesen und hätte nicht stattgefunden. Diese Betätigung muß darum früher auch eine viel intensivere gewesen sein. Erst später sind mehr und mehr einzelne Arten seßhaft geworden (unsere Standvögel), ja haben sogar den Flugapparat teilweise oder ganz wieder eingebüßt. (Strauß, Kiwi ꝛc.) Das frühere Bild, das die Vogelwelt dargeboten haben muß, wird also im wesentlichen so gewesen sein, daß alle Arten ein unstetes Wanderdasein führten, artenweise über die ganze Erde ihre Streifzüge ausführten, wo es ihnen gut schien, sich niederließen, und wenn irgendwie die Nahrung sich minderte, wieder in großen Schwärmen aufbrachen und nach anderen Gegenden weiterzogen. Die Richtung dieser Streifzüge wird im Anfang ziemlich unregelmäßig und willkürlich gewesen sein. Indessen müssen sich allmählich aus leicht ersichtlichen Gründen zwei Richtungen herausgehoben haben, die für die Erhaltung der diese Richtung einschlagenden Individuen besonders günstig waren: die nordsüdliche bei Eintritt des Winters, die südnördliche bei Eintritt des Sommers. Alle anderen Richtungen waren teils direkt verderblich, teils nicht so günstig. Diese beiden Hauptrichtungen haben sich nun durch Vererbung allmählich festgesetzt: sie stellen auch die heutige Zugsrichtung noch dar. Der heutige Vogelzug ist also nichts weiter als das Ueberbleibsel der beiden aus den regellosen Schwarmrichtungen ausgesonderten Richtungen, die sich für das Ueberleben der meisten, für die Erhaltung der Art am günstigsten erwiesen haben.

Soweit die Theorie Gräsers, die in der Tat ungleich wahrscheinlicher ist als die beiden anderen. Trotzdem möchte ich nicht unterlassen, auf einige Bedenken hinzuweisen, die auch ihr entgegenstehen; weniger um sie zu widerlegen, als um festzustellen, daß auch sie nicht über alle Zweifel erhaben ist, daß gar manche Punkte auch durch sie nicht ganz aufgeklärt werden.

Die Behauptung, daß die Flugfähigkeit und Flugbetätigung der Vögel früher größer gewesen ist, ist natürlich eine Annahme, die allerdings recht plausibel ist, aber doch nicht erwiesen werden kann. Man könnte ebensogut behaupten, daß im Anfang die Entwicklung der Flugfähigkeit entschieden geringer gewesen sein muß und daß sie durch Auslese sich erst allmählich vervollkommnet hat. Ob diese Weiterentwicklung noch anhält, oder ob die Vogelwelt sich bereits wieder auf dem absteigenden Ast der Rückbildung befindet, das ist schwer zu entscheiden. Daß das letztere für einzelne Arten so ist, beweist noch nicht, daß der Rückgang ein allgemeiner ist. Aber sei dem wie ihm wolle, der Grund, weshalb die Vogelwelt früher so viel mehr und weiter artenweise herumgeschwärmt ist, ist nicht recht ersichtlich. Gräser spricht davon, daß dies früher auf der öden und unwirtlichen Erde mit ihren vielen Sümpfen, Ebenen und Urwäldern nötig gewesen sei, weil an einem Ort die Nahrung bald aufgezehrt worden sei. Diese Behauptung ist eine weitere Hypothese, die auch durch nichts erwiesen wird. Warum soll früher die Nahrung geringer gewesen sein? Abgesehen von den Eiszeiten (wovon später), ist man sonst allgemein der Meinung, daß Vegetation und niederes Tierleben früher durchaus nicht weniger zahlreich vorhanden war als jetzt, im Gegenteil. Daß früher Wälder, Ebenen, Sümpfe in größerer Ausdehnung vorhanden waren als jetzt, muß doch gerade für die Wald-, Feld- und Sumpfvögel von besonderem Vorteil gewesen sein; sie hätten im Gegenteil weniger Veranlassung gehabt, zu wechseln, als heute. Hat indessen ein solches Weiterschwärmen tatsächlich stattgefunden, so wird es auch damals nur etappenweise vor sich gegangen sein; vererbt würde sich also auch nur ein etappenweises, allmähliches Vorrücken haben, nicht ein solches plötzliches ununterbrochenes Ueberfliegen von Tausenden von Meilen mit bestimmtem Ausgangs- und bestimmtem Endpunkt. Wenn ferner dieses Herumschwärmen der normale Zustand gewesen wäre, so müßte er sich heute wenigstens noch in irgend einer Weise vorfinden; unsere Zugvögel müßten dann im Sommer, wo ja alle Richtungen stets gleich günstig gewesen sind, bei uns auch noch solche Flüge unternehmen, oder, da man hier mit Recht einwerfen könnte, daß sie dann durch das Brutgeschäft an den Ort gefesselt seien, dies wenigstens im Süden tun. Aber nichts von alledem erfolgt. Warum sollte, wenn ihnen das rastlose Herumschwärmen so im Blute liegt, dies nur zweimal im Jahre während weniger Tage erfolgen?

Nun gibt es allerdings, wie auch Gräser zur Stütze seiner Theorie erwähnt, Vogelarten, die weder Zug- noch Standvögel sind, die ein artenweises, mehr oder minder weites Herumstreichen zeigen, die sogenannten Strichvögel. Dieselben haben außerhalb der Brutzeit keine festen Wohnsitze, sondern ziehen bald da, bald dort hin, wo ihnen Nahrung und Aufenthalt zusagt. Dies könnte nun, als Zwischenstufe zwischen dem früher allgemein geübten weiten Herumschwärmen und der gänzlichen Aufgabe desselben, in der Tat für die Gräsersche Theorie sprechen. Auffallend ist indessen, daß gerade bei diesen Strichvögeln, die also noch einen Rest des früheren allgemeinen Herumstreichens zeigen, das Vorwiegen der Richtung Nordsüd nicht sichtbar ist, daß gerade bei diesen Arten, die den früher allgemeinen Wanderinstinkt noch zeigen, die durch die Auslese erzeugte Bevorzugung der Nordsüdrichtung, der doch auch sie unterworfen gewesen sein müssen, nicht mehr erkennen lassen. Es ist dies eine Inkonsequenz, ein Widerspruch, der sich im Rahmen der Gräserschen Theorie nicht unterbringen läßt, ja der sogar mit der entgegengesetzten älteren Annahme leichter zu lösen ist, daß der Standvogel das Normale ist, daß sich aus diesem erst der Strichvogel mit kürzerem gleichsam probierendem Herumstreifen nach allen Richtungen entwickelt, bis endlich aus diesem letzteren das zuerst zielbewußte, dann unbewußte instinktive Ziehen nach einer bestimmten Richtung sich herausbildet.

Wenn das Vorherrschen der nordsüdlichen und der südnördlichen Richtung daraus erklärt wird, daß diese die für die Erhaltung der Art günstigsten gewesen seien, so werden dabei doch zu sehr unsere heutigen klimatischen Zustände berücksichtigt. Nun ist erwiesen, daß früher selbst in ganz nördlichen Gegenden ein ungleich milderes, fast tropisches Klima geherrscht haben muß. Zu jenen Zeiten also wäre ein Fortziehen aus diesen nördlichen Gegenden resp. ein Vermeiden des Ziehens in diese Gegenden absolut unnötig, für die Erhaltung der Art völlig bedeutungslos gewesen. Ebenso stand dem Fliegen nach Osten und Westen niemals etwas entgegen, das zwar keine besseren, aber auch keine schlechteren Lebensbedingungen gebracht hätte als das Bleiben am Ort, also wenigstens nicht total ausgemerzt zu werden brauchte. Andrerseits war, als die Eiszeit ganz Europa übergletschert hatte, auch im Frühjahr und im Sommer ein Fliegen nach Norden stets mit Untergang verbunden, hätte also bei der verhältnismäßig langen Dauer der Eiszeit, als für die Erhaltung der Art schädlich, ebenfalls allmählich in Fortfall kommen müssen. Den Zug nach dem Norden, als besonders günstig, hätten sich die Vögel erst lange nach der Eiszeit wieder angewöhnen können. Ob aber dann überhaupt die verhältnismäßig kurze Zeit, die seit dem völligen Schwinden der Eiszeit verflossen ist, zur Heranbildung eines solch unwiderstehlichen Instinktes genügt, ist eine offene Frage. Aber auch dann ist die Veranlassung zu diesem Zuge nach Norden nicht recht ersichtlich, da sie es, wie oben bereits erwähnt und

wie es ja Gräser selbst bei Zurückweisung der ersten obengenannten Theorie zugibt, im Süden zweifellos in jedem Fall am besten hatten. Und auch hier hätte sich, bei dem langsamen Zurückweichen der Eisdecke, eine viel unregelmäßigere Zugsrichtung herausbilden müssen; unter allen verschiedenen Richtungen wäre gerade die nach Norden damals noch für längere Zeit immer die ungünstigste gewesen. Und doch ist gerade sie jetzt die einzig und unfehlbar eingeschlagene.

Damit entsteht die Frage, ob denn überhaupt nur durch klimatische Einflüsse ein solcher tief eingewurzelter Instinkt entstehen konnte, wie der Herbst- und Frühlingszug der Vögel ist. Zur Herausbildung eines solchen gehörte doch eine so ununterbrochene regelmäßige Fortdauer der gleichen klimatischen Verhältnisse, wie sie kaum auf der Erde jemals bestanden hat. Wenn das heutige Klima ewig bestanden hätte, so wäre eine durch Vererbung übertragene Bevorzugung der nordsüdlichen Richtung im Frühling und Herbst zu begreifen. Indessen, wie gesagt, erst lange nach dem Verschwinden der Eiszeit konnten sich die klimatischen Unterschiede, insbesondere für den Rückzug nach dem Norden, so geltend machen, daß sie ein Ausmerzen aller anderen Richtungen bewirken könnten, wenn dies in der verhältnismäßig kurzen Zeit überhaupt möglich gewesen wäre. Die klimatischen Eigenheiten früher Erdepochen sind vielleicht, in vielen Fällen sicher ganz andere gewesen als heute, ihre Folgen, soweit sie sich in Richtunggebung für den Vogelzug äußerten, demnach auch. Ob sich unter diesen wechselnden Verhältnissen nun überhaupt irgend ein besonderer Richtungsinstinkt ausbilden konnte, ist doch recht fraglich. Zudem sehen wir ja an den heutigen Zugvögeln, daß klimatische Einflüsse in Wirklichkeit gar nicht so überwiegenden Einfluß auf den Zug haben. Wenn in Urzeiten, wo tatsächlich der Norden gar kein so abschreckendes Klima hatte, der Zug nach dem Norden mit dem Untergang der Art verbunden gewesen sein soll, warum erfolgt dann heute noch die Ankunft verschiedener Arten bei uns zu einer Zeit, wo noch Eis und Schnee herrscht? Wenn andrerseits z. B. der Mauersegler bei uns schon im Juli wieder fortzieht, so ist gar nicht einzusehen, wie er diese Eigenschaft durch vieltausendjährige Auslese erworben haben soll, denn im Juli kann für ihn zu keiner Zeit der Flug nach irgend einer Richtung, selbst nach Norden, so verderbenbringend gewesen sein, daß die Erhaltung seiner Art bedroht gewesen wäre.

Die Einwände, die ich hier vorgebracht habe, sollen, wie ich bereits oben sagte, nicht dazu dienen, Gräsers Theorie zu widerlegen; ich könnte auch keine andere an ihre Stelle setzen. Aber so viel geht doch daraus hervor, daß sie als unzweifelhaft und einzig richtig nicht bezeichnet werden kann. Es bleiben immer noch zu viel Fragen offen, auf die auch sie keine Antwort weiß. Ich glaube auch, keine Theorie wird die unzweifelhafte Lösung bringen, die nicht einen Punkt berücksichtigt, der gerade die Herausbildung eines so tief eingewurzelten Instinktes als arterhaltend deuten würde: den Zusammenhang zwischen dem Zugsphänomen und der Fortpflanzung. Daß die meisten Zugvögel zu uns kommen, um sofort oder bald mit dem Brutgeschäft anzufangen, und wieder fortziehen, sobald dieses beendet ist, spricht nur zu deutlich für einen inneren Zusammenhang zwischen beiden. Hier müßte jede Theorie einsetzen. Es ist ja schon gesagt worden, daß die Heimat unserer Zugvögel gar nicht bei uns sei, sondern im Süden, und daß sie lediglich zum Brüten zu uns kommen, um nach Beendigung desselben sofort wieder in ihre eigentliche Heimat zurückzukehren. Diese Ansicht hat in der Tat viel für sich; aber der Grund, weshalb sie zu uns kommen, weshalb andere südliche Vögel dies nicht tun, harrt noch immer der Aufklärung. Ich glaube, daß da das Wie der ganzen Erscheinung noch viel genauer erforscht werden muß, ehe wir überhaupt daran denken können, das Warum endgültig zu entscheiden.

W. Gallenkamp.

Bücher und Zeitschriften.

Aristoteles' Metaphysik übersetzt und mit einer Einleitung und erklärenden Anmerkungen versehen von Dr. Eugen Rolfes. Zweite Hälfte VIII—XIV. Leipzig. Dürrsche Buchhandlung 1904. 2.50 Mark.

Diese Uebersetzung ist eine hervorragende Bereicherung der modernen Aristoteles-Literatur. Jedem der mit der Metaphysik des Aristoteles, seinem Hauptwerk, in dem er seine πρώτη φιλοσοφία vorträgt, bekannt werden will, für den bietet sich die Rolfessche Uebersetzung als ein sehr wichtiges Hilfsmittel. Besondere Erleichterung bieten für das Studium, und deshalb ist das Buch besonders den Studierenden zu empfehlen, die erklärenden Anmerkungen. Sie enthalten nicht nur eine Disposition des behandelten Stoffes, sondern geben auch den Schlüssel für das Verständnis der Schrift. Gerade der zweite Teil enthält die am meisten benutzten Stellen des ganzen Werkes. Buch VIII enthält den Uebergang vom ersten zum zweiten Teil. IX und X enthalten die Erörterungen über Aktualität und Potenzialität. In XI handelt er über die Götter und den νοῦς. XII gibt eine kurze Zusammenfassung der aristotelischen Metaphysik. XIII und XIV bringen die berüchtigte Kritik der platonischen Ideenlehre. Schließlich sei noch erwähnt, daß das Register, das erste, das sich in einer Uebersetzung der Metaphysik m. W. findet, die Brauchbarkeit und den Wert des Buches wesentlich erhöht.

Dr. Falter.

Die Amberger Parcivalfragmente. Herausgegeben von Dr. Anton Beck. Amberg, bei H. Böes 1902.

Jahrgang 1901, Nr. 296 dieser Beilage bringt eine Notiz über die Auffindung von Bruchstücken des Wolframschen Parcival in Amberg durch Herrn Seminarpräfekt Dr. Beck. Jetzt liegt eine Veröffentlichung derselben durch den Auffinder vor, bei der man staunen muß über die Opfer, welche der Verleger dabei gebracht hat, freilich zugleich bedauern, daß solche Kosten nicht lieber auf eine wichtigere Sache verwendet sind. Es hat sich herausgestellt, daß die Amberger Blätter zu der gleichen Handschrift gehören wie mehrere jetzt in Berlin befindliche und andere, die in Aspersdorf gefunden sind. Die vorliegende Ausgabe bringt diese sämtlichen Fragmente in Faksimileabdruck, dazu dann eine Transkription mit Angabe der Abweichungen von Lachmanns Ausgabe der Werke Wolframs nebst den darin gegebenen Varianten, welche letzteren ein überflüssiger Ballast sind, soweit sich daraus nichts über die Stellung der Fragmente zu den übrigen Handschriften ergibt. Der Herausgeber zeigt sich als Dilettanten, indem er auch alle selbstverständlichen orthographischen Abweichungen des Lachmannschen Textes angibt, und indem die Einrichtung des Variantenverzeichnisses vielfach dazu angetan ist, Mißverständnisse hervorzurufen. Auch an Versehen und Druckfehlern fehlt es nicht. Die Ausgabe bringt endlich auch eine Uebersetzung der Bruchstücke nach Simrock in dem Rahmen einer Inhaltsangabe des ganzen Gedichtes. Man sieht, es ist auf Teilnahme in weiteren Kreisen gerechnet, die sich aber doch wohl nur da finden wird, wo lokales Interesse mitwirkt. Eröffnet wird die Ausgabe mit einer Beschreibung des Fundes. Dabei wird die Vermutung gemacht, daß das Buch, von dem die Amberger Fragmente losgelöst sind, aus dem Kloster Kastl stamme. Die sich weiter daran anschließenden Vermutungen wollen wir lieber mit Stillschweigen übergehen. Mit besseren Gründen vertritt der Verleger H. Böes in einer Abhandlung, welche die Ueberschrift trägt „Möglichkeit neuer Funde", die Ansicht, daß das betreffende Buch aus dem am Regen gelegenen Kloster Walderbach stamme. Für die Herstellung des Originaltextes von Wolframs Werk ergibt sich aus den Bruchstücken nichts, da sie zu der durch viele Handschriften vertretenen Gruppe G gehören, der gegenüber die viel spärlicher vertretene Gruppe D fast durchweg den Vorzug verdient.

λ. Erinnerungen aus meinem Diakonissenleben. Von Friederike Leithold, nach ihren Aufzeichnungen bearbeitet. Zweite umgearbeitete billige Volksausgabe 3 Mark. Leipzig, A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung Nachf.

Es ist in schlichter, aber sehr spannend und schön geschriebener Darstellung ein Lebensbild einer Diakonissin, die

in verschiedenen Wirkungskreisen im Krieg und Frieden tätig war, das wir mit wirklicher Befriedigung gelesen haben. Wir erhalten hier ein geschichtliches Bild auch der Diakonissenhäuser, wie sie noch vor 40 Jahren waren und wie sie heute sind, wo die Verhältnisse und Einrichtungen sich weit verbessert haben. Die Gemeinde- und Lazarettpflege, die Tätigkeit der Verfasserin im böhmischen und französischen Feldzug, die wiederholte Arbeit in Rußland wird uns hier oft in ergreifender Weise geschildert. Der Diakonissenberuf erscheint dabei bei all den großen Anforderungen, die an ihn gemacht werden, doch stets im idealen Lichte. Nur ungern scheidet die Verfasserin, durch Krankheit genötigt, zuletzt aus ihrem schweren, ihr so lieb gewordenen Berufe, und greift nun zur Feder, um ihre Erinnerungen zu schreiben. Der Eindruck, den ihr stilles, aufopferungsvolles, liebevolles Wirken, das bei allem wirklichen Heldentum doch stets die edle Bescheidenheit wahrt, und die echte, wahre Begeisterung nicht verliert, ist ein ungemein günstiger. Wir möchten das treffliche, recht unterhaltende Buch besonders auch auf den Weihnachtstisch unserer Frauen und Kinder empfehlen; es verdient in der Tat in unseren Familien die weiteste Verbreitung.

---

* Dr. Johannes Müller, der, wie vielen unserer Leser bekannt sein wird, seit Jahren durch seine Vorträge in den großen deutschen Städten, durch seine Vierteljahresschrift „Blätter zur Pflege persönlichen Lebens“ und neuerdings auch praktisch durch sein von Hans Thoma eine künstlerische Tat genanntes Schloß Mainberg für eine Kultur des Menschen im Menschen eintritt, hat seine bisherigen Bücher aus dem Selbstverlag in den der C. H. Beckschen Verlagsbuchhandlung Oskar Beck in München übergehen lassen. Es sind dies die beiden ersten grundlegenden Jahrgänge der „Blätter“, die den Zeitschriften-Charakter völlig abgestreift haben und nun zwei stattliche Bände Essays von Dr. Johannes Müller und Dr. Heinrich Lhotzky darstellen, und das „Frauenbuch“ (Beruf und Stellung der Frau, 6 bis 10. Tausend). Derselbe Verlag zeigt jetzt das unmittelbar bevorstehende Erscheinen eines neuen Buches von Dr. Johannes Müller an: „Von den Quellen des Lebens“, das besonders auch für diejenigen interessant sein dürfte, welche Müllers Bestrebungen noch fernstehen, weil es über die Art, die Wege und die Ziele dieses Mannes eine ausgezeichnete und geschlossene Uebersicht gewährt.

Allgemeine Rundschau.

Zu den Ausgrabungen von Bismâya.

Die Amerikaner sind zur Zeit neben der zu Babel und Assur grabenden Deutschen Orient-Gesellschaft in Berlin hauptsächlich bei dem friedlichen Wettbewerb zur Aufdeckung der alten babylonischen Kultur beteiligt. Eine neue Expedition wird soeben von Prof. Hilprecht für die Pennsylvania-Universität organisiert, um zu Beginn nächsten Jahres die Arbeiten am Beltempel zu Nippur fortzusetzen, und inzwischen erzielt eine andere amerikanische Universität, die von Chicago, bereits Resultate zu Bismâya, südlich von Nippur, zwischen Euphrat und dem Shatt-el-Hai, dem alten Tigrisbett. Der Leiter dieser Expedition, Dr. Banks, erzählt in dem American Journal of Semitic Languages and Literatures von dem Fund einer Statue, die ebenso durch Schönheit wie durch Alter ausgezeichnet ist. Sie ist 78 Zentimeter hoch und mißt 81 Zentimeter um das untere Ende des Gewandes. Der obere Teil des Körpers ist nackt, der untere ist mit einem sechsfach umgelegten, mit Stickerei bedeckten Hemd bekleidet, das durch ein hinten geknüpftes Band gehalten wird. Rücken und Schultern sind schön gebildet, die Arme und Ellbogen frei vom Körper gelöst, die Hände vorn gefaltet. Der wohlgebildete Kopf ist ohne Haare, das Gesicht bartlos. Die Augenhöhlen waren wohl mit Elfenbein, die Augenbrauen mit kostbaren Steinen gefüllt, die jetzt nicht mehr da sind. Dr. Banks erklärt sie für die vollendetste und graziöseste bis jetzt in Babylonien gefundene Statue und ein einzig dastehendes Rundplastikwerk. Die Inschriften darauf in drei Zeilen nennen einen den Assyriologen bis jetzt niemals vorgekommenen Tempel des alten Bismâya; sie geben den Namen des Königs Dad-du oder Da-udu (David?), der bis jetzt nicht bekannt war, und endlich wird der alte Name von Bismâya mit Ud-nun, das in dem Codex Hammurabi und sonst vorkommt, erwähnt. In Hommels soeben erschienenem „Grundriß der Geschichte und Geographie des alten Orients“ (Erste Hälfte) ist Bismâya und Udnun bereits identifiziert sowohl auf der Kartenskizze von Neubabylonien als im Texte infolge einer Privatmitteilung Hilprechts vom 6. August 1904, S. 385 Anm. 1. Die Amerikaner hoffen, daß der weitere Verlauf der Ausgrabungen Aufschlüsse über die Zeit, in der König Dau-du lebte und Ud-nun blühte, bringen wird. Für den Augenblick genüge es, daß der archaische Charakter der Schrift, die Tiefe, in der die Statue weit unter der Schicht der Naram-Sin-Ruinen (die von zirka 3700 vor Christus sein sollen) gefunden wurde, und das gänzliche Fehlen des Namens und der Stadt in den frühesten Dokumenten von Nippur und Telloh darauf schließen lassen, daß der König, den diese Statue repräsentiert, früher lebte als irgend einer der bekannten Herrscher Babyloniens.

M.

Versuchsgärten in Kamerun.

* Infolge einer Anregung des Kolonialwirtschaftlichen Komitees hatten die Stationen Lolodorf, Jaunde, Ebolwoa, Campo, Ossidinge, Fontemdorf und das Bezirksamt Edea mit der Anlage von Versuchsgärten begonnen. Die Anlagen in Ossidinge, die anscheinend im Aufblühen begriffen waren, sind leider infolge des Aufstandes im Crossgebiet völlig zerstört. Ueber die Entwicklung der anderen werden in Nr. 10 des Tropenpflanzers, des Organs des Komitees, folgende Mitteilungen gemacht, die wir nach einer Notiz im Globus (Nr. 21 d. J.) wiedergeben: Lolodorf macht Versuche mit Baumwolle, Oelpalmen und Kickxia, Jaunde mit Kola und Kickxia, Ebolwoa mit Baumwolle, Kakao und Kickxia. Fontemdorf hat ebenfalls einen Versuch mit Baumwolle gemacht, der indessen in dem feuchten Waldklima mit unregelmäßigen und zahlreichen Niederschlägen zweifellos verunglücken wird. Die Station will sich nun vorzugsweise auf Kickxia und Kakao verlegen. Oelpalmen kommen dort so zahlreich vor, daß sie einer besonderen Pflege nicht bedürfen. Campo baut Teakholz, Ficus elastica, Kickxia und Kakao. Edea hat sich zunächst darauf beschränkt, Planten- und Kokosfarmen anzulegen zur Erleichterung der Verpflegung der farbigen Arbeiter des Bezirksamts; nächstens will man aber auch mit einer Anlage von Reiskulturen am unteren Sanaga vorgehen. — Aus anderen Orten des Schutzgebietes wird berichtet: Eine bei der Station Tinto angelegte Reisfarm hat im vorigen Jahr recht erfreuliche Erträgnisse erzielt. In Bamenda und Kribi werden Versuche beginnen. Jabassi hat neuerdings einen kleinen Versuchsgarten angelegt, in dem vorzugsweise Gummi- und Guttaperchapflanzen gepflegt werden sollen. In Buëa werden vornehmlich Tee und Chinin kultiviert. Außer diesen tropischen Nutzpflanzen haben fast alle Stationen auch Obstgärten angelegt, in denen vornehmlich Ananas, Orangen und Mango gezogen werden. Nach Garua ist der Landwirt Lück entsandt. — Abschließende Berichte liegen noch von keiner Station des Schutzgebietes vor. Die Stationen sind angewiesen, alljährlich zum 1. Januar über die weitere Entwicklung der Kulturen zu berichten.

Kleinere Mitteilungen.

∽ Orientforschung. Der Leiter der mesopotamischen Expedition der Deutschen Orient-Gesellschaft, Prof. Dr. Koldewey, hat in diesem Sommer einen sechs Monate langen Urlaub in Deutschland zugebracht, während dessen er u. a. auch dem Kaiser einen Vortrag über die Ausgrabungen in Babylon hielt. In einer am 10. Oktober stattgehabten Sitzung des Gesamtvorstandes der Deutschen Orient-Gesellschaft ist sodann im Einvernehmen mit der Generalverwaltung der königlichen Museen über die Fortführung der Arbeiten der Expedition Beschluß gefaßt worden: gemäß den Vorschlägen des Arbeitsausschusses wurde vorerst für die nächsten zwei Jahre ein bestimmtes Programm aufgestellt und wurden für weitere Pläne die Grundzüge genehmigt. Am 5. November hat Dr. Koldewey die Rückreise nach den Stätten seiner Wirksamkeit wieder angetreten.

* Mathematisches. Der Circolo Matematico di Palermo wird bei dem IV. Internationalen Mathematiker-Kongreß, der im Jahre 1908 in Rom stattfinden soll, einen internationalen Preis für Geometrie erteilen. Dieser Preis, der nach seinem Stifter „Guccia-Medaille" heißt, wird aus einer kleinen Goldmedaille und einer Summe von 3000 Francs bestehen. Der Preis wird, der Frankfurter Zeitung zufolge, einer Arbeit zuerkannt, welche die Theorie der algebraischen Raumkurven wesentlich fördert, doch kann er auch einer Abhandlung zugesprochen werden, die einen wesentlichen Fortschritt in der Theorie der algebraischen Flächen oder anderer algebraischer Mannigfaltigkeiten bezeichnet. Die Bewerbungsarbeiten (in italienischer, französischer, deutscher oder englischer Sprache abgefaßt) sind dem Präsidenten des Circolo Matematico di Palermo vor dem 1. Juli 1907 unter Beachtung der üblichen Vorschriften in drei Exemplaren einzureichen.

* Ehrungen. Am vorigen Sonnabend hielt Dr. Otto Nordenskjöld in der niederländischen königlichen Geographischen Gesellschaft zu Amsterdam einen Vortrag über seine Südpolar-Expedition, an dessen Schlusse der Vorsitzende ihm, wie die Vossische Zeitung meldet, unter lebhaftem Beifall der Anwesenden die Mitteilung machte, daß die Geographische Gesellschaft ihn zum Ehrenmitglied ernannt habe. — Der Elektrotechnische Verein zu Berlin hat gelegentlich der Feier seines 25jährigen Bestehens Lord Kelvin zum Ehrenmitglied ernannt.

✱

Hochschulnachrichten.

* Tübingen. Der hiesigen Universität wurde von dem verstorbenen Herrn Breitling in Ober-Eßlingen die Summe von 11,000 M. zur Begründung einer Stipendienstiftung für würdige Studenten aller Fakultäten hinterlassen.

* Leipzig. Der außerordentliche Professor der deutschen Literaturgeschichte Dr. G. Witkowski ist von der Universität in Edinburg aufgefordert worden, im nächsten Jahre dort zwanzig Vorlesungen über deutsche Literaturgeschichte zu halten und wird diesem Rufe Folge leisten.

* Breslau. Der Assistent am Hygienischen Institut Dr. Bruno Heymann hat sich am vergangenen Mittwoch in der medizinischen Fakultät als Privatdozent habilitiert.

* Innsbruck. Am Mittwoch abend fand hier in den Stadtsälen eine akademische Trauerfeier für den im vorigen Jahre am Gabelhorn verunglückten Rektor Prof. Demelius unter Beteiligung aller Universitätsangehörigen und eines großen Teiles der Bürgerschaft statt. Der jetzige Rektor Prof. Dr. Heider wies in seiner Eröffnungsrede auf den großen Verlust hin, welchen die Universität Innsbruck durch den Tod Demelius' erlitt, und gedachte auch ehrend der Bemühungen des Verstorbenen, den deutschen Charakter der Innsbrucker Universität rein zu erhalten. Nachdem ein Student namens der Studentenschaft gesprochen hatte, feierte der Dekan der juristischen Fakultät, Professor Dr. Wretschko, das wissenschaftliche Wirken Demelius' und würdigte dessen große Verdienste um die Lösung der italienischen Universitätsfrage.

hc. Aus der Schweiz. An der Universität Lausanne hat sich Ingenieur Adrien Paris als Privatdozent niedergelassen. — Der ordentliche Professor der Mathematik an der Universität Freiburg, Dr. Martin Lerch, ist zum korrespondierenden Mitglied der kgl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Lüttich ernannt worden.

* Von technischen Hochschulen. Professor Dr. Müller aus Tetschen in Böhmen gedenkt sich an der Tierärztlichen Hochschule in Dresden als Privatdozent niederzulassen.

✱

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Franz Eulenburg: Die Frequenz der deutschen Universitäten von ihrer Gründung bis zur Gegenwart. (Des XIV. Bandes der Abhandlung der philologisch-historischen Klasse der Kgl. Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften Nr. II.) Mit einer Karte und 8 graphischen Darstellungen. Leipzig 1904. B. G. Teubner. 323 S. — Helen Keller: Die Geschichte meines Lebens. Mit einem Vorwort von Fritz Holländer. Deutsch (autorisiert) von P. Seliger. Stuttgart 1905. Robert Lutz. 347 S. — Gertrud Prellwitz: Michel Kohlhas. Ein Trauerspiel in 5 Akten. Freiburg i. Br. 1905. Ernst Fehsenfeld. 130 S. — Karl Frey: Aus den Bergen des Sernftales. Alpine Erlebnisse und Erinnerungen. Zürich. Orell Füssli. 142 S. — Brockhaus' Konversations-Lexikon. Vierzehnte vollständig neu bearbeitete Auflage. (17. Band. Supplement. Mit 65 Tafeln, darunter 2 Chromotafeln, 23 Karten und Pläne und 245 Textabbildungen.) Leipzig, Berlin und Wien 1904. F. A. Brockhaus. — Dr. Hans Landsberg: Renaissance-Bibliothek. (3. Bd.) Berlin 1905. Leonhard Simion. 150 S. — Karl Hagemann: Regie. Die Kunst der spanischen Darstellung. Berlin u. Leipzig 1904. Schuster u. Loeffler. 258 S. — Hans Blum: Volkstümliche geschichtliche Vorträge. Berlin 1904. Gebr. Paetel. 459 S. — Das neue Jerusalem. Ein jüdischer Roman. Stuttgart 1905. Adolf Bonz u. Comp. 410 S. — A. G. Pozedak: Geschichte des deutschen Zeitschriftenwesens in Böhmen. Herausgegeben mit Unterstützung der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen. Heidelberg 1904. Karl Winter. 248 S. — W. Kulemann: Die Reform der Voruntersuchung. Vorschläge zu einer Aenderung der Strafprozessordnung nebst einem Gesetzentwurf mit Begründung. Berlin 1904. J. Guttentag. 89 S. — D. Dr. Julius Grill, ord. Professor der Theologie in Tübingen: Der Primat des Petrus. Eine Untersuchung. Tübingen 1904. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 78 S. — Himmel und Erde. Illustrierte naturwissenschaftliche Monatsschrift. Herausgegeben von der Gesellschaft „Urania". (Redakteur Dr. P. Schwahn.) 17. Jahrgang. Oktober 1904. Heft 1. Berlin. Hermann Paetel. — Johannes Proelss: Das Bild der Königin. Roman. Stuttgart 1904. Adolf Bonz u. Co. 240 S. — Donald Wedekind: Oh, mein Schweizerland! Novellen und Erinnerungen. Berlin 1905. M. Lilienthal. 150 S. — Der deutsche Spielmann. Eine Auswahl aus dem Schatz deutscher Dichtung für Jugend und Volk. Herausgegeben von Ernst Weber. Mit Bildern von deutschen Künstlern. (Band 11: Sänger. Des deutschen Spielmanns liederfrohe Genossen und ihres Lebens wechselndes Geschick. Bildschmuck von Hans Röhm. Band 13: Sommer. Der deutsche Sommer, der Stirnen feucht und Hände schwielig macht, doch auch die goldenen Ernten schenkt. Bildschmuck von Edm. Steppes. Band 14: Herbst. Der deutsche Herbst, des Jahres grosser Sterbetag, der Jäger und der Winzer Freude. Bildschmuck von Karl Biese.) München 1904. Georg D. W. Callwey. — Dr. Max Fischer: Unser Schwarzwald-Bauernhaus. Freiburg i. Br. 1904. Speyer u. Kaerner. 38 S. — Dr. Max Adler und Dr. Rudolf Hilferding: Marx-Studien. Blätter für Theorie und Politik des wissenschaftlichen Sozialismus. (Band 1.) Wien 1904. Ignaz Brand. 433 Seiten.

• • F. Behr's Verlag • Berlin W. 35. • •

Das Papsttum u. Byzanz

Die Trennung der beiden Mächte und das Problem ihrer Wiedervereinigung bis zum Untergang des byzantinischen Reiches (1453)

von

Dr. Walter Norden.

Privatdozent a. d. Universität in Berlin.

780 S. gr. 8° · Geh. M. 16.—, elegant geb. M. 18.—

Tägl. Rundschau (in einem mehrspaltigen Artikel): .... Also ein wirkliches Lesebuch erblicke ich in diesem „Papsttum und Byzanz"; es ist ganz erstaunlich, was man alles aus diesen Untersuchungen lernen kann ... Kurz, wohin wir uns auch von dem außerordentlich belesenen Verfasser führen lassen: überall ein fester Blick aufs Gesamte, eine aus gediegensten Vorarbeiten erworbene sichere Beherrschung des massenhaften Stoffes, eine in allen Stücken echte, selbst hohen Ansprüchen durchaus gerecht werdende, geschmackvolle Darstellung. (6246) [illegible]

Ausführliche Prospekte portofrei und unentgeltlich.

Verlag von W. Spemann in Berlin und Stuttgart.

Vorzügliche Weihnachtsgeschenke

sind:

Allgeyer, Anselm Feuerbach. Mit vielen Abbildungen. 2 Bände. Geb. M 20.—
Burckhardt, Griechische Kulturgeschichte. 4 Bände. Geb. M. 38.80.
Das große Weltpanorama. Band I—IV. Mit zahlreichen Illustr. Geb. à M. 7.50.
Das Museum. Band I—VIII. Geb. à M. 25.—
Grimm, Leben Michelangelos. Text-Ausgabe. Geb. M. 14.60.
Grimm, Leben Michelangelos. Illustrierte Prachtausgabe. Geb. M. 100.—
Grimm, Fragmente. I, II. Band. Gebunden zusammen M. 11.50. III. Band. Geb. M 7.50.
Hessen, Leben Shakespeares. Illustriert. Geb. M. 9.—
v. Keudell, Fürst und Fürstin Bismarck. Geb. M. 13.50.
Neumann, Rembrandt. Illustriert, Geb. M. 35—
Ottmann, Von Marokko nach Lappland. Illustriert. Geb. M. 4.—
Penzler, Graf Wilhelm Bismarck. Illustriert Geb. M. 11.50.
Penzler, Fürst Herbert von Bismarcks politische Reden. Gesamtausgabe mit einem Bildnis des Fürsten Herbert von Bismarck. Geb. M. 8.50.
Reinecke, Meister der Tonkunst. Geb. M. 9.—
Niemann, Geschichte der Musik seit Beethoven. Geb. M. 10.—
Sauer, Meine Welt. Geb M. 10.—
Spemanns Hauskunde. Band I—VII. Geb à M. 6.—
Spemanns Historischer Medicinal-Kalender 1905. M. 2.—
Spemanns Kunstkalender 1903 im Preise ermäßigt. **1904** und **1905** à M. 2.
Spemanns Kunstlexikon. Geb. M. 12.50. (11280)c

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. Falls keine solche am Platze befindlich, bitte sich direkt zu wenden an die **Verlagsbuchhandlung**

W. Spemann in Stuttgart.

Soeben erschien:

Katalog 111

Seltene und kostbare Bücher,

wie

Americana. Autographen. Seltene Bibelausgaben. Bucheinbände. Fechtkunst. Genealogie. Handzeichnungen. Holzschnitt- und Kupferstichwerke. Inkunabeln. Kostümwerke. Kräuterbücher. Literarische Seltenheiten. Frühe Lithographien. Liturgien. Manuskripte. Medizin. Musik. Ornamentik. Porträtwerke. Schachbücher. Spielkarten. Sprichwörterbücher. Totentänze. Wappenbücher etc. etc.

2043 Nummern. — 33 Faksimiles.

(11294)c **Preis Mk. 4.—**

München, Hildegardstrasse 16. **Ludwig Rosenthal's** Antiquariat.

Verlag von Gustav Fischer in Jena.

Vorträge über Descendenztheorie,

gehalten an der Universität Freiburg i. B.

Von **Prof. August Weismann.**

Mit 3 farbigen Tafeln und 131 Textfiguren.

Zweite Auflage. (4)

Preis: 10 M., eleg. geb. 12 M.

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck in München.

Soeben erschien:

Martin Mohr

Adel und Politik

Neun Kapitel bayerischer Tagesgeschichte.

51 Seiten gr. 8°. Preis 80 Pf.

An das öffentliche Auftreten der Reichsräte Graf Preysing und Graf Arco-Zinneberg anknüpfend, wird diese Broschüre, zumal sie zugleich die politische Gesamtlage Bayerns in Betracht zieht, einem besonderen Interesse begegnen.

(Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.)

Kostbare **alte** Bücher und Stiche

kauft fortwährend

Ludwig Rosenthals Antiquariat,

München, Hildegardstrasse 16. (5324)c

Historisch-politische Blätter.

Jahrgang 1904. 134. Band. Elftes Heft.

Inhalt: Martin Eisengrein und die Universität Ingolstadt. (Schluß). — Die Verachtung der Frau beim hl. Antonin. — Zur Frage der Errichtung eines Bureaus für kirchliche Statistik. — Die italienischen Wahlen. — Ein neuer Band Essays von Wilfrid Ward. — Die russische Missionsarbeit und ihre Erfolge. — Zur bayerischen Geschichte. (11276)

Verlag von **D. Gundert** in **Stuttgart.**

El Dorado.

Reisen und Abenteuer zweier deutscher Knaben in den Urwäldern Südamerikas.

Erzählung von **Wilh. Mader.**

388 Seiten groß Oktav. Mit 2 Bildern in Farbendruck und mehreren Abbildungen. Eleg. in Leinwand geb. M. 4.50.

„Ein vorzügliches Buch für die reifere Jugend, das in glücklichster Weise Phantasie und Wirklichkeit verbindet, belehrend, aufklärend, fesselnd von Anfang bis zu Ende. Der Bilderschmuck ist ausgezeichnet. Wir stellen es neben den Robinson und über den Lederstrumpf."

(11250) [illegible] Bücherschatz.

An unsere Leser!

Wir bitten höflich, bei allen **Anfragen oder Bestellungen,** welche auf Grund der in der **Beilage zur Allgemeinen Zeitung**

angekündigten,

besprochenen

oder **zitierten**

Bücher und Verlagswerke

erfolgen, sich gefl. auf die **Beilage der Allgemeinen Zeitung**

beziehen zu wollen.

Verlag der Allgemeinen Zeitung.

Für den Inseratenteil verantwortlich: **R. Schumacher, München.**

Jahrgang 1904. München, Samstag, 3. Dezember. Nummer 278.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Roseggers „Frohe Botschaft“.

Es mag jetzt fünf Jahre her sein, daß Peter Rosegger im „Heimgarten“ eine Skizze veröffentlichte: „Wie ich mir die Persönlichkeit Jesu denke“, die von der Grazer Polizei als Gotteslästerung unterdrückt wurde. Das Christusbild, das der Poet damals in seiner volkstümlichen Prosa zeichnete, war vor seinem Geiste lebendig geworden, als er während eines langen Krankenlagers sich mit dem Studium der Evangelien beschäftigt hatte. Es war also aus einem inneren Zwange herausgeboren, aus einem lauteren Herzensbedürfnis des sicherlich in jeder Regung seiner Seele durchaus wahren und freimütigen Dichters. Die Skizze erschien einige Zeit nach der Konfiskation in Graz in Hardens „Zukunft“. Jeder, der sie dort gelesen, mag das Haupt geschüttelt haben über das von einer unglaublich engen Anschauung zeugende Vorgehen der österreichischen Polizei. Rosegger selbst sagte, daß ihm bei dieser Geschichte zum Lachen und zum Weinen war. Er ließ ein Jahr nachher das Buch „Mein Himmelreich“ in die Welt hinausgehen, in dem er in der Form von losen Skizzen „Bekenntnisse, Geständnisse und Erfahrungen aus dem religiösen Leben“ niederlegte. Diese Schrift hat sich im Fluge viele Herzen in Oesterreich wie in Deutschland erobert und ist in Tausenden von Abdrücken überall dort verbreitet, wo eine Erneuerung und Verselbständigung des religiösen Empfindens sich anbahnt. Besonders auch in den österreichischen Alpenländern, wo sie in die Los von Rom-Bewegung vielfach klärend und vertiefend mit eingriff. Klar und deutlich und dem Volke verständlich entwickelte der Dichter, der wie keiner neben ihm im Herzen seiner Volksgenossen zu lesen und die Gedankengänge seiner Landsleute zu beobachten versteht, sein religiöses Kredo; deutlich kommt auch der schwere Konflikt zum Ausdruck, der in Roseggers Gemüt lebt und der vor allem ihn zur Erörterung der religiösen Fragen veranlaßt hat. Den Katholizismus hat er von den Vorfahren geerbt, seine Kindheitserinnerungen wurzeln in ihm; die katholische Kirche mit ihren in die Sinne fallenden Gebräuchen ist die Pflegestätte für seine Neigung zur Mystik, für seine künstlerische Lebensauffassung — „und doch zieht es mich hinüber zu den Evangelischen“. Es ist die Vertiefung in die Schriften des Neuen Testamentes, aus der Rosegger, bei allem historischen Sinn, die Vorstellung von „einer erschreckend trennenden Kluft“ zwischen dem Evangelium und der katholischen Kirche gewonnen hat, und über diese Kluft kann er nicht wieder hinwegkommen. Weder in dem Buche „Mein Himmelreich“, noch in dem neuen Glaubensbekenntnis, das er vor kurzem veröffentlicht hat, in der „Frohen Botschaft eines armen Sünders“.[1])

Im Grunde genommen ist dieses neue Buch eine poetische Erweiterung der Skizze „Wie ich mir die Persönlichkeit Jesu denke“. Wenigstens ist es, wie diese Skizze, ein Niederschlag aus den Eindrücken, die das eifrige und andächtige Lesen der Evangelien in Roseggers Seele hinterlassen hat. Nur daß hier der Dichter nicht direkt zu uns spricht, sondern den Versuch macht, seine Auffassung von der Persönlichkeit und von der Wirksamkeit Jesu dadurch zu objektivieren, daß er sie einem anderen Sohn des Volkes, einem im Gefängnis auf sein letztes Stündlein harrenden Verbrecher, in den Mund legt. Ob dieser Versuch in wirkungsvoller und glaubhafter Weise gelungen ist, wollen wir nachher erörtern. Zunächst einige Worte über die Absicht, von der sich Rosegger bei dieser Einfassung seines Lebens Jesu durch einen erdichteten Rahmen allem Anscheine nach hat leiten lassen.

Es ist kein Zweifel, daß er zunächst wohl an das Wort von den Mühseligen und Geplagten gedacht hat, für die in erster Linie der Heiland in die Welt gekommen ist. Ein von der Wucht seiner Schuld, aber auch von der Furcht vor dem schrecklichen Ausgange seines Lebens Erdrückter ist es, den der Dichter zu der Beschäftigung mit dem Evangelium wie nach einem Rettungsanker in letzter, härtester Not greifen läßt. Der Tischlergeselle Konrad Ferleitner, ein Sohn der Berge und der frommen dörflichen Abgeschlossenheit, ist früh zu fremden Leuten und auf der Wanderschaft dann in den Bannkreis anarchistischer Genossen gekommen, von denen er durchs Los zu einem Mordanschlag auf den Kanzler bestimmt wurde. Er verwundet den Kanzler und wird verhaftet. „Einen närrischen Phantaster“ hat ihn schon der Lehrmeister geheißen, für einen Verführten halten ihn auch die Geschworenen, obwohl sie ihn, weil es sich's „ums Ganze handelt“, zum Tode verurteilt haben. Aus der Gerichtsverhandlung, von der er die Freiheit erhofft hatte, kommt er als gebrochener Mann ins Gefängnis zurück. Sein erstes Wort, als er aus dem dumpfen Zustande erwacht, in den ihn das Urteil gestürzt hat, ist der Ruf nach einem Priester. „Vor allem verlangt ihn nach einem Menschen“, aber als er aus dem Munde dieses einzigen Menschen, der zu ihm kommen kann, eines biederen Kapuziners, zum erstenmal wieder freundliche linde Worte vernimmt, erwacht der Gedanke an seine frohe Jugendzeit, an seine Mutter, an die frommen Lehren, mit denen sie ihn erzog, mit überwältigender Macht in seiner Seele. Drum bittet er den Beichtvater um ein Evangelienbuch. „Meine Mutter, sie hat so ein Buch gehabt, da hat sie gern vorgelesen und ausgelegt. Es wollte mich anheimeln, wenn ich jetzt darin lesen könnte.“ Aber der Kapuziner will nichts davon wissen, ein solches Buch in die Hände des Sohnes aus dem Volke zu legen. „Das Evangelium

[1]) J. N. R. J. Frohe Botschaft eines armen Sünders. Von Peter Rosegger. Leipzig, 1905. Verlag von L. Staackmann. 394 S. 8°.

ist ein sehr gutes Buch," so sagt er, „nicht umsonst nennt man es die Frohe Botschaft. . . Aber mit diesem Buche ist es eine eigene Sache. Unter zehn Lesern kann's kaum einer verstehen. Und der eine versteht's auch nicht. Es ist ein zu tiefsinniges, ich möchte sagen, ein zu göttliches Buch; wie es heißt, mit sieben Siegeln verschlossen. Daher muß es erklärt werden von Fachleuten." So läßt er denn den Verzweifelnden zunächst ohne die „Frohe Botschaft" und schickt ihm dafür die „Andacht des heiligen Rosenkranzes", die „Gebete zum Herzen Mariä", „Der Tod, das Gericht, der Himmel und die Hölle", die „Geschichte der heiligen Theresia", „Die sieben Himmelsriegel" und „Ablaßandachten für die armen Seelen" zur Erbauung in den Kerker. Ferleitner versucht vergebens sich in und mit diesen Büchern zurecht zu finden; trostlos schläft er ein und in der Nacht träumt er, daß er wieder zu Füßen seiner Mutter sitze und daß sie ihm Geschichten vom Heilande erzähle. „So hatte er geträumt. Und beim Erwachen, da war wiederum nichts als die Kerkerzelle, nur die milde Stimme der Mutter klang noch in seinem Ohre: „Mein Kind, du mußt dich an Jesus halten." Am Tage darauf kommt der Gerichtspräsident zu ihm ins Gefängnis und teilt ihm mit, daß der Verteidiger um seine Begnadigung einkommen wolle. Der Tischlergeselle wird von neuem Leben erfüllt; aber wie soll er die Zeit der Ungewißheit, die bis zur Erledigung des Gnadengesuches verstreichen wird, ertragen! „Glauben Sie, Herr Richter, daß ein Mensch das aushalten kann? So wochenlange Todesangst?" Und in dieser angstvollen Stimmung bittet er um Gewährung von Schreibzeug. Der Richter fragt ihn verwundert, was er wohl schreiben wolle? eine Rechtfertigung etwa oder gar seine Lebensbeschreibung? Aber Ferleitner sinnt vor sich hin: „Nein, ich wüßte vielleicht etwas anderes zu schreiben." Seine Bitte wird ihm erfüllt, er erhält Tinte, Federn und einen großen Stoß Schreibpapier. Und abermals erscheint ihm seine Mutter im Traume, die Lichtgestalt Jesu an ihrer Hand. „Als der arme Sünder am Morgen erwachte, war sein Herz voller Wonne. In dieser Nacht war ihm gut gewesen. Flink sprang er vom Lager auf: Himmelsgestalt, dich lasse ich nimmer! — Ein bisher kaum Bewußtes war ihm klar geworden, ganz plötzlich. Er will sich zum Heiland flüchten. Er will sich versenken in Jesus, in dem sich alles vereint, was ja seine Seeligkeit gewesen war und werden muß — seine Mutter, seine schuldlose Jugend, seine Gottesfreude, seine Ruh' und Hoffnung, sein ewiges Leben. Jetzt weiß er's: Seinen Heiland will er festhalten. Ein Buch über Jesus will er schreiben."

Und während des sechswöchigen Wartens auf die Entscheidung über sein Gnadengesuch schreibt der Tischlergeselle nun sein Leben Jesu. Er schreibt es in freudig-fiebernder Stimmung, mit der ganzen, seinen Körper verzehrenden Inbrunst einer glühenden Seele. Als er das Werk beendet hat, glaubt er aus einem frohen Zuruf des ihn wieder besuchenden Kapuziners die Kunde seiner Begnadigung zu vernehmen und sinkt, von der Freude getötet, vom Sessel. Der Gerichtspräsident, der dann hereintritt, um ihm mitzuteilen, daß sein Gesuch abgelehnt sei, findet eine Leiche. „Delinquent Konrad Ferleitner braucht keinen Priester und keinen Richter mehr. Er ist begnadigt."

Dies ist der Rahmen, in den Rosegger sein Leben Jesu hineingebaut hat. Die Absicht, in der er diese Umkleidung vornahm, tritt deutlich aus der Zeichnung der Gestalt des fingierten Verfassers hervor. Ein einfacher Handwerker ist es, in dessen Herzen die heiße Sehnsucht nach der Erfassung der Lichtgestalt des Heilands erwacht: nicht gerade ein gänzlich ungebildeter Mann — „der Tischlergeselle war stets ein Bücherfreund gewesen; drei Esel, so hatte er scherzeshalber einmal berechnet, würden die Bücher nicht ertragen können, die er seit Kindeszeit durchgelesen. In alle Zeiten und Räume der Welt hatte er hineingeguckt und in alle Bereiche des Menschenlebens" —, aber doch ein Menschenkind, dem nur verworrene Begriffe aus seinen Bildungs- und Umschauversuchen geblieben waren. Und dem vor allem aus der christlichen Heilsgeschichte nur die in frühester Jugend ihm durch die frommen Erzählungen der Mutter eingeprägten Tatsachen und Bilder zur Verfügung stehen. Denn daß er sich später mit den Evangelien in ihrem Wortlaute nicht beschäftigt hatte, geht aus seiner Bemerkung über das Evangelienbuch der Mutter, nach dem er sich wie nach einem Jugendtraum sehnt, wohl deutlich hervor. Es scheint also dem Dichter die Absicht vorgeschwebt zu haben, die Erscheinung des Heilands in der Form festzuhalten und in seinem Werke zu zeichnen, in der sie heute in der frommen Ueberlieferung des Volkes lebt. Alles was die biblische Kritik für die Aufklärung und Anordnung der Erzählung der Evangelien vom Leben Jesu geleistet, mußte von Rosegger dabei von vornherein unbeachtet bleiben; auch die von den Evangelisten übereinstimmend gebrachten Tatsachen durften nicht als Unterlage seiner Darstellung gelten; nur der Niederschlag, der aus den biblischen Berichten in dem Sinne und in dem Herzen des Volkes übrig geblieben war, konnte, verbrämt mit vielen legendarischen, nicht in den Evangelien vorhandenen Zügen, in der Erinnerung des Tischlergesellen haften und ihm zu seinem Lebensbilde des Heilandes dienen.

Es leuchtet sofort ein, daß Rosegger sich hiermit eine Aufgabe gestellt hat, die nur ein mit den feinsten Schwingungen der Volksseele vertrauter und in dem Schatze ihrer Ueberlieferungen durchaus bewanderter Dichter lösen kann. Aber auch ihm wird die Lösung nicht gelingen, wenn er nicht von einer in der Zeit seines Schaffens noch lebhaft tätigen und mit dem Gegenstande seiner Dichtung unaufhörlich beschäftigten Volksphantasie unterstützt wird. Nur aus dem Untergrunde, der von dieser Volksphantasie mit kräftigen Gestaltungskeimen ausgestattet ist, kann eine volkstümliche Darstellung des Lebens und Wirkens Jesu entsprießen, die den Stempel der Unmittelbarkeit und Echtheit des Empfindens an sich trägt. Wenn die Gestalt des Heilands für die mittelalterliche Dichtung den Mittelpunkt aller Empfindung und Phantasievorstellung bildete, so wird das erklärlich aus der Konzentration des religiösen Fühlens in jener Zeit, aus der naiven historischen Auffassung und der frischeren Gestaltungsfähigkeit und Gestaltungslust des Volkes in jener Periode. Zugleich aber auch aus der größeren Einfachheit der Ueberlieferung der Heilsbotschaft, die noch nicht von Legenden und Heiligengeschichten, aber auch noch nicht von Reflexionen und kritischen Erwägungen in dem Maße überwuchert war, wie das heute der Fall ist. Eine dichterische Ausgestaltung und Darstellung des Lebens Jesu wird heute kaum noch in den Tiefen der Volksseele ihre Wurzel finden; sie würde als wirkliche Volksdichtung selbst dann wohl nicht mehr möglich sein, wenn wieder eine größere Verinnerlichung und Vertiefung des religiösen und christlichen Empfindens in weiten Kreisen des Volkes um sich griffe.

Rosegger geht nun aber in seiner dichterischen Absicht von der Voraussetzung aus, daß sein Konrad Ferleitner wirklich die Auffassung zum Ausdruck bringe, die das bäuerliche Volk, aus dem er ihn herkommen läßt, von der Gestalt und dem Wirken des Heilands hege. Es ist schon mißlich, daß er zum Vortrage dieser Auffassung zu einer fiktiven Persönlichkeit greifen muß; noch mißlicher, daß er diese Persönlichkeit in ihrem Wissensumfange wie in ihrer Sprechweise mit den Eigenschaften ausstattet, die er selbst, der Dichter, sich im Laufe seines literarischen Lebens erworben hat. Wenn auch wohl keiner unter allen zeitgenössischen Dichtern noch in so unmittelbarem Zusammenhange mit dem Volke steht wie Peter Rosegger, so kann doch auch er die Bürde von Reflexion und Wissensqualm, die er sich während seines öffentlichen Wirkens notgedrungen aufladen mußte, nicht mehr von den Schultern schütteln. Er kann es am wenigsten, wenn er die Lösung der großen Aufgabe unternimmt, das ursprüngliche religiöse Empfinden des Volkes, dem er entstammt, in einer erhaben angelegten Prosadichtung zum Ausdruck zu bringen. Auf Schritt und Tritt muß hier jene Bürde ihn hemmen und in der freien, unmittelbaren Beweglichkeit des poetisch schaffenden Volkskindes hindern; seine Naivität wird von ihr zu Boden gedrückt, seine frische Gestaltungskraft im Keime erstickt. Denn mit dichterischen Kunstmitteln wird auf diesem Gebiete nichts erreicht; hier dürfen nur die feinsten und innigsten Empfindungen des Volkes für den

Gegenstand seiner Verehrung und Anbetung zur Geltung kommen und die Keuschheit des Fühlens, mit dem auch der ungebildetste Angehörige einer ländlichen Gemeinschaft seine Anschauungen über das Göttliche und Heilige in sich selbst verschließt, kann nur in leisen Linien zur Andeutung kommen.

Gerade an den künstlerisch feinfühligen Andeutungen, an den leisen Linien fehlt es aber der Roseggerschen neuen epischen Dichtung fast überall. Sie wirkt in vieler Hinsicht zu aufdringlich; sie ist allzu reich ausgestattet mit gedanklichen Elementen, die dem unmittelbaren Fühlen des Volkes fremd sind. Schon der innere Widerspruch, daß ein einfacher, wen auch, wie uns Rosegger versichert, recht belesener Tischlergeselle allein aus der Kraft seiner Erinnerung an mütterliche Erzählungen heraus, eine so große Fülle von Einzelzügen aus dem Leben des Heilands, aus dem sozialen Zustande des jüdischen Volkes, aus den Gesprächen der Jünger zur schriftlichen Darstellung bringt, wirkt ungemein störend. Es fehlt hier die einfache Linie der Erzählung, die ja immer noch bestehen könnte und müßte, auch wenn wir die ausschmückende Phantasie des Konrad Ferleitner hoch genug in Rechnung stellen. Dieser Jesus, wie er vor der Seele des Schreibenden steht, ist geistig viel zu sublim für die Auffassungskraft eines Volkskindes; die Wirkung seiner Persönlichkeit beruht nicht auf dem einfachen Heiligmäßigen, das auf das Gemüt des Volkes den überwiegenden, fast alleinigen Eindruck macht, sondern auf einer geistigen Größe und Erhabenheit, die ein einfacher Sinn nicht faßt. Ein rationalistisches Element kommt hierin zum Ausdruck, das schon in Roseggers Buch „Mein Himmelreich" sehr bemerklich war; dort stand es ganz an seinem Platze, hier, in der Dichtung, zerstört es den Zauber des naiven Empfindens, der allein eine solche Dichtung rechtfertigen würde.

Es ist in der Tat zu bedauern, daß der Schriftsteller und Denker Rosegger hier dem Dichter so kräftig unter die Arme gegriffen hat. Denn in vielen Einzelzügen feinster und ergreifendster Art offenbart sich doch auch wieder das volksmäßige dichterische Empfinden Roseggers. So vor allem in der ganzen Erzählung von der Flucht nach Aegypten, die von lieblichen Legenden, wie das Volk sie liebt und schafft, reich umrankt ist und den Jesusknaben frisch und schön vor unseren Augen erscheinen läßt. So ferner in der Schilderung des für seine Mission schon die Berufung in sich fühlenden Jünglings Jesus zu seiner Mutter. Hier spielt die mystische Madonnaverehrung des Katholiken Rosegger mit feinen Lichtern in die Erzählung herein. Auch manch praktischer, derber oder humoristischer Zug, besonders aus dem Kleinleben der Jünger, belebt die stetig und rasch fortschreitende Handlung in echt volksmäßiger Weise. Es spricht eben überall in solchen Einzelheiten der noch mit allen Wurzeln seines Daseins an der heimischen Erde haftende Sohn der österreichischen Alpenländer zu uns, und seine Ausdrucksweise verleiht wenigstens manchen Szenen, manchen in sich abgeschlossenen kleinen Bildern aus dem Leben des Heilands und seiner Jünger den Charakter des Volkstümlichen, der leider der Auffassung des Ganzen und auch vielen, mit allzugroßer biblischer Gelehrsamkeit ausgestatteten Episoden fehlt.

Daß hier nur von der poetischen Auffassung die Rede ist, wird aus dem bisher Gesagten deutlich genug hervorgehen. Wir wollen es aber nochmals ausdrücklich betonen, um nicht etwa in den Verdacht zu kommen, als hielten wir auch die dogmatische Auffassung Roseggers von der Heilsgeschichte für im ganzen verfehlt. Das letztere ist durchaus nicht der Fall. Im Gegenteil: wir freuen uns über das tiefe religiöse Empfinden, von dem die ganze Darstellung durchhaucht ist. Rosegger hat sich ein Bild von dem Heiland zurecht gemacht, das an Glaubensernst und Innigkeit über allem Zweifel erhaben ist. Er hat in wahrheitsfreudigem Ringen mit sich selbst den Gottessohn nach seiner Weise erkannt und gießt nun die Fülle seiner ganzen enthusiastischen Seele in die Liebe zu diesem seinen Heiland, wie er ihn gefunden, aus. „Mystik ist schließlich alles," sagt er einmal in seinem früheren Buche, „und dankbar ist auch alles. Wenn sie es sinnbildlich sagen, muß man es denn gleich buchstäblich nehmen? Und wenn sie es buchstäblich meinen, darf ich es mir nicht sinnbildlich auslegen?" Er wahrt sich die Freiheit der Unterscheidung, und auf streng individualistischer Grundlage ruht sein Glaube. Deshalb wird wohl auch seine jetzige Auffassung von der Gestalt und dem Wirken Jesu, wie er sie dem Konrad Ferleitner in den Mund legt, wegen mancher Abweichungen von der Lehre der Kirche von orthodoxer Seite als Gotteslästerung gebrandmarkt werden. Aber die glühende Begeisterung und reine Liebe, mit denen er zu seinem Heilande hinaufschaut, strafen solche Verfehmung Lüge. Er ist nicht der Aufgabe Herr geworden, in einer Dichtung von volksmäßigem Charakter das Christusbild, wie es unseren Zeitgenossen zum Teil schon vorschwebt, zum Teil immer deutlicher werden wird, plastisch und in künstlerischer Einheit zu entwerfen, aber er hat ein herzhaftes und offenes Bekenntnis abgelegt von dem religiösen Ideale, das sein ganzes Innere beherrscht. Und solches Bekennen soll gerade in unserer verwirrten Zeit nicht unterschätzt werden.

O. B.

Gute Weihnachtsbücher für die Jugend.

Auf dem Felde der Jugendliteratur wuchert das üppigste Unkraut; edles Gewächs ist hier selten. Das war nicht immer so. Es gab eine Zeit, da las das Kind aus seines Vaters Bibliothek die Bücher, die es verstehen konnte. Erst als die Philanthropen das „Kind" entdeckten, erfanden sie für dasselbe zugleich die spezifische Jugendschrift und seit dieser Zeit sind dann ungezählte Tausende von Büchern „für die Jugend" geschrieben worden, geschrieben von Leuten, die zum Teil die beste Absicht verfolgten — sie wollten die Jugend „unterhalten und belehren" —; zum Teil wollten sie auch wohl nur Geld verdienen. Noch jetzt schießen jedes Jahr um die Weihnachtszeit die Bücher wie Pilze aus der Erde. Und bis vor nicht allzulanger Zeit konnten sie ungestört weiter wuchern. Niemand kümmerte sich um sie; niemand dachte daran, wie viel guter, anbaufähiger Boden in den jungen Seelen verdorben wurde. Die „große" Kritik ging achtlos an den Kinderbüchern vorbei. Nur hin und wieder machte einmal der Lehrer oder Erzieher oder auch wohl ein Schriftsteller auf das Verderbliche der gangbaren Jugendschriften aufmerksam, aber wohl ohne nennenswerten Erfolg.

Da vereinigten sich in einigen Städten Lehrer zu sog. Jugendschriftenausschüssen, und diese Ausschüsse gründeten später die „Vereinigung deutscher Prüfungsausschüsse für Jugendschriften". Diese Organisation ist jetzt über ganz Deutschland verbreitet. 60 Ausschüsse in allen Teilen unseres Vaterlandes gehören ihr an. Bei der Kritik der Jugendschriften gilt ihr als oberster Grundsatz dieser: „Die Jugendschrift in dichterischer Form muß ein Kunstwerk sein". Auch die Dichtung, die Erzählung für die Jugend, muß mit dem Maße eines dichterischen Kunstwerkes gemessen werden, und zwischen der Dichtung für Kinder und der Dichtung für Erwachsene darf ein prinzipieller Unterschied nicht bestehen. Der Unterschied zwischen der Lektüre für Erwachsene und der für Kinder darf lediglich ein Gradunterschied sein und zwar nicht bezüglich der Qualität der Dichtung als Kunstwerk, sondern nur bezüglich der Schwierigkeit des Stoffes und auch der Form. Kinder werden ja natürlich nicht alles lesen können, was Erwachsenen Genuß bereitet, aber umgekehrt muß der Erwachsene auch Freude an dem haben können, was für das Kind bestimmt ist, sonst taugt es nichts.

Solchen Anforderungen gegenüber hält der Wust der herkömmlichen Jugendschriften nicht stand; an rechter Dichtung ist kaum etwas darunter. Fast alles ist gemacht, nicht gedichtet, und zwar ist es in den meisten Fällen zu einem bestimmten Zwecke gemacht. Dieser Zweck ist an sich ja meistens ein guter: Diese Bücher sollen belehren, sie sollen unterhalten, moralisch bessern, patriotisch anregen, religiöse Gesinnungen erzeugen und noch mehr. Alle diese Absichten sind gewiß ausgezeichnet, und es ist sehr wohl möglich, daß ein wirkliches Kunstwerk derlei Wirkungen haben kann. Aber wenn ein Schriftsteller sich hinsetzt mit der

Absicht, eine Geschichte zu schreiben, die diesen Zwecken dienen soll, dann formt er den Stoff nicht allein nach den Bedingungen, die im Stoffe liegen, dann wirkt der Zweck, der ihm besonders im Ohre klingt, auf die Gestaltung maßgebend ein. Dann entstehen Uebertreibungen und Einschränkungen zugunsten der an sich guten Absicht, dann entstehen Geschichten, die vorgeben, die Wirklichkeit zu schildern, und die doch den Stempel der Erfindung nur zu deutlich an der Stirne tragen.

Alle diese Bücher mußten von den vereinigten deutschen Prüfungsausschüssen abgelehnt werden. Dafür begannen die Ausschüsse nach anderem Lesestoffe für die Jugend zu suchen: unsere reiche Nationalliteratur wurde durchforscht nach Dichtungen, die sich für die Jugend eignen. Und es ergab sich die Tatsache, daß in alter und neuer Literatur durchaus kein Mangel ist an Dichtungen, die von Kindern gelesen werden können. Um solche wertvolle Werke der Jugend leichter zugänglich zu machen, bemühten sich die Ausschüsse ferner bei verschiedenen Verlegern mit Erfolg um die Veranstaltung billiger Ausgaben für die Jugend. Es gibt jetzt solche von Rosegger, Storm, Liliencron, Güll, Grimm, Andersen, Kopisch, Hebbel, Uhland, Raabe u. a. m.

Auch dem Bilderbuche und der belehrenden Jugendschrift widmen die Ausschüsse ihre Aufmerksamkeit. Sie verlangen auch für jenes künstlerische Qualitäten und für diese objektive Wahrheit des Inhalts und leichte Verständlichkeit der Form.

Das Ergebnis all dieser Prüfungsarbeit wird alljährlich in einem Weihnachtsverzeichnisse empfehlenswerter Jugendlektüre zusammengestellt, und dieses Verzeichnis wird von der Vereinigung in vielen Tausenden von Exemplaren in ganz Deutschland verbreitet. Die Kosten hierfür tragen die deutschen Lehrervereine, in deren Auftrage die Ausschüsse arbeiten. Ein geschäftlicher Nutzen ist für sie mit dem Verkauf der Bücher u. s. w. absolut nicht verbunden.

Auch die Jugendschriftensektion des Bezirkslehrervereins München, die den vereinigten deutschen Prüfungsausschüssen als Mitglied angehört, hat heuer wieder ein solches Verzeichnis herausgegeben. Es wird auf Verlangen von allen Mitgliedern des hiesigen Bezirkslehrervereins (und das sind fast alle Lehrer Münchens) unentgeltlich abgegeben und ist nach auswärts kostenlos zu beziehen durch F. Schönhuber, Mozartstr. 7/II.

Vom Weihnachtstisch.

V.

Das „Türmer-Jahrbuch“ des Frhrn. von Grotthuß für 1905 (Stuttgart bei Greiner u. Pfeiffer. 660 S. kl. 4°) beleuchtet alle Erscheinungen im Gebiete des sozialen Lebens, der Wissenschaft, Kunst und Literatur, in Philosophie, Pädagogik, Technik, Heer und Flotte, Völkerkunde und Volkswirtschaft, die Hygiene und Frauenfrage in gründlichster objektiver Unbefangenheit und Klarheit. Als Beispiel erwähnen wir die Schilderung von Karl Storck über die neuere bildende Kunst im Elsaß. In kurzen Umrissen und durch Vorlage interessanter Studien und Schöpfungen machen wir Bekanntschaft mit Paul Braunagel, Georg Daubner, Theodor Haas, Karl Jordan, Albert Koerttge, Heinrich Loux, Georg Ritleng, Leo Schnug, Theophil Schuler, Louis Schützenberger, L. v. Seebach und Karl Spindler. Große Teilnahme erregen der eminent begabte Bildhauer Henri M. Waderé (geb. 1865 in Colmar) und der vielseitige Maler Martin Feuerstein (geb. 1856 in Barr), welche beide eine hochgeachtete Lehrtätigkeit an den Münchener Staatsanstalten entwickeln und durch fortgesetzt neue Schöpfungen überraschende Proben ihrer ganz außergewöhnlichen Leistungen in die Welt senden. Auch der nach seiner oberelsässischen Heimat zugenannte Ringel d'Illzach (geb. daselbst 1847), welcher in Paris einen Namen als Plastiker gewann. (Wenn von der im Elsaß gepflegten und ausgeübten Kunst die Rede ist, so verdient auch der Münchener Max Fürst (geb. 15. Oktober 1846 zu Traunstein) Erwähnung für den figurenreichen „die Werke der Barmherzigkeit“ darstellenden, in der Kirche des Bürgerspitals zu Straßburg gemalten Zyklus). Demnach ist die artistische Ausstattung des Jahrbuchs bedeutend vermehrt; so finden sich Abbildungen des Straßburger Goethe-Standbildes, des Hamerling-Denkmals in Graz, des Lenau-Steines in Eßlingen, ferner die Bildnisse von Maurus Jokai, Paul Krüger, Detlev v. Liliencron, Franz v. Lenbach und Wereschtschagin. Auch die neuesten Erscheinungen der deutschen und der übrigen internationalen Literatur sind gewissenhaft aufgezeichnet und die hellstimmigen unter den jüngsten lyrischen Singerlein, wie Otto Julius Bierbaum, Prinz Emil von Schönaich-Carolath, Johannes Trojan, H. Vierordt, Th. Köstlin und viele andere, zugelassen. Dadurch entsteht dem Jahrbuch ein steter Zuwachs von neuen Freunden und Förderern aus den weitesten Kreisen. Zwei größere Novellen von Albert Geiger und Paul Quensel finden gewiß dankbare Leser.

*

Gleich gedeihlich schreiten die von Ernst Weber redigierten, „Der deutsche Spielmann“ betitelten, reich illustrierten Hefte (München bei Georg D. W. Callwey) vorwärts. Sie reproduzieren in Prosa und in Versen die frühere deutsche Jugend- und Volksliteratur, die alten Lieder, Sprüche, Historien, Schnurren und Einfälle, die kleine Novellistik und kulturhistorischen Handwerkersitten, alles neu geordnet nach Jahreszeiten (12—15 Bändchen), Festen und Ständen, nach Kindheit, Jugend und Alter, nach Dorf und Stadt, Meer, Bergen, Land- und Stadt-Leben. Da ist ein Bändchen (8) mit schönen „Legenden“ erzählt und in Form gebracht von Ludwig Aurbacher, Th. Körner, Hoffmann v. Fallersleben, Albert Knapp, Jakob und Wilhelm Grimm, Goethe, Herder, Gerok, L. Bechstein, Kosegarten, Chamisso, Castelli, Kopisch, Guido Görres, Klemens Brentano und Platen. Schweres und heiteres „Arbeiter“-Leben (9) von Rosegger, Ada Christen, Ferd. v. Saar, Fritz Lienhard, F. W. Weber (Am Amboß), Droste-Hülshoff, Freiligrath, J. P. Hebel und Fr. v. Hagedorn (Johann, der muntere Seifensieder). Den „Frühling“ (12) verkünden zum Beispiel Theodor Storm, Redwitz, G. Keller, L. Uhland, Eichendorff, W. Wackernagel, Mörike, Fr. Güll, Matthias Claudius, M. Greif, E. Geibel, Karl Stieler und Lenau. Die Schönheit, Herrlichkeit und Freuden des „Winters“ preisen Salis, Rückert, Hermann Lingg, Th. Fontane, E. v. Wildenbruch, H. Reder, Andersen, L. Jacoboski, Gustav Schwab u. s. w. Auch der lustige Minnesinger Neidhart von Reuental hätte mit seinen Winterliedern hierher gehört und mit den „dörperlichen“ Reigenweisen seinen Mann gestellt! In dem, übrigens mit sehr dürftigem, sog. „Buchschmuck“ ausgestatteten „Sänger“ (11) kommt der süße Liedermund Herrn Walthers von der Vogelweide zu Ehren. Daselbst könnten wohl „Die lustigen Musikanten“ von Klemens Brentano eine Stelle gefunden haben.

*

Karl Muths „Hochland“, eine alle Gebiete des Wissens, der Literatur und der Kunst gleich zeitgemäß und umsichtig streifende, echt künstlerisch ausgestattete Monatsschrift (München und Kempten bei Kösel. 12 Hefte) findet gewiß in jedem christlichen Hause gerne Gelaß, Zutritt und ständiges Gastrecht. Eine ganze Reihe von gründlichen Arbeiten über Moritz v. Schwind, Theodor Mommsen, Immanuel Kant, Victor Hugo, Herder, über Goethes Faust, Fr. Preller, Ludwig Passini, Henry Stanley, Petrarka, Lamennais, Leo Samberger, Schelling, Reumont, Franz Xaver Kraus, E. Mörike, über den bei uns noch immer wenig gekannten Maler James Tissot, Fr. Hebbel wechseln mit kleinen Romanen, Novellen und Reiseskizzen, ästhetischen Fragen, pädagogischen Erörterungen, Beobachtungen über soziale Kulturentwicklungen, über Marokko und Japan, Kunstausstellungs-Referaten, Psychologie des Wirtschaftslebens, Musik, Drama, Naturwissenschaft, Kinderstuben-Poesie, Kritik, Volksbildungswesen, Medizin und anderen Wissenswürdigkeiten. Dazu kommt eine durchweg originelle Ausstattung mit Kunstblättern nach Schwind, Ludwig Zumbusch, G. Klimt (Schubert am Klavier), Jos. Israels, R. Bader, Preller, E. Lugo, Vo-

shua Reynolds, Franz v. Lenbach, Wereschtschagin, Eduard v. Steinle (die Märchenerzählerin), Franz Hecker, Eugène Laermans, Samberger, Ludwig Willroider, F. Strobentz, Stüdelberg, Turner — alle in trefflichen Heliogravüren, mit einer stattlichen Korona der besten Namen als Mitarbeitern, darunter Lady Blennerhassett, Hofrat Schönbach, Ritter von Landmann, Walther Eggert-Windegg, Otto Willmann, Dr. v. d. Pfordten, R. Stölzle, Georg Grupp, Jos. Popp, H. Grauert, Eugen Wolf, Frhr. v. Brackel, E. M. Kaufmann, Franz Walter, Paul v. Schanz, Ph. Wittop, L. v. Strauß-Torney und voraus der Herausgeber selbst.

•

Ein vergnügliches Buch, wirklich „farbige Blätter" aus seinem Reisetagebuch, mit Seefahrten in allerlei Meeren und monatelangen Jagdabenteuern in den Bergen Patagoniens bietet Daniel Diehl unter dem kurzen Titel „An Bord und im Sattel" (Lahr i. B. 1904 bei Moritz Schauenburg. 499 S. kl. 8°). Seines Zeichens Arzt, Anatom und Botaniker, auch in Musik nicht unerfahren, ist derselbe ausgestattet mit offenen Augen, sicherer Hand und unerschöpflichem Humor, ein in allen Sätteln gerechter leidenschaftlicher Nimrod, der deshalb Anspruch hat auf allseitigen Dank seiner zahlreichen Freunde, Kommilitonen und Kollegen. Der erste Bericht schildert die Seereise von Hamburg über die Antwerpener Weltausstellung, über den Aequator durch die Magellanstraße, an der Westküste bis Valparaiso, Arica und Callao Lima. — Der Kanal wird glücklich passiert, aber im Golf von Biscaya macht sich die erste humoristische „Idee von hoher Dünung" bemerklich: „Bei herrlichstem Wetter kommen Seen heran, welche das gute Schiff wie ein Papierboot umherwerfen. Vergebens hebt der Steamer den Schnabel immer wieder hoch über die Wogen; sie schwellen in gewaltiger Mächtigkeit am Bug empor und schleudern, in tollem Uebermut übereinanderstürzend, den schäumenden Gischt hoch empor, so daß die Sonne Gelegenheit erhält, in den Wasserperlen eilig einen Miniaturregenbogen zu konstruieren. Unser Dampfer wirft sich unbehaglich von einer Seite zur anderen, so ausgiebig, daß die Seen über das Schiff brechen — und da er außerdem noch stampft, beschließen die meisten Passagiere, dem Gott a. D. Herrn Neptun ihre Unterwerfung mitzuteilen. Eine Französin wird als Herold vorausgesandt, es folgen die übrigen und selbst der preußische Oekonomierat kapituliert. Darauf werden Picknicks für die Fische veranstaltet, wobei jeder den anderen durch Freigebigkeit zu übertreffen sucht. Doch werden die Spenden meist mit düsterem Ernst überreicht; hernach folgt eine gewisse Erschlaffung. Aber diese Opferfreudigkeit hält nur einen Tag an; dann glättet sich die See und in rascher Fahrt gleiten wir südwärts." . . . Bei der Passage über den Aequator unterblieben alle sonst herkömmlichen Festlichkeiten, da die Mannschaft dabei nur zu gerne scharf „illuminiert" und allerlei Ausschreitungen einreißen. Bei der Fahrt durch die Kanäle der Magellanstraße macht unser Autor auch Bekanntschaft mit den braunen Feuerland-Insassen, den fälschlicherweise sogenannten „Pescheräh" — eine törichte Bezeichnung, wogegen unser Gewährsmann energischen Protest erhebt: „Pescheräh" ist gar nichts, heißt weder „Feuer" noch „Fischer", am allerwenigsten aber nennt sich irgend einer der Indianerstämme so. „Pechereh" nennt man an der chilenischen Küste einen fußlangen Fisch, der auch im Smythkanal und der Magellanstraße in heringsartigen Schwärmen vorkommt. Es ist möglich, daß dieser Fisch in einem wissenschaftlich gebildeten Gehirn früherer Zeiten Verheerungen angerichtet hat und, unterstützt von der hartnäckigen Konsequenz, mit der die Gelehrten von einander abschreiben und die Erfahrungen von Nicht-Fachleuten ignorieren, als Vertreter der „Feuerländer" auch heute noch in den Büchern herumschnalzt. Ich schließe das aus der Aehnlichkeit der Namen; leider schwimme ich auf dem blauen Wasser des Mexikanischen Golfs und habe keine Gelegenheit, nachzuschlagen, wer der erste Sünder betreffs der „Pescheräh" gewesen ist."... Daß sie ihre auf Glasscherben und glühenden Kohlen gerösteten Fleischbroden mit dieser Enveloppe, ebenso wie auch Talgkerzen als höchste Delikatesse verschlingen, haben sie auf einer Kunstreise zu Stuttgart und München bewiesen. Zwei dieser sehr unsauberen Exemplare kamen auf das Schiff unseres Erzählers, hatten eine ungeheuere Freude an allen nutzlosen Abfällen — darunter eine blecherne alte Gießkanne mit durchlöchertem Boden — und bekundeten ihr zufriedenes Erstaunen durch ein deutliches „Eiherrchäses", welches ein Reisender „aus dem Lande des Bliemchenkaffes und der Bemmchen" ihnen eingetrichtert hatte; sie wurden der ausgezeichneten, nachpapageienden sächsischen Aussprache wegen später auf „Lehmann" getauft. Da sie alles mit kindischer Freude nahmen, wollte sie unser Autor auch nicht unbeschenkt ziehen lassen. „Lange überlege ich," berichtet der Schalk. „Ein hübsches Bändchen über Zimmergymnastik nehme ich prüfend zur Hand und bin bereits dabei, eine Dedikation hineinzuschreiben, als mir einfällt, daß „Lehmann" wohl kaum lesen kann. Einige entbehrliche Kollegienhefte, die sich vordrängen, schiebe ich aus demselben Grunde beiseite. Dann denke ich ihm vielleicht eine Gratisvorlesung über „Verhütung von Erkältungen" zu halten, die jedoch wenig helfen würde, da er mich doch nicht versteht. Verzweifelt greife ich endlich nach einer Flasche voll — Ricinusöl, als den Mosesstab der Wissenschaft, mit dem man in der Not auch Felsen öffnet. Er hört mit aufgesperrtem Maule zu, lallt gefühlvoll sein „Eiherchäses", riecht an der Flasche und tut einen tiefen Zug, leckt Lippen und Kinn mit seiner großen Zunge, saugt noch einmal, bis ihm sein Gefährte die Flasche entreißt", die dann auf ihrem Boot von den anderen völlig geleert wurde. Geschwätz und Lachen, plötzlich lautes Geschrei. die Insassen streiten sich. Sollte der Mosesstab ihnen übel bekommen sein? „Risum teneatis amici", d. h. der Rest ist Schweigen. Armer Lehmann! Dann treffen wir unseren Doktor auf einer Fahrt von Singapore nach Kiau-tschou unter dem Wirrwarr und Lärm und dem faden „Nationalgeruch" der Chinesen, die trotz ihrer erstaunlichen Bedürfnislosigkeit gar nicht nach Diehls Geschmack sind. Die Schilderung einer anspruchsvolleren Familie wirkt sehr komisch: Sie als verwöhnte und moderne Modedame, er, der fürchterlich dürre Gatte, in fortwährender Tätigkeit als Kavalier und Pudel; ein „ganz kurioser Kerl" und „fanatischer Opiumraucher". „Er muß unbedingt einige Jahre in grauem Löschpapier zwischen einer großen Pflanzenpresse gelegen haben. Denn ich glaube nicht, daß sein Organismus irgend eine Feuchtigkeit enthält; sein Inneres ist entschieden mit Sägespänen ausgefüllt. Der Mann ist so dürr, daß er nur unter der kräftigen Tropensonne einen Schatten werfen kann, und auch dieser ist so schwächlich, daß er seinem Herrn kaum zu folgen vermag, wenn dieser sich bewegt!" Goethe fand seine Lilly nachmals mit einem kleinen „Grasaffen" spielend; die chinesische Senora besaß einen bezopften kleinen Orang-Utang, welcher sich später als ein menschliches Baby entpuppte. „Dieses Wesen beschäftigte sich mit ungewöhnlichem Eifer damit, fortwährend Gegenstände vom Kleid seiner Mutter aufzuklauben und seiner Herrin in den Mund zu stecken. Ich glaube annehmen zu müssen, daß verdächtige Insekten, deren Beruf es ist, mit großer Eile jeder Nachstellung zu entgehen, äußerst geschickt aufgepickt und an dem Ort ihrer Bestimmung untergebracht wurden. Das Grinsen dieser Leute ist über alle Beschreibung furchtbar: das Gesicht legt sich dabei in tausend Falten, die sich strahlenförmig um hervorragende Knochen und notwendige Oeffnungen gruppieren." So geht es im mutwilligen Ton weiter. Dr. Diehl macht gar kein Hehl daraus, daß ihm manches dort gar nicht gefiel: Er war „nicht sehr erbaut durch den Mangel an Schönfärberei". Vieles ist vom Uebel und Mißgriffe unvermeidlich: „Die Enteneier, die dort von den Hühnern des grünen Regierungstisches ausgebrütet werden, sind künstlich importiert, und die häßlichen jungen Entlein haben ganz dasselbe Kaliber, wie im lieben Deutschland." Bald darauf treffen wir ihn wieder an der Mündung des Mississippi im Kampfe mit Moskitos und Kerbtieren, ärgerlich über fünftägige Quarantäne und Zigarrensteuer, wobei eine hübsche Anzahl von Kistchen spurlos — verschwindet. Dann in den Urwäldern am Amazonas, wobei allerlei Wünschenswertes zugunsten des deutschen Handels verlautet. Dann genießt der Autor einen Orkan und Wirbelsturm auf der Cheruskia nach Patagonien, wo er sich am Rande eines Urwaldes eine einfache Blechhütte baute und trotz aller Pampas-ärztlichen Praxis in monatelangen Ausflügen in Wind, Wetter und Schnee über alle Berge reitet und klettert, und am Rio Jurdo der Guanaco- und in der

Sierra Dorotea der Hirsch- und Straußenjagd obliegt. Dabei gibt es Sporthistorien erster Güte und ergötzliche Hundegeschichten. Nebenbei sammelte er „nach und nach eine gewaltige Masse eines rauchlosen seelischen Explosivstoffes", zum Beispiel über unsere höheren Bildungsschulen — ein pädagogisches Feuerwerk, welches in deutschen Zeitungen abgebrannt wird. Dabei kommt er mit allen möglichen seltsamen Exemplaren des Menschengewächses in Berührung, z. B. mit dem fragwürdigen „Einsiedler vom Hirschfluß", mit Goldgräbern und Tehuelchen und anderweitigen Autochthonen, „deren Seele nicht sehr angekränkelt war von übertriebenem Respekt von Mein und Dein" (S. 472). Dabei hat er zum öfteren etwas von Adalbert Stifters oder Heinrich Roös Landschaftsmalereibegabung, „die Natur in ihrem innersten Weben und Walten zu belauschen und das Namenlose mit feinster Empfindung in Worte zu kleiden. Darüber perlt dann der Schimmer seines Humors, seiner immer frischen Laune.

Meyers „Historisch-Geographischer Kalender" für 1905 (Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut) hat im neunten Jahrgang, trotz aller Konkurrenz, seine frühere Anlage beibehalten; die alten Städtebilder nach Merian wurden etwas beschränkt, dagegen den Bildnissen, der Völkerkunde und Geographie mit Einschluß von berühmten Reisenden (darunter Karl Sapper aus Witteslingen und Sven von Hedin) ein größerer Anteil gegeben. Natürlich kommen auch Physiker, Chemiker und Entdecker an die Reihe (H. Ch. Oerstedt, Laurent Lavoisier, A. K. v. Stradonitz, M. Faraday, Fr. Wöhler), der Zoologe Hermann Burmeister, James Watt; dann Ansichten (die Everest-Gruppe aus dem Himalaya, die Felsenmeere bei Wunsiedel und im Odenwald, die Erdpyramiden bei Bozen, die Stilfserjochstraße), und berühmte Schiffe (das Innere des Schnelldampfers Kaiser Wilhelm II., der Große Kurfürst, Kronprinz Wilhelm und Bremen, der Stapellauf des Seydlitz). Unter den merkwürdigen Männern erscheinen der große Bibliothekar L. A. Muratori, Jost Bürgi, der Hofastronom Kaiser Rudolfs II., eine ganze Reihe von Dichtern und Gelehrten der italischen Renaissance und der späteren Zeit, gefolgt von den deutschen siegreichen Generalen der Befreiungskriege und die Dichter Haman, H. v. Kleist (Knabenbild), W. Jordan, Felix Dahn, Martin Greif. Dazwischen wirkliche alte Häuser aus Hildesheim, an der Bergstraße, aus Braunschweig und Frankfurt, aber auch die schöne Tochter eines Häuptlings von den Fidschi-Inseln, oder die Werkstätte eines Papiermachers im 16. Jahrhundert; ein seltenes Bildnis des Predigers Geiler von Kaisersberg und andere Raritäten, Weltwunder im wechselvollen Durcheinander. Alles ist anregend, interessant, gibt Stoff zu Belehrung und Denken.

Der neueste Jahrgang des von Baronin José Schneider-Arno herausgegebenen „Stephansturm-Kalender" (Wien 1905, Wilhelm Braumüller. 189 S. 8°) feiert das Gedächtnis edler Männer und Frauen, welche mit Wort und Tat, mit Gut und Blut, dem hohen Hause Habsburg Ehre und Treue erwiesen haben. Ein feiner dynastischer Zug geht durch diese Familien und Namenreihen, eine patriotisch vererbte Courtoisie, voll Noblesse und Ritterlichkeit, welche gerade dem jüngsten wüsten Gelärme gegenüber doppelt achtbar erscheint. Wie ehedem der wackere Persevant und Ehrenhold Peter Suchenwirt seine Spruchreime und Ehrenreden inszenierte zum wohlverdienten Preise seiner Zeitgenossen, so behandelt die genannte Dame, in Prosa und teilweise auch in gebundener Form, die „lobebaeren" Recken und Helden, die mit blanken Waffen und Schilden, an denen nie „Madel noch Mail" (Rost) sich angesetzt, heute noch der Gegenwart zu Vorbild und Nachfolge dienen. Da sind die Grafen v. Wilczek — einer der jüngsten Träger dieses Namens betätigte sich so rühmlich an der österreichischen Nordpolexpedition, erforschte für die Anthropologische Gesellschaft die Leichenfunde in Constantine und gründete nach dem Ringtheaterbrande die Freiwillige Rettungsgesellschaft —, dann die Grafen Longueval de Buquoy, Barons de Vaux, die als frühere Börger von Höchenberg aus Südbayern stammenden Grafen Martinitz — Graf Jaroslaw bestand mit Slawata und Fabrizius den famosen Fenstersturz und schilderte denselben —, die Grafen Clam Gallas, die Erdödy von Monyorókerék und Monoszló, die Pallavicini — sämtlich mit Porträten aus alter und neuer Zeit (nach Rubens, Kriehuber, Schrotzberg, Canon, Makart, Lenbach, Mateyko), mit Heraldik und den Ansichten alter Burgen und Schlösser reichlichst ausgestattet. Beigegeben in Faksimile sind zwei Briefe von Waldstein und Prinz Eugenius.

Otto Schröders „Allgemeiner Deutscher Hochschulkalender" (Rostock i. M. 1905 bei G. B. Leopold, 274 S. kl. 8°), umfaßt die Universitäten und die technischen, tierärztlichen, landwirtschaftlichen, Handels-Hochschulen und Bergakademien mit ihrer Verfassung, ihren Professoren und Dozenten nebst biographischen Notizen, Frequenzen, Honorar-Verhältnissen, Promotionswesen, Verbindungen u. s. w.

Der 56. Jahrgang von R. Wehmers umfangreichem „Medizinal-Kalender" (Berlin 1905, bei Aug. Hirschwald, I. 362, II. 1389 S. kl. 8°), wurde (insbesondere unter Beihilfe des Geh. Kanzleirats Daege) zeitgemäß umgearbeitet, im Verzeichnisse der Badekurorten und Anstalten, insbesondere in den einem raschen und vielfachen Wechsel unterliegenden Arzneimitteln und Personalien.

Bücher und Zeitschriften.

Schwäbischer Schiller-Verein. Das nahende Schiller-Gedenkjahr wird eine ganze Reihe populärer Bücher über Schiller und Darstellungen seines Lebens bringen. Als ein besonders erstrebenswertes Ziel muß es aber erscheinen, Schiller selbst auch den Kreisen zu bieten, in welche er bisher kaum oder gar nicht gedrungen ist, da selbst die dankenswerten billigen Ausgaben seiner Werke für viele unserer Volksgenossen immer noch zu teuer sind. Der Schwäbische Schiller-Verein, zu dessen satzungsmäßigen Aufgaben es gehört, die Kenntnis der Schöpfungen und der Persönlichkeit Schillers zu verbreiten, bereitet zur Massenverbreitung im nächsten Jahre eine schön und großgedruckte und gut gebundene Ausgabe von Schillers Gedichten und Dramen in einem Bande vor, die er Dank einer zu diesem Zwecke gemachten Stiftung zum Preise von nur 1 Mark, also weit unter den Herstellungskosten, abgeben kann. Diese Ausgabe, die in hoher Auflage erscheinen soll, wird nicht in den Buchhandel kommen, sondern nur vom Schwäbischen Schiller-Verein zur Verteilung zu erhalten sein. Es läßt sich wohl kaum eine bessere Feier des 9. Mai 1905 denken, als wenn Gemeinden, Volksbildungsvereine, Geschäftsherren u. s. w. von diesem ganz außergewöhnlichen Anerbieten Gebrauch machen und so Schillers Dichtungen auch denen zuführen, welchen sie bisher fast unerreichbar waren.

Allgemeine Rundschau.

Kleinere Mitteilungen.

* Eine Gedenkfeier für Theodor Mommsen fand am Donnerstag Abend im wissenschaftlichen Verein Eranos in Wien im Beisein des Eisenbahnministers v. Wittek und zahlreicher Professoren und Studierender statt. Die Gedenkrede hielt dabei Ministerialrat Kuranda.

* Medizinisches Preisausschreiben. Der ungarische Minister des Innern hat einen Preis von 2000 Kr. für das beste Werk oder die beste Abhandlung über die Pathologie und Therapie des Trachoms ausgeschrieben. Als Bedingung wird gefordert, daß die selbständige Arbeit einen absoluten Fortschritt — wenigstens auf dem einen der genannten Gebiete — bedeute. Behandelt die Arbeit bloß die Therapie oder Pathologie für sich, so kann sie mit der Hälfte des Preises belohnt werden. Die Autoren können sich ihrer Staatssprachen bedienen. Als Einsendungstermin ist der 31. Dezember 1904 bestimmt. Es dürfen auch im Drucke bereits erschienene Arbeiten eingesendet werden, und zwar unter der Adresse: Königlich ungarischer Minister des Innern, Budapest I., Var, Belügyminiszterium IV. a. Die Ernennung der Jury erfolgt durch den königlich ungarischen Minister des Innern im Januar 1905.

* **Personalien.** Die Real Accademia de Buenos Letras zu Barcelona wählte den Dr. phil. Franz Strunz in Lichterfelde bei Berlin, der sich durch Arbeiten zur Geschichte der Naturwissenschaften, insbesondere zur Paracelsus-Forschung einen geachteten Namen gemacht hat, zum Ehrenmitglied. — In Graz ist am Mittwoch der vormalige Professor des österreichischen Zivilrechts Dr. Prokop Heller im Alter von 82 Jahren gestorben. — Der ehemalige Professor am Polytechnikum in Zürich Dr. J. Stadler ist im Alter von 82 Jahren gestorben.

Hochschulnachrichten.

* **München.** Der Historiker Geheimrat Professor Dr. Theodor v. Heigel ist von der Akademie der Wissenschaften zu Berlin zum ordentlichen Mitglied ihrer historisch-philosophischen Klasse gewählt worden.

R. **Tübingen.** Der verstorbene Dr. med. Karl Faber in Stuttgart hat zu einer Preisstiftung für Studierende an der hiesigen Universität die Summe von 100,000 Mark hinterlassen, deren Ertrag jährlich in drei Preisen zu 1000 M. zur Verteilung kommen soll. Die Stiftung soll die Studierenden zu wissenschaftlicher Arbeit anregen, verdienstvolle wissenschaftliche Leistungen derselben belohnen und ihnen eventuell die Mittel zur Fortsetzung ihrer Studien gewähren. Der Stifter hat eine Anzahl Disziplinen der medizinischen, naturwissenschaftlichen und philosophischen Fakultät bezeichnet, aus welchen in regelmäßiger Reihenfolge die Aufgaben entnommen werden sollen. Ausnahmsweise können auch Assistenten, Assistenzärzte und Privatdozenten aus der Stiftung unterstützt werden. Ein Preisrichterkollegium erkennt über die Zuteilung der Preise, die am 6. November 1906 erstmals verliehen werden.

H. **Heidelberg.** Der Ausschuß der hiesigen Studentenschaft entsandte eine Abordnung mit der Universitätsfahne nach Prag zur Teilnahme an den Einweihungsfeierlichkeiten der deutschen Lesehalle, um die Gemeinbürgschaft der deutschen Hochschulen zu bekunden.

H. **Freiburg i. Br.** An Stelle des nach München übergesiedelten Dr. Ernst Schottelius wurde Dr. Leopold Küpferle zum Assistenten des Untersuchungsamtes für ansteckende Krankheiten im Hygienischen Institut unserer Universität ernannt.

* **Bonn.** Donnerstag Nacht ist hier der Professor der pathologischen Anatomie Geheimer Medizinalrat Dr. Karl Köster gestorben.

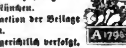
* **Zürich.** Zum erstenmal seit ihrem Bestehen hat die Zürcher Hochschule in diesem Semester über 1000 eingeschriebene Studenten aufzuweisen. Zu Ehren des 1000. Studenten, der „zufällig" nicht ein Russe, sondern — ein Schweizer ist, wird am 8. Dezember ein Fackelzug veranstaltet werden. — Mit einer Antrittsvorlesung über „Medizin und Mechanik" führt sich heute Dr. J. Zuppinger als Privatdozent in der medizinischen Fakultät ein.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Jahrgang 1904. München, Montag, 5. Dezember. Nummer 279.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Die Kaufmannsgerichte.

Von Dr. jur. Richard Thurow.

Mit dem 1. Januar 1905 tritt das Reichsgesetz vom 6. Juli 1904 betr. die Kaufmannsgerichte in Kraft. Es stellt wie das Gewerbegerichtsgesetz eine Durchbrechung der allgemeinen Gerichtsverfassung dar. Während bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts eine auf Beseitigung der Sonder- und Standesgerichte abzielende Tendenz herrschte, zeigt das Entstehen der Gewerbe- und nun auch der Kaufmannsgerichte die entgegengesetzte Strömung an, ja es scheint fast, als ob mit der Vereinheitlichung des materiellen bürgerlichen Rechts die Zersplitterung des prozessualen Verfahrens gleichen Schritt hielte. Wenn nun die Einheit im Prinzip stets der Vielheit vorzuziehen ist, so müssen wohl besonders dringende Verhältnisse die Schaffung eines neuen Ausnahmegerichts begründet haben; somit muß eine kritische Würdigung der neuen Institution zuerst untersuchen, ob ihr Dasein einem wirklichen Bedürfnis entspricht.

Die Gegner der Kaufmannsgerichte wiesen darauf hin, daß bis zum Jahre 1893 unter den Handlungsgehilfen nicht einmal der Wunsch nach Schaffung von Kaufmannsgerichten laut geworden war und daß die Zahl der aus dem kaufmännischen Dienst- und Lehrverhältnisse entstehenden Prozesse im Vergleich zu den anderen Rechtsstreitigkeiten so gering blieb, daß die Errichtung eines besonderen Forums für jene Streitsachen fast als Luxus erscheinen konnte. Bei näherer Prüfung hat sich jedoch dieses Argument als nicht stichhaltig erwiesen, und wie so oft hat die Statistik auch hier zu einem Trugschlusse geführt: Es gab wohl immer zwischen Kaufleuten und Angestellten der Streitigkeiten viele, der Prozesse aber nur wenige, weil die Umständlichkeit und Kostspieligkeit des Gerichtsverfahrens die meisten von der prozessualen Durchführung ihrer Ansprüche abschreckte. Der gewöhnliche Prozeßweg ist für den Handlungsgehilfen ebenso ungangbar wie für den gewerblichen Arbeiter; beide sind durch ihre wirtschaftliche Lage darauf angewiesen, möglichst bald zu ihrem Rechte zu kommen. Die unaufhaltsame Entwicklung der kaufmännischen Großbetriebe, die mehr und mehr den Handlungsgehilfen die Erlangung der Selbständigkeit erschwert, hat das früher zwischen Prinzipalen und Angestellten obwaltende patriarchalische Verhältnis nahezu aufgehoben und die Solidarität der Interessen beider Gruppen bedeutend vermindert. Die zunehmende Verschärfung dieser Interessengegensätze bedeutet aber eine Gefährdung des sozialen Friedens, und die Organisation der ordentlichen Gerichte hat sich der Aufgabe nicht gewachsen gezeigt, diese unerfreulichen Konsequenzen abzuschneiden. Für die Milderung der Gegensätze zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern ist in den meisten Fällen die Betonung des Rechtsstandpunktes weit weniger wichtig als die Aussöhnung der Parteien. Es ist aber eine alte Erfahrung, daß auch der gerechteste Richterspruch in dem Unterlegenen (freilich so ziemlich immer mit Unrecht) ein Gefühl des Grolles zurückläßt; je größer der juristische Scharfsinn ist, um so weniger überzeugt ein solches Erkenntnis den Laien, und mehr und mehr öffnet sich zwischen der Rechtsprechung und der Rechtsüberzeugung eine tiefe Kluft. Mit der wohlwollenden Vermittlung eines erfahrenen Schiedsrichters ist den Parteien mehr gedient als mit langen rechtlichen Erörterungen.

Ein einfaches, schlenniges und billiges Verfahren, in welchem die Parteien persönlich, nicht durch Vertreter verhandeln, mußte deshalb Hauptbedingung der Kaufmannsgerichte sein. Es lag von vornherein nahe, für die Organisation das Schema der Gewerbegerichte zum Vorbild zu nehmen, und so zeigt denn auch das Gesetz eine entschiedene Anlehnung an die Gewerbegerichte, trotzdem sich zahlreiche Stimmen zugunsten einer Angliederung an die Amtsgerichte erhoben hatten. Der Grund zu der endgültigen Regelung ist einmal in finanziellen Gesichtspunkten zu suchen. Nach § 8 des Gesetzes haben die Gemeinden oder die weiteren Kommunalverbände die Kosten der Errichtung und Unterhaltung der Kaufmannsgerichte zu tragen, soweit diese Kosten nicht in den Einnahmen ihre Deckung finden; zu diesen Einnahmen gehören Gebühren, Kosten und Strafen, letztere z. B. zulässig gegen Beisitzer, die unentschuldigt den Sitzungen fern bleiben, gegen Parteien, Zeugen und Sachverständige wegen Nichtbefolgung von Anordnungen oder wegen Ungebühr. Bei Anschluß an die Amtsgerichte hätte der Staat die Kosten tragen müssen. Einen weiteren Grund wird man wohl darin erblicken dürfen, daß die Anlehnung an die Gewerbegerichte den Kaufmannsgerichten von vornherein eine größere Popularität verbürgte. Die Gewerbegerichte haben sich entschieden die Gunst der Rechtsuchenden errungen; sie arbeiten bei weitem rascher und billiger als die Amtsgerichte. Nach Mitteilung von Huber (Stuttgart) wurde vor dem Gewerbegericht Stuttgart im Jahre 1902 ca. die Hälfte der erhobenen Klagen durch Vergleich erledigt; von 1117 Klagen wurden 454 sofort nach Anbringung durch telephonischen oder schriftlichen Verkehr der Gerichtsschreiberei mit den Beklagten geschlichtet. Nur in 144 Fällen wurde Beweis erhoben, 84 Prozent aller Fälle gelangten binnen einer Woche, etwa ein Drittel an einem Tage zur Erledigung. Ein derartig schnelles Funktionieren des Prozeßmechanismus ist freilich dem Amtsgerichte fremd.

Es sei nun die Organisation des Kaufmannsgerichts in Umrissen dargestellt.

Was zunächst die Zuständigkeit anbetrifft, so gehören nach § 1 vor dieses Gericht alle Streitigkeiten aus dem Dienst- und Lehrverhältnis zwischen Kaufleuten einerseits und ihren Handlungsgehilfen oder Handlungslehrlingen andrerseits. Wer als Kaufmann anzusehen ist, bestimmt das Handelsgesetzbuch; auch die sogenannten Minderkauf-

leute (Handwerker und Personen, deren Gewerbebetrieb nicht über den Umfang des Kleingewerbes hinausgeht) gehören hierzu. Handlungsgehilfe ist nach § 59 H.-G.-B., wer in einem Handelsgewerbe zur Leistung kaufmännischer Dienste gegen Entgelt angestellt ist. Handlungsgehilfen sind also z. B. Kommis, Verkäufer, Reisende, Prokuristen, Konfektionäre, Ladenmädchen, dagegen nicht Volontäre, Techniker, Chemiker, Köche, Kellner, Redakteure, Korrespondenten, Berichterstatter. Das Kriterium ist, ob kaufmännische oder technische Dienste geleistet werden. So gehören Streitigkeiten eines Bäckermeisters mit seiner Verkäuferin vor die Kaufmannsgerichte, mit seinen Gesellen vor das Gewerbegericht. Das Gesetz findet keine Anwendung auf Handlungsgehilfen, deren Jahresarbeitsverdienst an Lohn oder Gehalt den Betrag von 5000 Mark übersteigt, ferner nicht auf Apothekergehilfen und Lehrlinge. Zum Gehalt bezw. Lohn gehören auch Tantiemen; unsichere Bezüge wie Reisespesen, Provisionen, Gratifikationen nur insoweit, als sie ein über die Erstattung von Kosten und Auslagen hinausgehendes eigentliches Arbeitsentgelt bilden.

Ohne Rücksicht auf den Wert des Streitgegenstandes sind die Kaufmannsgerichte für eine Reihe von Streitigkeiten zuständig, die in § 5 aufgezählt sind. Zu diesen gehört auch als Nr. 6 der Anspruch aus einer Vereinbarung, durch welche der kaufmännische Angestellte für die Zeit nach Beendigung seines Dienstverhältnisses in seiner Erwerbstätigkeit beschränkt wird (die sogenannte Konkurrenzklausel). Der Entwurf des Gesetzes wollte die Prozesse aus der Konkurrenzklausel den ordentlichen Gerichten belassen, weil es sich dabei oft um eine Existenzfrage handelt, für die eine Beschränkung der Rechtsmittel nicht am Platze ist. Der Reichstag ist indessen der entgegenstehenden Meinung seiner Kommission beigetreten. Man wird in diesem Hinausgehen über den Entwurf kaum eine Verbesserung erblicken können; zu dem von dem Entwurf angeregten Bedenken tritt die Erwägung, daß in solchen Prozessen fast immer der Prinzipal der Kläger ist, der des besonderen Schutzes eines Ausnahmegerichtes nicht bedarf; auch ist nunmehr die Erreichung der wünschenswerten Einheit der Spruchpraxis in der Auslegung des § 74 H.-G.-B. abgeschnitten.

Die Kaufmannsgerichte fungieren ferner als Einigungsämter bei Streitigkeiten über die Bedingungen der Fortsetzung oder Wiederaufnahme des Dienst- und Lehrverhältnisses, analog dem gewerbegerichtlichen Einigungsamt, das sich als außerordentlich zweckmäßig bewährt hat. Weniger Erfolg hat man sich dagegen von der Bestimmung des § 18 zu versprechen, nach welcher die Kaufmannsgerichte auf Ansuchen von Staatsbehörden oder Vorständen von Kommunalverbänden des betreffenden Bezirkes verpflichtet sind, Gutachten über Fragen abzugeben, welche das kaufmännische Dienst- oder Lehrverhältnis betreffen, und nach welcher sie berechtigt sind, in solchen Fragen Anträge an Behörden, Vertretungen von Kommunalverbänden und die gesetzgebenden Körperschaften der Bundesstaaten oder des Reiches zu richten. Der Begründung des Gesetzes ist zwar darin beizutreten, daß in den kaufmännischen Korporationen und den Handelskammern nur selbständige Kaufleute Sitz und Stimme haben, während es von Wert ist, über solche Fragen aus dem Handelsgebiete, die das gegenseitige Verhältnis von Prinzipal und Personal betreffen, Gutachten zu erhalten, bei denen beide Teile zum Wort gekommen sind. Aber man hätte dieses Ziel besser dadurch erreicht, daß man den Handelskammern und den Korporationen ständige Kommissionen angliederte, in welchen bei Beratung solcher Fragen und Erstattung von Gutachten auch Angestellte mitzustimmen hatten. Eine Vermehrung richterlicher und gutachtlicher Tätigkeit ist jedenfalls unzweckmäßig, weil die theoretische Erörterung allgemeiner Fragen in bezug auf die Beibringung und kritische Sichtung des Materials ganz andere Anforderungen und Vorbedingungen stellt als das Amt des Richters. Durch die gutachtliche Tätigkeit der Kaufmannsgerichte wird zweifellos diejenige der Korporationen und Handelskammern illusorisch gemacht; es besteht die Gefahr, daß die reichen Schätze von Erfahrungen, die in den bisherigen gutachtlichen Aeußerungen aufgespeichert sind, unbenutzt bleiben oder gar zum alten Eisen geworfen werden, weil die mit staatlicher Autorität ausgerüsteten gerichtlichen Gutachten keine andere koordinierte Instanz neben sich dulden werden. Vielleicht wird sich hier wieder einmal die alte Wahrheit offenbaren, daß das Bessere der Feind des Guten ist.

Die Errichtung von Kaufmannsgerichten ist obligatorisch für Gemeinden von mehr als 20,000 Einwohnern. Auch in diesem Punkte ist der Reichstag über die Regierungsvorlage hinausgegangen. Die Zweckmäßigkeit dieser Abänderung muß erheblichen Zweifeln begegnen; gibt schon bei den Gewerbegerichten die Einwohnerzahl keinen zuverlässigen Maßstab für die Notwendigkeit ihrer Errichtung, so ist für die Kaufmannsgerichte die Einwohnerzahl noch weniger relevant. Nicht die Einwohner, sondern die Firmen hätte man zählen müssen; in Industriebezirken mit überwiegender Arbeiterbevölkerung dürfte das Kaufmannsgericht kaum lebensfähig sein.

Die Zuständigkeit des Kaufmannsgerichtes ist eine ausschließliche, d. h. es kann ein Rechtsstreit, der vor dieses Forum gehört, nicht durch Vereinbarung der Parteien vor die ordentlichen Gerichte oder vor ein Schiedsgericht gebracht werden. Der Entwurf hatte Schiedsverträge unter gewissen Bedingungen für zulässig erklärt; der Reichstag strich diese Bestimmung in der Erwägung, daß speziell die Warenhäuser Schiedsgerichte in einer die Angestellten benachteiligenden Form zusammensetzen und so den Zweck des Gesetzes vereiteln könnten.

Was nun die Zusammensetzung des Kaufmannsgerichtes betrifft, so besteht es aus einem Vorsitzenden, der die Fähigkeit zum Richteramt oder zum höheren Verwaltungsdienst haben soll, weder Kaufmann noch Handlungsgehilfe sein darf und an denjenigen Orten, an welchen ein Gewerbegericht besteht, mit dem Vorsitzenden dieses Gerichts in der Regel identisch ist, ferner aus mindestens vier Beisitzern. Ausgeschlossen von der Mitgliedschaft sind Frauen, Ausländer, sowie Personen, welche die Fähigkeit zur Bekleidung öffentlicher Aemter infolge strafgerichtlicher Verurteilung verloren haben oder infolge eines gegen sie schwebenden Verfahrens verlieren können, ferner solche, die durch gerichtliche Anordnung in der Verfügung über ihr Vermögen beschränkt sind. Die Mitglieder sollen ferner das 30. Lebensjahr vollendet haben und mit Ausnahme des Vorsitzenden im Bezirke des Gerichts seit mindestens zwei Jahren ihre Handelsniederlassung haben oder beschäftigt sein. Der Vorsitzende wird durch den Magistrat oder durch die Gemeindevertretung auf mindestens ein Jahr gewählt; seine Wahl bedarf der Bestätigung der höheren Verwaltungsbehörde, es sei denn, daß der Gewählte aktiver Staats- oder Gemeindebeamter ist; es bedarf ferner keiner besonderen Bestätigung oder Wahl, wenn der jeweilige Vorsitzende des Gewerbegerichts auch den Vorsitz im Kaufmannsgericht hat. Die Beisitzer müssen zur Hälfte aus Kaufleuten bestehen, die mindestens einen Handlungsgehilfen oder Handlungslehrling beschäftigen, zur anderen Hälfte aus Handlungsgehilfen. Beide Klassen wählen ihre Vertreter nach dem sogenannten Proportional-Wahlsystem, d. h. es müssen neben den Mehrheitsgruppen auch die Minderheitsgruppen entsprechend ihrer Zahl vertreten sein. Die Amtsperiode der kaufmännischen Richter beträgt ein bis sechs Jahre; Wiederwahl ist zulässig.

Aktives Wahlrecht hat nur, wer über 25 Jahre alt ist und in dem Bezirk des Kaufmannsgerichtes seine Handlungsniederlassung hat oder beschäftigt ist; wer nicht wählbar ist, kann auch nicht wählen. Im übrigen finden auf die Wahl die Vorschriften des Gewerbegerichts-Gesetzes Anwendung; die Einzelheiten der Errichtung regelt ein von der Gemeinde oder von dem weiteren Kommunalverbande zu erlassendes Ortsstatut.

Das Verfahren ist dasselbe wie dasjenige vor dem Gewerbegericht; Berufung an die Landgerichte ist nur zulässig, wenn der Wert des Streitgegenstandes den Betrag von 300 Mark übersteigt.

Ueber Streitigkeiten, die den Antritt, die Fortsetzung oder die Auflösung des Dienst- oder Lehrverhältnisses, sowie die Aushändigung und den Inhalt der Zeugnisse oder die Berechnung und Anrechnung von Krankenversiche-

rungsbeiträgen und Eintrittsgeldern betreffen, kann an demjenigen Orte, an welchem kein Kaufmannsgericht besteht, der Gemeindevorsteher (Bürgermeister, Ortsvorsteher, Schultheiß) eine vorläufige Entscheidung treffen. Der Gemeindevorsteher hat zu diesem Zwecke die Parteien in einem Termine anzuhören; Beweisaufnahme und Vereidigungen sind ausgeschlossen. Seine schriftlich abzufassende Entscheidung wird rechtskräftig, wenn nicht binnen einer Notfrist von zehn Tagen Klage beim ordentlichen Gericht erhoben wird.

Dieses sind im wesentlichen die Bestimmungen des Gesetzes; seine Zweckmäßigkeit muß die Zukunft erproben. Es wird auch abzuwarten sein, ob das neue Sondergericht nicht Agitationsstoff für eine weitere Ausdehnung der Ausnahmegerichte herbeiführen wird: ob nicht das Gesinde, die Privatbeamten, die Kaufleute für Ansprüche aus unlauterem Wettbewerb eigene Gerichte verlangen werden. Schon jetzt ist gewiß, daß ihre Bemühungen an dem entschiedenen Widerstande der Reichsregierung gegen eine fernere Zersplitterung des ordentlichen Gerichtsverfahrens scheitern würden. Die Sondergerichte bergen neben dieser Gefahr der Zersplitterung auch diejenige der Verschleppung der unbedingt notwendigen Reform des amtsgerichtlichen Verfahrens; möge die Beschleunigung und Verbilligung der Rechtspflege, die durch die Sondergerichte einzelnen Bevölkerungsklassen zuteil geworden ist, bald in einer durchgreifenden Reparatur der längst verrosteten Zivilprozeßmaschine allen Rechtsuchenden zugute kommen!

Schillers Jugendfreunde.*)

Zum Gedächtnis von Schillers Todestag haben wir gewiß eine nicht unbeträchtliche Menge gelehrter und populärer, großer und kleiner Werke zu erwarten. Das Buch, das hier der Menge vorausgeeilt ist, mag zu längerem Verweilen einladen. Es will nachholen, was nachzuholen ist von einer Versäumnis früherer Geschlechter. Die Vorrede erinnert an die Klage, die Eduard Boas ausgestoßen hat, der zuerst Schillers Jugend genauer zu schildern unternahm: daß doch niemand Schillers Freunde, die doch zum Teil recht alt wurden, genauer nach ihm befragt habe! Dieses „niemand" ist freilich nicht so ganz richtig. Hermann Kurz hat noch ums Ende der dreißiger Jahre eine Anzahl alter Karlsschüler gründlich ausgefragt, und mit durch ihre Angaben ist es ihm gelungen, das farbenreichste und zugleich objektivste Bild der Welt zu entwerfen, in der Schiller groß geworden ist. Es ist auch schwer zu sagen, wie viel oder wenig etwa bei einem systematischen Ausfragen der alten Herren noch herausgekommen wäre. In Einzelheiten gewiß manches, und die Bedeutung des Einzelnen soll nicht zu gering geschätzt werden. Aber für das Gesamtbild wäre doch vielleicht den Veröffentlichungen von Leuten wie Petersen, Scharffenstein, Conz, Streicher oder (um auch einen Zeugen späterer Tage zu nennen) Görtz nicht mehr viel Neues und zugleich Bedeutendes hinzuzufügen gewesen. Mehr als über Schiller selbst war noch zu sagen über die Figuren, die seine Jugend umgeben haben und die doch zum Teil weit mehr als bloße Figuren gewesen sind. Und wenn es da unter den lebenden Schwaben unserer Zeit einen gibt, der (ähnlich, aber noch in größerem Maße als früher der alte Friedrich Notter) ein wandelndes Inventar für alle alten Suevica und Familienerinnerungen genannt werden kann, so ist es Julius Hartmann, einst der jüngste der schwäbischen Geschichtskenner und -forscher seines Namens, der sich heute in grünendem Alter zwar mit Gustav Pfizer einen **Emeritus**, aber noch lange nicht und sicher niemals einen **Eremita** nennen kann. Niemand hätte für eine Aufgabe, wie er sie sich gestellt hat, auch nur entfernt die Menge fleißig gemachter Notizen, noch viel weniger die Fülle persönlicher und familiärer Erinnerungen gehabt wie er. Wenn er uns jetzt als neueste reife Frucht seiner Muße den stattlichen (368 Seiten starken), schön gedruckten, auch mit vielen authentischen Bildnissen geschmückten Band über Schillers Jugendfreunde schenkt, den wieder, wie manche neuere Schrift über unsere großen Schwaben der Greif des genialen Geschäftsfreundes Schillers ziert, so darf man sicher sein, vieles und auch nicht ganz wenig Neues zu finden.

Und man wird in dieser Hoffnung nicht betrogen. Die Liebe zum Gegenstand muß man freilich mitbringen. Wer so ganz in dem Heroenkultus moderner Zeit befangen ist, daß er nur auf den Höhen der Menschheit „vom Berge zu Bergen hinüber" wandeln mag, der lasse die Hand von dem Buch. Ein ganz Großer ist freilich darin: Dannecker; aber seine Künstlerpersönlichkeit zu umreißen ist nicht des Verfassers Absicht gewesen; er will Biographie und in erster Linie immer solche biographische Momente geben, bei denen Schiller hereinspielt. Wem aber auch die Umgebung eines Großen der Betrachtung wert ist, wer gerne die Bekanntschaft einer Anzahl von Leuten macht, unter denen manches Unbedeutende, aber auch manche gesunde Kraft, dieses und jenes Unerfreuliche, aber auch viel Bravheit, Gemeinsinn, freundschaftliche Aufopferung zu finden ist, der lese das Buch — nicht auf einen Zug, sondern stückweise, in behaglichen Stunden des Ausruhens, wo man auch gerne einen Blick rückwärts wirft.

Das Buch folgt in seiner historischen Anordnung der Zeit, in welche Schillers erste Bekanntschaft mit jemand fällt. Nur zwei Jahre, 1764 bis 1766, haben seine Eltern in Lorch gewohnt. Zwei Knabenbekanntschaften hat er dort geschlossen: mit dem gleichalterigen Ferdinand Moser, dem Sohn des Pfarrers, dessen Name in den Räubern verewigt ist, einem später um den württembergischen Lehrerstand verdienten Geistlichen, der aber zu dem Dichter gar keine späteren Beziehungen gehabt hat; flüchtiger werden die Beziehungen zu dem drei Jahre jüngeren Karl Philipp Conz gewesen sein, aber sie sind später wieder angeknüpft worden und haben Dauer gehabt. Conz hat sich als hochgebildeter und formgewandter Lyriker an Schillers Musenalmanach beteiligt. Er gehört zu den Schriftstellern, die kein „eigen Herz im Busen" haben, seine Gewandtheit konnte zur Gefahr werden; aber als Lehrer der Universität Tübingen hat er auf manchen anregend und begeisternd gewirkt, auf seinem Lehrstuhl Uhlands — wenigstens indirekter — Vorgänger, sonst am meisten mit Gustav Schwab zu vergleichen, dem er an poetischem Talent mindestens ebenbürtig war.

Zahlreicher sind die Freundschaften, die Schiller von 1766 bis 1773 in Ludwigsburg geschlossen hat. Doch sind nur wenige nennenswerte Leute darunter. Neben den Geschwistern Reichenbach, von denen der Bruder als Zechkumpan des Regimentsmedikus ein Partikelchen Unsterblichkeit, die Schwester Ludovika Simanowitz dagegen den bleibenden Ruhm erworben hat, eines der geschätztesten Bildnisse Schillers neben denen seiner Familie gemalt zu haben, ist nur der treffliche Friedrich v. Hoven besonders zu nennen. Seine Lebenserinnerungen, die der Hochbetagte — er starb erst 33 Jahre nach Schiller, den Achtzig nahe — als Pensionär in dem stillen Nördlingen aufzeichnete, sind eines der schönsten, jedenfalls treuesten Denkmale jener Zeit; nicht nur von Bedeutung durch die Mitteilungen über Schiller, sondern durch die Fülle ihres sonstigen Lebensgehaltes und durch die vornehme Denkart, die den Spätgeborenen wehmütig berührt als Nachhall aus einer Zeit, der die ursprüngliche Güte und die erhabene Bestimmung des Menschengeschlechts noch Dogma gewesen ist.

Dichter wird der Freundeskreis mit Schillers Eintritt in die Akademie im Jahre 1773. Nehmen wir auch den weiteren Kreis flüchtigerer Bekanntschaften hinzu, so werden mehr als drei Dutzend voll, von welchen in Hartmanns Buch ausführlicher und kürzer geredet wird. Es können aber hier nur die Interessanteren genannt werden. Herzog Karl stellte an seiner Akademie gern ganz junge Lehrer an, sei es weil sie seine Lieblingsunternehmung finanziell weniger belasteten, sei es weil er auch in diesem Punkte

*) **Schillers Jugendfreunde. Von Julius Hartmann. Mit zahlreichen Abbildungen. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger.**

dem Fortschritt huldigen wollte. Diese Lehrer, oft wenige Jahre älter als ihre Schüler, konnten im günstigen Falle um so lebendiger auf sie wirken und aus Lehrern zu Freunden werden. Für Schiller sind der Philosoph Friedrich Abel, die Philologen Friedrich Drück und Jakob Nast zu nennen. Abel ist in der Geschichte der vorkantischen Philosophie nicht ohne Ehren genannt; wenn er das Unglück gehabt hat, später als Professor in Tübingen zu Studenten zu sprechen, welche wie Hegel, Hölderlin, Schelling schon über ihn hinausgewachsen waren, so hat er um so lebendiger in der Fülle seiner Jugendkraft auf die Karlsschüler eingewirkt, denen in ihm nicht bloß ein Lehrer, sondern auch ein Mensch entgegentrat; Schiller hat er in die Geheimnisse Shakespeares eingeführt und später mit ihm das kurzlebige „Wirtembergische Repertorium" herausgegeben, noch ein Dutzend Jahre später seinen Besuch in Tübingen empfangen und ihn vergebens für die schwäbische Universität zu gewinnen versucht. Von den beiden anderen ist Drück weniger als Lehrer Schillers bekannt, mehr als einer der verdientesten humanistischen Lehrer des Schwabenlandes; Nast dagegen hat nicht nur mit Schiller zusammen noch später deutsche Uebertragungen der attischen Tragiker geplant, von denen nur seine in die Thalia eingerückte Uebersetzung aus Euripides' Elektra zustande kam: er ist auch, was hier nachgetragen werden mag, Verfasser des Aufsatzes über Lykurg (und Solon), der lange Zeit als Schillers Eigentum gegolten hat.

Darauf folgt die längere Reihe der Mitschüler und Freunde. An erster Stelle ist mit Fug und Recht Georg Scharffenstein, der spätere General, genannt, der aus Mömpelgard stammte und eine Portion französischer Lebhaftigkeit in den Kreis hineingebracht hat — es soll nachher noch von ihm die Rede sein —, und gleich nach ihm sei der edle Albrecht Lempp erwähnt, dessen Freundschaft Schiller ihm beim Scheiden vermacht hat. Wie Schiller mit dem ersten besonders durch poetische Bestrebungen verbunden war, so mit dem zweiten durch philosophische. Lempp ist in Württemberg als Staatsbeamter zu nicht minder hohen Würden gestiegen als Scharffenstein; beide sind Repräsentanten jener philosophierenden Betrachtung der menschlichen Dinge, wie sie gerade bei hochgestellten Männern jener Zeit der scheidenden Aufklärung so häufig ist. Sehr zweifelhaft muß dagegen die Vermutung erscheinen, Schiller habe bei dem Raphael der Philosophischen Briefe an Lempp gedacht; der zweite Brief Raphaels ist, wie wir bestimmt wissen, von Körner, vom ersten sicher die Eingangsworte, während der weitere Text des Briefes neuerdings wieder als Schillers eigene Arbeit angesprochen worden ist. Es folgt Wilhelm Petersen, der unermüdliche Geschichtsnotizenkrämer, dessen anekdotarische Vielgeschäftigkeit uns manche schätzbare Notizen über Schiller erhalten und zu Schillers Heimatjahren von Kurz viel historisches Material geliefert hat. Am weitesten bekannt wurde als Schriftsteller Friedrich Haug, der fruchtbarste und witzigste deutsche Epigrammatiker nach der Zeit Kästners; flüchtiger ist Schillers Bekanntschaft mit Ludwig Schubart gewesen, der als fleißiger, nicht eben allzu bescheidener Publizist viel von sich reden gemacht hat und heute fast nur noch als Zeuge für das Leben und die Werke seines Vaters vernommen wird.

Auch drei Künstler finden sich unter Schillers Jugendfreunden. Zwei sind aus der Akademie hervorgegangen, zu deren Haupteigenschaften, auch wohl Schwächen, die große Vielseitigkeit des Lehrstoffes und Lehrplanes gehörte. Einer der stolzesten Ruhmestitel der Anstalt ist der Name Heinrich Dannecker, den ein kundiger Mann den kongenialsten, wenn auch gewiß nicht originalsten Nachfolger der Antike unter den modernen Bildhauern genannt hat. Und wenn er das nicht wäre, er ist es, der uns die beiden einzigen Schillerbüsten geschenkt hat und von dem das Wort ist: „Ich will Schiller lebig machen, aber der kann nicht anders lebig sein als kolossal." Seinerzeit auch eine Berühmtheit, aber eine mehr ephemere, war der Musiker Rudolf Zumsteeg, dessen Musik zur „Geisterinsel" etwa noch manchmal gehört wird, seltener freilich als das Ulrichslied seiner Tochter Emilie „Vom Turme, wo ich oft gesehen", das dem gebildeten Württemberger zu einer Art Nationallied geworden ist. Viel größer ist die Rolle, die ein anderer Musiker in Schillers Leben gespielt hat: Andreas Streicher, sein Fluchtgenosse und Retter, dem wir eine der schönsten Gaben zur Biographie des Dichters verdanken. Mit ihm können wir die Reihe der namentlichen Anführungen beschließen, denn es ist unter den Uebrigen kaum einer, der über den engeren Kreis der schwäbischen Lokalgeschichte hinaus sich bekannt gemacht hätte.

Hartmann weiß uns in ansprechender Schlichtheit bald rascher, bald mehr verweilend von dem Leben, den Schicksalen, der Verwandtschaft dieser Männer zu berichten. Man sagt ja, daß ein großer Verwandtschaftshimmel sich über das Schwabenland wölbe, und Hartmann kennt mehr als so leicht kein anderer die großen und die kleinen Sterne dieses Himmels. In den alten Ausruf, wie klein doch eigentlich die ganze Welt sei, in der man überall wieder auf einen Vetter stoße, wird man auch bei der Lektüre seines Buches mitunter einstimmen. Oder ist es nicht eine Bestätigung jenes Satzes, wenn wir finden, daß Schillers Ludwigsburger Freund, der spätere Stuttgarter Bibliothekar und Archivar Reichenbach, der Vater des bekannten Karl Reichenbach war, der das Paraffin und das Kreosot entdeckt, die berühmte Tübinger Meteoritensammlung gegründet hat und von dessen Odlehre aus Anlaß der Entdeckung der Röntgenstrahlen wieder öfters die Rede gewesen ist? Die Schiller-Verkleinerer werden vielleicht höhnisch lächeln, wenn sie erfahren, daß die Birch-Pfeiffer die Tochter eines Mitschülers Schillers, Ferdinand Friedrich Pfeiffers, gewesen ist; wir wollen ihnen die Freude gönnen. Ja, auch Schiller selbst, mit dem verwandt zu sein wenige sich rühmen können, scheint von ferne in den großen Kreis der Verwandtschaften hineingezogen zu werden: oder sollte ein Bonner Hofkammerrat v. Mastiaux, dessen Tochter seit 1793 mit Schillers Akademiegenossen Ludwig Friedrich Grub vermählt war, nicht mit der Frau von Schillers Sohn Ernst, einer verwitweten v. Mastiaux, näher oder weiter zusammenhängen?

Aber man findet auch genug Anderes und Ernsteres in dem Buche. Es mögen nur ein paar Proben gegeben werden. Aus den Papieren Petersens, die im Cottaschen Archiv liegen, ist eine Jugendgeschichte Schillers abgedruckt, die Petersen als vervollständigte und berichtigte Bearbeitung seiner Mitteilungen im „Morgenblatt" von 1807 hatte veröffentlichen wollen; sie ist unvollendet geblieben, da und dort schon von anderen benutzt und diskutiert, hier aber zum erstenmal vollständig mitgeteilt worden; ihr folgen ein paar kürzere Schiller-Notizen Petersens aus einem seiner Sammelbände in der Landesbibliothek Stuttgart. Dagegen ist mit Hilfe des jungen Schiller-Forschers Julius Petersen der Erweis, wie es scheint, zur Genüge erbracht, daß die früher Petersen zugeschriebenen Mitteilungen im „Freimüthigen" von 1805 nicht von ihm, sondern eher von Conz herrühren. Eine der Hauptquellen für Schillers Jugendgeschichte sind die Artikel, die aus Scharffensteins Nachlaß 1837 im „Morgenblatt" veröffentlicht worden sind. Hartmann hat sie in der vollständigen Originalfassung nach der Handschrift abgedruckt. Von Scharffenstein sind auch mehrere andere Aufzeichnungen über literarische, künstlerische, politische Dinge mitgeteilt; es seien nur ein paar interessante Briefe an Dannecker, an den Kunstfreund K. F. E. v. Uxkull (den man aus Strauß' Kleineren Schriften kennt), sowie die gehaltreichen Proben aus Scharffensteins Briefwechsel mit Lempp angeführt. An ziemlich verborgener Stelle waren bisher drei lehrreiche Briefe Danneckers an Scharffenstein gedruckt, die Hartmann einer größeren Oeffentlichkeit teilhaftig gemacht hat.

Es sei aber an diesen Proben genug. Ueberall drängt sich dem Leser ein reicher, wohlgesichteter und geordneter Stoff entgegen. Wer Schillers Geschichte eingehend kennen lernen, zahlreiche Stellen in seinen Briefen und Jugendwerken verstehen will, kann Hartmanns Buch nicht umgehen. Er wird den Stoff nicht nur leicht übersichtlich angeordnet, sondern das Suchen auch durch ein gutes Register und gewissenhafte gelehrte Nachweise in den Anmerkungen erleichtert finden. Noch ein Wort über die zahlreichen Abbildungen, deren das Verzeichnis (neben dem Faksimile

zweier Stammbuchblätter Schillers vom Jahre 1779) achtundvierzig aufzählt, darunter einundvierzig Bildnisse. Von diesen einundvierzig Bildnissen sind nicht weniger als dreiundzwanzig zum erstenmal vervielfältigt worden; neben unbedeutenderen Namen mögen nur Conz, Abel, Drück, Nast, Scharffenstein, Kempp, Zumsteeg genannt sein. Wenn so die württembergische Ikonographie, für die vor zwanzig oder mehr Jahren der verstorbene August Wintterlin durch die Anlegung der Bildnissammlung in der Stuttgarter Landesbibliothek zuerst einen festeren Grund gelegt hat, durch die Publikation eine wünschenswerte Bereicherung erhalten hat, so ergeben sich auch für die Geschichte des Landes zahlreiche wertvolle Beiträge. Einem Schwaben braucht man das von einem Buche Julius Hartmanns gar nicht erst zu sagen.

Tübingen. Hermann Fischer.

Bücher und Zeitschriften.

Corpus juris civilis und Bürgerliches Gesetzbuch. Ausgewählte Stellen aus dem Corpus juris civilis. Uebersetzt und nach beiden Rechten erläutert von J. Müller. Leipzig 1904, Verlag von C. L. Hirschfeld.

Dieses Büchlein ist ein sehr praktisches Hilfsmittel für das Rechtsstudium, das besonders den Studenten der ersten Semester zur Einführung in Justinians Gesetzbuch bestens empfohlen werden kann. In der Einleitung ist eine kurze Uebersicht über das Corpus juris civilis gegeben, woran sich eine chronologische Zusammenstellung der bedeutenden römischen Juristen bis zur Kodifikation schließt. Der Hauptteil des Buches folgt dem System des Bürgerlichen Gesetzbuches. Zu den einzelnen Abschnitten sind die wichtigsten Stellen des Corpus juris im Urtext und in deutscher Uebersetzung angeführt, kurz erläutert und mit den entsprechenden Paragraphen des Bürgerlichen Gesetz-Buches verglichen. Auf diese Weise wird den jungen Rechtsbeflissenen das Studium der Hauptquelle des römischen Rechtes wesentlich erleichtert, ohne daß sie zu unwissenschaftlicher Oberflächlichkeit verleitet werden.

—dt.

L'homme aimé. Von C. A. v. de Gleichen. Erschienen bei Ollendorff, Paris 1904.

Die geschickt aufgebaute, pikante Geschichte des Kampfes zwischen der Geliebten und der Frau eines Lebemannes, den jede auf ihre Art liebt und nicht lassen will. Gewiß kein neues Thema; aber Gleichen verstand es, bis zum Schlusse packend und lebenswahr zu schildern. Der Schluß ist in gewisser Beziehung naiv zu nennen und gerade deshalb von großer Wirkung. Es ist das Werk eines talentvollen Dichters. Aber, warum hat Gleichen das Buch in französischer Sprache geschrieben, die er nicht so gründlich beherrscht, daß ihm nicht einige Germanismen und Schnitzer unterlaufen wären? Der Stoff des Romans wäre im Deutschen gewiß ebenso anziehend zu verarbeiten gewesen, und außerdem spielt die Geschichte in Wien. Es ist ganz und gar unverständlich, ja selbst betrüblich, daß gerade ein Nachkomme Schillers seine Muttersprache verleugnet, die er doch erwiesenermaßen meisterhaft beherrscht. Ist es Sensationslust? Man möchte es fast glauben.

Allgemeine Rundschau.

Der gestirnte Himmel im Monat Dezember

(gültig für die Mitte des Monats und 10 Uhr abends).

Obwohl der glänzendste Teil der Milchstraße mit den Sternbildern des Adlers, des Schwans und der Leier schon untergegangen ist, oder doch schon tief am westlichen Himmel steht, bietet die vom östlichen Horizont durch den Scheitelpunkt bis zum nordwestlichen Horizont in stark gekrümmtem Bogen sich hinziehende Milchstraße, gehoben durch eine Reihe von prägnanten und reichen Sternbildern, die in ihr stehen, auch im Monat Dezember in mondfreien Nächten einen schönen Anblick dar. Im Zenit bemerken wir in ihr das Sternbild des Perseus mit den bekannten beiden, dem freien Auge als feine Lichtwölkchen erscheinenden großen Sternhaufen und dem merkwürdigen, kurzperiodisch veränderlichen Stern Algol. Nordwestlich vom Perseus und gleichfalls in der Milchstraße erblicken wir die Sternbilder der Cassiopeja (deren fünf hellste Sterne ein in die Länge gezogenes W bilden) und des Cepheus. Im Westen stehen die Sternbilder des Pegasus und des Wassermanns schon ziemlich tief, höher dagegen stehen dort noch (westlich vom Perseus) das Sternbild der Andromeda und das Dreieck. Das Sternbild der Fische steht am westlichen Himmel zwar gleichfalls nicht mehr sehr hoch, der in diesem Sternbild noch immer weilende Planet Jupiter ist aber gleichwohl noch über Mitternacht hinaus sichtbar und bleibt nach wie vor das weitaus glänzendste Gestirn am ganzen Fixsternhimmel. In geringer Höhe über dem südwestlichen Horizont ist das Sternbild des Walfisches, darüber das des Widders wahrzunehmen.

Das Sternbild des Stiers, insbesondere der in demselben liegende bekannte Sternhaufen der Plejaden, geht in nicht sehr großem Abstand vom Zenitpunkt eben durch den Meridian. Aldebaran, der hellste Stern dieses Sternbildes, steht noch etwas östlich der Mittagslinie; mit vier anderen, weniger hellen Sternen zusammen bildet er die schöne Gruppe der Hyaden (Regensterne), die an der Form eines V leicht erkennbar ist. In geringer Höhe über dem südlichen Horizont kulminiert weiterhin das Sternbild Fluß Eridanus. Am südöstlichen Himmel fesselt den Blick des Beschauers in erster Linie das prächtige Sternbild des Orion mit dem bekannten, durch drei in gerader Linie stehende helle Sterne gebildeten „Jakobsstab" (Gürtel des Orion), dem berühmten, nur wenig unterhalb des Jakobsstabes stehenden und mit freiem Auge wahrnehmbaren Orionnebel und den beiden Sternen erster Größe Rigel und Beteigeuze, von denen der letztere am südlichen Rande der Milchstraße steht und an seinem goldroten Lichte leicht erkennbar ist.

Tief am östlichen Himmel steigt das Sternbild des Großen Hundes empor, mit ihm Sirius, der hellste Fixstern unseres Sternhimmels, der vor allen anderen durch sein lebhaftes Farbenspiel auffällt. Diesseit der Milchstraße, den beiden letztgenannten Sternbildern gegenüber, stehen die Zwillinge mit den beiden hellen Sternen Castor und Pollux, weiter gegen Osten der Kleine Hund mit dem Stern erster Größe Prokyon, darunter, tief am östlichen Horizont, das Einhorn. Ueber den Zwillingen, nur wenig östlich vom Scheitelpunkt, bemerken wir das teilweise in der Milchstraße liegende Sternbild des Fuhrmanns mit dem Stern erster Größe Capella.

Im Nordosten steht das Sternbild des Krebses mit dem mit freiem Auge leicht erkennbaren Sternhaufen der Präsepe (Krippe) noch ziemlich tief, das Sternbild des Großen Löwen mit dem Stern erster Größe Regulus ist dort eben im Aufgang begriffen. In größerer Höhe stehen daselbst die Sternbilder des Großen Bären, des Kleinen Löwen und des Luchses. Im Norden sind endlich noch die Sternbilder des Kleinen Bären mit dem hellen Polarstern, des Drachen, der Jagdhunde und des Mauerquadranten wahrzunehmen.

Die Sonne erreicht ihren tiefsten Stand am Himmel — das Wintersolstitium oder die Wintersonnenwende — am 22. Dezember, um 7 Uhr morgens, zu welchem Zeitpunkt sie in das Tierkreiszeichen des Steinbocks tritt; es ist dann (astronomisch) Winteranfang. Die Entfernung der Erde von der Sonne nimmt bis zum Jahresschluß noch beständig, während des Monats Dezember im ganzen um rund 50,000 Meilen ab; ihre Perihelstellung erreicht die Erde in der Neujahrsnacht um 6 Uhr früh. Der scheinbare Durchmesser der Sonnenscheibe wächst im Laufe des Monats von 32′ 26.8″ auf 32′ 32.0″ an. Im Monat Dezember steht die Sonne nur während des dritten Teils des

Tages über dem Horizont, ihre Höhe über dem letzteren beträgt selbst mittags nur noch rund 18 Grad.

Die Zeiten des Auf- und Untergangs der Sonne sind für München (in mitteleuropäischer Zeit):

Dezember	Aufgang	Untergang
1.	7h 45m vorm.	4h 20m abends
8.	7 58 „	4 18 „
15.	8 — „	4 18 „
22.	8 04 „	4 20 „
29.	8 07 „	4 25 „
31.	8 07 „	4 26 „

Die Tageslänge beträgt am 22. Dezember, dem kürzesten Tag des Jahres, 8 Stunden 16 Minuten; bis zum Schluß des Monats wächst sie wieder um 3½ Minuten. Infolge des beträchtlichen Anwachsens der „Zeitgleichung" (des Unterschieds zwischen dem „wahren" und dem „mittleren Mittag") tritt die merkwürdige Erscheinung auf, daß nach der von unseren Uhren angegebenen mitteleuropäischen Zeit die Sonne Ende Dezember noch später aufgeht, als am kürzesten Tag, aber bereits um 6 Minuten später untergeht, als an diesem. Die gesamte Zunahme der Tageslänge trifft also vorläufig auf die Abendstunden.

Die Phasen und Stellungen des **Mondes** im Monat Dezember sind folgende:

3. Dezember	1h nachts	Erdnähe (49,670 Meilen)
7. „	5 früh	Neumond
14. „	11 nachts	Erstes Viertel
15. „	4 früh	Erdferne (54,480 Meilen)
22. „	7 abends	Vollmond
27. „	6 abends	Erdnähe (49,810 Meilen)
29. „	5 abends	Letztes Viertel.

Die Zeiten des Mondauf- und -untergangs sind für München:

Dezember	Aufgang	Untergang
1.	12h 26m nachts	1h 28m nachm.
8.	8 39 vorm.	6 — abends
15.	12 47 mittags	— — nachts
22.	4 41 nachm.	7 11 vorm.
29.	— — nachts	12 2 mittags
31.	1 56 nachts	1 5 nachm.

Am 15. Dezember findet kein Untergang, am 29. Dezember kein Aufgang des Mondes statt. Am 2. Dezember wird der Planet Mars, am 21. Dezember der Fixstern erster Größe Aldebaran (Alpha im Stier) vom Monde bedeckt. Die erstere Bedeckung findet gegen 10 Uhr vormittags statt, kann daher in München nicht beobachtet werden.

Die am 21. Dezember in den frühen Morgenstunden stattfindende Bedeckung des Aldebaran dagegen ist in München sichtbar, und zwar erfolgt das Verschwinden dieses Sterns hinter der Mondscheibe um 4 Uhr 28 Minuten (mitteleuropäische Zeit) im Positionswinkel von 55° (vom Nordpunkt des Mondes ab über Ost gezählt), also am östlichen vollbeleuchteten Mondrand, oben und das Wiederauftauchen des Sterns vor der Mondscheibe um 5 Uhr 16 Minuten früh im Positionswinkel von 298°, also am westlichen dunklen Mondrand, etwas oberhalb der Mitte. Die obigen Daten gelten streng nur für München, für Orte, die nicht allzu weit von München entfernt liegen, genügt es, der Ein- und Austrittszeit den in Zeit ausgedrückten Längenunterschied gegen München (für östlich von München gelegene Orte positiv) hinzuzufügen.

Die Sichtbarkeitsverhältnisse der großen Planeten erleiden vorläufig keine wesentliche Aenderung.

Merkur erreicht am 14. Dezember seine größte östliche Elongation von der Sonne mit 20.5°; am 23. Dezember geht er durch den aufsteigenden Knoten und am 27. Dezember durch das Perihel seiner Bahn; am 31. Dezember kommt er in untere Konjunktion mit der Sonne zu stehen. Während der ersten Monatshälfte geht Merkur durchschnittlich 1 Stunde nach der Sonne unter und ist demgemäß allabendlich für kurze Zeit als Abendstern am südwestlichen Himmel sichtbar. Er eilt dann rasch auf die Sonne zu und bleibt während des letzten Monatsdrittels unsichtbar. Am 3. Dezember kommt er in Konjunktion mit dem Planeten Uranus, am 8. Dezember in Konjunktion mit dem Monde zu stehen.

Venus geht im Dezember durchschnittlich drei Stunden nach der Sonne unter und ist somit während des ganzen Monats als hellglänzender Abendstern am westlichen Himmel sichtbar. Am 10. Dezember kommt sie mit dem Monde, am 28. Dezember mit dem Planeten Saturn in Konjunktion zu stehen.

Mars geht um die Monatsmitte etwa 1½ Stunden nach Mitternacht auf und kann dann — im Sternbild der Jungfrau, nicht allzu weit von dem Stern erster Größe Spica — bis zum Anbruch der Morgendämmerung beobachtet werden. Am 2. und 30. Dezember kommt der Planet, dessen Helligkeit noch beständig zunimmt, in Konjunktion mit dem Monde zu stehen; bei der ersten Konjunktion ist seine Annäherung an die Mondscheibe so groß, daß für bestimmte Erdorte eine Bedeckung stattfindet (siehe oben).

Jupiter ist zunächst noch rückläufig, wird am 16. Dezember stationär und dann rechtläufig im Sternbild der Fische und bildet infolge seines hohen Standes sammt seinen Monden auch im Dezember noch ein äußerst günstiges Beobachtungsobjekt. Bei Einbruch der Dunkelheit als überaus hellglänzendes Gestirn hoch am südöstlichen Himmel stehend, geht er durchschnittlich um 7¾ Uhr abends durch den Meridian und erst um 2 Uhr nachts unter. Am 17. Dezember steht er in Konjunktion mit dem Monde.

Saturn geht im Monatsdurchschnitt um 8½ Uhr abends unter und ist daher nur noch kurze Zeit, und zwar ziemlich tief am südwestlichen Himmel, sichtbar. Der am 28. Dezember stattfindenden Zusammenkunft Saturns mit dem Planeten Venus, bei der beide Planeten sich bis auf 1½ Vollmondsbreiten einander nähern, ist bereits oben gedacht worden.

Uranus kommt am 22. Dezember in Konjunktion mit der Sonne zu stehen und bleibt demgemäß während des ganzen Monats unsichtbar.

Neptun gelangt am 28. Dezember in Opposition zur Sonne und damit in die für seine Sichtbarkeit günstigste Stellung. Er geht durchschnittlich um 5 Uhr abends auf und erst um 9 Uhr vormittags unter, kann somit die ganze Nacht hindurch beobachtet werden. Als Sternchen 8. Größe ist er jedoch nur in größeren Fernrohren (im Sternbild der Zwillinge) wahrzunehmen.

Enckescher Komet. Auch im verflossenen Monat ist der Enckesche Komet, der anfangs Januar die Perihelstellung erreicht, so lichtschwach geblieben, daß nur einige wenige visuelle und photographische Beobachtungen desselben erlangt werden konnten. Da sein Abstand von der Erde nunmehr wieder im Zunehmen begriffen ist, muß die Hoffnung auf Sichtbarwerden des Kometen mit freiem Auge wohl endgültig aufgegeben werden.

Sternschnuppen. Von regelmäßig im Dezember wiederkehrenden Sternschnuppenfällen sind hauptsächlich zu erwähnen die aus dem Sternbild der Zwillinge (scheinbar von dem Stern erster Größe Castor) ausstrahlenden Geminiden, die am 10. Dezember das Maximum ihrer Frequenz erreichen. Sporadische Sternschnuppen fallen außerdem noch in der Zeit vom 7. bis 11. Dezember aus dem Großen Bären und gegen Ende Dezember aus dem Stier, sowie aus dem Mauerquadranten.

·rt·

✕

Kleinere Mitteilungen.

* Romanistisches. Die von den Freunden und Schülern des großen Romanisten begründete Société Gaston Paris wählte, wie der Frankfurter Zeitung berichtet wird, in ihrer in Paris abgehaltenen Generalversammlung den Professor Van Hamel von der Universität Groningen zum ersten Vorsitzenden. Es wurde mitgeteilt, daß die von Professor Bédier vom Pariser Collège de France besorgte Bibliographie der Arbeiten Gaston Paris' in nächster Zeit erscheinen werde. Die Gesellschaft beabsichtigt ferner, den Katalog der Bibliothek von Gaston Paris, dessen Redaktion beinahe vollendet ist, drucken zu lassen.

* **Die Reliefs der Bibliothek von Ephesos sind nun von den Oesterreichern, die das Bauwerk nach vielen Mühen freigelegt haben, nach Wien geschafft worden**

und sollen dort eine gesonderte Aufstellung finden. Der Archäologe R. Heberdey, der an den Ausgrabungen und ihrem glücklichen Verlauf den Hauptanteil hat, ist nun, wie der Vossischen Zeitung geschrieben wird, auch dem Sinne der Darstellung des Mittelstückes auf die Spur gekommen. Man sieht zwei bärtige Männer, zwischen denen ein Knabe steht, während sich im Hintergrund ein Szepter erhebt. Die Köpfe tragen Porträtzüge, wie auch die Personen der Ara Pacis in Rom, und es ist kein Zweifel, daß hier wie dort Mitglieder des Kaiserhauses dargestellt werden. Da bleiben unter allen römischen Herrschern nur Mark Aurel und Verus übrig, der Knabe aber ist der kleine Commodus. Auf anderen Reliefplatten sind Kriegsereignisse wiedergegeben, wobei der Feind beritten ist und Hosen trägt. Nun wurde der Partherkrieg, auf den diese Darstellungen sehr zutreffen, im Jahre 166 n. Chr. beendigt, drei Jahre später starb Verus, und die Zügel des Reiches gingen wieder in die Hände eines Mannes über: in diesem kurzen Zeitraum muß die Bibliothek entstanden sein. Der Partherkrieg hatte seine Schatten auch auf Kleinasien geworfen; als er zu Ende ging und dem Lande die Furcht genommen war, hat das dankbare Ephesos dem tatkräftigen Kaiserhause den stolzen Bibliotheksbau als ein Ehrendenkmal errichtet. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Reliefs als Sockelplatten an einem Altare angebracht waren, ähnlich wie der Gigantenfries von Pergamon.

* Die Akademie der Wissenschaften in Wien hat folgende Subventionen bewilligt: Aus den Subventionsmitteln der mathematisch - naturwissenschaftlichen Klasse Professor E. Lippmann in Wien zur Weiterführung seiner Untersuchungen über Dibenzylanthrazen 500 Kronen; aus dem Wedl-Legat Regimentsarzt Dr. Karl Biehl in Wien zur Fortsetzung seiner Arbeit über die intrakranielle Durchtrennung des Nervus vestibuli und ihre Folgen 600 Kronen; Professor Dr. A. Schattenfroh und Dr. R. Graßberger in Wien zu Untersuchungen über Rauschbrand 800 Kronen.

* Medizinisches. Der neue Direktor des pathologisch-anatomischen Instituts am Senckenbergischen Institut zu Frankfurt a. M. Dr. Eugen Albrecht hat am 1. Dezember sein Amt angetreten. — Der unlängst verstorbene Prosektor am Krankenhause zu Berlin-Moabit Professor Dr. Robert Langerhans hat auf der Weltausstellung zu St. Louis einen Preis für ausgestellte Präparate erhalten. Die Nachricht hiervon traf kurz nach seinem Tode beim Dekan der Berliner Universität ein und wurde seiner Witwe übermittelt.

* Verschiedenes. Am vergangenen Samstag waren 50 Jahre verflossen, seit Goethes getreuer Eckermann im Alter von 62 Jahren zu Weimar gestorben ist. — Der berühmte, jetzt achtzigjährige Physiker der Universität Glasgow Lord Kelvin wurde am 29. November in einstimmiger Wahl zum Kanzler dieser Universität ernannt. — Der außerordentliche Professor der christlichen Archäologie an der Universität Berlin Dr. Nikolaus Müller, der zur Zeit einer archäologischen Studienreise wegen in Italien weilt, hat in Rom eine neue jüdische Katakombe entdeckt.

Hochschulnachrichten.

hc. **Erlangen.** Auf eine 25jährige Tätigkeit als Universitätsprofessor kann mit Beginn dieses Wintersemesters der Reformationshistoriker an der hiesigen Universität Dr. theol. et phil. Theodor Kolde zurückblicken. Kolde wurde im Herbst 1879 in Marburg zum Extraordinarius ernannt.

* **Bonn.** Der am 2. d. M. hier verstorbene Professor der Pathologie Dr. Karl Köster war am 2. April 1843 zu Dürkheim in der Rheinpfalz geboren. Nach zu München, Tübingen und Würzburg vollendeten Studien wurde er 1867 bei seinem Lehrer Recklinghausen Assistent am pathologischen Institut der letzteren Universität und habilitierte sich dortselbst 1869. 1872 kam er als ordentlicher Professor nach Gießen, von wo er 1874 in gleicher Eigenschaft nach Bonn übersiedelte. Kösters Arbeiten betreffen hauptsächlich die Carcinome und Geschwülste, die tuberkulöse Gelenkentzündung, für deren Erkenntnis er sehr wichtige Aufschlüsse lieferte, ferner die Tuberkulose im weiteren Sinn, Gefäßerkrankungen, Aneurisma, Endocarditis und andere Fragen seines Arbeitsgebiets. Diese Arbeiten erschienen zumeist, soweit sie nicht in Buchform herauskamen, in Virchows „Archiv", sowie in den Verhandlungen der Würzburger medizinisch-physikalischen Gesellschaft und der Rheinischen Gesellschaft für Natur- und Heilkunde. Köster, der für seine aufopfernde Tätigkeit in den Kriegen von 1866 und 1870 eine Reihe von Ehrenzeichen erhalten hatte, erfreute sich auch als Mensch allgemeinster Hochschätzung; außer seiner wissenschaftlichen Tätigkeit war er auch mit großem Verständnis der Pflege und Förderung der Musik zugetan.

hc. **Greifswald.** Zum Lektor der französischen Sprache an der hiesigen Universität ist an Stelle von L. Reynaud Herr R. Pitrou ernannt worden.

* **Prag.** Die Einweihungsfeier des neuen Hauses der Lese- und Redehalle der deutschen Studenten nahm trotz der bedrohlichen Haltung, welche die tschechischen Studenten auf dem Graben einnahmen, einen überaus glänzenden Verlauf. Von reichsdeutschen Universitäten, beziehungsweise akademischen Körperschaften hatten dazu Berlin, Charlottenburg, Braunschweig, Göttingen, Halle, Heidelberg, Jena, Leipzig, Marburg, Straßburg und Tübingen Vertretungen entsandt. Festreden hielten der Professor des österreichischen Privatrechts Dr. H. Krasnopolski und der Physiker Professor Dr. Ernst Lecher. Letzterer wies namentlich darauf hin, daß die selben Elemente, die in Prag nicht einmal mehr tschechische Straßennamen ins Deutsche übersetzen wollen, es nicht verschmähen, draußen die Gastfreundschaft deutscher Universitäten zu genießen, und forderte die Reichsdeutschen auf, solche Elemente als das zu behandeln, was sie sind: als unsympathische Ausländer.

hc. Von technischen Hochschulen. Der mit der Abhaltung der Vorlesungen über Patent-, Muster- und Markenwesen an der Technischen Hochschule zu Darmstadt beauftragte Patentanwalt Dr. Richard Wirth hat die Dozentur niedergelegt. Die Erteilung des Unterrichts in den genannten Fächern ist dem Darmstädter Landgerichtsrat Dr. Friedrich Buff übertragen worden.

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Dr. Fr. Walther, Stadtpfarrer in Stuttgart: Der Zusammenhang zwischen Verstandsentwicklung und Religion. Stuttgart 1904. W. Kohlhammer. 132 S. — D. Friedrich Wiegand, Professor der Theologie in Marburg: Das apostolische Symbol im Mittelalter. Eine Skizze. (Vorträge der theologischen Konferenz zu Giessen. 21. Folge.) Giessen 1904. J. Rickersche Verlagsbuchhandlung (Alfred Tögelmann). 52 S. — Dr. H. Dechent, Pfarrer in Frankfurt a. M.: Herder und die ästhetische Betrachtung der heiligen Schrift. (Vorträge der theologischen Konferenz zu Giessen. 22. Folge.) Ebenda 1904. 33 S. — H. Bosma: Nervöse Kinder. Medizinische, pädagogische und allgemeine Bemerkungen. Aus dem Holländischen übersetzt. Ebenda 1904. 100 S. — Francis G. Peabody, Professor an der Harvard-Universität in Cambridge: Die Religion eines Gebildeten. Autorisierte Uebersetzung von E. Müllenhoff. Ebenda 1905. 80 S. — Derselbe: Der Charakter Jesu Christi. Autorisierte Uebersetzung von E. Müllenhoff. Ebda. 1905. 31 S. — Emanuel Geibel: Ausgewählte Gedichte. Stuttgart u. Berlin 1904. J. G. Cotta Nachf. 300 S. — Otto Hauser: Die japanische Lyrik von 1880—1900. Eine Studie und Uebersetzungen. Grossenhain 1904. Baumert u. Ronge. 94 S.

Vom Büchertisch.

(Selbstanzeigen aus dem Buchhandel.)

Die Verlagsbuchhandlung Gustav Schloeßmann (Inhaber Gustav Fick) Hamburg, legt uns eine Reihe von Novitäten vor, die so gediegen und apart, inhaltlich und äußerlich glänzend sind, daß es sich aus prinzipiellen Gründen lohnt, auf diese Firma im Zusammenhange den Blick zu lenken. Was ist das ein schmucker Band, der schon durch seinen Deckel im Empirestil und seine übrige anheimelnde Ausstattung das Herz gewinnt? Die Sammlung der Monographien über die Dichter unsrer Kirchenlieder, mit der sich G. Schloeßmann seit vier Jahren ein unbestreitbares Verdienst erworben hat und die bisher den erfreulichen Absatz von über 150,000 Exemplaren hatten, ist jetzt in diesem Band vereinigt unter dem Titel: „Unsere Kirchenliederdichter, Lebens- und Charakterbilder (XX und 634 S. mit 160 Illustrationen)". Die 40 Biographien aus der Feder zum Teil der bekanntesten Hymnologen und Kirchenhistoriker Nelle, Spitta, Buchwald, Wurster, Josephson, stellen einen gleichmäßigen Gang durch die Geschichte des Kirchenliedes von Luther bis Gustav Knak und Luise Hensel dar. Welch eine Fülle von Stoff in Wort und Illustration, fast durchweg in anmutigster Form, ist hier zusammengetragen. Besonders die neun Arbeiten von Wilh. Nelle sind Meisterbilder hymnologischer Forschung und biographischer Kunst. Und nun hat Nelle dem Bande die Einführung geschrieben: „Unser Kirchenlied und seine Dichter." Lange haben wir nicht gleiches gelesen an Fülle der Gedanken und geschickter Zusammensetzung des Stoffes, an Glanz der Sprache und Adel der Form. Das glüht und sprüht mit hinreißendem Feuer, und doch jedes Urteil abgewogen, jeder Gedanke sorgfältig gefeilt. Diese 20 Seiten stellen eine Geschichte des Kirchenliedes und Gesangbuches in Längs- und Querschnitt dar, die der Gelehrte wie der schlichte Mann mit gleichem Genuß liest. So ist dieses Werk eine sonderliche Gabe für den Familientisch und für jede Volks- und Vereinsbibliothek. Die Heftausgabe der einzelnen Dichter à 10 Pf. und die Bandausgabe (4 Bände in Leinen à 1.50 Mark) erscheinen auch weiter neben dieser Geschenkausgabe, deren Preis (8 M.) angesichts der 160 Illustrationen und 650 Seiten ein mäßiger ist. — Wer Nelles „Einführung", die auch separat zu 10 Pf. zu haben ist, gelesen hat, wird auch nach seiner „Geschichte des deutschen evangelischen Kirchenliedes" greifen (250 S. mit 58 Illustrationen geb. 2 M.). Auch hier ist es derselbe Meister, welcher eine souveräne Beherrschung seines Stoffes mit einer seltenen Gabe schriftstellerischer Kunst verbindet. Nelle packt auf jeder Seite Kopf und Herz zugleich und doch darf man bei jeder Zeile von ihm gewiß sein, daß er kein Blender, sondern alles Ertrag gediegener Forschung und Frucht sorgfältiger Ueberlegung ist. In Nelles Arbeiten auf hymnologischem Gebiete — so auch in dieser Geschichte des Kirchenliedes — ist den Pfarrhäusern und Kantorhäusern ein Schatz geboten, auf den von Behörde wegen immer wieder, und zwar ernstlich hingewiesen werden sollte. Denn seine Wirkung würde in unseren Gottesdiensten unmittelbar zu spüren sein. — Ein zweites Gebiet betritt G. Schloeßmann ebenso eigenartig mit dem Prachtwerk Thiele-Schäfer: „Das Leben unseres Heilandes". Wieviel illustrierte „Leben Jesu haben wir und wie wenige entsprechen bald im Text, bald in der Illustration evangelischem Empfinden, religiösem Bedürfen, künstlerischem Fordern! Und nun ist hier einmal ein Werk, das nicht mit gequältem Aufwand von äußeren Mitteln der Größe des Gegenstandes hinderlich ist. Der Text, den der Potsdamer Pfarrer Thiele geschrieben hat, ist schlicht, so einfach, daß jeder ihm folgen kann, und doch steckt ein gut Teil theologischen Könnens darin, so daß der Fachmann gespannt liest. Mit leisem, zartem Finger sucht er die Fußtapfen des Erlösers nachzuzeichnen, und dieses demütige Sichbeugen gegenüber dem heiligen Stoff gibt der Darstellung einen stillen, warmen Zauber, welcher das Herz aufwärts zieht. Und nun die Illustrationen! Rud. Schäfer, der Düsseldorfer Künstler, kann manches, aber hier hat er etwas aus einem Guß geschaffen. Ob wir die „stille Nacht" oder den „Gichtbrüchigen" oder den „Trauerzug am Tore zu Nain" betrachten, oder uns in die kleinen Bilder, welche die Kapitelinitialen umranken, versenken: überall schlägts uns mit der Kraft des Originellen und Herzerquickenden entgegen. Es ist etwas männlich Festes in diesen schlichten Zeichnungen: keine sentimentale Verweichlichung, keine ästhetisierende Verflüchtigung der evangelischen Geschichte. So ists deutsch und evangelisch zugleich, wie sie uns hier entgegentritt. Und dieses Kunstwerk ist in einer Volksausgabe erschienen, welche brosch. — 60 Pf. und gebunden — 1.20 Mark kostet! Wir können dem Verlag mit dieser Leistung nur Glück wünschen: er erwirbt sich damit sicherlich die Beachtung und den Dank aller, welche sich um Volksschrift und Volkskunst mühen. Gleichzeitig ist eine Geschenkausgabe in großem Format erschienen und auch diese kostet nur 6 M. Für das nächste Jahr wissen wir jedenfalls, was wir für jede festliche und feierliche Gelegenheit den Familien und der Jugend zu schenken haben! Hoffentlich viele mit uns! — Und zum drittenmal zeigt G. Schloeßmann, daß er Sonderliches zu leisten versteht mit dem Werk, von dem in guter Jahresfrist das 6. bis 7. Tausend erschienen ist: **Die deutsche Pfarrfrau** von Bertha Josephson-Mercator (296 S., geb. 4 M.). Man braucht ja nur den Titel zu lesen, um zu sagen: das Buch war nötig! Und wie hat die Verfasserin ihre Aufgabe gelöst! Ob sie mit liebreizendem Plaudern von Pfarrhaus zu Pfarrhaus fährt, seine Eigenart in Schwächen und Fehlern, in Vorzügen und Vorteilen schildert, ob sie mit anmutigem Humor derbe Wahrheiten sagt oder mit ernster Innerlichkeit der Pfarrfrau die Tiefen und die Höhen ihrer eigenartigen und einzigartigen Aufgabe zeigt: immer ist sie trefflich und unübertrefflich. Gewiß hat dieses Buch goldene Segensspuren hin und her zurückgelassen, schon in manchen Herzen, die verzagten aufrichtend und die oberflächlichen und verkehrten aufrüttelnd. Und gerade hinter dem Urteil eines „aber es ist ja alles selbstverständlich!" das sie so verlegen eilig ihrem Nachbar bei Tisch zurief, schien sich ein solch sich regendes — Gewissen zu verbergen! Jedenfalls ist diese „Pfarrfrau" von Mercator eine solche, von der am besten ist, wenn viel von ihr gesprochen wird, bis jede dieses Buch gelesen hat.

Doch es sei genug. Wir meinen mit diesen Proben aus dem Verlagshause Schloeßmann in Hamburg gezeigt zu haben, daß hier ein gutes Maß von Verständnis für den literarischen Bedarf in unsern Kreisen nach verschiedenen Richtungen hin vorhanden ist. Diese gediegenen und emsigen Bestrebungen der Firma Gustav Schloeßmann werden sicherlich beachtet werden.

*(1182) P. Oskar Brüssau-Jarmen.

Jahrgang 1904. München, Dienstag, 6. Dezember. Nummer 280.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Ein neues Buch über Rubens.

Heutzutage, wo die Rembrandt-Pietisten das große Wort führen und uns vorpredigen, daß alles, was von der Antike und der Renaissance stammt, durchaus von Uebel ist, tut es wohl, wenn in Wort und Schrift auch der Meister zu Ehren kommt, den man mit Fug und Recht den größten Enkel resp. Urenkel jener beiden großen Kunstmächte genannt hat: Peter Paul Rubens.

Wir Heutigen sind immer noch zu sehr Polytheisten im Reiche der Kunst, als daß wir uns auf den Tempeldienst eines Gottes einschwören ließen, so gewaltig er auch immer sein mag. Wir lieben den großen Holländer, den Magier des Nordens, wie wir die Heimat lieben und den Himmel darüber, der „gewaltig trotzt". Wir begeben uns gern in seinen Bann und empfangen gern die Weihen der Mysterien seines Seelenkults, Innenmenschen, die wir sind und immer sein werden. Wir folgen ihm freudig in den Dämmerschein des geheimnisvollen Lichtes, das er für uns hinzaubert, ewige Kinder, die wir Märchen lieben und verstohlene Ecken, wo sich's im Zwielicht träumen und spielen läßt. Aber schließlich kommt eine Stunde, wo uns dieses labyrinthische Verdämmern leid wird, wo wir des Meisters müde werden, der uns so gern Schleichwege führt, auf denen verkümmerte und gedrückte Menschen sind, ja wo wir seine ganze Kunst wie eine Beklemmung empfinden, die uns ein Nachtmahr verursacht oder ein Nachtvogel, unter dessen Schwingen das Dunkle noch dumpfer wird. Da friert uns nach der Sonne einer heitereren Kunst. Da wird das Verlangen in uns übermächtig aufzujauchzen und jene Befreiung und Erweiterung zu genießen, wie sie in jenen Worten des Faust liegt:

> Aus niedriger Häuser dumpfen Gemächern
> Aus Handwerks- und Gewerbesbanden,
> Aus dem Druck von Giebeln und Dächern
> Aus der Straßen quetschender Enge
> Aus der Kirchen ehrwürdiger Nacht
> Sind sie alle ans Licht gebracht.

Wir gehören alle zu den Bürgern jener Stadt mit der Straßen quetschender Enge. Das Licht jedoch bedeutet uns noch mehr als das Sonnenlicht, es bedeutet die Lichtgestalten einer sonnenhellen Phantasie, deren wir bedürfen zur Verklärung des Daseins. Genien nennt sie der Dichter und singt: „Ihr wandelt droben im Licht, glänzende Götterlüfte rühren euch leicht, wie die Finger der Künstlerin heilige Saiten."

Der genius loci, der Geist der Heimat, wird uns immer mütterlich umhegen, jene Genien aber wecken in uns neue Kräfte, und ein jeder wählt sich seinen Helden, dem er die Wege zum Olymp hinauf sich nacharbeitet.

Wie? Zum Olymp? höre ich fragen. Ein guter Deutscher geht auf den Blocksberg! — Die solches sagen, sagen's nicht zum Scherz. Es gibt wahrhaftig hochgemute Männer, die alles Klassische höchstens noch als Spuk einer Walpurgisnacht gelten lassen möchten. Mit derselben Miene, wie sie anno dazumal Overbeck aufsetzte, als Bunsen mit Thorwaldsen und Cornelius auf den alten Jupiter anstieß, denken diese neuen Nazarener über alle olympische Kunst. Sie verdammen die Antike und mehr noch die Renaissance, weil diese, wie sie vorwurfsvoll meinen, zu viel Wert auf Formgebung und sinnliche Erscheinung legten, als ob es ohne diese Dinge bildende Kunst überhaupt geben könne und als ob wir nicht jede Form schon von vornherein als etwas Beseeltes empfänden. Es ist ein theologisch-moralisches Grundgefühl, das aus ihnen redet. Die Vergöttlichung des Menschen und die Verherrlichung seines Körpers erscheint ihnen als eine Ueberhebung. Die Kunst, meinen sie, dürfe das Geschöpf Gottes nicht verbessern und erhöhen wollen, sondern müsse es gerade in seiner Häßlichkeit und Sündhaftigkeit zeigen, damit das Wunder der Gnade des Herrn um so tiefer empfunden werde. Ja, es wird uns prophezeit, daß die ganze Kunst der Renaissance, soweit sie dem Kult des Menschen diene und somit eine Reaktion gegen den spiritualistischen Geist des Mittelalters bedeute, im Absterben sei; der Zukunft gehöre allein jene große Seelenkunst, wie sie das Mittelalter und — Rembrandt gepflegt. Das klingt freilich sehr zeitgemäß. Wenn es Wahrheit werden sollte, daß die Götterdämmerung wirklich hereinbricht und das Dunkel, das in Deutschland überall sich zusammenballt, an Macht gewinnt, so wollen wir wenigstens hoffen, daß es ein Helldunkel im Sinne Rembrandts sein werde.

Manche bedeutende Bücher unserer Zeit werden in diesem prophetischen Tone abgefaßt. Und meistens sind es große Künstler, letzthin Maler, die in den Dienst einer besonderen Weltanschauung gestellt werden. So bedeutsam diese Werke sind, so widersprechen sie doch dem ruhigen Geist des Forschens nach der Wahrheit. Der Feuereifer des Predigens reißt jene Nazarener mit sich fort, denn sonst wäre es unverzeihlich, daß sie all' das Schöne und Große, was uns Antike und Renaissance gebracht, über Bord werfen und uns Andere, die wir diese Güter noch verteidigen, als „Pfaffen der vornehmen Kunst" abtun. Und das alles nur, weil Rembrandt, ihr Abgott, dieser heidnisch-aristokratischen Kunst abhold gewesen ist und den Menschen ganz im evangelischen Sinne in seiner Knechtsgestalt dargestellt hat. Abgesehen davon, daß sie im Auslegen ebenso frisch und munter wie im Unterlegen sind und Rembrandt gar nicht so ausschließlich als christlicher Maler zu fassen sein dürfte — was soll es heißen, die Renaissance als vorzugsweise antichristlich zu verketzern. Man weiß nicht, ob man bei solchen Reden Bedauern oder Furcht empfinden soll. Eine Gefahr bedeuten sie immerhin. Die

Leidenschaftlichkeit, mit der der „Kult der Form" befehdet wird, gibt jedenfalls zu denken. Unsere gesamte deutsche Kultur **leidet** ja geradezu an der Vernachlässigung des Formalen und hätte eine **Erziehung zur Form** vor allem nötig. Man braucht gar nicht erst auf alle die Verirrungen der künstlerischen Kultur, z. B. in der Denkmalsplastik, hinzuweisen. Man braucht nur den deutschen Menschen selber anzusehen, wie er durch Mangel guter Formen und Manieren auffällt und besonders im Auslande unter formalgebildeten Nationen eine höchst unvorteilhafte Figur abgibt. Angesichts solcher Unform muß man diejenigen schelten, die in aller Schönheit der Form, wie sie die Menschen der Renaissance zeigen, immer nur Pose und Inszenesetzung sehen und Rembrandt als Erzieher preisen, weil ihm die Einfalt alles und das Ansehen der Person nichts gegolten habe.

Künstlerisch und malerisch ist ja diese seine Armeleutmalerei von hohem Wert und wir haben sie stets und gern bewundert. Warum muß aber deshalb gleich alles aristokratische Menschentum und seine Darstellung in der Kunst verschrien werden, nur weil der Herrenmensch dem christlichen Ideal, wie es Rembrandt nach der Meinung vieler vertritt, widerspricht. Nietzsche gilt diesen Nazarenern natürlich nur als Satyr, und doch ist es ein vornehmer Erzieher. Selten ist ein Gedanke so mißverstanden worden, wie der des Uebermenschentums. Nietzsche hat nie behauptet, wie man ihm nachsagt, daß wir Uebermenschen sein sollen in dem Sinne, daß wir uns über die menschliche Moral hinwegsetzen. Der Uebermensch war ihm ein großes **fernes**, allerdings mehr ästhetisches als moralisches **Zukunfts**ideal, zu dem wir uns durch eine jahrtausendlange Entwicklung emporarbeiten sollten und zwar durch kolossale **Selbstzucht**. An der Brücke zum Uebermenschen stehen freilich nicht die Knechtgestalten christlicher Kunst, sondern die Herrenmenschen der Renaissance und was mit ihr zusammenhängt.

Die leidenschaftliche Ablehnung alles Klassischen in der Kunst geschieht nun freilich nicht allein aus christlichen, sondern auch aus nationalen Gefühlen. Hier könnte man schon eher zustimmen, doch schreckt uns auch hier die Uebertriebenheit der Auffassung ab. Das Ideal der absoluten Absperrung gegen fremde Einflüsse will uns nicht behagen. Eine chinesische Mauer, mit der man, nach der Meinung gewisser Leute, Deutschland von Anfang an hätte umgeben sollen, ist nicht nach unserem Sinn. Die Kultur ist wie der Mensch, der sie schafft. Ein junger Mensch wird am besten im Verein mit Altersgenossen erzogen. Nur durch Wetteifer mit anderen, durch Reibung an anderen kann er erstarken. Das Beispiel Rembrandts, der auf einsamen Wegen groß geworden, verführt diese Rembrandtianer, allgemeine Konsequenzen für die gesamte Kunst abzuleiten: Die Eigenbrödelei wird für einzig heilbringend erklärt. Und wie der ängstliche Vater den Sohn ermahnt: Geh nicht an den Rhein, so ermahnen einige Preceptores Germaniae die Schaffenden einer deutschen Kultur: Geht nicht in die Sonne Homers. Rembrandt sei euch Erzieher: er blieb fest auf seiner Scholle. Da wird mancher von uns sagen: Die Scholle gibt doch nicht Kraft, die Kraft liegt in uns selber. Jeder folge seinem eigenen Dämon. Viele sind durch die Berührung mit der Kunst des Südens erst das geworden was sie waren. Gefahr ist überall; wer stark ist, wird sie bestehen. Zum mindesten ist jenes Sichinsichverbohren, Sichinsichverkriechen in der Regel ebenso gefährlich. Beherzigt ihr nur auch das herrliche Mahnwort, das Fr. Hebbel gesprochen:

Im großen ungeheuren Ozeane
Willst du, der Tropfe, dich in dich verschließen?
So wirst du nie zur Perl' zusammen schießen,
Wie dich auch Fluten schütteln und Orkane!

Nein! öffne deine innersten Organe
Und mische dich im Leiden und Genießen
Mit allen Strömen, die vorüberfließen,
Dann dienst du dir und dienst dem höchsten Plane.

Und fürchte nicht, so in die Welt versunken,
Dich selbst und dein Ur-Eignes zu verlieren:
Der Weg zu dir führt eben durch das Ganze!
Erst wenn du kühn von jedem Wein getrunken,
Wirst du die Kraft im tiefsten Innern spüren,
Die jedem Sturm zu steh'n vermag im Tanze!

Ein Beispiel einer solchen Natur, die sich hingibt und sich mischt mit allen Strömen, die vorüberfließen, und doch ihr Ureignes nicht verliert, sondern im höchsten Sinne bewahrt, ist: Peter Paul Rubens. Wenn man sagt: Beispiele lehren, so gilt das von ihm in hohem Grade und man könnte auch einmal eine Schrift verfassen mit dem Titel: Rubens als Erzieher. Wer von Rembrandt herkommt, wird den Grundton seiner Lebens- und Schaffensweise noch viel deutlicher vernehmen: Es ist das Lebenbejahende. Wir fürchten nicht in den Ruf von Bacchanten zu kommen, wenn wir dem Vlaemen zujubeln. Er, der diese lebensübermütigen, sich austobenden Geschöpfe schuf, war ein Mann des Maßes und der Milde in seinem ganzen Gebaren. Es mag sein, daß wir nach der gedrückten Grundstimmung Rembrandtscher Kunst zu Rubens doppelt freudig Ja und Amen sagen. In keinem Falle sollen wir uns einer lebhaften **Parteinahme** schämen, wenn sie nur aus dem Innern kommt. Denn die Liebe ist die beste Lehrmeisterin, auch der Erkenntnis. Sie erzeugt jene bejahende, positive, affirmative Kritik, von der F. Th. Vischer redet. In ihr betätigt sich auch sein Sohn **Robert Vischer**, der uns ein Büchlein über Rubens geschenkt hat, das ich hier anzeigen möchte.[1])

Es ist keine Tendenzschrift, will nicht prophetisch und kulturkämpferisch sein. Es ist auch keineswegs aus jener Stimmung herausgeschrieben, die ich eben angeschlagen. Der Name Rembrandt kommt z. B. kaum vor. Ich habe jene Stimmung nur konstatiert, weil sie einmal in der Luft liegt und weil wir dadurch manches besser verstehen. H. Grimm hat in den 90er Jahren noch gemeint, die Vorliebe für Rubens sei ein Zeichen der Zeit. Er glaubte eine Ueberschätzung dieses Meisters feststellen zu müssen. Eben wird man davon kaum mehr reden können: es ist eher das Gegenteil eingetreten. Wer heute von Rubens redet oder gar lobredet, wird keinen allzu großen Widerhall erwarten dürfen. Man wird seine Begeisterung unzeitgemäß nennen. Ein Forscher fragt nun freilich danach nicht. Wir aber fragen danach, und wir wollen wissen, ob in der Herausgabe eines Buches nur ein Zufall oder eine Notwendigkeit vorliegt. Das letztere ist der Fall bei den beiden Kundgebungen über Rubens, die uns das letzte Jahrzehnt gebracht. Sowohl bei Jakob Burckhardt als bei Robert Vischer liegen stark persönliche Sympathien zugrunde, und stark persönlich sind beide abgefaßt. Man darf ihnen das Beste nachrühmen, was man von guten Büchern sagen kann: sie sind erlebt.

Das Buch von Burckhardt hat etwas unendlich Rührendes für die, die ihn gekannt, denn er lebt sich darin völlig aus — für alle anderen hat es etwas Feierliches. Es spricht ein Greis mit dem Feuer eines Jünglings. Erinnerungen **aus** Rubens nennt er sein Buch. Er will nur Zeugnis ablegen von den Zügen seiner Kunst, die in ihm haften blieben. Es ist der Wiederschein glücklicher Stunden, der diese Betrachtungen erhellt und verklärt. Das Ganze gestaltet sich zu einer Art Danksagung an Rubens. Burckhardt ist anzuhören wie ein alter Soldat, der von einem großen geliebten Feldherrn erzählt, indem er seine ganze Taktik bis in alle Einzelheiten verfolgt und zwar so, daß er seine Bemerkungen mit der Ruhe und Ueberlegenheit eines erfahrenen Kämpfers ordnet. Es spricht hier aus ihm der geniale Systematiker, der, nachdem er das Ganze in Teile zerlegt hat, die Teile wieder zu einem neuen Ganzen eint, indem er die wesentlichen verbindenden Linien zieht. Jung gewohnt, alt getan.

Robert Vischer geht unvergleichlich viel frischer zu Werke. Er grübelt nicht und zergliedert nicht, sondern schaut und schafft seine Eindrücke sofort zu anschaulichen Gebilden um. Im Vergleich zu J. Burckhardt ist R. Vischer noch mehr Künstler, und seine Darstellungsart hat im Gegensatz zu der bedächtigen, ja vielleicht schon etwas

---

1) **Peter Paul Rubens.** Ein Büchlein für unzünftige Kunstfreunde von **Robert Vischer.** Berlin, Bruno Cassirer 1904.

müden, des Baseler Gelehrten etwas Jugendlich-Hellängiges und Jugendlich-Leidenschaftliches oder wie wir mit einem abgegriffenen Fremdwort sagen würden: etwas stark Impulsives. Das herzhafte Drauflosgehen und Ergreifen des Gegenstandes, an sich schon etwas Mitsichfortreißendes, erhält seine siegende Kraft durch eine eminent persönliche Ausdrucksweise. Ein Meister der Sprache tritt uns hier entgegen, dem man es anmerkt, wessen Geistes Kind er ist. Es ist nicht nur der Vater, dessen er sich als würdig erweist, sondern auch das Vaterland. Denn die Süddeutschen, und an ihrer Spitze die Alemannen, haben jene künstlerische Darstellungsgabe vor anderen voraus, wie es u. a. einst J. Burckhardt und jetzt H. Wölfflin und neuerdings von neuem R. Vischer bewiesen haben. In all seinen früheren Schriften, dem „Optischen Formgefühl", dem „Signorelli" und besonders den „Studien zur Kunstgeschichte", dann aber auch in seiner schönen Festrede „Ueber neues Leben" machte sich diese Kraft und Ausgeprägtheit der Diktion in hohem Maße geltend, in seinem Rubens hat alles Schwung und Feuer bekommen. Es ist, als habe der große Vlaeme dem Verkünder seiner Kunstweise etwas von seinem Eigenleben eingehaucht. Und das ist keineswegs eine Phrase. Eine Wahlverwandtschaft zwischen dem Helden und seinem Verherrlicher liegt schon an sich hier vor. Und man wird weiter sagen dürfen, daß das Nachschaffen und Nachleben mit dem Genius des Rubens etwas Kongeniales hat. Und so werden hier die beiden wichtigsten Bedingungen aller Kunstgeschichtsschreibung in seltener Weise erfüllt: Das Wesen des Künstlers und die Wirkung dieses Wesens auf den Beschauer vermittelst der Kunstwerke wird uns klar zum Bewußtsein gebracht.

Die Einteilung des Ganzen weicht von dem hergebrachten Rahmen etwas ab und unfreie Leute haben daran Anstoß genommen. Die Hauptsache nämlich, das eigentliche Bild von Rubens' Charakter, Leben, Lernen und Schaffen nimmt nur ein Drittel des Büchleins ein, während die zwei anderen Drittel das Beiwerk, die Anmerkungen und das Nachwort enthalten. Ich gestehe, daß in dieser Zwanglosigkeit für mich ein gewisser Reiz liegt. Man denke sich den ersten Teil als Rede — und zwar in Anbetracht ihres feurigen Schwunges als Festrede — und dann denke man sich weiter, man säße mit dem Redner in einer stillen Ecke vertraulich zusammen, und er führe dies und das aus, was er in der Rede nur andeuten konnte. So entsteht allerlei treffliches Beiwerk in mehr oder weniger kleinen Absätzen, zwei Dutzend Bemerkungen über Rubens' Aeußeres und Inneres, über seine Lebensführung und Pinselführung, über sein Verhältnis zu den zeitgenössischen und klassischen Meistern. In dem allen ist noch ein reicher Schatz von Kunstanschauungen erhalten — und der Rhythmus des Vortrags klingt noch darin nach. Dann erst folgen — beim Nachhausegehen — Anmerkungen im gelehrten Sinn, Verweisungen auf literarische Hilfsmittel u. dergl., und am Schluß — zu Hause angekommen — zeigt Vischer uns noch drei Bücher, die Bedeutsames über Rubens enthalten, und widmet ihnen noch ein Nachwort.

Es ist nicht meine Absicht, auf das Einzelne in dem Buche einzugehen; ich verspare mir das für eine Gelegenheit, von der ich am Schlusse noch sprechen werde. Ich möchte dem Leser nur eine Vorstellung geben von der Art und Weise, wie Vischer seine Aufgabe anpackt, und da kann ich nichts Besseres tun, als Teile aus dem Ganzen seiner Darlegung herauszugreifen. Sehr anschaulich und anmutend setzt das Büchlein ein mit einer knappen Personalbeschreibung, die den leiblich-geistigen Eindruck des Rubens in bezeichnende Worte faßt: „Auf der breiten, gelind erhöhten Marmortreppe eines Palasthofs Ankömmlingen begegnend, so steht er mir im Sinn, würdevoll, doch freundlich und anspruchslos. Schon seine Erscheinung, worin frei natürliche Vornehmheit mit malerischem Wurf so erfreulich sich eint, läßt fühlen, daß dieser große Meister auch ein großer Herr ist und ein lebensfrischer, durch schöne harmonische Bildung ausgezeichneter Mensch. Sein einnehmendes Gesicht mag wohl mancher nicht so famos gemeinfällig, nicht so Wallensteinisch elegant finden, wie er sich's vorstellte. Der Mund bleibt gern ein wenig offen, zieht sich aber bisweilen zusammen, als ob er etwas einschlürfen würde, und gewinnt besonders durch die volle, schräg vorliegende Unterlippe einen ganz eignen Ausdruck sinnlichen Aufnehmens, den die leichte Blähung der Nasenflügel noch verstärkt. — Und wie ganz eigen berühren uns auch diese sympathischen braunen Augen, die bald still auf uns ruhen, bald etwas Lachendes haben, etwas lachend Erwartungs- und Verständnisvolles! — Das ist ein echter Vlaeme — ein echter hellmütiger Franke — ein Landsmann auch für uns. — Er erwidert unseren Gruß auf Deutsch und hat sich ja stets als Deutscher gefühlt." Das Deutsche in ihm wird entwickelt und das Speziell-Fränkische. Denn die Vlaemen bestehen wie die Mehrheit der Holländer aus Franken, „ihre Sprache ist ein niederfränkischer Dialekt, und sie würden daher, wenn hierin die Größe unseres alten Reiches für die Kunstgeschichte restituiert werden soll, besser im Zusammenhang der westdeutschen, rheinländischen Sphäre betrachtet. Sie sind lebhafter, impulsiver als ihre nordöstlichen Nachbarn; ihr Wesen ist voller entwickelt, kräftiger beschwingt von Temperament, geschickter und flinker, mehr auf das unmittelbare, schon in sich selbst befriedigte Schauen angelegt und darum auch mehr für die Kunst begabt. Hierzu kommt noch bei den Vlaemen ein Zug zum Ausgreifen und breiten Sichausladen, zum üppigen Schwelgen, festlichen Jubeln, zum Uebertreiben, Prunken und Stolzieren."

(Schluß folgt.)

Molière und das Leben.

Unter dem Titel „**Molière et la vie**" ist soeben ein Buch erschienen, das in mancher Hinsicht das Verständnis für Molière zu vertiefen geeignet ist.[1]) Davignon erschöpft das im Titel genannte Thema freilich nicht, sondern gibt nur vier Studien zu diesem Thema. In der ersten, **Molière et les femmes**, geht er von der Psychologie der modernen Frau aus, um diejenige der Frauengestalten Molières zu verstehen. Er behauptet, die moderne französische femme mondaine wolle von Molière nichts wissen, und spürt den Gründen dieser Erscheinung nach. Es sind diese: Molière würdigt zwar den Einfluß der Frauen nach Gebühr und bestreitet ihnen ihren Triumph nicht; aber sie selbst nimmt er nach ihrer Meinung nicht hinreichend ernst und verhehlt nicht, daß auch sie lächerlich sein können, selbst wenn sie das Spiel gewinnen. Seine Frauen erregen keine Leidenschaft, sie sind bürgerlich-alltäglich und nicht romantisch; verliebt sind nur die jungen Mädchen, und deren Seelenleben interessiert die Mondaine nicht das tut nur die verheiratete Frau, und die hat bei Molière „keine Geschichte" und soll keine haben. Molière kennt das romantische Dogma nicht, daß die Liebe alles rechtfertige, wenn sie nur aufrichtig, tief und leidenschaftlich ist; dies Dogma aber beherrscht die französische Frauenwelt noch immer. Deshalb findet sie nichts Verdienstliches darin, daß eine Elmire (im Tartüff) der Versuchung widersteht; kaum daß sie diese einfache, von Natur rechtschaffene Seele, die ihr wie eine Anomalie erscheint, zu verstehen vermag: **si elle reste honnête, ce n'est pas de sa faute**, sagt sie. Die sittlichen Begriffe der Mondaine sind verfälscht, verkehrt; Molière aber handelt und schreibt als Verfechter der Heiligkeit der Ehe unter dem latenten, aber sehr kräftigen Einfluß des christlichen Geistes. Endlich kommt hinzu, daß die fanatischen Vertreterinnen einer extravaganten Frauenemanzipation dem Dichter der **Femmes savantes** natürlich von Herzen abhold sind. Davignon zeigt, wie gegenüber dem perversen Geschmack dieser modernen Kritikerinnen Molière überall das Gesunde und Vernünftige, die Natürlichkeit und das echte Leben wirklicher Menschen von unverdorbenem Empfinden vertritt und darstellt; er entkräftet die Vorwürfe der Monotonie und Banalität, das „**C'est trop honnête,**

[1]) *Henri Davignon:* Molière et la vie. Paris, Fontemoing. 298 S. 8°.

trop candide, trop vieux jeu", und tut es, indem er die Silhouetten der markantesten Frauengestalten Molières mit wenigen, sicheren Strichen entwirft. Es finden sich da ein paar Perlen der Schilderungskunst, vorzüglich das köstliche Porträt der Henriette; und auch den wenig individualisierten Figuren der Angélique, Marianne, Isabelle weiß er neue, oder doch weniger bemerkte Reize abzugewinnen. Alles in allem, eine trefflich gelungene, mit Wärme und Geist geschriebene Studie in flottem und graziösem Stil.

Das Verhältnis des großen Komikers zum Adel, speziell zu den „Marquis", ist in aller Erinnerung; Davignon unternimmt es, darzustellen, wie er zum Bürgertum stand (Molière et la bourgeoisie). Er behauptet eine starke, wenngleich uneingestandene Vorliebe für diese soziale Schicht. Eine feine Vergleichung des Avare mit dem Don Juan soll den Leser für diese These empfänglich stimmen: Dort die Entwicklung des typischen Charakters, verflochten mit einer reichen, romantischen, fesselnden Handlung und sich abhebend von dem Hintergrund liebevoll gezeichneten Bürgerlebens, wie es sein soll; im Don Juan dagegen alles Interesse konzentriert auf die erschöpfende Herausarbeitung des darzustellenden, wie selbstverständlich durch einen Adeligen vertretenen Lasters, dessen verschiedene Manifestationen vorzuführen der einzige Zweck der inhaltlich dürftigen Intrige ist. Abkunft, Erziehung und Umgebung wiesen den jungen Poquelin auf die Pfade des Bürgertums: wenn er sie verließ, um einer unbezwinglichen, inneren Nötigung zum Theater zu folgen, so blieb seine Sympathie doch stets dem Stande getreu, dem er ohne diesen Trieb zur Bühne angehört hätte. Seine Heirat trug den Charakter der bürgerlichen Vernunftheirat: Armande, noch nicht Schauspielerin und abseits vom Theatertreiben erzogen, war „das Bürgerlichste", was ein Mann in Molières Stellung begehren und gewinnen konnte. Sein Haushalt zeugte von solidem Wohlstand, und die verschwenderischen Gelüste der jungen Bühnenschönheit, die darin regierte, trafen auf die entschiedene Mißbilligung des Gatten, der als echter Bourgeois auf Ordnung und zweckmäßige Sparsamkeit Wert legte. Nie hat er, wie er leicht gekonnt hätte, die Gesellschaft des Adels gesucht; sein Leben blieb streng bürgerlich bis an seinen Tod. Er entbehrte der Protektion eines Grandseigneurs, zufrieden und gesichert durch die des Königs, der, meint Davignon, gewiß wußte was er tat, wenn er Satiren gegen den Hofadel ermutigte und der Wiedergabe bürgerlichen Lebens Beifall zollte. Ist doch das Bürgertum recht eigentlich der natürliche Gegenstand der Komödie, so, wie Molière selbst diese definiert, und so, wie er sie im Gegensatz zur Farce geschaffen hat. Mit der durch den Reflex zahlreicher anderer Gestalten erst recht beleuchteten Charakterisierung des Chrysale, als des typischen Bourgeois, schließt der Verfasser seine zweite Studie.

Die dritte, Molière et les petites gens, ist unseres Erachtens weniger gut gelungen, leidet vor allem an zu großer Breite, Weitschweifigkeiten und Wiederholungen. Die Frage nach dem Zwecke, der Naturgemäßheit und der Charakteristik der „kleinen Leute", d. h. der Zofen und Bedienten, ist mit der Frage nach der Moralität der Molièreschen Figuren und sonach der von ihm vertretenen ethischen Lebensansicht in nicht recht glücklicher Weise verschlungen. Der Verfasser konstatiert nämlich, daß die Sganarelle und Scapin, Mascarille und Leandre, Dorine und Toinette und wie sie alle heißen, größtenteils eine beklagenswerte Abwesenheit moralischer Prinzipien offenbaren und in Lügen, Schwindeleien und Spitzbübereien wie in ihrem Lebenselemente herumplätschern, andrerseits aber doch mit unverkennbarer Sympathie, die auch den Leser anstecken soll und ansteckt, gezeichnet sind, ja sogar ihre unmoralischen Handlungen als Mittel zur Herbeiführung löblicher Zwecke, gewöhnlich zur Vereinigung der Liebenden, ausführen müssen. Davignon wirft die Frage auf, ob dies moralisch verwerflich sei und ob darunter nicht das Urteil über Molières Moralität überhaupt leiden müsse. Mit einem uns allzu groß scheinenden Aufwande von Gelehrsamkeit sucht er in einem äußerst subtilen Plaidoyer diese Vorwürfe zu entkräften; zweierlei hat er dabei aber, so will uns bedünken, ganz und gar aus den Augen gelassen. Erstens den Humor von der Sache, wie er denn, bei aller Feinheit seines Geistes, mit dieser Gottesgabe nicht begnadet zu sein scheint, und sodann den Einfluß der traditionellen Vorbilder. Die verschmitzten Diener, die ihren jungen Herrchen mit, dem niederen moralischen Niveau ihrer sozialen Lage gemäß, nicht allzu sauberen Mittelchen, aber doch mit Treue und einer gewissen Uneigennützigkeit gegen geizige, eigensinnige, tyrannische oder sonstwie unbequeme Väter durch dick und dünn zum ersehnten Ziele verhelfen, sind ja nicht Molières Erfindung, sondern die direkten Nachfahren der ganz gleich gearteten Sklaven des Plautus und Terenz (von deren griechischen Vorbildern zu schweigen), und selbst die Farcen und Possenspiele des Mittelalters kannten ähnliche Figuren. Molière war gewiß ein denkender Künstler; aber daß er sich sollte den Kopf zerbrochen haben, ob diese fidelen Galgenstricke, die das Lachen des Publikums auslösen sollten, wohl auch vor dem Richterstuhle einer ernsten Sittenlehre bestehen oder ihm selbst aufs Sündenkonto gesetzt werden würden, das ist im höchsten Grade unwahrscheinlich.

Die Ueberschrift des vierten und letzten Kapitels, Le drame dans Molière, bedarf der Erläuterung. Davignon will nicht die Technik des dramatischen Aufbaues der Komödien Molières untersuchen, sondern er will feststellen, ob und inwiefern in ihnen schon diejenige, vom 18. Jahrhundert entwickelte dramatische Gattung vorgebildet ist, die man erst comédie larmoyante, dann drame bourgeois nannte und heutzutage einfach als comédie zu bezeichnen pflegt. Er sucht nach der ans Tragische streifenden Stimmung, die an gewissen Höhepunkten der lustigen Handlung aufzuckt wie ein Wolkenschatten, der plötzlich über eine sonnenbeschienene Landschaft gleitet, nach jener Unterströmung schwermütigen Ernstes, auf die Goethe, speziell vom „Geizigen" sprechend, am 25. Mai 1825 Eckermann hinwies. „C'est ce que j'appelle le drame dans Molière: Cette minute où après des instants de joie et de folie on entend sourdre vaguement la tristesse, la douleur, la misère, qui sont au font de l'humaine nature" (S. 242). Dabei bestreitet Davignon, daß die Charaktere selbst etwas Tragisches aufwiesen. Auch Alceste, den wir Deutsche wohl zumeist als einen wesentlich tragischen Charakter empfinden, ist für ihn bloß lächerlich und vermag ihm nur in gewissen Momenten eine mitleidige Sympathie einzuflößen: wieder einmal wird diese wunderbare Synthese von Herzensreinheit, Enthusiasmus und Unverstand zum Stein des Anstoßes, an dem sich die Geister scheiden.

Daß Molière auch die schmerzlichen Seiten des Lebens reichlich durchschimmern läßt, liegt an dem von ihm selbst (im Impromptu de Versailles und der Kritik der Frauenschule") aufgestellten Begriff der Komödie, dessen Verwirklichung seine Stücke sind. Er will gar nicht bloß amüsieren, sondern das Leben in seiner Fülle selbst darstellen: l'objectif principal de son oeuvre fut la peinture intégrale de la vie (S. 246). Dazu gehört der Ernst und gehören die Qualen des Daseins natürlich ebenso wie die drolligen Seiten; ja gerade die Fehler und Lächerlichkeiten, die die Heiterkeit und den Spott der anderen auslösen und demnach geeignet sind, Angelpunkte des „komischen" Lustspiels zu sein, werden für ihre Träger selbst meist zu Quellen des Unbehagens, des Kummers, ja des tiefsten Elends, und können sehr wohl neben dem lächerlichen auch einen schmerzlichen Eindruck hervorbringen. Le comique de la vie ne va pas sans le drame, et Molière lui-même fut payé pour le savoir. So mußte gerade die Tiefe seiner Auffassung vom Wesen der Komödie den feinen Menschen- und Lebenskenner dazu führen, sich dem bürgerlichen Drama zu nähern, und wenn er trotzdem bisweilen durch nebensächliche Personen und Umstände reichlich für die Erheiterung der Zuschauer sorgte, so lag dies daran, daß die zum Gesetz erhobene starre Scheidung der dramatischen Gattungen ihm ein anderes Verfahren verbot. Er hat so das Publikum dazu erzogen, eine höhere Art von Komödien zu ertragen und zu würdigen, fast ohne daß es dies merkte: über der grotesken Possen-

haftigkeit der Diafoirus und Trissotin, Mme. Pernelle und Sotteuville übersah es die genial gezeichnete Lebenswahrheit der Harpagon und Alceste, Tartüff und Arnolphe, Don Juan und Georges Dandin. Mit einer mehr oder weniger gründlichen Analyse der sechs Hauptdramen, welche dies im einzelnen nachweisen soll, schließt Davignon sein lehrreiches Buch.

Betrachtet man das Ganze, so erkennt man leicht, daß die innere Verwandtschaft der vier abgehandelten Themata ziemlich lose und ihre literarische Bedeutung ziemlich ungleich ist. Für die wertvollste Studie halte ich die vierte. Nicht als hätte Davignon hier etwas ganz Neues entdeckt: auf den Lebensgehalt, wenn man so sagen darf, der Molièreschen Stücke ist vielmehr schon von den verschiedensten Seiten hingewiesen worden. Aber inwiefern er damit zu einem Vorläufer der Diderot, La Chaussée und Destouches geworden ist — „Vorläufer“ unbeschadet seiner absoluten Ueberlegenheit als Poet und Künstler —, das ist meines Wissens noch nicht so präzis und eingehend erörtert worden wie in Davignons Buch.

Was den die vier Untersuchungen nur summarisch zusammenfassenden Gesamttitel anlangt, so sieht man nun, in welchem Sinne das „la vie“ verstanden werden muß. Nicht so, wie vermutlich die meisten annehmen, wenn sie nach dem Buche greifen. Es handelt sich nur um das objektiv geschaute Leben der anderen, nicht um den Reflex von Molières eigenem Leben in seinen Stücken. Auch dies, natürlich schon oft angeschnittene Kapitel hätte noch immer reiche Ausbeute geliefert. Was ließe sich nicht, trotz Lotheißen, Paul Lindau und Mahrenholtz, noch über Molière und die Frauen alles sagen! Namentlich die Entwicklung seiner gemütlichen Stellung zu dem anderen Geschlecht ist noch entfernt nicht vollständig klargestellt. Es hat Davignon nicht gefallen, auf diese Seite des Problems „Molière et la vie“ einzugehen; nehmen wir das Gute dankbar hin, das er uns geboten hat.

Dr. Fritz Friedrich.

Bücher und Zeitschriften.

α. Neues von Hermine Villinger. „Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit klingt ein Lied mir immerdar“ — so ist ein neues, bei Gustav Weise in Stuttgart erschienenes Büchlein von Hermine Villinger überschrieben. Es trägt den weiteren Titel: „Mein Klostertagebuch“, aber der würde sehr irren, der nun etwas erwartete, was mit irgend welcher Absicht an Kulturkampf und religiösen und politischen Parteihader erinnerte. Die Jugend eines naiven, phantasievollen, warmherzigen Kindes spielt sich hier innerhalb stiller, unweit der Schwarzwaldberge gelegener Klostermauern ab, eine Jugend von gesunder kräftiger Eigenart, die sich von liebender Fürsorge gern leiten läßt und dabei alles zurückweist, was ihr nicht gemäß ist. Offenbar ist es ihre eigene Jugend, welche uns die Verfasserin vorführt. Der Uebermut des Wildfangs sollte im Kloster eingedämmt werden, und es klingt köstlich, wenn es im Tagebuch heißt: „Es ist wirklich nicht der Mühe wert, sich zu bessern, für die paar Augenblicke, daß es dauert“. Daß die Schülerin des Klosters beichtet, wie schrecklich es sei, wenn eine Predigt länger als eine halbe Stunde währe, wird von dem Beichtvater mit gutem Humor aufgenommen, und die frommen Frauen lieben und verstehen ihren fröhlichen Zögling. Freilich, die Lektüre Lessings und Goethes ist verpönt, weil diese die „ärgsten Freigeister“ sind, und Pipin der Kurze gilt darum für einen guten König, weil er „so nett gegen den Heiligen Vater war“. Aber im Lesebuch steht die Geschichte von Stifters Heideknaben und trägt das Kind aus der Enge heraus ins weite Reich der Poesie.

Die ganze Darstellung hat jenes dichterische Gepräge, das mehr sagt als in Worten ausgesprochen ist, und die reizenden kleinen Lebensbilder gewinnen dadurch einen charakteristischen Zusammenhang.

Ein zu gleicher Zeit mit dieser Jugendgeschichte erschienener Roman „Mutter und Tochter“ von derselben Verfasserin (Stuttgart bei Bonz) bewegt sich auf einem ganz anderen Gebiet. Die Gebundenheit ländlicher und kleinstädtischer Sitten im Gegensatz zu großstädtischen Verhältnissen bildet den Hintergrund für den dargestellten Konflikt. „Einen Menschen in seinem innersten Wesen ändern wollen, heißt ihn vernichten“, das ist's, was die Mutter, eine überkräftige, rechtliche Frau vom Lande im Kampf mit der Künstlernatur ihrer Tochter lernen muß. In höchst lebendiger Weise spiegelt sich dieser Kampf in der gesunden Weltauffassung einer einfachen Frau aus dem Volke. Diese ehemalige Aepfelfrau, nunmehrige Insassin des Armenpfründnerhauses, ist eine jener Gestalten, wie sie Hermine Villinger ganz vorzüglich gelingen, und man lauscht gar gern solcher Lebensweisheit, die nicht verlangt, daß der Apfelbaum auch Birnen trage und die allen ursprünglichen Lebensäußerungen gegenüber etwas vom wärmenden Sonnenschein an sich hat.

Für die beiden so schönen Weihnachtsgaben darf die Lesewelt der liebenswürdigen Erzählerin herzlich dankbar sein.

H. v. Kleists Werke. Im Verein mit Georg Minde-Pouet und Reinhold Steig, herausgegeben von Erich Schmidt. Kritisch durchgesehene und erläuterte Gesamtausgabe. 1. Band 464 S., 2. Band 467 S. 8°. Bearbeitet von Erich Schmidt. Leipzig, Bibliographisches Institut (1904).

So erscheint denn nun auch die neue und vollständigste Kleist-Ausgabe, längst angekündigt und von allen Verehrern des unglücklichen genialen Dichters, von allen Kennern und Freunden großer deutscher Kunst längst ersehnt. Besaßen wir auch bisher in Th. Zollings Veranstaltung eines sorgsam erklärten Kleist-Neudrucks innerhalb Kürschners „Deutscher National-Literatur“ eine musterhafte Erneuerung mit allseitigen Anmerkungen, so verfügen doch die Herausgeber des jetzigen jüngsten Gliedes der bestbekannten Meyerschen Klassiker-Bibliothek über eine solche Fülle handschriftlicher und Erstdruck-Hilfsmittel als Unterlagen eines endgültig ebenso alles umfassenden wie im echten Wortlaut festgestellten Textes, daß Zweifel an der Treue des mitgeteilten Dichterworts schlechterdings nun nicht mehr erlaubt sind. Es ließen sich kaum berufenere Kräfte für die Besorgung dieser endgültigen Kleist-Ausgabe denken, als in erster Linie Erich Schmidt, der die Hauptlast trägt und so auch in dem bisher vorliegenden ersten Band eine streng sachliche und doch mit einer bei ihm nicht weiter auffallenden Fülle heller Lichter durchsetzte „Biographische Einleitung“, sowie vier überaus angemessen kommentierte Dramen darbietet (Familie Schroffenstein, Guiskard-Fragment, Amphitryon, Der zerbrochene Krug); ferner als Minde-Pouet, der mit Band 5 Briefe und andere zerstreute Sachen, und R. Steig, der auf Grund des an ihn übergegangenen Zeitschriften- und ähnlichen Originalmaterials die ganze kleinere Prosa in Band 4 sichten wird. Wenn das wohlbedachte Unternehmen, Heinrich v. Kleists literarisches Gesamtvermächtnis in — auch äußerlich — allerwürdigster Form nebst allem brauchbaren Zubehör der deutschen Lesewelt zugänglich zu machen, in nah absehbarer Frist vollendet sein wird, wollen wir nach Gebühr auf den Wert dieser Leistung für literargeschichtliche und allgemeine Zwecke hier eingehen. Vorläufig mag ein nachdrücklicher Hinweis auf den verheißungsvollen Anfang genügen, der den großen einsamen Dramatiker aus unserer klassischen Theaterperiode düsterstem Winkel in das volle Licht der neu theaterbegeisterten Gegenwart rückt. Sympathisch blickt uns der 24jährige, nach dem in jüngster Zeit entdeckten feinen Miniaturbildnis Krügers (1801) aufgenommen, am Eingange ins Gesicht. Und während diese Zeilen hier aufs Papier kommen, flattert die seltene Sammlung von Erstdrucken und anderen „Kleistianis“, die der subtile Spezialist Theophil Zolling vereinigt hatte, durch C. G. Börners Leipziger Auktion (Katalog der Bibliothek Kunze-Zolling, Berlin, Nr. 1115—1131) Ende November 1904 leider auf ewige Trennung in alle Winde hinaus. Ein Glück, daß Erich Schmidt und seinen Leuten davon nichts entgangen ist, was für das Ziel ihrer peinlich angelegten Ausgabe zu nutzen war.

Mittlerweile ist nun in erfreulich rascher Folge auch der zweite Band der wahrhaft modern anmutenden ersten wirklichen Gesamt-Erneuerung der schriftstellerischen Kleist-Hinterlassenschaft, der gedruckten voran, erschienen: „Penthesilea", „Das Käthchen von Heilbronn", „Die Herrmannsschlacht" mit Erich Schmidts knappen, klaren, fesselnden Einleitungen von immer 8—10 Seiten, nötigsten Fußnoten und feinen, weiterweisenden Glossen und Parallelen am Ende. All das erleichtert das sieghafte Eindringen des tiefen, wuchtigsten Dramatikers in Kreise, die sich bisher zu ihm noch seltsam spröde verhielten.

München. Ludwig Fränkel.

※

Allgemeine Rundschau.

Akademie der Wissenschaften zu Berlin.

I. Gesamtsitzung vom 17. November. Vorsitzender Sekretär: Herr Diels. 1. Herr Munk las: Ueber das Kleinhirn. Im Anschluß an die früheren Untersuchungen über die Folgen des Verlustes der Sensibilität für die Motilität wird die Bedeutung des Kleinhirns für die Körperbewegungen verfolgt und zunächst an den Folgen der Totalexstirpation des Kleinhirns beim Affen erläutert. 2. Die Akademie genehmigte die Aufnahme der in der Sitzung der physikalisch-mathematischen Klasse am 10. d. M. von Herrn Auwers vorgelegten Ersten Abteilung eines von Herrn Dr. N. Herz in Wien bearbeiteten Sternkatalogs für die Zone —6° bis —10° in die Abhandlungen (Jahrgang 1905). Die von Dr. Herz zusammen mit Dr. Oppenheim auf der v. Kuffnerschen Sternwarte in Wien-Ottakring in den Jahren 1888—1892 angestellten Zonenbeobachtungen, welche ein Stück des Katalogs der Astronomischen Gesellschaft liefern sollten, sind unvollendet abgebrochen und in dem Programm der Gesellschaft später durch die de Ballsche neue und vollständige Bearbeitung der Zone ersetzt worden. Um das umfangreiche, durch die frühere Arbeit gewonnene Material, etwa 14,000 Ortsbestimmungen von Zonensternen, ebenfalls noch nutzbar zu machen, hat die Akademie Herrn Dr. Herz die Mittel zu der jetzt abgeschlossenen Bearbeitung gewährt. Den Katalog hat Dr. Herz in zwei Abteilungen: wiederholt beobachtete, und nur einmal in den Zonen vorkommende Sterne geteilt, und gegenwärtig die 3244 Sterne enthaltende erste Abteilung eingereicht. 3. Herr F. E. Schulze überreichte seine Bearbeitung der Heractinelliden, welche die Deutsche Tiefsee-Expedition heimgebracht hat. Das Werk besteht aus einem Band Text und einem Atlas von 52 Tafeln. Jena 1904. 4. Herr Auwers legte die Schlußhefte der beiden Bände I („Métalloïdes") und III („Métaux") des „Traité de Chimie Minérale" von H. Moissan, Paris 1904, vor. 5. Herr Schmoller legte im Auftrage des Institut International de Sociologie den 10. Band der Annales desselben vor, der die Verhandlungen des fünften in Paris 1903 abgehaltenen Kongresses enthält.

Die Akademie hat in der Sitzung am 3. November den Professor an der Universität München Dr. Karl Theodor v. Heigel, den Professor Dr. Edvard Holm in Kopenhagen, den Professor an der Universität Halle D. Dr. Friedrich Loofs und den Professor am Collège de France René Cagnat, Mitglied des Institut, in Paris zu korrespondierenden Mitgliedern der philosophisch-historischen Klasse gewählt.

II. Sitzung der physikalisch-mathematischen Klasse vom 24. November. Vorsitzender Sekretär: Herr Auwers. Herr Landolt berichtete über den Fortgang seiner Untersuchungen betreffend die fragliche Aenderung des Gesamtgewichts chemisch sich umsetzender Körper. Die beobachteten Abweichungen, welche größtenteils in Gewichtsabnahmen bestehen, sollen noch kontrolliert werden durch eine Reihe gleich ausgeführter Versuche mit reaktionsfähigen Substanzen.

III. Sitzung der philosophisch-historischen Klasse vom 24. November. Vorsitzender Sekretär: Herr Diels. Herr Hirschfeld las über die Verwaltung der kaiserlichen Domänen und Bergwerke im Römischen Reich. In Ergänzung der in der Sitzung vom 6. März 1902 gegebenen Ausführungen über den Umfang des kaiserlichen Grundbesitzes wird die Verwaltung desselben in den ersten drei Jahrhunderten der römischen Kaiserzeit dargelegt.

※

Kleinere Mitteilungen.

* Die 10. internationale Versammlung der Internationalen kriminalistischen Vereinigung wird 1905 zum erstenmal in Deutschland, und zwar in Hamburg, voraussichtlich in der Zeit vom 10. bis 14. September stattfinden. Die bisherigen Tagungsorte waren Brüssel (1889), Bern (1890), Christiania (1891), Paris (1893), Linz (1895), Lissabon (1897), Budapest (1899) und St. Petersburg (1902). Präsident der Internationalen kriminalistischen Vereinigung ist Prof. Dr. Prins (Brüssel), Schriftführer Prof. Dr. v. Liszt (Berlin), Schatzmeister Prof. Dr. van Hamel (Amsterdam), internationaler Sekretär und Redakteur der Zeitschrift Gerichtsassessor Dr. E. Rosenfeld (Berlin, Voßstr. 13), wohin auch Anfragen zu richten sind. Die Tagesordnung der Versammlung ist reichhaltig und betrifft Fragen von großer Bedeutung. Der erste Gegenstand behandelt die Frage, wie für bestimmte Kategorien von Rückfälligen der Begriff der Gemeingefährlichkeit des Täters an die Stelle des heute zu ausschließlich angewandten Begriffes der verbrecherischen Tat gesetzt werden kann. Berichterstatter Professor Dr. Prins (Brüssel) und Advokat Dupont (Brüssel). Ueber die Frage der Rehabilitation werden der Untersuchungsrichter G. Le Poittevin (Paris) und Gerichtsassessor Dr. E. Rosenfeld reden. Ueber die Behandlung der vermindert Zurechnungsfähigen wird Professor Dr. v. Liszt sprechen; über die Konzentration der vergleichenden internationalen Kriminalstatistik: Prof. Dr. van Hamel. Prof. Dr. Foinitzky (St. Petersburg) wird Mitteilungen über die Aufhebung der strafrechtlichen Folgen des Rückfalles infolge von Zeitablauf, tätiger Reue und ähnlichen Ursachen machen, während Regierungsassessor Dr. Lindenau (Berlin) einen Vortrag über das internationale Verbrechertum und seine Bekämpfung halten wird. Die Versammlung wird durch einen für die weitere Oeffentlichkeit bestimmten Vortrag des Präsidenten eröffnet werden.

* Eine Ehrung für Theodor Mommsen in Konstantinopel. Aus Pera wird uns geschrieben: Am 28. November fand, wegen des großen Andranges im großen Festsaal der Griechischen Literarischen Gesellschaft (Ἑλληνικὸς Φιλολογικὸς Σύλλογος), eine außerordentliche Sitzung statt, in der der Sekretär der Soziologischen Sektion, Dr. Perikles Bisoukides, zu Ehren Theodor Mommsens eine schwungvolle Rede hielt. Dem Redner, dessen Name auch in Münchener Kreisen aus seiner langjährigen Studienzeit bekannt sein dürfte, gelang es, in wunderbarem griechischen Stil das unsterbliche Werk unseres großen Gelehrten darzulegen. Allgemeiner stürmischer Beifall krönte die letzten Worte des Redners, dem der Präsident des Vereins, Professor Dr. Chadzichristos, namens des Vorstandes seinen herzlichen Dank aussprach. — Die Sitzung war ungemein stark besucht; man sah unter den Anwesenden die ersten Vertreter der griechischen wissenschaftlichen Welt, Mitglieder der höheren Gesellschaft, darunter Exz. Reichsrat Copasis Effendi, Exz. Eliades Effendi, den deutschen und den österreichisch-ungarischen Generalkonsul, die deutschen Botschaftsdragomane und mehrere Mitglieder der deutschen Kolonie.

∾ Aus Frankreich. Unlängst verstarb in Paris im Alter von 61 Jahren der Professor am Collège de France M. Paul Tannery, ein auch in Deutschland nicht unbekannter Gelehrter, der namentlich zur Geschichte der Philosophie und Naturwissenschaften eine Reihe wertvoller Beiträge geliefert hat. So erschienen von ihm 1887 eine Beleuchtung des Wertes der griechischen Wissenschaft unter dem Titel: „Pour l'histoire de la Science des Hellènes", 1893 Untersuchungen über die Geschichte der Alten Astronomie; außerdem gab er die Werke des Mathematikers Fermat und des Cartesius heraus. Außer an französischen wissenschaftlichen Zeitschriften

war Tannery auch am Archiv für Geschichte der Philosophie als Mitarbeiter tätig. Im Jahre 1900 bekleidete er die Stelle eines Vorsitzenden des zu Paris abgehaltenen allgemeinen Kongresses für die Geschichte der Wissenschaften.

II. Bibliotheken. Frau Witwe Dr. Karl Diffiné stiftete der Oeffentlichen Bibliothek zu Mannheim die seltene Erstausgabe der „Räuber" (Frankfurt und Leipzig 1781), ersteigert aus der Auktion Runze-Zolling in Leipzig.

*

Hochschulnachrichten.

* **München.** Am 1. Januar kommt hier wieder das Döllinger-Stipendium zur Verteilung, das nach dem Willen des Stifters für solche junge Männer bestimmt ist, die nach vollendeten Studien sich zum akademischen Lehramt vorbereiten und zugleich wissenschaftliche Arbeiten übernehmen. Dieses Stipendium, das für zwei Jahre verliehen wird, beträgt 2000 M. Die Bewerbung steht nur Reichsdeutschen zu, diesen aber ohne Unterschied der Staatsangehörigkeit, der Fakultät und der Konfession. Bewerber müssen ihre Fachstudien bereits vollendet, d. h. die Universitätsabgangsprüfung bestanden oder die Doktorwürde erlangt und mindestens einen Teil ihrer Studien an der hiesigen Universität gemacht haben.

* **Straßburg.** In der medizinischen Fakultät der hiesigen Universität hat sich der frühere Privatdozent in Tübingen Dr. Alfred Schwenkenbecher für das Fach der inneren Medizin habilitiert. Seine Antrittsvorlesung behandelte „Die Schweißsekretion in Krankheiten".

* **Berlin.** Heute (Dienstag) feiert der Professor der inneren Medizin Geh. Medizinalrat Dr. Senator seinen 70. Geburtstag. Aus diesem Anlasse war der berühmte Kliniker, der diesen Tag selbst außerhalb Berlins zu verbringen beschloß, Gegenstand zahlreicher Ehrungen seitens der Berliner medizinischen Welt. Der Verein für innere Medizin unter Professor v. Leydens Führung, die Hufeland-Gesellschaft unter Professor Liebreich und die Gesellschaft der Charité-Aerzte unter Generalarzt Dr. Scheibe ernannten ihn zum Ehrenmitglied. Professor v. Bergmann überbrachte die Glückwünsche der Berliner Medizinischen Gesellschaft. Ein engerer Schülerkreis des Jubilars überreichte ihm einen Sammelband mit wissenschaftlichen Abhandlungen und stiftete für die jetzt im Bau befindliche dritte medizinische Klinik, deren Direktor Professor Senator ist, eine Büste mit seinem Porträt.

* **Aus der Schweiz.** Die durch den Tod des Professors Henry Warnéry frei gewordene ordentliche Professur für französische Literatur an der Universität Lausanne ist dem Professor Paul Sirven von der école alsacienne in Paris übertragen worden.

*

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Dr. Otto v. Schroen, o. ö. Professor an der kgl. Universität Neapel: Der neue Microbe der Lungenphtise und der Unterschied zwischen Tuberkulose und Schwindsucht. Ein demonstrativer Vortrag. München 1904. Karl Haushalter. 81 S. — E. Müllenhoff: Aus einem stillen Hause und andere Geschichten für besinnliche Leute. Leipzig 1904. F. Amelangs Verlag. 88 S. — Dr. phil. D. Joseph, Professor an der neuen Universität Brüssel: Architekturdenkmäler in Rom, Florenz und Venedig. (Kennst du das Land? Eine Büchersammlung für die Freunde Italiens. Herausgegeben von Julius R. Haarhaus. Band 20.) Leipzig. C. G. Naumann. 215 S. — Paul Lanzky: Amor Fati. Gedichte. Ebenda. 135 S. — Th. Rehbock, Professor an der grossh. Technischen Hochschule in Karlsruhe: Deutschlands Pflichten in Deutsch-Südwestafrika. Berlin 1904. Dietrich Reimer (Ernst Vohsen). 44 S. — Karl Morburger: Rebellen. Ein sozialer Roman. Wien. Moderner Verlag. 282 S. — Minna v. Heide: Auf Margaretenhof. Egon Leonhardt. Zwei Novellen. Stuttgart 1904. Strecker u. Schröder. 53 S. — Giosue Carducci: Ausgewählte Gedichte. Uebertragen von Otto Händler. Dresden 1905. Karl Reissner. 142 S. — Ostpreussisches Dichterbuch. Herausgegeben von Adolf Petrenz. Buchschmuck von Eduard Kado. Ebenda 1905. 172 S. — Dr. Erich Pistor: Durch Sibirien nach der Südsee. Wirtschaftliche und unwirtschaftliche Reisestudien aus den Jahren 1901 und 1902. Wien u. Leipzig 1905. Wilhelm Braumüller. 533 S. — August Strindberg: Die Nachtigall von Wittenberg. Berlin u. Leipzig 1904. Herm. Seemann Nachf. G. m. b. H. 115 S. — Derselbe: Die gotischen Zimmer. Familienschicksale vom Jahrhundertende. Ebenda 1905. 338 S. — Privatdozent Lic. Rich. Ad. Hoffmann: Das Selbstbewusstsein Jesu nach den drei ersten Evangelien. Vortrag, gehalten im theologischen Ferienkursus zu Königsberg i. Pr. am 13. Oktober 1904. Königsberg i. Pr. 1904. Thomas u. Oppermann. 29 S. — Dr. phil. Alex. Ehrenfeld, Privatdozent an der Universität Zürich: Studien zur Theorie des Gleichklangs. (Studien zur Theorie des Raumes. II.) Ein Programm. Zürich 1904. Zürcher u. Furrer. 44 S. — Dr. M. Westenhoeffer: Das Reichs-Fleischbeschaugesetz in Bezug auf die Tuberkulose nebst einigen Bemerkungen über die Ausführung der Fleischbeschau. Vortrag, gehalten in der Berliner medizinischen Gesellschaft am 2. November 1904. (Sonderabdruck aus der Berliner klinischen Wochenschrift 1904. No. 45 u. 46.) — Georg Büchmann: Geflügelte Worte. Der Zitatenschatz des deutschen Volkes, gesammelt und erläutert. Fortgesetzt von Walter Robert-tornow. 22. verm. u. verb. Aufl. bearbeitet von Eduard Ippel. Berlin 1905. Haude u. Spenersche Buchhandlung (F. Weidling). 871 S.

H. Behr's Verlag, Berlin W. 35.

Bibliographisches Repertorium.

Veröffentlichungen der Deutschen Bibliographischen Gesellschaft.

Band I.

Zeitschriften der Romantik.

In Verbindung mit Prof. Dr. **O. Walzel** herausg. von

Dr. Heinr. Hub. Houben.

Ein großer Band in 4°, vornehm geb. M. 32.—
(für Mitglieder der D. B. G. M. 20.—)

Nach jahrelangen Vorbereitungen ist der 1. Band dieses unendlich bedeutsamen bibliographischen Unternehmens fertiggestellt und damit der Grundstein gelegt für die von allen Seiten so sehnlich er[w]ünschte **Gesamt-Bibliographie der deutschen Zeitschriften des 19. Jahrhunderts.**

Band II.

Sonntagsbeilage der Vossischen Zeitung.

Mit einer Einleitung von **Fr. Muncker** herausgegeben von

H. H. Houben.

Gebunden M. 40.—, ermäßigter Preis für Mitglieder der Gesellschaft M. 25.—

Der 2. Band erschließt das ungeheuer reiche Material, dessen zeitraubende und doch unvermeidliche Durcharbeitung damit ein für allemal im Augenblicke erledigt ist. (6784c)c

☛ Ausführliche Prospekte portofrei u. unentgeltlich. ☚

Die merkw. Schriftstellerin der Neuzeit!

Helen Keller

Die Geschichte m. Lebens.

368 S. mit 8 Porträts.
Preis brosch. M. 5.50. in Lwd. geb. M. 6.50.

Das interessanteste neue Buch:

Die Selbstbiographie einer (11030).

blinden und taubstummen Studentin!

Mark Twain hat den Ausspruch getan: **„Die grössten Wunder des 19. Jahrhunderts sind Napoleon u. Helen Keller.“**

Soeben erschien die 5. Aufl. Man beeile sich, das Buch in der nächsten Buchhandlung zu bestellen.

Verlag von Robert Lutz, Stuttgart.

Soeben erschien (11356) I
und findet sich in Nr. 269 dieser Beilage vom 23. November besprochen:

Wappenfibel.

Kurze Zusammenstellung der hauptsächlichsten heraldischen und genealogischen Regeln,

im Auftrag des Vereins „Herold“ herausgegeben von

Professor Adolf M. Hildebrandt.

Sechste Auflage (1905). — **Preis M. 1.50.**

☛ Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. ☚

Verlag von Heinrich Keller, Frankfurt a. M.

Billige Bücher finden Sie in dem soeben erschienenen, illustrierten, 214 Seiten starken Katalog (38. Jahrgang), welcher **gratis** durch **J. M. Spaeth, Berlin C. 2**, gegenüber dem Rathause zu beziehen ist. Niemand versäume, sich dieses literarische Schatzkästlein kommen zu lassen. (11359)I

Verlag von Adolf Bonz & Comp. in Stuttgart.

Soeben ist erschienen:

Das neue Jerusalem.

Ein jüdischer Roman.

Eleg. geheftet M. 4.50, hocheleg. gebunden M. 5.60.

Ein Werk über das moderne Judentum, das für alle, die sich mit den einschlägigen Fragen beschäftigen, von dem gleichen Interesse ist. (11171) I

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

„Walden.“

Von **H. D. Thoreau.** Deutsch von E. Emmerich. 2. Aufl. Verlag Concord, München. Vornehm ausgestattet und gebunden M. 6.60.

„Jede Zeile ist ein Gedanke, jedes Wort interessant und packend.... In seinen Naturschilderungen gleicht Thoreau — Goethe, seine philosophischen Nutzanwendungen und Wendungen erinnern an — Nietzsche; in der eigenartigen Form und der stillen, tiefen Poesie der Anschauung gleicht er nur sich selbst.“ (Hamburger Fremdenblatt.) (4616b)c

---

Soeben erschienen:

Prächtige Weihnachtsgeschenke für den Familientisch.

Ernst Bleiland, Roman von F. Sommer, mit dem Porträt des Verfassers. Geh. 4.—, eleg. geb. 5.— M.

Schles. Zeitung vom 29. Okt. 1904. So, ... erinnert sein Werk an die beiden sozialen, noch immer unübertroffenen Romane Gust. Freytags, aber nicht nur im Stofflichen, sondern rühmlicherweise auch in der Art und Kraft der Darstellung.

„In der Waldmühle“, Roman von F. Sommer. 3 u. 4. Taus. mit dem Porträt des Verfassers Geh. 2 M., fein geb. 2 M. 75 Pf.

Dieses Buch wünschte ich auf den Geburtstags- oder Weihnachtstisch aller m. Freunde. Prof. Dr. Rosenberg-Hirschberg.

Hochinteressante Geschenke für reife Leser:

Maria von Magdala. Histor.-romant. Erzählung von Rocheflamme 2. Aufl., mit 3 Vollbildern von Ant. C. Baworowski-München. Geh. 4 M., fein geb. 5 M. 50 Pf.

Der Roman behandelt denselben Stoff wie Paul Heyse's gleichnamiges Drama, jedoch mit der sinnlichen Glut und freiem Hauch, der den französischen Romanciers eigen ist. Die Staatsanwaltschaft hat eine Beschlagnahme abgelehnt, da das Werk eine durchaus ernst zu nehmende, literarisch wertvolle Schöpfung darstellt.

Begegnungen. Jugendsünden eines modernen Idealisten. Novellen von Hermann Schitting. Mit Buchschmuck von Emil Stübner-Berlin. Eleg. geh. 2 M. 50 Pf., fein geb. 3 M. 50 Pf.

Das spannend und vornehm zugleich geschrieb. Buch des als Lyriker, Epiker und scharf pointierender Prosaist von der Presse rühmlichst anerkannten Autors enthält 5 Erzählungen und greift mit sicherer Hand mitten in das Leben der Gegenwart hinein. (11125)cI

Leipzig.
Verlag von Arthur Cavael.

Wer **geistig energisch** arbeiten, Zerstreutb., Nerven-, Willens-, Herz-Schwäche. Schlaflosigkeit beseitigen will, lese

Dr. C. E. Sturm's

„Erziehung zur Gesundheit.“

1.60 M. Hygienischer Verlag Berlin SW. 11.

Autographie.

J. BRANDL, Hoflieferant,

München, Hofstatt 2.

Vervielfältigung von Schriftstücken, Fertigung von Formularen jeder Art. Lager von präpariert. Papier, Tinte etc. (.)

An unsere Leser!

Wir bitten höflich, bei allen Anfragen oder Bestellungen, welche auf Grund der in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung

angekündigten,

besprochenen

oder zitierten

Bücher und Verlagswerke

erfolgen, sich gefl. auf die Beilage der Allgemeinen Zeitung beziehen zu wollen.

Verlag der Allgemeinen Zeitung.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Jahrgang 1904. München, Mittwoch, 7. Dezember. Nummer 281.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Beiträge zur bayerischen Kirchengeschichte.

Ein Jahrzehnt-Jubiläum.

Im Frühjahr 1894 wies ein gedruckter Prospekt auf ein Unternehmen hin, welches sich zur Aufgabe setzte, „die so wenig bekannte und doch so überreiche kirchliche Geschichte unseres engen Vaterlandes zu erforschen und zu Ehren zu bringen". Gleich eingangs ward darin bemerkt, seit langem empfänden es viele mit den Verhältnissen Vertraute als beklagenswerten Mangel, daß man der kirchlichen Vergangenheit Bayerns selbst in Kreisen, die es angehe, nicht das verdiente Interesse entgegenbringe und daß, während in den meisten deutschen Ländern auch die kirchliche Geschichte der Heimat sich einer besonderen Pflege erfreue, bei uns in Bayern auffallend wenig davon zu verspüren sei. Zwar wurden im Jahre 1887, um die öffentliche Teilnahme daran zu heben, die „Blätter für bayerische Kirchengeschichte" gegründet, redigiert von R. Volkmar Wirth, viertem Pfarrer in Schwabach; allein schon nach dreijährigem Bestande hörten sie wieder auf.[1]) Seitdem ging man auf verschiedenen Seiten mit dem Gedanken um, ein neues Organ für die bayerische Kirchengeschichte ins Leben zu rufen in der Absicht, damit nicht nur zu einschlägigen Studien anzuspornen, sondern nicht minder dem kirchlichen Leben der Gegenwart einen Dienst zu leisten. Auf Anregung des Pfarrers Dr. Johannes Westermayer in Frühstockheim unweit Kitzingen machte sich eine Anzahl junger Geistlicher daran, mit Unterstützung des Pfarrvereins in systematischer Weise die bayerischen Archive auszubeuten. Da bot sich ihnen unvermutet eine Spitze und eine Leitung, wie sie nicht erwünschter hätte sein können; der ordentliche Professor der historischen Theologie an der Erlanger Hochschule Dr. theol. et phil. Theodor Kolde, ein Mann, der seit 1876 die Literatur seines Faches mit zahlreichen Schriften bereichert hat und insbesondere zu den hervorragendsten Lutherforschern zählt, hegte als Kirchenhistoriker an der protestantischen Landesuniversität schon lange die gleichen Pläne, und im Einvernehmen mit den jungen hoffnungsvollen Kräften entschloß er sich nun rasch, an Stelle der abgegangenen eine neue Zeitschrift unter dem Titel „Beiträge zur bayerischen Kirchengeschichte" herauszugeben. Es waren jährlich sechs Hefte von je drei Bogen, jeder Jahrgang zu dem billigen Preise von 4 M., in Aussicht genommen.

Wie groß und objektiv der Herausgeber seine Aufgabe erfaßte, zeigt vor allem das von Anfang an betonte Bestreben, auch katholische Gelehrte in den Kreis der Mitarbeiterschaft hereinzuziehen. Stand auch ein Protestant an der Spitze, so sollte das Organ nichts weniger als ein beschränkt protestantisches sein; gerade die tief wissenschaftliche Gesinnung des Leiters bürgte dafür, daß auf dem Boden einer historischen Wissenschaft recht gut zwei sonst getrennte Konfessionen zusammenarbeiten konnten. Gleichwohl wurde von katholischer Seite von der ergangenen Einladung nur ein geringer Gebrauch gemacht; doch wird selbst hier die gemäßigte Haltung der Zeitschrift und die Tüchtigkeit ihrer Leistungen rückhaltlos anerkannt.

Mit dem 1. Oktober 1894 trat dieselbe ins Leben, und seitdem sind in ununterbrochener Folge zehn Bände erschienen. Wenn auch unter vielen Mühsalen, wovon sich der Fernerstehende keine Vorstellung macht, ist es Dr. Kolde gelungen, das gegebene Versprechen voll einzulösen und die Zeitschrift stets auf achtunggebietender Höhe zu erhalten. Es ist das ganz besonders anzuerkennen, wenn man bedenkt, daß sie trotz ihres reichen, vielseitigen Inhalts im großen und ganzen wenig Beachtung gefunden hat und daß außer den Abonnementsbeiträgen nur kärgliche Zuschüsse seitens etlicher Dekanate zur Verfügung stehen, um Druck- und Verlagskosten, sowie das Honorar (anfangs 20 M. für den Druckbogen, seit zwei Jahren notgedrungenerweise auf 16 M. herabgesetzt) zu decken. Auch der äußere Umfang ist stets eingehalten worden, also mindestens 288 Seiten, in einigen Jahrgängen wurde er sogar um mehreres überschritten. Die Verlagshandlung, Fr. Junge in Erlangen, hat für eine einfache, würdige Ausstattung und vor allem für einen angenehm lesbaren und doch konzisen Antiquadruck gesorgt. Wieviel auf den durchschnittlich 19 Bogen untergebracht werden konnte, ergibt sich schon daraus, daß Briefe, Aktenstücke und Abdrücke sonstiger Manuskripte, wie auch das Bibliographische in kleineren Typen und engeren Spatien wiedergegeben sind, so daß, da die Forschungen derartiges Quellenmaterial vielfach wörtlich mitteilen, der gebotene Raum aufs vollkommenste ausgenützt erscheint.

Das Organ dient der gesamten Kirchengeschichte innerhalb der Grenzen des heutigen Königreichs Bayern, und selbstverständlich greift mancher Stoff darüber hinaus. Zeitlich aber ist gar keine Schranke gezogen. Nur der außerordentlichen Wichtigkeit der Reformationsperiode und dem Umstande, daß von da ab die Quellen am reichlichsten sich ergießen, ist es zuzuschreiben, daß jene Periode allerdings den breitesten Niederschlag in seinen Spalten gefunden hat. Indes beschränkt sich die Zeitschrift durchaus nicht auf reine Kirchengeschichte; sie läßt auch der früher ohnehin aufs engste mit ihr verschwisterten Geschichte des Schulwesens, dann den mannigfaltigen Erscheinungen des Humanismus, der Literaturgeschichte, ferner der heute mit Recht bevorzugten Kulturgeschichte, ja, soweit es angeht, der Landesgeschichte überhaupt ihre Pflege angedeihen.

1) Zwei Bändchen von je 192, das dritte von 120 Seiten.

Die Gliederung des Stoffes in den einzelnen Heften ist im allgemeinen die, daß neben größeren und kleineren, meist aus Archivalien geschöpften Aufsätzen den Schluß stets eine Bücherschau über neue Bavarica jeder Gattung bildet. Nicht wenige der hier zusammengestellten Nova wurden zur Besprechung eigens erbeten, beziehungsweise eingesendet (mit * gekennzeichnet), und die oft sehr eingehenden, stets rein sachlichen Rezensionen entstammen sämtlich der Feder des sachkundigen Leiters.

Außerdem bestritt letzterer bisher den Löwenanteil aller Veröffentlichungen. Aus der reichen Fülle (nicht weniger denn 27 Arbeiten) wollen wir nur wenige herausgreifen: Andreas Althamer, der Humanist und Reformator (Band I); Briefwechsel zwischen Urban Rhegius und Markgraf Georg von Brandenburg (Band II); Zur kirchlichen Stellung des Geographen und Mathematikers Jakob Ziegler (Band III); Zur Geschichte der Konfirmation (Band IV und VI); Hans Denck und die gottlosen Maler von Nürnberg; Zur Geschichte des Pietismus in Franken; Zum Briefwechsel Luthers und Melanchthons mit Urban Rhegius, aufgefunden von Oberlehrer P. Flemming in Pforta (Band VIII); Das bayerische Religionsedikt am 10. Januar 1803 und die Anfänge der protestantischen Landeskirche in Bayern (Band IX). Die hohe Ziffer ist um so verdienstlicher, weil sie unter bedeutenden Erschwerungen zustande gekommen ist, indem die Entfernung der Archive vom Universitätsorte und der Mangel ausreichender gedruckter Hilfsquellen daselbst dem emsigen Forscher manches Hemmnis bereitete.

Die Zahl der Mitarbeiter ist während der zehn Jahre zu einer sehr namhaften — über sechzig — emporgewachsen. Schon wegen dieser Menge können wir hier nicht alle vorführen, noch weniger ihre sämtlichen Arbeiten auch nur nennen, obwohl jede ihr eigenes Verdienst besitzt (zirka 130!). Um des gegebenen Raumes willen und um die Geduld des Lesers durch trockene Aufzählung nicht übermäßig in Anspruch zu nehmen, ist starke Beschränkung unerläßlich. Wir glauben dem dadurch Rechnung zu tragen, daß wir nur diejenigen Autoren, einige Ausnahmen am Schlusse abgerechnet, sämtlich namhaft machen, welche durch mehrere größere Arbeiten vertreten sind (eine den Namen beigeklammerte Ziffer deute die Anzahl derselben an), von diesen aber lediglich die berücksichtigen, welche für die Leser der Beilage ein allgemeineres Interesse darbieten; die der engeren Lokalgeschichte dienenden Aufsätze lassen wir also im allgemeinen weg, ohne damit ihre Verdienstlichkeit auch nur im geringsten verkennen zu wollen.

Die meisten Beiträge nach dem Herausgeber lieferte Dr. phil. Karl Schornbaum, Katechet in Nürnberg (10). Hervorgehoben seien: Markgraf Georg von Brandenburg und die sächsisch-hessischen Bündnisbestrebungen vom Jahre 1528 (VIII, 193); Zur Reformationsgeschichte im Markgrafentum Brandenburg (IX, 26 und 82; X, 40, 129, 188). Ihm am nächsten kommt Lic. theol. und Dr. phil. Otto Clemm, Gymnasialoberlehrer in Zwickau (8), der bereits durch ein paar kirchengeschichtliche Monographien sich bekannt gemacht hat. Erwähnt sei von ihm: Haug Marschalck genannt Zoller von Augsburg, einer der vielen Flugschriftenverfasser in der Reformationszeit (IV, 223); Eine Augsburger Flugschrift von 1524 (VI, 274). Friedrich Roth, Professor in Augsburg, derselbe, welcher sich durch mehrere reformationsgeschichtliche Werke, sowie durch Herausgabe der drei letzten Bände der Augsburger Stadtchronik[2]) besondere Verdienste erworben hat (6): Ein Beitrag zur Lebensgeschichte des Augustinerpaters Wolfgang Seidel und der Gegenreformation in Bayern (VI, 97); Wer war Haug Marschalck, genannt Zoller in Augsburg? (VI, 239). Pfarrer Siegfried Kadner in Lehenthal bei Kulmbach, der Herausgeber des Jahrbuchs für die evangelisch-lutherische Landeskirche Bayerns, (5) verbreitete sich über Zeit und Person des glaubenseifrigen Fürstbischofs Julius Echter von Mespelbrunn (IV, 128 und 136; V, 91 und 269; VI, 270). Pfarrer Rudolf Herold in Uffenheim, jetzt Dekan in Windsheim (4): Der Marktbreiter Kalenderstreit 1697—1699 (II, 49); Zur Geschichte der Schwarzenberger Pfarreien (in den Herrschaften Schwarzenberg und Hohenlandsberg in Unterfranken mit einer interessanten Pfarr- und Schulmatrikel von 1589 — V, 75; VII, 97 und IX, 49). Pfarrer Fr. Braun in München, dann Konsistorialrat in Bayreuth, (4) hat sich hauptsächlich die alte Reichsstadt Memmingen zum Gebiet erwählt: Leben und Wirken des als Pfarrer wie als Bibliographen und Historiker gleich bedeutenden Dr. theol. Johann Georg Schelhorn (1694—1773), des vielgenannten Verfassers der Amoenitates litterariae (IV, 145 und 195); Die Antonier und ihr Haus in M. (IX, 241; X, 1).[3]) Dr. phil. Karl Brunner, Dozent an der technischen Hochschule in Karlsruhe (4), welcher bereits mehrere dankenswerte Monographien verfaßte, stellt deutsche Handschriften über bayerische Kirchengeschichte in der französischen Nationalbibliothek (III, 282) und solche in England (VII, 88) zusammen, eine den Forschern hochwillkommene Gabe; außerdem bespricht er den angeblichen Uebertritt des Markgrafen Friedrich von Bayreuth und seiner Gemahlin zum Katholizismus (IV, 97) und veröffentlicht sechs wertvolle Briefe, betr. den Konfessionswechsel des Pfalzgrafen Christian August von Sulzbach (VI, 133).[4]) Der früher in Dorpat, nunmehr in Greifswald lehrende Universitätsprofessor Dr. Johannes Haußleiter, ein in theologicis äußerst fruchtbarer und hochverdienter Schriftsteller (4): Die dem Bischof Ulrich von Augsburg zugeschriebene Epistel de continentia clericorum in einer Wittenberger Ausgabe (1520) mit Vorrede Luthers (VI, 121); Zum Briefwechsel Luthers mit Urban Rhegius und zur Stellung des letzteren im Beginn des Abendmahlstreites (VIII, 183 und 283). Der bekannte Mitherausgeber der braunschweigischen Luther-Ausgabe, Konsistorialrat und Universitätsprofessor Dr. Gustav Kawerau in Breslau, der auch außerdem eine ansehnliche literarische Tätigkeit aufzuweisen hat (4): Der Nürnberger Streit über die zweite Ehe der Geistlichen (X, 119).[5]) Dr. Gustav Bossert, sonst bekannt unter dem Pseudonym Vetter aus dem Hinterwald (4): Einige Opfer der Kelchbewegung im Herzogtum Bayern (II, 97; IV, 1). Gleichfalls auf das Gebiet der Reformationsbewegung führt uns der Oberbibliothekar Dr. Marcus Zucker in Erlangen (3), doch ist sie bei ihm, dem Kunsthistoriker, nur der Hintergrund zum Lebensbild Albrecht Dürers, des von ihm auch monographisch mehrfach behandelten Großmeisters, indem er dessen Stellung zur Reformation (I, 275), seine bedrohte Lage in Holland wegen seiner lutherischen Gesinnung (IV, 185) u. a. darstellt (VII, 136). Theodor Lauter, erst Pfarrer in Edelsfeld, hierauf zu Weißenbronn und zuletzt in Großhabersdorf (3), zeichnet vorzugsweise die Religionsverhältnisse im Herzogtum Sulzbach (II, 8 und III, 122); dann bringt er neues aus einem alten Pfarr- und Gotteshausbuch der Pfarrei Westheim bei Windsheim, 1437 vom damaligen Pfarrer angelegt, mit merkwürdigen kulturgeschichtlichen Einzelheiten (VII, 83). Friedrich Lippert, jetzt Dekan in Kirchenlamitz, einst Pfarrer in Amberg, ist eigentlich durch Janssens maßlose Behauptungen zum Auftreten veranlaßt worden (3):[6]) Kirchenvisitationen anno 1586

[2]) Augsburg, Band 3—5, in der Serie der von Prof. Dr. Karl v. Hegel herausgegebenen Deutschen Städtechroniken Bd. 22. 23 und 25 (1892, 1894 und 1896).

[3]) Das Treiben dieses merkwürdigen Mendikantenordens hat auch Schreiber dieser Zeilen im Neuburger Kollektaneen-Blatt 1892, Seite 44—56, skizziert. Siehe außerdem mehrere Stücke in den von Dr. Joseph Schlecht bekannt gegebenen päpstlichen Urkunden für die Diözese Augsburg 1471—1488 (Zeitschrift des Historischen Vereins für Schwaben und Neuburg 1897) und mehreres andere.

[4]) Vergl. hierzu meine Quellennotiz im Neub. Kollekt.-Blatt 1902, Seite 207 unten.

[5]) Erinnernd an sein 1889 erschienenes Büchlein De bigamia episcoporum.

[6]) Seiner ersten einschlägigen Schrift: Die Reformation in Kirche, Sitte und Schule der Oberpfalz (Kurpfalz) 1520 1620 gab er den Untertitel „Ein Anti-Janssen aus den königlichen Archiven erholt", Rothenburg o. Tbr. 1897. Im Jahre 1901 ließ er derselben die „Geschichte der Gegenreformation der Oberpfalz in Staat, Kirche und Sitte zur Zeit des 30jährigen Krieges" folgen.



im Fürstentum Vohenstrauß (VI, 164); Bücherverbrennung und Bücherverbreitung in der Oberpfalz-Kurpfalz im Jahre 1628, eine wichtige Studie, die zeigt, welche religiöse Bücher das Volk damals in Händen hatte (VI, 173); Reformation und Gegenreformation in der Landgrafschaft Leuchtenberg (VIII, 131 und 170). Die hier geschilderten grausamen Bedrückungen, die alle um der Religion Christi willen geschahen, sind leider aktenmäßig. Auch Dr. Christian Geyer, Seminarpräfekt in Bayreuth, gegenwärtig Hauptprediger bei St. Sebald in Nürnberg, ist der wissenschaftlichen Welt kein Fremder (3); hier erwähnen wir eine wertvolle liturgische Arbeit: Die Hofer Gesangbücher des 16. und 17. Jahrhunderts, zugleich Vorgeschichte des markgräflich-Bayreuther Gesangbuchs von 1630 (IV, 63). Von Pfarrer Gustav Braun in Burk am nördlichen Abhange des Hesselbergs (3) mag „Die St. Veitskapelle zu Wieseth," Dekanats Feuchtwangen, mit welcher ein starker Veitskultus von hilfesuchenden Augen- und anderen Kranken sich verknüpfte (IX, 270), von weiterem Interesse sein.

Nur eine sehr beschränkte Auswahl dürfen wir uns noch aus denjenigen Autoren gestatten, welche zwei oder bloß eine Spende, wovon sich freilich manche auf zwei Jahrgänge verteilt, beigesteuert haben. Den Anfang macht ein Volksschullehrer — außer Th. Meister, dem Verfasser von „Separatisten in Bayreuth" (X, 211), der einzige in der Dekade — zu Hinterweidenthal, östlich von Zweibrücken, Karl Kramer (2), mit dem ihm örtlich naheliegenden Thema: Kirchliche Zustände im früheren schwedischen Gouvernement Zweibrücken (I, 89), und Zwei Kriegsjahre in zweibrückischen Landen (1636/37 — IV, 37). Otto Erhard, Militärgeistlicher in Erlangen, dann Pfarrer in Hohenaltheim (2), bringt Bauernkriegs- und Reformationsepisoden aus dem alten Fürstentum Bamberg (I, 179; III, 1 und 55). Dr. Ernst Ludwig Enders, Pfarrer zu Oberrad bei Frankfurt a. M., hierauf Konsistorialrat daselbst, auch ein Luther-Forscher (2), veröffentlichte vornehmlich aus dem Briefbuch Mag. Kaspar Löners, ersten Superintendenten der Reichsstadt Nördlingen, die Korrespondenz von Freunden und Gesinnungsgenossen an ihn (bloß ein Brief stammt von ihm selbst), 58 Nummern von 1531—1555 (I, 215, II, 34, 89 und 132; III, 85 und 134). Pfarrer F. W. Albrecht in Unterampfrach, dann Ammelsbruch, beide bei Feuchtwangen, (2), greift mit 14 lateinischen, von ihm übersetzten Briefen eines Abtes des aus Karl des Großen Zeit stammenden, 1563 aufgehobenen Benediktinerklosters und späteren Chorherrenstifts Feuchtwangen[7]) bis in die Wende des 10./11. Säkulums zurück (II, 121 und 196). Walter Friedensburg (2) sandte aus Rom anziehende Mitteilungen aus vatikanischen Archiven: Dr. Johann Ecks' Denkschrift zur deutschen Kirchenreformation 1523 (II, 159). Pfarrer Martin Weigel in Rothenburg o. T. (2): Brandenburgisch-Rothenburgische Kirchenvisitationen (IV, 30). Pfarrer Ernst Hopp in Kalchreuth, hernach Ergersheim (2): Zur Geschichte des Lutherliedes „Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort" (VIII, 79). J. G. Rusam, Pfarrer in Unterrodach bei Kulmbach (2): Die Einführung des Christentums in Oberfranken (VIII, 241; IX 1 und 189). Ein Repetent in Gießen, dann Pfarrer zu Alsfeld in Oberhessen, Lizentiat Fritz Herrmann (2): Berichte eines Diakons an der Nürnberger Lorenzkirche über die Entlassung der interimsfeindlichen Geistlichen daselbst im November 1548 (V, 280). Max Radlkofer beleuchtet aus der Reichsstadt Augsburg einige dichterische und literarische Größen während der Reformationszeit (VI, 1; VII, 1 und 49). Wilhelm Geyer, Pfarrer in Oberallershausen bei Freising, jetzt in Gnodstadt, (2) erzählt von dem letzten Herrn der Grafschaft Haag, Graf Ladislaus v. Fraunberg, und der Einführung der Reformation in derselben (I, 193). — Zur Geschichte der Concordienformel schrieb der viel zu früh dahingeschiedene Hochschulprofessor Dr. Felix Stieve in München (I, 23). Hermann Jung, Pfarrer und Kapitelssenior in Zweibrücken: Quellen der pfalz-zweibrückischen Kirchengeschichte (I, 241 — das Zweibrücker Kirchenschaffneiarchiv, welches Schreiber dieses in den Jahren 1877/78 mit vieler Mühe an Ort und Stelle repertorisierte, S. 246). E. Dorn, Hilfsgeistlicher in München, nunmehr Pfarrer in Nördlingen: Zur Geschichte der Kniebeugungsfrage und der Prozeß des Pfarrers Volkert in Ingolstadt (V, 1 und 53).[8]) Universitätsprofessor Dr. Richard Fester in Erlangen: Ueber die Entstehungsgeschichte des Gerüchtes der Konversion der Bayreuther Schwester Friedrichs des Großen (V, 245). Dr. Gustav Wolf, Dozent an der Universität Freiburg im Breisgau: Die bayerische Bistumspolitik in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts mit besonderer Rücksicht auf Salzburg (VI, 145 und 193). Pfarrer Dr. K. Wolfart, Vorstand der städtischen Bibliothek und Stadtarchivar zu Lindau: Beiträge zur Augsburger Reformationsgeschichte (VII, 125 und 167; VIII, 97 und 145). Eine sehr brave Arbeit stammt von einem Theologiekandidaten in Erlangen, Jakob Batteiger: Zur Geschichte des Pietismus in Bayreuth (IX, 153 und 210). Karl Lamb, Stadtvikar in Pirmasens, schrieb: Zur Geschichte der Konfirmation in der Pfalz (X, 97).

Zum Schluß darf der Verfasser gegenwärtiger Uebersschau sich selbst nicht vergessen, da sein „Kirchengeschichtliches in den Zeitschriften der historischen Vereine in Bayern", wenn auch in allen Bänden zerstreut, zusammengelegt bereits ein Bändchen für sich ausmacht. Es werden hierin alle in jenen Zeitschriften vergrabenen Arbeiten, soweit sie Kirche und Schule und damit Verwandtes berühren, zusammengestellt, wodurch dem Forscher die Mühe des Suchens bedeutend gekürzt wird. In den nächstfolgenden Jahrgängen der „Beiträge" hofft er mit diesen, von verschiedenen Seiten warm anerkannten Literaturauszügen zu Ende zu kommen.

Der Schlußband der Dekade bietet außer einer angenehmen Inhaltsübersicht über die einzelnen Bände auch das längst sehnlich erwartete alphabetische Register, welches auf den letzten 64 Seiten zuerst alle Personennamen, dann die vorkommenden Orte vorführt. Nur dürfte es sich für die Zukunft empfehlen, um eine allseitige Benützbarkeit der Serie zu ermöglichen, auch Sachbetreffe aufzunehmen, wie z. B. Antonierorden, Kirchenlieder, Liturgie, ja selbst interessante Kleinigkeiten wie Heiligen- und Ewigkühe,[9]) und alles in ein Register zu vereinigen, welches erfahrungsgemäß dem praktischen Nachschlagebedürfnis am besten entspricht.

Möchte diese flüchtige Besprechung[10]) vor allem dazu beitragen, der ungemein reichhaltigen und unter bewährtester Leitung stehenden Zeitschrift, der einzigen ihrer Art in Bayern, viele neue Abonnenten zuzuführen und sie damit auf eine gediegenere finanzielle Basis zu stellen!

Otto Rieder.

---

7) Vergl. Albert Gümbels soeben erschienene Studie: Ein neuer Wolgemutaltar in Feuchtwangen (Repertorium für Kunstwissenschaft Band XXVII).

8) Erinnernd an desselben Verfassers ergreifendes Lebensbild eines andern solchen Märtyrers seiner Ueberzeugung, Wilhelm Redenbacher, im Evangelischen Gemeindeblatt für den Dekanatsbezirk München 1902 und 1903.

9) Siehe hierüber VII, 91 f., und X, 5 Anm. 2, sowie meine eigene Abhandlung über Immerkühe, Ewigrinder, vaccae ferreae, perpetuae :c. im Neuburger Kollekt.-Blatt 1892, S. 94—96. Vergl. auch die Wachskühe in den Blättern für bayerische Kirchengeschichte, III, 112, u. a.

10) Eine eingehendere überaus liebevolle Würdigung haben die einzelnen Jahrgänge nach ihrem jedesmaligen Erscheinen insbesondere von Prof. Dr. v. Reinhardstöttner in den von ihm herausgegebenen „Forschungen zur bayerischen Geschichte" erfahren.



Ein neues Buch über Rubens.

(Schluß.)

Meisterhaft ist die Skizze von des Künstlers Werden und Wachsen. Mensch und Künstler sind dabei immer in eins gesehen, und der ganze Prozeß des Schaffens wird aus der Tiefe der künstlerischen Persönlichkeit heraus entwickelt. Die erste Gipfelung seiner Charakteristik liegt in folgenden Worten:

„Wie jeder echte Künstler, so unterwirft Rubens die ihm vorliegende Natur seiner inneren Natur, dem Grundzug seines Vorstellens und Empfindens, dem unbewußten Prinzip seines Formsinnes. Es ist nun aber keine Frage: Rubens verfährt dabei mit subjektiver Gewaltsamkeit. Denn die Grundkraft seiner Phantasie ist der Wille. Seine Welt ist eine Willenswelt. Schon in ihrem Urbestande gärt und pocht es von Mut und Ungestüm. Im Unterschied von Tizians Gestalten haben die seinen auch in der Ruhe etwas Drangvolles. Wir fühlen das Ausstreben ihrer Vitalität. Sie strotzen von Kraft, und jede Schwellung scheint nach Genuß oder Kampf zu begehren. Dieser Willensausdruck liegt aber auch eigens in seinem Kolorit, das jetzt erst zum vollen Medium seines Wesens wird und mit der Labe satter Daseinsfülle ein Gefühl von feuriger Ungeduld und brausender Bewegung gibt. Wer fühlt hier nicht das rassige Temperament? Es wiehert, es bäumt sich in diesen Bildern! Seine Kunst wirkt wie ein erfrischender Ritt."

Ja wahrhaftig, so ist es, besser konnte es nicht gesagt werden, und Rubens selbst, dessen Lust es war, auf seinem schönen andalusischen Rosse über Feld zu sprengen, würde diesen Worten lächelnd zustimmen. Und nun, nachdem wir es erfahren haben, wie Vischer so recht aus dem Geiste des Rubens heraus fühlt und redet, folgen wir ihm noch einmal so gern. Und der Monolog, den er Rubens in den Mund legt, bekommt etwas doppelt Ueberzeugendes. Er ist das Resultat einer Darlegung, die in gedrängter Form eine kleine Geschichte des Kolorismus enthält; er lautet: „Ihr Italiener, ihr sollt einmal sehen, was Helligkeit und Farbe, was Glanz und Freude, was freie, wilde Natur heißt. Florentinisch-römische Formengroßheit, wie mit ehrfurchtsvollen Händen zu fassen, stilvoll wahres Abschatten, Vereinen durch Richtungsgegensätze, reliefartige Gruppierung — herrlich! Doch so versteinert sich die Malerei trotz allem Schwung und Hochsinn. Venezianischer Kolorismus der goldenen Zeit, Durchführung eines gebrochenen Tons, rote oder braune Grundierung, graues Untermalen, kaltes und warmes Lasieren, „morbidezza": wohlig verschleierter Lebensschein der vorigen, flimmernden, geheim in sich webenden Haut, atmendes Menschengewächs im Schoße levantinischer Pracht, oder auf paradiesisch labender Flur gelagert — welch ein Augentrank! Aber das ist m i r zu dämmerig, zu weich, zu schlaff. Da lobe ich mir vlaemischen Brauch, kühl weiße Kreidefolie, braunes Vorschattieren, hell aufgeschlagene Farben, und zwar viel Weiß und Rot. Nur zu ihrem Dienst soll im voraus Tönung mitsprechen; sie soll aber zumeist unsichtbar sichtbare Folge des Zusammenwirkens ganzer Farben sein. „Sfumato": inniges, zart verhauchendes Leuchten aus dem Wunder der menschlichen Erscheinung genießen wir bei Andrea del Sarto und noch helleres Erstrahlen, das auch die Schatten durchdringt, himmlische Verklärung, mit farblosem Helldunkel vereinte Farbenschönheit beseligt uns in Correggios Werken. Der findet die rechten Malmittel, um die Erregtheit seiner Gestalten auszudrücken. Jedoch der eine wie der andere ist mir zu nervös, zu weiblich, zu schmachtend. Auch bei mir soll es leuchten, aber noch kraftvoller, aus des Lebens Pracht und Gewalt heraus.

Dann das Auseinanderlegen der Farben im Karnat und der offene Vortrag, der sein Werden zeigt — ja, das wär' mir das Rechte! Aber in Venedig bleibt es gebunden an den gebrochenen Ton und seine rotbraunen oder graublauen Schatten; und die von Andrea del Sarto oder Correggio herkommen, gehen hierin zu sehr auf den bestechenden Schein und geraten darum in theatralische Gaukelei.

Doch sieh, da kommt das schwarze Segel Caravaggios angefahren. Dieser blendende Finsterling hat mir's eine Zeitlang angetan, und heute noch verehre ich seine Kunst. Seine Menschen sind erstaunlich lebenswahr vergegenwärtigt, wie zum Greifen, — aber nicht sein volles inneres Eigentum und daher auch ohne Bewegung oder in der Bewegung erstarrt. Auch ich führe Natur herbei, doch niederländisch soll sie sein und — wie in den Werken Elsheimers — ein unverfälschter Ertrag meiner Phantasie. Auch ich will starken, weit über das Bisherige hinausgehenden Reiz, aber nicht mit solchem unheimlich übersteigerten, aus den Farben der Nacht und des Tages zusammengezwungenen Gegensatz von Hell und Dunkel, sondern mit dem lachenden Widerstreit meiner kräftigen, lichtreichen Farben und mit dem täuschendsten Schein des Geschehens. Meine Bilder sollen sich zu rühren scheinen wie das Leben.

Willkommen denn tutti quanti! Ich habe Platz. Der eine soll mir den anderen übernehmen und umgekehrt, aber mit allen soll der „**Fiammingo Pietro Paolo**" fertig werden.

Und ihr guten Landsleute, die ihr so stet und kleinsinnig am Boden haftet oder euch so schulmeisterlich mit „maniera grande" narrt, ich will euch einmal zeigen, wie man zu ihren Quellen hinaufgelangt!

Zwar mein Vlaementum soll bestehen, doch sich neuen, höheren Lebens freuen dort, in der zweiten Welt, wo ich wie ihr Italiener zu Haus bin.

Was mir dort ohne die Patenhilfe der erhabenen Geister vatikanischer Kunst nicht gereift entgegenträte, das brauche ich nach dem wahren Sinn meiner Kunst, wie es die rechte Pictura will — und wie sie es bei m i r will.

Und ebenso fest behalte ich den anderen Zweck im Auge. Das Kolorit, in dessen mildkräftigen Tönungen ihr gerühmten Maler in Venedig mit aller Meisterschaft euch mehr und mehr doch verträumt habt, bring ich zum Dienste den Befehlen der Form und ihres Umschwungs von Moment zu Moment mit meinen breit und in kecken Kontrasten hingestrichenen Farben; denn sie einen sich ebenso sehr im Blick des Bildners wie des Malers, geben ein sattes Gefühl des Gewölbten, Runden, schwellend Ausgedehnten im lustigen Schein des Ganzen und erregen zugleich die Vorstellung des Wechsels. Damit will ich euch samt und sonders übermeistern. All euer Malwerk soll neben dem meinen flach, flau, zerfahren, oder statutarisch hart, kalt und grasz erscheinen. Was keinem von euch gelang, ich will und ich kann es. —"

Es folgt eine Veranschaulichung seines Schaffens: In kurzen schlagenden Sätzen wird die technische und geistige Tätigkeit und Fähigkeit geschildert und in eins gesehen, der Verstand und die Phantasie, wieder aus dem Vollen der Persönlichkeit erfaßt.

„Am wohlsten fühlt sich dieser verwegene Stürmer und Dränger natürlich im Felde der Tat, im Rollen der Begebenheit, und noch mehr dort, wo seinem feurigen Temperament volle Entfaltung gestattet ist: in festlichen, heroischen, mythischen Szenen, im Engelsturz und jüngsten Gericht. Den Kampf und die Schrecken zermalmender Katastrophen liebt er aber doch nur als ein Schauspiel entfesselter K r ä f t e — darin ein echter Germane. — Jede Gelegenheit ist ihm willkommen, das Heldenhafte zu bilden. Seine Phantasie ist stets bereit, zum Sturm zu blasen und ihr Kriegsroß steigen zu lassen."

Bilder wie die Amazonenschlacht und die Weltkatastrophen sind die wunderbaren Zeugnisse seiner Schöpfermacht. Dabei ist er der Klassiker im bacchischen Element, er will in Riesenlichtwogen aus Menschen schwelgen, die relative Unschönheit eines korpulenten Personals gleicht er durch die wunderbare Rhythmik aus. „Er gibt seinen vollen und übervollen Gestalten einen dionysischen Schwung, der uns eine Erfrischung ohne gleichen bereitet." — „Seine Sache ist Kampfgewalt und Jubel, Enthusiasmus, Triumph und Glorie," heißt es in Erinnerung an die Bilder seiner ersten großen Periode, und vor einem Bilde der Assunta,

auf dem die Jungfrau mit Sturmgewalt gen Himmel rauscht, sagt der Verfasser: „Welch wonnevolles Halleluja für das Auge."

Wie Vischer immer für die jeweilige Stimmung, die von den Kunstwerken ausgeht, die vollkommene Ausdeutung findet, so hat er besonders für die letzte Periode von Rubens' Leben, die durch die Lichtgestalt der Helene Fourment verklärt wird, wahrhaft festliche Klänge.

„Im Jahre 1630 heiratet Rubens die üppig schöne Helene Fourment, die damals erst 16 Jahre alt war. Mit ihr zieht die inkarnierte Muse seiner Kunst bei ihm ein. Diese wirkliche Gestalt mit ihren Kirschenaugen und ihrer gesunden Fülle zu malen, kann er nicht müde werden; und jedesmal fühlt man, wie er sich an ihr freut. Sie bringt ihm die Jugend zurück; sie ist sein Lachen, sein Labsal. Sentimental war dieses Verhältnis gewiß nicht, aber innig und froh.

Diese volle Sonne erhellt ihm nun die letzten zehn Jahre seines Lebens, und in ihrer Pracht findet er die Vollendung seiner Kunst.

Nun beseligt er sich im Kolorit zu den höchsten Graden jener blumigen, innerlich leuchtenden Wonne, wie sie nie wieder erreicht worden ist. Und nun erst scheint er oft in eine gewisse Fühlung zu kommen mit Tizian, den er aber noch überbietet durch den reichen Sonnensegen seines Farbengartens und durch die glänzenden Saturnalien, die er in ihm feiert. . . .

Und nun der Schwarm der Gäste. Zur vollen, weichblätterigen Rose gesellt sich, was ihr lebenhauchendes Rot ankündet: warmes, heiteres, wohliges Blut in Kinderwangen, Kinderlippen, Frauenbüsten, feurigen Männerköpfen. Und welche Pracht der Gewänder, worin diese brabantischen Damen und „Signors" über die Wege rauschen! . . .

Man hört fröhliches Stimmengewirr, niederdeutsches und französisches Geplauder, in der Ferne Kuckucksruf, eine italienische Arie, unterbrochen von derbem nordischen Lachen, eine spanische Serenade, danach frischweg ein vlaemisches „Liedje". Doch darüber klingt und wiegt sich ein höheres. Die Freude wird Schwärmerei, das Leben ein Traum. Aus dem Gehege schlüpfen Amoretten, treiben sich zwischen den Paaren herum, spritzen sich am Brunnen, der neben einem wuchtigen Torbau herniederplätschert.

Da erscheinen in arkadischen Hainen hüllenlos übermenschliche Kraftgestalten. Diana zieht mit ihrem schwer beladenen Gefolge über leicht gewellte, taufrische Wiesengründe. Faune lauern im Schilf. Labendes Gewässer empfängt schwere Nymphenglieder.

Und all dies wird offenbart und verklärt von vollem Licht, frei ergossener Tageshelle, die sich nur leise dämpft in der feucht verblauenden Luft und unter lang hingedehnten Wolkenreihen. . . .

Das ist des Malers Rubens Gartenlust, das ist sein lachendes Elysium. Welch ein Gärtner! Welch ein Zauberer! Dieses optische Schwelgen seiner Kunst, dieses üppige Schimmern des Glücks und des Muts, wie erquickt es uns! — Und in welcher Höhe trägt sich's doch! Wie reich, wie kühn, verschlingen sich in ihm die Gegensätze! Welch entzückender Wechsel! Glut und Kühle, klare Bestimmtheit und spielende Reflexe, jähe Gewalt und weicher Fluß, meisterlicher Wurf und zarte Vertreibung. Wie saftig leuchtet auch im Helldunkel die Kraft der Farbe! Und mit welcher Freiheit ist dies alles hingemalt! — Das empfindet aufs tiefste der leidenschaftliche Heinse, der im Anblick Rubensscher Gemälde ausruft: „Wie leicht sein Pinsel und in Gewalt dem Feuer der Seele gleich geführt!"

Für diejenigen, die Rubens mit wohlweisen Schlagworten abtun wollen, indem sie sagen, seine Kunst sei eiteldekorativ und käme im übrigen nicht über das Animalische hinaus, hat Vischer ein vortreffliches kleines Kapitel.

„Gewiß: Rubens ist dekorativ. Er nimmt es nicht zu schwer, und wir sollen es nicht zu schwer mit ihm nehmen. Er will sich und uns erfreuen mit farbenschönem Schein. Er spielt, um zu spielen, und die Farbe erquickt ihn gar sehr schon an sich selbst. Wie ein flotter Redner verwertet er die Phrasen seiner Zeit. Aber sie gewinnen in seinem Mund eine neue Zündkraft. . . . Was er berührt, wogt und wallt auf. Wohl uns, daß wir ihn haben, diesen genialen Dekorator, der uns solche Augenfeste bereitet und uns so breit und frei dahin führt auf seinem wogenden Meere! Soll denn nur die strengste Naturtreue gelten? Nur der weihevollste Adel, nur das zarteste Feingefühl, nur der Zauber jener Sphäre, wo der Stoff bloße Täuschung und nur der Geist etwas Wirkliches scheint? Soll die Lebensfreude nicht mehr jauchzen? Kein Kriegsmarsch, keine Fanfare mehr schmettern? Was will denn Rubens? Und was findet er in seiner Scheinwelt? Was wollen und finden wir mit ihm? Es ist etwas sehr Positives. Stoff, jawohl, Stoff ist es, sattsame Fülle, erkleckliche Masse, Ueberfluß der Substanz, hoch brandende Flut und Glut des Lebens! — . . . . Gewiß: es ist das Fleisch, das Animalische, das hier verherrlicht wird, aber es wird v e r h e r r l i c h t. . . . Indessen mit Genuß und trunkener Wollust wechselt hier ja Freude am Kampf. Dieser naturgewaltige, an der Brust der Erde großgesäugte Insaß, den der edle Rubens in seiner Idealphantasie hegt, er will sich unersättlich tummeln in jeder Kraftbewährung, will ringen, überwältigen, triumphieren, höher und höher stürmen. Mit weit ausholenden Flügeln des Genius erreicht er siegestrunken sein Ziel. . . . So vereinigt sich in seiner Welt Ares und Eros. Das Heldenhafte wechselt mit dem Bacchischen, die sakrale Andacht mit dem irdischen Jubel, der sich am roten Wein des Lebens berauscht." —

Ein leidenschaftliches Miterleben ist es, das dem Verfasser Worte eingibt, die überall zünden und treffen. Besonders auch am Schlusse, wo er in wenigen Sätzen zusammenfaßt:

„Blicken wir noch einmal empor zu diesem glühenden Wolkenzug, der wie ein Wodansheer über uns hinwallt! Er ist durch das Feuer der Sonne aus Luft und Wasser geboren. Wer Rubens charakterisiert, wird immer wieder unwillkürlich zum Sinnbilde dieser Elemente greifen. Sein Genie wirkt wie ihre Größe und Notwendigkeit und umfaßt alles. In ihm gärt und treibt die Gewalt der Natur und ist in beständiger Bewegung. Man muß ihn mit Heraklit zu verstehen suchen. „Alles strömt, alles brennt." Mehr als jeder andere hat er eine sprudelnde Gestaltungskraft. Unaufhaltsam quellen ihm die Bilder aus der Leinwand hervor, mit voller Allgemeingültigkeit. Farbe und Form erwachsen in einem und demselben Akt. Das Wasser fließt und wogt, es quillt und schwillt, es steigt und stürzt, es strahlt und schäumt, eine Welt von herrlich geschwungenen Formen, gleitenden Uebergängen, unaufhörlichen Wandlungen und in seiner nassen Kühle ein unerschöpfliches Labsal. So erfrischt uns die Kunst von Rubens wie ein Bad in der Brandung."

Wer so schreiben kann, ist ein heimlicher Dichter. Und nur ein solcher vermag das Schöpferische einer Natur wie Rubens zu begreifen. Wir sind an einen solchen Wurf der Ausdrucksweise nicht gewöhnt, und ich habe deshalb ganze Satzgebilde im Zusammenhang gegeben, um dem Leser das Ungewöhnliche dieses Stiles genießen zu lassen. Ich zweifle nicht, daß ihm das Stückwerk Verlangen nach dem Ganzen rege gemacht hat. Er wird beim Lesen des Büchleins dann auch merken — falls er ein gelehrter Mann ist und nach Forschungsergebnissen Bedürfnis hat — daß bei aller künstlerischen Anschauungskraft sehr viel Wissenschaftliches in das Werkchen verarbeitet ist, nur immer, wie es sein soll, in einer künstlerischen Form. Auf das Wissenschaftliche im strengen Sinne des Wortes möchte ich, wie gesagt, bei einer anderen Gelegenheit eingehen. Und zwar, w e n n d i e g r o ß e B i o g r a p h i e ü b e r R u b e n s v o n R. V i s c h e r v o r l i e g t. Ich darf wohl verraten, daß er eine solche plant und bereits viel Neues dafür gesammelt hat. Das vorliegende Büchlein dürfen wir also als Präludium zu jener großen Sonate auffassen. Daß R. Vischer zu seinem geplanten Werke alles, und zwar in einer seltenen Weise, mitbringt, ja daß er geradezu dafür prädestiniert ist, hat er bewiesen, und so haben wir nur noch den einen Wunsch, daß er uns in nicht zu ferner Zeit damit beschenken möge.

Für jetzt wollen wir uns an dem Präludium erfreuen. Wenn ich vorhin sagte, daß Rubens zu einer einzelnen Bemerkung Vischers lächelnd zugestimmt hätte, so darf ich wohl auch sagen, er hätte am Ganzen seine Freude gehabt. Eine so joviale Natur wie Rubens erweckt dieses Vertrauen. Vischer hat es in seiner Einleitung hübsch gesagt: „Er wird uns willkommen heißen, obgleich wir nicht vom Handwerk sind. Wenn wir uns bei ihm deshalb entschuldigen wollten, er würde, glaube ich, als der unbefangene, wahrhaft großartige Mensch, der er war, erwidern: Ei, wer vermag alles? Wer wird jemals ganz fertig? Es fällt mir nicht ein, bloß für die Schilders und Rederijkers der St. Lukasgilde zu malen. Oft haben erprobte Meister nur wenig von ihrer Zunftgerechtigkeit, und hoffentlich ist auch der amtsberufene, mit allen Weihen ordinierte Meßpriester vor seinem Gewissen ein Laie."

Für uns Kunsthistoriker liegt darin, daß ein Meister der Vergangenheit uns gelten lassen könnte, ein Trost, wenn auch ein imaginärer. Die lebenden Künstler lassen uns ja oft gar wenig gelten, obgleich wir so bescheiden sind wie Bettelmönche und das Beste wollen. Sie erlauben uns das historische Material zusammenzutragen, aber das Recht zu urteilen sprechen sie uns ab. Das kommt mir so vor, als ob die Priester einem verbieten wollten, über Welt und Weltgeist eine Meinung zu haben. Wir finden es ganz in der Ordnung, wenn die Künstler in künstlerischen Fragen des öffentlichen Lebens das erste und letzte Wort haben, wir lassen uns auch gerne von ihnen belehren und erziehen, sie aber als die letzte, höchste und einzig maßgebende Instanz bei Betrachtung und Beurteilung der Kunst anzuerkennen, wie sie es verlangen: das lehnen wir ab. Die Kunstgeschichte, meint R. Vischer, sei eine Laienangelegenheit. (Das ist ein erlösendes Wort!) Sie wendet sich gar nicht an die Zunft der Künstler, sondern an unzünftige Freunde der Kunst, sie will nicht Gesetze geben, sondern Gesetze erkennen. Der Künstler ist meistens zu sehr in seiner eigenen Welt befangen, als daß er einer anderen Welt gerecht werden könnte. Darin reicht des Laien Auge oft weiter. Jedenfalls aber kann sich die Kunst Glück wünschen, der solche „Laien" dienen, wie R. Vischer.

Freiburg i. B. Carl Maria Cornelius.

Bücher und Zeitschriften.

Moderne französische Belletristik. Zu einem sehr großen, vielleicht dem größten Erfolge hat es in den letzten Jahren in Paris ein Romanschriftsteller gebracht, welcher sich dem Publikum gegenüber in die strengste Anonymität hüllt. Nach dem, was ich erfahren konnte, gaube ich, daß der Autor eine Dame der guten Gesellschaft ist. Der erste Roman, der den Ruhm des Autors begründete, war „Amitié amoureuse"; er ist bereits mit 48 Auflagen verzeichnet. Es folgten dann: „L'amour est mon péché" (35. Auflage), „Le doute plus fort que l'amour" (21. Aufl.), „Maudit soit l'amour" (19. Aufl.), „Récitation sentimentale" (16. Aufl.), „La joie d'aimer" (6. Aufl.). Ganz kürzlich wurde noch ein neuer Roman der Verfasserin „Les serments ont des ailes" angekündigt. Das berühmt gewordene Erstlingswerk „Amitié amoureuse" ist ganz in Briefform gehalten. Es findet sich hier das schon oft diskutierte Problem der Freundschaft zwischen den beiden Geschlechtern behandelt. Sie wird bei dem Manne und dem Weibe abwechselnd zur heftigen sinnlichen Liebe, welche sich bei den Charakteren, wie sie selber geschildert sind, am stärksten bei letzterem sich äußern mußte. Die Beziehungen der Helden des Romans bleiben körperlich rein, aber — und das Problem findet aus diesem Grunde meines Erachtens keine Lösung — durch einen reinen Zufall. Es muß wohl doch unbedingt als ein solcher, wenn nicht sogar als eine Unwahrscheinlichkeit bezeichnet werden, daß in den Beiden nicht gleichzeitig die starke sinnliche Empfindung erwachte. Die Möglichkeit hierzu war ja sowohl bei dem einen wie bei dem anderen gegeben, und „la passion est contagieuse" sagt die Autorin mit Recht in einem ihrer späteren Romane. Eine wunderbare Sprache, eine feine Beobachtungsgabe, eine vortreffliche Milieuschilderung haben dem Roman trotz der erwähnten, auch mehr in der Tiefe liegenden psychologischen Schwächen zu dem außerordentlichen Erfolge verholfen. Ich glaube übrigens, daß der deutsche Literaturfreund, der die Eigenart der berühmt gewordenen französischen Autorin kennen lernen will, wohl am besten tut, ihren Roman „La joie d'aimer" zu lesen. Schon die Form — abwechselnd Erzählung und dramatischer Dialog — mutet uns mehr an als die reine Briefform der „Amitié amoureuse"; desgleichen erweckt die rasch voranschreitende Handlung ein größeres Interesse als die etwas breite Schilderung seelischer Zustände in diesem Werke. Auch „La joie d'aimer" behandelt ein erotisches Problem. Gérard d'Ymauville liebt gleichzeitig seine Frau und seine schon frühzeitig Witwe gewordene Schwiegermutter und wird von ihnen wiedergeliebt. Als Helene Davenay erfährt, daß ihre Tochter in gesegneten Umständen ist, wird der elementarste Instinkt im Weibe, das Muttergefühl, zur Erlösung. Mit den Worten „Grand'mère .. grand'mère ..!" schließt der Roman, der allerdings insofern gleichfalls unter einer psychologischen Schwäche leidet, als der Autor es einfach unerörtert läßt, wie die heftigen Empfindungen von Gérard für seine Schwiegermutter zur Ruhe kommen. Aber die großen Vorzüge der Dichtung verleihen ihr einen bedeutenden künstlerischen Wert. Ich zähle sie zu dem Besten, was ich in der modernen französischen Romanliteratur gelesen habe. Ich würde gern den Eindruck, den das Buch macht, durch eine genaue Wiedergabe der Handlung vermitteln; es erscheint dies indessen nicht möglich, da der intimste Reiz des Werkes ja gerade in der Kunst liegt, mit welcher das an sich Abstoßende durch die Darstellung verklärt wird.

A. H.

Allgemeine Rundschau.

Kleinere Mitteilungen.

Neuer Komet 1904, C. Nach einer soeben eingegangenen telegraphischen Meldung der Kieler Zentralstelle für Kometentelegramme ist in der Nacht vom 30. November auf 1. Dezember der zweite Tempelsche Komet, nach welchem schon seit mehreren Monaten eifrigst gesucht wurde, durch den französischen Astronomen M. Javelle auf der Sternwarte in Nizza, vermutlich durch photographische Daueraufnahme, wieder aufgefunden worden. Dieser periodische Komet, der hinsichtlich seiner Umlaufszeit dem erst vor wenigen Monaten wieder aufgefundenen Enckeschen Kometen am nächsten kommt, ist im Juli 1873 von Tempel in Mailand entdeckt worden. Sein periodischer Charakter und insbesondere auch die kurze Umlaufszeit wurden bald erkannt und in der Tat konnte er im Jahre 1878 wieder aufgefunden werden. In den nächstfolgenden Erscheinungen (1884, 1889) wurde er wegen ungünstiger Stellung nicht gesehen, dagegen sind die Erscheinungen von 1894 und 1899 wieder anstandslos beobachtet worden. Auch in der gegenwärtigen Erscheinung ist der Komet sehr lichtschwach. Er fand sich am genannten Tage ziemlich genau an dem von M. M. Schulhof und Coniel in Paris vorausberechneten Ort. Seine, wie schon bemerkt, ohnedies geringe Helligkeit ist überdies bereits in beständiger Abnahme begriffen, so daß der Komet also wohl nur in den größten Fernrohren (und zwar gegenwärtig im Sternbild des Steinbockes) sichtbar sein wird. — Interessant ist endlich der Umstand, daß ein zweiter, 1884 von Barnard entdeckter periodischer Komet existiert, dessen Bahnelemente im wesentlichen mit denen des zweiten Tempelschen Kometen übereinstimmen, so daß die Vermutung gerechtfertigt erscheint, daß beide Kometen Bestandteile eines ursprünglich größeren Kometen sind, der durch die Anziehung des Planeten Jupiter in mehrere Teile gespalten worden ist.

-rt-

* Eine Pracht-Ausgabe des Koran wird dem „Swjet" zufolge zu Anfang Dezember von einem der ersten russischen Verlagshäuser veranstaltet werden. Sie wird eine Wiedergabe des berühmten Kuphitchesl-Koran sein, der in den Jahren 644 bis 656 veröffentlicht wurde und vom Khalifen Osman unterzeichnet ist. Exemplare der Prachtausgabe werden den großen mohammedanischen Fürsten überreicht werden, unter anderen dem Sultan der Türkei, dem Schah von Persien, dem Emir von Buchara, dem Khan von Khiwa, dem Khedive von Aegypten, dem Sultan von Marokko und dem Emir von Afghanistan. Die Auflage wird nur fünfzig Exemplare enthalten, von denen die Hälfte zum Preise von 500 Rubel das Stück zum Verkauf gelangt.

* Medizinisches. Dem am 26. August d. J. verstorbenen Professor der inneren Medizin in Gießen Geh. Medizinalrat Dr. Franz Riegel soll an der Stätte seines langjährigen Wirkens ein würdiges Denkmal errichtet werden. Ein zu diesem Zweck aus Gießener Universitätslehrern gebildeter Ausschuß bittet die Schüler und Verehrer des Verstorbenen, diesem Zweck zugedachte Beiträge an die Adresse des dortigen Privatdozenten Dr. Volhard oder des ersten Assistenten an der medizinischen Klinik in Gießen Dr. v. Tabora zugehen zu lassen.

* Die kaiserlich Leopoldinisch-Carolinische Akademie der Naturforscher zu Halle hat den Hofrat Dr. Paul Leverkühn, Leiter der wissenschaftlichen Anstalten in Sofia, als Mitglied der Fachabteilung für Zoologie und Anatomie aufgenommen. Zum Adjunkten für Oesterreich wurde Hofrat Professor Dr. Ernst Mach in Wien auf weitere zehn Jahre wiedergewählt.

* Technischer Preis. Der Verein deutscher Maschineningenieure hatte aus dem Fonds der Wagen- und Lokomotivbau-Vereinigungen 6000 M. als Beihilfe für die Herausgabe eines Lehrbuches über den Lokomotivbau ausgesetzt. Es gingen drei Bewerbungen ein. Der Vorstand hat dem Professor an der Technischen Hochschule zu Charlottenburg Geh. Rat August v. Borries den Auftrag erteilt und ihm die Summe zugesprochen. Als Mitarbeiter hat Geh. Rat v. Borries den Professor Dr. Sommerfeld (Aachen) und den Dipl.-Ing. Berner bezeichnet.

Hochschulnachrichten.

* Heidelberg. Der Professor der Chirurgie Dr. Walther Petersen, welcher bestimmt war, an die Spitze der Expedition der Deutschen Vereine vom Roten Kreuz zur Errichtung eines Reservelazaretts in Irkutsk zu treten, wurde vor kurzem, wie im Hauptblatt bereits gemeldet, räuberisch überfallen und dabei durch einen Schlag auf den Kopf schwer verletzt. Er befindet sich zwar auf dem Wege der Besserung, mußte aber, wie die Münchener Medizinische Wochenschrift meldet, seine Stellung als Chefarzt der genannten Expedition, die am 29. November Berlin verlassen hat, vorerst niederlegen. — Der Privatdozent der Mathematik Dr. Karl Boehm ist zum außerordentlichen Professor hierselbst ernannt worden.

hc. Auf eine 25jährige Tätigkeit als Professor kann mit Beginn dieses Wintersemesters der Chemiker, Honorarprofessor Dr. Julius Brühl in Heidelberg zurückblicken. Professor Brühl steht im 58. Lebensjahre.

* Göttingen. In der philosophischen Fakultät der hiesigen Universität hat sich Dr. Gustav Herglotz als Privatdozent habilitiert.

dr. Jena. Der Prosektor am anatomischen Institut, Privatdozent Dr. G. Eggeling, ist unter Erteilung eines Lehrauftrages für Skelett- und Bänderlehre zum außerordentlichen Professor ernannt worden.

* Kiel. Der Privatdozent für Hygiene und Bakteriologie Dr. phil. et med. R. O. Neumann und der Privatdozent für pathologische Anatomie Dr. Rößle sind für dieses Semester studienhalber beurlaubt.

* Aus Oesterreich. In der medizinischen Fakultät der Universität Wien hat sich der Stabsarzt Dr. Johann Fein für Rhinologie und Laryngologie, in der philosophischen Fakultät der Universität Czernowitz der Kustos an der dortigen Universitätsbibliothek Dr. Theodor v. Grienberger für germanische Sprachgeschichte und Altertumskunde habilitiert. — Der außerordentliche Professor der darstellenden Geometrie an der deutschen Technischen Hochschule in Prag Dr. Eduard Janisch ist zum ordentlichen Professor dieses Faches ernannt worden.

* Aus Finnland. Die Hochschule in Helsingfors zählt in diesem Halbjahr 164 Lehrer und Beamte. Die Zahl der Studenten beträgt 2772. Am stärksten ist die historisch-philologische Fakultät mit 968 Studenten, dann folgt die physiko-mathematische mit 925 Studenten. Hingegen gibt es an der Universität nur 157 Mediziner. Der Bedarf an Aerzten in Finnland wird durch die Landesuniversität nicht gedeckt. Von der Zahl der Studenten ist ein großer Teil abwesend; die Zahl der anwesenden Studenten, die nicht bloß immatrikuliert, sondern auch wirklich studieren, beträgt nur 1396.

* Rom. In der am Montag abgehaltenen Sitzung der Akademie hielt Professor Costa eine Gedächtnisrede auf Mommsen, die mit großem Beifall aufgenommen wurde.

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Eduard von der Hellen: Goethes Briefe. In chronolog. Folge m. Anmerk. 4. Bd. (1797—1806). Stuttgart u. Berlin. J. G. Cotta Nachf. 296 S. — Dr. Joseph Kohler, Professor der Rechte in Berlin: Einführung in die Rechtswissenschaft. Leipzig 1905. A. Deichert Nachf. (Georg Böhme). 227 S. — Dr. Hellwig, o. Prof. der Rechte an der Universität Berlin, Geheimer Justizrat: Die Stellung des Arztes im bürgerlichen Rechtsleben. Die zivilrechtliche Bedeutung der Geschlechtskrankheiten. Ein Vortrag und ein Gutachten. Ebenda 1905. 86 S. — Alexander v. Gleichen-Russwurm: Keine Zeit und andere Betrachtungen. Stuttgart u. Berlin 1904. J. G. Cotta Nachf. 244 S. — Ludwig Fulda: Aus der Werkstatt. Ebenda 1904. 242 S. — Albert Osterrieth: Bemerkungen zum Entwurf eines Gesetzes, betr. das Urheberrecht an Werken der bildenden Künste und der Photographie. Berlin 1904. Karl Heymann. 276 S. — Helene Stöckl: Leben und Lieben. Neue Novellen. Berlin 1905. Albert Goldschmidt. 333 S. — Kate Douglas Wiggin: Rebekka vom Sonnenbachhof. Autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen von Natalie Rümelin. Stuttgart 1905. J. Engelhorn. 378 S. — Ralph Waldo Trine: In Harmonie mit dem Unendlichen. Autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen. Ebenda 1905. 223 S. — W. H. Hadow: The Oxford History of Music. Vol. V. The Viennese Period. Oxford 1904. The Clarendon Press. 350 S. — Dr. E. Haufe: Das Evangelium d. natürlichen Erziehung. Leipzig 1904. K. G. Th. Scheffer. 94 S. — Dr. Wilhelm Bode: Ueber den Luxus. Ebenda 1904. 166 S. — Ludwig Lorenz: Die Mariendarstellung von Albrecht Dürer. (Studien zur deutschen Kunstgeschichte. Heft 55.) Strassburg 1904. J. H. Ed. Heitz (Heitz u. Mündel). 86 S. — Wilhelm Jung: Die Klosterkirche zu Zinna im Mittelalter. Ein Beitrag zur Baugeschichte der Zisterzienser. Mit 6 Tafeln, 1 Schaubild und 9 in den Text gedruckten Abbildungen. (Studien zur deutschen Kunstgeschichte. Heft 56.) Ebenda. 98 S. — Alberta v. Puttkamer: Jenseits des Lärms. Dichtungen. Berlin u. Leipzig 1904. Schuster u. Loeffler. 165 S. — Erich Sello: Ein später Strauss. Gedichte. Ebenda 1904. 189 S. — Alexander v. Bernus: Leben, Traum und Tod. Ein Gedichtbuch. Ebenda 1904. 171 S. — Die Hauptwerke der deutschen Literatur. Im Zusammenhange mit ihrer Gattung erläutert von Dr. Siegfried Robert Nagel, k. k. Gymnasial-Professor. Wien u. Leipzig 1904. Franz Deuticke. 176 S.

München, Promenadeplatz 10.

Theodor Ackermann,

K. Hof-Buchhandlung nebst Antiquariat.

Soeben erschien mein diesjähriger **Wegweiser bei Anlage von Privat-Bibliotheken, sowie bei Auswahl von Festgeschenken.**

Ferner: **Katalog Nr. 536 meines Antiquariats (Weihnachts-Katalog),** enthaltend eine grosse Anzahl von Büchern, welche sich zu Festgeschenken eignen.

Beide Kataloge gratis, nach auswärts franko.

Die illustrierten **Leipziger Weihnachts-Kataloge** sind ebenfalls auf Lager. (4822).

Reichste Auswahl von Geschenken für die Jugend wie für Erwachsene.

Soeben sind in der **Herderschen Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau** erschienen und können durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Janssen, Johannes, Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters. gr. 8°.

Siebter Band: Schulen und Universitäten. Wissenschaft und Bildung bis zum Beginn des Dreißigjährigen Krieges. (Kulturzustände des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters bis zum Beginn des Dreißigjährigen Krieges. Drittes Buch.) Ergänzt und herausgegeben von **Ludwig Pastor.** Dreizehnte und vierzehnte, vielfach verbesserte und vermehrte Auflage. (LIV u. 766) M. 8.60; geb. in Leinwand M. 10.—, in Halbfranz M. 10.60.

Mit der Bearbeitung des vorliegenden Bandes ist die Neuherausgabe des gesamten von Janssen hinterlassenen Werkes zum Abschluß gelangt. Die wichtigere neuere historische Literatur ist für alle Abschnitte genau angemerkt und im Texte berücksichtigt, da nur auf diese Weise das große Werk auf der Höhe der Wissenschaft erhalten werden konnte.

Gesamtpreis der bis jetzt erschienenen 8 Bände nebst den beiden Beigaben Janssens „An meine Kritiker" und „Ein zweites Wort an meine Kritiker" M. 60.50; geb. in Leinwand M. 72.60, in feinen Halbfranzbänden M. 78.50.

Pastor, Ludwig, Ungedruckte Akten zur Geschichte der Päpste vornehmlich im XV., XVI. und XVII. Jahrhundert. *Erster Band:* 1376—1464. Mit Unterstützung der Administration des Dr. Joh. Friedrich Böhmerschen Nachlasses. — Acta inedita historiam Pontificum Romanorum praesertim saec. XV, XVI, XVII illustrantia. *Volumen I:* A. 1376—1464. Ad opus promovendum adiumenta concessa sunt ex hereditate quem reliquit Dr. Joh. Fred. Böhmer. gr. 8° (XX u. 348) M. 8.—; geb. in Leinwand M. 10.—

Früher ist erschienen:

— **Geschichte der Päpste** seit dem Ausgang des Mittelalters. Mit Benutzung des päpstlichen Geheim-Archives und vieler anderer Archive bearbeitet. gr. 8°.
I. Band. 3. u. 4. Aufl. M. 12.—; geb. M. 14.— II. Band. 3. u. 4. Aufl. M. 11.—; geb. M. 13.— III. Band: 3. u. 4. Aufl. M. 12.—; geb. M. 14.— (11374)c

---

Einführung in die Rechtswissenschaft. ✻

Von Prof. Dr. J. **Kohler.** 2. verm. Aufl. 1905. 4 M., geb. 5 M. (11380)l

Wie wenige Fachgenossen, war Kohler durch seine erstaunliche Vielseitigkeit und Schaffenskraft geeignet, uns ein Buch in der Art des vorliegenden zu bescheeren. Es hält sich völlig fern von Quellen- und Literaturangaben und hebt in kurzer außerordentlich klarer Darstellung die wichtigsten der die Rechtsbildung bestimmenden Gesichtspunkte hervor. Somit bedeutet es ein vortreffliches Lesebuch, geeignet, sowohl den Jünger der Rechtswissenschaft in interessanter, geistreicher Form in die Probleme seines Faches einzuführen, wie auch dem Laien Lust und Liebe für einen gemeinhin als „langweilig" verschrieenen Wissensstoff einzuflößen. Es darf mit gutem Gewissen der Aufmerksamkeit jedes Gebildeten empfohlen werden. (D. Lit.-Ztg.)

A. Deichert'sche Verlagsh. (G. Böhme), Leipzig.

Für den Inseratenteil verantwortlich: **R. Schumacher, München.**

Soeben erschien in **Max Hesses Verlag in Leipzig:**

Annette Freiin von Droste-Hülshoffs

sämtliche Werke in 6 Bänden.

Herausgegeben von

Dr. Eduard Arens,

Gymnasial-Oberlehrer in Aachen.

Mit zwei Bildnissen und drei Abbildungen.

Broschiert M. 2.— In zwei Leinenbänden M. 3.—
Feine Ausgabe M. 4.50. Luxus-Ausgabe M. 6.—

Die gehaltvollen und markigen Dichtungen der Annette von Droste-Hülshoff sind leider noch viel zu wenig bekannt. Hoffentlich ist diese neue billige Volks-Ausgabe, die vollständigste, die bisher erschienen ist, dazu berufen, Gemeingut des deutschen Volkes zu werden. *(11082)

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger Stuttgart und Berlin

Soeben erschienen: *(11097)

Marbacher Schillerbuch

Zur hundertsten Wiederkehr von

Schillers Todestag

herausgegeben vom

Schwäbischen Schillerverein

Groß-Quart. Mit vier Vollbildern, zwei Faksimile-Beilagen und zahlreichen Textillustrationen

In elegantem Leinenband **M. 7.50**

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen

Erinnerungen aus meinem Diakonissenleben. Von **Friederike Leithold.** 2. umgearbeitete Volksausgabe. M. 3.—, gebunden M. 3.60. —

Wir möchten das treffliche, recht unterhaltende Buch besonders auch auf den Weihnachtstisch unserer Frauen und Kinder empfehlen; es verdient in der Tat in unseren Familien die weiteste Verbreitung. (11330). (Beil. z. Allg. Ztg.)

A. Deichert'sche Verlagsh. (G. Böhme), Leipzig.

Verlag von Gustav Fischer in Jena.

Vorträge über Descendenztheorie,

gehalten an der Universität Freiburg i. B.

Von Prof. August Weismann.

Mit 3 farbigen Tafeln und 131 Textfiguren.

Zweite Auflage. (c)

Preis: 10 M., eleg. geb. 12 M.

Was ist die Liebe? Heiteres und Ernstes von **M. v. Friedrich.** Elegant broschiert M. 1.50, geschmackvoll gebunden M. 2.50. (Leipzig 1905, Raimund Gerhard.)

Sechs Novellen über die Liebe in verschiedener Gestalt und doch kein Ehebruch: also wirklich „'mal was andres"! „Er", die witzigste darunter, spielt in München. (11379)x

Jahrgang 1904. München, Donnerstag, 8. Dezember. Nummer 282.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Ueber strahlende Materie.

Von L. Graetz.*)

Unter der Fülle von großen Naturforschern, welche in dem letzten Jahrhundert die Wissenschaft von der Natur zu der vornehmsten und bedeutungsreichsten gemacht haben, gibt es einige wenige, welche mit einem merkwürdig scharfen intuitiven Blick für die Geheimnisse der Natur begabt waren, mit einem so durchdurchdringenden Blick, daß sie mit Sicherheit Zusammenhänge und Beziehungen geistig schauten, an welche andere auch nicht einmal zu denken vermochten. Ihnen, aber auch nur ihnen war es möglich und erlaubt, Dinge als sicher vorherzusagen, auch wenn es ihnen nie gelang, dieselben zu realisieren. Wenn andere nur an die beobachteten Erscheinungen selbst sich anschlossen, diese durften ihre Intuition als gleichwertig mit der Beobachtung hinstellen. Derjenige Forscher, den ich bei dieser Schilderung vorzüglich im Auge habe, ist Michael Faraday, Englands größter Physiker dieses Jahrhunderts, der durch eine Reihe wunderbarer Entdeckungen den gewaltigen Bau, den die Elektrizitätslehre heute einnimmt, von den Fundamenten bis fast zur Spitze geschaffen. „Eine einzelne Entdeckung," sagt Helmholtz, „kann das Resultat eines glücklichen Zufalls sein und braucht keine hervorragende Begabung des Entdeckers anzuzeigen. Aber es wäre gegen alle Wahrscheinlichkeit, daß eine Gedankenverbindung, welche zu einer solchen Reihe von überraschenden und unerwarteten Entdeckungen wie bei Faraday geführt hat, ohne enge Verknüpfung mit der Wirklichkeit sein sollte." — Von Faraday ist auch der Ausdruck geprägt „strahlende Materie", den ich als Titel dieses Vortrags gewählt habe. Seit langer Zeit sind die drei Aggregatzustände der gewöhnlichen Materie, der feste, flüssige, gasförmige, bekannt. Jeder Stoff kann alle drei Zustände annehmen, er kann aus dem festen Zustand durch Schmelzen in den flüssigen und aus dem flüssigen durch Verdampfen in den gasförmigen übergehen. Je weiter man in dieser Reihe aufsteigt, um so mehr verlieren die Stoffe von ihren charakteristischen Eigenschaften, um so einfacher wird ihr Zustand. Die festen Körper unterscheiden sich voneinander durch Dichtigkeit, Härte, Elastizität, Farbe, Durchsichtigkeit, Kristallstruktur. Lassen wir sie aber in den flüssigen Zustand übergehen, so verschwinden die meisten dieser Unterschiede. Undurchsichtige und gefärbte Körper werden durchsichtig und farblos, die Härte, Elastizität und Kristallstruktur hört auf; die Eigenschaften der meisten Flüssigkeiten haben viele Aehnlichkeit miteinander. Lassen wir nun noch die Flüssigkeiten in den gasförmigen Zustand übergehen, so verschwinden auch hier wieder eine Reihe von Unterschieden, alle Gase unterscheiden sich voneinander nur durch geringe Abweichungen in der Dichte, die allermeisten sind farblos, nur einige wenige gefärbt. Sollte es nicht noch einen weiteren Aggregatzustand der Materie geben, fragte Faraday, einen Zustand, in dem die noch vorhandenen geringen Unterschiede ganz verschwunden sind und in dem alle Materie sich gleichartig verhält? In der Tat nahm er einen solchen Zustand der Materie an und nannte ihn den strahlenden Zustand der Materie. Es ist nicht recht ausgeführt, was er speziell unter diesem Zustand meinte, ob er einen neuen, durch besondere Untersuchungen erst zu entdeckenden, oder ob er als strahlende Materie das meinte, was die Physik bisher als Aether bezeichnet. In diesem Falle wäre der Aether kein von den bisher bekannten Substanzen qualitativ verschiedener Stoff, sondern nur eine bestimmte Form der allgemein verbreiteten Materie. Wie prophetisch diese Anschauungen, die der junge Faraday ausgesprochen hat, auch waren, sie gingen zu ihrer Zeit unbeachtet verloren.

Aber solche prägnante Anschauungen haben ein eigenes Leben, zur richtigen Zeit tauchen sie wieder aus der Vergessenheit auf, um für neue Erscheinungen wenigstens einen Anhalt zur Zusammenfassung zu geben. Sechzig Jahre später stand die strahlende Materie wieder auf. Es war Crookes, der merkwürdige große englische Gelehrte, der einerseits die schönsten und exaktesten Entdeckungen auf physikalischem und chemischem Gebiete gemacht hat und noch macht und der andrerseits ein Hauptverfechter des Spiritismus ist, den er durch glänzend ausgeführte Experimente auf eine wissenschaftliche Basis zu stellen glaubte, es war Crookes, der zuerst wieder von strahlender Materie sprach, als er im Jahre 1879 die glänzenden und sonderbaren strahlenartigen Eigenschaften fand, welche die Gase in großer Verdünnung dem elektrischen Strom gegenüber zeigten und die wir heute als Kathodenstrahlen bezeichnen. Er faßte die höchst verdünnte Materie, in der diese Strahlen verlaufen, als den lange vorhergesagten vierten Aggregatzustand der Materie auf und nannte ihn strahlende Materie. Die Erscheinungen, die Crookes entdeckte, waren nicht neu. Zehn Jahre vorher hatte ein stiller deutscher Gelehrter, Hittorf, sie beinahe alle schon gefunden und publiziert, aber dessen sorgfältige und hochbedeutende Arbeiten waren fast unbeachtet geblieben, wie er selbst trotz seiner wichtigen Entdeckungen lange Zeit nicht die gebührende Anerkennung fand, bis ihm spät in seinem hohen Alter die lange vorenthaltenen Ehren nachträglich entgegengebracht wurden. Heute sind ja die Erscheinungen der Kathodenstrahlen so allgemein bekannt, daß man sie nur zu nennen braucht. Aber auch die Erklärung, die Crookes von ihnen gab, daß sie nämlich auf der raschen Bewegung der Moleküle der Luft beruhen, die eben in dem vierten Aggregatzustand ist, auch diese Erklärung,

*) Vortrag, zugunsten des Vereins für ein Mädchengymnasium gehalten am 24. November 1904 in München.

die lange verworfen wurde, hat eine glänzende Wiederauferstehung gefunden. Heute ist es die allgemeine Anschauung der Physiker, die durch viele Versuche begründet ist, daß tatsächlich in den Kathodenstrahlen kleine Teilchen sich mit außerordentlicher Geschwindigkeit bewegen und durch diese Bewegung die merkwürdigen Wirkungen hervorbringen. Während aber Crookes noch geglaubt hatte, daß es die gewöhnlichen Moleküle des Gases seien, die dort so lebhaft sich bewegen, weiß man jetzt, nach den weiteren Fortschritten unserer Kenntnisse, daß es *elektrisch geladene* Teilchen sind, die sich bewegen, und zwar die kleinsten Teile, die Atome der Elektrizität selbst, die man jetzt *Elektronen* nennt. Diese Elektronen, die elektrisch negativ geladen sind und die sich mit einer Geschwindigkeit bewegen, bei der sie ca. 10,000 Meilen in der Sekunde zurücklegen könnten, diese besitzen trotz ihrer Kleinheit eben wegen der großen Geschwindigkeit die nötige Wucht, die nötige Energie, um die Körper, auf die sie fallen, zu erschüttern und sie dadurch zum Leuchten zu bringen, oder gar sie so zu erwärmen, bis sie schmelzen. Und das sind ja gerade einige Eigenschaften der Kathodenstrahlen. Wenn man will, kann man in diesen Elektronen den vierten, den strahlenden Zustand der Materie sehen und kann so den Gedanken Faradays durch diese Forschungen zu Ehren gebracht sehen.

In diesen evakuierten Röhren strahlt aber die Materie nur, wenn und so lange sie von einem elektrischen Strom durchflossen ist. Ohne einen solchen Strom, den man von außen in das Gas sendet, zeigt dieselbe durchaus nichts, was ihren Gasinhalt etwa unterscheiden lassen könnte von irgend einem Gas in dem gewöhnlichen Zustand. Erst durch hineingesandte elektrische Energie lösen sich, wie es scheint, die Elektronen von den Gasmolekülen los und bekommen ein selbständiges Dasein. Man kann also danach eigentlich nicht davon sprechen, daß die Materie einer solchen Röhre in einem strahlenden Zustand ist, sie wird es erst durch geeignete Kräfte, eine *selbststrahlende* Materie ist sie nicht.

Aber der Fortschritt der Wissenschaft in den letzten Jahren hat uns auch mit Stoffen bekannt gemacht, welche tatsächlich selbst strahlen und welche man in diesem Sinne, der aber gewiß nicht Faradays Sinn ist, als strahlende Materie bezeichnen kann. Die gewöhnliche und gebräuchliche Bezeichnung für sie ist aber „*radioaktive Substanzen*“. Es ist in dem letzten Jahre in allen Zeitungen und Zeitschriften so oft und so viel von dem Radium zu lesen gewesen, die Entdeckungsgeschichte desselben und einige sonderbare Eigenschaften desselben sind so oft und so ausführlich, fast bis zum Ueberdruß behandelt worden, daß es nicht nötig erscheint, diese bekannten Dinge noch einmal breit zu behandeln. Es soll vielmehr im Folgenden ein Ueberblick gegeben werden, zu welchen weitreichenden Folgerungen die bisherigen Beobachtungen geführt haben.

Ein Stückchen Radium von dem Gewicht des hundertsten Teils eines Grammes hat genügt, um Anschauungen, die ein Jahrhundert lang als fest galten, wesentlich zu modifizieren. Ein Hundertstel Gramm, das ist nun allerdings eine Menge, die so gering ist, daß man offenbar zunächst mit Recht daran zweifeln darf, ob man überhaupt dabei noch viele Einzelheiten, viele Veränderungen beobachten kann. Die ganze Menge Radium, die bisher rein dargestellt ist, beträgt höchstens 1 bis 2 Gramm, und ein Forscher, der davon den fünfzigsten oder hundertsten Teil besitzt, fühlt sich schon stolz und ist in der Lage, die schönsten Entdeckungen zu machen. Aber durch welche Mittel kann man mit solch kleinen Mengen überhaupt brauchbare Beobachtungen anstellen, Veränderungen erkennen, die sich auf weniger als ein Millionstel der vorhandenen Menge belaufen? Jedenfalls nicht mit der Wage. Unsere feinsten Wagen geben allerdings den zehnten bis hundertsten Teil eines Milligramms an, aber für die kleinen Veränderungen, die das Radium erleidet, ist diese Empfindlichkeit viel zu gering. Die Chemiker aber haben bekanntlich schon lange ein viel empfindlicheres Mittel, um das Vorhandensein von chemischen Stoffen zu entdecken, die *Spektralanalyse*. Wenn man eine Substanz zum Leuchten bringt, durch eine Flamme oder durch einen elektrischen Funken, so zeigen sich die einzelnen chemischen Elemente, die in dieser Substanz enthalten sind, dadurch an, daß sie in einem Spektrum jedes eine charakteristische helle Linie geben, und diese Linien dienen umgekehrt dazu, das Vorhandensein eines Elements in der Substanz zu erkennen. Diese Methode ist viel empfindlicher als die mit der Wage. Man kann auf diese Weise von einem Element schon den dreimillionsten Teil eines Milligramms erkennen, der also für die Wage absolut unmeßbar ist. Das ist also schon eine fast zehntausendmal so große Empfindlichkeit als sie die Wage besitzt, und in der Tat kann man auf diese Weise also schon aus so kleinen Substanzmengen sichere Schlüsse ziehen, die man mit der Wage überhaupt nicht mehr erkennen kann. Das Radium aber und die anderen radioaktiven Substanzen, das Thorium, das Uran, das Polonium, das Aktinium, haben eine ganz besondere, ausgezeichnete Eigenschaft, durch welche sie besonders leicht erkannt werden. Sie machen nämlich die Luft in ihrer Nähe zu einem elektrischen Leiter. Wenn man ein minimales Stückchen Radiumsalz auf einen Tisch legt, so findet man, daß die Luft in der Nähe dieses Stückchens andere Eigenschaften hat als gewöhnlich. Für gewöhnlich ist nämlich die Luft in elektrischer Beziehung ein ausgezeichneter Isolator. Ein elektrisch geladener Körper, der von Luft umgeben ist, behält seine Ladung tagelang fast unverändert bei. Ist aber ein wenig Radiumsalz in der Nähe, so wird dadurch die Luft zu einem verhältnismäßig guten Leiter. Von dem geladenen Körper verschwindet die Ladung mehr oder minder rasch, sobald man Radium, Thorium, Uran rc. in die Nähe bringt. Die Luft in der Nähe ist eben zu einem Leiter geworden und verbindet dadurch diese Ladung leitend mit der Erde, wodurch sie in kürzerer oder längerer Zeit verschwindet. Dieses Verschwinden einer Ladung können wir aber durch ein altes bekanntes Instrument, das *Elektroskop*, verfolgen und sogar messend verfolgen, und wir haben darin ein Mittel, um die Anwesenheit schon der kleinsten Spuren radioaktiver Substanz zu erkennen und ihre Veränderungen zu verfolgen. In der Tat ist dieses Mittel, wie durch Versuche erwiesen wurde, noch zirka 150,000mal empfindlicher als das Mittel der Spektralreaktion, so daß wir auch in demselben Grade noch mit Substanzen operieren und ihre Eigenschaften bestimmen können, die weit, weit unter aller Grenze liegen, an die wir mit der Wage herankommen oder die wir auch nur durch das Spektrum erkennen könnten.

Als im vorigen Jahre Madame Curie in Paris den Nobel-Preis für die Entdeckung des Radiums bekam, wurden auf einmal die Forschungen über Radioaktivität Gegenstand des allgemeinen Interesses. Aber dasselbe blieb nicht auf der anfänglichen Höhe. Denn erstens konnte man zu selten wirklich etwas Radium zu Gesicht bekommen und zweitens waren die Erscheinungen, die es bietet, doch eigentlich zu spezieller physikalischer Natur. Wenn man auch weiß, daß das Radium beständig dreierlei verschiedene Strahlen aussendet, positiv elektrische α-Strahlen, negativ elektrische β-Strahlen und ungeladene γ-Strahlen, welches Interesse hat die Allgemeinheit an einer so speziellen Tatsache? Oder wenn man erfährt, daß das Radium auch Wärme in hohem Betrage in seiner Nähe entwickelt und eine sogenannte Emanation, d. h. ein unsichtbares Gas aussendet, so ist das ja ganz interessant für Fachleute, aber welche Bedeutung haben diese Tatsachen für Nichtphysiker? Offenbar zunächst wirklich keine erheblichen, und ich bin überzeugt, daß das lebhafte Interesse, das man dem Radium und den anderen Substanzen überall entgegenbrachte, sicher nicht auf diesen seinen sonderbaren Eigenschaften beruhte, und auch nur zum Teil auf der Tatsache, daß Radium der teuerste Stoff auf Erden ist, 6000mal so teuer wie Gold. Nein, das Interesse hatte einen anderen Grund. In dem Radium steckt ein Rätsel, ein Rätsel, das die Fachleute direkt wissenschaftlich präzisieren konnten, das aber jeder andere auch unwillkürlich fühlte. Und dieses Rätsel bestand in folgendem. Wenn das Radium tagaus, tagein, jahraus, jahrein fortwährend Strahlen aussendet, woher nimmt es denn die Energie dazu? Wir wissen ja lange, daß in der Natur nichts umsonst geschieht. Wenn die Kräfte in der Natur irgendwo Arbeit leisten, so geschieht

das nur dadurch, daß sich an anderer Stelle der dort vorhandene Arbeitsvorrat vermindert oder, wie man es wissenschaftlich nennt, wenn irgendwo eine Arbeit, eine Form von Energie geleistet wird, so muß um denselben Betrag der Arbeitsvorrat, d. h. die vorhandene Energie vermindert werden. Nun, ein solches Stück Radium leistet fortwährend Arbeit, es gibt fortwährend Energie aus. Es gibt sie aus in Form der drei Strahlenarten, die z. B. imstande sind, photographische Platten zu belichten oder Fluorescenzschirme zum Leuchten zu bringen. Es gibt sie aber hauptsächlich aus in Form von Wärme. Ein Stück Radium hat immer eine Temperatur, die um ca. 1 Grad höher ist als seine Umgebung. Bringt man es in einen Raum von 20 Grad, so hat es 21 Grad, bringt man es in einen Raum von 80 Grad, so hat es 81 Grad, und bringt man es in einen Mantel von Eis, der 0 Grad hat, so hat es 1 Grad. Es strahlt also wegen seiner höheren Temperatur fortwährend Wärme an seine Umgebung aus, und wenn wir es in den Eismantel bringen, so dient diese Wärme dazu, den Eismantel allmählich zum Schmelzen zu bringen, auch wenn man alle Zufuhr von Wärme von außen abhält. Und diese Wärmeabgabe ist sehr bedeutend. Ein Gramm Radium kann in jeder Stunde mehr als 1 Gramm Eis zum Schmelzen bringen. Würde man 1 Kilogramm Radium haben, ein Stück von der Größe etwa eines Talers, und dieses in einen Eiskeller legen, so würde es in jedem Jahre etwa 200 Zentner Eis in Wasser verwandeln. Ja, da muß man doch unbedingt fragen, woher nimmt es die Energie dazu? Die zwei Möglichkeiten, die zur Beantwortung dieser Frage vorliegen, sind nun aber leicht angegeben. Entweder das Radium nimmt die Energie von außen auf und verwandelt sie in Strahlung und Wärme, oder aber es nimmt die Energie aus sich selbst heraus. Ein drittes scheint es nicht zu geben. Die erste Vermutung ist in der Tat von Mr. Curie aufgestellt worden, aber sie hat sich nicht bestätigen lassen. Man kann das Radium in der freien Luft halten oder in einen Stahlblock einschließen, man kann es in einen luftverdünnten Raum bringen oder in flüssige Luft eintauchen, immer gibt es in gleicher Weise Energie nach außen ab. Dadurch wird es höchst unwahrscheinlich, daß es von außen Energie aufnimmt und diese bloß verwandelt. Auch hat man noch in keiner Weise irgend eine Energieabnahme in der Nähe des Radiums gemerkt. Wenn es aber die Energie nicht von außen schöpft, so bleibt nur die einzige Möglichkeit bestehen, daß das Radium die ausgestrahlte Energie aus sich selbst heraus nimmt. Das ist aber nur in einem Falle möglich, nämlich wenn das Radium, d. h. das Atom des Radiums, sich selbst verändert. Und dadurch sind wir zu einer Auffassung gedrängt, die uns eine außerordentliche Erweiterung unserer Vorstellungen von der Natur in Aussicht stellt.

In der Tat sind wir bisher stets gewohnt gewesen und alle unsere Erfahrungen haben dafür gesprochen, daß die Atome aller chemischen Substanzen unveränderliche, konstante und unteilbare Individuen sind. Mit allen physikalischen und chemischen Mitteln waren wir bisher nicht imstande, die Atome in kleinere Bestandteile zu zerteilen. Sie waren die unveränderlichen Bausteine, aus denen alle Materie sich zusammensetzt. Jetzt aber haben wir im Radium sowie im Thorium, im Uran Atome, welche nicht unveränderlich sind, sondern welche in einem Zersetzungszustande sind. Die Zersetzung dieser Substanzen können wir, obwohl nichts von den Bestandteilen sichtbar ist, fast schrittweise verfolgen, und zwar immer durch die elektroskopische Methode. Würden unsere Sinne millionenmal empfindlicher sein als sie es tatsächlich sind, so würden wir, wenn wir einen Haufen Radiumatome betrachten, folgendes finden. Irgend eines von den Atomen desselben zersetzt sich auf einmal explosiv, es zerfällt in verschiedene Teile, und zwar bilden sich zunächst die inaktive Emanation und α-Teilchen. Die Emanation aber ist selbst unbeständig und zersetzt sich wieder in α-Teilchen und in eine neue Materie, der man noch keinen Namen gegeben hat, die sich aber an allen benachbarten Körpern festsetzt und diese, wie man sagt, induziert aktiv macht. Und diese Materie endlich zersetzt sich in β-Teilchen, negative Elektronen, und in einen Rest. Man kann sogar durch messende Versuche die Lebensdauer der einzelnen Teile feststellen, d. h. die Zeit, in welcher eine gewisse Menge der Substanz bis auf die Hälfte umgewandelt ist. Danach hat das Radium eine mittlere Lebensdauer von 1150 Jahren, die Emanation eine solche von 5 Tagen 8 Stunden, das unbenannte Zersetzungsprodukt hat bloß eine Lebensdauer von 30 Minuten. Und endlich zerfällt auch dieses Produkt in eine neue Substanz. Die wunderbarste Entdeckung, die bisher auf dem Gebiet der Radioaktivität gemacht ist, ist nun die, daß das Endprodukt dieser fortlaufenden Zersetzung ein neues beständiges Element, das **Helium** ist. Es war bekanntlich der hervorragende englische Forscher **Ramsay**, der im vorigen Jahre die ganze wissenschaftliche und nichtwissenschaftliche Welt in Erstaunen setzte durch die Entdeckung, daß sich aus der Emanation des Radiums nach einiger Zeit Helium bildet. Es ist das erste Mal, daß man hier eine Umwandlung eines chemisch einfachen Stoffes, eines Elementes, in ein anderes findet, und diese Entdeckung wird von ungeheurer Tragweite sein. Die Energiemengen, die bei diesen Umwandlungen des Radiums auftreten, sind ganz kolossale, verglichen mit denen, die bei gewöhnlichen chemischen Prozessen sich zeigen. Für die Emanation des Radiums, die gasförmig ist, läßt sich zeigen, daß dieselbe pro Kubikzentimeter während ihrer Lebensdauer 7 Millionen Kalorien entwickeln würde.[1]) Diese Zahl sagt natürlich an sich nichts, sie sagt nur etwas im Vergleich mit anderen. Nehmen wir zum Vergleich eine chemische Verbindung, die sehr viel Energie entwickelt, nämlich die explosionsartige Verbindung von Sauerstoff und Wasserstoff zu Knallgas. Diese entwickelt pro Kubikzentimeter nur 2 Kalorien. Die Radiumemanation enthält also millionenmal so viel Energie in sich, als die gewöhnliche chemische Affinität von Sauerstoff und Wasserstoff enthält. Wenn wir hoffen dürfen, einmal diese interatomigen Energien nutzbar machen zu können, dann sind alle die Energiemengen, mit denen wir heute auf Erden hantieren, das reine Kinderspiel. Millionen von Tonnen Steinkohle würden sich durch eine Tonne solcher in atomischer Zersetzung begriffener Substanz ersetzen lassen und die Frage, woher wir unsere Energie nehmen, wenn die Kohlenvorräte einmal zu Ende sind, würde vollständig überflüssig sein.

Diese neuen Tatsachen, die wir bisher durch die Radiumforschung kennen gelernt haben, erlauben nun aber auch einige alte Fragen der Wissenschaft von einem ganz neuen Gesichtspunkte aus zu betrachten. Seit längerer Zeit besteht zum Beispiel ein gewisser Streitpunkt zwischen der Physik und Geologie, ein Streitpunkt, der zwar nicht zu heftigen Kämpfen Veranlassung gegeben hat, der aber immerhin bisher noch nicht erledigt ist. Bekanntlich nehmen die Geologen für die Bildung der verschiedenen Erdformationen ganz ungeheure Zeiträume in Anspruch, Zeiten von mehr als hundert Millionen Jahren müßten seit dem Festwerden der Erdoberfläche nach ihnen verstrichen sein. Demgegenüber aber glaubt die Physik die Zeit seit dem Festwerden der Erdoberfläche nur auf etwa zehn Millionen Jahre veranschlagen zu dürfen. Zu diesem Schlusse kommt sie auf eine ganz einfache Weise. Wenn wir eine Metallkugel erst durchweg erhitzen und dann sich frei in der Luft abkühlen lassen, so wird die Temperatur im Innern der Metallkugel immer höher sein als an der Oberfläche, und während sowohl das Innere wie die Oberfläche allmählich kälter werden, wird man doch, sobald man von der Oberfläche ins Innere hinein mit Thermometern bewaffnet dringt, konstatieren, daß dabei die Temperatur um so mehr wächst, je weiter man in das Innere gelangt. Ganz dasselbe finden wir auch bei der Erde; wenn wir um je 30 Meter ins Innere der Erde gehen, so wächst die Temperatur jedesmal um 1 Grad. Aus dieser Angabe, welche eine Erfahrungstatsache ist, kann man aber ohne weiteres berechnen, wann die Oberfläche der Erde eine bestimmte Temperatur gehabt hat, und danach

[1]) Diese Berechnung rührt von F. Soddy, dem Mitarbeiter Ramsays, her, in dessen Werk „Die Radioaktivität", Leipzig 1904, in dem der neueste Standpunkt der Radiumforschung dargestellt ist.

ergibt sich eben, daß vor zehn Millionen Jahren diese Temperatur so hoch gewesen sein muß, daß alle unsere irdischen Substanzen flüssig, nicht mehr fest waren. Man sieht den großen Widerspruch zwischen den beiden Schätzungen des Alters der Erde, wie sie einerseits von der Geologie, andrerseits von der Physik geliefert werden. Nun aber, die Radiumforschung erlaubt uns, die ganze Sachlage anders anzusehen. Aus der tatsächlichen Temperaturzunahme nach dem Innern der Erde zu schließt man, daß die Erde zuerst heiß war und allmählich erkaltet. Aber jetzt ist auch die umgekehrte Möglichkeit vorhanden. Es hat sich gezeigt, daß das Radium fast überall in der Erde, allerdings in sehr kleinen Quantitäten, verbreitet ist. Aber aus der fortdauernden Wärmeabgabe des Radiums kann man nun vielleicht den Schluß ziehen, daß die Erde ursprünglich kalt war und durch die sich zersetzenden Atome erst allmählich erwärmt wurde. Wie weit sich die Geologen mit dieser Ansicht befreunden können, das wird erst Sache der Zukunft sein.

Ein anderes ähnlich schwieriges Problem ist dasjenige, woher denn die Sonne die Energie nimmt, um seit undenklichen Zeiten Wärme in so riesigem Betrage auszustrahlen. Wenn die Sonne ganz aus denjenigen Substanzen gebildet wäre, die bei den uns bekannten chemischen Prozessen den größten Betrag an Energie entwickeln, so würden diese chemischen Prozesse, wie man berechnen konnte, noch nicht auf 5000 Jahre die Energieausgabe der Sonne decken. Woher also kommt diese außerordentliche Energie?

Wenn unsere Schlüsse aus der Radiumforschung richtig sind, wenn die Atome selbst zusammengesetzte Substanzen mit ungeheurem Energieinhalt sind, so bildet diese Frage keine Schwierigkeiten mehr. Man braucht eben auf der Sonne nur solche Atomzersetzungen anzunehmen, um für die vorhandene Energie die notwendige Deckung zu gewinnen. In der Tat ist es wohl kein bloßer Zufall, daß das Element Helium, welches wir als das Endprodukt der Radiumzersetzung erkannt haben, uns in Wirklichkeit zuerst auf spektroskopischem Wege auf der Sonne bekannt war, lange bevor man es auf der Erde fand. Hat es ja auch seinen Namen daher bekommen. Wo aber Helium ist, müssen wir sagen, da ist oder war auch Radium und aus dessen Zersetzungswärme kann die Sonne ihren Vorrat von Energie schöpfen.

Wenn nun auch alle die Erörterungen, die im Vorhergehenden ausgeführt wurden, logisch und berechtigt erscheinen — berechtigt insofern, als sie die vorhandenen experimentellen Tatsachen einfach zusammenzufassen erlauben —, so scheint doch eine Schwierigkeit erheblicher Art noch übrig zu sein. Und diese besteht in der Frage, woher es denn kommt, daß, nachdem das Radium sich dauernd, Tag für Tag, Jahr für Jahr zersetzt, daß wir trotzdem noch immer Radium auf der Erde haben, wenn auch in Wirklichkeit nur wenig? Das läßt sich kaum anders erklären, als daß unter Umständen auch Radium wieder gebildet werden kann. Und das leitet zu einer Vorstellung, die zunächst sonderbar genug erscheint, mit der man sich aber bald befreundet. Wenn die Atome der Elemente zusammengesetzte Systeme sind, die unter Umständen zerfallen können, so ist es höchst unwahrscheinlich, daß diese Veränderungen sich nur auf die wenigen Elemente beschränken, die wir als radioaktive Substanzen kennen. Vielmehr ist bei diesen der Zerfall nur dadurch bemerkt worden, daß die Produkte eben radioaktiv wirken, d. h. durch das Elektroskop erkannt werden konnten. Bei diesen haben wir eben das Mittel zur Erkennung des Zerfalls. Aber da wir in der Natur der Erscheinungen nirgends Sprünge finden, sondern immer allmähliche Uebergänge, so werden wir annehmen dürfen, daß die Möglichkeit des Zerfalls der Atome eine allgemeinere Eigenschaft ist, daß wir nur bisher diese aus Mangel an geeigneten Beobachtungsmethoden nirgends sonst erkannt haben, als eben an den radioaktiven Substanzen. Wird dieses aber als wahrscheinlich zugegeben, dann finden wir auf einmal in der Welt der Atome, die uns bisher als starr, als unveränderlich, als unbelebt erschien, ein reiches Leben, eine Verwandlungsfähigkeit, eine Entwicklung vor, ganz ähnlich, wie wir sie in der belebten Welt kennen. Dann steht nichts im Wege, zu vermuten, daß unsere jetzigen Elemente die Abkömmlinge, die Umwandlungen früherer Elemente waren, die sich allmählich zersetzt haben und anderer, die sich noch zersetzen. Dann ist es auch nicht mehr schwer zu fassen, wieso das Radium trotz seiner Unbeständigkeit — die übrigens nur relativ groß, absolut aber doch sehr klein ist — noch existiert. Es kann dann eben selbst das Produkt einer im Aussterben begriffenen oder schon ausgestorbenen Substanz sein und es bildet selbst einen Durchgangspunkt zur Entwicklung, so wie die Radiumemanation einen Durchgangspunkt zur Entwicklung von Helium bildet. So wie in der organischen Welt die Riesentiere der Vorzeit ausgestorben sind und ihren schwächeren, aber in gewissem Sinne doch stärkeren Nachkommen und Abarten Platz gemacht haben, so können auch ehemalige Stoffe völlig oder zum Teil ausgestorben sein, indem sie sich umwandelten und vielleicht noch umwandeln in diejenigen Elemente, die wir jetzt kennen und die ebenfalls wieder einer allmählichen Umwandlung unterliegen. Es sind weitreichende Gedanken und Möglichkeiten, die sich so darbieten, Gedanken, wie sie namentlich unter den englischen und amerikanischen Forschern, welche die Radiumuntersuchung mit dem größten Erfolg kultivieren, vielfach besprochen und ventiliert werden. Wenn wir solche Ausblicke wagen, so wissen wir, daß wir weit über das Gebiet der Tatsachen, wie sie exakt festgestellt sind, hinausgehen. Aber gerade diese Tatsachen sind so wunderbar, so fern von aller bisherigen Erfahrung, daß sie die Veranlassung geben, auch die Natur mit ganz anderen Augen anzusehen, als wir es gewohnt waren und Möglichkeiten ins Auge zu fassen, an die wir vorher nicht einmal dachten.

Die neue Livius-Epitome aus Oxyrhynchus.

Die Papyri von Oxyrhynchus haben schon eine reiche Ausbeute von literarischen Dokumenten verschiedenen Umfangs und Wertes in griechischer Sprache geliefert. Aber an lateinischen Funden war bisher recht wenig zu verzeichnen; ein kleines Stück aus Vergil sowie einige unbedeutende Fragmente aus römischen Historikern und Juristen war alles. Um so freudiger wurde es begrüßt, daß auch einmal ein umfangreicheres Stück in lateinischer Sprache zum Vorschein gekommen ist. Es geht in erster Linie die Historiker an: der Papyrus enthält eine neue Epitome zu mehreren Büchern von Livius' Geschichtswerk. Er wurde 1903 gefunden und besteht aus acht doppelseitig beschriebenen, größeren Stücken und vier kleineren Fragmenten, in schöner Uncialschrift geschrieben. Im vierten Band der Oxyrhynchus-Papyri unter Nr. 668 von Grenfell und Hunt zuerst veröffentlicht, hat die Epitome nunmehr eine neue Sonderausgabe[1]) und gründliche Bearbeitung nach Seite des Textes und des Inhalts erfahren durch den Tübinger Historiker und Mitherausgeber der „Beiträge zur alten Geschichte" E. Kornemann. Die Arbeit bildet das zweite Beiheft zu den genannten „Beiträgen", die sich seit ihrem nunmehr vierjährigen Bestehen immer mehr als eine vortreffliche Zeitschrift erwiesen haben. Daß in kurzer Zeit bereits das zweite Beiheft erschienen ist (Nr. 1: Zur Geschichte der Gracchenzeit von E. Kornemann), ist ein Zeugnis für die reiche Fülle interessanten Stoffes, die den Herausgebern zur Verfügung steht. Das vorliegende Heft darf wegen des ganz neuen Schriftstückes, um das es sich handelt, auf besonderes Interesse rechnen. Kornemann hat die Bearbeitung mit einer gründlichen Beherrschung der einschlägigen Literatur und tiefen Sachkenntnis durchgeführt und aus dem neuen Fund herausgearbeitet, was auf den ersten Wurf möglich war. Es bleiben ja wohl noch genug Fragen offen, zu deren Lösung seine Abhandlung anregt, aber in allen Hauptsachen wissen wir, womit wir es zu tun haben, und

---

[1]) E. Kornemann: Die neue Livius-Epitome aus Oxyrhynchus. Text und Untersuchungen. 131 S. mit 1 Tafel. Leipzig, Dieterichscher Verlag 1904.

finden in allen Abschnitten von Kornemanns Arbeit reiche Belehrung im einzelnen.

Die Erhaltung des Textes auf den einzelnen Kolumnen ist verschieden, und je nachdem die Verderbnis am Anfang, in der Mitte oder am Ende der Zeilen vorliegt, ist die Schwierigkeit der Ergänzung größer oder geringer, am größten, wenn das Ende der Zeilen verstümmelt ist, weil die Länge derselben ganz ungleich ist. In der Epitome liegen Auszüge vor aus Buch 37—40 und den verlorenen Büchern 48—55; in letzter Linie geht natürlich der Inhalt auf Livius zurück, aber doch ist er nicht direkt aus ihm entnommen. Ein Mittelglied bildet zunächst die umfangreiche Epitome, die im ersten Jahrhundert nach Christo gefertigt worden ist, mit Zusätzen aus anderen Quellen, zum Beispiel vielleicht aus Valerius Antias. Jedoch auch diese Epitome scheint bei Anfertigung der neuen nicht direkt benützt zu sein, denn sie beachtet weniger das analistische Prinzip, während in unserer neuen Epitome die Anordnung des Stoffes im allgemeinen streng chronologisch ist. Schon früher ist ein auf Grund der verlorenen Livius-Epitome gefertigtes Chronikon von Gelehrten nachgewiesen worden, und dieses hat offenbar auch die Grundlage unseres Textes gebildet; durch diesen haben wir erst die Möglichkeit, von jenem Chronikon uns eine klarere Vorstellung zu machen. Es kann frühestens im zweiten Jahrhundert n. Chr. entstanden sein; unsere neue Epitome gehört wahrscheinlich erst dem vierten Jahrhundert an, jedoch läßt der Umstand, daß die Hauptmasse der gleichzeitig mitgefundenen Papyri aus dem dritten Jahrhundert stammt, auch eine frühere Datierung möglich erscheinen. Die Stoffauswahl ist insbesondere bei den Ereignissen der inneren Geschichte, die der Epitomator in dankenswerter Weise neben der äußeren berücksichtigt, ganz dem Zeitgeschmack entsprechend getroffen; neben wichtigeren Vorgängen werden besprochen einzelne Heldentaten, Anekdoten zum Teil pikanten Inhalts, stupra, Spiele, Giftmischerei, Vertreibung der Chaldäer aus Rom und Italien, Prodigien u. dergl. Neu erfahren wir aus der inneren Geschichte, daß L. Mummius die Verteilung der korinthischen Beute in Rom und Italien erst als Zensor des Jahres 142 vorgenommen hat, nicht gleich nach seinem Triumph, und daß im Jahre 140 die aqua Marcia aufs Kapitol hinauf gebaut worden ist. Große Ueberraschungen in der äußeren Geschichte dürfen wir freilich nicht erwarten; indes wird ganz besonders unsere Kenntnis von den Kriegen in Spanien zwischen 150 und 137 wesentlich erweitert und in manchen wichtigen Details ergänzt. Wir wußten bisher nichts von der Besiegung der Lusitaner durch den Prätor C. Vetilius 147, nichts von mehreren Niederlagen der Römer (146) durch den neugewählten Oberfeldherrn der Lusitaner, Viriathus; von Niederlagen des Prätor Claudius Unimanus (145), des Konsuls L. Metellus (142); von der Ermordung des Viriathus (139) und der Ablehnung einer Belohnung an die Mörder desselben. In Spanien lag damals nach der Zerstörung Karthagos der Schwerpunkt der äußeren Politik Roms; daher ist es besonders erfreulich, daß über diese Zeit der Papyrus ziemlich ausführlich handelt. Wir erfahren auch, wie jene Kämpfe, die dem römischen Staat so viel zu schaffen machten, die innere Politik stark beeinflußten, besonders wo es sich um militärische Aushebungen handelte; sehr scharf gingen dabei die Volkstribunen gegen die aushebenden Konsuln vor und hinderten sie geradezu, in dem freilich unpopulären spanischen Krieg ihre Pflicht als oberste Beamte zu erfüllen. Appius Claudius brachte 140 den Antrag ein, der eine zweimalige Aushebung in einem Jahr verbot; im gleichen Jahr wollte ein anderer Volkstribun den Konsul Ti. Claudius Asellus am Ausmarsch nach Spanien hindern und im Jahre 138 wurden gar die Konsuln durch die Tribunen S. Licinius und C. Curiatus ins Gefängnis geworfen, aus dem sie erst auf die Fürsprache des Volkes hin wieder befreit wurden. Das sind interessante Streitigkeiten, über die uns der Papyrus aufklärt.

Die anderen Ereignisse der äußeren Geschichte, deren die Epitome Erwähnung tut, beziehen sich auf den dritten punischen Krieg, die Kriege auf der Balkanhalbinsel (149—141) und die Vorgänge in den hellenistischen Reichen des Ostens (149—138); sie sind gegenüber den Nachrichten über die spanischen Angelegenheiten von weniger Bedeutung.

Handelt es sich also bei der neuen Epitome auch nicht um ein Literaturdenkmal ersten Ranges, so ist uns der Fund immerhin wertvoll durch die neuen historischen Aufschlüsse, die er uns bringt, und durch den Einblick, den er uns in die Art literarischen Schaffens der damaligen Zeit tun läßt, wenn es sich darum handelte, ein bequemes chronologisches Nachschlagebuch für Erwachsene herzustellen. Aehnliche kurze Arbeiten chronologischer Art in griechischer Sprache sind schon mehrere in Aegypten gefunden worden.

P.

Fahrten und Träume deutscher Maler.

Von Mela Escherich.

„In die wirkliche Welt sind viele andre eingesponnen," sagt Hebbel. Die deutschen Maler fahren am liebsten in das Land der Träume. Von dort aus bringen sie dann die Bilder der Wirklichkeiten, aber Wirklichkeiten, wie man sie in der Erinnerung des Traumes schaut, mit. Aber freilich sind diese Träume nicht immer Kinder eines müßigen Hirns; zu lebensfarbig blicken uns aus ihnen die Erlebnisse des Herzens an. Man zweifelt oft, ob man mehr von einer Realität des Traumes oder mehr von einer traumhaften Idealität der Alltäglichkeit sprechen soll.

So eine aus Erinnerungsfragmenten zusammengefügte Träumerei ist die Teuerdank-Mappe von Kuithan.[1]) Ein sonniges Kinderleben zieht an uns vorüber, Reigenspiel, Obsternte, dann die ersten Erinnerungen an den Vater, an die Mutter, die schöne, junge Mutter, die morgens bei den Kindern am Bettrand sitzt, während der Schall der Sonntagsglocken durchs offene Fenster klingt. Dann sehen wir den Knaben plötzlich aus dem Spiel der anderen scheiden. Nur ein kleines Mädchen ist mit ihm. Wir treffen die beiden in einer Sommer-Mondnacht schlafend im Walde, oder badend am Seeufer, oder Hand in Hand furchtsam über den dämmerigen Friedhof laufend. Und dann kommt die Zeit, wo der heranreifende Knabe scheu die Einsamkeit sucht, bis ein furchtbares Ereignis ihn aus den ersten Sehnsuchtsträumen weckt. Ein Brand im Heimatdorfe. Wir erraten, daß ihm ein Opfer gefallen ist, denn das nächste Blatt zeigt uns die tote Geliebte auf der Bahre. Das Märchen ist zu Ende. Die Pforten der Kindheit fallen zu. Der Jüngling wandelt in die Welt. Wie eine Vision steigt das letzte Bild herauf, der mächtige Bau eines Theaters, dessen Stufen die Menge hinaufeilt, Geräusch und Licht und darüber ein schweigender Nachthimmel. Und in stiller Stube beim Lampenschein über späte Arbeit gebeugt und in Erinnerung versunken ein junger Mensch. „Die große Stadt" heißt das Blatt. Es ist eine ganze Geschichte, die Kuithan erzählt und wie er sie vorträgt, das hat etwas Volksliedartiges. Man glaubt eine Strophe für Strophe sich wiederholende Melodie zu hören, deren man aber nicht müde wird.

Melodien präludiert auch Georg Jahn.[2]) Halbträumende Akkorde rauschender Ostseebrandung. Er hat die See gut studiert mit ihren aufsteigenden Wellenkämmen und den glatt heranrollenden Bänken, daneben erfreut er durch prächtigen Baumschlag. Solche Landschaftsbilder haben auch ihre Geschichte und erzählen sie auch. Man muß nur zu hören verstehen. Herzensschläge hier wie dort, in der pochenden Brandung wie in Kuithans Geschichte einer Kinderliebe.

Und wieder andere Akkorde in Ernst Liebermanns „Allerlei Wetter"![3]) Nur kurze, leicht hingespielte Weisen, die fast wie Refrains zu vorausgesetzt bekannten Melodien wirken. Kleine Wetterszenen mit figürlichem Kommentar, manchmal humoristischem Einschlag, wie bei den Klatschbasen im Regen, manchmal ernst, wie bei dem „Hagel", in den der Bauer von der Diele aus mit gefalteten Händen hinausblickt.

[1]) Teuerdank. 12. Folge. „Erinnerungen und Träume der Kindheit". 12 Zeichnungen von Erich Kuithan. Verlag Fischer und Franke, Düsseldorf.

[2]) „Meeresstrand" von Georg Jahn. Teuerdank 14. Folge.

[3]) Daselbst.

Dann geht die Fahrt ins Eifelgebirge, das Meister Hans v. Volkmann[4]) heranzaubert. Da geht einem gleich vor dem ersten Blatt seltsam das Herz auf. Volkmann hat eine unvergleichliche Art, die Natur zu schildern. Wie die Wiese mit den weidenden Ziegen vor einem liegt, oben der aufragende Fels und links der Blick ins Land! Und ganz vorn das Hirtenkinderpaar! In den Kindern ist er Thoma und Richter ebenbürtig. Blatt für Blatt ist einzig schön. Ob wir mit Volkmann ins weite Land hinausschauen, oder vom Hügel herab auf die Kirche und die Dorfgiebel, oder ob wir im Grase niederkauern neben einsamen Wollblumen oder die Landstraße entlang wandern, an deren Biegung plötzlich ein prächtiges Schloß auftaucht — überall weht uns die gleiche starke deutsche Luft entgegen und wir fühlen uns seltsam mitten drin im Bilde, als ob wir nicht bloß Zuschauer wären.

Wir blättern weiter. Kinderträume versinken und das Wellenrauschen brandet entfernter. Des Olympiers Haupt taucht vor uns herauf.... Faust.[5]) Aus der Wirklichkeit spinnt sich wieder eine neue Welt heraus, die Welt Goethes. Tönend wird für Geistesohren schon der neue Tag geboren. In wunderbaren Visionen ziehen die einzelnen Szenen vorüber: Faust erwachend, das heraufstampfende Sonnengespann begrüßend, sein Aufenthalt bei den Müttern, Helenas Nahen, Mephistos Unterhaltung mit den Sphinxen, dann geraten wir mit den herrlichen Blättern „Peneios", „Galathea", „Euphorion" ganz in den Zauber einer mit germanischem Dichterauge geschauten Antike hinein. Und von da führt uns Staffen wieder auf heimatliche Bergeshöhe, wo in Wolkennebeln Helenas Bild erscheint. Ein derbrealistischer Ton löst in „den drei Gewaltigen" die erregte Stimmung aus, in die uns aber die nächsten Blätter, die Steigerung dadurch betonend, noch stärker hineinziehen. Da fesselt besonders die Erscheinung „der grauen Weiber". Eine Vision von ganz eigentümlich ergreifendem Stimmungsgehalt, der sich die Schlußszenen, das Erscheinen der ersten streuenden himmlischer Heerscharen und Fausts Erhebung in die Himmelssphären würdig anschließen. Es ist nicht immer Goethes Geist, der aus den Blättern spricht. Es ist Staffens Faust und Staffens Faust-Anschauung, die wir hier kennen lernen; aber gerade dieses Durchschlagen der Künstlerpersönlichkeit macht uns diese Blätter wertvoll.

[4]) Daselbst. „Eifelbilder." 10 Zeichnungen von H. von Volkmann.

[5]) Ebendaselbst „Faust". 12 Zeichnungen zum II. Teile von Franz Staffen.

Bücher und Zeitschriften.

Religion und Naturwissenschaft. Ein Vortrag. Von Kurt Laßwitz. Verlag von B. Elischer Nachf. 30 Seiten.

Der Verfasser hat sich in diesem Vortrage die Aufgabe gestellt, in klarer und populärer Weise die Grenze zwischen naturwissenschaftlicher Erkenntnis und religiösem Glauben aufzudecken und zu beweisen, daß die Religion der Wissenschaft gegenüber für alle Zeiten ihre Unanfechtbarkeit und Berechtigung bewahren wird. Seine Ausführungen decken sich in der Hauptsache mit Kants Auffassung der Religion, deren Grundlage das Bewußtsein der eigenen Persönlichkeit und das moralische Gefühl bilden. Jedoch kam diese Kantische Anschauung in vielfach modifizierter Weise zum Ausdruck, wobei sie aber durchaus nicht gewann. An manchen Stellen sind die Aufstellungen Laßwitz' sehr anfechtbar, zuweilen sogar etwas sophistisch. Als sehr bedenklich muß insbesondere das Zugeständnis hervorgehoben werden, das der Verfasser, nachdem er erst selbst aufs entschiedenste die unbeschränkte Gesetzmäßigkeit alles Naturgeschehens betont hatte, zuletzt doch noch den wunderbedürftigen Gemütern machte, indem er die Möglichkeit von Wundern einräumte; sein Unternehmen, diese Möglichkeit als vereinbar mit der absoluten Gesetzmäßigkeit alles Geschehens klar zu machen, mußte natürlich völlig mißraten. Dagegen zeichnet sich dieser Vortrag durch seine schöne Form und die schwungvolle, poetische Sprache sehr aus.

B. L. W.

* **Oberleutnant Grote.** Roman von Liesbeth Dill. Stuttgart, Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt 1904.

Else, die Frau des Hauptmanns Grote, liebt, wie wir auf der zweiten Seite des Buches erfahren, die unausgesprochenen Sätze, die Verfasserin auch. Die Heldin ist eine feine, stille, kapriziöse Natur, unter den Offiziersdamen der kleinen Garnison eine fremdartige, unverstandene Erscheinung. Sie möchte nicht in der Stadt selbst wohnen, „wo alle Straßen von Menschen wimmeln und immer Schulen ausgehen und Herden von schreienden Kindern herausströmen. Wenn die Fabriken ihre Tore öffnen, füllt sich die ganze Stadt mit Menschen. Ihr denkt immer, man muß Menschen haben — ich brauche keine . . ." Der feine Reiz des Buches liegt in dem Unausgesprochenen. Die Verfasserin zeigt uns die beiden Menschen, die zu einander streben und durch das Pflichtgefühl vor dem Aeußersten bewahrt werden, sie zeigt uns die verzehrende Leidenschaft, unter der der Held erliegt, in Andeutungen und doch mit voller Deutlichkeit. Es ist ein stilles, trauriges Buch, bei dem dem Leser die Aufgabe gestellt ist, sich viel Wesentliches hinzuzudenken. Man kann bei der Heldin an das zarte Seelchen Effi Briest erinnert werden, man kann an die Schreibart Fontanes denken, auch ein gewisser Anklang an skandinavische Autoren ist vorhanden. Dabei hat die Verfasserin doch ihren ganz eigenen Stil, ihre knappe, verhaltene Darstellung bringt die gewollte melancholische Stimmung hervor, und die paar Menschen, die sich um die Hauptfiguren bewegen, Elsens Gatte in seiner robusten Selbstzufriedenheit, Grotes Freund Rombach und die anderen Offiziere, sind in knappen Zügen scharf charakterisiert. Mit den neuerdings so beliebten Schilderungen aus dem Soldatenleben hat das vorliegende Buch nichts gemein, wohl aber kennt die Verfasserin das Milieu — auch Lothringen — genau, das sie schildert. Ebenso ist die Heilanstalt in der Nähe Frankfurts, in der der Held stirbt, und das ganze dortige Getriebe charakteristisch gezeichnet.

S. S.

* **Schiller-Literatur.** Der Verlag von Velhagen und Klasing hat soeben eine volkstümliche Ausgabe von Wychgrams bekannter Schiller-Biographie erscheinen lassen, die sich als eine erheblich gekürzte, aber doch einheitlich gestaltete Ausgabe der vierten Ausgabe dieses Werkes darstellt. Voll warmer Begeisterung für den Dichter und in lebendiger, fortschreitender, allen rein gelehrten wie ästhetisierenden Ballast glücklich vermeidender Darstellung, erscheint diese Ausgabe wohl geeignet, gerade zum Schiller-Jahr 1905 die Kenntnis von Schillers Leben und das Verständnis seiner Werke und Persönlichkeit weiteren Volkskreisen wieder näher zu bringen. Ausstattung und Druck des Werkes lassen nichts zu wünschen übrig.

Allgemeine Rundschau.

Der Name des höchsten Berges der Erde.

Bekanntlich verdankt der Name des höchsten Berges der Erde, „Mount Everest", seine Entstehung einem im Jahre 1856 von dem damaligen Vorstande der indischen Landesaufnahme, Oberst A. Waugh, gemachten Vorschlage, jenem Berge, für den sich ein einheimischer Name nicht ermitteln ließ, den Namen des Amtsvorgängers beizulegen. Als 1857 Hermann v. Schlagintweit Neapel besuchte, glaubte er, in dem die Gegend von Katmandu beherrschenden Schneegipfel Gaurisankar den Mount Everest wieder gefunden zu haben, und seit jener Zeit bürgerte sich dieser einheimische Name ziemlich allgemein in der geographischen Literatur (ausgenommen England) ein. Ende der achtziger Jahre äußerten englische Offiziere wiederholt Zweifel darüber, daß der Mount Everest und der Gaurisankar ein und derselbe Berg seien. Jetzt ist diese Frage, welche seither in geographischen Fachblättern viel besprochen wurde, durch Kapitän H. Wood (Report of the Identification and Nomenclature of the Himalayan Peaks, as seen from Katmandu, Nepal—Calcutta 1904) endgültig gelöst

worden. Dieser Offizier der indischen Landesaufnahme begab sich im Herbst 1903 nach Nepal und machte sowohl von Kaulia, dem nordwestlich von Katmandu gelegenen Aufnahmepunkte Schlagintweits, wie auch von einem zweiten Höhepunkt östlich von der Hauptstadt, von Mahadeo Pokra aus, neue, sorgfältige Aufnahmen, welche ergaben, daß Schlagintweits Gaurisankar und Waughs Mount Everest zwei verschiedene, fast 50 km von einander entfernte Berge sind! Das ist besonders aus dem Mahadeopanorama klar ersichtlich, während von Kaulia aus gesehen der Gaurisankar den Mount Everest fast völlig verdeckt, wodurch der Irrtum des deutschen Forschungsreisenden seine Erklärung findet. Nach Wood liegt der Mount Everest in 86° 58′ 7.09″, der Gaurisankar in 86° 22′ 43.27″ östlicher Länge (der Mount Everest in 27° 59′ 16.22″, der Gaurisankar in 27° 57′ 51.97″ nördlicher Breite. Die Höhe beträgt nach Wood für den

	Mount Everest	Gaurisankar
von Kaulia gemessen . . .	8767 m	7128 m
von Mahadeo Pokra gemessen	8817 „	7130 „
nach der älteren trigonometrischen Aufnahme . . .	8840 „	7148 „

so daß also zwischen beiden Bergen ein Höhenunterschied von nicht weniger als rund 1700 m besteht. Bezüglich der Höhenangaben bemerkt der gegenwärtige Vorstand der indischen Landesaufnahme, Oberstleutnant F. B. Longe, in einem an „Petermanns Mitteilungen", denen wir diese Zeilen entnehmen, gerichteten Schreiben, daß Woods Höhenmessungen, die mit einem kleinen Theodolithen und zu ungünstiger Tageszeit, zudem von nicht völlig exakt ermittelten Basisstationen aus gemacht werden mußten, von geringerem Werte seien und daß die älteren trigonometrischen Messungen den Vorzug verdienen. Darnach verbleibt also dem Mount Everest als dem höchsten Berge der Erde seine Höhe von 8840 m.

✕

Kleinere Mitteilungen.

† Exz. Dr. R. Frhr. v. Liliencron, Wirkl. Geh. Rat und Klosterpropst zu St. Johann von Schleswig, begeht am 8. d. M. seinen 84. Geburtstag in voller Geistesfrische und unermüdlicher wissenschaftlicher Tätigkeit. Möge ihm noch die Freude erblühen, sein im Auftrag der Münchener Akademie unternommenes großes Werk, die Herausgabe der im fünfzigsten Bande laufenden „Allgemeinen Deutschen Biographie", ein Unternehmen wirklich aere perennius, zum Abschluß zu bringen und seine so anmutig, fröhlich und lehrreich begonnene Lebensgeschichte zu vollenden: Ad multos eosque faustos annos!

Archäologisches von Malta. Auf der Insel Malta, in der Nähe von Casal Paula, wurden soeben unterirdische Höhlen entdeckt, deren ungemein exakte und vom künstlerischen Standpunkt aus schöne Konstruktion das lebhafte Interesse der gesamten Archäologen erwecken dürfte. Die Höhlen bergen ganz gut erhaltene reizende Fresken, auch fanden sich bisher nicht nur viele Schädel und vollständige Skelette, sondern auch eine Unmenge von Gegenständen, die auf ziemlich fernab liegende Epochen deuten und der Archäologie sehr willkommen sein dürften. — Auf Malta gibt man sich der wohlberechtigten Hoffnung hin, daß auch bei diesen neuen Entdeckungen die sachgemäße Hebung und Bergung der wertvollen Funde den Händen der tüchtigsten Altertumsforscher anvertraut wird, um einem Zerstreuen oder Zerstören der kostbaren Ueberbleibsel durch sorgfältige Ueberwachung zweckentsprechend vorzubeugen. B. I.

* Eine französisch-germanistische Zeitschrift. In Paris wird am 1. Januar 1905 unter dem Titel „Revue Germanique" eine neue Zeitschrift erscheinen, die den Zweck hat, das französische Publikum von allem zu unterrichten, was in Deutschland und England auf geistigem Gebiete hervorgebracht wird; die Universitäten von Lille, Lyon und Nancy vereinigten sich zur Verwirklichung dieses Planes. Auch Werken über Holland und die skandinavischen Länder soll ein Platz eingeräumt werden. Die Mitarbeiterliste verzeichnet die angesehensten Namen der französischen Gelehrtenwelt.

✕

Hochschulnachrichten.

H. Heidelberg. Geh. Rat Professor Dr. Quincke, der am 19. November bekanntlich seinen 70. Geburtstag feierte, wurde von der Royal Institution von Großbritannien in London zum Ehrenmitglied, von der Deutschen Physikalischen Gesellschaft in Berlin zum Ehrenpräsidenten und von der Chemischen Gesellschaft in Heidelberg zum Ehrenmitglied erwählt. — Aus dem Lehrkörper der Ruperto-Carola ausgeschieden ist der Honorarprofessor Dr. Rudolf Brünnow (jetzt in Vevey), früher (als Karl Bezolds Vorgänger) Ordinarius der orientalischen Philologie an unserer Universität. — Zur Errichtung des, durch die Viertelmillion-Schenkung ermöglichten, Instituts für Krebsforschung hat die großherzogliche Regierung ein passendes Gelände in unmittelbarer Nähe des Akademischen Krankenhauses überlassen, die Baupläne genehmigt und die Mittel zur Unterhaltung des Instituts zugesichert.

* Bonn. Die philosophische Fakultät der hiesigen Universität hat eine neue Promotionsordnung erlassen, derzufolge die zweifellos unzeitgemäß gewordene „Magisterprüfung", die früher dem eigentlichen Promotionsexamen voranging, sowie die öffentliche Disputation bei diesem selbst abgeschafft worden sind.

* Göttingen. Dem ordentlichen Professor der Mathematik an der hiesigen Universität Dr. Hilbert ist der Charakter als Geheimer Regierungsrat verliehen worden.

E. Marburg. Der Privatdozent Professor Dr. h. c. Martin Rade, früher Pfarrer in Frankfurt a. M., der Herausgeber der bekannten Zeitschrift „Die christliche Welt", wurde zum außerordentlichen Professor in der theologischen Fakultät der hiesigen Universität befördert.

✕

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

E. Fitger: Die Rückwirkung des ostasiatischen Krieges auf das Völkerrecht. Die Notwendigkeit einer neuen Seerechtskonferenz. (Volkswirtschaftliche Zeitfragen. Jahrgang 26, Heft 6 u. 7.) Berlin 1904. Leonhard Simeon. 63 S. — Prof. Dr. Heinrich Bleicher: „Volksversicherung." Ein Beitrag zur Versicherungspolitik. Ebenda 1904. 40 S. — Turcs et Grecs contre Bulgares en Macedoine. Preface de M. Louis Leger. Paris 1904. Plon-Nourrit et Cie. 57 S. — Dr. Karl Gareis: Die Fortschritte des internationalen Rechts im letzten Menschenalter. Dresden 1904. Jahn u. Jaensch. 24 S. — Daniel Sanders: Zitatenlexikon. Sammlung von Zitaten, Sprichwörtern, sprichwörtlichen Redensarten und Sentenzen. Leipzig. J. J. Weber. 712 S. — Eduard Pötzl: Zeitgenossen. Satiren und Skizzen aus Wien. Wien 1905. Robert Mohr. 165 S. — Paul v. Schönthan: Benimm Dich anständig und andere anständige Sachen. Ebenda 1905. 142 S. — Fritz Stüber-Gunther: Das Durchhaus. Wiener Skizzen. Ebenda 1905. 153 S. — Dr. Hans Gehrig: Die Warenhaussteuer in Preussen. Ein Beitrag zur kaufmännischen Mittelstandspolitik. Leipzig u. Berlin 1905. B. G. Teubner. 81 S. — Dr. J. Unold: Aufgaben und Ziele des Menschenlebens. Nach Vorträgen des Autors, gehalten im Volkshochschulverein zu München. („Aus Natur und Geisteswelt." Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens 12. Bändchen.) Ebenda 1904. 152 S.

Soeben erschien:

Pauline Gräfin Montgelas

Ostasiatische Skizzen.

Mit einer Ansicht des Himmelstempels zu Peking.

108 Seiten gr. 8. Eleg. geh. M. 2.—, fein geb. M. 2.60.

Verlag von (11376)

Theodor Ackermann,

K. Hof-Buchhändler,

München, Promenadeplatz 10.

Tauchnitz Edition.

Dezember 7, 1904.

Whosoever Shall Offend…

A new Novel.

By

F. Marion Crawford.

Author of „Saracinesca", „Via Crucis", „Cecilia" etc.

(11408)

Sold by all booksellers — no orders of private purchasers executed by the publisher.

Bücher kauft in einzelnen Werken u. ganzen Bibliotheken zu den höchsten Preisen (10 [illegible])

Dr. H. Lüneburg's Buchh., Karlstrasse 4.

Soeben erschienen:

Prächtige Weihnachtsgeschenke für den Familientisch.

Ernst Reiland, Roman von F. Sommer, mit dem Porträt des Verfassers. Geh. 4.—, eleg. geb. 6.— M.

Schles. Zeitung vom 29. Okt. 1904. So, … erinnert sein Werk an die beiden sozialen, noch immer unübertroffenen Romane Gust. Freytags, aber nicht nur im Stofflichen, sondern rühmlicherweise auch in der Art und Kraft der Darstellung.

„In der Waldmühle", Roman von F. Sommer. 3 u. 4. Aufl. mit dem Porträt des Verfassers. Geh. 2 M., fein geb. 2 M. 75 Pf.

Dieses Buch wünschte ich auf den Geburtstags- oder Weihnachtstisch aller m. Freunde. Prof. Dr. Rojenberg-Hirschberg.

Hochinteressante Geschenke für reife Leser:

Maria von Magdala. Histor.-romant. Erzählung von Rochefiamme. [illegible] Aufl., mit 3 Vollbildern von Ant. C. Bawoeowsli-München. Geh. 4 M., fein geb. 5 M. 50 Pf.

Der Roman behandelt denselben Stoff wie Paul Heyse's gleichnamiges Drama, jedoch mit der sinnlichen Glut und freiem Hauch, der den französischen Romanciers eigen ist. Die Staatsanwaltschaft hat eine Beschlagnahme abgelehnt, da das Werk eine durchaus ernst zu nehmende, literarisch wertvolle Schöpfung darstellt.

Begegnungen. Jugendsünden eines modernen Idealisten. Novellen von Hermann Schilling. Mit Buchschmuck von Emil Stübner-Berlin. Eleg. geh. 2 M. 50 Pf., fein geb. 3 M. 50 Pf.

Das spannend und vornehm zugleich geschrieb. Buch des als Lyriker, Epiker und scharf pointierender Prosaist von der Presse rühmlichst anerkannten Autors enthält 5 Erzählungen und greift mit sicherer Hand mitten in das Leben der Gegenwart hinein. (11125)

Leipzig.

Verlag von Arthur Cavael.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger Stuttgart und Berlin

Soeben erschienen: (11223).

Das Deutsche Große Hauptquartier und die Bekämpfung von Paris im Feldzug 1870/71.

Von **Dr. Wilhelm Busch**, Professor der Geschichte an der Universität Tübingen. Geheftet M. 2.—

Der Staatsbankrott und seine Abwicklung.

Von **Dr. Constantin Collas** (Münchener Volkswirtschaftliche Studien, herausgegeben von Lujo Brentano und Walther Lotz. Achtundsechzigstes Stück). Geheftet M. 1.50

Vom Reinertrag in der Landwirtschaft.

Eine historisch-kritische Studie. Von **Dr. Wilhelm Walz** (Münchener Volkswirtschaftliche Studien herausgegeben von Lujo Brentano und Walther Lotz. Neunundsechzigstes Stück). Geheftet M. 2.40

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen

Erinnerungen aus meinem Diakonissenleben. Von Friederike Leithold. 2. umgearbeitete Volksausgabe. M. 3.—, gebunden M. 3.60.

Wir möchten das treffliche, recht unterhaltende Buch besonders auch auf den Weihnachtstisch unserer Frauen und Kinder empfehlen; es verdient in der Tat in unseren Familien die weiteste Verbreitung. (11330). (Beil. z. Allg. Ztg.)

A. Deichert'sche Verlagsh. (G. Böhme), Leipzig.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart und Berlin

Soeben erschienen:

Isolde Kurz. Neue Gedichte.

Geheftet M. 2.50. In Leinenband M. 3.50

Edgar Kurz. Gedichte.

Herausgegeben und mit einem biographischen Vorwort versehen von Isolde Kurz

Geheftet M. 1.50 In Leinenband M. 2.50

Edgar Kurz, der Sohn von Hermann Kurz, bisher nur als Mann der ärztlichen Wissenschaft und Praxis bekannt, tritt, nach seinem frühen Hingang, nun auch als Dichter hervor. Man wird es seiner Schwester, Isolde Kurz, danken, daß sie die köstlichen lyrischen Gaben, die er als einen zu Lebzeiten treu behüteten Schatz hinterlassen hat, der Oeffentlichkeit übergibt. Zugleich erscheint die berühmte Dichterin selbst mit einer Sammlung auserlesener neuer Gedichte, worin sie zeigt, wie ihre Kunst seit ihrem ersten siegreichen Auftreten noch gereift und gewachsen ist. Durch manche ihrer neuen Lieder zieht sich ein Klang tiefer Trauer um den hingegangenen Bruder und bildet ein geistiges Band zwischen den Gedichtbüchern des Geschwisterpaares. (11023)

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen

Einführung in die Rechtswissenschaft.

Von Prof. Dr. J. Kohler. 2. verm. Aufl. 1905. 4 M., geb. 5 M. (11380)

Wie wenige Fachgenossen, war Kohler durch seine erstaunliche Vielseitigkeit und Schaffenskraft geeignet, uns ein Buch in der Art des vorliegenden zu bescheren. Es hält sich völlig fern von Quellen- und Literaturangaben und hebt in kurzer außerordentlich klarer Darstellung die wichtigsten der die Rechtsbildung bestimmenden Gesichtspunkte hervor. Somit bedeutet es ein vortreffliches Lesebuch, geeignet, sowohl den Jünger der Rechtswissenschaft in interessanter, geistreicher Form in die Probleme seines Faches einzuführen, wie auch dem Laien Lust und Liebe für einen gemeinhin als „langweilig" verschrieenen Wissensstoff einzuflößen. Es darf mit gutem Gewissen der Aufmerksamkeit jedes Gebildeten empfohlen werden. (D. Lit.-Ztg.)

A. Deichert'sche Verlagsh. (G. Böhme), Leipzig.

B. Behr's Verlag, Berlin W. 35.

Die Familie Mendelssohn. Nach Briefen und Tagebüchern her. v. **S. Hensel.** 2 Bände. Mit 9 Porträts. **12. Aufl.** Preis: Geheftet M. 12.—, gebunden M. 14.50

Sebastian Hensel. Ein Lebensbild aus Deutschlands Lehrjahren. Mit 1 Porträt. **2. Aufl.** Preis: Geheftet M. 6.—, gebunden M. 7.—

Ein seltenes Jubiläum begeh. die „Familie Mendelssohn": Vor 25 Jahren eeschien die 1. Auflage und sie übt heute wie vor 25 Jahren die gleiche Anziehungskraft aus. Es ist der tiefe menschliche und sittliche Gehalt, der das Werk zu einem klassischen Familienbuche gemacht hat.

Das im vorigen Jahr in 1. Auflage erschienene „Lebensbild" des verstorbenen Verfassers beruht durchaus auf seinen persönlichen Aufzeichnungen und hat daher einen großen intimen Reiz. Im 1. Teil die notwendige Ergänzung der „Familie Mendelssohn", die hier erst ihren richtigen Abschluß findet, rundet sie sich im zweiten zu einem Kulturbild des Deutschlands von 1848 bis 1880, in dem die freiheitliche gerade Gesinnung des Verfassers uns besonders wohltuend berührt. (62[illegible]0)

Ausführliche Prospekte portofrei und unentgeltlich.

Verlag von Gustav Fischer in Jena

Soeben erschien:

Das Haus Parish in Hamburg

Von **Dr. Richard Ehrenberg**

Professor der Staatswissenschaften an der Universität Rostock

Mit 5 Abbildungen

(Zweiter Band des Werkes **„Grosse Vermögen, ihre Entstehung und Bedeutung"**)

Preis: 3 M., eleg. geb. 4 M.

Jahrgang 1904. München, Freitag, 9. Dezember. Nummer 283.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Eine Steuer auf Tantiemen dramatischer Autoren.

Ein Vorschlag mit Begründung.*)

I.

Das steuerpolitische Interesse unserer Zeit enthält fraglos eine sozialisierende Tendenz, die sich in der Hauptsache darin ausspricht, daß man die Steuern verwirft, die auf tägliche Konsumartikel gelegt werden, und dafür mehr die sogenannten tragfähigeren Schultern heranzuziehen versucht. Daher stammt der Kampf gegen die indirekte Besteuerung durch Zölle auf Lebensmittel und deren Rohstoffe und die Befürwortung der Einführung einer direkten Reichs-Einkommensteuer und der progressiven Ausgestaltung derselben. Merkwürdigerweise hat man einem Gedanken bisher sehr wenig Raum gewährt, nämlich: die Bildung großer Vermögen zu besteuern. Das letztere scheint allerdings der Grundgedanke gewesen zu sein bei einigen steuerpolitischen Mißgriffen der letzten Jahre, der Börsengesetzgebung und der Besteuerung der Warenhäuser. Man hatte hier zweifellos unter anderem die Absicht, abnorm hohe Einkommen, die zur raschen Vermögensbildung führen konnten, zur Steuerleistung heranzuziehen. Auf dem richtigen Weg zur Besteuerung schneller Vermögensbildung ist mehr die Bodenreform, die in einigen Gemeinden zu recht praktischen Resultaten geführt hat. Hier liegt die Grundidee, das Wachstum von Vermögenswerten, hervorgerufen durch Förderung der gesamten wirtschaftlichen Lage, besonders zu besteuern, klar zutage. Viel mehr Fälle, in denen man auf den plötzlichen Vermögenserwerb die Hand des Fiskus gelegt hat, dürften sich, abgesehen von der verhältnismäßig sehr zahmen Erbschaftssteuer der Einzelstaaten, kaum anführen lassen. Und doch wäre es gerade aus den verschiedensten Gründen hier angebracht, den Hebel anzusetzen. Denn tragfähigere Schultern als diejenigen, deren Einkommen jährlich aus einem Vermögen besteht, dürfte es kaum geben. Freilich entzieht sich die Bildung großer Vermögen zumeist der Kontrolle, soweit nicht Gehälter in Frage stehen. Ganz richtig ist auch, daß diese Einkommen bereits von der Einkommensteuer betroffen werden, insofern der Erwerber richtig deklariert hat. Aber unsere Zeit hat für einzelne Berufe, die in gewisser Beziehung mit Berufen in altem Sinne, als täglicher Unterhaltungserwerb gesehen, nichts mehr zu tun haben, ganz absonderliche Verhältnisse geschaffen. Solche ganz eigenartige Zustände herrschen in den Erwerbsverhältnissen unserer Bühnenautoren.

Stellen wir uns diese einmal vor. Die Großen unserer Literatur und ebenso unserer Opernproduktion in früherer Zeit konnten den heute so oft festzustellenden „Hang zum Theater“ bei Gott nicht aus finanziellen Gründen haben. Die Bezahlungen waren kärglich genug. Meist wurde das betreffende Stück erworben durch Zahlung einer einmaligen Kaufsumme, die in den meisten Fällen als Bezahlung der „Arbeit“ nicht gelten konnte, viel weniger als Entschädigung für die künstlerische Leistung des Genies. Von Schiller bis Hebbel sind unsere Dramendichter wohlhabende Leute durch Einnahmen aus ihren Bühnenstücken nicht geworden. Noch schlimmer stand es in der Oper. Lortzing ist trotz größter Erfolge seiner Werke im Elend gestorben. Weber und Mozart sind mit ihren Opern durchaus nicht reich geworden. Im Gegenteil, ein Komponist mußte damals einen Beruf haben, mußte Kapellmeister sein, wollte er nicht verhungern. Und heute?

Bleiben wir zunächst bei den Komponisten. Wir wollen hier zunächst an die Namen Mascagni, Leoncavallo und Humperdinck erinnern. Ein Wurf, ein Werk genügt, um den Autoren ein enormes Vermögen einzubringen und ihnen glänzende Einkommen auf eine Reihe von Jahren hinaus zu sichern. Noch auffälliger wird dieser Zustand, wenn man sich die Erbschaft der Hinterlassenen Richard Wagners vergegenwärtigt. Sie sind nicht nur Erben eines durch Tantiemen entstandenen Vermögens, sondern vor allem bis 1913 Empfänger der Unsummen, welche die deutschen Theater als Tantiemen an sie abzuführen haben. Das geht allein für Deutschland jährlich in die Hunderttausende, besonders deswegen, weil es gerade die größten Theater sind, die Wagners Werke alljährlich so und so oft wiederholen. Der lebende Wagner hat sicher nur den kleinsten Teil der Einkünfte seiner Werke erhalten. Man wird uns zugeben, daß es etwas nicht ganz Natürliches ist, wenn die Erfolge der Lebensarbeit eines Genies vervielfältigt den Erben in den Schoß fallen. Immerhin ist man hier geneigt, sich mit den Verhältnissen abzufinden, da man es mit den künstlerischen Offenbarungen eines der Größten unseres Volkes zu tun hat. Aber nun die Erfolge dramatischer Autoren. Jedermann weiß, daß die Aufführung eines gesprochenen Werkes im allgemeinen weniger kostspielig ist als die einer Oper. Daher gibt es auch mehr rein dramatische Aufführungen als Opernaufführungen. Eine Theaterdirektion ist zur Aufführung eines dramatischen Werkes auch leichter zu veranlassen, soweit hier überhaupt von „leicht“ die Rede sein kann. Wir erinnern uns nach dieser Ueberlegung einer Reihe von Namen aus der dramatischen Produktion der letzten Jahrzehnte: L'Arronge, Moser, Hauptmann, Sudermann, Otto Ernst, Blumenthal u. Kadelburg, Schönthan, Fulda, und der Jüngsten der Erfolggekrönten Meyer-Förster und Beyerlein. Die Tatsache besteht, daß die genannten Dramatiker durch ihre Stücke Einnahmen erzielt haben, die man direkt als Vermögenserwerb bezeichnen muß. Das Eigenartige an diesen finanziellen Erfolgen ist aber, daß dieselben von dem künstlerischen Wert der betreffenden Werke absolut unabhängig

*) Wir veröffentlichen diesen Vorschlag und stellen ihn damit zur öffentlichen Diskussion, ohne uns mit ihm durchaus einverstanden zu erklären. D. Red. d. Beil.

sind, d. h. etwas deutlicher: der letztere fehlt oft. Des wird man sofort inne, wenn man sich die Titel der am meisten gegebenen Stücke zusammenstellt: „Im weißen Rössel", „Renaissance", „Alt-Heidelberg", „Flachsmann als Erzieher" u. s. w. Diese Reihe ist sehr unvollständig und ließe sich gewiß leicht vermehren. Jedenfalls ist es eine der größten Ungerechtigkeiten unserer Zeit, daß der Symphoniker, Maler, Bildhauer selbst bei vollwertigen Leistungen kaum einen Bruchteil der finanziellen Erfolge der Dramatiker erwarten kann, freilich eine Ungerechtigkeit, der kaum abzuhelfen ist.

Mit diesem Hinweis möchten wir uns vor allem von vornherein gegen den Verdacht wehren, der in interessierten Kreisen vielleicht aufsteigen könnte, nämlich daß wir einen Angriff auf das Gedeihen der dramatischen Kunst beabsichtigten. Von einem solchen kann nicht die Rede sein und wir dürfen wohl davon absehen, diesen Gedanken ausführlicher zu bekämpfen.

Es wird aber weiterhin notwendig sein, sich die Gründe für die Entwicklung klarzulegen, die zu einer so bevorzugten Stellung der dramatischen Autoren geführt hat. Zunächst hat der wachsende Wohlstand unserer Volkswirtschaft, die wachsenden Städtekörper des Reiches zu einer Vermehrung unserer Theater überhaupt geführt. Stellenweise haben die Gemeinden einmalige und dauernde Opfer an Subventionen gebracht, um ein Theater zu erhalten, bei dem der Theaterdirektor in den seltensten Fällen Gelegenheit hat, Reichtümer zu erwerben. Bei Hofbühnen hat man noch die Zuschüsse der Staatsfinanzen und der Krone in Betracht zu ziehen — alles direkte Zuschüsse auf Kosten der Allgemeinheit, die zu einer erheblichen Belebung des Theaterlebens beigetragen haben. Es kommt hinzu, daß die Preise der Plätze gegen früher erheblich verteuert werden konnten, und vor allem — und das ist wohl wieder die Hauptsache — auch bezahlt werden, eine Erscheinung, die eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Wertzuwachs von Immobilien hat: ohne sichtbare Tätigkeit des Nutznießers wachsen die Einkünfte, weil das anliegende wirtschaftliche Leben wachsende Werte aufzuweisen hat. Dadurch wachsen die Bruttoeinnahmen des Theaters. Der Hauptgrund für das Steigen der Autoreneinnahmen aus den Theatertantiemen liegt aber auf dem Gebiete der Reichsgesetzgebung. Die Sicherung und Regelung des Urheberrechts hat ganz entschieden auch zur Vermehrung der Einkünfte insofern beigetragen, als es sich jetzt erst lohnte, dem Vertrieb der Bühnenstücke in den sogenannten Theateragenturen oder auch seitens des Verlegers eine bestimmte Organisation zu geben. Gleichzeitig erfolgte eine systematischere Verbindung von Verlag und Bühne dadurch, daß das Erscheinen des Werkes in Buchform erst erfolgte nach der Aufführung, so daß dem Theater gewissermaßen die Vorhand blieb. Schließlich erstand dem dramatischen Autor noch ein Helfer in der in den letzten Jahrzehnten zu ungeahnter Blüte gelangten Presse, die bis in die fernsten Provinzen über Erfolge berichtete und die Gemüter von vornherein zu interessieren verstand, selbst in dem Falle geringen Beifalls. Gerade die Presse hat wohl noch ein anderes auf dem Gewissen. Wenn man sich die Erfolge unserer ernst zu nehmenden Autoren in den letzten Jahren ins Gedächtnis zurückruft, so ist eine sehr sonderbare Entdeckung zu machen: bei Werken von Hauptmann, Sudermann, Halbe, Maeterlinck, Otto Ernst, Hirschfeld u. a. genügt bereits der berühmte Name, um die Aufführung eines neuen Stückes zu sichern. Daran ändert auch nichts der Mißerfolg der drei oder vier letzten Werke des Verfassers; das fünfte wird ebenso gern zur Aufführung angenommen. Das hat zum guten Teil seinen Grund darin, daß die Presse den Entwicklungsgang unserer Autoren fortlaufend verfolgt und das Interesse des Publikums durch Notizen wach erhält. Damit ist aber gerade das weitere Wachstum der Tantiemenvermögen gesichert.

Nun wird jeder Unbefangene zugeben, daß an dieser Entwicklung die Autoren selbst absolut unschuldig sind, ebenso wie der Grundbesitzer an dem Wachsen der Bodenrente. Die Dramen und Komödien sind nicht besser geworden, als früher die Novitäten waren. Aber die wirtschaftliche Entwicklung hat gerade hier Möglichkeiten geschaffen, die übermäßig günstig genannt werden müssen. Liegt es nicht nahe, hier in einer Zeit, in der an den Staatskörper immer größere finanzielle Anforderungen gestellt werden, die Sonde anzulegen, ob sich nicht auf dem Wege der Besteuerung aus so günstigen Verhältnissen Einnahmen zugunsten der Allgemeinheit schöpfen ließen? Der Staat hat dem Autor rechtlichen Schutz des Eigentums gewährt, nicht nur in eigenem Lande, sondern, soweit dies möglich gewesen ist, auch im Auslande durch internationale Verträge. Schon aus dieser einen Tatsache würde es nicht ganz unberechtigt sein, die Konsequenz einer Gegenleistung zu ziehen. Es sei aber auch sofort an dieser Stelle betont, daß hier, wie bei jedem Steuerprojekt, Nachteil und Vorteil genau abgewogen werden müssen. Das Interesse der Beteiligten wie der Allgemeinheit ist erst klarzulegen. Wir wollen dies im folgenden, soweit es möglich ist, versuchen.

Die Verhältnisse liegen praktisch heute so, daß der Autor in jedem Falle an den Bruttoeinnahmen jedes Theaterabends, der eine Aufführung seines Werkes bringt, beteiligt ist, und zwar in der Weise, daß er, je nach seinem literarischen Rufe, 8 bis 10 Prozent der Bruttoeinnahmen jedes Abends erhält. Unsere bekannteren Bühnenautoren sollen hier und da mit noch höheren Sätzen beteiligt sein. Unsere größeren Stadttheater haben nun täglich Einnahmen, die je nach der Größe des Theaters und der Zugkraft des Stückes verhältnismäßig bedeutend sind, aber bei einem Vergleich mit den Aufführungskosten nur meist einen geringen Ueberschuß ergeben. Der letztere aber und die Selbstkosten kommen bei Ausrechnung der Autorentantiemen gar nicht in Frage. Wir nehmen als Durchschnittseinnahmesatz für die Theater unserer Großstädte pro Abend die sehr geringe Summe von 1500 M. an. Es gibt eine Reihe von Theatern, die 3000 bis 6000 Mark bei ausverkauftem Hause bringen. Somit erscheint unser Durchschnittssatz kaum als zu hoch. Nehmen wir nun an: von diesem Durchschnittssatz fallen 10 Prozent pro Abend dem Autor zu, so ergibt das für zehn Aufführungen die Summe von 1500 M. Für zehn Aufführungen werden an Bühnen mit stark wechselndem Spielplan vielleicht vier bis sechs Wochen nötig sein, an Bühnen, die sich für gewisse Stücke spezialisiert haben und bei denen der Wechsel kein so großer ist, genügt weniger als die Hälfte Zeit. Dabei ist zu bedenken, daß ein Werk, welches an einem Theater zehn Aufführungen erlebt hat, sofort damit den Befähigungsnachweis erbracht hat, um an den „Provinzbühnen" angenommen zu werden. Und so wächst die anscheinend so geringe Autorentantieme lawinenmäßig an. Auf diese Weise steigen die Aufführungsziffern in die Hunderte und Tausende.[1])

[1]) Es sei erlaubt, im folgenden eine Zusammenstellung anzufügen, die ergibt, wie hohe Aufführungsziffern eine große Anzahl von Werken schon innerhalb einer Saison erreichen. Zwar bilden diese Ziffern keine brauchbare Grundlage für die Ergebnisse einer etwaigen Steuer, aber sie sind doch charakteristisch genug. In der Spielzeit vom 1. September 1901 bis 31. August 1902 erreichten an den deutschen größeren Theatern, ca. einem Dutzend österreichischen Theatern und wenigen schweizerischen und russischen deutsch sprechenden Bühnen folgende Werke von tantiemenempfangenden Autoren insgesamt folgende Aufführungsziffern (zusammengestellt nach dem bei Breitkopf u. Härtel erscheinenden „Deutschen Bühnenspielplan"):

I. Opern:

Werk	Aufführungen	Summe
Charpentier: Louise	88	
Gounod: Margarete	212	
Humperdinck: Hänsel und Gretel	156	
Leoncavallo: Bajazzo	174	
Mascagni: Bauernehre	249	
Neßler: Trompeter von Säckingen	114	
Saint-Saens: Samson und Dalila	85	
Smetana: Verkaufte Braut	44	
Thomas: Mignon	220	
Verdi: Aida	128	585
„ Troubadour	238	
„ andere Werke	219	
Wagner: Fliegender Holländer	194	1473
„ Götterdämmerung	78	
„ Lohengrin	297	
„ Meistersinger	138	
„ Rheingold	105	
„ Rienzi	83	
„ Siegfried	89	
„ Tannhäuser	268	
„ Tristan und Isolde	59	
„ Walküre	162	
K. Weis: Polnischer Jude	105	

II.

Wir sind nun die letzten, die den Autoren die reichlichen Einnahmen aus ihrer geistigen Arbeit nicht gönnten. Aber wir haben schon oben darauf hingewiesen, daß eine Menge gleich guter oder noch besserer geistiger Arbeit geliefert wird, für die unsere Volkswirtschaft eine ähnlich reichliche Vergütung nicht kennt. Es sind auch, wie ebenfalls schon bemerkt, nicht gerade die künstlerisch wertvollsten Stücke, die ihren Schöpfern das meiste Geld einbringen. Und schließlich liegt die Ursache des reichlichen Gewinns in Tatsachen, die mit dem Drama und dem Theater nichts zu tun haben, die dagegen ihren Ursprung haben in der wirtschaftlichen und rechtlichen Tätigkeit unserer Gemeinwesen, Staat und Gemeinde. Daraus resultiert, daß der Gedanke einer Besteuerung der Tantiemen sehr wohl diskutabel ist. Die Bodenreform ist nun in der Erstrebung ihres Zieles, Besteuerung der Zuwachsrente aus dem Grundbesitz, ziemlich radikal: sie will nach und nach jeden Gewinn überhaupt durch Steuern beseitigen.

II. Operetten:

Autor: Stück	Aufführungen
Dellinger: Don Cesar	50
„ Jadwiga	73
Hervé: Mamsell Nitouche	102
Heuberger: Opernball	55
Jones: Geisha	301
Millöcker: Bettelstudent	184
Reinhard: Das süße Mädel	522
Strauß: Fledermaus	361
„ Zigeunerbaron	195

III. Schauspiele.

Autor: Stück	Aufführungen	Zusammen
Anzengruber: Meineidbauer	51	
„ Pfarrer von Kirchfeld	78	
L'Arronge: Dr. Klaus	90	
„ Hasemanns Töchter	66	
„ Mein Leopold	66	
„ Die Wohltäter	126	
Björnson: Ueber unsere Kraft I	195	
„ Ueber unsere Kraft II	206	
Blumenthal: Fee Caprice	340	
Blumenthal u. Kadelburg: Als ich wiederkam	97	502
Blumenthal u. Kadelburg: Großstadtluft	117	
Blumenthal u. Kadelburg: Hans Huckebein	69	
Blumenthal u. Kadelburg: Im weißen Rößl	219	
Brieux: Die rote Robe	511	
Otto Ernst: Flachsmann als Erzieher	468	636
Otto Ernst: Die größte Sünde	124	
Otto Ernst: Jugend von heute	44	
L. Fulda: Zwillingsschwester	434	
Halbe: Haus Rosenhagen	153	
„ Jugend	86	
Hartleben: Rosenmontag	353	
Hauptmann: Biberpelz	68	369
„ Einsame Menschen	61	
„ Fuhrmann Henschel	17	
„ Hannele	15	
„ Versunkene Glocke	97	
Hauptmann: Weber	59	369
„ Andere Werke	37	
Heyermans: Hoffnung auf Segen	136	
Hennequin: Doppelgänger	425	689
Hennequin: Coralie u. Co.	264	
Ibsen: Sämtliche Werke	331	
Jerome: Miß Hobbs	139	
Lindau: Nacht und Morgen	178	
Meyer-Förster: Alt-Heidelberg	1258 (!)	
Misch: Das Ewig-Weibliche	244	
Moser und Genossen: insgesamt	588	
Philippi: Das große Licht	227	
v. Schönthan: Raub der Sabinerinnen	102	
v. Schönthan u. Kadelburg: insgesamt	166	
v. Schönthan u. Koppel-Elbfeld: insgesamt	260	
Sudermann: Drei Reiherfedern	121	1102
Sudermann: Es lebe das Leben	418	
Sudermann: Glück im Winkel	68	
Sudermann: Heimat	165	
Sudermann: Johannes	43	
Sudermann: Johannisfeuer	188	
Sudermann: Schmetterlingsschlacht	64	
Sudermann: Sodoms Ende	40	

Das sind recht erhebliche Ziffern, die, in Tantiemen umgedacht, ganz bedeutende Summen ahnen lassen. Wie hoch selbst Aufführungsziffern an einem Theater steigen können, ergibt folgende Tatsache: Ende des Jahres 1903 gingen Notizen durch die Zeitungen, daß das „Nachtasyl" am Berliner Kleinen Theater die 300. Aufführung erreicht habe, während am 1. Januar 1904 „Mignon" an der Berliner Hofoper zum 200. Male aufgeführt worden sei! Wollte man an den größeren Theatern in dieser Richtung gründliche Erhebungen veranstalten, so würde man zu staunenswerten Ergebnissen gelangen.

Die praktischen Versuche haben sich freilich nur mit einer mäßigen Besteuerung der Grundrente begnügt. Dieser Weg erscheint auch bei unserer Tantieme angebracht.

Die Belastung der Autorentantieme mit der vorgeschlagenen Steuer müßte so beschaffen sein, daß vor allem für den Anfang Erschwerungen von Erstaufführungen und Schädigungen von Autoren, die noch um den Erfolg zu ringen haben, hintangehalten werden. Es empfiehlt sich daher für die ersten Aufführungen eines Stückes von einer Besteuerung abzusehen. Mit zunehmender Aufführungszahl des Stückes hätte die Besteuerung aber zuzunehmen aus Gründen, die schon zur Genüge erörtert worden sind.

Die Erhebungs- und Veranlagungsart der Steuer würde am besten und einfachsten die folgende sein können. Die gewöhnlichen Steuerämter der mit einem Theater versehenen Orte sind die Steuerannahmestellen. Die Theater würden durch das betreffende Steuergesetz zu verpflichten sein, ihre tägliche Brutto-Einnahme, die kontraktliche Autorentantieme und die Aufführungszahl des betreffenden Stückes auf dazugehörigen Formularen bei dem Steueramt zu deklarieren. Die Abführung der pflichtigen Summe erfolgt seitens der Theaterkasse wöchentlich, nachdem die letztere den Steuerbetrag von der an den Autor zu zahlenden Tantieme bereits zurückgehalten hat. Die Tantieme, die dem Autor von dem Theater ausgezahlt wird, ist bereits versteuert. Es leuchtet ohne weiteres ein, daß diese Erhebungsform eine sehr billige und einfache ist.

Aus den oben angeführten Gründen würden die ersten fünf Aufführungen eines Stückes (Drama oder Oper) an jedem Theater eine Besteuerung der Tantieme nicht erfahren. Die sechste bis zehnte Aufführung — in dieser Zeit liegt meist die Krisis, ob ein Stück auf dem Repertoir sich hält oder nicht — würde dem Autor noch 90 Prozent der kontraktlichen Tantieme bringen, während 10 Prozent der Tantieme als Steuer einzuziehen sein würden. Es würden weiterhin zu erheben sein:

von der Tantieme der 11. bis 20. Aufführung 20 Proz.
„ „ „ „ 21. „ 30. „ 25 „
„ „ „ „ übrigen Aufführungen $33\frac{1}{3}$ „

Diese Sätze erscheinen auf den ersten Blick außergewöhnlich hoch. Aber es ist dabei folgendes zu bedenken: daß es sich keineswegs um einen Gewinn handelt, der erst mit Aufwendung großer Spesen zustande gekommen wäre. Der Kunstwert des Werkes steht meist zu dem Gewinn an Tantiemen — wie wir schon gesehen haben — in keinem Verhältnis. Das bedeutet, daß wir es hier nicht mit einem regulären Geschäfts- oder Unternehmergewinn zu tun haben, sondern mit einem Spekulationsgewinn, der sich zur Zeit sogar ähnlich wie die Kursänderungen der Börse durch Preßmanöver beeinflussen läßt. Das ist etwas hart ausgedrückt und klingt etwas scharf. Immerhin ist es derjenige Gedanke, der bei einer Bemessung der Steuersätze vor allem in Frage zu ziehen ist. Man hat noch hinzuzunehmen, daß die vorgeschlagene Steuer eine solche ist, die von einem Gewinn, der in Bar vorliegt, erhoben wird, d. h. von einem vollständig abgeschlossenen Rechtsgeschäft. Und schließlich hat man die Steuer nicht nur unter dem Gesichtswinkel einer Steuer auf Gewinn, sondern vielmehr auf Vermögensbildung zu betrachten. Es könnte nun aber die Frage auftauchen, ob der Staat nicht ein Interesse daran hat, die Vermögensbildung unbesteuert vor sich gehen zu lassen. Dazu ist aber die Anzahl der durch Tantieme gebildeten Vermögen zu gering. Teilweise gehen die Tantiemen sogar in recht erheblichen Summen ins Ausland, die Vermögensbildung käme also dem Inland gar nicht zugute. Ueberhaupt legt der letztgenannte Umstand die Frage nahe, ob sich nicht eine etwas erhöhte Besteuerung von Tantiemen empfiehlt bei den Stücken, deren Autor nicht deutscher Staatsangehöriger ist. Bei der nicht gerade erfreulichen Rolle, die französische Schwänke und italienische Naturalismen in dem Kunstleben der letzten Jahrzehnte gespielt haben, würde man hierfür außer der nationalen auch noch eine künstlerische Seite der Begründung vorweisen können.

Jedenfalls wird nach Erwägung aller Faktoren zugegeben werden müssen, daß selbst bei Belastung der Tantiemen mit einer Steuer in vorgeschlagenem Sinne und obengenannter Höhe das Interesse der Autoren noch durchaus wahrgenommen bleibt. Es darf immer wieder darauf hingewiesen werden, daß sich die Künstler anderer Fakultäten mit außerordentlich geringen finanziellen Ergebnissen ihrer Tätigkeit begnügen und das voraussichtlich auch weiterhin werden tun müssen.

Es sei uns noch erlaubt, ein Beispiel der Steuer zu geben. „Monna Vanna" wurde am Dresdener Hofschauspielhaus im Spieljahre 1902—1903 24mal aufgeführt. Da das Theater stets sehr gut besucht ist, so kann man eine tägliche Brutto-Einnahme von 2000 Mark eher als zu niedrig berechnen. Indes wollen wir Ueberschätzungen vermeiden. Angenommen, die Tantieme betrüge 10 Proz. der Brutto-Einnahme, so würde Maeterlinck aus diesen 24 Vorstellungen bezogen haben, wenn die von uns vorgeschlagene Steuer bereits bestünde:

für die 1. bis 5. Vorstellung	(5 × 200)	1000	M.
„ „ 6. „ 10. „	(5 × 180)	900	„
„ „ 11. „ 20. „	(10 × 160)	1600	„
„ „ 21. „ 24. „	(4 × 150)	600	„
	in Summa:	4100	M.

Heute ohne Steuer würde er 4800 Mark beziehen. Der Steuerertrag beliefe sich also bei diesem einen Theater und diesem einen Stück auf 700 Mark für das genannte Jahr. Es kann niemand bezweifeln, daß dabei dem Dichter finanziell Genüge geschehen ist.

Wir vergegenwärtigen uns noch kurz, ob eine solche Steuer vielleicht irgendwelche ungünstigen Nebenwirkungen ausüben könne. Da ist zunächst wertvoll festzustellen, daß weder die Theaterverwaltung, noch das am Theaterbesuch interessierte Publikum Beeinflussungen durch eine solche Steuer ausgesetzt wäre. Da die Theaterverwaltung selbstverständlich absolut nicht daran interessiert ist, in welcher Weise die Autorentantieme verwandt wird, hat sie finanzielle Schädigungen nicht zu erwarten. Somit kann auch eine Verteuerung des Theaterbesuchs oder ähnliches nicht eintreten. Eine Abwälzung der Steuer durch höhere Tantiemenansprüche der Autoren ist bei der heute schon abnorm zu nennenden Höhe der Beteiligung des Verfassers auch durchaus unwahrscheinlich, zumal da wir Literaturgrößen, die uns ihre Bedingungen ohne weiteres diktieren könnten, nicht haben. Andrerseits sind die Spesen unserer Bühnen heute auch zu hoch, als daß sie solchen Forderungen nachzugeben in der Lage wären. Es kann somit kaum behauptet werden, daß ernstlich gegen eine Steuer auf Autorentantiemen etwas vorgebracht werden kann. Wir würden damit ohne Zweifel eine Steuer erhalten, die auf sehr tragfähigem Fundament stehen würde, die ziemlich sichere Erträge liefert, da die Größe unserer Bühnen eine bleibende ist, und die wirtschaftliche Schädigungen nicht nach sich ziehen würde.

Ueber den voraussichtlichen Ertrag einer solchen Steuer ist freilich heute bei dem wenigen und unbestimmten Material, welches über die tatsächlichen Verhältnisse bekannt ist, Bestimmteres noch nicht zu sagen. Selbstverständlich aber würden sich mit Leichtigkeit verwaltungsseitig die genauesten Berechnungsgrundlagen schaffen lassen.

Es verdient noch die Frage genauere Erörterung, wie man die Steuer in unsere Verwaltungskörper einzuordnen hätte. Da erscheint es ohne weiteres angemessen, eine solche Steuer gleichmäßig über das ganze Reichsgebiet zu erstrecken, also dieselbe als Reichssteuer einzuführen. Zu begründen wäre dieser Gedanke damit, daß ungleiche Verhältnisse an den Bühnen des Reiches vermieden werden müssen. Sie würde dann zu den kleineren Reichssteuern zählen, vor deren Einführung man heute bei den ungeheuren Finanzanforderungen an das Reich nicht zurückscheut (Schaumweinsteuer u. a.), und denen sie sich, soweit sich Schätzungen anstellen lassen, im Erträgnis an die Seite stellen dürfte (vielleicht ca. 6 Mill. M.).

Zum Schluß möchten wir einen Gedanken nicht unausgesprochen lassen. Es ist bekannt, daß besonders die nordischen Staaten ihren geistigen Größen, vor allen den Häuptern ihrer Literatur, im Alter Ehrenpensionen gewähren. Bei uns hat man wohl ähnliches auch schon vorgeschlagen, aber die Frage: „Woher nehmen?", hat eine endgültige Ausführung des Planes wohl immer wieder auf den Sand gesetzt. Vielleicht erlauben es die Erträgnisse einer Tantiemensteuer, einem kulturell höchst begehrenswerten Projekt Leben einzuhauchen. Unsere wirklichen Dichter hätten auf diese Weise schließlich auch etwas von dem Glanz, der unsere „berühmten" Theaterautoren bescheint.

Ruhrort a. Rh. Dr. P. Stubmann.

Vom Weihnachtstisch.

VI.

‡ Daß der Verlag von Braun und Schneider um die Salubrität seiner Leser in unberechenbarer Weise sich verdient gemacht hat, ist eine unbestrittene Tatsache: [illegible] versetzt sie in Lachen und Heiterkeit. Wer des Blutes Wellen in schnelleres Tempo bringt, bleibt gesund und langlebig, während bleiche Grämigkeit einem jeden das Herz abfrißt. Was die „Fliegenden Blätter" leisten, geht buchstäblich, wie ehedem Kaiser Karols Regiment, über die ganze Welt, wo Deutsche leben. Wir freuen uns, selbe allwöchentlich zur bestimmten Zeit in die Hand zu nehmen und genießen sie später noch oftmals in Bandform als leidverscheuchendes Refugium. Aber an ihre Genesis, an die Mühen, Sorgen und Arbeit jeder und überhaupt auch ihrer Redaktion, denkt niemand. Erst im Frühling des heurigen Jahres, als ein kleiner Teil ihres kunstgeschichtlichen Archivs, eine stattliche Auswahl des angesammelten Schatzes von Handzeichnungen der bedeutendsten Namen im Kunstverein erschien, eine Kollektion, die nun auf Kunstreisen durch andere Städte wandert, da gingen doch manchem die Augen auf. Welche Fülle von vorbedingenden Arbeiten, einzig im artistischen Gebiete, von den literarischen Einläufen gar nicht zu reden, die sich wöchentlich auf viele Hunderte belaufen und von denen jeweilig gut der größere Teil ihren Urhebern, dem Vernehmen nach, wieder „dankend zurück"-wandert. Und wie dann kunsterfahrene Xylographen, wahre Meister ihres Faches, und die vielfachen Arten des Lichtdrucks in wochenlanger Tätigkeit wetteifernd an der Herstellung ihr Bestes leisten: davon haben die wenigsten eine blasse Ahnung.

Durchblättern wir beiläufig den neuesten, einhundertundzwanzigsten Band der „Fliegenden", so ergeben sich, da nach beiläufigem Ueberschlag jede Nummer über ein Viertelhundert Illustrationen enthält, alles in probabler Statistik, eine Anzahl von sechs- bis siebenhundert größeren und kleineren Bildern, alle von einer stattlichen Korona von Fachkünstlern gezeichnet. Da kommen in erster Reihe der feinpoetische H. Vogel von Plauen (man denke nur an das entzückende Doppelblatt zu Moriz v. Schwinds Ehren, an den neckischen „Aschermittwoch" mit Kater, Heringsalat und anderen peremtorischen Emblemen), die schönheitliebenden Flashar und Zopf, Simm, Mandlick, Adolf Oloß, die reizenden Detaillisten Th. Guggenberger, Haushofer, Alexander Rothaug, Doubek und andere in stolzer Ernsthaftigkeit einherschreitende Herren. Dann die unerbittlich strengen Charakterschilderer René Reinicke, der scharf beobachtende H. Albrecht, der vornehme, salonkundige Fr. Stahl, der schneidige, splitzige Photograph der modernen Gesellschaftsfadesse, Schlittgen, der immer schlagfertige Erdmann Wagner und dann erst Harburger mit seiner unerbittlichen Drastik, die insgesamt ihren mutwilligen Sarkasmus im größeren Format zum Ausdrucke bringen. Ferner der immer humorvolle, zum Lachen reizende, unvergleichliche Oberländer — seiner urbildlichen Eigenschaften wegen mit der Mitgliedschaft der Akademie und des Maximiliansordens ausgezeichnet. Im buntesten Trouble schwärmen heran als lustige Clowns die Herren

Hengeler, Th. Grätz, A. Röseler, Stockmann, Otto Bromberger, Caspari, Meißl, E. Kirchner mit seinen putzigen Menschlein, Mühlberg, Kriwer, begleitet von Otto Seitz, L. Bechstein, Conadam, Langhammer, Mertz und allerlei hier heimatberechtigten Von- und Zugehern. Dazu noch weitere Spezialisten, wie A. Hoffmann als Nachfolger Ludwig von Nagels, A. Otrey als potenzierter Ersatz der gruseligen, urkomischen Häßlichkeit L. Steubs und noch viele unentzifferliche Monogrammisten, darunter ein idealer Ironist des jugendlichen Zukunftstiles, der die Schnörkelagen der „Modernen" im löblichsten Mutwillen geistreich anuzt und persifliert. Und dieses wimmelnde, durchaus artistische Material einzig im Bereiche eines Bandes! Allen Respekt für solche, nie über die scharfen Grenzen des guten Tones ausartenden, immer der Devise ihrer Titelvignette treu bleibenden Bestrebungen, die den neuesten Erscheinungen unerbittlich Rechnung tragen und nötigenfalls auch die Geißel des Spottes schwingen, man denke beispielsweise nur an den Automobilsport oder jenen à la Duncan „garniertes Roastbeef" tanzenden Oberkellner!

Die Quintessenz davon wird in neuen Extrakten abermals destilliert. Dazu gehört der im zweiundzwanzigsten, diesmal mit festgezeichneten Monatsbildern von H. Stockmann eingeleitete „Fliegende Blätter-Kalender", der kleine Foliant mit der wichtigen Frage „Wer will lachen?" — ein schnurriges Bilderbuch für jung und alt, worinnen auch die vier „Jahreszeiten" von Ludwig Bechstein zu erneutem und erfreulichem Abdruck kamen. Und die bunte Reihe „Aus der guten alten Zeit", eine Mixtur gegen Griesgram und wetterwendische Verbissenheit. Diese „gute, alte Zeit" hat übrigens ebenso wenig bestanden, wie die „schöne goldene Zeit", an welche Tasso gegenüber der Eleonore von Esti appellierte, wofür ihm die gründliche prinzeßliche Belehrung wurde, daß selbe nie existiert hatte. Es drängt sich hierbei nur die drohende Frage auf, ob nicht unserem gigerlhaften Säkulum später die gleiche — Ehrung zuteil werden könne? Das Spiel mit schmerzempfänglichen Schießgewehren bleibt immer gefährlich. Was hier Röseler, Stockmann, Oberländer, Kleinmichel, Reinicke und andere in toller Laune geleistet haben, kulminiert im foliogroßen „Hengeler-Album". Wessen Gravität beim Anblick dieser Ritter, Stammgäste und Piccolos, dieser Heuschrecken-Musikanten, Feuerspritzenproben, spanischen Balladen und Dingsda-Senatoren, Kannibalen und „Augenblicksbilder", Gletscher-Spiele in der Kinderstube, Brautfahrten und anderer Teufeleien nicht wie Wachs zerfließt, so daß selbst der ärgste Misanthrop aus seiner Rhinozeroshaut fährt: der ist und bleibt auf Lebenszeit irreparabel!

„Ad vocem" obiger Heuschrecken sei in Erinnerung gebracht, daß schon vor Jahren die „Münchener Bilderbogen" mit diesem heillosen Gesindel der immer unappetitlichen Insekten und ihres weiteren Familienanhanges sich beschäftigten. Neuestens hat auch Frau M. Hanel in Farbenbildern und zierlichen Reimen eine Vogel-, Frosch-, Schnecken- und Käferiade „Aus dem Wald- und Wiesenreich" (Wien bei Artaria u. Co., Quer-Fol.) „in extenso", d. h. in etwas kolossalem Format, gewagt, wodurch die landplagenden Bestien nicht liebenswürdiger werden. Gibt es denn hierfür gar kein Insektenpulver? Uebrigens gilt auch hier das Sprichwort, welches eine Frauenrechtlerin schon vor Jahren, freilich nicht mit ganz sattelfester Fassung, einem Widersacher an den Kopf schleuderte: „De gustibus non est disputandibus!" Es schmerzt mich, dieses Albumblatt der damals auch ohne „Büchmann" schon zitierwütigen Dame nicht mehr vorlegen zu können. Ihr Andenken bleibe in Ehren!

Der „Gute Kamerad" hat sich in den 18 Jahren seines Bestehens als illustriertes Knaben-Jahrbuch (Union, Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, Berlin, Leipzig, Wien, 828 S. gr. 8°) gründlich eingebürgert. Er bringt alljährlich zwei größere Erzählungen aus der Gegenwart und Vergangenheit, diesmal, obwohl an solchem Genre kein Mangel ist, eine gut durchgeführte Kadetten-Geschichte „Im bunten Rock" von Graf Bernstorff, Flottenkapitän a. D., und andere einschlägige Belehrungen über militärische Flaggenstationen, Schiffbau und Eisbrecher, Südpolar-Expedition und Spitzbergen-Fahrt, natürlich auch über China, Japan (Garde-Parade in Tokio), sibirische Karawanen, Torpedoboot-Manöver, neue Eilzug-Lokomotiven, die höchste meteorologische Station in Deutschland auf der Zugspitze,[1] über neuentdeckte Grotten bei Adelsberg und die „Erste Seereise eines Landschaftsmalers", deutsche Weihnachtsfeier, italienische Karneval- und Ostereier-Scherze. Dann kommen Turner und Keulenschwinger, Clowns, die tollkühnsten Velozipedfahrten und -Sprünge; musikalische Wunderkinder (der zehnjährige Violinspieler Franz v. Vecsey) und anderes Gelichter; aber auch wahre Zierden der Wissenschaft, wie der Chirurg Ernst v. Bergmann, Bernhard Langenbeck, der Archäolog Ernst Curtius, der Wetterprognostiker Rudolf Falb und der Nibelungensänger Wilhelm Jordan. Von den Malern Moritz von Schwind und Lenbach finden sich kurze Biographien und schöne Bilder nach Fritz Grotemeyer (Arminius), A. Bohrdt (Seeschlacht bei Abukir), Kautsky (Ostertag), H. Arnold (Araber), auch eine „Klosterschule" von Claus-Meyer und eine ganze Legion von Ansichten, Abbildungen, Kunstfertigkeiten, kurz nützliche und belehrende Merkwürdigkeiten in Fülle.

Heiterer Unterhaltung dienen die beliebten „Columbus-Eier", eine Kollektion von physikalischen Spielereien (zweiter Band, zweite Auflage, ebendaselbst, 248 S. mit anderthalb Hundert von Abbildungen), wozu das gesamte Gebiet des Wissens seine Rechen- und Spielpfennige beisteuerten. Luft, Licht, Wärme, Dampf haben zu Hansdampfereien jeglichen Kalibers ihren Ueberschuß abgeliefert, mit Einschluß der Hydraulik, Elektrizität und Chemie. Ein wahrer Tummelplatz tut sich auf für gesellschaftliche Schwerenöter und Tausendsasas, die sich indessen vorsehen dürfen, da die rücksichtslose Klarlegung aller dieser „Zaubereien" ihnen das ehrsame Handwerk legen kann, als Aequivalent zu den früheren linguistischen Scherzen und grammatikalischen Witzen des seligen „Meidinger". Der Schwerpunkt fällt doch in den populären Ressort der „höheren" Magie-Professoren à la Bosco und Bellachini. Geschwindigkeit galt nie für Zauberei und ein dazu gehöriges gutes Mundstück wirkt jederzeit in der „Kammer" wie im Hause blaue Wunder, wo mit Rouge und Noir manch Syllogismus eskamotiert wird.

Eine Reihe von früheren Unterhaltungsschriften liegen in neuen Auflagen wieder vor: Ein Roman „Flitter und Gold" von der 1892 verstorbenen Emma Laddey (Fünfte Auflage ebendaselbst), die vielbeliebten „Backfischchens Lehr- und Wanderjahre" der Baronin v. Vietinghoff (ebendaselbst 4. Auflage), zwei echte Bücher für Frauenhand, während für die grünende männliche Jugend der stärkere amerikanische Tabak der Manakrieger, somit Franz Trellers „Der Enkel der Könige" (4. Auflage ebendas.), Gerstäckers „Regulatoren in Arkansas" (in freier Bearbeitung von Rudolf Kleinecke, ebendas. in der Universal-Bibl.), oder „Der Sohn des Bärenjägers" von Karl May vorerst in fünfter, bisher noch ungekürzter Auflage (ebendas.) erwünscht ist. Ein gleiches Auditorium beansprucht auch „Das Erbe der Abencerrager" — das letzte Erzeugnis des als Kriegsschriftsteller, Tourist und Jugendfreund unermüdlichen, seiner vollen Tätigkeit so plötzlich entrissenen Karl Tanera (Berlin, bei Trowitzsch u. Sohn, 278 S., 8° mit vielen niedlichen Illustrationen von E. Zimmer und H. Deppermann).

[1] Zwei Aquarell-Porträte des ersten Meteorologen auf der Zugspitze, des am 2. Februar 1903 auf der Kerguelenstation der deutschen Südpolar-Expedition verstorbenen J. Enzensperger, brachte der kühne alpine Maler und Alpinist Ernst Platz in der jüngsten Wochenausstellung des Münchener Kunstvereins.

Bücher und Zeitschriften.

μοι. **Calderons Größte Dramen religiösen Inhalts.** Aus dem Spanischen übersetzt und mit den nötigsten Erläuterungen versehen von Dr. F. Lorinser. Zweite Auflage, herausgegeben von Engelbert Günthner, Professor in Rottweil am Neckar. (Freiburg im Breisgau 1904, Herdersche Verlagshandlung.)

Der Herdersche Verlag hat schon vor Jahren sich energisch für den größten katholischen Dramatiker und dessen Uebertragung ins Deutsche eingesetzt. Anfangs der 90er

Jahre ließ er Ausgewählte Schauspiele Calderons in der Uebertragung von Professor K. Pasch erscheinen, eine auf sieben Bände berechnete Sammlung von solchen Schauspielen Calderons, die entweder noch gar nicht oder doch nur in freier Bearbeitung ins Deutsche übertragen worden waren. Von dieser Ausgabe liegen dem Referenten die Bändchen 6 bis 7 vor. Nun erscheint bereits eine weitere Sammlung in zweiter Auflage, die sich zur Aufgabe gestellt hat, speziell die größten Dramen religiösen Inhalts zu verdeutschen, die Comedias divinas und die Vidas de Santos, von denen die meisten auch noch nicht ins Deutsche übertragen waren. Der verdienstvolle Uebersetzer und Herausgeber der ersten Auflage, Dr. F. Lorinser, ist schon am 12. November 1893 gestorben. Professor Günthner hat nun die dankbare Aufgabe übernommen, die nötig gewordene zweite Auflage herauszubringen. Er hat sowohl die Uebertragung selbst durchgesehen, wie auch Einleitungen und Anmerkungen auf den neuesten Stand der Forschung gebracht. Zur Zeit liegen das erste, vierte und sechste Bändchen vor, welche die Dramen: Das Leben ein Traum, Der standhafte Prinz, Das Fegfeuer des hl. Patricius, Die Andacht zum Kreuz, Die Ketten des Teufels und Der wunderbare Zauberer enthält, von denen die berühmtesten allerdings bereits mehrfach übersetzt und auch aufgeführt worden sind. Was die Aufführungen Calderonscher Dramen betrifft, so beklagen beide Herausgeber übrigens mit Recht, daß sie ständig an Zahl abnehmen. Zu Goethes Zeiten waren mehrere Stücke Calderons auf dem Repertoire, die heute so gut wie vergessen sind. Goethe hat Calderons Dramen „durchaus bretterrecht" genannt, heute aber können sich selbst die modernsten und geschicktesten Bearbeitungen der klassischen spanischen Dramenliteratur auf unserer Bühne nicht mehr durchsetzen, wie es scheint. Das ist sehr zu bedauern. Es wäre da ein Schatz ohnegleichen zu heben. Lorinser ruft die Privat- und Vereinsbühnen dazu auf, sich Calderons anzunehmen. Ich fürchte, sie haben seinen Aufruf nicht gehört. Vielleicht hat das unentwegte Fortschreiten der schönen und billigen Herderschen Ausgaben zuletzt doch den gewünschten Erfolg. Wenn aber auch nicht aufgeführt, gelesen werden Calderons Dramen wohl in alle Zukunft.

Ein Verlagskatalog. Einer der sonderbarsten Verlagskataloge, die je ausgegeben worden sind, ist der, welchen Eugen Diederichs in Jena hat ausgehen lassen.[1]) Vornehme gediegene Ausstattung, gute Illustrations- und Textproben, das haben wir schon öfter gehabt. Aber dieser Katalog gibt Abhandlungen über den Stand der Kultur auf zwölf verschiedenen Gebieten, als Einführungen zu den Verlagswerken, dazu einen Bericht über die „Kultur des Buches", durchweg wertvoll, von verschiedenen Verfassern, die meist auch sonst einen guten Namen haben. Wir heben hervor die über Deutsche Mystik von Herman Büttner, Deutsche Geschichte und Kultur von Dr. Christlieb, über religiöse Kultur von Karl König, über künstlerische Kultur von Albert Dresdner und über die Kultur der Bücher vom Verleger. Gefreut hat uns besonders, daß ein so tüchtiger Sachverständiger wie Diederichs ausdrücklich anerkennt, daß die englischen Bücher in ihrem Aeußeren noch hoch über dem Niveau der deutschen Bücher stehen. Wir meinen nämlich, daß es falsch ist, vor offenbaren Tatsachen die Augen zu verschließen, und selbst die Art, in welcher Dresdner den englischen Einfluß auf unsere „Bewegung für künstlerische Kultur" in den Hintergrund zu schieben sucht, will uns nicht richtig erscheinen. Andrerseits sind wir sehr damit einverstanden, daß Dresdner die Fäden aufzeigt, welche auf unsere klassisch-romantische Zeit — die schöne und große Zeit vor der „Deutschen Schule" — zurückführen. Man kann vielleicht sogar nachweisen, daß Ruskin selbst — über Carlyle — von dieser Zeit beeinflußt war, nur muß man dann auch erwähnen, daß wiederum jene letzte deutsche Blüte ihre entscheidenden und wertvollsten Anregungen von England holte. Kurz, es hat hier eine Wechselwirkung allerfruchtbarster Art stattgefunden.

Was bei uns dieser Kultur ein schnelles Ende gemacht hat, ist der einseitig wissenschaftliche Geist, wie er sich in der Hegelei einer- und in der deutschen Schule andrerseits verkörpert hat. Hierfür zu wenig Verständnis zeigt uns die Einführung Leopold Zieglers in die philosophische Kultur der Neuzeit. Sie bewegt sich in folgendem seltsamen Quid pro quo: „Die Philosophie ist nicht mehr Weisheit, sondern Wissenschaft, nicht mehr Gemeingut aller kraftvollen, freien und gesunden Charaktere, sondern Sache eines durchaus ungewöhnlich entwickelten Intellekts." Zurück zur antiken Auffassung können wir natürlich nicht. Der Philosoph muß der „wissenschaftlich Denkende" bleiben. Aber er soll als solcher nicht nur die Welt, wie sie ward, darstellen, sondern vor allem „gleichzeitig auch sagen und deuten, was aus dieser Welt werden soll". Die Aufstellung dessen, was sein soll, vermöge nur aus der Tiefe des stärksten metaphysischen Geistes zu erfolgen, „der nicht mehr nach-, sondern vordenkt und durch diese höchste Tätigkeit zu dem wahren plastischen Gestalten gekommen ist, unter dem wir von nun an, sofern es ein Denken ist, Philosophie verstehen wollen". Also, um die entscheidenden Punkte übersichtlich zusammenzuschieben: Der „durchaus ungewöhnlich entwickelte Intellekt" des Wissenschaftlers soll dadurch, daß er auch die Zukunft seinem Denken unterwirft, zu seinem äußersten Gegenteil, einem „plastischen Gestalten" werden! Uns geht hierbei alles Denken völlig aus. Soweit wir mit unserem nur gewöhnlich entwickelten Intellekt folgen können, wird hier genau das gefordert, wovon loszukommen wir mit heißer Mühe streben: Die Unterwerfung alles Lebens und Strebens unter einen abnorm („durchaus ungewöhnlich") entwickelten Intellekt. Oder wie Karl König es in seiner vorzüglichen Einführung in die religiöse Kultur sehr gut ausdrückt: „Wir lösten das Wesen des Intellektes von uns selber los, hypostasierten es und ließen es das All regieren." Diese Abhandlung Königs[2]) erscheint uns überhaupt als besonders gut und lesenswert.

Ein Dokument wider Willen ist übrigens dieser eigenartige Katalog am meisten dafür, wie heterogen doch die Tendenzen sind, welche in dieser neuen Kulturbewegung zusammenwirken. Im Grunde gibt jede dieser Abhandlungen eine andere und manchmal den um ihn stehenden entgegengesetzte Parole aus; und wer sie hintereinander wegliest, könnte zunächst meinen, in einen Hexenkessel gefallen zu sein. Hoffen wir denn, daß seine Wirkung auf die, welche sich ihr mit einigem Nachdenken aussetzen, eine wenn nicht verjüngende, doch erfrischende ist. Und ein im guten Sinne jugendlicher, frischer Geist geht durch diese Blätter.

Grm.

[1]) Wird umsonst und portofrei geliefert.

[2]) Dem wir mehrere tief eindringende und bis auf einige Burschikositäten, die wir lieber mißten, glänzend geschriebene Bücher verdanken (z. B. Im Kampf um Gott, Freiburg, Waetzel, 1.50.).



Allgemeine Rundschau.

Neue assyrische Geschichtsurkunden.

γ. Dr. Andrae, der Leiter der deutschen Ausgrabungen in Assur, ist in der glücklichen Lage, aus dem Schutt des großen Stadthügels fast Tag für Tag schöne Keilschriftfunde zu machen. Die wichtigsten von ihnen sind die Bauinschriften, denn sie geben viele Nachrichten über alte, verschollene assyrische Herrscher und über ihre Abstammung. So fand z. B. der deutsche Forscher um den 26. September einen Phalluszylinder, der unter acht Herrschernamen nicht weniger als sechs unbekannte assyrische Könige aufwies. Er lautet in der Uebersetzung: „Assurinnisesu, Priesterfürst des Gottes Asir, Sohn Assirniraris, des Priesterfürsten des Gottes Asir, des Sohnes des Assirrabu, des Priesterfürsten, spricht die Stadtmauer, welche Kikia, Ikunum, Sarkenketeasir und Assirnirari, der Sohn Ismedagans, meine Vorväter, gebaut haben, war verfallen. Für mein Leben und die Erweiterung meiner Burg baute ich ihn am 10. von seinem Fundament bis zu seinem oberen Rand, und brachte meine Keilschrifttafel an ihrer Stelle an. Möge ein zukünftiger Machthaber, wenn jene Stadtmauer zerfallen ist, sie wiederherstellen, dann werden Asir und Adad seine Gebete erhören. Seine Keilschrifttafeln möge er an ihre Orte anbringen." Von allen diesen Fürsten kannte man nur den Ismedagan und den Assirnirari (I.), beide aus einer wenige Wochen vorher gefundenen und später durch eine andere Abschrift ergänzten Platte: „Assirnirari, Priesterfürst des Gottes Asir, Sohn Ismedagans, Priesterfürsten des Gottes Asir, Erbauer des Tempels des Gottes Belsipria." Man ersieht daraus, wie viel Licht diese Ausgrabungen über die bis dahin in Dunkel verborgene assyrische Herrscherreihe der ersten Hälfte des 2. Jahrtausends v. Chr. werfen und wie wichtig die Funde für die Zeitbestimmung der altorientalischen Geschichte werden. Sie werden sich ohne Zweifel noch sehr vermehren, denn Dr. Andrae hatte bis jetzt sehr mit der Forträumung der parthischen und arabischen Schichten zu schaffen gehabt; der Burgberg ist noch bis tief in das Mittelalter bewohnt geblieben und die ihn besiedelten, haben oft die altassyrischen Schriftdenkmäler in schlimmer Weise behandelt. Um so fesselnder wird für den Forscher das Bild, je mehr er in die tieferen, noch ganz unberührten Schichten vordringt. Ein wie großer Nutzen bei der Abräumung des Schuttes die mit hohen Kosten aus Deutschland herübergeschaffte Förderbahn stiftet, sei nebenbei nicht unerwähnt gelassen. Sie ermöglicht es, daß Dr. Andrae, der über etwa 150 Arbeiter verfügt, rasch und sicher vorrücken und den Abraum weit genug fortschaffen kann.

✠

Kleinere Mitteilungen.

* Zur Erforschung Australiens. Nach 15jähriger Unterbrechung ist in diesem Jahre das Bellenden-Ker-Gebirge im nördlichen Queensland wieder bestiegen worden, und zwar von demselben Forscher A. Meston, der im Jahre 1889 den ersten erfolgreichen Versuch seiner Besteigung gemacht hat. Es gelang ihm, wie Petermanns Mitteilungen berichten, auch diesmal, die höchsten Gipfel des bis zu 5200 Fuß (1580 Meter) sich auftürmenden Massivs zu erklettern und seinen Aufbau und Zusammenhang mit den benachbarten Gebirgsketten zu untersuchen. Besondere Aufmerksamkeit widmete er wiederum der Flora, besonders der Buschvegetation, die das Gebirge bis auf seine Gipfel in üppigster Fülle bedeckt. — Kapitän Barclay, der schon vor 25 Jahren im Innern Australiens tätig gewesen ist, hat Anfang Mai von Oodnadatta, der nördlichen Endstation der projektierten australischen Transkontinentalbahn, eine Expedition angetreten, um festzustellen, ob die Anlage eines Ueberlandweges vom westlichen Queensland nach Südaustralien, auf dem Viehherden getrieben werden können, möglich ist; er wird zu diesem Zwecke unterwegs Bohrversuche anstellen, um artesisches Wasser zu erlangen.

* Seine neue Forschungsreise nach Afrika tritt Prof. Robert Koch am 17. d. M. an. Er wird sich nach einer Mitteilung der Deutschen medizinischen Wochenschrift zunächst nach Dar-es-Salaam begeben, um dort die in Südafrika begonnenen Untersuchungen über Rinderseuchen fortzusetzen. Diese Arbeiten verfolgten bis dahin nur praktische Ziele, während einige wichtige wissenschaftliche Fragen unerledigt bleiben mußten. Mit diesen wird sich Prof. Koch jetzt in erster Linie beschäftigen, dabei aber auch mit anderen tropischen Tier- und Menschenkrankheiten. Sollte es erforderlich sein, so beabsichtigt der berühmte Forscher seine Arbeitsstätte nach anderen, für seine Zwecke geeigneten Orten zu verlegen. Die Dauer dieser Forschungsreise bemißt er auf etwa ein halbes Jahr.

∽ Archäologisches. Der Direktor des Denkmälerwesens in Algier M. Albert Ballu hat unlängst die Ergänzung einer Inschrift gefunden, aus der hervorgeht, daß eines der schönsten unter den jüngst in Timgad ausgegrabenen Gebäuden eine antike Bibliothek war. Die Meldung von diesem Fund ist mehrfach in solcher Fassung nach Deutschland gelangt, als ob damit eine antike Bibliothek, womöglich mit unversehrtem Inhalt, aufgefunden worden wäre; es liegt indessen zur Zeit eine Meldung über dort entdeckte antike Bücherschätze nicht vor. Jedenfalls ist der Fund bei der großen Seltenheit erhaltener antiker Bibliotheksgebäude von Interesse, selbst wenn sich die infolge der erwähnten Meldungen daran geknüpften Erwartungen nicht bestätigen sollten.

* Archäologisches Stipendium. Das Eduard Gerhard-Stipendium, das in diesem Jahre wegen ungenügender Bewerbungen nicht verliehen werden konnte, ist von der Akademie der Wissenschaften zu Berlin aufs neue ausgeschrieben worden. Die sich meldenden Gesucher müssen neben den gedruckten Belegen ihrer wissenschaftlichen Tüchtigkeit (eine besondere Preisarbeit wird nicht verlangt) auch einen archäologischen Reiseplan in sorgfältiger Ausarbeitung vorlegen, wobei sie angeben, wo und in welcher Weise sie Untersuchungen vorzunehmen und Ergebnisse zu erwarten gedenken. Diese Bewerbungen sind bis zum 1. Januar 1905 bei der Akademie einzureichen. Während in diesem Jahre die zur Vergebung ausgeschriebene Summe sich auf 4800 M. belief, werden im nächsten Jahre 7200 M. fällig sein. Es wird erwartet, daß das Ergebnis der mit Hilfe des Stipendiums ausgeführten archäologischen Arbeiten in einem gediegenen Werke niedergelegt werde.

W. Vom Nobel-Preis. Aus Stockholm wird gemeldet: Der medizinische Nobel-Preis wird dem russischen Professor Iwan Petrowitsch-Pawlow zufallen. Der Gelehrte ist bereits hier eingetroffen.

✠

Hochschulnachrichten.

* Göttingen. Die Versetzung des Physikers Prof. Dr. W. Nernst an die Universität Berlin wird nunmehr amtlich bekannt gemacht.

hc. Greifswald. Als Nachfolger des außerordentlichen Professors Dr. Joseph Schmöle, der an die Universität Münster i. W. übersiedelte, ist der bisherige Privatdozent und Titular-Professor an der Berliner Universität Dr. phil. Adolf v. Wenckstern zum außerordentlichen Professor der Nationalökonomie an der hiesigen Universität ernannt worden.

hc. Graz. Die hiesige Universität hat dem Kärntnerischen Landesarchivar August Jaksch v. Wartenhorst in Klagenfurt das Ehrendoktorat der Philosophie verliehen. Jaksch hat sich um die Kärntnerische Geschichte große Verdienste erworben und insbesondere durch sein Gurker Urkundenbuch sich einen in Fachkreisen allgemein geachteten Namen gemacht.

Bibliographie.

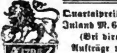
Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Dr. Eduard Otto: Das deutsche Handwerk in s. kulturgeschichtlichen Entwicklung. Mit 27 Abbildungen und acht Tafeln. („Aus Natur und Geisteswelt." 14. Bändchen. Leipzig und Berlin 1904. B. G. Teubner. 154 S. — Prof. Dr. J. Scheiner: Der Bau des Weltalls. („Aus Natur und Geisteswelt." 24. Bändchen.) Ebenda 1904. 144 S. — v. Lignitz, General der Infanterie z. D.: Aus drei Kriegen (1866, 1870/71, 1877/78). Mit 10 Karten und Skizzen in Steindruck. Berlin 1904. Ernst Siegfried n. Sohn. 316 S. — Annette Freiin von Droste-Hülshoffs Sämtliche Werke in sechs Bänden (in zwei Bände gebunden). Herausgegeben von Eduard Ahrens. Mit 2 Bildnissen, 3 Abbildungen und einem Briefe als Handschriftenprobe. Leipzig 1904. Max Hesses Verlag. — August Prokop, o. ö. Professor in Wien: Die Markgrafschaft Mähren in kunstgeschichtlicher Beziehung. Grundzüge einer Kunstgeschichte dieses Landes mit besonderer Berücksichtigung der Baukunst. Eine Studie. 4 Bände Gross-Quart mit einer Karte, zirka 600 Text- und Voll-Illustrationen, genealogischen Tabellen, chronologischen Baudaten etc. Bd. I—III. Wien 1904. R. Spies u. Co. — Bernhard Rudolf Abeken: Goethe in meinem Leben. Erinnerungen und Betrachtungen. Nebst weiteren Mitteilungen über Goethe, Schiller, Wieland und ihre Zeit aus Abekens Nachlass herausgegeben von Dr. Adolf Henermann. Weimar 1904. Hermann Böhlaus Nachf. 278 S. — Dr. Alexander Graf zu Dohna, Privatdozent an der Universität Halle: Die Rechtswidrigkeit als allgemein gültiges Merkmal im Tatbestande strafbarer Handlungen. Ein Beitrag zur allgemeinen Strafrechtslehre. Halle a. S. 1905. Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 152 S. — Dr. Heinrich Dernburg, Geheimer Justizrat, Professor an der Universität Berlin, Mitglied des Herrenhauses: Das bürgerliche Recht des Deutschen Reiches und Preussens. (Zweiter Band: Die Schuldverhältnisse nach dem Rechte des Deutschen Reiches und Preussens. Erste Abteilung.) Ebenda. 436 S. — Dr. Otto Kähler, Syndikus des adeligen Klosters Itzehoe: Die Entschädigung für Strafe und Untersuchungshaft. Nach den Reichsgesetzten vom 20. Mai 1898 und 14. Juli 1904. Ebenda. 93 S. — Handbuch der deutschen Turnerschaft. Siebente Ausgabe. Im Auftrage des Ausschusses der deutschen Turnerschaft begründet und bis zur fünften Ausgabe herausgegeben von Dr. med. F. Goetz. Von der sechsten Ausgabe an herausgegeben von Stadtschulrat Prof. Dr. Hugo Rühl in Stettin, Geschäftsführer der deutschen Turnerschaft. Leipzig 1904. Paul Eberhardt. 389 S. — Paul Decharme, professeur à l'Université de Paris: La Critique des Traditions Religieuses chez les Grecs. Des origines au temps de Plutarque. Paris 1904. Alphonse Picard et Fils. 512 S. — Dr. Wilhelm Kisch, o. Professor an der Universität Strassburg i. E.: Elsass-Lothringisches Landesprivatrecht. (Dernburg, Das bürgerl. Recht. Ergänzungsband II.) Halle a. S. 1905 Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 1031 S. — Entwurf des neuen norwegischen Zolltarifs nebst Zolltarifgesetz vom 12. Oktober 1904. (In Kraft zu setzen am 1. April 1905.) Unter Gegenüberstellung der alten und neuen Zollsätze und der Einfuhrziffern. Uebersetzt von Walther Borgius. Berlin 1904. Georg Reimer. 119 S. — Ludwig Schneller: Bis zur Sahara. Welt- und kirchengeschichtliche Streifzüge durch Nordafrika. Leipzig 1905. H. G. Wallmann. 207 S. — Jus Overbeck: Ein Liederstrauss. Dortmund. Koeppensche Buchhandlung (Hans Hornung). 144 S. — Dr. Adolph Kohut: Friedrich Schiller und die Frauen. Oldenburg u. Leipzig 1905. Schulzesche Hofbuchhandlung. 311 S. — Hermann Allmers: Römische Schlendertage. Elfte illustrierte Auflage mit zwanzig Vollbildern. Ebenda. 467 S. — Paul Hildebrandt: Das Spielzeug im Leben des Kindes. 93 Illustrationen. Berlin 1904. G. Söhlke Nachf. Heinr. Mehlis. 421 S. — Karl Tanera, Hauptmann a. D.: Zur Kriegszeit auf der Sibirischen Bahn und durch Russland. Reisebriefe. Mit einer Karte und 69 Bildern nach eigenen Aufnahmen. Berlin 1905. Trowitzsch u. Sohn. 240 S. — [illegible]chmidts-Hofmann: Heilsarmee und Gesellschaft. [illegible]ona 1904. Selbstverlag. 31 S. — † Dr. Wilhelm [illegible]bner: Entstehung und Heilung der epidemischen Krankheiten nach neuesten physiologischen und naturwissenschaftlichen Grundsätzen. Für den Druck bearbeitet und nach den letzten Bestimmungen des Verfassers ergänzt durch Fabrikdirektor Wilhelm Hübner. Dresden 1904. Hans Schultze. 118 S. — Jeanne Berta Semmig: Die Stadt der Erinnerung. Ein Gruss an Orléans. Buchschmuck von K. Waentig. München 1905. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck). 78 S. — Hanns Deutsch: Qualifizierte Arbeit und Kapitalismus. Werttheorie und Entwicklungstendenzen. Wien 1904. C. W. Stern. 102 S. — Emil Ilgner, Oberleutnant a. D.: Der Hundesport. Bd. II: Die Rassen der Hunde. Mit 84 Abbildungen. (Bibliothek für Sport und Bild.) Leipzig. Grethlein u. Co. 259 S.

Jahrgang 1904. München, Samstag, 10. Dezember. Nummer 284.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Ein Bergsteigerleben.

Als im Februar vorigen Jahres, wenige Monate vor der Rückkehr des „Gauß“ zu bewohnten Gestaden, in Deutschland die Nachricht eintraf, daß Josef Enzensperger, der Meteorologe der Kerguelenstation, dort seinen frühen Tod gefunden, war die Trauer allgemein; besonders tief aber in seiner engeren Heimat, hier in Bayern. Es war nicht nur der Schmerz um den Verlust eines frischen und vielversprechenden jungen Forschers, der uns alle ergriff; mehr noch überwog das wehmutvolle Gefühl, daß hier wieder einmal die Götter einen ihrer Lieblinge in der Blüte der Jahre hinweggenommen hatten. Denn alles, was man von diesem jungen Manne bis dahin in der Oeffentlichkeit vernommen, deutete an, daß die prächtige Kernnatur des süddeutschen Volksstammes in ihm einen besonders kräftigen und zugleich doch harmonischen Ausdruck gefunden hatte. Enzenspergers Ruf auf dem Gebiete der Alpinistik war aus dem engen Kreise seiner akademischen Fahrtgenossen schon ins Weite gedrungen; seine erfolgreiche Winterkampagne im Dienste der meteorologischen Wissenschaft in der großartigen Einsamkeit der höchsten Erhebung der deutschen Alpen machte auch alle die, welche für kühne Bergfahrten nur geringes Interesse haben, mit seiner Erscheinung bekannt. Und als er dann, direkt von der Zugspitze aus, sich der jungen und siegesfreudigen deutschen Argonautenschar angeschlossen, die zur Erforschung des eisigen Südens auszog, begleiteten ihn nicht nur die frohen Wünsche seiner Verwandten und nächsten Bekannten, sondern ganz Bayern schaute mit dem Gefühle freudigen Stolzes auf diesen seinen rüstigen, in die weite Ferne ziehenden Sohn.

Nun umschließt ein einsames Grab auf der unwirtlichen Insel im südlichen Ozean seine Gebeine. Aber das Andenken an seine kraftvolle Erscheinung ist damit in seinem engeren Vaterlande nicht erloschen. Ein schönes Denkmal, das ihm jetzt seine Freunde errichtet haben, zeugt von dem Fortleben des so früh ihren Augen Entrückten in ihrer Erinnerung. Es ist die seinem Charakter wie seinem Wirken angemessenste Form der Denkmalerrichtung, die sie gewählt haben; sie haben alles gesammelt, was von seinem frischbewegten Dasein die beste Kunde gibt, was ihn selbst in seiner unmittelbaren Einwirkung auf seine nähere menschliche Umgebung und in seinem tiefen Verhältnis zur allgewaltigen Mutter Natur am deutlichsten darstellt. In einem stattlichen Bande, dessen vornehmes, fast feierliches Aeußere schon von ihrem pietätvollen Bestreben das schönste Zeugnis ablegt, haben sie seine munteren und belebten Darstellungen von kühnen Bergfahrten und Gipfelbesteigungen, seine Vorträge und Aufsätze alpinen Inhalts und sein uns mit Wehmut erfüllendes Reisetagebuch von den Kerguelen herausgegeben.[1]) So haben sie den in der Blüte seines Daseins Dahingerafften wieder in voller Lebendigkeit vor unsere Augen gestellt; sein frisches, wohlgeprägtes Wort, das er vorher nur an den engeren Kreis seiner alpinen Fahrtgenossen gerichtet hatte, tönt nun in die Weite und zeugt lauter und eindringlicher von seiner Erscheinung als ein Bildwerk aus Erz oder Marmor es jemals hätte tun können.

Auch denen, die im Alpensport nur eine Ausartung des mutwilligen Kraftgefühls und eine gewissenlose Herausforderung des Schicksals erblicken können, würde ein aufmerksamer Blick in diese Selbstzeugnisse eines kühnen Bergsteigers wohl eine treffliche Belehrung über das eigentliche Wesen dieses Tätigkeitsdranges gewähren. Enzenspergers Schilderungen gewinnen dadurch an Interesse und zugleich an tieferer Bedeutung für die alpinen Bestrebungen, daß sie auf Grund ernsten Nachdenkens über die innerlichen Vorgänge beim Ausüben des Bergsports verfaßt sind. Sie enthalten hier und da eingestreute Bemerkungen, die von großer Selbstbeobachtung des Schreibers Zeugnis ablegen und die Kunst der psychologischen Begründung des dargestellten Unternehmens zeigen. Man könnte sagen, daß Josef Enzensperger das Muster eines denkenden Alpinisten war, der mit allen, zur möglichst vollkommenen Ausübung dieses Sportes gehörigen physischen und psychischen Eigenschaften auch den Blick für den allgemeinen Zusammenhang verband, in dem die Lust am kühnen Beginnen zu den tieferen Bedürfnissen der menschlichen Natur steht. Ein großer Ernst und aufrichtige Begeisterung beseelten ihn bei der Durchführung seiner oft ganz außerordentlich gewagten Bergbesteigungen, und er besaß die schöne Gabe, sich darüber klar zu werden, warum es ihn zu den gefahrvollen Unternehmungen mit unwiderstehlicher Gewalt hintrieb und in welchen besonderen Rasseneigentümlichkeiten, die er von seinen Urvätern überkommen, dieser Antrieb wurzelte.

„Mein Standpunkt ist folgender,“ sagt der Dreiundzwanzigjährige bei der Schilderung einer tollkühnen, ganz allein von ihm durchgeführten Ueberschreitung des Totenkirchl, „wir leben in einer Zeit, wo es leider keine Riesen und Drachen mehr gibt, wie sie unsere biederen Vorfahren besessen haben sollen; in fröhlicher Fehde mit unseren Nachbarn leben, wie weiland die edlen Ritter des Mittelalters, können wir auch nicht gut, weil heutzutage der Staatsanwalt sehr schnell bei der Hand ist. Und so müssen wir, wenn das moderne Leben die alte germanische Abenteuerlust noch nicht ganz in uns zu ersticken vermocht hat, wohl

---

[1]) Josef Enzensperger: Ein Bergsteigerleben. Eine Sammlung von alpinen Schilderungen nebst einem Anhang: Reisebriefe und Kerguelen-Tagebuch. Mit 14 Kupferdrucken, mehreren Karten und zahlreichen Textillustrationen. Herausgegeben vom Akademischen Alpenverein München. Kommissionsverlag der Vereinigten Kunstanstalten A. G. München 1905. 276 S. 4°.

oder übel mit den Bergen uns herumschlagen, wo, Gott sei Dank, die Polizei noch nichts darein zu reden hat." Aber nicht nur die ihm im Blute steckende Abenteuerlust ist es, die ihn zum Kampfe mit den Naturgewalten anreizt. Der unwiderstehliche Antrieb ist zugleich höherer Art, und an einer anderen Stelle, wo er erzählt, wie er mit seinem Bruder und einem treuen Fahrtgenossen auf unbekannten Pfaden an den Wänden der Trettachspitze im Allgäu hinaufklomm, weiß er sich noch genauere Rechenschaft über den Ursprung der ihn mit unwiderstehlicher Gewalt festhaltenden Neigung zum kühnsten Bergsport zu geben. „Wegen der Aussicht würde ich nicht auf die Trettach gehen," sagt er; „die kann ich anderswo noch schöner haben; wegen des guten Einflusses auf die Gesundheit auch nicht, denn der ist bei solchen Anstrengungen zum mindesten zweifelhaft; wegen des Ansehens bei den Menschen würde ich nicht Geld, Gesundheit und Leben auf das Spiel setzen, um ein Unternehmen auszuführen, das doch von den meisten als Beweis von Geistesstörung aufgefaßt wird. Was ist es also, das uns aus den sonnigen Tälern, aus dem Leben der Freude und des Genusses ins wilde, rauhe Hochgebirge, in ein Leben der härtesten Anstrengungen und Entbehrungen führt? Die Antwort darauf geben die Worte des großen englischen Philosophen Hume, mit denen er die ebenfalls als närrisch verschrienen Bestrebungen der Philosophie verteidigt: Diese Untersuchungen mögen peinlich und ermüdend sein, aber es verhält sich hier mit der Seele wie mit dem Körper; sind sie mit Kraft und Gesundheit ausgerüstet, so verlangen sie nach anstrengenden Uebungen und finden ihr Vergnügen in dem, was den meisten Menschen schwer und mühevoll erscheint. — In diesen Worten ist, glaube ich, die Ursache alles Bergsteigens enthalten."

Und mit der sich zu immer größeren und schwierigeren Leistungen steigernden Uebung schreitet in Enzensperger auch die Klarheit fort über das, was ihm die körperlichen Anstrengungen an Entschädigungen rein innerlicher, geistiger Art bieten. Man möchte sagen, daß sich immer mehr und mehr der Bergsport für ihn zu einer höheren Betätigung der ganzen Persönlichkeit, und zwar nicht nur der physischen, ausgewachsen hatte. Die angeborene Abenteuerlust, der Drang des mit Kraft und Gesundheit reich ausgestatteten Körpers nach völligem Ausleben im Ringen mit den äußeren Schwierigkeiten bilden nur noch die unentbehrlichen Grundlagen für ein sich zu immer größerer Freiheit entwickelndes Selbstgefühl der Seele. Es ist die Freude an dem Beherrschen der rohen Gewalten, wie sie ja auch den fertigen Reiter beseelt, an der Ueberwindung der elementaren Kräfte, die in der großen Natur zum Ausdruck kommen, durch Ueberlegung, Besonnenheit und kluges Verwenden der eigenen Kräfte. Homer und die Griechen haben diese Freude in den Triumphen des erfindungsreichen Odysseus über alle Schwierigkeiten, die sich ihm in den Weg stellen, zur vollendetsten dichterischen Darstellung in der Richtung ihres Volkscharakters gebracht; die siegreichen Abenteurer und Ritter unserer ältesten und mittelalterlichen Volkssagen sind von demselben Gefühle erfüllt, und wenn in unserer sonst so abenteuerlosen Zeit wenigstens die Bergfahrten den Anlaß zur Weiterentwicklung dieses sieghaften Bedürfnisses in unserer Natur geben, so ist dies als eine Reaktion gegen die allgemeine Nüchternheit des Lebens wohl zu begreifen. Enzensperger hat dieser psychologischen Grundlage des allerdings auch oft auf die Spitze getriebenen Selbständigkeits- und Herrschergefühls, wie es sich im Bergsport kundtut, einmal recht treffenden Ausdruck gegeben, als er über sein und seiner alpinen Vereinsgenossen Grundsatz, nur führerlos in den Bergen zu schweifen, Rechenschaft ablegt: „Uns sind die Berge mehr als bloße Aussichtsobjekte, mehr als eine Stätte leichter und müheloser Erholung. Sie dienen uns als Reaktion gegen die erschlaffenden und alles nivellierenden Einflüsse der modernen Kultur, die jeden frischen Tatendrang in die eisernen Ketten des gewöhnlich dahinlaufenden Lebens bannt. . . Wer um Schwierigkeiten zu überwinden, das Hochgebirge besucht, dabei aber Führer benützt, stellt sich in den meisten Fällen ein geistiges Armutszeugnis aus, denn er läuft, ohne selbst zu denken, bloß den Führern nach. Es fehlt hier das geistige Moment, das bei führerlosen Touren von so weittragender Bedeutung ist." Ihm sind also die Schrecken der Berge nicht nur die Naturgewalten, an deren Ueberwindung er seine körperlichen Kräfte und seine turnerische Gewandtheit erprobt, sondern sie dienen ihm zur Erziehung der ganzen Persönlichkeit, zur Stählung des moralischen Gefühls in uns, zur Erweckung des Selbstbewußtseins, der raschen Entschlußfähigkeit, des kühnen Wagens — aber auch der klugen Besonnenheit.

Gerade was diese Besonnenheit betrifft, kann Enzensperger als Muster des selbständigen Bergsteigers hingestellt werden. Er ist kein mutwilliger und gewissenloser Draufgänger bei seinen oft erstaunlichen Touren, obwohl es ihm an Kühnheit und trotziger Unternehmungslust nicht gebricht. An vielen Stellen seiner Schilderungen von gefährlichen Fahrten und Klettereien versäumt er im Gegenteil nicht, darauf hinzuweisen, wie nur durch große Vorsicht und genaue sorgfältige Abschätzung aller Schwierigkeiten ihm und den Genossen das Wagnis gelang. Hier zeigt er häufig den kühlen, sachlichen Blick des Naturforschers, der aus der scharfen Beobachtung der Bodengestaltung und aller sonstigen, seine Bergfahrt begleitenden Bedingungen die Hilfsmittel zum siegreichen Durchdringen gewinnt und der deshalb auch mit großer Sicherheit und Ruhe, ja fast mit „fatalistischer Zuversicht" an die schwierigsten Aufgaben selbständig herantritt. Seiner Orientierungsgabe konnte er gewiß sein, war er doch von Jugend auf mit der Bergwelt und ihren mannigfachen Gestaltungen vertraut; aber auch sein wissenschaftlicher Sinn, der ja in den eifrig betriebenen Studien seine Nahrung und Entwicklung fand, kam ihm oft in recht bezeichnender Weise zuhilfe, wenn es auf die rasche Beurteilung irgend eines sich ihm entgegenstellenden elementaren Hindernisses oder auf die entschiedene Erfassung des allein möglichen Ausweges aus einer schwierigen Situation ankam. In dieser Hinsicht konnte er wohl ohne Ueberhebung bei seiner Bewerbung um die Erlaubnis zur Anteilnahme an der Südpolar-Expedition von sich sagen, daß er „die hohe Schule der Alpen" gründlich absolviert habe. „Es widerstrebt mir zwar," so fährt er da fort, „eine derartige Anpreisung der eigenen Persönlichkeit, aber ich glaube mich doch keiner Uebertreibung schuldig zu machen, wenn ich mich in körperlicher Beziehung wie an Erfahrung einem erstklassigen Alpenführer vollkommen gleichwertig bezeichne." Und auch als Erzieher in der richtigen, kühnen aber besonnenen und überlegten Betreibung des Alpensportes war er wohl berechtigt aufzutreten. Das hat er ja reichlich bewiesen in dem durch die hervorragenden Leistungen seiner Mitglieder seither rühmlichst bekannt gewordenen Akademischen Alpenverein in München, dessen Mitbegründer und mehrjähriger Leiter er gewesen ist. Den meisten seiner auch stilistisch ganz trefflich ausgearbeiteten Schilderungen von kühnen, Aufsehen erregenden Bergfahrten und Besteigungen, die er teils allein, teils in Begleitung seines Bruders und mancher Vereinsgenossen unternommen, haben Vorträge, die er in jenem engeren Kreise gehalten, zugrunde gelegen.

„Ein Bleibendes in Enzenspergers alpinen Schriften bildet besonders sein gesundes und maßvolles Urteil," so heißt es in dem als Vorwort zu diesem Bande gegebenen Nachruf der Freunde auf den so früh Dahingerafften. In der Tat erhält auch der Leser, der den jungen Bergsteiger nicht persönlich kannte, den Eindruck des Gesunden und Maßvollen aus allen den hier gesammelten Schriften. Und das tut wohl in unseren Tagen, wo Ungesundes und Maßloses sich so aufdringlich breit machen. Es tut um so wohler, wenn wir beachten, mit welcher unmittelbaren Kraft und großen Energie hier der maßvolle Zug in der Gesamterscheinung eines Menschen gepaart ist und welche schöne natürliche Frische diese Erscheinung atmet. Ein harmonisches Zusammenwirken von Kraft und Liebenswürdigkeit muß in dem Wesen dieses jungen Mannes stattgefunden haben, und alles ruht auf dem sicheren Zusammenhang mit der großen Natur, der er sich immer wieder, aufatmend nach dem Qualm und Getöse des städtischen Lebens, mit gleicher Inbrunst und gleicher heiliger Be-

geisterung in die Arme wirft. So findet er denn auch, obwohl ästhetischem Verhimmeln der Schönheiten der Berge von Grund aus abhold, in der einfachsten Weise stets das treffende Wort, um den Eindruck des von hohem Bergesgipfel her Geschauten plastisch wiederzugeben. Er ist ein Künstler in seinen Naturschilderungen, vielleicht gerade, weil er nicht darauf ausgeht, es zu sein. Mit wenigen scharfen Strichen zeichnet er nicht selten ein fertiges Bild einer Gebirgslandschaft vor uns hin, und die Gestaltungen der Berge, die er erklettert, werden meist schon aus der sachlichen Art ersichtlich, mit der die technischen Schwierigkeiten im alpinistischen Sinne darstellt. Er bekennt sich von ganzem Herzen zu dem Ausspruche eines englischen Bergsteigers: „Wenn wir in den Alpen nichts gelernt haben, als daß wir nicht den törichten Versuch machen, eine Aussicht zu beschreiben, so haben wir genug gelernt", weil er mit dem richtigen Gefühle des Naturkindes erkannt hat, daß man eine Aussicht nicht schildern, „sondern nur mit Andacht empfinden und erleben" soll. Und er hatte die Bergwelt in all ihrem gewaltigen Zauber wirklich erlebt; nur so gelang es ihm, auch in seinen Zuhörern und Lesern durch wenige sparsame Striche ihren vollen Eindruck wieder aufleben zu lassen.

Diese Frische des Aufnehmens der Eindrücke und ihres „Erlebens" neben der großen Einfachheit der Mittel, die er zu ihrer Schilderung verwendet, zeigt sich auch in den Reisebriefen, die er von der Fahrt nach den Kerguelen aus an seine Eltern schrieb. Und am ergreifendsten tritt sie zutage in den Tagebuchaufzeichnungen, die er während seines Aufenthalts auf jener Inselgruppe machte. Selbst als ihn das schreckliche Leiden (die Beri-Beri-Krankheit) schon erfaßt hatte, an dem er zugrunde gehen sollte, verläßt ihn der Humor nicht, der auch aus den Schilderungen der alpinen Fahrten und besonders aus der anmutigen Darstellung seines einsamen Winterlebens auf der Zugspitze tausendfältig herausleuchtet. Keine Klage, kein Stöhnen über sein schweres Geschick kommt über seine Lippen. Mit der Sachlichkeit des Forschers zeichnet er, neben den sonstigen Vorfällen auf der weltentlegenen Station, die Fortschritte der Krankheit auf. Fast scheint ihn das Befinden der gefangenen Pinguine mehr zu beschäftigen als sein eigenes. Und als er den Tod schon am Herzen fühlt, ist sein letzter Gedanke, außer den Angehörigen, seinen geliebten fernen Bergen gewidmet. Sie hatten ja sein ganzes Leben mit dem frischen Hauche erfüllt, der uns aus seiner Erscheinung entgegenwehte. Im Kampfe mit ihren Schrecknissen und Gefahren und in der freudigen Hingebung an den Zauber, den sie auf jede freie Menschennatur ausüben, war er zum kräftigen und tätigen Manne herangewachsen, hatte er die Stählung und Klärung seines ganzen Wesens erlebt, die ihn nicht nur den Freunden, sondern auch den Fernerstehenden liebenswert machten. Sein ganzes Dasein, sein Singen und Sagen war ein Hymnus auf die Berge, und kein besseres Denkmal konnte in der Tat ihm die Freundestreue setzen als dadurch, daß sie diesen Hymnus der Oeffentlichkeit übergab.

O. B.

Der junge Goethe.

Goethes Volkstümlichkeit ist von Anbeginn besonderer Art gewesen. Heutzutage ist sie nicht mehr die des pythischen Apollo, des Orakels von Weimar, nicht mehr die des kanonisierten Altmeisters deutscher Dichtung, sondern die — des „Uebermenschen, der entzückend unpassende Sachen geschrieben und die Goethe-Bünde veranlaßt hat". Alle drei Phasen von Goethes allzeit zu seinem Ruhme haben das Gemeinsame, daß man ihn auf Treu und Glauben hinnahm, ohne sich sonderlich viel um den ihn tragenden Geist zu kümmern. Die letzte Phase aber — nicht die feinste — hat in einem Punkte Wandel geschaffen. Man kümmert sich zwar um die Werke des „Klassikers" nach wie vor wenig, um seine Person aber desto mehr. „Viel interessanter als die Dichtungen ist eigentlich der Dichter selbst; ist doch sein Leben von Beziehungen zu einer ganzen Reihe von Frauen durchzogen; und die Art dieser Beziehungen ist sogar nicht immer ganz sicher festzustellen! Hat er Friederike v. Sesenheim wirklich verführt? Hat er mit Charlotte von Stein richtig die Ehe gebrochen?" Jener zwiespältigen Form von literarischer Salon-Ochlokratie, die sich so unschön wie bezeichnend „die Moderne" nannte, ward aus diesem Grunde das olympische Haupt des europäischen Klassizismus, der Todfeind der „Naturalisten und Pfuscher", zu einer Art von persönlichem Ideal. Einer Bewegung, die nicht das Weib, sondern — um den bezeichnenden, weiblichen Ausdruck für eine schwer zu bezeichnende, nicht sehr männliche Sache zu gebrauchen: — den Unterrock in den Mittelpunkt der Welt setzte, war der Verfasser des Werther zum Propheten ihrer selbst gerade gut genug. Alles übrige, was sonst noch etwa an ihm war und nicht eben zu dieser Rolle stimmte, konnte ihm leicht verziehen werden, weil man es nicht kannte, im besten Falle nicht verstand. Der junge Goethe, damals gerade von der Schule in einer Musterausgabe dem größeren Publikum vorgestellt, von einer Flut von persönlichen Forschungen und Hypothesen akademisch gehoben, ward so dem literarisch strebenden „modernen" Jungen zum Musterbild, in dem er sich spiegelte. Wer eine Friederike hatte sitzen lassen, oder mit ihr unverstanden verheiratet war, wer von einer Frau v. X-stein erkannt und in seiner Größe gewürdigt war, wer ein Heftchen Gedichte, statt sie auf seinem Herdfeuer zu verbrennen, auf eigene Kosten hatte drucken lassen, fühlte sich als junger Goethe und „suchte, fand auch wohl — für eine Saison — seinen Herder". Seltsam, daß gar niemand sich als jungen Herder fühlte und seinen Goethe suchte, d. h. ihn etwa studierte. Eine neue Sturm- und Drangperiode wurde von geschäftskundigen Theatermännern „gemacht", d. h. künstlich in Szene gesetzt, als ob die alte nicht erst gestern gewesen wäre. Als ob nicht der gesamte Geist der „Zeit der Revolutionen" von ihm erfüllt gewesen wäre und alle die großen Neugestaltungen in Politik und Völkerleben sich nicht positiv zu ihr in Beziehung gesetzt hätten, nicht darauf ausgegangen wären, eine neue Revolution überflüssig zu machen. Wo waren die aktenstaubigen Perrücken, wo die völkerverkaufenden Maitressen und Pfaffen, wo das engbrüstig pietistische Familienleben, gegen die man sich damals wandte, von dem man sich damals loszumachen strebte? Daß sie uns wieder gefährlich werden können, hat man durch diese sinnlose Literaturmache vielleicht erreicht! Man mimte frei nach Goethes Götz Bauernkrieg zu einer Zeit, wo die „notleidenden Agrarier" der ständige Gegenstand der Karikatur der Witzblätter waren. Man schickte hungernde, vom fühllosen Militär niedergeschossene Arbeiterkolonnen auf die Bretter, nachdem soeben die deutsche Sozialgesetzgebung die Einleitung zu einer so ausschließlichen Fürsorge der Gesellschaft für die materiell arbeitenden Klassen gegeben hatte, daß der „g e i s t i g e Arbeiter" nachgerade eher Ursache hatte, zu fragen, wo er denn bliebe! Herden von Ehe sprengenden, Liebe (mit dem Doktorgrad!) verheißenden Stellas bevölkerten die Bühne, füllten die Romane, als ob die Freiheit unserer Verlobungspraxis und Ehescheidungsgesetze überhaupt noch überboten werden könnte! Als ob die heutige Ehe im Durchschnitt — mit oder ohne kirchliche Trauung! — nicht längst den letzten Rest von sakramentalem?, nein, beileibe, von natürlich-menschlichem Charakter eingebüßt hätte! Als ob sie nicht — nach juristischem Urteil! — auf dem besten Wege wäre, aus einem privaten Bunde zu einer „staatlichen Anstalt" (konzessionierter Propagation) zu werden.[1]) Und all diese Stürmer und Dränger

[1]) „Denn je mehr sich das Familienband lockert, um so häufiger werden einerseits die Fälle, in denen sich das Bedürfnis nach Eingreifen der Staatsgewalt fühlbar macht, und um so mehr stumpft sich andrerseits die Empfindlichkeit gegen solche Eingriffe ab. Wie schnell sich die neue Bildung ausbreiten wird, läßt sich nicht mit Bestimmtheit sagen. Wenn die Ehegatten die Scheu, vor den Richter zu gehen, überwinden und die Eingriffe des Staates infolgedessen zur Regel werden sollten, dann ist die Zeit gekommen, wo auch die Ehe zu einer staatlichen Anstalt wird." F. Bernhöft: Das Bürgerliche Recht (in Birkmeyers Enzyklopädie der Rechtswissensch. S. 531) 4. Buch, Das Familienrecht.

haushoch offener Tore und nicht bloß breitgetretener, sondern makadamisierter und asphaltierter Wege führten den „jungen Goethe" im „anklagend" aufgerissenen Munde. Nicht was er war, am wenigsten, was er wurde, sondern wie er sich als jugendlicher Fant gelegentlich räusperte und spuckte, das mußte einer förmlichen Schule des Ungeschmacks als Zeichen dienen; wurde zu einer pedantischen Theorie alles dessen, was gerade ihn in Leben und Kunst anwiderte, ausgebildet.

Es berührt demnach angenehm, jetzt auf ein Buch über den jungen Goethe zu stoßen, das sichtlich mit geflissentlicher Ruhe und Nüchternheit und von durchaus entgegengesetzten Gesichtspunkten, als sie in der sogenannten „Moderne" üblich waren, über ihn urteilt.[2]) Schon der gehaltene Ernst und die strenge Form der Darstellung zeigen, daß sich der Verfasser zu der Sitte oder Unsitte, über den jungen Goethe auch im Korybantenstil — in Gedankensprüngen, Ausrufungen und Sätzen, denen die Luft ausgeht! — zu schreiben, in deutlich scharfen Gegensatz stellt. Auch er hält sich an das Persönliche, weil es bei Goethe die künstlerische Leistung völlig bedingt und überhaupt erst erklärt. Allein er sucht schon im jungen Goethe mit ausschließlicher Bevorzugung diejenigen Keime und Triebe auf, die den großen Goethe „dem großen Publikum langweilig machen". Der Verfasser ist von Haus aus Theolog. Er gehört zu der sich alljährlich mehrenden Schar derjenigen Vertreter der Kirchen, die sich in dem gleichen Maße von ihnen äußerlich entfernen, als die Gemeinden mit äußerlichen oder gar Zwangsmitteln in sie hineingetrieben werden sollen. Er hat weder das Zeug zum Agitator, noch zum Statistiker, Nationalökonomen und Allpolitiker. Er ist „Diener am Wort" geblieben und hat sich in dieser Eigenschaft in seiner schwäbischen Heimat eine freie Wirksamkeit begründet, die ihm vielfach begeistert gedankt wird. Er ähnelt auf protestantischer Seite dem katholischen Expriester Karl Jentsch, insofern ihm die Interessen seiner Kirche und die Beziehung auf sie sichtlich auf Schritt und Tritt nachgehen. Er hat dies schon in einem Buche über Luther dargetan. Dem vorliegenden über Goethe verleiht diese Geistesart des Verfassers sein charakteristisches Gepräge, das besonders stark abweicht von dem, was das oben gekennzeichnete Publikum von einem Buche über den jungen Goethe erwartet.

Vielleicht ist aus dieser Tendenz die Bemühung zu erklären, den Einfluß Spinozas auf Goethe auf das Maß einer allgemeinen sympathischen Berührung zurückzuführen. Das ist nicht richtig. Wir wissen durch Herder, daß Goethe in der Zeit seines eigentlichen Reifungsprozesses über gar keinem anderen Buche betroffen wurde. Wir können bis in seine letzte Lebenszeit unmittelbare Zeugnisse für die Einwirkung der Spinozistischen Methode bis auf ihre äußerlichen Gepflogenheiten (seine gelegentliche positivistische Wut auf das 'nihil aliud est quam') in Goethes Leben, nicht bloß die mittelbaren in seinem geistigen und persönlichen Wirken nachweisen. Die Briefstelle an Lavater, die Verfasser S. 89 anführt (über „Wortstreite" als „Quelle aller Kontroversen") ist z. B. gleich nichts anderes, als das für Goethe besonders wichtige Scholion der Prop. 47 des II. Teiles der Ethik. Dafür wird nun wieder in der Beurteilung des Verhältnisses zu Lavater der „christusleere Christ", das aufrichtige Weltkind, das „immer stammelte, wenn es die Sprache Kanaans zu reden versuchte", das Kirche und Abendmahl verschmäht, weil es „dazu nicht Lügner genug ist", gegen Lavaters „aufdringliches", „unmittelbares Christusgefühl" sichtlich in Schutz genommen. Goethes „Pastorbriefe" (aus dem Jahre 1773) haben Schrempf natürlich besonders interessiert. Goethe polemisiert darin gegen die Verquickung von allgemein menschlichen Verbindlichkeiten (den zehn Geboten) mit der nationalen Gesetzgebung Israels (als Partikularstaat unter unmittelbarer Leitung Gottes). „So unverfänglich aber dieser Gedanke scheint, bemerkt nun unser Verfasser dazu, so kann doch die Umkehrung desselben für die Kirche sehr bedenklich werden: daß nämlich dem Christentum als universaler Religion partikulare Verbindlichkeiten nicht anstehen; denn als solche läßt sich ohne Mühe das ganze Dogma und der ganze Kultus darstellen. Ferner gibt er (Goethe) zwar zu: „Die Schwärmer und Inspiranten haben sich oft unglücklicherweise ihrer Erleuchtung überhoben," fährt aber fort: „Weh uns, daß unsere Geistlichen nichts mehr von einer unmittelbaren Eingebung wissen!" Er hält also etwas auf die „fortlaufende Offenbarung", mit der die Kirche als Heilsanstalt nicht bestehen kann. Deshalb erklärt er auch: „Eine Hierarchie ist ganz und gar wider den Begriff einer echten Kirche" — und erklärt nur nicht, wie er sich eine Kirche ohne jede Art hierarchischer Gliederung denke."

Auch die Farcen (Satyros, Pater Brey, moralisch-politisches Puppenspiel, Götter Helden und Wieland), die sonst gewöhnlich dem Spürsinn ausschließlicher Persönlichkeitsschnüffelei zum Tummelplatz dienen müssen; so wie die (vorläufig sehr kurz bedachten) großen poetisch-philosophischen Fragmente (ewiger Jude, Mahomet, Prometheus, Faust) werden wesentlich unter den großen allgemein geistlichen Gesichtspunkt gestellt, mit dem gleich die Einleitung des Buches präludiert.

Am wenigsten spürt man ihn jedoch bei derjenigen Seite des Goetheschen Wesens, die von jeher den Stein des Anstoßes bei den Geistlichen aller Kirchen gebildet und von Pustkuchen bis Pater Baumgartner eine Folge von biographischen Pamphleten gegen Goethe hervorgerufen hat: der berufenen Erotik. Ganz im Gegenteil nimmt das Buch diese Grundsaite des poetischen Temperaments seines Helden auffallend ernst, so deutlich auch schon seine äußere Einrichtung zeigt, daß es sie auch ganz speziell zum Vorwurf nimmt. Hier liegt nun eben sein besonderes Verdienst gegenüber der modernen Fälschung des Bildes eines lediglich pikanten „Goethebund-Goethes". Es wirft die dunkle, zwiespältige und verworrene Grundstimmung dabei in dem Originale, im Leben des Dichters selbst, nach. Schon die aktenmäßig sachliche, trockene, fast chronikenartige Darstellung dieses Liebeslebens legt den durchgehenden Gegensatz zwischen poetischer Ueberspannung allgemein menschlichen Wahnes auf der einen Seite, durchschnittlicher Sinnlichkeit und kühler Weltgemäßheit, nüchterner Geschäftsberechnung auf der anderen auch in jener Zeit der „Empfindsamkeit" realistisch genug dar; ohne das Allerrealste darin: des Dichters Herz und Phantasie, die all diesen Liebeszauber machen, aber auch seinen überragenden Geist, der ihn selber durchschaut und berichtigt, zu kurz kommen zu lassen. Die Beurteilung des „Werther", das Auseinanderhalten der ewigen Dichtung und der sehr alltäglichen Wahrheit in diesem Roman aller Romane, bildet natürlich den Höhepunkt. Inwieweit hier allgemeine Gefahren — die Schatten von den Lichtseiten abendländischer Kultur! — lauern, die sich seit der Reformation erheblich gesteigert haben, unterläßt der Verfasser darzulegen, obwohl sie gerade an Goethes Leben im Hinblick auf unsere Zeit besonders anschaulich zu machen wären. Seine Stellungnahme zu dem Dichter in diesem Punkte bleibt die besondere eines tiefen, aber auch klaren Mitleids:

„Da Goethe sein eigenes Leben dichterisch verarbeitete, mußte er dahin gelangen, uns immer weniger das Schicksal des gewöhnlichen liebenden Menschen, immer schärfer Leiden und Schuld und auch die Seligkeit des liebenden Dichters vorzuführen. Ueberblicken wir aber die Reihe dieser seiner wichtigsten Dichtungen (Werther, Clavigo, Claudine, Faust, Stella), so entdecken wir zu unserer Verwunderung, daß er sich zu seinen Helden durchweg nicht idealisierte, sondern depotenzierte, nicht erhöhte, sondern erniedrigte, nicht ergänzte, sondern verstümmelte. Er hat in ihnen alle Möglichkeiten seiner selbst verdichtet und dargestellt, die unter der wirklichen Höhe seines Lebens bleiben. Was er aber vor seinen Helden voraus hat, was ihn davor bewahrt, zu ihnen herunterzusinken, das ist die Uneigennützigkeit der Liebe, deren er fähig ist, und daß er von einem Extrem, seiner Natur gemäß, immer wieder in das

[2]) Goethes Lebensanschauung in ihrer geschichtlichen Entwicklung von Christoph Schrempf. Erster Teil, Der junge Goethe. Stuttgart. Fr. Frommanns Verlag (E. Hauff) 1905.

entgegengesetzte fällt, von einer schwülen Gefühligkeit und verzehrenden Leidenschaft in eine ruhige, klare, kühle, sehr objektive Besonnenheit. Die Dichtungen des jungen Goethe, die alle von dem heißesten Gefühlsleben durchflutet sind, erweisen sich in ihrem Zusammenhange als höchst besonnene, sachliche Konfessionen; und wenn wir die „Stella" nicht ganz falsch verstanden haben, so tönt uns aus dem brausenden und schäumenden Gischt der überschwänglichen Empfindungen heraus die schlichte Bitte des „armen Jungen" entgegen: „nehmt mich, liebt mich, wie ich bin; ich kann ja doch nichts dafür!" Aber daß der Dichter aus der Glut der Gefühle immer wieder in das kalte Bad einer Objektivität geworfen wurde, in der er sich mit seinen Gefühlen ganz gegenständlich, als anschauliche, greifbare, vor ihm lebende Figur gegenüberstand: das war ja eine neue Qual seines armen reichen Lebens. So bewegt uns das Ganze seines Lebens und Dichtens zu einem innigen Mitgefühl mit dem vielbeneideten Götterjüngling, der die Not seines Reichtums mit einem Ernst uns vorklagt, daß wir uns schämen möchten, in seinen Liedern einen „Genuß" zu finden."

> Dies wird die letzte Trän' nicht sein,
> Die glühend Herz aufquillet,
> Das mit unsäglich neuer Pein
> Sich schmerzvermehrend stillet.
>
> O! laß doch immer hier und dort
> Mich ewig Liebe fühlen;
> Und möcht' der Schmerz auch alsofort
> Durch Nerv und Ader wühlen.
>
> Könnt ich doch ausgefüllt einmal
> Von dir, o Ewiger, werden —
> Ach, diese lange, tiefe Qual
> Wie dauert sie auf Erden!

Schon die Betonung der hohen Besonnenheit und vollständigen Selbstobjektivierung in diesen leidenschaftlichen Selbstdarstellungen bezeugt, daß der Verfasser den heute beliebten psychiatrischen Unfug in der Beurteilung des potenzierten Geisteslebens nicht mitmacht. Goethe ist ihm bekanntlich schon verfallen, und da gerade ein „normaler („realistischer") Schwabe (Rümelin) schon vor einem Menschenalter auf die ausgeprägte Melancholie in den Werken Shakespeares hinwies, die zu seinen persönlichen Lebensäußerungen (den Sonetten) stimme, so erwarten wir schon seit geraumer Zeit das ihn betreffende „Krankheitsbild" in den Buchauslagen. Da man soeben wieder an einem gerade heute literarisch-symptomatischen, darum freilich sehr billigen „Falle" das Schwanken zwischen Depressionen und Exaltationen als genügende Unterlage für ein solches erklärt hat, so würde — nächst den großen israelitischen Propheten und der ganzen Bibel! — niemand leichter darunter einzureihen sein als der junge Goethe. Auch in seiner Zeit erschien Goethe als ein „Besessener". Wenn aber Fr. H. Jakobi ihn also bezeichnet, so hat er keine Psychiatrie, sondern jene platonische Besessenheit im Auge, ohne die man „vergebens an der Musen Türen anklopfe". Das waren damals noch Gemeinplätze, die aus den Geistesschätzen des rinascimento im Umlauf waren und mit denen erst das Zeitalter des Dampfes endgültig aufräumte. Vielleicht verschafft ihnen dasjenige des „Radiums" dermaleinst wieder die ihnen gebührende Geltung. Denn es will uns scheinen, als ob jene im Mechanischen so zurückgebliebenen Zeiten mit allem Menschlichen und Geistigen auch jene sogenannten „Grenzfragen des gesunden und kranken Geisteslebens" richtiger und für das Gemeinwohl ersprießlicher zu behandeln verstanden hätten, als unsere fortgeschrittene, technische, die auch den Geist auf das allgemeine Niveau von Normal = 0 einstellen möchte. Goethe hätte heute nicht jung sein dürfen, ohne — trotz aller seiner guten und hohen Beziehungen! — gelegentlich einmal die Bekanntschaft mit den — „Nervenheilanstalten" zu machen, vor deren bloßer Annäherung ihn ein tief begründetes Grauen sein lebelang zurückhielt. Das ἔλεγον ὅτι ἐξέστη des evangelischen Berichts ist gegen seinesgleichen gleich gesagt und oft genug gesagt worden. Er wußte mit Lessing, wie leicht es den „Narren der mehreren Zahl" fällt, wenn sie es darauf anlegen, jemanden ins Tollhaus zu bringen. Er kannte das „große Narrenhaus der Welt" — „la jaula de todos" des Spaniers — zu genau. Allein er wußte es zu nehmen, wie sein „Kophtisches Lied" lehrt. Und gerade das konnte sie ihm schon zu seiner Zeit nicht vergeben. „Sie haßten ihn in den Tod — und ließen ihn alle grüßen."

Daß „der junge Goethe" in einem Geistlichen unserer Tage einen so verständnisvollen, ihnen angemessenen Würdiger finden kann, wollen wir als einen Fortschritt der deutschen Zustände und zugleich als ein Zeichen der Wiedergesundung des deutschen Geisteslebens dankbar begrüßen.

München, **Karl Borinski.**

Vom Weihnachtstisch.

VII.

I Als ergänzende Fortsetzung des im vorigen Jahre erschienenen allgemein begrüßten „Wallhall" betitelten, von E. Doepler mit charakteristischen Bildern ausgestatteten Prachtwerkes, in welchem Dr. W. Ranisch die Mythen der germanischen Götterwelt erzählte, ediert nun derselbe Verlag von Martin Oldenbourg in Berlin (S. W. 48, Friedrichstraße 239) als „Urväterhort" die von Andreas Heusler bearbeiteten „Heldensagen der Germanen", wozu Max Koch fünfzig brillante, in meisterhafter chromotypographischer Reproduktion beigegebene Aquarelle schuf, welche einen hochwillkommenen Schmuck bilden. Nicht in wörtlicher Uebertragung, sondern in gedrungener Kürze werden die alten Mären abermals flüssig gemacht, vom Schmiede Wieland, den Nibelungen und den damit verwandten, geographisch weitverzweigten Kreisen, in welchen die geschichtlichen Ereignisse der Völkerwanderung in poetischer Verklärung nachklingen und fortspinnen. So werden bei aller stilgemäßen Treue, doch mit modernen Mitteln, die geistigen Schätze unserer Vorzeit unserem heutigen Empfinden in den weitesten Kreisen näher gebracht und anbequemt.

Zur echten Weihnachtsfreude gehören auch Ludwig Richters Bilder. Deshalb vereinte Georg Wigand in Leipzig 62 meist größere Holzschnittzeichnungen in neuen schönen Abdrücken zu einem „Ludwig Richter-Buch" für Kinder und Kinderfreunde, wozu Josephine Siebe mancherlei schöne Geschichten und Reime ersann. Der hübsche, 82 Seiten in Großquart umfassende Band bildet für jedes Heim eine hochwillkommene Ueberraschung. Wie köstlich sind seine Hunde, Katzen, Lämmer, Entenfamilien und Spatzen in die jeweilige Landschaft gesetzt, wo die Jugend sich im Ringelreihen dreht oder im frischen Wässerlein herumpatscht, wie unschuldig lauert der kleine Flügelknabe hinter dem Brunnen; wie fröhlich schmückt die holde Maid die Türe zum Brautempfang oder spendet ein Totenopfer aus dem Tränenkrüglein über ein vergessenes Grab. Und dann erst die so patschierlich aufmarschierenden Schulkinder, der Kirchgang mit dem ersten Ehesegen, das Hirten- und Schlummerlied, die Ueberfuhre am Schreckenstein, der Christmarkt und der von den Zinkenisten begleitete Weihnachtssang vom hohen Turm über die tief unten liegende Stadt. Das alles mit dem ungesuchten und doch so tiefempfundenen Ausdruck seiner schönen, klaren und reinen Seele. Ein unvergleichlich lieber Mensch und Künstler!

•

Eine Sammlung von Märchen, die meist heiter oder witzig, immer aber doch ahnungsvoll zutreffend eine Naturerscheinung zur Folie haben oder auffällige Züge und Eigenheiten zu erklären trachten, hat Oskar Dähnhardt gesammelt unter dem Titel „Naturgeschichtliche Volksmärchen" (Leipzig 1904, bei B. G. Teubner, 138 S., kl. 4°) mit Bildern von O. Schwindrazheim). Das Material dazu ist aus der ganzen Welt zusammengetragen: aus Norwegen, Afrika und Kamerun, der Levante, Dänemark, von den Faröern, Südslaven, Lappland, Serbien und Transsilvanien, Amerika und Japan, aus allen deutschen

Stämmen und Provinzen, aus der Oberpfalz, von Rügen und dem Sachsenlande, Mecklenburg und Tirol, Vorarlberg und Lausitz, Schwaben, Schleswig und Oesterreich. Manches sieht ganz willkürlich aus und erklärt sich dann durch anderweitige, abgelegene Findlinge. Etliches klingt auch ins Bereich der, übrigens auch international verwandten Fabel hinüber. Da wird erzählt, wie das Wasser im Meer salzig geworden (Nr. 16); von den Feuersteinen und dem Siebengestirn (4), welches dem Märchen Brentanos vom „Schulmeister Klopfstock und seinen fünf Söhnen" entspricht; vom Mann im Mond (37); vom Schwarzspecht, dem norwegischen Gertrudenvogel (29). Man könnte diesen unscheinbaren Tand vergleichen mit den ausgesprengten Farbenstiften eines kosmologischen Mosaikbodens, deren Einsetzen der kundigen Hand eines gelehrten Restaurators nicht unmöglich dünkt. Leichter deutbar sind freilich die Natur-Mythen der Edda, die Thrymskvidha und die Historie von Baldrs Tod. Nicht mit Unrecht behauptet der Spruch, daß im Kindermund tiefe Weisheit liege. Auch in der Wissenschaft gibt es Springwurzeln, die viele Türen erschließen, aber nur ein Sonntagskind findet solch ein Kleinod, während der Philister für Regenwürmer Gott danken darf. Das Buch wiegt Dutzende andere sentimentale Alfanzereien „von und für zarte Frauenhand" auf.

Nach gleichem Prinzip hat Mathilde Küstermann „Lustige Märchen aus aller Welt" gesammelt und jugendgemäß bearbeitet (Wien 1904, bei Martin Gerlach u. Co., 154 S., kl. 4°, mit Bildern von Karl Fahringer). Da es sich nur um fröhliche Unterhaltung handelt, ist der tieferen Bedeutung keine Berechtigung zuerkannt. Selbstverständlich ist auch hier ein gewisser geistiger Zusammenhang, eine Art Familienähnlichkeit erkennbar. Nur die Namen wechseln bisweilen. So ist der bei Grimm spukende Zwerg „Rumpelstilzchen" im Tiroler Märchen „Purzinigggele" benamst. Es wäre überhaupt eine schöne, einer Promotionsschrift würdige Aufgabe, aus den echten, nach geographischen Zonen geordneten Volksmärchen die Riesen- und insbesondere die Zwerg-Namen zusammenzustellen; wir würden aus diesen schwer korrumpierten Worten schöne Beiträge zum Sprachschatz eines verschollenen Volkes gewinnen. Somit gilt das „Eines fand ich allenthalben" im anderen Sinne auch hier. Da Küstermann so ziemlich dasselbe Material durchstöberte, so ergeben sich unvermeidliche Doubletten (z. B. „Wie das Meer salzig wurde").

Neue, echt italienische Märchen bringt Wilhelm Hörstel, „Aus dem sonnigen Süden" (Nürnberg, bei Theo Stroefer, VI, 224 S., kl. 4°), wo selbe der Uebersetzer auf seinen Wanderungen durch die italienischen Alpen und Apenninen, in weltfernen Dörfern vom Volksmunde aufgefangen und eingeheimst hat. Sie tragen nicht das mutwillige Rokoko wie der „Pentamerone" des neapolitanischen Grafen Giovanni Battista Basile, atmen aber doch einen lieblichen Frohsinn und eine erquickende Heiterkeit, mit etwas Hirten- und Räuberromantik. Der Sammler verdient unseren Dank, daß er nach seinen Kräften die alten Traditionen, bevor selbe völlig verfliegen, rettete. Vieles scheint ganz neu und originell, anderes weckt verwandte Erinnerungen. Daß ihm „Aschenbrödel" in den Alpen, an der Riviera und auf Capri begegnete, ist gar nicht verwunderlich; auch der „gestiefelte Kater" erwies sich als rüstiger Wanderer. Genauere Prüfung wird noch manch weitere Ueberraschung ergeben. Zum Beispiel, daß die alten Götter in christlicher Gestalt wandernd bei den Menschen Einkehr und Gelaß erbitten, gerade wie in der deutschen Sage „unser Herr" (Wuotan) im Geleite des Donnerers Tor (Petrus).

In einem dicken Buch hat Marie v. Fritsch die Geschichten von „Tante Lottes Puppen" (ebendaselbst 1904, 235 S. 4°) erzählt und abgebildet. Aus vielerlei Ländern und Zeiten stammend, wissen sie redselig allerlei zu berichten. Der Witz geht so weit, daß sie auch Albumblätter schreiben. Wer daran Freude findet, dem wollen wir selbe gewiß nicht verstören. An Puppenhaftigkeit ist ohnehin schon sattsamer Ueberfluß vorhanden. Man vergleiche übrigens zu weiterer Belehrung über diesen Artikel Wanders „Sprichwörterlexikon" und Tony Schumachers kurzweiligen Bericht „Wie ich zu meiner Puppensammlung kam" (in Nr. 26 „Ueber Land und Meer" 1899, 81. B., S. 426 ff. mit 53 Abbildungen).

Ein gut gezähltes „Schock Weihnachtsnüsse" für Kinder und Erwachsene bringt in zierlicher Ausstattung F. Eilhard (Leipzig, bei Walther Fiedler, 67 S. 12°), alle frisch und gesund, keine hohle oder wurmstichige darunter. Man denkt unwillkürlich an Krelings hübsches Bild, wo die kleine Welt in mannigfacher Weise sich müht, mit Auftreten und Klopfen, und an Georg Scherers Begleitverse seiner eigenen Sammlung: „Ist Manches noch zu klein und ißt die Nuß doch gern; dem knackt sie wohl sein Mütterlein und gibt ihm dann den Kern!"

Hierher gehört auch A. Dreyers duftiges „Kindergärtlein" (München bei Max Kellerer), welches neben allerlei poetischem Hausbedarf auch mit sinnigen Rätseln ausgestattet ist. Und dessen „Bergmoas'n und Spötterln" (München bei Lindauer), Gedichte in virtuos behandelter oberbayerischer Mundart, welche dem Biographen Franz v. Kobells (vergl. Beilage 170 Allgemeine Zeitung vom 27. Juli 1904) alle Ehre machen.

Allgemeine Rundschau.

Zur Denkmalspflege in Württemberg.

Sch. Bereits vor Jahresfrist wurde an zuständiger Stelle angeordnet, daß Gegenstände von Kunst- und Altertumswert nicht ohne Weiteres aus öffentlichen und kommunalen Gebäuden verkauft und veräußert werden dürfen, sondern daß vorher dem Landeskonservator Anzeige zu erstatten sei, damit diesem Beamten Gelegenheit geboten werde, entweder selbst für die Staatssammlungen als Bewerber aufzutreten oder wenigstens mit seinem Rate zur Seite zu stehen. Diese Verfügung war um so nötiger, als zum Beispiel aus alten Kirchen Gegenstände der Kunst und des Altertums mitunter zu Schleuderpreisen verkauft oder geradezu weggeworfen wurden. Ein neuer Erlaß des Kultministeriums und des Konsistoriums erweitert diese Bestimmungen und nimmt sich auch der Denkmalspflege an. Danach sieht sich das Ministerium zur Wahrung der Anforderungen der Denkmalspflege veranlaßt, bei der Bewilligung von Staatsbeiträgen für Kirchenbauten auch den Gesichtspunkt in Betracht zu ziehen, ob gegebenenfalls bei diesen Bauten den Grundsätzen der Denkmalspflege, insbesondere dem architektonischen und landschaftlichen Bilde der Umgebung und bei Restaurationen auch dem geschichtlich gewordenen Charakter der Bauwerke selbst genügend Rechnung getragen wird. Es wird deshalb für wichtigere Fälle empfohlen, daß die in Betracht kommenden örtlichen Kollegien noch vor der Anfertigung detaillierter Pläne mit dem Konservator der vaterländischen Kunst und Altertumsdenkmale sich ins Benehmen setzen, der von seinem Standpunkt aus in Verbindung mit den ihm beigegebenen bautechnischen Sachverständigen die erforderlichen Ratschläge erteilen wird. — Dieser Erlaß ist vom Konsistorium allen Dekanats- und Pfarrämtern mitgeteilt worden, wobei die württembergische Oberkirchenbehörde noch besonders darauf hinwies, daß es nur erwünscht sein könne, wenn die schon im Jahre 1901 empfohlene Beratung der Kirchengemeinden durch den Verein für christliche Kunst Hand in Hand mit derjenigen durch den Konservator geschehe. Der Konservator ist angewiesen worden, sich von Fall zu Fall mit dem Ausschuß des Vereins in Verbindung zu setzen, wobei vorausgesetzt sei, daß auch der christliche Kunstverein, wie bei besonderen Anlässen schon bisher, in den zuerst an ihn gelangenden Fällen mit dem Landeskonservator Fühlung nehmen werde. — Wenn man bedenkt, welch eine Menge alter, baugeschichtlich und künstlerisch hervorragender Kirchen das Württemberger Land besitzt, so ist diese Wahrung der Denkmalspflege ein um so wichtigerer Schritt der betreffenden Behörden, als trotz aller seitherigen Fürsorge doch auch bei Restaurationen berühmter gottesdienstlicher Gebäude gegen Kunst und Aesthetik tüchtig gesündigt worden ist.

Kleinere Mitteilungen.

ct. **Ein Internationaler Kongreß für Chemie und Pharmacie** wird im Anschluß an die Weltausstellung in Lüttich im nächsten Jahr abgehalten werden. Die Mitwirkung der belgischen Regierung ist bereits gesichert, während die eigentlichen Berufer des Kongresses die Belgische Chemische Gesellschaft und die Pharmaceutische Vereinigung in Lüttich sein werden. Der Kongreß, der Ende Juli tagen soll, wird seine Arbeiten in elf Abteilungen für folgende Gegenstände ausführen; allgemeine Chemie und physikalische Chemie; analytische Chemie, Apparate und Instrumente; industrielle Mineralchemie einschließlich der Metallurgie; industrielle organische Chemie (Zuckerfabrikation, Gärung, Gerberei, Färberei u. s. w.), pharmaceutische Chemie; Chemie der Nahrungsmittel; landwirtschaftliche Chemie und Chemie der Dungstoffe; biologische und physiologische Chemie (Anwendung auf Gesundheitspflege und Bakteriologie); praktische Pharmacie; Gesetzgebung und Standesinteressen, Deontologie. Der Vorsitzende des vorbereitenden Ausschusses für den Kongreß ist Professor Gillinet in Lüttich.

ct. **Eine Stiftung zur Förderung der Rassenhygiene** hat der berühmte Anthropologe Francis Galton der Londoner Universität überwiesen. Ihr Zweck ist, das Studium der Faktoren zu fördern, die die Rasseneigenschaften zukünftiger Generationen körperlich oder geistig verbessern oder verschlechtern könnten. Wer eine Unterstützung aus der Stiftung empfängt, soll während dieser ganzen Zeit verpflichtet sein, sich der Erforschung dieses Gegenstandes zu widmen, im besonderen Untersuchungen über die Geschichte von Volksklassen und einzelnen Familien auszuführen und über die Ergebnisse dieser Arbeiten öffentliche Vorträge zu halten.

* **Freie Stellen für deutsche Auslandslehrer.** Die deutsch-evangelische Schule zu Craiova (Rumänien) sucht sofort einen jungen evangelischen Volksschullehrer, der den Organistendienst versehen kann. 24 Pflichtstunden; Gehalt 1560 Frcs. und ein möbliertes Zimmer mit Heizung im Schulhaus. Reisevergütung 100 Mark, nach drei Jahren die gleiche Summe zur Rückreise. — Die deutsche Realschule zu Madrid sucht sofort einen Mittelschullehrer und einen Volksschullehrer oder zwei Volksschullehrer. Erteilung des naturwissenschaftlichen und mathematischen sowie des Turnunterrichts erwünscht. Gehalt 3000 Pesetas (etwa 1800 M.). Freie Reise, nach drei Jahren freie Rückreise. — Die deutsche Schule in Concepcion (Chile) sucht zum 1. März 1905 einen Lehrer, der als Klassenlehrer den fünften Jahrgang der achtklassigen Schule übernimmt und englisch sprechen und unterrichten kann. Naturwissenschaftliches Interesse erwünscht. Verpflichtung für drei bezw. fünf Jahre. Freie Ueberfahrt von Hamburg nach Talcahuano, dem Hafen von Concepcion. Gehalt 175 bis 200 Pesos monatlich. — Die deutsche St. Petri-Mädchenschule zu Kopenhagen sucht zum Januar 1905 eine geprüfte Lehrerin besonders für Französisch, Rechnen, Deutsch. Gehalt 900 bis 1000 Kronen jährlich (etwa 1080 bis 1120 M.). Später Pensionsberechtigung. — Bewerbungen tüchtiger, gesunder und unbescholtener Lehrkräfte, womöglich mit beglaubigten Zeugnisabschriften, Lebenslauf und Photographie, sind zu richten an den Allgemeinen Deutschen Schulverein, Berlin W. 62, Landgrafenstraße 7, III.

hc. **Bibliotheken.** Der Volontär an der Breslauer Universitätsbibliothek Dr. phil. Wilhelm Rothe ist in gleicher Eigenschaft an die Universitätsbibliothek zu Göttingen übergesiedelt.

Hochschulnachrichten.

H. **Heidelberg.** Der außerordentliche Professor in der hiesigen philosophischen Fakultät Dr. phil. et jur. Hans Scherrer (Geschichte und Soziologie) feierte am 8. Dezember sein goldenes juristisches Doktor-Jubiläum. Die hiesige juristische Fakultät erneuerte ihm aus diesem Anlasse das vor fünfzig Jahren von ihr verliehene Diplom. — Die Geheimräte Prof. Dr. Vincenz Czerny (Direktor der Chirurgischen Klinik) und Prof. Dr. Wilhelm Erb (Direktor der Medizinischen Klinik) wurden zu Ehrenmitgliedern der New York Academy of Medicine ernannt. Professor Dr. Albrecht Kossel (Direktor des Physiologischen Instituts) wurde von der Universität Cambridge zum Ehrendoktor promoviert. — Das Chemische Laboratorium der Universität wurde erweitert durch Einrichtung einer gärungschemischen Abteilung für Unterrichtszwecke.

* **Straßburg.** Auch die hiesige Hochschule wird im Mai kommenden Jahres anläßlich der hundertsten Wiederkehr von Schillers Todestag eine Schiller-Feier veranstalten. Für die Festrede ist Professor Ziegler in Aussicht genommen.

* **Göttingen.** Der Professor der Chemie an der hiesigen Universität Dr. Tammann hat vom Verein Deutscher Ingenieure 5000 Mark zu Versuchen über die Schmelzpunkte der Metallegierungen erhalten.

* **Leipzig.** Das hiesige Universitäts-Laboratorium für angewandte Chemie (Vorsteher Geh. Hofrat Prof. Dr. E. Beckmann), das in St. Louis neue wissenschaftliche Geräte für die Ausführung von Spektralanalysen und die Bestimmung von Molekulargewichten und Präparate ausgestellt hatte, hat einen „Großen Preis“ und die „Goldene Medaille“ erhalten.

* **Berlin.** Am 24. d. M. feiert der ordentliche Honorar-Professor an der hiesigen Universität Dr. Julius Hirschberg sein 25jähriges Jubiläum als Professor. — Dr. med. et phil. Erwin Baur, Assistent am botanischen Institut der Universität, hat sich in der philosophischen Fakultät als Privatdozent habilitiert. (Vergl. Nr. 274.)

* **Von technischen Hochschulen.** An der Technischen Hochschule zu Berlin hat sich Dr. ing. Konrad Arldt für Elektrizitätsanwendung im Schiffbau-Werftbetrieb und Hafenbau habilitiert. — Dr. Georg Frhr. v. Georgievics, Professor für chemische Technologie in Bielitz, wurde an die deutsche Technische Hochschule in Prag berufen.

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Frhr. H. A. v. Esebeck: Die Parforce-Jagd auf Hasen. Unter Benützung englischer Quellen. (Bibliothek für Sport und Bild.) Leipzig, Grethlein u. Co. 209 S. — Italienische Dichter seit der Mitte des 18. Jahrhunderts. Uebersetzungen und Studien von Paul Heyse. (Fünfter Band: Lyriker und Volksgesang.) Stuttgart u. Berlin 1905. J. G. Cotta Nachf. 471 S. — Dr. Georg Biedenkapp: Bahnbrecher des Weltverkehrs. Berlin 1904. Gose u. Tetzlaff. 242 S. — Camille Sabatier, ancien député: Le socialisme libéral au Marcellisme. Paris 1905. V. Giard et E. Brierre. 392 S. — Andrew Balfour: First Report of the Welcome Research Laboratories at the Gordon Memorial College Khartoum. Khartoum 1904. Department of Education, Sudan Government. 83 S. — Dr. phil. Moritz Lindeman: Urbegriffe der Wirtschaftswissenschaft. Dresden 1904. O. V. Böhmert. 248 S. — Masuccio von Salerno. Novellen. Zum ersten Male übertragen von Dr. Paul Sakolowski. Erster Band. Altenburg 1905. Theodor Unger. 173 S. — Fedor Sommer: Ernst Reiland. Roman in drei Büchern. Leipzig 1904. Arthur Cavael. 421 S. — Rocheflamme: Maria von Magdala. Eine historisch-romantische Erzählung. Autoris. Uebersetzung von M. Dietze. Mit Illustration von Ant. C. Barowowski-München. Ebenda 1905. — Fedor Sommer: In der Waldmühle. Roman. Mit dem Bildnis des Verfassers. Ebenda. 246 S. — Hermann Schilling: Begegnungen. Ein Geschichtenbuch. (Erster Band: Jugendsünden eines modernen Idealisten.) Ebenda. 169 S.

Jahrgang 1904. München, Montag, 12. Dezember. Nummer 285.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Deutsches Leben in Südamerika. *)

Von Wilhelm Lacmann.

III.

Vom Itajahy zum Uruguay.

Das Catharinenser Küstengebirge geht nach Westen in ein weites Hügelland über. Diesen Teil von Santa Catharina bedecken ausgedehnte „Campos", d. h. freie, grasbewachsene Flächen, untermischt mit mehr oder minder umfangreichen Waldbeständen, unter deren Baumwuchs die brasilische Fichte, die Pinheire, vorherrscht. Die Campos sind zum Teil natürlichen Ursprungs, zum größeren Teile aber durch Einäscherungen des Urwaldes entstanden, die seit Jahrhunderten das Land nach und nach der Besiedlung erschlossen haben. Das waldfreie Gebiet dient in der Hauptsache der Viehzucht. Neben ihr spielt der Landbau nur eine untergeordnete Rolle. In beschränktem Umfange werden Aepfel, Birnen, Pflaumen, Pfirsiche gezogen. Auch Kartoffeln, Bohnen, Mais, Hafer, Gerste, Weizen und Roggen bringt der Boden hervor. Indessen wird der Hauptbedarf an Weizen und Roggen, ebenso wie der Bedarf an Zucker, Branntwein und Mandiokmehl, durch Einfuhr gedeckt, die in überwiegendem Maße aus Argentinien und Rio Grande do Sul, zu einem geringeren Teile aber auch aus den deutschen Kolonien des Catharinenser Küstenlandes kommt. Einen Ueberertrag erzielt nur der Bau von Tabak, der in Gestalt von Fum-Rollen nach auswärts geht.

Auch in diesem Teile Brasiliens fehlt es nicht an Deutschen. Ihnen bietet das Land gegenüber dem Küstenstriche den Vorzug einer größeren klimatischen Verwandtschaft mit der Heimat: höheren Sauerstoffgehaltes der Luft, geringerer Wärme. Der letztere Umstand zeigt allerdings im Winter seine Schattenseite. Bringt doch der Südwind aus den argentinischen Pampas bisweilen eine recht empfindliche Kälte mit, die den Aufenthalt in den unheizbaren Zimmern der leicht gebauten Häuser etwas ungemütlich machen kann und mir persönlich beim Schreiben dieser Zeilen die Finger steif werden läßt.

*) S. Nr. 259 u. 265 der Beil. d. J.

Geschlossene deutsche Kolonien wie im Gebiet der Küstengebiete gibt es hier nicht. Darum findet sich unter den eingewanderten Deutschen wohl der eine oder andere, der seine Muttersprache halb verlernt hat, unter ihren Nachkommen mancher, der sie überhaupt nicht kennt. Im großen ganzen aber bewirkt die Fühlung der auf dem Hochland ansässigen Stammesgenossen untereinander, wie der Verkehr mit den deutschen Ansiedlungen des Küstenstriches und der ab und zu aus der Heimat eintreffende Nachschub, daß der Deutsche des Catharinenser Westens seine Zugehörigkeit zu dem Muttervolke nicht vergißt. So trifft denn der Fremdling aus dem Reiche unter den Grundbesitzern des Kamplandes, den großen Fazendeiros sowohl wie den Inhabern der kleineren Güter, und nicht minder unter den Gewerbetreibenden und Handwerkern der Städte allenthalben Leute, die ihn in den lieben Lauten der Muttersprache und mit der vertrauten Anrede „Landsmann" begrüßen. Bisweilen begegnet er wohl auch einem Paar dieser Landsleute, das in ihm den fehlenden Dritten erkennt, und ihm, wenn er wie ich das Unglück hat, ein schlechter Skatspieler zu sein, in dem edlen deutschen Nationalspiel aller Stammesgenossenschaft zum Trotz schweres Geld abnimmt. Und wer einmal an der abendlichen Tafelrunde in Heidrichs Gasthaus zu Lages teilnimmt, der kann erfahren, daß auch hier im fernen Westen deutsches Bier und deutscher Humor gedeihen.

Vielleicht wird es den Leser interessieren, etwas über die Lebensverhältnisse zu erfahren, in deren Mitte der vom Stamme gerissene Zweig unseres Volkstums seine Wurzeln geschlagen hat.

Was dem Reisenden an einem fremden Lande naturgemäß zuvörderst in die Augen fällt, das sind seine Verkehrszustände. Die des Westens von Santa Catharina stehen auf sehr ursprünglicher Stufe. Noch harrt das allmählich kultursehnsüchtig gewordene Hochland des Tages, an dem die Campos zum erstenmal den Pfiff der Lokomotive hören sollen, den der Lagunenser „Commercio" als den **„mais bello dos hymnos"**, die schönste der Hymnen, preist. Selbst Landstraßen fehlen innerhalb des Kampgebietes vollständig; nur Pfade, die der Huf getreten hat, durchziehen das Land. Was aber die sogenannten „Straßen" angeht, die das Kampgebiet mit dem Küstenstriche verbinden, so sind auch sie, mit Ausnahme der Wegelinie zwischen Tubarao und Sao Joaquim, nach unseren Begriffen überhaupt nicht als Straßen zu bezeichnen. Nur in allernotdürftigster Weise erschließen sie das Gelände. An einen Wagenverkehr ist bei der Anlage und dem Zustand dieser Wege gar nicht zu denken. Auf dem Kamp selbst dienen plumpe, zweiräderige Ochsenkarren zur Beförderung von Lasten auf kurze Entfernung. Im übrigen wird der ganze Güterverkehr des Santa Catharinenser Hinterlandes durch „Truppen" besorgt, die etwa den Handelskarawanen des Orients entsprechen. Sie bringen den Ueberertrag des Kampes, vor allem große Herden von Pferden, Maultieren, Rindvieh, Schweinen nach auswärts, oder holen den Warenbedarf des Hochlandes heran. Die Beförderung der Lasten geschieht durch Saumtiere. Hierzu dienen durchweg Mulen, seltener Pferde, die weniger Ausdauer besitzen als jene. Die Ladung wird in zwei rindsledernen Säcken oder Körben aus Rohrgeflecht gleichmäßig verteilt und auf einem mit Aufhängepflöcken

versehenen Tragebock befestigt. Das Durchschnittsgewicht, das ein in dieser Weise bepackter Esel trägt, sind sechs Aroben, d. h. etwa neunzig Kilogramm. Jede Truppe ist mit einem Zelt, sowie mit Lebensmitteln — getrocknetem Fleisch, Speck, Bohnen, Farinha, Kaffee, Zucker — versehen. Denn Herbergen finden sich hierzulande selten.

Wie sich unter solchen Verhältnissen eine Reise im Innern Brasiliens gestaltet, mag die Beschreibung eines Rittes von Blumenau nach Lages veranschaulichen.

*

Länger, als meine Absicht gewesen war, hatte ich in Hammonia weilen müssen. Denn es war ein Landregen eingetreten, der kein Ende nehmen wollte. Mochten sich am Abend die Witterungsanzeichen all meiner europäischen Erfahrung nach so günstig gestalten wie sie wollten — ich war sicher, beim Erwachen in ein rieselndes Grau zu blicken. Lockte mich aber einmal ein sonniger Morgen in den Wald, dann wurde ich gewiß noch vor der Mittagszeit von einem Platzregen überfallen. So unberechenbar demnach unsereinem das brasilische Wetter erscheint, so bewunderungswürdig ist die Bestimmtheit, mit der die Einheimischen ihre Prognose stellen. Diese ist in den meisten Fällen verkehrt. Daher ließ ich es mich wenig anfechten, daß man mir wochenlange Regengüsse weissagte, als ich endlich an einem halbwegs klaren Nachmittag die Hansa-Siedlung verließ. Ueber die weitausschauende Höhe zwischen Taquaras- und Cocho-Gebiet ging mein Weg ins Tal des Hauptlaufes des Itajahy, dann mit der Fähre hinüber aufs rechte Ufer des Stromes und weiter an der halb kahlen Kuppe des Morro Pelado vorbei den roten Porphyrfelsen des „Bugerkopfes" entgegen. Abends erreichte ich die Ortschaft Bugerbach. Dort traf ich zwei Deutsche, mit denen zusammen ich meine Reise nach Lages fortsetzte.

Meine Begleiter brachen am folgenden Morgen zeitig auf; ich hatte noch einige Reisevorbereitungen zu erledigen und folgte ihnen erst einige Stunden später nach. Ich ritt den gestern durchmessenen Weg zurück bis zur Fährstelle, tat mit dem mir gut bekannten Fährmann einen Abschiedstrunk und folgte dann dem Hauptstraßenzuge, der den Westarm des Itajahy begleitend die Höhe des Subidaberges hinansteigt. Der Weg ist der beste, den ich bis jetzt in Santa Catharina gefunden habe. Der Grund hiervon liegt einmal in dem ziemlich geringen Wagenverkehr dieser wenig bewohnten Strecke, auf der anderen Seite in der Kieshaltigkeit des Bodens; sie bewirkt, daß die Straße den Einflüssen der Witterung einen stärkeren Widerstand entgegensetzt, als die anderwärts auf reiner Lehmerde gebauten Wege, deren Zustand oftmals Fuhrmann, Reiter und Fußgänger in helle Verzweiflung bringt. In einer Unzahl langer Schleifen und kleinerer Krümmungen zieht die Subidastraße gleichmäßig aufwärts. Dann und wann führt eine stark gemauerte Brücke über einen der brausenden Bergbäche, die durch scharf eingeschnittene Felsschluchten in steilem, bisweilen senkrechtem Gefälle zu Tale eilen. Da und dort auch bietet sich eine weite Aussicht in lichte, sonnige Ferne oder jäh hinunter in die Wasser des Itajahy, die weißschäumend aus blau beschatteter Tiefe hervorleuchten. Auf der Höhe des Subidaberges angekommen, zieht die Straße im Wechsel von mäßigem Bergauf und Bergab weiter, um sich schließlich wieder der Talsohle zuzusenken. Kurz nach mittag hatte ich meine Gefährten eingeholt und gegen Abend trafen wir gemeinsam an dem Anwesen von Heinrich Schröder ein. Dort blieben wir über Nacht.

Ziemlich zeitig fand am nächsten Morgen der Aufbruch statt. Die gute Straße, deren wir uns gestern erfreut hatten, hörte bald auf und der Weg begann in eine typisch-brasilische Gestalt überzugehen, deren man mit eigenen Augen ansichtig geworden sein muß, um sich einen Begriff von ihr zu machen. Gegenwärtig zumal befand sich der eben vergangenen langen Regenzeit halber der Zustand des Weges noch ein gut Stück unter seinem Durchschnittswert. Fast möchte ich an dem Unterfangen verzagen, ihn zu schildern. Bis über die Knie watet das Pferd durch den Schlamm. Er ist bisweilen auf lange Strecken durch eine Art von Schwellen fester Erde unterbrochen, über welche die Tiere mit langen Schritten hinwegtreten. Jetzt plötzlich sinkt der Gaul mit der rechten Seite bis zum Bauchgurt in den Morast. Eine gewaltige Anspannung der Sehnen, ein Ruck — der Reiter glaubt sich befreit. Nein! Jetzt bricht die ganze Vorderhand in eine „Pantane", eines der tückischen Sumpflöcher. Vielleicht bringt eine wiederholte Anstrengung das Tier frei. Vielleicht auch nicht. Verliert auch die Hinterhand in dem durchweichten Boden den Halt, so sitzt der Gaul fest. Namentlich bei den Lastеseln und -pferden kommt dies oft genug vor. Dann gilt es für die Tropeiros, das Tier mit den Lassos aus dem Sumpfe zu befreien, und oft dauert es stundenlang, bis die ganze Truppe eine derartige Wegestelle passiert hat. Auch kommt es wohl vor, daß ein müdes Tier überhaupt nicht mehr aus der Pantane herauskommt und elend verhungern muß. Wir selbst begegneten einer Truppe, die eben eines ihrer Tiere über und über mit Schlamm bedeckt und zu Tode erschöpft aus dem Sumpfe hervorbrachte. Wir saßen ab, schlugen am Waldrande eine Anzahl Zweige und bereiteten damit einen halbwegs festen Uebergang, an dem unsere Tiere samt und sonders ausbrachen, um sich mitten in den Morast hinein und merkwürdigerweise ohne unseren Beistand wieder heraus zu arbeiten. An anderen Stellen ist der Weg von tiefen Längsfurchen durchzogen, vor deren Rändern der Reiter seine Füße schützen muß. Doch das will nicht viel bedeuten. Jetzt aber kommt eine Strecke, an der Menschenwitz der unvernünftigen Natur zu Hilfe gekommen ist. Ein Knüppeldamm. Was diesen hochtrabenden Namen führt, ist ein Gemisch von grundlosem Schlamm und kreuz und quer liegenden Holzscheitern, die den Gaul mit jeglicher Form komplizierter Beinbrüche bedroht. Schon atmet der Reiter, der seine sämtlichen Pferde- und Menschenknochen heil über das Hindernis hinweggebracht hat, erleichtert auf. Da harrt seiner eine neue Probe: eine halbverfallene Brücke, deren verdächtige Stellen er des überdeckenden Schlammes wegen nicht zu erkennen vermag. Und so geht es weiter: Pantanen, Knüppeldämme, Brückenruinen; Brückenruinen, Knüppeldämme, Pantanen. Gesellt sich zu alledem noch ein anhaltender Rieselregen, wie er uns am Nachmittag unseres zweiten Reisetages vom Himmel beschert ward, so könnte dabei ein Quäker das Fluchen lernen.

Am frühen Vormittag hatten wir den Südarm des Itajahy unweit seiner Einmündung in den Westarm auf einer Fähre gequert, um die Mittagszeit überschritten wir den Trombudo und gegen Abend den Bragatingo. Nicht weit davon liegt eine der grasbewachsenen Lichtungen, wie sie da und dort in den Wald geschlagen sind, um den reisenden Truppen als Lagerplätze zu dienen. Hier schlugen wir, immer noch bei rieselndem Regen, unser Zelt auf. Bald bargen seine wasserdichten Wände unser Sattelzeug und die Ladung des mitgeführten Lastesels. Dürres Holz war schnell gesammelt, und als wir aus dem trockenen Zeltinnern ins behagliche Lagerfeuer schauten und dem Brodeln des mit Speck und schwarzen Bohnen gefüllten Kochtopfes lauschten, waren die Mühsale des Tages aufgewogen. Unsere Tiere hatten wir, wie dies hierzulande allgemeiner Brauch, frei laufen lassen, damit sie sich ihr Futter suchten. Dem den Tieren etwa innewohnenden Bestreben, nach ihrem früheren Weideplatze zurückzukehren, läßt sich hier im dichten Walde leicht ein Hemmnis entgegensetzen, indem man den hinteren Wegausgang mit Baumstämmen und Aesten verrammelt. Zeitig streckten wir uns auf die Lager, die sich aus dem brasilischen Sattelzeug vortrefflich herstellen lassen. Der niedere, nach unten gleichmäßig abschneidende Sattelbock bildet das Kopfkissen, die Leder- und die Tuchunterdecke nebst dem Fellbeleg des Sattelrückens gibt das Unterbett ab, und der wollene Poncho dient als Bettdecke.

Mit dem Morgengrauen waren wir munter. Jetzt ist für den Reisenden die gefährlichste Zeit. Denn die Indianer des brasilischen Urwaldes, die „Buger", führen ihre Ueberfälle meist mit beginnendem Tage aus. Solche Ueberfälle kommen dann und wann, wenn auch nicht eben

häufig, vor. An ihre Opfer erinnert eine Anzahl von Kreuzen, die späterhin an unserem Wege oder unweit davon zu sehen sind. Offenen Angriff wagt der Buger selten oder nie. Denn vor der Feuerwaffe hat er eine heillose Furcht. Er weiß seinen Hinterhalt so geschickt zu wählen, daß der Bedrohte, dessen Aufmerksamkeit ohnehin schon durch den schlechten Weg in Anspruch genommen ist, die Gefahr meist nicht zu erkennen vermag und dem langen, gefiederten Pfeil wehrlos zum Opfer fällt. Gewöhnlich ist auch gar nicht festzustellen, welchem Stamm der eine oder andere Ueberfall zur Last zu legen ist, ob den Botokuden der Wälder von Santa Catharina oder den Coroaden, denen im Staate Parana von der Regierung Ländereien zugewiesen sind, die jedoch dann und wann weite Jagd- und Fischzüge unternehmen. Infolge der Gefahr, die von den Indianern und übrigens auch von seiten mancherlei anderen Gesindels droht, reist hierzulande niemand unbewaffnet. Der Tropeiro führt stets Säbel oder Waldmesser und Revolver am Gurt. Auch ist jede Truppe von wachsamen Hunden begleitet. Beginnen sie zu winseln und sich zu den Menschen zu drängen, so deutet dies darauf hin, daß Indianer in der Nähe sind. Ein Anzeichen hiervon soll auch das sein, daß Pferde und Esel sich sträuben, vorwärts zu gehen.

Der uns begleitende Knecht trieb die Tiere zu dem Zelte zusammen. Es war dies bald geschehen. Denn Pferde und Mulen halten sich, dem ihnen innewohnenden Herdentriebe folgend, beieinander, und dafür, daß sie leicht zu finden sind und sich keines von den Tieren in der Dunkelheit verläuft, sorgt die am Halse eines Leittieres, der „Madrinha" angebrachte Glocke. Die Madrinha ist in der Regel eine Pferdestute, da die Maultiere an diese eine besondere, merkwürdige Anhänglichkeit besitzen, die sie selbst bei der lieblosesten Behandlung von der Gegenseite bewahren. Auch das Einfangen der Pferde und Mulen geht im allgemeinen mühelos von statten. Denn die einmal gezähmten brasilischen Tiere sind sehr ruhiger Gemütsart. Sowie nur ein Lederriemen über ihren Hals fällt, bleiben sie stehen. Es entspringt diese Gewohnheit der unliebsamen Erinnerung an den Lasso, die Lederschlinge, mit der das Tier einst in den Tagen seiner Wildheit eingefangen wurde.

Bereiten und Verzehren des Morgenfrühstücks, Abbauen des Zeltes, Bepacken des Lasttiers und Satteln, das alles war in einer guten Stunde erledigt, und wir ritten unseres Weges weiter. Der Regen hatte über Nacht aufgehört. Zwischen den weißen Frühnebeln begann der blaue Himmel zu schimmern, und bald fiel durchs dunkle Gezweig lichter Morgensonnenschein und sprühte seine goldenen Tropfen über eine Landschaft voll wilder Pracht. Zu unserer Seite gähnt die finstere Schlucht des Timbé. Dichter Wald bedeckt ihre jähen Abstürze und verbirgt unserem Auge die Wasser des drunten strömenden Bergbaches, den nur ein dumpfes Brausen, aus düsterer Tiefe heraufdringend, verrät. Der Pfad war in verhältnismäßig gutem Zustande, doch schmal, und da und dort wußte der eine meiner Reisegefährten, der in Lages heimisch ist, Stellen zu zeigen, an denen Tiere in den Abgrund gestürzt waren. Nachdem wir die Timbé-Schlucht durchschritten hatten, führte unser Weg in geringen Steigungen und Senkungen auf einem südwestwärts ziehenden Kamme weiter. Vor uns erschien im Waldrahmen der stumpfe Kegel des Morro do Funil, des „Trichterberges", als erstes Wahrzeichen der Serra Geral, deren Höhe wir am nächsten Tage ersteigen sollten. Der Weg ist jetzt wieder sehr breit und sein Zustand ebenso elend wie auf der gestern durchmessenen Strecke.

Die Ansiedelungen sind spärlich geworden und gehören meist Brasilianern. Es ist dies gewöhnlich schon auf den ersten Blick zu erkennen. Man wird in den älteren Kolonien selten fehlgehen, wenn man aus einem freundlich aussehenden Steinbau auf einen deutschen, aus einem dürftigen Holzhaus auf einen luso-brasilischen Besitzer schließt. Der Gegensatz zwischen dem Inneren der Wohnungen spiegelt gleichfalls einen auffallenden Vorzug deutschen Wesens. Es ist der Sinn für Ordnung und namentlich für eine gewisse Behaglichkeit des Daseins, welch letzterer Begriff dem Brasilianer ebenso wie seiner Sprache ganz und gar zu fehlen scheint. Auch die Reinlichkeit, die durchweg in den deutschen Behausungen herrscht, ist anzuerkennen, wenngleich nicht geleugnet werden soll, daß sich Ausnahmen finden, die bemüht sind, die Regel mit Nachdruck zu bestätigen.

Am Poso Sincero hielten wir eine mehrstündige Mittagsrast. Kurz darauf durchritten wir den Bombas-Fluß und erreichten noch am frühen Nachmittag den Poso Redondo, eine weite, sonnige Lichtung, umgeben von sanften Hügelzügen, auf denen schlanke Pinheiren die dunklen, tellerförmigen Kronen erheben. Gestern schon, bevor wir den Trombudo überschritten, hatten uns die ersten dieser brasilischen Fichten begrüßt und neben dem jetzt selteneren Auftreten der Palme den Uebergang des Pflanzenwuchses der Küste in den des Hochlandes verkündet. Inmitten des Poso Redondo liegen zwei stattliche deutsche Ansiedelungen, die von Knoblauch und Peters. Bei Knoblauch brachten wir die Nacht zu. Vor nicht gar langer Zeit hatten die Indianer dem Anwesen einen Besuch abgestattet und einige Stück Vieh geschlachtet und verzehrt. Noch jetzt steht in der Nähe des Hauses ein aus Taquara-Rohr gefügter Rancho, der von den Wilden bei jener Gelegenheit gebaut worden war.

Der folgende Tag brachte einen ziemlich anstrengenden Fußmarsch, zu dem wir uns mit Rücksicht auf unsere Tiere entschlossen; denn der Weg war schlechter, als auf irgend einer Strecke zuvor. Wir durchschritten fünfmal den gewundenen Lauf des Bombinhas, um darauf den steinigen Hang der Serra das Pedras hinanzuklimmen. Nachdem ihr Kamm überwunden war, begann der Anstieg zur Serra Geral, der vordersten Staffel in dem Abfall des westlichen Hochlandes zum Küstengebiet.

Näher und näher rückte der Höhenrand und der Gipfel des Morro do Funil heran. Lichter und lichter ward es um uns her und freier, immer freier der Blick. Sie sind schön, die waldbedeckten Täler des Catharinenser Küstenlandes, märchenhaft schön. Aber je länger ich in dem Urwald weilte, um so mehr begannen seine unergründlichen Tiefen mit allen ihren Wundern gleich einem unheimlichen Zauber auf mir zu lasten, und oft erschienen mir die Sonnenstrahlen, die nur tropfenweise durchs Düster der Wipfel sickern, wie ein Gruß aus einer froheren Welt. Jetzt aber kam es mir vor, als strebte ich aus dem Dunkel empor zu Licht und Freiheit. Schon grüßte in unserem Rücken der Subidaberg, schon stieg in sonniger Luft Gipfel an Gipfel empor. Jetzt war die Höhe erreicht, und wie wir uns umwandten, schweifte das Auge weit hinaus in blaue Ferne, hinüber zu den scharf umrissenen Gipfeln des Tajó und des Espigao, den vielgestaltigen Kuppen und Rücken von Dona Franzisca und Paraná.

Und zu alledem kam, daß uns eine auf der Höhe der Serra liegende kleine Vende Gelegenheit gewährte, uns mit einer Flasche des edlen Zuckerrohrschnapses zu versehen. Denn der unserige, den wir in einem der landesüblichen mächtigen Kuhhörner mitgeführt hatten, war unterwegs verloren gegangen. Wir saßen wieder auf. Vor uns dehnte sich eine weite, freie Mulde, von sanften, bewaldeten Hügelzügen umrahmt. Mein Gaul sprang zu einem munteren Galopp an; das Landschaftsbild mochte in ihm heitere Erinnerungen an den sonnigen heimischen Kamp erwecken. Am Fuße des Morro do Funil, der jetzt nur noch als Hügel erschien, schlugen wir unser Zelt auf, und bald stiegen bläuliche Rauchwolken zum dunkelnden Abendhimmel empor, an dem eben die ersten Sterne in rötlichem Glanz erblinkten.

Es wurde eine kalte Nacht. Als wir am Morgen aufstanden, lag über dem Lande ein weißer Reif, der erst den Strahlen der hell aufgehenden Morgensonne wich. Unser Weg gab bald seine bisherige vorwiegend westliche Richtung auf und wandte sich nunmehr nach Süden. Er führte durch eine Menge scharfgeschnittener, meist von kleinen Bächen durchströmter Schluchten. Mindestens zwanzig an der Zahl, folgten sie von morgens bis abends unaufhörlich auf einander. Ihre Gefälle sind außerordentlich steil, so daß ich oftmals erstaunt war, ohne Hals- und Beinbruch

auf der jenseitigen Höhe angelangt zu sein. Die Ruhe, mit der die brasilischen Tiere nahezu senkrechte Hänge hinunter und hinauf klettern, die Sicherheit, mit der sie in Querrichtung über geneigte, glatte Felsplatten weggehen oder unebene, von tiefen Löchern durchsetzte Flußbette überschreiten, ist geradezu bewundernswert. Trotzdem wäre mein Gaul einmal bei einem Haar kopfüber gegangen; ohne sein Verschulden, denn die Erdscholle, an der er Halt suchte, gab unter dem Hufe nach. Durch einen geschickten Sprung halb zur Seite gewann das Tier wieder den Boden.

Nachmittags kamen wir an den Rio das Canoas, einen der beiden Quellflüsse des Uruguay. Von der anderen Seite traf gerade eine Truppe mit jungen Mulen ein. Die Tiere ließen sich, ohne große Schwierigkeiten zu machen, ins Wasser treiben, daß sie flott durchschwammen, um sich darauf am diesseitigen Ufer bei unseren Tieren zu sammeln. Wir überschritten den Fluß auf einer Drahtseilfähre.

Unser Weg führte teilweise über freies Grasland, den sogenannten „Kamp", vorwiegend aber noch durch Wald. Unter seinem Baumwuchs überwiegt die Pinheire. Sie bildet hier — anders als ich dies zwischen Sao Bento und Rio Negro gesehen hatte — vielfach allein den Baumbestand der Wälder. An Palmenarten findet sich die niedrige Butiá, neben der die hochstämmige Coqueire nur noch ganz vereinzelt auftritt. Ziemlich häufig kommt der Baumfarn mit dem auf dem Stamme aufsitzenden zierlichen Blätterstrauße vor. Auch dem Matebaum begegneten wir. In reicher Fülle gedeiht das Pitinga-Rohr, dessen schwanke, elegant gekrümmte Stengel sich vielfach zu dichten, buschähnlichen Beständen zusammentun. Oftmals mußten wir mit dem Waldmesser den Weg von seinen überhängenden Ranken freischlagen.

Erst der Marsch des folgenden Tages führte uns ins freiere Kampland hinaus. Weite Ausblicke auf langgestreckte Hügelketten taten sich dem Auge auf. Ueber den Kamp zerstreut liegen Gutshäuser, umgeben von steinummauerten Höfen, die zum Eintreiben des Viehes dienen. Dieses schweift für gewöhnlich frei auf der Weide umher; allenthalben sehen wir Herden von Pferden, Maultieren, Rindern, Schweinen ihr Futter suchen. An die Gehöfte stoßen meist kleine Gärten mit Pflaumen-, Apfel-, Birn- und Pfirsichbäumen, deren zartfarbige Blüten ein wirkungsvolles Widerspiel zu dem düsteren Pinheiren-Hintergrunde bilden. Hier und dort zeichnet sich eine Reitersilhouette von der Landschaft ab. Sie bieten ein malerisches Bild, diese Kampreiter mit dem metallfunkelnden Sattel- und Zaumzeug, dem breitkrempigen Hut, der kühn von den Schultern flatternden fransengeschmückten Palla.

An vielen Stellen stiegen Rauchwolken in die Luft. Denn es ist jetzt die Zeit des Kampbrennens, das alljährlich gegen Wintersende vorgenommen wird. Man brennt umschichtig jeweils die eine Hälfte der Grasbestände nieder, während die andere als Weide für die nächste Zeit bleibt. —

Ein bekanntes Geräusch tönte plötzlich an mein Ohr — das Schwirren eines vor meinem Gaul aufgehenden Rebhuhns. Dieses Wild ist auf dem Kamp ziemlich häufig, liegt aber stets einzeln oder paarweise, niemals, wie bei uns, in Ketten; die jungen Hühner sollen gleich nach dem Verlassen des Eies von der Henne weglaufen. Einmal begegneten wir auch einem Rebhühnerjäger. Er ging dem Weidwerk zu Pferde nach, denn kein Mensch legt hierzulande größere Entfernungen zu Fuße zurück. Gegenwärtig aber war der Mann gerade abgesessen und folgte seinem Hund, einem Hühnerhund deutscher Rasse, der tief geduckt anzog. Daß das Tier dabei von seinem Herrn durch zarte Tritte mit dem gespornten Fuß gelenkt und zu erhöhtem Eifer angeregt wurde, erschien mir fremdartig und verschieden von allem, was ich bis dahin an weidmännischen Gebräuchen habe kennen lernen. Ob die eigentümliche Suche einen Erfolg erzielt hat, vermag ich nicht zu sagen, obgleich ich geraume Zeit auf ihr Ergebnis gewartet habe.

Wir hatten heute einen langen Ritt. Gegen sechs Uhr morgens waren wir aufgebrochen und es war bereits Nacht, als wir in der Stadt Lages eintrafen. Ihre einstöckigen Häuser, die flach gegiebelten niedrigen Dächer, die geraden und unverhältnismäßig breiten Straßen, dazu der Anblick der armseligen Talglichter, die hier und da in den Wohnungen brannten, das alles machte einen unglaublich öden Eindruck. Ich kam in eine ordentlich unbehagliche Stimmung, die erst wich, als uns in Heidrichs Gasthaus ein fröhlicher Kreis deutscher Landsleute aufnahm.

Das Tageslicht enthüllte neue Schatten des Stadtbildes: halbverfallene Hauswände, aus denen morsches Balkenwerk hervorschaut; glaslose, nur durch Läden verschließbare Fensterluken; ärmliche Kramläden; ein Theatergebäude, das mit seinen zerbröckelten Mauern und zerbrochenen Fenstern die traurigste Spezies von Musentempel darstellt, die ich je gesehen; dazu zerlumpte Negerschönen, die sich zu unterschiedlichen Zwecken auf der Straße umhertreiben. Doch ist ein beginnendes Emporstreben der Stadt nicht zu verkennen. Allenthalben wird rüstig an der Besserung der Stadtstraßen gearbeitet. Hier und dort sind stattliche Gebäude im Entstehen begriffen oder bereits erstanden. Zu letzteren gehört die stattliche Munizipalkammer und das Franziskanerkolleg Sao José. Seine Angehörigen, die zumeist aus Deutschen bestehen, erwerben sich, ebenso wie der Orden der Schwestern „zur heiligen Vorsehung", durch Erteilung von Schulunterricht ein unbestreitbares Verdienst um die Einwohnerschaft.

Es ist der Geist des Fortschritts, der die kleine Kampstadt durchweht, der nämliche Geist, der sich nach und nach in ganz Brasilien mächtig regt und nicht zum mindesten an dem deutschen Element des Landes seinen Träger hat.

Zur historischen Geographie.

Es ist noch nicht allzu lange her, daß die Geographen angefangen haben, die historische Geographie als eine Disziplin ihrer Wissenschaft anzuerkennen. Das hat seinen guten Grund. Denn in der Regel verstand man früher unter der historischen Geographie kaum etwas anderes als eine von geschichtlichen Gesichtspunkten aus entworfene Staatenkunde. Im Gegensatz zu dieser Auffassung sieht Wilhelm Götz in seiner kürzlich erschienenen Historischen Geographie[1]) es als seine Aufgabe an, „die wechselnden Zustände der gesamten Erdoberfläche aufzuzeigen, soweit der Mensch zu ihnen Beziehungen hat und sich vergleichbares Material findet". Somit lehnt er es nicht nur ab, der territorialen Entwicklung der einzelnen Staatengebilde nachzugehen, er verzichtet auch darauf, die Veränderungen der Erdoberfläche bis über die Zeiten hinaus zu verfolgen, in denen der Mensch zuerst anfing, das landschaftliche Bild seiner Umgebung umzugestalten. Den interglazialen Menschen glaubt er nicht mehr berücksichtigen zu dürfen und weist der Geologie sein Zeitalter als Forschungsgebiet zu. Man wird Götz hierin beistimmen müssen. Denn der auf jener tiefsten Kulturstufe stehende Mensch wurde in kaum geringerem Maße als das Tier von den Naturgewalten beherrscht und war wohl kaum imstande, irgend welchen Einfluß auf den landschaftlichen Charakter seiner Umgebung auszuüben.

Die historische Geographie hat es, wie der Verfasser weiter ausführt, mit der wechselnden Gestaltung der ganzen Erdoberfläche zu tun. Aus einer solchen Voraussetzung ergeben sich aber gewisse Schwierigkeiten: soll dieser Raum als eine Einheit aufgefaßt und sollen demnach die in einer bestimmten Oertlichkeit zu einer bestimmten Zeit vorgekommenen Veränderungen im Zusammenhang mit den gleichzeitig in allen übrigen Gegenden der Erde etwa eingetretenen gleichartigen Erscheinungen erörtert werden? Eine solche vergleichende Behandlung des Stoffes würde

[1]) XIX. Teil des von Maximilian Klaar herausgegebenen Werkes. Die Erdkunde. Eine Darstellung ihrer Wissensgebiete, ihrer Hilfswissenschaften und der Methode ihres Unterrichtes. Leipzig und Wien 1904, Franz Deuticke.

sich schon deshalb als unmöglich herausstellen, weil es bezüglich ausgedehnter Räume an vergleichbarem Material fehlt. Dazu kommt ein anderes Moment, das als nicht minder beachtenswert erscheint. Da die Wechselbeziehungen zwischen dem Menschen und dem von ihm besiedelten Boden je nach den körperlichen und geistigen Anlagen, nach der sittlichen Entwicklungsstufe des betreffenden Volkes und auch nach der natürlichen Beschaffenheit und Lage des Landes sich in einem bestimmten Zeitraum nicht in überall gleichem Maße gestaltet haben, so würde eine nur einigermaßen befriedigende Periodisierung geradezu unmöglich sein. Götz entscheidet sich somit für eine historische Länderkunde.

Aber auch innerhalb dieses festen Rahmens ergaben sich noch manche Schwierigkeiten. So mußte der Verfasser mit Rücksicht auf Umfang und Beschaffenheit der Quellen und der Literatur es sich versagen, jede einzelne Veränderung in ihrem gesamten Werdegang nachzuweisen; er zog es daher vor, „gleichsam verschiedene Querschnitte durch den emporgewachsenen Baum der einzelnen geographischen Landesgeschichte" vorzunehmen, d. h. „von einzelnen Halt- und Wendepunkten aus wird überschaut, inwiefern und wodurch seit dem Ende des nächstvorhergehenden Teilabschnittes das Aussehen, sonstige Natureigenschaften und die durch beides hauptsächlich bestimmte Bedeutung des Landes sich änderten."

Die aus einer solchen Betrachtungsweise sich ergebende Gliederung in Perioden hat aber auf den ersten Blick für den Geographen insofern etwas Unbefriedigendes, als sich diese Einschnitte mit den Wendepunkten in der Geschichte der in Frage kommenden Völker decken: es würde also die historische Geographie hierdurch in ein unliebsames Abhängigkeitsverhältnis zur Völkergeschichte treten. Götz weist indes diese Vorstellung als irrig zurück, denn die Entwicklung der wirtschaftlichen Kultur eines Volkes, soweit letztere in der Veränderung der Erdoberfläche durch den Menschen in die Erscheinung tritt, hält in der Regel ziemlich gleichen Schritt mit der politischen Geschichte, und es bedeutet keine Beeinträchtigung des geographischen Charakters der historischen Erdkunde, wenn diese die Völkergeschichte durch „Beleuchtung ihres Schauplatzes" fördert.

Von diesen Gesichtspunkten ausgehend, versucht der Verfasser seine Aufgabe zu lösen. Leider lag es nicht in seiner Hand, dem Werke eine größere Ausdehnung zu verleihen. So mußte er nicht nur auf lebendige Landschaftsschilderungen verzichten, es ließ sich nicht einmal ermöglichen, ganz Europa vorzuführen; ja vielfach war es ihm nur vergönnt, die nötigsten Umrisse zu zeichnen, wo er gern ein vollständiges Bild entworfen hätte. Dafür findet sich aber auf der anderen Seite des Guten und Anregenden so viel in seinem Buche, daß man über diesen Mangel gern hinwegsieht und sich auch durch die hier und da mituntergelaufenen kleineren Versehen die Freude an dem schönen Werke nicht verderben läßt.

Einen weiteren Umfang hat der Begriff der historischen Geographie in Konrad Kretschmers Historischer Geographie von Mitteleuropa.[2]) Auch er findet zunächst das Wesen dieser Disziplin in der Erörterung „der Beziehungen der Erdoberfläche zur Kulturwelt der Menschen im Verlaufe der geschichtlichen Entwicklung" und betrachtet diese Beziehungen als Ergebnisse eines bestimmten Entwicklungsprozesses, ohne aber diesem selbst in seinen einzelnen Phasen auf Schritt und Tritt nachzugehen. Demgemäß wählt er gewisse Ruhepunkte, von denen aus er die historisch-geographischen Zustände Mitteleuropas überschaut. Schon hier steht Kretschmer mit seinen Ansichten über den Charakter der historischen Geographie nicht selten im Widerspruch zu den von Götz vertretenen, aber grundsätzlich verschieden ist der Standpunkt beider bezüglich der Berücksichtigung der rein politischen Geographie. Nach Kretschmer, der sein Buch zunächst für den Historiker geschrieben hat, ist sie ein integrierender Teil der historischen Geographie so gut wie die physische und die Kulturgeographie, während sie bei Götz nicht selbständig, sondern nur im Zusammenhang mit den übrigen Faktoren zur Geltung kommt. Zur Begründung dieser Auffassung führt er ein Beispiel an: er weist auf die Bedeutung der großen Ströme für das wirtschaftliche Leben Deutschlands hin und meint, die territoriale Zersplitterung der früheren Jahrhunderte habe es zu keiner genügenden Ausnutzung dieser natürlichen Verkehrswege kommen lassen. Daraus zieht er den Schluß, daß eine fortwährende Rücksichtnahme auf die jeweiligen historisch-politischen Ereignisse und Zustände unumgänglich notwendig sei, um die günstige oder auch ungünstige Beeinflussung geographischer Faktoren durch jene darzulegen und weiterhin zu zeigen, wie die Gruppierung und gegenseitige Abgrenzung der staatlichen Gebilde nicht minder fördernd oder hemmend auf die Entwicklung der wirtschaftlichen Kultur eingewirkt haben als große historische Ereignisse.

Kein Mensch wird bezweifeln, daß die genannten Momente in einzelnen Fällen von großer Tragweite bezüglich der wirtschaftlichen Entwicklung der Völker gewesen sind, aber das berechtigt doch kaum zu einer eingehenden selbständigen Behandlung der territorialen Verhältnisse der Staaten, zu einer Aufzählung ihrer einzelnen Gebietsteile mit einer mehr als reichlichen Zugabe von allerhand historischen und genealogischen Notizen und Erörterungen in einem Werke, das eine historische Geographie sein will.

Im übrigen zeugt der reiche Inhalt des Buches von emsigem und verständnisvollem Studium einer höchst umfangreichen und ihrem Werte nach recht ungleichmäßigen Literatur. Nach einer meist methodologischen Erörterungen gewidmeten Einleitung folgt als Grundstock des ganzen Werkes die physische Geographie Mitteleuropas auf historischer Grundlage, ein trefflicher Abschnitt voll lehrreicher Ausführungen, eine wahre Schatzkammer. Den weitaus größten Teil des Werkes machen die Abschnitte aus, die der Darstellung der politischen und der Kulturgeographie gewidmet sind. Zunächst äußert sich der Verfasser über die in Betracht kommenden Verhältnisse während des Altertums, ohne jedoch die prähistorische Zeit zu berücksichtigen, dann setzt er die, wie mir scheint, völlig zweckentsprechend gewählten Jahre 1000, 1375, 1550, 1650 und 1770 als Haltepunkte fest, um von da aus die Zustände nach den erwähnten Seiten hin zu überschauen; bei der Bedeutung der kirchlichen Faktoren im Mittelalter mußte auch der kirchlichen Geographie ein Kapitel gewidmet werden. —

Wenn bei der Verarbeitung eines so weitschichtigen und verschiedenartigen Stoffes auf den ersten Wurf keine völlige Gleichmäßigkeit erzielt werden konnte, so wird niemand dem Verfasser daraus einen Vorwurf machen wollen; ebenso wenig daraus, daß man, auch ohne auf Versehen förmlich Jagd zu machen, gar nicht selten solche findet: das fällt kaum ins Gewicht bei einem Werke, das so reichhaltig und aus so dauerhaftem Material aufgebaut ist wie das vorliegende.

Etwas früher als die Bücher von Götz und Kretschmer ist Bodo Knülls Historische Geographie Deutschlands im Mittelalter[3]) erschienen. Er bezeichnet sie selbst als einen Grundriß, der nicht mehr bieten soll als eine gedrängte Zusammenfassung der wichtigsten Tatsachen und Forschungsergebnisse und der hauptsächlich für den Lehrer der Geschichte und der Erdkunde am Gymnasium bestimmt ist. Auf eingehendere Erörterungen methodologischer Art läßt sich der Verfasser daher ebenso wenig ein wie auf eine reichliche Anführung der Fachliteratur. Bezüglich seiner Auffassung von dem Umfang und Inhalt der historischen Geographie teilt er im ganzen den Standpunkt Wimmers, des Verfassers der trefflichen Historischen Landschaftskunde (Innsbruck, 1885). Uebrigens deckt sich das Gebiet, das Knüll im Auge hat, weder mit dem des heutigen, noch auch dem des mittelalterlichen Deutschen Reiches, sondern umfaßt alles Land, das „dauernd der Kulturarbeit des deutschen

[2]) Handbuch der mittelalterlichen und neueren Geschichte. Herausgegeben von G. v. Below und F. Meinecke. München und Berlin 1904, R. Oldenbourg.

[3]) Breslau 1903, Ferd. Hirt.

Volkes unterworfen" wurde. Den Stoff gliedert der Verfasser unter Ausschluß der prähistorischen Zeiten nach folgenden Gesichtspunkten. Zunächst spricht er von den Veränderungen der Erdoberfläche, die durch Meer und Binnengewässer herbeigeführt wurden. Hieran reiht sich eine Betrachtung über die verschiedenen Völkerschaften, die den Boden nacheinander bewohnten, und weiterhin eine ziemlich eingehende Darstellung der Besiedelung der einzelnen Landschaften, wobei die Zeiten der Völkerwanderung und Karls des Großen wie das Ende des Mittelalters besonders in Frage kommen; dagegen wird die Siedelungsart der einzelnen Völkerschaften erst nach der Erörterung der auf dem Gebiete der Pflanzen- und Tierwelt im Laufe der Zeiten eingetretenen Veränderungen behandelt. Selbstverständlich finden auch die Erschließung der Bodenschätze und die Verkehrswege gebührende Beachtung, und ebenso wird man es nur billigen können, daß die je nach Zweck, Zeit und Oertlichkeit verschiedenen Bauformen besprochen werden, insofern sie einen bestimmten Einfluß auf das Landschaftsbild auszuüben pflegen.

Auch Knülls fleißige Arbeit verdient alle Anerkennung, mag auch mancherlei auszusetzen sein: dazu rechne ich, um nur eins zu erwähnen, vor allem den Umstand, daß es dem Verfasser nicht immer möglich war, zu den Quellen selbst vorzudringen.

Julius Pistor.

Bücher und Zeitschriften.

Martin Bircks Jugend. Von Hjalmar Söderberg. Autorisierte Uebertragung von Francis Maro. Inselverlag, Leipzig.

Die Entwicklungsgeschichte eines Knaben, beginnend mit den ersten, traumhaft bedeutsamen Kindererinnerungen, die für sich selbst eine abgeschlossene märchenbunte Welt bilden. Jahre fliegen vorüber und Menschen, eine lange Reihe, ziehen vorbei: Die Schwester Maria, der allezeit trunkene Portier, die kleine Ida Düpont, Martins Vater und Mutter, Onkel Abraham und der Kater Kolmodin, Knecht Johann, Franz aus dem Rabeneck und viele, viele noch. Es ist richtige Kinderstimmung in diesem ersten Teile, dumpfe Schwermut und furchtsame Wißbegier, wunderliche Frommheit, erstes Miterleben der christlichen Feste und der Jahreszeiten, rätselhaft innige Frühlingsempfindung, erste Eindrücke von fremden Orten und Gegenden, von Dampfschiffen, die weither kommen, wo die Welt zu Ende ist, von Waldwiesen voll Erdbeerblüten; das erste Frösteln vor der Schule, das erste unbewußte Schaudern „vor dem großen Loch, das man die Welt nennt". Nicht minder fein ist das Werden des Jünglings und die Herzensnot des jungen Mannes gemalt; scheinbar absichtslos, zusammenhanglos, leise Zug an Zug reihend, Bildchen an Bildchen fügend. Das Buch ist kaum für ein Publikum geschrieben, es sei denn für die Leser des Niels Lyhne. Keine Etikette „Erziehungsgeschichte", keine Tendenz verdirbt die feine, aber sichere Linie des Kunstwerkes. Keine literarische Nervosität, keine Cliquenmätzchen stören. Söderberg hat ebenso viel Geist wie Anmut, ebenso viel leise Ironie wie leisen Schmerz. Das dünne, schmächtige Buch ist ein ganz exquisit stilvolles kleines Kunstwerk. Seine lyrische Anmut mag alle weichen Herzen fesseln, sein kluger, gedämpfter Radikalismus, seine psychologische Feinheit machen es auch für solche zum Genusse, die mehr mit dem Verstand, als dem Herzen lesen.

Joseph Hofmiller.

Der Kroatersteig. Roman aus dem Hochgebirg. Von Anton Frhr. v. Perfall. Stuttgart 1905. Verlag von Adolf Bonz u. Co.

Von Bauernstolz und Bauernhaß, eingefressen in die Seelen der Bewohner eines abseits gelegenen Dörfchens im bayerischen Gebirge, weiß uns Anton Frhr. v. Perfall in seinem jüngsten Roman zunächst zu erzählen. Ueber den Kroatersteig führte einst ein junger, verwahrloster Mann die Kroaten, als die Kaiserlichen unter Erzherzog Karl von Oesterreich durch Bayern gegen Frankreich rückten und brachte so Unheil und Verderben über das friedliche Gebirgstal und seine Bewohner. Unbändiger Grimm der Verratenen verfolgte den Verräter, der um den Blutlohn eine Brandstätte und Grund und Boden gekauft hatte. Verrufen war der Kroaterhof und seine Bewohner, die Kroater. Haß und Verfolgung, auf Kinder und Kindeskinder übergehend, machten aus den Kroatern ein Geschlecht, das jedes Menschen Feind war, den anderen und sich selbst zur Last. Die vierte Generation ringt nun um die Lösung des Fluches. Julian, des derzeitigen Kroaters Sohn, in seinen jungen Jahren verbittert und entsetzt ob der ungerechten Fortsetzung des alten Hasses, wird „geistli", weil er so Gelegenheit zu finden hofft, seiner Väter Missetat zu fühnen. Er erleidet zunächst eine Enttäuschung. Des eifernden jungen Priesters Beginnen schlägt fehl an dem harten Kampf seines Vaters. Seiner Schwester Karlins Mann, der früher Knecht auf dem Kroaterhof, dann Jäger gewesen war und schließlich den Hof übernommen hatte, brachte zwar das Unglaubliche fertig, daß er, der Mann einer Kroaterin, schließlich zum Bürgermeister gewählt wurde. Aber entsühnt war der Hof immer noch nicht. Denn Georg, so heißt der angeheiratete junge Herr auf dem Kroaterhof, hat schwere Blutschuld auf sich geladen. Als er noch Jäger war, hat er in einer stürmischen Nacht auf dem Kroatersteig den früheren Liebhaber seiner Frau, den er beim Wildern ertappt zu haben glaubte, vorschnell niedergeschossen. Viele Jahre später kam's ans Tageslicht. Julian, der mittlerweile Pfarrer im Ort geworden war, gab zufällig die Veranlassung. Jetzt aber, nachdem die letzte schwere Schuld ihre Sühne gefunden hatte, jetzt brachte nicht des Priesters Einfluß, nicht der kroaterischen Menschen heißes Bemühen Erlösung von hundertjährigem Fluch, nein, die Liebe war es, die zwischen den jüngsten Sprossen des Kroaterhofes und des benachbarten Hohenleitner-Anwesens, dem Sitze der hartnäckigsten Gegner der Kroater, aufgeblüht war und die jetzt endlich siegreich über den Haß vieler Geschlechter triumphierte. „Der Hof aber," so bestimmte der letzte Kroater, der diesen Namen als gehässige Bezeichnung geführt hatte, bei der Hochzeit seiner Enkelin mit dem jungen Hohenleitner, „der Hof soll heißen, wie er seit hundert Jahren geheißen hat, in Spott und Not, in Kampf und Treu — der „Kroaterhof" soll er heißen."

Das ist der rote Faden, um den der Meister in der Schilderung oberbayerischer Gebirgler seinen stimmungs- und episodenreichen Roman gewoben hat. Nicht Menschenmühen und Menschenwillen, nur die Liebe kann Herr werden über Haß und Unsegen. So klingt es in dem Leser nach.

Dr. Ludwig Munzinger.

Allgemeine Rundschau.

Kleinere Mitteilungen.

* Gedenktag. Den 100. Geburtstag des großen Mathematikers Karl Gustav Jakob Jacobi feierte am vergangenen Samstag die wissenschaftliche Welt. Jacobi war am 10. Dezember 1804 in Potsdam geboren. Mit 21 Jahren wurde er Privatdozent in Berlin, mit 25 ordentlicher Professor in Königsberg. 1842 legte er seine Professur nieder und kehrte nach Berlin zurück. Hier hielt er Vorlesungen an der Universität als Mitglied der Akademie der Wissenschaften, der er seit 1836 angehörte. Jacobis größte Tat ist die im Verein mit Abel geschaffene Theorie der elliptischen Funktionen. Bedeutend sind auch seine Arbeiten über Zahlentheorie, analytische Mechanik, sowie auf dem Gebiete der Determinanten. Hier verewigt die Jacobische Funktionaldeterminante seinen Namen. Auch die Theorie der Abelschen Funktionen hat er begründet. Jacobi starb 1851 zu Berlin. In der Akademie hielt ihm Lejeune-Dirichlet die Gedächtnisrede, und in ihrem Auftrage gab Weierstraß 1881 bis 1891 Jacobis „gesammelte Werke" in acht Bänden heraus. Eine große Biographie Jacobis erschien unlängst anläßlich des internationalen Mathematikerkongresses in Heidelberg.

* Vom Nobel-Preis. Aus Stockholm wird gemeldet: Die Verteilung des Nobel-Preises vollzog sich in

den üblichen Formen. Der König wohnte der Feier bei und überreichte Lord Rayleigh, Sir Ramsay und Professor Petrowitsch Pawlow persönlich das Preisdiplom und die goldene Medaille. Für Mistral und Echegaray nahmen der französische, bezw. der spanische Gesandte die Auszeichnung in Empfang. Der Preis beträgt in diesem Jahre 140,858 Kronen. — Nach der Verteilung der Nobel-Preise fand abends ein Festmahl statt, an welchem etwa 190 Personen teilnahmen, darunter der Kronprinz, die Prinzen Karl und Eugen und die Prinzessin Ingeborg, sowie drei mit Nobel-Preisen Ausgezeichnete: Lord Rayleigh, Sir William Ramsay und Professor Pawlow mit Gemahlinnen. Der Vizepräsident des Nobel-Instituts Graf Mörner toastete auf Professor Pawlow in deutscher Sprache, Professor Patterson in englischer Sprache auf Sir W. Ramsay und Professor Hasselberg in lateinischer Sprache auf Lord Rayleigh. Zuletzt brachte der Sekretär der Akademie, Wirsin, einen Trinkspruch auf Mistral und Echegaray aus.

H. Paläontologisches. In der Nähe von Odernheim in der Pfalz wurden beim Bau der neuen strategischen Bahn Münster a. St.—Saarbrücken zahlreiche Versteinerungen aufgefunden. In dem schwarzen schieferigen Gestein, Perm oder Rotliegendem, das der Steinkohlenformation direkt auflagert, wurden besonders häufig, zum Teil sehr gut erhaltene Abdrücke von Ganoidfischen aus der Ordnung der Heterocerken und der Familie der Paläonisciden (eine unseren Stören nahestehende Art) zutage gefördert, verhältnismäßig selten Ueberreste von Amphibien, und zwar Abdrücke des Branchiosaurus (aus der Ordnung der Panzerlurche). Einige Exemplare davon kamen nach Berlin, andere nach München in das Paläontologische Museum.

§ Kulturgeschichtlicher Fund. Aus Eisenach wird uns gemeldet: Einen interessanten Fund von hohem Wert machte man ganz zufällig bei Aufräumungsarbeiten in einem dem Bergfiskus gehörigen Gebäude zu Schwalbenthal am Meißner. Es sind alte Handschriften und Notenblätter, welche wahrscheinlich aus einem der am Fuß des Meißners gelegen gewesenen, durch Landgraf Philipp den Großmütigen Mitte des 16. Jahrhunderts säkularisierten Stifte oder Klöster stammen und später von dem Rechnungsführer des 1580 in Betrieb genommenen Braunkohlenbergwerks am Meißner als Umschlag zu den Quartalsabrechnungen verwendet worden sind. Soweit durch Sachverständige bis jetzt festgestellt worden ist, umfassen die noch sehr gut erhaltenen und mit vielfarbigen prächtigen Initialen versehenen Blätter 22 Manuskripte und einen Druck. Mehrere Blätter zeigen die älteste Notenschrift, die wir aus dem Mittelalter kennen, und dürften also aus dem 10. Jahrhundert stammen. Andere Stücke enthalten die verschiedensten neuen Notenformen vom 11. bis 14. Jahrhundert, sind lateinisch geschrieben und setzen sich zusammen aus Noten, Hymnen, Gebeten, Bibeltexten und Psalmen.

* Eine Neuerwerbung der Münchener Hof- und Staatsbibliothek. Bei der Helbingschen Versteigerung der Habel-Conradyschen Sammlungen aus Schloß Miltenberg erwarb die kgl. Hof- und Staatsbibliothek um 3405 M. die Meisterliederhandschrift des Hans Folz, die, früher im Besitze des bekannten Nürnberger Bibliographen Wolfgang Panzer, die einzige zuverlässig echte Handschrift des berühmten Vorgängers von Hans Sachs bildet. Mit dem ungewöhnlichen Autographenwert eine hohe wissenschaftliche Bedeutung verbindend, ist die Handschrift eine wichtige Vermehrung der reichen Quellen zur Geschichte des Meistergesangs, die in den handschriftlichen Schätzen der Hof- und Staatsbibliothek aufbewahrt werden. Genauer beschrieben ist sie von A. Keller in seinen Fastnachtspielen aus dem 15. Jahrhundert III. 1269—1271 (Bibliothek des literarischen Vereins in Stuttgart Bd. XXX. 1853); ein Faksimile daraus bietet G. Könnecke in seinem Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationalliteratur (2. A. 1895) S. 90.

* Auszeichnung. Dem Verfasser des auch in dieser Beilage schon erwähnten trefflichen Buches „Rechnungswesen und Buchführung der Römer" Herrn R. Beigel in Straßburg, ist von dem Chef des Sekretariats des Institut de France, Herrn Pingard, die Mitteilung zugegangen, daß dieses Werk in der öffentlichen Sitzung vom 25. November der Aacadémie des Inscriptions et belles lettres vorgelegt worden ist mit dem Auftrag, dem Verfasser den Dank der Akademie zu übermitteln.

❦

Hochschulnachrichten.

* **München.** Der außerordentliche Professor in der theologischen Fakultät Dr. J. Sickenberger ist zum ordentlichen Professor der Patrologie an die Universität Würzburg berufen worden.

H. **Heidelberg.** In dem durch außerordentlichen Professor Dr. Adolf Koch begründeten Journalistischen Seminar unserer Universität hält in diesem Wintersemester der hiesige Privatdozent des Strafrechts Dr. Gustav Radbruch Vorträge und Uebungen über die Behandlung rechtswissenschaftlicher Tagesfragen in der Presse. — Der badische Oberschulrat hat angeordnet, daß denjenigen Oberrealschulabiturienten, welche neuere Sprachen studieren, höchstens die Hälfte der vor dem erforderlichen Ergänzungsexamen im Lateinischen liegenden Semester auf die für das Staatsexamen vorgeschriebene Studienzeit (von acht) angerechnet wird. Bisher mußten die Neuphilologie studierenden ehemaligen Oberrealschüler bei der Immatrikulation nur einen Revers unterzeichnen, wodurch sie sich zu dem Ergänzungsexamen im Latein verpflichteten.

* **Gießen.** Die philosophische Fakultät der hiesigen Universität hat den Ministerialrat a. D. P. Soldan in Darmstadt zum Ehrendoktor ernannt. — Am Samstag hat sich hier Dr. J. G. Mönckeberg mit einer Antrittsvorlesung über „Beziehungen zwischen Syphilis und Aortensklerose" als Privatdozent für allgemeine Pathologie und pathologische Anatomie habilitiert.

* **Leipzig.** Mit einer Dissertation über „das japanische Eherecht" hat hier unlängst der japanische Rechtsanwalt Kojiro Iwasaki die juristische Doktorwürde erworben.

* **Breslau.** Der Professor der philosophischen Fakultät Dr. Jakob Caro, Direktor des Historischen Seminars, ist am Samstag gestorben.

* **Wien.** Der akademische Senat hat in seiner Sitzung am Samstag infolge der von uns bereits an anderer Stelle gemeldeten Vorkommnisse die Schließung der Universität beschlossen.

* **Aus England.** Der Universität Birmingham hat ein englischer Musikliebhaber Namens Richard Penton 225,000 M. zur Begründung eines Lehrstuhls für Musikgeschichte überwiesen. Er knüpfte daran indessen die Bedingung, daß diese Professur der auch in Deutschland bekannte Komponist Sir Edward Elgar als erster Inhaber bekleiden solle. Der Senat ging auf diese Bedingung ein.

H. Von technischen Hochschulen. Geh. Hofrat Professor Dr. Heinrich Meidinger, Vorstand der Landesgewerbehalle in Karlsruhe, Dozent der Elektrotechnik an der dortigen Technischen Hochschule, wurde auf 1. Januar 1905 in den erbetenen Ruhestand versetzt. Der um das badische Gewerbe hochverdiente Technologe wird am 29. Januar 74 Jahre alt.



Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind **folgende** Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Dr. August Etienne: Die Baumwollfrage vom Standpunkt deutscher Interessen. Betrachtungen und Vorschläge. Berlin 1904. J. Guttentag. 98 S. — Die Literatur. Sammlung illustrierter Einzeldarstellungen. Herausgegeben von Georg Brandes. (Achter Band: Die Kunst der Erzählung von Jakob Wassermann. Mit einer Heliogravüre, einem Lichtdruck und sieben Vollbildern in Tonätzung. Neunter Band: Schauspielkunst von Alfred Kerr. Mit einer Heliogravüre und achtzehn Vollbildern in Tonätzung. Zwölfter Band: Charles Baudelaire von Arthur Holitscher. Mit neun Vollbildern in Tonätzung und acht Faksimiles. Dreizehnter Band: Fünf Silhouetten in einem Rahmen: J. J. Bodmer, Wieland, Heinse, H. P. Sturz, C. Ph. Moritz von Franz Blei. Mit dreizehn Vollbildern in Tonätzung und zwei Faksimiles.) Berlin. Bard, Marquardt u. Co. Mitteilungen für die Mozart-Gemeinde in Berlin. Herausgegeben von Rudolph Genée. (Achtzehntes Heft. November 1904.) Berlin 1904. Selbstverlag der Mozart-Gemeinde. Im Vertrieb der Hofbuchhandlung von E. S. Mittler u. Sohn. — Richard Maria Werner: Hebbel. Ein Lebensbild. Mit Bildnis und Handschrift. (Geisteshelden [Führende Geister]. Eine Sammlung von Biographien. Sieben- und achtundvierzigster Band.) Berlin 1905. Ernst Hofmann u. Co. 383 S. — Richard Drucker: Wege des Lebens. Stuttgart 1904. Strecker u. Schröder. 79 S. — Theodor Kappstein: Peter Rosegger. Ein Charakterbild. Stuttgart 1904. Greiner u. Pfeiffer. 334 S. — Hans von Hausen: Die neue Lehre. (Aus der Zeit der Einführung der Reformation in Litauen und Polen.) Historisches Schauspiel in 5 Akten. Lissa i. P. 1905. Friedrich Ebbeckes Verlag. 143 S. — Albrecht Schoeler, Professor der Theologie und Pfarrer: Das vatikanische Bild oder Du sollst keine anderen Götter haben neben mir. Erinnerungen an eine Romfahrt. Gütersloh 1898. C. Bertelsmann. 62 S. — Dr. phil. Jonas Fränkel: Zacharias Werners Weihe der Kraft. Eine Studie zur Technik des Dramas. Hamburg u. Leipzig 1904. Leopold Voss. 141 S.

Jahrgang 1904. München, Dienstag, 13. Dezember. Nummer 286.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.



Inhalt:

Gottessucher im Islam.

Von C. Dukmeyer v. Kienitz.

I.

Nur der ist weise,
Der von Natur vieles sieht.

Wallfahrende ziehen auf der sandigen Straße nach Bochara — und in ihren bunten, zerlumpten, aus vielfarbigen Flicken zusammengesetzten Gewändern — ihren spitzen Mützen, welche sie mit weißen Tüchern umwinden — in ihrem lang herabwallenden Haar, tragen sie die Abzeichen ihres Ordens, der Lehre der Nakschebendi! —

Ihr langgewachsenes Haupthaar gilt ihnen als Zeichen der Lossagung von der Welt. Ihr armseliges Gewand aber trägt die Inschrift: el fakru fachri, die Armut ist mein Stolz! —

Diese entsagungsvolle Auffassung vom Leben neigt eher zu Christum hin: „Willst du vollkommen sein, so gib alles hin, was du hast, und du wirst das ewige Leben haben“, als zu Mohammed. Denn dem Propheten war der Asketismus fremd; er schließt ihn auch aus seiner Lehre aus, als etwas wider die Natur. „Es gibt kein Mönchstum im Islam,“ sagt Mohammed.

Und dieser Gegensatz zur Lehre und Anschauung der mystischen Sekten, die bald nach seinem Tode im Islam auftauchten, tritt in unzähligen Aeußerungen des Propheten hervor. „Verhänget selbst keine Erschwerungen über euch, damit über euch keine Erschwerungen verhängt werden.“

Mohammed war kein Mystiker und er war auch kein Asket. Seine klare, nüchterne Religion war von dunklen, quälenden Gedanken und Vorstellungen frei. — Eine nach Idealen in Kämpfen ringende Seele fand in ihr, für ihre Regungen voll Angst und Kummer, keine Befriedigung. Und vielleicht, daß aus diesem Mangel sich der Mystizismus der Sufis im Islam herausarbeitete — denn jeder Mangel wird am ehesten von denen empfunden, die in ihm stehen.

Und dieses versandete und öde Arabien, arm an Reiz und ärmer noch an Gaben, nicht der üppige und wollüstige Orient, wie unsere Phantasie ihn malt, wurde der Boden ihres Forschens und ihres Denkens. Wie auch der Künstler am regsten schafft, der aus dem Born der Entsagung schöpft.

In den endlosen Wüstenstrecken, wo über gelbem Sand und weißem Stein blutrot die Sonne niedergeht und wie in Erstarrung die Erde regungslos der Nacht harrt, da ziehen in halbem Licht die Karawanen ohne Ende fast lautlos ihre alten ausgetretenen Straßen hin, bis der monotone, hohle Hufschlag der beladenen schwankenden Kamele müder und immer müder wird, bis die Tiere sich schwer zu Boden legen und die Glocke am Halfterband verstummt.

In den Disteln und und dürren Schachtelhalmen regt sich ein leises Rauschen — es schwillt voller an —, es läuft mit unzähligen Stimmen über die weite tote Steppe hin — dann wird es schwach und schwächer und verstummt. — Es ist so still, kein Lufthauch ist vernehmbar, die ganze Erde schläft in nächtiger Einsamkeit im Glanz des Himmels. — Dem wachen Beter aber öffnet sich jetzt das ewige Mysterium, das die Welt mit seinem Atem füllt.

Einigen erschlossen, gestaltet es sich bald lebensvoll zu Gemeinden. Denn im zweiten Jahrhundert nach Mohammeds Tode schon verbreiteten sich die Sekten der Sufis von Arabien aus mit dem vordringenden Islam.

Heute ist Mittelasien der klassische Boden des Derwischismus, und Bochara, das schon früh dem Sufismus zugänglich war, gilt heute als der Brennpunkt islamitischen Lebens, die Stütze theosophischen Wissens. Kein Muselman nennt ihren Namen ohne fromme Scheu.

Hier wo vor Tausenden von Jahren ein ödes Wasserbecken einsam von Schilf umgeben lag, bis die Hochwasser vom Seraf-schan heranschwemmten und darüber hingingen, da baute sich zuerst aus dem zurückgelassenen fruchtbaren Lehm das Leben auf.

Bochara ist „die Stadt der Tempel“. Und mit Recht. Denn über den unterirdischen Tempeln der Feueranbeter erhob sich die Pagode der Buddhisten, dann über ihr die Basilika des Christen — bis der Islam von Arabien heranzieht. Ein bitterer Kampf um Buddha und um Christum, um Zoroaster und um Mohammed entbrennt, und der Islam siegt. — Die Stätten des Feuerkultus, die buddhistischen Klöster, die christlichen Kirchen werden zu Moscheen und die weiße Fahne des Propheten leuchtet in dem Feuer, das die niedergehende Sonne Zaroasters zurückstrahlt.

In diesem vielgestalt'gen Leben nun ist doch lebendig nur die eine, ewig treibende Kraft, die alle Zeiten überdauert, die die Menschen zu unaufhörlichem Schaffen zwingt.

Und die frommen Derwische, die hier, losgelöst von der Welt, ins Land ziehen, auch sie suchen in ihrem dunklen Drange nur nach ihr, der einen von je geoffenbarten und nie gefundenen Gottheit — denn der Derwisch ist der „in tiefes Nachdenken Versunkene“. Und sein Wallfahren und Wandern in der Natur, mit ihrem Wechsel seine innerlichen Betrachtungen zu verknüpfen, das große Gebet beim Sonnenaufgang, all' diese seine Aufgaben sind Zusammenklänge mit dem Dienste der Religion der Feueranbeter.

Das Leben der Derwische besteht darin, Pilgerfahrten auszuführen, und Mekka ist das Ziel aller Pilger. — Mekka mit all seinen Beschwerden und Gefahren. Zwei Jahre wandert der Bochare, mag er seinen Weg durch Persien oder über Konstantinopel nehmen, um zum heiligen Grabe zu gelangen. Und wie viele kehren nicht zurück. Erreichen sie nicht des Propheten Grab, so wallen sie zu einem der Gräber ihrer vielen Heiligen, die die Erde

Turans weihen. Bochara schon zählt ihrer mehr als hundert.

Aber im Sinne Mohammeds ist diese Heiligenverehrung nicht. Er sucht vielmehr im Gegensatz zu ihr den strengsten Monotheismus einzuführen: „Gott allein ist der Wisser des Verborgenen und Gegenwärtigen." Er, Mohammed, ist nur „der erste, der den Islam bekannte", „ein Vorbild darum allen, die ihr Vertrauen in Gott setzen". In Bochara liegt das Grab des großen Mystikers Mohammed Bogaddin Nakschebendi, des Begründers des Ordens der Nakschebendi, der zu Tamerlans Zeit lebte und 1388 unserer Zeitrechnung gestorben ist. Eine dreimalige Wallfahrt zu seinem Grabe wird einer Pilgerfahrt nach Mekka gleichgestellt.

Ueber dem Grabe des Nakschebendi erhebt sich ein Mausoleum und in diesem wohnt der Scheich des nach ihm benannten Ordens, der für alle Derwische Mittelasiens das Oberhaupt ist, dem sie alle unterstellt sind.

Die Nachrichten darüber, wie viele Orden es in Mittelasien gibt, sind sehr verschieden und ihre Angabe schwankt zwischen 35 bis 100 und mehr. Man findet hier eine Art Hierarchie; sie teilen sich ein nach Originalorden, und diese ursprünglichen nennt man „Usul", Zweige davon aber „Furug".

In Mittelasien sind die wichtigsten Orden: der Orden der „Nakschebendi", von den Einheimischen „Kalandare" genannt, die „Kadriee" und die „Kubrawi".

Diese turkestanischen Orden teilen sich in verschiedene Wege, „Suluk". Dabei sind die Nakschebendi „Chufia", weil sie ihr Gebet heimlich für sich vollziehen, während die Kadriee „Dschagriä" sind, denn sie beten laut und hörbar. Die Chufia beten murmelnd und nähern sich den mohammedanischen Andachtsübungen. Sie lauschen den Unterweisungen ihres „Ischans" und suchen im Gebet „mit ihrem Herzen Gott nahe zu kommen", was sie aber nicht hindert, dieses bis zur vollständigen ekstatischen Ohnmacht zu steigern, zum „Chalet". „Denn der Mensch muß sein eigenes Sein aufgeben, wenn er zu Gott gelangen will".[1]) Durch die Zahl seiner Anhänger ist der Orden der Nakschebendi der weitaus bedeutendste in Mittelasien geworden.

Die Samarkander Derwische sagen, daß schon vor weit älterer Zeit das mittelasiatische Ordenswesen in Ibn Abbas dem Araber ihren ersten Begründer gefunden habe. Sie versammeln sich in Erinnerung an ihn zu nächtlicher Zeit in den Moscheen seines Grabes Schah-Sindah, um hier zu beten, und er tritt mitten unter sie.

Ibn-Abbas, „der lebende König von Schah-Sindah", der um das Jahr 57 d. H. den Islam nach Turkestan brachte, ist eine der wundervollsten Gestalten in der mohammedanischen Welt. Die Liebe seines Volkes hat ihm in Schah-Sindah ein weihevolles Denkmal gesetzt, ein schöneres aber wurde ihm in den vielen höchst reizvollen Sagen, die sich um seine liebenswerte Gestalt gewoben haben. Er war in seinem irdischen Wandel so gottähnlich, daß er nicht starb, sondern lebend hinabschritt zur jenseitigen Ruhe.[2])

Der Orden der Kadriee ist im 12. Jahrhundert durch den Mystiker Abdul Kadyr-Giljani gegründet, der in Bagdad 1165 starb. Dieser Orden, zur Zeit der mächtigste im Islam, hat seine Hauptvertreter in Afrika, wo er Neger islamisiert.[3])

Der Verbreiter dieser Lehre, Ahmed-Jessawi, jetzt Nationalheiliger der turkestanischen Nomadenvölker, liegt in der heutigen Stadt Turkestan begraben, wo ihm Tamerlan über seinem Grabe eine Moschee erbaute.

Der Orden der Kubrawi ist in Charesm in Chiwa durch Kubra den Mystiker verbreitet. Kubra wurde 1221 unserer Zeitrechnung durch die Horden Dschingis-Chans getötet und liegt im Chiwesischen begraben. Seine Anhänger finden sich heute vornehmlich in Chiwa.

Diese religiösen Sekten sagen: die Gottheit erfüllt geheimnisvoll die Welt, sie lebt um uns und in uns. „Für Menschen aber, die Gott erkannt haben, gibt es nichts mehr außer Gott", ist ein Wort des persischen Dichters Saadi. — Die Wurzel hierzu suchen wir in der Liebe. Denn alle menschlichen Vorstellungen können nicht zu Gott gelangen, außer diesem einen Gefühl der Liebe. Und auch für Gott ist nur das eine Gefühl im Menschen teuer. — Die Annäherung nun an Gott, die alle Unterschiede zwischen Gott und Menschen auslöst — „weder blieb mir ein Name, noch eine Benennung, ich wurde durch dich in Nichts umgewandelt" —, diese Auflösung in Gott „Fano" ist das höchste Ziel aller Bestrebungen des islamitischen Mystikers in gleichem Maße wie dem Christ gewordenen Paulus.

„Mehr geistige Beschaffenheiten annehmen, durch die Erkenntnis erhoben werden, und was gut ist, ausüben." — Darum nennen auch die Derwische ihre Lehre selbst „Tarik", das ist so viel als „ablassen, entsagen, aufhören".

Wie dies geschehe, möge jeder nach seinem Vermögen geben.

So sagt der Poet Rumi: „Befindet sich jemand außer der Kaaba (d. i. Liebe), so ist es nützlich, seine Blicke auf sie zu lenken; für den aber, der sich in der Kaaba befindet, ist es einerlei, wohin er auch seine Blicke wende."

Ein Beispiel, das diesen Gedanken weiter ausführt, findet sich in Tholucks „Blütensammlung aus der morgenländischen Mystik" in dem Gedicht „Moses und der Schäfer".

> Moses sah am Weg einst einen Schäfer steh'n,
> Rufend: Allah! Bitte, laß mich dich doch seh'n!
> Will dein Köpflein kämmen hübsch, du süßes Kind,
> Will das Röcklein näh'n dir auch, fein und geschwind.
> Will dein Händchen küssen, dein lieb' Füßelein,
> Mach dir auch beim Schlafengehen dein Plätzchen rein.
> Gerne geb ich dir, herzliebster Herr Papa!
> Alle meine Zicklein, auch die große da.

Also spricht der Schäfer liebetrunken, aber Moses, der diese Worte hört, weist den Jüngling mit harten Worten wegen seines Unverstands zurecht. Der Jüngling schämt sich, er zerreißt sein Kleid und läuft weinend in die tiefste Wüste. Da hört Moses in sich Gottes Einsprache und Gott fragt den Moses, warum er einen liebenden Menschen, statt ihn noch mehr mit sich zu vereinigen, ihm abgekehrt habe?

> Mose, Seelen, die verbrannt an meinem Licht,
> Miß nach anderer Leute Brauch und Sitten nicht!
> . . . Seine Sünde über alle Tugend geht,
> Seine Kaaba ihm im Herz erbauet steht.
> Religion der Lieb' mit sonst nichts zu vergleichen ist,
> Gott allein die Religion der Liebe ist. . . .

Woher so tiefer Sinn in Mohammeds Religion sich eingeschlichen, darüber ist viel gestritten —, daß der Sufismus unter der Berührung mit anderen ihm ähnlichen Geistesströmungen zum Leben kam, ist selbstredend, und ebenso sicher wohl, daß der Name „Sufi" sich vom Griechischen (sophos) herleitet.

Renan in seinem Vortrage, gehalten in der Sorbonne in Paris am 29. März 1883, „Der Islam und die Wissenschaft" bestreitet die Uranfänge des Sufismus aus Mohammed überhaupt und spricht auch dem Araber an sich die bloße Möglichkeit solcher Erhebung ab. Er meint, daß diese schöne wissenschaftliche Bewegung das Werk von Persern, Juden und Christen u. s. w. gewesen sei, und dieser Ansicht traten viele Orientalisten bei. — Tholuck in seiner Blütensammlung aus der morgenländischen Mystik gibt nun eine Reihe von lebendigen Belegen für den Sufismus in seinen Uranfängen unter den Arabern selbst, und zwar bringt er seine Beweise in einer Reihe von Auszügen aus den Schriften arabischer Dichter und Mystiker selbst. Ein Reichtum mystischer Frömmigkeit findet sich auch in den Erzählungen des Ibn Chalikan aus dem

[1]) Hierüber Näheres in meinem Aufsatz der Beil. z. Allg. Ztg., Jahrg. 1900, Nr. 91.

[2]) Ebenda Jahrg. 1902, Nr. 61.

[3]) Hierüber Näheres bei *A. Le Chatelier:* L'islam au dix-neuvième Siècle.

Leben der „Rabia", die im 2. Jahrhundert der Hedschra in Arabien lebte und die auch sonst viele arabische Dichter zur Darstellung ihrer Person anregte. Das Grab der Rabia bei Jerusalem war im Mittelalter ein vielbesuchter mohammedanischer Wallfahrtsort, wie nach Kremer, „Geschichte der herrschenden Ideen des Islams", Jerusalem überhaupt ein Sammelpunkt für islamitische Asketen gewesen zu sein scheint. „Diese Büßer," so schreibt Kremer, „zeichneten sich äußerlich durch ihr Kleid aus, welches in einem Kittel aus grobem Schafwollstoff (suf) bestand, wovon sie schon frühzeitig den Namen „Sufi" erhielten." Malitzki in Taschkent sagt in einer Abhandlung darüber, daß die einen es von der „Bank in der Nähe der Kaaba, wo Gläubige horchend saßen," ableiten. Andere meinen, daß dieses von dem arabischen Worte „rein" herkomme und im metaphysischen Sinne die seelische Reinheit bedeute (sof—, saf—, suf— von verschiedenen arabischen Sprachstämmen ausgehend); aber wieder andere verwerfen ganz diese Erklärungen als unvereinbar mit den arabischen Sprachgesetzen und halten es für eine Entlehnung aus dem Griechischen, vom Worte „sophos", der Weise, entnommen und von den Arabern „filsuf" genannt.

„Der Name „Filsuf" wurde dem Moslemin zu einer verhängnisvollen Benennung, die oft den Tod oder doch Verfolgung nach sich zog. Man verbrannte die Bücher über Philosophie und Astronomie auf öffentlichen Plätzen. Man mißhandelte ihre Vertreter, man zündete ihre Häuser an und ließ sie hinrichten", so äußert sich Renan über die Unduldsamkeit des Islams in seinem Schoß.

Aber welche Religion hätte nicht in ihrem Schoße ihre besten Blüten erstickt?!

„So lange die Menschheit lebt," sagt der Gelehrte Scheich Djemmal Eddin in seiner Erwiderung an Renan, „wird der Kampf zwischen dem Dogma und der freien Forschung nicht aufhören."

Man mag darüber streiten. — Die Kirche gibt der Menschheit Tröstungen, die der freien Forschung vorenthalten sind.

Von Erde sind und Erde werden wir.
Voll Angst und Kummer sind auf Erden wir.
Du gehst von hinnen, doch es währt die Welt.
Und niemand hat ihr Rätsel aufgehellt.

Chuquets Etudes d'histoire.

V. S. Arthur Chuquet, der auch in Deutschland wohlbekannte und geschätzte Historiker, hat kürzlich zwei Bände „Etudes d'histoire" veröffentlicht, welche durch Inhalt und Form die rege Teilnahme der Geschichtsfreunde zu erwecken geeignet sind, diesseit und jenseit der Vogesen. Jeder der beiden Nationen gehört die Hälfte der Personen an, welche den Gegenstand der einzelnen Essays bilden. Unter denen deutscher Abkunft befinden sich allerdings zwei, die sich der angeborenen Nationalität entschlagen haben und, nicht zu ihrer Ehre, in Kriegszeiten zum Feinde übergegangen sind: Georg Forster und Adam Lux.

Die Studie „Le révolutionnaire Georg Forster" beginnt Chuquet mit folgender — in Uebersetzung wiedergegebener — Betrachtung: „Georg Forster war der revolutionärste der deutschen Schriftsteller. Lange bevor 1792 die Trikolore auf den Wällen von Mainz wehte, war er mit republikanischem Geist durchtränkt, begeistert vom Vorgefühl einer neuen Zeit, und seine Freunde bemerkten an ihm einen ungezügelten Demokratismus, der nicht Maß noch Ziel kannte. So findet ihn die französische Revolution, sie scheucht ihn aus der arbeitsamen Zurückgezogenheit, in der er lebte, entflammt sein Herz an ihrer Glut, zieht ihn in ihre wirbelnden Kreise; er gibt sich ihr hin, wird nicht nur Republikaner, sondern auch Franzose, und in Paris, in öffentlicher Sitzung des Konvents, bietet er Frankreich die Rheinlande dar. Er begnügt sich nicht, wie die Mehrzahl der deutschen Schriftsteller, dem Kampf aus der Ferne zuzusehen, die geführten Schläge zu beurteilen, Lob und Tadel zu spenden: er stürzt sich ins dichteste Handgemenge. Eine Krankheit rafft ihn weg und, wie Wilhelm v. Humboldt sagte, es war gut für ihn, daß er nicht länger lebte: sein Schicksal wäre kein glückliches gewesen. Humboldt irrt sich. Wenn Forster am Leben geblieben wäre, er hätte „den Schrecken" überstanden; schon fand er Verwendung, wurde mit der Uebersetzung der Constitution von 1793 ins Deutsche und Englische beauftragt, mit Missionen betraut, er wäre nach der endgültigen Annexion an die Ufer des Rheins zurückgekehrt, hätte die Verwaltung des neuen Departements geleitet, die ehrenvolle Rolle eines Jeanbon Saint-André gespielt, und seine Landsleute, die ihn heute des Landesverrats beschuldigen, würden seiner mit mehr Nachsicht gedenken".

Wer jedoch Chuquets Arbeit liest, wird mit mir der Ansicht sein, daß Wilhelm v. Humboldt sich nicht geirrt hat. Forster war zum stillen häuslichen Glück so wenig geboren wie zur ruhigen wissenschaftlichen Tätigkeit oder zum geordneten Verwalten eines Amtes.

Schon in früher Jugend war „der Keim der Unstetigkeit in seine Seele gelegt worden", dessen Entwicklung durch alle Lebensumstände gefördert wurde. Den deutschen Lesern ist es ja bekannt, daß Forster im Alter von 10 Jahren seinen Vater auf einer amtlichen Reise an die Wolga, später nach England begleitete, daß er mit ihm die dreijährige Erdumsegelung des Kapitäns Cook (1772 bis 1775) mitmachte, daß er 1779 bis 1784 als Professor der Naturgeschichte am Carolinum zu Kassel tätig und tief in die Mystik der „Rosenkreuzer" verstrickt war, daß er 1784 von der Krone Polen an die Universität Wilna berufen, aus dieser ihm unleidlich gewordenen Stellung durch Katharina von Rußland zum Zweck der Leitung einer wissenschaftlichen Expedition losgekauft, schließlich (1788) J. v. Müllers Nachfolger als Bibliothekar der kurfürstlichen Universität Mainz wurde. Dort ergriffen den 34jährigen Mann, der sich inzwischen mit der Tochter Therese des großen Philologen Heyne in Göttingen verheiratet hatte, die Wogen der französischen Revolution, deren Anfänge er gelegentlich einer Reise mit Alexander v. Humboldt, die ihn 1790 an den Niederrhein, nach Holland, England, zuletzt nach Paris führte, in nächster Nähe sehen konnte.

Anfänglich ein wohlwollender, später ein enthusiastischer Beobachter der Vorgänge in Frankreich, nimmt er tätigen, sogar entscheidenden Anteil an der Politik, nachdem Custine in Mainz eingezogen war. Als Abgeordneter des „Nationalkonvents der freien Deutschen" kommt er im März 1793 nach Paris, und während er in der alten Heimat hors la loi gestellt wird, während alle Freunde sich von ihm lossagen, während auch das Band sich lockert, das ihn mit der geliebten Frau verband, erlebt er in der neuen Heimat den Zusammenbruch all seiner idealen Träume und Hoffnungen. „So verliert er den edlen Glauben und in seinem Innern wächst und befestigt sich mehr und mehr die Ueberzeugung, die letzten Kräfte einem Nichts geopfert zu haben, einem Unding, das den wahnsinnigsten Leidenschaften als Deckmantel diene." Wie hätte er weiter leben können? An Leib und Seele gebrochen stirbt der Ruhelose denn auch am 10. Januar 1794, in Einsamkeit und Verlassenheit seine Schuld sühnend.

Gegenüber dem rechtfertigenden Epilog Chuquets möchte ich auf die Schlußworte des Artikels Alfred Doves im 7. Bande der Allgemeinen Deutschen Biographie hinweisen: Sein Andenken, lange geschmäht, ward später über Gebühr verherrlicht; in Wahrheit schuldet ihm unsere Literaturgeschichte Achtung, unsere politische Historie mindestens Gnade, unsere Biographie jedenfalls herzliches Mitleid."

*

Mit Forster kam Adam Lux am 29. März 1793 nach Paris, um dem Konvent die Bitte um Einverleibung des „freien Deutschlands" in die französische Republik zu unterbreiten. Als Sohn eines armen Bauern zu Obernburg im Kurfürstentum Mainz am 27. Dezember 1765 ge-

boren, studierte er in Mainz anfänglich Medizin, dann Philosophie und erlangte den Doktorgrad durch eine Dissertation: **De enthusiasmo**. Und die Begeisterung begleitete ihn durch sein kurzes Leben. Zunächst war Jean Jacques Rousseau ihr Gegenstand, dann die französische Revolution. Die Begeisterung führte ihn in den Jacobiner-Klub, der sich wenige Tage nach Custines Einzug in Mainz gebildet hatte, in den „Nationalkonvent", der am 17. März 1793 dort zusammengetreten war, und wenige Tage später vor die Schranken des Konvents in Paris. In dieser Stadt kaum angelangt, durchlebte er, wie Forster, die schrecklichsten Enttäuschungen. Bei den Jacobinern sieht er nur Abscheuliches: die Verleumdung als einzige Waffe, um die anständigen Leute zu vertreiben, im Konvent nichts als verderbliche Zwietracht. Zu der Gironde fühlt er sich hingezogen und glaubt bis zuletzt an ihren Sieg über den Berg und die Kommune. Doch der 31. Mai und der 2. Juni 1793 belehren ihn eines anderen, nicht eines besseren. Das Leben wird ihm zum Ekel, er errötet vor sich selbst. Ein Beispiel will er geben, von den Schranken des Konvents aus die Versammlung zur Pflicht zurückrufen und sich dann eine Kugel vor den Kopf schießen: über seinem Leichnam mögen die Parteien sich versöhnen. Mit Mühe bringen die Freunde ihn von seinem Vorhaben ab. Nun wirft er im „**Avis aux Citoyens Français**" den Jacobinern den Fehdehandschuh hin: „Nach einer solchen Erklärung steht es in euerem Belieben, mir die Ehre eueres Kerkers oder euerer Guillotine zu erweisen: ich biete ihnen Trotz."

Am 13. Juli wird das Flugblatt verbreitet, am gleichen Tage Marat von Charlotte Corday ermordet, die am 17. Juli das Schafott besteigt. Lux begleitet den Armesünderkarren, begeistert von dem Anblick der heldenhaften Jungfrau: „bezaubernde Augen, die einen Felsen hätten rühren können, Blicke eines Engels, die mir in die Tiefe des Herzens drangen und es mit heftigster, mir noch unbekannter Regung füllten." Außer sich, wahnsinnig vor Zorn, Schmerz und Bewunderung, eilt er nach Hause und wirft eine zweite Flugschrift „Charlotte Corday" aufs Papier. Er mißbilligt die Ermordung Marats: wenn dieser auch den Namen eines Ungeheuers verdiene, sei er doch Vertreter des Volkes gewesen. Charlotte aber sei „erhaben, unvergleichlich, alles überragend, was Rom und Sparta hervorgebracht, größer als Cato, größer als Brutus. Er bittet, auch ihn durch die Guillotine zu ehren, seinem abgeschlagenen Haupte die gleiche Zahl Backenstreiche versetzen zu lassen wie dem Charlottens, und dies Schauspiel für Tiger gleichfalls durch den kannibalischen Pöbel beklatschen zu lassen."

Am 24. Juli verhaftet, brachte Lux drei Monate in La Force zu in Gesellschaft der Girondisten Vergniaud, Valazé und anderer. Er überlebte sie fünf Tage: am 4. November fiel auch sein Haupt. Zwei Landsleute, Forster und Kerner, waren Zeugen der Hinrichtung. Hierüber berichtet der eine, Lux sei zum Schafott gegangen wie zur Rednerbühne; der andere, er sei nicht gegangen, er sei aufs Schafott gesprungen.

Chuquet wirft die Frage auf: „Dachte Goethe an Adam Lux, als er die Heldin seines Epos Hermann und Dorothea vor ihrer Begegnung mit dem Sohne des Gastwirtes einen jungen deutschen Revolutionär lieben ließ? Wie Lux trieb diesen ersten Verlobten Dorotheens „die Liebe der Freiheit und die Lust, im neuen veränderten Wesen zu wirken" nach Paris, wie Lux „bestritt er Willkür und Ränke"; wie Lux fand er in Frankreich nur „Kerker und Tod"; wie Lux „schätzte er das Leben nicht höher als ein anderes Gut".

„Der Name Adam Lux," sagt Chuquet, „verdient an erster Stelle unter den Namen jener edlen Weltbürger zu glänzen, denen die Freiheit als das wahre Vaterland galt, nicht das Land, in dem sie der Zufall geboren werden ließ. Lux besaß mehr als irgend ein anderer die revolutionäre Flamme, die edle Begeisterung, die ohne Ehrgeiz und ohne Berechnung am Glück der Menschheit arbeitet, den erhabenen und heiligen Wahnsinn, der sich für Recht und Gerechtigkeit opfert".

*

Der dritte Deutsche, dessen Beziehungen zur französischen Revolution Chuquet vorurteilslos erforscht und ebenso eingehend wie anziehend geschildert hat, ist Klopstock. „Er war einer der wärmsten Freunde, später einer der heftigsten Feinde der französischen Revolution .... bei ihm zeigte sich dieser Wechsel der Anschauung am auffallendsten, um nicht zu sagen am geräuschvollsten. Er legte eine Art Prahlerei hinein, denn er war sehr für sich eingenommen, immer gehoben durch die Reinheit seiner Absichten, überzeugt von seiner Sendung, den Völkern und Fürsten die Wahrheit zu sagen, überzeugt, daß er der größte Dichter, zugleich der beste Republikaner auf dieser Erde sei."

Es ist hier nicht der Ort, Klopstock als Dichter zu würdigen: es ist ihm in der Geschichte der deutschen Literatur nach Zeiten überschwänglicher Bewunderung und fast völligen Historischwerdens nun der gebührende Platz gewiesen „als dem Begründer der neueren deutschen Poesie, der mehr als ein anderer dazu beigetragen hatte, unsere Sprache und Literatur aus tiefem Verfall emporzuheben und ihr den Weg zu den höchsten Zielen zu bahnen." (Franz Muncker.) Die Huldigungen, welche dem Dichter des Messias dargebracht wurden, hatten ihn verwöhnt und eine Selbstgefälligkeit erzeugt, die in seinen Worten und in seinen Werken störend zutage tritt. Hatte er es für nötig befunden, 1776 Goethe und Karl August wegen ihrer Lebensführung zu ermahnen, was allerdings, wie wir wissen, eine sehr bestimmte Abfertigung durch Goethe zur Folge hatte,[1]) so glaubte er auch Frankreich und die Franzosen auf ihre Inferiorität gegenüber den Deutschen aufmerksam machen zu müssen. Man darf es Chuquet nicht verargen, wenn er Klopstocks Patriotismus „hochmütig und eigensinnig" nennt; er belegt diese Meinung mit schlagenden Beispielen aus Klopstocks Schriften und durch Bezeugungen von Zeitgenossen. Andrerseits räumt Chuquet ein, daß Klopstock, wenn auch nicht Frankreich, so doch die Freiheit, und zwar in allen Tonarten, verherrlicht habe. Brutus und Hermann hat der Dichter bewundert, die Erhebung Nordamerikas und Josephs II. freudig begrüßt, noch freudiger mußte er daher der französischen Revolution zujubeln. „Von 1789 bis 1792 ist er der Lobredner Frankreichs. Dieselben Franzosen, die er verachtet hatte, lobt er nun ohne Unterlaß, bewundert sie, erhebt sie bis in die Wolken. Nicht mehr Franzosen sind sie ihm, sondern Franken, welchen er den edlen Namen Brüder zuerkennt." 1788 schon besingt er die bevorstehende Einberufung der „**Etats généraux**", 1789 Ludwig XVI. als friedliebenden, weisen Monarchen, 1790 nimmt er teil an der Jahresfeier der Erstürmung der Bastille, die in Harvestehude bei Hamburg abgehalten wurde, und als der Herzog von Braunschweig an der Spitze der Koalitionsarmee in Frankreich einzumarschieren im Begriff steht, glaubt er ihn durch seine Ode „Der Freiheitskrieg" von der Bekämpfung des Volkes abhalten zu können, das auf Eroberungskriege verzichtet habe.

Chuquet erinnert daran[2]), daß Klopstock in seinen Briefen an La Rochefoucauld und Lafayette den Wunsch nicht verborgen habe, französischer Bürger zu werden, was er bis jetzt nur kraft eigener Ernennung gewesen sei. Jedenfalls zeigte er sich über die Verleihung dieses Titels, welche durch Konventsbeschluß vom 26. August 1792 erfolgte, aufs höchste erfreut und dankte dem Minister „Bürger Roland für diese einzige und unsterbliche Erhöhung", jedoch nicht ohne dabei auf die eigenen Verdienste hinzuweisen und gleichzeitig dem neuen Vaterlande Ratschläge zu erteilen.

Die Hinrichtung Louis' XVI. rief in Klopstock „die edelste Entrüstung" hervor; er erklärte sie in der Neuen Hamburger Zeitung vom 5. Februar 1793 für einen Justizmord und „unterschrieb diese Erklärung, welche ihn, wie er sagte, den größten Gefahren aussetzen würde, wenn er sich in Paris befände, mit seinem vollen Namen". Wie seine Hamburger Freunde, wandte er sich von der Revolution ab. Die in dieser Stimmung verfaßten Oden unterzieht Chuquet einer sorgfältigen Analyse und kommt

[1]) Briefe Weimarer Ausgabe, 3. Band, S. 63.
[2]) Vergl. Muncker, Klopstock, S. 511 f.

zu dem Schluß: „Gewiß, Klopstocks Entrüstung war aufrichtig. Aber seine Ausdrucksweise hat, anstatt natürlich und erschütternd zu sein, etwas Gewaltsames, Uebertriebenes, Maß- und Zielloses. Man fühlt, wie er sich in einen Zustand der Exaltation versetzt, um eine noch nie dagewesene Verwünschung, einen beredten Fluch zu finden. Vergebenes Mühen! Seine Zornes-Oden haben trotz gewisser Kühnheiten nichts Mächtiges, nichts Stolzes, nichts wahrhaft Schönes an sich".

Das Bürgerdiplom aber bewahrte Klopstock sorgfältig auf. Von vielen Seiten wurde ihm nach dem 21. Januar nahegelegt, das Dekret dem Konvent zurückzugeben. Lavater namentlich schrieb ihm einen dringlichen Brief, „den er sehr schlecht aufnahm". Als nun in öffentlichen Blättern fälschlich die Nachricht gebracht wurde, Klopstock habe das Diplom zurückgeschickt, begründete er in der „Berlinischen Wochenschrift" unter dem Titel „Das nicht zurückgeschickte Diplom" eingehend, warum er dies nicht getan habe.

Daß er auf die Würde, französischer Bürger zu sein, besonderen Wert legte, geht auch aus einem an C. F. Cramer nach Paris gerichteten Brief [3]) hervor, worin er sagt: „Grüßen Sie ja Bourgoing von mir. Er hält mich doch nun nicht mehr für einen excitoien? — Was Sie mir von Mercier und Louvet sagen, hat mir keine kleine Freude gemacht. (Haben mich auch diese für einen Er gehalten?)" Nicht weniger wichtig war ihm, daß seine Werke von den Franzosen gekannt und anerkannt seien. Er war glücklich, als sein oben erwähnter Freund Cramer 1799 mit Hilfe eines Franzosen Blanvillain die Uebersetzung der „Hermannsschlacht" erscheinen ließ. Noch mehr aber lag ihm eine gute Uebersetzung der Messiade am Herzen. Alle Anstrengungen in dieser Richtung blieben jedoch erfolglos; schließlich „erlebte er den Schmerz, 1801 die wunderliche Uebersetzung der Baronin Therese v. Kurzrock erscheinen zu sehen". Der liebe Gott, meinte er, habe das Uebersetzungstalent der Baronin an der Länge ihres Rockes gemessen.

Ein Jahr später, am 21. März 1802, ernannte das „Institut de France" den Dichter zum auswärtigen Mitglied. In seinem Dankschreiben, sagt Chuquet, hielt er in unerwarteter und ziemlich unbescheidener Weise sich selbst und seiner Muttersprache eine Lobrede. Ein Stück Literatur nannte Dacier, der ständige Sekretär des Instituts, dieses Schreiben, als er nach Klopstocks Tod (14. März 1804) die Gedächtnisrede hielt. Dann spendete er der Messiade und den Revolutions-Oden das verdiente Lob. „Die Revolution bricht aus, sofort wendet ihr Klopstock seine Blicke zu. Er sieht ein Volk, das der Freiheit entgegeneilt; seine edle Seele wird entflammt und wir werden seine Brüder. Mit uns hofft er und besingt er die ersten Siege, welche die Erkenntnis über das Vorurteil erringt; mit uns leidet er und beklagt unser lange währendes Mißgeschick. Beim Anblick der verruchten Ungeheuer, die ihr Vaterland zerfleischten, wird seine Muse von heiligem Zorn erfaßt; er weiht die Ungetüme den Göttern der Unterwelt und seufzt unter dem Wahnwitz eines Volkes, das seine vornehmsten Führer und seine ohnmächtigen Rächer opfert, um denen zu folgen, die es an den Rand des Verderbens bringen."

•

Von den Szenen, in denen so oft das „leidige" Lied der Politik ertönt, wandern wir an der Hand des Klopstockschen Messias zu „La soeur de Goethe". Bei dem Herrn des Hauses am großen Hirschgraben war er kein willkommener Gast. Um so mehr bei der dort heranwachsenden Jugend. Im zweiten Buch des ersten Teils von Dichtung und Wahrheit schildert Goethe die Begeisterung, mit der seine Schwester Kornelie und er Portias' Traum und das Gespräch zwischen Satan und Adramelech gelernt und rezitiert hätten, eines Samstag abends im Winter mit solcher Leidenschaft, daß der erschreckte Barbier dem Vater Goethe, den er gerade zu rasieren hatte, das Seifenbecken in die Brust goß. Darüber großer Aufstand, strenge Untersuchung und erneute Verbannung des Messias.

Mit ihrem Bruder wurde die am 7. Dezember 1750 geborene Kornelie in strenger väterlicher Zucht erzogen und nach einem starren, unabänderlichen Plan unterrichtet. In früher Jugend Wolfgangs Gespielin und Genossin seiner Leiden, wurde sie seine Trösterin und Vertraute. Durch den unbeugsamen Ernst des Vaters eingeschüchtert, dann verbittert, durch Verschiedenheit des Temperaments auch der Mutter ferner stehend, war der Bruder ihr ein und alles. Schwer trug sie die Trennung, als er nach Leipzig ging: der übungshalber in französischer und englischer Sprache geführte Briefwechsel wurde vom Vater überwacht, mußte daher der erleichternden und aufklärenden Offenheit entbehren.

Tieferen Einblick in Korneliens Seelenleben gewähren die Briefe und Tagebuchblätter, die an ihre Freundin Katharina Fabricius gerichtet sind. Aus ihnen spricht ein zartes, der Liebe bedürftiges Mädchenherz, aber auch die frühe und schmerzliche Erkenntnis, der äußeren Reize zu entbehren, die Zärtlichkeit einzuflößen vermöchten. Sie schreibt: [4]) Je serais a blamer si je desirais d'etre une grande beauté; seulment un peu de finesse dans les traits, un teint uni, et puis cette grande douce qui enchante au premier coup de vue; voila tout. Cependant ça n'est pas et ne sera jamais, quoique je puisse faire et souhaiter; ainsi il voudra, mieux de cultiver l'esprit, et tacher d'être supportable du moins de ce coté là" — Eine glühende Liebe — zu Harry Lupton — hatte ihr Herz bewegt: sie war unausgesprochen vorübergegangen. Kornelie war 22 Jahre alt geworden, hatte entsagt und auf das Glück der Ehe verzichtet, als der jüngere Schlosser, Advokat und Philosoph, um ihre Hand sich bewarb. Sie sah voraus, daß das Zusammenleben mit dem geliebten Bruder früher oder später ein Ende nehmen, daß sie einsam und unverstanden im väterlichen Hause zurückbleiben werde; so entschloß sie sich, dem hochgeachteten, aber ungeliebten Manne zu folgen.

Schlosser brannte vor Verlangen, sich mit der „schönsten Weiber-Seele" zu vereinen, er betrieb mit Eifer seine Anstellung als markgräflich badischer Hof- und Regierungsrat und im November 1773 führte er Kornelien als Gattin nach Karlsruhe.

Bald stellen sich Wolken am ehelichen Himmel ein, die sich verdichten, als Schlosser im folgenden Jahre als Oberamtmann der Markgrafenschaft Hochberg nach Emmendingen im Breisgau versetzt wird. „Die Ehegatten schienen sich zu lieben, und die Zeitgenossen sagen, sie hätten gut zusammen gelebt. Aber in Wirklichkeit, sie verstanden sich nicht." Verschiedenheit der Meinung in religiösen und häuslichen Dingen, „Ungleichheit der Temperamente und der Interessen" traten immer deutlicher hervor. Dazu kam der schwankende Gesundheitszustand Korneliens, der durch die Geburt einer Tochter (28. Oktober 1774) nicht gebessert wurde. Während Schlosser völlige Befriedigung im amtlichen Wirken, in seiner Schriftstellerei und in der Pflege kleiner Liebhabereien fand, fühlte sich Kornelie einsam und verlassen, abgeschnitten von allem, was das Leben Gutes und Schönes bietet. „Wir sind hier ganz allein", schreibt sie, „auf 30 bis 40 Meilen ist kein Mensch zu finden". Wie mochte sie sich zurücksehnen nach den herrlichen Tagen, die sie mit dem Bruder verlebt, als der begeisterte Jubel, mit dem Götz und Werther bei ihrem Erscheinen allseitig empfangen wurden, zu ihr drang! Mit welcher Freude mag sie ihn begrüßt haben, als er im Sommer 1775 einige Tage bei ihr zubrachte! Dann neue Krankheit, neue Trübsal. Der Besuch des berühmten Arztes Zimmermann gibt neue Hoffnung, Briefe von Auguste v. Stolberg und Frau v. Stein senden einzelne Lichtstrahlen in ihr Leben, auf das schon die Schatten des Todes herabsinken. Am 10. Mai 1777 schenkt sie der zweiten Tochter das Leben. Am 8. Juni legt sie ihr müdes Haupt nieder zur ewigen Ruhe. „Très intelligente, très instruite, très fière, elle s'irrita de n'être pas belle. Elle se resigna

[3]) Luppenberg, Briefe von und an Klopstock S. 362.

[4]) Witkowski, Cornelia die Schwester Göthes S. 165.

pourtant, elle se maria. Mais sa santé fut toujours mauvaise . . . . . . Son époux n'était pas l'homme aimable, qu'elle rêvait. Elle subit avec répugnance ses caresses brutales . . . . Pure, chaste, tout sentiment et tout roman, Cornélie ne trouva dans le mariage que désillusion, que souffrance et elle en mourut.

Wir mußten uns darauf beschränken, in kurzen Strichen den Lebenslauf der Schwester Goethes zu geben, deren vielseitige und einflußreiche Beziehungen zu dem großen Bruder, zu Freunden und Freundinnen, Chuquet aus reichfließenden Quellen schöpfend, zu einem wirkungsvollen Bilde vereinigt hat. Zu unserer großen Genugtuung erkennen wir daraus, wie nah der französische Gelehrte unserer Literatur steht, wenn wir auch der Deutung den Vorzug geben, welche Witkowski[5]) am Schlusse seines fesselnden Buches dem Wesen Korneliens angedeihen läßt. —

[5]) Witkowski, a. a. O. S. 186 ff.

(Schluß folgt.)

Bücher und Zeitschriften.

Carl Gustav Jacob Jacobi. Festschrift zur Feier der hundertsten Wiederkehr seines Geburtstages. Von Professor Leo Königsberger. Mit einem Bildnis und dem Faksimile eines Briefes. Leipzig 1904, bei B. G. Teubner (XVIII und 554 S.).

Ein merkwürdiger Zufall fügte es, daß im Laufe des Jahres 1826 drei nahezu gleichalterige junge Männer sich an der Universität Königsberg als Privatdozenten niederließen, deren jeder für seine Person an dem enormen Aufschwung, den die exakten Wissenschaften in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts nahmen, ganz wesentlichen Anteil hatte: H. Dove, C. G. J. Jacobi und F. Neumann. Hat uns über die ungewöhnlichen Lebensschicksale des letzteren erst vor kurzem dessen Tochter, Luise Neumann, in einem liebevoll geschriebenen Buche unterrichtet, so beschenkt uns jetzt Professor Königsberger mit einem ebenso fesselnd wie belehrend geschriebenen Lebensbild des ausgezeichneten Mathematikers Jacobi, dessen hundertsten Geburtstag wir in diesen Tagen (10. Dezember) feiern konnten. Einem glänzenden Meteor gleich sehen wir auch in diesem Buche ein an Erfolgen reiches Leben an uns vorüberziehen. Schon früh zeigt sich die ungewöhnliche mathematische Begabung Jacobis. Noch nicht ganz 21 Jahre alt, habilitiert er sich 1825 an der Berliner Universität. Im folgenden Frühjahr siedelt er nach Königsberg über und dort beginnt der junge Privatdozent durch seine außerordentlichen Leistungen alsbald die Augen der ganzen mathematischen Welt auf sich zu ziehen. Um eben diese Zeit taucht auch in Norwegen ein mathematisches Genie auf: Niels Henrik Abel (geb. 1802), der sich in der Hauptsache just auf dem gleichen Gebiet der Mathematik betätigt wie Jacobi, nämlich auf dem Gebiete der elliptischen Funktionen. Ein schöner Wettstreit, der in dem soeben von Crelle begründeten mathematischen Journal zum Austrag gelangt, beginnt nun — um mit den Worten des Verfassers zu reden — „zwischen den beiden Athleten. . . . Nur einer (gemeint ist Gauß, der damals bereits 50 Jahre alt war) sah still und nicht ohne Bewunderung diesem geistigen Ringen zu, er, der schon seit mehr als 30 Jahren im Besitze der meisten Resultate und Methoden war, welche in der nächsten Zeit auf dem so unerwartet entstandenen neuen und großen Gebiete der mathematischen Wissenschaften erobert werden sollten." — Schon im April 1829 stirbt Abel und nun steht Jacobi, „der 24jährige junge Mann, unbestritten nächst Gauß als der erste deutsche Mathematiker da. . . ." Sein Hauptarbeitsfeld bilden nach wie vor die elliptischen Funktionen und ihre Anwendung, doch beschäftigt er sich bald auch mit fast allen übrigen Teilen der reinen und angewandten Mathematik, insbesondere, angeregt durch Bessel, auch mit Problemen aus dem Gebiete der Astronomie, analytischen Mechanik und Geodäsie. Ein reger Briefwechsel verbindet ihn mit den bedeutendsten seiner Zeitgenossen. Krankheit veranlaßt den bereits 1827 zum außerordentlichen, 1829 zum ordentlichen Professor Ernannten im Jahre 1844 Königsberg zu verlassen und unter den vorteilhaftesten Bedingungen nach Berlin zu übersiedeln. Obwohl zur dortigen Universität in keinem festen Verhältnis stehend, hält der Akademiker Jacobi auch dort, soweit seine schwankende Gesundheit es erlaubt, Vorlesungen und ist im übrigen eifrig mit der Fertigstellung und Herausgabe älterer und neuer Arbeiten beschäftigt. Die politischen Wirren des Jahres 1848 werden auch ihm verhängnisvoll. Er läßt sich dazu überreden, einigemal in politischen Versammlungen in freiheitlichem Sinne zu sprechen. Geschäftige Neider denunzieren ihn deshalb beim Ministerium als Republikaner, er fällt beim König in Ungnade, ein Teil seines Gehaltes wird ihm entzogen; ja, er wird sogar aufgefordert, nach Königsberg zurückzukehren. Um mit dem ihm verbliebenen Gehalte dennoch auszukommen, trennt er sich von seiner Familie, die ihren Wohnsitz fortan in Gotha nimmt, während er den größten Teil des Jahres über in Berlin verbleibt. Ein 1850 an ihn ergangener Ruf an die Wiener Universität bringt indessen das Ministerium zur Besinnung; er wird, hauptsächlich auf die Fürsprache A. v. Humboldts hin, unter Erhöhung seines früheren Gehaltes rehabilitiert. Im Herbst 1851 sollte die Familie wieder nach Berlin übersiedeln, da ereilt den Rastlosen im Februar 1851 in der preußischen Hauptstadt, fern von den Seinen, der Tod. — Der umfangreiche wissenschaftliche Nachlaß des Verstorbenen wurde von denjenigen seiner zahlreichen Freunde und Schüler, die ihm im Leben am nächsten standen, im Laufe der Jahre herausgegeben. Zwei seiner begabtesten Schüler haben, wie schließlich bemerkt sein mag, an den beiden Münchener Hochschulen eine segensreiche Tätigkeit entfaltet: L. Seidel an der Universität (1847 bis 1896) und O. Hesse an der Technischen Hochschule (1869 bis 1874).

—rt—

Allgemeine Rundschau.

Akademie der Wissenschaften zu München.

(Novembersitzungen.)

In der philosophisch-philologischen Klasse hielt Herr v. Hertling einen für die Sitzungsberichte bestimmten Vortrag: Augustinus-Zitate bei Thomas von Aquino. Es wird untersucht, welche Stellung Thomas von Aquin bei dem Gegensatze zwischen Augustinismus und Aristotelismus, der sich in der Scholastik des 13. Jahrhunderts entwickelt hatte, zu Augustinus selbst einnimmt, und in welcher Weise er sich mit den in großer Zahl von ihm herangezogenen Aussprüchen des Kirchenvaters auseinandersetzt. Die Prüfung ergibt, daß er sie zu einem Teile nur konventionell verwertet, wie dies durch die scholastische Lehrmethode herbeigeführt wurde, teils stillschweigend seiner Denkweise eingliedert, teils aber auch im Sinne dieser letzteren vollständig umdeutet. Zwar weiß er, daß Augustinus durch die Platonische Philosophie beeinflußt war, aber er kennt die letztere nur aus dem, was Aristoteles von Plato berichtet, nicht ihre spätere Ausgestaltung im Neuplatonismus. Zugleich wirkt offenbar die Absicht mit, den Gegensatz gegen die gleichfalls dem Neuplatonismus entstammte Lehre des arabischen Philosophen Averroes scharf hervortreten zu lassen.

In der mathematisch-physikalischen Klasse sprach Hr. Karl Göbel „Ueber die kleistogamen Blüten und die Anpassungstheorien". Die kleistogamen Blüten sind bisher hauptsächlich teleologisch gedeutet worden, man glaubte, sie träten nur in solchen Fällen auf, wo sie der Pflanze von direktem Nutzen seien. Der Vortragende zeigte zunächst, daß dieser Annahme schon das zeitliche Vorkommen der kleistogamen Blüten, namentlich bei Viola biflora in den bayerischen Alpen widerspricht, daß vielmehr diese Blütenform abhängig sein muß von bestimmten äußeren Faktoren, nicht etwa von dem Ausbleiben der Samenbildung in den gewöhnlichen Blüten. Die

experimentelle Untersuchung ergab, daß die kleistogamen Blüten Hemmungsbildungen darstellen, bedingt durch die in zu geringer Menge erfolgende Produktion bestimmter organischer Substanzen. Es gelang demzufolge durch mangelhafte Ernährung Pflanzen mit nur kleistogamen Blüten zu erziehen, und solche, welche schon chasmogame Blüten erzeugt hatten, wieder zur Bildung kleistogamer Blüten zu veranlassen (Impotiens noli tangere), und ebenso durch kräftige Kohlenstoffassimilation und Beschränkung des Wachstums bei Veilchen-Arten, welche normal zuerst im Jahre chasmogame, dann nur kleistogame Blüten bilden, im Herbste wieder chasmogame Blüten hervorzurufen. Herr Karl v. Orff legte das 6. Heft der Veröffentlichungen der kgl. bayer. Kommission für die internationale Erdmessung (relative Schweremessungen in Bayern, 1. Reihe 1896—1900) vor. Dasselbe bringt die bisher in Bayern unter seiner Leitung von Hrn. Professor Dr. Anding ausgeführten Messungen der Intensität der Schwerkraft zur Darstellung. Diese sowohl für die Geodäsie wie für die Geologie interessanten Bestimmungen bestätigen den durch die österreichischen und schweizerischen Messungen ermittelten Massendefekt unter dem Alpengebiet, während für Bayern nordwärts des Parallels von 48½ Grad Breite unterirdische Massenüberschüsse angedeutet werden. Herr Richard Hertwig hielt einen Vortrag: „Experimentelle Untersuchungen über die Differenzierung des Geschlechts bei Rana temporaria und Rana esculenta." In demselben versucht er die sexuelle Differenzierung auf Veränderungen in dem Mengenverhältnis von Kern und Protoplasma zurückzuführen. Er sucht ferner die Erfahrungen über die Ursachen, welche bei Protozoen Veränderungen im Verhältnis von Kern und Protoplasma hervorrufen, auf das Geschlechtsproblem anzuwenden.

In der historischen Klasse hielt Herr v. Heigel einen für die Sitzungsberichte bestimmten Vortrag: Das Projekt einer Vermählung des Herzogs Philipp Wilhelm von Pfalz-Neuburg mit der „grande mademoiselle" 1652—1653. Herzogin Anna Maria von Montpensier, bekannter unter dem Namen „la grande mademoiselle", spricht in ihren Memoiren in spöttischem Ton von dem Annäherungsversuch eines „kleinen deutschen Fürsten aus dem Wittelsbachischen Hause", des Herzogs Philipp Wilhelm von Pfalz-Neuburg, der durch Vermittlung eines Neuburger Jesuiten ihr Geld und ihre Hand habe erschleichen wollen; die Erzählung von der Brautwerbung des „drolligen" Paters liest sich wie eine burleske Operettenszene. Dagegen läßt sich aus bisher unbekannten Archivalien, Briefen des Herzogs an die grande mademoiselle und die Mitglieder des königlichen Hauses, insbesondere aber aus zahlreichen und sehr ausführlichen Berichten des Brautwerbers P. Antoni — Berichten, die ein originelles, fesselndes Bild von den Zuständen in Frankreich und speziell am französischen Hofe nach der Niederwerfung der Fronde gewähren, — feststellen, daß die Erzählung der Dame wohl in den Hauptzügen richtig ist, aber in groben Uebertreibungen sich gefällt und das Wichtigste nicht erwähnt. Das Projekt einer Vermählung des Herzogs mit der französischen Prinzessin ist auf kirchlich-politische Motive zurückzuführen. Der Einfluß und das Vermögen der Herzogin sollten vor allem dazu dienen, in Jülich und Berg die Alleinherrschaft des katholischen Bekenntnisses wieder zu begründen. Aus den vorliegenden Korrespondenzen und Berichten läßt sich auch ersehen, daß nicht bloß, wie es in den Memoiren dargestellt ist, einige bestochene Hofbeamte, sondern die Eltern der Prinzessin, die Königin-Mutter und Kardinal Mazarin den Plan begünstigten. Die preziöse „Jungfrau von Orleans" selbst zog die Heirat sehr ernsthaft in Erwägung, und wenn sie schließlich eine ablehnende Haltung einnahm, so geschah dies nur, weil sich auf einen Augenblick Aussicht eröffnete, daß sie zur Gattin des jungen Ludwigs XIV. erhoben werden könnte, um die Aussöhnung zwischen der Krone und der besiegten altnationalen Partei zu besiegeln.

✱

Kleinere Mitteilungen.

* Die Forschungsarbeit des Münchener Gelehrten Dr. Doflein, der in japanischen Gewässern im Auftrage des Prinz-Regenten Luitpold und der Münchener Akademie der Wissenschaften zoologische Studien machen und Sammlungen anlegen will, hat eine unliebsame Unterbrechung erfahren. Der von ihm gecharterte Dampfer „Kaiun maru", der Tokio Wan Kisen Kaisha gehörig, ist Ende Oktober bei Misaki in der Nähe von Yokosuka gescheitert und untergegangen. Zum Glück gelang es, alle Menschenleben zu retten. Dr. Doflein selbst war nicht an Bord. Der Dampfer sollte ihm erst übergeben werden, doch hatte er bereits einen Teil des Pachtgeldes bezahlt. Mit dem Schiffe sind auch 2500 Meter Drahtkabel verloren gegangen, welche zu Lotungen, Temperaturmessungen, auch zum Fischen in der Tiefsee u. s. w. verwendet werden sollten. Andere Gerätschaften waren noch nicht auf das Schiff gebracht worden. Dr. Doflein hat schon auf seiner Herreise das Mißgeschick gehabt, zuerst auf dem Dampfer „Prinz Heinrich" bei Ceylon Schiffbruch zu leiden und dann mit dem französischen Dampfer „Polynésien" in der Malakkastraße aufzulaufen.

* Zu dem angeblichen Bibliotheksfund in Timgad (Algier) [vergl. Nr. 283] wird uns von fachmännischer Seite mitgeteilt, daß die Deutung des gefundenen Gebäudes als einer antiken Bibliothek noch nicht als sicher gelten kann. Eine vorhandene Photographie läßt ein Gebäude von der Art der sogen. „scholae" erkennen, die den militärischen Chargen zu Versammlungen und Kultzwecken dienten, und vielleicht ist die „Bibliothek" nichts anderes als eine etwas größere „schola". Immerhin darf man auf den Bericht, den der Leiter der Ausgrabungen dem in Batna erscheinenden „Echo du Sahara" versprochen hat, gespannt sein. Sobald er vorliegt, soll an dieser Stelle Näheres und Sicheres darüber mitgeteilt werden.

W. Vom Nobel-Preis. Aus London wird gemeldet: Lord Rayleigh beabsichtigt, den ihm zuerkannten Nobel-Preis der Universität Cambridge zu übergeben.

✱

Hochschulnachrichten.

H. Heidelberg. Dr. phil. Edgar Jaffé, der Besitzer und Mitherausgeber des (früher Dr. Heinrich Braunschen) Archivs für soziale Gesetzgebung und Statistik, habilitiert sich am 17. d. M. an unserer Universität für das Fach der politischen Oekonomie mit einer Probevorlesung „Ueber die methodischen Grundfragen der Volkswirtschaftslehre".

* Posen. Der bisherige Dozent für pathologische Anatomie am hiesigen hygienischen Institut Prof. Dr. Otto Lubarsch ist aus dem Lehrkörper dieser Anstalt ausgeschieden und hat die Stellung eines Prosektors am Kreiskrankenhaus zu Groß-Lichterfelde bei Berlin übernommen.

* Wien. Die infolge der jüngsten studentischen Exzesse vom akademischen Senat verfügte Sperrung der Universität ist bereits aufgehoben worden. Die Vorlesungen wurden gestern — am Montag — ohne Störungen wieder aufgenommen. Uebrigens verwahren sich die Wiener deutsch-nationalen Verbindungen gegen die Beschuldigung, daß diese Exzesse von ihrer Seite ausgegangen seien.

hc. Graz. Der Architekt, Geheimrat Julius Franz Pascha in Graz ist in Anerkennung seiner Verdienste um die arabischen Denkmäler Aegyptens von der Grazer Universität zum Ehrendoktor der Philosophie ernannt worden. Ein geborener Wiesbadener, ist Franz Pascha Begründer und erster Direktor des arabischen Museums in Kairo. Er ist auch als Kunstschriftsteller tätig.

* Zürich. Die Immatrikulation des 1000. Studenten wurde am vergangenen Mittwoch durch einen Festkommers gefeiert, bei dem der derzeitige Rektor Professor Dr. Haab eine Ansprache hielt.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Leo XIII.

8° Mit einer Heliogravüre.
Preis Mk. 4.—, elegant gebunden Mk. 5.—.

Der bekannte Gelehrte bietet eine Psychologie des Werdeganges des grossen Papstes und zugleich den ersten Versuch, den Verlauf der katholischen Bewegung des 19. Jahrhunderts nach inneren Entwicklungsmomenten, wie nach ihrer räumlichen Ausdehnung zu gliedern.

Das Werk ist unentbehrlich für das **Verständnis des Katholizismus in den Strömungen der Jetztzeit.**

von

Martin Spahn.

Kirchheim'sche Verlagsbuchhandlung in München. (11472)k

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger Stuttgart und Berlin

Soeben erschienen!

William Pitt, Graf von Chatham.

Von **Albert von Ruville.** Drei Bände. Mit einem Porträt und fünf Kartenskizzen. Geheftet M. 24.—. In Halbfranzband M. 29.—

Dieses hochinteressante Werk ist die erste umfassende, den Forderungen der Wissenschaft entsprechende Biographie William Pitts des Aelteren, in dem England mit Recht eine geschichtliche und nationale Größe ersten Ranges sieht. — Für den deutschen Leser sind von besonderem Interesse die Aufschlüsse, die das Werk über das Verhältnis zwischen Friedrich dem Großen und England im Siebenjährigen Kriege gibt. Des weiteren trägt es vieles bei zum Verständnis des österreichischen Erbfolge- und des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges und gewährt gleichzeitig einen guten Einblick in die sozialen und innerpolitischen Verhältnisse, in die Gesinnungen, Ideen und Gebräuche des mittleren 18. Jahrhunderts, wie sie sich in England herausgebildet hatten.

Deutsche Geschichte von der Auflösung des alten bis zur Errichtung des neuen Kaiserreiches (1806 bis 1871).

Von **H. v. Zwiedineck-Südenhorst.**

Dritter Band: Die Lösung der deutschen Frage und das Kaisertum der Hohenzollern (1849—1871)

Geheftet M. 6.— In Halbfranzband M. 8.—

(Preis des vollständigen Werkes — 3 Bände —: Geheftet M. 20.— In Halbfranzband M. 26.—)

v. Zwiedinecks Darstellung nimmt auf die Vorgänge in den übrigen Staaten Europas gebührend Rücksicht und behandelt in ausführlicher Weise die Geschichte Ungarns, Frankreichs und Italiens, die mit der deutschen in notwendigem, unauflösbarem Zusammenhange steht. (.)

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck in München.

Soeben erschien:

Martin Mohr

Adel und Politik

Neun Kapitel bayerischer Tagesgeschichte.

51 Seiten gr. 8°. Preis 80 Pf.

An das öffentliche Auftreten der Reichsräte Graf Preysing und Graf Arco-Zinneberg anknüpfend, wird diese Broschüre, zumal sie zugleich die politische Gesamtlage Bayerns in Betracht zieht, einem besonderen Interesse begegnen.

(Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.)

Verlag von Gustav Fischer in Jena.

Aus den Tiefen
*** des Weltmeeres ***

Schilderungen von der deutschen Tiefsee-Expedition.

Von **Dr. Carl Chun,**

Prof. in Leipzig, Leiter der Expedition.

Mit 6 Chromolithographien, 3 Karten, 8 Heliogravüren, 32 als Tafeln gedruckten Vollbildern und 482 Textabbildungen.

Zweite umgearbeitete und stark vermehrte Auflage.

Preis: 18 Mark, gebunden 20 Mark. (5793c)l

Soeben erschienen:

Prächtige Weihnachtsgeschenke für den Familientisch.

Ernst Reiland, Roman von F. Sommer, mit dem Porträt des Verfassers. Geh. 4.—, eleg. geb. 5.— M.

Schles. Zeitung vom 29. Okt. 1904. So, ... erinnert sein Werk an die beiden sozialen, noch immer unübertroffenen Romane Gust. Freytags, aber nicht nur im Stofflichen, sondern rühmlicherweise auch in der Art und Kraft der Darstellung.

„In der Waldmühle", Roman von F. Sommer. 3. u. 4. Tausend mit dem Porträt des Verfassers. Geh. 2 M., fein geb. 2 M. 75 Pf.

Dieses Buch wünschte ich auf den Geburtstags- oder Weihnachtstisch aller m. Freunde. Prof. Dr. Rosenberg-Hirschberg.

Hochinteressante Geschenke für reife Leser:

Maria von Magdala. Historromant. Erzählung von Rochefflamme. 2. Aufl., mit 3 Vollbildern von Ant. C. Baworowski-München. Geh. 4 M., fein geb. 5 M. 50 Pf.

Der Roman behandelt denselben Stoff wie Paul Heyse's gleichnamiges Drama, jedoch mit der sinnlichen Glut und freiem Hauch, der den französischen Romanciers eigen ist. Die Staatsanwaltschaft hat eine Beschlagnahme abgelehnt, da das Werk eine durchaus ernst zu nehmende, litterarisch wertvolle Schöpfung darstellt.

Begegnungen, Jugendsünden eines modernen Idealisten. Novellen von Hermann Schilling. Mit Buchschmuck von Emil Stübner-Berlin. Eleg. geh. 2 M. 50 Pf., fein geb. 3 M. 50 Pf.

Das spannend und vornehm zugleich geschrieb. Buch des als Lyriker, Epiker und scharf pointierender Prosaist von der Presse rühmlichst anerkannten Autors enthält 6 Erzählungen und greift mit sicherer Hand mitten in das Leben der Gegenwart hinein. (11125c)l

Leipzig.
Verlag von Arthur Cavael.

Wer geistig energisch arbeiten, Zerstreutheit, Nerven-, Willens-, Herz-Schwäche, Schlaflosigkeit beseitigen will, lese

Dr. C. E. Sturm's

„Erziehung zur Gesundheit."

1.60 M. Hygienischer Verlag. Berlin SW. 11.

Bücher kauft in einzelnen Werken u. ganzen Bibliotheken zu den höchsten Preisen *10 (u)
Dr. H. Lüneburg's Buchh.,
Karlstrasse 4.

Autographie.

J. BRANDL, Hoflieferant,

München, Hofstatt 2.

Vervielfältigung von Schriftstücken, Fertigung von Formularen jeder Art. Lager von präpariert. Papier, Tinte etc. (.)

An unsere Leser!

Wir bitten höflich, bei allen **Anfragen oder Bestellungen,** welche auf Grund der in der **Beilage zur Allgemeinen Zeitung**

angekündigten,

besprochenen

oder zitierten

Bücher und Verlagswerke

erfolgen, sich gefl. auf die Beilage der Allgemeinen Zeitung

beziehen zu wollen.

Verlag der Allgemeinen Zeitung.

Jahrgang 1904. München, Mittwoch, 14. Dezember. Nummer 287.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Die Turanier Vorderasiens und Europas.

Von Albrecht Wirth.

In heißem Grimm verurteilt Marquart in seinem monumentalen Eran Schahr die „Denkfaulheit" eines Publikums, das mit dem schnöden Ausdruck „Turanier" sich befreundet habe. Ebenso wetterte einst Stanley gegen die unwissenden Leute, die aus Bantu, was doch bloß „Menschen" bedeute, eine Rassenbezeichnung gemacht hätten. Nun, trotz Stanley hat sich der Ausdruck Bantu immer mehr eingebürgert, weil er eben handlich und bequem ist, und trotz Marquart wird sich aus demselben Grunde auch der Turanier behaupten. Der Kundige weiß doch, daß von dem weiten Rahmen dieses Begriffes Rassen umspannt werden, die sich weniger verwandt sind als Germanen und Chinesen. Selbst das könnte den Turanier nicht erschüttern, wenn richtig wäre, wie Marquart vermutet, daß die turija des Zendavesta arischen Geblütes waren. Es wäre das eine Namensübertragung wie von den Briten auf ihre germanischen Obsieger, wie von Rom auf die Romäer von Byzanz und das Sultanat des türkischen Rum, wie der Araber auf Suaheli und sklavenjagende Vollneger, wie möglicherweise der Pön-Stämme oder Punier auf die Pondo oder Puta, was nach dem englischen Jesuiten Torrend der gemeinsame Urname der Bantu gewesen ist.

Durch rein somatische Forschung ist längst dargetan, daß ganz Europa von einer Reihe nichtarischer Völker bewohnt war. Die Funde von Krapina in Croatien haben einen Menschentypus aufgedeckt, den man mit der jetzigen Spezies des homo sapiens überhaupt nicht auf dieselbe Stufe stellen kann, einen Typus, der noch niedriger steht als der australische. Es sind weiter in den Pfahlbauten der Schweiz und an sonstigen vorgeschichtlichen Stätten Zwerge nachgewiesen worden, ja, im Norden Europas, in Schottland und dem Nordsaum von Skandinavien, werden Zwerge bis tief in das Mittelalter hinein in der zeitgenössischen Literatur erwähnt.[1]) Am verbreitetsten aber „von den Torfmooren Dänemarks bis zu den Kökkenmöddingen des Tajo"[2]) war ein mongolenähnlicher Typus, Kurzköpfe mit niederem Gesicht, breiten flachen Nasen und ausladenden Backenknochen. Der Typus ist noch jetzt in allen europäischen Ländern zu beobachten. v. Hölder hat eine ziemliche Menge solcher „Turanierschädel" aus Kirchhöfen Württembergs zusammengebracht; es sind Schädel, die ganz erheblich, wie man sich in dem Stuttgarter Museum überzeugen kann, von der arischen Form abweichen. Auch in Bayern, namentlich im Süden, kann jeder, der die Augen auftun will, sich noch heutigentags über Erscheinungen wundern, die an Kalmücken oder Japaner erinnern. Dieser brachycephale, mongoloide Typus, der häufig mit brünettem Teint verbunden ist, erstreckt sich in der Tat von Europa bis nach Ostasien. Das geht aus des Amerikaners Ripley anthropologischen Tabellen hervor, das hat, von ethnologisch-kulturhistorischen Gesichtspunkten ausgehend, Heinrich Schurtz behauptet — er hielt die Kurzköpfe für die Träger der Urkultur, wie ja auch in unseren Märchen die Zwerge geschickte, fleißige, kunstverständige Leutchen sind —, das haben schließlich auch historische Geographen für möglich gehalten, wie Tomaschek, der sogar nach Verwandten der Tschuktschen in Mitteleuropa spürt.[3]) Außer den genannten Rassen gab und gibt es noch andere in Europa, deren Zugehörigkeit noch nicht feststeht. Erst im Verlaufe der halb oder ganz historischen Zeit wurden dann die Urrassen von den Ariern unterjocht und allmählich aufgesogen. Anthropologisch aber ragen noch überall die Reste der früheren Rassen wie Inseln in der Flut aus der arischen Ueberschwemmung auf; sprachliche Reste sind dagegen nur in einer einzigen Gegend erhalten, in den Pyrenäen, deren baskische Bewohner, wie wenigstens die tiefer eindringende neuere Forschung annimmt, auf den alpinen Menschenschlag zurückzuführen sind.

Ich möchte nun die Kunde, die anthropologische Entdeckungen und Forschungen uns von den Urrassen Europas gebracht haben,[4]) durch Nachrichten ergänzen, die aus der geschichtlichen Literatur zu schöpfen sind. Ich werde dabei manche gewagte Vermutungen aus bisherigen Werken übernehmen und selber deren eine Reihe aufstellen. Es verhält sich mit der Verläßlichkeit solcher Vermutungen wie mit einer Erscheinung der Optik. Abendliche Silberwolken, von Lichtglanz umflossen, täuschen uns leicht Schneespitzen vor. Vermutungen zerfließen wie flockige Wolken, wenn sie keinen inneren Bestand haben; wenn sie dagegen sachlich begründet, wenn sie auf einem vernünftigen Zusammenhang aufgebaut sind, gleichwie der unserem Auge allein sichtbare, durch eine blaue Fläche scheinbar von der Mutter Erde getrennte schneeige Bergsaum dennoch auf einer festen Basis ruht, dennoch mit der Erde zusammenhängt, dann mögen Kombinationen und Vermutungen sich halten und mögen zu der wissenschaftlichen Anerkennung ihrer zuerst nur geahnten Grundlagen hinführen.

Mit wachsender Zuversicht erklären die heutigen Gelehrten die Sumerier für eine uralaltaische Rasse. Neue Gründe dafür hat erst jüngst Almasy[5]) ins Feld geführt. Der holzlose Häuserbau Sumirs entspreche der Bauart Turkestans, und die Börke, die warme Schaffellmütze der

[1]) Ritchie, Globus, August 1902.

[2]) Kraitschek, Politisch-Anthropolog. Revue 1903, April (Die Menschenrassen Europas), S. 22.

[3]) Kritik der ältesten Nachrichten über den skythischen Norden. (Sitzungsberichte der Wiener Akademie der Wissenschaften 1888.)

[4]) Von Kraitschek a. O. ausführlich zusammengestellt. Dazu neuerdings Ratzel, Archiv für Rassenbiologie 1904, Heft 3.

[5]) Revue orient. II.

Turkmenen, erscheine schon auf dem Haupte Gudêas, im heißen Mesopotamien, wo de Morgan einmal 57.5 Grad im Schatten ablas! Sind übrigens die Sumerier Verwandte der Türken, so können sie auch nicht die Schöpfer der sumerischen Kultur gewesen sein, denn die Türken und überhaupt die Uralaltaier sind noch nie als Urheber einer Kultur aufgetreten. Dazu stimmt gut, daß de Morgan Negritos für die Urbewohner Ost-Mesopotamiens hält. Die kunstfertigen, intelligenten Zwerge! Das würde die babylonische Kultur wiederum um einige Jahrtausende zurückschrauben. Eine andere turanische Rasse waren die Elamiten und die Kasch oder Kassiten, ebenfalls im Osten des Zweistromlandes. Wer waren die Kasch, die schon als Gegner Naramsins auftauchen? Ich glaube, Tibetaner. Das Mahabharata nennt den Hauptstamm Tibets Kaça. Von ihnen wurde wohl Kaschmir und Kaschgar benannt, wie schon Terrien de la Couperie meinte. Kasch hieß im frühen Mittelalter Tibet bei arabischen Autoren. Khasch war ein Name der nordtibetischen Juetschi.[6]) Die Sitze des fraglichen Volkes scheinen sich von den Casii im Tarimbecken und dem mons Casius, der dem südlichen Thianschan oder dem Karakorum entspricht, über die Gegend der Caspii — pa ist das heutige tibetische, b das heutige nordkaukasische, pi das alte susische Pluralsuffix[7]) — und den mons Caucasus am Pamir nach dem Kaspisee und dem zwei Erdteile trennenden Kaukasus, dessen Name vielleicht als Gemination mit türkischem Verschlußlaut aufzufassen ist, sowie nach Khuzistan oder Susiana zu erstrecken.

Von den Kas leite ich nun erstens die Kasdim oder Chaldäer, zweitens die Masaken, drittens die Basken her. Das Plural-Suffix t findet sich im Mongolischen und Kaukasischen, das Suffix k im Chaldischen, Georgischen und Finnischen. Der Stamm ist also in allen Fällen Kas oder Bas.

Die Osmanen sind von Hochasien bis Dalmatien zu Lande, und bis Korsika (1553 n. Chr.) auf dem Seewege gekommen; in Nordafrika drangen sie bis nach Marokko vor, dessen Heer mit türkischer Hilfe und zum Teil aus türkischen Söldnern reorganisiert wurde. Aehnlich können die Kasch sehr wohl von Tibet aus bis zum Atlantischen Ozean gelangt sein. Als Beweis führe ich zunächst die Entdeckung ins Feld, die kürzlich in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung mitgeteilt wurde, daß der baskische Hund nicht nur seiner Körperbeschaffenheit nach dem tibetischen gleicht, sondern daß auch das baskische Wort für Hund vollkommen dem tibetischen entspricht. Nun hat ferner Hommel gezeigt, daß Chan, Henetoi und Veneter dasselbe Volk sind. Der Lautübergang, der sich bei diesen Namenswandlungen offenbart, bewirkt, daß auch Kas sich in Bas verändern kann. Die Bas—k zogen über den Wasgen-Wald, und die Gas—kogne nach dem Meerbusen von Bis—kaya, nach dem Lande, wo jetzt die Basken, spanisch Bascon—gados, leben. Es sind denn auch schon mehrmals georgische und baskische Wörter verglichen und eine genaue Uebereinstimmung der beiderseitigen Grammatiken festgestellt worden. Wie nennen sich aber die Pyrenäen-Bewohner selber? Eus—Caldu—nac. Ein Name, der auch in den Chaldäern und den Chaldern steckt. Chaldu-i-ni hieß das Land um Ararat, und Karthli nennen sich die heutigen Georgier; Eus ist chaldisch Herr. Die Sprache der Basken aber ist das Eus—cara. Abasken oder Abasen oder Abchasen wohnen noch heute im Kaukasus. Ein weiterer geometrischer Ort! Die alte Bevölkerung Spaniens und eines Teiles von Süditalien, Wales und Irland waren die Iberer. Genau derselbe Name haftet an einer Rasse des Kaukasus. Iber oder Gurg (wovon Georgier) oder Hyrk sind verschiedene Bezeichnungen derselben. Wie bei Vascones findet sich auch bei ihren östlichen Verwandten die vollere Form: Hyrkanier und Gurganer. Eine merkwürdige Ausdehnung hat besonders die Form Hyrkan gewonnen. Justi hat erkannt, daß die Barkanioi, die Bewohner von „Fergana“, mit den Hyrkaniern eindeutig seien. Ich führe ferner auf jene Form den Namen der Burgan oder Bulgaren zurück. Jedenfalls stimmt dazu die Tatsache, daß sich einige Jahrhunderte hindurch Bulgaren am Kuban und Hunnen am mittleren Kaukasus behauptet haben. Des weiteren heißt die große Landschaft Jugrien, das Gebiet des mittleren und unteren Ob, im Mittelalter auch Yrcania. Allgemein wird zugegeben, daß die Jugrier mit den Ogor identisch, die im 5. Jahrhundert n. Chr. in der Aral-Niederung und an der Wolga erschienen. Versuchsweise wurden diese Ogor mit den Avaren geglichen; der Versuch erhält eine Bestätigung durch die ebenfalls allgemein anerkannte Gleichung Iber = Gur(g). Damit nun auch das h zu seinem Rechte komme, das wir von Hyrkanien kennen, haben wir nur noch zum Schluß die chinesische Lautung anzuführen, in der die Ui-guren als Hui-hui auftreten.

Eine Zwischenvermutung. In der Ainu-Sprache gibt es außer anderen Worten die Bezeichnung guru oder uru für Mann. Im Jakutischen ist Mann kis, im Japanischen hito; im Syrjänischen ist jös = Leute. Alle diese verschiedenen Formen finden sich genau so, oder ähnlich, in den Stammnamen der uns hier beschäftigenden tibetisch-kaukasischen Rasse vor, meist als Suffix. Das get bei den Massageten, Tyra-geten, Thyssageten, Myr-geten und Satta-geten des Altertums; den Kan-git, Kem-kem-jit, Mana-get und Tolamgut des Mittelalters; den Samo-jeden (Sumpfleuten, von finnisch suomi, Sumpf, See), den Sur-gut, Tor-gut und Telen-gut der Neuzeit, als gados bei den Bascon-gados. Das gur bei Unu-gur, O-gor, Un-gar, Sara-gur, Kutri-gur, Utigur, Ma-gyar, On-gur. Am deutlichsten zeigt sich die Verwandtschaft der beiden Suffixe dadurch, daß bei demselben Volksnamen das eine Suffix gelegentlich das andere ablöst, so bei Ui-gur und Ui-git, Kangar und Kangit. Der Uebergang von guru zu get ist eine gemeinaltaische Erscheinung, die ich auf Verlangen mit einer Zahl von Beispielen belegen kann. Was wäre nun, um endlich zu der versprochenen Vermutung zu kommen, natürlicher, als daß das Wort für Menschen allmählich zu einem Pluralsuffix herabgesunken? Wir können diesen Vorgang bestimmt bei dem tibetischen pa nachweisen.[8]) Wenn andrerseits in historischer Zeit in Ogor und Geten das Suffix als selbständiger Volksname auftaucht, so erinnere ich daran, daß auch die Eskimo, die Guarani, die Buschmänner, die Buren und die oben berührten Bantu ganz naiv und einfach nichts als „Menschen“ sein wollen. Es ist kein Zufall, daß die Geten, in denen schon Rémusat und Klaproth die Juetschi erkannt haben, in denen ich weiter die Guti der Keilschriften, die Gojim der Juden und die Hu der Chinesen erblicke, daß sie sich über denselben Erdraum ausbreiten, den wir unserer hyrkanisch-baskischen Rasse angewiesen haben. Einen Raum, den auch die Alanen und die Khazaren (Kas + äri „Leute“), die Fergani einiger abendländischer Autoren, durchwandert haben. Die Alanen nennen sich selber As, das klingt an die Asioi an, wie Strabo für Juetschi sagt; ein Wegfall des Gaumenlautes, wie bei dem Personennamen Organum, der sich zu dem christlichen Iberer Gurganes stellt. Wie wir von „Herumzigeunern“ sprechen, so ist in der türkischen Welt as gleichbedeutend mit nomadisieren geworden. Uebrigens haben die Chinesen, welche die Alanen zu den Turkstämmen rechnen, die Aspirata beibehalten, und nennen sie Hosn.

Die türkischen Sprachen lieben, wie das Japanische und das Malaiische, zur Bezeichnung der Mehrheit die Reduplikation, wobei der Auslaut gern verändert wird. Türkisch tös, „Götze“, tös-tör „Götzen“. Es steht nichts im Wege, auch für die tibetisch-kaukasischen Sprachen des Altertums einen derartigen Hang zur Verdoppelung anzunehmen. Beispiele dazu liefern der Kha-khan („Großgroß“), der Kaukasus und Kem-kem, der alte Name des Jenissei. Ich vermute Verdoppelung auch bei dem Namen der Kirgisen und der Kerketai, der

6) Terrien de la Couperie in Enc. Brit. „Tibet“.

7) Winkler, Die Sprache der zweiten Kolumne der dreisprachigen Inschriften S. 62.

8) Hirth (Alttürk. Inschr. S. 39) behauptet, daß man den chinesischen Namen eines mittelasiatischen Volkes als Ogor, Awar oder Anfat lesen könne. Das schlägt die Brücke zur Gleichung fat = japanisch hito (Mensch = tibetisch pa).

heutigen Tscherkessen, der mittelalterlichen und strabonischen Kasaken. Der Name der Kirgisen taucht zum erstenmal im 6. Jahrhundert auf. Den byzantinischen Gesandten werden „Cherchis" — Mädchen als Gastgeschenk für die Nacht angeboten. Mit diesem Faktum treten die Kirgisen in die Hallen der Geschichte ein. Damals wird auch die Türkisierung des Volkes begonnen haben. Wenig später erfolgte die Türkisierung der Khazaren, doch machte sich noch lange unter ihnen ein auffallend dunkelhäutiges Element, dessen Rasse von der der Herrscher verschieden, bemerkbar.

Gemination mag auch bei den „Berbern" wirksam gewesen sein. Viele Forscher nehmen in Nordafrika eine mongolische Einwanderung an;[9]) v. d. Gabelentz hielt geradezu Basken und Berber für verwandt. Ein Nachklang jener Wanderung tönt wohl nach aus dem seltsamen phönizischen Berichte bei Sallust. Die Neigung, möglichst viel Konsonanten zusammenzudrängen, läßt sich wie bei Tibetern, Georgiern und Tscherkessen, wie bei den Bayern[10]) — z'samm'g'flickt, d'rschoss'n, g'scheert'n, dalst — so auch in hervorragendem Maße bei den Basken und einigermaßen, wenn auch — wahrscheinlich durch Negereinfluß — abgeschwächt, noch bei den Berbern verfolgen. Endlich findet sich bei den Berbern die Vorliebe, worüber später mehr, zu ausgedehntem Tiefbau. Die Wanderung der Iberer vom Kaukasus bis Marokko wäre nicht wunderbarer als die der Alanen, die ebenfalls vom Kasbek bis nach Afrika kamen und sich dort mit den Vandalen zu einem Seevolk entwickelten. Ueberhaupt wird schon die älteste Wanderung der Turanier zu Wasser und zu Lande vor sich gegangen sein. Aehnlich wie in der Tierwelt. Nach dem Zoologen Dr. Scharff in Dublin hat sich das sibirische Reh in Irland mit einer aus Kleinasien über Spanien gewanderten Rehgattung gekreuzt.

Turanische Westwanderungen, teils zur See, teils zu Lande, haben Veneter, Pelasger, Karer, Etrusker, Sigynner, Basken und Türken ausgeführt. Wir müssen mit Elam anfangen. Die Bewohner des Landes waren laut Hommel den vorderasiatischen Turaniern, den Alarodiern, verwandt. Ein Gott der Elamiten, Humbaba, taucht als Kombabus weiter westlich wieder auf. Der einheimische Name von Elam war Apir, das biblische Ophir laut Hommel, in semitischer Form Hapir-ti, wozu sich nach Rost die Nebenform Habir-ti findet. Die Wurzel kehrt wieder in dem Stamme der Amardai und dem Flusse Epardos oder Mardos, dem heutigen Murghab. Zieht man nun weiter hier die Pisdadier zu, die laut Hüsing gleich den Paralatai des Herodot sind (Lut oder Lot ist chaldisch „Leute") und erinnert man sich, daß der Name des Pusch-ti-kuh bei den Puschto (den Afghanen) wieder auftaucht, so hat man eine Brücke zu den Parkanioi Ferganas, zu den Pariani der Peutingerschen Tafel und zugleich zu den Pasianoi, die mit den Juetschi zusammen um die Mitte des zweiten Jahrhunderts vor Christus in Fergana einfallen. Ich führe weiter auf Hapir oder Habir die Hebräer zurück. In der Tat ist, wie auch aus anthropologischen Untersuchungen immer klarer wird, die Grundschicht der Alarodier und der Juden die gleiche. Der Urvater Nahor weist auf Nahran, das obere Euphrat-Gebiet; Seruch auf Serchеti, südlich von Bitlis, 2c. ist das chaldisch-georgische Ortssuffix, wie bei Imeretien, Kachetien und Suanetien. Die nordöstlichen Anwohner von Nahran waren die Guti oder Goi; sie wurden für die Juden die Barbaren par excellence, so daß noch jetzt göj der Fremde ist. Aus dem alarodischen Blutsbestandteil der Juden, den zuerst v. Luschan nachwies, erklärt es sich auch, daß in so vielen Völkern, die entweder wie Japaner und Koreaner[11]) reine oder, wie Spanier und Italiener, Halb- und Viertelsturanier sind, so viele hebraoide Typen vorkommen.

Die nächsten alarodischen Verwandten der Juden waren die Hethiter. Das Gebiet der Chan oder Chatti oder Hethiter erstreckte sich von Kappadokien über Nordsyrien bis zum oberen Euphrat. Hauptgottheiten der Völkergruppe waren der Blitzgott mit der Donneraxt und die Hauptgöttin Ma; im Esthnischen heißt noch ma die Erde. Unter den Bundesgenossen der Chatti befanden sich die Dizawadana (vielleicht Caspii Damu, Nomaden), Musanth[12]) (Möscher?), Luka (Lykier), Masa (vergl. us Masini, das Chalderland), Pidasa (wohl Pisider), Gargisa und Kades; ferner Leute der Dardny (vergl. Dardistan und Dardaner, Dardanellen), der Jevanna (Jonier) und Agaijwasa (Achäer); dazu noch Semiten von Naharan und Arados. Die erste Reihe von Bundesgenossen enthält Rassenverwandte der Chatti. Ich habe die Kadis dazu gesetzt; sie gelten für Semiten, ich halte sie aber für Ahnen der Kadusier, die später Kerntruppen der Kaukasushunnen und der Hephtaliten wurden. Im Gefolge der Chatti waren vielleicht auch ja manche, bald verschallene Stämme, von denen die Bibel meldet, als da waren: die Rephaim, zu denen ich Riphat, den Sohn Gomers, Homers nordische Arimaioi, die riphäischen Berge und die Rif-Berber vergleiche; die Anakim, die an die Stadt Ghanaku und Hanoch, Enoch erinnern; die Nephilim, deren Name an Pamphylien und das baskische Pampeluna anklingt; die Enzim, was mühelos durch die groß-armenischen Enzi[13]) zu erklären wäre; endlich die Emim, bei denen ich einerseits an die finnischen Jamai des Hekataias und die Embai des Apollonios, andrerseits an Amasia und Emmaus denke. Um 1100 erschienen jüngere Chattistämme, die noch nicht seßhaft geworden: die Kummuch, die Ahnen der Kumüken im östlichen Kaukasus; die Musk, die Meiech der Bibel; die Kask, wohl mit den Kasjari identisch, und wahrscheinlich auch mit den Kolchern; die Tabal und die Chilakku oder Kilikier. Am interessantesten hiervon sind die Tabal, die Tubal der Bibel. Sie gaben Tibarene und Tabaristan, dessen Hauptstadt das heutige Täbris, gaben dem Tauris der Iphigenie, dem Taurus und Antitaurus den Namen. Ich zögere nicht, auch unsere Hohen Tauern damit in Zusammenhang zu bringen, ebenso wie die Pyrenäen mit den mehrfach beregten Pariani und ihrer Sippe. Als Möglichkeit stelle ich zur Erwägung, ob nicht, gleichwie der alarodisch-finnische Gott Pas (vielleicht der Heras der Pasiani) zum bösen Geist der Russen, bes, und am Ende der alarodische Chaldu zur russischen Hölle, Tört, geworden sein mag, so auch unser „Teufel" einst ein Gott der Tibarener und ihrer finsteren Tauern-Berge gewesen sein könnte. Nicht minder könnte „zaubern" auf eine bemerkenswerte Fähigkeit jenes Volkes zurückgehen. Die verwandte Gruppe der Hyrkanier war bis nach China wegen Zauberei berühmt; ebenso die Finnen, wie das Kalewala und die Edda bezeugt. Aehnlich stammt das englische sack, zerstören, von den Saken, Verwandten der Tabar. Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang, daß Tubal-Kain ein Schmied ist; auch Vulcan ist ja Schmied, wie auch Loki, der Herr des Feuers. Die Tibarener und Genossen wurden im 11. Jahrhundert von Tiglat Pilesar I. zurückgedrängt. Hiernach werden die Chalder im Lande Urartu mächtig. Ihre Nachkommen sind, freilich mit anderen Rassen vermengt. Die Karthu-li, die heutigen Georgier, die Kardu-ch des Xenophon und die Kurti der Keilschriften, gegen die Tiglat Pilesar ebenfalls zieht, werden derselben Herkunft sein. Mithin wäre der Name der Kurden ursprünglich nicht arisch. Die Sprache der Chalder, deren Hauptstadt Van am Vansee, war turanisch. Wasser heißt su wie im Türkischen und Chinesischen (sui), zehn ati wie im Georgischen, tausend bin wie in den altaiischen Sprachen;

[9]) Gustav Fritsch, Polit.-Anthr. Revue, Mai 1903, S. 110. Ebenso das neuerstandene italienische Sprachgenie Trombetti.

[10]) Die Verwandtschaft des bayerischen homo alpinus mit dem Pyrenäenmenschen wird durch die Gemeinsamkeit seltsamer Gebräuche grell beleuchtet. So war bis vor kurzem in gewissen bayerischen Dörfern die greuliche Kampfweise im Schwang, dem Gegner mit dem Daumen ein Auge auszudrehen. (Falls ich mündlichen Gewährsleuten trauen darf.) Genau so kämpft der rach- oder eifersüchtige Spanier und Mexikaner. Aeußerst seltsam ist auch das „Dengeln", die contritio membri virilis eines Untreuen.

[11]) Den Zusammenhang zwischen Koreanern und Kaukasusvölkern habe ich in der zu Weihnacht erscheinenden „Geschichte Asiens und Osteuropas", Seite 107, nachzuweisen versucht.

[12]) Gründer von Sa — mosata?

[13]) Krall, 1904.

chelibi ist der Herr, ein Wort, das als bisher unerklärter erratischer Block ins heutige Osmanische übergegangen ist. Die Nachbarn der Chalder, die eisenredenden Chalyber, bei denen der Kult des Dolichenus blühte, waren also die „Herren".

(Schluß folgt.)

Chuquets Etudes d'histoire.

(Schluß.)

V. S. Haben die besprochenen Essays auf das ganz besondere Interesse namentlich der deutschen Leser zu rechnen, so wendet sich Chuquet in den anderen Abhandlungen den romanischen Ländern zu, ohne dabei aber irgendwie unsere Teilnahme einzubüßen. Denn das hervorragende Schilderungstalent des Verfassers bewährt sich in derselben Weise auch hier und dabei fühlen wir bei jeder Zeile, uns auf dem sicheren Boden einer einsichtigen, gewissenhaften und unermüdlichen Quellenforschung zu befinden. Der Verfasser macht uns mit Helden oder nur sogenannten Helden des Krieges aus verschiedenen Zeiten bekannt und erzählt uns zunächst in: Bayard in Mezières, eine Episode aus dem Leben Bayards, des Ritters ohne Furcht und Tadel.

Als 1521 der Krieg zwischen Franz I. und Karl V. ausbrach, war Bayard 45 Jahre alt und galt als der kriegskundigste Mann seiner Zeit. Die „Kaiserlichen" unter Führung des Grafen Heinrich von Nassau und des Ritters Franz von Sickingen hatten am 29. August Mouzon durch Kapitulation in Besitz genommen und rückten in der Stärke von 26,000 Mann zu Fuß und 8000—9000 Berittenen gegen Mezières vor, dessen Besatzung aus 250 Geharnischten und 2000 Mann Fußtruppen bestand. Aber Bayard, der Unvergleichliche, befehligte als Leutnant des Königs in der Festung, und gab dem Herold, der zur Uebergabe aufforderte, die stolze Antwort: „Der König, mein Herr und Gebieter, hat viele und bessere Männer zur Verfügung, um die Stadt Mezières zu behaupten; aber nun er mir einmal die Ehre erwiesen hat, sich auf mich zu verlassen, hoffe ich, mit Gottes Hilfe, ihm die Stadt so lange zu erhalten, daß deinen (des Herolds) Herren die Belagerung früher zuwider wird, als mir." Die Belagerung begann mit einer heftigen und wirksamen Beschießung. Teile der Mauer stürzten ein, Türme barsten. Was aber unter tags zusammenbrach, wurde während der Nacht so gut es ging wiederhergestellt; Ausfälle der Belagerten beunruhigten die Belagerer, und trotz der in der Stadt wütenden Dysenterie und drohender Hungersnot sank der Mut der Verteidiger keineswegs. Immerhin war es ein Glück für die Stadt, daß ein Entsatzheer sich näherte. Nun bediente sich Bayard einer Kriegslist: er spielte einen an Robert de la Marck, Herrn von Bouillon, gerichteten Brief in Sickingens Hände, des Inhalts: Ein Entsatzheer werde morgen bei Tagesgrauen Sickingens Lager angreifen, Bayard werde diesen Angriff durch einen Ausfall unterstützen; Nassau, welcher in den Dienst des Königs Franz zu treten gewillt sei, möge gewarnt werden. Der Brief tat seine Wirkung: Sickingen, mißtrauisch gegen Nassau, räumte das linke Maasufer und nahm auf dem rechten vor Nassaus Lager Stellung. Fast wäre es zum Kampf zwischen den Kaiserlichen gekommen. Die Echtheit des Briefes wird allerdings in Zweifel gezogen. Wie dem auch sei, die Belagerung wurde am 27. September aufgehoben, nachdem die Belagerer 4000 Schüsse gegen die Festung abgegeben und die Hälfte ihrer Mannschaft verloren hatten.

Ganz Frankreich widerhallte vom Ruhme Bayards; der König erwies sich dankbar, indem er dem Ritter den Befehl über 100 Geharnischte und die Ordenskette vom hl. Michael verlieh. Den tapferen Bewohnern von Mezières wurde Steuerfreiheit auf sechs Jahre gewährt.

Durch Jahrhunderte ist die Erinnerung an die Belagerung und den siegreichen Widerstand Bayards in Mezières lebendig geblieben. 1893 wurde dem „**Chevalier sans peur et sans reproche**" dort ein Denkmal errichtet. Er ist dargestellt, wie er dem Herold Sickingens und Nassaus die von einem boshaften Lächeln begleitete, hochmütige Antwort gibt: „**Bayard de France ne craint pas roussin d'Allemagne.**" Er konnte freilich nicht ahnen, was 350 Jahre später in der Umgegend von Mezières sich ereignen würde.

•

„**L'affaire Abbatucci**" ist die Geschichte eines unter Ludwig XVI. unschuldig verurteilten Korsen.

Nach Jahrhunderte währenden Kämpfen setzte sich bekanntlich Genua im Jahre 1299 in den Besitz der Insel Korsika, den es fast 400 Jahre gegenüber den unaufhörlichen Aufständen der freiheitliebenden Bewohner behauptete. Seit Paoli 1755 an die Spitze des Großrates der Insel gestellt war, wurden die Genuesen mehr und mehr verdrängt, so daß sie, des ewigen Kampfes müde, am 15. Mai 1768 die Insel an Frankreich verkauften. Paoli, den Kampf auch gegen die neuen Herren fortsetzend, wurde am 8. Mai 1769 bei Pontenuovo geschlagen und verließ seine Heimat. Abbatucci, bisher Leutnant Paolis, unterwarf sich den Siegern und wurde wegen des von ihm zu erwartenden guten Einflusses auf die Bevölkerung in königlichen Dienst genommen und darin befördert. Bald aber erweckte er das Mißtrauen des Gouverneurs, Grafen Marbeuf, der sich seiner, als eines gefährlichen Mannes, zu entledigen trachtete.

Die Gelegenheit bot sich 1778 bei der Ermordung eines gewissen Lanfranchini durch die Brüder Biaggi. Abbatucci, damals Oberstleutnant in einem korsischen Regiment, hatte die Verhaftung der Mörder geleitet und Erhebungen in Bezug auf Mitschuldige gepflogen. Eine von ihm gemachte Aufzeichnung wurde benützt, um ihn der Verleitung zum Meineid zu beschuldigen. Es würde zu weit führen, hier auf die Einzelheiten des Prozesses einzugehen, in welchem Vendetta und richterliche Willkür eine große Rolle spielen. 1779 wurde Abbatucci schuldig gesprochen, und zu 9 Jahren Galeere und Brandmarkung verurteilt. Alle Versuche der Ständeversammlung und der Notabeln, Aufschub und Umwandlung der Strafe durch den König zu erlangen, scheiterten an dem Widerstande Marbeufs. Dagegen gelang es durch Bestechung des Henkers das Brandmal abzuwenden.

Drei Jahre blieb Abbatucci, mit zwei anderen Verurteilten an eine Kette geschmiedet, im Bagno zu Toulon, bis durch die Bemühungen seiner Freunde die Kassation des Urteils durch den „**Conseil du Roi**" ausgesprochen wurde. Abbatucci wurde in Freiheit gesetzt und der Prozeß bei der „**sénéchaussée d'Aix**" neu instruiert: denn Abbatucci wollte von aller Schmach gereinigt werden. Aber noch immer wirkte die Einschüchterung der korsischen Zeugen fort: Dominique, der Hauptzeuge, blieb selbst bei der Konfrontation mit Abbatucci bei seiner falschen Aussage stehen. Endlich, auf dem Totenbett, gestand er, durch den Pfarrer von Guitera zu falschem Zeugnis verleitet worden zu sein. Dieser wurde nun zur Kirchenbuße, zum Pranger und zum Tod durch den Strang verurteilt; da er sich aber hütete, vor seinen Richtern zu erscheinen, mußte man sich begnügen, ihn in effigie zu hängen. Abbatucci aber wurde 1786 von jeder Schuld und Strafe freigesprochen, vom König wieder in seine Charge eingesetzt, und auch sonst entschädigt, soweit dies möglich ist. Denn „**. . . quelles sont les grandeurs,**" sagte er, „**les richesses, les dignités qui pourraient entrer en balance avec ce que j'ai souffert?**" 1796 war er Divisionsgeneral bei der Armee von Italien, ohne jedoch durch Bonaparte verwendet zu werden, 1798 nahm er den Abschied und starb 1813.

•

Ein weiterer Essay beschäftigt sich — für deutsche Leser vielleicht zu ausführlich — mit Louis-Florentin Bertèche, gen. La Bretèche, dem gepriesenen Heros der Republik, der den Ruhm für sich beanspruchen kann, den ersten

„Ehrensäbel", den die Republik verlieh, erhalten zu haben. In Sedan 1764 geboren und bei den Kapuzinern notdürftig unterrichtet, ein schlechter Schüler und ein böser Junge, folgte er, 15 Jahre alt, dem Kalbfell. Nach mancherlei Erlebnissen wurde er 1791 Leutnant in der Gendarmerie-Kompagnie der Ardennen, welche mit der Nordarmee nach den österreichischen Niederlanden marschierte. In der Schlacht bei Jemappes am 6. November 1792 befehligte er die Stabswache des Generals Beurnonville. Infolge einer rückgängigen Bewegung französischer Kavallerie sah er sich, allein mit dem General, plötzlich einer Abteilung Coburg-Dragoner gegenüber. Ohne zu zaudern, stürzte er sich auf den Feind, warf 7 Dragoner nieder, rettete dadurch dem General das Leben, erhielt aber bei dieser Gelegenheit 41, nach anderen 42 Säbelhiebe, von welchen 22 nur die Weichteile, die übrigen aber tiefer liegende Gebilde, sogar Lunge und Hirn verletzten. Dumouriez ernannte ihn wegen dieser tapferen Tat auf dem Schlachtfelde zum Kapitän. Als Beurnonville 1793 Kriegsminister geworden war, stellte er Bertèche dem Konvent vor, der ihn „aux honneurs de la séance" zuließ, wobei ihm der Präsident dieser Körperschaft versicherte, daß ihn der Konvent „avec attendrissement" vor sich sehe. Der mit der Berichterstattung beauftragte Abgeordnete Chenier schilderte die Verdienste Bertèches, und gelangte, deren Belohnung ins Auge fassend, zu den Anträgen:

„Que Bertèche jouisse donc de la gloire, qu'il soit solennellement appelé dans l'enceinte de la Convention . . .; qu'il montre ses blessures; que l'assemblée lui rende des honneurs qui remplissent d'emotion et d'émulation les armées françaises; quelle lui donne une couronne de chêne et un sabre national sur lequel seront gravés les mots: La République française à Bertèche . . . ."

Diese Krone aus Eichenlaub, schloß Chenier, wird die Kronen aus Gold zu Fall bringen und dieser Säbel — „glaive sacré" — wird Bataillone von Sklaven niederschmettern. Nach den Sitzungsberichten des Konvents, die Chuquet im Auszug mitteilt, blieb der Vollzug des Konventsbeschlusses in Bezug auf Pathos und Ueberschwänglichkeit nicht hinter Cheniers Bericht zurück.

Was von dem weiteren Leben unseres Heros der Republik noch erzählt wird, ist eben nicht erfreulich. Neben den geschilderten Ehren wurde ihm zwar auch die Beförderung zum Oberst und Kommandeur des 16. Regiments Chasseurs à Cheval zuteil, aber sehr geeignet scheint er für diese Stellung nicht gewesen zu sein. So wirft beispielsweise der nachstehende Vorgang ein eigentümliches Licht auf seine Person, allerdings auch auf die damaligen Sitten. Bertèche hatte den Bruder eines seiner Eskadronschefs, Fournier, des Diebstahls bezichtet. Dieser stellt den Oberst darüber zur Rede; ein Wort gibt das andere; Bertèche aufs äußerste gereizt, will Fournier eine Ohrfeige versetzen, die dieser eben noch zu parieren vermag, dann aber seinerseits zum Angriff mit der flachen Klinge übergeht. Daraufhin fordert der Oberst den Eskadronschef zum Zweikampf mit Pistolen, der sofort ausgetragen werden soll. Auf dem Wege zum Kampfplatz schlägt sich Bertèche „seitwärts in die Büsche" und begibt sich zu den am Orte (Versailles) anwesenden Konventabgeordneten. Fournier wartet einige Zeit und zieht sich dann in seine Wohnung zurück, wo er abends wegen Herausforderung eines Vorgesetzten verhaftet wird. Die erwähnten Abgeordneten und die Jakobiner in Versailles brachten schließlich eine Aussöhnung zustande; „mais Fournier avait l'âme rancunière, et en toute occasion il traitait Bertèche d'imbécile".

Das Comité de salut public ernannte in der Mitte des Jahres 1794 Bertèche zum General und Kommandanten der Kriegsschule im Lager von Sablons, wo 3000 junge Leute im Alter von 16—17 Jahren innerhalb vier Monaten im Dienste der drei Waffen wie in der Genügsamkeit, in den Grundsätzen der militärischen Verwaltung wie im Hasse gegen die Könige unterwiesen werden sollten. In dieser Stellung scheiterte Bertèche nicht nur ganz und gar, sondern der Sturz Robespierres am 27. Juli führte auch seine Verhaftung herbei. Er wurde beschuldigt, als Parteigänger und Kreatur Dumouriez' und Beurnonvilles gegen die Sicherheit des Konvents konspiriert zu haben. Kaum von dieser Auflage freigesprochen, wurde er auf Grund einer Denunziation wegen Ausgabe von gefälschten Assignaten wieder verhaftet. Aber auch diese Beschuldigung erwies sich als grundlos, und es erfolgte abermals eine glänzende Freisprechung.

Ende 1794 trat Bertèche wieder an die Spitze des 16. Jäger-Regiments, das gegen die Chouans Verwendung fand. Aber auch für die höhere Truppenführung scheint er wenig geeignet gewesen zu sein, es gelang ihm nicht einmal, die Disziplin der Truppe aufrecht zu erhalten. Eine neue Verwundung veranlaßte ihn endlich, seinen Abschied zu erbitten. Er zog sich nach Sedan zurück, wo er das Kommando der „compagnie des vétérans sédentaires" nach langem Bewerben erhielt, und bis 1805 ausübte. Dann trat er mit 2960 Franken Pension in den definitiven Ruhestand und ließ sich endlich in Bouillon nieder — mit keiner anderen Beschäftigung, wie es scheint, als der einen, sich dortselbst durch Räsonieren über die Behörden, durch Beleidigungen seiner Mitbürger in Wort und Tat unangenehm bemerkbar zu machen.

1814 erhielt er von seinem früheren Chef Beurnonville die Ermächtigung, ein Freikorps zu errichten, welches in der Umgebung von Rethel eine nicht sehr erhebliche Tätigkeit gegen die vordringenden Russen entfaltete. Während der hundert Tage nahm er an dem „Champ de Mai" in Paris teil und wurde durch seinen Vetter Savary, Herzog von Rovigo, dem Kaiser vorgestellt, der ihn aufforderte, wieder in den Dienst zu treten. Zum zweiten Kommandanten von Sedan ernannt, leitete er nach Uebergabe der Stadt durch Choisy die Verteidigung der Zitadelle, die sich vom 25. Juni bis 20. August 1815 hielt. Dann erfolgte die Uebergabe.

Bertèche zog sich auf seine Besitzung in Iges zurück, wo er 1834 die Würde des Maire erlangte. Als solcher starb er am 29. Dezember 1841. „Bertèche war nichts als ein Gendarm, der wie viele andere im Dunkeln geblieben wäre, hätte er nicht Beurnonville das Leben gerettet. Die Geschichte dieses tapferen, ziemlich exzentrischen, nicht sehr gescheiten und ganz ungebildeten Mannes beweist wieder einmal, daß man die Helden nicht in zu großer Nähe betrachten darf."

•

Den Schluß der Besprechung des, wie unsere Leser gesehen haben, nach allen Seiten anregenden Werkes bildet die rührende Geschichte eines der vielen Tausende und aber Tausende, die im russischen Feldzug des ersten Napoleon ihr bejammernswertes Ende gefunden haben. Der Held der Geschichte ist ein einfacher, schlichter Soldat. Aber, wie C. Th. v. Heigel in der Vorrede zu „Geschichtliche Bilder und Skizzen" sagt, „auch Menschen mit engen Schicksalen, Ereignisse ohne die Tragweite eines Völkerkrieges können für den Historiker ebenso würdige wie schwierige Vorwürfe sein". Von diesem Gesichtspunkte aus heißen wir auch die Studie Le Commandant Poincarré willkommen.

Poincarré hat der Revolution und dem Kaiserreich „obscurément" und, wie wir beifügen wollen, pflichtgetreu bis zum Tod gedient. Aber was ihn uns am nächsten bringt, ist eine Tugend seines Privatlebens: die große Liebe zu seiner Frau. Nikolaus Sigismund Poincarré wurde am 1. Februar 1751 in Nancy geboren. Nachdem er neun Jahre bei verschiedenen Truppenteilen gedient, dann dreizehn Jahre zurückgezogen gelebt hatte, nahm er 1789 wieder Dienst unter dem Namen Pontcarré, den er nun beibehielt. 1799 Major, kommt er 1801 nach Turin als Beisitzer des Militärgerichts und wird unter Masséna Platzkommandant in Cividale, dann in Castel-Franco. 1808 sehen wir ihn in Spanien, zuerst bei Murat in Madrid, dann als Kommandanten in Valdemoro, später in Villareal im Biscaischen. Dort bewirtete er im Januar 1809 Napoleon auf der Durchreise nach Paris. Der Kaiser versprach ihm das Kreuz der Ehrenlegion; Pontcarré hat es aber niemals bekommen, obwohl er es reichlich verdient hatte,

denn ohne einen einzigen Soldaten zur Unterstützung hatte er neunzehn Gemeinden des Bezirks in Ordnung zu halten. Unter diesen Anstrengungen mußte seine Gesundheit leiden, zu deren Herstellung er auf drei Monate nach Frankreich beurlaubt wurde. Er sollte die Quellen von Passy-les-Paris gebrauchen, kam jedoch nur bis Bordeaux, wo er statt des natürlichen künstliches Mineralwasser trank und — sich zum zweitenmal verheiratete. Der seit 1794 von seiner ersten Frau geschiedene Sechzigjährige mußte der zwanzigjährigen Mlle. Tupin zu gefallen.

Im November 1809 kehrte er mit der jungen Frau auf seinen Posten nach Villareal zurück, den er neun Monate später mit dem gleichen in Hernani vertauschte. Aber Spanien war ihm verleidet; er suchte um Verwendung im Inlande nach, ging mit Wartegeld nach Bordeaux, später nach Paris, wo er seine Anstellung besser betreiben zu können glaubte. Seine Familie hatte sich inzwischen um zwei Söhne vergrößert. Ganz unerwartet erhielt er am 27. Juni 1812 den Befehl, sich als Befehlshaber eines Platzes vierter Ordnung zur großen Armee zu begeben. Die Gattin selbst übergab ihm das Schreiben: er war wie vom Donner gerührt, denn „zur großen Armee hieß soviel als Rußland, Trennung von Weib und Kind“. Doch dem Befehl mußte gehorcht werden, und dann: der Krieg, tröstete er sich und seine Frau, werde ja, wie die bisher von Napoleon geführten, rasch beendigt sein, die ihm zugewiesene Dienststellung sei nicht im Bereiche unmittelbarer Gefahr, wenn sich die Expedition in die Länge zöge, werde er seine Frau nachkommen lassen.

Anfangs Juli reiste er ab. Seine Briefe, neun an der Zahl, sind dem Verfasser zufällig unter die Hand gekommen: man kann sie nicht ohne Rührung lesen. Zärtlichste Liebe spricht aus ihnen, und ein wenig Eifersucht. In der Postkutsche trifft er einen Offizier, dessen Späße er in seiner gedrückten Gemütsstimmung nur mit Widerwillen anhört. In Châlons steigt ein junger Mann ein, den die Mutter an den Wagen geleitet, in Tränen zerfließend. „Wird sie ihn wiedersehen? — — Er dient in der Fronte, ich in einem befestigten Platz. Dieser Gedanke hat mein Herz wieder etwas aufgerichtet und doch bedurfte ich einer Viertelstunde, um meinen Tränen Herr zu werden.“ Am 11. Juli kam er nach Mainz, oder vielmehr, schreibt er an Jenny, mein Körper ist in Mainz angekommen; mein Herz, meine Seele, meine Liebe und alle meine Gedanken habe ich in Dein Herz niedergelegt.“ Am 24. Juli gelangt er nach Berlin und fährt dann mit drei Offizieren auf einem offenen Bauernwagen, zwar tüchtig durchgerüttelt, aber auf die billigste und schnellste Art durch Preußen. „C'est tout comme dans les Landes, sables et pins, rien au monde de plus ennuyeux.“ Am 1. August ist er in Königsberg. Die Nachrichten von der großen Armee sind gut; in Königsberg befinden sich 1500 russische Gefangene, von allen Seiten treffen Verstärkungen ein, die Stadt wimmelt von Soldaten. Man spricht von den Friedensbedingungen: „Wären wir erst da angelangt! Die Politik lenkt gewaltsam unsere Schritte; ist es denn von Nöten, daß zwei Herzen in Dinge verflochten sind, die so wenig mit ihrem Glück zu tun haben?“

Am 9. August traf er in Wilna ein; das Hauptquartier war soeben 48 Meilen nach vorwärts verlegt worden. Endlich erreichte er, vom Gouverneur von Wilna mit der Führung eines Bataillons Ersatztruppen betraut, in kleinen Märschen das kaiserliche Hauptquartier und wurde sofort zum Platzkommandanten von Wiasma ernannt. Obwohl er zwei polnische Offiziere zur Unterstützung hatte, war die ihm übertragene Arbeitslast eine ungeheure; kaum fand er Zeit, an seine Frau zu schreiben. Seine Briefe berichten einige Einzelheiten über seine Lebensweise in Wiasma. Die früher prächtige Stadt von 20,000—30,000 Seelen sei jetzt ein Haufe von Trümmern und Asche, von niemand bewohnt. Nur einen Bettler und einen Friseur aus Straßburg, der sich zum Hauslehrer in einer reichen Familie aufgeschwungen, habe man angetroffen. Pontcarré schläft ursprünglich in einem verlassenen Hause auf Stroh, jetzt in einem Kloster auf einem auf den Boden gebreiteten Bärenfell. Während seiner spärlichen Mahlzeiten versteckt er sich, um nicht mit den Vorübergehenden teilen zu müssen. Wasser ist das einzige Getränk, von Fleisch ist nicht die Rede, die tägliche Brotration beträgt nicht einmal ein Viertelpfund. „Hätte ich nur die Abfälle deines ärmlichen Tisches, dann hätte ich doch das Nötigste. Alles ist krank und wir werden mager, wie die Heringe.“

Und doch, mitten unter den Wirren des Krieges und seiner angestrengten Tätigkeit denkt er unablässig an seine Jenny. Nur wegen ihr und der Kinder hat das Leben noch Wert. Am 4. September schreibt er: „Man spricht viel vom Frieden; die Russen sind überall geschlagen worden; längstens in acht Tagen wird die Armee in Moskau sein; dort wird Friede geschlossen werden, niemand hat darüber den geringsten Zweifel. Diese frohe Aussicht gibt mich dem Leben zurück.“

Am 15. September: „Seit elf Tagen wird mit Erbitterung gefochten, ich befinde mich auf 35 Meilen von Moskau, die siegreiche Armee wird heute oder morgen dort einmarschieren, dann wird es Friede werden, ohne Zweifel, und in etwa vierzehn Tagen werden wir dies unwirtliche Land verlassen, das der Kaiser gar nicht behalten will, und wir werden Frankreich wenigstens um einige Hundert Meilen näher sein.“ Er denkt sogar daran, Frau und Kind kommen zu lassen. Aber, wird die Jahreszeit nicht zu rauh für sie sein. Nein, besser allein leiden bis zum Frühjahr, als Jenny einer Krankheit aussetzen. Nie mehr im Leben will er sich von ihr trennen; schwarzes Brot, im Schweiße des Angesichts verdient, wird ihm besser schmecken in Jennys Gesellschaft, als der feinste Leckerbissen ohne sie. Ganz und gar unglücklich macht ihn, daß er noch nicht einen einzigen Brief von seiner Frau erhalten hatte. Wie hatte er gedrängt, ins Hauptquartier zu gelangen, in der Hoffnung, einen Brief dort vorzufinden! Nichts war für ihn gekommen: „Wenn man mir eine Ader geöffnet hätte, kein Tropfen Blut wäre gekommen. . . Wenn du mich nicht mehr liebst, gibt es für mich kein Glück mehr auf dieser Erde. Gedenke doch des großen Opfers, das ich gebracht habe; nur für dich und die Kinder habe ich's gebracht; du kannst es nicht in dem Grade verkennen, daß du es mir mit Undankbarkeit zu lohnen imstande wärst. Wenn du nicht geschrieben hast, so mache diesen Fehler gut: mein Leben hängt davon ab.“

Endlich, in der zweiten Hälfte des Oktober, erhält er einen Brief seiner Jenny. „Die zärtlichen Worte,“ antwortet er, „die du gebrauchst, lassen mich mein ganzes Glück erfassen; von nun an atme ich nur für das deine.“

Inzwischen hatte die französische Armee den Rückzug angetreten. Am 31. Oktober kam der Kaiser „in grünem Pelzrock und Pelzmütze. Er wohnt zwei Schritte von mir entfernt; ich passe auf den Augenblick, wo er weggeht, um mit ihm wegen des Kreuzes zu Ende zu kommen; ich betrachte die Sache als erledigt.“ In seinem Hause war die Stabswache untergebracht. „Wir schlafen einer auf dem anderen und reißen uns das Brot aus der Hand.“ Es war sehr kalt und einige Tage später begann es zu schneien. „Wir werden uns in Polen niederlassen. Welche Freude dir wieder etwas näher zu sein. . . . Glaube mir, du beschäftigst mich hunderttausendmal mehr, als meine eigene Person, du und die Kinder; nur für euch lebe ich! Ich sende dir keine Küsse, das wäre zu wenig; mein Herz, meine Seele sende ich dir. Ach, liebe deinen Alten nur die Hälfte so, wie er dich liebt, und er wird zufrieden sein!“

Dies war der letzte Brief Pontcarrés. Am 3. November verließ er Wiasma und verschwand unter den Lanzen der Kosaken oder fand im Schnee sein Grab, wie Tausende von Unglücklichen, von denen das Kriegsministerium später bekannt gab, sie hätten nichts mehr von sich hören lassen, man wisse nicht, wo sie hingekommen seien. Seine Jenny überlebte ihn nicht lange; sie starb im Juli 1814.



Bücher und Zeitschriften.

∽ **Von der Revue germanique,** auf deren nahes Erscheinen wir schon unlängst hinweisen konnten und deren Ziel die Herbeiführung einer größeren Vertrautheit der französischen literarisch gebildeten Welt mit den wichtigsten Persönlichkeiten und Strömungen im Geistesleben der germanischen Völker bildet, ist soeben (im Verlag von Felix Alcan zu Paris) das erste Heft erschienen, das sich als eine recht beachtenswerte Leistung darstellt. Eine Reihe guter Namen, die zum Teil auch sonst als Vermittler zwischen deutschem und französischem Geistesleben bekannt geworden sind, wozu sie durch ihren deutsch-elsässischen Ursprung besonders berufen erscheinen, hat dazu in erster Linie beigesteuert. So der Professor für deutsche Sprache und Literatur an der Pariser Sorbonne Ernst Lichtenberger mit einem längeren einleitenden Aufsatz „Le Faust de Goethe: Esquisse d'une méthode de critique impersonelle", der über diesen Rahmen hinaus das Wesen Goethes den Franzosen, denen er doch mehr oder minder ein bloßer Name ist, darzulegen sucht. Mit „Bachs Symbolismus" beschäftigt sich Albert Schweitzer, der Literarhistoriker E. Spenle hat ausführliche Referate zur Wackenroder- und Novalis-Literatur beigesteuert. Der deutschen Literatur und ihrer Darstellung gehören weiterhin drei erstmals veröffentlichte Briefe Nietzsches an Hugo v. Senger sowie ein gründliches Referat über die jüngste Hebbel-Literatur von A. Tibal an. Weitere Beiträge haben Ruskins Jugendgeschichte und kritische Referate zur englischen Literaturgeschichte zum Gegenstand. Die Zeitschrift soll nach einer beiliegenden Ankündigung in erster Linie der Beschäftigung mit der geschichtlichen Entwicklung des Geisteslebens der germanischen Völker dienen, ohne doch die Beschäftigung mit aktuellen Tagesfragen auszuschließen. Es wäre sehr zu wünschen, daß diese mit so gediegenen Leistungen eingeführte Zeitschrift nicht das Schicksal ihrer — allerdings weit zurückliegenden — Vorgängerinnen wie die Revue du Nord, Revue britannique oder Nouvelle revue germanique teilen müßte, sondern aus dem zweifellos stärkeren Interesse der heutigen Franzosen am deutschen Geistesleben genügend Nahrung zöge, um die schöne Aufgabe einer Vermittlerin zwischen den geistig so nahestehenden Völkern dauernd erfüllen zu können.

✱

Allgemeine Rundschau.

Kleinere Mitteilungen.

-rf- Elf neue Planeten. In den letzten Wochen sind auf dem astrophysikalischen Observatorium Königstuhl bei Heidelberg durch photographische Daueraufnahmen neuerdings elf kleine Planeten entdeckt worden, welche die vorläufige Bezeichnung 1904, PB bis PM erhalten haben. Es handelt sich auch diesmal wieder ausschließlich um sehr lichtschwache Objekte, die nur mit ganz großen Fernrohren visuell beobachtet werden können: die Helligkeit des hellsten derselben entspricht der eines Sternchens 11. Größe. Uebrigens scheinen nicht alle neu aufgefundenen Planetoiden neu zu sein; vermutlich ist der Planet 1904, PC mit dem schon 1902 entdeckten Planeten Nr. 485 und der Planet 1904, PH mit dem 1875 entdeckten Planeten Nr. 167 „Dejanira" identisch. — Die Unsicherheit, die bezüglich der Bahnelemente mancher Planetoiden mangels ausreichenden Beobachtungsmaterials auch heute noch besteht, und die dann in solchen nachträglichen Identifizierungen von vermeintlich neuen mit teilweise schon längst bekannten Planetoiden zum Ausdruck kommt, hat in der jüngsten Zeit zu einer amüsanten Verwechslung geführt. Es hat sich nämlich erst jetzt herausgestellt, daß der von Professor Wolf im heurigen Sommer neu aufgefundene Planet 1904 OM, der bekanntlich gelegentlich des Aufenthalts der Astronomischen Gesellschaft auf der Insel Hven, der einstigen Wirkungsstätte Tycho Brahes, im September dieses Jahres nach allen Regeln der Kunst auf den Namen „Venusia" getauft wurde, identisch ist mit dem schon im Jahre 1884 entdeckten Planeten Nr. 236 „Honoria". Um den Schaden zu reparieren, hat Professor Wolf jetzt den Namen Venusia auf den von ihm im Dezember 1902 entdeckten, sicher noch nicht getauften Planeten Nr. 499 übertragen.

* Von den Empfängern des wissenschaftlichen Nobel-Preises sind die Namen Sir William Ramsay und Lord Rayleigh auch dem deutschen Publikum wohlbekannt. Ramsay ist Professor der Chemie an der Universität London und hat sich in weiteren Kreisen durch seine in Gemeinschaft mit Lord Rayleigh gemachten Entdeckungen unbekannter Stoffe der Atmosphäre, unter anderen „Argon", einen Ruf erworben. Beide Gelehrte erhielten schon als Belohnung für ihre epochemachenden Arbeiten den mit der Smithsonian Institution verbundenen Hodgkin-Preis von 10,000 Dollars. Lord Rayleigh, dem der Physikpreis zufiel, ist Professor der Physik in London und führt Forschungen auf fast allen Zweigen der Physik aus. Der Empfänger des medizinischen Preises, Iwan Petrowitsch Pawlow, ist Professor der Physiologie in der militärmedizinischen Akademie in St. Petersburg. Für seine wissenschaftlichen Forschungen steht ihm das kaiserliche Institut für experimentelle Medizin zur Verfügung. Pawlow beschäftigte sich vor allem mit der Frage, welche Umstände eine Spezialabsonderung bedingen und wie sich diese Absonderungen unter wechselnden Verhältnissen verhalten. Hierbei kam er zu Ergebnissen, durch die die Lehre über die Verdauungsprozesse bedeutend an Klarheit gewann.

* Verschiedenes. Der Generalsekretär des Verbandes deutscher Elektrotechniker und Redakteur der „Elektrotechnischen Zeitschrift" Gisbert Kapp ist zum Professor an der Universität in Birmingham berufen worden. — Aus Poltawa wird gemeldet: Der Chirurg Professor Sklifasowski ist auf seinem Gute bei Poltawa gestorben.

✱

Hochschulnachrichten.

* **Freiburg i. B.** Der außerordentliche Professor der deutschen Sprache an der Universität Dr. F. Panzer hat einen Ruf an die Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften in Frankfurt a. M. erhalten und wird denselben zu Ende dieses Semesters Folge leisten.

* **Straßburg.** Der ordentliche Professor des Zivil- und Strafprozesses Dr. A. S. Schultze feierte gestern sein 50jähriges Dienstjubiläum, nachdem er bereits im vorigen Jahre in voller Frische seinen 70. Geburtstag begangen hat. Der Jubilar ist am 13. Dezember 1855 nach zurückgelegtem Einjährig-Freiwilligen-Jahr als Auskultator in den preußischen Justizdienst eingetreten, war dann als Kreisrichter in Bergen und Greifswald tätig, wo er sich habilitierte, wurde 1871 als Landgerichtsrat nach Straßburg berufen und hier bei der Einrichtung der neuen Universität zum ordentlichen Professor ernannt.

* **Göttingen.** Zur Zeit werden, wie wir der Münchener Medizinischen Wochenschrift entnehmen, auf Anregung von Prof. Cramer an der Universität medizinische Kurse für praktische Juristen abgehalten. Es lesen die Dozenten: Jacoby, forensische Toxikologie; Ribbert, forensische pathologische Anatomie; Stolper, allgemeine gerichtliche Medizin; Cramer, forensische Psychiatrie. Die Kurse sind aus Kassel, Hildesheim und Göttingen von über 40 Teilnehmern besucht.

* **Breslau.** Der unlängst im Alter von 68 Jahren gestorbene Historiker an der hiesigen Universität Professor Dr. Jakob Caro (Vergl. Nr. 285) hat sich insbesondere als Geschichtschreiber des polnischen Volkes bekannt gemacht. Caro war am 2. Februar 1836 in Gnesen geboren, wurde zuerst Dozent in Jena, wurde dann 1869 nach Breslau berufen, wo er 1882 eine ordentliche Professur erhielt. Er hat Röpells Geschichte Polens in der Heeren-Ukertschen Sammlung fortgesetzt.

* **Aus der Schweiz.** Der Assistent am Zoologischen Institut der Universität in Bern Dr. W. Volz hat die venia legendi für das Fach der Zoologie an der genannten Hochschule erhalten. — Zugunsten des Fonds zur Errichtung einer Zentralbibliothek in Zürich fand am 6. d. M. eine Aufführung von Schillers „Räubern“ durch Studenten im Stadttheater zu Zürich statt, die eine recht freundliche Aufnahme seitens des zahlreichen Publikums fand.

* **Aus England.** Die Universität London hat die Schwester des Königs Eduard, Prinzessin Luise, Herzogin von Argyll, am Dienstag für ihre Verdienste um die höhere Ausbildung der Frauen zur Doktorin der Rechte promoviert, wobei der berühmte Physiker Lord Kelvin eine Ansprache hielt. Ferner wurde dem Physiker Marconi wegen seiner Verdienste um die Entwicklung der drahtlosen Photographie die Würde eines Ehrendoktors dieser Universität verliehen.

* **Aus Rußland.** Am 9. Dezember ist in St. Petersburg der ausgezeichnete Literarhistoriker und Mitglied der St. Petersburger Akademie Alexander Nikolajewitsch Pypin im Alter von 69 Jahren gestorben. Pypin ist der Verfasser einer groß angelegten „Geschichte der slavischen Literaturen“, die 1874—1881 in zweiter Auflage erschien, sowie einer „Geschichte der russischen Literatur“, einer „Geschichte der russischen Ethnographie“ und zahlreicher anderer Werke zur literarischen und Kulturgeschichte Rußlands. Pypin wurde 1860 zum außerordentlichen Professor für russische Geschichte an die Universität St. Petersburg berufen, legte aber schon 1861 dieses Amt nieder, um sich ganz der literarischen Tätigkeit zu widmen. 1867 trat er als Leiter des literarischen Teils in die Redaktion der bekannten Zeitschrift „Europäischer Bote“ (Westnik Jewropy) ein. Seit 1897 war er Mitglied der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften, nachdem eine bereits 1871 auf ihn gefallene Wahl in diese Körperschaft am Widerspruch des Unterrichtsministers Grafen Tolstoi gescheitert war.

hc. Von technischen Hochschulen. Seinen 80. Geburtstag feiert am 16. Dezember der etatsmäßige Professor für Brückenbau und höhere Baukonstruktionen an der Technischen Hochschule zu Aachen Geh. Regierungsrat Dr. Friedrich Heinzerling.

✕

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Karl Emil Franzos: Aus den Vogesen. (Deutsche Fahrten. Reise- und Kulturbilder. Zweite Reihe.) Stuttgart u. Berlin 1905. J. G. Cotta Nachf. 172 S. — Ernst v. Hofe: Die Wesendorfer. Schauspiel in vier Akten. Ebenda 1905. 120 S. — Goethes Sämtliche Werke. Jubiläumsausgabe in 40 Bänden. (20. Band: Wilhelm Meisters Wanderjahre. 2. Teil.) Ebenda. 237 S. — Richard Kandt: Caput Nili. Eine empfindsame Reise zu den Quellen des Nils. Mit 12 Lichtdrucktafeln und einer Karte. Berlin 1904. Dietrich Reimer (Ernst Vohsen). 538 S. — Rudolf Klein: Menzel. (Moderne Essays. Heft 44.) Berlin 1904. Gose u. Tetzlaff. 35 S. — Emil Krause: Weingartner. (Moderne Essays. Heft 47/48.) Ebenda 1904. 70 S. — Theobald Ziegler, Professor der Philosophie und Pädagogik in Strassburg i. E.: Die Simultanschule. (Pädagogische Zeit- und Streitfragen. 1. Heft.) Berlin 1905. Reuter u. Reichard. 66 S. — A. de Nora: Stürmisches Blut. Hundert Gedichte. Leipzig 1905. L. Staackmann. 177 S. — Gertrud Prellwitz: Der religiöse Mensch und die moderne Geistesentwicklung. Sieben Vorträge. Berlin 1905. C. A. Schwetschke u. Sohn. 147 S. — Corpus juris civilis und Bürgerliches Gesetzbuch. Ausgewählte Stellen aus dem Corpus juris civilis. Uebersetzt und nach beiden Rechten erläutert von J. Müller. Leipzig 1904. C. L. Hirschfeld. 107 S. — Deutscher Ordensalmanach. Handbuch der Ordensritter und Ordensdamen deutscher Staatsangehörigkeit. Herausgegeben unter amtlicher Förderung und nach amtlichen Quellen von der deutschen Ordens-Almanach-Gesellschaft. Jahrgang 1904/1905. Berlin. Karl Duncker. 1322 S. — Wilhelm Külz: Die Feststellung der Friedenspräsenzstärke des deutschen Heeres. Rechtswissenschaftlich dargestellt. Leipzig-Reudnitz 1904. August Hoffmann. 92 S. — Waltraut Schubart: Aus dem Tagebuche eines Konigs von Rom. Berlin 1904. Alexander Duncker. 558 S. — Felicitas Rose: Kerlchens Ebenbild. (Humoristische Bibliothek Provinzmädel. Band X. [Schlussband.]) Berlin. Richard Bong. 212 S.

Für den Inseratenteil verantwortlich: **R. Schumacher, München.**

Jahrgang 1904. München, Donnerstag, 15. Dezember. Nummer 288.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Die Religion unserer Klassiker.

Wir suchen in das Wesen unserer Geisteshelden von dieser und von jener Seite her einzudringen in der Gewißheit, auf jedem Wege wieder Gold zu finden. So will Karl Sell in einem mir vorliegenden Werkchen die Religion unserer Klassiker darstellen. Das Buch ist in der von H. Weinel herausgegebenen Sammlung „Lebensfragen“[1]) erschienen.

Manchem mag es sehr kühn erscheinen, ein Sammelwerk unter dem Titel „Lebensfragen“ herauszugeben, und wenn er sieht, daß sämtliche erschienene oder zu erwartende Bände sich irgendwie mit religiösen Problemen beschäftigen, so wird er sich vielleicht achselzuckend abwenden, weil die Fragestellungen, die ihm an das Leben des modernen Menschen zu rühren scheinen, wirtschaftlicher, sozialer oder politischer Natur sind. Zugegeben, daß diese Auffassung ihr Recht hat, aber scheidet nicht selbst die Sprache Lebensfragen und Existenzfragen? Wenn wir existieren können, ohne uns um Religion zu kümmern, aber nicht ohne tägliches Brot, hängt auch das Leben nur davon ab? Sehen wir uns doch um: überall, wo Leben pulsiert, ist entweder Religion oder Religionsfeindschaft, also in jedem Falle Auseinandersetzung mit der Religion. Wir können daran nicht vorüber; der Trieb, über das Woher und Wohin, das Warum und Wozu nachzudenken, ist allzu unvertilgbar in uns eingesenkt und eine ganz unfruchtbare, sandige Seele müßte es sein, die ihn zum Absterben brächte. Wo aber Leben und Keimkraft ist, da werden diese Fragen schließlich doch immer die letzten, tiefsten und brennendsten sein. Kein denkender und empfindender Mensch kann die Welt um sich her von Jahr zu Jahr betrachten, ohne nach einer Weltanschauung zu verlangen. Es gibt religiöse und nichtreligiöse Weltanschauungen, aber zu keiner von beiden kann man gelangen, ohne mit der Religion gerungen zu haben. In diesem Ringen ein Helfer zu sein, hat Rud. Otto mit seinem in der gleichen Sammlung erschienenen Buche über „Religiöse und naturalistische Weltansicht“ versucht.

[1]) Karl Sell: Die Religion unserer Klassiker. („Lebensfragen“, Schriften und Reden, herausgegeben von H. Weinel.) Tübingen und Leipzig. Paul Siebeck. 274 S.

Aber hat ein solches Einzelproblem wie die Religion unserer Klassiker auch ein Recht in der Gemeinschaft der Lebensfragen aufzutreten? Unser Volk lebt aus den großen Persönlichkeiten der — besonders seiner — Geschichte, in Zweifel und Bedrängnis schaut man auf sie und achtet ihr Urteil, sie sind die Wurzeln, die den Saft in tausend Zweige treiben. Darum muß in einem leidenschaftlichen Ringen, wie es der Kampf um die Religion ist, die Stellung unserer geistigen Heroen von entscheidendem Interesse sein. Wer hundert Gründen sich verschließt, wird über ein deutliches Wort Goethes doch nicht mit raschem Spott hinwegzugehen wagen. Unsere Klassiker stehen uns noch so nahe, daß keiner sie als veraltet beiseite schieben kann, und zugleich ist ihr Geist so umfassend, daß er uns auf viele Fragen Antwort gibt.

Aber nicht jeder hätte die Untersuchung über die Religion unserer Klassiker wagen dürfen; ohne Wünsche und ohne Vorurteile, mit sicheren Händen und ganz unbefangenen Augen mußte die Arbeit getan werden, der Untersuchende mußte sich zu einem klaren Spiegel machen, der das Bild, das hineinfiel, unverschleiert und unverzerrt zurückwarf. Aber Menschen, und vor allem große Menschen, sind nicht durchsichtig und widerspruchslos wie eine mathematische Figur, und wenn der Verfasser zu festen Resultaten gekommen wäre: etwa, daß die Klassiker religionslos oder religionsfeindlich, oder umgekehrt, daß sie gut christlich gewesen seien, so würden wir seiner Untersuchung mit Mißtrauen nachgehen. Jedoch so ist es nicht, er hat den Reichtum dieser Seelen auch in ihren gegeneinanderstrebenden Kräften zu fassen gesucht, er hat, was ihn freuen konnte und was ihn nicht freute, mit gleicher ruhiger Sachlichkeit enthüllt. Und dadurch hat er nicht nur dem Leser irgend einer Richtung, sondern jedem, der für das Innenleben unserer Dichter Interesse hat, einen herrlichen, offenen Schatz gezeigt. Ja einen Schatz, denn manche Armut unserer Tage kann hier ihre Blöße decken. Einer satten Zeit, die alles weiß und im Bücherladen ihrer kleinsten Stadt für eine Mark die Lösung aller Welträtsel kaufen kann, wird hier der Kampf von vier überragenden Menschen: Lessing, Herder, Schiller, Goethe, gegen die seichte Aufklärung ihres Jahrhunderts vor die Augen geführt. Und einer sehnenden, an verschlossene Geheimnisse pochenden Zeit — beides ist ja die unsere — wird die Ehrfurcht und der kräftige Wirklichkeitssinn dieser vier Männer gezeigt, die sich bescheiden konnten mit dem, was im Gebiet sittlicher und intellektueller Menschenkräfte liegt.

Die Aufklärung betrachtete die Welt als ein Rechenexempel, das, genau nachgerechnet, bis auf den letzten Bruchteil aufgehen müsse. Herder wies sie hin auf die Geschichte, die ja der vornehmste Gegenstand menschlichen Welterkennens sein muß, die aber nicht eine lange Kette glattgeschliffener Syllogismen ist, sondern aus rauhen kantigen Tatsachen besteht, die es in ihrer irrationalen Eigenart zu erkennen, und nicht in ein Vernunftschema einzusperren gilt. Hier rührt der forschende Verstand an ein undurchdringliches Geheimnis, an das Geheimnis massenbewegender Gedanken und Leidenschaften und machtvoller Persönlichkeiten, die Völkergeschicke zur Wendung bringen. So läßt die Welt sich nicht ausrechnen, und ist doch auch nicht ein sinnloses Chaos, sondern sie offenbart einen vernünftigen und darum persönlichen **Willen**. Gottes

Willen. Nicht in der Bibel, nicht im Bilde Jesu allein können wir den Spuren Gottes nachgehen, sondern allenthalben in der Natur und der Menschengeschichte, die er unter das gl..he Gesetz der Entwicklung gestellt hat. Nicht aber einer Entwicklung, deren Ziel in irgend einem Jenseits liegt, das Weltgericht und Erlösung für sie bewahrt, sondern die ihr Ziel innen in sich trägt, so daß sich auf jeder ihrer Stufen Gott offenbart und die Erlösung in steigender sittlicher Kultur gefunden wird.

Lessings Polemik hatte sich schon auf ähnlichen Linien bewegt, er war zu Felde gezogen gegen den starren Bibelprotestantismus, gegen jeden engen Offenbarungsglauben und begrenztes Kirchenchristentum, aber nur zugunsten eines mehr praktischen sittlichen Christentums, nicht einer neuen weiteren Weltbetrachtung, wie Herder sie gebracht hatte. Gerade wir Modernen stehen ganz auf den Schultern Herders, das haben vor wenigen Monaten, als beim Herder-Jubiläum des Denkers stumm gewordene Worte in allen Festsälen wieder laut wurden, viele staunend zum erstenmal bemerkt. Das Gesetz der Entwicklung, das gleiche in Natur und Geschichte, einer Entwicklung mit immanentem Ziel, die auf jeder Stufe und nicht am Ende erst sinnvoll ist, dann aber innerhalb dieser Entwicklung das Inkommensurable der geschichtlichen Tatsachen, das Geheimnis der bewegenden Ideen und Persönlichkeiten, ist das nicht alles tägliches Brot, von dem unser Denken zehrt? — Aber ein anderes trennt uns zugleich von Herder: daß er der kantischen Kritik, die Lessing noch gar nicht erlebt hat, heftig widerstrebte. Man kann zwar nicht einfach behaupten, daß unsere Zeit auch auf den Schultern Kants stehe, denn alle, die die Lösung der Welträtsel oder ähnlicher Kletterkunststücke unternehmen, haben in der Schule des großen Philosophen noch nicht das ABC gelernt. Ueberall aber, wo wirkliche Schulung des abstrakten Denkens vorhanden ist, wird Kants Kritik Anfang und Richtschnur sein. Kant hat jeder kecken Phantasterei die Flügel beschnitten, indem er das menschliche Denken in seine Grenzen, in die Grenzen von Raum und Zeit, verwies. Was unräumlich und unzeitlich ist, können wir nimmermehr wissen, und alles Spekulieren darüber ist vergebens, aber wir dürfen auf Grund unserer sittlichen Veranlagung g l a u b e n, daß ein sittlicher Wille in der Welt herrscht, und wir dürfen in unserem Glauben dessen völlig gewiß sein.

Diese Gedanken haben der Weltanschauung Schillers, der in seiner Jugend einem mystischen Pantheismus geneigt war, die entscheidende Wendung gegeben. Vom Christentum ist keiner unserer Klassiker weiter entfernt gewesen als Schiller, und doch hatte er Religion. Seine Religion war der frohe, zuversichtliche Glaube an die unbedingte Herrschaft des Sittlichen in der Welt und an die Offenbarung des Göttlichen und Sittlichen in der Kunst. Er selbst fühlte sich als Priester und Verkündiger dieses Evangeliums, ihm war die Kunst eine Erzieherin, die Schaubühne eine moralische Anstalt. Durch ästhetische Erziehung wollte er zu voller sittlicher Freiheit führen, im Genusse des Schönen glaubte er der höchsten Vollendung, die dieses unwirkliche Leben nicht gewährt, teilhaft werden zu können. Aber solche ästhetische Erziehung sollte nicht ein weichliches Schwärmen und Schwelgen sein, viel eher lenkte er den Weg durch herbe Askese. Askese und Aesthetik hat er in tiefem Ernst zu verbinden gewußt, um aus der Welt des Scheins in die wirkliche Welt des Sittlichen zu führen, die wir im Wollen und Glauben allein erfassen können. Zog er, an Kant geschult, die Grenzen seines Weltwissens eng, so war sein Glaube doch weiter. Freiheit, Sittlichkeit, Gott, nämlich der stetige heilige Wille, der als die Seele der Welt das Recht des sittlichen Wollens verbürgt und in allem Wechsel des Irdischen sich gleich bleibt, das war der Inhalt seines Glaubens. Sein Verhältnis zur Gottheit paßte in keine historisch gewordene Form, und es war ihm zu wert, um es in irgend eine einzupressen. Hat er auch in manchen seiner Dichtungen für christliche Stimmungen, besonders des Mittelalters, zarten und herzlichen Ausdruck gefunden, so hat er doch den Göttern Griechenlands mindestens ebenso enthusiastisch gehuldigt — keines von beiden wollte Bekenntnis sein.

Eine bei weitem positivere Würdigung des Christentums finden wir, wie Sell in sein nachempfindender Darstellung erweist, in Goethes umfassendem Geist. Zwar hat er sich von dem Herrenhutertum mit seiner aufdringlichen Gottvertraulichkeit bald nicht ohne Widerwillen abgewandt, er hat zu Zeiten gegen das kirchliche Christentum Zorn, ja Haß empfunden, und wenn er sich doch im Laufe seines Lebens in alle Formen unserer Religion hineingedacht hat, so tat er es, um sie zu verstehen, nicht um sie zu teilen. Aber drei Momente sind ihm doch immer geblieben, die ihn trotz allem mit dem Christentum verknüpften: Er ist sein Leben lang ein treuer dringlicher Gottsucher gewesen, er hat für die Person Jesu nicht nur kühle Hochachtung, sondern innige Verehrung gehegt, und er schätzte die Bibel, mit der er von Kindheit auf vertraut war, als einen unversieglichen Quell göttlicher Offenbarung. E i n e n Quell freilich nur, denn am stärksten und reinsten vernahm er Gottes Stimme aus der Natur, Erforschung der Natur führte ihn zum „Schauen Gottes". In dem Doppelbegriff Gott-Natur suchte er das höchste Wesen zu erfassen, und jedes treue Sichbemühen um Wahrheit und um das Wirkliche, so fern der Forscher sich auch von Religion glauben mochte, war ihm ein Leben und Weben in Gottes Sphäre. Und doch glaubte er nicht mit der Natur zugleich Gottes Wesen zu erfahren, er trat zurück in stiller Ehrfurcht, wo immer er an das Geheimnis des Unfaßbaren und Unnennbaren rührte, den kein Mikroskop und kein Teleskop sich zu entschleiern zwingt:

> Und was Natur nicht offenbaren mag,
> Das zwingst du ihr nicht ab mit Hebeln und mit Schrauben

Ehrfurcht vor dem Unerforschlichen — ein riesenhafter Geist wie Goethe hat sie nie verletzt. Aber gerade darum konnte er Religion und Frömmigkeit nicht als ein Anliegen Gottes betrachten — was wissen wir von Gottes Anliegen? — sondern nur als eine durchaus menschliche Angelegenheit, nicht Zweck, sondern Mittel, zur höchsten sittlichen Kultur zu gelangen. Solche Frömmigkeit läßt sich nicht Formen vorschreiben, läßt sich von keiner Autorität meistern, und wie sie aus einem einzigen und eigenen Herzen entsprang, konnte sie auch kaum in irgend eine gegebene Form eben passen.

Goethe hat die Welt um ihn her viel zu herzlich umfaßt und viel zu heilig gehalten, als daß sie ihm wie dem christlichen Dogma für ein nur provisorisches Institut gelten konnte, in dem sich Gott nur einmal — in Jesu-Person — offenbart habe. Sündenfall, radikale Verderbtheit und plötzlich selige Verklärung nach dem Tode hatten in seinem Weltbild keinen Raum. Er sah alle Dinge in stetiger Entwicklung aus dunklen Anfängen nach oben ins Lichte streben, und glaubte, daß die Seele des Edlen in arbeits- und schmerzenreicher Fortentwicklung, nicht aber in unberührter Seeligkeit auch nach dem Tode weiter aufwärts dringen müsse. — Ist diese Religion von unserem Christentum weit entfernt? Ja, wir dürften Goethe für uns in Anspruch nehmen, wenn in seinem weiten, viellebendigen Sinn nicht auch ganz entgegengesetzte Stimmungen gegen das Christentum Raum gehabt hätten. Aber er konnte von sich sagen, „als Dichter Polytheist, als Naturforscher Pantheist". So steht er uns fern und nahe zugleich, aber gerade uns, den Suchenden, deren Innenleben an Spannungen und Gegenströmungen reich ist, doch überaus nahe.

Lassen wir uns durch Sells feines Buch anleiten, auch für diese Bedürfnisse des Geistes Nahrung und Weisung zu suchen bei unseren Klassikern.

Else Zurhellen-Pfleiderer.



Die Turanier Vorderasiens und Europas.

Von Albrecht Wirth.

(Schluß.)

Sechs große Wanderströme ergossen sich aus dem Hethiterlande und Nachbarschaft nach Europa. Zunächst die Karer; sie begründeten eine Seeherrschaft im Archipel, deren Mittelpunkt wohl Kreta war, das „Karerland". Auf Kreta finden sich die unterirdischen Gewölbe und die mannshohen Tongefäße, die für die alten Karduchen und die heutigen Bewohner Hocharmeniens, einerlei ob Armenier oder Kurden oder Lazen, charakteristisch sind; findet sich ferner Velchans, der Chatti-Gott (=Vulcan), und der karische Zeus, dessen Symbol λάβρος, die Doppelaxt. Dieser Zeus, auch Labraundos genannt, ist identisch mit dem Jupiter Dolichenus von Kommagene und Syrien; der Dolichenus steht, wie Marduk, auf einem Stier und hat einen Doppelhammer in der einen, ein Bündel Blitze in der anderen Hand. Der Dienst des Gottes wanderte von Kleinasien nach Kreta. Auch entspricht dem troischen Ida ein kretischer Ida und eine kretische Stadt Idalion. Gefährten des kretischen Zeus waren die „Kureten"; einer davon hieß Labrandos, dem das Labyrinth heilig war. Evans hat jüngst das Labyrinth, das zur Theseus-Sage Veranlassung gab, leibhaftig ausgegraben. Und was fand er? Wandgemälde, die Stiergefechte darstellten. Heute wird, abgesehen von kümmerlichen Nachahmungsversuchen in Paris, Pest und St. Louis, der Stierkampf einzig und allein in Spanien und ehemaligen spanischen Kolonien betrieben. Die Gemeinsamkeit der Sitte deutet auf Rassenverwandtschaft zwischen den alten Bevölkerungen Kretas und der Iberischen Halbinsel. Auf den beregten Wandgemälden erscheinen auch Frauen als Kämpferinnen: gerade das kommt aber auch jetzt noch in Madrid vor, wo an gewissen Sonntagen der Kampf dem Publikum selber, männlichem wie weiblichem, freigegeben wird.[14]) Auch in der Anlage weist das Labyrinth auf alarodisches Muster. Der unterirdische Bau war die Stärke der Chalder. Eine Wasserleitung, die in Van vor 2700 Jahren gebaut wurde, funktioniert noch heute. Unterirdische Gewölbe sind für Hoch-Armenien, die Hethiter-Stadt Bogaskhöi, für Kreta und Etrurien bezeichnend. Berühmt wegen ihrer Minen waren die Aquitanier, und sind es heute wegen ihrer Geschicklichkeit die Iren. Derartige Rasseneigenschaften durchdauern die Jahrtausende.

Ein Wanderstrom zweigte sich von den Hethitern selbst ab. Strabo weiß noch etwas von dem Weg, den die Ἐνετοί oder Veneter einschlugen. Aus Paphlagonien, dessen zweiter Bestandteil vielleicht auf eben die Chan geht, während der erste mit Pamphylien zusammenhängt, seien die Veneter nach Thrakien und von da nach der Adria gelangt. Dort gründeten sie Venedig, das, wie jüngst ausgegrabene Reste bezeugen, schon viele Jahrhunderte vor Attila bestand. Vielleicht gelangten sie bis zur Vendée, wo sie auf andere alarodische Völker stießen. Daß auch die irische Urbevölkerung turanisch sei, ist eine völlig ausgemachte Sache. Kirchhoff[15]) und Wilser[16]) haben mich zwar deshalb hart angelassen. Allein mit Wilser ist nicht zu reden; er ist ein Ariermonopolist von der unüberzeugbaren Art. Und auch einem berühmten Geographen kann es manchmal nichts schaden, wenn er von anderen etwas lernt. Die Sache ist in England bereits derart zum Gemeingut geworden, daß selbst populär-wissenschaftliche Werke kein Bedenken tragen, den alten Iren turanisches Blut zuzusprechen.[17]) Tacitus läßt Iberer bis nach den Britischen Inseln kommen; der Name Hibernia weist klärlich auf solchen Ursprung. Die platten aufgestülpten Nasen und die vorstehenden Jochbeine der niederen Bevölkerung, wie sie als typisch in der stehenden Figur des Pat oder Patsy angelsächsischer Witzblätter immer wiederkehren, sie erinnern an den Mongolen. Die rothaarigsten Völker der Erde sind die Iren und die finnischen Syrjänen. Tacitus überliefert, daß die Aisten dieselbe Sprache redeten wie die Briten. Die Aisten aber gelten einer Autorität wie Bremer für Finnen, denen ja auch die heutigen Esthen angehören. Uebrigens hat schon Gobineau die finnischen Züge der Iren betont. Ich bemerke noch, daß der irische Typus völlig von dem baskischen abweicht (ich kenne beide aus eigener Anschauung), was nicht zu verwundern ist, da erstlich am Kaukasus selbst die alarodischen Stämme so sehr von einander abweichen, und zweitens die ins Abendland Ausgewanderten neuen Mischungen ausgesetzt waren. Der Baske ist ganz Napoleon; in ganz Europa kann man keinen Volksschlag treffen, dessen Gesichtsausdruck und gedrungen robuster Körperbau so sehr an den großen Korsen erinnern. So sehr in der Tat, daß ich ohne weiteres die Bewohner von Κύρνος (vergl. „Kureten") für Brüder der Basken halte. Viele irische Gewohnheiten muten orientalisch an. Die verschlungenen, zopfartigen Ornamente der altirischen Kunst sind nur noch in dem lappisch beeinflußten Skandinavien und in Westchina wiederzufinden. Die horizontal liegenden Mühlsteine einiger irischer Grafschaften weisen auf Anatolien. Andere Einzelheiten suche man in den Veröffentlichungen der Dubliner Academy of Science. Ich halte es auch nicht für ausgeschlossen, daß zu dem lykischen clan, Sohn, das gälische clan, Kind, Sippe, zu stellen sei. Sayce vergleicht Whisky mit ungarisch vis, Wasser (mag freilich auch Naturlaut sein; vergl. englisch fiz, das Zischen des Champagners) und entdeckt Spuren turanischer Grammatik im Irischen. Gildas, Nennius, Giraldus setzen links für Norden und rechts für Süden. Das ist die Ausdrucksweise der Semiten und einiger Mongolen. Nicht umsonst endlich hießen die Zwerge im Norden der Britischen Inseln „Fenlanders",[18]) nicht umsonst die Gälen „die Fremden"; daher Fingal, „der weiße Fremde".[19])

Ich kehre zu den Karern zurück. In der Chatti-Gruppe war nd oder nth das ortsanzeigende Suffix. Es wäre daher möglich, Korinth als Karergründung anzusprechen. Das besondere karische Suffix war -essos. So in Salmydessos und dem südlich vom Καρῶν λιμήν belegenen Odessos, weiter in Ordessos und Kardessos. Auch Patras mag karischen Ursprunges sein. Chattisch ist patara die Festung; die Lykier, Piratenspießgesellen der Karer, erbauten die Stadt Patara und Pteria. Was nun für die Veneter recht war, ist für die unternehmenden Karer billig: auch sie können weiter nach Westen, als Hellas, gekommen sein. In Hellas und Mazedonien tritt der Karer als Karanos, in Korsika als κύρνος auf. Auch Krain, der Karst und Kärnten könnte nach ihnen benannt sein. Es hat kühnere und weniger wahrscheinliche Ableitungen von Kärnten gegeben, so von einem keltischen Partizip „liebend", von dem slavischen goroten, Bergland. Letzteres ist schon deswegen falsch, weil schon lange vor der Ankunft der Slaven die Stadt Carnuntum bestand. Sollte nicht schließlich noch ein Zusammenhang mit den Kar-pathen und dem Kau-kas-us bestehen? Die Kas und die Kar wären dann einfach die Männer der Berge, der von den Anthropologen schon lange postulierte homo alpinus. Die Karer wären, falls die Hypothese sich haltbar erweist, über Thrakien nach den Alpen gekommen, zugleich mit ihren Rasseverwandten, den Tabarern oder Tauern. Mit den Karern zogen die Pelas nach Westen. Je nach dem Pluralsuffix erscheint der Name als Philister (Purosat) oder Pelasger. Die ersteren gingen nach Kreta, von wo sie Palästina besiedelten. Die Pelasger wandten sich nach der Balkan-Halbinsel, und gelangten wohl bis Italien. Die ihnen nachfolgenden arischen Stämme, die Gräko-Italer, sprechen mit großer Pietät von den Pelasgern, offenbar, weil sie in ihnen Ahnen mütterlicherseits verehrten.

[14]) Man sehe die drastische Schilderung in E. de Amicis „Espagna".

[15]) Deutsche Monatshefte, Juni 1902.

[16]) Politisch-anthropologische Revue, Juni 1903.

[17]) Oman, History of England S. 1 f.

[18]) Ritchie, a. O.

[19]) Eine vergleichende Zusammenstellung irischer und baskischer Wörter liefert Joh. Euardi, De origine Germanorum, 1750.

Wie Kres der Karer ist, so wird Tros der Thurse, der Tyrrhener sein.[20]) Alle Völker des Abendlandes wollten von Troja stammen. Warum von Besiegten lieber, als von den Siegern? Vermutlich, weil die Trojaner-Etrusker wirklich eine Grundlage der europäischen Urbevölkerung lieferten. Ich sehe hierbei natürlich von rein literarischen Erfindungen ab, wie der Erbauung Frankfurts durch Helenus, den Sohn des Priamus. Den echt historischen Zusammenhang der Etrusker mit Vorderasien beweisen zunächst die Götternamen. Der alarodische Lavran ist der etruskische Kriegsgott. Er ist der Ahnherr des latinischen lar. Auch wird Lars (Porsena) der „Herr", damit zusammenhängen, sowie Larisa, die Stadt des Kriegsgottes. Vermutlich auch, wie im Vorbeigehen bemerkt sei, der bulgarische Priestertitel **boko-labras**. Tarquinius geht unmittelbar auf den Chatti-Gott Tarkon zurück. Lykisch **clan**, Sohn, soll im Etruskischen wiederkehren. Endlich vermute ich, daß lykisch **lada**, Gattin, zu Leda, der allerdings nur zeitweiligen Gattin des Zeus, und zu etruskisch **latni = familiaris** gehöre.

Dem Zug der Trojaner nach Latium ging der der Ilvet vom Granikus nach der Gegend des heutigen Genua zur Seite; dort wohnte das „ligurische" Volk der Ilvat. Wir hätten damit die Männer von Ilvas oder Ilios! Ein Lautwandel, wie in ***Παρθυαῖοι*** und Parthwa. Ilwa ist der alte Name von Elba. Der andere Name der Insel, Haithalia, ist genau in derselben Form auch ein Name vom Lemnos, wo man ja so belangreiche etruskische Inschriften gefunden hat, und erinnert weiter an die kretische Stadt Idalion. In die Etrurien mit der Troas verbindende Kette fügt sich ferner ein, daß die Leleger, nach Hommel die Lulu-bi der Zeit des Naramsin, im kleinasiatischen Gargara wohnten, und daß auch am Osthorn Italiens sich der berühmte Berg Garganus erhebt. Wiederum Geminationsform! Wie bei Kaukasus. Wie auch bei Dardanus, dem Urvater der Trojaner. In Arkadien, in dem tuskischen Korythos (vergl. Korinth und Kureten), auf Samothrake und Kreta ist Dardanus heimatberechtigt. Ueberall dieselben lokalen Beziehungen zwischen kleinasiatischer Küste, Kreta und Westitalien und überall Troja dabei!

Die Etrusker übten, wie am eindringlichsten Gobineau nachgewiesen hat, einen ungeheuren Einfluß auf das ganze römische Wesen aus. Staatlich und kirchlich. Der Hethiter-Gott Velchans ist der römische Vulcan. Auf Lemnos hat Velchans die Erdgöttin Ma zur Gemahlin. Bei den Römern tritt Ma als Maja auf. Eine andere Göttin Roms war Latona, „unsre liebe Frau", die lykische Lada. Den Gott des Jahresanfangs, Janus, möchte ich durch türkisch jani, neu, deuten. Es ist nun allerdings nicht notwendig, daß gerade die Etrusker den Römern ihre Gottheiten vermittelt haben sollten, es kann ja auch durch andere Alarodier geschehen sein. Wir sahen, daß Veneter nach den adriatischen Küsten kamen; an der Südspitze der Halbinsel saßen Iberer. Ich glaube, daß gerade die iberisch-berberischen Elemente manches an Rom übermacht haben, so ist das Gewand der heutigen Berber fast genau, abgesehen von der Kapuze, gleich der Toga.

Die Alarodier hatten im Süden mit Semiten, im Norden mit Ariern zu tun. Der Eindruck, den sie machten, war so mächtig, daß sie den erschrockenen Völkern als Riesen erschienen. Der Vorgang ist nicht ungewöhnlich. Die Großrussen nennen die Riesen Obri, von dem Volk der Avaren, das sie lange bedrängt, und Tschuden von den Skythen; die Riesen der Kleinrussen heißen Spolim, von den skythischen Spaloi. Wir selbst sprechen von Hünen, obwohl die Hunnen doch eher klein waren. Was derart durchgängig bei späteren Turaniern der Fall war, kann auch bei den früheren stattgefunden haben. Daher mögen die Gog der Bibel, in denen ich die Hu und die Kaukii (Uiguren) der Chinesen erblicke, sehr wohl zu den Giganten Gevatter gestanden haben, und ihre Nachbarn, die Juetschi, mögen die Ahnen des Jotunen, des heutigen finnischen und schwedischen Jätte (Riese) sein. Kraft derselben Methode haben Jakob Grimm und Pauli die Thursen von den Etruskern hergeleitet. Ich bemerke hierzu noch, daß die Etrusker bis zur Krim nachgewiesen werden können, der etruskische Name Mastarna kommt auf griechischen Inschriften des kimmerischen Bosporus vor.

Das frühe und langandauernde Zusammenwohnen indogermanischer mit turanischen Stämmen hat vielfach einen Mischtyp erzeugt. Noch heute dauert der Typ. Die Spezies **homo alpinus** ist jetzt allgemein anerkannt. Man sollte die Verwandtschaft dieser kurzköpfigen Spezies mit Basken, Kaukasusstämmen und Tibetern, die ebenfalls sämtlich Kurzköpfe sind, nicht nur aus toten Schädeln zu beweisen suchen, sondern auch aus der historischen Namenanalyse und aus lebendigen Sitten, Trachten und Geräten, die noch heute im Schwang sind. Zu ihrem nicht geringen Erstaunen hörten die Engländer bei ihrem Zuge nach Lhassa das Jodeln der Aelpler in Tibet wieder. In Burghausen sah ich bunte, karrierte Tücher, deren große Quadrate und deren Farben an japanische Muster erinnern. Im Salzburgischen hat man hölzerne Tragrahmen auf dem Rücken, die ich sonst nur im (einst lappischen) Norwegen und in Korea gesehen habe. Ebendort ist die Sitte des „Mostelns", die Trauben vor der Kelterung mit spitzem Holze aufzustechen. Wo ist das noch? Gewiß nicht nördlich der Donau. Der Kirchenstil Norwegens erinnert an ostasiatische Pagoden. Derartige Dinge sind gewiß nicht zufällig. Chinesen tragen nur an Bambusstangen, derart, daß das Getragene sänftegleich schwebt; ein Neger trägt bloß auf dem Kopfe, ein Bayer hat stets seinen Rucksack, ein Russe und Tartare trägt überhaupt nie selbst, sondern läßt das sein Pferd oder Kamel besorgen. Uebrigens ist es mir gelungen, selbst tibetische Wörter noch auf deutschem Sprachgebiete zu finden. Das holsteinische **nor**, Fjord, ist tibetisch **nor**, See; die Kutt'n, was ich in Gastein und im Salzkammergut mundartlich für Klepper sagen hörte, ist tibetisch **khut, ghur**, Pferd, und vielleicht auch das altnordische iör.[21])

Die Analyse von Namen ist freilich unsicher, nichts beweist das besser als die Tatsache, daß gelegentlich fünf bis sechs Deutungen für denselben Namen auftauchen. Gut, ich will einen Augenblick zugeben, daß die Veneti der Vendée, der Adria, des Bodensees (**lacus Venetus**) und des slavischen Osteuropas wie des Venedigers auf germanisch vän, Freund, oder albanesisch vent, Heimat, zurückgehen könnten, aber wie stellt man sich zu Hyrcania = Varkania (Fergania) und Hercynia = Fergunia oder Perkunia?[22]) Zufall! Schön! Was sagt man dazu, daß Brigantes am Bodensee, in Nordengland und Irland vorkommen,[23]) daß Burgunder ein germanischer und Borogundur ein hunnischer Stamm? „Historisch nicht fruktifizierbar," sagt Bremer, der jedoch in Bornholm = Burgunderholm finnische Urbevölkerung annimmt. Man hat weiter korsisch Alistrus mit Elster, korsisch Aliso mit Aliso an der Lippe verglichen. Wo ist da die Gemeinsamkeit? Sicher nicht in arischer Unterschicht. Die Korsen sind bestimmt keine Arier. Seit ich die Basken gesehen, zweifle ich nicht mehr, daß Napoleon zu ihren Verwandten gehörte; Hunderte von Napoleonsgesichtern „laufen" bei den heutigen Basken „herum". Wie will man endlich erklären, daß Jordan offenbar gleich Jardanos in Elis und gleich Eridanus oder Po und Rhodanus oder Rhone? Da hilft schlechterdings keine andere Erklärung als die der alarodischen Unterschicht. **Dann**, Fluß, in Dwina, Düna, Donau, Dnjestr und Dnjepr muß aus dem Alarodischen ins Iranische und Ossetische gekommen sein. Aehnlich wohl sir, Fluß (in Sirdarja), tsil, Wasser, im tibetischen Kaschuna, in der böhmischen Iser, der bayerischen Isar, der französischen Isère, endlich dem thrakischen Ister. Oder Tyras, Dora Baltea, Adour, Douro. Ein sehr lehrreiches Beispiel gibt auch der Name, mit dem heute die Slaven den Oesterreicher belegen, Mocuši. Wie mir der Wiener Historiker Vandsza mitteilt, geht das auf den germanischen

[20]) **Pauli, Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1901, Nr. 34.**

[21]) **Der Schwund der Gutturalis wie in Karl und earl.**

[22]) **Bremer, Grundriß der germ. Philologie III 762.**

[23]) **Bremer a. O. 784.**

Stamm der Racuft zurück, den Ptolemäus anführt. Mittelalterlich sei Raks oder Rags oder Rabs (alles belegt!) die Gegend im „Waldwinkel“, zwischen Znaim und Budweis. Ich setze dazu Ragatz und Ragusa, den Berg, wo die Anfänger abstürzen, die Raxalm, und die älteste Stadt Irons, Rages, und frage, wo ist da die germanische Gemeinsamkeit? Ich vergleiche die Roksalanen, die Rogostanz, die Hermanarich besiegt, und die Hros. Letztere treten auf den Pyramiden als südpalästinensische Herusha auf, in der Bibel als Ros und Genossen der uigurischen Gog, später geht ihr Name auf die Heruler,[24]) noch später auf die Russen über. Gerade die Heruler aber hatten sich mit Alanen, also auch mit Rox-Alanen (die Marquart von Raws Wolga — vgl. Raab und die Rawi im Pendschab — ableitet) vermischt. Also stimmt alles prächtig. Ich sprach von einem Mischtyp. In der germanischen Welt scheinen die Alanen und Heruler solche Mischvölker zu sein. Sehen wir die Griechenwelt an, so war schon Strabo über die Herkunft der Karer im unsicheren. Seit den ältesten Zeiten bis in die Gegenwart hat vom Busen von Issokenderun bis zum Kaspisee immer ein schier unentwirrbares Völkergemisch geherrscht. Auch die Griechen können von der Mischung nicht ganz verschont geblieben sein. In der Tat hat Sayce, der als Pionier der Orientalistik bekannte Engländer, die kühne Vermutung aufgestellt und zu begründen gesucht, daß die Javan, die Jonier, aus einer Kreuzung arischer und alarodischer Elemente hervorgegangen seien. Die ältesten nachweisbaren Sitze der Jonier seien an der Küste Kilikiens gewesen. Wie mir Sayce schriftlich mitteilt, stimmt auch Professor Ramsay seiner Hypothese bei, und verweist darauf, daß die Gegend südlich von dem kilikischen *Ἀλήιον πεδίον* „Jonia“ geheißen habe.

Es gibt Leute, die überall Arier sehen. Arische Spuren in der Kultur der Chinesen und der spanischen Araber, Arier selbst bei Malaien und im alten Sumir. Ich sehe nicht ein, was für den Ruhm der Arier gewonnen, wenn sie nach allen Ländern nur deshalb gelangten, um dort unterzugehen. Auf die Macht und Zähigkeit arischer Art wirft es ein viel günstigeres Licht, wenn eine an Kopfzahl schwächere Invasion der Arier eine so unendliche Menge turanischer Völker in Europa, Vorderasien und Indien zu unterwerfen, und ihnen siegreich arische Sprachen aufzuzwingen verstanden hat. So können wir uns auch mit der Vermutung aussöhnen, daß in den Adern des geistreichsten Volkes der Weltgeschichte, der Jonier, alarodisches Blut geflossen habe.

[24]) Marquart, Osteur. und ostasiat. Streifzüge S. 385 ff.

Bücher und Zeitschriften.

* **Die Fortschritte der direkten Besteuerung in den deutschen Staaten.** Von Dr. Max v. Heckel. 1880—1905. Leipzig, Verlag von C. L. Hirschfeld. 1904. 284 S.

Der bekannte Finanztheoretiker liefert in diesem Buche einen Beitrag zur Steuertheorie; er will den genetischen Prozeß der modernen direkten Besteuerung an der typischen Entwicklung der deutschen Steuergesetzgebung des 19. Jahrhunderts nachweisen. Die Arbeit zerfällt in drei Hauptabschnitte. 1. Die Entwicklung der Objektivität und Subjektivität in der deutschen Steuergesetzgebung. Diese Darstellung gehört zu dem Besten, was bisher über die Genesis des direkten Steuerwesens geschrieben ist. In knapper, zuweilen freilich zu knapper Form wird unter besonderer Würdigung der psychologischen Momente der Werdegang der langen, oft schwunghaften, sowohl durch vermehrten Bedarf wie durch die veränderte wirtschaftliche und soziale Struktur bedingten Entwicklung von der groben Objektbesteuerung zur differenzierten, man darf sagen mit Raffinement ausgebildeten Subjektbesteuerung dargelegt. Dieser Prozeß gipfelt bekanntlich in dem der höchsten Vollendung entgegengeführten Ertragssteuersystem einerseits und der allgemeinen Einkommensteuer andrerseits. — Der zweite und dritte Teil der Arbeit behandeln die tatsächliche Entwicklung der Ertrags- und Personalsteuer in den deutschen Bundesstaaten. Heckel will hier nicht einen Nachschlageapparat bieten, sondern es kommt ihm mehr darauf an, an der Hand der einzelnen Gesetze die erkenntnistheoretischen Fortschritte systematisch darzustellen. Er hat deshalb auf viele Einzelheiten verzichtet, die für eine rechtsvergleichende Abhandlung notwendig gewesen wären. Ob die von Heckel in diesen beiden Abschnitten zur Anwendung gebrachte Methode die richtige ist, kann bezweifelt werden. Nach meiner Meinung hätte er an Stelle der staatlichen Differenzierung sich besser der sachlichen bedient. Die immer wiederkehrende langatmige Inhaltsangabe von Gesetzen hätte dann vermieden werden können. Da das Buch als Informationsquelle für die Steuergesetzgebung im einzelnen doch nicht ausreicht, ist für die besagte Methode ein Grund nicht ersichtlich. Die Gruppierung des Stoffes nach den auf Seite 3 angegebenen Momenten hätte die Heckelsche Arbeit zweifellos wertvoller gemacht. Auch das beigegebene, recht unzweckmäßig ausgearbeitete Sachregister kann den methodologischen Mißgriff nicht wett machen. — Selbstverständlich soll mit dieser mehr formalen Beanstandung der Wert des Buches nicht herabgesetzt werden.

R. Hs.

Allgemeine Rundschau.

Münchens botanische Institute in englischer Beleuchtung.

Es ist nicht gerade häufig, daß deutsche Einrichtungen in England anerkannt werden. Es mag deshalb von Interesse sein, aus einem Artikel der bekannten englischen Zeitschrift Athenäum eine Stelle anzuführen, die sich auf München bezieht. Der Verfasser wirft der englischen Regierung vor, daß sie wissenschaftliche Anstalten nicht hinreichend unterstütze und fährt fort: „Nehmen wir zum Beispiel die Botanik. England hat noch nicht eingesehen, wie groß die praktische Wichtigkeit dieser Wissenschaft für Forstkultur, Gartenbau und Landwirtschaft ist, und auch die rein wissenschaftliche Bedeutung wird nicht genug geschätzt, so daß im ganzen diese Disziplin hierzulande ärmlich daran ist. Die Gärten, Museen und Herbarien in Kew bilden freilich eine Ausnahme, aber können doch das Urteil nicht ändern. Man nehme nur zum Vergleich die Verhältnisse in der Hauptstadt Bayerns. Hier ist nicht nur die praktische Seite der Botanik anerkannt durch die Gründung von Instituten mit Laboratorien und Versuchsfeldern für Forstbotanik, Landwirtschaft und Pflanzenkrankheiten, sondern die „reinen“ Botaniker sind untergebracht in einem ausgezeichneten Institut mit trefflichen Laboratorien, wo alle notwendigen Apparate und Materialien vorhanden sind. In dem wissenschaftlichen Untersuchungen gewidmeten Laboratorium (dem pflanzenphysiologischen Institut) kann man stets eine Anzahl auswärtiger Botaniker von den verschiedensten Nationalitäten finden, von denen manche schon Universitätslehrer in ihrer Heimat sind. In der Hauptstadt Englands ist kein ähnlich ausgestattetes Universitäts-Institut vorhanden, und es gibt wenige Laboratorien in England, wo man einige Ausländer, durch den wissenschaftlichen Ruf eines hervorragenden Lehrers angezogen, mit wissenschaftlichen Untersuchungen beschäftigt findet.“ — Der Verfasser hat die Verhältnisse in München wohl zu rosig, die in England zu düster geschildert, namentlich ist ihm wohl unbekannt geblieben, wie unzureichend die botanischen Sammlungen in München untergebracht sind. Immerhin ist die Anerkennung unserer botanischen Institute von seiten des Auslandes eine erfreuliche Erscheinung.

Kleinere Mitteilungen.

* Die letzten Berichte von Baron Toll. Die Polarkommission der kaiserlich russischen Akademie hat nach Petermanns Mitteilungen die Berichte veröffentlicht, die die Expeditionen zur Aufsuchung Baron Tolls und seiner Be-

gleiter erstattet haben. Die wichtigsten Dokumente sind die photographischen Reproduktionen der von Baron Toll auf der Bennett-Insel hinterlassenen Schriftstücke, in denen er den Bericht und das vorläufige Ergebnis seiner kartographischen Aufnahme von der Bennett-Insel niederlegte. Nicht ohne Wehmut wird man folgende Bemerkung des Forschers lesen: „Für die uns Suchenden. Montag, den 26. August 1902. Am sechsten Standort. Wir gratulieren zur Ankunft." Unterm 25. Juli 1902 wird berichtet: „21. Juli gelangten wir glücklich nach Baidarach. Wir begaben uns heute auf der Ostküste nach Norden. Ein Teil von uns wird versuchen, am 7. August an dieser Stelle zu sein. Bennett-Insel, Kap Emma. Bar. Toll." H. Wichmann bemerkt hierzu, daß die Erweiterung unserer Kenntnis über ein unbekanntes Land sehr teuer erkauft worden sei; denn nachdem seit dem Aufbruch v. Tolls von der Bennett-Insel zwei Jahre verflossen sind, müsse jeder Gedanke aufgegeben werden, daß ihm die Rettung gelungen sein sollte, und daß seine Rückkehr noch zu erwarten sei. Leider müssen wir ihn und seinen jugendlichen Begleiter, den Astronomen Seeberg, zu den Opfern der Polarforschung zählen.

M. C. Das neugegründete belgische historische Institut in Rom wurde am Sonntag in Anwesenheit des belgischen Gesandten und einer auserlesenen Versammlung von Gelehrten eingeweiht. Den ersten Toast brachte der Gesandte auf den Papst und König Leopold aus. Hierauf sprachen Monsignore Duchesne und Hofrat Pastor im Namen ihrer Institute; letzterer erinnerte an die alten Beziehungen Habsburg-Oesterreichs zu Belgien. Geheimrat Kehr feierte unter allgemeinem Beifall den anwesenden päpstlichen Archivar Monsignore Wenzel.

* Todesfälle. Der aus Metz gebürtige Professor der Geschichte an der Sorbonne und Mitarbeiter des Temps, Henri Michel ist im Alter von 47 Jahren in Paris gestorben. — Aus Rom wird gemeldet: Der bekannte Orientalist Angelo Fornari, Großrabbiner von Rom, ist 78 Jahre alt gestorben. — In St. Petersburg starb dieser Tage, wie wir der Vossischen Zeitung entnehmen, im 85. Lebensjahre das Mitglied der russischen Akademie der Wissenschaften und ehemaliger Professor der Botanik Dr. Karl v. Merklin. Ein gebürtiger Rigenser, hatte er 1846 in Jena promoviert, wirkte dann in Dorpat am Forstinstitut und als Physiolog des Botanischen Gartens und war 1864—1877 Professor an der St. Petersburger medico-chirurgischen Akademie. Für sein Werk „Palaeodendrologicon Rossicum" hatte er 1855 von der russischen Akademie der Wissenschaften den Dawydow-Preis erhalten.

*

Hochschulnachrichten.

hc. Dresden. Der seit 1903 im Ruhestand lebende Professor der Nationalökonomie und Statistik an der hiesigen Technischen Hochschule Geh. Regierungsrat Dr. Viktor Böhmert feiert am 16. Dezember sein goldenes Doktorjubiläum. Geh. Rat Böhmert hat am 16. Dezember 1854 an der Universität Leipzig mit einer Bearbeitung der von der juristischen Fakultät der dortigen Universität gestellten Preisfrage „Quatenus verum sit quod vulgo dicitur: volenti non fieri iniuriam" promoviert.

W. Wien. Der Professor der Wissenschaft des klassischen Altertums an der hiesigen Universität Dr. Emil Szanto ist gestern (Mittwoch) nachmittag plötzlich an Herzschlag gestorben.

* Aus England. Die Summe des Nobel-Preises im Betrage von 160,000 M., die, wie schon gemeldet, Lord Rayleigh der Universität Cambridge zugedacht hat, soll zur Begründung von Stipendien für Studierende der Physik an dieser Hochschule dienen.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Unser Interesse an der Weiterentwicklung des Darwinismus.

Warum haben heutzutage alle denkenden Angehörigen unseres Kulturkreises, d. h. alle diejenigen Kulturmenschen, welche um eine wissenschaftliche Welt- und Lebensauffassung und selbständige Lebensführung strebend sich bemühen, ein so lebhaftes Interesse an der Weiterentwicklung des „Darwinismus“? Ein kurzer geschichtlicher Rückblick dürfte uns darüber belehren. Als in den 60er und 70er Jahren des vergangenen Jahrhunderts die Forschungen und Gedanken Darwins und seiner Mitarbeiter ihren Siegeszug durch die europäisch-amerikanische Kulturwelt antraten, fanden sie rasch begeisterte Aufnahme und lebhafte Zustimmung. Schienen sie doch einem tief empfundenen geistigen Bedürfnisse entgegenzukommen; schienen sie doch die ausreichenden Fundamente und Bausteine zu bieten für die Herstellung des soliden umfassenden Gebäudes einer rein wissenschaftlichen, von allen übernatürlichen Voraussetzungen absehenden Welt- und Lebensanschauung. Der damals aufgekommene theoretische und praktische Materialismus, die populäre Stoff- und Kraftlehre, sowie die den demokratischen Gleichheitsinstinkten schmeichelnde Glückseligkeitslehre (sozialer Eudämonismus mit seiner Formel: größtes Glück der größten Zahl) sahen in der darwinistischen Fassung der Entwicklungslehre einen willkommenen Bundesgenossen, den sie ganz in ihre Kreise zogen.

Mit Genugtuung und gläubigem Optimismus eignete man sich die Lehre von der mechanisch-kausalen Verursachung auch des organischen Werdens an, die nicht nur alle übernatürlichen, sondern auch alle geistig-zielstrebenden Erklärungsgründe ausschloß, die der Theologie wie der Teleologie entraten ließ. Rasch übertrug man sie in Form der sogenannten materialistischen Geschichtsauffassung auch auf die menschliche Entwicklung, in welcher nicht Ideen und Persönlichkeiten, sondern Stoff und Kraft, d. h. die wirtschaftlichen Bedürfnisse der großen Massen, die treibenden Faktoren gewesen sein sollten.

Allmählich erfolgte die kritische Ernüchterung, besonders durch F. A. Langes Geschichte und Kritik des Materialismus und Du Bois-Reymonds Vorträge über die Welträtsel.

Allein, wie es in jeder Art menschlicher Entwicklung zu geschehen pflegt, so folgte auch hier auf den starken linksseitigen Pendelausschlag eine ebenso starke Schwingung nach rechts, auf den optimistischen Radikalismus eine pessimistische Reaktion, auf das unbedingte Vertrauen in Vernunft und Wissenschaft ein kleingläubiges Mißtrauen, das sofort von den reaktionären Mächten des kirchlichen Dogmatismus und eines wundersüchtigen Spiritismus ausgenützt wurde. Nicht nur der „Darwinismus“, d. i. die Erklärung der organischen Entwicklung aus vorwiegend äußeren und mechanischen Ursachen, sondern die Entwicklungslehre selbst galt als überwunden und die Wissenschaft als unfähig, eine befriedigende Weltauffassung zu begründen. Ebenso wurde mit Erfolg dem praktischen Materialismus oder Eudämonismus, der mit seinen irdischen Glückszielen die Begehrlichkeit der Massen allzu lebhaft erregt hatte, die kirchliche Ethik als die einzige Quelle des Idealismus und die Kirche selbst als die unentbehrliche Stütze der Staats- und Gesellschaftsordnung gegenübergestellt. So schienen „Glauben“ und „Kirchentum“ abermals, wenigstens in den Gemütern des eingeschüchterten Bürgertums und ängstlicher Regierungsmänner, den Sieg über das geistige und sittliche Freiheitsstreben der modernen Kulturvölker davonzutragen.

In der Tat — wenn der „sogenannte Darwinismus“ mit seiner Angst vor allem Zweckmäßigen und Geistigen, mit seiner Auffassung der organischen Entwicklung als eines lediglich mechanischen Prozesses, in dem Zufall und brutale Auslese alle Höherbildung verursacht haben sollten, das letzte Wort der „Wissenschaft“ gewesen wäre; wenn der praktische Materialismus mit seinem trivialen Gleichheits- und Glücksstreben die einzige Begründung und Gesetzgebung für das menschlich-sittliche Streben abgeben sollte: so war die arme Kulturmenschheit bei ihrer Loslösung von den kirchlichen Autoritäten der Gefahr der Entgleisung und Entartung ausgesetzt; so konnte die moderne Wissenschaft nie die Führerin der Kulturvölker zur Reife und Mündigkeit werden; so waren diese nie imstande, den modernen weltlichen Staat, d. i. die geordnete Gemeinschaft freier, mit Bewußtsein ihre nächsten und höchsten Lebensaufgaben erfüllender Persönlichkeiten hervorzubringen; so mußte auch die Naturwissenschaft für immer zwar ein fruchtbares Forschungsgebiet für Spezialisten, aber ohne jede brauchbare Beziehung für die Lebensgestaltung der Menschen und der Staaten bleiben. Bei dieser Sachlage, wo es sich um Sein oder Nichtsein des geistigen Fortschritts handelte, war es begreiflich, wenn namentlich der Ethiker und Pädagoge, dem eine mehr philosophische und geschichtliche Betrachtung der organischen Entwicklung die unumstößliche Gewißheit aufgedrängt hatte, daß auch hier psychische Kräfte walteten, mit ängstlicher Spannung den Fortschritten der neueren Biologie folgte. Mit freudiger Genugtuung begrüßte er die im letzten Jahrzehnt bemerkbare Weiterentwicklung des Darwinismus, welche durch die Aufdeckung weiterer, auch „psychischer“ Entwicklungsfaktoren die Entwicklungslehre selbst wieder aufs neue befestigte und zur allmählichen Ueberwindung der mechanisch-materialistischen Lebensauffassung führen muß.

Ueber diese Weiterentwicklung des Darwinismus gibt

dem gebildeten deutschen Leserkreis ein prächtiges Büchlein[1]) Aufschluß, das in außerordentlich klarer und kritischer Weise alle die neueren Forschungen und Erklärungsversuche zusammenfaßt.

Wir erhalten hier nach einem kurzen Ueberblick über die darwinistischen Anschauungen und ihre bleibende Bedeutung eine knappe übersichtliche Darstellung der Konstanztheorie des Neo-Darwinismus (Häckel u. Weismann), des Neo-Lamarckismus (Eimer u. Wettstein), des Mutationismus und des Neo-Vitalismus (S. 73—124); jedem Abschnitte ist eine Zusammenfassung der Resultate und ein Literaturnachweis, sowie eine Anzahl Abbildungen beigegeben. Was an dem Büchlein besonders anspricht, ist die ruhige, wahrhaft objektive Betrachtung, die, frei von jedem Vorurteil oder Dogmatisierung, die einzelnen Theorien richtig wertet und aus allen wertvolle Ergänzungen und Fortbildungen der durch Darwin für immer gesicherten Entwicklungslehre herausfindet. An der Hand zahlreicher Zitate und Beispiele werden wir in das reiche Leben und Streben hineingeführt, das in der gegenwärtigen Biologie herrscht, und eine Menge neuer Tatsachen und Erklärungsgründe zur Erhellung des Entwicklungsproblems ans Licht gebracht hat. Dazu rechnen wir vor allem die Keimplasmatheorie Weismanns, die, wenn auch ihr Begründer sich noch gegen die Anerkennung psychischer Faktoren verschließt, doch zu einem tieferen Verständnis der Vererbung zu führen berufen ist. Sieht man von dem ganz unwahrscheinlichen Erklärungsversuch durch die rein mechanisch-zufällige Intraselektion der Biophoren und Determinanten ab, so kann die Weismannsche Theorie mit dem von den Paläontologen (Cope, Koken u. a.) erfolgreich vertretenen Neo-Lamarckismus, wonach die Funktion, der Gebrauch oder Nichtgebrauch für die Ausbildung der Organe von entscheidendem Einfluß ist, einst eine fruchtbare Verbindung eingehen. Nimmt man nämlich an, daß innerer Drang, d. i. das Streben nach Selbst- und Gattungserhaltung, und äußerer Zwang, d. i. die Veränderung der äußeren Lebensbedingungen (der klimatischen, organischen u. a.), die Organismen zu direkter, aktiver Anpassung[2]) und dadurch zum Gebrauch, bezw. Nichtgebrauch gewisser Organe veranlaßten, so dürfte es auch verständlich werden, daß solche Organe, welche das artgemäße Interesse ausbilden half, gleichsam als Gedächtnisdispositionen sich vererben.

Am meisten wohl für die Weiterentwicklung des Darwinismus hat die sogenannte Mutationstheorie, d. i. die Lehre von der sprunghaften und sogleich vererbbaren, also artbildenden Abänderung gewisser Organismen, beigetragen. Dadurch wurde die so schwer begreifliche Annahme Darwins von der allmählichen, über lange Zeiträume sich erstreckenden Variierung und Artbildung, die ja für die Organismen eher schädlich als nützlich gewesen wäre, erfolgreich ergänzt. Namentlich die Tatsache von Mutationsperioden, d. i. von Zeitabschnitten, in denen gewisse Organismengruppen zu solch sprunghaften Abänderungen mehr geneigt sind, ist imstande, die organische Entwicklung mit der geschichtlichen in engere Beziehung zu bringen und sie so für uns verständlicher zu machen. Denn auch in der künstlerischen, wissenschaftlichen, religiösen, politischen u. s. w. Entwicklung treten uns bestimmte Zeitalter entgegen, in denen bei gewissen Völkern — vgl. die Blütezeiten der indischen, babylonischen, griechischen, arabischen, westeuropäischen Literatur, Kunst, Wissenschaft, Staatenbildung u. a. — eine außerordentliche Fruchtbarkeit und produktive Fortbildung erzielt wird, während oft jahrhundertelang die bloße Reproduktion mit geringer Variierung vorwiegt. Die erfreulichste, weil für die Ueberwindung des mechanischen Materialismus und für die Anbahnung einer einheitlichen Welt- und Lebensanschauung wirksamste Weiterbildung hat der Darwinismus durch das Auftreten des Neovitalismus erfahren, das der Verfasser mit besonderer Klarheit und Wärme, S. 73—123, dargestellt hat.

Die erste und wesentlichste Behauptung der Neovitalisten ist, daß im „lebenden" Organismus zahlreiche Prozesse vor sich gehen, die nur aus ihrer Zweckmäßigkeit und aus dem Walten innerer oder psychischer Ursachen verstanden werden können. Zweckmäßige, d. h. der Erhaltung der Individuen und der Art dienende Anpassung an die Verhältnisse ist ja die Grundeigenschaft alles, daher auch des menschlichen Lebens. Diese ist unmöglich allein durch mechanisch-chemische Kräfte zu erklären, ebenso wenig durch den bloßen Zufall oder eine äußere Auslese; dadurch würde ja die Kausalität, d. i. die Uebereinstimmung von Wirkungen und Ursachen, durchbrochen, während allein die Annahme psychischer Faktoren, z. B. eines Erhaltungs- und Anpassungsstrebens, das natürlich durch die äußeren Lebensbedingungen und die erreichte Organisationsstufe wesentlich beeinflußt wird, eine ausreichende Kausalerklärung der organischen Vorgänge zu gewährleisten scheint. Sonst müßte zur Erklärung der menschlich-geschichtlichen Entwicklung ein übernatürliches Prinzip herangezogen werden, während, wie dies Ratzenhofer in seinem „Positiven Monismus", in seiner „Positiven Ethik" und seiner „Soziologie" mit Erfolg getan hat, aus dem „angeborenen Interesse" und seinen Modifikationen sich alle organischen und menschlichen Prozesse aufs beste und einheitlichste verstehen lassen. — Verfasser gibt a. a. O. eine Fülle solcher „zweckmäßiger Erscheinungskomplexe" im organischen Leben an in Form von Stoffwechselregulationen, Anpassungen, Regenerationen, Tropismen und Reflexen, die alle durch die bloße Selektion nicht erklärt werden können. Dadurch wird aber die Selektionstheorie oder der Darwinismus nicht überhaupt ungültig, sondern nur aufs erfolgreichste ergänzt. „Beide Forschungsrichtungen können, ja müssen sich gegenseitig erläutern und fördern." Soviel ist wenigstens durch die Weiterentwicklung des Darwinismus erreicht, daß die „Biologie" nicht mehr bloß als angewandte Chemie und Physik, sondern als eine selbständige Grundwissenschaft anerkannt wird. Eben aus diesem Grunde kann und darf sie neben und über den physikalisch-chemischen Faktoren auch höhere zur Erklärung der organischen Vorgänge heranziehen, ohne dadurch das Kausalgesetz zu verletzen. Diese spezifisch-organischen Faktoren brauchen wir aber nicht in besonderen „Lebenskräften" zu suchen, wie auch die Neovitalisten tun, sondern sie sind uns in den menschlichen Lebensäußerungen und in der sozialen Entwicklung aufs klarste gegeben in Form jener elementaren Willensäußerungen, die sich als „Triebe, Interesse, Bedürfnis, Drang, Streben" bezeichnen lassen, und die schon im Leben der Einzelligen nachzuweisen sind. Ferner wird es aus Analogien aus dem Menschenleben verständlich, daß mit diesen primitiven Lebens- oder Willensäußerungen auch schon Ansätze jenes „Bewußtseins" gegeben sind, das im Laufe der organischen Entwicklung bis zu den höchsten Aeußerungen des menschlichen Selbstbewußtseins und bewußten Zweckhandelns sich fortbildet. Wer so, wie z. B. außer Ratzenhofer a. a. O., W. Wundt in „Naturwissenschaft und Psychologie" (1903), Paulsen in seiner Einleitung in die Philosophie u. a., sich bemüht, schon bei der Erklärung des organischen Werdens auch die Wirksamkeit solch allgemeiner psychischer Kräfte heranzuziehen, der gelangt zu einer einheitlichen Lebensauffassung; der sieht schon in den Gruppen des Tier- und Pflanzenreichs nicht nur das Werk äußerer Faktoren, sondern zugleich das Produkt direkter Anpassung und originaler Mitwirkung der betreffenden Organismen; der erkennt endlich die Geltung allgemeiner Lebensgesetze an, die auch für die menschliche Gattung die unentbehrlichen Voraussetzungen[3]) ihres Bestehens und ihrer Fortentwicklung bilden. Aus diesem nicht nur theoretischen, sondern vor allem praktischen und ethischen Bedürfnis entspringt unser Interesse an der Weiterentwicklung des Darwinismus.

J. U.

---

[1]) Raoul H. Francé: Die Weiterentwicklung des Darwinismus. (Eine Wertung der neuen Tatsachen und Anschauungen.) 1904. Darwinistische Vorträge und Abhandlungen, herausgegeben von Dr. Breitenbach, Odenkirchen. Heft 12.

[2]) Die jetzt gerade von den Botanikern J. Reinke und Wettstein so stark betont wird.

[3]) Vergl. Unold: Aufgaben und Ziele des Menschenlebens. 2. Auflage. Teubner 1904.

Die Rotationsdauer der Venus.

In den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts fand Schiaparelli auf Grund der von ihm auf der Mailänder Sternwarte angestellten visuellen Beobachtungen, daß bei dem Planeten Venus (und höchst wahrscheinlich auch bei dem Planeten Merkur) der Sonne gegenüber ähnliche Verhältnisse stattfinden wie beim Monde gegenüber der Erde: daß nämlich beide Planeten der Sonne beständig die gleiche Seite zukehren und demgemäß innerhalb eines Umlaufes um die Sonne in ihrer Bahn auch eine einmalige Umdrehung um ihre Achse vollziehen. Dieses Ergebnis stieß schon bald nach seiner Veröffentlichung (1890) auf lebhaften Widerspruch; hatte man sich doch daran gewöhnt, die Rotationsdauer der Venus sehr nahe gleich der der Erde, also rund gleich 24 Stunden anzunehmen. Dieser letztere Wert war von Jakob Cassini aus zahlreichen in Bologna und Paris angestellten Beobachtungen seines Vaters bereits im Jahre 1732 abgeleitet und u. a. von Schröter (1796) und von De Vico (1842) bestätigt worden. Alle diese Angaben über die Rotationsdauer der Venus, einschließlich der Schiaparellischen, beruhen auf der Beobachtung von Flecken, die auf der Venusoberfläche teils dauernd, teils nur zeitenweise, sichtbar sind. Da die Beobachtung, insbesondere die Identifizierung, dieser Flecke aber äußerst schwierig ist und zudem noch, wie Villiger (1898) gezeigt hat, beträchtlichen Täuschungen unterworfen ist, hat man in neuerer Zeit versucht, die Rotationsgeschwindigkeit der Venus mittelst des Spektroskops zu bestimmen. — Nach dem Dopplerschen Prinzip erscheinen bekanntlich die Spektrallinien einer gegen den Beobachter bewegten Lichtquelle gegen ihre normale Lage verschoben, und zwar bei Annäherung an die Erde gegen das violette, bei Entfernung von ihr gegen das rote Ende des Spektrums hin. Diese Verschiebung ist um so beträchtlicher, je größere Geschwindigkeit die bewegte Lichtquelle besitzt und es ist, besonders seitdem auch hier die direkte Beobachtung durch die photographische Abbildung des Spektrums ersetzt wurde, gelungen, von einer größeren Anzahl von Fixsternen die Eigenbewegung in der Gesichtslinie zu bestimmen.

Da nun bei einem rotierenden leuchtenden Körper die an dem einen Rande seiner Scheibe liegenden Punkte sich uns nähern, die am anderen Rand liegenden Punkte sich aber von uns entfernen, unterliegt die Bestimmung der Rotationsgeschwindigkeit der einzelnen Glieder unseres Sonnensystems auf spektrographischem Wege keinerlei prinzipiellen Schwierigkeiten. Wohl aber treten hierbei ganz erhebliche technische Schwierigkeiten auf, weil es sich in der Mehrzahl der Fälle um sehr geringe lineare Geschwindigkeiten und demgemäß um kaum mehr meßbare Verschiebungen der Spektrallinien handelt. So beträgt beispielsweise die lineare Rotationsgeschwindigkeit eines auf dem Aequator liegenden Punktes der Erdoberfläche nur 465 Meter in der Sekunde. Immerhin wurde der Versuch unternommen, die Rotationsgeschwindigkeit der Venus auf spektrographischem Wege zu bestimmen. Zuerst von Belopolsky in Pulkowa. Das Ergebnis seiner vor einigen Jahren ausgeführten Beobachtungen war äußerst unsicher, schien jedoch für die vierundzwanzigstündige Rotationsdauer der Venus zu sprechen.

In den letzten Jahren wurde dann die Frage von dem als eifrigen Marsbeobachter bekannten Amerikaner Lowell, Besitzer einer Privatsternwarte in Flagstaff (Arizona), neuerdings aufgegriffen. Auf seine Veranlassung wurde von der rühmlichst bekannten Firma Brashear ein Spektrograph mit besonders starker Dispersion gebaut, der Linien von nur 13×10^{-10} Zentimeter (0.013 Millionstel-Millimeter) Abstand noch getrennt erscheinen läßt. Ende 1902 (wir folgen nunmehr einem Bericht Lowells in den Comptes Rendus der Pariser Akademie der Wissenschaften), als die Venus nach ihrer oberen Konjunktion mit der Sonne wieder sichtbar geworden, ihre Scheibe somit völlig erleuchtet war, wurde mit den Beobachtungen, bei denen stets das Eisenspektrum als festes Vergleichsspektrum diente, begonnen. Im Mittel aus 15 Aufnahmen fand sich die lineare Geschwindigkeit der Venusrotation am Aequator zu minus 5 Meter in der Sekunde, der mittlere Fehler dieses Resultates beträgt ± 8 Meter. Der erstere Betrag stimmt zwar mit dem einer 225tägigen Rotationsdauer entsprechenden Werte von + 2 Meter nicht völlig überein, kommt ihm aber doch noch innerhalb der durch den angegebenen mittleren Fehler gezogenen Grenzen nahe. Keinesfalls ist er jedoch zu vereinbaren mit dem einer 24stündigen Rotationsdauer entsprechenden Werte von 450 Meter Lineargeschwindigkeit pro Sekunde. Die Zuverlässigkeit der auf der Flagstaffsternwarte ausgeführten spektrographischen Beobachtungen wurde übrigens noch durch gleichzeitige Beobachtungen des Mars dargetan. Die Lineargeschwindigkeit eines Aequatorpunktes infolge der Achsenrotation beträgt bei diesem Planeten rund 240 Meter in der Sekunde. Genügend übereinstimmend hiermit ergab sich aus den Linienverschiebungen der Flagstaffaufnahmen hierfür der Betrag von 228 Meter.

Dem obigen gemäß wird man also fürderhin wohl den Schiaparellischen Wert für die Venusrotation, wonach die Dauer einer Rotation mit jener eines Umlaufs um die Sonne bei diesem Planeten zusammenfällt, als richtig zu betrachten haben.

-rt-

Vom Weihnachtstisch.

VIII.

I. Die „Sammlung der Unterhaltungsschriften", welche Hanns Vollmer bei Hermann Paetel in Berlin begann und die nun vorläufig in 14 hübsch ausgestatteten und, nebenbei bemerkt, auch ganz billigen Bändchen vorliegt, ist zwar an „die deutsche Jugend" adressiert, aber doch im weiteren Sinne eine echte Volks- und Familien-Bibliothek und viel zweckmäßiger als die sogenannten historischen Erzählungen, welche überall ins Kraut schießen, nur der Oberflächlichkeit und Lesewut zum Fraße und Zeittotschlagen dienen. Eines schickt sich freilich nicht für alle, der Dichter setzt aber dieser seiner Mahnung auch gleich eine Warnung bei, die natürlich meist zu spät beachtet wird. Da jedes Bändchen immer ein Ganzes bildet und einzeln käuflich ist, so kann man sich nach seinen Wünschen und Bedürfnissen oder auch in historischer Reihenfolge eine handsame, kleine Bibliothek zusammenstellen. Die Länder- und Völkerkunde vertritt der kühne Otto E. Ehlers, welchen (geb. am 31. Januar 1835 zu Hamburg) die Wanderlust frühzeitig in die weite Welt trieb, der an indischen Fürstenhöfen gastete, im Sattel Indo-China durchquerte, die Inseln der Südsee besuchte und nach längerem Aufenthalt auf Samoa in Neu-Guinea am 3. Oktober 1895 von den Eingeborenen ermordet wurde. Sein anziehendes Buch über Samoa, diese „Perle der Südsee" (Ladenpreis ehedem 4 M.), kostet in dieser Ausgabe jetzt nur 1 Mark, die Berichte aus dem „Osten Asiens" (ehedem 7.50 Mark) nur 1.25 M., beide in dritter rechtmäßiger Auflage, elegant gebunden; „Im Sattel durch Indo-China" (ehedem 15 M.) nun 2.50 M., dazu noch mit Karten ausgestattet. Hanns Vollmer erzählt an der Hand von Urkunden, Briefen, Tagebüchern und anderen Augenzeugen-Berichten die ganze Geschichte des „Deutsch-französischen Krieges"; ebenso schildert W. Capelle die glorreichen „Befreiungskriege" (1813 bis 1815), W. Holzgraefe den „Deutschen Ritterorden"; Wolfgang Meyer das Leben des Turnvaters Fr. L. Jahn; Hermann Meyer die „Kriege Friedrichs des Großen", Karl Dove die Zustände und Kriege in „Südwestafrika".

Darauf folgen die friedlichen „Streifzüge durch das Thüringer Land" von August Trinius. Als anmutender Berichterstatter geleitet uns dieser Autor von „der Saale hellem Strande" nach den „Rudolstädter Tränken", zeigt uns die großartige Holz-, Glas- und Spielwaren-Industrie in den ärmsten Gegenden, diesen wimmelnden Fleiß der Korbmacher, Weber und Christbaumschmuck-Manufakturen, den Vogelhandel, die idyllischen Wald- und Bergfahrten durch das Ohra-Gebiet, das Reinhardsbrunner Tal, den ganzen Rennstieg entlang mit dessen landschaftlichem Reiz und unerschöpflichem Wechsel. Wir freuen uns des Sommerfestspieles in Eisenach und besteigen die herrliche, im Zauber der

historischen Erinnerungen und der poetischen Umgebung prangenden Wartburg. — Ebenso anziehend wirkt Georg Biedenkapps Buch „Aus Deutschlands Urzeit“, über die Pfahlbauten in der sog. Stein- und Bronze-Periode. Wir besuchen die Ansiedelung auf dem Michelsberg bei Untergrombach, die Gräberfelder bei Worms, die aus erratischen Blöcken aufgebauten Steinkammern und Riesenstuben, lauschen den fabelhaften Berichten altnordischer Seefahrer, hören von ihren Handels- und Verkehrsbeziehungen mit südlichen Völkern. Was die Funde, Ausgrabungen und Forschungen der jüngsten 50 Jahre aus Wasser, Höhlen und Gräbern zutage befördert haben, alle diese Ergebnisse sind wohlberücksichtigt, anziehend dargestellt und verwertet. Wir alle zehren noch, größtenteils unbewußt, nach Sprachgebrauch, Sitte, Sage und landläufiger Vorstellung an diesen Dingen, die in unser heutiges Leben noch deutlich erkennbar hereinragen.

*

Mit Julius Lohmeyer (geb. 6. Oktober 1835 zu Neiße) ist ein wahrer Freund der Jugend, der mit seinem ganzen Sinnen und Trachten das wahre Feuer der Vaterlandsliebe in den jungen Herzen zu zünden strebte, am 24. Mai 1903 zu Charlottenburg aus dem Leben geschieden. Neben vielen anderen trefflichen Bestrebungen begründete er auch die deutsche Marine- und Kolonial-Bibliothek „Auf weiter Fahrt“, welche die interessantesten Erlebnisse zur See und zu Lande in origineller Fassung alljährlich zusammenstellte. Den von ihm teilweise noch besorgten dritten Band dieses Werkes hat ein Fachmann vom Reichsmarine-Amt, der Kapitänleutnant Georg Wislicenus vollendet und damit die weitere Redaktion dieses Unternehmens gesichert. (Leipzig 1904 bei Th. Weicher. 311 S. 8°., mit 16 Vollbildern und einem Dreifarbendruck, das Fürst Bismarck benannte Kriegsschiff nach Willy Strömer darstellend.) Alle Berichte stammen von Fachmännern: Ueber eine Besteigung des Kosciuskoberges in den australischen Alpen; ein Besuch in Dar-es-Salaam; eine Reise zum Kilimandscharo; eine Lama-Jagd in Patagonien und eine andere auf ostafrikanische Löwen; aus den Diamantbergen von Korea; über die erste preußische Expedition nach Ostasien; von der Altmark bis Atschin; von Tsingtau nach Nanking und von Aomori nach Wladiwostok.

*

Die „Deutsche Seebücherei“ ist bestrebt, die Vorzeit unseres deutschen Niederlandes, namentlich der Hansa-Städte, mit ihren See- und Kriegsabenteuern der jugendlichen Fassungskraft zurechtzulegen. F. W. Otto Richter hat sich dieser Aufgabe mit Glück unterzogen. (Altenburg bei Stephan Geibel.) Das mittelalterliche Lübeck, Wismar, Rostock und Stralsund, nebst dem beinahe verschollenen Wisby geben den Schauplatz der novellistisch inszenierten und bisweilen sogar dialogisierten Handlung. Das vierte Bändchen schildert fast durchgehends in Zwiegesprächen die neuen Hamburger Hafenanlagen, dann die schweren Lehrjahre und Matrosenzeit, die Einrichtung und den Dienst der Hamburg-Amerika-Linie: Für jeden Hamburger ein wahrer Spaß, ein Vergnügungsbummel, etwas nach dem Westen „hinüberzuschauen“. Die Erzählungen bringen alles Wissenswerte aus dem Bereich der Nautik, so daß unser Büchlein als beste Vorkost für alle zukünftigen Wasserratten gelten kann. Wer dann noch wind- und wasserfest bleibt, dem steht es in den Sternen geschrieben, daß er gewiß auf dem Aequator mit der Seemannstaufe graduiert wird.

Die „Drei guten Kameraden“ der Sophie v. Niebelschütz und die Erzählung „Vom Forsthaus zum Grafenschloß“ von Paul Meder (beide ebendaselbst) sind allen braven Backfischen beiderlei Geschlechts auf den Leib geschrieben. Sie werden, da besagtes „Genus“ noch lange nicht im Aussterben ist, immer fleißige, erbaute und gerührte dankbare Leser finden.

Schwieriger möchte es sein, die „Fontes Melusinae“ von Karl Ernst Knodt (ebendas. 1904, mit Bildern von G. Kampmann. 76 S. 4°) einem bestimmten Leserkreise zuzuweisen. Eine dithyrambische Mischung von poetischer Prosa und metrisch gebundener Rede, ein füßeinlullendes Geflüster — ein „Menschheitsmärchen“ mit unfaßbaren Meditationen voll sehnsüchtigen Wehs und unfaßbarer Gefühls-Inkarnation. Da folgt beispielsweise ein erheiternder Erguß an die heimatlosen Wolken: „Eine wunderbare Wolke vor allen erschaue ich aber nicht nur österս, nein! die höre ich bisweilen! Ist sie doch eine klingende, singende Wolke, die mit mir redet und mit der ich rede. Sie ist die schönste und schimmerndste von allen Wolken, die der Aether webt, sonderlich sichtbar im Herbst und ersten Frühling. Sie ist meiner Seele und Sehnsucht Schwester. Wie oft am Abend bin ich aus dem tiefen Tale aufgestiegen auf diese oder jene einsame Höhe, nur um meiner Wolke näher zu sein, um mit ihr ungestört allein zu sein, um mit ihr reden, um mit ihr beten zu können. Sie ist sozusagen meine Wolke, die Wolke, auf der ich schon jetzt Himmelfahrt, das Heimathaus, darin ich heitere Einkehr halte, das Zauberschloß, aus dessen Fenstern ich verwundert in die Welt sehe, die Firnenhöhe, auf der im Geist ich feiernd gehe, der Mutterschoß, auf dem ich selig säume und wie ein Kindlein Märchen träume. Ja, sie ist meiner Seele Braut, der meine tiefste Sehnsucht sich vertraut. . . .“ Solche in unendlicher Melodie wiederkehrenden Lukubrationen und reine Morphiumduseleien gehen durch die ganze Dichtung. Melusina ist überall, in Musik, Tanz und Sehnsucht, des Dichters Seele verschwimmt in einem „Hymnus an Melusina-Melodia“. Der Rest ist Schweigen.

*

In gedrängter Kürze und faßlicher Weise berichtet E. Flach die „Deutsche Göttergeschichte“ (Leipzig 1904 bei B. G. Teubner. 2. Aufl. 46 S. kl. 4°) von der Entstehung der Welt und der Götter, von Alfadur, Odin und Thor, von den Wanen, Thursen und Zwergen, den Nornen, Alfen und der Götterdämmerung, als praktische Grundlage für weitere mündliche Ausführung. Daran reiht sich „Die Sage von den Wölsungen und Niflungen“ von demselben Autor (ebend.), ebenso knapp und klar erzählt. Etwas ausführlicher behandelte H. Keck die „Deutschen Heldensagen“ von Dietrich von Bern (in zweiter, umgearbeiteter Auflage von Bruno Busse, ebendas. 306 S.), also Dietrich und seine Gesellen und ihre Fahrt nach dem Rosengarten zu Worms, Dietrichs Flucht, die Rabenschlacht, nebst Heimkehr und Ende. Erwünscht sind (Seite 295 ff.) die Anmerkungen, wobei auch das Hildebrandlied seine gehörige Stelle fand.

Ebenso willkommen sind K. F. Beckers „Erzählungen aus der alten Welt“ in siebenter, von Reinhold Hofmann neu überarbeiteter, wohlfeiler Ausgabe, mit Bildern nach Fr. Preller und dessen gleichnamigem Sohne und einer Karte ausgestattet. (Leipzig bei F. M. Gebhardt I. 164, II. 201, III. 162 S. 8°.) Sie enthalten die Irrfahrten des Odysseus, die Taten des Achill nach der Ilias und die zyklischen Dichtungen und Sagen, den Bericht von der Zerstörung Trojas, den Argonautenzug, die Arbeiten des Herkules, die Oresteia mit Oedipus, Antigone und Theseus.

In zweiter Auflage erschienen die für Knaben und Mädchen mundgerecht gemachten Erzählungen „Der Raub Straßburgs“ von Fritz Lienhard und, auf Joh. Gottfried Seumes wechselreichen Erlebnissen aufgebaut, die gleichfalls für die Jugend bearbeitete Geschichte „Aus Tagen deutscher Not“ von Anton Ohorn, beide in der von Julius Lohmeyer begründeten „Vaterländischen Jugendbücherei“ (München bei J. F. Lehmann), während der unermüdlich fleißige Karl Tanera die von ihm in den Jahren 1866 und 1870/71 miterlebten Kriegsereignisse unter dem Titel „Raupenhelm und Pickelhaube“ der jüngeren Nachwelt mundgerecht machte. (Leipzig 1905, Ferd. Hirt u. Sohn. 255 S. 8°.)

Da die schnellebige Zeit immer rasch wieder über andere Ereignisse die nächste Vergangenheit vergißt, so hat J. Kammerer, Oberlehrer am Evangelischen Töchterinstitut in Stuttgart, allerlei „Gedenkblätter aus dem Burenkrieg“ gesammelt, in beiläufig historische Form gebracht und den Reinertrag seiner Arbeit für die Witwen und Waisen der ihr Vaterland und ihr Heiligstes verteidigenden Helden bestimmt. (Elberfeld 1903, Verlag der Evangelischen Gesell-

schaft. 247 S. 8°.) So ordnet sich von selbst das Material des Buches: nach dem Vorspiel des Krieges über die Führer, das Leben im Lager, auf dem Marsch und im Kampf nebst dem Anteil der heroischen Frauen, der namenlose Jammer des Krieges, die Szenen im Lazarett, Grausamkeit und Edelmut, das Schicksal der Gefangenen, die Arbeit der Missionen und die Anteilnahme der Deutschen u. s. w. Das Buch beginnt mit Felix Dahns Strophen, eine kleine Sammlung von Gelegenheitsgedichten ist angehängt.

•

Auch für die Bedürfnisse der kleinen und kleinsten Welt ist Rücksicht genommen: „Babys Leiden und Freuden" hat Klara Schott in Verse gebracht und Arno Grimm mit Bildern ausgestattet (Leipzig bei Jacobi und Zocher). — Dann trägt Agnes Lucas Sorge für „Puppenmütterchens Nähschule" (Ravensburg bei Otto Maier), die sich sogar bis auf eine Kollektion wirklicher Schnittmuster zu Puppenkleidern erstreckt! — „Schöne alte Kinderreime" für Mütter und Kinder hat Heinrich Wolgast angesammelt und Jos. Mauder mit putzigem Buchschmuck versehen (Verlag der Jugendblätter in München, 87 S. kl. 12°). Der Umstand, daß darinnen viel alte Praxis und kulturgeschichtliche An- und Nachklänge stecken, macht diesen unscheinbaren Tand auch für die reifere und sogar gelehrte Welt der Germanisten interessant.

Echte, alte „Kinderreime" hat die in Holland längst bekannte und beliebte Künstlerin Nelly Bodenheim mit 85 hübschen Silhouetten und bunten Bildern illustriert und nach dem Anfangsspruch „Bade, bade Kuchen" benannt (Amsterdam und Leipzig bei S. L. van Looy, kl. 4°). Auch eine Anzahl einfacher Rätselfragen sind eingelegt. Die Nachtstunden-Reime (auf S. 32 und 33) sind uralt, finden sich schon in des „Knaben Wunderhorn" und wurden von Franz Graf Pocci in dem mit Guido Görres herausgegebenen „Festkalender" (1835, XII. Heft) als „Kinderuhr" mit 9 Bildern ausgestattet.

Weiter greifenden höheren artistischen Ansprüchen wird „Das Deutsche Malbuch" gerecht (Verlag von Jos. Scholz in Mainz), wozu mit zyklischen Illustrationen deutscher Märchen (Hans- und Gretel, Rotkäppchen, Dornröschen, Schneewittchen) Richard Scholz, Arpad Schmidhammer (Historie von den Schildbürgern, Münchhausen), Hans Thoma zu Landschaften und Irene Braun zu allerlei Schnickschnack die Vorlagen entworfen haben. Farbige Bilderbücher im neuesten Jugendstil lieferten für denselben Verlag Julius Diez (Dornröschen), Heinrich Lefler und Jos. Urban (Marienkind), Adolf Münzer (Aschenputtel), Arpad Schmidhammer (Rotkäppchen) und Richard Scholz (Hänsel und Gretel). Warum die jungen Herren Maler sich alle Mühe geben, den Kindern Angst und Schrecken einzujagen und manches so häßlich wie möglich machen, anstatt das Freude- und Schönheitsgefühl zu erwecken und zu pflegen, ist nicht immer ersichtlich.

Bücher und Zeitschriften.

μαι. **Platons Phaidros,** ins Deutsche übertragen von Rudolf Kassner (Eugen Diederichs, Jena und Leipzig 1904).

Nach dem Gastmahl ist nun in derselben geschmackvollen Ausstattung als zweiter der Dialoge Platons Phaidros erschienen, der so ziemlich seit einem Jahrhundert, seit Schleiermachers klassischer Uebersetzung, der erste Versuch ist, Plato einem größeren Publikum, dem das Original verschlossen ist, in einer Uebertragung zu vermitteln, die sich nicht allzu philologisch an den Urtext anschließt, sondern im freien lesbaren Deutsch geschrieben ist. Bis auf ein paar vielleicht allzu modern klingender Ausdrücke, die etwas aus dem Stil herausfallen, ist dies Dr. Kassner auch gelungen. Seine Uebersetzung dieses zweiten, gleichfalls die Liebe behandelnden Dialogs liest sich sehr flüssig und angenehm. Wie beim Gastmahl hat sich der Uebersetzer darauf beschränkt, den Text frei zu übertragen. Dem Publikum, an das sich diese Sammlung wendet, würde sicherlich auch eine orientierende Einleitung oder Anmerkungen willkommen gewesen sein. Nicht jedem sind zwei in demselben Verlag erschienene prächtige Bücher zugänglich, die allerdings die beste Orientierung über Plato und seine Philosophie abgäben und auf die hier kurz hingewiesen sei: die dankenswert gesammelten Vorträge zweier berühmter Lehrer, Heinrich Gomperz' Die Lebensauffassung der Griechischen Philosophen und das Ideal der inneren Freiheit, zwölf gemeinverständliche Vorlesungen mit einem bei aller Knappheit überraschend lebensvollen und eindringenden Anhang zum Verständnis der Mystiker und die von Hans Hecht aus dem Englischen übertragenen Vorlesungen des vor einem Jahrzehnt verstorbenen englischen Aesthetikers Walter Pater über Plato und den Platonismus.

Similde Hegewalt. Roman von Franz Adam Beyerlein. Berlin 1904, Vita Deutsches Verlagshaus.

Wer in dem neuen Roman des Verfassers von „Jena oder Sedan?" und des „Zapfenstreichs" wiederum Schilderungen und Szenen aus dem deutschen Militärleben zu finden vermutet, geht gründlich fehl. Beyerlein versenkt sich diesmal, wie schon vorher in seiner schönen Novelle „Die Lüge des Frühlings", mit andächtigem Ernste in die Tiefen des weiblichen Seelenlebens. In „Similde Hegewalt" erzählt er uns die Entwicklungsgeschichte einer Frau, die in der harten Schule des Lebens die triebhafte Sinnlichkeit ihrer weiblichen Natur, ihr egoistisches Genußverlangen überwinden lernt, ihre Seele in mild-sonniger, standhafter Resignation läutert und sich zu der Höhe reiner, gütiger, werktätiger Menschenliebe emporringt. Ethisch steht der Roman auf hoher Stufe. Ein Hauch fein-seelischer Kultur weht über dem Buche hin. Erhabene sittliche Aufgaben werden vor unseren Augen gelöst. Der Roman stellt sich in den Dienst der Erkenntnis, Pflege und Förderung lauteren, gesunden, kräftigen Menschentums gerade auch da, wo er verwerfliche Charaktere beleuchtet. Schade ist nur, daß die Charaktere, gute wie schlechte, vom psychologischen Standpunkt aus nicht immer einwandfrei gezeichnet sind. Mancher von ihnen sollte eindringlicher und feiner ausgearbeitet sein. Die beiden Gymnasiasten zum Beispiel, die jugendlichen Verehrer des Mädchens Similde, mit denen sich der Verfasser so viel beschäftigt, sprechen und benehmen sich oft recht unwahrscheinlich und unnatürlich. Größeres künstlerisches Bedenken noch erhebt sich gegen die ganze Anlage des Romans; sie ist sicherlich unglücklich, in den Proportionen verfehlt. Der erste Teil des Buches, in dem wir die schöne Similde in dem Lebensalter kennen lernen, da die Frühlingsblüten kindlicher Naivität von den Flammen erwachender Sinnenglut versengt werden, ist viel zu breit geraten. Es wird darin viel zu viel von Dingen und Personen gesprochen, die mit dem Kern des Romans nichts zu tun haben. Gutheißen kann man es auch nicht, daß wir die wichtigsten, entscheidenden Lebensschicksale Similden's am Schlusse des Romans aus einer einzigen, langen Erzählung aus dem Munde der Heldin erfahren müssen. Zu rühmen ist freilich die künstlerisch bedeutende Art und Weise, wie Beyerlein erzählt. Beyerlein wirkt nirgends aufdringlich, sein Stil ist geklärt und ruhig gemessen, am rechten Orte realistisch gefärbt, im ganzen sicher, kräftig und voll inneren Lebens. Mehr Raum, als wünschenswert wäre, verwendet Beyerlein auf die Naturschilderung. Seine Meisterschaft, Stimmungsbilder aus der Natur zu malen, läßt ihn bisweilen des Guten zu viel tun. — „Similde Hegewalt" wird nicht den Erfolg haben wie „Jena oder Sedan?", nicht nur weil der Stoff nicht so „interessant" ist wie dort, sondern weil auch der künstlerische Wert ein geringerer ist. Dennoch darf man Beyerlein zu seinem neuen Roman beglückwünschen. Erstens spürt man in ihm trotz der künstlerischen Unzulänglichkeiten etwas von dem Geiste eines Dichters, was nicht bei allen Romanen von Heute zu konstatieren ist. Und zweitens hat Beyerlein bewiesen, daß er von Sensationslüsternheit frei ist. Wie viele hätten es sich an seiner Stelle entgehen lassen, abermals einen Militärroman zu schreiben? Ein gutes Geschäft wäre sicher in Aussicht gestanden. Beyerlein widerstand der Versuchung (oder kam sie gar nicht über ihn?) — und damit hat er sich als einen Schriftsteller erwiesen, der es mit seinem Schaffen ernst meint.

Dr. Arnulf Sonntag.

Allgemeine Rundschau.

Elektrizität als Betäubungsmittel?

Eine interessante Nachricht, die, wenn sie sich in vollem Umfang bestätigen sollte, von hoher Bedeutung sein könnte, meldet die „Naturwissenschaftliche Wochenschrift“ aus Paris. Sie besagt nichts weniger als daß es gelungen sein soll, unsere wichtigsten Betäubungsmittel wie Chloroform, Aether u. s. w. durch die Einwirkung elektrischer Ströme auf den Menschen zu ersetzen. In Anbetracht der nicht geringen Gefährlichkeit, die dem sonst so segensreich wirkenden Chloroform anhaftet, kann die neue Entdeckung, die von Dr. Leduc gemacht worden sein soll, unter Umständen eine große Zukunft vor sich haben. Leduc stellte seine Experimente zunächst an Versuchstieren an, Hunden, Kaninchen und Tauben, und zwar in der Weise, daß er einen Wechselstrom von 10 bis 30 Volt Spannung und 1 bis 200 Perioden auf den Hinterkopf der Tiere einwirken ließ. Er verursachte dadurch bei ihnen während der Dauer des Stromes vollständige Unempfindlichkeit, ohne daß irgendwelche schädliche Folgen für Leben und Gesundheit der Tiere eintraten. Um die Wirkungen der Ströme auch auf den Menschen zu erproben, benutzte Leduc sich selbst als Versuchsobjekt. Die Spannung des Stromes wurde auf 50 Volt erhöht, die Elektroden, von denen eine auf der Stirn, die andere auf dem Rücken angebracht wurde, waren zur Steigerung der Wirkung in Salzwasser getaucht. Unter diesen Umständen waren Gehirn und Rückenmark dem direkten Einfluß des elektrischen Stromes ausgesetzt. Die Folge war, daß nach etwa zehn Minuten langer Dauer des Stromes völlige Betäubung eingetreten war. Dabei war von den oft nicht geringen Unannehmlichkeiten, die in der Chloroformnarkose dem Zustand der Bewußtlosigkeit vorauszugehen pflegen, nicht das Geringste zu spüren. Auch das Erwachen erfolgte ohne eine Spur von Uebelkeit sofort, als der Strom unterbrochen wurde, und war sogar von einem angenehmen Gefühl der Erfrischung begleitet. Die Versuche sollen weiter fortgesetzt werden.

■

Treibholz und Meeresströmungen im nördlichen Eismeer.

* Als die Ursache der Wanderungen des im nördlichen Eismeer in großen Mengen schwimmenden Treibholzes hat man bekanntlich früher in erster Linie, wenn nicht ausschließlich, den Golfstrom angesehen; seit längerer Zeit weiß man allerdings auch, daß dabei Polarströmungen eine nicht unbeträchtliche Rolle spielen. Zur näheren Untersuchung dieser Meeresströmungen hat nun der schwedische Botaniker Ingverson das Material der schwedischen Forschungsreise, die im Jahre 1898/99 nach der Bäreninsel, Spitzbergen, Jan Mayen und Nordgrönland stattfand, unter diesem Gesichtspunkt bearbeitet; außerdem hat derselbe die von der „Vega“-Fahrt an der Mündung des Jenissei gesammelten Treibholzproben botanisch geprüft, ferner zur Abschätzung der Bedeutung des Golfstromes die an der norwegischen Küste veranstalteten Sammlungen. Die Arbeit war nicht ganz leicht, weil sich die bisher zur Unterscheidung der verschiedenen Treibhölzer angegebenen Merkmale als nicht genügend erwiesen, in allen Fällen die betreffende Baumart und damit die Herkunft des Holzes festzustellen. Das Ergebnis lautet dahin, daß die Treibhölzer ihren Ursprung größtenteils in Sibirien haben. Die vom Golfstrom aus Norwegen und Nordamerika herzugebrachten Hölzer finden sich schon an den Küsten von Spitzbergen und sogar schon von Nordost-Grönland mit sibirischem Treibholz gemischt und stehen diesem an Menge nach. Ein Arm des Golfstromes geht vermutlich an der Nordküste Spitzbergens hinauf, und das Treibholz gelangt dann durch den Polarstrom von den Mündungen der sibirischen Flüsse über Nowaja Semlja nach Grönland. Von dort trifft der Polarstrom mit dem Golfstrom zusammen und geht mit ihm wieder nach Island, den Faröer, Norwegen und weiter nordwärts.

⁂

Kleinere Mitteilungen.

ac. Eine Mondveränderung? Das Lick-Observatorium hat, wie dem Bureau Reuter aus Berkeley in Kalifornien telegraphiert wird, eine 128 Kilometer lange Vertiefung auf der Mondoberfläche entdeckt, die sich durch das „Tal der Alpen“ zieht. Sie macht den Eindruck eines Risses in der Mondoberfläche, kann aber ein ausgetrocknetes Flußbett sein. Sie ist einige hundert Fuß breit. Wenn die Sonne unter gewissem Winkel scheint, ist der Riß deutlich sichtbar.

C.E. Zu einem Preisausschreiben für eine Geschichte der deutschen Seeschiffahrt hat ein hansischer Kaufmann dem Hansischen Geschichtsverein 3000 M. überwiesen. Verlangt wird eine auf wissenschaftlicher Grundlage beruhende Arbeit, die durch eine lebendige, allgemein faßliche Darstellung die Geschichte eines der wichtigsten Gewerbe unserer Nation weiten Kreisen verständlich und anziehend zu machen geeignet ist. Die Arbeit muß in deutscher Sprache abgefaßt sein. Die zur Bewerbung bestimmten Arbeiten sind bis 1. Oktober 1909 beim Vorsitzenden des Hansischen Geschichtsvereins in Lübeck einzureichen. Die Beurteilung erfolgt durch den Vorstand, das Urteil wird zu Pfingsten 1910 verkündigt.

* Deutsche Auslandslehrer gesucht. Die deutsche Schule zu Osorno (Chile) sucht zum 1. März 1905: 1. einen Direktor; Gehalt 175 Pesos monatlich (etwa 245 Mark), jährlich steigend um 120 Pesos. Freie Amtswohnung im Mietswerte von 60 Pesos (etwa 84 M.). Verpflichtung auf sechs Jahre. 20 Pflichtstunden, zuzüglich der Sprech- und Instruktionsstunden. Aneignung der spanischen Sprache innerhalb eines Jahres Bedingung. Nebenverdienst in beschränkter Stundenzahl gestattet. 2. Eine evangelische Lehrerin im Alter von 25 bis 30 Jahren, welche die Prüfung für höhere Töchterschulen bestanden hat. Befähigung zum Unterricht in Handarbeit und Mädchenturnen erforderlich, in Malen und Zeichnen erwünscht. Gehalt 120 Pesos (etwa 168 M.). Nach zwei Jahren jährliche Zulagen von 60 Pesos. Verpflichtung auf sechs Jahre. 25 bis 30 Pflichtstunden. Nebenverdienst sicher. Nur freie Hinreise, deren Kosten bei früherer Lösung des Kontraktes im Verhältnis zur Dauer der Amtszeit zurückzuerstatten sind. Bewerbungen tüchtiger, gesunder und unbescholtener Lehrkräfte mit beglaubigten Zeugnisabschriften, Lebenslauf und Photographie sind zu richten an die Lehrervermittelungsstelle des Allgemeinen Deutschen Schulvereins, Berlin W 62, Landgrafenstraße 7/III.

* Medizinisches. Der bekannte Spezialist Professor Hans Kehr in Halberstadt vollzog am Mittwoch die tausendste Gallenstein-Operation. Bei diesem Anlasse wurden ihm die Glückwünsche von wissenschaftlichen Körperschaften und Fachgenossen dargebracht. — Prof. Robert Koch tritt seine Studienreise zur Erforschung afrikanischer Tierseuchen morgen (Samstag) an.

hc. Bibliotheken und Archive. Dem Direktor der Universitäts- und Landes-Bibliothek zu Straßburg und Honorar-Professor für semitische Epigraphik, Dr. Julius Euting, ist der Charakter als Geheimer Regierungsrat verliehen worden. — Dem Archivdirektor und Honorar-Professor für geschichtliche Hilfswissenschaften ebendaselbst, Dr. Wilhelm Wiegand, wurde der Charakter als Geheimer Archivrat verliehen. — Dem Bibliothekar und Archivar der Gräflich Schaffgotschschen Bibliothek in Warmbrunn Dr. phil. Heinrich Nentwig ist das Prädikat „Professor“ beigelegt worden.

⁂

Hochschulnachrichten.

* Erlangen. Dem Professor der Gynäkologie Dr. Karl Menge wurde die erledigte Funktion eines Direktors der kgl. Hebammenschule Erlangen in widerruflicher Weise übertragen.

* **Göttingen.** In diesem Semester ist an der hiesigen Universität zum erstenmal ein theoretischer Turnlehrer-Kursus eingerichtet für solche Studierende, die beabsichtigen, später im höheren Lehramte tätig zu werden. Als Dozenten sind an diesem Kursus tätig: Oberlehrer Dr. Krätschmar von der Oberrealschule (Geschichte und Methode des Turnens), Professor Jacoby (Hygiene des Turnens) und Privatdozent Dr. Jenckel (Erste Hilfeleistung bei Unglücksfällen). Mit diesem theoretischen Kursus soll in nächster Zeit auch noch ein praktischer verbunden werden.

* **Gießen.** Mit einer Probevorlesung „Ueber den heutigen Stand der Nachahmung von Naturerzeugnissen und -vorgängen auf chemischem Wege“ hat sich gestern der Assistent am chemischen Universitätslaboratorium Dr. Karl Thomae für das Fach der Chemie habilitiert.

hc. Halle. Zum Direktor der medizinischen Poliklinik der hiesigen Universität wurde an Stelle des in den Ruhestand getretenen Geh. Medizinalrats Prof. Dr. Th. Weber der außerordentliche Professor und Oberarzt Dr. Eberhard Nebelthau ernannt.

T. Innsbruck. Am Donnerstag vormittag fand in der Aula der Universität die Inauguration des neuen Rektors Prof. Dr. Heider in der üblichen Weise statt. Die deutschfreiheitliche Studentenschaft war aus politischen Gründen der Feier fern geblieben. Von offiziellen Persönlichkeiten war niemand anwesend. So spielte sich denn der Festakt recht bescheiden ab. Prorektor Prof. Dr. Pommer erstattete den üblichen Bericht über das abgelaufene Studienjahr. Der Bericht erwähnt außer der Frequenz-Statistik u. a. auch, daß die großen Mißstände bei verschiedenen Universitäts-Instituten leider noch immer nicht behoben sind. Die nachgerade brennend gewordene Frage des Neubaues der Universitäts-Bibliothek hat ebenfalls noch keinen Schritt voran zur Lösung getan, so daß der berüchtigte und für ihre Bücher- und Handschriftenschätze höchst gefährliche Zustand des baufälligen und ständig in Feuergefahr schwebenden Bibliothekgebäudes noch auf unbestimmte Zeit der selbe bleibt. Schließlich widmete der Prorektor dem verstorbenen Rektor Prof. Dr. Demelius einen warmen Nachruf und gedachte anerkennend seiner Bemühungen in der italienischen Frage. Dann hielt der neue Rektor Prof. Dr. Heider seine Inaugurations-Rede über „Historische und kausale Betrachtung in der Erforschung der Organismen“. Die ganze Feier verlief ohne Zwischenfall.

* **Von technischen Hochschulen.** Zum Professor der deutschen Literaturgeschichte an der Technischen Hochschule in Stuttgart ist als Nachfolger Karl Weitbrechts der ordentliche Professor des gleichen Faches in Darmstadt Dr. Otto Harnack berufen worden. Eine Entscheidung darüber, ob er dem Rufe Folge leisten wird, ist demnächst zu erwarten. — Der Privatdozent Dr. Emil Baur an der Technischen Hochschule in München wurde zum Assistenten am physikalisch-chemischen Institut in Leipzig berufen.

✕

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Beiträge zur St. Gallischen Geschichte. Der Allgemeinen Geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz zu ihrer 59. Jahresversammlung am 12. und 13. September 1904 gewidmet vom Historischen Verein des Kantons St. Gallen. St. Gallen 1904. Fehrsche Buchhandlung. 303 S. — Franz Schneider: Die Frauenfrage im Handelsgewerbe. Zwei Vorträge. Berlin 1904. Kaufmännischer Verein für weibliche Angestellte E. V. — Hans Bethge: Die stillen Inseln. Gedichte. Berlin 1904. Schuster u. Loeffler. 86 S. — St. Rossowski: Circe. Dramatisches Märchen in einem Prolog und fünf Bildern. Deutsch von Albert Zipper. Lemberg 1905. Wilhelm Zuckerkandl. 125 S. — Dr. phil. J. H. Ziegler: Die wahre Ursache der hellen Lichtstrahlung des Radiums. Zürich 1905. Art. Institut Orell Füssli. 54 S. — Paul Dissinger: Führer durch die Arbeiterversicherungsgesetze. Für den deutschen Arbeiter. Ludwigshafen a. Rh. 1904. Aug. Lauterborn. 30 S. — Derselbe: Anleitung für den Arbeitgeber zur Handhabung der Arbeiterversicherungsgesetze. Ebenda 1904. 14 S. — Kraft und Schönheit. Zeitschrift für vernünftige Leibeszucht. (4. Jahrgang 1904. No. 11: November 1904.) Berlin. Verlag Kraft und Schönheit. — Gustav Adolf Müller: Ein Liebeswunder. Novelle. Leipzig. G. Müller-Mannsche Verlagsbuchhandlung. 128 S. — Dr. Paul Sakolowski: Masuccio von Salerno. Novellen. Zum erstenmal übertragen. 1. Band. Altenburg S.-A. Theodor Unger. 173 S. — Archiv für soziale Medizin und Hygiene. Neue Folge der Monatsschrift für soziale Medizin. Herausg. von Dr. M. Fürst und Dr. K. Jaffé. (1. Band. 1. Heft.) Leipzig 1904. F. C. W. Vogel. 96 S. — Die deutschen Städte. Geschildert nach den Ergebnissen der ersten deutschen Städteausstellung zu Dresden 1903. Im Auftrag der Ausstellungsleitung herausgegeben von Professor Dr. jur. et phil. Robert Wuttke, Professor an der Techn. Hochschule zu Dresden. Durch ein Vorwort eingeleitet von Oberbürgermeister Beutler. 2 Bände. (2. Band: Abbildungen.) Leipzig 1904. Friedrich Brandstetter. 892 u. 455 S. — Meta Schoepp: Die Teufelspfarre. Novellen. Berlin und Leipzig 1904. Schuster u. Loeffler. 262 S. — Theodor Wilke: Wie erreiche ich die Verwertung meiner Erfindung? Güstrow in Mecklenburg. Selbstverlag. 80 S. — Dr. Max Jacobi: Das Weltgebäude des Kardinals Nikolaus v. Cusa. Ein Beitrag zur Geschichte der Naturphilosophie und Kosmologie in der Frührenaissance. Berlin 1904. Albert Kohler. 49 S. — Dr. phil. Wilhelm Schram, k. k. Konservator für Kunst- und historische Denkmale: Oesterreichische Bausteine zur Kultur- und Sittengeschichte. Brünn 1905. Selbstverlag. 162 S. — Briefe von Robert Browning und Elizabeth Barrett. Ins Deutsche übertragen von Felix Paul Greve. Berlin 1905. S. Fischer. 495 S. — J. Hanno Deiler: Die ersten Deutschen am unteren Mississippi und die Kreolen deutscher Abstammung. Vortrag, gehalten am 16. September 1904 vor dem „Germanistischen Kongress“ in der Kongresshalle der St. Louiser Weltausstellung. New-Orleans 1904. Selbstverlag. 31 S. — Laura Kieler: Mein Volk sei dein Volk. Einzig autorisierte Uebersetzung von Orton Beg. Bern. Neukomm u. Zimmermann. 240 S. — Arthur Achleitner: Das Bähnle. Humoristischer Hochlandsroman. (Für Herz und Haus. Familienbibliothek. 15. u. 16. Band.) Regensburg. J. Habbel. 396 S. — Pharus am Meere des Lebens. Anthologie für Geist und Herz aus den Werken der Klassiker aller Zeiten. Nach den Materien alphabetisch geordnet und herausgegeben von Karl Coutelle. Durchgesehen, berichtigt und ergänzt von Friedrich Bodenstedt. Leipzig 1904. Jul. Baedeker. 813 S. — Karl Fischer: Aus einem Arbeiterleben. Skizzen. Jena u. Leipzig 1905. Eugen Diederichs. 143 S. — Johann Gottfried Herder. Ideen. Zusammengestellt von Friedrich von der Leyen. Mit Porträt. (Erzieher zu deutscher Bildung. 1. Band.) Ebenda 1904. 180 S. — Friedrich Schlegel. Fragmente. Ausgewählt und herausgegeben von Friedrich von der Leyen. Mit Porträt. (Erzieher zu deutscher Bildung. 2. Band.) Ebenda 1904. 180 S. — Dr. jur. et phil. Adolf Weber: Ueber Bodenrente und Bodenspekulation in der modernen Stadt. Leipzig 1904. Duncker u. Humblot. 211 S. — Protestantisches Taschenbuch. Ein Hilfsbuch in konfessionellen Streitfragen. Im Auftrage des Vorstandes des Evangelischen Bundes herausgegeben unter Mitwirkung zahlreicher Fachmänner von Konsistorialrat Dr. Hermens, Superintendent in Cracau bei Magdeburg und Lic. Oskar Kohlschmidt, Pfarrer in Magdeburg, St. Jakobi. Leipzig 1905. Buchhandlung des Evangelischen Bundes von Karl Braun. 2654 S. — Philipp Stein: Bismarck-Brevier. Berlin u. Leipzig 1904. Schuster u. Loeffler. 229 S. — C. Schroeder: Hebbel-Brevier. Ebenda 1904. 188 S. — Friedrich Kerst: Beethoven im eigenen Wort. Ebda. 1904. 213 S. — Neutralitätserlasse 1854—1904. Ein Hilfsmittel z. Studium d. russisch-japanischen Krieges. Berlin 1904. Ernst Siegfried Mittler u. Sohn. 249 S.

J. C. C. Bruns' Verlag, Minden i. W.

Oscar Wilde. Studien zur modernen Weltliteratur. Von Carl Hagemann. Brosch. M. 2.50, geb. M. 3.50.

Die Hagemannsche Wilde-Biographie ist eine Erscheinung, die grösste Beachtung verdient, bildet sie doch die erste geschlossene Darstellung von Oscar Wildes Leben und Dichten und das erste Buch, das eine Würdigung seines Lebenswerkes unter grossen Gesichtspunkten zum Inhalte hat. Carl Hagemann, ein intimer Kenner des Dichters, gibt in seinem Buche ein ungemein fesselndes, lebensvolles Bild der menschlichen und künstlerischen Persönlichkeit Oscar Wildes in all ihren blendenden Spiegelungen und ihrer strahlenden Lebensfülle.

Oscar Wilde-Brevier. Von Carl Hagemann. Mit einem Bildnis Oscar Wildes. Gebd. M. 2.50, numerierte Luxus-Ausgabe 4 M.

Das Buch enthält in organischer Gliederung eine Sammlung all der zahlreichen Paradoxa, geistvollen Aperçus, blendenden Aphorismen und glitzernden Bonmots, die Oscar Wildes literarischen Schöpfungen einen so hohen Reiz verleihen und die das Wesen des Künstlers in so prägnanter Weise zum Ausdruck bringen. Für Menschen mit erlesenem Geschmack ist das Buch eine wirklich klassische Gabe. (11054 c)1

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck in München.

Soeben erschien:

Martin Mohr

Adel und Politik

Neun Kapitel bayerischer Tagesgeschichte.

51 Seiten gr. 8°. Preis 80 Pf.

An das öffentliche Auftreten der Reichsräte Graf Preysing und Graf Arco-Zinneberg anknüpfend, wird diese Broschüre, zumal sie zugleich die politische Gesamtlage Bayerns in Betracht zieht, einem besonderen Interesse begegnen.

(Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.)

Dr. J. Ch. A. Heyses Fremdwörterbuch mit Bezeichnung der Aussprache und Betonung der Wörter nebst genauer Angabe ihrer Abstammung und Bildung. Unter Berücksichtigung der amtlichen Erlasse und der neuen einheitlichen Rechtschreibung neu bearbeitet von Professor Dr. Otto Lyon. Achtzehnte Original-Ausgabe. 937 Seiten Gr. Lexikonformat. Leinenband 6 Mk.; eleganter Halbfranzband 6 Mk. 75 Pf. Hahn'sche Buchhandlung, Hannover und Leipzig.

Durch 100 Jahre ist dieses 1804 zuerst erschienene Buch vom Verfasser und den späteren Bearbeitern auf der Höhe gehalten. Es dürfte kaum ein gebräuchliches Fremdwort aus allen Gebieten des menschlichen Wissens geben, das in diesem Wörterbuch nicht seine Verdeutschung und Erklärung fände. Hunderttausenden hat es als treuer Berater und Helfer gedient und mit Recht kann es in seiner Bearbeitung nach neuer Rechtschreibung als Grundstock jeder, auch der bescheidensten Bibliothek empfohlen werden. (11540)1

Die Ausstattung ist elegant. Der Preis erstaunlich billig.

Soeben erschienen:

Prächtige Weihnachtsgeschenke für den Familientisch.

Ernst Reiland, Roman von F. Sommer, mit dem Porträt des Verfassers. Geh. 4.—, eleg. geb. 5.— M.

Schles. Zeitung vom 29. Okt. 1904. So, ... erinnert sein Werk an die beiden sozialen, noch immer unübertroffenen Romane Gust. Freytags, aber nicht nur im Stofflichen, sondern rühmlicherweise auch in der Art und Kraft der Darstellung.

„In der Waldmühle“, Roman von F. Sommer. 3 u. 4. Taus. mit dem Porträt des Verfassers. Geh 2 M., fein geb. 2 M. 75 Pf.

Dieses Buch wünschte ich auf den Geburtstags- oder Weihnachtstisch aller m. Freunde. Prof. Dr. Rosenberg-Hirschberg.

Hochinteressante Geschenke für reife Leser:

Maria von Magdala. Histor.-romant. Erzählung von Rocheflamme. 2. Aufl., mit 3 Vollbildern von Ant. C. Baworowski-München. Geh. 4 M., fein geb. 5 M. 50 Pf.

Der Roman behandelt denselben Stoff wie Paul Heyse's gleichnamiges Drama, jedoch mit der sinnlichen Glut und freiem Hauch, der den französischen Romanciers eigen ist. Die Staatsanwaltschaft hat eine Beschlagnahme abgelehnt, da das Werk eine durchaus ernst zu nehmende, literarisch wertvolle Schöpfung darstellt.

Begegnungen. Jugendsünden eines modernen Idealisten. Novellen von Hermann Schilling. Mit Buchschmuck von Emil Stübner-Berlin. Eleg. geh. 2 M. 50 Pf., fein geb. 3 M. 50 Pf.

Das spannend und vornehm zugleich geschrieb. Buch des als Lyriker, Epiker und scharf pointierender Prosaist von der Presse rühmlichst anerkannten Autors enthält 5 Erzählungen und greift mit sicherer Hand mitten in das Leben der Gegenwart hinein. (11125c)1

Leipzig.
Verlag von Arthur Cavael.

Ein besonders empfehlenswertes (11120c)k

Weihnachtsgeschenk

bildet ein Abonnement auf das

Christliche Kunstblatt

für Kirche, Schule u. Haus.

1905.

Herausgegeben von

DAVID KOCH.

Monatlich ein Heft von 32 Seiten mit vielen Bildern. **Preis jährlich Mk. 6.—.** Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Probenummern sendet der

Verlag von J. F. Steinkopf in Stuttgart.

Tauchnitz Edition.

December 14, 1904.

The Garden of Allah.

A new Novel.

By

Robert Hichens,

Author of „Flames“, „The Woman with the Fan“ etc.

(11508)

Sold by all booksellers — no ordres of private purchasers executed by the publisher.

Historisch-politische Blätter.

Jahrgang 1904. 134. Band. Zwölftes Heft.

Inhalt: Kriegserklärung gegen die Kirche in Frankreich. — Ein Schwindler des 1[illegible]. Jahrhunderts. — Römischer Brief. — Die Selbstsucht der europäischen Mächte und die Ausrottung der Christen in der Türkei. — Engelbert Drerups „Homer“. — Das Tragische in der Welt und Kunst. — Der fünfte (letzte) Band des Staatslexikons der Görres-Gesellschaft. — Luise Hensel. — Unsere altdeutschen Lieder und Sänge. (11541).

J. C. C. Bruns Verlag, Minden i. W.

George Meredith

Richard Feverels Prüfung.

Die Geschichte eines Vaters und eines Sohnes.

Deutsch von F. P. Greve. Zwei Bände in einem Bande. Broschiert 4 M., gebunden 5 M.

Harry Richmonds Abenteuer.

Deutsch von F. P. Greve. Zwei Bände. Broschiert 5 M. 50 Pf., gebunden 7 M. 50 Pf.

Freunde einer ernsten, gediegenen Romanliteratur wollen diesen Meredithschen Werken ihre besondere Aufmerksamkeit schenken. Meredith ist ein Meister klassischer Romandichtung, er nimmt in seinem englischen Vaterlande die unbestritten führende Stellung auf diesem Gebiete ein. Seine Romane zeichnen sich durch Großzügigkeit in der Anlage, durch feine in die Tiefe des menschlichen Seins eindringende psychologische Entschleierung und eine glänzende Diktion aus und müssen unbedingt als Schöpfungen ersten Ranges bezeichnet werden. Es sind ausgewählte Gaben auf dem Weihnachtstisch gebildeter Leser. (11054c).

An unsere Leser!

Wir bitten höflich, bei allen **Anfragen oder Bestellungen,** welche auf Grund der in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung

angekündigten,

besprochenen

oder zitierten

Bücher und Verlagswerke

erfolgen, sich gefl. auf die Beilage der Allgemeinen Zeitung

beziehen zu wollen.

Verlag der Allgemeinen Zeitung.

Für den Inseratenteil verantwortlich: A. Schumacher in München.

Jahrgang 1904. München, Samstag, 17. Dezember. Nummer 290.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Bücher von Edgar und Isolde Kurz.

Mit einem ganzen Bunde schöner Gaben in der Hand tritt Isolde Kurz zum diesjährigen Weihnachten ihren Freunden entgegen. Der Sammlung von **Gedichten** ihres in diesem Frühjahr verstorbenen Bruders **Edgar Kurz**, des Florentiner Arztes, die sie unlängst herausgegeben und mit einem warmen und wahren biographischen Vorwort versehen hat,[1]) gesellt sich ein neuer Band ihrer eigenen Gedichte hinzu,[2]) und fast gleichzeitig mit ihm ist in einem Münchener Verlage ein Buch aus ihrer Feder voll abgeklärter Lebensweisheit in aphoristischer Form erschienen.[3])

Das könnte auf den ersten Anblick fast des Guten zu viel erscheinen, aber doch nur denen, die nicht von vorneherein schon wissen, daß Isolde Kurz keine Vielschreiberin ist. Das Zusammentreffen der Herausgabe eines neuen Gedichtbandes und der Sammlung von Aphorismen kann bei ihr nur auf äußeren, zufälligen Umständen beruhen. Sie ist der Schnitterin vergleichbar, die mit zwei reichen Garben auf den Armen vom Acker heimkehrt; wie lange die kräftigen Kräuter und anmutigen Blumen, die aus dem doppelten Bunde uns entgegenduften, zum Wachstum und zur völligen Reife brauchten, können wir daraus, daß sie zu gleicher Zeit in die Scheuer kommen, nicht erraten. Auf jeden Fall kündet der starke und eigentümliche Hauch, der wie aus allen literarischen Ernten dieser Schriftstellerin auch aus dieser doppelten uns entgegenschlägt, daß es nicht Eintagspflanzen sind, die sie hier ihren Freunden darbietet. Die Schnitterin hat auch diesmal nur gesammelt; was seit langer Zeit, betaut vom fruchtbaren Regen und durchglüht von der leuchtenden Sonne ihres Lebenssommers, auf dem kräftigen Boden ihrer geistigen Persönlichkeit der Reife entgegenstrebte, trägt sie nun vom Felde heim.

Zeugnisse eines starken inneren Lebens und vielfach auch einer fortschreitenden Entwicklung in diesem Leben sind die beiden neuen Bücher von Isolde Kurz, das der Aphorismen nicht weniger als das der Gedichte. Sie verdienen deshalb auch nebeneinander gelesen und zusammen betrachtet zu werden; und unlösbar mit ihnen sind die nachgelassenen Gedichte des Bruders Edgar innerlich verknüpft, denn der Odem eines der Dichterin geistig verwandten Wesens weht aus ihnen uns überall entgegen. Schon in der rhythmischen Form verraten leise Anklänge hier und da, daß es Isoldens Bruder war, der in einsamer Nachtstunde sich durch das Niederschreiben poetischer Tagebuchblätter, durch dichterische Selbstgespräche von seines Tages Last und Mühe erholte; die Sprach- und Formbegabung, das feine rhythmische Gehör ist beiden Geschwistern gemeinsam; sie haben es als Erbteil von ihrem Vater, Hermann Kurz, überkommen. Aber nicht dieses Aeußerliche allein!

> Und doch nicht ganz verließest du uns, denn du hast
> Zurückgelassen einen Teil von deinem Selbst
> Und einen Teil, der ewig unvergänglich ist,

so singt der Sohn in der Erinnerung an den dahingeschiedenen Vater. Und die Tochter erzählt:

> Ein Lämpchen wandert
> In unsrem Stamme
> Mit heller Flamme
> Von Hand zu Hand.
> Dem Vater reicht' es
> An langer Leiter
> Der Ahn herunter.
> Wie brannt' es munter,
> Als ich's empfing
> . . . .

Es ist nicht die dichterische Ader allein, die beide dem Vater verdanken. Der ewig unvergängliche Teil, das im Stamme wandernde Lämpchen, ist vor allem ein freier und stolzer Sinn, wie er den wahren Künstlernaturen eigen ist, und der helle Blick, der im Leben scharf das Wesentliche vom Unwesentlichen scheidet. Beides haben die Geschwister mit dem Vater gemein, den das deutsche Volk in seiner rein menschlichen wie auch in seiner schriftstellerischen Bedeutung zum Glück jetzt immer mehr und mehr zu schätzen beginnt. Und die Tochter hat deshalb wohl ein Recht, in ihren Aphorismen auf den tiefen Sinn von Ahnenkult und Ahnenstolz hinzuweisen. „Es ist nicht gleichgültig,“ so sagt sie gleich auf der ersten Seite dieser Sammlung, „aus welchem Blute wir stammen, denn unsere Vorfahren gehen immer leise mit uns durchs Leben und färben, uns selber unbewußt, all unser Tun. — In den großen Schicksalsstunden scharen sie sich als unsichtbare Leibwache um uns, wir fühlen ihre gemeinsamen Kräfte, die uns durchdringen, ohne zu wissen, woher diese Kräfte uns gekommen sind.“

Nur auf diesem Gefühle von geheimnisvoll in uns waltenden Kräften baut sich die selbständige und eigenartige Persönlichkeit auf. Der Vorgang des künstlerischen Schaffens und der Drang zu solchem Schaffen bilden das mystische Element in der menschlichen Natur, das mit leisen Fäden an die Vergangenheit und an das innere Leben unserer Vorfahren geknüpft ist. Die dunkle Unruhe, das Bedürfnis nach dem Erfassen eines tieferen Inhalts des Lebens, der träumerische Hang nach der befreienden, klärenden Einsamkeit inmitten der wechselvollen, absorbierenden Erscheinungen des täglichen Treibens — alle diese seltsamen Vorgänge in der Brust des Dichters kommen in den poetischen Selbstgesprächen des Bruders mit gleicher Kraft zum

[1]) Sie ist im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger Stuttgart 1904 erschienen.

[2]) **Neue Gedichte** von **Isolde Kurz**. Ebenda 1905. 186 Seiten.

[3]) **Im Zeichen des Steinbocks.** Aphorismen von **Isolde Kurz**. München und Leipzig bei Georg Müller 1905. 287 S.

Ausdruck wie in den Gedichten und den aphoristischen Betrachtungen der Schwester.

> Denn Ruhe, dieses Labewort,
> Ich kenn' es nicht
> . . . .
> Es ringt mein Geist im Traume fort
> Weiß nicht nach was —

so heißt es in dem Gedichte „Ruhelos" von Edgar Kurz. Auch ihm war das schwere Los der inneren Einsamkeit beschieden, das in so vielen der neuen Gedichte Isoldens den Untergrund bildet für schwermütige Visionen und entsagungsvolle Klänge. Auch er empfindet immer wieder, inmitten seines an Arbeit und Erfolgen reichen Berufslebens, den Zwiespalt zwischen dem in hohen Jugendträumen geschauten Dasein und dem Gefangensein in den Banden des alltäglichen Hintreibens, zwischen den Bedürfnissen der eigenen freien Persönlichkeit und den Gewährungen der Welt,

> der Welt,
> Die nun auch mich in ihren Schlingen hält
> Und mir mein wahres Leben bringt zum Stocken.

Er hört die Glocken von Vineta klingen in den Tiefen des Lebens; sein Herz haftet nicht an den verwirrenden Vorgängen auf der Oberfläche:

> Es glüht wie sonst, noch heilig, rein und echt.
>
> Oft mahnt es mich, still pochend hält es Wacht
> In dunkler Brust, bis eine hehre Macht
> Es wieder einsetzt in sein altes Recht.

Dieses „alte Recht" — es ist das Recht auf die eigene Persönlichkeit, auf das freie Ausleben des von der Kette der Vorfahren überkommenen angeborenen adeligen Wesens inmitten der konventionellen und einengenden Erfordernisse des äußeren Daseins. Auch Isolde Kurz hat dieses Recht in ihrem prächtigen und weithin hallenden Hymnus auf die wieder aufsteigende Sonne, in dem Gedichte „Im Zeichen des Steinbocks", das sie als Eingangslied den Aphorismen vorangestellt, in wunderbarer dichterischer Kraft verkündet.

> Zum Dienst der Sonne kam auch ich . . .
> . . . .
> O, über alle Lande möcht ich's rufen:
> Kehrt heim zu unsrer Lichtaltäre Stufen!
> . . . .
> Kommt nur aus eurer Märkte Drang und Jagen
> Heraus, wo stille, grüne Tempel ragen,
> Hört einmal wieder aus des Märchens Munde
> Dem süßen, unberedten, ewige Kunde.
> Nur einmal seht von freien Bergeshöhn
> Die junge Sonne siegreich auferstehn,
> Werft hinter euch die Angst, vergeßt des Neids,
> Nennt euch der Sonne Kinder, und ihr seid's!

Der Sonne Kinder! Dieses Wort drängt sich uns unwillkürlich auf die Lippen, wenn wir die Gedichtsammlungen der beiden Geschwister immer wieder und wieder zur Hand nehmen. Ein Sonnenhauch liegt über allen ausgebreitet, auch über denen, die von Entsagung reden, von entschwundenem Liebesglück, von dem heißen Sehnen nach innerer Ruhe in dem an Enttäuschungen reichen Leben. Ein Sonnenhauch ist es auch, der aus dem zuweilen tollen Humor der Lieder Edgars herausleuchtet. Denn auch der Humor, und mag er sich selbst in düsteren Gespensterliedern kund tun, ist ja ein Lebensbefreier. Er ist der „neue Gott", den die Phantasie dem einsam Träumenden zuführt, dessen helles Lachen so viele Schreckgebilde aus unserer Seele hinwegscheucht. In einer außerordentlich feinen und graziösen Epistel, die die Uebersendung des ewig jungen Buches von Claude Tillier an einen Freund begleitete, hat Isolde ihm ein Loblied gesungen,

> Ihm, dem jüngsten der Götter, dem nachgeborenen, echten Sprößling Vater Apolls, meinem geliebten Humor.
> Der vermöcht' es allein, ihm göttlich die Welt zu verklären,
> Denn des Lebens Gehalt zeigt sich dem Lachenden nur.
> . . . .
> Fester dann tritt er den Grund, heimischer wird ihm die Welt.
> Lehr ihn das Lachen verstehn in den Tiefen der Dinge, das innig
> Sich den Tränen gesellt, die es als Schwestern erkannt.

Auch Edgar kannte das Lachen, das herzliche, sonnige Lachen, das nur den Götterlieblingen gegeben ist. Und auch für ihn, der aus den Quellen des hellenischen Lebens wie seine Schwester immer wieder sich Freude des Daseins trank, war der Humor der göttliche Vermittler zwischen dem angeborenen germanischen Fühlen und den hehren Idealen einer versunkenen Welt.

Der Humor — und die Freude an der Kraft! Diese Freude ist es, die aus seinen kunstvoll gefügten Gesängen über Stoffe aus der germanischen Heldenzeit herausleuchtet. Sie ist aufs engste verknüpft mit der Freude an der Ursprünglichkeit des Empfindens, die ihn wenige Jahre vor seinem frühen Tode dazu antrieb, toskanische Volkslieder ins Deutsche zu übertragen und herauszugeben.*) Es konnte nicht anders sein, als daß das schwäbische Sonnenkind die Sonnenkinder des Südens in ihrem natürlichen und einfachen Singen und Sagen gern belauschte und ihr einfaches Fühlen, ihren kräftigen, oft derben Natursinn mit innigem Behagen verfolgte. So gestalteten sich denn auch seine Uebertragungen bei aller Freiheit und Selbständigkeit der Form wieder zu wahren Volksliedern aus, die an Wahrheit des Empfindens seinen eigenen Gedichten sich ebenbürtig zur Seite stellen.

Auch Isolde Kurz hat in ihrem prachtvoll daherrauschenden Liede: „O, scheltet nicht den sonnigen Genius" diese Freude an der ursprünglichen Natur des italienischen Volkes zum vollendeten dichterischen Ausdrucke gebracht. Und in einer feinen Bemerkung ihres Aphorismen-Bandes weiß sie sich zugleich Rechenschaft abzulegen über den eigentlichen Grund dieser rein künstlerischen Freude. „Das persönliche Auftreten der Griechen", so sagt sie, „kann man sich nur durch die Italiener leibhaft vorstellen. Wie Perikles vor allem Volk weinte, als er Aspasia verteidigte, davon gibt nur der italienische Volksredner noch einen Begriff. Sich selber spielen wird bei allen Völkern zur Unnatur, und besonders der Germane tut wohl daran, seine Empfindungen nur erraten zu lassen. Einzig der Italiener besitzt noch von Natur die starke Geste, die den Affekt ganz unmittelbar und in höchster Würde ausdrückt."

*

Ueberhaupt hat die Dichterin in dieser Aphorismen-Sammlung einen vortrefflichen Kommentar zu ihrem poetischen Schaffen gegeben. Deshalb betonte ich schon oben, daß man ihren neuen Band Gedichte und ihr Buch „Im Zeichen des Steinbocks" nebeneinander lesen müsse. Sie sind beide aus dem e i n e n Grunde einer durchaus wahren und in sich geschlossenen Persönlichkeit erwachsen, in der feines künstlerisches Empfinden und das Vermögen, das innerlich Erlebte zu plastischen und formvollendeten dichterischen Gebilden zu gestalten, mit einem durchaus klaren und weiten Blick für die Erscheinungen des realen Lebens verknüpft erscheinen. Diese seltene Vereinigung gibt ihren Liedern wie ihren Prosaschriften die Lebensfülle und zugleich den künstlerischen Reiz, den tiefen Gedankeninhalt und die kristallklare Form. Eines ergänzt und beseelt das andere; ich wüßte in der Tat nicht, welcher Art der Darstellung ich bei dieser Schriftstellerin den Vorzug geben

*) **Volkslieder aus der Toscana.** In deutscher Uebertragung von **Edgar Kurz.** Tübingen, Verlag der Buchdruckerei von H. Laupp 1904.

sollte, denn auch ihr Prosawerk ist von dichterischem Hauche erfüllt und über ihren Liedern glänzt die Sonne eines freien, weiten Geistes.

Eigentlich führen die Lebensbetrachtungen des Buches „Im Zeichen des Steinbocks“ die Bezeichnung „Aphorismen“ zu Unrecht, wenigstens, wenn man die landläufige Definition dieses Ausdrucks als Maßstab an sie legt. Es sind nicht eng in sich abgezirkelte, miteinander nicht in einem unmittelbaren Zusammenhang stehende und auf die Wirkung einer überraschenden Pointe hin ausgeprägte Sätze, die Isolde Kurz hier zu einer Sammlung vereinigte. Gerade die Absicht der geistreich pointierten Ausprägung fehlt ihnen. Sie stellen sich vielmehr als ungezwungene und frei bewegliche Ausstrahlungen einer Gesamtauffassung vom Leben dar, die untereinander, weil sie von einem festen Kerne ausgehen und auf ein unveränderliches Ziel hin gerichtet sind, im engsten inneren Zusammenhange stehen. Nur die stetig wechselnden Beobachtungsobjekte bedingen ihre lose geknüpfte Form. Jener feste Kern, dessen Ausstrahlungen sie bilden, ist aber die Persönlichkeit der Verfasserin.

Auch nur diese ist es, die uns in jedem der einzelnen Aussprüche fesselt, nicht immer die Aussprüche selbst. Denn wie bei allen Aphorismensammlungen müssen wir auch in dieser Zusammenstellung von Urteilen und Beobachtungen über das Leben in uns und um uns die Entdeckung machen, daß es häufig Binsenwahrheiten sind, die wir zu hören bekommen. Aber darauf kommt es ja hier auch gar nicht an. Wer würde in solchen Büchern auch nur über die ersten zwei Seiten hinauskommen, wenn er lediglich bis dahin Unerhörtes und Neues fände? Das Staunen würde ihn zur Verzweiflung über sich selbst und sein eigenes Denkunvermögen führen. In ihrer Bemerkung „Neue Gedanken“ sagt Isolde Kurz selbst sehr richtig: „Wirklich, es gab einmal neue Gedanken! In der Zeit, wo die Menschen viel langsamer und bedächtiger dachten, konnte es kommen, daß einer einen Gedanken fand, der ganz neu und blank war, der den Hörer überraschte und sich ihm als etwas Wahres, Dauerndes in die Seele prägte. . . . Wo nähme man heute noch einen Gedanken her, der durch Neuheit so bezaubernd wirkte? Sie fliegen alle wie Spreu herum, sind ausgedroschen und haften nirgends.“ Nicht darauf kann es uns also auch hier in erster Linie ankommen, ob uns die Verfasserin etwas Neues, völlig Ueberraschendes sagt, sondern nur darauf, wie sie das sagt, was sie uns zu sagen hat, das heißt, ob in ihren Aussprüchen und Auffassungen sich eine selbständige und eigenartige Persönlichkeit wiederspiegelt.

Dies ist aber in den Aphorismen von Isolde Kurz ganz entschieden der Fall. Wir hören hier eine geistreiche Frau über dies und jenes plaudern; nie über Gleichgültiges, sondern stets über Lebensfragen unserer gesamten Kultur wie unseres individuellen Daseins. Und nicht nur eine geistreiche Frau! Wahrlich, das wäre wenig! Sondern ein Menschenkind, das sich von dem feinsten Hauch unserer gegenwärtigen Kultur die Seele hat durchziehen lassen, ohne doch dabei das selbständige Denken und Urteilen einzubüßen. Ein angestammter Widerspruchsgeist gegen das nur zufällig Bestehende, gegen Herdenmeinungen, gegen alle Aeußerungen eines unfreien Wesens in Staat, Kirche und Gesellschaft hat dem Selbständigen in dieser Persönlichkeit zur Entwicklung verholfen; der Stolz auf Familieneigenart hat ihr einen aristokratischen Zug verliehen und die Notwendigkeit eines stillen Kampfes ums äußere Dasein hat sie gefestigt und hart gemacht gegen die kleinen Widerwärtigkeiten des täglichen Lebens. Sollte ein solcher Mensch uns nicht Vieles zu sagen haben, auch wenn er uns nicht gerade Neues, Absonderliches und Ueberraschendes sagt? Schon das Doppeldasein, das Isolde Kurz auf deutschem und italienischem Boden zugleich seit vielen Jahren führt, mußte ihren Anschauungen eine besondere Färbung geben. Ihr Blick hat sich geschärft für die Lichtseiten, aber auch für die Schattenseiten des Lebens und der Kultur sowohl in ihrer deutschen Heimat wie in ihrem Adoptivvaterlande; sie vermag es, manche Eigentümlichkeiten, besonders unseres heimischen Daseins in ihrer Absurdität oder Rückständigkeit zu erkennen, wo die Macht der liebgewonnenen Gewohnheit unser Urteil abgestumpft hat; sie kann allgemeinere und deshalb höhere Maßstäbe anlegen, wo uns oder den anderen patriotische Befangenheit das Abschätzen erschwert. Mag sein, daß sie hierin oft zu sehr sich in Abstraktionen verliert, daß sie zuweilen in der Betrachtung deutscher kultureller Verhältnisse das Objektiv ihres kritischen Apparats nicht mehr richtig einzustellen vermag und deshalb in der Beurteilung mancher Stimmungen und Einzelheiten ungerecht wird; es bleibt doch immer in allen ihren Raisonnements ein eigenartiges Etwas zurück, das uns vielleicht zum Widerspruche reizen kann, aber auch niemals aufhört, uns zum Nachdenken anzuregen. Und das trotz aller Entschiedenheit, mit der diese Schriftstellerin ihre persönliche Anschauungsweise betont, doch nie verletzt.

Denn wir fühlen es überall, auch aus ihren uns zunächst vielleicht absonderlich erscheinenden Aeußerungen heraus, daß sie nicht verletzen will. Sie ist auf der Höhe der Anschauungen angelangt, wo nur mehr das Allgemein-Menschliche sie noch beschäftigt, nicht mehr der kleine Streit des Tages um diese oder jene Schulmeinung. Ein spielendes Kind offenbart ihr größere Geheimnisse der menschlichen Natur als mancher hochtrabende psychologische Krimskrams; die vielerörterte Frauenfrage bietet ihr Anlaß zu weiten Ausblicken in Kultur und Geschichte, ohne daß sie sich auf die vielfach unfruchtbaren Erörterungen der Gegenwart einzulassen braucht. Und was sie aus den Völkerseelen und aus der Poesie vergangener und heutiger Zeiten herauszulesen weiß, erhebt uns im Fluge über die kleinen Fragen der Literatur- und Philosophieprofessoren.

Das aber ist vor allem das Schöne in ihren kürzeren oder längeren Betrachtungen, daß sie sich von den gefährlichen Schlagworten und stereotypen Parteibegriffen und Kategorien, die unsere Zeit für das geistige ebenso wie für das politische Leben geprägt hat, gänzlich fernhält. Sie ist konservativ mit einem starken Zuge ihres Wesens und doch durchtränkt von einem glühenden Liberalismus in allen ihren Anschauungen. Das macht, weil sie vor allem Mensch ist. Und wie in ihren Anschauungen über Geschichte, Kultur und Sprache ist sie auch in ihrem Urteil über Poesie und Kunst weder das, was man heute modern, noch das, was man rückständig nennt. Endlich einmal, so möchte man beim Lesen ihrer Aphorismen und ebenso beim Genusse ihrer Dichtungen ausrufen, endlich einmal läßt jemand die heutige Zeit fühlen, welche Dummheit sie mit der Prägung aller solcher Schlagworte begeht. „Neue Kunst!“ sagt Isolde Kurz sehr treffend, „das Wort ist schon deshalb ein Widersinn, weil Kunst das Aelteste ist, was es geben kann. . . . Es gibt neue Kunstwerke, es kann neue Stile geben, aber keine „neue Kunst“. Weder von alter Kunst redet mir, noch von neuer, sondern nur von der großen, echten, ewig einen. Ihr Inhalt kann leise wechseln mit den Zeiten, ihre Mittel sind zeitlos und wechseln nie.“

Und in der Tat: gerade beim Anschauen des künstlerischen Schaffens dieser Schriftstellerin — auch diese Aphorismen entstammen einem künstlerischen Sinne — wird man überzeugt, daß es nur die ewig eine Kunst gibt. Isolde Kurz gehört zu ihren Jüngern, nicht nur durch den vom Vater ererbten feinen Sinn für die Formgestaltung, sondern durch die Grundstimmung ihres Wesens. Worin aber diese beruht, das hat sie in dem Kapitel „Ethik und Rhythmus“ ihrer Aphorismen selbst am besten ausgesprochen: „Von der Stärke unseres rhythmischen Gefühls, das heißt von der Ahnung unseres unzerstörbaren kosmischen Zusammenhanges, hängt die Grundstimmung unseres Wesens ab. Bei einzelnen bevorzugten Individuen ist die aus dieser Ahnung stammende freudige Sicherheit so groß, daß sie aus jeder ihrer Mienen und Gesten spricht und sich auf magische Weise der ganzen Umgebung mitteilt.“ Die freudige Sicherheit, im Leben wie in der Kunst! — das ist in der Tat der Eindruck, den wir auch aus den neuen Werken dieses Sonnenkindes erhalten.

O. B.

Vom Weihnachtstisch.

IX.

Es ist immer ein erfreuliches Zeichen, wenn ein junger Poet in zweijähriger Frist eine neue Auflage erlebt. In diesem Tempo hat es Wilhelm Rulands lyrisches Epos „Aennchen v. Godesberg" (Halle an der Saale bei Gebauer-Schwetschke, 166 S. 12°) zur vierten, jetzt sogar schon mit originellem Silhouetten-Bildschmuck ausgestatteten Ausgabe gebracht — ein Beweis, daß der Dichter auf die Technik sich versteht und auch in Betreff des Stoffes nicht vergriffen hat. Es ist ein Rheinlandsang aus der Gegenwart, voll Schönheit und Wohlklang der Versifikation, wahrer Innigkeit und trotz seiner spannenden Tragik nicht ohne humoristischen Vortrag. In diesem Sinne will man Anklänge an Scheffel gefunden haben; das ist aber gewiß keine Anlage, sondern kann sich nur auf die vorwiegend gebrauchten vierfüßigen Trochäen beziehen, denn auf die etwas trompeterhafte Eigenart, zweisilbige Worte einsilbig zu gebrauchen — ein Kasus, der jedoch nur zweimal im ganzen Kantus eintritt, einmal (S. 19) mit „Feu'r" und (S. 94) mit „ein Wagen näh'rt sich." Auch das klingt ziemlich trompetermäßig, daß ein paarmal ein Sperling altkluge Meditationen anstellt. Caeterum censeo daß deshalb Karthago noch lange nicht zerstört, das heißt dem Dichter der Hals gebrochen werden müsse. Das Thema hat bei aller Einfachheit doch seine tragische Akme: daß die reine, beseligende Liebe zweier jungen Leute hinterlistig zersprengt wird und die beiden Opfer des Klatsches erst nach zwei Dezennien zur Einsicht ihrer Schuldlosigkeit kommen. Desungeachtet zerspringt kein Herz vor träniger Sentimentalität, sondern pocht in lebenswahrer Tatkräftigkeit weiter, so daß trotz des unverwindlichen Schmerzes das getrennte Paar seinem jeweilig erwählten Berufe mit unentwegter Treue nachfolgt. Die kleinen, spärlich angebrachten Silhouetten — eine übrigens sehr alte Methode, die neuerlich wieder auftaucht — sind häufig von einer der ganzen Dichtung entsprechenden Feinheit der Empfindung.

Obwohl von Haus aus strenger Jurist und eingeschworen auf das römische Recht, sitzt August Sturm doch, wie eine stattliche Reihe eigener Dichtungen beweist, stramm im Sattel des heimischen Pegasus, schwebt „Auf den Flügeln des Gesanges", versteht sich auf „Thüringer Waldmärchen" und „König Laurins Tiroler Rosengarten", auf ... „Klingende Herzen" und „Lied und Leben", insbesondere aber erlönt seine Harfe von Romanzen und „Deutschen Balladen", wovon er auch hier einen duftigen Strauß als „ein Weihnachtsbuch für den deutschen Winter" (Leipzig 1904, in C. F. Amelangs Verlag. 106 S. 12°) zusammenband. Warum nur gerade für den Winter? Als ob wir das liebe Buch nicht auch in den drei übrigen Jahreszeiten gerne zur Hand nehmen möchten. Seine, an den ältesten Quellbächen der deutschen Dichtung gestählte Sprachgewandtheit und die strenge Handhabung der Form passen trefflich zur Wahl seiner der Edda, dem Sagenkreise der Nibelungen oder der mittelalterlichen Märchentradition entnommenen Stoffe, von Frau Brünnhildens Rache, Jung-Sigurd, dem Zauberer Klingsor und dem fabelhaften Wartburgkrieg, der überhaupt wie das schöne Thüringerland gerne den Schauplatz seiner Dichtung bildet, wo Minnesinger, ritterliche Kneipgenies, Schnapphähne und fahrende Schüler vorüberziehen und ihr Wesen treiben. Daß der Dichter das echte, alte Lied vom „Tanhäuser" mit feiner Hand unserer heutigen Sprache näher gerückt und wieder sangbar gemacht hat, wollen wir ihm vom germanistischen Standpunkt aus hoch anrechnen; auch die Bearbeitung der Sylter Sagen und der hanseatischen schwertgrimmen Kämpfe. Dann biegt er plötzlich zu Kant, Goethe, R. Wagner und Böcklin über, die er, besonders letzteren, ob seine Meerweiber und Wasserfrauen trefflich charakterisiert, um dann mit einer gewaltigen Vision über Deutschland überraschend abzuschließen.

*

Eine lehrreiche und ansprechende Auswahl von kleineren Aufsätzen aus den großen zoologischen Fachwerken Karl Kraepelins, Direktor des naturhistorischen Museums in Hamburg, hat unter dem Titel „Naturstudien" der Hamburger Jugendschriftenausschuß herausgegeben (Leipzig und Berlin 1905 bei B. G. Teubner. 108 S., gr. 8°), woraus die Jugend ihre in der Schule erhaltene Belehrung über Spinnen, Stubenfliegen, Pilze, Regenwürmer, Laubfall und immergrüne Pflanzen, Vogelleben im Frühling, Forstschädlinge und Wasserpflanzen in ansprechendster Weise leicht vervollständigen kann.

Gleichen Tendenzen dienen die von Wilhelm Wisser in plattdeutscher Mundart aus Ostholstein gesammelten Volksmärchen: „Wat Grotmoder vertellt" (Jena 1905 bei Eugen Diederichs. 88 S. 8°), mit einer kurzen Anleitung über die Aussprache und einem willkommenen Verzeichnis der Wörter und ihre Erklärung, wodurch den Süddeutschen, die sich ja so schnell mit Fritz Reuter befreundeten, das Einlesen sehr leicht gemacht wird.

Die „Streifzüge durch die Welt der Großstadtkinder" von F. Gansberg (Leipzig und Berlin 1905 bei B. G. Teubner. VIII, 214 S. 8°) sind keine Jugendschrift im landläufigen Herkommen, sondern „ein Lesen" für Eltern und Erzieher, weshalb ein mutwilliger Schalk den Rat gab, das Buch sollten die betreffenden Kinder kaufen und ihren „Herren Eltern" unter den Weihnachtsbaum legen, damit selbe doch einmal Einsicht bekämen, was ihren Sprößlingen notwendig ist. Die „armen Würmer" werden ohnehin schon zu frühzeitig mit perfekten Wissenschaftlichkeiten aufgepäppelt und geplagt, ohne das Nächstliegende kennen zu lernen. Deshalb hat auch der als pädagogischer Artist gerühmte Lothar Meggendorfer unter anderen Nützlichkeiten längst schon seine rationellen Bilderbücher gezeichnet. Der jugendliche Geist wird gemeuchelt mit Botanik, Zoologie, landschaftlichen Schilderungen und Beschreibungen nie gesehener Dinge. Also hinaus mit diesem nutzlosen Klimbim aus der Schule, bis sie wissen, was in der städtischen Kultur ein Kasten, Schaukelstuhl oder Ofen (worüber übrigens selbst viele Kunstgewerbe-Meister noch im Unklaren fackeln) sei und zu bedeuten habe. Zu dieser von den Eltern zu beobachtenden Lehr- und Unterweisungstätigkeit sind Rezepte beigelegt. Nur zischelt uns der vorgenannte Schalk ins Ohr, daß wohl manche kluge Mama, anstatt sich mit den ihr völlig unbegreifbaren oder selbstverständlich scheinenden Dingen zu plagen, lieber gleich kurzweg das ganze Buch ihren Lieblingen zu selbsteigener Einsicht in die Pfoten legen werde. Obiger Schalk gibt freilich zu, daß er einen bösen Schnabel habe und daß manches anders gemeint sei, ärgert sich aber dennoch wieder, daß an den Paradigmen viel anonyme Schwärzerei, z. B. mit Andersens „Tannenbaum", unterlaufen sei. Alle Hochachtung vor dem schweren und verantwortlichen Amte der Herren Lehrer — aber etwas weniger Sandelei, namentlich in Hamburg und anderswo, wäre gewiß nicht vom Uebel.

Einen Immerwährenden, wenigstens auf zweihundert Dezennien gültigen Jahreskalender bringt auf vier Foliotafeln der G. Franzsche Verlag in München. Er steht anderen ephemeren, mit dem letzten Tage makulierten Kollegen gar nicht im Wege. Er gibt in allen Fällen und auf alle Fragen zuverlässige belehrende Antwort. So entscheidet sich z. B. der Streit über eine im 13. Jahrhundert, am Ostersonntag, den 22. März, datierte Urkunde für das Jahr 1178, item daß ein Ereignis im letzten Jahrzehnt des vorigen Säkulums, welches an einem Sonntag, und zwar an Mariä Himmelfahrt, stattfand, nur im Jahre 1897 eingetreten sein müsse. So wird der „Immerwährende" in Handel, Wandel und notariellem Verkehr als zuverlässig ausdauernder und wahrhafter Freund ohne weitläufige Rechnerei und Umfrage und als ein wirkliches, brauchbares, achtenswertes Erbstück für Enkel, Urenkel und weiter hinaus sich bewähren.

Eine ziemlich romantische, aber auf historischem Hintergrunde aufgebaute Erzählung „Konradin" (mit Bildern von Martin Raenike. Berlin, bei Herm. J. Meidinger. 173 S. 8°) hat Frau M. v. Witzleben verfaßt. Die schön ausgemalte Kindheit und Jugend und der damit so schroff sich abhebende Fall des letzten Staufers wird in dem jugendlichen Leserkreise die tiefste Teilnahme gewinnen. Es ist eine großartige, ergreifende Tragödie.

Die schönsten Sagen und Geschichten des „Rheinlands" in H. Pröhles musterhafter Bearbeitung liegen

in dritter Auflage vor (ebendaselbst, 238 S., 8°, in gleich rühmenswerter Bilderausstattung von Louis H. E. Schmidt), beginnend mit den ältesten Traditionen des ehrwürdigen Worms, von den Burgunden, Siegfried und den Nibelungen. Dann geht es nach dem goldenen Mainz, Ingelheim, Rüdesheim und Lorch, wo heute noch der fabelhafte Schatz im Rhein begraben, nach Bacherach, über Rhense, Andernach und Laach, mit der uns aus frühester Kindheit wohlbekannten, rührenden Historie von der schönen Pfalzgräfin Genoveva, Apollinaris und Remagen nach dem „hilligen" Köln mit den Legenden von der h. Ursula und ihren Jungfrauen, von dem ritterlichen Haimonssohne Reinhold, dem „guten Gerhard", dieser reizenden Dichtung des Rudolf von Ems, in der der Stolz, Reichtum und Edelsinn dieser mittelalterlichen Kaufherren im reinsten Lichte erglänzt, die Märe von Gerhard von Rile, dem Schöpfer des Kölner Domes, worauf die Sage vom Schwanritter Lohengrin den herrlichen Zyklus abrundet.

Köstliche Skizzen und humorvolle Stimmungsbilder aus der „Primanerzeit" berichtet Fritz Pistorius (ebendaselbst, 266 S., kl. 8°), ein lebensprühendes Gegenstück zu den beliebten „Kadettengeschichten", „Backfischchens Freuden und Leiden" und dergleichen Jugendeseleien; im ältesten Studenten-Jargon erzählt, ebenso amüsant für die spätere Erinnerung dieser Helden wie lehrreich für die „Herren Eltern"; die Geschichte einer durch gleiche Schicksale zusammengehämmerten Klasse. In seiner Weise gibt das Buch die juvenilen, nicht immer rosigen Erlebnisse, mit dem Bannkreise des ewig Weiblichen — „einer Krankheit des Gemütslebens, womit die Flegeljahre gewöhnlich abheilen". Alle Phasen werden durchlaufen, die Finanzmiseren, die Wonnen des Rauchens und Kneipens, eine Pfingstfahrt nach dem Riesengebirge, etliche Kannegießereien auf der Schulbank und das alle Kräfte aufregende Abiturientenexamen. — Da die „Tertianerzeit" desselben Verfassers so viel Glück machte, wird auch diesem Buche der gleiche Erfolg erwachsen.

Allgemeine Rundschau.

Kleinere Mitteilungen.

ct. Aus England. Die Royal Society in Edinburg hat dem berühmten Physiker James Dewar den alle fünf Jahre zu verleihenden Viktoria-Jubiläums-Preis zuerkannt für seine Untersuchungen über die Verflüssigung der Gase während der letzten 25 Jahre und wegen seiner Forschungen über die chemischen und physikalischen Eigenschaften der Stoffe bei niedrigen Temperaturen. — Der englische Gelehrte MacClean, ein jüngst verstorbenes Mitglied der Royal Society, hat eine Reihe von wertvollen wissenschaftlichen Schenkungen testamentarisch bestimmt. Die Universität Cambridge hat 100,000 M. zur besseren Ausstattung ihrer Sternwarte erhalten, die Universität Birmingham die gleiche Summe zur Förderung der physikalischen Forschungen, die Royal Society, die Royal Institution und die Astronomische Gesellschaft je 40,000 M. Außerdem erhielt das Fitzwilliam-Museum die wertvolle Sammlung des Verstorbenen an Manuskripten, alten Druckschriften und Gegenständen der mittelalterlichen und noch älteren Kunst.

* Der fünfte Internationale Kongreß für Psychologie findet vom 26. bis 30. April 1905 in Rom statt. Mitglieder des Kongresses können alle jene werden, die sich für Psychologie im allgemeinen oder für eine psychologische Spezialdisziplin interessieren. Wegen der großen Arbeit, die das römische Komitee zu bewältigen hat, wäre die baldige Anmeldung von Mitgliedern erwünscht. Dem Organisationsausschuß in Rom gehören die Professoren Luciani, Tamburini, Sante de Sonctis und Sergi an. Anmeldungen können unmittelbar an eines dieser Ausschußmitglieder gerichtet werden.

Bü. Archäologisches von Griechenland. Unter den vielen Gräbern, die im Herbst bei den Feldarbeiten in Griechenland zufällig aufgefunden worden sind, verdient eines besondere Beachtung. Es liegt am Rand der von Theben nordöstlich auf Chalkis zu führenden Straße und enthielt außer einer Hydria Blätter aus Gold, wie sie an Kränzen für Tote zuweilen gefunden worden sind, und einen Goldring.

Hochschulnachrichten.

* Tübingen. Der Professor der Zoologie an der hiesigen Universität Dr. Blochmann ist in Würdigung seiner Schrift: „Ist die Schutzpockenimpfung mit allen notwendigen Kautelen umgeben?" vom Verein der Aerzte in Karlsruhe zum Ehrenmitglied ernannt worden.

R. Das württembergische Kultministerium hat angeordnet, daß künftig das Zeugnis eines Gymnasiums, Realgymnasiums oder einer Oberrealschule in bezug auf die Zulassung zur juristischen, medizinischen, philosophischen, staatswissenschaftlichen und naturwissenschaftlichen Fakultät als gleichwertig zu behandeln und dem Inhaber die Immatrikulation in diesen Fakultäten zu gewähren sei. Ein Recht auf Zulassung zu den einzelnen Staats- und Promotionsprüfungen wird durch Immatrikulation jedoch nicht erworben. Für Frauen mit Reifezeugnissen gelten die gleichen Bestimmungen.

H. Heidelberg. Die mit dem Allgemeinen Deutschen Versicherungs-Verein Stuttgart abgeschlossene Kollektiv-Unfallversicherung der Studierenden wird mit den gleichen Entschädigungsbeträgen und zu denselben Prämien mit Wirkung von diesem Wintersemester ab auch den Hörern (Hospitanten) und Hörerinnen, jedoch fakultativ, zugänglich gemacht.

hc. Leipzig. Der Assistent am Laboratorium für angewandte Chemie Dr. Georg Lockemann hat sich mit einer zwei Teile umfassenden Schrift: „I. Ueber die Akroleïndarstellung nach dem Borsäureverfahren und Beiträge zur Kenntnis des Aethylidenphenylhydrazins". II. „Ueber den Arsennachweis mit dem Marchschen Apparat und katalytische Zersetzung von Arsenwasserstoff" als Privatdozent habilitiert.

* Breslau. Der Kirchenrechtslehrer in der katholisch-theologischen Fakultät der hiesigen Universität Geh. Reg.-Rat, Prälat Dr. theol. et. phil. Hugo Laemmer hat seine 50jährige philosophische Doktorjubelfeier begangen. Den Dr. phil. erlangte Laemmer in Leipzig.

* Greifswald. Am vergangenen Dienstag (13. d. M.) ist hier der außerordentliche Professor in der philosophischen Fakultät Dr. Theodor Pyl im Alter von 78 Jahren gestorben. Sein hauptsächliches Gebiet waren germanische Altertumskunde und Mythologie sowie pommersche Landesgeschichte.

* Wien. Der am vergangenen Mittwoch am Herzschlag verstorbene Professor der klassischen Altertumswissenschaft Dr. Emil Szanto war vor fünf Jahren als Nachfolger von Theodor Gomperz zum Ordinarius dieses Faches an der hiesigen Universität ernannt worden, der er während seiner ganzen Lehrtätigkeit angehörte; 1884 hatte er sich habilitiert, 1893 war er zum außerordentlichen Professor ernannt worden. Seine Lieblingsgebiete waren griechische Epigraphik und antikes Rechtsleben. So schrieb er: „Untersuchungen über das klassische Bürgerrecht" (1881); „Platäa und Athen" (1884); „Anleihen griechischer Staaten" (1885); „Hypothek und Scheinkauf im griechischen Rechte" (1887); „Das griechische Bürgerrecht" (1892). 1902 erschien das Werk „Die griechischen Phylen". Im Jahre 1887 hat der Verblichene das Handbuch der griechischen Antiquitäten von Boisen in zweiter Auflage herausgegeben. Von seinen wiederholten Reisen nach Griechenland und anderen Stätten des hellenischen Lebens legt seine 1892 erschienene „Reise nach Karien" Zeugnis ab.

* Aus Holland. Professor Dr. Holleman in Groningen ist als ordentlicher Professor für organische Chemie an die Universität Amsterdam berufen worden.

* Von technischen Hochschulen. Dem Prof. Dr. Gustav Schultz und dem Privatdozenten Dr. Rhode von der Technischen Hochschule in München wurde auf der Weltausstellung in St. Louis für organische Präparate die goldene Medaille zugeteilt.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Verlag Dr. J. Marchlewski & Co., München.

„Eins der besten Kinderbücher, die wir besitzen. . .“



Die Doktorsfamilie im hohen Norden

von

A. Gjems-Selmer

Deutsch von **Francis Maro**

Originalumschlagzeichnung

von

W. Schwarz

In dauerhaftem Einband M. 2.—

KRITIKEN:

Ethische Kultur: Diese Weihnachten hat meine Hedwig, die besonders Naturbilder liebt, eine grosse Freude gehabt. Ich machte sie bekannt mit der „Doktorsfamilie im hohen Norden“. Ja, das ist nicht nur eine Freude, diese Menschen kennen zu lernen, sondern ein dauernder Gewinn fürs Leben. Beinahe hätte meine Tochter es der elfjährigen Tordis mit ihrem berühmten Brief an Fritjof Nansen nachgemacht und der Doktorsfamilie brieflich eine Liebeserklärung gemacht. Nun tut's für sie der Vater; das ist ungefährlicher.

Lit. Echo: Ein sehr feines und frisches Buch . . .

Schöne Literatur: Möchte das schöne, trefflich ausgestattete Buch in viele deutsche Familien Eingang finden!

Neue Züricher Zeitung: Eine Jugendschrift ersten Ranges ist das aus dem Norwegischen übersetzte Buch von Agot Gjems-Selmer . . . Diese innige Verbindung von Menschenleben und Schicksal mit den Naturgewalten, die zarte Naturstimmung machen das Buch zu einer hervorragenden Jugendschrift.

Internationale Literatur- und Musikberichte: Das ist nicht nur das beste Kinderbuch in der norwegischen Sprache, das ist überhaupt eines der besten Kinderbücher, die wir besitzen. Und in welch grandioser Weise wird die Liebe zur Arbeit, zum emsigen Fleisse, zum Forschen und zum Umgang mit der Natur geweckt! Das Buch, das in keiner Familie fehlen sollte, besitzt einen unübertrefflichen erzieherischen Wert.

Berliner Morgenpost: Es ist eine Jugendschrift, die dem Ideal einer solchen mindestens nahe kommt.

Allgemein. Literaturblatt: Eine Reihe anziehender und anmutender Bilder und Episoden aus dem Leben einer norwegischen Familie, daraus ergeben sich allerlei rührende und hübsche, ernste und komische Situationen.

Köln. Volkszeitung: Es gehört zu der Sorte seltener Jugendbücher, an deren herzigem Ton auch Erwachsene sich erfreuen können . . . Alles in schlichter eindrucksvoller Weise geschildert und erzählt.

Prager Abendblatt: Es ist eine ganz originelle Schrift, die da geboten wird, unterhaltend und poetisch und für die sinnige Jugend sehr empfehlenswert.

Neue Bad. Landes-Ztg.: Und gerade für das Alter von 12 bis 14 Jahren, wo die Wünsche anfangen sich zu regen und das Auge unheimlich scharf beobachtet, gibt es wenig der Empfehlung wertes. Zu dem Wenigen gehört unbedingt das oben genannte Werk.

Nach dem übereinstimmenden Urteil der Kritik das empfehlenswerteste Buch für unsere Jugend.

Jung-Russland

(Int. Novellen-Bibliothek Bd. XIII)

Neue Novellen

von

Maxim Gorki

L. Andrejeff

W. Weressajeff.

Inhalt:

Maxim Gorki, Der Mensch.

L. Andrejeff, Der Glaube.

W. Weressajeff, Vor dem Vorhang.

Die Vereinigung der drei bedeutendsten Vertreter der jungrussischen Dichterschule in einem Bande stempelt das Werk zu einer der interessantesten Erscheinungen in der Literatur.

Verzeichnis der bisher erschienenen Bände der

Internationalen Novellen-Bibliothek

Band		Band	
I.	Skitaletz: **Spiessruten.**	VII.	J. Zeyer: **Geschichten und Legenden.**
II.	Przerwa-Tetmajer: **Aus der Tatra.**	VIII.	Nowaczynski: **Affenspiegel.**
III.	W. Korolenko: **Ein gewöhnlicher Fall.**	IX.	W. Weressajeff: **Die Kolossows.**
IV.	W. Sieroszewski: **Sibirische Erzählungen** (illustr.).	X.	S. Zeromski: **Den Raben u. Geiern zum Frass . . .**
V.	J. Bunin: **Erzählungen.**	XI.	G. Uspenski: **Novellen.**
VI.	R. Bracco: **Wirklichkeit und Schein.**	XII.	C. Dadone: **Nino Maraldis Irrsinn.**

Preis pro Band ohne Illustrationen brosch. M. 1.50, gebunden M. 1.75.

Mit Illustrationen brosch. M. 2.—, gebunden M. 2.25.

Kritikenauszüge über die „Int. Nov.-Bibl.“ im allgemeinen:

„In der Tat nur hervorragende Erzeugnisse auf dem Gebiete der Novelle — mustergültige Uebertragungen — handliches Format — guter Druck — billiger Preis — feine Sachen — mehr auf literarische und künstlerische als auf geschäftliche Bestrebungen gestellter Verlag — äusserst dankenswertes Unternehmen — sorgsame Auswahl — eine glänzende Reihe von Treffern — jede geistige Richtung, jedes Talent findet hier seinen allerbesten Ausdruck Eine Reihe feinfühlender Uebersetzer arbeitet an einer möglichst individuellen Uebertragung der slavischen Werke bei Beibehaltung des Kolorits und individuellen Stiles.“

Hans v. Gumppenberg:

Schwedische Lyrik.

In Prachtband geb. M. 6.—

Heinrich Hart im Tag (Berlin): . . . „den Meisterübersetzungen, mit denen sich die Literatur seit den Tagen der Voss, Schlegel, Simrock, Rückert fast ständig bereichert hat, reihen sich die seinen würdig an.“

Gräfin F. zu Reventlow:

Ellen Olestjerne.

Eine Lebensgeschichte. II. Aufl.
Brosch. M. 4.— Geb. M. 5.—

W. Przerwa-Tetmajer:

Melancholie.

Novellen. Skizzen. Fragmente.
M. 3.—

Ad. Dygasinski:

Lebensfreuden.

Gebunden M. 4.—

Allg. Literaturblatt (Wien): Der Naturforscher und der Philosoph reichen sich in diesem von der Verlagsfirma glänzend ausgestatteten Werke die Hände. Die Umschlagzeichnung von Jan Bukowski und der Buchschmuck von J. Dabrowa schmiegen sich dem Text stilgerecht an.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Ausführlicher Katalog mit 16 Porträts berühmter slavischer Autoren umsonst.

Eine Auswahl literarisch wertvoller Festgeschenke.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Die Ethik des reinen Willens.*)

Als wir vor zwei Jahren in diesem Blatte H. Cohens „Logik der reinen Erkenntnis“, den ersten Teil seines groß angelegten Systems der Philosophie, anzeigen durften (Jahrgang 1902, Nr. 182), da sahen wir den kommenden Bänden, welche die weitere Ausgestaltung des Systems bringen sollten, mit Spannung entgegen. Mittlerweile ist nun, zur Freude aller, welche Sinn und Verständnis für die Bedeutung der Philosophie besitzen, das Werk um einen Band fortgeschritten; wir können heute von der „Ethik des reinen Willens“ berichten.

Die Logik hatte die Grundlagen des Seins der Natur in den Grundlegungen und Hypothesen des reinen Denkens der Wissenschaft entdeckt, aufgesucht und zur Entwicklung gebracht; so hatte sie das Fundament der Erkenntnis überhaupt und des Systemes der Philosophie gelegt. Wenn aber des Systemes, so auch seiner Glieder; insbesondere also auch der Ethik. In der Tat zeigt sich, daß die Ethik keine andere Wissenschaft voraussetzt, — besser: daß sie von keiner anderen prinzipiell abhängig ist — als von der Logik. Um dies einzusehen, fragen wir nach dem Gegenstand der Ethik. Thema und Gegenstand der Ethik ist der Mensch. Hierin aber scheint sie mit mehreren anderen Wissenschaften übereinzukommen, wie z. B. Psychologie, Geschichte u. s. w., die daher auch häufig den Anspruch erhoben haben, der Ethik als Voraussetzung zu dienen. Allein irrtümlich. Soviel sieht man jedenfalls, daß die Ethik sich ihren Begriff vom Menschen erst erobern, ihn erst gegen fremde Uebergriffe sicher stellen muß. Daher ist es genauer, zu sagen: die Ethik sei die Lehre vom B e g r i f f e des Menschen.

Fassen wir nun diesen Begriff näher ins Auge, so zeigt sich freilich sogleich das Unzulängliche sowohl der Psychologie, wie der Geschichte. Denn der Begriff des Menschen, wie er die Ethik beschäftigt, ist vielmehr die Idee des Menschen. Nicht der isoliert gedachte, der einzelne Mensch erschöpft den Begriff des Menschen oder vermag ihn überhaupt nur zu begründen; sondern die Allheit der Menschheit. Die Mehrheit der Menschen schließt sich im Begriffe des Menschen zur Einheit zusammen; zur Einheit der Allheit. Denn diese drei Momente birgt der Begriff des Menschen, wie jeder echte Begriff: er ist die Einheit einer Mehrheit, welche vielmehr zur Allheit werden muß. Die Einzelheit ist gar keine echte Kategorie, kein Grundbegriff des wissenschaftlichen Denkens; das hatte schon die Logik erkennen lassen. Am Begriffe des Menschen wird es klar. Erst wenn das Individuum sein Ich zum Selbst der Menschheit erweitert, wird es zum Menschen. Hierin liegt nun der Fehler der psychologisch begründeten Ethik: sie bleibt am Einzelmenschen kleben; ihr ist der Mensch der tierisch-physiologische; und so verengert sie den moralischen Horizont; und so verkennt sie den grundsätzlichen Unterschied zwischen dem Sein der Natur und dem Sein der Sittlichkeit.

Das sittliche Sein ist das Sein des Sollens; es ist immer Aufgabe, nie völlig Wirklichkeit. Diese Natur der sittlichen Realität herauszustellen, klar zu erkennen, wird zum eigentlichen Ziel der Ethik. Hier kann sie weder von der Psychologie, noch von der Geschichte lernen: welche vielmehr beide, was das Sein des Sollen bedeute, von der Ethik erst erfahren können. Und die Geschichte ganz besonders zeigt sich hier auf die Ethik angewiesen. Die Ethik ist die Logik der Geisteswissenschaften; so auch der Geschichte. Denn die sittlichen Ideen, nicht die toten Tatsachen, bringen die Geschichte hervor. Diesen Umstand verkennt die sogenannte materialistische Geschichtsauffassung. Freilich bedürfen die Ideen der Natur, um sich zu verwirklichen; aber niemals gehen sie in ihr auf; niemals, vor allen Dingen, sind sie das Produkt der Natur. Es ist ebenso verkehrt, die Ideen völlig auszuschalten und die Kultur nur von der Natur her zu verstehen, als die Natur mit der Idee zu identifizieren. Diesen letzten Fehler macht Hegel in seiner Lehre von der dialektischen Bewegung der Idee. Die Idee ist und bleibt Aufgabe, Ziel der Entwicklung; nicht aber ein Begriff des Naturseins.

Aber nicht nur den konkurrierenden Wissenschaften, sondern auch der Religion gegenüber muß die Ethik die Selbständigkeit ihrer Aufgabe und Methode bewahren. Denn auch die Religion will Wissen sein: Wissen von Gott, der Welt und dem Schicksal des Menschen. Wenn aber das Sittliche Erkenntnis ist, so ist es Gegenstand der Wissenschaft, also der Ethik. Nicht die Ethik muß von der Religion, sondern umgekehrt, die Religion von der Ethik lernen, was Sittlichkeit sei. Dabei soll natürlich der große Anteil, den die Religionen an der fortschreitenden Entwicklung des Sittlichen gehabt haben, nicht geleugnet werden.

So scheint aber die Ethik in eine gefährliche Isolierung zu geraten. Wir sahen, wie die Logik, um ihr Ziel zu erreichen, sich an Mathematik und Naturwissenschaft anlehnt: wie sie im Getriebe und Gefüge dieser Wissenschaften die Grundmotive des logischen Denkens, die Grundlegungen des Seins, entdeckte. So erst wurde ihre Arbeit fruchtbar und gewinnbringend: im engsten Zusammenhang namentlich mit der Mathematik, deren Fundament die Logik legt, die daher auch umgekehrt die Logik bereichert und belebt. Sollte die Ethik nun völlig in der Luft schweben? Des Zusammenhangs mit der Wissenschaft ganz entbehren? Oder gibt es nicht vielleicht eine Wissenschaft, welche sich zur Ethik analog verhält, wie Mathematik und Naturwissenschaft zur Logik? — Hier ist es nun, wo Cohen ent-

*) H. Cohen: System der Philosophie, Teil II: „Ethik des reinen Willens.“ Berlin, B. Cassirer 1904.

schlossen über Kant hinausgeht. Er zeichnet als solche Wissenschaft für die Ethik die Rechtswissenschaft aus. „Die Logik der reinen Erkenntnis war . . . auf die Mathematik begründet worden, um sich mit dieser für den Aufbau der Naturwissenschaft zu verbinden. In analoger Weise wird hier der Versuch gemacht, die Ethik auf die Rechtswissenschaft zu orientieren. Diese ist die Mathematik der Geisteswissenschaften. . . . Die Ethik des reinen Willens muß demzufolge zur Prinzipienlehre der Philosophie von Recht und Staat werden." (Vorrede.) Der noch von Kant aufrecht erhaltene Unterschied zwischen Legalität und Moralität muß fallen gelassen werden. Denn, wenn man so das Recht von der Moral trennt, nimmt man ihm seinen Lebensgeist. Das Recht muß die Realität der Sittlichkeit werden; ob es dies auch immer nur unvollkommen sein kann — als Ziel ist an dieser Losung festzuhalten.

Beide Wissenschaften befruchten sich: so wie die Rechtswissenschaft ihr sicheres Fundament in der Ethik haben muß, so kann diese letztere auch im Recht ihre Begriffe und Motive wiedererkennen und an demselben beglaubigen. Die Grundbegriffe der Ethik sind der reine, d. h. der die Sittlichkeit erzeugende Wille und die Handlung, in welcher er sich realisiert. Die Handlung und der Wille sind aber auch die Grundlagen des Rechtes. Im reinen Willen wurzelt der Begriff des sittlichen Menschen, des Individuums der Allheit; und auch hierfür bietet das Recht die entsprechende Begriffsbildung in der Fiktion der juristischen Person. Denn die juristische Person bildet die Einheit der Allheit, welche die moralische Person konstituiert. „Die Fiktion, wie sie genannt wird, ist vielmehr logische Fixierung. Die juristische Person entfernt sich von dem sinnlichen Vorurteil der Einzelheit und ihrem Charakter der Wahrheit; sie konstituiert sich auf Grund der Allheit als Einheit des Rechtssubjekts." Das Musterbeispiel aber der juristischen Person ist der Staat. Die Einheit der Allheit, welche der Staat darstellt, gibt daher diesem Begriff die Bedeutung eines ethischen Leitbegriffes. Wenn sich die Einheit des sittlichen Menschen in der juristischen Person ausspricht, so kann man sagen, daß sie in der Einheit der staatlichen Sittlichkeit zum gediegensten Ausdruck, zur wohlbegründeten Realität gelangt.

Der reine Wille aber ist es, welcher sich in der Handlung betätigt, welcher in der Handlung die Sittlichkeit erzeugt. Wie ist nun dieser Begriff des reinen Willens näher zu bestimmen? Zuerst ist zu beachten, daß sich im Willen zwei Momente unterscheiden lassen: der Affekt, welcher den Impuls gibt, von dem die Willensregung und Bewegung ausgeht, und das reine Denken, dem die Absicht und der eigentliche Inhalt des Willens zufällt. Das reine Denken, das ist das erzeugende Denken, welches die Begriffe, und in diesem Falle also: die sittlichen Ideen, aus sich selbst gebiert; und so muß auch im Affekt ein Moment der Reinheit gefunden werden, wenn der Begriff des reinen Willens nicht Schaden leiden soll. Diese Quelle der Reinheit, diese erzeugende Kraft des Willens bezeichnet Cohen als die Willenstendenz; in ihr, in der Tendenz, entspringt die Willensbewegung. Wollen wir nun den Inhalt des Willens näher bezeichnen, so eignet sich am besten das Wort: Aufgabe. Der Inhalt des reinen Willens ist immer erstrebte, selbstgesetzte Aufgabe. Die Aufgabe ist das Motiv des Willens und daher ein Willensfaktor; die Gesamtheit der Willensgefühle, die wir als Affekt bezeichnen, ist der Motor, welcher die Mühle des Willens treibt. Die Aufgabe, weil sie Erkenntnis sein muß und Idee, wurzelt immer im reinen Denken. Die Handlung aber, in welcher sich erst der reine Wille verwirklicht, ist eine Einheit von Affekt und reinem Denken. Motor und Motiv vereinigen sich in ihr.

Durch sie entfaltet sich so das Selbstbewußtsein als das sittliche Subjekt des reinen Willens. Wie es sich im reinen Denken der Logik um die begriffliche Einheit des Objekts handelt, so in der Ethik um die Einheit des Subjekts. Die Einheit des Subjekts wird genauer bezeichnet als Selbstbewußtsein. „Das Selbstbewußtsein ist . . . für den reinen Willen stets und überall das eigentliche Motiv, der tiefste leitende und entscheidende Beweggrund." S. 197. Fragt man nun nach dem Inhalt und Ursprung dieses ethischen Grundbegriffs, so ist zu beachten, daß das Ich des sittlichen Selbstbewußtsein gar nicht in völliger Isolierung zu denken ist; denn der ethische Begriff des Menschen ist vielmehr die Idee des Menschen, das bedeutet: die Aufgabe der Einheit des Menschengeschlechts. Die Beziehung auf den anderen Menschen, die Voraussetzung des anderen Menschen ist es, welche das eigene sittliche Bewußtsein des Selbst erst ermöglicht. „Das Selbstbewußtsein ist in erster Linie bedingt durch das Bewußtsein des Anderen. Diese Vereinigung des Anderen mit dem Einen erzeugt erst das Selbstbewußtsein, als das des reinen Willens." (202.) Als Inhalt des reinen Willens muß aber das Selbstbewußtsein als Aufgabe gedacht werden; man darf es nicht mit dem leiblich-sinnlichen Menschen der Wirklichkeit verwechseln. „Aufgabe ist dies Selbstbewußtsein und bleibt es; nicht aber bildet es den noch so seelisch gedachten Zusammenhang der Gliedmaßen und ihrer Funktionen." (S. 211.) In ihm erfüllt sich erst der Begriff des reinen Willens als in seinem eigentlichen Ziel.

Diesen reinen Willen nun muß die Ethik, wie gesagt, in der Rechts- und Staatslehre wiedererkennen; hierzu darf man auf den Begriff der juristischen Person verweisen. Im römischen Recht tritt das Problem der juristischen Person in den Stiftungen (piae causae) auf; im deutschen Recht besonders deutlich in den Genossenschaften. In der Genossenschaft entsteht recht eigentlich das Problem des Rechtssubjekts. Dieses, als die juristische Person, wird konstituiert durch den geeinten Willen einer Mehrheit von Personen, welche vielmehr eine Allheit bilden. „Dieser geeinte repräsentative, ideale Wille bildet die Einheit des Willens und die Einheit der Person; den Begriff der juristischen Person." (S. 219.) Handelt es sich nun um die höchstmögliche Realisierung der juristischen Person, als des sittlichen Selbstbewußtseins, so muß der Staat genannt werden. Freilich: der Staat als Aufgabe, nicht der zufällig wirkliche Staat. Jedes Wesen, das als sittliches, als rechtliches Subjekt, des reinen Willens fähig ist, muß zum Vollzug des Selbstbewußtseins im Staate, also zur Mitarbeit an dem Staat, berufen sein. „Nur der Staat stellt das Selbstbewußtsein des Menschen dar." (S. 242.)

Als reiner, d. h. als erzeugender Wille kann der Wille seine Aufgabe, die sittliche Aufgabe des Selbstbewußtseins, nicht von außen empfangen. Das heißt aber nichts anderes als: der Wille stellt sich seine Aufgabe selbst; das Sittengesetz ist ein selbstgegebenes. Der Wille ist frei, d. h. autonom. Dieser Begriff der Autonomie freilich, wie ihn Kant zuerst aufgestellt hat, bedarf einer genaueren Fassung, denn hier liegt die Gefahr vor, daß man die Freiheit der Selbstgesetzgebung als eine Tathandlung des empirischen, des sinnlichen oder geistigen Ich auffaßt. Dies wäre falsch. Denn, wie wir gesehen haben, ist es der reine Wille, durch welchen das sittliche Selbst erst entsteht. Die Voraussetzung, daß es solche Ichs gibt, welche des reinen Willens fähig sind, steht hier gar nicht in Frage; soweit sie die Ethik interessiert, kommt sie später zur Sprache. Hier handelt es sich um den Begriff des sittlichen Selbstbewußtseins; und da zeigt sich, daß die Autonomie erst der Quell des Selbst ist. Es ist eine Gesetzgebung zum Selbst, nicht durch das Selbst. In diesem Sinne also ist die Selbstgesetzgebung zu fassen. Aber die Autonomie kann weiter bezeichnet werden durch den Begriff der Selbstbestimmung. Die Autonomie ist Selbstbestimmung; das will sagen: von meinem Vorsatz hängt mein Selbstbewußtsein ab. Mein Selbstbewußtsein erwacht und wird bestimmt durch meine Handlung; ich erschaffe es, indem ich daran arbeite durch Vorsatz und Entschluß. Deswegen muß ich aber auch die Selbstverantwortung anerkennen; Autonomie ist Selbstverantwortung. Auf ihr beruht der Begriff der Schuld. Weil diese so ganz zu einer inneren Angelegenheit des Selbst, zu einer Sache der Gesinnung wird, muß man dem Richter die Befugnis nehmen, über die Schuld des Verbrechers zu urteilen. Er hat vielmehr nur die Strafe festzustellen, nicht aber ein moralisches Verwerfungsurteil auszusprechen. Die Strafe aber muß der Verbrecher auf sich

nehmen aus dem Verlangen der sittlichen Selbsterhaltung. In der sittlichen Selbsterhaltung vollendet sich so der Begriff der Autonomie, welches der einzig richtige Begriff der Freiheit ist.

Nachdem nun so der Inhalt und die Aufgabe des reinen Willens festgestellt sind, muß die Frage nach der Realität des Sittlichen aufgeworfen werden. Diese beantwortet Cohen durch den Begriff des ethischen Ideals. Wenn die Naturwirklichkeit als Vorbild und Inbegriff der Sittlichkeit abgelehnt wird — was für ein Sein bleibt ihm übrig? Denn das ist das unbefriedigende in Kants System, daß dem Sittlichen zwar das Sollen, aber kein Sein zugesprochen wird. Man muß vielmehr erkennen, daß auch das Sittliche ein Sein hat — wenn auch kein sinnliches Dasein; das sittliche Sein ist das Sein des Ideals. Will man die Seinsart des Sittlichen recht verstehen, so muß man sich von dem sensualistischen Vorurteil frei machen, als ob in der Empfindung oder im sinnlichen Trieb das Sein gegeben sei. Ist dieses Vorurteil schon in der Logik gefährlich, so wird es der Ethik geradezu verderblich. Denn entweder kommt man von diesem Standpunkt zum kraftlosen Pessimismus, welcher, indem er die Bilanz zwischen Lust und Unlust in der Welt zieht, und sie sehr zu Ungunsten der Lust findet, an der Zukunft des Menschengeschlechts verzweifelt und die Rückkehr in das Nirwana als letztes Ziel aufstellt (— eine wahrhaft absurde Ansicht, die die Zukunft sichern will, indem sie die Zukunft aufgibt); oder man verfällt in den Fehler des Pantheismus, wie z. B. Hegel. Diese Gleichsetzung von Wirklichkeit und sittlichem Sein muß gleichfalls jeden sittlichen Fortschritt unmöglich machen; wozu arbeiten, wozu ringen und streben — wenn die Wirklichkeit schon vernünftig ist, wenn die Welt und der Mensch ohnehin schon göttlich sind? Demgegenüber muß das sittliche Sein auf die Zukunft gestellt werden. Das Sittliche ist Idee, ist Aufgabe — d. h. es soll verwirklicht werden; und sein Sein liegt gerade in diesem Prozeß des sittlichen Fortschritts, der sittlichen Kulturarbeit der Menschheit. Und daß dieser sittliche Fortschritt ewig sei — dies besagt der Begriff des ethischen Ideals. Dem Ideal kommt Ewigkeit zu. Ewigkeit ist nicht vornehmlich ewige Dauer; es ist vielmehr der Begriff der Zukunft, welcher den Begriff der Ewigkeit verständlich macht. Die Zukunft birgt das Ideal, welches in jedem Augenblicke des Lebens wie ein ferner Lichtpunkt unserem Willen vorschweben soll. In keinem Momente des Daseins völlig erfüllt, ist es dennoch, wenn auch unvollkommen, in jeder einzelnen sittlichen Handlung wirklich: es ist der Inhalt, das Ziel und der Inbegriff der sittlichen Kulturarbeit der Menschheit.

Nun ist aber die Meinung nicht unerhört, welche behauptet: einmal wird es mit der Menschheit zu Ende gehen; oder sogar: die Natur selbst in ihrem innersten Kern wird sich mehr und mehr dem sittlichen Fortschritt feindlich zeigen und ihn endlich unmöglich machen. Solche Ansicht freilich bedeutet die Preisgabe aller Ethik, ja aller Philosophie. Demgegenüber begründet die Ethik des reinen Willens, als die Ethik des Idealismus, den Glauben an die Möglichkeit des Kulturfortschrittes der Menschheit und die Vervollkommnung der Sittlichkeit in dem Grundgesetz der Wahrheit, welches sich zur Idee Gottes vertieft. Wahrheit bedeutet nicht allein logische Richtigkeit; sie bedeutet den Zusammenhang zwischen Logik und Ethik, d. i. zwischen Natur und Sittlichkeit. Gott ist die Wahrheit; und die Wahrheit ist die Uebereinstimmung von Natur und Sittlichkeit. Zwar das Sein der Sittlichkeit ist das Sein des Sollens und also des Wollens; es ist nicht das Sein der Natur. Aber das besagt das Grundgesetz der Wahrheit, und dessen versichert uns Gott, als die Idee Gottes: daß es der Sittlichkeit nie an der Natur gebrechen wird, mit deren Hilfe, besser: in welcher der sittliche Fortschritt stattfinden soll; daß sie sich diesem Sein nie entzieht. Hier ist der Ort, wo jene Voraussetzung sich geltend macht, die wir oben schon streiften: daß die Möglichkeit des Sittlichen, die Aufgabe des sittlichen Selbstbewußtseins das Vorhandensein solcher Ichs voraussetzt, die des reinen Willens fähig sind. Ohne diese Voraussetzung — dies sehen wir hier — ist Ethik nicht möglich, Sittlichkeit eine Illusion. Daher bedürfen wir zur Möglichkeit der Ethik wie der Sittlichkeit der Hypothesis, der Idee Gottes, als der Wahrheit. Gott ist weder einseitig die Natur, noch das Ideal der Sittlichkeit; er bedeutet als die Idee der Wahrheit: daß der sittliche Fortschritt Bestand habe; er bedeutet den Glauben an den Sieg und die Macht des Guten. So bildet er den wahrhaften Mittelpunkt und den Gipfel der Ethik.

Man hat das Sittliche ursprünglich auch mit der Tugend gleichgesetzt; doch muß man sich hiervon frei machen. Der Begriff der Tugend entspringt erst, wenn es sich darum handelt, wie das Sittliche, das Gute, d. h. das Selbstbewußtsein, in der einzelnen Handlung sich vollzieht. Da ist die Tugend, vielmehr: die Tugenden, das Mittel, den Inhalt des Guten der Handlung für jeden Schritt als Muster vorzuhalten und ihr so Stetigkeit und Zusammenhang zu sichern. So wendet sich die Tugend an den Affekt, so beruht auch die Tugend auf dem Affekt. Im Affekt nun schmelzen zwei Arten von Gefühlen zusammen: einerseits Denkgefühle, andererseits Bewegungs- und Begehrungsgefühle. Demnach können wir zwei Arten von Tugenden unterscheiden: „In der Grundlage des Affekts für die Tugenden ersten Grades, welche auf die Allheit gehen, wird der Komplex der Denkgefühle überwiegend sein; während der der Bewegungsgefühle das Uebergewicht haben wird in demjenigen Affekte, welcher die Grundlage bildet für die Tugenden zweiten Grades, welche auf die relativen Gemeinschaften gerichtet sind." (S. 462.)

Als Grundaffekt der Tugenden ersten Grades wird nun die Ehre ausgezeichnet; in ihnen pulsiert gleichsam die Allheit der Menschheit. Die Ehre ist die Menschenehre; sie ist unverwandt auf den anderen gerichtet; sie bedeutet: das Ehren des anderen. Da schweigt aller Egoismus; da geht das Selbstbewußtsein des Individuums dem Einzelnen in der Allheit auf. Deswegen ist die Ehre auch ein juristischer und politischer Grundbegriff. Die Allheit des Staates beruht auf ihr. Demgegenüber dürfen aber die relativen Gemeinschaften der Familie, des Volkes u. s. w., nicht zu kurz kommen. Die Tugenden dieser relativen Gemeinschaften sind Tugenden der Liebe. Ehre und Liebe begründen die Tugenden.

Das System der Tugenden, wie es Cohen aufbaut, hier näher zu entwickeln, müssen wir uns leider versagen. Nur soviel sei noch verraten, wie hier immer eine Tugend der Ehre sich einer solchen der Liebe verbindet; wie die strenge Forderung der Tugenden ersten Grades, welche nur die Allheit zu kennen scheinen, gemildert wird durch die Tugenden der Liebe. Die Wahrhaftigkeit geht so Hand in Hand mit der Bescheidenheit; die Tapferkeit mit der Treue; und die Gerechtigkeit sucht ihre Schwester, die Humanität.

Indem die Humanität das System der Tugenden abschließt, bringt sie zugleich die Ethik zum glücklichen Ende; und sie leitet zur Aesthetik über. Es ist in hohem Maße bezeichnend für Cohens Werk, daß es so in der Humanität als in seinem Endziel und Ruhepunkt ausgeht. Denn der Geist, von dem das Ganze getragen ist, darf im besten Sinne des Wortes als human und sozial bezeichnet werden. Welches Thema sich auch jeweils Cohen zur Untersuchung darbietet: immer ist sein Blick auf die Allgemeinheit, auf die Einheit der Allheit des Menschengeschlechts gerichtet. So kann das Buch vor allen Dingen dienen, Rassen- und Standesvorurteile zu entwurzeln; denn darin liegt nicht sein geringstes Verdienst, einmal schlagend und unwiderleglich gezeigt zu haben, wie ungeeignet der Rassenbegriff zur Grundlegung der Ethik ist. Alles, was die Menschen entzweit, was geeignet ist Haß und Zwietracht zu säen, ist unsittlich; und das Vorurteil der Rasse zu allermeist. Und wie der Rassen- und Klassenhaß, so wird auch jede Exklusivität der Gesinnung und des Wissens (die sich auch gern mit dem angemaßten Titel einer „Geistesaristokratie" schmückt) in ihrer heuchlerischen Schädlichkeit entlarvt und bloßgestellt. Der Gegensatz zwischen den Auserlesenen des Geistes, welche da glauben das Vorrecht auf das Wissen gepachtet zu haben und den anderen, dem „niederen Volke", gern die körperliche Arbeit überläßt, muß verschwinden. Es ist eine der tiefsten Einsichten, welche die

Ethik zu befördern verpflichtet und geeignet ist, daß die Erkenntnis, also das Wissen, die Voraussetzung des sittlichen Fortschritts, weil der Sittlichkeit ist. Daraus folgt, daß jeder Mensch, eben weil er Mensch, d. h. ein zur Sittlichkeit bestimmtes Wesen ist, Anrecht auf das gesamte Wissen seiner Zeit hat. Die Erfüllung der durch diese Einsicht bedingten Forderungen wird zwar durch die allgemeine Schulpflicht angebahnt, bedarf aber einer stets vertieften und verbesserten Ausführung. — Der freie Geist, den das Buch in der Beurteilung der sozialen Verhältnisse verrät, zeigt sich auch in seiner Stellung gegenüber der Religion. Zwar wird der Anteil, den die Religionen an der Entwicklung und Ausbildung der Sittlichkeit und Kultur haben, bereitwillig anerkannt; andrerseits wird aber der Religion das Recht abgesprochen, die Wissenschaft zu beschränken oder heute noch zu bevormunden. Vielmehr muß die Religion nach und nach durch die philosophische Ethik ersetzt werden, welche ihre berechtigten Probleme auf sich nimmt und erledigt.

Doch genug. Mögen unsere Andeutungen bewirken, daß das Buch recht, recht viele Leser findet! Es zählt unzweifelhaft zu den bedeutendsten Erscheinungen der philosophischen Literatur unseres Volkes. — Die Ausstattung durch den Verlag von Cassirer ist schön und würdig.

Gießen. Professor Dr. W. Kinkel.

Ein neues Buch von Philipp Langmann.

„Leben und Musik" nennt Philipp Langmann seinen ersten Roman, der jüngst im Cottaischen Verlage erschienen ist. Ein seltsames Buch, ein reiches, reifes, kraftvolles Werk, das uns Langmann hier auf neuem Gebiete beschert. Aeußerliches ereignet sich nicht viel in diesem Roman — abgesehen von einigen wild bewegten Szenen im letzten Drittel des Buches; und das wenige wird kurz abgetan als etwas zwar nicht Entbehrliches, aber nur Untergeordnetes. Gleichwohl ist das Buch voll Leben und Bewegung. Unendlich reich ist das Erleben und Geschehen in den Seelen der uns von Langmann diesmal gezeichneten Menschen, besonders seines Helden, Ludwig Stangers.

Ohne Zweifel hat man in ihm Langmann selbst vor sich; zum wenigsten ist Stanger von ihm mit vielen Zügen aus seinem Eigensten ausgestattet. Aber über das Subjektiv-Individuelle hinaus gewinnt dies Selbstporträt Langmanns typische Bedeutung und Wahrheit. Wie Stanger, nach außen kalt und ruhig erscheinend, aber voll leidenschaftlichsten Innenlebens, in tausend Schmerzen gebunden, Erlösung findet, da er zum Künstler wird, ist ergreifend zur Anschauung gebracht, wenn sich auch über das Einzelne des Vorganges wird rechten lassen.

Das soziale Moment läßt Langmann diesmal fast ganz zurücktreten. Sein Buch ist nicht arm an Figuren; aber wohl ohne Ausnahme gehören sie nicht dem Volk im engeren Sinn an. Den Kernpunkt des Werkes bildet der heiße Kampf, in welchem das Individuum um die Freiheit schönen, vollen, umfassenden Menschentums ringt. Jeden, der über das Bedürfnis des Tages hinaus noch etwas Höheres kennt, dem es ernst ist mit seinem eigenen Recht auf Persönlichkeit, muß es aufs höchste fesseln, zu verfolgen, wie Langmann seinen Helden sich entwickeln läßt.

Aus der Enge ehrenhaften Kleinbürgertums hervorgegangen, muß Ludwig Stanger schon früh erfahren, daß er anders ist als die vielen, die in dem alltäglichen Philistertreiben ihr Lebenselement finden, darin sie sich mit natürlichem Geschick und Behagen gar bald zurechtfinden und häuslich einrichten. Man versteht, daß er, der nicht gemütlich mitzuschwimmen weiß, jenen ein Stein des Anstoßes wird und unvermeidlich ihrem instinktiven Haß anheimfällt. Aber Stanger selbst erkennt dies erst spät als Notwendigkeit. Zunächst verwirrt es ihn und macht ihn an sich irre, daß es ihm versagt bleibt, in gleichgültiger oder feindseliger Umgebung an einem Tageslauf als Rädchen in der gewaltigen Maschine eines großen Verwaltungskörpers Genügen zu finden. Sein Dasein verdüstert sich, seine Seele taucht in Mißmut und Melancholie ein; die Feindschaft seiner Gegner will ihn zermürben, wie mit tausend Nadelstichen peinigt ihn ihre virtuose Gehässigkeit. Da erblüht ihm Trost aus der Freundschaft eines edlen, reifen Mannes, der gleich ihm eine bessere Natur, den göttlichen Funken, in Stanger erkennt und ihm ein Führer in dem Tal der Schmerzen wird. Ennemos, so heißt der Freund, eröffnet dem Jüngeren den Zugang zu einer neuen Welt, gibt seinem Hunger nach Kunst Nahrung und befreit ihn in angeregtem Gedankenaustausch über die großen Menschheitsprobleme von dem lastenden Gefühl der Vereinzelung.

Aber langsam reift Stanger einer Katastrophe entgegen. Seine Stellung im bürgerlichen Leben verliert er durch den vollendet raffinierten Intriganten Volpes; der weiß mit sicherem Griff eben den Teil in Stangers Wesen sich dienstbar zu machen, der ihn, wie Volpes wohl erkennt, weltweit von diesem trennt. Larina, das Weib, das er mit heißen Qualen liebt, spielt mit ihm und verrät ihn mit unerhörtem Betrug. Die Wogen scheinen über ihm zusammenschlagen zu wollen. Aber schon ist ein schönes Wunder geschehen. Der musikalische Genius, der bis ins Mannesalter in Stangers Brust scheintot begraben lag, nur hin und wieder in leisen Aeußerungen anzeigend, daß er da war und lebte, ist sieghaft erwacht; er beschert seinem Träger wie im Schlaf ein herrliches Werk, eine gewaltige Symphonie.

So ist Stanger nach langer, unendlich qualvoller Entwicklung, wie sie allem Edelsten beschieden zu sein scheint, aus der Dumpfheit zur Klarheit durchgedrungen, zur Klarheit über sich selbst und seine Stellung in der Welt; die Kräfte seiner starken Seele haben die Fesseln abgestreift, um fortan in beseligender Betätigung Unvergängliches zu schaffen. Der Zusammenbruch seiner bürgerlichen Existenz dient nur dazu, ihm für seinen wahren Beruf auch die äußere Freiheit zu geben. Und nun hat er auch endlich die Krankheit jenes Liebeswahnsinns überwunden. Neues Leben zieht in sein Herz ein, da er erkennt, daß ein treuer Engel gar lange schon still an dem Weg des blind Dahinstürmenden stand, nichts inniger ersehnend, als daß der Geliebte sehend werden möchte. Liebe gebend und nehmend zieht Wilhelma ihn an ihr gütiges Herz; verzeihend, verstehend, Mut und Trost spendend, wird sie des Künstlers glücklich-beglückendes Weib und wahre Lebensfreundin.

In gedrungener Kraftfülle schreitet Langmanns Darstellung daher. Kostbar belohnt und beschenkt findet sich, wer sich dem reizvollen Zauber gefangen gibt, der von des Dichters bewundernswert reicher Gedankenwelt ausgeht. Geistvoll sind die zahlreichen Reflexionen, gesättigt von Temperament der lebendige Dialog; der Stil entbehrt nicht der Anmut. Nicht ohne Wehmut mag der Familienblatt-Lieferant einer gewissen Gattung sehen, wie hier ein fürstlicher Verschwender in einem schmalen Bande eine Reichtumsfülle dahin gibt, groß genug, um jenen ein halbes Leben hindurch für ungezählte Romanspalten zu nähren.

Eine herbe, oft schneidende Luft durchweht die Blätter von Langmanns Buch. Aber es ist eine Luft, in der einer starken Seele wohl werden muß. Aufs tiefste hat des Dichters Sensitivität die Tragik des Menschseins erfaßt, und aus der leidenvollen Gebundenheit an eine widrige Umwelt rettet er sich in die Freiheit des Gedankens. Ohne je an Sentimentalität zu streifen, gibt er einem großartigen Pessimismus erschütternden Ausdruck, mit dem Mut der Wahrheit, vor dem der schöne Traum des Herzens erblassen muß. Mit seinem entschiedenen Determinismus zeigt er sich als modernen Menschen, und gerade auf diesem Wege werden die Mitlebenden ihm zu folgen geneigt sein.

Eine Fülle von Ideen und Problemen behandeln die reichen Dialoge und Reflexionen: Malerei und Plastik, Willensfreiheit, Gesellschaftslehre, künstlerisches Schaffen, Künstlerehe, Schopenhauer, Nietzsche und vieles andere klingt an. Mit Recht läßt Langmann offen erkennen, wo er sich an die anlehnt, die vor ihm gewesen sind. Er darf sich sagen, daß er als tiefer, durchaus originaler Denker davor geschützt ist, Banalitäten zu Markte zu tragen. Natürlich wird der Leser sich vielfach im Widerspruch mit Langmanns Auffassung finden. Dazu bleibt ihm genügend Spielraum; denn der Ver-

fasser ist im ganzen weit entfernt, seine Ansichten mit dem Anspruch auf dogmatische Gewißheit zu geben.

Es ist weder möglich, noch nötig, Langmanns Buch mit einem Stichwort zu charakterisieren. In keine der landläufigen Schablonen geht es restlos auf. Darin besteht gerade zu einem großen Teil das Anziehende des Werkes, daß in ihm völlig selbständige Wege eingeschlagen werden. Zwei sehr verschiedene Elemente weiß es zu einer Einheit von eigentümlichem Reiz zusammenzufassen. Im Konkreten, Einzelnen strenge Objektivität. So namentlich in der Kennzeichnung der zahlreich auftretenden Personen. Hier erscheint der Dichter besonders groß. Mit unvergleichlicher intuitiver Kraft wird ein Charakter in zwei Zeilen bloßgelegt, daß man mit einem Schlage in ihm zuhause ist. In diesen knappen, scharfen Porträtskizzen vor allem sagt Langmann das außerordentlich Feine mit verblüffender Selbstverständlichkeit. Diese fast unheimlich anmutende Seelenkenntnis, die offenbar auf minutiösem Wirklichkeitsstudium beruht, läßt ihn Menschen von Fleisch und Blut hinstellen, die man schwer vergißt, nicht Schemen oder Fratzen. Aus seiner Objektiviät fließt dem Dichter auch jene erhabene Gerechtigkeit, die erkennt, daß jegliches Wesen mit metaphysischer Notwendigkeit so ist, wie es ist, daß es mit jeder Lebensäußerung im Recht ist, und daß es nicht nach anderer Wesen Beifall fragt, wenn es dem zwingenden Gesetz folgt, das ihm eingepflanzt ward.

Das andere, dicht neben jenem blühende Element ist ein sattes Pathos, wo sich Langmanns Darstellung vom Besonderen dem Allgemeinen zuwendet. Da läßt der Dichter in dithyrambischem Schwung, wohl selbst ins Visionäre sich erhebend, dem Strom seiner Gefühle den Lauf, einem brennenden Durst nach Freiheit im höchsten Sinne, einem heißen Sehnen nach dem Ideal eines schöneren, vollkommenen Seins — eine ganze Fülle der Gesichte, die nach Gestaltung schreit.

Es soll nicht verschwiegen sein, daß Langmann hier bisweilen etwas zu viel zu tun, die strenge Schönheitslinie ein wenig zu überschreiten scheint. Auch einige andere Punkte mögen Erwähnung finden, an denen man nicht ganz mit dem Dichter wird Schritt halten können. Mit hinreißender Schönheit ist das Erwachen des Genius in Ludwig Stanger gezeichnet. Aber es tritt zu wenig vermittelt auf, um ganz glaubhaft zu werden. Der Vorgang hat zu viel von einem Wunder im buchstäblichen Sinne des Worts an sich, und daran ändert es auch nichts, daß der Dichter schon bei der Darstellung früherer Entwicklungsphasen seiner Helden manches Vorbereitende hat einfließen lassen. Zu bedauern ist es auch, daß Langmann sein lebensvolles, plastisches Werk mit einer so farblos-blutleeren Abstraktion benannt hat, die fast ein matter Gemeinplatz ist.

Im ganzen ist des Verfassers Sprache rein und einwandsfrei. Austriacismen am rechten Ort, beispielsweise in der meisterhaften, episodischen Gerichtsszene ziemlich im Anfang, sind packend und wirksam; an anderen Stellen, wo sie nicht der Charakterisierung zu dienen haben, wird man sie dagegen gerne missen. — Ein Fünf-Millionen-Manöver, wie es Volpes, dieser sonst unvergleichlich sicher erfaßte Antipode Stangers, zuwege bringt, ist denn doch selbst für den durch die Bekanntschaft mit Burckhards Simon Thums Vorbereiteten ein etwas starkes Stück.

Mit hoher Freude und warmem Dank wird Langmanns erster Roman aufgenommen werden. Nach so erstaunlicher, vielversprechender Leistung darf man in froher Erwartung der weiteren Entwicklung harren, die der starke und tiefe Genius dieses echten Dichters nehmen wird.

J. M. Franz.

Bücher und Zeitschriften.

μοι. **Giordano Bruno: Zwiegespräche vom unendlichen All und den Welten,** verdeutscht und erläutert von **Ludwig Kuhlenbeck.** 2. Auflage (Gesammelte Werke, Band 3).

Verhältnismäßig rasch ist dem in der Beilage vom 10. Mai d. J. von uns besprochenen ersten beiden Bänden der dritte von Giordano Brunos Werken gefolgt. Daß er schon in einem anderen Verlage, in erster Auflage vorlag, mag das Erscheinen beschleunigt haben. Die neue Auflage präsentiert sich nun freilich in jedem Betracht günstiger als die alte: in der Ausstattung wie im reichen Inhalt. Die Uebertragung des italienischen Dialoges selbst füllt fast den kleineren Teil des Buches, das Vorwort des Uebersetzers und die Anmerkungen den größeren. Die Kosmologie Brunos, deren Grundgedanken in diesem Buche mit dialektischer Lebendigkeit entwickelt werden, konnte natürlich nicht ohne Geleitwort bleiben. Der Herausgeber hat sich die Sache nicht leicht gemacht. Er untersucht die wissenschaftliche Bedeutung dieser Dialoge, Brunos Verhältnis zu Kopernikus und seinen Vorgängern, die Unendlichkeitsidee Brunos, den Einfluß der Brunoschen Philosophie auf die deutsche Dichtung, und bringt endlich einen Ueberblick auf die Nachfolger Brunos in der Kosmologie. Die Anregung zur Uebertragung gerade dieser Dialoge hat Kuhlenbeck durch Eugen Dühring erhalten, nach dessen Ueberzeugung Bruno der einzige moderne Repräsentant dafür geblieben ist, daß Denker für das Wissen von der Natur ausnahmsweise, d. h. wenn sie im höchsten Maße Denker sind, mehr leisten als Spezialisten. Der Herausgeber nennt sich bei dieser Gelegenheit den Rechtsanwalt „eines bis in die neueste Zeit hinein in unwürdigster Weise um den verdienten Grad des Nachruhms betrogenen, ja nahezu totgeschwiegenen Genius“ und sucht dieses Diktum insbesondere auch bei Spinoza nachzuweisen. Dabei ist es merkwürdig, zu beobachten, daß Kuhlenbeck selbst sich in einem Hauptpunkte im Gegensatz zu Bruno für die Annahme einer endlichen Welt und einer bestimmten Anzahl von Weltkörpern entscheiden zu müssen glaubt. In einem leider nur kurzen Kapitel wird der Einfluß Brunos auf die Dichtung Klopstocks, Schillers, Goethes, Hölderlins und Byrons kurz gestreift. Unter den Nachfolgern des Nolaners in der Kosmologie nennt der Herausgeber von Kant an und mit diesem u. a. du Prels „unschätzbare Entwicklungsgeschichte des Weltalls, Entwurf einer Philosophie der Astronomie“, dessen geistvolle Phantasie „Von den Planetenbewohnern“ und Camille Flammarions Mehrheit bewohnter Welten, wenn er auch mit anderen die Wege bedauert, welche diese beiden Forscher seither eingeschlagen haben. Den erstgenannten scheint Kuhlenbeck auch noch zu den Lebenden zu zählen. Die Anmerkungen bringen wertvolle Literaturnachweise. Leider fehlt ein Inhaltsverzeichnis. Nach dem originellen und wertvollen Verlagskatalog, in dem Eugen Diederichs 1896 in Florenz gegründeter und nun nach Jena übergesiedelter Verlag mit gerechtfertigtem Stolz auf acht Jahre reichen Schaffens zurückblicken kann (er ist unlängst an dieser Stelle besprochen worden), sind im nächsten Jahre noch zwei weitere Bände Brunoscher Schriften zu erwarten. Die Eroici furori, die Kuhlenbeck vor ca. fünf Jahren bei Wilhelm Friedrich (Leipzig) hatte erscheinen lassen, sind nicht darunter. Hoffentlich kommen sie später daran. Diese Hauptschrift Giordano Brunos darf in dieser schönen Sammlung nicht fehlen, und der Friedrichsche Verlag hat sich ja aufgelöst. Gegen die Uebernahme dieses ethischen und mystischen Werkes dürfte somit kein Hindernis vorliegen.

Das Haus Parish in Hamburg. Von Dr. Richard Ehrenberg, Professor der Staatswissenschaften an der Universität Rostock. Mit 5 Abbildungen (2. Band des Werkes „Große Vermögen, ihre Entstehung und ihre Bedeutung“ von Professor Dr. Richard Ehrenberg). 1905: Jena, Verlag von Gustav Fischer.

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts war die kaufmännische Bedeutung des Hamburger Handelshauses Parish u. Co. allenthalben so bekannt, wie der private Luxus der Familie Parish den Hamburgern bekannt war, die, wenn sie einmal etwas draufgehen lassen wollten, zu sagen pflegten: „Hüt' wöll wie 'mal parrisch leben!“ Aber nicht wie John Parish der Vater und seine Söhne das Geld ausgaben, sondern wie John Parish aus kleinen Anfängen sein Haus zu einer Weltfirma emporgehoben hat, bietet weitgehendes Interesse und bildet den Inhalt des Werkes von Prof. Ehrenberg.

Professor Ehrenberg erwirbt sich mit dieser Serie von Untersuchungen über Entstehung und Bedeutung großer Vermögen ein wissenschaftliches Verdienst; denn er versteht hier in ansprechender und gefälliger Form darzutun, wie wertvoll für

die volkswirtschaftliche Erkenntnis die Darstellung konkreter privatwirtschaftlicher Verhältnisse und Schicksale ist. Mit voller Ueberzeugung benutzt Ehrenberg denn auch eben diese Untersuchungen dazu, die Ziele seiner neuen Zeitschrift „Thünen-Archiv, Organ für exakte Wirtschaftsforschung" (Verlag von Gustav Fischer in Jena) zu unterstützen, praktisch zu erproben und weiteren Kreisen verständlich zu machen. Die Geschichte des Hauses Parish ist dazu ganz vornehmlich geeignet. Denn einmal ist sie sehr abwechslungsreich, höchst interessant und für kaufmännische Studien lehrreich, zweitens aber hat sie großen psychologischen Wert und quellenmäßige Anschaulichkeit wegen der von Professor Ehrenberg benutzten eigenen Aufzeichnungen des genialen John Parish. In diesen Aufzeichnungen zieht ein halbes Jahrhundert geschäftlicher Pioniertätigkeit eines königlichen Kaufmannes an uns vorüber, der schon in jungen Jahren das vom Vater ererbte Schiffsmaterialgeschäft seinem Bruder schenkte und selbst sich den freien kaufmännischen Künsten, der Spekulation, dem Großhandel κατ' ἐξοχήν widmete und später das Ziel, ein Millionär zu werden, erreichte und Geschäfte führte, die für der Völker Wohl und Wehe und für die hohe Politik von Einfluß waren. Wie der Wagemut den geborenen Kaufmann zu Fahrten spornt, bei denen sein Schiff leicht zerschellen, bei deren glücklicher Vollendung es aber auch mit Schätzen reich beladen zurückkehren kann, wie die Urteilsfähigkeit des großen Handelsherrn Weltverhältnisse mit einem Blick überschauen muß und ein Irrtum zu den schwersten Krisen führt, und wie endlich sorgsamste Pflichterfüllung im kleinen erst die Grundlage für die großen Erfolge abgibt, das alles an dem Beispiel John Parishs nachzulesen, sei Professor Ehrenbergs interessantes Buch empfohlen. Es gibt nicht nur einen Einblick in die Kultur- und Wirtschaftsverhältnisse — insbesondere Hamburgs, aber auch Deutschlands im Verkehr mit England — vor 100 Jahren, es läßt vor allen Dingen einen Blick tun in die Psyche des Kaufmanns, in dessen Brust seines Schicksals Sterne sind — oft mehr noch als bei anderen Menschen.

Jena. Dr. A. Elster.

Ein deutsches Wald- und Jägerbuch. Im allgemeinen sind Werke in gebundener Sprache minder beliebt als solche in Prosa — eine Eigenschaft des deutschen Lesepublikums, die man schon oft getadelt hat. Aber sie scheint glücklicherweise im Abnehmen begriffen zu sein, und zwar, wie naturgemäß, vornehmlich solchen Werken gegenüber, deren poetischer Gehalt gleichsam von selbst den Vers verlangt, in denen die Form sich völlig mit dem Inhalt deckt. Das ist im höchsten Maße der Fall bei Arthur Schubarts Büchlein „Aus St. Hubertus' Reich". (Stuttgart, A. Bonz u. Co.) — „Nicht der grünen Gilde nur — Allen Freunden der Natur" — widmet der jugendliche Verfasser die Folge von reizvollen, innerlich geschauten Stimmungsbildern, die er unter obigem Titel vereinigt hat. Fast noch mehr als Schubarts vorjährigem Erstlingswerke „Bilder aus meiner Heimat" eignet ihnen der feine, verklärende Duft, der um das kleinste Erlebnis seinen Goldschimmer breitet und es zum Kunstwerk erhebt. Sie sind mit der Seele erlebt — darin liegt ihr Zauber. Schubart kennt alle Arten des Waidwerks und jede Gattung jagdbaren Getiers in ihren charakteristischen Einzelheiten; ganz seltsam anmutend berührt uns in seiner Schilderung die Doppelempfindung Eines, der das, was er zeitweise tötet, zugleich schützt und liebt. Von der hellen Jagdlust bis zur schwermütigen Betrachtung über das Los alles Lebendigen, von Träumerei zu gelegentlicher Schalkhaftigkeit wechselt der Grundton der Dichtungen, die nur die ebenso klang- als formschöne, und dabei niemals gesuchte Sprache gemeinsam haben. Das sehr hübsch ausgestattete Buch ist Ludwig Ganghofer zugeeignet.

—a—

✿

Allgemeine Rundschau.

Akademie der Wissenschaften zu Berlin.

1. Dez. Gesamtsitzung. Vorsitzender Sekretär: Herr Diels. 1. Herr Sachau sprach über die ältere syrische Rechtsliteratur bei den Nestorianern und im besonderen über das Buch der richterlichen Urteile des im Jahre 705 gestorbenen Patriarchen Chenanischo. 2. Derselbe legte eine Abhandlung des Herrn Professor Mitteis in Leipzig vor: „Ueber drei neue Handschriften des syrisch-römischen Rechtsbuches." Der Verfasser behandelt die Frage nach dem Ursprung des Rechtsbuches und seiner Ueberlieferung, nach dem Verhältnis der verschiedenen Redaktionen unter einander und zu dem Corpus juris Justinians. 3. Es wurde vorgelegt: Reden und Aufsätze von Theodor Mommsen. Berlin 1905. 4. Die Akademie hat zu wissenschaftlichen Unternehmungen durch die physikalisch-mathematische Klasse bewilligt: HH. Prof. Dr. August Hagenbach in Aachen und Privatdozenten Dr. Heinrich Konen in Bonn zur Herausgabe eines spektrographischen Atlas 1000 M.; Herrn Privatdozenten Dr. August Weberbauer in Breslau zur Fortsetzung seiner botanischen Reise in Peru 2000 M.; Herrn Landesgeologen a. D. Dr. O. Zeise in Südende bei Berlin zur Sammlung fossiler Spongien in Oran 600 M.

8. Dezember. Sitzung der philosophisch-historischen Klasse. Vorsitzender Sekretär: Herr Diels. 1. Herr Schmoller las über die brandenburgischen Lehensverhältnisse vom 13. bis Ende des 17. Jahrhunderts. Er trägt zuerst die Resultate einer Untersuchung über die Größenverhältnisse der Ritter- und Dienstmannenlehen, sowie über deren Gelderträge vor; er zeigt, daß die 4—6 Hufenlehen im 12.—14. Jahrhundert eine zu schmale Basis für den Kriegsdienst geworden waren; der Lehensdienst forderte jetzt 3—4 Pferde, eine teure Rüstung, daraus ergab sich die dreifache Forderung einer Entschädigung für die erste Ausrüstung, für Kriegsschaden und einer Soldzahlung. Er fügt dann die Resultate seiner weiteren Untersuchung bei, welchen Einfluß die Verwandlung der meisten freien Vasallen in Dienstleute in wirtschaftlicher und sonstiger Beziehung gehabt habe; das Resultat ist, daß die Durchsetzung der allgemeinen Soldzahlung der Ritter und der fürstlichen Entschädigungspflicht für Aufwand und Schaden damit gefördert wurde. Er zeigte zuletzt, daß damit die ganze Lehnsverfassung in ihrem Grundcharakter aufgelöst war, daß damit die Tendenz der Ritter auf gewinnbringende Fehden und fremden Solddienst gesteigert wurde, daß die reicheren Ritter Privatunternehmer kriegerischer Unternehmungen wurden. 2. Herr W. Schulze legte eine Mitteilung des Dr. Fr. N. Finck vor: Die samoanische Partikel o. Es wird gezeigt, daß die Partikel o nicht, wie man allgemein annimmt, Nominativexponent sein kann. 3. Es wurden vorgelegt: Theodosiani libri XVI ed. Th. Mommsen et P. M. Meyer. Vol. I. Pars 1. 2. Nebst Tafeln. Berolini 1905 und Procli Diadochi in Platonis Timaeum commentaria ed. E. Diehl. II. Lipsiae 1904.

8. Dezember. Sitzung der physikalisch-mathematischen Klasse. Vorsitzender Sekretär: Herr Auwers. 1. Herr Waldeyer las: Bemerkungen über das „Tibiale externum". Unter Vorlage einer Reihe von Präparaten wurden das Vorkommen und die Deutung des Os tibiale externum besprochen. Wahrscheinlich müssen die bisher bekannt gegebenen Fälle verschieden beurteilt werden; das die Stelle der Tuberositas navicularis einnehmende besondere Knöchelchen ist als ein typischer Skeletteil anzusehen. 2. Herr Fischer überreichte eine Mitteilung über eine von ihm gemeinschaftlich mit Herrn Prof. Umetaro Suzuki ausgeführte Untersuchung: Polypeptide der Diaminosäuren. Aehnlich den einfachen Aminosäuren lassen sich die Diaminopropionsäure und die biologisch so wichtigen Stoffe: Lysin, Histidin und Arginin durch Erhitzen ihrer Ester in Dipeptide, bezw. Diacipiperazinderivate verwandeln. 3. Herr Königsberger, korrespondierendes Mitglied, übersendet eine Abhandlung: Das Energieprinzip für kinetische Potentiale beliebiger Ordnung und einer beliebigen Anzahl abhängiger und unabhängiger Variabeln. Im Anschluß an die früheren Untersuchungen des Verfassers über die Prinzipien der Mechanik werden zunächst die Unterschiede erörtert, welche sich zwischen dem Prinzip von der Erhaltung der Energie für kinetische Potentiale beliebiger Ordnung, aber nur einer unabhängigen Variabeln, und dem Energieprinzip für eine unbeschränkte Anzahl unabhängiger Variabeln ergeben. 4. Hr. Schottky legte eine Mitteilung des Herrn Dr. H. Jung in Marburg

vor: Ueber die Perioden der reduzierten Integrale erster Gattung. 5. Herr Schwarz gedachte der Bedeutung des 10. Dezembers, an welchem Tage seit der Geburt Karl Gustav Jacob Jacobis hundert Jahre verflossen sein werden, und knüpfte hieran einige Worte über die Teilnahme der Akademie an der von der Deutschen Mathematiker-Vereinigung bei Gelegenheit des dritten internationalen Mathematiker-Kongresses in Heidelberg bereits im August dieses Jahres veranstalteten Jacobi-Feier.

*

Kleinere Mitteilungen.

* Polarforschung. Der Amerikaner Ziegler, der im nächsten Sommer zum Entsatz seiner Nordpolexpedition unter Anthony Fiala eine Hilfsexpedition zum Franz Joseph-Land sendet, verhandelt nach der Vossischen Zeitung mit der englischen Regierung wegen leihweiser Ueberlassung des Südpolschiffes Discovery. Die diesjährige Hilfsexpedition mit dem Fangschiff Frithjof vermochte, wie bereits mitgeteilt, auf Grund der schwierigen Eisverhältnisse nicht bis zum Franz Joseph-Land vorzudringen, und da dieses Fahrzeug auch nicht die erforderliche Kohlenmenge aufnehmen kann, wird Ziegler ein größeres Schiff absenden, das im Interesse der Nordpolexpedition beim Kap Flora eine Kohlenniederlage errichten soll.

* Verschiedenes. In Dresden soll die berühmte Käfersammlung des unlängst verstorbenen Entomologen Georg Maximilian v. Hopffgarten zum Verkauf gelangen. Sie enthält 14,000 Arten, darunter etwa 100, die nach Hopffgarten benannt sind. — Die landwirtschaftliche Akademie Bonn-Poppelsdorf wird im laufenden Winterhalbjahr nach vorläufiger Feststellung von insgesamt 423 Studierenden besucht, und zwar von 406 ordentlichen Hörern und 17 Gasthörern.

* Gedenktag. Am vergangenen Freitag waren hundert Jahre seit dem Tode des Dichters und Pädagogen Christian Felix Weiße verflossen. Der bekannte fruchtbare Schriftsteller, dessen Tätigkeit unsere Zeit vielleicht ebenso einseitig unterschätzt wie sie vor hundert Jahren überschätzt wurde, war am 28. Januar 1726 zu Annaberg in Sachsen geboren.

hc. Bibliotheken. Der Volontär bei der Berliner Universitätsbibliothek Dr. Franz Siebert ist zwecks Beschäftigung als Dolmetscher-Aspirant bei der deutschen Gesandtschaft in Peking bis Ende Juli 1906 beurlaubt worden. — Der Assistent an der Greifswalder Universitätsbibliothek Dr. Julius Steinberger ist in gleicher Eigenschaft in die Universitätsbibliothek zu Halle versetzt worden.

* Todesfälle. In Krakau ist der Kustos an der dortigen Universitätsbibliothek und Historiker Dr. Rudolf Ottmann gestorben. — In St. Petersburg starb am 11. d. M. Professor Nikolai Korkunow, einer der hervorragendsten Rechtsgelehrten des modernen Rußland, im 50. Lebensjahre.

*

Hochschulnachrichten.

* Erlangen. Dem bisherigen Repetenten für neutestamentliche Exegese Dr. Wilhelm Caspari wurde die durch die Berufung Dr. Köberles nach Rostock erledigte Funktion eines Repetenten für alttestamentliche Exegese bei der theologischen Fakultät übertragen.

* Tübingen. Die Universität veranstaltet am 9. Mai nächsten Jahres im Festsaal des Universitätsgebäudes eine Schiller-Feier im Rahmen einer akademischen Feierlichkeit, ähnlich der Schiller-Feier von 1859 und der Uhland-Feier von 1887.

W. Bonn. Der Professor der klassischen Philologie Dr. Hermann Usener wurde von der Académie des Inscriptions et Belles Lettres zu Paris zum korrespondierenden Mitglied gewählt.

* Göttingen. Der unlängst hier verstorbene Rentner Aug. Heyden, früher Inhaber einer von Studenten stark besuchten Wirtschaft, hat der Universität 40,000 Mark zu einer Stiftung für unbemittelte Studierende hinterlassen.

* Marburg. Der erste Assistenzarzt an der hiesigen Frauenklinik Dr. A. Rieländer hat sich mit einer Antrittsvorlesung „Ueber die Perforation des lebenden Kindes, ihre Berechtigung vom wissenschaftlichen und strafrechtlichen Standpunkt“ in der medizinischen Fakultät habilitiert.

hc. Leipzig. Der Assistent am physikalischen Institut Dr. Hermann Scholl führt sich daselbst am 19. d. M. mit einer Vorlesung über elektrolytisches und metallisches Leitvermögen als Privatdozent ein.

* Berlin. An der hiesigen Universität hat Gräfin Helene Schweinitz die zahnärztliche Staatsprüfung mit dem Prädikat „sehr gut“ bestanden. — Die zum 70. Geburtstage geschaffene Bronzebüste des Geh. Rats Professor Senator, eine Arbeit des Bildhauers Felderhoff, wird im Auditorium der neuen Universitäts-Poliklinik aufgestellt werden.

hc. Breslau. Auf eine 25jährige Tätigkeit als akademischer Lehrer kann am 19. Dezember der ordentliche Professor für deutsche Philologie an der hiesigen Universität Dr. Max Koch zurückblicken. Professor Koch steht im 49. Lebensjahre. Aus München gebürtig, habilitierte er sich am 19. Dezember 1879 in Marburg als Privatdozent. Daselbst wurde er 1884 Extraordinarius. Ostern 1890 folgte er einer Berufung in gleicher Eigenschaft nach Breslau.

* Zürich. Der Professor für französische Literatur- und Sprachgeschichte am hiesigen Polytechnikum Dr. P. Seippel beabsichtigt, sein Lehramt aufzugeben, um in die Redaktion des Genfer Journals einzutreten.

∽ Aus England. Kürzlich hat sich eine „Vereinigung der Universitätslehrer des Deutschen in Großbritannien und Irland“ gebildet. Ihr Zweck ist die Erörterung aller Gegenstände, die sich auf die Pflege der wissenschaftlichen Beschäftigung mit deutscher Sprache und Literatur an den englischen Universitäten beziehen, sowie die Heranbildung von Lehrern des Deutschen und die Organisation des deutschen Unterrichts an den Schulen.

*

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Dr. H. Schwarz, Privatdozent a. d. Universität Halle a. S.: Der moderne Materialismus als Weltanschauung und Geschichtsprinzip. Fünf Vorträge. Leipzig 1904. Dietrichsche Verlagsbuchhandlung. 128 S. — Dr. Fritz Litten: Die Ersatzpflicht des Tierhalters im Rechte des Bürgerlichen Gesetzbuches, zugleich ein Beitrag zur Lehre von der Kasalität im Rechtssinne. Berlin 1905. Franz Vahlen. 140 S. — Gustav Graf: Kurze Himmelskunde und die Sternbilder des nördlichen Himmels nebst einer dreifarbigen Sternkarte. Zwei Vorträge. Schweinfurt 1904. G. J. Gieglers Buchhandlung (Hans Schondorf). 46 S. — Dr. jur. et rer. pol. Fritz Auer: Zur Psychologie der Gefangenschaft. Untersuchungshaft. Gefängnis- und Zuchthausstrafe, geschildert von Entlassenen. Ein Beitrag zur Reform der Voruntersuchung und des Strafvollzuges. München 1905. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck). 138 S. — K. Ponisendanz u. Franz Klein: Hellenische Sänger in deutschen Versen. Mit Zeichnungen von Franz Klein. Heidelberg. Karl Winter. 63 S. — Helene Lange: Das Endziel der Frauenbewegung. Rede, gehalten auf dem Internationalen Frauenkongress zu Berlin. Separatabdruck aus d. Monatsschr. „Die Frau“. (Heft 12. 11. Jahrg. [1903]04.) Berlin 1904. W. Moeser. 16 S. — Else Wirminghaus, geb. Strackerjan: Karl Strackerjan. A. d. Leben u. Wirken eines deutschen Schulmannes. M. einem Bildnisse Karl Strackerjans. Oldenburg 1905. Gerhard Stalling. 340 S.

— E. W. Scripture: Ueber das Studium der Sprachkurven. (Abgedruckt aus Ostwalds Annalen der Naturphilosophie. 4. Band.) Leipzig. Veit u. Comp. — Charitas Bischoff: Augenblicksbilder aus einem Jugendleben. Leipzig 1905. H. G. Wallmann. 192 S. — Anton Freiherr v. Perfall: Der Kroatersteig. Roman aus dem Hochgebirg. Illustriert von Hugo Engl. Stuttgart 1905. Adolf Bonz u. Comp. 433 S. — Richard Bredenbrücker: Liebeswirren. Erzählungen aus Südtirol. Illustriert von Kurt Liebich. Ebenda 1905. 328 S. — Richard Voss: Michael Cibula. Roman. Mit Illustrationen von Kurt Liebich. Ebenda 1905. 584 S. — Otto Hauser: Lucidor, der Unglückliche. Erzählung. Ebenda 1905. 200 S. — Ernst Eckstein: Lorbeer und Myrte. Novellen. Ebenda 1905. 232 S. — Ernst Hasse: Das Deutsche Reich als Nationalstaat. (Deutsche Politik. 1. Band, 1. Heft.) München 1905. J. F. Lehmann. 146 Seiten.

Jahrgang 1904. München, Dienstag, 20. Dezember. Nummer 292.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Die kunsthistorische Ausstellung in Düsseldorf.

Von Karl Voll.

Wie die berühmte Brügger Ausstellung altniederländischer Meisterwerke vom Jahre 1902 die heurige Pariser Ausstellung der französischen Primitiven zur Folge gehabt hat, so hatte die herrliche Düsseldorfer Ausstellung alter rheinischer Plastik vom Jahre 1902 heuer eine Nachfolgerin in der Ausstellung der deutschen Malerei vom ganzen Verlaufe des Rheins gehabt, die in den nämlichen Räumen des Kunstpalastes der Düsseldorfer Ausstellung Unterkunft fand. Es liegt nahe, die beiden Veranstaltungen des Jahres 1904 miteinander zu vergleichen. Verdienstvoller war entschieden die französische Ausstellung; denn sie hat ein bis dahin noch wenig bekanntes Gebiet zur bequemen Durchforschung bereitet. Viel geschickter arrangiert und dadurch auch viel gefälliger ist die Pariser Ausstellung ebenfalls gewesen: aber bedeutender an positivem Kunstwert ist gewiß die Vereinigung alter deutscher Kunst gewesen, die sich in der schönen rheinischen Kunststadt zusammengefunden hat. Die französischen Primitiven können sich an künstlerischer Ernsthaftigkeit und Selbständigkeit nicht mit den deutschen messen und insofern hat man in Düsseldorf vieles zur Richtigstellung jener von Paris aus lancierten Ansichten beigetragen, nach denen im 15. Jahrhundert die französische Malerei der germanischen als Führerin vorangegangen und zeitweise sogar auch an Wert überlegen gewesen sei.

Die Düsseldorfer Ausstellung setzte wie die französische mit den Arbeiten ein, die an das Ende des 14. und an den Anfang des 15. Jahrhunderts gehören und die den höchsten Ausdruck der Leistungsfähigkeit der mittelalterlichen Malerei bedeuten. Wenn man die Pariser und rheinischen Gemälde von jener Zeit unbefangen betrachtet, wird man sie trotz aller stilistischen Gebundenheit doch gewissermaßen als einen Triumph der mittelalterlichen Kunst bezeichnen müssen.

Man möchte beinahe sagen, daß der naturferne Stil des Mittelalters gerade in dem Momente, wo der Naturalismus in die christliche Kunst einzog, noch einmal sagen wollte, welch große Kraft der überzeugungsvollen Innigkeit er besessen hat und welch reine Schönheit er darzustellen fähig sei. In jener Zeit war übrigens der französische Geschmack dem deutschen überlegen und auf der Düsseldorfer Ausstellung ist wenig zu finden gewesen, was den reizenden kleinen Gemälden der französischen Malere um das Jahr 1400 zur Seite gesetzt werden könnte. Nur aus dem städtischen Museum von Frankfurt a. M. kam ein Werk, das sich gut mit den Pariser Arbeiten messen konnte: die berühmte kleine Madonna im Himmelsgärtlein, ein Bildchen, in dem der trauteste Reiz mittelalterlicher Lyrik, die sich in den Schriftstellern des 12. und 13. Jahrhunderts so köstlich ausgesprochen hatte, nun noch einmal erwacht, nachdem die Dichter schon lange nicht mehr imstande waren, so reine und menschliche Töne zu finden. Wichtig sind hier folgende Beobachtungen: der deutsche Künstler arbeitet in voller Farbe, hauptsächlich mit einem prächtigen Rot und übertrifft in dieser Hinsicht alles, was bei den viel matteren französischen Malern damals gemacht wurde; aber der Deutsche hat nicht annähernd jene subtile und herrlich stilisierte Zeichnung, wie sie die Franzosen damals hatten. Es steht hier noch Verdienst gegen Verdienst, und schwer mag man sich da einig werden, welche Richtung die wertvollere sei. Nun kommt aber noch ein weiteres Moment in Betracht. Das deutsche Bildchen besitzt eine ungemein liebenswürdige Familiarität der Auffassung. Der freundschaftliche Verkehr der Heiligen untereinander und die Zwanglosigkeit der göttlichen Personen wird ja nicht als genrehaft aufzufassen sein; man wird angesichts der völligen Unkenntnis des organischen Zusammenhanges der Formen auch nicht davon sprechen können, daß die Szene aus dem Leben gegriffen sei, und doch ist die Menschlichkeit der Auffassung so groß, so zwingend, daß man sich von solchen Werken her die Entstehung eines neuen, naturalistischen Stils leichter denken kann, als von den strenger stilisierten französischen Arbeiten. Dieses Juwel des Frankfurter Museums wurde früher der Kölnischen Malerschule zugewiesen; heute nimmt man es für mittelrheinisch und möchte es am liebsten in Frankfurt oder in Mainz entstanden sein lassen. In der Tat sieht es auch nicht so aus wie die Werke, die wir zuverlässig auf Kölnischen Ursprung zurückführen können. Was damals in dem alten Hauptsitz rheinischer Kultur gemacht wurde, das schrieb man früher dem Meister Wilhelm v. Herle zu, für dessen Name heute gern der eines gewissen Hermann Wynrich gesetzt wird, ohne daß wir über diesen Punkt schon völlige Klarheit besäßen. Die Hauptwerke dieses großen Künstlers befinden sich in den Galerien von München und von Köln. Nach ihnen stellt er sich als bedeutende Erscheinung von sehr energischer Anschauung und von einem ganz ruhigen, stolzen Geschmack dar. Ihm hat man auf der Ausstellung eine höchst lebendig dargestellte Kreuzigung Christi aus Aachener Privatbesitz und eine Madonna aus der Leipziger Sammlung Felix zuschreiben wollen. Diese Madonna ist ein sehr edles Kunstwerk, zart und fast modern versonnen im Ausdruck; dabei zeigt sie die feine, malerische Freude an prächtigen, sehr verschiedenartigen orientalischen Stoffen, daß in dieser Epoche die Kunst schon recht viel Wert darauf legt, der inneren idealistischen Schönheit, wie sie das Mittelalter geliebt hatte, einen durchaus adäquaten Ausdruck in der Behandlung des Aeußeren zu geben. An Wert wäre diese Madonna denen des sogenannten Meister Wilhelm wohl gleich; aber ob sie wirklich von ihm gemalt ist, kann man doch nicht mit Bestimmtheit sagen. Die Freude am Stoff-

lichen und den feinen Geschmack in der so tonigen Farbenbehandlung hat diese Madonna mit den Gemälden der westfälischen Schule gemeinsam. So fällt die Stammes- (nicht Schul-)verwandtschaft mit dem hochaltertümlichen, prachtvollen Bischof Nikolaus aus dem Parokli Münster zu Soest, der von Konrad von Soest gemalt ist, sehr stark auf. Diese Verwandtschaft ist wichtig, weil wir in der westfälischen Schule sicher rein deutsche Kunst vor uns haben. Die Kölner Schule vom Anfang des 14. Jahrhunderts neigt also bei solchen Hauptwerken wie die des Meisters Wilhelm nach der deutschen Seite. In der Tat ist ein Zusammenhang mit niederländischer Kunst, der später so unverkennbar wirkt, in diesem Kreise noch nicht nachzuweisen. Der erwähnte heilige Nikolaus wirkt für ein unbefangenes Auge wohl etwas sonderbar durch die beinahe byzantinische Schmalheit und Verschrobenheit der Formen; aber er ist geradezu exquisit in seiner tonigen Wirkung, die freilich auch durch die Patina gesteigert werden mag. Aus dem Kunstverein von Münster wurden noch zwei weibliche Heiligenbilder ausgestellt, die man auch dem Konrad von Soest zuweisen möchte, die aber zu dem hl. Nikolaus recht wenig stimmen. Sie sehen dagegen den Flügelfiguren der Madonna mit der Bohnenblüte von Meister Wilhelm sehr ähnlich.

Wenn nun auch hier schon der intime und ja leicht verständliche Zusammenhang zwischen der Kölner und der Westfäler Malerschule so offenkundig ist, so gewinnt der Umstand, daß in den späteren Westfäler Arbeiten, die um die Mitte des 15. Jahrhunderts ausgeführt sind, die eigentümlich starken und vollen Emailfarben herrschen, die für die Malweise des Stephan Lochner charakteristisch sind, sehr an Bedeutung. Wenn es wirklich wahr ist — was einstweilen angenommen, aber nicht bewiesen ist —, daß der Maler des Kölner Dombildes ein gewisser Stephan Lochner ist, der um 1450 starb und dessen Blütezeit wohl gegen 1440 begonnen haben mag, dann hätten wir uns mit zwei Tatsachen auseinanderzusetzen: erstens, daß dieser Lochner vom Oberrhein stammte und also vermutlich in schwäbischer Kunstübung aufgezogen wurde, zweitens aber, daß trotzdem sein Kolorit und überhaupt seine ganze Kunst niederrheinisch ist. Wenn also der Meister des Dombildes von Schwaben nach Köln gekommen ist, so hat er sich vollkommen an die dortigen künstlerischen Bedingungen und Gewohnheiten akklimatisiert. Damit muß ferner zusammengehalten werden, daß Lochner keine Spur niederländischer Beeinflussung zeigt. Man hat früher immer wieder den Versuch gemacht, ihn aus der Eyck-Schule wenigstens zum Teil zu erklären; aber wenn man es nicht schon vorher gesehen hatte, so konnte man auf der Düsseldorfer Ausstellung sich davon überzeugen, daß der Uebergang aus der mittelalterlichen Art vom Anfang des 15. Jahrhunderts in die halbrealistische Kunst des Stephan Lochner sich langsam, aber folgerichtig innerhalb der Grenzen der niederrheinischen Malerei vollzogen hat, ohne daß wir damals schon den späterhin so starken niederländischen Einfluß konstatieren könnten.

Die Frage nach den Anfängen von Lochners Stil ist so interessant, daß sie immer wieder aufgeworfen wird. So hat vor kurzem Aldenhoven versucht, das Jüngste Gericht des Kölner Museums, das man dem Lochner zuschreibt, als eine verhältnismäßig frühe Arbeit darzustellen und in ihr das schwäbische Erbteil nachzuweisen, das er vom Oberrhein nach Köln mitgebracht habe. Es ist aber an sich eine große Frage, ob das Jüngste Gericht überhaupt von dem Meister des Dombildes herrührt. Dann verrät sich in ihm eine ausgeschriebene Hand. Das Jüngste Gericht ist lange nicht so bedeutend, wie das Dombild, aber doch fortgeschrittener, und kann darum kaum als sein Vorgänger gelten. Zum Dombild gehört jedoch unzweifelhaft die trotz aller Beschädigungen prachtvolle Madonna aus dem erzbischöflichen Seminar in Köln, die ein Hauptstück der Ausstellung gewesen ist. Dem Jüngsten Gericht nahe steht die Glorifikation Mariä aus der Sammlung Heyl in Worms, ein Bild, das die Variante einer im Kölner Museum befindlichen Darstellung des gleichen Sujets ist. Sein Urheber wird darum der Meister der Verherrlichung Mariä genannt. Hier zeigt sich der unverkennbare Einfluß Stephan Lochners so stark, daß wir von Schulzusammenhang sprechen müssen. Das ist wichtig. Lochners Stil selbst wirkte produktiv nach vorwärts und drückte derselben Kölnischen Schule, an die Lochner sich als Lernender angeschlossen hatte, den Stempel seines Geistes auf. Wir sehen also die Kölner um die Mitte des 15. Jahrhunderts im Besitze einer eigenen Kunst. Es ist nun weiterhin wichtig zu sehen, daß der Charakter dieser Schule völlig im Einklang steht mit dem, was sonst im damaligen Deutschland gemacht wurde, wobei natürlich von den Verschiedenheiten abgesehen wird, die durch die Tradition der einzelnen Lokalschulen bedingt sind. Was dort in Köln erstand, ist enger verwandt mit der fränkischen, schwäbischen und bayerischen Kunst als mit der niederländischen. Wir haben das Recht, eine Gemeinsamkeit der deutschen Kunst anzusetzen, die sich noch um 1450 klar ausspricht, wenn auch dann die künstlerische Sprache der einzelnen Gaue Dialektverschiedenheiten aufweist. Bei Behandlung dieser Frage ist endlich auch Nachdruck darauf zu legen, daß Lochners Schule nicht etwa aus dem einzigen Meister der Verherrlichung Mariäs besteht. Wir ersehen aus einer ziemlich großen Anzahl von Bildern, die ihm nahestehen, aber nicht von ihm gemalt und wohl auch keine Kopien sind, ganz deutlich, daß der Umfang seines Wirkens sehr weit gewesen ist. Solcher Gemälde sind mehrere ausgestellt gewesen, die sogar gewöhnlich für Originalarbeiten Lochners genommen werden, z. B. die in der Tat sehr hübsche Madonna der Sammlung Altenburg, die Heiligen der Sammlung Kaufmann und die Kreuzigung vom Germanischen Museum in Nürnberg.

Die deutsche Kunst des 15. Jahrhunderts darf einerseits eine viel größere Selbständigkeit in Anspruch nehmen als ihr bisher zugestanden wurde, andrerseits eine weit größere Vielseitigkeit, als bisher man auch nur geahnt hatte. Das konnte auch in Düsseldorf wieder beobachtet werden, wenn man mit den Kölner Bildern aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts die Arbeiten vom Oberrhein verglich, die leider in so geringer Anzahl gekommen waren. Von Straßburg war der berühmte Katharinenaltar geliehen worden, den Konrad Witz in Basel um 1435 gemalt haben mag. Wie ganz anders stellt sich dieser Künstler die Aufgabe, wie viel schwerer macht er sie sich und wie ganz originell steht er dem Leben gegenüber. Die zwei Heiligen, die in dem sonnigen Kreuzgang knien, und der helle Straßenzug, auf den man durch den langen Klostergang hinausblickt, stehen in der ganzen damaligen Kunst ohnegleichen da. Man pflegt Witz in Abhängigkeit von den Niederländern zu setzen und bringt ihn besonders gern mit dem Meister von Flémalle in Verbindung; aber die Aehnlichkeiten sind nicht so schlagend, daß man berechtigt wäre, von einem Einfluß des einen auf den anderen zu reden. Der Katharinenaltar ist ein rein schwäbisches Bild, das seine nächsten Verwandten in Lucas Mosers und Hans Multschers Gemälden besitzt. Es wird gern darauf hingewiesen, daß Basel, wo dieses Bild jedenfalls gemalt worden ist, in nahen Beziehungen zu der Kunst von Dijon gestanden ist, und man möchte darin eine Bestätigung der Ansicht finden, daß Witz von burgundisch-niederländischer Kunst beeinflußt worden sein mag. Das klingt ja recht plausibel. Wo ist jedoch das niederländische Bild, das in jener Zeit sich auch nur annähernd so resolut mit dem Licht- und Raumproblem beschäftigt hätte? Die großen Niederländer sind ja fraglos viel bedeutender als Konrad Witz; aber in dieser Beziehung stehen sie hinter ihm zurück. Sie sind viel kunstvoller, arbeiten viel bildmäßiger, aber sie haben die Grellheit des Lichtes und die Weite des Raumes nicht mit solcher Natürlichkeit wiederzugeben versucht und sie haben es darum auch nicht gekonnt. Das was Witz uns heute so interessant macht, dankt er der deutschen Art; freilich kommen daher auch die ungünstigen Eigenschaften: der Mangel an feinsinniger Anordnung und eine unbehilfliche Derbheit.

Neben dem Katharinenaltar des Konrad Witz war das wichtigste Bild der oberrheinischen Abteilung die berühmte Madonna im Rosenhag, die man dem Martin Schongauer zuschreibt. In Düsseldorf konnte man das große Werk

bequemer und besser studieren als in Colmar. Es zeigte sich nun, daß die Gewandpartien durch Uebermalungen ganz unkenntlich gemacht sind, obwohl sie noch so weit durchscheinen, daß man wenigstens hoffen darf, sie bei Gelegenheit einer Restauration wieder in der alten Anordnung herausstellen zu können. Aber so lange das nicht geschehen ist, kann die Gewandpartie, also der umfangreichste Teil des Ganzen, nicht zur Beurteilung des so sehr wichtigen Bildes herangezogen werden. Dagegen sind die Fleischteile, das Gesicht und die Hände der Madonna, sowie der Körper des Christuskindes in der Hauptsache wohl erhalten und lassen ein Urteil zu. Nach ihnen kann man das Gemälde nicht gut für eine Originalarbeit halten. Es trägt in seiner glatten, öden, aber unbedenklich arbeitenden Sicherheit so sehr den Charakter einer Kopie, daß es entweder nicht von Schongauer herrühren oder dieser nicht als ein Maler von Bedeutung gelten könnte. Die zweite Annahme hat angesichts der Delikatesse von Schongauers signierten Kupferstichen gar keine Wahrscheinlichkeit für sich, so bleibt nichts übrig als — wenigstens einstweilen — die Colmarer Madonna aus dem eigenhändigen Werk des Künstlers auszuschließen, und mit ihr fällt die einzige Arbeit, die wenigstens einigermaßen Anspruch darauf erheben konnte, von Schongauer selbst gemalt zu sein.

Mit Schongauer im engen Zusammenhang hat wohl der viel umstrittene Meister des Hausbuches gestanden, den man heute in die mittelrheinische Gegend zu setzen pflegt, obwohl er doch eigentlich rein schwäbischen Charakter trägt. Er war ziemlich zahlreich vertreten und präsentierte sich als ein sehr geistreicher Künstler von leider höchst launischer Art, der Pikanterie und Spießbürgerlichkeit, Zartheit und Gröblichkeit auf demselben Werke sehen läßt. Die ganze unter seinem Namen ausgestellte Kollektion gehört offenbar zusammen, nur in betreff des bekannten Liebespaares herrscht Meinungsverschiedenheit. Zum mindesten darf man wohl sagen, daß das recht hübsche, aber keineswegs sehr feine Stück in den Kreis des Malers gehört, den man den Meister des Hausbuches nennt. Ob dieser nun mit dem Kupferstecher identisch ist, der den Namen des Meisters vom Amsterdamer Kabinett trägt und unter Dürers Vorläufern trotz Schongauer an erster Stelle steht, scheint dem Verfasser noch immer sehr fraglich. Der Unterschied der Qualität und künstlerischen Frische zwischen den ihm zugereihten Gemälden und den Kupferstichen ist zu groß, als daß er nicht sehr schwer in die Wagschale fallen müßte; allerdings sind auch die Uebereinstimmungen einzelner Motive bei dem Maler und dem Kupferstecher so groß, daß sie nicht unberücksichtigt bleiben dürfen. Einstweilen muß diese Frage noch als ungelöst betrachtet werden.

Aus der schwäbischen Kunst wird seit kurzem noch ein Künstler abgeleitet, der bis jetzt bei der Kölnischen Schule untergebracht wurde, weil seine Werke, wie es scheint, in und für Köln gemalt worden sind, und der endlich, was seine Malweise anlangt, zweifellos sehr starken Einfluß von den Niederländern und zwar von den Holländern erfahren hat. Dieser Maler, dessen Physiognomie, wie man sieht, so sehr schwer zu erkennen ist, wird Meister des Bartholomäus-Altars genannt, nach einem seiner Hauptwerke im Besitze der Alten Pinakothek. Er galt lange Zeit als ein Kölnischer Maler um die Zeit von 1480; heute rückt man ihn mit Recht näher gegen die Wende zum 16. Jahrhundert und rechnet ihn zu Köln nur nach seinem Wohnort, den er mit höchster Wahrscheinlichkeit dort gehabt hat. Dagegen wird er der Malweise nach unter die Nachahmer der Niederländer gerechnet. Verfasser glaubt in der Tat in ihm einen oder gar den Vorläufer des Jakob Cornelisz von Oostzaanen erkennen zu dürfen, mit dem er sehr große Verwandtschaft hat. Diesen starken niederländischen Einfluß in dem etwas bizarren Künstler erkennt man allgemein an; in neuerer Zeit wurde nun auch ein weiteres Moment in die Diskussion eingeführt. Man setzte ihn in Bezug zur schwäbischen Altarplastik, und das mit guten Gründen. Auch Zusammenhänge mit Schongauer wollte man finden; jedoch sind diese sehr problematischer Natur. Das einzige Bild, wo man die Anklänge an Schongauer recht deutlich sehen könnte, ist die Anbetung der Könige im Sigmaringer Museum; diese aber, die in Düsseldorf ausgestellt war, rührt ebenso wie die kleine, im gleichen Museum befindliche Madonna nicht von dem Meister des Bartholomäus-Altars her und kann also zur Beantwortung der Frage nach seinen Beziehungen zu Schongauer nicht herangezogen werden. Mit Recht wird dem wunderlichen, aber sehr interessanten Künstler der Altarflügel mit den Heiligen Andreas und Columba im Mainzer Museum zugeschrieben. Trotz übler Erhaltung gehört dieses Bild noch immer zu den wertvollsten Schöpfungen des Künstlers. Der Meister des Bartholomäus-Altars ist so interessant durch die hervorragende Feinheit seiner preziösen Technik. Es hat damals kaum einen anderen Maler in nordischen Landen gegeben, der den Finessen der Mode mit so viel Eifer nachgegangen wäre, keinen auch, der das leichte, duftige Haar der Frauen oder die stärkere Behaarung der Männer so locker und stofflich wahr zu schildern gewußt hatte. Aber seine Kunst ist doch seelenlos und so steht der Meister des Bartholomäus-Altars als ein in vielen Beziehungen durchwegs entsprechendes Gegenstück zu dem ebenfalls sehr wunderlichen Crivelli da, der um die gleiche Zeit in den venetianischen Marken malte, und endlich hat sein Stil sehr viel Verwandtschaft mit dem des Botticelli aus dessen späterer Zeit, wo sich häufig eine Art von Schrullenhaftigkeit bemerkbar macht.

Mit dem Meister des Bartholomäus-Altars kommen wir nun wieder zur Frage der Selbständigkeit der deutschen Kunst. Es kann nicht geleugnet werden, daß im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts und noch geraume Zeit im 16. die Niederländer die niederdeutsche Kunst sehr stark beeinflußt haben. Bis dahin kann man trotz mancher Entlehnungen doch immer ein Vorwiegen der deutschen Art konstatieren, so daß sich die gesamte deutsche Kunst gewissermaßen in e i n System bringen läßt; aber gegen 1480 geht die niederdeutsche Malerei beinahe in der niederländischen auf. Oft genug erkennt man die deutsche Herkunft immer noch, aber oft ist es auch schwer, zwischen der damaligen niederdeutschen und besonders der holländischen Malerei zu unterscheiden. Zu den Künstlern, die sich so sehr eng an die Holländer angeschlossen haben, gehören die Brüder Viktor und Heinrich Dünwegge, von denen wir wissen, daß sie für die Propstkirche von Dortmund einen Altar des heiligen Kreuzes gemalt haben, der 1521 aufgestellt wurde. Dieses sehr weitläufige Werk ist noch erhalten und war in Düsseldorf ausgestellt; leider konnte man es wegen seiner riesigen Größe nicht günstig plazieren, und so war es nicht gut zu sehen. Man hat versucht, die zwei Meister voneinander zu scheiden; aber die Mittel sind einstweilen noch unzureichend. Der Stil der Dünwegge unterscheidet sich in den Figuren nicht wesentlich von dem der Holländer; sie verwenden die Typen, die in Holland schon seit der Mitte des 15. Jahrhunderts üblich waren und die sich ja so sehr lange erhalten haben. Auch in der Farbe eifern sie ihnen nach und zwar mit recht viel Glück. Sie befreien sich fast ganz von dem fatalen unmalerischen Weiß, das sonst die niederdeutsche Malerei beherrscht und arbeiten mit leuchtenden satten Farben, einem prachtvollen schillernden Rot, mit einem strahlenden Gelb und einem tiefen, reich nuancierten Blau, das sie besonders in den Hintergründen sehr geschickt verwenden. Die Haltung des Farbenensembles ist zwar auch bei ihnen nicht so fein, wie in Holland, aber doch feiner als sonst in der niederdeutschen Schule, und einzelne Gruppen gelingen ihnen mitunter ganz vorzüglich. Der Meister, an den sie vor allem erinnern, ist der hinsichtlich seiner Lebenszeit noch immer umstrittene Geergen tot Sint Jans aus Haarlem, und somit dürfen wir diesen wohl wirklich, wie es in der letzten Zeit wiederholt, allerdings nicht unwidersprochen geschehen ist, ziemlich nahe gegen 1500 rücken. Außerdem scheint auch jener Künstler vorbildlich gewirkt zu haben, den Glück als den Mostaert des van Mander bezeichnet. Die meisten der Bilder, die unter dem Namen der Brüder Dünwegge ausgestellt waren, werden übrigens wohl von einem trockenen Manieristen aus ihrer Schule herrühren, den man nach einem in Kappenberg erhaltenen Bild, den Meister von Kappenberg zu nennen pflegt, und

der an der harten metallischen Art, wie er die Haare behandelt, leicht von seinen geschmeidigeren Vorbildern zu trennen ist.

Wenn es bei diesen Künstlern leicht ist, sie als Deutsche zu erkennen, so ist das bei zwei anderen Malern von jener Zeit sehr schwer zu sagen; diese sind Jan Joest v. Kalkar und der sogenannte Meister des Todes Mariä. Beide galten früher als Deutsche; jetzt wird der erste als reiner Holländer genommen, der zweite aber gilt bald als Antwerpener, bald auch als Holländer. Von Jan Joest war der große berühmte Altar gekommen, den er um 1507 für Kalkar ausgeführt hat; leider konnte das Werk wegen seines großen Umfanges nicht recht gut aufgestellt werden. So scheint der Kalkarer Altar, der gewiß für viele ein Hauptanziehungspunkt gewesen ist, als die große Enttäuschung gewirkt zu haben. Die Wirkung würde jedoch wohl auch bei besserer Aufstellung kaum besser gewesen sein. Das Riesenwerk ist voll guter künstlerischer Disziplin und Kultur; aber es hat nicht eigentlich gute Rasse, und obwohl es sicherlich nicht mittelmäßig genannt werden darf, so ist es doch keine bedeutende Arbeit. Der gesunde holländische Drill zeigt sich überall; doch mangelt der holländische Geschmack und so wird Jan Joest wohl, wie man das früher geglaubt hat, ein Deutscher sein, der allerdings in Holland gelernt hat und bekanntlich ja auch dahin übergesiedelt ist. Er liegt in Haarlem begraben, wo er 1519 starb.

Mit diesem wackeren Techniker hängt auf das engste zusammen jener Maler, den man nach seinem Hauptbilde, dem in der Münchener Pinakothek befindlichen Tode der Mariä, zu benennen pflegt. Früher zählte man ihn zu den Kölnern, dann wurde er mit sehr problematischer Begründung der Antwerpener Schule zugeteilt und mit Josse van Clef van der Beken, dem älteren, identifiziert. Man hat ihm auch eine schier unübersehbare Reihe von Gemälden zugeschrieben; aber so fest, wie noch vor wenigen Jahren die Meinung über den sehr interessanten Künstler gewesen ist, ebenso unsicher ist sie geworden. Auf der Düsseldorfer Ausstellung reihte sich der Meister des Todes Mariä besser in die Deutschen als in die Niederländer ein. Er mag wohl seine künstlerische Ausbildung in Holland gewonnen haben, aber selbst in dieser Hinsicht kann noch nichts Abschließendes gesagt werden, weil sich auch manches Detail bei ihm findet, das mehr auf die Schule des Quinten Massys als auf die holländische deutet. Von den ausgestellten Gemälden waren die meisten ihm mit Unrecht zugeschrieben. Aber gewiß rührt von ihm die vielumstrittene kleine Anbetung der Könige der Dresdener Galerie her; recht wahrscheinlich, aber in anbetracht der Beziehungen zur Antwerpener Malerei doch unsicher, sind die Bildnisse eines Ehepaares der Galerie Liechtenstein, die ihm gerade wegen der Verwandtschaft mit Quinten Massys früher zugeschrieben wurden. Die bekannte Kreuzigung der Sammlung Weber in Hamburg ist aber viel zu zerrissen und zu rauh, um von ihm gemalt zu sein.

Aus der späteren deutschen Malerei sind die vielen Bildnisse der beiden Barthel Bruyn hervorzuheben, sowie die der Hermann und Ludger tom Ring, soweit der Norden in Betracht kommt, die süddeutsche Kunst war vertreten mit den trotz des unvermeidlichen Manierismus sehr feinen Tafeln des Meisters von Meßkirch aus der Sammlung Brenken in Wewer, dann kam der schöne Altdorfer bei Herrn Fritz Gans in Frankfurt, darstellend den Abschied der Apostel. Als Hans Sebald Beham war ein verlorener Sohn ausgestellt, im Besitz von Daniel Burckhardt in Basel. Das hübsche Bild trägt die Jahreszahl 1537 und wird wohl von Ostendorfer herrühren. Auch Albrecht Dürer wurde genannt; er soll noch immer Urheber des bestehenden Bildnisses eines blondlockigen Jünglings sein, das dem Großherzog von Hessen gehört und vor zwei Jahren in München zu sehen war. Diese Autorschaft läßt sich jedoch nicht aufrecht halten.

Eine sehr erwünschte Beigabe bildete die Abteilung altniederländischer Malerei, obwohl wirklich bedeutende Stücke fast gar nicht gekommen waren; immerhin lernte man viel Schulgut kennen, das bis jetzt nur wenigen bekannt war. Hier sei nur von einigen Werken gesprochen; vor allem von den beiden Landschaften der Sammlung Wesendonck, die dem Patinir zugeschrieben werden. Die Rast auf der Flucht nach Aegypten ist eine wenig glückliche Arbeit und wird sich kaum als Patinir halten können; das andere Bild aber, die waldige Hügelgegend am Seeufer, steht dem Künstler zum mindesten nahe. Referent würde sich jedoch nicht wundern, wenn der Nachweis gebracht würde, daß selbst dieses berühmte Werk nicht von Patinirs eigener Hand gemalt ist; denn es hat wohl seine etwas trockene Klarheit der Perspektive, und auch den reichlichen Sinn für Anstößigkeiten, der dem Patinir in alter Zeit viel Freunde gemacht zu haben scheint: aber es fehlt die Leuchtkraft der Farbe und die zusammenhaltende Kraft der Anordnung, die an den gesicherten Werken des Meisters gerade bei seiner Vorliebe für barockes Vielerlei so sympathisch auffällt.

Aus der Sammlung des Fürsten Wied wurde die schöne Anbetung der heiligen drei Könige ausgestellt, die allgemein dem Jakob Cornelisz van Oostzanen zugewiesen wird. Das Bild ist unbezeichnet und paßt zwar in die Gruppe, die unter dem Namen dieses holländischen Malers zusammengefaßt wird, aber sie paßt nicht völlig genau zu den doch nicht seltenen signierten Arbeiten des Jakob. Aus der gleichen Sammlung kam der berühmte Bertin-Altar, der mit guten, aber doch nicht zwingenden Gründen dem Simon Marmion von Valenciennes zugewiesen wird. Diese zwei langen niedrigen Tafeln stehen dem Memling nahe und es wäre kaum zu kühn, sie als noch etwas schwach und unentwickelte Jugendarbeiten dieses letzten Hauptmeisters der Brügger Schule zu bezeichnen, wenn sie nicht doch gar so ungleichmäßig wären. Sie werden jetzt natürlich als französische Werke betrachtet, nachdem Marmion als Urheber vorgeschlagen ist; aber sie entbehren gerade des spezifisch französischen Zuges einer Mischung von Grazie und Verkniffenheit. Der Altar wird wohl nach wie vor rätselhaft bleiben. Auch sonst hat er ziemlich allgemein enttäuscht. Es ging ihm der Ruf voraus, daß er ein selten fein ausgeführtes Werk sei, aber das war ein viel zu hohes Lob. Der Bertin-Altar ist sehr hübsch; aber nicht bedeutend. Kunsthistorisch ist er allerdings äußerst interessant, weil er eine gewisse Milde und Ausgeglichenheit zeigt, die man erst gegen Ende des Jahrhunderts zu finden gewöhnt ist, und die man nur mit großer Ueberraschung schon zwischen 1450 bis 1460 antrifft, wo der Altar gemalt sein soll.

Trotz allem, was das 15. Jahrhundert an Wertvollem gebracht hat, wird das Hauptverdienst der Ausstellung in der niederländischen Abteilung des 17. Jahrhunderts zu suchen sein. Holland hat mit Franz Hals und Rembrandt, mit seinen feinen Landschafts- und Marinemalern jener Zeit wieder einmal den Sieg davongetragen. Diese Abteilung war die einzige, wo man sich bedingungslos freuen konnte, und es muß darum ein sehr glücklicher Gedanke genannt werden, daß die Ausstellungsleitung nicht nur dem speziellen Interesse der Kunsthistoriker und Altertumsliebhaber, sondern auch dem allgemeinen Bedürfnis nach dem Anblick absoluter Kunst entgegengekommen ist.

Auch eine Frauenfrage.

Man mag sonst über die Bestrebungen der Frauenrechtlerinnen denken wie man will, in einem Punkte wird jedermann zugeben, daß der Frau durch die geltende Praxis Unrecht geschieht. Jeder m a n n — das Wort enthält schon ein Stück des Problems, um das es sich handelt: es umschließt jeden und jede, Mann und Frau, und doch ist der Ausdruck nur vom Manne genommen. Und wie mit jedermann steht es mit vielen anderen Ausdrücken: man, männiglich, jemand, niemand — sie alle maßen sich Geltung an auch für die Summe der Frauen, auf die sie doch ihrer Bildung nach in keiner Weise Rücksicht nehmen. Die Frauen selbst sind

gezwungen, Worte zu brauchen, in denen ihnen derart Unrecht geschieht: „Das übermannt mich so", sagt Gretchen im Faust;

Du weißt, mein Ohm, wir sind nicht immer Herr
Von Stimmungen, die kommen, wandeln, gehn,

sagt Hero in Des Meeres und der Liebe Wellen, oder vielmehr Goethe und Grillparzer lassen sie so sprechen. Aber auch wenn die Frau nach eigener Wahl die Worte setzt, kann sie nicht umhin, zu ähnlichen Ausdrücken zu greifen, wenn die Schauspielerin selbst den Spielplan verfaßte, sie müßte doch darauf setzen: „Fräulein Laue als Gast". In Redensarten und geflügelten Worten ist die männliche Seite viel besser bedacht als die weibliche: ein ganzer Mann, ein ganzer Kerl, er sticht seinen Mann, drei Mann hoch, ein Mann ein Wort, ein Mann nach dem Herzen Gottes, der brave Mann denkt an sich selbst zuletzt — was kann diesen Wendungen von der anderen Seite gegenübergestellt werden? Männlich ist ohne weiteres ein Lob, weibisch ein Tadel. Man spricht vom alten Adam, aber nicht von der alten Eva, obwohl die Genesis der zweiten Bildung mindestens dieselbe Berechtigung gäbe wie der ersten. Und mag im letzten Falle der Gewinn auf Seiten des Mannes zweifelhaft sein, im ganzen sieht man doch, daß hier jahrtausendelang vorwiegend Männer sprachbildend am Werke gewesen sind und daß sie die Zeit benutzt haben, um sich gründlich in Vorteil zu setzen.

Auch syntaktisch. Es heißt: „ich gehe zu Ebners", ursprünglich zu Ebners Hause oder zu Ebners Angehörigen, in der alemannischen Mundart: „ich war bei 's Ebners", also noch deutlicher mit dem Genitiv des Maskulins, und doch ist die Wendung auch möglich, wenn die Familie Ebner nur aus einer Witwe und ihren Kindern besteht. In dem Satze „Meyer hat das gesagt" ist Meyer stets ein Mann, zu sagen „bei Ebner-Eschenbach steht" ist unzulässig, wenn man die Dichterin meint. „Die Dissertation von Krug", „Krugs Arbeit" meint einen, nicht eine Krug. Man spricht von Bismarck, von Wolfram, aber man muß von der Suttner, der Sarah reden. Kurz, überall ist der nächste Weg, die gerade Linie, nur für Männer gangbar, die Frau mag freundlichst einen Umweg gehen.

Ein Mädchen kann ein Lustikus genannt werden oder ein Springinsfeld, Guckindiewelt, Tunichtgut, niemand nimmt sich die Mühe, eigene Worte für das weibliche Geschlecht zu bilden oder auch nur diese zu movieren. Schon die Motion ist im Grunde ein Unrecht gegen die Frau, so hat es schon Jakob Grimm, Deutsche Grammatik 3, 313 ff., empfunden, er hat dort auch schon die Wahrnehmung ausgesprochen, daß sich das Maskulinum als das lebendigste, kräftigste und ursprünglichste unter allen Geschlechtern darstelle. Fast immer bildet bei der Motion das männliche Geschlecht den Ausgangspunkt: Herr, Fürst, Hund sind ursprünglich, Herrin, Fürstin, Hündin abgeleitet, und nur ganz selten tritt das umgekehrte Verhältnis ein, wie bei Witwer, Katzert, Ganser, Enterich zu Witwe, Katze, Gans, Ente. Eine unmittelbare Folge davon ist, daß wohl von den männlichen Substantiven, Herr, Fürst, Hund weitere Ableitungen gebildet werden können, Herrlichkeit, fürstlich, hündisch u.s.w., nicht aber von den weiblichen. Immerhin geschieht aber doch hier für die Frauen etwas, während in anderen Fällen die Motion, auch wo sie möglich wäre, unterbleibt, so daß Schüler, Patienten auch Schülerinnen, Patientinnen vertritt, daß sich in die Hörerliste auch Hörerinnen eintragen müssen. Wieder einmal behält Luther Recht, wenn er in seiner Predigt vom Jacobustage 1522 sagt: dann ain weib hat allzeit zwen nachtail, da ain man zwen vortail hat.

Am tollsten aber sind die Mißstände, die sich für die Frau ergeben, bei unseren Eigennamen. § 1355 des Bürgerlichen Gesetzbuches schreibt vor: Die Frau erhält den Familiennamen des Mannes. Der Brauch herrscht im Hochdeutschen schon seit etwa 600 Jahren vor und nur vereinzelt kann Socins Mittelhochdeutsches Namenbuch aus dem 13. und 14. Jahrhundert Fälle beibringen, in denen die Frau ihren Mädchennamen behält, wie „Frau Clara von Guna, Witwe Peters von Durnich" oder „Cunradus Suevus et uxor sua dicta Quettingin". Landschaftlich haben sich die Mädchennamen besser gehalten und bekannt ist aus Frenssens Drei Getreuen die holsteinische Sitte, den Mädchennamen bei solchen Frauen beizubehalten, die im Hause das Regiment führen. In der Schweiz hat sich seit den 30er Jahren des 19. Jahrhunderts als eine nicht eben schöne, aber gesunde Reaktion gegen den herrschenden Brauch die Hinzufügung des Frauennamens eingebürgert, so daß Doppelnamen wie Gsell-Fels entstehen, und obzwar Gottfried Keller in den Leuten von Seldwyla darüber spottet als über eine Art Großtuerei, hat sich die Sitte zur vollen amtlichen Geltung durchgesetzt (Socin, S. 652). Im Reiche jedoch, soweit § 1355 gilt, verliert die Frau in der Ehe ihren Mädchennamen, und nach § 1577 erhält sie ihn auch mit der Scheidung nicht zurück. Freilich verliert sie damit nicht allzuviel, denn nach § 1616 des Bürgerlichen Gesetzbuches erhält das Kind — auch die Tochter — den Familiennamen des Vaters, das heißt, da unsere Familiennamen mit seltenen Ausnahmen von Vorname, Gewerbe, Wohnort u. s. w. des Mannes abgeleitet sind, von Geburt an trägt das Mädchen einen Männernamen. Die Zeiten sind längst vorüber, wo, wie im alten Norden, neben dem Gísli Súrsson die Gudrún Osvifrsdóttir steht oder wo gar der nachgeborene Sohn den Namen der Mutter, nicht des Vaters, bekommt.

Die traurige Folge des geltenden Rechts ist, daß unsere meisten Frauennamen grammatische Ungetüme sind. Seit die im 18. Jahrhundert noch allgemeine Motion bei der Karschin und Gottschedin unfein zu werden beginnt — vergl. Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1901, Nr. 282 —, steht wie in Eva König ein weiblicher Vorname unvermittelt neben dem männlichen Familiennamen, eine Frau heißt Martha Aßmus oder Klara Nathusius, Amanda Hofherr oder Johanne Anderson, Dora Stiefvater oder Anna Ohm, Thusnelda Lederhose oder Annette Otto oder Hildegard Pfaff, aus einem Fräulein Bräutigam kann eine Frau Hoffmann werden und ein Fräulein Ehemann kann einen Herrn Junggesell heiraten. Das alte Sprichwort sagt „die kitzlin heißen al wie ir mutter, geiß" — unseren Mädchen wird nicht so wohl sie heißen wie ihr Vater — Bock.

Freiburg i. Br. Alfred Götze.

Das Gyroskop.

Berechtigtes Aufsehen in der gesamten wissenschaftlichen Welt erregt das in neuester Zeit von Dr. Anschütz Kämpe erfundene und von G. Falter u. Sohn in München ausgeführte Gyroskop, das erste Instrument dieser Art, welches wirklich praktischen Zwecken dienstbar gemacht wurde. Das Gyroskop als solches in rein physikalischem Sinne ist längst bekannt, es bezeichnet einen rotierenden Kreisel, der sich in gewissem Sinne bewegt, unabhängig von der auf ihn wirkenden Schwerkraft. Besitzt ein Körper oder ein System von schwingenden Teilen rotierende Bewegung um seine Achse, so ist es eine aus dem Beharrungsvermögen hervorgehende Eigenschaft desselben, einer Verlegung seiner Drehachse einen um so größeren Widerstand entgegen zu setzen, je rascher diese Drehung erfolgt und je größer die rotierende Masse selbst ist. Es erfolgt eine Ablenkung der Richtung erst dann, wenn eine, die Bewegungsrichtung alterierende Kraft auf den rotierenden Körper einwirkt. — Die Aufgabe lag nun darin, die schwingenden Teile so zu gestalten und auszugleichen, daß diese störende Einwirkung unter allen Umständen verhindert wird.

Dieses Problem gelöst zu haben ist das Verdienst Dr. Anschütz Kämpes im Verein mit der ausführenden Firma. Die Apparate von Boneberger, Magnus, Fessel, Foucault, Hardy u. a. auf diesem Gebiete sind bekannt. Die französische Kriegsflotte soll Gyroskope in Verwendung haben, deren Beschaffenheit jedoch als strenges Geheimnis behütet wird, doch so viel ist von denselben bekannt, daß sie nicht annähernd den Anforderungen entsprechen, die man an derartige Instrumente stellen muß. Ebenso hat man in England einen Apparat gebaut, der an Kompliziertheit nichts zu wünschen übrig läßt und den angestrebten Zweck in der Praxis nicht erfüllt. Immerhin sind diese Versuche von hohem wissenschaftlichen Werte und beweisen das rastlose Arbeiten auf diesem Gebiete.

Es war ein hochinteressanter Moment, als im Februar 1904 in dem geräumigen Laboratorium des Dr. Anschütz

Kämpe in München an der Friedrichstraße in Gegenwart einer Kommission von sachverständigen Fachmännern des Marineamts das Instrument zum erstenmal vorgezeigt und auf seine Wirkung erprobt wurde. Das Instrument, welches in ein großes Kompaßgehäuse eingebaut ist, macht einen technisch interessanten Eindruck. Alles ist auf den Vorgang gespannt, der Strom wird eingeschaltet, das Amperemeter genau beobachtet, ein leises Summen wird hörbar und nach etwa fünf Minuten hat der Kreisel seine größte Geschwindigkeit erreicht. Man brachte den Kessel durch äußere Anstöße in drehende und schwingende Bewegung, der Zeiger bleibt unverrückbar fest, so lange der Strom eingeschaltet ist. Das Experiment war als völlig gelungen zu bezeichnen.

Nur durch eine Reihe von Versuchen war es möglich einen Apparat zu bauen, der seine erste Probe auf einem Dampfbote des Starnberger Sees und am 10. März d. J. auf einem Marinedampfer in Kiel in Gegenwart des Prinzen Heinrich und einiger Herren der Admiralität glänzend bestand.

Das Anschütz'sche Gyroskop ist der Hauptsache nach ein durch einen kleinen Elektromotor bewegter Kreisel mit zwei Schwungrädern von 20 Kilogramm Gewicht mit einer Umdrehungsgeschwindigkeit von 2000 Touren pro Minute. Die Achse des Kreisels dreht sich in eigenartig angeordneter kompendiöser Lagerung. Die Ausbalanzierung der beweglichen Teile ist eine Arbeit von außergewöhnlicher Präzision. Der Motor mit seinen Schwungkörpern dreht sich nach allen Richtungen frei in einem Rahmen, dessen untere Achse einen losen Stützpunkt und nach oben ein eisernes Gehäuse trägt, welches mit Quecksilber gefüllt ist, und in welchem der ganze Mechanismus wie in schwimmender Lage sich erhält. Das vorerwähnte eiserne Gehäuse ist wiederum in einen Reifen gelagert, welcher cardanisch aufgehängt ist. Der innere Rahmen trägt oben eine Kompaßrose. Auf dem Gehäuse ist eine Glasplatte mit Zeiger angebracht, um die unverrückbare Lage des drehenden Kreisels festzustellen. Ungeachtet aller Schwankungen, Stöße und Erschütterungen des Schiffes durch abgefeuerte Schüsse und ungeachtet aller magnetischen Einflüsse und Störungen bleibt der Kreisel in seiner Richtung sicher und ruhig stehen, um den Seefahrer mit absoluter Sicherheit jederzeit über seinen Standort aufzuklären.

J. F.

Bücher und Zeitschriften.

-tz- **Gotthold Ephraim Lessings Leben und Werke.** Für weitere Kreise dargestellt von Viktor Kiy. Mit 8 Abbildungen. Halle a. S. 1904, Hermann Gesenius. 171 S. 2.20 M.

So viele Lessing-Biographien es auch schon gibt, so kann man doch immer noch von der Berechtigung einer neuen reden. Für den Gelehrten und Forscher freilich bleibt ja Erich Schmidts klassisches Werk das allein maßgebende, das gewiß nicht so bald übertroffen werden wird. Aber für das Volk, für die weiteren Kreise, da fehlt es noch. Adolf Stahrs Werk wird noch immer überschätzt, und Borinskis Biographie in den „Geisteshelden" (1900) hat wegen seines Tones und der Art seiner Darstellung — nicht mit Unrecht — schon manchen Widerspruch erfahren, obgleich es auch seine sehr guten Seiten hat. Wilhelm Ernst endlich (1903; vgl. Beilage Nr. 70, 28. März 1903) schien dem Ideal eines volkstümlichen Lessing-Buches am nächsten zu kommen — und scheint es noch. Kiys jüngster Versuch, dasselbe Ziel zu erreichen, fordert am ehesten zu einem Vergleich mit seinen beiden zuletzt genannten Vorgängern heraus, und da zeigt sich so manche Verschiedenheit gegenüber Borinskis inhaltvoller Kürze und Ernsts warmer Begeisterung. Kiy erzählt immer und überall einfach, gewissenhaft, sorgfältig als aufmerksamer Chronist und belebt seine Darstellung sehr oft und zum größten Vorteile des Ganzen durch zahlreiche Mitteilungen aus den Briefen. Gegen seine Ausführungen läßt sich nichts einwenden; er hat überall recht, mit dem, was er bringt, und mit dem, was er wegläßt. Und doch scheint es zweifelhaft, ob er sein Ziel, „weiteren Volksschichten und den Frauen Lessing als edlen Menschen und deutschen Mann näher zu rücken, ihn als den bahnbrechenden Kritiker und den in klarer Schönheit schaffenden Dichter zu schildern", erreicht. Denn um für Lessing zu begeistern, fehlt es dem Verfasser unserer Meinung nach an hinreißender Bezeugung seiner eigenen Begeisterung für ihn. Daß sie überhaupt nicht vorhanden sei, soll damit nicht gesagt sein; es macht nur den Eindruck, daß sie sich nicht voll geltend machen kann. Trotzdem ist das Buch keineswegs schlecht, und wir stehen nicht an, es zu empfehlen; insbesondere der reiferen Jugend kann es mit Vorteil in die Hand gegeben werden. Die acht Bilder sind nur zum Teil gelungen. — Zum Besten der Jugend und der Eltern, die ihr Bildungsstoff zuführen wollen, sei es gestattet, bei dieser Gelegenheit noch warnend auf ein anderes Lessing-Buch hinzuweisen, auf Alban Rößlers gänzlich verunglückten Versuch, Lessing für die Jugend zu bearbeiten (Leipzig 1904). Die allzu kindliche, weitschweifige und aufdringlich pädagogische Darstellung machen das Buch so geschmacklos und für den beabsichtigten Leserkreis, Kinder von 12 bis 14 Jahren, so ungenießbar, daß jeder eine gute Tat vollbringt, der es nicht kauft.

Weltblick. Gedanken zu Natur und Kunst. Von Wilhelm Bölsche. Dresden, Verlag von Karl Reißner 1904. VIII und 351 Seiten.

Die Lektüre von Bölsches Schriften ist immer gewinnbringend. Auch wo er bereits bekannte naturwissenschaftliche Tatsachen erzählt, wird man wenigstens durch seine originelle und interessante Art der Schilderung gefesselt und belohnt. Denn Bölsche besitzt in unübertroffenem Maße die Kunst, auch die trockensten Tatsachen zu beleben, uns menschlich nahe zu bringen und oft durch eine humoristische Beleuchtung anziehend zu machen. Auch in dem vorliegenden Buche, mit dem etwas pompösen und zu viel verheißenden Titel, zeigen sich alle Vorzüge von Bölsches Schreibart: die künstlerische Herausarbeitung der Gegenstände, der feine individuelle Stil, die treffenden Vergleiche und das Streben nach Vertiefung der Probleme. Allerdings sind hier die Artikel, die bereits in den verschiedensten Zeitschriften erschienen, ein bißchen bunt durcheinander gewürfelt. Dadurch haben wir eigentlich kein Buch, sondern eine Anzahl zusammengehefteter einzelner Abhandlungen vor uns. Die Hauptmasse bilden naturwissenschaftliche Schilderungen, teils ganz neuen, teils aber auch alten und bekannten Inhalts. Die anderen, die Kunst betreffenden Betrachtungen nehmen nicht viel Raum ein, bieten auch nichts sonderlich Bemerkenswertes oder Interessantes. Dagegen sind die wenigen übrigen Erörterungen, die nicht anders denn als allgemein philosophische bezeichnet werden können, um so mehr beachtenswert und vortrefflich. Bölsche versteht es meisterhaft, die tiefste Sehnsucht der feineren Geister zum Ausdruck zu bringen. Wenn er gleich die hier entspringenden Fragen nicht im mindesten einer Lösung näher zu führen vermag, so werden dabei unsere Gedanken doch geklärt und gehoben. — Der letzte Aufsatz bringt einen ausführlich begründeten Vorschlag zur Reformierung der höheren Schulen vor, den, wie ich fürchte, bei aller Anerkennung seiner Eigenart, die berufenen Pädagogen als utopistisch erklären werden.

B. L. W.

Schwäbischer Schiller-Verein. Das Marbacher Schiller-Buch hat überall die freundlichste Aufnahme gefunden und dem Schillervereine eine größere Anzahl neuer Mitglieder zugeführt. Besonders erfreulich ist es auch, daß manche Empfänger ihrer Freude über diesen gelungenen Anfang der Veröffentlichungen des Schillervereins dadurch Ausdruck verliehen haben, daß sie dem Verein zur Förderung seiner Zwecke außerordentliche, zum Teil sehr erhebliche Beiträge zuwandten. Aus den mannigfachen Zuschriften seien hier nur die Worte Paul Heyses wiedergegeben, der aus seinem Winteraufenthalt Gardone schreibt, daß er „durch das herrliche Marbacher Schiller-Buch aufs höchste erfreut" worden sei. „Der Inhalt ist so reich an bedeutenden Aufsätzen, die zum Teil ganz neue Themata behandeln, die Ausstattung so künstlerisch gediegen, daß ich, seit die Gabe zu uns gelangt ist, nicht müde werde, in jeder freien Viertelstunde mich daran zu erbauen. Neben einer größeren Arbeit, der dieser Winter gewidmet ist, konnte mir keine erquicklichere Erholung geboten werden, als die Betrachtung alles dessen, was wir — oft bedacht und nie erschöpft — unserem teuren Dichter zu danken haben. Und wahrlich konnte auch der Marbacher Schiller-Verein sich kein ehrenvolleres Zeugnis ausstellen, in wie hohem und freiem Sinne er seine Aufgabe erfaßt, als durch diese Publikation."

Allgemeine Rundschau.

Kleinere Mitteilungen.

—rt— Neuer Komet, 1904 d. Nach einer soeben eingegangenen Zirkulardepesche der Kieler Zentralstelle für Kometentelegramme hat der Astronom an der Bischoffsheimschen Sternwarte in Nizza, Hr. Giacobini, in der Nacht vom 17. auf 18. Dezember einen neuen Kometen entdeckt, der als vierter dieses Jahres die Bezeichnung 1904 d erhalten hat. Die Entdeckungspositionen sind

Rektaszension . . = $16^h 15^m$
Deklination . . = + 27° 28'.

Der neue Komet, der hiernach gegenwärtig im Sternbild des Herkules steht, geht in unseren Breiten vorläufig erst gegen 2 Uhr nachts auf, infolge seiner nach Nordost gerichteten Bewegung wird er indessen wohl bald die ganze Nacht hindurch am Himmel stehen. Da seine Helligkeit einstweilen noch ziemlich gering ist — sie entspricht nach der Angabe des Entdeckers der eines Fixsterns 11. Größe —, kann jedoch der neue Komet zunächst nur mit größeren Fernrohren beobachtet werden.

* Gründung einer Gesellschaft für fränkische Geschichte. In Nürnberg fand am 17. Dezember unter dem Vorsitz des Regierungspräsidenten von Mittelfranken, Exzellenz v. Welser, als Vorstand des Historischen Vereins für Mittelfranken, und im Beisein des ersten Bürgermeisters der Stadt Nürnberg, v. Schuh, des ersten Direktors des Germanischen Museums, v. Bezold, von Vertretern der Universitäten Würzburg und Erlangen, der staatlichen und städtischen Archive und der historischen Vereine in den drei Franken eine Versammlung statt, bei der nach Anhörung eines vom Universitätsprofessor Chroust vorgetragenen Berichtes die Gründung einer Gesellschaft für fränkische Geschichte beschlossen wurde. Aufgabe dieser Gesellschaft soll sein, in mehr entsprechender Weise und systematischer als es bisher geschehen konnte, für Veröffentlichung von Quellen der fränkischen Geschichte — der politischen, der Verfassungs- und Wirtschaftsgeschichte — Sorge zu tragen und zu Forschungen und Darstellungen auf diesem Gebiet anzuregen. Räumlich wird die Tätigkeit der Gesellschaft ungefähr durch den Umfang des alten fränkischen Kreises heute bayerischen Anteils umschrieben sein. Die erforderlichen Mittel sollen, wenn möglich, in Franken selbst durch Gewinnung von Stiftern größerer einmaliger Beiträge und von Gönnern (Patronen) der Gesellschaft aufgebracht werden; die Mitglieder der Gesellschaft werden auf Vorschlag des Ausschusses aus dem Kreis der Geschichtsforscher und Geschichtsfreunde gewählt. Die Konstituierung der Gesellschaft wird im Laufe des Frühjahrs 1905 erfolgen. Bei der ersten Hauptversammlung, zu der an die Interessenten Einladung ergehen wird, werden Satzungen, Finanzplan und das wissenschaftliche Programm der Gesellschaft vorgelegt werden. Die interimistische Führung der Geschäfte wurde den Herren Universitätsprofessor Chroust (Würzburg, Sieboldstraße 3) und Reichsarchivrat Göbl (Würzburg, Kreisarchiv) übertragen.

* Eine Nationalehrung für Carducci. Die italienische Deputiertenkammer genehmigte am Samstag eine Vorlage der Regierung, nach welcher dem Dichter Giosuè Carducci aus Anlaß seines Rücktrittes von seinem Amte als Universitätsprofessor eine besondere Pension von 12,000 Lire als Zeichen nationaler Dankbarkeit bewilligt wird. Diese Pension, die dem Dichter mit einer außerordentlich ehrenvollen Begründung von seiten des italienischen Kultusministers zuteil wurde, ist die gleiche, die seinerzeit auch Manzoni zuerkannt worden war.

ct. Die goldene Lavoisier-Medaille, diese erst im Jahre 1900 auf den Namen des unsterblichen Begründers der wissenschaftlichen Chemie gestiftete Auszeichnung, ist von der Pariser Akademie der Wissenschaften in diesem Jahre an James Dewar für seine Forschungen über die Verflüssigung der Gase verliehen worden. Die Medaille ist dazu bestimmt, die größten Leistungen auf dem Gebiete der Chemie, ohne Rücksicht auf die Nationalität des Forschers, zu ehren. In diesem Jahre fällt die Medaille zum erstenmal an einen englischen Gelehrten.

Hochschulnachrichten.

hc. Würzburg. In der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät der hiesigen Universität hat sich Dr. jur. Max Wagenstecher aus Wiesbaden mit einer Schrift: „Zur Lehre von der materiellen Rechtskraft“ als Privatdozent habilitiert.

* Bonn. Mit einer Antrittsvorlesung über „Die Tuberkulose des Kehlkopfes“ hat sich hier der Stabsarzt Dr. Otto Burchardt als Privatdozent für Laryngologie habilitiert.

hc. Jena. Die theologische Fakultät ernannte den Pfarrer Ernst Müller in Langnau, Kanton Bern, wegen seiner Verdienste auf dem Gebiete der Geschichte der reformierten Kirche in Bern zum Ehrendoktor der Theologie.

dr. Dr. med. Heinrich Jacobsthal aus Berlin wird sich in der medizinischen Fakultät der hiesigen Universität habilitieren und am 21. Dezember seine Probevorlesung über „Die Naht der Blutgefäße“ halten.

△ Breslau. Das Mitglied der Technischen Reichsanstalt in Charlottenburg Professor Dr. Otto Lummer ist vom 1. Januar ab zum Professor der Physik an der hiesigen Universität als Nachfolger des in den Ruhestand getretenen Professors Dr. Meyer ernannt worden und wird voraussichtlich zum 1. April hierher übersiedeln.

hc. Greifswald. Der Professor der Chemie und Senior der hiesigen Universität Geh. Regierungsrat Dr. Heinrich Limpricht feiert am 21. Dezember das 50jährige Jubiläum als Universitätsprofessor. Prof. Limpricht, der jetzt im 78. Lebensjahre steht, hat sich Ostern 1852 als Privatdozent in Göttingen habilitiert und wurde am 21. Dezember 1854 zum Extraordinarius befördert. Ostern 1860 wurde er als ordentlicher Professor nach Greifswald berufen, welcher Hochschule er seitdem ununterbrochen angehörte. Vor vier Jahren wurde er auf seinen Antrag von der Verpflichtung zum Abhalten von Vorlesungen entbunden.

hc. Basel. Der außerordentliche Professor für neutestamentliche Theologie an der Universität Basel Lic. theol. Ed. Riggenbach ist von der theologischen Fakultät in Greifswald zum Dr. theol. honoris causa ernannt worden.

* Technische Hochschulen. In der Nacht vom Samstag zum Sonntag ist der Kunsthistoriker und Professor an der Technischen Hochschule zu Berlin Dr. Alfred Gotthold Meyer gestorben. Professor Meyer ist 1864 geboren und gehörte seit 1894 dem Lehrkörper der Technischen Hochschule an. Wie man hört, ist Professor Meyer einer Blutvergiftung zum Opfer gefallen, die er sich im August zugezogen hat. Sein besonderes Arbeitsgebiet war die italienische Frührenaissance, deren Kenntnis er durch mehrere Werke gefördert hat; außerdem hat er ein Buch über Canova und ein solches über Begas verfaßt.

Der Professor der neueren deutschen Literaturgeschichte an der Technischen Hochschule in Darmstadt Dr. Otto Harnack hat den Ruf als Nachfolger von Prof. Weitbrecht an die Technische Hochschule in Stuttgart angenommen. — Dem Privatdozenten der Chemie an der Technischen Hochschule in Stuttgart Dr. Hugo Kauffmann ist Titel und Rang eines außerordentlichen Professors verliehen worden.



Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Friedrich Hebbels Tagebücher in vier Bänden. Auf Grund der Quellen ausgewählt und mit einer Einleitung, sowie mit erläuternden Anmerkungen herausgegeben von Hermann Krumm. Mit des Dichters Bildnis und einem Stammbuchblatt als Handschriftprobe. (1 Band: 1835—1859. 3. Band: 1844—1850.) Leipzig. Max Hesse. 280 u. 359 S. — Dr. J. J. Thomson: Elektrizität und Materie. Autorisierte Uebersetzung von G. Siebert. Mit 19 eingedruckten Abbildungen. (Die Wissenschaft. Sammlung naturwissenschaftlicher und mathematischer Monographien. Heft 3.) Braunschweig 1904. Friedrich Vieweg u. Sohn. 100 S. — Eduard Paulus: Wolkenschatten. Neue Lieder und Sonetten. Stuttgart 1904. Adolf Bonz u. Comp. 158 S. — Ludwig Hevesi: Sonne Homers. Heitere Fahrten durch Griechenland und Sizilien 1902—1904. Ebenda 1905. 428 S. — Melchior Meyr: Erzählungen aus dem Ries. Gesamtausgabe in vier Bänden. Herausgegeben und eingeleitet von Otto Weltzien. Mit einer Abbildung des Meyr-Denkmals in Nördlingen. Leipzig. Max Hesse. 235, 317, 298 und 291 S. — Dr. Friedrich Kitzinger, Privatdozent der Rechte an der Universität München: Die Internationale Kriminalistische Vereinigung. Betrachtungen über ihr Wesen und ihre bisherige Wirksamkeit. München 1905. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck). 164 S. — Edward Waldo Emerson: Ralph Waldo Emerson. Autorisierte Uebertragung v. Sophie v. Harbou. Minden i. W. J. C. C. Bruns Verlag. 256 S. — Arthur Moeller van den Bruck: Verirrte Deutsche. Ebda. 175 S. — George Meredith: Harry Richmonds Abenteuer. Deutsch von Felix Paul Greve. Zwei Bände. Ebenda. 392 u. 396 S. — Charles Baudelaires Werke. In deutscher Ausgabe von Max Bruns. (Der erste Band: Die Novellen und die kleinen Dichtungen in Prosa. Uebersetzt von Margarete Bruns.) Ebenda. 281 S. — Karl Hans Strobl: Die Eingebungen des Arphaxat. Merkwürdige Geschichten. Ebenda. 295 S. — Michael Georg Conrad: Der Herrgott am Grenzstein. Fränkischer Dorfroman. Erster Teil. Berlin 1904. Otto Janke. 220 S. — Heinrich Hansjakob: In Frankreich. Reiseerinnerungen. Stuttgart 1904. Adolf Bonz u. Comp. 468 S. — Derselbe: Mein Grab. Gedanken und Erinnerungen. Ebenda 1905. 167 S. — Hermine Villinger: Mutter und Tochter. Roman. Ebda. 1905. 224 S. — Dr. Artur Brabant: Das heilige Römische Reich teutscher Nation im Kampf mit Friedrich dem Grossen. (1. Band: Joseph Friedrich, Herzog zu Sachsen-Hildburghausen, des heiligen Römischen Reiches Generalissimus 1757.) Berlin 1904. Gebrüder Paetel. 392 S. — Friedrich Nietzsche. Band XIV. Nachgelassene Werke. Unveröffentlichtes aus der Umwertungszeit. (1882/83 bis 1888.) Leipzig. C. G. Naumann. 442 S. — Professor L. Carl: Algebraische Aufgaben zur Einführung in die Arithmetik. (Gleichungen ersten Grades mit einer unbekannten Grösse.) Oldenburg i. Gr. 1905. Gerhard Stalling. 48 S. — August Sturm: Deutsche Balladen. Ein Weihnachtsbuch für den deutschen Winter. Leipzig 1904. C. F. Amelang. 106 S. — Käthe Ertel-Breithaupt: Tagebuch einer glücklichen deutschen Mutter. Berlin 1904. Albert Kohler. 86 Seiten.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

An unsere Leser!

Wir bitten höflich, bei allen Anfragen oder Bestellungen, welche auf Grund der in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung angekündigten, besprochenen oder zitierten **Bücher und Verlagswerke** erfolgen, sich gefl. auf die Beilage der Allgemeinen Zeitung beziehen zu wollen.

Verlag der Allgemeinen Zeitung.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Technische Briefe.

XIV.

Das Hubersche Verfahren zum Pressen und Prägen von Metallgegenständen.

Es kommt eine Menge verschieden geformter und verschieden verzierter Gegenstände aus Blech und Metall in den Handel, denen man es auf den ersten Blick nicht ansieht, wie sie entstanden sind und wie es möglich gewesen ist, die manchmal recht komplizierten erhabenen Reliefs zu dem billigen Preise herzustellen. Es soll nur z. B. an Vasen, Becher, Dosen u. dgl. erinnert werden, die mit höchst vollkommenen Ornamenten, Blumen, Figuren u. s. w. in künstlerischer Weise ausgestattet sind.

Im allgemeinen findet der Käufer keine Zeit, sich danach zu fragen, auf welche Weise der Gegenstand hergestellt, durch wieviele Hände er bis zu seiner Vollendung gegangen ist, und welchen Arbeitsverfahren er unterworfen werden mußte, bis er die endgültige Form erhalten hat. Die Erzeugnisse der Technik und Industrie werden als etwas selbstverständliches hingenommen, und verhältnismäßig nur wenige sind über den Werdegang unterrichtet. Es mag deshalb besonders jetzt, in der Zeit der gesteigerten Kauflust vor Weihnachten, nicht unangebracht erscheinen, z. B. auf die Herstellungsverfahren verzierter Blechgegenstände hinzuweisen und daran zu erinnern, daß über dem fertigen Produkt der schaffende Geist des Ingenieurs nicht vergessen wird, der es ermöglicht hat, derartige Gebrauchs- und Luxusgegenstände als Massenartikel zu billigen Preisen herzustellen und nicht nur einigen wenigen, sondern der breiteren Masse des kaufenden Publikums zugänglich zu machen.

Wollte man früher einen mit erhabenen Reliefs verzierten Becher herstellen, so mußte die geschickte Hand eines Meisters in mühevoller und langwieriger Arbeit durch Hammerschläge die gewünschten Formen heraustreiben; nicht immer konnte ein entsprechendes Gesenk die Arbeit erleichtern. Die Art der Bearbeitung mit dem Hammer mußte eine unvollkommene bleiben, wenn es auch Handwerksmeister gegeben hat, deren Kunst unsere höchste Bewunderung erzwingt. Ein Fortschritt in der Herstellung von Verzierungen auf Metall war der Uebergang zum Pressen oder Prägen unter einem gleichmäßigen hohen Druck zwischen zwei metallenen Formen. Hierzu ist ein Preßstempel erforderlich, welcher das Material in eine Gegenform, die Matrize, hineinzwingt. Durch den ausgeübten Druck wird ein Fließen des Metalls bis in die feinsten voneinander unabhängigen Vertiefungen der beiden zur Wirkung kommenden Stempel erzielt, ebenso wie man Butter oder Gips in die Form hineindrücken kann; nur muß der Druck ein genügend hoher sein. Oder es passen zu den Vertiefungen des einen Stempels Erhöhungen des anderen derart, daß das zwischengelegte Blech gebogen und gedehnt wird, bis es die entsprechenden Formen angenommen hat. Der erforderliche Druck wird für kleinere Gegenstände durch einfache Spindelpressen, bei größeren durch hydraulische Pressen geliefert.

Die Herstellung des Preßstempels und der Matrize ist eine recht umständliche und teure. An der Anfertigung einer Stanze arbeitet der Graveur oft sehr lange Zeit. Nachdem in einen ausgesuchten, weichen Stahl das Muster eingeschnitten ist, muß die Form gehärtet werden. Dabei darf aber ein Verziehen des Musters nicht eintreten, was bei der verhältnismäßig großen Stärke des Materials keine leichte Arbeit ist und sehr viel Aufmerksamkeit, Geschick und Erfahrung erfordert. Und dann ist es noch nicht ausgeschlossen, daß unter dem hohen, einseitig wirkenden Druck die Form zerspringt, so daß der ganze Kostenaufwand vollständig verloren ist.

Der hohe Druck bringt es auch mit sich, daß die Stempel keine allzu lange Lebensdauer haben. Besonders scharfe und feine Kanten nutzen sich bald ab und die späteren Abdrücke werden unscharf, so daß der Stempel wertlos wird. So lange es sich um annähernd ebene Stücke handelt, ist das obige Verfahren noch verhältnismäßig einfach durchzuführen, besonders wenn weichere Metalle oder Legierungen verwendet werden. Anders liegt die Sache jedoch, wenn es darauf ankommt, Hohlgegenstände, z. B. Feldflaschen, Becher oder Vasen mit getriebenen Ornamenten zu versehen. Die Matrize muß dann geteilt ausgeführt werden, damit das Formstück nach seiner Fertigstellung herausgenommen werden kann, und an den Stoßstellen bildet sich nur zu leicht ein sehr unangenehm störender Grat, der dann durch Nacharbeit beseitigt werden muß. Um den Druck von innen her gleichmäßig auf das Material zu übertragen und es in die Vertiefungen der Matrize hineinzudrücken, muß man zu anderen Mitteln greifen als zu dem Preßstempel, weil dieser bei unregelmäßigen Formen nicht nach allen Seiten hin wirken kann, man muß den Innenraum z. B. mit Sand oder Wasser füllen und den Druck indirekt ausüben. Es liegt auf der Hand, daß dieses Verfahren verbesserungsfähig ist. Es ist ein Bedürfnis nach weitgehenden Formveränderungen, unabhängig von der Gestalt des Körpers, vorhanden.

Diesem wird durch das Hubersche Verfahren [1]) in vollstem Maße genügt. Dieses benutzt „zur Formveränderung von beliebigen, hauptsächlich hohlen Körpern die hydraulische Presse und zwar den Innenraum des Preßzylinders, in den die Preßformen unmittelbar eingelegt werden. Der Preßzylinder wird dann geschlossen und die Preßformen und das zu pressende Arbeitsstück unter so

[1]) Zeitschrift des Vereins deutscher Ingenieure, Band 45, Seite 585 u. folg.

hohen, allseitigen hydraulischen Druck gesetzt, daß das Material in die Preßformen hineingedrückt und die gewünschte Formveränderung erzielt wird".

Der Preßdruck wirkt also zwanglos von allen Seiten, von innen und außen auf den umzuformenden Körper ein, hebt sich im ganzen auf und hat nur dort Einfluß auf das umzuformende Arbeitsstück, wo die Preßform dicht darauf gelegt ist, indem hier das Material in die Vertiefungen u. s. w. hineingedrückt wird. Allerdings muß der Preßdruck ein recht erheblicher sein. Es müssen Drucke zur Anwendung kommen, die höher liegen als die Flußgrenze der Materialien, also 5000—8000 Kilogramm auf den Quadratzentimeter und mehr. Die Preßformen sind einfache Platten oder den sonstigen Formen des zu bearbeitenden Gegenstandes angepaßte Körper mit denjenigen Vertiefungen oder Erhöhungen an ihrer Innenfläche, die in dem Arbeitsmaterial abgeformt werden sollen.

Natürlich müssen die Preßformen an den Fugen, wo sie den zu pressenden Körper berühren, vollständig wasserdicht abschließen, da der Wasserdruck nur an den Stellen eine Materialverschiebung hervorrufen kann, wo ein Zwischenraum zwischen Formstück und Körper vorhanden ist, das nicht unter Wasserdruck steht.

Eine selbstverständliche Voraussetzung ist es ferner, daß die Preßform widerstandsfähiger ist als das zu deformierende Material. Diese Bedingung ist leicht zu erfüllen, und es ergeben sich Preßformen von sehr geringer Stärke, da der Wasserdruck absolut gleichmäßig, allmählich und ohne Stoß wirkt, und nachdem das zu pressende Material im ersten Stadium des Verfahrens in die Hohlformen hineingebogen ist, allseitig auf die Form einwirkt, so daß ein Zersprengen derselben unmöglich ist. Auch der in die Form hineinzupressende Körper füllt die Hohlräume allmählich aus, und die gewünschte Formveränderung tritt ohne jeden Stoß in wenigen Sekunden ein.

Infolge dieser Erscheinungen können statt gehärtetem Stahl auch andere Materialien als Formen verwandt werden, sofern sie nur härter, bezw. widerstandsfähiger sind als das aufgelegte Blech, z. B. Glas, Porzellan, galvanische Niederschläge aus Kupfer, Nickel u. s. w. Letzteres ist besonders für Künstler wertvoll, denn die Matrize kann unmittelbar nach dem in Wachs oder ähnlichem Material modellierten Original hergestellt werden. Die Arbeit des Künstlers kommt am fertigen Stück voll zur Geltung, während bei der Herstellung der Stahl- oder Bronzematrizen für die gewöhnlichen Prägepressen immer die mehr oder weniger geschickte Hand des Graveurs eingreifen muß. Ein 1—4 Millimeter starker Niederschlag genügt in den meisten Fällen. Die Rückseite kann durch Ausgießen von einer harten Legierung verstärkt werden. Auch läßt sich die Zeichnung selbst, ähnlich wie bei den Kupfdruckplatten, verstählen.

Man kann auch noch einen Schritt weiter gehen und die Photographie direkt zur Herstellung der Matrize benutzen. Auf der photographischen Platte bildet sich bei der Behandlung ein schwaches Relief, und dieses genügt, um nach dem Erhärten auf der Glasplatte als Preßmatrize zu dienen. Ein in Kupfer hergestellter Abdruck derselben gleicht einer gestochenen Platte. Natürlich eignen sich für das Hubersche Verfahren auch Stereotypplatten mit ganz feinen Aetzungen, Radierungen u. dgl. zur Herstellung von Bildstöcken aus Zink oder Kupfer. Ferner können auf eine Glas- oder Stahlplatte aufgelegte Muster einer Stickerei, eines Baumblattes u. s. w., hierdurch in Metall abgepreßt werden. Der zu verzierende Körper braucht auch noch nicht einmal seine genaue äußere Form bereits zu haben, er kann vielmehr die endgültige Form durch das Pressen selbst erhalten.

Je höher der Wasserdruck, desto schärfer werden natürlich die Zeichnungen, und es bedarf keiner Nacharbeit, die Gegenstände können vielmehr bereits fertig poliert sein, ehe sie in die Presse kommen, denn eine nachteilige Veränderung der Oberfläche tritt während des Pressens nicht ein.

Bis jetzt haben wir nur von Zierformen gesprochen. Bei der Herstellung von Gegenständen für industrielle Zwecke nach dem Huberschen Verfahren handelt es sich in der Regel um einfachere Formen, die dann aber eine erhebliche Größe aufweisen. Es lassen sich z. B. an Rohren und Hohlkörpern Erweiterungen, Wulste, Verengungen, Ränder u. dgl. von jeder Form anpressen, auch an solchen Stellen, an denen sie durch das gewöhnliche Preßverfahren oder durch Schmieden sehr schwer oder gar nicht hergestellt werden können. Zum Beispiel können in der Fahrradindustrie Naben und Knotenstücke, die bisher zusammengeschweißt oder gelötet wurden, durch Pressen im Preßzylinder viel leichter und billiger fabriziert werden. Ebenso werden nach diesem Verfahren Teile der Milchzentrifuge, Hohlwalzen mit rechts und links verlaufenden schraubenförmigen Riffelungen, wie sie in der Papier- und Textilindustrie gebraucht werden, auf einfache Weise herstellen. Dünne Hohlwalzen können dabei gleichzeitig mit Mustern oder Zeichnungen versehen werden. Anstatt sie einzugravieren, wird die Zeichnung durch Pressen „aufgetragen". Ueberhaupt tritt das Uebergewicht des Huberschen Verfahrens ganz besonders dort zutage, wo fast geschlossene Hohlkörper von innen heraus bearbeitet werden können, und wo es darauf ankommt — wie so oft in der Industrie —, eine große Zahl von vollständig gleichartigen Formen so herzustellen, daß eine Nacharbeit nicht nötig ist.

Es ist ferner die Möglichkeit vorhanden, gleichzeitig mit dem Auspressen ein Muster in dem Gegenstand auszuschneiden, auch kann man im hydraulischen Druckzylinder Glasflaschen, welche zur Aufnahme von Säuren dienen, mit einem fest anliegenden Metallüberzuge versehen, um dieselben für den Transport widerstandsfähiger zu machen, u. a. m.

Die Pressen nun, in deren Zylinder die obigen Arbeiten, bezw. Formveränderungen vor sich gehen, weichen in ihrer Bauart infolge der gewaltigen Drucke wesentlich von den gewöhnlichen hydraulischen Pressen ab. Zwar kennt man große Schmiedepressen, die mehrere Millionen Kilogramm Gesamtdruck zu leisten imstande sind, aber diese besitzen einen verhältnismäßig großen Kolben und arbeiten nur mit 400—500 Kilogramm pro Quadratzentimeter, während für die obigen Formveränderungen bis zu 10,000 Atmosphären und mehr unter Umständen nötig werden können. Die Presse muß nun nicht nur gegen diese hohen Drucke widerstandsfähig sein, sondern sie muß außerdem noch einen genügenden Rauminhalt haben, damit es möglich ist, entweder größere Stücke zu bearbeiten, oder mehrere kleinere in einem Preßvorgange fertig zu stellen, damit sich die Arbeit lohnt, denn, wie fast überall, ist auch hier die Frage des Kostenpunktes für die Anwendung des Verfahrens in der Praxis und im Großbetriebe ausschlaggebend.

Je größer nun der Durchmesser des Preßzylinders wird, desto schwieriger ist es, demselben die erforderliche Widerstandsfähigkeit zu geben, da die Festigkeit auch von Nickelstahl nur eine begrenzte ist. Es hat sich aber herausgestellt, daß man mit möglichst großen Pressen am billigsten arbeiten kann, und so muß das Bestreben darauf gerichtet sein, Mittel und Wege zu finden, durch welche die Festigkeit der Zylinder erhöht wird.

Nun haben wir es mit ähnlichen Spannungen in der Geschützfabrikation zu tun. Nach diesem Vorbilde sind auch die Pressen der Gesellschaft für Huber-Pressung hergestellt. Der eigentliche Zylinder besteht aus einem Seelenrohr, um welches Verstärkungsringe warm aufgezogen werden. Beim Erkalten ziehen sich diese Ringe zusammen und drücken dadurch die Seele bis zur Elastizitätsgrenze zusammen. Im Ruhezustande besitzt der innerste Teil des Preßzylinders also bereits eine erhebliche, der kommenden Wasserspannung entgegengesetzt gerichtete Druckspannung. Diese wird durch den Druck des Preßwassers ausgeglichen und geht bei zunehmendem Wasserdruck in Zugspannung über.

Anstatt die äußeren Ringe aufzuschrumpfen, kann man die Seele auch mit Stahldraht oder Stahlblech umwickeln, oder das Wasser im Zustande der Belastung zu einer teilweisen Entlastung benutzen.[2]) Zu diesem Zwecke werden zwischen den äußeren und inneren Ringlagen der Verstär-

[2]) Patent 122,971.

kungsringe Kanäle für das Druckwasser geschaffen, welche mit dem Preßraum kommunizieren und eine Entlastung der inneren Ringe herbeiführen.

Die so hergestellten Preßzylinder haben den gestellten Anforderungen vollständig entsprochen, auch lassen sich die Schwierigkeiten, die bei der Abdichtung der Kolben gegen den ungewöhnlich hohen Wasserdruck entstehen, durch Anwendung der Lederstulpdichtung gut überwinden. Die Wirkung dieser besteht im wesentlichen darin, daß Lederringe durch den Preßdruck selbst gegen den Pumpenzylinder und den Kolben gepreßt werden. Je größer der Druck, desto fester legt sich der Lederring an und desto sicherer ist der Abschluß. Die Bedingungen, unter denen eine solche Dichtung lange Zeit brauchbar bleibt, nämlich reines Wasser und kleine Bewegung, sind hier vorhanden, und sind die Pressen denn auch mit diesen Dichtungen ausgestattet.

Das Preßverfahren selbst erfordert keine große Wasserverdrängung. Während des letzten Preßstadiums, nachdem alle Räume vollständig mit Wasser angefüllt sind, braucht nur soviel nachgepumpt zu werden als der Molekularverschiebung des Blechs entspricht, wenn es, dem hohen Drucke nachgebend, die Hohlräume der Matrize ausfüllt. Dieses bedingt keine erhebliche Volumenveränderung, und wir haben es hier mit einem hohen Druck, aber mit einem kleinen Weg zu tun. Um diesen hohen Druck zu erreichen, muß eine mehrfache hydraulische Uebersetzung angewandt werden. Nachdem das Wasser auf die gewünschte Pressung gebracht ist, muß der Druck eine kurze Zeit gehalten werden, damit die Form sicher und scharf vollendet wird.

Die konstruktive Ausbildung der Pressen selbst hat zu zwei Ausführungsformen geführt, nämlich den offenen und den geschlossenen Preßzylindern.

Bei den ersteren dringt der Preßkolben von oben in die Preßform ein und muß denselben Durchmesser haben wie der Zylinder, sowie gut und sicher abgedichtet sein. Nachdem der Preßzylinder mit Wasser gefüllt ist, wird der Kolben seitlich ausgeschwungen und dann werden die vorbereiteten Matrizen und Preßstücke von oben eingehängt. Der Preßkolben wird dann wieder zurückgeschwenkt und der Kolben eingesetzt, worauf der Preßzylinder sich nach oben bewegt, und die Pressung vor sich geht. Letztere dauert etwa ½—2 Minuten, und können etwa 20 Pressungen in der Stunde vorgenommen werden.

Bei den geschlossenen Zylindern geschieht die Beschickung auch von oben nach Oeffnen des Verschlusses. Der Druckkolben dringt von unten in den Arbeitszylinder ein; er braucht nur einen kleinen Durchmesser zu haben, muß dafür aber einen größeren Arbeitshub ausführen. Die hydraulische Presse zum Antrieb wird deshalb kleiner, und der Nutzpreßraum kann, unabhängig von dem Preßkolben, größer werden.

Man kann auch mit kleineren Preßdrucken auskommen, wenn man den letzten Rest der Formveränderung durch Stoßwirkung ausführen läßt,[5]) wenn man also den Preßdruck allmählich bis kurz vor die Flußgrenze des Materials steigert, und dann durch ein Fallwerk eine Reihe von schnellen Schlägen auf das Preßwasser ausübt. Dieses wirkt dann wie ein Triebhammer aus Wasser.

Es wird interessieren, was eine solche Anlage kostet, und zu welchem Preise die Pressungen ausgeführt werden können. Da kleinere Pressen wegen des zu geringen Aufnahmevermögens zu unrentabel sind, kommen für größere Betriebe nur Pressen von 350 Millimeter lichter Weite und 1200 Millimeter Tiefe in Frage. Eine solche Presse für 6 Millionen Kilogramm Gesamtdruck kostet mit allen Nebenteilen rund 100,000 M.

Für geordneten Tagesbetrieb sind erforderlich 3 Arbeiter an der Presse und 20 Hilfsarbeiter zur Vorbereitung der Preßstücke u. s. w. Es können 100 Pressungen täglich vorgenommen werden. Dann ergibt sich für Lohn zuzüglich Verzinsung und Amortisation beim Pressen größerer Stücke, von denen etwa 3 gleichzeitig im Preßzylinder Platz finden, an Herstellungskosten der Betrag von 22 Pfennig. Mittlere Stücke, von denen etwa 10 in den Zylinder hineingehen, kosten 6.5 Pfennig, und die kleinsten Gegenstände erfordern einen Aufwand bis herab zu 0.3 Pfennig zu ihrer Fertigstellung.

Hierbei ist außer acht gelassen, daß viele kostspielige Vorarbeiten erspart werden, und daß die Matrizen wesentlich billiger herzustellen sind, als bei dem Prägen mittels der Spindelpresse.

Die Huberpressen sind also ein vielfach zu verwendendes Werkzeug, das vielen Bedürfnissen der Technik in einfachster und billigster Weise gerecht wird, wenn die Arbeit im großen, also bei Zentralisation des Betriebes, ausgeführt wird.

Auch die wissenschaftliche Untersuchung der Materialien ist durch sie in andere Bahnen geleitet, denn der hohe Wasserdruck, der früher nur im kleinen und im Laboratorium mit großer Mühe erreichbar war, kann jetzt im großen ohne weiteres benutzt werden. Es liegt also hier ein Arbeitsmittel, ein Werkzeug großen Stils, vor, das die Aufmerksamkeit auch weiterer Kreise verdient.

E. Wrobel.

[5]) Patent 122,971.

Die Gallier in Delphi.

Als die Deutschen mit der griechischen Regierung den Vertrag wegen der Ausgrabung von Olympia schlossen, da empfanden die Franzosen gleich darauf auch ihrerseits das dringende Bedürfnis, einen Ort Griechenlands auszugraben, und zwar wählten sie Delphi, auf das sie wegen der von ihren Landsleuten früher dort angestellten Nachforschungen ein besonderes Anrecht zu haben glaubten. Wie jeder weiß, sind die Ausgrabungen jetzt längst vollendet; mit großem Eifer durchgeführt, haben sie schöne Resultate an beweglicher und unbeweglicher Beute ergeben, und man darf jetzt auch hoffen, daß in kurzer Zeit die Ausgrabungen durch ausführliche Berichterstattung und eingehende Behandlung der gelehrten Welt vollständig vorgeführt werden. — Die Vorliebe, welche die Franzosen für Delphi zeigen, ist aber eigentlich noch älter, als sie in ihrem Gesuche angegeben haben: schon ihre Vorfahren, die Kelten, haben im Jahre 279 v. Chr. mit aller Macht nach Delphi zu gelangen gesucht. Freilich damals nicht, um auszugraben, sondern um einzureißen, auch hatten sie nicht die Absicht, die Schätze und Kunstwerke, die sie etwa fänden, der griechischen Regierung zu überlassen, wie es jetzt das griechische Antikengesetz vorschreibt, sondern sie gedachten möglichst viel davon für sich selbst mitzunehmen. Allerdings ist ihnen dieser nicht von Wißbegier, sondern von Habgier angeratene Zug schlecht bekommen: auch ohne daß das griechische Antikengesetz Delphi schützte, haben sie alles dort lassen müssen, ja sind selbst dabei gewaltig zu Schaden gekommen.

Die Veranlassung, heute des Einfalls zu gedenken, den die Kelten im Jahre 279 v. Chr. in Delphi gemacht haben, gibt eine in Kos von Prof. Herzog gefundene Inschrift, deren Veröffentlichung er der französischen Akademie der Inschriften überlassen hat, „als den Nachkommen der Gallier, die einst Delphi zu erobern versuchten, während die heutigen Franzosen Delphi aus dem Schutte der Jahrhunderte hervorgezogen haben“. Zu diesem Denkmal kommt noch ein zweites, das vor kurzem in Civit' Alba gefunden und im Museum von Bologna zur Aufstellung gelangt ist: eine Reihe von Terrakottastatuen, welche die Gallier in Delphi und die Götter, die sie zurücktreiben, zur Darstellung bringen. Beide Denkmäler lassen die Frage als eine solche erscheinen, die das allgemeine Interesse zu erregen imstande ist und deshalb hier eine Würdigung verdient.

Sind die Gallier wirklich in Delphi gewesen und haben sie die Plünderung der Orakelstätte begonnen, oder sind sie, bevor sie in das Heiligtum vordringen konnten, durch Götter und Menschen zurückgeschlagen und vernichtet worden? Nach den Zeugnissen der Schriftsteller kann die Sache zweifelhaft erscheinen. Justin erzählt XXIV, 8, 4, daß bei der Annäherung der Gallier Apollo selbst per aperta culminis fastigia in den Tempel hinabgeeilt sei und gemeinsam mit seiner Schwester Artemis und der Göttin Athene die Bar-

baren zurückgetrieben habe. Auch was Pausanias (X. 23, 1) über die Vernichtung der Gallier mitteilt, ist des Wunders voll, auch da treibt Apollo unter der persönlichen Teilnahme mehrerer Heroen am Kampf die Barbaren zurück, ohne daß diese den Tempel nehmen. Der Bericht Diodors dagegen, der allerdings nur im Auszuge vorliegt, sagt nichts von einem göttlichen Einschreiten. Allen drei Schriftstellern aber gemeinsam ist die Behauptung, daß die Kelten n i c h t in Delphi selbst eingedrungen sind und den Tempel n i c h t geplündert haben, sondern daß sie in dem Augenblick in die Flucht geschlagen wurden, als sie in Delphi eindringen wollten. Auch einige Worte des Polybius und eine athenische Inschrift scheinen den gleichen Sachverhalt anzudeuten. Dagegen wird bei Livius ausdrücklich behauptet, daß die Gallier Delphi geplündert haben, auch Appian stellt die gleiche Behauptung auf, und ein Terrakottarelief im Louvre stellt, wie es scheint, einen gallischen Krieger dar, der in den delphischen Tempel eindringt, seinen Fuß auf das Haupt der Pythia setzt und im Begriff steht, den heiligen Dreifuß umzuwerfen. Welchem Zeugnis soll man nun Glauben schenken?

Daß die Priester ein Interesse gehabt hätten, die Gallier zu schonen und die gotteslästerliche Plünderung des Tempels zu verschweigen, läßt sich nicht annehmen. Im Gegenteil, sie hatten ja oft genug den Klingelbeutel gerührt, um für den Bau des Tempels und andere heilige Zwecke zu sammeln; wie hoch willkommen hätte ihnen also eine Plünderung durch die Gallier sein müssen, die ihnen einen geeigneten Vorwand bot, eine neue Kollekte für ihren Gottesdienst auszuschreiben. Daß sie das nicht tun, ist also eine Bestätigung der Nachrichten, welche die Gallier nicht in Delphi eindringen lassen.

Nun kommt die von Prof. Herzog in Kos gefundene Inschrift aus dem Jahre 278 (also aus dem Jahre, das auf den gallischen Ueberfall folgt), in der es folgendermaßen heißt: „In Anbetracht daß, wie man uns meldet, bei den Angriffen der Barbaren gegen die Griechen und den Tempel in Delphi die Angreifer des Tempels von dem Gott und den bei dem Einfall der Barbaren zu Hilfe eilenden Menschen gezüchtigt worden sind, in Anbetracht ferner, daß der Tempel gerettet und mit der Beute der Feinde ausgeschmückt worden ist, in Anbetracht ferner, daß der größere Teil der Angreifer in den gegen die Griechen gelieferten Kämpfen vernichtet worden ist, wird beschlossen — um zu zeigen, daß das Volk von Kos an der Freude der Griechen über den Sieg regen Anteil nimmt und dem Gotte (Apollo) für sein Erscheinen bei den Gefahren des Tempels zum Heile der Griechen Dank weiß — eine Gesandtschaft nach Delphi zu senden u. s. w." In welcher Weise die Einwohner von Kos ihre Teilnahme ausdrücken, kann uns hier gleichgültig sein, aber wichtig ist, daß schon wenige Monate nach der Niederlage der Gallier selbst in Kos, am Rande Kleinasiens, die Erzählung von dem leibhaftigen Erscheinen des Apollo und der Vernichtung der Feinde verbreitet ist. Der Inschrift kommt deshalb ein hoher historischer Wert zu, man darf fortan als sicher annehmen, daß die Gallier über den Versuch, Delphi zu stürmen und die reichen Schätze des Heiligtums (soweit wie die Phoker im sogen. heiligen Kriege welche übrig gelassen hatten) zu plündern, nicht hinausgekommen sind, sondern durch Sturm und Hagel und durch den Angriff der sich zusammenrottenden Bewohner zurückgetrieben, ja zum größten Teile vernichtet worden sind. Aber wie ist die andere Erzählung entstanden, nach der der Ueberfall der Gallier wenigstens teilweise von Erfolg gekrönt war? Dafür bietet vielleicht das zweite, neu gefundene Monument, die Terrakottafiguren im Museum von Bologna, eine genügende Lösung.

Man erblickt dort zunächst links einen gallischen Führer, der auf einem Zweigespann über einen gefallenen Krieger hinwegjagt, der sich mit dem rechten Ellenbogen auf die Erde aufstützt. Dahinter steht Artemis (ich bemerke, daß die Anordnung teilweise eine willkürliche ist, da die Figuren einzeln gefunden wurden), fast genau übereinstimmend mit der Artemis des Altars von Pergamon, selbst das Schuhwerk ist gleichartig. Sie ist nach links gewandt und im Begriff, den Pfeil vom Bogen zu schnellen. Auf sie folgt nach rechts, genau sich anschließend, ein Gallier, der in ein Ziegenfell gehüllt ist, mit wildstruppigem Haar; sein Mantel flattert im Winde. Im rechten Arm trägt er einen Krug; während er nach links schreitet, hat er den Kopf nach rechts umgewandt, als ob er von dort her eine Gefahr wittere. Darauf kommen zwei Gallier, beide nach links schreitend, nackt, mit dem besonders vom sterbenden Gallier des Kapitols her bekannten gewundenen Halsband, dem Torques, um den Hals und einem Strick als Gürtel um die Lenden; sie tragen am linken Arm den bekannten länglichen gallischen Schild, in der rechten Hand muß man wohl einen Speer ergänzen, mit dem der zweite zum Wurf ausholt; auch sie haben beide den Kopf nach rechts zurückgewandt, sie sehen sich offenbar nach einem Verfolger um; ihnen zu Füßen liegt eine Schüssel oder Schale und ein Krug. Weiter nach rechts steht eine Göttin in langer Gewandung, offenbar Leto, der entsprechenden Figur in Pergamon sehr ähnlich; sie ist nach rechts gewandt; in der rechten Hand hielt sie einen länglichen Gegenstand, wohl eine Fackel, mit dem sie einen Stoß auf einen Gallier führt. Dieser ist im Begriff, zusammenzubrechen und in die Knie zu sinken, indem er die Arme ausstreckt, den linken nach oben, den rechten nach unten hin. Zwischen seinen Beinen bemerkt man eine runde Schüssel oder Schale. Der nächste Gallier, fast en face dargestellt, mit wild herabhängendem Haar, trägt ein kurzes Gewand, das auf der linken Schulter geknüpft ist, die rechte Brust aber frei läßt. Er ist nach rechts in Bewegung, schaut sich aber nach links um, als ob ihn eine Gefahr von dort bedrohe; er hat den rechten Arm nach links ausgestreckt, zu seinen Füßen liegt ein Krug. Der siebente Gallier ist bis auf den Riemen um den Leib nackt; der auf der Brust durch einen Knopf zusammengehaltene Mantel flattert im Rücken weit vom Körper fort. Er ist mit einem Schild bewehrt, der rechte Arm, der wohl einen Speer hielt, ist nach links ausgestreckt, als ob er einen Stoß führen wolle; aus der Haltung des rechten Beines, das im Knie gebogen ist, gewinnt man den Eindruck, daß er im Begriff war, eine Anhöhe hinaufzusteigen. Unten an der Erde erblickt man einen Krug und eine Schale. Darauf folgt eine Gruppe, die viel Aehnlichkeit mit einer Gruppe des Phigeliafrieses und des Reliefs der Südseite von Gjölbaschi hat: ein Gallier, tödlich verwundet, ist im Begriff zusammenzubrechen; sein Haupt hängt kraftlos herab, er wird vor dem Hinstürzen nur durch einen Genossen bewahrt, der mit der rechten Hand ihn umfaßt hält; der Oberkörper des zweiten ist leider nicht aufgefunden worden. Darauf folgt der Kopf des Apollo, man hat sich den Gott wohl gleichfalls wie die Artemis als bogenschießend zu denken. Den Schluß macht ein Krieger, der mit einem Panzer bekleidet ist und in dem man auf Grund bestimmter Aehnlichkeiten mit einigen Figuren etruskischer Graburnen einen Griechen erkennen kann, der gegen die Gallier kämpfte. Die in Civit'Alba gefundenen Figuren entstammten einer Töpferei die jedenfalls fabrikmäßig die Figuren herstellte; man kann schon fast allein aus dieser Tatsache den Schluß ziehen, daß die Figurenreihe bekannt und beliebt war. Dazu kommen noch die Aehnlichkeiten mit dem Fries von Pergamon; der Schluß liegt nahe, daß die Geschichte des gallischen Angriffs auf Delphi, der noch dem frommen Glauben der Griechen in erster Linie durch das hilfreiche Einschreiten der Gottheiten abgeschlagen wurde (Athene fehlt auf dem Relief, vielleicht nur durch Zufall; die Gegenwart der Leto ist leicht zu verstehen, sie pflegt nie weit weg zu sein, wo ihre Kinder erscheinen), von neuem hervorgesucht und wiederholt dargestellt wurde, als die Siege der Attaliden über die Galater in Kleinasien das Andenken an die Galliergefahr wieder ins Gedächtnis zurückgerufen und die Kunst in Pergamon einen würdigen Ausdruck dafür gefunden hatte. Der Künstler des vorausgesetzten Originalwerkes, von dessen Werk die Figuren von Civit'Alba nur einen schwachen Abglanz erkennen lassen, hatte offenbar den Augenblick zur Darstellung gebracht, wo die Gallier im Gebirge durch Sturm und Regen verfolgt und durch die Geschosse der Götter und die Waffen der Menschen zu Paaren getrieben werden, daher die Figur des Bergansteigenden und der vom Sturm weggewehte Mantel und der Grieche im Panzer; daß er auch den Feinden menschlichen Anteil zollt und den einen Gallier von seinem Waffenbruder aus dem Gefecht wegführen oder richtiger vor dem Hinstürzen bewahren läßt, nimmt um so mehr für sein Werk ein und läßt das Bedauern in uns wach werden, daß seine Schöpfung in so trümmerhafter

Weise auf uns gekommen ist. Und die Krüge und Schalen? Das ist doch einfach die Unterschrift des Werkes. Wollte der Künstler den Ansturm der Gallier auf Delphi und ihre Vernichtung durch die Götter und Menschen erkennbar darstellen, dann mußte er ihnen Krüge und Schalen und andere dergleichen Dinge in die Hand geben, damit jeder Beschauer ihr Sakrilegium erkannte und bestimmt wußte, daß es sich im vorliegenden Falle nur um die Gallier in Delphi, nicht etwa um die Galaterkämpfe in Kleinasien oder sonst wo handeln könne. Dadurch aber, daß ein solches allgemein bekanntes und weit verbreitetes Denkmal vorlag, erklärt sich auch die abweichende Ueberlieferung der Schriftsteller. Man erkannte nicht, daß die den Galliern in die Hand gegebenen Beutestücke nur als Unterschrift, gleichsam zur Deutlichmachung der Situation dienen sollten, sondern man faßte das ganze Kunstwerk als ein historisches Zeugnis auf, dem man die Tatsache von der wirklich erfolgten Plünderung des Tempels in Delphi entnehmen zu können glaubte. Daß Delphi nicht geplündert ist, beweist die Inschrift von Kos, wie aber die Nachricht von der erfolgten Plünderung entstehen konnte, zeugt das Relief von Civit'Alba im Museum zu Bologna.

Was nun die Erscheinung des Apollo betrifft, die, könnte man sagen, jetzt so vorzüglich durch die Inschrift von Kos bezeugt ist, so braucht man sich darüber nicht aufzuregen. Wie sehr die Griechen bis in die spätesten Zeiten hinein geneigt waren, irgendwie erstaunliche Vorgänge ohne weiteres durch das Eingreifen irgend einer Gottheit zu erklären und die Götter selbst als gegenwärtig zu denken, dafür liefert ja die bekannte Erzählung der Apostelgeschichte von den Vorgängen in Lystra (Lykaonien), wo zwei Apostel so sicher für Jupiter und Merkur gehalten werden, daß man sich schon anschickt, ihnen Opfer darzubringen, einen deutlichen Beweis. Plutarch erzählt in seiner Lebensbeschreibung des Arat noch eine andere hierher gehörende Geschichte, die hier erwähnt zu werden verdient. Ein Heer Aetolier überfällt im Vorbeiziehen unversehens die Stadt Pellene, und es gelingt ihnen im ersten Ansturm, die überraschten Einwohner zu Paaren zu treiben und die Häuser nach Beute zu durchsuchen. Unter der Beute spielen natürlich die Frauen und Mädchen eine große Rolle, man treibt sie zusammen und steckt sie in den gerade bequem zur Hand liegenden Tempel der Artemis. Um aber spätere Streitigkeiten wegen des Besitzes zu vermeiden, setzen die feindlichen Führer, die den Kampf schon entschieden glaubten, ihrer süßen Beute ihre eigenen Helme auf, damit daran ein jeder nach dem Siege sein Eigentum erkennen kann. Aber die Einwohner erholen sich von ihrem ersten Schrecken, ergreifen die Waffen und suchen mit Unterstützung des herbeieilenden Aratos Haus und Herd tapfer zu verteidigen. Die in den Tempel geschickten Jungfrauen hören den Lärm, sie treten hinaus, um zu sehen, was vor sich geht, immer noch mit den Helmen auf den Häuptern, die ihnen als Erkennungszeichen aufgesetzt waren. Aber kaum erblicken die kämpfenden Parteien die eine durch Größe hervorragende Jungfrau mit dem Helm auf dem lockigen Haupte, als sie die Göttin Athene, die leibhaftig aus dem Tempel heraustritt, zu erkennen glauben. Natürlich wächst den Verteidigern der Stadt der Mut, so daß sie tapferer dreinschlagen, während die Feinde, welche auch die Gottheit gegen sich zu haben glauben, in voller Verzweiflung die Flucht ergreifen. — Und für etwas frühere Zeiten kann man daran erinnern, daß selbst die klugen Athener sich von Peisistratos täuschen ließen, der eine mit hellglänzenden Waffen bekleidete Jungfrau zu sich auf den Wagen nahm und dadurch bei den Athenern den Glauben hervorrief, daß die Göttin selbst den Verbannten zurückführe. Daß die Griechen für solche Erdichtungen leicht empfänglich waren, dafür liefert die koische Inschrift einen neuen Beweis. Aber wozu in die Ferne schweifen? Werden doch, wie Frazer zu Pausanias S. 23 berichtet, noch aus dem Anfang der Neuzeit ganz ähnliche Dinge berichtet. So wird von ernsthaften, glaubwürdigen Geschichtschreibern erzählt, daß in den Kämpfen, welche die Spanier mit den Mexikanern auszufechten hatten, der Schutzpatron von Spanien, St. Jakob, auf seinem weißen Rosse den spanischen Scharen voran ritt und an ihrer Spitze auf die Heiden einstürmte, ja selbst die Jungfrau Maria will man an seiner Seite gesehen haben. Und wenn man sonst noch an alle die Wunder denkt, die bis in die neueste Zeit ernsthaft berichtet und durch Augenzeugen beglaubigt werden, dann — soll man aufhören, den Griechen aus ihrer Leichtgläubigkeit Vorwürfe zu machen, man soll aber auch nicht auf die Erzählung solcher Wunder neue Schlüsse bauen, so wie Curtius und neuerdings noch Pomtow es taten, die aus den Worten Justins, Apollo sei per aperta culminis fastigia herabgekommen, eine Oeffnung im Dach, einen Hypäthralbau erschließen wollten. Als ob das Wunder, wenn es sich einmal um ein Wunder handelt, nicht noch größer wäre, wenn Apollo mitten durch das Dach seinen Weg zu seinen Gläubigen nimmt.

Die Inschrift aus Kos ist übrigens vor ganz kurzem in den Comptes rendus von S. Reinach, die Bologneser Figuren vorläufig von Brigio in den Notizie degli Scavi besprochen worden. Eine eingehende Veröffentlichung dieser letzten wäre sehr erwünscht.

Rom. R. Engelmann.

Bücher und Zeitschriften.

Joseph Lauff. (Randglossen zur deutschen Literaturgeschichte. Der Literaturbilder neuntes Bändchen. Herausgegeben von Anton Breitner.) Wien, Ad. della Torres Buch- und Kunstdruckerei.

Der Dichter „Major Lauff" steht bei vielen in Mißkredit. Das haben seine „Hohenzollern-Dramen" verschuldet. Ein Stück wie das „historische Schauspiel" „Der Burggraf" kann auch wirklich nicht als ernst zu nehmende Dichtung betrachtet werden. Doch es wäre ungerecht, Lauff nach einem solchen verunglückten Ausfluge ins Gebiet des historischen Dramas ohne weiteres abzutun. Als Epiker und Romanschriftsteller hat Lauff Tüchtiges und Achtbares, teilweise Bedeutendes geleistet. Uebertrieben ist es freilich, ihn einen Dichter zu nennen, der „die höchste Staffel des Könnens erstiegen hat und unvergeßlich bleiben wird", wie es in dem groben Vorwort Breitners heißt. Die Vorwürfe, die in dem einleitenden Abschnitte „Wie ich mit Joseph Lauff bekannt wurde" gegen die „Moderne" und gegen die moderne Kritik erhoben werden, sind einfältig, giftig und derb. Mit einem solchen Geleitworte wie mit dem folgenden ausgedehnten Essay über Lauff von Bruno Sturm wird dem angehimmelten Dichter nicht viel geholfen sein. Wenn Herr Sturm nicht so sehr tiefsinnig, geistreich und urpoetisch die Kunst und Persönlichkeit Lauffs zu erklären versuchte, so würde es ihm wohl eher gelungen sein, gewöhnlich Sterblichen, die nicht vom Feuer poetischer Begeisterung „durchglutet" sind, einen Begriff von der Dichtung und dem Schaffen des Wiesbadener Dramaturgen zu geben. So fürchte ich, wird der Panegyrikus auf Lauff nicht viel Leser finden und, was mehr zu bedauern ist, infolge davon dem gepriesenen Dichter auch keine neuen Leser verschaffen können. Eine unterhaltende Lektüre bietet bei dem vorliegenden Lauff-Büchlein die — „Bibliographie". Das kommt gewiß selten vor. Hier aber ist es einmal so. Es wird nämlich die Aufzählung der Aufsätze u. s. w. über Lauff mit allerhand Bemerkungen gewürzt. Ein schönes Beispiel will ich hier anführen. Auf Seite 120 wird verzeichnet: „Das literarische Echo. 3. Jahrgang, Nr. 14. April 1901, S. 995 bis 996. Kurze Anzeige. Einaktiges. Von Hans Sittenberger (Wien). Besprechung über Lauffs „Rüschhaus". Ein Nachtstück. Dutzendkritik eines jener zu vielen Männer, die sich auf jede Weise ein Honorar verdienen müssen, um bei Griensteidls Nachfolger in Wien eine kleine „Melange mit Kipferl" anzuschwärmen. Ferdner von Steinwand und Fritz Lemmermayer seid gesegnet!" — Ist das nicht eine würdige Randglosse zur deutschen Literaturgeschichte?

Dr. Arnulf Sonntag.

Auch Eine. Von Nemo. Verlag von Strecker und Schröder, Stuttgart 1904.

Eine seltene Frau, die dies Büchlein geschrieben! Eine Frau der großen Welt, die sich in dieser ihre eigene kleine Welt geschaffen, in der sie lebt und webt; in der sie glücklich ist. Und dennoch ist diese kleine Welt, die sie sich schuf, so un-

ermeßlich groß; umfaßt sie doch die ganze Natur, alles, was nur den wenigen so eines reinen Herzens sind, offenkundig wird. Ein kleines schmuckes Häuschen in reizender Waldgegend — sie selbst nennt es nur das Almhäusle — unweit der Stadt ist diese kleine Welt, an der sie mit allen Fasern ihres Herzens hängt und das aufzusuchen sie jedes Jahr kaum erwarten kann. Dort hat sie ihre ideabox geschrieben und diese losen Tagebuchblätter atmen frisches gesundes Seelenleben, den harzigen köstlichen Walddust, an dem nur der wahre Naturfreund sich erlaben kann, — in dem sie selbst sich bewegt. Sobald der Tag zu wachsen beginnt, eilt sie hinaus in ihr Tuskulum, um das Erwachen und Werden der Natur nicht zu versäumen. Mit der nur edlen Seelen eigenen Freude weiß sie uns jeden kleinen Fortschritt im Walde, im Gärtchen, im Gewächshaus zu schildern, sie zaubert uns die wohlige Gemütlichkeit ihres Heims, die Schönheiten jeder Tageszeit bei einem Aufenthalt auf der Terrasse mit lebhaften Farben vor Augen, macht uns mit ihren Lieblingen, drei zottigen Bernhardinern, und deren Gewohnheiten, sowie dem zahmen Raben Huckebein bekannt, der, wenn er nicht gerade vagabondiert, sich regelmäßig namentlich zu den Mahlzeiten einfindet, und schildert dann die herrliche Osterzeit, wenn ihr Mann — der Bär, wie sie ihn nennt — und ihre beiden frischen Jungen Henz und Benz, nachdem alles sorglich vorbereitet ist, zu den Ferien eintreffen. Ein Familienbild reinsten Glücks, wie es wohl nur wenig Sterblichen beschieden ist. Die Verfasserin selbst vergleicht sich einmal mit Polykrates, und ein noch nicht völlig in materieller Weltanschauung Untergegangener wird bei der Lektüre dieses Büchleins sehnend denken: „Dort wohnt das Glück!" Der Stil ist fließend, die Sprache — abgesehen von einigen sich wiederholenden Beiwörtern — schön; kurzum ein Büchlein, wert, gelesen zu werden.

om.

Das Tagebuch eines Weltreisenden. Von Friedrich Kallenberg. Leipzig 1903, Baums Verlagsbuchhandlung.

Im Zeitalter des Verkehrs nimmt die Zahl derer gewaltig zu, die, sei es der Beruf, sei es der Drang in die Weite, sei es das Bedürfnis, den Horizont des Wissens zu erweitern, großartige Naturszenerien auf sich wirken zu lassen oder in dem Genießen fremdartiger Kultur zu schwelgen, alljährlich in die Welt hinaustreibt, veranlaßt überseeische Länder aufzusuchen und unseren immer enger werdenden Planeten zu umkreisen. An Führern fehlt es uns ja nicht, die die rechten Wege weisen und uns mit Ratschlägen aller Art zur Hand gehen, den Gewinn für Herz und Geist muß sich aber jeder selber zu verschaffen suchen. In dieser Beziehung die Reisenden zu unterstützen und zu fördern, zu unterweisen und anzuregen und Stimmung für das Bevorstehende zu machen, hat sich das oben angeführte Tagebuch des bekannten Weltreisenden Friedrich Kallenberg zur Aufgabe gestellt. Daß diese in jeder Beziehung befriedigend gelöst worden ist, dafür birgt der Name des Verfassers, der überall sich des besten Klanges erfreut, und dessen Herzens- und Geistesbildung für ebenso gediegene und zuverlässige wie reizvolle und anziehende Ausführung Bürge ist. Infolge dieser Eigenschaften ist das Buch sowohl zur Vorbereitung für eine genußreiche und gewinnbringende überseeische Reise sehr wertvoll, wie es nach Ausführung einer solchen unsere Gedanken immer wieder in die Vergangenheit zurückschweifen und uns nochmals im Geiste die Eindrücke und Ereignisse der Reise durchleben läßt. Zur Einführung in dies Buch dient eine Anleitung, wie man sich zu einer Reise um die Erde vorzubereiten und auszurüsten hat, damit der Genuß der Reise nicht gestört werde, denn das Außerachtlassen der Ratschläge wird jeder schwer zu büßen haben. Der Verfasser führt uns zuerst über die Alpen nach Genua, von dort durch das Mittelländische Meer, den Suezkanal, das Rote Meer, den Indischen Ozean nach Ceylon. Nach Besichtigung der Insel geht es über Tuticorin durch Südindien nach den Tempelstätten von Madura, nach Trichinopolis und Madras, weiter über Sekunderabad und Hyderabad nach Bombay, Ahmedâbâd, Jeypur, Amber und Dehli, worauf Agra, Benares und Kalkutta besucht werden. Der Schluß des ersten Teiles läßt uns in der großartigen Natur des Himalaja schwelgen und geleitet uns dann durch Tibet und Birma. Im zweiten Teile geht es über Pulo Penang nach Singapur und Insulinde, nach Hongkong, Kanton und Makao, wobei China etwas stiefmütterlich weggekommen ist. Für den Verlust werden wir aber gleich darauf in Japan reichlich entschädigt. Den Stillen Ozean kreuzend, besucht der Reisende Hawaii, worauf an der westamerikanischen Küste gelandet wird. Darauf werden San Francisco, das Yosemitetal und der Yellowstone-Nationalpark durchwandert. Ein besonderes Kapitel ist den sozialen und politischen Zuständen in den Vereinigten Staaten gewidmet. Zahlreiche Abbildungen veranschaulichen die zu besuchenden Stätten oder führen die besuchten dem Auge wieder vor. Aber nicht bloß diejenigen, denen Gott die Gunst erwiesen, sie in die weite Welt zu führen und ihnen seine Wunder zu weisen „in Wald und Flur, in Berg und Feld", sondern auch die, die verurteilt sind, daheim zu sitzen, werden von dem frisch geschriebenen Buche angezogen werden, sich daran ergötzen und einigermaßen Ersatz für die Entsagung finden. Ein Register würde der Brauchbarkeit des Buches zum Vorteil gereicht haben.

✿

Allgemeine Rundschau.

Kleinere Mitteilungen.

* Für die Zweiteilung der Prüfung für das höhere Schulamt durch Einführung eines „Philosophikums", das die allgemeine Bildung erweisen und freies Feld für die Facharbeit schaffen soll, tritt eine von Berliner Studenten angeregte Petition ein. Die Eingabe soll nach Schluß der Sammellisten durch den Rektor der Universität dem Kultusminister übermittelt werden; sie lautet:

„Eure Exzellenz bitten die unterzeichneten Studierenden der preußischen Universitäten ganz ergebenst, in der Prüfungsordnung für das Lehramt an höheren Schulen in der Weise eine Aenderung eintreten lassen zu wollen, daß der Nachweis der allgemeinen Bildung in Deutsch, Religion, Philosophie und Pädagogik von dem eigentlichen Fachexamen getrennt wird und schon nach Ablauf von vier Semestern durch eine besondere Prüfung, analog dem Physikum der Mediziner, erbracht werden darf. Obgleich die Anforderungen mäßig sind und wir mit Dankbarkeit anerkennen, daß auch die Staatsprüfung in bezug auf die speziellen Hauptfächer in mancher Beziehung erleichtert worden ist, wird doch der Geist durch die gleichzeitige Aneignung so vieler zum Teil in keinem Zusammenhang stehender Wissensstoffe außerordentlich überlastet, worunter die wissenschaftliche und liebevolle Hingabe an unsere Spezialfächer leidet und an Stelle einer ruhigen Vertiefung eine aufreibende Ueberhastung tritt, die eine harmonische Entwicklung von Körper und Geist hemmen muß und darum eine Einbuße an nationaler Kraft bedeutet. Nicht um Herabsetzung der Anforderungen bitten wir, sondern um eine Verteilung derselben auf verschiedene Zeitpunkte."

* Archäologisches. Bei den jüngsten Grabungen, welche die österreichischen Gelehrten in Ephesus durchführten, wurde, wie die Neue Freie Presse berichtet, ein Gebäude freigelegt, das als eine antike Bibliothek erkannt wurde. Von hohem Kunstwerte ist besonders das Mittelstück, das zwei bärtige Männer darstellt, zwischen denen ein Knabe steht und im Hintergrunde ein Szepter sehen läßt. Die Köpfe tragen die Porträtzüge jener Gestalten, die auf dem berühmten Fries des Friedensaltars des Augustus abgebildet sind und die bekanntlich der Direktor des österreichischen Archäologischen Instituts, Universitätsprofessor Hofrat Benndorf, aus Bruchstücken zusammengestellt hat. Die Erklärung lautet, daß die beiden Männer auf dem Bibliotheksrelief die römischen Kaiser Marc Aurel und Verus seien und der Knabe den kleinen Commodus darstellt, denn die Seitenreliefs bilden Ereignisse aus dem Partherkriege ab. Es ist also wahrscheinlich, daß die Stadt Ephesus aus Dankbarkeit für den glücklich beendeten langwierigen Krieg dem Kaiserhause einen Bibliotheksbau als Ehrendenkmal errichtet hat. Es ist nicht

ausgeschlossen, daß die Reliefs an einem Altar angebracht waren, wie dies zu jener Zeit Brauch war. — Eine prächtige römische Tempelanlage wurde bei Pola in Istrien von der österreichischen Regierung freigelegt. Das Heiligtum liegt an der Val de Catena genannten Meeresbucht; es ist halbkreisförmig angelegt und hatte im Mittelpunkt ein großes Standbild. Die schönen Säulenhallen sind in der feinen Dekorationskunst geschmückt, die das augusteische Zeitalter auszeichnen. Münzen des Claudius, die man im Schutt fand, weisen ebenfalls auf die frühe Kaiserzeit hin. Da zu dem Tempel noch umfängliche Nebengebäude gehört zu haben scheinen, so werden die Grabungen fortgesetzt werden. — Der deutsche Inschriftenforscher Frhr. Hiller von Gärtringen hat auf der Insel Paros einen für die antike Literaturgeschichte wichtigen Fund gemacht. Es handelt sich um einen großen, jetzt im Museum von Paros aufbewahrten Steinblock. Die teilweise erhaltene Inschrift gilt dem parischen Dichter Archilochos. Stifter des Denkmals ist Sostheus, dessen Begeisterung für den Dichter oder für den Ruhm seines Eilands ihn das Denkmal errichten ließ.

✱

Hochschulnachrichten.

* **Tübingen.** Auf Grund mehrerer Vorkommnisse der letzten Zeit sah sich die akademische Disziplinarkommission veranlaßt, der Studentenschaft durch Anschlag am schwarzen Brett folgendes bekannt zu geben: „Wer einen anderen durch Beleidigungen oder durch Handlungen, welche allgemein als Provokation angesehen werden, oder durch direkte oder durch verschleierte Bezeigung oder Androhung von Verachtung zu einem Zweikampf zu bestimmen sucht, hat die strengsten Disziplinarstrafen zu gewärtigen." — In der medizinischen Fakultät der hiesigen Universität ist die Errichtung einer medico-mechanischen Anstalt in Aussicht genommen. Zunächst wird eine in der schwedischen Heilgymnastik und Massage ausgebildete Schwedin angestellt, bis die Einrichtungen der Anstalt getroffen sind. — Der hiesigen Universität sind unlängst aus dem Nachlaß des Geh. Hofrates Gustav v. Bühler in Friedrichshafen 5000 M. zu einer Stipendienstiftung überwiesen worden.

R. Professor Dr. M. Rümelin, Ordinarius für Zivilprozeß und bürgerliches Recht, hat einen Ruf an die Universität Leipzig erhalten. Ueber die Annahme hat er noch keine Entscheidung getroffen.

* **Bonn.** Der Privatdozent der Psychiatrie Dr. Richard Förster ist zum auswärtigen Mitglied der Société médico-psychologique in Paris ernannt worden.

* **Marburg.** Der Privatdozent der Pharmakologie Dr. O. Loewi, der bisher vertretungsweise mit der Leitung des pharmakologischen Instituts der hiesigen Universität betraut war, ist zum außerordentlichen Professor ernannt worden.

hc. **Leipzig.** Mit einem Probevortrag: „Ueber die Konstitution des Anthranils" habilitiert sich heute (21. d. M.) der Assistent am Laboratorium für angewandte Chemie Gust. Heller als Privatdozent. Seine Habilitationsschrift handelt über „Das Verhalten von Anilin und seinen Homologen gegen Dihalogenessigsäure".

* **Berlin.** Die „Akademische Auskunftsstelle", deren bevorstehende Errichtung wir bereits ankündigten, ist jetzt an der hiesigen Universität in Tätigkeit getreten. Sie soll eine Zentrale für alle Auskünfte bilden, die geeignet erscheinen, den Studierenden förderlich zu sein und besonders auch den ausländischen Studierenden ihren Aufenthalt in Berlin nutzbringend zu gestalten. Die Auskünfte werden sich auf alle staatlichen, städtischen und privaten Anstalten erstrecken, die der Pflege von Wissenschaft und Kunst in Berlin dienen, auf Hochschulen, Akademien, Museen, Laboratorien, Krankenhäuser, Kliniken, Archive, Bibliotheken und anderes mehr.

hc. **Breslau.** Die 25jährige Jubelfeier als Universitätsprofessor begeht in den nächsten Tagen der Direktor der Universitätsfrauenklinik und Poliklinik der hiesigen Universität, Geh. Medizinalrat Dr. med. Otto Küstner. Prof. Küstner hat sich 1877 in Halle habilitiert, wurde 1879 als Extraordinarius nach Jena, 1888 als Ordinarius nach Dorpat berufen, von wo er 1893 nach Breslau übersiedelte.

* **Posen.** Die Nachricht, daß Prof. O. Lubarsch vom hiesigen hygienischen Institut die Stelle eines Prosektors am Kreis-Krankenhause Lichterfelde übertragen worden sei, wird von diesem dementiert. (Vgl. Nr. 286.)

* **Prag.** An der hiesigen deutschen Universität wurden die Privatdozenten Dr. Enoch Heinrich Kisch (Balneotherapie), Regierungsrat Dr. Theodor Petrina (innere Medizin) und Dr. Alfred Kohn (Histologie) zu außerordentlichen Professoren ernannt; den Dozenten Dr. Robert Wolf Raudnitz, Dr. Eduard Pietrzikowski und Dr. Rudolf Fischl wurde der Titel eines außerordentlichen Universitätsprofessors verliehen.

* **Zürich.** In der medizinischen Fakultät der Universität erhielt Dr. Oskar Wild in Zürich auf Beginn des Sommersemesters die Venia legendi für Nasen- und Halskrankheiten.

✱

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Kurt Merckel, Ingenieur: Bilder aus der Ingenieurtechnik. Mit 43 Abbildungen im Text und auf einer Doppeltafel. (Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 60. Bändchen.) Leipzig 1904. B. G. Teubner. 134 S. — Dr. Adolf Heilbronn: Der Mensch. Sechs Vorlesungen aus dem Gebiete der Anthropologie. (Aus Natur und Geisteswelt. 62. Bändchen.) Ebenda 1904. 110 S. — Dr. E. Lühmann: Die Fabrikation der flüssigen Kohlensäure. Mit 69 in den Text gedruckten Abbildungen. Berlin 1904. Max Brandt u. Co. 204 S. — S. Hoechstetter: Geduld. Die Geschichte einer Sehnsucht. Roman. Berlin 1904. Paul Letto. 273 S. — Ludwig Pastor: Ungedruckte Akten zur Geschichte der Päpste vornehmlich im 15., 16. und 17. Jahrh. (1. Band: 1376—1464. Mit Unterstützung der Administration des Dr. Friedrich Böhmerschen Nachlasses.) Freiburg i. B. 1904. Herdersche Verlagsbuchhandlung. 347 S. — Dr. F. S. Warneck: „Ehret die Frauen". Beiträge zum modernen Kulturleben der Frauenwelt. Braunschweig u. Leipzig 1904. Hellmuth Wollermann. 281 S. — Marie v. Najmájer: Nachgelassene Gedichte. Wien u. Leipzig 1905. Wilhelm Braumüller. 153 S. — Jahrbuch für die evangelisch-lutherische Landeskirche Bayerns. Herausgegeben von Siegfried Kadner, Pfarrer. (5. Jahrgang. 1905.) Nördlingen. C. H. Becksche Buchhandlung. 154 S. — A. Meyenburg, Kanonikus und Professor der Theologie in Luzern: Sicherheit und Weitherzigkeit katholischer Gottes- und Weltanschauung. Ein Wort zur Aufklärung an Katholiken und Nichtkatholiken. (Katholisches f. Jedermann. VI. Bdchen.) Ravensburg. Friedrich Alber. 22 S. — Ferdinand Eichler: Das Nachleben des Hans Sachs vom 16. bis ins 19. Jahrhundert. Eine Untersuchung zur Geschichte der deutschen Literatur. Leipzig 1904. Otto Harrassowitz. 234 S. — A. Kerler: Christliche Gedanken für die Suchenden unserer Zeit. Tübingen 1905. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 248 S. — Otto Schrader: Totenhochzeit. Vortrag, gehalten in der Gesellschaft für Urgeschichte zu Jena. Jena 1904. Herm. Costenoble. 38 S. — B. Burgdorff: Wir alten Familien. Roman. Dresden u. Leipzig. H. B. Diegmann. 200 S. — Entwurf eines Transportversicherungsgesetzes. Aufgestellt vom Danziger Nautischen und Reeder-Verein. E. V. Berlin 1904. J. Guttentag. 105 S. — Dr. G. Baumgärtner: Pfeile nach dem Ziel. Sieben Aufsätze zur Pädagogik der höheren Schulen. Elberfeld 1904. Baedekersche Verlagsbuchhandlung (A. Martini u. Grüttefien, G. m. b. H.). 63 S. — Karl Frhr. v. Reitzenstein, Major a. D.: Kurze Lebensabrisse der bayerischen Generale und Obersten unter Kurfürst Max II. Emanuel.

(Einzel-Abdruck aus Darstellungen aus der Bayerischen Kriegs- und Heeresgeschichte. Heft 13.) München 1904. J. Lindauersche Buchhandlung (Schöpping). 64 S. — Der Synodaltag zu Worms am 31. Oktober 1904. Bericht über die Vorträge, Verhandlungen und Feiern, erstattet vom Arbeitsausschuss. Frankfurt a. M. 1904. Moritz Diesterweg. 96 S. — Dr. Siegfried Türkel: Die kriminellen Geisteskranken. Ein Beitrag zur Geschichte der Irrenrechts- und Staatsrechtsreform in Oesterreich (1850—1904). Wien 1905. Moritz Perles. 64 S. — Karl Bödiker: Familien-Telegraphenschlüssel für Deutsche im Auslande. Berlin 1904. E. S. Mittler u. Sohn. 124 S. — Alexander Frhr. v. Schauroth: Im Rheinbund-Regiment während der Feldzüge in Tirol, Spanien und Russland 1809—1813. Nach den Aufzeichnungen des damaligen Leutnants Wilhelm Frhr. v. Schauroth. Mit einem Bildnisse in Lichtdruck. Ebenda 1905. 293 S. — Franz Haymerle: Alte Lieder. Ausgewählte Dichtungen. Wien. Oesterreichische Verlagsanstalt. 128 S. — Stephen Pearl Andrews: Die Wissenschaft von der Gesellschaft. (Die rechte Verfassung von der Gesellschaft. Die Souveränität des Individuums als die letzte Entwicklung des Protestantismus, der Demokratie und des Sozialismus. — Das Kostenprinzip. Eine wissenschaftliche Massregel der Redlichkeit im Handel als ein Prinzip zur Lösung des sozialen Problems.) Nach einer Uebersetzung von Mathilde Kriege. Herausgegeben von Wilhelm Russbüldt. Schmargendorf b. Berlin. Verlag Renaissance (Otto Lehmann). 198 S. — Frhr. Robert v. Fichard: Lawn-Tennis. Mit 22 Abbildungen. (Bibliothek für Sport und Spiel.) Leipzig. Grethlein u. Co. 152 S. — Die Urkunden des Königlichen Stiftes Emaus in Prag. (Band 1: Das vollständige Registrum Slavorum. Herausgegeben von B. Haimling O. S. B., Archivar und Dr. Ad. Horcicka, k. k. Professor.) Prag 1904. Selbstverlag des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen. Kommissionsverlag: J. G. Calvesche Hof- und Universitätsbuchhandlung (Joseph Koch). 252 S.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Jahrgang 1904. München, Donnerstag, 22. Dezember. Nummer 294.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Zu Sainte-Beuves hundertjähriger Geburtsfeier.

Von M. J. Minckwitz.

I.

Sainte-Beuve hat in einem seiner Lundi-Artikel (5. Januar 1852) die wehmütige Erklärung abgegeben: Patru est un nom plus qu'un auteur; on ne le lit plus. Er hätte getrost hinzufügen können, daß unzählige einst gefeierte Schriftsteller ganz unverdient Patrus Schicksal teilen. Sainte-Beuve hingegen würde mit der Nachwelt zufrieden sein können. Der Kritiker Sainte-Beuve wird nach wie vor gelesen, denn er hält allen Angriffen und Vergleichen Stand. Auch der Dichter Sainte-Beuve ist in gewissem Sinne der Schar seiner größeren Jugendgenossen eingereiht worden, nur der Mensch Sainte-Beuve bildet, dank seinen freimütigen, oft recht undiplomatischen Selbstbekenntnissen, seit Jahrzehnten die Zielscheibe unerquicklicher, bisweilen auch geradezu gehässiger Angriffe. Die hundertjährige Wiederkehr seines Geburtstages (23. Dez.) könnte den Bewunderer seiner lebenslänglich poetisch angehauchten Verstandesschärfe beinahe verlocken, nach eingehender Musterung der vorhandenen Sainte-Beuve-Literatur von einer nochmaligen Zitierung seiner persönlichen Schwächen Abstand zu nehmen, den Dichter seinen eigenen Wünschen zum Trotz mit zartfühlender Scheu zu ignorieren und ein Loblied — frei von jedem grellen Mißklang — auf den plus poète des critiques anzustimmen. Doch wer auch nur ein winziges Bruchteil dieses reichen Geistesvermächtnisses im Sinne des toten Jubilars angetreten hat, wird die gebührende Dankschuld nicht mit wissentlich verschleiertem Auge abtragen.

Dieses rastlos tätige Kritikerhirn hat eine größere Dauerhaftigkeit bekundet als die lichte Denkerkraft unseres Lessing. Sainte-Beuves Lebensdauer überholte den Reformator der deutschen Literatur um annähernd dreizehn Jahre; überdies starb der französische Kritiker trotz langjähriger äußerst schmerzhafter Leiden im Vollbesitze seiner Geistesfrische, ja gesteigerter politischer Kampflust. Mit Lessing teilt er die Ungunst sprunghafter und somit aufreibender äußerer Lebensstellung, ihm voraus hat er die auch materiell höher bewertete Schätzung des französischen Journalismus, sowie den eminenten Vorteil, daß er sich mit kurzen Unterbrechungen im geistigen Zentrum seines Vaterlandes unabhängig zu behaupten vermochte. Es wäre eine dankbare Aufgabe, die Parallele zwischen diesen grundverschiedenen Koryphäen auf rein kritischem Terrain weiterzuführen, doch wieviel nationalen Widerspruch würde ihre annähernde Lösung entfachen!

Trotz bekannter chronischer Unzufriedenheit hat Sainte-Beuve im Leben Ungewöhnliches erreicht. Er starb am 13. Oktober 1869 als Senator des Kaiserreiches, jedoch in völlig isolierter Stellung unter seinen Ranggenossen, da er der Regierung in letzter Zeit eine fast planmäßige Verteidigung der „libre pensée“ entgegenzusetzen wagte. Sainte-Beuve konnte sich somit einer unerhörten politischen Unabhängigkeit rühmen. Sie bedeutete in diesem Falle den Lebensgewinn eines Mannes, der dem Ministerkabinett in keiner anderen Form staatlicher Amtsverpflichtung untergeordnet, einzig die Würde des akademisch gebildeten Journalisten vertrat, gleich ausgezeichnet durch Fülle des Wissens, Vornehmheit der Gesinnung, Ehrlichkeit des Urteils, nie ermüdende Arbeitskraft. Dazu ein echter Vaterlandsfreund. Wer eine solche wahrhaft ideale Lebensstellung Stufe für Stufe von den bescheidensten Anfängen her erklommen hatte, konnte getrost aus dem Leben scheiden, nichts Höheres blieb seinem dornenreichen Arbeitspfade vorenthalten. Auch starb Sainte-Beuve im rechten Augenblicke, denn seine pikante 1869 im Temps veröffentlichte Satire schwächlicher kaiserlicher Politik verhallte ungehört. Erst nachträglich bequemten sich treue Patriotenherzen zu dem öffentlichen Zugeständnisse, daß der Todkranke prophetisch auf Schäden gedeutet hatte, die Frankreichs Weltstellung kaum ein Jahr später dem schwersten Verhängnis preisgaben.

Zur gerechten Beurteilung des Dichters bedarf es eines kurzen Rückblickes auf seine Jugendzeit. Er ist ein posthumes Kind; in der Hauserziehung hat die männliche Zucht fast ganz gefehlt, leider zugleich aber auch der niemals zu ersetzende jugendfrische Frohsinn der Mutter. Denn ein später, durch pekuniäre Hindernisse noch trübselig verlängerter Brautstand hatte für die schlichte Mutter Sainte-Beuves nur das ersehnte Eheglück weniger Monate als Abschluß gefunden. Der stille Sinn gedrückten Witwentums dämpfte die arbeits- und entbehrungsreiche Kinderzeit des armen Provinzlers, der sich schon glücklich pries, als ihm die Mutterliebe ermöglichte, behufs weiterer Ausbildung die Geburtsstadt Boulogne-sur-Mer mit Paris zu vertauschen. Die Mutter hat auf sein Leben doppelt wichtigen Einfluß ausgeübt. Ihrer selbstlosen Sparsamkeit verdankt er gründlichen Jugendunterricht, ihr liebevolles häusliches Walten hielt ihn trotz bitterer Erfahrungen fest an der ebenso gerechten als feinfühligen Wertschätzung des weiblichen Geschlechts. Als ihm die Mutter im Alter von 86 Jahren stirbt, fühlt er sich erst wirklich vereinsamt. Mag man ihm immerhin die ungeschickte Villon-Reminiszenz seines manierierten Gedichtes: Les Rayons jeunes: et ma mère à son tour mourra“ zum Vorwurf machen, dem einsichtsvollen Leser drängt sich der mütterliche Einfluß plastisch wirksam an verschiedenen Stellen seiner Dichtungen auf. Das hier bekundete Verständnis für zarteste Regungen der Frauenseele ist dem

treuen Mutterherzen abgelauscht. Denn unerquickliche Liebesverhältnisse haben in Sainte-Beuves Seelenleben häufig nur beklagenswerte Trübung hervorgerufen, mit und ohne seine Schuld. „Der Zufall, dessen wir nicht Meister sind", hat als ungünstiger Stern über sein Liebesleben gewaltet. Seine Jugend verschäumt in den unseligen Stürmen ungesunder Romantikerleidenschaft, der gereifte Mann klammert sich ungewitzigt an einen duftigen Traum, der angesichts der geistigen Unreife der Auserkorenen zerfließen mußte. Um an der Wertschätzung seiner Persönlichkeit nicht völlig irre zu werden, bedarf es der Kenntnis eines dichterischen Selbstbekenntnisses, das dem Menschen zur Ehre gereicht, ja vielleicht die häßliche Schuld mildern hilft, die er mit der Drucklegung seines schmachvollen Livre d'amour auf sich geladen hat. Die Erdenschwere eines stark sinnlichen Naturells zog den Irrenden oft in dunkle Tiefen, der Dichter aber entsann sich doch auch der lichten Höhen einer reinen Liebe. Man lese in den Consolations[1]) seine auf Dante und Beatrice bezüglichen Verse, um den Schmerz ermessen zu können, der in trüben Augenblicken an dieser Seele nagte:

> Dante est un puissant maître, à l'allure hardie,
> Dont j'adore à genoux l'étrange Comédie,
> Mais le sentier est rude et tourne à l'infini,
> Et j'attends, pour monter, notre guide Antony.
> Le plus court me va mieux, aussi la simple histoire
> Où, de sa Béatrix recueillant la mémoire,
> Il revient pas à pas sur cet amour sacré,
> Est ce que j'ai de lui jusqu'ici préféré.

Diese Vorliebe für die Vita nuova bewahrte Sainte-Beuve bis ins Alter. Im Jahre 1858 bezeichnet er „Béatrice et l'inspiration d'où elle est sortie" als neues bedeutsames Moment in der Evolution dichterischer Weltanschauung. Aber der junge Dichter der Consolations suchte sogar direkten Seelentrost bei dem erhabenen Liebespaare:

> Plus j'y reviens et plus j'honore le poète,
> Qui, fixant dès neuf ans, sa pensée inquiète,
> Eut sa Dame et l'aima sans lui rien demander;
> La suivit comme on suit l'astre qui doit guider;
> S'en forma tout d'abord une idée éternelle;
> Et, quand la mort la prit dans le vent de son aile,
> N'eut pour se souvenir, qu'à regarder en lui,
> Y revit l'ange pur, qui si vite avait fui;
> L'invoqua désormais en ses moments extrêmes,
> Dans la gloire et l'exil, et dans tous ses poèmes,
> Et vers le ciel enfin poussant un large essor,
> D'Elle, au seuil étoilé, reçut le rameau d'or.
> J'admire ce destin, et parfois je l'envie;
> Que n'ai-je eu de bonne heure un ange dans ma vie!
> Que n'ai-je aussi réglé l'oeuvre de chaque jour,
> Chaque songe de nuit sur un céleste amour!
> On ne me verrait pas, sans but et sans pensée,
> Tout droit, tous les matins, sortir, tête baissée;
> Rôder de long des murs où vingt fois j'ai heurté,
> Traînant honteusement mon génie avorté.
> Le génie est plus grand, aidé d'un coeur plus sage.

Der Dichter Sainte-Beuve hats nichts Schöneres geschrieben. Die Nachwelt wird weder aus den Poésies de Joseph Delorme noch aus den Consolations, noch aus den Pensées d'août einen positiven Gewinn ziehen. Gewiß spiegeln diese Dichtungen eigentümliche Seelenstimmungen, doch ist diese stete Mischung von Wahrheit und Dichtung wenig geeignet, Sympathie zu wecken. Der Roman Volupté und die Le Clou d'Or betitelte Erzählung wären besser ungeschrieben geblieben. Die unleugbare poetische Begabung siechte unter dem Drucke ungünstiger Verhältnisse dahin; überdies hat das eifrige Studium der teilweise ungenießbaren Dichterfrüchte Ronsards, überhaupt der Plejade nachteilig auf seine Dichtersprache zurückgewirkt; unreine, schwüle Liebesatmosphäre erstickte zumeist die ideale Auffassung des allzu stark gepflegten Venuskultus. Immerhin sichern geistvolle Ideen, glücklich geprägte Verszeilen, anmutige Sonette, idyllische Schilderungen von Naturschönheit und zarten Seelenregungen Sainte-Beuve unter den Romantikern Frankreichs eine mehr als zeitgeschichtliche Bedeutung. Er ist nicht bloß der Vertreter realistisch ausartender, bürgerlich herabgestimmter Wertherpoesie. Erst mit 45 Jahren hat er blutenden Herzens dem Dichterehrgeiz entsagt, um sich mehr und mehr auf das Gebiet der reinen Kritik zurückzuziehen, doch legten zwanzig Jahre anscheinend fruchtlosen Ringens um die Dichterpalme den goldenen Untergrund für seine Schriftstellerlaufbahn.

Kein Lebenslauf wird so leicht mehr Irrfahrten, Uebergänge, Tastversuche, Meinungswechsel, Freundschaftserkaltungen auf literarischem, politischem und religiösem Gebiete aufzuweisen haben. Weil Sainte-Beuve sich nicht scheute, seine wechselnden Seelenphasen der öffentlichen Meinung bald in dieser, bald in jener Form preiszugeben, ist von seinen zahlreichen Gegnern keine Gelegenheit versäumt worden, seinen widerspruchsvollen, wankelmütigen Charakter zu verurteilen und zugleich auch alle, selbst seine besten Absichten ungünstig zu deuten. Gewiß hat heftiger Wissensdrang und schnell wieder verlöschender Enthusiasmus Sainte-Beuve in gefährliche geistige Lager gelockt, ihn auch wohl längere Zeit darin festgehalten. Seine Zeit war ja so reich an allerhand Geistestaumel. Oefter kam er verspätet zum Bewußtsein oder wurde erst von der nüchtern vorwärtsschreitenden Zeit in neue Bahnen gedrängt. Doch ist es ungerecht, seine ungewöhnliche elastische Intelligenz konsequent als Charakterschwäche auszulegen und sein redliches Streben durchweg mit wortbrüchigem Ehrgeiz zu verwechseln. Freilich hat Sainte-Beuve mit offenen Augen einen schweren taktischen Fehler begangen, der bittere Früchte trug: er verschmähte es, den Vertretern der Kirche durch würdige Haltung zu beweisen, daß Wissenschaft und Religion nicht unbedingt schroffe Gegensätze bilden müssen.

Ausführlich und pessimistisch ist im vorigen Jahre[2]) geschildert worden, welche Phasen Sainte-Beuve bis zum 1. Oktober 1849 (Premier Lundi) durchlaufen hat. Erst mit 45 Jahren drängt sich ihm die Erkenntnis auf, daß seine Feder, sobald er gewillt war, sie einzig in die goldene Tiefe seines kritischen Wissensschachtes zu tauchen, ihm den nötigen Lebensrückhalt zu verleihen vermochte. Verschiedene fruchtlose Versuche, sich im Staatsdienst (auch des Auslandes) zu betätigen, sind dieser Erkenntnis vorausgegangen und nachgefolgt. Davon zeugt sein Aufenthalt in Lausanne (1834—1838) und in Liège (1848—1849). Grundlose Verdächtigung verleidete ihm seine bescheidene Bibliothekartätigkeit in der Mazarine. Einen neuen Mißerfolg brachte das Jahr 1855, als durch politische Strömungen aufgewiegelte Zuhörer seine Lehrtätigkeit am Collège de France vereitelten. Nur vier Jahre (1857 bis 1861) zählte er zum Lehrkörper der Ecole Normale. In seinem arbeitsreichen, pflichtgetreuen Leben ist kein andauernder äußerer Erfolg zu verzeichnen, überdies jeder Errungenschaft ein bitterer Beigeschmack zugemischt. In die Académie Française gelangt er infolge der demütigenden Aufstellung eines minderwertigen Gegenkandidaten, selbst die Ernennung zum Senator bedeutet infolge rücksichtsloser Verschleppung kaum noch eine spontane kaiserliche Gunstbezeugung. Angesichts zahlloser unverdienter Enttäuschungen, für die nicht einmal glückliches Familienleben besänftigenden Ausgleich bot, erscheint es befremdend, warum sich einige Biographen in dem Ausdrucke der Mißbilligung überbieten, weil es Sainte-Beuve so oft an billigem Gleichmaß des Urteils über glücklichere, von der Mode aufs Schild gehobene Zeitgenossen hat fehlen lassen. Er hatte wahrlich allen Grund zur Bitterkeit. Den längst das Terrain behauptenden Gegnern ihre Härte zum Bewußtsein zu bringen, würde schwerlich glücken; entgegenhalten darf man ihnen auf alle Fälle das lautere Zeugnis, das sich der Fünfziger halb unbewußt in der leçon d'ouverture der Ecole Normale selbst ausgestellt hat. Wer diese Antrittsvorlesung (im 15. Bande der Causeries

[1]) Oeuvres de C. A. Sainte-Beuve, éd. Lemerre, t. II, p. 76 ss.

[2]) *Ch. G. Michaut:* Sainte-Beuve avant les Lundis. Freiburg, Paris 1903.

du Lundi) mit Sammlung prüft, muß Sainte-Beuve lieb gewinnen und wird es zugleich lebhaft bedauern, daß kein Pariser Lehrstuhl mit dieser vornehmen Kraft noch im Glanze des Jugendenthusiasmus rechtzeitig und andauernd geschmückt worden ist. Diese leçon d'ouverture mutet an wie eine Art öffentlicher Rechtfertigung, die der stetig Angefeindete in stolzem Tone programmmäßig durchführte. Dieser vornehme Protest verbreitete gleichzeitig einen eigenartigen Zauber über die Geistes- und Gemütsanlagen des Lehrenden. Der Lösung des ihm anvertrauten Lehrauftrags (die Hauptwerke der französischen Literatur unter Ludwig XIV.) schickte Sainte-Beuve ein in seiner Lage unentbehrliches Präludium voraus; es gipfelte in der Erklärung, daß der Lehrende, im Gegensatz zum Kritiker, die Pflege und Erhaltung der Tradition übernehme. Doch der Begriff Tradition könne zu Mißverständnissen Anlaß bieten; die Definition desselben verlockte den Vortragenden zu einem breiten historischen Exkurs. Die Basis aller Tradition bildet das klassische Schönheitsideal des Altertums, insbesondere Griechenlands. Doch ist Sainte-Beuve weit entfernt, die Partei der einseitigen Anciens in Frankreich mit seiner neuen Professorwürde zu vertreten. **Je n'immobilise point cette beauté hellénique première, je ne l'isole point, et c'est pour cela que je ne crains pas de lui tant attribuer.** Maßvoll und würdig setzt seine Betonung des christlichen Moments in der literarischen Entwicklung ein: **On partait dans le Christianisme d'un principe trop différent, trop contraire à cette beauté du dehors pour la saluer à première vue et pour ne pas l'offenser à la rencontre.** Erneute Harmonie der Tradition bekundet erst das Rom Leos X. Für Frankreich bricht unter Ludwig XIV. der Tag an, **où la grandeur biblique et la beauté hellenique se rencontrèrent, se fondèrent et se mêlirent d'esprit et de forme dans une haute simplicité.** (Racine.) Außerhalb dieser durch die Jahrhunderte fortlaufenden klassischen Tradition steht weder der anscheinend unbändige Shakespeare noch der universelle Geist Goethes: **de qui l'on peut dire qu'il n'est pas seulement la tradition, mais qu'il est toutes les traditions réunies: laquelle donc en lui, littérairement domine?** Das klassische Element. „Bei ihm erblicke ich den Tempel Griechenlands bis ans Gestade von Tauris." . . . Der Verfasser des Werther und des Faust hat auch eine Sainte-Beuve hochwillkommene Aeußerung getan, unteren derem Schutze sich der einstige Schildträger des **Cénacle** eine Erklärung gestattet, die nicht nur sein gereiftes Urteil über die romantische Schule, sondern auch sein eigenes Leben, seine durch ungünstige Verhältnisse bedingten Mißerfolge in vornehm abgeklärter Form beleuchtet. Diese würdevolle, objektive Beichte des Vielgeprüften hebt mit den Worten an: **On ne naît pas quand on veut, on ne choisit pas son moment pour éclore.** Es klingt so selbstverständlich, wenn Sainte-Beuve betont, wie das Kind gleich empfänglich ist für gesunde wie für krankhafte Strömungen in leiblicher und geistiger Hinsicht. Welch starken Faktor zufriedener, hoffnungsreicher Jugendsinn für eine günstige Entwicklung aller Fähigkeiten bildet. „In vollem Sonnenschein" heranreifen, das ergibt nach seiner Ansicht den ersten Untergrund, auf dem sich später formvollendete Paläste und Tempel, harmonische Meisterwerke aufbauen. Eine halb verschleierte persönliche Klage birgt sich augenscheinlich hinter dieser ausführlichen Zergliederung krankhafter Zustände im Staate, die der weltschmerzlichen Unzufriedenheit der Romantiker den Boden vorbereiten. Klassische Leistungen entstammen der Freude des Menschengeistes, romantische dem Schmerze: **quelquefois on va plus loin avec la douleur et par la douleur, mais la beauté est plus tranquille.**

Auch in den Schlußworten der denkwürdigen Vorlesung dringt echt persönliches Empfinden, gepaart mit feinem pädagogischem Geschick, zutage. Um die Tradition lebendig zu erhalten, bedarf es der stetig, auf verschiedenen Altersstufen erneuten Lektüre der Meisterwerke. Die jugendlichen Zuhörer werden dabei andere Eindrücke gewinnen als ihr Professor. Aber gerade von ihrer Mithilfe erhofft Sainte-Beuve ersprießlichen Gewinn für sich selbst: **la meilleure et la plus vivante réponse à ce qui est souvent le dernier mot, le dernier résultat stérile d'une vie d'isolement et de réflexion trop concentrée.** Dieser sehnsüchtige Ruf des einsamen Skeptikers nach dem erfrischenden Verkehr mit der reifenden Generation läßt sich der richtenden Nachwelt gegenüber zu einer Anklage formulieren: wer hat bis jetzt in Betracht gezogen, um wie viel Lebensfreude dieser rege Geist durch die Mißgunst anderer beraubt worden ist? Man darf nicht vergessen, daß Sainte-Beuve sich unausgesetzt des geistigen Todes erwehren mußte, auf den seine Gegner hinarbeiteten. Für ihn bedeutete das Leben bis zum Ende einen steten Kampf, und dieser Lage war er sich klar bewußt, als er am 8. Januar 1855 nachträglich an seinen Mißerfolg im **Collège de France** die wehmütige Erklärung anknüpfte: **Mais quand je ne songeais qu'à bien faire dans cette carrière nouvelle, d'autres ne songeaient qu'à m'entraver dès le seuil et à m'ôter la parole, comme ils eussent fait dès longtemps de ma plume s'ils l'avaient pu.**

Seine größeren historischen Werke hat der Verfasser der **Lundis** selbst der Nachwelt gegenüber in den Schatten gestellt. Ein anderer würde sich für solche Leistungen glücklich preisen. Das **Tableau de la Poésie française au XVIe siècle**, dessen Anfänge vom Jahre 1827 (im Globe) datieren, bedeutet den redlichen Gewinn eines kühnen literarischen Feldzuges, auf den er in seinen letzten Lebensjahren, als Mitarbeiter des **Journal des Savants**[3]) mit Stolz zurückblickte. Eine erstaunliche Geschmacksreife des Vierundzwanzigjährigen bekundet der zweite Band, die Auswahl aus den Gedichten Ronsards. Sein Hauptwerk über **Port-Royal** umfaßt den Zeitraum von 1837—1859; es ist der Hauptspiegel seiner religiösen Velleitäten, wie seiner literarischen Modifikationen; getrübt wurde diese Leistung vorübergehend durch die ungroßmütige Konkurrenz Cousins. Die 1857 veröffentlichte **Etude sur Virgile** ist die würdige Entgegnung des zum Stillschweigen verurteilten Professors der „lateinischen Beredsamkeit", der Virgils Eigenart hochmodern mit einem Kunstvergleiche zu illustrieren beliebte: **l'Apollon du Belvédère, s'il se mêlait d'écrire, écrirait comme Virgile.** An **Chateaubriand et son groupe littéraire** fordert besonders das Jahr der Veröffentlichung (1861) zum Tadel heraus. Denn die Anfänge dieses Werkes datieren aus dem Revolutionsjahr 1848, und das scharf persönlich gefärbte Urteil über den toten Zeitgenossen hat Sainte-Beuve eigentlich schon 1858 widerlegt, als er denselben ausdrücklich als den **dernier des classiques** in Frankreich bezeichnete. Uebrigens sind ja die neuesten Resultate der Forschung geeignet, Sainte-Beuves herben Tadel teilweise zu bekräftigen. Die Vollendung der letzten wichtigen Gesamtstudie (über P. J. Proudhon) hemmte leider der Tod. Gerade in diesen Fragmenten offenbart sich Sainte-Beuves Unabhängigkeit am schönsten.

[3]) April 1867.

(Schluß folgt.)

Ein neuer Gedichtband von Albert Matthäi.

Es ist mehr als ein Jahrzehnt vergangen, seitdem Albert Matthäi seinen ersten Gedichtband herausgab. So ist es also eine lange innere Entwicklung, auf die die jetzt erschienene neue Sammlung[1]) zurückweist. Die Zeit der reifen Mannesjahre des Dichters kommt in ihr zum Wort, eine Zeit des inneren und äußeren Kämpfens, des kräftigen Sichdurchringens zu einer gefestigten Welt- und Lebensanschauung. Solche ausgereifte Mannesdichtungen sind heute selten geworden, heute, wo die Höhen des Parnasses zumeist von den unausgegorenen

[1]) Gedichte von Albert Matthäi. Stuttgart und Berlin 1904. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. 224 S.

Talenten beiderlei Geschlechtes bestiegen werden. Und nicht nur als Dokumente einer lang andauernden und tiefgehenden inneren Entwicklung nehmen die Matthäischen Gedichte eine Ausnahmestellung unter den lyrischen Sammlungen ein, die auch in diesem Jahre wieder in schier unheimlicher Fülle in der Zeit vor Weihnachten erschienen sind, fordern auch als Zeugnisse eines abgeklärten und in dauernder Arbeit gestählten Formempfindens.

Es sind Schöpfungen, die in keiner Weise von den verschiedenen „Richtungen" und „Moden" beeinflußt sind, welche gerade in dem letzten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts und im Beginne des neuen in der deutschen Dichtung, zum Teil mit großen Ansprüchen auf dauernde Geltung und häufig mit unverkennbarer suggestiver Einwirkung auf noch nicht in sich gefestigte Talente, ihren Einzug gehalten haben. Matthäi gibt nur durchaus Persönliches: kein Versuch einer Annäherung, auch nicht in der Formgebung, an das Streben nach überraschenden und stark in die Augen springenden Wirkungen, auf dem das Wesen der „Modernen" in der Dichtung in erster Linie beruht, ist bei ihm zu verspüren. Seine dichterische Persönlichkeit wurzelt aber nichtsdestoweniger mit allen ihren Fasern in der Gegenwart; nur behält sie dem Vergänglichen und Verwirrenden gegenüber, das uns die Gegenwart im Leben wie in der Dichtung darbietet, ihre ausgesprochene Eigenart: einen markigen, fast trotzigen Zug, ein Element des Widerstrebens gegen alles, was sich dem individuellen Fühlen und Denken von außen aufdrängen will.

Nach dieser Seite hin zeigt Albert Matthäi große Aehnlichkeit mit Isolde Kurz. Die schwäbische Dichterin ist in ihrer Form graziöser, in der Fülle ihrer Lebensbeziehungen höher stehend, in ihrem Anschauungsinhalte reicher. Dafür schreitet der Münchener Dichter mit wuchtigerem Schritte einher und faßt die Fragen, die ihn innerlich bewegen und zur lyrischen Aussprache veranlassen, kräftiger, männlicher an. Aber beiden ist das Bedürfnis gemeinsam, ihre Eigenart ungeschminkt und unbeeinflußt durch Lebensrücksichten oder durch das Streben nach auffälligen formellen Wirkungen zum Ausdruck zu bringen. Und sie ähneln sich vor allem in der Einfachheit der künstlerischen Darstellungsmittel, in dem unbekümmerten und hohen Ernste, mit dem sie an ihre dichterische Aufgabe herangehen, in der Wahrhaftigkeit und inneren Leidenschaftlichkeit ihrer Gesinnung. Als selbstherrliche Naturen schreiten beide durch die Welt, nicht getragen von dem großen Strome der landläufigen Meinungen und Moden, aber auch nicht nach der Anerkennung der breiten Menge strebend. Auf beide paßt deshalb die „Zueignung an meine Freunde", die Matthäi seinem neuen Gedichtbande voranschickt:

> Ich mag die meisten Menschen nicht;
> Ich mag die meisten Bücher nicht;
> Ich mag einmal die Meisten nicht.
>
> Doch Euch, die Ihr die Wenigsten
> Der Menschen und der Bücher seid,
> Euch mag ich; Euch gehör' ich zu.
>
> Von allen Menschen seid Ihr nur
> Einhunderttausend. Nach und Nach,
> M e i n Hunderttausend, find' ich dich

•

Der Dichter hat diese Widmung unterschrieben mit den Worten: „Der Heidenchrist." Ein besonderer Zug seiner Dichtungen drückt sich darin aus. In vielen inneren Kämpfen, von denen sich deutliche Spuren in manchem Liede dieser Sammlung finden, hat er sich zu einer dichterischen Auffassung des Christentums durchgerungen, die freilich weitab liegt von aller dogmatischen Ueberlieferung, aber doch ein tiefes persönliches, fast inbrünstiges Verhältnis zu der Person des Heilands offenbart. Ein eigenartiger Pietismus spricht sich in den unter den Ueberschriften „Heidenchristentum" und „Dichters Evangelium" zusammengefaßten Liedern aus. Nur darf man das Wort „Pietismus" hier nicht in dem Sinne eines mystischen Strebens nach Einswerden mit der persönlichen Gottheit verstehen. Es soll damit das völlige Sichhingeben des Dichters an die ewige Liebe, die in Christus verkörpert erscheint, ausgedrückt werden. Besonders bezeichnend für den religiösen Zug dieser Lieder ist das folgende, das die Ueberschrift „Dichters Advent" trägt:

> Allmächtig-ewige Gotteskraft
> Die durch das All beseelend schafft,
> Verschmäh' mich nicht! Kehr' bei mir ein
> Und laß mich deine Wohnung sein!
>
> Es flammt im Herzen, wühlt im Hirn,
> Es pocht von innen an die Stirn,
> Es drängt hinaus mit aller Macht,
> Und Tag durchbricht der Seele Nacht.
>
> Verwandelt leuchtet mir die Welt,
> Von anderm Morgenrot erhellt,
> Von anderm Himmel überdeckt,
> Zu anderm Glauben auferweckt.
>
> Was weht mich so gewaltig an?
> Was hält mich unsichtbar im Bann?
> Erschauernd fühl' ich, ewiger Geist,
> Wie mich dein Hauch nach oben reißt.
>
> Und Liebe, die am Kreuz geglüht,
> Durchlodert siegend mein Gemüt;
> In Asche sinket, was ich war,
> Doch aus der Asche steigt ein Aar,
> Der sonnenwärts den Flug erhebt,
> Dem Reich des Irdischen entschwebt,
> Den Horst sich zwischen Sternen baut
> Und heiter Gottes Welt beschaut.

Die Erhebung seiner ganzen Persönlichkeit durch die „Liebe, die am Kreuz geglüht", gibt das Thema für alle Gedichte Matthäis in den beiden ersten, schon oben genannten Abteilung seiner neuen Sammlung. Es sind darunter Lieder von ergreifender Schönheit und echtem dichterischen Schwung, voll von dem freudigen Gefühle der gänzlichen Hingabe der Persönlichkeit an die „allmächtig-ewige Gotteskraft", die sich dem Dichter in der Natur wie in der Geschichte kund tut. Eine freie und weit über den Bereich der dogmatisch-religiösen Vorstellungen hinausreichende Anschauung von dem Walten der in der Gestalt Christi vermenschlichten göttlichen Liebe durchzieht diese Dichtungen. Auch in dem eigenen Schaffen, das ihn beseligt und über das Weh in der eigenen Brust wie über die Trübsal dieser Welt erhebt, erkennt er das Walten jener hohen Kraft, und unwillkürlich formt sich ihm das Bild des Heilands als eines Führers der Musen, nicht als ihres Verscheuchers aus der Welt, wie es die asketische christliche Auffassung gezeichnet hat. In dem Gedichte „Die Musen auf dem Oelberge", welche das große Mittel- und Hauptstück der zweiten Abteilung des Bandes bildet, läßt er Jesus die folgenden Worte zu den sich ihm nahenden himmlischen Schwestern, den Musen, sprechen:

> Bald nun ist es vollbracht. Denn morgen sieg' ich am Kreuze;
> Dann in die Herrlichkeit bald folg' ich, o Schwestern, euch nach.
> Alles werdet ihr hören, es werden's die Himmel erzählen
> Und ein ewiges Lied werdet ihr singen von mir.
> Und auf Erden wird es erklingen, ein ewiger Nachhall,
> Der durch der Menschen Gemüt zieht mit gewaltigem Klang.
> Denn euch will ich, von Zeit zu Zeit, die Schwestern des Heilands,
> Himmlischer Gaben voll, senden hinab in die Welt.
> Ohne Musen erfreulich ist weder Himmel noch Erde,
> Ohne der Musen Gunst ginge zugrunde mein Werk:
> Herrischer Priestersinn, der völkerknechtende Zwingherr,
> Schafft nur Götzen und schnitzt heilige Fratzen zurecht.
> Darum will ich, von Zeit zu Zeit, den Genius wecken
> Unter den Menschen und euch senden, o Schwestern, zu ihm.
> Diesem begeistert für mich die freie, die schaffende Seele,
> Daß er mit Götterkraft zeuge vom Heiland der Welt!

Auch die Kunst — das ist der Sinn dieser Dichtung — soll in den Dienst der göttlichen Liebe treten; auch sein eigenes ganzes Schaffen möchte der Dichter von ihr beherrscht und durchweht fühlen. Ein über die äußerlichen Formen erhobenes Christentum schwebt ihm als Glaubensideal, aber zugleich auch als künstlerisches Ideal vor. In dem schönen Sonett „Berufung" berichtet er, wie die Verkündigung dieses Ideals ihm als Lebensaufgabe zugefallen ist.

Albert Matthäi hatte ursprünglich die später glücklicherweise wieder aufgegebene Absicht, in einem Prosa-Vorwort den Lesern diese seine, mit aller Leidenschaftlichkeit einer ernsten Dichterseele empfundene Lebensaufgabe darzustellen. Wir meinen, daß sie aus den Gedichten der beiden ersten Teile seiner neuen Sammlung deutlich genug herausleuchtet, und daß er vor allem in dichterischer Form besser ausdrücken konnte, wonach er strebt, als es in den Sätzen einer Abhandlung ausgesprochen werden könnte. Denn sein Glaubensideal, das zugleich, wie gesagt, sein dichterisches Ideal ist, kann nur als der Ausfluß einer dichterischen Persönlichkeit verstanden werden, nicht in der strengen Formulierung einer abstrakten psychologischen Analyse. Matthäis dichterische Persönlichkeit hat durch dieses Ideal eine große Vertiefung erfahren; es ist ein aus schweren Lebenskämpfen heraus geborenes inneres Erlebnis, das den klarsten und entsprechendsten Ausdruck nur durch die Darstellungsmittel der poetischen Erhebung in übersinnliche große Zusammenhänge findet. Aber daß wir einem solchen tiefen inneren Erlebnisse überhaupt in einem Gedichtbuche unserer Zeit begegnen, ist ein erfreuliches Zeichen, und wir sind dem Dichter dankbar, daß er in stolzem, freiem Sinn, ohne Rücksicht auf die möglichen Mißdeutungen und Verkennungen von hüben und drüben, uns davon kündet. Möge er denn auch in diesem Sinne sein „Hunderttausend" von verständnisvollen Freunden finden.

O. B.

Vom Weihnachtstisch.

X.

I Die freudigste Ueberraschung dieser Saison bietet „Die Hochzeit des Figaro" von Moritz von Schwind, welche mit einer kurzen Einleitung von Alois Trost im Verlag der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst zu Wien (1904) im genauesten Faksimiledruck der Originalfederzeichnungen des jugendlichen Meisters soeben erschien. Die Anregung dazu erhielt Schwind Ende Dezember 1823 durch eine Aufführung der genannten Oper in Wien; fünf Vierteljahre später meldete er seinem Freunde Franz v. Schober die Vollendung dieser „viel Ernsthaftes und Lustiges" enthaltenden 30 Blätter. Sie enthalten eigentlich keine Nacherzählung des berühmten Tonwerkes, sondern eine geniale Umdichtung von Mozarts Schöpfung mit allerlei gleichzeitigen Einflüssen und verwandten Ereignissen. Voraus ziehen Musikanten, Tänzer, Soldaten, Bediente, Landleute, Pagen und solches Volk. Dann das Brautpaar Figaro und Susanne mit Bartolo und Marceline, der Graf und die Gräfin, ferner Gäste und Masken: die vier Romane aus Schlegels „Lucinde" (deren Hereinziehen gerade nicht leicht verständlich ist), das verliebte Papageno-Pärchen, die vier Jahreszeiten (mit der für Schwind so charakteristischen Figur des „Winter"), zum Schluß verschiedene nicht leicht bestimmbare Personen, auch Cherubin, der Page, und die niedliche Barbarina. Es sind über hundert Figuren, drei bis vier auf einem Blatt, bisweilen auch weniger oder mehr in den Gruppen. Aber welche ausgeprägte Charakteristik in den oft kaum zwei Zentimeter großen Köpfchen! Die dahintanzenden Musikanten, Bläser und Geiger, Vorläufer der späteren Orchesterkünstler in der „Symphonie" und im „Hochzeitsbild" (oder „Die Rose")! Alle in den zierlichsten Rhythmen dahinschwebend oder im komischen Stechschritt stolzierend! Und welche Anmut in den Mädchen- und Frauengestalten, in den prächtigen Männern und Knaben (darunter S. 19 der jugendliche Künstler selbst), welch eine Fülle von Witz, Humor und Laune! Das Ganze war bis zu Beethovens Ende in dessen Besitz, kam dann, später bei Franz v. Schober, wieder zu Schwind zurück und in die Hände seiner Tochter, welche schließlich diese Veröffentlichung veranlaßte. Für eine eingehendere Interpretation von Blatt zu Blatt wären gewiß viele Beschauer dem Herausgeber dankbar gewesen. — Vielleicht kommt endlich auch ein Verleger darauf, die sechs Blätter des „Ausflug auf den Leopoldsberg" neu herauszugeben oder die sogenannten „Gräber" und andere Jugendarbeiten, nachdem auch die langersehnte Lachner-Biographie durch Dr. Otto Weigmann (München bei Hanfstängl) den weitesten Kreisen zugänglich gemacht wurde. Das von A. Trost und Gustav Glück vorbereitete Prachtwerk über Moritz v. Schwind wird noch viele Ueberraschungen bringen. Auch wäre es einmal Zeit, an die Sammlung seiner Briefe zu denken. — Hochwillkommen ist jedenfalls das neueste dritte und vierte Heft der „Schwind-Mappe" (München, G. Callwey, Kunstwart-Verlag)!

*

In ebenso anziehender wie belehrender Weise berichtet Ludwig Schneller über seine im Laufe des Jahres 1904 durch Nordafrika „Bis zur Sahara" ausgedehnten kulturhistorischen Streifzüge (Leipzig 1905 bei H. G. Wallmann. 207 S. 8°, mit einer Karte und vielen Abbildungen). Seine Sprachkenntnisse, namentlich die Beherrschung des Hebräischen und Arabischen, ermöglichten den Verkehr mit allen Schichten der Bevölkerung. Außer diesen Vorzügen verfügt unser Gewährsmann über reichhaltige Kenntnisse der historischen Vergangenheit Nordafrikas und dessen Völkerschichten. Er führt uns durch das wimmelnde Winkelwerk der Straßen, Schulen und Bazare mit den Händlern, Kaufleuten und den vielfarbigen Menschenrassen, durch die Reste der altklassischen Kunst, der alten Moscheen und neueren Bauten Algiers, darunter die vom Kardinal Lavigerie erbaute, weitragende Kirche „Notre Dame d'Afrique", woselbst an jedem Sonntag im Angesicht des Meeres „pour nous et pour tous les Musulmans" gebetet wird, die auf der weiten See gestorben und in deren Fluten begraben sind; wohl der einzige Punkt auf Erden, der dem pietätvollen Andenken unzähliger Menschen gewidmet ist. Dann geht es in das Kabylenland über Batna mit seinen römischen Kapellen, nach den Römerstädten Lambese und Timgad mit den riesigen Theaterresten, das sog. „Pompeji Afrikas" nach den Oasen El-Kantara und dem palmenreichen Biskra, mit der entzückenden Vegetation. Von da aus wagte sich unser Gewährsmann ganz allein, nur mit einem Kompaß und Sonnenschützer ausgerüstet, in die Wüste und nach dem Gipfel des Col de Sfa, um den Zauber der Einsamkeit und der ungeahnten Farbegpracht der Wüste zu genießen. Die Schilderung dieser Eindrücke ist ein stilistisches Meisterwerk. „Das ist die graue, gelbe, braune Wüste. Kein Baum, kein Blatt ist zu sehen. Alles tot. Am Anfang ist alles mit großen und kleinen Kieselsteinen bedeckt, alle abgerundet und abgeschliffen, ein Werk des Seewassers, das vor undenklichen Zeiten hoch über diese heutige Wüste dahinging. Erst später treffe ich auch ausgedehnte Sandflächen. Die Gegend ist hier noch keineswegs die wellenlose, horizontale Fläche, wie man sich sonst wohl die Wüste vorstellt. Im Gegenteil, sie ist uneben, vielfach durchrissen vom Laufe der Winterströme. Dann kommen wieder Strecken, die weithin mit einer blenden weißen Salz- und Salpeterkruste überzogen sind." Um so ergreifender ist die wilde Einsamkeit. „Eine unbeschreibliche Stille umfängt die weite, tote Wüste. Dieses absolute Schweigen, diese verzauberten Flächen und Erhebungen, über die der leise Odem der Wüste dahinstreicht, haben etwas Berauschendes. Man möchte fast träumen, daß man ganz allein auf dieser Welt sei, über der sich wie eine riesige, von der Sonne durchleuchtete Saphirkuppel der unendliche Himmel ausspannt. Die große majestätische Stille webt ihre magischen Schleier um mich und läßt mich fast der Welt vergessen."

Die Betrachtungen durchkreuzt plötzlich eine lange Karawane, deren Führer nicht wenig überrascht waren, hier einen Franken zu finden, der im besten Arabisch eine echt orientalische Konversation zu führen vermöchte. Nach ihrem Abzug

bestieg unser Reisender die Paßhöhe des Col de Sfa, um von hier eine entzückende Umschau zu genießen.

„Im Vordergrunde liegt das zerrissene, hügelige, vorhin durchwanderte Land, dahinter dehnen sich scheinbar bis in die Unendlichkeit die ungeheuren Sandflächen, die dem Auge wie ein Meer erscheinen, unabsehbar in die Weite. Und namentlich in der Ferne, wo der Horizont den Himmel berührt, ist die Täuschung absolut. Es läßt sich mit gar nichts anderem vergleichen als mit dem Meere. Nur die Dampfer und die weißen Segel fehlen. Dabei ist die Luft so klar und durchsichtig, daß man jeden Maßstab für die wirklichen Entfernungen verliert, so rein, daß sich die Lunge unwillkürlich weitet, um sie in langen Zügen einzuatmen. Zahlreiche dunkle Flecken und Punkte treten aus der lichteren Färbung des Sandmeeres heraus: das sind die Oasen, deren man namentlich mit dem Fernglase bis in weiteste Ferne immer neue entdeckt. Man versteht, wie der römische Geograph Ptolemäus das Aussehen der Sahara mit einem gefleckten Pantherfell verglich. Wunderbar sind die Lichteffekte. Im Vordergrund das zerrissene Hügelland, rot und goldbraun gefärbt, mit dunklen Schattierungen. Durch dasselbe zieht sich ein blendend weißes, in der Unendlichkeit sich verlierendes Band: die französische Poststraße, auf der in der fernen Tiefe eine Karawane dahinzieht, Kamel an Kamel im Gänsemarsch, klein wie Ameisen."

„Aber auch das weite Totentuch der Wüste hat keineswegs nur die bloße Leichenfarbe, die ihren Anblick oft so unsäglich starr und melancholisch erscheinen läßt, sondern schimmert in wunderbar wechselnden Tönungen. Die Sonne liegt wie Feuer auf der Wüste und setzt sie mit bezaubernden, feenhaften Lichteffekten in Flammen. Hier ist jede denkbare Art von Gelb vertreten, Goldgelb, Ocker-, Orange-, Schwefelgelb. Stellenweise ist die Wüste von dunklem Purpur und von einem entzückenden Rosa überhaucht, und in der Ferne endet das Meer in einem tiefen Blau und Irisviolett. Hier ist die Welt der Feuer und der Farben, welche die Sonne wie ein Maler in verschwenderischer Fülle und in kühnen Mischungen täglich über diese toten Striche ausgießt, ohne daß ein Menschenauge ihre genialen Künstlereinfälle bewundert." ...

Man denkt hierbei unwillkürlich an Freiligraths „Ammonium", an die Aquarelle von Eduard Hildebrand und Theodor Horschelt oder an Félicien Davids gleichnamige Symphonie mit den Muezzin-Gesängen und den träumerischen Suleika-Liedern!

Den Rückgang nahm Schneller durch das ehemalige Reich der numidischen Könige, über die Ruinen von Medrasen und dem Grabmal Masinissas, über Konstantine und Thagaste, die Heimat des Augustinus, Bona (Hippo Regius) und Tunis-Karthago mit den zu einem dreifachen Museum vereinten Ausgrabungen und Weltschätzen: alles weckt und nährt unser Interesse und erregt hohe Achtung für den Reisenden, welcher oft genug Gelegenheit hatte, seine Ueberzeugung und Wahrhaftigkeit mit der glänzenden Schlagfertigkeit seines Geistes zum Ausdruck zu bringen und zu verteidigen.

*

„Mit Blitzlicht und Büchse" ging C. G. Schillings, ein Bruder des Komponisten, in die Wildnis von Aequatorial-Ostafrika. Längst bekannt im Kreise des Sports, als Rennreiter, unermüdlicher Nimrod und Naturliebhaber, leitete ihn dieses Mal der Ernst der Naturforschung zur Bereicherung unserer vaterländischen Museen mit den größten zoologischen Seltenheiten. Mit der größten Umsicht ausgerüstet für seine hochfliegenden Unternehmungen, danken wir ihm eine ungeheure Menge von Säugetieren und Vogelarten, welche er in ihrem freien Naturleben bei Tag und Nacht belauschte, überraschte, um ihre Bilder in der photographischen Kamera einzufangen. Dadurch erhielten diese Augenblicks-Aufnahmen den unschätzbaren Vorzug der Echtheit, welche bei der nachfolgenden vergrößerten Reproduktion keine Nachbesserung oder Korrekturen erfuhren. Mit unsäglichen Mühen strebte Schillings nur nach Wahrheit bei seinen Aufnahmen. Was ihnen dadurch bisweilen an Schönheit und Deutlichkeit entging, ersetzt die ungekünstelte Treue redlichst. Dadurch gewinnen diese Tierbilder ihre höchste Bedeutung: in ihnen bleibt die Tierwelt Afrikas im diplomatischen Sinne erhalten, wenn die Originale längst der Kultur zum Opfer gefallen sind. Denn das „Tierparadies" der Vorwelt schwindet schon auf Schritt und Tritt. Das paradox klingende Wort ist hier ganz zutreffend. Sehr richtig äußerte Wilhelm Bölsche: „Was uns Schillings mit nicht genug zu bewundernder Ausdauer gerettet, ist in Wahrheit ein letzter Ausklang eines urweltlichen, rasch absterbenden Zustandes. Diese Buschsteppe mit ihren Salzlecken und Vogelsümpfen, ihren Nashörnern, Gnus, und Zebras zog sich in der Tertiärzeit, da der Mensch frühestens eben auftauchte, über endlose Gebiete Europas, Asiens und Nordamerikas hin. Danach sind in Griechenland die großen Huftiere ebenso einmütig dicht geschart auf die Weide gegangen und die Affen so zur Tränke gekommen; noch liegen ihre Knochen treu vereint dort im Boden. Heute hat nur Südafrika noch das alte charakteristische Bild bewahrt, aber auch hier ist ein abziehender Schatten.... Eine neue Erde ersteht vor uns, eine alte versinkt; diese letztere zu studieren, zu sehen, ist bloß noch ein paar Generationen vergönnt." Darum hat Schillings nach jahrelangen Vorarbeiten das Beste und Dankenswerteste geleistet. Er gewöhnte sich, statt des Büchsenhahnes zuerst den Knopf des Momentapparats auf sein Wild abzudrücken. So hat er den Löwen bei der Tränke belauscht und photographiert, aber auch mit dem Nashorn gerungen; schwieriger war es freilich für ihn, hinter dem Tisch zu sitzen und seine Erlebnisse in Schrift zu bringen, wie er denn sehr offenherzig bekennt, das „Bücher zu schreiben und drucken zu lassen schwerer sei, als Löwen zu photographieren". Uebrigens hat er sich auch hierin sehr gut aus der Affäre gezogen, und sein autochthoner Stil und Vortrag hört und liest sich mit erfrischender Kraft und bringt die Ueberzeugung: das ist der ganze Mann!

Ein Werk von solcher Vielseitigkeit gibt vielfach neue Gesichtspunkte. Wir haben es hier nicht mit dem kundigen Zoologen zu tun, sondern mit dem Jäger, der als Raubzeugfänger, als Tierbeobachter und Wildkenner schon in frühester Jugend in ganz seltenem Grade „erblich bevorzugt" war. Welche Bilder rollt der Autor vor uns auf von den nächtlichen Tierkonzerten, von den Fährnissen der Elefantenjagd, Nashörnerkämpfen, Rhinozerosfang, Aventuren mit Flußpferden, Büffeln, Krokodilen, Giraffen, Zebras, Löwen, Leoparden, Erdferkeln und Stachelschweinen, Hyänen und Schakalen, Antilopen, Affen und Eingeborenen. Den Schluß bilden wissenschaftliche Verzeichnisse der von Schillings gesammelten Säugetiere und Vogelarten. So ist unser Gewährsmann in allen Sätteln gerecht — nur nach einer Seite scheint er schwach, die ihm freilich bei vielen Jagdfreunden und Weidwerkgenossen als empfindlicher Mangel gelten könnte, er ist schwach im — Jägerlatein, sonst in allen weidlichen Tugenden ganz unerhört und vollkommen!

Bücher und Zeitschriften.

Neue Erzählungen von **Rudolf v. Gottschall.** Berlin 1904, Gebrüder Paetel.

Gottschall ist kein Freund der Modernen. Daß das auf Gegenseitigkeit beruht, ist begreiflich. Gottschall wurzelt in einer lange entschwundenen Zeit künstlerischer Anschauungen. Es läßt sich nicht leugnen, daß die Form und Art seiner Erzählungen veraltet ist. Er ist in der Erfindung, Ausgestaltung und Wiedergabe seiner Geschichten zu „romanhaft", d. h. er läßt, um interessante Effekte, außerordentliche Wirkungen zu erzielen, seine Leute reden und handeln wie es ihm gefällt, führt die seltsamsten Ereignisse vor, ohne sich darum zu kümmern, ob auch der Schein der Wahrscheinlichkeit nicht getrübt werde. Trotz allem aber kann man an den „Neuen Erzählungen" Gottschalls seine Freude haben. Der greise Dichter hat immer noch ein frisch pulsierendes Herz, einen offenen, liebevollen Blick für die Natur und einen guten, behaglichen Humor. In der stimmungsvollen Ausmalung einzelner Szenen bewährt er sich als tief empfindender Poet.

Dr. A. Sonntag.

Allgemeine Rundschau.

Kleinere Mitteilungen.

O. M. Archäologische Ausgrabungen. Der amerikanische Staatsbürger Dr. Banks, der mit Ermächtigung der ottomanischen Regierung archäologische Ausgrabungen in Mesopotamien betreibt, wurde, wie man uns aus Konstantinopel schreibt, in flagranti beim Schmuggel von Antiquitäten ertappt. Es handelt sich um sechzig Kisten, welche, während sie sich auf dem Wege nach Bombay befanden, in Bassorah beschlagnahmt wurden. Dr. Banks mußte sein Delikt zugestehen. Da die amerikanische Gesandtschaft in Konstantinopel Entschuldigungen vorbrachte, wurden die Ausgrabungen, welche suspendiert worden waren, wieder aufgenommen.

* Tierheilkunde. Unter der Leitung des Privatdozenten Dr. Fiebiger ist unlängst an der Wiener Tierärztlichen Hochschule eine Klinik für kranke Fische errichtet worden. In erster Linie soll die Anstalt der Erforschung der Fischseuchen dienen, dann auch die Heilbarkeit der besonderen Krankheiten der Fische studieren. Bekanntlich leiden Fische an einer Art Pocken, an verschiedenen seuchenhaften Darmkrankheiten, namentlich die Aale. Gegenwärtig befindet sich in der Anstalt ein Delphin, der angeblich an Lungenentzündung leidet. Ob Fischkrankheiten überhaupt zu heilen sind, darüber äußert sich Fiebiger noch sehr zurückhaltend. — Uebrigens ist dies nicht die erste Anstalt zur Beobachtung von Fischkrankheiten; an der Universität München besteht seit Jahr und Tag bereits eine ähnliche Anstalt unter Professor Hofer, der auch schon ein Buch über Fischkrankheiten geschrieben hat.

* Ueber die Rudolf Virchow-Stiftung machte der Sohn des verstorbenen Forschers, Professor Hans Virchow, in der Sitzung der Anthropologischen Gesellschaft am Samstag Angaben, denen wir entnehmen, daß das Kapital der Stiftung gegenwärtig 316,800 M. beträgt. Im nächsten Jahre soll das Kapital aus dem Nachlasse des jüngst verstorbenen Arztes und Anthropologen Prof. Bartels, eines Freundes Rudolf Virchows, um weitere 3000 M. vermehrt werden.

* Fünfter Tag für Denkmalpflege. Der stenographische Bericht über die Versammlung in Mainz, 26. und 27. September, ist mit Unterstützung der großherzoglich hessischen Regierung erschienen (Verlag der „Denkmalpflege" W. Ernst u. Sohn, Berlin W. 66, 150 Seiten). Der nächste Tag für Denkmalpflege soll wieder im Anschluß an die Jahresversammlung des Gesamtvereins, September 1905, in Bamberg stattfinden.

* Von den Bibliotheken. Der erste Oberbibliothekar an der Universitätsbibliothek in Bonn, Dr. Flemming, wird, wie man der Frankfurter Zeitung mitteilt, im Auftrag des Kultusministers sich an der Expedition nach Abessynien beteiligen, um die noch vorhandene altäthiopische Literatur zu studieren, bezw. wertvolle Handschriften anzukaufen.

* Todesfall. Am Sonntag nacht starb zu Christiania der deutsche Gelehrte Dr. Sauerwein, der zu den größten Sprachkennern der Gegenwart gehört haben dürfte. Er verstand und schrieb etwa vierzig verschiedene Sprachen und Dialekte, die er zum Teil so beherrschte, daß er sich darin sogar in gebundener Rede ausdrücken konnte. Dr. Sauerwein, der über 70 Jahre alt wurde, stammt, wie wir der Vossischen Zeitung entnehmen, aus Gronau in Hannover. Er studierte in Göttingen orientalische Sprachen und erweiterte dann unaufhörlich seinen Sprachenschatz. In England gab er nach kurzem Aufenthalt ein englisch-türkisches Wörterbuch heraus und wirkte jahrelang im Dienste der Britischen Bibelgesellschaft, indem er Schriften in alle möglichen Sprachen übersetzte. Hiefür gewährte ihm die Gesellschaft eine kleine Pension, die ihm ein leidliches Auskommen verschaffte. Zum 80. Geburtstag der Königin Viktoria hatte Sauerwein, der ein Freund der Friedenssache war, ein in 88 Sprachen geschriebenes Friedensalbum ausgearbeitet. Als aber der Burenkrieg dazwischen kam, ließ er das Werk liegen und gab es, mit geänderter Widmung, erst nach dem Tode der Königin heraus. Den 1899 in Skandinavien abgehaltenen Orientalistenkongreß begrüßte er in einem in dreißig Sprachen verfaßten Buch. In Norwegen, wo sich Dr. Sauerwein schon früher aufgehalten hatte, lebte er seit sechs Jahren im Gudbrandsdal, dessen Dialekt er wie die Bevölkerung sprach. Mit dem Litauischen hat sich Sauerwein besonders eingehend beschäftigt, und sehr warm trat er für Erhaltung des kleinen wendischen Volksstammes ein, dessen Sprache er durch jahrelanges Zusammenleben mit den Wenden erlernt hatte. Jetzt stand Dr. Sauerwein gerade im Begriff, Norwegen auf längere Zeit zu verlassen, als ihn der Tod ereilte. Auf dem Totenlager sprach er den Wunsch aus, zu seinem Freunde, dem Professor der Anatomie Stieda in Königsberg, gebracht zu werden.

Hochschulnachrichten.

* Tübingen. Mit einer (unlängst als Buch erschienenen) Habilitationsschrift „Die Illusionstheorie und Goethes Aesthetik" hat sich der Assistent am hiesigen kunsthistorischen Institut Dr. Hermann Heyfelder als Privatdozent habilitiert.

H. Heidelberg. Die philosophische Fakultät unserer Universität erneuerte dem Chemiker und Künstlerfarbenfabrikanten Dr. Franz Schoenfeld in Düsseldorf, einem Schüler Bunsens, zu seinem goldenen Doktorjubiläum am 18. d. M. das Doktordiplom. — Geh. Hofrat Professor Dr. Henry Thode hält im nächsten Sommersemester an unserer Universität eine öffentliche Vorlesung für das Gesamtpublikum über „Böcklin und Thoma".

dr. Jena. Zum Neubau des Universitätsgebäudes bewilligte der altenburgische Landtag einen Beitrag von 50,000 Mark, in der Voraussetzung, daß die beiden anderen ernestinischen Erhalterstaaten (Sachsen-Meiningen und Sachsen-Koburg-Gotha) gleich hohe Beträge zahlen.

* Leipzig. Aus der Ferdinand Piper-Stiftung der Universität Leipzig ist zum 1. Oktober 1905 ein Reisestipendium von 3000 Mark an einen jungen evangelischen Theologen zu vergeben, damit er die Ursitze des Christentums aufsuchen, seine christlich-archäologischen Studien durch eigene Anschauung ergänzen und die Forschungen auf diesem Gebiet fördern kann. Die näheren Bestimmungen der Satzungen sind auf der Universitätskanzlei einzusehen. — Dem Leipziger Universitätsrichter sind, wie schon seit einer Reihe von Jahren, auch heuer wieder 200 M. von einem ungenannten Wohltäter zu Weihnachtsspenden für bedürftige Studierende zugesandt worden.

hc. Halle. Der Assistent am zoologischen Institut Dr. Ludwig Brüel hat sich mit einer Schrift: „Ueber Geschlechts- und Verdauungsorgane von Caliphylla Mediterranea Costa: Ihr morphologischer Wert und ihre physiologische Leistung" und einer Antrittsvorlesung über „Die Präformierung der Körperlagen im Ei" als Privatdozent für Zoologie habilitiert.

* Stockholm. Die hiesige Universität, die bisher nur aus einer medizinischen und naturwissenschaftlich-mathematischen Fakultät bestand, soll durch Angliederung einer juristischen Fakultät weiter ausgebaut werden. An der Zustimmung der Behörden zu diesem Plan wird nicht gezweifelt.

* Technische Hochschulen. In Eberswalde ist der Professor der Physik und Meteorologie an der dortigen Forstakademie Dr. Anton Müttrich gestorben. Müttrich hat sich hervorragende Verdienste um die Erforschung des Waldklimas und den Einfluß des Waldes auf das Klima im allgemeinen und die biologische Kultur erworben. Er war seit 1873 in Eberswalde tätig und leitete zugleich die meteorologische Abteilung des forstlichen Versuchswesens in Preußen.

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Urkunden- und Regestenbuch des ehemaligen Klarissinnen-Klosters in Krummau. Herausgegeben von Dr. Joh. Matthäus Klimesch. Prag 1904. Selbstverlag des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen. Kommissionsverlag: J. G. Calvesche Hof- und Universitätsbuchh. (Joseph Koch). 527 S. — Die Schriften des Neuen Testaments neu übersetzt und für die Gegenwart erklärt von Prof. D. O. Baumgarten, Prof. D. W. Bousset, Prof. D. H. Gunkel, Privatdozent Lic. W. Heitmüller, Privatdozent Lic. Dr. G. Hollmann, Prof. Dr. A. Jülicher, Privatdozent Lic. R. Knopf, Pastor Franz Koehler, PastorLic. W. Luecken, Prof. Dr. Joh. Weiss. Vollständig in 10 Lieferungen (1. Lieferung. 1. Halbband, Bogen 1—8.) Göttingen 1905. Vandenhoeck u. Ruprecht. — Willibald Nagel: Beethoven und seine Klaviersonaten. 2 Bände. Langensalza 1905. Hermann Beyer u. Söhne (Beyer u. Mann). 247 u. 412 S. — Grillparzers Werke. Herausgegeben von Rudolf Franz. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe in fünf Bänden. 3. u. 4. Band. (Meyers Klassiker-Ausgaben in 150 Bänden.) Leipzig u. Wien. Bibliographisches Institut. 497 u. 461 S. — Goethes Werke. Unter Mitwirkung mehrerer Fachgelehrter herausgegeben von Prof. Dr. Karl Heinemann. Kritisch durchgesehene und erl. Ausgabe. 22. Band. Ebenda. 427 S. — H. v. Kleists Werke. Im Verein mit Georg Minde-Pouet und Reinhold Steig herausgegeben von Erich Schmidt. Ebenda. 466 S. — Guido Adler: Richard Wagner. Vorlesungen, gehalten an der Universität zu Wien. Leipzig 1904. Breitkopf u. Härtel. 372 S. — Franz Liszts Briefe. Gesammelt und herausgegeben von La Mara. (8. Band: 1823—1886. Neue Folge zu Band I u. II.) Ebenda 1905. 427 S. — Hans v. Bülow. Briefe und Schriften. Herausgegeben von Marie v. Bülow. (6. Band: Briefe. 5. Band: 1872—1880. Mit 2 Abbildungen.) Ebenda 1904. 64 S. — Peter Cornelius. Literarische Werke. Erste Gesamtausgabe im Auftrage seiner Familie herausgegeben. (1. Band: Ausgewählte Briefe nebst Tagebuchblättern und Gelegenheitsgedichten. Herausgegeben von seinem Sohne Karl Maria Cornelius. — 3. Band: Aufsätze über Musik und Kunst. Zum erstenmal gesammelt und herausgegeben von Edgar Istel.) Ebenda 1904. 799 u. 250 S. — Jahrbuch (früher Taschenkalender) der Arbeiterversicherung. 1905. (Teil I: Unfallversicherung. Teil II: Invalidenversicherung, Krankenversicherung und ortsübliche Tagelöhne etc.) Berlin. Liebelsche Buchhandlung. 698 u. 774 S. — Prof. Dr. E. Dagobert Schoenfeld: Erythräa und der Aegyptische Sudan. Auf Grund eigener Forschung an Ort und Stelle. Berlin 1904. Dietrich Reimer (Ernst Vohsen). 245 S. — Prof. Dr. Wilhelm Sievers: Asien. Zweite Auflage. (Allgemeine Länderkunde. Unter Mitarbeit von Dr. Emil Dekert, Prof. Dr. Friedrich Hahn, Prof. Dr. W. Kükenthal, Prof. Dr. Ludwig Neumann, Prof. Dr. Alfred Philippson herausgegeben von Prof. Dr. W. Sievers.) Leipzig u. Wien. Bibliographisches Institut. 712 S. — Briefe von und an Gotthold Ephraim Lessing. In fünf Bänden. Herausgegeben von Franz Muncker. (1. Band: Briefe von Lessing aus 1743—1771. 3. Band: Briefe an Lessing aus den Jahren 1746—1770.) Leipzig 1904. G. J. Göschen. 429 u. 491 S.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Jahrgang 1904. München, Freitag, 23. Dezember. Nummer 295.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Die Stellung der Bodenreform in der Geschichte der Nationalökonomie.

„Die für den Wohnungsbau im großen erforderlichen Summen wären sehr wohl aufzubringen, wenn man nur den Mut fände, jenen Weg der Geldbeschaffung entschlossen einzuschlagen, den wir eröffnen helfen wollen, den Weg der Bodenreform." So schloß Professor Dr. Max Gruber seinen in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung, Nr. 255 und 256 d. J., abgedruckten Vortrag über Tuberkulose und Wohnungsnot, den er im Oktober d. J. auf der 14. Hauptversammlung des Bundes der Deutschen Bodenreformer hielt. In jener Versammlung konnte sich Professor Gruber auf einen solchen kurzen Hinweis beschränken, denn er durfte bei seinen Zuhörern die Kenntnis der Bodenreformlehre voraussetzen. Weitere Kreise jedoch, die der Bodenreformbewegung noch fernstehen, werden eine Aufklärung darüber wünschen, welches denn der Weg der Bodenreform ist, den Professor Gruber mit Recht als die Vorbedingung für die Lösung der Wohnungsfrage bezeichnet.

Die beste Art, in das Verständnis einer Theorie einzudringen und ein klares Urteil über sie zu gewinnen, ist sicherlich die, daß man sie im Zusammenhang der Geschichte des ganzen Wissensgebietes betrachtet, dem sie angehört. Für die Bodenreform war dies bisher außerordentlich schwierig, es erforderte ein mühsames Studium vieler dickleibiger Werke, wie überhaupt die Kenntnis der historischen Entwicklung auf dem Gebiete der Nationalökonomie nicht leicht zu erlangen war. So erklärt sich wohl auch, daß selbst unter den Gebildeten nur verhältnismäßig wenige über die Bodenreform genau unterrichtet sind. Diesem Mangel ist jedoch neuerdings abgeholfen. Kurz nachdem Grubers Vortrag an dieser Stelle einer breiteren Oeffentlichkeit zugänglich gemacht war, erschien in dem um die nationalökonomische und sozialwissenschaftliche Literatur verdienten Verlage von Gustav Fischer in Jena ein handliches Buch von 225 Seiten, das den bekannten Vorsitzenden des Bundes der deutschen Bodenreformer, Adolf Damaschke, zum Verfasser hat und sich als erste Einführung in die Geschichte der Nationalökonomie bezeichnet.[1]) Hier hat der Verfasser mit jener Anschaulichkeit und Schönheit der Sprache, durch die auch seine früheren Schriften ausgezeichnet sind, die volkswirtschaftlichen Theorien und Bewegungen vom Altertum bis auf die Gegenwart in einer Weise dargestellt, daß man sie auch ohne fachwissenschaftliche Vorbildung verstehen kann, und dabei zum erstenmal die Bodenreformlehre in ihren Beziehungen zu den früheren nationalökonomischen Systemen und Schulen entwickelt, ohne indessen die Geschichte der Volkswirtschaft von einem einseitigen Parteistandpunkte aus zu behandeln.

Um an Grubers Vortrag anzuknüpfen, schlagen wir zunächst das letzte Kapitel „Die Bodenreform" auf und finden hier in der Einleitung folgende Charakteristik: „Faßt man im Hegelschen Sinne den Kommunismus mit seiner absoluten wirtschaftlichen Zentralisation als These auf, so erscheint der Anarchismus mit seiner Betonung schrankenloser persönlicher Freiheit als seine Antithese. Mit dem Anspruch, aus beiden Gegensätzen die Synthese herauszubilden, tritt die moderne neophysiokratische oder bodenreformerische Schule auf. Sie stellt als Ziel eine organische Vereinigung zwischen der sozialen Gerechtigkeit und der persönlichen Freiheit hin."

Den Grundgedanken, an dem die Bodenreformer alle einzelnen Reformbestrebungen messen und werten, stellt Damaschke wie folgt dar:

„Drei Faktoren sind zu jeder produktiven Tätigkeit nötig: Grund und Boden, Arbeit und Kapital. „Grund und Boden" umfaßt im Sprachgebrauch der Bodenreformer die ganze sichtbare Schöpfung mit Ausnahme des Menschen selbst. Er umschließt alle natürlichen Stoffe, Kräfte und Vorteile. Unter „Arbeit" verstehen die Bodenreformer die Zusammenfassung aller menschlichen Anstrengung, die auf die Hervorbringung von Gütern gerichtet ist. „Kapital" schließt ein, was weder Arbeit noch Boden ist, was aber durch Vereinigung von Arbeit und Boden hervorgebracht ist, um als Vorrat oder Werkzeug der Produktion zu dienen.

Boden, Kapital und Arbeit teilen sich in den Ertrag jeder menschlichen Tätigkeit. Die Arbeit erhält den „Lohn". Der Teil des Produkts, der für die Benutzung des Bodens oder anderer Naturvorteile geleistet wird, heißt „Grundrente". Es muß auf das bestimmteste im Auge behalten werden, daß die Vergütung für Verbesserungen an Land, für Bauten auf demselben, nicht Grundrente ist, da sie ja die Entschädigung für Kapitalnutzung bildet. Die Entschädigung für die Nutzung des Kapitals, der Vorräte und der Werkzeuge heißt „Zins".

Wie geht nun die Verteilung des Ertrages der menschlichen Tätigkeit vor sich? Ein Beispiel gibt die klarste Antwort: Denken wir tausend Jahre zurück. Wo sich heute unser stolzes Berlin erhebt, stand ein kleines wendisches Dorf. Der wendische Mann setzte seine Arbeit ein, um zu fischen oder seinen Acker zu bestellen. Sein Kapital waren Boot, Netz, Pflug, Vorräte. Die Arbeit des Wenden wird ihm soviel Lohn gebracht haben, daß er und die Seinen davon reichlich leben konnten. Das Kapital hat gewiß guten Zins ergeben: jede Verbesserung im Netzestricken, im Pflugschmieden hat dem Besitzer solchen vermehrten Kapitals die Arbeit erleichtert oder

[1]) Geschichte der Nationalökonomie. Eine erste Einführung von Adolf Damaschke. Jena, Verlag von Gustav Fischer.

reichlicheren Ertrag gebracht. Die Grundrente bestand in einer Abgabe an die Gemeinde oder an den wendischen Edeling, der dafür den Waffendienst in erster Reihe zu übernehmen hatte.

Nun liegen tausend Jahre Menschenarbeit, tausend Jahre wunderbarsten Fortschritts zwischen jenem wendischen Fischerdorf und dieser stolzen Weltstadt. Die Ergiebigkeit der menschlichen Arbeit ist in einer Weise gestiegen, wie es die kühnsten Träume der Vergangenheit nicht zu ahnen wagten. Und der Erfolg? Die Arbeit ringt auch heute um das Allernotwendigste. Wer auf ihren Lohn angewiesen ist, steht heute wie vor 1000 Jahren, vielleicht schlimmer als einst, weil eine Unsicherheit in der Arbeitsgelegenheit dazu gekommen ist, wie man sie früher nicht kannte. Denken wir an die Wohnungsverhältnisse, in denen die Vertreter der Arbeit heute in dieser Stadt leben müssen, und wir wissen es, daß die Arbeit nichts von diesem ungeheuren Fortschritt menschlicher Zivilisation gewonnen hat! Das Kapital, das in Gestalt von Maschinen und Werkzeugen und Vorräten der Arbeit dient, hat bei allem Risiko, das es zu tragen hat, im Durchschnitt keinen wesentlich größeren Anteil erlangt an dem Ertrage der Volkswirtschaft. Man frage die „Unternehmer" in der Industrie und im Handel, wie sie sich mühen müssen, um für ihre Werkzeuge, Maschinen u. s. w., heute nur Verzinsung und Amortisation herauszuarbeiten. Wo ist aller Fortschritt der Kultur geblieben? Er ist von dem dritten Faktor, von der Grundrente, aufgesogen worden. Die eine Quadratmeile brandenburger nackten Sandbodens, auf dem die Stadt Berlin steht, die vor tausend Jahren fast wertlos, deren Grundrente verschwindend war, sie gilt heute etwa 4,000,000,000 Mark! Rechnet man die Grundrente zu 4 Prozent des Wertes, so ergibt sich, daß die Menschen, die auf dieser einen Quadratmeile unseres Vaterlandes leben und arbeiten wollen, jährlich 160,000,000 Mark Grundrente aufbringen müssen, wohl verstanden, ohne daß eine Verzinsung der Gebäude oder alles dessen, was Menschenhand auf diesem Boden errichtet hat, dabei eingerechnet wäre. An jedem Arbeitstage wird von dem Ertrag der Berliner Arbeit mehr als 500,000 Mark für die reine Grundrente beansprucht: kein Wunder, wenn für Lohn und Zins nicht mehr als das Allernotwendigste, und in vielen Fällen auch das nicht einmal, übrig bleibt.

Diese Grundrente nun wird heute von den zufälligen Eigentümern des Grundes und Bodens erhoben. Aber diese Grundrente ist nicht das Produkt der Tätigkeit dieser einzelnen Eigentümer. Man denke sich einmal, daß die Einwohner Berlins diese Stadt verlassen und sich irgendwo anders miteinander ansiedeln. Würde dann noch der Grund und Boden dieser einen Quadratmeile Sandbodens 4,000,000,000 Mark wert sein? Die Grundrente ist allein ein Produkt der Zusammenarbeit aller!

Das ist der Friede zwischen Sozialismus und Individualismus: die Grundrente soziales Eigentum, Kapital und Arbeit aber der freien individuellen Betätigung anheimgegeben!

Das soziale Eigentum, das in der Grundrente natürlich gegeben ist, es wäre groß genug, um Arbeit und Kapital von den oft drückenden und lästigen Abgaben zu befreien, die es heute beschweren. Dieses soziale Eigentum würde die Gesamtheit reich genug machen, damit jedem Menschenkinde, das in diese Gesellschaft hineingeboren wird, die Möglichkeit gegeben werden kann, seine sittlichen, körperlichen und geistigen Fähigkeiten voll zu entwickeln. Kapital und Arbeit aber würden sich in einer Weise entfalten können, wie wir es heute kaum zu ahnen wagen."

Der Weg, den Professor Gruber empfahl, um die für den Wohnungsbau im großen erforderlichen Summen aufzubringen, besteht hiernach, kurz gesagt, darin, daß die Grundrente, die ja von der Gesamtheit hervorgebracht wird, den einzelnen Bodeneigentümern entzogen und in die Kasse der Gesamtheit geführt wird. Doch wie soll das geschehen? Das sagt uns das Programm des Bodenreformbundes: Durch organische Ueberführung des Realkredits in öffentliche Hand, durch Erhaltung und planmäßige Erweiterung des Gemeindegrundeigentums, durch Besteuerung des unbebauten städtischen Bodens nach dem gemeinen oder Verkaufswert und durch Heranziehung der Bodeneigentümer, deren Grundstücke durch Verbesserungen auf öffentliche Kosten, wie Brücken-, Schul-, Museumsbauten, Straßenbahn- und Parkanlagen, im Werte steigt, im Verhältnis dieser Wertsteigerung.

Die praktischen Forderungen der Bodenreformer laufen, wie man hier sieht, keineswegs auf die Abschaffung des Privateigentums oder sonstige grundstürzende Umwälzungen hinaus, sondern sie bewegen sich durchaus auf dem Boden der Wirklichkeit und betreffen nur Erreichbares, ja zum Teil sind sie schon in großen Gebieten des Deutschen Reiches, z. B. in Preußen durch die vorbildliche Miquelsche Steuerreform, durchgeführt.

Und die Theorie, die in den angelsächsischen Ländern durch das Wirken Henry Georges volkstümlich geworden ist und in Deutschland erst in den letzten Jahren, seit der unermüdliche Adolf Damaschke an der Spitze des Bodenreformbundes steht, festen Fuß gefaßt hat, enthält auch nichts, was in der Geschichte der Nationalökonomie unerhört wäre. Im Gegenteil, so lange es überhaupt eine nationalökonomische Wissenschaft gibt, sind die Grundgedanken der Bodenreform von ihren besten Vertretern ausgesprochen und für richtig gehalten worden.

Schon François Quesnay, der Vater der Nationalökonomie, und mit ihm die physiokratische Schule, betrachtete als unerläßliche Voraussetzung aller Freiheit die Regelung der Grund- und Bodenfrage. Er erkannte den Privatbesitz am Boden ausdrücklich an, wies ihm aber eine besondere Stellung in der Volkswirtschaft zu und bezeichnete diese besondere Stellung des Bodens als die Grundlage der naturgemäßen wirtschaftlichen Entwicklung. Nach seiner Ansicht hat die „reine Grundrente", der produit net, die ohne Gegenleistung den Bodeneigentümern gegeben wird, alle Lasten des Staates zu tragen nd von diesem produit net ist daher auch die einzige ner, l'impôt unique, zu nehmen. Diese Lehre fand, wie Damaschke gelegentlich erwähnt, auch unter den deutschen Fürsten einen sachkundigen Verteidiger: der Gründer des modernen Badens, Markgraf Karl Friedrich, trat in seinem „Abrégé des Principes de l'économie politique" vom Jahre 1772 entschieden für die Grundsätze ein, die von den heutigen Bodenreformern weiter ausgebildet worden sind.

Die liberale oder „klassische" Nationalökonomie, die in den meisten Punkten von der physiokratischen Lehre grundsätzlich abweicht, stand auf dem für die praktische Volkswirtschaft so wichtigen Gebiete der Besteuerung ebenfalls der Auffassung der Bodenreformer sehr nahe. So sagt ihr Hauptvertreter Adam Smith in seinem Wealth of nations: „Eine Steuer auf Grundrenten würde die Hausmieten nicht erhöhen, sondern lediglich den Grundeigentümer treffen, der immer wie ein Monopolist handelt und für die Benutzung seines Bodens die größtmögliche Rente einzieht." Und weiter: „Grundrenten verdankt man, insofern sie die gewöhnliche Bodenrente übersteigen, einzig und allein der guten Landesregierung, die durch den Schutz, den sie dem Gewerbefleiße des ganzen Volkes oder dem der Einwohner eines bestimmten Platzes angedeihen läßt, diese in den Stand setzt, für den Boden, auf dem sie ihre Häuser bauen, so viel mehr als dessen wirklichen Wert zu bezahlen, die also dem Grundeigentümer so viel mehr verschafft, als der Verlust beträgt, den er durch eine derartige Verwendung des Bodens erleidet. Nichts kann gerechter sein, als daß eine Einnahmequelle, die ihr Dasein der guten Regierung des Staates verdankt, besonders besteuert werde, d. h. mehr als die meisten anderen zum Unterhalte dieser Regierung beitrage." Adam Smith bekennt sich hiermit zu der Hauptforderung der Bodenreformer, denn er verlangt mit diesen Worten nichts anderes als die Ueberführung der reinen Grundrente (oder eines Teiles derselben) in die Kasse der Gesamtheit, und zwar empfiehlt er zu diesem Zwecke den Weg der Besteuerung, den auch die Bodenreformer besonders betonen.

Friedrich List, der das nationale System der Volkswirtschaft begründete, hat die Bodenfrage nicht näher er-

örtert. In welchem Verhältnis die Kommunisten und die Anarchisten zur Bodenreform stehen, ist oben schon angedeutet. Es bleibt also nur noch übrig, die Stellung der modernen Volkswirtschaftslehre zu unserer Theorie zu untersuchen. In dieser Beziehung hat Damaschkes „Geschichte" insofern eine Lücke, als weder die historisch-ethische Schule, der sogenannte Kathedersozialismus, noch die neoliberale Schule eingehend behandelt sind. Bei einer künftigen Neuauflage sollte das hier Versäumte nachgeholt werden. Indessen genügen auch die im Kapitel „Bodenreform" enthaltenen Angaben über die Vertreter der jetzt herrschenden nationalökonomischen Theorien, um zu erkennen, daß die Bodenreform unter unseren ersten Volkswirtschaftslehrern der Gegenwart Verteidiger und zum Teil begeisterte Anhänger gefunden hat. An erster Stelle ist hier der Berliner Professor Adolf Wagner zu nennen, der dem Bodenreformbunde als Ehrenmitglied angehört, ferner Albert Schäffle, der durch seine „Inkorporation des Hypothekarkredits" eine planmäßige Entschuldung des ländlichen Bodens forderte, der Leipziger Professor Bücher, der auf dem 12. Bodenreformtage die Bedeutung des Gemeindegrundeigentums dargelegt hat, und der Berliner Professor Sering, der auch der Bodenreform nahesteht.

An der theoretischen Vertiefung der Bodenreformlehre und an ihrer Einführung in die Praxis unserer Gesetzgebung und Verwaltung arbeitet eifrig und mit wachsendem Erfolg der im Jahre 1888 gegründete und 1896 reorganisierte Bund deutscher Bodenreformer, der heute etwa 190,000 Anhänger aus allen politischen und religiösen Richtungen umfaßt.

Dr. Kurt Schmidt.

Zu Sainte-Beuves hundertjähriger Geburtsfeier.

Von M. J. Minckwitz.

II. (Schluß.)

Die fünfzehn Bände der Causeries du Lundi und die dreizehn Bände der Nouveaux Lundis bieten öfters unnachahmliche Stimmungsbilder. Außerdem resümieren sie, ergänzen sie, widersprechen sie früheren Ansichten. Legen sie auch Zeugnis ab von einem Wechsel der kritischen Methode? Worin besteht die Stärke dieser kritischen Eigenart? Jedenfalls vorwiegend in der fast gleichmäßig regen Produktionskraft des Schaffenden, der die Resultate einer Legion von kritischen Wochenarbeiten mit staunenswerter Pünktlichkeit dem Rahmen angesehener Journale einzufügen vermocht hat. Wer seine erstaunlichen Leistungen von der Tätigkeit kritischer Vorgänger und Zeitgenossen abzugrenzen sucht, begeht somit ein Unrecht, wenn er Sainte-Beuves eigentümlichen Produktionszwang außer acht läßt. Er selbst hat bekanntlich häufig und eingehend von den Pflichten des Kritikers gesprochen. Schwierige Punkte berührt er am klarsten, ja fast mit olympischer Ruhe, als er sich über seinen gefährlichsten, weil geistesverwandten Rivalen Taine zu äußern hat; zunächst anläßlich seiner Erstlingsschriften.[4]) Seine leidenschaftslose Beurteilung Taines gewährt zugleich den sichersten Einblick in seine eigene Methode. Dem jungen Verfasser des Essai sur les Fables de La Fontaine, der von Kopf bis Fuß gewappnet seinen Einzug in die Arena der Kritik gehalten hat, gibt seine wohlmeinende Erfahrung einen feinen, nicht mißzuverstehenden Wink: aussi aimerais-je lorsqu'on écrit sur un auteur (et j'entends surtout parler d'un poëte ou d'un artiste, d'un auteur de sentiment ou d'imagination) on se le figurât présent et écoutant ce que nous disons. Mit anderen Worten: La Fontaines naive Grazie läßt sich nicht mit Hilfe kaltherziger, wissenschaftlicher Formen umschnüren. Denn die Eigenart eines impulsiven Dichtergemütes weht uns an wie der Hauch eines duftigen Frühlingsmorgens, nicht wie die Atmosphäre eines Naturalienkabinetts. Zarte Rücksichtnahme auf den tapferen jungen Kämpen Taine bewog Sainte-Beuve zu einer ebenso milden als sensitiven Verteidigung seines Lieblingsdichters. Bei der Besprechung des Essai sur Tite-Live bekundet er seine theoretische Meinungsverschiedenheit schon deutlicher: in jeder Künstlerseele bleibt ein undefinierbares Etwas, dessen wir nicht habhaft werden können, trotz aller systematischen Nachforschungen. Auch Taines Theorie du climat, du sol, de la race führt nicht die endgültige Lösung des letzten tiefen Rätsels groß angelegter Menschennaturen herbei. Der junge Gelehrte verfährt zu positiv, der altersreife Sainte-Beuve zögert selbst nach der umsichtigsten, tiefgehendsten Forschung, ein entscheidendes Urteil zu fällen: ce dernier mot, je le chercherais encore, je le laisserais à deviner plutôt que de me décider à l'écrire, je ne le risquerais qu' à la dernière extrémité. Wenn seine sensitive Beanlagung Sainte-Beuve zu der wohlgemeinten Warnung drängt: que le savant chez lui ne domine pas trop le littérateur, so birgt sich hinter dieser Ablehnung der stete Kampf lebhafter Phantasie gegen die nüchterne Berechnung mathematisch geschulter Geister. Sieben Jahre später[5]) war das Interesse für Taine sichtlich zum Freundschaftsgefühl erstarkt, aber die grundverschiedene Auffassung von der Leistungsfähigkeit des Kritikers bleibt bestehen. Sainte-Beuve erkennt es freudig an, daß Taine aura fait avancer grandement l'analyse littéraire, daß das unvergleichliche Rüstzeug seines früh geschärften Geistes hervorragende individuelle Beanlagung in immer enger gezogenem Kreise umspürt, dennoch bleibt stets: un dernier point et comme une dernière citadelle irréductible. Das Fazit des Vergleichs zwischen Taine und Sainte-Beuve ergibt sich hiermit von selbst: Taine verfügt über reicheres, auf alle Fälle methodischer geordnetes Wissen, eine stets kühl und logisch berechnende Denkschärfe, Sainte-Beuve überstrahlt ihn durch spontane Empfindungskraft, impulsive sprachliche Ausdrucksfähigkeit, durch das nachgiebig anschmiegende Spiel der Phantasie. Taine generalisiert zu viel, Sainte-Beuve subtilisiert zu viel. Diese grundverschiedene Beanlagung wird die Kritiker aller Zeiten unausgesetzt in zwei, nicht notwendig feindselige Lager spalten. Eine gewisse persönliche Ueberlegenheit hat Taine allerdings besessen, und dieser erkannte Sainte-Beuves vornehmer Gerechtigkeitssinn bedingungslos die Palme zu: A toutes ces maturités précoces, il a su joindre une vraie candeur de coeur, une certaine innocence morale conservée.

Die Wahrheitsliebe bewahrte Sainte-Beuve vor einem häßlichen Auswuchs des Patriotismus, dem nationalen Dünkel. Der Verfasser der Lundis verfällt eigentlich nirgends in den Fehler französischer Selbstherrlichkeit; wo er sie zum offenen Schaden seiner Nation in Blüte vorfindet, waltet er sogar bisweilen als unbarmherziger Schnitter. Weil der Herzog von Rovigo einstmals Frau v. Staël für ihr unberechtigtes Lob der erbärmlichen Prussiens getadelt hatte, nahm Sainte-Beuve am 1. März 1868 (Revue des deux Mondes) mit prophetischem Politikerblick Anlaß, diese „insolente et outrageuse bévue" aufs schärfste zu tadeln. Er warnte seine Nation nachdrücklich vor diesen myopes du lendemain. „Man solle bedenken, daß zur selben Stunde, wo der Herzog von Rovigo spottete, der Baron v. Stein in voller Tätigkeit war und sich anschickte, er und seine Nation, ihm Antwort zu erteilen." Aus diesen Worten sprach der besorgte Vaterlandssinn des unabhängigen Senators, aber der Kritiker und Kenner der Weltgeschichte hatte schon zwei Jahrzehnte früher[6]) mit bewundernswürdiger Objektivität die Kräfteerstarkung des preußischen Reiches als berechtigt und ethisch bedeutungsvoll anerkannt: Friedrich der Große schuf im Norden Deutschlands einen Herd der Zivilisation, ein Zentrum der Kultur und der Toleranz." — Aber auch die Kurzsicht,

[4]) Causeries du Lundi, t. XIII, 9. März 1857.

[5]) Nouveaux Lundis, t. VIII, 30. März 1864.

[6]) Dezember 1850.

die der große Monarch mit seiner einseitigen Vorliebe für Voltaire bewies, entging dem prüfenden Blicke Sainte-Beuves nicht. Diese Bevorzugung französischen Wesens gewährte ihm durchaus nicht die Befriedigung verzeihlicher Nationaleitelkeit. Seiner kritischen Wachsamkeit entstammt die aus französischem Munde fast unglaublich klingende Aeußerung: Le grand Frédéric n'accordait tout à Voltaire, même à Voltaire poëte, et ne lui décernait toutes les couronnes, que parce qu'il n'avait pas assez comparé.

Um seine Schüler in der Ecole Normale vor solcher Kurzsicht zu bewahren, legte er ihnen die Handhabung der vergleichenden Methode ans Herz. Er hätte sie auch in dieser Beziehung getrost auf seine eigene kritische Lebensarbeit verweisen können. Es liegen genug Beweise vor, wie trefflich er selbst in der deutschen, englischen, spanischen, italienischen Literatur Bescheid wußte. Man erinnere sich nur, wie eingehend er 1855 die Wahrheits- und Dichtungsproportionen von Goethes Werther analysierte, mit welch detailliertem Rückblick auf die spanischen Quellen er 1864 Corneilles Cid musterte und im gleichen Jahre den Don Quichotte liebevoll gegen gekünstelte Deutungen in Schutz nahm, wie er 1854 sich ausführlich über Dantes Bedeutung und Wertschätzung in Frankreich verbreitete, zur Beatricenfrage Stellung nahm und Mesnards Uebersetzung der Divina Commedia mit einer feiner Randglosse versah. Der englischen Literatur zollte schon der jugendliche Dichter mit seiner nachahmenden Bewunderung der Seeschule Tribut, während der Kritiker sich nicht scheute, Albions Dichterleistungen für lebenskräftiger zu erklären als die französischen, die poetische Regsamkeit des armen Cowper mit zartfühlendem Verständnis beleuchtet und Taines Geschichte der englischen Literatur als Kenner beurteilt.

Es bedarf kaum der Erwähnung, daß Sainte-Beuve mit allen wichtigen Perioden der einheimischen Literatur vertraut ist. Selbst den Standpunkt der Kenntnis des französischen Mittelalters vertrat er für seine Zeit mit Kennerblick. So knüpft er z. B. an die Besprechung des Stils von Joinville eine Bemerkung von aktueller Tragweite: im 13. Jahrhundert war man auf dem richtigen Wege, ungezwungenen bildlichen Ausdruck zu finden wie das mustergültige Altertum; doch seither hat sich die gebildete Welt zur Künstelei verirrt; man beschränkte sich auf die Salons, und es bedurfte der Anstrengung einiger Maler des 18. Jahrhunderts, um zu dem natürlichen sprachlichen Bild zurückzukehren, en sortant de l'abstrait et du factice: aussi sent-on chez eux comme l'effort d'une conquête. (!). Ueber Villon schrieb Saint-Beuve 1859 mit divinatorischem Verständnis. — Die Plejade verdankte ihm bekanntlich ihre literarische Wiedergeburt, auch der treffliche Plutarchübersetzer Amyot erfuhr von ihm 1859 gerechte Würdigung mit dem feinsinnigen Zusatze: Ajoutons enfin que le lecteur moderne prête lui-même au style d'Amyot plus de bonhomie qu'il n'en a en realité. C'est l'effet de tout style vieilli de paraître naïf. . . . Für die Vertrautheit mit dem 17. und 18. Jahrhundert bedarf es kaum irgend welcher Zitate; man erinnere sich nur, mit welcher Genauigkeit Sainte-Beuve 1855 in dem Artikel Santeuil ou de la poésie latine sous Louis XIV. in die Einzelheiten der Tagesbeschäftigung des vielbegehrten poète municipal eindrang, oder wie er Rigaults treffliches Werk: Histoire de la Querelle des Anciens et des Modernes durch die Schilderung des Abbé de Pons ergänzte, oder wie liebevoll er mit Hilfe neu zutage geförderter Dokumente die letzten Lebensmonde Racines beleuchtete.

Die jugendfrische Beweglichkeit des Geistes ermöglichte Sainte-Beuve noch in späterem Alter selbst seinem Geschmack widerstrebenden literarischen Strömungen Teilnahme zu schenken. Das Urteil der Tagespresse beeinflußte ihn nicht, Modegrößen ohne tüchtigen Hintergrund stand er kühl gegenüber. Flauberts vielgelesene Madame Bovary erregte sein Interesse nur teilweise. Er billigte weder den Stoff, noch die Personen, noch den Stil. Dem angeblich modernen Ruf junger Schriftsteller nach wahrheitsgetreuer Schilderung lauschte er mit wachsendem Mißtrauen: la verité n'est pas tout entièrement et nécessairement du côté du mal, du côté de la sottise et de la perversité humaine. Der Moralist Flaubert dünkt ihm zu grausam, sein Stil zu gekünstelt: sa plume se complait à des curiosités et des minuties de description continue qui nuisent parfois à l'effet total. Aehnlichen Protest erhebt er 1866 gegen die Brüder Goncourt, deren bizarrer Bildungsgang ihm die halb schelmische Aeußerung entlockt: M. M. de Goncourt ont commencé le diner par le dessert. Ihr kühner Feldzug gegen alles Althergebrachte belustigt ihn, er nennt sie dieux hérétiques en littérature, aber er wünscht ihrer Richtung keine Nachfolger und erhebt energisch Einspruch gegen diese invasion à outrance de la peinture pure dans la prose. Auch Zolas Eigenart, soweit sie sich in Thérèse Raquin offenbarte, behagte ihm wenig. Am 10. Juni 1868 schrieb er ihm notgedrungen (il me faudra bien une troisième sommation) seine Ansicht über diese neueste Gattung des zeitgenössischen Romans. Er werde sicherlich Epoche machen, aber in dem vorliegenden Falle handle es sich nicht um ein Kunstwerk, nicht einmal um der Wirklichkeit abgelauschte Schilderung: en réduisant l'art à n'être que la seule et simple vérité, elle (Thérèse Raquin) me paraît hors de cette vérité. An Zolas Beschreibung des Pont Neuf illustriert unser Kritiker die Einseitigkeit der Realisten: sie verfallen in das Extrem des Abstoßend-Phantastischen.

Man sieht, daß der alternde Sainte-Beuve sich nicht blindlings in die Gunst der jüngsten Generation einschmeicheln wollte. Er hat seine gesunden Kunstanschauungen nie völlig verleugnet. Am richtigen Maß der Anerkennung wie des Tadels hat er es sicher großen Zeitgenossen im engeren Sinne, d. h. seinen Altersgenossen gegenüber fehlen lassen. In dieser Hinsicht hat er manchen verdienten Vorwurf geerntet. Jedoch enthüllt auch die neueste Forschung[7]) Schattenseiten Chateaubriands, die Sainte-Beuve gestreift hat, de Vignys Haltung war ungebührlich, Mussets Verwandte und Freunde beanspruchten bedingungslose Bewunderung, Stendhals Schwächen sind objektiv besprochen worden, Balzacs Talent stieß auf angeborenen Widerwillen. Victor Hugos gewaltige Lebensleistungen hat der ehemalige Jugendfreund nie zu umfassen vermocht, und diese seine auch aus persönlichen Gründen herzuleitende Ohnmacht in einem späteren[8]) Nachwort fast demütig eingestanden. Bisweilen, wie bei George Sand, hat augenscheinlich kein tieferer Grund als Zeitmangel die geplante Gesamtwürdigung gehemmt.

Unnachahmlich berührt der Zauber des Stils, trotz immenser flüchtiger Tagesproduktion. Denn mehr als vier Jahrzehnte sprudelt und quillt hinter der Sprache des Kritikers unerschöpfliche dichterische Kraft der Darstellung. Wer vermöchte ein Porträt schöner mit wenigen Worten zu malen als er? In einem Augenblicke ersteht vor dem Leser das herzgewinnende liebliche Bild einer Mademoiselle de la Vallière, die wacker bürgerlich anmutende Erscheinung der gelehrten Frau Dacie, die bestrickende Jugendfrische des achtzehnjährigen Musset. . . Wie geschickt verflicht besonders in jüngeren Jahren anmutige Plauderkunst die charakteristische Anekdote mit sonst ernsten Biographien. Wie drastisch wird uns vorgeführt, warum der treffliche Gelehrte Reynouard die einzige Heiratsabsicht seines Lebens an der zufällig belauschten vulgären Zungenfertigkeit der Auserkorenen Schiffbruch leiden sah. Dazu auf der anderen Seite die Wahl der Bilder, die untrüglichen Dichterinstinkt verrät: das junge gelehrte Liebespaar, das sich seine Neigung kundgibt durch ein Lächeln „à travers leurs commentaires; der Eindruck, den das Drama La Coupe et les Lèvres hervorruft und der im plastischen Schlußworte ausklingt: Et même sans que le monstre fût vaincu, on sentait pleuvoir et résonner sur ses écailles les flèches d'or d'Apollon. . . . Manch zündendes Wort ist aus Sainte-Beuves Feder geglitten, er ist nicht nur der grand connaisseur de la créature humaine, wie ihn Taine unter der Kuppel der französischen Akademie genannt, nicht nur ein Koryphäe unter den Kritikern aller

7) Vergl. Zeitschrift f. franz. Sprache u. Lit. XXVII, 211.
8) Portraits contemporains, 1868, t. I.

Nationen, sondern auch ein Prosaschriftsteller von klassischem Werte. Er hat den feinen Schmetterlingsstaub seiner Dichterpsyche hinübergerettet auf das bis zum heutigen Tage frisch duftende Blütenfeld seiner bunt bewegten Kritik!

Vom Weihnachtstisch.

XI.

I Die ostasiatischen Reiseskizzen von Emil und Lenore Selenka bringen den Leser in die „Sonnigen Welten“ von Borneo, Java, Sumatra, Vorderindien, Ceylon und Japan. (Wiesbaden 1905 bei C. W. Kreidel. 490 S. 4°.) Das fein ausgestattete Werk erschien zuerst 1895. Ein Jahr darauf war der Verfasser als Professor der Zoologie und vergleichenden Anatomie an die Münchener Universität übergesiedelt, aber schon am 21. Januar 1902 aus dem Leben geschieden. Es hat nun in zweiter Auflage an Bilderschmuck und Text neue Zusätze aus der Feder seiner hochgebildeten Gattin erfahren durch die Schilderung eines Hoffestes zu Djokjakarta; eines Besuches bei einem reichen Brahmanen; über das japanische Gemütsleben und die Charakteristik ihrer braunen Diener. Das feine ansprechende Werk bleibt eine Zierde für jeden Salon.

*

Ein kurzweiliges Büchlein in Prosa und in Versen bringt Michael Gerhauser mit seinen „Kreuz und quer über Land und Meer“ betitelten Reise-Erinnerungen. Der joviale Autor benamst sie auch als getrocknete „Blumen und Disteln aus dem Orient“. (München 1905 bei F. X. Seitz. 282 S. 12°. Zweite Auflage.) Die Fahrt geht von der bajuwarischen Hauptstadt an die Adria, über Korfu und Patras nach Athen und Konstantinopel, dann durch Palästina ins Land der Pyramiden. Der trockene, bisweilen bissige Humor erinnert an den redseligen Bogumil Goltz und den sarkastischen Alban Stolz, obwohl die beiden genannten Herren gar nicht im Gebiet der gebundenen Form sich bewegten. Absichtliche oder unfreiwillige Schnitzer sind zum Aerger wohlwollender Kritiker leider vermieden; dagegen ist für Erbauung und Unterhaltung seiner Leser bestens gesorgt.

*

Der gewiegte Marinemaler Willy Stöwer ist mit seinem „Deutschen Segelsport“ (Leipzig 1905, F. A. Brockhaus. 315 S. 4°) unter Assistenz etlicher Fachautoritäten in das Gebiet der Schriftsteller übergetreten, natürlich vorbehaltlich seiner künstlerischen Tätigkeit, welche mit einem trefflichen Porträt Kaiser Wilhelms II. auch in das Bereich der Bildnismalerei sich vertiefte. Als gediegener Nautiker ist Stöwer der beste Hodeget in dieses Gebiet, wobei auch einige historische Rückblicke, freilich nicht bis auf Homer, das Phönikierland oder die Pfahlbauzeit und die normannischen Seeräuber, mit unterlaufen. Das Textliche blieb dem Redakteur G. Belitz, Regierungsrat Dr. Rieß und Schiffbau-Ingenieur de Ahna vom Herausgeber überlassen; 15 feingetönte Aquarelldrucke, 128 Textbilder geben das Grundkapital dieses Prachtwerkes, welches in dieser Literatur die öfters fühlbar beklagte Lücke in glorioser Weise ausgleicht.

*

Ueber allerlei Wissenswürdigkeiten berichtet das sehr umsichtig redigierte „Deutsche Knabenbuch“. (Stuttgart bei K. Thiemann. 18. Jahrg. 399 S. 8°.) Da ist zum Beispiel ein populär instruktiver Bericht über die Südpolar-Expedition und ihre Ergebnisse, über die Herero und die Japaner, über König Theodor von Korsika, eine Beschreibung der altehrwürdigen kunstreichen Abtei Maulbronn, ein Lebensbild des Dichters Chamisso, eine sehr nützliche Schilderung der Marine-Akademie zu Kiel; allerlei Technisches, zum Beispiel über die Kraftverwertung der Niagara-Fälle, geleislose elektrische Bahnen, Dampf- und Gasturbinen, ein Ausflug in die Käferwelt — alles erläutert durch zahlreiche Abbildungen und Illustrationen. Und zur Abwechslung eingestreut gute Erzählungen und Anleitung zu verschiedenen Handfertigkeiten und anmutenden Geistesübungen.

Dasselbe gilt auch von dem ganz gleichmäßig für seine Leserinnen behandelten „Deutschen Mädchenbuch“ (ebendaselbst). Mit Freuden nehmen wir Kunde von dem Familien- und Frauenleben in Japan, über den ganz an das Stein- und Bronze-Zeitalter erinnernden Schmuck unserer Landsleute in der Südsee, über Goethes Vaterhaus und die dort waltende „Frau Aija“, über die liebliche Malerin Angelika Kauffmann, den Komponisten Lortzing, über Zimmerpflanzen, Flechtweberei, Stickornamente, Fayencemalerei und praktische Kochkunst. Lauter Dinge, die das Leben nett, angenehm und nützlich zu gestalten vermögen.

Derselbe Verlag brachte eine illustrierte freie Uebersetzung von Wallaces schnell berühmt gewordenem Roman „Ben Hur“, eine Edition von Wilhelm Hauffs ewig jungem „Lichtenstein“ mit Bildern von Fritz Bergen.

*

Abermals eine neue Bearbeitung der „Großen Heldensagen“ lieferte Gustav Schalk (München bei J. F. Lehmann. 380 S. 8°), welche nun schon in zweiter von Anton Hoffmann mit 29 Bildern ausgestatteter Auflage vorliegt und den VII. Band von Lohmeyers Jugendbücherei bildet. — Der zweiten Auflage erfreuen sich auch die „Deutschen Charakterköpfe“ von Werner Hahn (ebendas. 211 S. 8°), enthaltend die Biographien von E. M. Arndt, J. G. Fichte, Hans Joachim Zieten, Friedrich Wilhelm als Kronprinz und der schönen Königin Luise, wozu Woldemar Friedrich, Fritz Bergen, Eugen Klimsch und Richard Knötel Illustrationen lieferten. — Im XVI. Band dieser Bücherei hat Albrecht Thoma dem Erfinder der Buchdruckerei Johannes Gutenberg ein biographisches Denkmal gesetzt (ebendas. 172 S. 8°), erläutert durch die Reproduktion von acht der ältesten Schriftproben, nebst Wappen, Sigill und Bildnis; eine jedenfalls sehr willkommene, sehr billige und lehrreiche Gabe für alt und jung.

*

Ein höchst instruktives Material für Eltern und Lehrer, ihre Jugend zu unterrichten, insbesondere aber für Techniker, Kameralisten, Eisenbahn- und Postbeamten bieten die biographischen Studien Georg Biedenkapps über die bedeutendsten neueren „Bahnbrecher des Weltverkehrs“. (Berlin 1904 bei Gose u. Tetzlaff. 242 S. kl. 8°.) In erster Reihe James Watt und der Amerikaner Robert Fulton, welcher 1803 auf der Seine das erste Dampfschiff baute und dem ersten Napoleon, als dem größten Manne des neuen Säkulums, das größte Projekt seiner Zeit anbot, womit der korsische Imperator nicht allein England vernichten, sondern die Welt erobern könne und der dafür von dem Kaiser als ein „Narr“ erklärt und in höchst ungnädiger Audienz 1804 abschlägig verbeschieden wurde — ein schlagender Beweis, daß einem, der das Ueberraschendste zu vollbringen vermochte, doch zeitweise eine Binde für neue, fremde Ideen über den Augen hing. Dann George Stephenson, der freilich die Lokomotive nicht erfand, aber doch in die Entwicklungsgeschichte derselben eingriff, indem er die erste Fabrik für dieselben erbaute; der bewundernswerte Staatsökonom Friedrich List, der Gründer des deutschen Zollvereins und der unermüdliche Verfechter einer einheitlichen Anlage der Schienenwege, der überall auf Mitz- und Unverstand stieß und gerade an der Schwelle einer neuen, seine Prinzipien anerkennenden Zeit verzweifelnd aus dem Leben ging. Weiter folgen die schönen Namen S. Th. Sömmering, Ludolf Camphausen, David Hansemann, Werner und Wilhelm Siemens, Nikolaus Riggenbach, Ph. Reis, der in allen Sätteln gerechte Generalpostmeister v. Stephan und „last not least“ Alfred Krupp. Wahrlich: der Autor, der diesen Namen die weiteren Wege zur Popularität bahnt, wäre einer Bürgerkrone würdig!

*

Eine Auswahl von August Kopischs „Gedichten“, für die Jugend ausgewählt vom Bezirks-Lehrerverein

(München, bei Max Kellerer. 95 S. kl. 8°), ist ein wahres Juwelenkästlein von Witz, neckischem Humor und hochvollendeter Form, die zum durchdachten Vortrag einladen. Diese neckischen Heinzelmännchen mit ihrem neckischen Treiben, die köstliche Historie vom großen Krebs im Mohringer-See, der starke Tabak, das Krähen, der Klaubautermann, Old Mütterchen, Blücher am Rheine und wie die Kapitalsächelchen alle heißen, verlangen zum Vorlesen und Deklamieren einen geübten Mann, lohnen aber die darauf verwendete Mühe reichlich. Das nette, hübsch ausgestattete, äußerst billige Büchlein wird überall Freude bereiten.

*

Allgemein ist unter Eltern, Kinderfreunden und Lehrern die Klage laut geworden, daß die Jugend nur zu häufig durch brutale Bilder und Karikaturen zur Darstellung des Häßlichen und Lächerlichen verzüchtet werde, wobei Knittelverse und Reimereien nur zu bereitwillig das Unwesen schüren. Diesen schauderhaften Folterwerkzeugen für das kindliche Gemüt gegenüber erscheinen Richard Godions „Mal- und Zeichenbücher“ (München bei Max Kellerer, k. bayer. Hof- und Kunsthandlung, 2 Hefte) als eine wahre Wohltat. In einfachster Weise werden den Kleinen die Formen der Natur aus Pflanzen- und Tierwelt zum Nachzeichnen und Kolorieren vor Augen gestellt. Daraus ergibt sich nicht allein eine sehr schöne Unterhaltung, sondern auch eine sichere Grundlage zur Uebung des Auges, der Hand und zur Erweiterung nutzbringenden Wissens. (Dazu ist auch sehr praktikabel ein ausreichendes und billiges Farbenkästchen beigegeben.)

*

Und nun noch allerlei in der elften Stunde zusammengewürfeltes „Pêle-mêle“ oder im Eulenspiegel-Deutsch „Wie's der Hirt zum Tor hinaustreibt“. Pardon darob! Da doch alle Vergleiche hinken. Also zum Beispiel eine „Unter den Coroados“ spielende Geschichte von Alfred Funke (Leipzig 1905 bei B. G. Teubner. 285 S. 4°) auf den von Daniel Diehl[1]) geschilderten südamerikanischen, zwischen dem Orinoko und Feuerland liegenden, von deutschen Urwaldpionieren bearbeiteten Gebieten. — Aus Leipzig kommt der 23. Jahrgang des von Berthold Auerbach begründeten, von Georg Bötticher fortgesetzten „Kinder-Kalenders“ (Leipzig bei L. Fernau. 160 S. kl. 4°), der seiner schnakischen Putzigkeit wegen auch an ein „reiferes“ Alter adressiert sein könnte. Dann ein als „Landjugend“ signiertes „Jahrbuch zur Unterhaltung und Belehrung“, herausgegeben von Heinrich Sohnrey im Auftrage des Deutschen Vereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege (Berlin, Deutsch. Landbuchhandlung. 183 S. kl. 4°), mit gemütlichen Bildern, Liedern und Sprüchen gesunde Kost bietend. Ein bummelfroher, burschikoser „Morosophischer Frost-Moz-Kalender, herausgegeben vom Kalolyranten-Orden“ (Kiel 1905 bei Alfred Kühn), ein Organ für satirischen Gallimathias mit Eintragblättern für Stiftungsfeste, Geburts-, Tauftage, Offenbarungseide, Skatzettel, Brief- und andere Schulden u. s. w. O glückliche Jugend, von welcher auch das mephistophelische Wort in Auerbachs Keller gilt: „Mit wenig Witz und viel Behagen!“

*

Zum Schluß das Beste! Als Gegenstück zu Elise Henles poetischen Kochrezepten, welche unter dem Titel „So mag i's“ und „Guat is“ in schwäbischer und altbayerischer Mundart bei Braun u. Schneider zu München in vielen Auflagen erschienen, veröffentlicht nun eine ungenannte Dame E. G. eine ähnliche Anzahl solcher in Schwarzwälder Mundart gedichteter Kochrezepte „So bäck's gearn“ (Freiburg i. Br., Hof-Buch-Verlag Johannes Ecklerp. 112 S. kl. 12°) mit der Widmung an J. kgl. Hoh. Frau Großherzogin Luise von Baden:

E Fürschti hett dees badisch Land,
Als b'sorgti Muatter allbekannt,
Sie woaß guat, daß zu aller Ziet,
's Volkswohl nu i der Arbet liet,
Und G'ring wia Viernehm wohl stoht a,[2])
Wenn ebbis Reachts es leischte ka.
I Frauetugend, Frauefließ
Ischt selber sie der bescht Bewies,
Und wo sie ka, do lohnt sie 's au,
Wenn Tüchtigs leistet G'sind[3]) und Frau.
Wia sie bi allem got (geht) vora
Nimm jeddes en Exempel dra.

Die gewinnende alemannische Mundart wirkt doppelt erfreulich, wenn in ihr so gute Bissen und zumal von so schöner Hand wohlwollend geboten werden!

[1]) Vergl. Beilage zur Allg. Ztg. Nr. 278 d. J.

[2]) Geringe wie vornehme Leute ziert es.

[3]) Dienerschaft.

Bücher und Zeitschriften.

Die Landschaftsmalerei der toskanischen und umbrischen Kunst von Giotto bis Raffael. Von Johannes Guthmann. Leipzig, Karl W. Hiersemann, 1902. 456 Seiten.

In den zwei Jahren, die seit der Veröffentlichung dieses Buches vergangen sind, hat die Kritik ihm einen ehrenvollen Platz unter den Monographien der letzten Zeit angewiesen. Allgemein hat der Fleiß, die weit ausgreifende Kenntnis des Materials, der reine und gute Stil, in dem sich der Verfasser äußert, Anerkennung gefunden.

Diesem anerkennenden Urteil wird man volle Zustimmung nicht versagen können. Es ist schon an sich erfreulich, wenn ein Beginnender einen bedeutenden Stoff wählt, nicht von vornherein auf ein allerkleinstes Gebiet sich begrenzt, und dieses behandelt, als gäbe es rechts und links nicht der verlockendsten Aufgaben die Hülle und Fülle.

In der Einteilung seines ungeheuren Stoffes, der ja nichts mehr und nichts weniger als die gesamte mittelitalienische Malerei umfaßt, folgt der Verfasser wesentlich der Chronologie und begleitet so den Werdegang der Landschaft; wie die Meister ihrer Umgebung, Schule und Begabung zufolge vom allgemeinen zum besonderen gelangten, hier mehr das Tatsächliche betonten, dort ihrer Phantasie viel hingaben und aus realen Einzelheiten unwirkliche Bilder schufen. Die großen Elemente der Landschaftsmalerei, Licht und Luft, werden bei den Meistern gewürdigt, welche die Lösung dieser Probleme sich zum Ziel gesetzt hatten.

Wenn ich sagen darf, was mir bei der Lektion am meisten Freude gemacht hat, so ist es die eigene künstlerische Anschauung des Verfassers von mittelitalienischer Landschaft. Im Vorwort sagt Guthmann: „Der Blick von S. Miniato al Monte hinab auf das weite Arno-Tal hat mich oft ebenso viel gelehrt wie ein vor den Werken der alten Meister in Galerien und Kirchen verbrachter Tag.“ Er ist in seinem Studium der Natur offenbar ausgegangen von den alten Bildern, die ihn zur Fragestellung reizten; dann aber hat er diese selbst kennen gelernt, und hat umgekehrt „die Natur im Bilde“ zu finden verstanden.

Nun sollte man meinen, wer das Studium der alten Kunst zum Beruf sich erwählt, ja wer auch nur irgend ein tieferes Interesse für das, was uns die Vergangenheit hinterlassen, verspürt, keine Gelegenheit versäumen müßte, um die Umgebung kennen zu lernen, die ja doch zu allen Zeiten den allerstärksten Einfluß gerade auf den Künstler gehabt hat. Das ist nun, eine vieljährige Beobachtung lehrt es, keineswegs der Fall. Bis zur Erschöpfung und zum Ueberdruß gehen diese sogenannten Kunstfreunde in Kirchen und Museen und schenken der herrlichen Natur, die noch so ausschaut wie zu den Tagen Giottos, Masaccios und Leonardos, die allerflüchtigste Aufmerksamkeit.

Guthmann hat aber ein besonders feines Auge für Landschaft; er charakterisiert die bezeichnenden Unterschiede der einzelnen Provinzen mit glücklichen Worten und weiß demzufolge auch präzis zu umschreiben, was in den gemalten Landschaften charakteristisch gesehen und künstlerisch erfaßt ist.

Als eine der glücklichsten Stellen des Buches möchte ich die Einleitung des zweiten Kapitels hervorheben, wo er auf ein paar Seiten die Eindrücke schildert, die man von sienesischer Landschaft empfängt (S. 51 ff.). Und nicht minderes Feingefühl verraten die allgemeinen Bemerkungen im Schlußwort (S. 455).

Hätte ich eine Ausstellung zu machen, so wäre es die, daß der Verfasser zu viel Details häuft, wo er die einzelnen Meister behandelt. Wenn Bild für Bild vor uns zergliedert wird, so kann man schwer den notwendigen Wiederholungen folgen; das Interesse stumpft viel ab und das bedauert man um des Buches willen. Auch nötigt die Einteilung mehrfach, schon einmal Gesagtes wiederaufzunehmen, und so wiederholt sich der Autor! Es wäre im Interesse des Buches, dem man eine große Verbreitung wünschen möchte, wünschenswert gewesen, daß die Einzelbeobachtungen wesentlich wären vermindert worden. Ganz knapp zusammengefaßt jede Periode und bemerkt, was die einzelnen Meister dem allgemeinen Können entlehnt, was sie an eigenem hinzugebracht haben: dieses mit ein paar Hinweisen (und Abbildungen) belegt! Vielleicht entschließt sich der Autor einmal, diese schwere, aber unendlich dankbare Aufgabe anzugreifen. Er hat alle Eigenschaften, sie zu einer völlig befriedigenden Lösung zu führen.

A. Gr.

✿

Allgemeine Rundschau.

Zur Frage der Irrlichter.

Das Dasein der Irrlichter ist oft genug angezweifelt worden, und sicher liefen recht viele falsche Beobachtungen und Deutungen mit unter. Indessen liegen auch Tatsachen vor, welche ihre Existenz feststellen. In einer sehr wichtigen Abhandlung „Die alten Stromtäler Vorpommerns" (Greifswald, Verlag der geogr. Ges., 1904) schreibt, wie wir dem Globus entnehmen, der Verfasser, Dr. H. Klose, folgendes: Im Moore sammeln sich mitunter Gase an (Kohlensäure und Sumpfgas), die fast immer, ganz besonders aber bei feuchtem Wetter, sich durch starken Geruch bemerkbar machen, sobald man ein Loch in die Moordecke gebohrt hat. Ein Auftreten von Irrlichtern, die eine Folge von Gasentwicklung — Sumpfgas mit vielleicht geringer Beimischung von Phosphorwasserstoffgas — sind, ist in unserem Gebiete mitunter beobachtet worden. Ueber zwei Fälle berichtet E. Boll (Beiträge zur Geognosie Mecklenburgs) ausführlich. Das eine Mal wurde eine größere Anzahl von Irrlichterflämmchen am 26. September 1848 gegen 7½ Uhr abends von dem Salinenbeamten F. Koch auf der städtischen Viehweide von Sülze im Grenztale gesehen. Sein Bericht wurde durch einen anderen Augenzeugen, den Notar Krüger, amtlich beglaubigt; ferner wurde am 12. April 1863 zu Pruchten bei Barth eine Feuererscheinung erblickt, die, obwohl von dem gewöhnlichen Erscheinen der Irrlichter verschieden, in dieselbe Kategorie zu gehören scheint. Es bildete sich eine große Flamme, die unter Ausschießen blasser Strahlen sich langsam in die Luft erhob und vom Winde fortbewegt wurde. Ganz in der Nähe der Stadt Greifswald wurden an einem äußerst warmen und schwülen Juliabend 1901 gegen halb 11 Uhr auf einer Moorstelle am rechten Ryckufer etwa 30 bis 40 blasse und hüpfende Flämmchen beobachtet, von denen nur drei bis vier anscheinend größer als 2 bis 3 Zentimeter waren. Diese Erscheinung wurde mehr als 30 Minuten lang gesehen; es unterliegt, nach der genaueren Beschreibung der Beobachter zu urteilen, keinem Zweifel, daß es sich in diesem Falle um wirkliche Irrlichter handelte.

✿

Kleinere Mitteilungen.

* Die „N-Strahlen" eine Täuschung? (Vgl. Nr. 258.) Ueber die Existenz der N-Strahlen hat, wie die Naturwissenschaftliche Rundschau mitteilt, die Revue scientifique eine Umfrage bei den französischen Physikern veranstaltet, welcher 53 Folge gegeben haben. Von diesen haben nur drei Professoren aus Nancy alles, was Blondlot angegeben, gesehen und bestätigt; ferner hat d'Arsonval bei einem Besuche in Nancy die N-Strahlen gesehen, was anderen, z. B. Poincaré, Cailletet u. a. nicht gelungen. Auch H. Becquerel erklärt, die Ansicht seines Sohnes, der bekanntlich mehrfach über N-Strahlen Mitteilungen an die Akademie gemacht hat, zu teilen. Die große Zahl der übrigen Physiker hat die N-Strahlen nicht gesehen; viele unter diesen, weil sie überhaupt sich mit dem Gegenstande nicht beschäftigt haben und daher auch jede Meinungsäußerung ablehnen; andere haben zwar einige Versuche gemacht, dieselben aber als erfolglos bald aufgegeben, auch diese enthalten sich jeder Meinungsäußerung über die Existenz der N-Strahlen. Endlich teilen mehrere Physiker mit, daß sie sich mit dem Gegenstande lange und sehr eingehend beschäftigt haben, ohne ein positives Ergebnis erzielt zu haben; sie geben infolgedessen der Vermutung mehr oder weniger entschieden Ausdruck, daß es sich bei den N-Strahlen nicht um objektive Beobachtungen, sondern um subjektive Wahrnehmungen handle. Der objektive Beweis für die Existenz der N-Strahlen stehe noch aus.

N. Das Institut für Krebsforschung in Heidelberg soll Ostern 1906 eröffnet werden und wird das erste größere Institut Deutschlands, ja in Europa sein, das auf dem Gebiete der Krebsgeschwüre wissenschaftliche Beobachtung mit der Krankenpflege verbindet. Der erste Gedanke zur Errichtung eines solchen Instituts ist auf einen ungenannten Gönner, der vor ungefähr einem Jahr 150,000 M. unter der Bedingung stiftete, daß mit diesen Mitteln ein ausschließlich der Krebsforschung dienendes Krankenhaus in Heidelberg errichtet werden solle, zurückzuführen. Durch andere freiwillige Spenden ist im Laufe des Jahres das Kapital auf 250,000 Mark angewachsen. Die badische Regierung stellte nach Annahme der Stiftung den Boden für das Gebäude zur Verfügung und übernimmt auch den Betrieb, wofür eine ansehnliche Summe im nächsten Etat ausgeworfen ist.

* Der 100. Geburtstag Eugen Sues, des bekannten französischen Romandichters, soll am Weihnachtstag, den 25. Dezember, in Paris begangen werden. Dieser Tag ist allerdings willkürlich bestimmt, da über das Datum von Sues Geburt bis jetzt keine Einigkeit herrscht. Meyers Konversationslexikon läßt beispielsweise Eugène Sue am 10. Dez. 1804 in Paris geboren und am 3. August 1859 in Annecy gestorben sein. Der Schriftsteller Mirecourt behauptete, Sue sei am 1. Januar 1805 geboren. Dagegen lautet die Geburtsurkunde: „Am 5. Pluviôse (Regenmonat) des Jahres XII. der Republik (nämlich am 26. Januar 1804 unserer Zeitrechnung) um 7 Uhr abends wurde in der Rue Neuve-du-Luxembourg (heute 160 Rue Cambon) Marie Joseph Sue geboren, der später den Vornamen seines Paten, des Prinzen Eugène de Beauharnais, annahm." Was den Todestag betrifft, so starb Sue am 3. August 1857 (nicht 1859) im Alter von 53 Jahren in Annecy in Savoyen, seinem Lieblingsaufenthalt.

ac. Todesfall. In Nordallerton starb am Dienstag morgen im Alter von 88 Jahren Sir Lowthian Bell, eine anerkannte Autorität auf dem Gebiete der Stahl- und Eisenindustrien. Seine Forschungen auf dem Gebiete der chemischen Vorgänge an den Hochöfen sind bekannt und seine darüber verfaßten Werke von großem Werte. Der Verstorbene hat in seinem Leben viele Ehrungen erfahren. Die Universität Edinburg ernannte ihn zum Ehrendoktor, außerdem war er Mitglied der Ehrenlegion und auswärtiges Mitglied der schwedischen Akademie der Wissenschaften.

✿

Hochschulnachrichten.

R. Tübingen. Prof. Dr. E. Herzog ist von Kos, wo er seit August als Leiter der nunmehr beendeten württembergischen Ausgrabungen tätig war, wieder hierher zurückgekehrt.

hc. **Marburg.** Die 25jährige Jubelfeier als Universitätsprofessor begeht am 24. Dezember der Professor der Chirurgie Geh. Medizinalrat Dr. Ernst Küster. Professor Küster hat sich Ostern 1875 in Berlin habilitiert; am 24. Dezember 1879 wurde er dort zum außerordentlichen Professor ernannt, im Herbst 1890 erfolgte seine Berufung nach Marburg.

Die philosophische Fakultät erneuerte dem durch seine Arbeiten zur deutschen Rechtschreibung in weiten Kreisen bekannten Gymnasialdirektor Geheimrat Dr. Duden in Hersfeld anläßlich seines goldenen Doktorjubiläums das Diplom.

* **Berlin.** Zum 1. April 1905 kommt ein Stipendium der Beuth-Stiftung im jährlichen Betrage von 1200 Mark auf fünf Jahre zur Vergebung. Die Bewerber müssen würdige und bedürftige Studierende sein und einer der vier Fakultäten der Berliner Universität oder einer der Abteilungen I und II der Technischen Hochschule Berlin angehören. Bewerbungen sind bis zum 31. März 1905 einschließlich zu richten an den Rektor und Senat der Berliner Universität. — Morgen (24. d. M.) feiert der ordentliche Honorarprofessor der Augenheilkunde an der hiesigen Universität Geh. Medizinalrat Dr. Julius Hirschberg sein 25jähriges Professorenjubiläum.

hc. **Rostock.** Der außerordentliche Professor für Dermatologie Dr. Max Wolters ist zum ordentlichen Honorarprofessor daselbst ernannt worden.

* **Aus Oesterreich.** Der Professor der Mathematik an der Universität Krakau Dr. C. Rußjan ist als ordentlicher Professor der Mechanik nach Lemberg berufen worden.

*

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Max Eyth: Lebendige Kräfte. Sieben Vortr. a. d. Gebiete der Technik. Berlin 1905. Julius Springer. 284 S. — Nanny Lambrecht: Was im Venn geschah . . . Erzählungen aus der Eifel und der Wallonie. Essen-Ruhr 1905. Fre.debeul u. Koenen. 239 S. — Dr. Karl Sapper, a. o. Professor der Geographie an der Universität Tübingen: In den Vulkangebieten Mittelamerikas und Westindiens. Mit 76 Abbildungen im Text und auf 28 Tafeln, 2 Lichtdrucktafeln und 3 lithographischen Tafeln. Stuttgart 1905. E. Schweizerbartsche Verlagsbuchhandlung (E. Nägele). 334 S. — Dr. G. Heymans, Prof. der Philosophie an der Universität Groningen: Einführung in die Metaphysik auf Grundlage der Erfahrung. Leipzig 1905. Johann Ambrosius Barth. 348 S. — A. L. Wolynski: Das Buch vom grossen Zorn. Autorisierte Uebersetzung nach dem vollständigen russischen Manuskript von Joseph Melnik. Frankfurt a. M. 1905. Rütten u. Loening. 301 S. — Pauline Gräfin Montgelas: Ostasiatische Skizzen. Mit einer Ansicht des Himmelstempels zu Peking. München 1905. Theodor Ackermann. 103 S. — Paul Barsch: Ueber der Scholle. Gedichte. München. Allgemeine Verlagsgesellschaft m. b. H. 77 S. — Das Leben Georg Joachim Göschens von seinem Enkel Viscount Goschen. Deutsche vom Verfasser bearbeitete Ausgabe, übersetzt v. Th. A. Fischer. 2 Bde. Leipzig 1905. G. J. Goschen. 350 u. 395 S. — Albert Osterrieth: Bemerkungen zum Entwurf eines Gesetzes betreffend das Urheberrecht an Werken der bildenden Künste und der Photographie. Berlin 1904. Karl Heymanns Verlag. 276 S. — Karl Lubowski: Heimlich Recht. Ein Roman zweier Weltanschauungen. Königsberg i. Pr. 1905. Thomas u. Oppermann (Ferd. Beyers Buchhandlung). 193 S. — Bogumil Goltz: Zur Charakteristik und Naturgeschichte der Frauen. Mit dem Porträt und einer biographischen Skizze des Verfassers von Dr. Erich Janke. Berlin 1904. Otto Janke. 256 S. — Ernst Prager: Lieder eines Frühverstorbenen. München 1905. Karl Haushalter. 75 S. — D. O. Baumgarten, Professor der Theologie in Kiel: Herders Lebenswerk und die religiöse Frage der Gegenwart. Tübingen 1905. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 105 S. — A. L. Wolynski: Der moderne Idealismus und Russland. Eine Studie. Autorisierte Uebersetzung von Joseph Melnik. Frankfurt a. M. 1905. Rütten u. Loening. 125 S. — Bismarcks Briefwechsel mit dem Minister Frhrn. v. Schleinitz (1858—1861. Stuttgart u. Berlin 1905. J. G. Cotta Nachf. 186 S. — Heinrich Stümke: Corona Schröter. Mit fünf Kunstdrucken. (Frauenleben V.) Bielefeld u. Leipzig 1904. Velhagen u. Klasing. 165 S. — Jakob Wychgram: Charlotte v. Schiller. Mit fünf Kunstdrucken. (Frauenleben VI.) Ebenda 1904. 156 S. — Derselbe: Schiller. Volksausgabe. Ebenda 1905. 399 S. — O. v. Schleinitz: George Frederik Watts. Mit einem Titelbild, 120 Abbild. und einem Faksimile. (Künstler-Monographien. In Verbindung mit anderen herausgegeben von H. Knackfuss. LXXIII.) Ebenda 1904. 144 S. — D. Friedrich Naumann: Die politischen Aufgaben im Industrie-Zeitalter. Nach einem Vortrage. Strassburg i. E. 1904. Schlesier u. Schweikhardt. 22 S. — Erich Heyfelder: Aesthetische Studien. (2. Heft: Die Illusionstheorie und Goethes Aesthetik. Freiburg i. B. 1905. Hermann Heyfelder. 200 S. — Wilhelm Soltau: Evangelischer Glaube oder Bekenntnisglaube? Leipzig 1903. Dietrichsche Verlagsbuchhandlung. 35 S. — Sozialer Fortschritt. Hefte und Flugschriften für Volkswirtschaft und Sozialpolitik. (No. 27—30.) Ebenda 1904. — Dr. jur. Thiesing: Das Vormundschaftsrecht. (Populäre Rechtskatechismen. Herausgegeben von Dr. jur. Marie Raschke.) Berlin u. Leipzig. Verlag der Frauen-Rundschau (Schweizer u. Co.). 76 Seiten.

Jahrgang 1904. München, Samstag, 24. Dezember. Nummer 296.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

☞ Der Weihnachtsfeiertage wegen erscheint die nächste Nummer am Dienstag.

Inhalt:

Ein Brief für die Weihnachtsnummer.

Lieber Freund! Wenn dieser Brief Sie erreicht, beginnen in der deutschen Heimat schon die Weihnachtsbäume zu glänzen. Da wäre es wohl schicklich, daß ich mich — schon um einen stimmungsvollen Eingang für mein Schreiben zu erzielen — zunächst ein wenig in die Träume einspänne, die einen jeden Deutschen in der Fremde in solcher Stunde mit ihrem lichten Schleier zu umhüllen pflegen, in die Träume von der, ach! so fernen Kindheit, in der auch ich an den vom kerzengeschmückten Baum bestrahlten Gabentisch mit fröhlicher Erwartung und klopfendem Herzen herantrat und mein Weihnachtssprüchlein aufsagte. — Aber mir ist heute gar nicht träumerisch zu Mute, denn von draußen leuchtet die helle Dezembersonne zum weiten Fenster herein und läßt mich fast vergessen, daß wir schon wieder einmal bei der winterlichen Zeitwende und bei der Julfeier angelangt sind. Und so ganz Naturkind bin ich schon geworden, daß nur das behagliche Bewußtsein: wir gehen wieder aufwärts im Jahre, wir sehen nun wieder längeren Tagen entgegen! in meiner Brust jetzt Raum hat.

Ein recht animalisches Bewußtsein! werden Sie erschreckt ausrufen. In der Tat, ich fühle, wie tief ich gesunken bin! nicht einmal mehr träumen kann ich! Aber mehr als das Träumen gilt ja das Leben, und ich sehe nicht ein, warum ich mich von den Schleiern der Vergangenheit umhüllen lassen soll, wenn mir die Gegenwart hell zum Fenster hereinlacht. Ich sehe auch nicht ein, warum das Weihnachtsfest immer nur als eine frohe Kindheitserinnerung seine Rolle im Leben der Alten spielen und nicht auch für uns, die wir nicht mehr in atemloser Spannung an der Türe auf den Ruf ins lichtdurchstrahlte Zimmer warten, eine gegenwärtige leuchtende Bedeutung haben soll. Freilich manche beseligende Täuschung ist im Laufe des Lebens vor unseren Augen dahingeschwunden und hat einer grausamen Klarheit Platz gemacht. Aber sollen wir deshalb nur noch in einer halb wehmutsvoll gefärbten Stimmung in dieser festlichen Zeit von unseren eigenen Jugendtagen träumen oder nur in dem Anblick der Freude unserer unter dem Christbaum jubelnden Kleinen etwas vom Weihnachtsschimmer verspüren?

Erwarten Sie nicht, daß ich nun etwa meinen Brief gar zu einer Predigt über die Weihnachtsfreude der Alten auswachsen lasse. Ich predige an und für sich nicht gerne, am wenigsten in einem Briefe. Aber von einer anderen Predigt möchte ich Ihnen heute doch erzählen, von einer, die mir vor Jahren einmal ein alter Contadino, der auf unserem Podere hauste, an einem Weihnachtsabend, ganz ohne es selbst zu wissen, gehalten hat.

:

Nun ist er auch schon längst in seiner letzten Behausung drüben auf dem Friedhofe unter den ragenden Zypressen am Bergeshange eingezogen. Damals war er trotz seiner 70 Jahre und mehr ein noch rüstiger Mann, eine von jenen durch den Sonnenbrand ausgedörrten sehnigen Gestalten, denen wir unter der toskanischen Landbevölkerung häufig begegnen. Mit einem Paar jener lebhaften und schlauen schwarzen Augen im Kopfe, die uns auch aus den italienischen Patrizierbildern des Quattrocento entgegenschauen. Mein verstorbener Mann war, als er diesen ländlichen Besitz und damit auch die angesessenen Contadini übernahm, von dem Vorbesitzer gerade vor dem Alten gewarnt worden. Er sei ein eigennütziger, schwer zu behandelnder Mensch, der sich mehr als der Padrone dünke, weil seine Familie schon seit fünf Generationen auf dem Podere sitze. Und die Warnung schien in der Tat nicht unbegründet, denn es dauerte nicht lange, so hatte mein Mann schon Streit mit dem Alten, der sich der Einführung mancher recht notwendiger Verbesserungen in der Wein- und Olivenkultur mit einer geradezu fanatischen Hartnäckigkeit widersetzte. Auch bei der Teilung der Ernteanteile gab es Schwierigkeiten, denn der Bauer beanspruchte auf seine Halbpacht hin zum mindesten drei Vierteile des Ertrags und meinte, so sei es immer gewesen seit mehr als hundert Jahren. So hatte sich mein Mann, wenn auch nicht leichten Herzens, nach Ablauf des zweiten Jahres nach unserer Uebernahme der Besitzung entschlossen, der Contadino-Familie, deren Haupt der alte Beppe war, die Disdetta zu geben. Der Alte hatte den Fattore einen Augenblick ungläubig angestarrt, als dieser ihm am Michaelistage nach Ausgleichung der Rechnungen die Kündigung mitteilte und war dann mit einem kurzen Auflachen, ohne weiter ein Wort zu verlieren, seiner Wohnung zugeeilt. Dort konnte man ihn den ganzen Nachmittag regungslos mit zu Boden geneigtem Haupte auf der Steinbank vor dem Hause sitzen sehen. Den anderen und die folgenden Tage aber ging er wie immer mit seinen Angehörigen den ländlichen Beschäftigungen nach, als sei nichts Besonderes vorgefallen und versäumte auch den ehrerbietigen, fast herzlichen Gruß nicht, wenn ihm ein Mitglied der Familie der Padroni in den Weg kam.

Einige Wochen später siedelten wir, wie alljährlich, zum Winterleben vom Lande in die Stadt über; es war kurz vor jenem traurigen Novembertage, an dem mein guter Mann durch einen Sturz vom Pferde uns so plötzlich für immer entrissen wurde. Wir brachten seine Leiche hierher, wo er die letzte Ruhe einstmals zu finden stets sich gewünscht hatte, und ich konnte mich, wie Sie ja wissen,

lieber Freund, seitdem nicht mehr entschließen, diesen Ort auf die Dauer zu verlassen. In jenen Winterwochen freilich, die dem jähen Umsturze meines ganzen bisherigen Lebens folgten, erschien auch mein ländliches Tuskulum mir düster und trostlos wie die Malebolge des Inferno. Was galt mir die Liebe, mit der die heranwachsenden Kinder mich umgaben, was die freundliche und in einfacher Herzlichkeit sich äußernde Anhänglichkeit der zu einer großen Familie sich um uns schließenden Contadini! Damals, zum ersten- und einzigenmal in meinem Leben, habe ich es nicht übers Herz bringen können, meinen Kindern und Hausgenossen den von der deutschen Heimat hergebrachten Weihnachtsbaum anzuzünden. Noch sehe ich die fragenden Augen der Kinder an meiner Miene hangen, als der letzte Adventssonntag vorüber war. Ich schwieg und starrte tatenlos in die Dezemberlandschaft hinaus; auch sie wagten mich nicht an das kommende Fest zu erinnern. Ja, einmal überraschte ich meine älteste Tochter, wie sie einen Contadino, der mit der üblichen Weihnachtsgabe für den Padrone, dem Kapaun und dem Strang getrockneter Feigen, auf die Villa zuschritt, heimlich und hastig nach der Hintertüre hinzog, nur damit ich ihn nicht erblickte. Es war der alte Beppe. Ein Gefühl des Hasses und der Bitterkeit beschlich mich, als ich seinen scharfgeschnittenen Toskanerkopf und die hagere Gestalt hinter der Hausecke verschwinden sah. Warum mußte gerade er es sein, der mich mit seinem Tribute an die festliche Zeit erinnerte, er, der dem teuren Verstorbenen so manche schwere Stunde bereitet hatte! Und der kurze Blick, der aus seinen glühend schwarzen Augen mich traf, schien sich mir fragend in die Seele zu bohren.

Die Tage vor Weihnachten waren in jenem Jahre, wie auch heuer, durchstrahlt von mildem Sonnenschein. Er fiel, wie jetzt, durch das große Fenster auf meinen Tisch. Doch damals tat er mir weh, und ich sehnte die Stunden des frühen Abends herbei, in denen ich im dunkeln Zimmer ungestört von ihm und den freudigen Gestalten des Tages meinen ruhelosen und schweren Gedanken nachhängen konnte. Damals ließ ich mich gern von den Träumen der Erinnerung umhüllen. Und viele frühere Weihnachtsbäume sah ich vor der Seele wieder erglänzen, doch sie erfüllten mich nicht mit Freude, sondern nur mit bitterem Weh. Ich haderte, ohne Lösung, mit meinem Schicksale.

Auch an der Vigilia di Natale war ich einsam dort gesessen und hatte sogar den Ruf der Kinder zum gemeinsamen Abendessen nicht beachtet. Aus dem anstoßenden Speisezimmer hörte ich ihr halblautes Sprechen; dann, als es gegen Mitternacht ging, kamen sie alle herein und küßten und herzten mich schweigend. Ich aber, in einer übermächtigen Aufwallung des trostlosen Wehes, stieß sie heftig von mir und floh hinaus in die sternenhelle Nacht. Unter den Bäumen und Lorbeergebüsch des weiten Gartens irrte ich händeringend und schluchzend dahin. Ich dachte nicht länger leben zu können. Aus dem Tal tönten die Glocken herauf; sie riefen zur Weihnachtsmesse, und in ihren Ton hinein klangen die Stornelli der jungen Burschen, die mit den Mädchen zur Kirche zogen. Auch diese Laute des freudigen Lebens taten mir weh. Ich wandte mich hastig zurück, nach dem Olivenhange zu, und ohne zu wissen, wohin meine Schritte mich führten, über feuchtes Ackergelände und schmutzige Wege hinweg, eilte ich in die helle Nacht hinein. Ein Hund schlug plötzlich dicht vor mir an und ich hörte sein wütendes Hin- und Herrennen und Zerren an der Kette. Aufschreckend gewahrte ich, daß ich, weit weg von der Villa, im Hofe eines Contadino stand. Aus der offenen Haustüre schlug mir Lichtglanz entgegen und ich vernahm das hurtige Prasseln eines Herdfeuers. War es Neugierde, die in mir unwillkürlich erwachte, war es die Furcht vor dem knurrenden und an der Kette reißenden Hunde — ich weiß es nicht mehr; kurz, ich überschritt die Schwelle des Hauses.

Dort sah ich den Alten vor dem gewaltigen Kamine auf einem Strohstuhle sitzen. Wie an jenem Tage, an dem ihm die Disdetta gegeben worden war, hielt er das Haupt unverwandt zum Boden geneigt und rührte sich nicht. Weder das wütende Bellen des Hundes noch meine Schritte schien er vernommen zu haben. Neben ihm, am Boden, stand ein Fiasko mit Wein und ein halbgeleertes Glas. Die rauhen Hände hielt er zwischen den Knien gefaltet — und er starrte und starrte. Im Kamine aber brannte hell und heftig das mächtige runde Holzscheit, das den toskanischen Bauern den volkstümlichen Namen für Weihnachten geliefert hat — der Ceppo. Umflackert von dem Glanze der Feuerzungen, die an ihm leckten und spielten, stand neben dem Kamine die Capannuccia aufgebaut, die zu dieser Zeit in keinem kindergesegneten toskanischen Hause fehlen darf, die Weihnachtskrippe mit dem Gesù bambino im transparenten Lichte und ringsherum die zierlichen Figürchen der Hirten und der Schafe im grünen Moose.

Ein tiefer Seufzer durchschütterte mit einemmal die sehnige Gestalt des Alten und noch einen Ruck weiter sank sein Haupt nach vorne. Es war, als wäre etwas in ihm zerbrochen. Mich durchfuhr es wie ein Blitzstrahl — die Disdetta! er denkt an seine Disdetta!

„Beppe!“ rief ich und legte ihm die Hand auf die Schulter, „Beppe! so allein daheim? Warum seid Ihr nicht mit den anderen zur Weihnachtsmesse gegangen?“

Erschreckt sprang er auf, so elastisch wie ein Jüngling, und schaute mich einen Augenblick mit weitgeöffneten Augen an. Dann überzog das ehrerbietige Lächeln, das ihm immer eigen gewesen, so oft er vor dem Padrone stand, sein wie aus festem gebräunten Holze geschnitztes Gesicht.

„Ma, padrona mia — einer muß doch den Ceppo hüten!“

Und wieder dabei sein verbindliches Lächeln, das ihn auch nicht verließ, als er mir nun mit fast ritterlicher Höflichkeit den Stuhl bot und mich zum Sitzen einlud.

Ich sank erschöpft auf den rohen Strohsessel nieder, während er geschäftig nach dem Küchenborde eilte, um mir ein reines Glas zu holen. Denn es wäre ungastlich von ihm gewesen, hätte er mich nicht auch zum Kosten seines Weines eingeladen. Kein Ausruf der Verwunderung, woher ich so spät und so allein mitten in der Nacht zu ihm komme, entschlüpfte seinen Lippen. Als müßte alles so sein! Erst als ich einen Schluck von dem mit höflichem Worte mir angebotenen Wein genommen und ein Stück von der ebenfalls dargereichten „Stiacciata“ (dem flachen Weihnachtskuchen der toskanischen Bauern) abgebrochen, begann sein Blick wie voller Erwartung fest auf mir zu ruhen.

„Schwere Zeiten, Padrona, schwere Zeiten in diesem Jahre!“ begann er dann, als ich schweigend ins Feuer starrte. Dabei wiegte er wie bedauernd sein Haupt. „Der arme Padrone, daß er so bald hinweg gemußt und so rasch! Mir ist, als säh' ich ihn noch, wie er jung und schön, das volle Leben, zum Tore der Villa hinausfuhr.“

Ich muß ihm darauf wohl unwillkürlich einen qualvollen und zugleich bittenden Blick zugeworfen haben, denn rasch unterbrach er sich, als wollte er sich verbessern:

„Aber es ist ja immer ein Trost, die schönen jungen Herrschaften sind ja noch da und keine Sorgen ums Leben, keine Sorgen —“ das sagte er wie mit einem leichten Seufzer — „ja! keine Sorgen ums Leben.“

„Beppe!“ sagte ich und schaute ihm fest in die Augen, „an was habt Ihr vorhin gedacht, als Ihr ganz allein da am Feuer saßet?“

Wieder kam das verbindliche Lächeln auf seine Züge, aber seine schwarzen Augen flackerten unruhig.

„Eh, Signora mia, an was sollte ich wohl denken! An den Ceppo dacht ich, wie er auch in diesem Jahre so hell und lustig brennt —“

„Nur an den Ceppo, Beppe? Und an die Disdetta habt Ihr nicht gedacht? Daß Ihr nun bald fort müßt von dem Hause, wo Ihr geboren seid?“

Ich werde nie und nimmer in meinem Leben die seltsame Bewegung vergessen, die bei diesen meinen Worten alle Muskeln im Gesichte des Alten ergriff; ein verlegenes Lächeln kämpfte mit einem trotzigen Zug neben den Augen um die Herrschaft, während sich die Stirn wie in heftigem Schmerze zusammenzog. Dann aber klärten sich plötzlich die Züge wieder auf, wie wenn die Sonne ein Wolkengewimmel auflöst, und mit dem alten Lächeln im Blicke sagte er:

„Ach, ich wußte ja gleich, Padrona mia, daß doch nichts daraus wird. Es war ja doch nur ein Scherz vom seligen Padrone."

„Aber Beppe!" rief ich erschrocken über diese Naivität und sprang vom Sessel auf. „Wer sagt Euch denn, daß es nur ein schlechter Spaß war? Hat denn der Padrone je in solchen Dingen gescherzt?"

Er fuhr fort zu lächeln und wiegte dabei das Haupt hin und her.

„Eh, Signora Padrona! Es konnte ja nicht sein Ernst sein. Schon mein Großvater hat auf diesem Podere die Wirtschaft geführt und ist hier an diesem Herde gesessen. Und auch ich habe Kinder und Kindeskinder — es konnte ja nicht sein Ernst sein."

Ich schüttelte statt jeder Antwort nur langsam das Haupt. Da zeigte sich in seinen Augen ein angstvolles Leuchten, doch immer noch fuhr er fort zu lächeln:

„Wenn ich ihm den Kapaun bringe zum Ceppo," fuhr er mit etwas unsicherer Stimme fort, „wird er mir sagen, daß es nicht sein Ernst war mit der Disdetta — so dachte ich mir. Er war ja ein so guter, ein so feiner und gescheiter Herr. Daß er sobald uns fehlen sollte! Welches Unglück! Welches Unglück!"

„Ihr habt ihm viel Aerger bereitet, Beppe!" unterbrach ich seine Ausrufe. „Ihr wolltet euch nicht in seine Anordnungen schicken und Euren Kopf in allem durchsetzen. Ihr wolltet nicht einsehen, daß er der Herr war —"

„O, Padrona mia, beim Ceppo hätt' ich ihm alles abgebeten!" rief er eifrig aus.

Ich mußte unwillkürlich lächeln.

„Warum erst beim Ceppo? War denn vorher keine Zeit dazu? — Nun ist es zu spät."

Er starrte, nun plötzlich ernst werdend, in die Glut des mächtigen Holzblockes und seufzte. Dann sagte er mit halbleiser, fast geheimnisvoll klingender Stimme:

„Wenn der Ceppo frisch und hell brennt, nimmt er alles Unglück und alles Böse des alten Jahres in seinen Gluten mit hinweg — so sagen bei uns die Leute. Und ich habe es mir wahrlich angelegen sein lassen, für diesmal gerade ein gutes Stück aus den alten Oliven auszusuchen und auf den Herd zu legen. Ah, Signora mia!" — so wandte er sich dann wie flehend zu mir —, „ich weiß, der verstorbene Padrone hätte mir nicht auf die Dauer gegrollt. Alles hätte das Feuer hinweggebrannt."

Und als ich noch immer schwieg, kam ihm sein Lächeln wieder und in fast scherzend leichtem Tone fuhr er fort:

„Eh, via! Signora Padrona! Das Leben ist ja so kurz und ich bin schon ein alter Mann. Bald kommt mein Sohn daran und dann der junge Giovanni, mein Enkel. Und bei Ihnen in der Villa die jungen Signorini — was wird das eine Lust sein, wenn sie alle in das Leben hineintreten! **Che gioia, che gioia sarà la vita!** Und wie lustig sollen die Ceppi der Zukunft brennen, wenn jene erst einmal an der Reihe sind!"

Damit legte er mir seine rauhe knochige Hand auf die Schultern mit der liebenswürdigen Geste der Vertraulichkeit, die diesen Leuten eigen ist. Mich durchzuckte seine Rede wie ein Blitzschlag.

Die Ceppi der Zukunft! Die Weihnachtsbäume der Zukunft! Nur an Vergangenes hatte ich gedacht in diesen letzten schweren Wochen. So war mir jedes Weihnachtsgefühl zeronnen in den Träumen, in die ich mich eingesponnen hatte. Aus dem brennenden Holzklotz vor mir, an dem noch immer die Feuerzungen leckten und spielten, strömte auf einmal eine belebende Wärme mir ins Blut. Ich sprang auf, denn auf der Schwelle ließen sich jetzt die Schritte der von der Weihnachtsmesse heimkehrenden Hausgenossen vernehmen. Giovanni, der halbwüchsige Enkel des Alten, eilte mit einem behenden Sprunge aus dem Dunkel in den Lichtschein des Ceppo herein und blieb vor uns mit halboffenem Munde stehen, mich verwundert anstarrend.

„Du kannst mich zur Villa hinüber begleiten," rief ich ihm zu.

„Rasch, Giovanni, rasch! Begleite die Signora Padrona auf dem Weg durch das Uliveto!" sagte dienstfertig der Alte und führte mich an dem wieder wie wütend an seiner Kette reißenden Hunde vorüber zum Hofe hinaus. Von drüben her hörte ich rufen durch die sternenklare helle Nacht. Es waren meine Kinder, die mich angstvoll suchten. Als ich sie im Parke auf mich zueilen sah, entließ ich den eifrig neben mir hertrottenden Giovanni.

„Geh' nun nach Hause und sage dem Nonno, daß ihr auf dem Podere bleiben könnt!"

Er schaute mich einen Augenblick sprachlos an. Dann überzog ein Freudenschein seine Züge. „Grazie, signora padrona, per il bel ceppo! — Danke, gnädige Frau, für das schöne Weihnachtsgeschenk!" rief er jauchzend aus und rannte in weiten Sätzen davon. Ich aber sank, jetzt vor Freude weinend, in die Arme meiner Kinder.

*

Seit jenem Abend habe ich niemals wieder nur von den Weihnachtsbäumen der Jugend oder der vergangenen Zeiten geträumt. Der alte Beppe ist auf dem Podere geblieben und hat die Voraussagungen des Fattore, er werde nun erst recht schwierig zu behandeln sein, Lügen gestraft. Er war mir im Gegenteil in den wenigen Jahren, die er noch lebte, ein dienstwilliger und treuer Helfer in der Bewirtschaftung des Gutes. Einmal lud ich ihn zu unserer deutschen Christbaumfeier in die Villa herüber; aber das machte keinen sonderlichen Eindruck auf ihn. Er strebte, als es auf Mitternacht zuging, mit einer gewissen Unruhe seinem Kolonenhause zu. Dort hat er gewiß wieder einen tüchtigen Ceppo und mit ihm alles Unheil und Böse des alten Jahres verbrannt. Ich mußte aber immer wieder an sein Wort denken, das mir an jenem trüben Weihnachtsabend in die Seele schlug: **Che gioia, che gioia sarà la vita!** — wenn wir auch an die Weihnachtsbäume der Zukunft denken, wenn nicht nur ein rasch vorüberrauschendes Fest, sondern unsere g a n z e Gegenwart einen Weihnachtsschimmer an sich trägt. Freilich müssen wir dazu noch manche alte Ceppi verbrennen und mit ihnen die Erinnerung an viel Unheil und Böses aus dem vergangenen Leben. Aber das gehört ja zur eigentlichen Weihnachtsfeier für uns Alten und besonders für Ihre, Sie herzlich grüßende alte Freundin N. N.

Ein Weihnachtsabend unterm Aequator.

Reiseerinnerung von Georg Berlinger (Basel).

Ein glühend heißer Tag war zur Neige gegangen, die Hitze, die bleischwer und dumpf jede Kreatur beinahe zu Boden zu drücken drohte, war einer laueren Abendluft gewichen, die Menschen, die tagsüber müden, schleppenden Ganges, gleichsam zermürbt über den glühenden Lehmboden der schattenlosen Straßen der Niederlassung geschritten waren, saßen nun lesend, rauchend, kartenspielend oder singend im bequemen Rohrstuhl, Gläserklingen erscholl und allerlei Späße flogen zwischen den verschiedenen Gruppen hin und her. Man diskutierte politische Fragen, kommentierte die neuesten Witzblätter, las Zeitungen und Briefe, prunkte mit den riesigen Biskuitbüchsen, die, vollgestopft mit wohlriechendem Tabak vor wenigen Stunden erst von Europa am Bestimmungsorte angekommen waren. Hier stellte einer mit wichtiger Miene seinen Phonographen auf, dessen Klänge rasch eine Anzahl Eingeborner herbeizogen, die staunend die blitzblanke Höllenmaschine anstarrten, aus derem Innersten eine Flut von Tönen, Gelächter, Gesang und Menschenstimmen herausklang, dort spielte ein anderer mit Verve auf einer neuen Ziehharmonika Walzer, Hopser, Polka und ein Stück Tannhäuser-Ouvertüre, den Neid und die Bewunderung der besitzlosen schwarzen Schar erweckend. Schmetternd fuhr der Trompetenklang, das Signal zum gemeinsamen Abendessen, mitten unter all die diskrete Musik hinein. Mit einigen Landsleuten zusammen schritt ich ins „Kasino", wo ein opulentes Mahl unserer harrte, es war ja — Weihnachtsabend. Von allen Richtungen her kamen nun die euro-

päischen Kollegen, manche unter ihnen schon schwankend und lebhaft gestikulierend, alle europäischen Hauptsprachen klangen durcheinander, alle europäischen Nationen schienen sich im Kasino von Léopoldville (Kongostaat) ein Rendezvous geben zu wollen, Vlamländer und Wallonen zankten sich wie immer, die Deutschen, Schweden und Engländer gingen wunderbar einig, die Schweizer fraternisierten als richtige Kosmopoliten mit allen, die Spanier, Griechen, Italiener hatten unter sich eine heilige Allianz geschlossen. Eine festliche Stimmung herrschte im allgemeinen, etwas überlaut manchmal, als gelte es die im Herzen auftauchenden sentimentalen Weihnachtserinnerungen vergangener Jahre mit Gewalt niederzudrücken. Es wollte nicht gelingen, denn immer und immer wieder schimmerte in unendlicher Ferne, gleichsam wie eine Traumvision, das milde Kerzenlicht des nordischen Weihnachtsbaumes; der Duft der Orangen, Mangos und Ananas, die in überreicher Fülle vorhanden waren, vermochte nicht den „heimeligen" Geruch des Tannenbaumes der fernen Heimat zu verdrängen, die Freude, die hier aus aller Augen glänzte, hatte nichts gemein mit dem Glanze, der strahlend, doch etwas überflort, alljährlich aus den Augen meiner Lieben drang.

Nach Tisch wurde eine Art von musikalisch-theatralischer Unterhaltung kreiert, wo jedermann mit „urkräftigem Behagen" als Deklamator, Sänger oder Balletteuse auftreten konnte. Ich kann versichern, daß ich noch selten ein so abwechslungsreiches Programm aufführen sah. „Des Sängers Fluch", von einem Hamburger in plattdeutscher Sprache vorgetragen, fand, obgleich von den meisten unverstanden, riesigen Beifall, einige schwermütige französische Balladen rührten zu Tränen, die Engländer und Schotten führten Nationaltänze auf, ein lustiger Schweizerbueb jodelte, ein sangeskundiger Italiener trug mit größter Bravour eine bekannte Schmetterarie vor, den Glanzpunkt der Abendunterhaltung aber bildete ein „Kriegstanz der Bakuba am oberen Sankuru", der von vier schwedischen Kapitänen unter Absingen eines bluttriefenden Textes äußerst realistisch und zum größten Gaudium der aufwartenden schwarzen Dienerschaft aufgeführt wurde. Gegen diese Produktion und deren Zugabe „Ein Liebestanz der Basokós am Ariwimi" konnten der englische und katholische Missionär mit ihren wohlgesetzten und ernstgemeinten Ansprachen nicht aufkommen, sie brachen also mitten in ihren Predigten ab, äußerlich zwar ruhig scheinend, was sie aber innerlich über diese Rotte Korah dachten, die mehr als die Dummheit und der Aberglauben der Eingeborenen der Verbreitung des Christentums entgegenwirkt, mag mit Weihnachtsstimmung nur wenig gemein gehabt haben.

Tausende von weißen Ephemeren tanzten um die Lichter, verbrannten sich die Schwingen und fielen massenweise in die Speisen; von Zeit zu Zeit zog ein klagender Laut durch die dunklen Mangobäume, die vor dem Kasino standen, sie begannen zu rauschen, erst flüsterten die Blätter nur leise, dann immer lauter, kurze Windstöße fuhren durch die Baumkronen und begannen sie immer energischer zu rütteln. Die Anzeichen eines schweren Gewitters häuften sich immer mehr, der Präsident hob die Tafel auf, im Nu war der Raum leer, und die Hüte und Mützen festhaltend, strebten alle Beamten ihren Behausungen oder den Faktoreien zu, um den Weihnachtsabend still für sich oder auch im Kreise lärmender Zechgenossen zu feiern.

Zu Hause angelangt, schloß und verriegelte ich die Türe hinter mir, goß Spiritus in die Kochlampe, mischte einen guten Grog und begann alle Briefe aus der Heimat, einen nach dem anderen, zu lesen. Draußen brauste der Wind und prasselnd schlug der Regen gegen die Fensterscheiben und trommelte auf dem Wellblechdach zu meinen Häupten. Der Donner rollte, die Blitze zuckten und auf Momente wurde die ganze Landschaft, der riesige Stanley-Pool, mit den ihn umgrenzenden Höhenzügen elektrisch beleuchtet. Ein wohliges Gefühl überkam mich innerhalb meiner sicheren vier Pfähle, ich freute mich so zum erstenmal recht eigentlich meiner im Grunde genommen recht ärmlichen Bude, deren kahle Wände ich mir zur Not mit illustrierten Zeitungen austapeziert hatte; ich legte mich auf mein etwas schmales Feldbett und hing allerlei unnützen Träumereien nach.

Nun feierten sie zu Hause Bescherung, für jeden lag eine Kleinigkeit unter dem Weihnachtsbaum, für den eine Mütze, für jenen ein Paar wollene Handschuhe, für den Jüngsten ein Paar Schlittschuhe. „Nun schneit es seit einigen Tagen bei uns, bald kann man in Oberwil Schlittschuhlaufen, das Eis ist schon einen Zoll dick", hatte mir mein kleiner Bruder geschrieben und mir dadurch nolens volens den Mund recht wässerig gemacht. Ein furchtbarer Donnerschlag riß mich aus meinen Betrachtungen in die rauhe Wirklichkeit zurück, ich befand mich wieder in Zentralafrika, wo mir heute am Weihnachtstage die Sonne mit 36 Grad auf den Rücken gebrannt hatte. Da klopfte es plötzlich an meine Tür, ich öffnete und staunte etwas, als ein Bekannter von mir in etwas absonderlicher Kleidung vor mich trat, den Korkhelm auf dem hochgeröteten Kopf, durchnäßt und mit den Zähnen klappernd. Es war Verhaeren, ein Bursche aus einer jener halbvergessenen belgischen Städte stammend, die infolge der Untreue des Meeres aus Glanz und Reichtum in unverdiente Vergessenheit geraten sind. Es war ein großer, vierschrötiger Mensch, mit blauen, gutmütigen Kuhaugen und einem in den Mundwinkeln schief herabgezogenen Mund. Er zählte neunzehn Sommer, hatte aber in kurzen vier Monaten im tropischen Klima stark gealtert. Hochaufgerichtet war er anfangs durch die Straßen gewandelt, für jeden ein lustiges Wort auf der Zunge, froh und heiter; anfänglich hatte er oft an lauen Abenden von seiner hochgelegenen Wohnung herab lustige Stücklein auf seiner Trompete geblasen und dadurch seinen Kollegen manch ungeratenen Gedanken verjagt. Seit einiger Zeit aber war sein Wesen gänzlich geändert, er wurde verschlossen, wortkarg, melancholisch und außerordentlich reizbar. Er lungerte in den Werkstätten herum, starrte minutenlang vor sich hin, prügelte seinen Boy aus nichtsagenden Gründen, maulte mit seinen Vorgesetzten und war mehr als eben zuträglich beim „Portugiesen", wo er meist mit einem blatternarbigen Luxemburger zusammen „Chinawein" flaschenweise zum Zeitvertreib trank. Kehrte er dann angeheitert nach Hause, so prügelte er sich mit den schwarzen Wachposten, nahm ihnen die Gewehre ab und stellte allen Rüffeln und Standpauken des Commissaire général eine absolute Wurstigkeit entgegen, kümmerte sich auch um die wohlgemeinten Vorwürfe des erfahrenen Stationsarztes keinen Pfifferling. Niemand konnte sich Rechenschaft über die gründliche Wesensänderung Verhaerens geben, allein mit der in den Tropen stets zunehmenden Gleichgültigkeit gegen andere machte man sich nicht viel daraus, man schüttelte die Achseln und war überzeugt, daß auch bei ihm, wie bei so manch anderem schon, die Krisis vorübergehen werde.

Ohne ein Wort zu sprechen, warf sich der dicke Mensch in meine Chaiselongue, bediente sich unaufgefordert mit Grog, drehte mit zittrigen Fingern eine Zigarette, warf den Helm zu Boden und erklärte, daß er nun afrikamüde sei und daß ihn kein Mensch hindern könne seinen Vertrag zu brechen; Bemerkungen, die er in gesunden Tagen nie getan haben würde, denn er wußte, daß es nur drei Wege gab, um nach Hause zurückzukehren, „malade, revoqué oder dann fin terme". Zurückrufen wollte ihn niemand, dann war er ja auch noch nicht todkrank und an seiner dreijährigen Dienstzeit fehlten noch 32 Monate. Ich suchte ihm also begreiflich zu machen, daß es nach menschlichem Ermessen wohl kaum möglich sei, jetzt schon nach Hause zu kommen, Verrücktheit genüge nicht, denn man wisse, daß sich schon manche verrückt gestellt hätten, die dann einige Stunden nach der Abreise von Banana, spätestens aber in Teneriffa, vollkommen aus der Rolle gefallen seien. Darunter litten nun Schuldige und Unschuldige. Er hörte mir seufzend und stöhnend zu, blinzelte mit den Augen, die allmählich in Tränen schwammen, um endlich in lautes Heulen auszubrechen, denn Weinen konnte man diesen elementaren Schmerzausbruch nicht mehr nennen. Ich setzte diese Gemütsbewegung auf Konto eines zu reichlichen Alkoholgenusses; an derartige Szenen längst gewöhnt, suchte ich ihn erst gar nicht zu trösten, ich rief meinen Boy herein, zündete die Laterne an und befahl ihm, meinen

Besuch nach Hause zu geleiten, denn ich war nicht gesonnen, meinen Weihnachtsabend auf solche trübselige Weise zu verbringen, besonders da ich laut Order um Mitternacht die Ronde anzutreten hatte.

Eine Ronde in Zentralafrika in einer Sturmnacht bei den bodenlosen Wegen war keine angenehme Weihnachtsbescherung, es war wieder einmal einer jener Huldbeweise des Distriktskommissärs, mit denen er seine Bevorzugten bei Gelegenheit bedachte. Hätte sich nur einmal auf einem meiner Rondengänge etwas ereignet, wie gern hätte ich den dicken Tyrannen gegen zwei Uhr morgens aus süßen Träumen aufgerüttelt und herausgetrommelt! Seit Monaten war nichts Verdächtiges vorgefallen, keine Revolte ausgebrochen und kein Fall schwerer Widersetzlichkeit vorgekommen. Wenn die Kontrolluhren nicht gewesen wären und nicht die vorgeschriebene Reihenfolge der verschiedenen „Stationen", so hätte sich die „Ronde" noch machen lassen, so aber dauerte der nächtliche Spaziergang zwei bis drei Stunden, er führte durch Berg und Tal, durch sumpfige Schluchten, durch Gestrüpp und Dornen, von der Höhe des Militärlagers an die fieberigen Mangrovendickichte am Flusse hinab.

Da ich doch nicht schlafen konnte, vertiefte ich mich in die Lektüre eines Werkes von Wilhelm Bölsche, und der liebenswürdige Autor half mir über die langen Stunden meines Wartens hinweg. Der Boy war zurückgekommen, wohlbehalten hatte er meinen Besucher den Berg hinaufbugsiert, nun schlummerte und schnarchte er mit offenem Munde, froh, seine Aufgabe erfüllt zu haben, auf einem meiner Koffer sitzend. Ich hatte ihm zur Feier des Tages einen weißen Schlips geschenkt, der nun völlig durchnäßt, grell von seiner dunklen Brust abstach; von was träumte er wohl? Von seinem freien, glücklichen Buschleben fern von hier, am schattigen Ufer des Tanganjika? Seit einigen Monaten erst in meine kulturaushauchende Nähe gebracht, hatte er sich wider meinen Willen, trotz aller sinnigen Ermahnungen, bereits zu einem frechen Bengel mit hohen Ansprüchen entwickelt.

Draußen stürmte es weiter, der Sturm rüttelte an den Balken des Vordaches und der Regen fegte prasselnd den Steinboden der Veranda. Der Zapfenstreich ertrank in Wind und Regen, einige zerrissene Trompetenklänge drangen an mein Ohr, dann heulte es um die Dächer, von Zeit zu Zeit trug der Sturm das Brausen der Katarakte in die umliegenden Schluchten. Aeste krachten im nahen Wäldchen. Ich las weiter und weiter, der gewaltige Orkan erbrauste in wogendem Rhythmus, die Monotonie des Sturmliedes schläferte mich ein, bis mich kurz vor Mitternacht das Klirren des Weckers aus unruhigen Träumen riß, die Lampe qualmte, der Boy lag auf dem Koffer und schnarchte noch immer mit offenem Munde, der Regen plätscherte und pfeifend fuhr der Wind um die Ecken des Chimbeques (Gebäude). Ich rüttelte Massamba auf, zündete die Laterne an, nahm Büchse und Revolver, hüllte mich in einen Kautschukmantel, und bald stampften wir durch die pechschwarze Nacht; der schwache Laternenschimmer verstreute ein unsicheres Licht, kaum vermochte ich auf der durchweichten Straße festen Fuß zu fassen, der Lehmboden war allzu glitschig, der Schwarze schritt barfuß viel schneller voran. Nach zehn Minuten erreichte ich die Wachtstube, woselbst sich zwei Mann mit einem schmierigen Kartenspiel die Zeit vertrieben. Sie bildeten die militärische Bedeckung auf meinem Rondegang; der eine von ihnen, ein alter Sansibarite, erzählte mir, so gut es unterwegs ging, vom großen Musungu (Stanley), den er gekannt haben wollte, der andere, ein Senegalese, schritt dicht hinter mir mit geschultertem Gewehr. Mühsam stiegen wir bergan, um zuerst dem Gefängnis einen Besuch abzustatten; auf dem Hochplateau von Kilimani angelangt, drohte uns der Wind umzuwerfen, die Laterne erlosch, und so stapften wir denn im Finstern durch die aufgeweichten Manickfelder, fern im Westen stieg aus der dichten Finsternis eine gewaltige Feuersäule auf, die, vom Orkane zerzaust, wie eine blutige Haarmähne im Sturme flatterte, es brannte irgendwo ein Dorf nieder. Der Regen hörte allmählich auf, nur der Sturm setzte mit doppelter Heftigkeit ein, wir waren froh, als wir in einer elenden Baracke ausruhen und Licht machen konnten. Das Gefängnis, eine mit hohen Palissaden umgürtete Niederlassung, lag in voller Dunkelheit da, aus den Hütten klang Kettengerassel, Fluchen und Stöhnen heraus, oft stieß mein Fuß an unbeweglich daliegende Menschen, die sich dann erhoben und in unsicheren Umrissen von riesiger Größe schienen. „Ah, mundelle, mvula mingi, pesi mfumu (Ach, weißer Mann, großer Sturm, gib Tabak)"; ich schritt weiter, um die erste Kontrolluhr, die sich an einem mächtigen Baobab befindet, aufzuziehen; sein Stamm ist ganz von Flintenkugeln durchlöchert, denn an ihn pflegen sich die zum Tode Verurteilten zu stellen, wenn sie erschossen werden; vor nicht allzulanger Zeit noch tagte unter diesem gewaltigen Baumriesen der Gerichtshof des Häuptlings Galiéma, an dieser alten Thingstätte wurden schon vor dem Eindringen der weißen „Eroberer" die Exekutionen vollzogen, mit großer Scheu umkreisen noch heute die Eingeborenen den Zeugen manchen Todeskampfes und die alten Leute sehen heute noch während Sturmnächten wesenlose Schatten um diese Blutstätte huschen.

Dann ging's weiter östlich zum Friedhof, wo gewaltige Kreuze mit langen Armen gespenstig in die Luft ragen, dann nach Wuangala, wo die Zwangsarbeiter vom oberen Kongogebiete hausen, an der englischen Mission vorbei, an den Fluß hinunter, dessen Wogen gegen die Ufer brandeten, klatschend fiel unterwühltes Erdreich fortwährend in die Fluten, im Hafen schaukelten die Dampfer auf den aufgeregten Wassern, bei der Pulverhütte vorbei führte ein steiler Weg zum alten Léopoldsville hinauf, woselbst Verhaeren eine alte, baufällige Hütte bewohnte. Verhaeren, ob er wohl zu Hause ist?

Ich beschloß durch sein Fenster zu sehen, im Zimmer brannte Licht. Auf dem Tisch stand eine kleine eiserne Kassette, ein weißes Papier dabei, der Raum selbst war leer, das Moskitonetz des Bettes zurückgeschlagen, dieses selbst unberührt. Wo mag er wohl stecken? Plötzlich rief mich einer meiner Begleiter mit aufgeregter Stimme: „Herr, Herr, komm doch schnell, hier ist ein weißer Mann! assiri akoufi — tot" Ich eilte um die Ecke des Hauses, das rings von einer Veranda umgeben war, pfauchend fuhr mir ein an langer Kette angebundener Pavian zwischen die Beine, mit einem Fußtritt schleuderte ich das Vieh beiseite. Auf einem Klappstuhl lag lang ausgestreckt der riesige Körper eines Mannes, den Kopf zwischen Tuch und Stuhllehne eingeklemmt, die Arme hingen schlaff zu Boden. Es war Verhaeren. Mit Mühe gelang es mir, das Haupt des Toten aus der eigentümlichen Klammer zu befreien, ebenso mühsam war der Transport in die Hütte hinein, der Mann war sehr schwer, wir legten ihn auf sein Lager, alle Wiederbelebungsversuche blieben erfolglos. Mich schauderte, über die Gesichter meiner Begleiter aber zog ein leises, triumphierendes Grinsen. Das Papier auf dem Tische interessierte mich, in steifen Buchstaben stand da geschrieben:

„Liebe Jeanne! Weihnachten ist da und für mich kam kein Brief aus der Heimat, die ich doch nur Deinetwillen, um unser Glück zu begründen, verlassen habe; seit zwei Monaten bin ich nun ohne Nachricht von Dir, meine Eltern schreiben mir auch nicht, du weißt ja warum. O hätte ich doch nicht die Dummheit begangen, nach Afrika mich zu verdingen, drei Jahre ist eine entsetzlich lange Zeit, ich werde kaum so lange ausharren. Auch weiß ich gar nicht, wie es Dir geht, ob Du überhaupt noch lebst. Mein Geld habe ich in Brüssel stehen lassen, ich verbrauche nur eine geringe Summe von meinem Gehalt, wenn Du Geld nötig hast, kannst Du es holen, ich lege hier eine Anweisung bei. Sonst bin ich gesund und munter, harre aus, wir kommen doch noch zusammen. Was macht Jan Nowies? — Läßt er Dich in Ruhe? — — —"

Hier schloß der Brief, anscheinend unbeendet; zu oberst in der Kassette lag eine Photographie. Ein flotter, junger Herr in modernem Paletot, einen blank gewichsten Seidenhut auf dem Krauskopf, Arm in Arm mit einem jungen, sauberen Mädchen in einfacher Kleidung. Nur schwer erkannte ich in dem jungen Elegant den ungeschlachten Verhaeren, der nun mit gläsernem Blick, verzogenem Munde,

in nassen Khakikleidern auf dem ärmlichen Lager als Leiche lag. Im Gemache war es still, nur ein Wecker auf dem Tische tickte, auf dem Klappstuhl war mein Boy wieder eingeschlafen und die Wachen gähnten von Zeit zu Zeit sehr hörbar.

Als ich mich zum Gehen anschickte, erblickte ich unter dem zurückgeschlagenen Deckel des eisernen Kästchens eine kleine, runde Schachtel, sie enthielt einen schmalen Goldreif und eine Strähne aschblonden, seidenweichen Haares. Der gute Junge hatte also den Verlobungsring, um sein Verhältnis mit seiner Jeanne keinen rohen Späßen auszusetzen, nie getragen. Ich habe ihn später ohne die Haarlocke an die Adresse seiner Eltern abgesandt, die Locke selbst befindet sich heute noch mit dem angefangenen Weihnachtsbriefe im Archiv von Léopoldville, so sagte mir wenigstens der Greffier.

Bücher und Zeitschriften.

△ **Die Didaktik und Methodik des Deutschen Unterrichts** von Gustav Wendt (München, C. H. Becksche Verlagshandlung) liegt in zweiter Auflage vor. Es ist herzerquickend, das Buch zu lesen, wenn man vom jetzigen Modebetriebe des Deutschen herkommt, wie er etwa in den „Lehrproben" oder in der Sammlung „Aus deutschen Lesebüchern" seinen bezeichnendsten Ausdruck findet. Drei Dinge sind es, die den ganzen deutschen Unterricht von Jahr zu Jahr langweiliger, unersprießlicher und den Schülern unerfreulicher zu machen drohen: die Formalstufenfexerei, der fabrikmäßige „Interessen"kitzel und die Konzentrationswut. Die Erklärungen arten oft zur unausstehlichen Pedanterie aus. Man zersägt die einfachsten Erzählungen mit a b c bis zum ee, bis in tödlicher Dürre eine „klare" Disposition auf der Tafel steht. Man erklärt solange an den zartesten lyrischen Gedichten herum, bis sie dem Schüler genau so langweilig geworden sind wie eine Grammatikregel. Mit Recht polemisiert Wendt energisch gegen eine Methodik, die Poesie und Prosa wie anatomische Präparate erst zerfasert und dann noch mikroskopiert: „Kein Lehrer des Deutschen sollte sich auf derartige gedruckte Wegweiser verlassen". Je mehr die Herren Schulmeister an Dichtwerken herumerklären, je schwierigere Aufsatzthemen sie ihnen entnehmen, desto gründlicher wird jedem gesund empfindenden Schüler Lehrer, Unterricht und Dichtwerk verekelt! — Besonders erfreulich sind Wendts spöttische Bemerkungen über die Prüderie unserer Schulausgaben: „Gerade durch die Auslassung der bezüglichen Stelle wird meist der Zusammenhang in störender Weise unterbrochen. Allerdings verhütet man dadurch, daß die Schüler erfahren, auch eine so vortreffliche Frau wie Hermanns Mutter bei Goethe habe die Nacht für die schönere Hälfte des Lebens gehalten. Man wird dann nicht mehr erleben, daß ein besonders gestrenger Herr vor Goethes Iphigenie zurückschreckt, weil darin zu lesen ist, daß der Lohn für Aegisths Frevel ein Reich und Bette (!) war, das er schon besaß. So entsetzliche Stellen finden sich freilich fast in allen klassischen Dichtungen. Baumgarten darf z. B. im Tell dem Wolfenschießen nicht mehr das Bad segnen, der liebeglühende Mortimer im dritten Akt der Maria Stuart muß sich gefallen lassen, daß ihm die wildesten Ausbrüche seiner Leidenschaft gestrichen werden u. s. w. Auch das monarchische Gefühl der Jugend kann erstickt werden, wenn sie die hochverräterischen Worte Egmonts lesen muß: „wie selten kommt ein König zu Verstand?"; ist es da nicht auch geboten, sie fortzulassen?" — Ausgezeichnet sind die Bemerkungen über den Betrieb der Literaturgeschichte. Hier ist am energischsten zu bekämpfen (wie auf allen verwandten Gebieten) das unsinnige Auswendiglernen von Namen und Jahreszahlen, in dem viele Pädagogen der älteren Generation den Geschichtsunterricht aufgehen ließen. Die Zeit ist noch gar nicht fern, da Fragen wie diese an der Tagesordnung waren: „Wann beginnt Wielands entschieden sinnliche Richtung?" — Die Sache, nicht Worte über die Sache! muß die Forderung auf diesem schönen Gebiete sein: möglichst wenig Details, möglichst wenig Belastung des Gedächtnisses mit Ziffern, Namen von Verfassern und Titeln von Werken! Dies führt uns zu der ebenfalls in zweiter Auflage (im selben Verlage) erschienenen Didaktik und Methodik des Geschichtsunterrichtes von Oskar Jäger. Es gibt wohl keinen jüngeren Lehrer, der sich nicht aus Jägers goldenem Buche „Aus der Praxis" neuen Mut und frische Berufsbegeisterung geholt hätte, wenn etwa eine neue Schulordnung den Mund gar zu gewaltig voll nahm oder ein recht verschmitztes Bureaukratenstücklein ausgeheckt war, so recht angetan, einem die Lust am Lehren zeitlebens zu verleiden. Jägers „Methodik" ist ein wahres Labsal für den Lehrer der Geschichte. Sie bestärkt ihn im Kampfe gegen die großen Worte und hochtrabenden Redensarten, gegen die pädagogische Phrasenhaftigkeit und die didaktischen Hyperbeln. Sie zeigt ihm, daß auch auf seinem Spezialgebiete Verstand und rechter Sinn mit wenig Kunst sich selber vorträgt; sie bietet ihm eine Fülle von praktischer Anregung; sie zeigt ihm, wie er es anzustellen habe, um über dem Einzelnen nicht die große Bahn der Entwicklung, über dem Nützlichen nicht das Notwendige, über dem Zufälligen nicht das Wesentliche, über der Ausbildung des Verstandes nicht die des Herzens zu übersehen; wie er seinen Jungen Enthusiasmus für das Große in der Geschichte beibringen kann, Sinn für das Notwendige und Schicksalsvolle und Haß gegen das Erbärmliche. Im Sinne Oskar Jägers gegeben, kann der Geschichtsunterricht wahrhaft fördernd und fürs ganze Leben fruchtbar und bestimmend wirken.

Francesco Petrarcas Sonette und Canzonen. Auswahl, Uebersetzung, Einleitung und Erläuterungen von Bettina Jacobsen. Klein-Oktav, 300 Seiten. Leipzig, Inselverlag 1904.

Die durch ihre Uebertragung von Dantes „Neuem Leben" (1877) und einer Auswahl aus den Gedichten Carduccis (1880, mit Einleitung von K. Hillebrand) rühmlich bekannte Uebersetzerin hat sich hier abermals als Meisterin ihrer Kunst bewiesen. Wer Petrarcas Canzoniere auch nur oberflächlich kennt, weiß, daß eine treue Wiedergabe der Formvollendung und der Zartheit des Ausdruckes dieser Poesie zu den schwierigsten Aufgaben gehört. In welchem Grade ihre Lösung der Uebersetzerin gelungen ist, mag eine Probe zeigen, der Anfang der Canzone Standomi un giorno solo (CXXIV S. 209). In einer Reihe allegorischer Visionen wird hier Lauras Tod beklagt:

Als ich einsam jüngst am Fenster stand,
Sah ich so viel Neues da zusammen,
Daß ich müde war, eh' ich's noch schätzte:
Sieh, ein Wild erschien zur rechten Hand,
Trug ein Menschenhaupt, Zeus zu entflammen,
Das ein weißer Hund, ein schwarzer hetzen
Und so schwer verletzen,
Als sie's fest gepackt mit scharfen Bissen,
Daß vorüber bald die letzte Pein.
In dem Sarg von Stein
Ruht viel Schönheit, die der Tod entrissen,
Daß ich schwer darob hab' seufzen müssen.

Dann sah ich ein Schiff auf hohem Meer,
Seide das Tauwerk, Segel goldgewoben,
Ebenholz der Rumpf und Elfenbein.
Still die See, kein Lüftchen regt sich mehr,
Und der Himmel klar, kein Wölkchen droben:
Auf dem Schiff die Ladung reich und fein.
Sturm und Wetterschein
Fern von Ost her trüben Luft und Wogen,
Daß am Fels das Schiff in Trümmer brach.
Welcher Kummer, ach!
Rasch zerstört, von wenig Raum umzogen,
Schätze nie durch and're überwogen.

Die hier gebotene Auswahl aus dem Canzoniere besteht aus 140 Stücken (Sonetten, Canzonen, Madrigalen, Ballaten, Sestinen). Die als Einleitung dienende Lebensbeschreibung Petrarcas (S. 1—24) sowie die für das Verständnis der vielen, oft schwer zu deutenden Allegorien und historischen Anspielungen (S. 246—290) unentbehrlichen Erläuterungen beruhen auf einem sorgfältigen Studium

der einschlägigen, überaus umfangreichen Literatur. Das beigefügte Porträt ist das von P. de Nolhac 1900 in dem Liber rerum memorandarum (in der Pariser Nationalbibliothek) aufgefundene. Die Ausstattung ist gut.

Allgemeine Rundschau.

Internationale Ausgrabungen in Herculanum.

ck. Aus London wird berichtet: Der amerikanische Archäologe Professor Charles Waldstein, der durch seine Arbeiten über die Kunst des Phidias bekannt ist, hielt in der letzten Sitzung der „Royal Academy" einen sehr bemerkenswerten Vortrag über geplante internationale Ausgrabungen, die in Herculanum vorgenommen werden sollen, sobald die nötigen Mittel zusammengebracht sein werden. Am 24. August 79 n. Chr. wurden bekanntlich die Städte Pompeji und Herculanum durch einen Ausbruch des Vesuv zerstört. Von ihnen ist nun Pompeji seit mehr als ein und einem halben Jahrhundert nach allen Richtungen hin durchforscht, und es ist uns das Leben einer römischen Stadt wieder erweckt worden durch diese Ausgrabungen. Aber Herculanum ist noch unbekannt und war doch eine hochkultivierte, reiche Stadt, die in ihrer blühendsten Entfaltung verschüttet worden ist. Hier waren zweifellos große Schätze griechischer Kunst und Literatur, denn die Bewohner von Herculanum gehörten zu den größten Familien Roms. Hier hatten die Fabier, die Balbi, die berühmte Agrippina und Lucius Calpurnius Piso, der Schwiegervater Cäsars, ihre Villen. Darüber kann kein Zweifel bestehen, daß in Pompeji im Vergleich hierzu nur geringwertige Sachen aufzufinden waren. Einmal wohnten dort nicht so vornehme Römer, dann sind auch die meisten feineren Sachen und viele Skulpturen durch die heiße Asche und die herabfallenden glühenden Bimssteinmengen zerstört worden. Herculanum war viel besser geschützt, und es dürfte sich voraussichtlich viel Herrlicheres und Bedeutenderes erhalten haben. Herculanum liegt tiefer als Pompeji und ist daher dem verheerenden Feuer entgangen. Es ist weder zerstört, noch mit Lava bedeckt worden, sondern es wurde unter einer Flut von Schlamm und Asche begraben, die sehr günstig auf die Erhaltung ihrer Schätze gewirkt haben muß. Man hat bisher allerdings zumeist angenommen, Herculanum sei durch Lava völlig zerstört worden, darum hat man die Ausgrabungen nicht energisch betrieben; und doch hat schon die eine Villa, die zwischen 1750—1760 ausgegraben worden ist und die man für die des Piso hält, so reiche Schätze griechischer Kunst ans Licht gebracht wie sonst nur wenige andere Ausgrabungen; die herrlichsten Werke von Bronze und Marmor waren unversehrt; der Schlamm, der alle Ecken, Winkel und Ritzen ausfüllte, hatte alles in bestem Zustande erhalten. So darf man von Ausgrabungen in Herculanum auf eine reiche Ernte hoffen; aber es müssen auch besonders umfassende und weitgehende Maßnahmen getroffen werden, um diese Schätze zu heben. Deshalb hat sich Waldstein an die einzelnen Staaten um ihre Unterstützung gewandt. Der König von Italien hat nicht nur die Erlaubnis zur Ausgrabung gegeben, sondern auch sein regstes Interesse versichert. König Eduard hat ihn ebenfalls ermutigt und ihm seine Hilfe versprochen. Ebenso haben zustimmend geantwortet der König von Schweden, Präsident Loubet, Roosevelt, Graf Bülow und Graf Mensdorff. So fehlt nur noch das Geld und auch dieses hofft Professor Waldstein bald zu erhalten; er tritt eine Reise nach Amerika an, um dort weitere Kreise zu interessieren.

Akademie der Wissenschaften zu Berlin.

15. Dezember. Gesamtsitzung. Vorsitzender Sekretär: Hr. Diels. 1. Hr. F. E. Schulze las über den Bau und die Entwicklung gewisser Tiefsee-Organismen, welche bisher von einigen Zoologen für Hornspongien, von anderen für Foraminiferen gehalten wurden. Die Untersuchungen des Vortragenden, welche an einem reichlichen, von der Tiefsee-Expedition des englischen Schiffes „Challenger", des amerikanischen „Albatroß" und des deutschen „Valdivia" stammenden Materiale ausgeführt werden konnten, haben ergeben, daß es sich um eine besondere Gruppe von Rhizopoden handelt, für welche der Name „Xenophyophora" vorgeschlagen wird. Dieselben bestehen aus baumartig verästelten oder netzartig verbundenen Strängen, welche von zarten organischen Skelettröhren dicht umhüllt und mit diesen in einem lockeren Gerüst verkitteter Fremdkörper (Xenophya Haeckel) befestigt sind. Die Gestalt dieser, bei einigen noch von feinen hornigen Fäden durchflochtenen Gerüste ist für die einzelnen Gattungen und Arten der Xenophyophoren charakteristisch. 2. Hr. Sachau legte eine Mitteilung des Hrn. Prof. Dr. Karl Foy in Berlin vor: „Die Sprache der türkischen Turfanfragmente in manichäischer Schrift". Der Verfasser weist in einigen aus Turfan stammenden Literaturresten einen sehr alten osttürkischen Dialekt nach und untersucht das Verhältnis desselben zu dem ältesten Inschriften-Türkisch und zum Uigurischen. 3. Hr. Warburg legte eine Mitteilung des Hrn. Prof. Dr. Emil Cohn in Straßburg vor: Zur Elektrodynamik bewegter Systeme. II. Die Grundgleichungen der Elektrodynamik ändern ungleich denen der Mechanik ihre Form, wenn man sie auf ein gleichförmig bewegtes Koordinatensystem bezieht. Daraus ist die Meinung entstanden, man könne das absolut ruhende System experimentell finden und man habe es tatsächlich in den Fixsternen gefunden. Verfasser zeigt, daß dies ein Irrtum ist. 4. Die Akademie genehmigte die Aufnahme einer von Hrn. F. E. Schulze in der Sitzung der physikalisch-mathematischen Klasse am 8. Dezember vorgelegten Arbeit des Hrn. Dr. med. John Siegel: „Untersuchungen über die Aetiologie der Pocken und der Maul- und Klauenseuche" in die Abhandlungen (Jahrgang 1905). Die am 9. Juni vorgelegte, in den S. B. unter dem Titel: „Beiträge zur Kenntniß des Vaccineerregers" abgedruckte Arbeit desselben Verfassers über Cytorhyctes variolae konnte durch fortgesetzte Untersuchungen, welche sich auch auf die Erkrankungen mit Pockenlymphe geimpfter Kälber erstreckten, bedeutend erweitert werden. Verfasser bringt jetzt Photogramme von typischen Kernteilungsfiguren, sowie verschiedener Entwicklungsformen von Cytorhyctes variolae Guarnieri. Es wird der Nachweis geliefert, daß Cytorhyctes ein Protozoon ist und seinen Platz im zoologischen Systeme bei den Sporozoen finden muß. Ein Parasit mit ganz ähnlichem Entwicklungszyklus ist der bei der Maul- und Klauenseuche vom Verfasser aufgefundene Cytorhyctes aphtharum nov. spec. Derselbe sporuliert jedoch nicht, wie Cytorhyctes variolae Guarnieri, im Plasma der Hautepithelzellen, sondern regelmäßig im Zellkern. 5. Folgende Druckschriften wurden vorgelegt: Th. Mommsen, Gesammelte Schriften. Abt. I. Juristische Schriften. Bd. I. Berlin 1905 und G. Darboux, Étude sur le développement des méthodes géométriques. Paris 1904.

Kleinere Mitteilungen.

* Archäologisches. Bei Ausgrabungsarbeiten im ersten Wiener Bezirk wurde unlängst unter anderen Trümmern, die unzweifelhaft als Bruchstücke der einstigen Umfassungsmauer des römischen Lagers erkannt wurden, ein Altarstein entdeckt. An der Vorderseite desselben ist eine Inschrift angebracht, die in deutscher Uebersetzung lautet: „Dieses Heiligtum widmet zum Wohle des Kaisers — Valentinus von der zehnten Legion." Die Untersuchung des Altars ergab, daß derselbe aus dem zweiten Jahrhundert nach Christo stammt und ursprünglich in einem Tempel aufgestellt war und später bei der Zerstörung des römischen Lagers in die Tiefe des Umfassungsgrabens geworfen wurde. Auf dem Fundorte grub man auch zahlreiche Fragmente von Terra nigra-Gefäßen aus. Der Fund wurde dem „Museum Vindobonense" überwiesen.

S. W. K. Das Institut für Krebsforschung in Heidelberg. Wie uns aus gut-

informierten medizinischen Kreisen gemeldet wird, sind die Stifter des Fonds zur Errichtung eines Instituts für wissenschaftliche Krebsforschung in Heidelberg Herr Dr. Richard Fleischer, der Herausgeber der Deutschen Revue, und die Baronin v. Rothschild. Ersterer hat Herrn Wirkl. Geh. Rat Dr. Czerny 150,000 M., letztere 100,000 Mark für den gedachten Zweck zur Verfügung gestellt. Die Schenkung ist bereits im vorigen Sommer in aller Stille erfolgt. Inzwischen hat, wie bereits gemeldet wurde, die badische Regierung ein passendes Gelände für das zu errichtende Institut in der Nähe des Heidelberger akademischen Krankenhauses zur Verfügung gestellt und die Mittel zur Erhaltung der Anstalt zugesichert.

* Medizinisches. Zum Nachfolger des unlängst verstorbenen Privatdozenten Dr. A. Langerhans als Prosektor am Krankenhaus Berlin-Moabit ist der Privatdozent an der Universität Berlin Dr. Max Westenhoeffer gewählt worden. Dr. Westenhoeffer, ein Schüler Virchows und Orths, war ursprünglich Militärarzt; 1900 wurde er in dieser Eigenschaft zum pathologischen Institut der Universität Berlin kommandiert; vor etwa einem halben Jahr habilitierte er sich dortselbst als Privatdozent für pathologische Anatomie. — In Genf soll vom 7. bis 10. August nächsten Jahres ein Internationaler Zentralverband der anatomischen Gesellschaften gegründet werden, zu dem bereits die anatomischen Gesellschaften der wichtigsten Kulturstaaten ihre Beteiligung zugesagt haben.

H. Spende. Das Historische Museum der Pfalz in Speyer erhielt von der Zuckerfabrik Frankenthal ein Weihnachtsgeschenk von 3000 Mark.

* Todesfälle. Am vergangenen Mittwoch ist zu Dachau bei München der frühere Professor der Botanik in Jena Dr. Ernst Hallier gestorben. Der Verstorbene, der 1831 zu Hamburg geboren war, hat der Universität Jena ein Vierteljahrhundert angehört; anfangs der 90er Jahre trat er vom Lehramt zurück und lebte seitdem in und bei München im Ruhestande. Als Botaniker hat der Verstorbene eine rege literarische Tätigkeit entfaltet, die außer Einzelfragen seines Faches (Gärungserscheinungen; Pestkrankheiten der Kulturgewächse u. s. w.) insbesondere auch der philosophischen und ästhetischen Seite der Naturwissenschaft galt (Darwins Lehre; Weltanschauung des Naturforschers; Aesthetik der Natur u. a. m.). Auch sonstige philosophische und soziale Probleme (Die soziale Frage und das Erbrecht; Kulturgeschichte des 19. Jahrhunderts in ihrer Abhängigkeit von der Entwicklung der Naturwissenschaften) hat der Verstorbene mehrfach in der ihm eigenen flüssigen Form literarisch behandelt. — In Kopenhagen ist unlängst der Archäologe Professor Julius Löffler im Alter von 61 Jahren gestorben.

Hochschulnachrichten.

R. Tübingen. Die medizinische Fakultät hat die Errichtung eines besonderen hygienischen Instituts in Anregung gebracht. Im neuen Universitätsetat ist eine ordentliche Professur für Hygiene eingesetzt, die auf 1. April 1905 besetzt werden soll. Das Institut wird vorerst nur ein provisorisches sein.

* Berlin. In der medizinischen Fakultät der hiesigen Universität haben sich Dr. Emil Abderhalden aus Basel für das Fach der biologischen Chemie und der Assistent in der Augenklinik des Geh. Rats v. Michel Dr. Joseph Helbron für das Fach der Ophthalmologie habilitiert.



Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Dr. Maximilian Saxl: Die Thronfolgeberechtigung des aus der im Jahre 1875 abgeschlossenen Ehe weil. Sr. Hoh. des Herzogs Anton Friedrich Günther Elimar von Oldenburg mit dem hochwohlgeborenen Fräulein Natalie Vogel Freiin von Friesenhof am 29. August 1878 entsprossenen Sohnes Alexander und dessen Zugehörigkeit zum grossherzoglich Oldenburgischen Hause. Denkschrift. Wien 1904. Gerlach u. Wiedling. 57 S. — Selma Lagerlöf: Herrn Arnes Schatz. Erzählung. Einzige berechtigte Uebersetzung aus dem Schwedischen von Franzis Maro. München 1904. Albert Langen. 157 S. — Dieselbe: Die Wunder des Antichrist. Roman. Deutsch von Pauline Klaiber. Ebenda 1905. 380 S. — Weltall und Menschheit. Naturwunder und Menschenwerke, Geschichte der Erforschung der Natur und Verwertung der Naturkräfte. (Lieferung 69—72.) Berlin, Leipzig, Wien, Stuttgart. Deutsches Verlagshaus Bong u. Co. — Studien zur Erläuterung des bürgerlichen Rechts. Herausgegeben von Dr. Rudolf Leonhard, o. Professor der Rechte an der Universität Breslau. (13. Heft: Bedingungsfeindliche Rechtsgeschäfte von Dr. Eberhard Friedrich Bruck.) Breslau 1904. M. u. H. Marcus. 180 S. — v. Wedel, Major und Adjut. der 1. Gardedivision: Der Kompagniechef. Ein Ratgeber für Erziehung, Ausbildung, Verwaltung und Besichtigung der Kompagnie. (Handbibliothek des Offiziers. 5. Band.) Berlin 1905. Ernst Siegfried Mittler u. Sohn. 242 S. — Becker, Major u. Bataillonskommandeur: Der Bataillonskommandeur im äusseren und inneren Dienst. (Handbibliothek des Offiziers. 6. Band.) Ebenda 1905. 143 S. — Luca Beltrami: Die Certosa von Pavia. Mailand. Ulrico Hoepli. 174 S. — Fritz Reuter: Ut mine Stromtid. Hochdeutsche Ausgabe von Otto Heidmüller. Wismar 1904. Hinstorffsche Hofbuchhandlung. 656 S. — Deutscher Kolonial-Kalender und statistisches Handbuch für das Jahr 1905. Berlin 1904. Deutscher Kolonial-Verlag. 298 S. — Marine-Taschenbuch. Mit Genehmigung des Reichsmarineamts auf Grund amtlichen Materials bearbeitet und herausgegeben. Berlin 1905. E. S. Mittler u. Sohn. — Alfred Funke: Unter den Coroados. Eine Geschichte von deutschen Bauern und brasilianischen Indianern. Mit 6 Vignetten und 6 Vollbildern von A. Wessner. Leipzig u. Berlin 1905. B. G. Teubner. 285 S. — Adalbert Lindner: Der Kampf um Parma. Geschichtl. Schauspiel in 5 Akten. Aschaffenburg 1905. C. Krebssche Buchhandlung (Wilhelm Hausmann). 47 S. — Veröffentlichungen des schwäbischen Schillervereins. Im Auftrage des Vorstandes herausgegeben von Otto Günther. (1: Marbacher Schillerbuch.) Stuttgart u. Berlin 1905. J. G. Cotta Nachf. 380 S. — Dr. H. Kleinpeter: Die Erkenntnistheorie der Naturforschung der Gegenwart. Unter Zugrundelegung der Anschauungen von Mach, Stallo, Clifford, Kirchhoff, Hertz, Pearson und Ostwald. Leipzig 1905. Johann Ambrosius Barth. 156 S. — Dr. Konstantin Collas: Der Staatsbankerott und seine Abwicklung. (Münchener Volkswirtschaftl. Studien. Herausg. von Lujo Brentano und Walther Lotz. 68. Stück.) Stuttgart u. Berlin 1904. J. G. Cotta Nachf. 64 S. — Dr. Wilhelm Waltz: Vom Reinertrag in der Landwirtschaft. Eine historisch-kritische Studie. (Münch. Volkswirtsch. Stud. 69. Stück.) Ebenda 1904. 121 S. — Otto Frhr. v. Dungern: Frische Blüten. Lieder. Zeichnungen von August v. Meissl. Regensburg 1905. G. Wunderlings Hofbuchhandlung 76 S. — Adalbert Wahl: Vorgeschichte der französischen Revolution. Ein Versuch. Erster Band. Tübingen 1905. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 370 S. — E. Mentzel: Fränkische Erde. Roman. Frankfurt a. M. 1905. Karl Fr. Schulz. 414 S. — Sofie Schulz-Euler: Am Pfaffengarten. Roman. Ebenda 1905. 395 S. — Helene Simon: Robert Owen. Sein Leben und seine Bedeutung für die Gegenwart. Mit einem Bildnis Robert Owens. Jena 1905. Gustav Fischer. 335 S.

Jahrgang 1904. München, Dienstag, 27. Dezember. Nummer 297.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Deutsches Leben in Südamerika.*)

Von Wilhelm Lacmann.

IV.

Porto Alegre.

Santa Cruz, Dezember 1903.

Die weiten Steppen des Lageaner Munizips, der Vaccarie und der Campos de Cima da Serra, die lachenden Fluren der Kolonien Caxias und Sao Sebastiao lagen hinter mir. Ein kleiner Dampfer trug mich den Rio Cahy abwärts, Porto Alegre zu. Es war eine ziemlich unerquickliche Fahrt. Die Landschaft der Flußufer ist zwar nicht reizlos, aber eintönig. Aufs Verdeck brannten die Sonnenstrahlen heiß hernieder, und drunten in der Kajüte räkelten etliche brasilianische Fahrgäste, der Röcke und Stiefel ledig, auf den schäbigen Polstern. Sie gaben ihr Lager auch während der Mahlzeit nicht auf, bei deren Auftragen es der Stewart zum Ueberfluß für angezeigt hielt, über das Anrichtebrett hinwegzuspuken.

Gegen Abend tauchten endlich die weißschimmernden Häuser der Hauptstadt von Rio Grande do Sul und der ragende, doppelgetürmte Bau der Igreja da Nossa Senhora das Dores über den Wassern des Guahyba empor, in den der Dampfer vor einiger Weile eingelaufen war. Noch war das Bild verschwommen und hinter bewaldeten Inseln halb verborgen. Jetzt aber fängt Licht und Schatten an schärfer hervorzutreten, die Linien beginnen sich deutlicher und breiter zu entwickeln. Die Igreja Matriz und das städtische Krankenhaus, die Santa Casa da Misericordia, grüßen von der Höhe hernieder. An ihrem Fuße ragt der Turm der protestantischen Kirche mit dem spitzen roten Giebel, während weiter zur Linken die Igreja da Conceiçao das Hauptstück des Bildes beschließt, das in einer Reihe von Fabrikschornsteinen noch einen Ausläufer hat. Ein sanft geschwungener Höhenzug mit dem Gipfel des Morro Crystal gibt dem Ganzen einen überaus wirkungsvollen Hintergrund.

Der Dampfer legte an; eine Schar schwarzer und gelber Lümmel drängte sich an Bord und begann sich um das Gepäck der Reisenden zu balgen, und eine halbe Stunde später saß ich auf dem Balkon des Hotels Becker und sah vergnüglich ins Straßentreiben hinab.

Porto Alegre! Ich kam mir vor wie der Köhlerknabe im Märchen, der sich aus seiner Waldwildnis in den Prunk eines Fürstenschlosses versetzt sieht. Jene Kampmorgen, funkelnd von Tau und Sonne, jene einsamen Lagerfeuer in schweigender Nacht, das ganze ursprüngliche Leben der Campanha mit ihren dunklen Fichtenwäldern, ihren endlosen Steppen, den dünngesäten Gehöften und Hütten, in denen der brasilische Viehzüchter sein anspruchsloses Dasein lebt — das alles lag eben erst hinter mir und war doch fast wie ein Traum verschwunden. An Stelle mittelalterlicher Zustände umgab mich mit einem Male das Treiben einer modernen Weltstadt. Ein weißes, netzumhangenes Bett wartete meiner anstatt des Lagers auf der Satteldecke und eine vorzügliche deutsche Kost anstatt des unabänderlichen Menüs: schwarze Bohnen, Farin, Carne Secca. Das Hotel Becker gehört einem deutschen Besitzer und hat deutschen Zuschnitt. Auch von den Gästen hörte ich kaum andere als heimatliche Laute — ich konnte mich in den freundlichen Räumen des Gasthofes beinahe in eine deutsche Mittelstadt versetzt glauben.

Wie sich hierin schon andeutet, hat Porto Alegre ein entwickeltes deutsches Leben. Bevor ich jedoch des näheren über dieses berichte, möchte ich dem Leser den Hintergrund zeigen, von dem sich das Bild abhebt, und bitte ihn daher, mich auf einem Spaziergang durch die Stadt zu begleiten. Keine Besorgnis, verehrter Leser! Es soll keine „Besichtigung“ werden. Ich werde Sie nicht durch sämtliche Hauptstraßen, zu sämtlichen Plätzen und Anlagen, Denkmälern, Brunnen und öffentlichen Gebäuden schleppen. Ich selbst bin viel zu sehr Genußmensch, um mir von „Sehenswürdigkeiten“ meinen Stundenplan vorschreiben zu lassen. Ich „besichtige“ grundsätzlich keine Stadt, ich pflege mich nur darin umherzutreiben und glaube dabei zum mindesten ebenso gut auf meine Rechnung zu kommen, wie jene Vergnügungsreisenden, die in München binnen dreier Tage sämtliche Gemäldesammlungen und Bierkeller ablaufen, und hinterher wohl gar die Stirn besitzen, von den Herrlichkeiten der alten Pinakothek zu schwärmen oder Freunden und Anverwandten zu berichten, sie hätten sich im Hofbräuhaus köstlich amüsiert. —

Wir treten aus dem Hotel Becker hinaus auf die Rua dos Voluntarios da Patria. Das erste, was uns an dem Straßenbilde auffällt, sind die eigentümlichen Lastfuhrwerke, plumpe, zweiräderige Karren, die meist ein hohes Planzelt überdacht. Sie sind stets mit einer Schere versehen, auch dann, wenn sie mehrspännig gefahren werden: in diesem Falle geht ein Tier innerhalb der Stangen und auf einer oder auf beiden Seiten ein weiteres. Einen dieser Karren sehen wir eben quer über dem Geleise der Straßenbahn stehen. Der mit zwei Maultieren bespannte Bond kommt heran, er muß halten und der Führer ruft den schwarzen Karrenlenker an. Der war gerade darein vertieft, sich aus Fum und Maisblatt eine Zigarette zu drehen. Jetzt steckt er sie erst gemächlich an, klettert bedächtig von dem

*) S. Nr. 259, 265 u. 285 der Beil. d. Z.

Gefährt herunter und führt es umständlich aus dem Wege, während der Bondsführer schweigend und geduldig wartet. Das ist ein Zug echt brasilischen Lebens. Von dem Hasten unserer Großstädte ist in Porto Alegre nichts zu verspüren. Dem nervösen angelsächsischen „Time is money" steht das Losungswort „paciencia" als gerades brasilisches Widerspiel gegenüber. Geduld! Sie ist dem Brasilianer ein Hauptstück aller Lebensweisheit und macht ihm die Pünktlichkeit zur entbehrlichen Tugend. „Komm' ich heut' nicht, so komm' ich morgen — voraussichtlich auch nicht, aber übermorgen — vielleicht," — denkt er, und der Landsmann, dem das „heute" in Aussicht gestellt ist, regt sich auch nicht darüber auf, wenn er bis über-übermorgen wartet, denn auch er besitzt ja — paciencia.

In diesem Zuge liegt eine unverkennbare Verwandtschaft des brasilischen Lebens mit dem des europäischen Südens. Und doch, welcher Unterschied zwischen dem Treiben von Porto Alegre und den Straßenbildern einer spanischen oder portugiesischen Hafenstadt! Zu dem graziösen Behagen, das über jenen ausgegossen liegt, fehlt hier zum mindesten die Grazie. Die Senhoras in der bunten, malerischen Tracht, die dort dem Bilde das eigenartig-reizvolle Gepräge geben, sind verschwunden, und scheckig gekleidete Negerinnen und Halbnegerinnen vermögen sie nicht zu ersetzen. Eben treffen wir ein paar der schwarzen Schönheiten an. Sie tragen keine Kopfbedeckung. Das dichte Kraushaar ist durch den Kamm in zwei Teile geteilt. Eine Frisur, die immerhin einen glücklichen weiblichen Instinkt verrät; denn der scharfe Scheitel ist das einzige, was die Plumpheit der grob geschnittenen Gesichter etwas zu mildern vermag. Andere tragen den Scheitel quer über den Kopf, und wieder andere vereinigen beide Formen der Haartracht zu einer höchst merkwürdigen Kreuzfrisur. Die alten Negerinnen aber — oder wenigstens die, welche aus ihren Jahren kein Hehl mehr machen —, ersparen sich viele Mühe, indem sie einfach ein Tuch turbanartig um den Kopf schlingen.

Jetzt treten wir um die Ecke der Rua dos Andradas. Ein paar Soldaten in schmucker Uniform, aber ohne Seitengewehr, begegnen uns; sie grüßen eben recht zuvorkommend zu einem Vorgesetzten hinüber. Die Rua dos Andradas ist die Hauptverkehrsstraße von Porto Alegre und von einem bunten Leben durchströmt. Neger und Negermischlinge aller Abstufungen, Lusobrasilier, Italiener und Deutsche fluten hier durcheinander. Hier und da begegnen wir auch orientalischen Gesichtszügen. Denn Porto Alegre besitzt eine ziemliche Anzahl syrischer Krämer, die sogar eine besondere, in arabischer Sprache geschriebene Zeitung ihr eigen nennen.

Porto Alegre ist eine schöne Stadt, keine Frage. Seine Straßen sind gerade und sauber, die Häuser von gefälliger Bauart, deren Merkmale das niedrige Dach mit stumpfwinkeligem Giebel und der auf dem obersten Stockwerk aufgesetzte Balkon bilden. Gebäude von besonderer Stattlichkeit besitzt Porto Alegre nicht viele. Am meisten fielen mir das Gesellschaftshaus des deutschen Klubs „Germania", die Intendanz, d. i. das Stadthaus, und die Dores-Kirche auf. Letztere, die schon bei der Fahrt auf dem Guahyba von fernher als Wahrzeichen der Stadt herübergegrüßt hatte, besitzt einen gewaltigen Vorderbau von ganz eigenartigem, doch recht geschmackvollem Stil. Als Ganzes betrachtet aber, ist das Bauwerk eine Art architektonischen Schwindels. Tritt man um die Ecke der Fassade herum, so sieht man einen Rückbau, der mit seinen kahlen Mauern und einer Flucht breiter, niedriger Fenster eher einem Fabrikgebäude als einem Kirchenschiff gleicht.

Auch an Werken der Bildhauerkunst ist Porto Alegre nicht reich, und irgend etwas Hervorragendes dieser Art besitzt die Stadt überhaupt nicht. Am ansehnlichsten ist noch ein Monumentalbrunnen auf der Praça Marechal Deodoro mit vier allegorischen Figuren, welche die Flüsse darstellen, die sich bei Porto Alegre zum Guahyba-Strom vereinigen. Sie schauen etwas befremdet drein, diese Flußgötter. Doch ist das namentlich den beiden weiblichen Gestalten nicht zu verdenken. Sieht man ihrem Körperbau doch an, daß sie im täglichen Leben, ebenso wie andere brasilische Damen auch, ein enges Korsett zu tragen pflegen. Die leichte Gewandung, in der sie sich hier dem Publikum zeigen müssen, mag ihnen darum ungewohnt und einigermaßen peinlich sein.

Porto Alegre besitzt mehrere Hochschulen: eine Kriegsschule, eine juristische und eine medizinische Fakultät. Die letztere scheint sich zur Zeit in nicht ganz günstigen Vermögensverhältnissen zu befinden. Wenigstens hat sie einen Aufruf an die öffentliche Wohltätigkeit für zweckmäßig gehalten. In chevaleresker Form natürlich. Man hat einen Bazar, eine sogenannte „Kermesse", veranstaltet, in der Damen der ersten Gesellschaft als Verkäuferinnen auftreten und dem Besucher beträchtliche Summen abzunehmen wissen. **Tout comme chez nous**, nur daß die schönen Hände hier statt blanken Goldes oder Silbers schmutzige, zerlumpte Papierlappen anfassen müssen. Mir war die Veranstaltung eine willkommene Gelegenheit, das vornehme Leben der Stadt kennen zu lernen. Der Stadtgarten, in dem die Kermesse während einer Reihe von Abenden stattfand, bot mit Lampions, Girlanden, Fahnen und bunten Verkaufszelten einen glänzenden Anblick. Das Ganze hatte ein etwas karnevalistisches Aussehen, das durch Konfetti und Papierschlangen vervollständigt wurde. Ein elegantes Durcheinander bewegte sich auf den Kieswegen des Parkes. Schmucke Uniformen zwischen dunklen Röcken neuesten Pariser Schnittes, dazu ein Flor von Damen, der, wandelnden Bildern einer französischen Modezeitung vergleichbar, einen höchst „schiken" Anblick bot — wenigstens nach gültiger Anschauung, die den Wespenleib noch immer zu den Merkmalen ihres Frauenideales zählt. Um von der Schale auf den Kern zu kommen, finde ich, daß wirkliche Schönheit unter den Brasilianerinnen ein noch viel weißerer Rabe ist als bei uns zu Lande. Doch das sind Geschmackssachen. Ich will darum mit keinem Landsmann rechten, der in den Töchtern Brasiliens einen Ausbund weiblicher Schönheit und — nach gut deutscher Art — einen willkommenen Gegenstand abfälliger Vergleiche mit der alten Heimat erblickt. — Ein Feuerwerk bildet den Abschluß des Abends. Selbstverständlich; denn die Rakete darf in Brasilien bei keinem Feste fehlen, mag es sich nun um einen politischen Gedenktag, den Empfang einer hervorragenden Persönlichkeit, eine kirchliche oder beliebige andere Feier handeln.

Porto Alegre hat eine verhältnismäßig vorgeschrittene Industrie. Gegenstände der Fabrikation sind Schiffe, Maschinen, Drahtstifte, Möbel, Glaswaren, Seife, Tuchstoffe und Hüte. Durch hohe Schutzzölle begünstigt, wirft die Porto Alegrenser Industrie gute Erträge ab und verspricht eine immer weitergehende Entwicklung.

Vor allem aber liegt die kommerzielle Bedeutung der Rio Grandenser Hauptstadt in ihrem Durchgangshandel. Porto Alegre bildet den Treffpunkt der wichtigsten Verkehrswege zwischen dem Binnenlande von Rio Grande und der Küste. In der Nähe der Stadt vereinigen sich der Jacuhy, der Cahy, der Taquary und der Rio dos Sinos zu dem breiten Stromlauf des Guahyba. Alle diese Flüsse werden durch Dampfschiffe befahren, die Porto Alegre mit Cachoeira, Sao Sebastiao, Estrella, Taquara do Mundo Novo und Barra (am Guahyba) verbinden. Von der Station Margem am Jacuhy ab schließt sich an den Dampferweg eine Eisenbahnlinie, die zur Westgrenze des Staates führt. Ein weiterer Schienenstrang schließt Sao Leopoldo und Taquara an die Hauptstadt an. Mit der Küste ist diese verbunden durch die Schiffahrt auf der Lagôa dos Patos, einem ungeheuren Binnensee, der etwa 40 Kilometer südlich der Stadt den Guahyba aufnimmt, und seinerseits bei dem Seehafen Rio Grande do Sul in den Atlantischen Ozean ausströmt. Der Einfluß dieser außergewöhnlich günstigen Lage hat Porto Alegre zur ersten Handelsstadt von Südbrasilien werden lassen. Ihr schickt die Campanha die Ausbeute der gewaltigen Viehherden, die jenes Grasland durchschweifen: getrocknetes Fleisch, Häute, Fett, Talg, Zungen, Hörner, Knochenasche; die Kolonien senden den reichen Ueberschuß ihres landwirtschaftlichen Ertrages: Berge goldroter Orangen schimmern in langen Kähnen am Staden des Hafens, in seinem Schuppen stauen sich Tausende und Tausende von Säcken mit Bohnen, Fa-

rinha, Kartoffeln. Daneben sehen wir ein buntfarbiges Volk von Lastträgern Kisten und Ballen mit den Stempeln deutscher, englischer, nordamerikanischer Firmen löschen und verladen.

Was Porto Alegre heute ist, das verdankt es seinem Handel. Was wiederum diesen Handel zu seiner heutigen Bedeutung entwickelt hat, ist zum besten Teile deutsche Arbeit. Ebenso wie in der Industrie von Porto Alegre, so stehen auch in seinem Großhandel deutsche Namen in der ersten Reihe. Ich will nur die großen Einfuhrhäuser von Preiß, Wiedemann u. Cie. und von Bromberg u. Cie. nennen, sowie die bedeutende Firma Fraeb, Nickele u. Cie., die neben einer ausgedehnten Einfuhr, namentlich an Tuchwaren, eine umfangreiche Ausfuhr von Erzeugnissen des Landes betreibt.

Im ganzen macht die deutsche Bevölkerung von Porto Alegre etwa ein Viertel der Gesamteinwohnerschaft aus; sie besteht aus ungefähr 20,000 Köpfen, worunter allerdings nur etwa 600 Angehörige des Deutschen Reiches. Die Deutschen Porto Alegres gehören, soweit sie nicht zu den Kreisen der Industrie und des Großhandels zählen, der Hauptsache nach dem guten Mittelstande an — im Gegensatz zu den ebenfalls sehr zahlreich vorhandenen Italienern, unter denen vorwiegend die arbeitende Klasse vertreten ist. So ist es denn nicht zu verwundern, wenn sich inmitten der Hauptstadt von Rio Grande do Sul ein vielseitiges deutsches Leben entwickelt hat. Es bestehen nicht weniger als vier Schulen, die ihren Unterricht in deutscher Sprache erteilen. Die deutsche protestantische Gemeinde besitzt eine eigene Kirche; auch katholischer Gottesdienst findet in deutscher Sprache statt. Ferner erscheinen drei deutsche Blätter: die „Deutsche Zeitung", „Koseritz' Deutsche Zeitung" und das „Deutsche Volksblatt", letzteres von ultramontaner Richtung. Daß sich diese Zeitungen nicht stets im Einklang miteinander und mit der übrigen deutschen Presse von Rio Grande befinden, versteht sich von selbst. Doch ist anzuerkennen, daß ihre Fehde-Artikel niemals jenen plumpgehässigen Ton annehmen, den etliche Santa Catharinenser deutsche Blätter so meisterlich beherrschen. Allen dreien aber muß das Zeugnis ausgestellt werden, daß sie durch ausgiebige Nachrichten über Vorgänge und Verhältnisse im Reich dazu beitragen, das Interesse für das Mutterland und das Gefühl der Zugehörigkeit zum deutschen Stamme in ihrem Leserkreise wachzuhalten.

Daß unter den Deutschen von Porto Alegre das übliche „rege Vereinsleben" nicht fehlt, bedarf bei dem deutschen Vereinstrieb keiner besonderen Versicherung. Im ganzen sind es, wenn ich nicht irre, volle 36 Körperschaften, gemeinnütziger, geselliger oder sportlicher Natur. Die hervorragendste unter ihnen ist der „Klub Germania", der eine große Anzahl der ersten deutschen Familien vereinigt. Er besitzt ein überaus stattliches eigenes Haus, um das ihn die Kasinogesellschaft mancher deutschen Mittelstadt beneiden könnte. Im Eingangsflur prangt ein Gipsnachguß der Germania des Niederwalddenkmals, und den prachtvollen Hauptsaal ziert eine Büste des Deutschen Kaisers.

Um aber die äußeren Angaben über das Deutschtum von Porto Alegre zu vervollständigen, muß ich vor allen Dingen ein Brustbild Bismarcks erwähnen, das in der Oeffentlichkeit, im Garten des Schützenhauses, aufgestellt ist. Ein erhebendes Gefühl, hier über dem Weltmeer dem eisernen Kanzler ins Gesicht zu blicken und dabei der fernen Heimat zu gedenken und ihrer großen Tage! In dieser Ehrung des größten Deutschen unserer Zeit hat sich das Porto Alegrenser Deutschtum selbst ein Ehrenmal gesetzt, welches durch das, was im übrigen etwa zu sagen sein mag, nicht angetastet werden kann.

*

So sehen wir denn im fernen Süden Amerikas ein Stück Deutschtum gar kraftvoll und herrlich gedeihen, einer knorrigen Eiche unter Palmen vergleichbar; ein starkes, tüchtiges Volkstum, deutsch bis ins Mark, seinem Vaterland Brasilien aber ergeben in deutscher Treue. . .

In dieser Weise etwa würde ich meine Betrachtungen einleiten, wenn ich es — manchen Schönrednern gleich — aus irgend welchem Grunde für angezeigt hielte, meinen Leserkreis mittels blauen Dunstes in eine behaglich-patriotische Feststimmung zu versetzen. Will ich die Dinge aber schildern, wie sie sind, so muß ich mir dieses Vergnügen versagen.

Ich hole zu keinen politischen Erörterungen aus, wie solche vor einiger Zeit in deutschen Blättern leider wieder aufgetaucht sind. Ueber die Behandlung ungelöster Fragen der äußeren Politik in der Presse habe ich meine eigene Ansicht. Kein Mensch besitzt einen genügenden Einblick in die Konstellation der diplomatischen Beziehungen zwischen den Völkern, um darauf eine sachgemäße Erörterung zu erwartender oder erstrebender künftiger Entwicklungen gründen zu können, außer denen, die selbst im diplomatischen Leben stehen. Wer aber im diplomatischen Leben steht, darf sich über das meiste, was er infolgedessen weiß, nicht öffentlich auslassen. Mithin kann eine Erörterung der Presse über Fragen der bezeichneten Art keine bessere Grundlage haben als unsichere Mutmaßungen und keine andere Bedeutung als die einer in die Oeffentlichkeit getragenen Bierbankpolitik. Dabei aber vermögen — und das ist der Kern der Sache — derartige unmaßgebliche, oftmals geradezu lächerliche Auseinandersetzungen ganz unermeßlichen Schaden zu stiften. Die Verfasser jener neuerdings erschienenen Artikel, die sich so unzweideutig über eine Annexion brasilischer Landesteile durch Deutschland als eine naheliegende Möglichkeit aussprechen, haben wohl kaum bedacht, welche Nachteile solche Auslassungen bei der deutsch-feindlichen Stimmung nativistischer Kreise Brasiliens und der hierzulande ohnehin so verbreiteten Furcht vor der „deutschen Gefahr" für ihre Stammesgenossen über der See im Gefolge haben können. Sonst würden die Abhandlungen, die überdies nach den Erklärungen des deutschen Reichskanzlers im Reichstag vom 19. März als völlig aus der Luft gegriffen erscheinen, wohl ungeschrieben geblieben sein.

Auch auf wirtschaftlichem Gebiet dürfte die Frage der Erhaltung des Deutschtums in Südamerika nicht die Bedeutung haben, die ihr bisweilen beigemessen wird. Wenn ein deutscher Bauersmann in Rio Grande oder Santa Catharina die Wahl hat zwischen drei Uhren, von denen die eine einer englischen, die andere einer nordamerikanischen, die dritte einer deutschen Fabrik entstammt, so glaube ich, er wird bei gleichem Preise die nehmen, die ihm am besten scheint, und bei gleicher Güte die billigste. Wie hier im kleinen, so ist es auch im großen. Die Volkszugehörigkeit des Verkäufers wird in der Kauffrage stets nur eine höchst subsidiäre Rolle spielen. Und kein Mensch kann das unbillig heißen.

Es bleibt nur übrig, die Erscheinungen des Deutschtums in Brasilien unter einem allgemeineren Gesichtspunkte, als Symptome unseres Volksgeistes aufzufassen. Die Frage: welche Züge hat deutsches Volkstum inmitten der und der fremden Umgebung angenommen? ist nichts anderes, als eine Frage nach dem besonderen Ausfluß eines Allgemeinen, ihre Beantwortung ein Einzelbeitrag zur Charakteristik deutschen Wesens.

Um so unerfreulicher ist es, feststellen zu müssen, daß in Porto Alegre der deutsche Michel eine ganz bedenkliche Neigung zeigt, sich zum Miguel umzugestalten. Fällt es einem Engländer, der in Frankreich oder Deutschland seinen Wohnsitz nimmt, ein, seinen Vornamen John oder William in Jean oder Guillaume, Johann oder Wilhelm umzuändern? Er denkt nicht daran. Der Deutsche aber hat sich kaum auf brasilischem Boden niedergelassen, da ist auch schon aus dem Karl ein Carlos, aus dem Fritz ein Frederico geworden. Das ist am Ende eine Aeußerlichkeit. Doch ist sie überaus bezeichnend für den Hang des Deutschen, seine Eigenart aufzugeben. Natürlich will ich nicht sagen, daß unser Volk des nationalen Sinnes ganz und gar entbehre. Aber Bismarcks Wort, dem deutschen Blute fehle eine halbe Flasche Sekt, läßt sich auch auf unser Nationalbewußtsein anwenden. Es ist ein wenig schläfrig und will geweckt sein. Ja, im Festesjubel, beim Becher-

klang, da wacht es auf, da erinnert sich der Deutsche im fernen Lande der Zugehörigkeit zum teutonischen Stamme, da preist er in begeisterten Reden die alte Heimat, da klingt er an aufs Band der deutschen Treue, das ihn mit ihr verbinde. Am anderen Morgen aber hängt sich Michel als Alltagsgewand wieder sein brasilisches Mäntelchen um. Er bietet seinem deutschen Nachbar keinen guten Tag, sondern einen bom dia und fängt mit ihm ein Gespräch an, das eine verzweifelte Aehnlichkeit hat mit den elsässer-französischen Diskursen, die die „Jugend" bisweilen bringt. Como vai? — Es tut sich; e Vossê? — Obrigado, bem, bis es besser wird. Ganz eigentümliche Blüten zeitigt dieses Brasilianerdeutsch. „Die „Italia" ist der primeirste Vapor auf dem ganzen Rio," hörte ich einmal jemand sagen, der dem Gedanken Ausdruck geben wollte, die „Italia" sei der erste Dampfer auf dem Fluß. Derartigen sprachlichen Unarten ist am Ende keine allzu große Bedeutung beizumessen; sie sind in einem Kreise, der tagtäglich in zwei Zungen redet, zum mindesten erklärlich. Von weit höherer Bedeutung aber ist es, daß die portugiesische Sprache reiner Gestalt mehr und mehr in den Umgang der Deutschbrasilianer untereinander eindringt. Das heranwachsende Geschlecht, das von früher Jugend an von einem Teil der Spielgenossen nur portugiesische Laute hört und zu deren Bevorzugung schon deswegen neigt, weil sie der Zunge bequemer sind, hat natürlich erst recht den Hang, die fremde Sprache ins häusliche Leben hineinzutragen. Und da diesem Hang von seiten der Eltern meist kein oder nur schwacher Widerstand entgegengesetzt wird, so ergibt sich eine fortschreitende Verbrasilianerung ursprünglich deutscher Kreise. Ist es doch Tatsache, daß es in Porto Alegre, inmitten vieler Tausende von Stammesgenossen eine Menge Leute deutscher Abkunft und deutschen Stammes gibt, die die deutsche Sprache nicht sprechen können — oder wollen.

„Ja, die wollen sich großtun," sagte ein gut deutsch gesonnener Bauersmann in der alten Kolonie Sao Leopoldo, mit dem ich über dieses Hinneigen der städtischen Deutschen zum Brasilianertum sprach. Ich glaube, besser läßt sich der Kern der Sache gar nicht kennzeichnen. Ein trauriger Mangel an nationalem Stolz, verbunden mit dem unseligen Hang, alles Fremde höher zu stellen als die eigene Art, das ist es, worin jene betrübende Erscheinung ihre tiefste Grundlage hat. Der nämliche Zug deutschen Wesens tritt in ihr zutage, der ehemals das Hofleben unserer Duodezfürsten zu einem geschmacklosen Abklatsch der Herrlichkeit Ludwigs XIV., Deutschlands vornehme Gesellschaft zu einer lächerlichen Nachahmerin französischer Allüren werden ließ und heute noch unsere Frauenwelt allen vernünftigen Bestrebungen zum Trotz zur gedankenlosen Anbeterin Pariser Modetorheiten macht.

Auch in der Kolonie Blumenau bin ich bisweilen dem Hang begegnet, mit brasilianischem Wesen schön zu tun. Dort aber reden jene Holzhütten der Lusobrasilier inmitten schmucker deutscher Steinhäuser denn doch eine zu beredte Sprache. Dort sieht der Bauersmann an den Früchten eigenen Schaffens gar zu handgreiflich die Ueberlegenheit der deutschen Arbeit, um den Brasilianer in Wahrheit höher zu werten als sich selbst. Nein, er bezeichnet ihn ziemlich wegwerfend als „Caboclo", als Halbindianer, im Gegensatz zu dem er sich selbst mit Stolz „Deutscher" nennt. In Porto Alegre liegt die Sache anders. Da sieht der Deutsche den Brasilianer in guter Lebensstellung, im feinen modischen Gewand. Hier verbirgt sich der kulturelle Minderwert hinter gefälligen Umgangsformen und schönen Reden. Daß die einen wie die anderen nicht immer ganz farbecht sind, das entgeht dem kurzsichtigen deutschen Auge. Verraten jene Auftritte, die neuerdings von brasilianischen Studenten in Sao Paulo geliefert wurden — und denen gegenüber bei uns gelegentlich vorkommende „Benehmigungen" akademischer Bürger recht kümmerliche Waisenknaben sind —, verraten sie nicht, daß sich hinter dem Firnis feiner Formen ein Wesen verbergen kann, das zum mindesten nicht zum Vorbild taugt? Und die schönen Reden? Ja, in denen ist der Brasilianer freilich groß. Wie sehr dabei aber die klingende Phrase im Vordergrunde steht, das mag ein Stück aus einer Ansprache veranschaulichen, die jüngst ein Vertreter brasilianischer Wissenschaft, der Leiter einer polytechenischen Hochschule, an Santos Dumont hielt. „Wenn Sie eines Tages," sagte der Redner, „auf Ihren luftigen Flügen in die Nähe der Sonne kommen — was nicht unwahrscheinlich ist, weil die Wissenschaft auf der Bahn des Fortschritts kein Hindernis kennt —, „so sagen Sie ihr, daß Brasilien glücklicher ist als sie, denn die Sonne hat keinen Sohn hervorgebracht wie Santos Dumont." — Ich entnehme die Wiedergabe der Worte dem Deutschen Volksblatt, das sich das Verdienst erworben hat, sie nach Gebühr zu geißeln.

Um jedem Mißverständnis entgegenzutreten, betone ich, daß mit dem Gesagten nicht etwa ein abschließendes Urteil über brasilianisches Wesen gegeben sein soll. Ich bin weit entfernt, dem Brasilianer, insbesondere dem Bewohner des Kamplandes, seine edlen Eigenschaften, seine Ritterlichkeit, Höflichkeit, Gastfreiheit abzustreiten. Ich selbst habe diese Eigenschaften zu eindringlich an mir selbst erfahren, um ihnen die gebührende Achtung zu versagen. Davon aber bin ich überzeugt, daß die germanische Rasse keinen Grund hat, dem brasilianischen Wesen vor ihrem eigenen den Vorzug zu geben, daß vielmehr die germanische Gesittung allein imstande ist, die Kulturaufgaben der Zukunft zu lösen, und daß sie berufen ist, ihrem Geiste die Welt zu erobern.

Doch zurück zur Gegenwart. Großtun will sich der deutsche Michel, und darum hört er auf Deutscher zu sein. Worin ist der Grund dieses würdelosen Zuges deutscher Art zu suchen? Liegt er von Urbeginn im Wesen unseres Volkes? Der Hinblick auf den angelsächsischen Vetter scheint das Gegenteil zu lehren. Und versichern uns doch auch die Geschichtschreiber, daß die Deutschen des Mittelalters ein hoffärtiges, selbstbewußtes Volk gewesen seien. Wie das Wesen eines Menschen durch seine Schicksale beeinflußt und gebildet wird, so der Charakter eines Volkes durch seine Geschichte. Die unserige hat uns ein trauriges Erbteil hinterlassen. Jahrhunderte unsäglicher Erniedrigung, die dem einzelnen jeden Gegenstand nationaler Begeisterung versagte, klägliche Zersplitterung des Landes, Demütigungen durch fremde Mächte; dazu das unermeßliche äußere Elend, das die Schrecken des Dreißigjährigen Krieges über die Bevölkerung brachten, das wirkte zusammen den Stolz des Volkes zu brechen, das ehedem die abendländische Welt zu Füßen seiner Krone sah.

Unser nationales Geschick hat eine gewaltige Wendung erfahren. Noch aber vermochte ihr Eindruck nicht die Wunden zu heilen, die vergangene Zeiten dem Geiste unseres Volkes geschlagen. Ob er dem ererbten Fluche und modernen kosmopolitischen Bestrebungen zum Trotz eine Wiedergeburt erleben wird, das liegt in der Zukunft. Wir stehen im Zeichen steigender Sterne. Mögen sie uns auch die Zuversicht schenken, es werde dereinst der deutsche Volksstolz in alter Herrlichkeit erstrahlen und ein geistiges Band weben, soweit die deutsche Zunge klingt.

Geschichte des kurbayerischen Heeres unter Kurfürst Max II. Emanuel 1682—1726.

Die Geschichte des bayerischen Heeres, welche in amtlichem Auftrage vom kgl. bayerischen Kriegsarchiv herausgegeben wird, ist nunmehr in einen der bedeutungsvollsten Abschnitte eingetreten. Der großen Zeit des kriegsgewaltigen Kurfürsten Max II. Emanuel dient ihr zweiter Band, von dem vorläufig der erste Halbband zur Ausgabe gelangt ist.[1]) Daß dessen Erscheinen zusammenfällt mit der Eröffnung der dem Kriegsarchiv im neuen Armeemuseum geschaffenen Arbeitsstätte, gibt dem Bande den Charakter

[1]) Geschichte des kurbayerischen Heeres unter Kurfürst Max II. Emanuel 1682—1726. Von Karl Staudinger, Oberst z. D. und Vorstand des k. Kriegsarchivs. München 1904. Lindauersche Buchhandlung (Schöpping). Gr. 8°. XVIII, 762 Seiten.

einer Festgabe. Er gewinnt aber zugleich die Bedeutung eines Programms, insofern sein verdienstvoller Verfasser, Oberst z. D. Staudinger, zum erstenmal als Vorstand des Kriegsarchivs an die Oeffentlichkeit tritt.

Der Bedeutung des Buches vermag nur ein Historiker von Fach voll gerecht zu werden. Wenn gleichwohl von militärischer Seite eine Würdigung des Buches an dieser Stelle versucht wird, so geschieht dies allein in dem Wunsche, das Interesse zu kennzeichnen, welches die Armee dem Werke darbringt. Gewiß wird es noch einige Zeit dauern, ehe allen den vielbeschäftigten Angehörigen der Armee zu klarem Bewußtsein kommt, was sie in der „Geschichte des bayerischen Heeres" besitzen werden: ein Denkmal von seltener Größe und Schönheit — dankbar und allseitig aber kommt heute schon zum Ausdruck, wie sehr das Kriegsarchiv seiner hohen Aufgabe gerecht wird. In erster Linie gebührt das Verdienst dem Altmeister kriegsgeschichtlicher Forschung, Oberst a. D. v. Erhard, dem arbeitsfrohen Begründer und langjährigen Vorstand des Kriegsarchivs. Mit Genugtuung wird dieser Veteran des Schwertes und der Feder, mit Freude wird sein Freundes- und Schülerkreis die geschmackvolle Ehrung gelesen haben, welche in dem Buche seinem Verdienste bereitet ist.

Oberst Staudinger erscheint zum Geschichtschreiber gerade der älteren Zeit berufen wie kein zweiter Offizier der Armee. Ist er doch schon vor Jahren auf diesem Gebiete bahnbrechend vorgegangen, als er, damals für beschränktere Ziele, den Anfängen bayerischen Kriegsruhms nachforschte. Diese weit zurückliegenden Vorarbeiten haben ihm eine Kenntnis der Akten und der Literatur verschafft, welche die Ausbeutung des gesamten ungeheuren Materials ermöglichte. Sein umfassender Ueberblick gewährleistete auch eine klare und übersichtliche Anordnung des Stoffes; seine gründliche Kenntnis aller Einzelheiten schloß Irrtümer aus, wie sie in früheren Arbeiten unterlaufen sind; seine gewandte Feder verlieh der Darstellung zugleich Geist und Schwung und Farbe.

Das Buch, dessen rein historischer Teil auf den Arbeiten von Heigel und Döberl in erster Linie fußt, gliedert sich in folgende Hauptabschnitte: Errichtung und Ausbau des neuen kurbayerischen Heeres 1682—1700; Anteil am Türkenkriege 1683—1698; Anteil am pfälzisch-orleanischen Kriege 1689 bis 1697; Beschreibung des Kriegsinstruments für den spanischen Erbfolgekrieg. (Dieser Krieg selbst wird in dem zu Beginn des Jahres 1905 erscheinenden zweiten Halbbande zur Darstellung gelangen.)

Der erste Abschnitt bringt zugleich die Grundlagen und die Einzelheiten für die Geschichte der alten bayerischen Regimenter. Keines von ihnen reicht über 1682 zurück, nur in ihren Stammkompagnien gehen ihre Wurzeln noch weiter. Von den damals errichteten Regimentern haben allen Wechsel der Zeiten bis auf den heutigen Tag überdauert und sind nunmehr erheblich älter als zweihundert Jahre: die Regimenter zu Fuß „Degenfeld", jetzt 2. Infanterie-Regiment Kronprinz, und „Berlo", jetzt 10. Infanterie-Regiment Prinz Ludwig; sowie die Regimenter zu Pferd „Haraucourt", jetzt 1. Chevaulegers-Regiment Kaiser Nikolaus von Rußland, und „Beauvau", jetzt 2. Chevaulegers-Regiment Taxis. Die Artillerie hat damals zwar schon innerlich den Charakter als Waffe, im Gegensatz zur zunftmäßigen Büchsenmeister-Gilde, angenommen, aber es fehlt ihr noch auf mehr als ein Jahrzehnt die dauernde Zusammenfassung zu einem streng gegliederten Truppenkörper.

Die verwickelten politischen Verhältnisse der Zeit übten natürlich ihre Rückwirkung auf das Heer aus und verursachten vielfache Veränderungen und Verschiebungen, jedoch lassen sich hierin zwei zusammenhängende Perioden voneinander scheiden: 1682—1688 und 1689—1698. Für die erste Zeit seiner Regierung besaß der junge Kurfürst in dem erfahrenen General Frhrn. v. Degenfeld einen trefflichen Berater, bald aber machte er sich in militärischen Dingen mehr und mehr selbständig und war, gleich allen anderen bedeutenden Kriegsfürsten, sein eigener Kriegsminister und Generalstabschef.

Im zweiten Abschnitt hat einer der ansprechendsten Teile unserer vaterländischen Geschichte seine Darstellung gefunden. Die Türkenkriege waren es, welche den militärischen Ruhm Max Emanuels und seines tapferen Heeres begründeten. Durch die Ereignisse völlig überrascht, war im Jahre 1683 Oesterreich verloren, wenn nicht treue uneigennützige Bundesgenossen sich fanden, welche rechtzeitig die dem Kaiserhause drohende Gefahr erkannten und in seiner Rettung den besten Schutz des eigenen Landes ersahen. Der erste unter Deutschlands Fürsten, der dem Reichsoberhaupte in hochherzigster Weise zu Hilfe kam, war Bayerns Kurfürst Max Emanuel. Niemals hätte ihm dies vom Kaiser vergessen werden dürfen! Die Größe von Bayerns Leistung kommt in der Angabe zum Ausdruck, daß das vor Wien unter König Johann Sobieski von Polen vereinigte Entsatzheer sich zusammensetzte aus 21,000 Kaiserlichen, 11,300 Bayern, 10,400 Sachsen, 9500 Franken und Schwaben, sowie 24,000 Polen. Der Preis für des Kurfürsten Hilfe bestand zunächst in der Hand der Kaisertochter, dann in der Uebertragung eines selbständigen Kommandos in Ungarn. In zahlreichen Schlachten und Gefechten bewährte sich der Opfermut der bayerischen Truppen, wie die Umsicht und Kühnheit ihres feurigen Führers. Die Tage von Neuhäusel, Gran, Ofen und Mohacs sind Ehrentage allerersten Ranges für die bayerischen Waffen, den Glanzpunkt aber bildet die Erstürmung von Belgrad am 6. September 1688, wobei der Kurfürst zweimal verwundet wurde.

So rückhaltlos wie gegen die Türken, trat gegen die Franzosen Max Emanuel nicht für den Kaiser ein. Bestanden hier schon an sich gewisse Differenzpunkte politischer Natur, so fehlte auch im pfälzisch-orleanischen Krieg der für Bundesgenossen stets besonders wichtige Kitt des Erfolges. Sehr oft gestalteten sich die Dinge recht wenig erfreulich für den Soldaten von damals bei der Aktion, wie von heute beim Studium. Es gehörte die ganze Gewissenhaftigkeit des Verfassers dazu, durch das viel verschlungene Kreuz und Quer der Feldzüge mit gleich unermüdlicher Hingabe sich durchzuarbeiten, nicht minder seine bewährte Gestaltungsgabe, um bei der Zersplitterung der Vorgänge wie der Truppen die Darstellung nicht in eine Reihe von Truppengeschichten auseinanderfallen zu lassen. Am Oberrhein, in den Niederlanden, in Savoyen und in Spanien fochten zu gleicher Zeit bayerische Waffen. Bei Schilderung der Ereignisse kann Staudinger sich vielfach auf die Vorarbeiten Landmanns, Winklers und Dauers stützen, doch bringt er vieles in neuer, alles in zusammenfassender Beleuchtung. Hier und da klingt wohl auch die Befürchtung durch, daß Max Emanuels Pläne für die militärischen Mittel Bayerns zu hochfliegende waren; auch die Grenzen seiner Feldherrnbegabung werden, meist in Uebereinstimmung mit den neueren Arbeiten Landmanns, angedeutet. Hierin und in der Gesamtheit ungünstiger Zeitverhältnisse war es begründet, daß der Anteil des bayerischen Heeres an dem pfälzisch-orleanischen Krieg zu glanzvollen Taten nicht führte. Die Hingabe der Truppen freilich war die gleiche wie früher und später.

Am interessantesten fast werden vielen die letzten Abschnitte des Buches erscheinen, welche der Schilderung des Zustandes der bayerischen Armee um die Wende des 17. und des 18. Jahrhunderts gewidmet sind. In geradezu mustergültiger Gliederung des überreichen Stoffes versteht Staudinger, ein überaus anschauliches Bild der militärischen Verhältnisse zu entrollen, mit markanten Strichen sind die Hauptlinien gezogen, geschmackvoll rankt sich köstliches Beiwerk kultur- und heeresgeschichtlich interessanter Einzelheiten hinein. Wer je darangegangen ist, für einen kleineren Zeitraum und für bescheidenere Zwecke ein ähnliches Material zu gruppieren, steht mit Bewunderung vor des Verfassers Gestaltungskraft. Und hier hat er ganz aus Eigenem geschöpft; keinerlei Vorarbeiten, nicht einmal seine eigenen, bahnten ihm die Wege, die seinigen höchstens insofern, als sie ihm Gelegenheit gaben, in den Geist jener, dem heutigen Soldaten so schwer verständlichen Zeit einzudringen. Alle älteren Kriegsgeschichten pflegten das im Kriege häufig Wichtigste und Ausschlaggebende, das Kriegsinstrument, das Heer, recht nebensächlich zu behandeln, stiefmütterlich jedenfalls im Vergleich zu dem breiten Behagen, mit dem sich der Geschichtschreiber z. B. in geographischen Schilderungen erging. Heute ist man ja glücklicherweise ganz anderer Ansicht, und so rüstet denn auch Staudinger den Leser des kommenden zweiten Halbbandes mit allen den Kenntnissen aus, deren er für das Verständnis der Leistungen des bayerischen Heeres im spanischen Erbfolgekrieg bedarf. Auf dessen Schilderung in dem bald folgenden zweiten Halbband werden alle gespannt sein. Wer bereits einen flüchtigen Blick in die Papiere Staudingers werfen durfte, freut sich heute schon auf den kommenden neuen großen Erfolg.

Zoellner.

Fünf neue Goethe-Schriften.

Besprochen von Ludwig Geiger.

Die Fruchtbarkeit der Goethe-Literatur am Ende des Jahres 1904 ist geradezu unheimlich. In verschiedenen Nummern der Allgemeinen Zeitung habe ich während der letzten Wochen fünf derartige Werke angezeigt; heute gebe ich wiederum über fünf neue einen kurzen Bericht. Den Anfang mag der Hinweis auf eine neue Goethe-Ausgabe machen, die als demnächst erscheinend angekündigt wird. Der großen weimarischen, der Jubiläumsausgabe und der des Bibliographischen Instituts, die alle drei im rüstigsten Fortgang begriffen sind, reiht sich eine „Großherzog Wilhelm Ernst von Sachsen-Ausgabe" aus dem Insel-Verlag zu Leipzig an. Daß B. Suphan die Oberleitung des Textes übernommen hat, ist ein gutes Zeichen und Hans Gerhard Graef, der die ersten zwei Bände Romane und Novellen ediert, ist gewiß eine gute Akquisition. Trotz dieser Namen scheint es sich jedoch bei dieser neuen Edition nicht um irgendwelche literarischen Beigaben, sondern um eine bloße Textausgabe zu handeln; der Unterschied dieser Ausgaben von den früheren besteht wohl ausschließlich in dem dünnen, undurchsichtigen Papier, durch welches ein Band von 700 Seiten handlich und leicht werden soll. Dem neuen Unternehmen ein Prognostikon zu stellen, ist nicht leicht, übrigens auch an dieser Stelle nicht angebracht; es soll nur konstatiert werden, daß der rührige Verlag bei seinem Plan durch einen reichen opferfreudigen Gönner gefördert wird.

Die zweite und dritte Veröffentlichung sind zwei ausgewählte Ausgaben der Briefe Goethes: Eduard v. d. Hellens vierter Band und Philipp Steins sechster Band. Wir wollen uns nicht beklagen, daß beide Herausgeber ihre Versprechungen nicht erfüllen werden, denn ich kann mir nicht denken, daß Hellen, der jetzt bis 1806 geht, in nur noch zwei Bänden die gewaltige Masse bis 1832, ja selbst nicht wie Stein die Zeit von 1814 bis Goethes Tode in nur zwei Bänden erschöpfen will. Freuen wir uns vielmehr über beide Ausgaben, die neben einander bestehen können, weil sie manche Verschiedenheiten aufweisen. Hellen[1]) ist weit billiger, infolgedessen zwar ganz gut, aber nicht vornehm ausgestattet, die Steinschen[2]) Bände präsentieren sich auch äußerlich prächtig. Die erstere nimmt sich in der Gestaltung des Textes, namentlich der Orthographie mehr Freiheiten, ist aber viel reicher an kleinen, gelehrten Anmerkungen, die letztere gibt den Text mit allen orthographischen Eigentümlichkeiten, hat ferner an manchen Stellen den Vorzug einer kurzen, die einzelnen Stücke verbindenden, manches Ausgelassene ergänzenden Darstellung. Aufgefallen ist mir in der Steinschen Sammlung, daß der Naturforscher Seebeck in Adresse, Anmerkungen, sowie im Inhaltsverzeichnis falsch Siebeck genannt wird. Ich will ferner nicht leugnen, daß zu einer Auswahl der Band zu viel bringt; da in den früheren Briefen schon viele Briefe an Christiane gedruckt waren, so hätten in diesem gar manche ausgelassen werden können, zumal die des Jahres 1813 und 1814 nicht bloß in der Weimarer Goethe-Ausgabe, sondern teils in einer Weimarer Festschrift, teils im Goethe-Jahrbuch stehen. Es sind ferner gar viele belanglose Zettel abgedruckt, oder mehrere Stücke, die nur dasselbe berichten; wäre dies alles beobachtet, so hätte der Band bis zum Jahre 1817 führen können; 1814 ist ja inhaltlich auch ein Abschnitt und der Titel „Dichtung und Wahrheit" geschickt gewählt, aber für eine Auswahl von nur acht Bänden ist der Zeitraum von sechs Jahren fast zu kurz. Manchmal sind die Erklärungen auch zu dürftig. So ist der Vers, Seite 258

> Und was man uns genommen,
> Das haben wir nicht bekommen,

sowie die Kartenausdrücke (S. 275) Paroli und Sixleva nicht ohne weiters verständlich. Doch soll hier keine Einzelkritik geboten, sondern nur die Freude an dem rüstigen Fortschreiten beider Ausgaben ausgedrückt werden, die sich ganz gut nebeneinander halten können, da sie für ein vollständig verschiedenartiges Publikum bestimmt sind. Uebrigens hat die Steinsche Ausgabe den großen Vorteil, für jeden einzelnen Band ein Register zu besitzen, während die Hellensche nur ein Adressatenverzeichnis hat. Dagegen nimmt letztere mehr als ihre Nebenbuhlerin auf die Briefe an Goethe Rücksicht und bringt in ihren Anmerkungen viele Stellen aus den im Text ausgelassenen Briefen Goethes bei. Auch ist in ihr das biographische Material reichlicher als in der Steinschen Ausgabe.

Ein ganz eigenartiger Versuch liegt in einem hübschen Bändchen[3]) mit schmiegsamem Einband vor, das man bequem in die Tasche stecken, auf Spaziergängen und Reisen mit sich führen kann: Einer Auswahl von Goethes Prosa-Aufsätzen. Es handelt sich natürlich hier nicht um ungedruckte Stücke, sondern um lauter Aufsätze, die bereits gedruckt sind. Aber gerade diese kleineren Abhandlungen werden, wie der Sammler richtig meint, wenig oder gar nicht gelesen, sie stehen auch in so verschiedenen Bänden, daß das Zusammensuchen für die meisten eine schwere Aufgabe ist. Die Einteilung, die hier geboten wird: Kulturgeschichte, Literatur, Kunst, Naturwissenschaft, Theologie ist nicht zutreffend. Denn die Rede zum Shakespeare-Tage und manche andere ähnliche Aufsätze könnten ebenso gut oder wohl besser in dem Abschnitt Literatur, als dem: Kulturgeschichte stehen, und der über das Abendmahl Leonardo da Vincis gehört doch gewiß eher in die kunst- als in die kulturgeschichtlichen Aufsätze. Dagegen müssen manche andere Grundsätze des Verfassers völlig anerkannt werden: die größere Berücksichtigung der Jugendschriften, die besondere Hervorhebung der erst durch die große Weimarer Ausgabe bekannt gewordenen Aufsätze. Bestreitbar dagegen ist seine Willkür, die Aufsätze bruchstückweise zu geben, und noch bestreitbarer sein Grundsatz, das Persönliche möglichst zurückzudrängen und bloß das inhaltlich Interessante mitzuteilen. Ich würde es z. B. sehr gern gesehen haben, wenn in einer solchen Sammlung der Aufsatz: „Erste Bekanntschaft mit Schiller" Platz gefunden hätte. Sollte die Sammlung, für die man so wie sie ist dem Herausgeber zu herzlichem Danke verpflichtet sein muß, eine neue Auflage erhalten, so würde ich dem Sammler raten, Abschnitte aus der Geschichte der Farbenlehre und einzelne Artikel aus den Anmerkungen zu Diderots Der Neffe Rameaus zu bringen: das sind zum Teil biographische Kostbarkeiten, die dem großen Publikum und auch vielen ernsten Gelehrten, selbst gewissen Goethe-Schwärmern, völlig unbekannt sind. Jedem Aufsatz sind einzelne erklärende Bemerkungen und eine Notiz über den ersten Druck beigegeben. Das Bändchen ist hübsch gedruckt und zierlich ausgestattet.

Zur Goethe-Literatur darf man auch Stümckes Biographie der Corona Schröter[4]) rechnen. Das Bändchen ist wundervoll ausgestattet, mit entzückenden Beilagen versehen, und das Innere ist des Aeußeren nicht unwürdig. Der Verfasser hat sich fleißig in der weitschichtigen Literatur umgesehen und ohne wesentlich Neues zu bringen, das Bekannte gut zusammengestellt. Er weiß anmutig zu erzählen. Die Darstellung hätte gewonnen, wenn vieles weggelassen worden wäre, was sich auf Corona selbst gar nicht bezieht, selbst auf die Gefahr hin, den Umfang des Bändchens zu verringern. Der Verfasser liebt nicht den Klatsch, er plädiert gegen Keils Verdächtigungen für ein reines Verhältnis zwischen Goethe und Corona. Ihre im allgemeinen längst bekannten Beziehungen zu Einsiedel stellt er nach dem von ihm zuerst benutzten und mitgeteilten Briefwechsel (aus dem Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar) schlicht und wahrheitsgemäß dar. Hier soll nicht der Versuch gemacht werden, den Inhalt des Buches zu analysieren oder den einen oder den anderen Punkt kritisch zu beleuchten, es muß vielmehr genügen, die gut unterrichtete und pietätvoll geschriebene Biographie aufzuführen und sie allen Verehrern der schönen, hochbegabten und doch so unglücklichen Künstlerin, sowie allen Goethe-Freunden warm zu empfehlen.

[1]) Goethes Briefe, ausgewählt und in chronologischer Folge mit Anmerkungen herausgegeben von Eduard v. d. Hellen. IV. Band 1797—1806. Stuttgart, J. G. Cotta.

[2]) Goethes Briefe mit Einleitung und Erläuterungen. Herausgegeben von Philipp Stein. Bd. VI. Dichtung und Wahrheit 1808—1814. Berlin 1905, Otto Elsner.

[3]) Goethes kleinere Aufsätze in Auswahl von W. v. Seydlitz. München, F. Bruckmann.

[4]) Corona Schröter von Heinrich Stümcke, mit fünf Kunstdrucken, Bielefeld und Leipzig, Velhagen u. Klasing 1904, bildet den V. Band der von Hanns v. Zobeltitz herausgegebenen Sammlung: Frauenleben.

Bücher und Zeitschriften.

Neueste Kalender. Aus der Fülle der Kalender, die alljährlich erscheinen, ragt der soeben herausgegebene allerneueste: „Neuer deutscher Kalender 1905“, gewidmet „dem ganzen lieben deutschen Volke“, besonders hervor, den der ungemein rührige Verein „Heimat“ und sein tätiger Vorstand, Kurat C. Frank in Kaufbeuren, herausgaben. Der Kalender weicht von den üblichen anderen total ab; denn dem Namensverzeichnis sind bei der Mehrzahl der Tage kleine Bildchen, Vignetten in Viereckform, beigegeben, die auf den betreffenden Tag Bezug haben und ihn gewissermaßen illustrieren. Der ganze reiche Bilderschmuck des Kalenders ist von der Hand des geschickten Kunstmalers Maximilian Liebenwein in Burghausen a. d. Salzach, dessen Zeichenfeder schon manches reizvolle Bild entsprungen ist, und von dem u. a. schon eine große Reihe von sinnigen Bibliothekzeichen (Exlibris) herrührt. Hier lieferte er zunächst die Kopfvignetten jeden Monats, von denen alle, mit Ausnahme zweier, dreiteilig sind: In der Mitte stets das übliche Monatsbild, wie Wassermann, Fisch, Widder, Stier, Zwilling u. a., rechts und links davon hübsche ländliche Szenen, die sich auf den betreffenden Monat beziehen, wie z. B. Obstbaumschnitt, Almvieh, Maientanz, Sonnwendfeuer, Ernte, Schwammerlsucher im Walde, Sämann, schreiender Hirsch, Traubenschnitt, Schweinestechen u. s. f. In der Fülle der kleinen Tagesbildchen ist Ernst und guter Humor gleich vertreten; die Heiligen nehmen den Hauptplatz ein; es sind aber nicht immer die üblichen porträtähnlichen, gleichmäßigen Bilder, sondern die Darstellung nimmt meist Bezug auf eine besondere Eigenschaft oder auf Attribute der einzelnen Heiligen, so bei Paulus von Theben mit seinem Raben, der ihm Brot brachte (10. Januar); bei Julian (16. Februar): „Bindet den Teufel an und zerprügelt ihm seinen höllischen Buckel“; bei Willigis (23. Februar), Bischof von Mainz, „eines Radmachers Sohn; er nahm das Rad in sein Wappen“, dessen Wappenschild mit dem Rad neben ihm angebracht ist; bei St. Florian (4. Mai), „dem Herrn der Brünste“ mit seinem Wasserkübel und brennendem Dach; bei Benno (16. Juni), dem Münchener Stadtheiligen, die Frauentürme und seine, in einem Fisch wiedergefundenen Domschlüssel; beim Lukastag (18. Oktober), der geflügelte Stier mit dem Künstlerschild u. s. w.. Bei den heiligen drei Königen (6. Januar) sind drei Kronen abgebildet, bei Herren-Fastnacht (5. März) Till Eulenspiegel mit Spiegel und Eule; beim Gertraudentag (17. März) zwei Mäuslein mit Spinnrocken: „Gertraud stellt das Spinnen ein, dieweil ihr die Mäuslein den Spinnrocken ins Mausloch mit fortgezogen“; beim 12. Mai die drei Eismänner; beim Rupprechtstag (24. September): Hohensalzburg und der Salzkübel unterm Krummstab; beim Gallentag (16. Oktober) ein Bär, der dem heiligen Gallus, dem Stifter von St. Gallen, Holz zu seinem Lagerfeuer brachte; beim Regensburger Bischof Wolfgang (31. Oktober) ein schweißtriefender Teufel, „der die Steine zum Bau der Kirche führen mußte“; bei der heiligen Barbara (4. Dezember), die Kartaune, weil St. Barbara „Patronin der Arkeley ist“ u. s. w. Unter den nicht-ernsten Bildern waltet ein gesunder altdeutscher Humor vor; nirgends artet die Zeichnung in einen sogenannten schlechten Witz aus; die ernsten Bilder sind durchweg sinnig und gut erdacht, und wie die mehr heiteren, stets einfach wirksam und ansprechend gezeichnet. Der in nicht geziertem Altdeutsch gehaltene Text, der auch nicht wenig Arbeit verursachte, aus der Feder des altertumskundigen Kurats C. Frank, enthält außer den Namen viele auf bestimmte Tage bezugnehmende nette alte und neue Verschen, Wetterregeln, historische Daten und Legenden. Im ganzen ist der Kalender, außer mit den Himmelszeichen, Zeichen für Wetterprognosen, („geradeso glaublich wie in allen anderen Kalendern“!) und Mondvierteln mit 230 Bildchen geschmückt. Gedruckt ist der Kalender tadellos in Rot und Schwarz von Joseph C. Huber in Diessen am Ammersee. Der Preis für diesen hochoriginellen und eigenartigen Volkskalender aus Künstlerhand ist unglaublich billig: 60 Pfennig; zu beziehen ist er vom Verein „Heimat“ in Kaufbeuren. Jeder Kunstfreund wird das Heftchen in seinen Sammlungen willkommen heißen, ebenso wie es im Hause des Landmannes Gefallen und Freude erregen wird.

K. E. Graf zu Leiningen-Westerburg.

Wartburg-Kronen. Roman aus der Zeit der Minnesinger von Wilhelm Arminius. Leipzig, Eduard Avenarius, 1905.

Ein historischer Roman, der dazu angetan ist, die tief gesunkene Achtung vor dieser poetischen Gattung wieder zu heben. Da ist nichts von unwahrer Sentimentalität, falschem Idealismus. Der Dichter läßt das Wilde und Rohe einer zu gewalttätiger Selbsthilfe stets bereiten Zeit mit markigen Zügen hervortreten. Und doch verzichtet er nicht darauf, die zarteren und edleren Regungen der Gemüter auszumalen, die auch den damaligen Menschen nicht fremd gewesen sind. Er versetzt uns in die Jahre von König Philipps Tod bis zum Emporkommen des jungen Staufers Friedrich II., da der rauhe Welfe Otto über Deutschland das Szepter hielt. Landgraf Hermann von Thüringen, der den Ehrgeiz besitzt, die politischen Fäden des Zeitalters in seiner Hand zu vereinigen, bringt durch seine schwankende Politik Unglück über sein Land. Es ist derselbe Fürst, der auf der Wartburg den berühmtesten aller mittelalterlichen Musenhöfe gehalten hat. Und sie treten uns alle entgegen, die ritterlichen Sänger: der Parsifaldichter Wolfram, Walther von der Vogelweide, Heinrich von Ofterdingen, der Venusdiener, samt dem Zauberer Klingsor aus dem Ungarnlande. An die erhabenen Seiten des Minnegesangs und Frauendienstes hängen sich schwärmerische Uebertreibungen und lächerliche Auswüchse als Gegengewicht, die von dem Dichter besonders scharf ausgeprägt sind. Er läßt die politischen Ereignisse und die Sängerkämpfe nicht als zwei getrennte Ströme nebeneinander herlaufen, vielmehr ineinander münden. Auch die religiösen Bestrebungen jener Epoche sind in dem reichen und bunten Gemälde von Politik und Kunst zur Geltung gebracht. So ergibt sich ein gründlich angelegtes und tief aufgefaßtes Kulturbild von weiten Perspektiven. Die Darstellung ist kraftvoll, aber freilich nicht immer lichtvoll. Der Dichter liebt es, Mittel- und Bindeglieder zu überspringen, und aus seinen verwickelten Gedankengängen heraus formt er schwere Sätze, die manchmal etwas Rätselhaftes an sich haben, und zu deren Sinn sich der Leser nicht immer sofort durchfindet. Es handelt sich also um keine ganz leichte Lektüre, aber es lohnt sich entschieden, in die eigentümliche Art dieses über das Mittelmaß emporragenden Romandichters einzudringen.

K. Krauß.

✿

Allgemeine Rundschau.

Bericht der Kommission für neuere Geschichte Oesterreichs für das Jahr 1903/4.

Die diesjährige Vollversammlung der Kommission für neuere Geschichte Oesterreichs fand am 31. Oktober 1904 im Institut für österreichische Geschichtsforschung in Wien unter dem Vorsitze Sr. Durchl. des Prinzen Franz Liechtenstein statt. Anwesend waren die Mitglieder: Prof. Alfons Dopsch, Prof. August Fournier, Prof. Jaroslav Goll (Prag), Hofrat Joseph Hirn, Prof. Jos. Konstantin Jireček, Prof. Emil v. Ottenthal (Geschäftsleiter), Prof. Alfred F. Pribram, Prof. Oswald Redlich, Staatsarchivar Hans Schlitter, Prof. Ottokar Weber (Prag), Hofrat Gustav Winter, Prof. Hans v. Zwiedineck-Südenhorst (Graz). — Der Stand der Arbeiten ist folgender: Regierungsrat Dr. Thomas Fellner hatte im Auftrage der Kommission die Ausarbeitung einer Geschichte der Organisation der österreichischen Zentralverwaltung übernommen, und das Ministerium für Kultus und Unterricht hat aus diesem Anlaß einer Ausdehnung der Kommissionspublikationen auf innere österreichische Geschichte der neueren Zeit seine Zustimmung erteilt; Fellner wurde leider nach Vollendung des größten Teiles des Werkes durch einen plötzlichen Tod hinweg gerafft, die Fertigstellung wurde nun Dr. Heinrich Kretschmayr übertragen, der mit dem Drucke im Dezember hofft beginnen zu können. — Abteilung Staatsverträge: für die Ausgabe der österreichischen Staatsverträge hat Prof. Alfred F. Pribram die allgemeine Einleitung und die Spezialeinleitungen der einzelnen Verträge bis 1721 vollendet und stellt die Vorlage des Manuskripts des ersten Bandes für die nächste Vollversammlung der Kom-

mission in Aussicht; Staatsarchivar Schlitter beendete die allgemeine Einleitung der österreichisch-französischen Staatsverträge; Mitarbeiter Dr. Heinrich R. v. Srbik ist mit der Durcharbeitung der „Hollandica“ des Haus-, Hof- und Staatsarchives für die Ausgabe der österreichisch-niederländischen Verträge beschäftigt; Vorarbeiten für die Herausgabe der Verträge Oesterreichs mit Bayern, Pfalz, Württemberg und Baden wird Dr. Roderich Gooß in Angriff nehmen. Die Ausarbeitung des zweiten Teiles des „Chronologischen Verzeichnisses der österreichischen Staatsverträge“, der die Zeit von 1763 bis zur Gegenwart umfassen wird, hat Dr. Ludwig Bittner weiter gefördert. — Von der Korrespondenz Ferdinands I. wird zunächst die Familienkorrespondenz mit Karl V., Margarethe, Statthalterin der Niederlande und Maria, Königin von Ungarn, von 1522—1530 herausgegeben werden; Mitarbeiter Dr. Wilhelm Bauer kann sich nach erfolgter Genesung von längerer Erkrankung dieser Aufgabe wieder voll widmen; ihn unterstützt in der Sammlung des Materials Dr. Karl Gell. — An weiteren Publikationen der Kommission wurden noch folgende in Aussicht genommen: auf Antrag Prof. Redlichs wurde beschlossen, die für die Arbeiten der Kommission erstatteten Berichte der österreichischen Privatarchive mit Zustimmung der Besitzer der betreffenden Archive in geeigneter Auswahl und Bearbeitung als „Berichte über Quellenmaterial zur neueren Geschichte Oesterreichs“ mit Sondertiteln in zwangloser Folge zu veröffentlichen. Ebenso wurde die Aufnahme des im Auftrage Sr. Durchlaucht des Prinzen Liechtenstein von Dr. Hans Uebersberger bearbeiteten Werkes „Oesterreich und Rußland“ (Darstellung der politischen Beziehungen beider Staaten), dessen erster Band im Manuskripte schon vorliegt, unter die Kommissionspublikationen genehmigt.

✠

Kleinere Mitteilungen.

Orientalistisches. Am letztvergangenen 26. November feierte die Bombay Asiatic Society das Fest ihres 100jährigen Bestehens. Sie ist die zweite Gesellschaft dieser Art; die älteste war die Bengal Asiatic Society, die im Jahre 1783 von Sir William Jones und Warren Hastings in Kalkutta gegründet wurde. Der Gründer der Bombay Society war Sir James Mackintosh, ein hoher Justizbeamter. Die Gesellschaft hat namentlich im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts eine rege Tätigkeit zur Erforschung des indischen Kulturlebens in Vergangenheit und Gegenwart entfaltet und konnte als das Zentrum aller wissenschaftlichen Tätigkeit im westlichen Indien betrachtet werden. Sie besitzt große Sammlungen und ihre Bibliothek, reichlich 100,000 Bände umfassend, ist die größte und best ausgewählte in ganz Indien.

* Die Verteilung des Lecomte-Preises an Professor Blondlot. Die Akademie der Wissenschaften zu Paris verkündete am Donnerstag in ihrer feierlichen Jahressitzung, daß sie den Lecomte-Preis im Betrage von 50,000 Francs dem Professor der Physik an der naturwissenschaftlichen Fakultät in Nancy, René Blondlot, zugesprochen hat. In der Begründung heißt es, daß die Auszeichnung „seine lange und glänzende wissenschaftliche Laufbahn belohnen soll“. Diese etwas unbestimmte Formel hat ihren Grund. Ursprünglich war beabsichtigt worden, Blondlot den Lecomte-Preis „für seine epochemachende Entdeckung der von ihm so genannten N-Strahlen“ zu geben. Es sind aber bekanntlich, wie von uns des öfteren erwähnt wurde, in der letzten Zeit sehr viele berufene Stimmen laut geworden, die diese geheimnisvollen Strahlen als überaus fraglich bezeichnen oder geradezu leugnen, und da hat die Akademie es doch für geraten gehalten, einstweilen nichts von den bestrittenen Strahlen zu sagen und sich mit einer unvorgreiflichen, in seiner Allgemeinheit keinen Widerspruch herausfordernden Formulierung aus der Verlegenheit zu ziehen. — Der Bréant-Preis von 100,000 Francs zur Belohnung eines Mittels gegen die asiatische Cholera kam bei dieser Sitzung nicht zur Verteilung; der Preis Houllevigne (5000 Francs) wurde zwischen den Herren Henri de la Vaulx und Henri Hervé für ihre Studien über die „Lenkbarkeit des Luftballons“ geteilt.

* Gedenktag. Am 24. Dezember waren hundert Jahre verflossen, seit der erste Redakteur der Allgemeinen Zeitung, der Schriftsteller Ludwig Ferdinand Huber, zu Ulm starb. Die Redaktion der Allgemeinen Zeitung hatte Huber, der auch durch seine Beziehungen mit Schiller, Körner und Therese Forster in die deutsche Literatur- und Geistesgeschichte verwoben ist, bekanntlich seit dem 1. September 1798 übernommen.

* Astronomisches. Der Assistent an der großherzoglich badischen Landessternwarte bei Heidelberg Dr. L. Courvoisier ist zum 1. April 1905 zum Observator der königlichen Sternwarte in Berlin ernannt worden.

✠

Hochschulnachrichten.

* München. Wie wir mit lebhaftem Bedauern vernehmen, ist Herr Professor Dr. Sandberger neuerlich erkrankt und nicht in der Lage, seine Vorlesungen nach den Weihnachtsferien wieder aufzunehmen.

* Berlin. Von den 60 an der Berliner Universität studierenden deutschen Abiturientinnen ist am 15. d. M. eine Eingabe um Erlangung der Immatrikulation an den Kultusminister abgegangen, nachdem bereits am 1. d. M. die 14 Bonner Abiturientinnen eine ebensolche Eingabe eingereicht hatten, und am 17. d. M. ist von den Breslauer Abiturientinnen in gleicher Weise petitioniert worden. Die Hallenser und Königsberger Abiturientinnen beabsichtigen in kürzester Frist nachzufolgen. Es ist Grund zur Annahme, daß diesmal bei der immerhin ganz stattlichen Zahl von deutschen Frauen, die das Zeugnis der Universitätsreife in geregelter Weise auf Gymnasien oder Gymnasialkursen erworben haben, auch in Preußen den Abiturientinnen die Immatrikulation zugebilligt wird, so wie es bereits an den süddeutschen Universitäten der Fall ist.

hc. Leipzig. Der ordentliche Professor der Erdkunde und Direktor des geographischen Seminars an der Universität Breslau, Geh. Regierungsrat Dr. Joseph Partsch, ist als Nachfolger Friedrich Ratzels an die hiesige Universität berufen worden. Partsch steht im 54. Lebensjahre. Seit 1876 lehrt er in Breslau, zuerst als Extraordinarius und seit 1884 als ordentlicher Professor.

* Jena. Der Universität Jena fließen unerwartet reiche Gaben zu. Nachdem die Firma Zeiß schon außerordentliche Summen gespendet, sind neuerdings, wie die Tägliche Rundschau meldet, noch zweimal 100,000 Mark von einem Jenaer Verlagsbuchhändler und einer Glasfabrik dazu gekommen.

* Wien. Die innere Einrichtung des nach den Entwürfen des Professors Dr. v. Wettstein erbauten neuen botanischen Instituts der Wiener Universität ist so weit vorgeschritten, daß die Arbeiten und der Unterricht im Institute bereits in nächster Zeit aufgenommen werden können. Die feierliche Eröffnung des Instituts findet aber erst im nächsten Frühjahr statt.

* Prag. Für die durch Rabls Fortgang nach Leipzig erledigte Anatomieprofessur an der deutschen Universität sind nach der Vossischen Zeitung die Professoren Bonnet (Greifswald), Fick (Leipzig) und Alfred Fischel (Prag) vorgeschlagen worden.

* Innsbruck. Der unlängst verstorbene ehemalige Professor der Augenheilkunde an der Wiener Universität Hofrat D. Stellwag v. Carion hat seine wertvolle Bibliothek der hiesigen Universität letztwillig vermacht.

* Zürich. Am vergangenen Samstag feierte hier der bekannte Chirurg Professor Ulrich Krönlein sein fünfundzwanzigjähriges Professoren-Jubiläum. Krönlein, 1847 zu Stein a. Rh. geboren, studierte in Zürich bei Rose und in Berlin bei Langenbeck. Nachdem er bereits 1871 auf dem nach Esmarchs Vorschlag errichteten Lazarett auf dem Tempelhofer Felde bei Berlin als Chirurg tätig gewesen, habilitierte er sich 1874 an der dortigen Universität und wurde 1879 außerordentlicher Professor. 1881 wurde er von dort als Nachfolger Roses nach der Züricher Universität berufen.

Jahrgang 1904. München, Mittwoch, 28. Dezember. Nummer 298.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Neue Briefe von Johann Georg Hamann.

Aufgefunden und zum erstenmal mitgeteilt von Heinrich Weber in München.

Periodisch ist wieder und wieder das Interesse an Johann Georg Hamann, dem „Heros und Kinde zugleich", wie ihn Jean Paul in der Vorschule der Aesthetik genannt hat, bei den Deutschen erwacht. Als der „Magus aus dem Norden" im Kreise der Freunde in Münster die Augen schloß — Juni 1788 —, galt er den wenigen, die ihm nahe standen, einem Jacobi und Herder, Lavater und Claudius als eine Größe ersten Ranges, als Mensch und Schriftsteller von tiefinnerlicher, persönlicher Bedeutung. Aber schon wenige Jahre später gehörten die paar Oktavbändchen, die er veröffentlicht hatte, zu den literarischen Raritäten, und der Autor zu den wunderlichen Schwärmern, für die in so aufgeklärter Zeit kein Raum war. Wohl schrieb Goethe (Wahrheit und Dichtung, 3. Teil, 12. Buch) die Worte nieder: „Ich gebe die Hoffnung nicht auf, eine Herausgabe der Hamannschen Werke entweder selbst zu besorgen, oder wenigstens zu befördern, und alsdann, wenn diese wichtigen Dokumente wieder vor den Augen des Publikums liegen, möchte es Zeit sein, über den Verfasser, dessen Natur und Wesen das nähere zu besprechen" — und Jacobi verpflichtete sich „vor der Asche des Verstorbenen" dessen Söhne gegenüber zur Herausgabe der Werke und zur Abfassung einer Biographie. Aber ein Menschenalter ging dahin, bis Jacobis Freund, der bayerische Konsistorialpräsident Friedrich v. Roth, die erste Ausgabe der Schriften und Briefe besorgte (1821 bis 1825). Er hat für sein Unternehmen, dem ein neuerwachtes Glaubensleben entgegenkam, über 400 Subskribenten gefunden. Wieder ein Menschenalter später trat C. H. Gildemeister mit seinem fünfbändigen gründlichen und pietätvollen Hamann-Werk hervor, 1857 bis 1873 erschienen. Im Anschluß daran erschien eine reiche, aber, Disselhoffs „Wegweiser zu Hamann" ausgenommen, wenig erfreuliche Literatur über den Magus. Nach einem dritten Menschenalter regt sich nun in der jüngsten Zeit wieder lebhaftes Interesse für den merkwürdigen Mann, der, wenn nicht in der Geschichte der Ideen, so doch gewiß in der Geschichte der Persönlichkeiten einen hervorragenden Platz einzunehmen beanspruchen kann. Innerhalb der Kant-Literatur ihm die gerechte Beurteilung zu sichern, habe ich mich in der Monographie „Hamann und Kant", München 1904, Oskar Beck, bemüht. Neues, bisher ungedrucktes Material, meist in Briefform, erschloß sich mir in den von mir wieder aufgefundenen zahlreichen Hamann-Handschriften aus dem Nachlasse Friedrich Roths. Das Wichtigste aus diesem Fund soll in Kürze in Form eines Bändchens „Neue Hamanniana. Briefe und andere Dokumente u. s. w." im Beckschen Verlag, München, erscheinen. Diese neuen Briefe beanspruchen nicht Sensation zu machen. Sie können auch nicht in dem Maße als die Wagner-Wesendonk- oder die Mörike-Briefe aktuell genannt werden. Doch erschließt sich in ihnen das Bild einer Persönlichkeit, in der die größten Gegensätze nach einem Ausgleich gerungen haben, in höchster Unmittelbarkeit.

Eine Probe aus der bevorstehenden Publikation bieten die folgenden vier Briefe. Der erste zeigt den jungen Menschen befangen in dem galanten Bildungsideal der Mitte des 18. Jahrhunderts. Der zweite, im tiefsten Gegensatz zum ersten, atmet den sittlichen Ernst der kurz zuvor in England erlebten Bekehrung. Der dritte gibt einen völlig neuen Einblick in die Entstehung der vielbesprochenen „Gewissensehe"; der vierte zeigt den Gealterten, Mühseligen. Von dem Berliner Hofkapellmeister hofft er im stillen eine Verwendung zugunsten seiner mißlichen Lage.

1. An J. G. Lindner, später Professor der Poesie in Königsberg.

[Königsberg, 5. Mai 1752.]

Galanter Freund,

... Ist es aus Eigensinn oder aus einer kleinen Freude über meinen Sieg, daß ich einen Brief an Sie angefangen habe, davon ich den Inhalt noch nicht weiß? Doch an dem soll es auch nicht fehlen. In unserm Garten habe ich gestern zwei Mädchen gehabt, deren mir die jüngste mehr als sonst gefallen. Es hat mir an nichts als dem Willen gefehlt, verliebt zu werden. Hüten Sie sich, lieber Freund, vor dem; der kommt unserm Verstande in unsern Neigungen immer zuvor. Mademoiselle Dorchen hat einen Mund, auf den ich das erstemal aufmerksam gewesen bin, und der, wie die Poeten sagen, zum Küssen geschaffen ist; so klein, von so einem artigen Zuschnitt, daß er mit nächstem die Probe aushalten soll, es mag kosten was es will; Augen, denen es nicht an Reiz fehlt, und die sehr unbehutsam sind; eine Miene, die übermütig im höchsten Grad ist. Ein wenig mehr Witz fehlt ihr bei ihrem Trotz; in Mangel des ersteren sieht der letztere etwas unartig aus. Kurz, es ist ein Mädchen für die Sinnen und für die Eitelkeit. Ihr Naturell ist nichts weniger als spröde; heftig, zur Wollust geneigt, voller Eigenliebe, lauter Blößen, von denen der ungeschickteste Liebhaber Vorteil für sich ziehen kann; er ist sicher, keinen Ausfall umsonst zu tun. Noch ein kleiner Umstand, wenn Sie's nicht übel nehmen wollen. Sie kennt ihr Herz so schlecht als der Mannsleute ihrs. Ihre Erfahrung erstreckt sich nicht weiter als derjenigen Schäferin ihre von vierzehn Jahren, die Hagedorn so liebenswürdig geschildert in einem von seinen Liedern..., Unschuld von der einen Seite, Mutwillen und Bosheit von der andern. Verdient sie bei diesen Eigenschaften eine Stelle in meinem Lebenslauf? Ich will Sie nicht um Rat befragen; lassen Sie mir diese Frage nur selbst beantworten.

Sie werden es nicht von mir umsonst verlangen, daß ich mir die Mühe gegeben habe einen Charakter zu machen, /: den Sie sich nicht unterstehen müssen zu erraten, :/ ohne daß ich dergleichen von allen den litauischen Schönen von Ihrer Feder erwarten sollte, die Ihnen gefallen, oder denen Sie das Glück haben zu gefallen. Ihre Empfindungen dabei bitte ich nicht zu vergessen; als ein Freund kann ich diese Geheimnisse von Ihnen fordern.

Erlauben Sie mir noch, mein schöner Landjunker, daß ich Sie Ihres Versprechens erinnere, an mich zu schreiben; nichts von Fluß-, nichts vom Brustfieber, sondern von Ihrem Vergnügen und von Ihren Mädchen, sie mögen Brünetten oder Blondinen sein, wenn sie nur schön oder wenigstens artig, artig will ich sagen, oder wenigstens schön sind. Es würde mir vielleicht sehr gut lassen, wenn ich Ihnen zum Schluß ein paar verliebte Augen machte, die Hände sanft drückte, Ihnen einige süße Worte von meiner Freundschaft sagte, mich über Ihre Abwesenheit und meinen Verdruß darüber beschwerte. Ich hoffe aber, daß Sie so klug sein werden, das letzte von sich selbst einzusehen, ohne daß ich Ihnen ein Kompliment daraus mache, wie oft ich mich Ihrer in Königsberg erinnere, öfters als Sie in Litauen an uns gedenken mögen. Das erste will ich einholen, wenn ich in Person tun werde, was ich jetzt in Gedanken tun muß. Ich umarme Sie mit dem aufrichtigsten Herzen in meinem und meiner Freunde Namen. Leben Sie gesund und vergnügt. Zum letzteren ziehen Sie weder einen gar zu zärtlichen Geschmack in der Wahl, noch ein gar zu zärtlich Gewissen im Genuß zu Rat. Das Herzogtum Kurland ist durch den Tod des Grafen von B... ledig geworden, ich wollte Ihnen wohl raten — —, doch bleiben Sie lieber in Litauen.

Ich bin Ihr

ergebenster Hamann, der Aeltere.

2. An J. G. Lindner, damals Rektor in Riga. Der Brief betrifft Hamanns kränklichen Bruder, Kollaborator an Lindners Schule.

[Ende Juni 1760.]

...Mein Vater ersucht Sie herzlich, ihn sogleich zum Aderlassen zu zwingen, wenn er sich dasselbe nicht als einen Rat gefallen lassen will; und die bittere Sendlitzische Brunnenkur zu brauchen, die erste Bouteille auf sieben Tage. Er kann ein paar Tage einhalten und wieder eine Krüde trinken.

Gott wird uns nicht mehr auflegen, als wir tragen können. Motion empfiehlt mein Vater. Ich weiß nicht, was er unter meiner Herüberkunft,[1]) auf die er in einigen Briefen auf eine mir ganz unerklärbare Art gedrungen, eigentlich hinter sich hat. Ist es bloß Lüsternheit — — hat er mir was zu entdecken; laß ihn nur reden. Will er [sich] lossagen; in Gottes Namen — ich will ihm [dem Bruder] eine Stelle hier einräumen, und wenn mein Vater uns nicht alle beide unterhalten kann oder Zank sein sollte, die rechte und linke Seite zu wählen überlassen.

Ist ihm nicht Gott näher als ich?, und wenn er mich liebt, wozu entdeckt er sich nicht, und schreibt mir ins andere Jahr nichts als vorsichtige Briefe? Traut er sich selbst oder mir nicht Der treue Zeuge in den Wolken! —, den ich jetzt nach dem Abendessen gesehen.

Gott gebe Ihnen Geduld und lasse alles zu Seiner Ehre und unserm Heil gereichen! Sein Wille geschehe! Er ist doch der beste! In diese glückliche Gemütsverfassung versetze uns Sein guter Geist alle und lasse unsere Traurigkeit göttlich und unsere Freude in Ehren sein!

Ich umarme Sie nochmals und empfehle Sie göttlicher Gnade. Versäumen Sie nichts an meinem Bruder und seien Sie ruhig: Seine Wege sind in großen Wassern und man kann ihre Fußstapfen nicht sehen. Leben Sie wohl mit Ihrem ganzen Hause. Gott empfohlen!

Ich schreibe nächstens, wie ich hoffe, mit mehr Fassung. Wir gehen nächste Woche, will's Gott, zum Abendmahl. Zu meiner Beichte gewählt: Wie ein Hirsch schreiet nach frischem Wasser...

[1]) Aus England.

3. An J. G. Lindner. Ergänzung zu Roths Ausgabe, Bd. 3, S. 176 ff.

[Königsberg, den 5. Jänner 1763.]

...Häusliche und einheimische Angelegenheiten haben mich in eine ganz andere Schule geführt, in der ich auch gutes Lehrgeld geben müssen. Die Hoffnung, daß auch diese Arbeit ihren Lohn oder Segen einbringen wird, und zum Teil schon eingebracht hat, erhält mich bei Mut und schmilt mir neuen zur Vollendung meines Laufes.

Mein Vater und seine Wirtschaft sind der vornehmste Gegenstand meines hiesigen Aufenthalts. Die Ruhe seines Alters ist das Ziel seiner und meiner Wünsche. Zu einer zweiten Ehe möchte er sich kaum entschließen. Mit unserer alten Haushälterin geht es auch auf die Neige. Sie ist treu, aber unvermögend. Von unsern Anverwandten ist keine, die ich als Schwester oder mein Vater als eine Tochter ansehen könnte. Es wäre also eine Schuldigkeit für seine Kinder, diesem Mangel abzuhelfen. Der jüngste ist befragt worden, hat aber nicht Lust. Der älteste wurde nicht gefragt und hatte schon alle Anstalten dazu gemacht — kurz, der Druide war schon entschlossen — mit der linken Hand zu heiraten, und hat seinem Vater und Beichtvater davon Nachricht gegeben, dem er eine schriftliche Ohrenbeichte übersandte und darauf es ankommen ließ, abgewiesen zu werden, aber mit dem 30. Psalm von der Einweihung des Hauses Davids reiche Erhörung empfing und ganz allein zum heiligen Abendmahl ging. Sein Vater ging den Sonntag darauf und versprach ihm, seine Magd, die ihm bisher treu und redlich gedient hatte, nicht mutwillig und ohne Not abzuschaffen, da er eben den Tag vorher auf seines Sohnes Vorbitte einen Lehrbuben wieder angenommen hatte, der ihm über acht Tage fortgelaufen war. Die Hamadryade ist ein ehrlich, gesundes Bauernmensch, das Anna Regina heißt und künftige Ostern ein Jahr lang in der Stadt und bei uns für Köchin oder als einzige Magd dient. So sauer mir auch die Proben geworden sind, die ich mit ihr gemacht, so sehr habe ich Ursache, mit dem, was ich bisher für sie getan, zufrieden zu sein.

Ich denke des Marschalls von Sachsen Ehentwurf mit ihr zu erfüllen. Gott wird mir selbst dazu Mittel und Wege zeigen, meinen Entschluß auszuführen, daß meines Vaters Ehre und der Jungfernkranz, das einzige Gut eines armen Mädchens, in salvo bleiben und ein dreifaches Glück durch einen neuen Kreuzzug zusammengeflochten wird. Sie können leicht erachten, wie Ihrem armen Bruder bisher zumute gewesen. Er kann jetzt um ein groß Teil ruhiger sein, da er die schwersten Zweifelsknoten ziemlich glücklich und nach Wunsch aufgelöst.

Die Erhaltung meines Leibes und Hauses sind die Bewegungsgründe zu einer Gewissensheirat. Eine bürgerliche ist meinen Umständen und meiner Gemütsart nicht gemäß. Nun kommt es auf einen Freiheitsbrief an, zu dessen Erhaltung ich nach Umständen und Zeit eine Stunde abwarten muß. Vielleicht geb ich andern ein gut Beispiel, den Endzweck der Ehe und ihren Segen zu erhalten, ohne an das knechtische Joch menschlicher Satzungen gebunden zu sein, durch das ein von Gott eingesetzter Stand zum Deckmantel des Geizes, der Lüste und der Bosheit gemacht wird.

Das entdecke ich Ihnen noch unter der Rose, liebster Freund. Ihre Empfindungen darüber teilen Sie mir als ein Freund, der an meinem Glück, guten Namen und Schicksal Anteil nimmt, mit. Den Kodex werde ehestens konsultieren, und von dem läßt sich doch noch immer an den Gesetzgeber appellieren.

An Materie zu lachen fehlt es freilich nicht auf der Welt, und die neue Auflage alter Rollen ist die Eitelkeit, worüber Salomo schon klagte. Mit meinem Los bin ich zufrieden, und werde es mit Gottes Hilfe sein. Einfältige Mittel sind nach dem Gesetz der Sparsamkeit. Von unten auf dienen, auch in der Liebe, macht gute Streiter. — Leben Sie wohl, grüßen Sie herzlich Ihre liebe Hälfte und vergessen Sie nicht, ohngeachtet des Intermezzos vom Druiden, Ihren alten treuergebenen Freund

Hamann.

4. An Kapellmeister Reichardt in Berlin.

Königsberg, den 19. November 1786.

... Mit dem Anfange des bevorstehenden neuen Jahres sind es zehn runde, daß ich, wie Sie am besten wissen, mit Gottes und Ihrer Hilfe Packhofverwalter bin, nachdem ich ebensoviel Jahre Uebersetzer und Kopist gewesen. Machen zusammen zwanzig Jahre. Wie nahrhaft selbige für meine Hypochondrie gewesen, läßt sich leicht ermessen. Mein sel. Vater starb in eben dem Jahre, wie die Regie ins Land kam. Ich hatte mich um kein Brotstudium bekümmert, mich der blinden Leidenschaft einer gelehrten, wüsten Neugierde überlassen, weil meine stotternde Zunge und noch mehr mein Hang zur Ruhe in angello cum libello mich von Gesellschaft und öffentlichen Geschäften auszuschließen schien. Die Rechnung auf meinen jüngern Bruder wurde auch durch seine unheilbare Gemütskrankheit vereitelt und ich war genötigt, das für ihn zu tun, was ich von ihm erwartet hatte. Mein äußerer Beruf war also Notwendigkeit und Pflicht. Mein innerer beruhte auf zwei Umständen, die sehr zufällig waren. Die französische Sprache war die einzige, in der ich mich zum Schreiben aus Lust geübt hatte, und wozu ich durch meinen Freund Berens in Riga aufgemuntert wurde, welcher zugleich die neuesten Schriften über Handel und Politik von Paris mitbrachte, und diese Modeseuche mir inokulierte. Es nahm mich also wunder, daß kein Deutscher würdig erfunden worden war, die Einnahme des großen Monarchen und Philosophen zu verwalten, und daß durch die Deklaration vom April alle Kinder des Reichs für unmündig und unwürdig dazu erkannt werden mußten. Ich hielt mich also die ersten Jahre ziemlich wacker in dieser neuen Schule, welche mir die Vorsehung eröffnet hatte — aber leider! Bübereien und Eulenspiegelstreiche und Infamien, und alles, was die Sitten eines Volks verderben kann. Wie mir unter dieser Bande de brigands étrangers zumute gewesen! Ich hatte für meinen Geschmack an der Sprache einer Nation gebüßt, die durch ihren point d'honneur und ihre Galanterien zwei der göttlichsten und zugleich menschlichsten Gebote untergraben, auf denen häusliche und öffentliche Sicherheit und Glückseligkeit beruht. Wie die Arbeiten der letzten Jahre in meinem Charondienst erleichtert wurden, nahm meine Sorge zu, einen so prekären ungedeckten Posten zu verlieren, und ich bewarb mich dringend um einen festeren oder, wie man es damals nannte, alten Dienst, bei dessen Antritt mir das Leben sauer gemacht wurde durch die Forderung der Erben meines Vorgängers und die Unzufriedenheit meiner beiden Nachbarn und Vorgesetzten. Ich entdeckte mich darüber in einem Privatbriefe gegen den Mr. de M...., worauf die Untersuchung meiner Klagen denjenigen aufgetragen wurde, gegen deren Betragen ich meinen Verdacht geäußert hatte. Ich erhielt also eine so harte und unbillige Resolution, daß ich mich fest entschloß, niemals die Feder mehr in meinen Angelegenheiten an Sie zu brauchen. Hiermit schloß ich das erste Jahr meines jetzigen Dienstes 1777. Im November 82 geschah die schreiende Ungerechtigkeit mit der Einziehung unserer Fooigelder,[2]) welche uns als ein Teil unseres Gehalts durch so viel Reskripte stipuliert worden waren, und zufällig ist in diesen Jahren die größte Schiffahrt gewesen, welche Preußen genossen hat. Gott sorgte damals in meiner größten Not durch einen außerordentlichen Pensionär für mich, den jungen Lindner aus Kurland, von dem ich auch zur rechten Zeit erlöset wurde. Dieser Zufluß war auch beinahe erschöpft, als Gott mir einen ganz unbekannten Wohltäter in Münster erweckte, nach dessen Umarmungen ich schmachte. Dieser großmütige junge Mann oder Engel erbot sich 85, mir bis nach Frankfurt a. O. entgegen zu kommen, und ich wurde dadurch einer außerordentlichen Dispensation überhoben. Ich bat den 1. Juni 85 bei der Direktion, mir einen Urlaub von der General-Administration auszuwirken wegen meiner Gesundheit und Familienangelegenheiten.... Mit diesem Urlaub wollte man mich vermutlich zum besten haben. Ich mußte auch dies Leid in mich fressen und machte mich gefaßt, das äußerste Mittel zu ergreifen, mehr aus Verzweiflung als Ueberlegung.

... Den 16. September, den Tag vor der Ankunft oder Einzug unseres neuen Monarchen, meldete mir unser gemeinschaftlicher Freund, der Philosoph zu Pempelfort, daß die Fürstin von Gallizin an die Prinzessin von Oranien und an den damaligen Kronprinzen geschrieben hätte, und mir durch dies Wunder und Zeichen gleichsam der Weg gebahnt wäre. Ich wurde dadurch zwar aufgeweckt, teils bei des Königs Majestät unmittelbar, teils bei dem Minister und der neuen Generaladministration meine Anliegen zu erneuern. Ich bin aber nicht imstande, Hand ans Werk zu legen vor Hypochondrie und Mutlosigkeit, und Mißtrauen gegen mich selbst. Daß ich Grund dazu habe, zeigt dieses Spezimen eines vertraulichen Briefs, vor dem ich mich schämen muß. H. hat mich überredet, Ihnen, liebster Freund, mein ganzes Herz auszuschütten und die wahre Lage meiner Umstände Ihnen anzuvertrauen.

. . (Folgt die genaue Schilderung seiner materiellen Lage.) . .

... Wenn es Ihnen sauer wird diesen Brief zu lesen — so vergeben Sie mir, liebster Freund. Ich habe ihn mit ebenso peinlichen Empfindungen der Schaam und des Verdrusses und des Ekels geschrieben. Gott gebe, daß ich Sie einmal besser und angenehmer unterhalten kann! Hier liegt wenigstens der Knoten meines Stillschweigens und meiner Achtsamkeit. Nach zwanzig Jahren bin ich nun wieder in eben der Verlegenheit, womit ich meine traurige Laufbahn anfing.

... Beruhigen Sie mich wenigstens mit der Versicherung, daß Sie meine Unbescheidenheit aus dem rechten Gesichtspunkte, der allein Nachsicht und Mitleiden verdient, angesehen haben, und weisen Sie mich mit eben der Freimütigkeit zurecht, womit ich Sie belästige.

Ich umarme Sie und die lieben Ihrigen in Gedanken, und bin samt all den Meinigen

Ihr ewig verpflichteter Landsmann.

Gevatter und Freund

Johann Georg Hamann.

[2]) D. i. Biergelder, beträchtliche Nebeneinnahmen, die Hamann als kgl. Packhofverwalter aus dem Schiffsverkehr zu beanspruchen hatte

Neuere Veröffentlichungen über Wasserzeichen des Papieres.

Von Dr. Georg Leidinger.

Als 1871 Wilhelm Wattenbachs Buch „Das Schriftwesen im Mittelalter" erschien, konnte Wattenbach bei dem Abschnitt über die Wasserzeichen des Papiers von Arbeiten über diesen Gegenstand als wichtig nur eine einzige bezeichnen, eine lehrreiche Abhandlung von Sotzmann im Jahrgang 7 (1846) des „Serapeum". Denn wenn auch hier und da Wasserzeichen beachtet, erwähnt und beschrieben wurden, so geschah dies immer nur nebenhin. Erst in neuerer Zeit ist es anders geworden. In der 1896 erschienenen dritten Auflage seines „Schriftwesens" konnte Wattenbach feststellen, daß inzwischen die Literatur über die Wasserzeichen des Papiers so angewachsen war, daß er darauf verzichten mußte, einzelne Schriften anzuführen. In den wenigen seitdem wiederum verflossenen Jahren sind die Wasserzeichen in immer steigendem Maße Gegenstand der Aufmerksamkeit weiterer Forscherkreise geworden. Die Lehrer der historischen Hilfswissenschaften an unseren Universitäten sind genötigt, den anscheinend geringwertigen, für die Forschung und besonders die Praxis der Archive und Bibliotheken aber hochwichtigen Gegenstand in breiterem Umfange als früher zu behandeln.

Unter den Einzeluntersuchungen, die in den letzten Jahren über Wasserzeichen erschienen sind, zeichnen sich besonders drei Foliobände[1]) aus, die wir der rührigen Heitz-

[1]) Paul Heitz, Les filigranes des papiers contenus dans les archives de la ville de Strasbourg. 8 S. 40 Tafeln. Straßburg 1902. J. H. Ed. Heitz (Heitz u. Mündel). — Les filigranes des papiers contenus dans les incunables Strasbourgeois de la bibliothèque impériale de Strasbourg. 34 S. 50 Tafeln. Daselbst 1903. — Les filigranes avec la crosse de Bâle. 18 S. 75 Tafeln. Daselbst 1904.

schen Verlagsbuchhandlung in Straßburg verdanken. Der erste Band der Heitzschen Veröffentlichung bietet eine Sammlung von Wasserzeichen, wie sie in Papieren der Archive in Straßburg, des eigentlichen Stadtarchivs und einiger kleinerer Archivbestände, vorkommen. Den Straßburger Papieren des Mittelalters hatte schon der fleißige und gelehrte Straßburger Professor Charles Schmidt an einer leider etwas abgelegenen Stelle eine eingehende Untersuchung[2]) gewidmet. Auf Schmidts Studien baut Heitz auf. Er legt die Schmidtsche Sammlung der seinigen für die mittelalterliche Zeit zugrunde, ergänzt sie ausgiebig und erweitert sie, indem er eine Zusammenstellung der bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts in Straßburger Schriftstücken vorkommenden Wasserzeichen anreiht. Und was die Hauptsache ist: er bildet die sämtlichen Wasserzeichen ab. Ein Wasserzeichen zu besprechen, ohne es zugleich in Abbildung vor Augen zu führen, ist zwecklos und führt leicht zu Irrtümern. Während Schmidts Arbeit nur 40 Zeichnungen enthielt, bietet Heitz auf 40 Tafeln 386 Abbildungen der einzelnen Wassermarken. Wer weiß, mit welchen Schwierigkeiten oft die Gewinnung einer richtigen Pause eines Papierwasserzeichens verbunden ist, wird der Sauberkeit der Reproduktion alle Anerkennung zollen müssen. Das einzelne Zeichen wird aus einer Reihe von datierten Schriftstücken ausgehoben und dadurch seine Form und deren Entwicklung, die Zeit des erstmaligen Erscheinens und die Dauer seines Vorkommens festgestellt. So wird es möglich, einen der Hauptzwecke der Wasserzeichenforschung zu erreichen, der darin besteht, Anhaltspunkte für die Feststellung von Zeit und Herkunft undatierter Schriftstücke gewinnen zu helfen.

Wenn im ersten Heft die Papiermarken von in Straßburg vorhandenen Archivalien, also beschriebenen Papieren, fast für den ganzen Zeitraum der Papierbenützung gesammelt sind, bringt das zweite eine Studie, deren stoffliche und zeitliche Grundlage viel enger umgrenzt ist. Heitz hat sich darin nämlich die Aufgabe gestellt, aus den Wiegendrucken, welche den Straßburger Druckerpressen entstammen, die Wasserzeichen zu sammeln. Man weiß, welch hohe Sorgfalt und peinliche Genauigkeit die moderne Inkunabelforschung anwendet. Da braucht man nur die Namen Copinger, Burger, Pellechet, Proctor, Häbler u. a. zu nennen, um die Fortschritte anzudeuten, die den Bibliothekaren und Bibliophilen seit Ludwig Hains grundlegendem Repertorium in der Inkunabelkenntnis geboten worden sind. Merkwürdigerweise hat aber bei diesen Forschungen das Wasserzeichen des Papiers noch nicht die nötige Berücksichtigung gefunden. Wie sehr es diese verdient, zeigt das Heitzsche zweite Heft. Es liegt darin der erste Versuch, die Wasserzeichenkunde für die Erforschung und Kenntnis der ältesten Druckerzeugnisse einer der produktivsten Stätten des deutschen Buchdrucks zu verwerten. Dieser Versuch, sicherlich ein eigenartiges Unternehmen, ist aufs beste gelungen. Wie bei Schriftstücken haben auch bei Drucken die Wasserzeichen des Papiers neben anderen Kennzeichen dazu zu dienen, die Echtheit festzustellen, zeitliche und örtliche Herkunft des Druckes bestimmen zu helfen. Nicht weniger als 1330 Einzelabbildungen auf 50 Tafeln, wieder nach den Typen der Figuren geordnet, liefern die bildliche Grundlage der Sammlung. Eine Liste gibt an, welchem Druck jedes einzelne Zeichen entnommen ist, und führt dabei die Namen der Drucker an. In einer eigenen Zusammenstellung folgen dann Erläuterungen zu den einzelnen Typen der Wasserzeichen. Eine weitere Liste verzeichnet schließlich, welche Wasserzeichen in jeder einzelnen Inkunabel vorkommen; hier werden von 258 Straßburger Inkunabeldrucken, bei einigen von zwei Exemplaren, die Papierkennzeichen angegeben. Die hierzu benützten Drucke befinden sich in der kaiserlichen Universitäts- und Landesbibliothek in Straßburg mit Ausnahme von 30 Werken, die in anderen Bibliotheken verwahrt sind. Es wäre nun nicht uninteressant und müßte die von Heitz begonnenen Studien wieder ein gutes Stück weiter führen, wenn dieses Heitzsche Verzeichnis an anderen Bibliotheken, die eine größere Zahl von Straßburger Inkunabeldrucken besitzen, geprüft und verglichen würde. Man dürfte gespannt sein, das Resultat einer derartigen, allerdings zeitraubenden Vergleichung zu erfahren. Aber schließlich kommen wir eben nur auf solchem mühseligen Weg allmählich zu festen Ergebnissen. Gerade an der eben erwähnten Heitzschen Liste werden die Schwierigkeiten der Wasserzeichenforschung besonders klar. Wäre zu jedem Buch nur immer eine Papiersorte mit dem nämlichen Zeichen verwendet worden, so lägen die Dinge einfach. So aber zähle ich unter den 258 Straßburger Drucken, welche in jener Liste verzeichnet sind, nur 40, deren Papier ein und das gleiche Wasserzeichen aufweist. Kommen dazu auch noch eine Anzahl, deren Wasserzeichen zwar in Kleinigkeiten von einander abweichen, immerhin aber demselben Typus angehören, so finden sich doch in der überwiegend großen Mehrzahl der Drucke in einem Band mehrere verschiedene Wasserzeichen, in einzelnen Fällen bis zu 21, 24, 27, ja sogar 34 Varianten, die bis zu 10 völlig verschiedenen Typen angehören. Die Schlüsse, die im einzelnen Forschungsfall zu ziehen sind, müssen demnach mit höchster Vorsicht gewonnen werden. Mit dieser Vorsicht bespricht denn auch Paul Heitz in der dem Hefte beigegebenen Einleitung einige Ergebnisse, die seine von großer Sachkenntnis zeugenden Forschungen gebracht haben, und liefert damit dankenswerte Beiträge zur Geschichte des wichtigsten Kulturträgers Papier, Winke und Fingerzeige zu weiteren Forschungen auf dem Gebiet der ältesten Geschichte des Buchdrucks.

Das dritte Werk, das Heitz über Wasserzeichen vor kurzem veröffentlichte, verengert abermals nach einer Richtung den Stoff der Untersuchung; denn diese gilt einer einzelnen Figur, die in hundertfältiger Verschiedenheit als Wasserzeichen vorkommt. Das bekannte Baseler Wappenzeichen, der eigenartig heraldisch stilisierte Baseler Bischofsstab, kurz „Baselstab" genannt, ist mit großer Vorliebe als Papiermarke verwendet worden. Er erscheint zum erstenmal im zweiten Viertel des 16. Jahrhunderts, während das vorher in Basel erzeugte Papier andere Marken trug. Der Baselstab wurde aber nicht bloß in Basel selbst als Papierzeichen gebraucht, sondern auch im Elsaß, in Lothringen und in Baden. Auch hier hat die Forschung wieder sehr vorsichtig zu verfahren. Auf 75 Tafeln bildet Heitz 300 Wasserzeichen mit dem Baselstab in seiner verschiedenartigen Verwendung ab und gibt den Tafeln in einer Einleitung und zwei Zusammenstellungen gleich wertvolle Erläuterungen mit, wie seiner Sammlung der Wasserzeichen der Straßburger Inkunabeln.

Alles in allem bieten seine eben besprochenen drei Veröffentlichungen über Wasserzeichen eine wichtige Bereicherung unserer Kenntnisse auf schwierigen Forschungsgebieten. Und unsere Anerkennung wäre vollkommen, wenn die drei in der deutschen Stadt Straßburg erschienenen, deutsche Kulturgeschichte behandelnden Werke auch in deutscher Sprache verfaßt wären. Sollte der Umstand, daß das erste Heft noch den Nachlaß von Charles Schmidt verarbeitete, zur Wahl der fremden Sprache veranlaßt haben, so wäre das begreiflich, hätte aber trotzdem vermieden werden können. Denn heutzutage hat in der deutschen gelehrten Welt jene Konnivenz, die sich in der Wahl einer fremden Sprache betätigt, keine Berechtigung mehr, weil sie erfahrungsgemäß schließlich doch ihren Zweck verfehlt, von unseren Nachbarn nur als Schwäche gedeutet wird und sie leicht zu unberechtigter Mißachtung deutscher Forschung verleitet. Wir wollen der um die Förderung wissenschaftlicher Veröffentlichungen hochverdienten Firma Heitz wünschen, daß ihre „Filigranes" so starken Absatz finden, daß Herr Paul Heitz zu einer Neuausgabe in deutscher Sprache als „Wasserzeichen" sich veranlaßt sieht.



[2]) Filigranes de papiers employés à Strasbourg de 1343 à 1525. In: Bulletin de la Société industrielle de Mulhouse, tome XLVII (1877), p. 518—550. Mit einer Tafel. Auch als Separatabzug erschienen.

Ernst Zahns neuer Roman.

In der so erfreulich und harmonisch aufsteigenden Entwicklung Ernst Zahns bildet der Roman „Die Clari-Marie"[1]) einen Höhepunkt. Das ist endlich einmal wieder eines von jenen seltenen Büchern, an denen alle Arten von Lesern die gleiche Freude haben können, die naiven, die am Stoff haften, gerade so wie die anspruchsvollen, die den Reiz genießen können, den Kompositionsgeheimnissen eines Dichters nachzuspüren. Ein Buch, bei dem der Kritiker sich seines Richteramtes entäußern und aus vollem Herzen Beifall spenden darf. Diese Wirkung ist um so bemerkenswerter, als der Verfasser sie nicht durch bequeme oder einschmeichelnde Mittel erreicht hat. Er hat sich's im Gegenteil durchaus nicht leicht gemacht. Wir lernen bei ihm nur Menschen aus den Niederungen des Lebens kennen, kaum einen, der durch Schönheit, durch gewinnende, liebenswürdige Eigenschaften einen Zauber auf uns ausübte. Herb, rauh und schwer zugänglich wie die Berglandschaft, in die er uns führt, sind auch die Hauptgestalten. Zahn hat mit offenbarer Absicht das Häßliche in ihrer äußeren Erscheinung unterstrichen. Die Clari-Marie ist eine vierschrötige Frau mit derben, harten Gesichtszügen, ihre Schwester, die Cille, geht beständig mit bleichem, vergrämtem Antlitz umher und macht in ihrer langen, hageren Gestalt, mit ihren knochigen Händen gar trüben Eindruck; Jaun, der scheue Bub, aus dem später ein tüchtiger Arzt wird, ist in kurzen Strichen ganz meisterlich charakterisiert. Man hat, wenn er in die Handlung eingreift, beständig das Gefühl, er müsse in seiner fahrigen, linkischen Weise über irgend etwas stolpern, nur in der Ausübung seines Berufes ist er ein ganzer Mann, am Krankenbette streicht er alles Unbeholfene ab. Selbst diejenige Persönlichkeit, die in dieser Umgebung wie eine Erscheinung aus der Märchenwelt wirkt, die kleine Claudi, ist durch ein Gebrechen entstellt. Der schöne Kopf mit den strahlenden, unergründlichen Augen sitzt auf einem verwachsenen Körper. Und das meiste von dem, was diese Menschen bewegt, findet in uns keinen starken Widerhall. Ihr Ideengang ist ein engbegrenzter, der Glaube, an dem sie eifrig hängen, vermag nicht die niedrigen Triebe und Leidenschaften zu überwinden, von denen einzelne unter ihnen beherrscht werden, und gegen das Licht des Wissens sperren sich alle. Bis zu einem gewissen Grade bildet der Kampf zweier Weltanschauungen den Inhalt des Romans: die erprobte, durch Generationen fortgeerbte geheiligte Tradition sucht sich der hereinbrechenden Kultur zu erwehren, die bäuerliche Bevölkerung will an dem Bestehenden festhalten und kämpft gegen alles Neue und Fremde. Hierin berührt sich das Buch Zahns mit bemerkenswerten Stellen in den Alpenromanen von Heer und Rod. Die Fremden, die im Dorfe Fuß zu fassen suchen, werden mit feindseligen Blicken verfolgt, selbst diejenigen, die nur zu vorübergehender Einkehr als Gäste dort weilen, werden scheel und mißtrauisch angesehen.

„Großes kann nicht täglich geschehen, aber Helden sind es auch in ihren Häusern", heißt es einmal bei Börne. Eine Heldin im Leben des Alltags ist die Clari-Marie. Meisterhaft hat Zahn es verstanden, sie einzuführen und uns schon bei Beginn des Buches ein Bild von ihrer schlichten Größe zu geben. In der Morgendämmerung kommt sie von einem ihrer schweren Gänge und begegnet unterwegs dem alten Bergführer Jadi, der einen Fremden begleitet. „Die Clari-Marie ist die Hebamme", sagt er, und dann sprudelt er immer Neues zu ihrem Preis hervor. „Die weiß mehr als euer Doktor im Tal, Herr." „Ein Doktor ist im Isengrund noch keiner gesehen worden." „Ja, eine Gute ist sie schon, die Clari-Marie." „Schreinern kann sie auch."

Wie sie den Frauen in ihrer schweren Stunde sanft und gut und hilfreich beisteht, so wirkt sie auch auf die Kranken wie ein Himmelsbote. Wenn sie nur ins Zimmer tritt, kehrt schon Hoffnung und Zuversicht ein. Und wo sie gar nicht mehr zu helfen vermag, da weiß sie mit wunderbarer Kraft den Sterbenden die letzten Augenblicke zu erleichtern. Wo sie helfen, stützen, lindern kann, da ist sie weich, mild, gesprächig, im gewöhnlichen aber hat sie nicht viel Worte. Ihr ist es nicht gegeben zu sagen was sie leidet, noch es zu zeigen, wenn sie jemand lieb hat. Jeder kennt ja solche Menschen, die, inneren Lebens voll, alles scheu und mimosenhaft zurückdrängen, was ihnen Herz und Sinn bewegt, die ihre heißesten Gefühle in sich verschließen und darum von den meisten nicht erkannt und verstanden werden. Die Clari-Marie freilich in ihrer kernigen Gediegenheit, ihrer rastlosen Hingabe an die Hilfsbedürftigen, wird von dem ganzen Dorf gewürdigt und verehrt. Sie ist der Mittelpunkt der Familie, ihr Wort, ihr Blick ist maßgebend im Haushalt wie in der Schreinerwerkstatt, die sie seit dem Tod ihres Mannes mit dem alten Gesellen Töni weiterführt. Da ist es denn ein wahrer Schlag für sie, daß ihre Schwester, die Cille, die sich immer ihrer Autorität gebeugt hat, ihren Sohn, den Jaun, in die Stadt gibt, wo er ein Doktor werden soll. Man brauche im Dorfe keinen neumodischen Doktor und in der Stadt werde Jaun um seine Religion gebracht werden. Aber trotz ihrer eindringlichen Vorstellungen holt die Cille den Sohn nicht zurück und die Clari-Marie verliert beide. Dann wird es einsamer und einsamer in ihr und um sie her tatsächlich und seelisch. Die fast hundertjährigen Eltern, die nur ihre Pflege so lange erhalten hatte, sterben an einem Tage, die Schwester, die beim Pfarrer dient, versinkt mit diesem in Trunk und Schlemmerei, und Clari-Marie, die gläubig Fromme, wird aufs tiefste dadurch erschüttert, daß der Verkündiger des göttlichen Wortes ein so unwürdiges Leben führt. Besonders aber wird ihr Inneres durchwühlt, da der Verdacht der Täterschaft eines unter geheimnisvollen Umständen geschehenen Mordes sich an die Person ihres Schwagers Furrer knüpft. Sie hat ja gesehen, wie er wild und hartherzig und habgierig ist, aber er und seine Frau, die Trine, sind doch so fleißig und so fromm. Nein, es kann nicht sein. Dieser Mord wird niemals aufgeklärt, und auch ein zweiter, gleich geheimnisvoller, nicht. Die Furrerleute werden wieder freigelassen und wandern fort, in der Clari-Marie wird es immer deutlicher, daß sie die Täter waren. Es wird einsamer um sie, es „erdbebnet" in ihrem Leben. Das Schlimmste aber wiederfährt ihr in dem Schicksal der Severine. Als der Jaun als geschickter Doktor ins Dorf kam, da hatte sich die Clari-Marie ihm fremd und feindlich gegenübergestellt. Weil sie von Anfang an gegen sein Studium gewesen und weil sie sich mit Gewalt an den Gedanken klammerte, daß sie zur Helferin berufen sei, daß Gott sich in ihr weiter gütig und mächtig erweisen werde. Sie sah in dem Neffen das Neue, das ihrer alten Kunst und Kraft entgegentrat.

An der zarten Severine hängt sie mit der ganzen verhaltenen Wärme ihres Herzens, sie hat sie und ihren Bruder, den Hansi, von den geizigen Eltern, den Furrers, zu sich ins Haus genommen, und Severine ist die einzige, die bei ihr geblieben, seitdem es bei ihr so still und einsam geworden. Da erkrankt die Nichte. Die Clari-Marie pflegt sie mit aller Aufopferung und Hingabe. Aber gar bald muß sie erkennen, daß all ihre Kunst machtlos. Sie überwindet sich selbst und ruft Jaun herbei. Welch ein Entsetzen erfaßt diesen, da er sogleich sieht, daß keine Rettung mehr möglich, wie wird die Clari-Marie zu Boden geschmettert, da sie hört, sie habe den Arzt zu spät herbeigerufen, wäre er zeitiger gekommen, so hätte er noch helfen können. Die ganzen Szenen am Kranken- und Sterbelager Severinens sind tief ergreifend und erschütternd. Hier hat die Kunst des Verfassers ein Stück Leben wiedergegeben, das der Leser tief mitempfindet.

Der Gegensatz zwischen angeborener, ererbter, natürlicher ärztlicher Kunst und derjenigen, die auf den Errungenschaften der Wissenschaft beruht, hat Zahn schon einmal zur Darstellung gereizt, die prachtvolle und so ganz menschliche Gestalt der Clari-Marie tritt uns aber viel näher als die dämonische Schmiedin in „Veronika". Wer die Clari-Marie einmal kennen gelernt hat, der wird sie nicht so leicht wieder vergessen.

Schon früher einmal — im Albin Indergand — wurden wir an eine Verwandtschaft Zahns mit Marie Ebner erinnert. Eine Gestalt wie die Clari-Marie würde auch das Ruhmesblatt der großen Seelenkennerin zieren. Dabei glauben wir nicht an eine Beeinflussung, vielmehr hat Zahn

[1]) Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt 1905.

geschaut, was er gedichtet hat. Und wie ist das ganze Milieu plastisch und lebendig dargestellt, wie eng die Naturstimmung mit der Handlung verwoben! Davon möge eine Probe ein Bild geben. „Es schneite noch einmal. Schon war es gewesen, als sollte Frühling werden. Sonne und Föhn hatten mit emsigem Besen den Winterwirrwarr von den Lehnen geräumt, und auf einmal kam der graue Machthaber zurück. Im Nordwind brauste sein Lachen, die Nebelverhänge riß er über den Himmel und über Berge und Matten und Dorf warf er die weißen lastenden Schneedecken. Als es zu schneien aufhörte, begann ein sonderbares Leben in den Lichten ob dem Isengrund; die Nebel wanderten, lautlos langsam, wie ineinander quellende Rauchschwaden."

Alles in dem Roman ist künstlerisch wohlerwogen, nichts macht den Eindruck des Gekünstelten, Arrangierten. Allenfalls könnte man es beanstanden, daß der zweite Mord so ganz gleich wie der erste behandelt wird, zumal die beiden Bluttaten für den Roman eigentlich nur episodische Bedeutung haben. In dem bekannten Bade Lenk im Kanton Bern sind vor einigen Jahren zwei Mordtaten unter gleichen Umständen begangen worden, deren Täter auch unentdeckt geblieben sind. Bei einem mit den Gesetzen seiner Kunst so vertrauten Schriftsteller wie Zahn bedarf es wohl nicht des Beweises dafür, daß das wirklich Wahre mit dem künstlerisch Wahren nichts gemein hat. Vielleicht hätten die Zweifel an dem eigenen Können, die die Clari-Marie zuweilen überkamen, noch etwas schärfer hervorgehoben werden sollen. Alle Figuren sind wie mit Händen zu greifen, selbst der seltsame, phantastische „Lätz", der Kehle-Gießler.

„Den Verschlossenen" ist der Roman in dem Eingangsgedicht gewidmet.

> . . . Wenn die Liebe drängt in ihren Seelen
> Und wenn der Born der Freude ihnen quillt,
> Sie suchen herben Mundes es zu hehlen.
>
> Ihr Leben ist wie eine tiefe Scham,
> Daß da das Glück zu prahlen mag begehren,
> Daß dort der Schmerz der Würde sich benahm
> Und vor der Welt zur Schau trägt seine Zähren
>
> Den Einsamen sei dieses Buch geweiht,
> Die unsichtbar die schwere Krone tragen,
> Zu lieben je und je zu tragen Leid
> Und nie davon zu sagen!

Die Verse sind etwas holperig, aber das Wesentliche des Buches bringen sie klar zum Ausdruck. Wohl mögen Zweifel an der Echtheit einer Empfindung berechtigt sein, die stets unmittelbar beredten Ausdruck findet, aber jene, die das Herz auf der Zunge haben, sind doch besser daran als die Schweigsamen. Und es liegt eine tiefe Tragik in dem Schicksal eines Menschen, dem die Natur es versagt hat, sein heißes Herz irgendwie zu offenbaren, der sein bestes Fühlen fest in sich verschließen muß.

Sigmund Schott.

Bücher und Zeitschriften.

Graphischer Kalender für 1905. Eine übersichtliche, gemeinverständliche Darstellung über die für das bürgerliche Leben vorherrschend in Betracht kommenden Himmelserscheinungen: Aufgang, Kulmination, Untergang der Sonne, des Mondes und der Planeten Venus, Mars, Jupiter und Saturn. Ausgabe für Süddeutschland. Fünf Tafeln in Farbendruck. Entworfen von C. Brinschwitz, Ingenieur. Leipzig 1904, bei W. Engelmann. (Preis 1.25 M.)

An Kalendern, welche die Auf- und Untergangszeiten der Sonne und des Mondes für jeden Tag des Jahres in Tabellenform angeben, ist heutigen Tages kein Mangel. Nicht mit Unrecht bemerkt aber der Autor des vorliegenden graphischen Kalenders in den Erläuterungen zu demselben, daß es nicht jedem möglich ist, aus diesen Zahlenangaben über den Verlauf und das Ineinandergreifen der hier in Betracht kommenden Erscheinungen eine deutliche Vorstellung zu gewinnen. Die ersten vier Tafeln des graphischen Kalenders geben für jeden Tag des Jahres die Zeiten des Aufgangs, der Kulmination und des Untergangs der Sonne und des Mondes, das Format einer jeden über ein Vierteljahr sich erstreckenden Tafel beträgt 24 auf 36 Zentimeter; die aufeinanderfolgenden Tage sind als Abszissen (Intervall 4 Millimeter für 1 Tag), die 24 Stunden des Tages als Ordinaten (Intervall 10 Millimeter für 1 Stunde) aufgetragen. Die ganze Einrichtung der Tafeln gestattet nicht nur, die gewünschten Zeitangaben mit ausreichender Schärfe direkt abzulesen, sondern gibt auch einen unmittelbaren Ueberblick über die im Laufe des Jahres eintretenden Aenderungen der Tageslänge, über die Stellung des Mondes gegen die Sonne, Mondphasen, Sonnen- und Mondfinsternisse u. s. w. Der Zwischenraum zwischen den Kurven der Sonnenauf- und -Untergänge, das ist also derjenige Teil der 24 Tagesstunden, während dessen die Sonne über dem Horizont steht, ist rot laviert, die oberhalb und unterhalb hiervon liegenden Flächen sind weiß. Vielleicht wäre es besser, statt dessen umgekehrt die letzteren Flächen dunkel zu lavieren und das Intervall des Tages weiß zu lassen. Es könnte ferner ohne besondere Mühe zu beiden Seiten dieses Intervalls noch die Kurve für den Beginn, bezw. für das Ende der bürgerlichen Dämmerung eingetragen werden, wodurch dann für jeden Tag des Jahres erst die wirkliche Tageslänge sichtbar gemacht würde. Zu bemerken ist noch, daß die Tafeln für die geographische Breite 49° 0' (Regensburg) konstruiert sind; eine den Erklärungen zu den Tafeln beigegebene kleine Tabelle gestattet aber den Uebergang auf alle anderen, für Süddeutschland in Betracht kommenden Breitengrade in einfachster Weise. Endlich liefern die Tafeln, was völlig am Platz ist, alle Zeitangaben für jeden Ort in mittlerer Ortszeit; die Reduktion auf mitteleuropäische Zeit erfolgt, auf Grund der geographischen Länge des betreffenden Ortes, wiederum mit Hilfe einer kleinen Tabelle. Um über die Genauigkeit der so aus den Tafeln gewonnenen Zeitmomente Aufschluß zu erhalten, hat Referent für sechs über den Monat Januar gleichmäßig verteilte Tage die Auf- und Untergangszeiten der Sonne und des Mondes für München scharf gerechnet und die Ergebnisse mit den aus den Tafeln entnommenen Werten verglichen, wobei sich eine für alle Zwecke des bürgerlichen Lebens völlig befriedigende Uebereinstimmung ergab: bei der Sonne betrug der größte Fehler der Tafelwerte 2 Zeitminuten (im Mittel 1 Minute), beim Monde der größte Fehler 3 Minuten (Mittel 2 Minuten). — Auf der fünften Tafel sind die Aufgänge, Kulminationen und Untergänge der Planeten Venus, Mars, Jupiter und Saturn dargestellt. Der Maßstab ist hier wesentlich kleiner, da das Intervall für je 10 Tage, ebenso wie für 1 Tagesstunde, zu 4 Millimeter gewählt ist. Entsprechend dieser erheblichen Verkleinerung der Darstellung ist hier natürlich auch die Genauigkeit der Ablesung eine geringere, es können Fehler bis zu 10 Zeitminuten vorkommen, die jedoch für den vorliegenden Zweck immerhin als ganz unschädlich zu betrachten sind. Die Linien der Auf- und Untergangszeiten der Sonne sind auch hier wieder eingezeichnet, ebenso ist der zwischen diesen Linien liegende Teil des Tages wieder rot angelegt. Es ist auf diese Weise möglich, auf den ersten Blick zu erkennen, ob der betreffende Planet während der Nacht, am Morgen oder am Abend sichtbar ist oder ob sein Tagbogen ganz von dem der Sonne umschlossen wird. Die oben schon angeregte Eintragung der Dämmerungslinien, sowie das Weißlassen der Tages- und das Dunkelhalten der Nachtzeit wäre hier, wie dem Referenten scheint, von ganz besonderem Nutzen. Ebenso könnten leicht noch einzelne interessante Daten, die sich auf die Stellung des Planeten in seiner Bahn beziehen (Konjunktion, Opposition, größte Elongation u. s. w.) in den Tafeln Berücksichtigung finden. Wie der Inhalt, so läßt auch die technische Ausführung der fünf graphischen Tafeln wenig zu wünschen übrig. Die Anschaffung des graphischen Kalenders, der sich für Schule und Haus in gleichem Maße zum Gebrauche eignet, kann somit warm empfohlen werden.

—rt—

Allgemeine Rundschau.

Fundergebnisse auf der Saalburg 1904.

Durch reiche Spenden, die dem kaiserlichen Sammelfonds im Jahre 1904 zugewendet wurden (es sind nicht weniger als 41,600 M.), ist es ermöglicht worden, die ergebnisreichen Ausgrabungen des vorhergehenden Jahres fortzusetzen. Es ist an dieser Stelle schon berichtet worden über die Ausgrabung des Mithrasheiligtums und des nördlich von ihm liegenden Tempels der großen Göttermutter. Zu diesen gesellen sich jetzt zwei neue Tempelanlagen, die bezeichnend sind für die gottesdienstlichen Verhältnisse des Truppenkörpers, der auf der Saalburg in Garnison lag. Es ist dies ein ziemlich ausgedehnter Tempel des Jupiter Dolichenus, jener ursprünglich in den Euphrat-Gegenden zuerst verehrten Gottheit. Sodann wurde im Osten der Usinger Landstraße ein kleinerer Bau bloßgelegt. Wenn auch hier nicht, wie bei dem Dolichenum, die aufgefundenen Inschriften die Bestimmung des Baues verrieten, so lassen doch zwei im Innern der Anlage zutage gekommene Relieffiguren darauf schließen, daß wir es hier mit einem Heiligtum der Diana und des Silvanus zu tun haben; leider fehlt die untere Hälfte der Götterbilder. Weitere Grabungen an dem im Osten des Lagers gelegenen Forum zeigen, daß dieser große Gebäudekomplex eine weit größere Ausdehnung hat, als man früher annahm, er setzt sich noch bis zu der nach dem Pfahlgraben führenden Römerstraße in Holzbauten mit Hallenanlagen fort. — Inschriften von Bedeutung kamen keine zum Vorschein, dagegen waren die Funde von Ton- und Metallgegenständen recht zahlreich. Von den letzteren sind bemerkenswert viele Fibeln, ferner Schlüssel, Messer, eine doppelschnauzige Hängelampe und ein 5 Zentimeter langer, sehr fein gearbeiteter Schlüsselgriff, der ein Eichhörnchen darstellt. Bei den gröberen Tongefäßen zeigt sich immer deutlicher, daß sie in ihrer größeren Zahl aus der Töpferzentrale im nahen Heddernheim stammen, wo vor kurzem wieder eine Reihe von Töpferöfen mit vielen Fundstücken ausgegraben worden ist. Auch die schönen roten Sigillatagefäße sind wieder recht zahlreich; es wurden allein 182 Stempel, darunter manche neue, festgestellt. Vielleicht glückt es den eifrigen Forschungen unserer Gelehrten, auch für das Sigillatageschirr, das nicht in Gallien oder Italien fabriziert wurde, einen Herstellungsort in der Maingegend nachzuweisen. Auch die Zahl der Holzgegenstände, für die besonders die Brunnen die ergiebigste Fundstätte sind, hat sich um einige wertvolle Stücke vermehrt. So ist die vorzüglich erhaltene Wagendeichsel aus Buchenholz, die eine Länge von 2.95 Meter hat und am Ende 6 : 7 Zentimeter dick ist, als ein Unikum zu bezeichnen. Sie ist, ähnlich wie es die antiken Abbildungen zeigen, vorn in die Höhe gebogen und zeigt hier ein Loch für einen Stift, der die Verbindung mit dem Querjoch herstellte, das auf dem Nacken der Zugtiere lag. Das Ende der Deichsel geht in eine Gabel über, die mittels eines langen Nagels an der Achse befestigt war. Gleichfalls in einem Brunnen wurde das obere Stück eines Backofenschiebers aus Buchenholz gefunden. Die Münzen, 186 an der Zahl, gehen von der Republik bis zu Severus Alexander.

C. B.

✠

Kleinere Mitteilungen.

C. K. Eine Schenkung an die Universität Paris. Aus Paris wird berichtet: Die Studenten der Universität Paris werden bald ihr Landhaus, ihre „Villa“, haben. Der Unterrichtsminister Chaumié hat nämlich soeben eine Stiftung angenommen, die Mlle. Lassenne dem Staate gemacht hat; diese hat ihr gesamtes Vermögen zu dem Zweck bestimmt, in ihrer Besitzung von La Marc-aux-Moines in Seine-et-Marne eine „Universität der höheren wissenschaftlichen Studien“ zu gründen. Die naturwissenschaftliche Fakultät von Paris hat bereits ihre Laboratorien von Banyuls-sur-Mer, die von Lacaze-Duthiers begründet sind; jetzt braucht sie die schönwissenschaftliche Fakultät also nicht mehr darum zu beneiden. Vielleicht wird man die Stiftung als Sommeraufenthalt für Studierende, die dort während der schönen Jahreszeit in Ruhe größere Arbeiten ausführen können, verwenden.

* Eine Gedenktafel für St. Beuve ist am 23. d. M. in dem Gebäude der alten Akademie zu Lausanne enthüllt worden, wo St. Beuve von 1837 bis 1838 jene Vorlesungen über Port-Royal hielt, aus denen dann seine fesselnde Darstellung der Jansenisten (Histoire de Port-Royal. 1840—1860) hervorging.

∽ Aus England. Zum Gedächtnis des 300jährigen Erscheinens des „Don-Quichote“ wird die Britische Akademie am 25. Januar eine Festsitzung abhalten, bei der Mr. Fitzmaurice-Kelly eine Festrede halten wird.

✠

Hochschulnachrichten.

* **München.** Der Privatdozent in der medizinischen Fakultät Dr. Frhr. v. Notthafft ist von der Dermatologischen Gesellschaft zu Wien zum korrespondierenden Mitglied gewählt worden.

hc. **Heidelberg.** Der Direktor des astronomischen Instituts auf dem Königstuhl, Hofrat Dr. Wilhelm Valentiner, feiert dieser Tage das 25jährige Jubiläum als ordentlicher Professor. Prof. Valentiner, der im 60. Lebensjahre steht, wurde im Herbst 1879 zum ordentlichen Professor der Astronomie an der Technischen Hochschule in Karlsruhe ernannt. 1896 folgte er einem Rufe in gleicher Eigenschaft nach Heidelberg.

* **Bonn.** Der Privatdozent für Verwaltungsrecht an der hiesigen Universität Dr. Fritz Stier-Somlo wurde zum außerordentlichen Professor ernannt.

* **Marburg.** Der außerordentliche Professor der Physik Dr. Ernst Neumann in Breslau wurde in gleicher Eigenschaft an die hiesige Universität versetzt.

* **Leipzig.** Der Professor der Geographie an der Universität Breslau Dr. Joseph Partsch hat den an ihn ergangenen Ruf an die hiesige Universität als Nachfolger Ratzels angenommen.

hc. **Breslau.** Dem Privatdozenten für Physiologie und Assistenten am physiologischen Institut der hiesigen Universität Dr. med. Paul Jensen, einem Sohne des Dichters Wilhelm Jensen, ist der Professor-Titel verliehen worden.

* **Wien.** (Eine Privatdozentin?) Die philosophische Fakultät der Wiener Universität wird sich bereits in naher Zukunft mit der prinzipiellen Frage zu beschäftigen haben, ob das weibliche Geschlecht ein Hindernis für die Habilitierung als Privatdozent bildet. Eine junge Dame aus einer vornehmen Wiener Bürgerfamilie, Frln. Elise Richter, die am Akademischen Gymnasium in Wien ihre Gymnasialstudien vollendet und dann an der Wiener Universität das Doktorat der Philosophie erworben hat, will sich, wie wir der Neuen Freien Presse entnehmen, als Dozentin an der dortigen philosophischen Fakultät habilitieren. Das Gesuch ist bereits in der Dezember-Sitzung der Fakultät vorgelegen, die Entscheidung wurde aber bis zur nächsten Sitzung, die im Februar des kommenden Jahres stattfinden wird, vertagt. Frln. Dr. Richter hat sich vornehmlich mit dem Studium der romanischen Sprachen befaßt und auf Grund einer Dissertation „Romanische Wortbildung“ das Doktorat der Philosophie erworben. Man kann auf die Entscheidung der philosophischen Fakultät gespannt sein.

* **Aus Italien.** Der bisherige Privatdozent der Physik in Bologna Dr. Bernhard Dessau, ein Bruder des Epigraphikers an der Universität Berlin, ist als Professor der Physik an die Universität Perugia berufen worden.

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

August Becker: Hedwig. Ein Roman aus dem Wasgau. Erster Band. Kaiserslautern 1905. J. J. Taschers Buchhandlung (A. Gerin). 235 S. — A. Meinong: Untersuchungen zur Gegenstandstheorie und Psychologie. Mit Unterstützung des k. k. Ministeriums für Kultus und Unterricht in Wien. Leipzig 1904. Johann Ambrosius Barth. 634 S. — Dr. jur. Ernst Hagelberg: Der Begriff des Tierhalters in §§ 833, 834 B. G.-B. Zugleich eine Grundlegung der Lehre von der Tierhaftung. Berlin 1905. Franz Vahlen. 103 S. — Deutsches Wörterbuch von Jakob Grimm und Wilhelm Grimm. Fortgesetzt von Dr. Moriz Heyne, Dr. Herm. Wunderlich, Dr. Karl v. Bahder, Dr. Rudolf Hildebrand, Dr. Matthias Lexer, Dr. Karl Weigand, Dr. Ernst Wülcker. (Vierten Bandes erste Abteilung, III. Teil. Fünfte Lieferung: [Gewaltschlag—Gewehr].) Leipzig 1904. S. Hirzel. — Max Burckhard: Theater. Kritiken, Vorträge und Aufsätze. (1. Band 1898—1901. 2. Band: 1902—1904.) Wien 1905. Manzsche Universitätsbuchhandlung 357 u. 371 S. — Heinrich Hart: Peter Hille. (Die Dichtung. Eine Sammlung von Monographien. Herausgegeben von Paul Remer. Buchschmuck von Heinrich Vogeler. Band XIV.) Berlin u. Leipzig. Schuster u. Loeffler. 78 S. — Gabriele Reuter: Ebner-Eschenbach. (Die Dichtung. Bd. XIX.) Ebenda. 80 S. — Wilhelm Hegeler: Kleist. (Die Dichtung. Bd. XX.) Ebenda. 87 S. — Richard Schaukal: Wilhelm Busch. (Die Dichtung. Bd. XXI.) Ebenda. 73 S. — Willy Pastor: Homer. (Die Dichtung. Bd. XXII.) Ebenda. 81 S. — Wilhelm Holzamer: Conrad Ferd. Meyer. (Die Dichtung. Bd. XXIII.) Ebenda. 85 S. — Franz Servaes: Theodor Fontane. (Die Dichtung. Bd. XXIV.) Ebenda. 71 S. — Otto Krack: Grabbe. (D. Dichtung. Bd. XXV.) Ebenda. 73 S. — Hugo Riemann: Musik-Lexikon. 6., gänzlich umgearb. u. mit d. neuesten Ergebnissen d. musikalischen Forschung und Kunstlehre in Einklang gebrachte Auflage. 5. bis 24. (letzte) Lieferung. Leipzig 1904. Max Hesse. — Alfred Kerr: Das neue Drama. Erste Reihe der Davidsbündler-Schriften. Berlin 1905. S. Fischer. XIII u. 312 S. — An Almanack for the Year of Our Lord 1905. London. Joseph Whitaker. 792 S. — Peerage for the Year 1905 being a Dictionary of Titled Persons. Ebda. 707 S. — Dr. Johannes Müller: Von den Quellen des Lebens. Sieben Aufsätze. München 1905. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck). 364 S. — Isolde Kurz: Neue Gedichte. Stuttgart u. Berlin 1905. J. G. Cotta Nachf. 186 S. — Joh. Rich. zur Megede: Der Ueberkater. Roman. Stuttgart u. Leipzig 1905. Deutsche Verlagsanstalt. 640 S. — Mario Hansen-Taylor: Aus zwei Weltteilen. Erinnerungen. Mit Bildnissen von Bayard Taylor und Marie Hansen-Taylor. Ebenda 1905. 226 S. — Karl Hagemann: Wilhelmine Schroeder-Devrient. (Das Theater. Eine Sammlung von Monographien. Herausgegeben von Dr. Karl Hagemann. Mit Buchschmuck geziert von E. M. Lilien. Band VII.) Berlin u. Leipzig. Schuster u. Loeffler. 85 S. — Rudolph Lothar: Sonnenthal. (Das Theater. Band VIII.) Ebenda. 57 S. — Karl Grube: Die Meininger. Ebenda. 75 S. — Edgar Alfred Regener: Iffland. Ebenda. 80 S. — Hanns Heinz Ewers: Das Kabaret. Ebenda. 70 S. — Philipp Stein: Goethe als Theaterleiter. Ebenda. 79 S.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher in München.

Jahrgang 1904. München, Donnerstag, 29. Dezember. Nummer 293.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Die Frage der Vermehrung der Fideikommisse in Preußen.

Von Georg v. Below.

Seit längerer Zeit war im preußischen Landtag eine Reform des geltenden Fideikommißrechtes gefordert worden. Im Jahre 1903 ist nun ein „Vorläufiger Entwurf eines Gesetzes über Familienfideikommisse nebst Begründung, im amtlichen Auftrage veröffentlicht“ (Berlin, Verlag der Post), erschienen. Er hat begreiflicherweise eine lebhafte Erörterung des Problems in der Literatur hervorgerufen und ist sowohl nach seinem juristischen als auch nach seinem volkswirtschaftlichen Inhalt in den Tagesblättern wie in wissenschaftlichen Zeitschriften einer gründlichen Prüfung unterzogen worden. Im folgenden möchte ich mich auf die volkswirtschaftliche Seite der Frage beschränken; sie ist ohne Zweifel im gegenwärtigen Stadium die weitaus wichtigere. Von den Abhandlungen, die aus Anlaß jenes „Entwurfs“ veröffentlicht worden sind, berücksichtige ich hier die von Joh. Conrad (Jahrbücher für Nationalökonomie 81, S. 507 ff.), Sering (Jahrbuch für Gesetzgebung, 1904, S. 61 ff.) und Max Weber (Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik 19, S. 503 ff.). Die des Letztgenannten ist die eingehendste; sie geht auch über eine bloße Würdigung des „Entwurfs“ erheblich hinaus. Ich nehme noch hinzu die Artikel, welche Conrad und Gierke im Handwörterbuch der Staatswissenschaften zu dem Wort „Fideikommiß“ schon früher veröffentlicht hatten, und einen älteren Aufsatz über „Die Agrarreform in Preußen“ des Herrenhausmitgliedes Frhrn. v. Durant in der Zeitschrift für Sozialwissenschaft, Jahrgang 1898, S. 182 ff. Die erwähnten Autoren sind sämtlich interessante Vertreter eines bestimmten Standpunktes. Die Stellung, die sie zu der Frage der Fideikommisse einnehmen, hängt aufs engste mit dem allgemeinen wissenschaftlichen und politischen Programm zusammen, das ihnen eigen ist, und dies Programm ist bei keinem eine zufällige Bildung.

Der „Entwurf“ zeigt sich einer Vermehrung der Fideikommisse günstig; die Schranken, die er aufrichten will, sind unerheblich. Gierke und Sering sind ebenfalls Freunde des Fideikommisses, wenngleich sie einer zu starken Vermehrung Grenzen ziehen wollen. Conrad und Weber bekennen sich als Gegner des Fideikommisses, wenigstens im Prinzip.

Ich beginne die Darlegung meiner Auffassung sogleich mit der Bemerkung, daß meines Erachtens jede Vermehrung der Fideikommisse verhindert werden muß, die bestehenden Fideikommisse aber erhalten werden können. Wenn ich diesen Standpunkt einnehme, so bestimmen mich dazu grundsätzliche Erwägungen, besonders jedoch auch die Rücksicht auf die Haltung, die nach ziemlich sicher anzustellender Berechnung die gesetzgebenden Körperschaften zu der Frage einnehmen werden. Es ist ja gänzlich ausgeschlossen, daß diese eine vollständige Abschaffung der Fideikommisse beschließen werden, und es ist zweckmäßig, sich diese Tatsache von vornherein gegenwärtig zu halten. Sehr starke Sympathien werden in ihnen für eine Vermehrung der Fideikommisse vorhanden sein. Indessen ist es mir nicht ausgemacht, daß solche Tendenzen siegen werden. Für möglich halte ich es, daß die gesetzgebenden Körperschaften sich in Beschlüssen einigen, die eine weitere Vermehrung der Fideikommisse hindern. Durch diese Rücksichtnahme auf die parlamentarische Situation will ich keineswegs prinzipiellen Erörterungen ausweichen; bei anderer Gelegenheit stehe ich für solche sehr gern zur Verfügung; ein Freund des Opportunismus bin ich ganz und gar nicht. Allein es vereinfacht die Diskussion, wenn man bei dem Versuch, ein Ziel zu erreichen, mit dem Erreichbaren rechnet.

Unter der angegebenen Voraussetzung können wir namentlich hinsichtlich der Frage der allgemeinen Berechtigung der Fideikommisse die Diskussion vereinfachen. Denn wenn sie doch einmal in der beträchtlichen Zahl, in der sie sich jetzt finden, erhalten bleiben sollen, so ist damit schon eine gewisse Anerkennung des Rechtes ihrer Existenz ausgesprochen. Immerhin mögen hier einige Argumente für die Beibehaltung des Instituts kurz vorgetragen werden. Zunächst einiges über die politischen Gründe. Für einen Staat ist eine Landaristokratie wertvoll; die Fideikommisse tragen aber zur Konservierung derselben bei. Ohne Zweifel würde der preußische Landadel ohne die bestehenden Fideikommisse um ein Erhebliches zusammenschmelzen. Die Art, wie der Landadel dem Staate wertvoll wird, ist eine mannigfache, und so kommt auch den Fideikommissen eine mannigfache politische Bedeutung zu. Sering legt das Hauptgewicht auf die Charakterbildung: „In letzter Linie ist die Fideikommißgesetzgebung . . . ein Problem der nationalen Charakterbildung.“ Gegen ihn wendet sich mit scharfer Kritik Weber (S. 564 ff.), und gewiß lassen sich Serings Sätze in der Art, wie er sie formuliert, nicht halten, wenn man freilich auch Webers Ausführungen nicht durchweg wird zustimmen können. Man sollte schon deshalb nicht das Hauptgewicht auf den Einfluß der Fideikommisse auf die Charakterbildung legen, weil der Charakter doch nur zum kleineren Teile Produkt des Milieus ist. Allerdings wollen wir das von Sering verwendete Argument nicht absolut verwerfen. Man wird nicht bestreiten, daß der preußische Landedelmann, im großen genommen, „ein ganzer Mann“ (G. F. Knapp, Grundherrschaft und Rittergut, S. 24) ist,[1]) und daß seine Eigen-

1) Knapp bemerkt a. a. O. richtig: „Das Junkertum ist ein weiterer Begriff als der Landadel: es ist unser Gutsbesitzertum.“ Es ist jedoch in diesem Kreise, wie Knapp ebenfalls hervorhebt

schaften zum Teil mit seiner landwirtschaftlichen Stellung zusammenhängen; daß ferner im Staatsleben solche Männer brauchbar sind. Bei einem Vergleich der Eigenschaften der Angehörigen der verschiedenen Stände und Berufe dürfte man wohl finden, daß der Landedelmann einige Eigenschaften besitzt, die ihn für die Tätigkeit als Staatsmann besonders empfehlen, wobei natürlich die Einschränkung zu machen ist, daß es sich hier keineswegs um eine ausnahmslose Regel handelt. Da jedoch die preußischen Landedelleute sich nur der Minderzahl nach aus Fideikommißbesitzern zusammensetzen, so ergibt sich als einfaches Rechenexempel, daß jene Eigenschaften vom Fideikommißbesitz nicht abhängig sind. Höchstens indirekt kann dieser in Betracht kommen, insofern er zur Konservierung beziehungsweise Hebung des Standes der Landedelleute im allgemeinen beiträgt.

Mehr Wert als auf die Frage der Charakterbildung würde ich auf die politische Tradition legen, die im Stande des preußischen Landadels heimisch ist; oder, wie wir auch sagen können, die erwähnten Eigenschaften werden gerade im Hinblick auf seine politischen Grundanschauungen wertvoll. Ueber das, was politisch wertvoll ist, gehen ja freilich die Ansichten unendlich auseinander. Die Interessen streiten gegeneinander, und ich leugne selbstverständlich gar nicht, daß auch die Interessen des Landadels dem Wohle des Ganzen, das uns leiten soll, schroff widerstreben können. Aber es werden sich doch in allen Parteien gerechte Beurteiler finden, welche — trotz der vielleicht unberechtigten, vielleicht berechtigten Mißstimmung, die sie momentan erfüllt — zugeben, daß die preußischen Landedelleute nicht bloß von egoistischen Interessen erfüllt sind, daß sie zwar sehr energisch in der Wahrnehmung ihrer Interessen, aber doch nicht engherzig sind;[2]) daß sie sehr viel politischen Takt und auch wahrhaft patriotische Aufopferungsfähigkeit besitzen. Gegner des preußischen Landadels deduzieren heute oft, daß die Welthandelspolitik des Deutschen Reiches ihm das Grab graben werde und daß er deshalb der mit jener zusammenhängenden Flottenvermehrung feindlich gesinnt sei. Tatsächlich aber ist er ihr gar nicht abgeneigt; die meisten deutschen Landedelleute sind vielmehr eifrige Anhänger einer Flottenvermehrung. Das Wort von der „gräßlichen Flotte" stammt nicht von einem der ihrigen. Ob nun die wertvolle politische Haltung des preußischen Adels mit bestimmten moralischen Qualitäten zusammenhängt — über welche Sering und Weber streiten —, das kann unerörtert bleiben; genug, daß dem hier in Betracht kommenden großen Familienkreis eine politische Tradition eigentümlich ist, die ihn zur Mitwirkung bei wichtigen patriotischen Aufgaben geeignet macht. Unter diesen Umständen darf man gewiß Maßregeln beziehungsweise bestehende Einrichtungen billigen, die den Zweck haben, den Landadel zu erhalten, soweit es mit dem allgemeinen Staatsinteresse vereinbar ist. Und von hier aus würde es sich auch rechtfertigen, dem Fideikommiß eine gewisse Sympathie zu bezeugen. — Conrad beruft sich in seiner Gegnerschaft gegen das Fideikommiß darauf, daß unter den großen Männern, welche bei der Neuaufrichtung des Deutschen Reiches einen hervorragenden Anteil genommen haben, keiner aus einer Fideikommißfamilie stamme. Dies Argument ist nicht unbedingt beweisend. Denn zu der Zeit, als jene Männer in ihrer Jugend standen, gab es in Preußen erst sehr wenig Fideikommisse: ihre Stelle nahmen ungefähr die Lehensgüter ein. Im übrigen kann es auch nicht die Aufgabe der Fideikommisse sein, gerade die hervorragendsten Staatsmänner zu stellen. Der Fideikommißbesitzer selbst betätigt sich am besten in der großen und kleinen kommunalen Verwaltung und im parlamentarischen Leben, ohne Anspruch auf staatliche Aemter zu erheben, und daß jenes in der neuesten Zeit mit Erfolg geschieht, ließe sich durch Beispiele belegen. Aber von der Frage der persönlichen Eignung der einzelnen ist, wie bemerkt, die der politischen Tradition unabhängig, und auf diese glaube ich eben besonderes Gewicht legen zu müssen.

Man kann wohl von mir verlangen, daß ich mich über die politischen Traditionen des preußischen Landadels noch näher äußere und eingehendere Rechenschaft über meinen Satz, daß eine Landaristokratie für den Staat wertvoll ist, gebe. Aber aus dem oben angegebenen Grunde meine ich mich auf jene kurzen Andeutungen beschränken zu können.

Zu den politischen Motiven für Erhaltung der Fideikommisse treten wirtschaftliche; vor allem kommt hier die Rücksicht auf die Waldwirtschaft in Betracht. „Die Chance, daß Walddevastationen unterbleiben, ist" — sagt Weber (S. 509 ff.) „bei Fideikommissen doch wohl eine relativ starke, und es entspricht den allgemeinen Erfahrungen, daß die dem feudalen Empfinden von jeher eigene, kultur- und wirtschaftsgeschichtlich so höchst wichtige Freude am Walde der Qualität der Fideikommißwälder zugute kommt."

Ferner weist man darauf hin, daß das Fideikommiß ein Mittel sei, auf schlechtem Boden den Großbesitz und Großbetrieb als Träger der Kultur zu erhalten. Doch meiden — ich komme darauf zurück — die neuen Fideikommisse, wenigstens in jüngster Zeit, den schlechten Boden. Ein Hauptargument, welches die Freunde einer Vermehrung der Fideikommisse verwenden, besteht darin, daß sie die „Erhaltung bezw. Wiederschaffung eines leistungsfähigen Grundbesitzes durch Ordnung der Kreditverhältnisse und Verhinderung allzu großer Zersplitterung" (vgl. Frhr. v. Durant, S. 185) als wünschenswert bezeichnen und im Fideikommiß eine der wichtigsten Einrichtungen sehen, durch die dieses Ziel erreicht wird. Indem wir es vermeiden, hier auf die äußerst schwierige Frage einer zweckmäßigen Ordnung der Kreditverhältnisse und auf das Problem der Teilung oder ungeteilten Vererbung des Grundbesitzes näher einzugehen, wollen wir nur bemerken, daß das Fideikommiß in gewisser Weise wohl zur Erreichung jenes Zieles geeignet sein kann. Aber es sind hier doch einige sehr wichtige entgegenstehende Instanzen zu berücksichtigen. Wenn wir nämlich einerseits die Schäden, die aus der zu großen Teilung und Verschuldung des Grundbesitzes hervorgehen, und die Tatsache, daß mancher Grundbesitzer infolge derselben seine Wirtschaft nicht ordentlich führen kann, vollkommen würdigen, so darf doch auf der anderen Seite auch der Umstand nicht übersehen werden, daß manche Fideikommisse schlecht bewirtschaftet werden, weil der älteste Sohn, der das Majorat geerbt hat, zufällig kein guter Landwirt, ist oder weil dem Fideikommißinhaber durch irgend eine Verkettung von Umständen das erforderliche Kapital für notwendige Verbesserungen fehlt. Die Abhängigkeit der Bewirtschaftung der Fideikommisse von solchen Zufälligkeiten wird auch von ihren Freunden durchaus anerkannt. Sering und Frhr. v. Durant machen, um diesem Uebelstande abzuhelfen, den Vorschlag, es solle dem Erblasser die Wahl seines Besitznachfolgers zugestanden werden. Allein eine derartige Aenderung würde sich nicht durchführen lassen. Die jüngeren Söhne finden sich darein, vom väterlichen Gutsbesitz ausgeschlossen zu werden, wenn es ein für allemal festgesetzt ist, daß der älteste und nur er erbt. Wenn jedoch der Vater unter mehreren Söhnen einen für die Fideikommißnachfolge auswählen soll, so wird es unendlich oft zu Familienzwistigkeiten kommen. Es würde oft ja auch sachlich schwer oder gar unmöglich sein, den geeigneten im voraus, vielleicht wenn die Kinder noch in sehr jugendlichem Alter stehen, zu entdecken. Die Stimmung der von der Erbschaft ausgeschlossenen Söhne unterschätzt übrigens auch Weber, wenn er sagt (S. 507), die anderen Familienmitglieder seien „nicht so unzufrieden, wie oft geglaubt

der Geist des Landadels der maßgebende. Weiter auf das Verhältnis zwischen Landadel und Gutsbesitzertum einzugehen, ist hier nicht erforderlich.

[2]) Man denke z. B. an die Haltung der Mehrheitsparteien des preußischen Abgeordnetenhauses und Herrenhauses bei Forderungen des Kultusministeriums für Kunst und Wissenschaft: sie bewilligen so gut wie ausnahmslos alles, was verlangt wird. Die Kultusminister in anderen deutschen Staaten würden sich glücklich schätzen, wenn sie mit so entgegenkommenden Mehrheitsparteien zu tun hätten.

wird", weil sie „mit Recht die Zugehörigkeit zur Familie des Besitzers als Chance ersten Ranges für die Beamtenkarriere betrachten". So stehen die Dinge in Preußen doch erfreulicherweise nicht, daß man in erster Linie durch vornehme Verwandtschaft ein Amt erhält, dessen Ertrag den Revenuen eines ansehnlichen Majorates gleichkommt. Auch wer der Patronage die größte Wirkung zuschreibt, wird nicht behaupten, daß dadurch etwas Höheres als ein Landratsposten oder der Hauptmannsrang erlangt werden könne, und auch damit verhält es sich gar nicht so einfach. Um aber zu unserem engeren Thema zurückzukehren, so steht einer starken Vermehrung des Fideikommisses als Mittel, die zu große Verschuldung und Zersplitterung des Grundbesitzes zu verhindern, vor allem das Hindernis entgegen, daß man mit einer namhaften Vermehrung der Fideikommisse der Latifundienbildung Vorschub leisten würde. Und das ist eben die Kernfrage der ganzen Kontroverse. Sie muß uns in erster Linie beschäftigen.

Es wird heute von allen Parteien anerkannt, daß in der Latifundienbildung eine große Gefahr liegt, und daß eine Vermehrung des Bauernstandes wünschenswert ist. Die allgemeine Anerkennung dieser Sätze erleichtert uns die Beweisführung. Es empfiehlt sich, daß wir von den Prinzipien ausgehen, die gerade von Freunden des Fideikommisses aufgestellt worden sind. In dem Aufsatz des Frhrn. v. Durant lesen wir folgendes: „Es ist ein Uebelstand, daß der Großgrundbesitz von den ihm durch die Gesetzgebung gebotenen Gelegenheiten, sich auf Kosten des bäuerlichen Besitzes zu vergrößern, in allzu ausgiebigem Maße Gebrauch gemacht hat. Das Verfahren des sogenannten Auskaufens der Bauern hat sich, abgesehen von den Nachteilen in sozialer Hinsicht, an vielen Orten auch schon dadurch schwer gerächt, daß dort, wo der Großgrundbesitz isoliert und nicht im gesunden Gemenge mit kleinerem Grundbesitz liegt, nicht allein die Arbeiternot, sondern auch der Gegensatz zwischen Arbeiter und Arbeitgeber sich am empfindlichsten fühlbar macht". Es „wird darauf zu halten sein, daß neben einer Anzahl kleinerer Besitzer, die Nebenverdienst suchen, ein Bauernstand erhalten, beziehungsweise wiedergeschaffen werde, der nur den einen Beruf als Grundbesitzer hat und als solcher auch befähigt ist, die vielen heute als halbes oder als ganzes Ehrenamt geforderten Aemter zu übernehmen". Es muß verlangt werden „Herstellung eines richtigen Verhältnisses zwischen den verschiedenen Größen des Grundbesitzes, vor allem Wiederschaffung eines leistungsfähigen Bauernstandes und zu diesem Zweck Verhinderung übermäßiger Latifundienbildung, Erleichterung der Abtrennung gewisser Flächen von größeren Besitzungen".

Wenn man auch in der Formulierung von Einzelheiten von jenen Ausführungen des Frhrn. v. Durant abweichen mag, so wird man ihnen doch im ganzen beistimmen.[3]) Er glaubt nun aber mit diesem Programm die Forderung einer Vermehrung der Fideikommisse vereinigen zu können. Er verlangt die „Festlegung eines Grundstocks des gesamten Grundbesitzes und Beschränkungen in der Verschuldbarkeit und Teilbarkeit" und in diesem Zusammenhang eine Reform des Fideikommißrechtes. Er eignet sich eine Aeußerung Kleist-Retzows aus dem Jahre 1883 an, in der er das zu erstrebende Ziel richtig angegeben findet: „Ich denke nicht daran, daß aller Grundbesitz festgelegt werden soll, sondern Fleiß, Treue und Tüchtigkeit müssen die Möglichkeit haben, durch ihre Arbeit zum Grundbesitz zu kommen; allein der große Stamm des Grundbesitzes soll wie ein Gebirge feststehen, um welches sich dann die beweglichen Teile des Grundbesitzes lagern und durch das sie gehalten werden." Bei dem „festzulegenden" Grundbesitz hat Frhr. v. Durant freilich ebensowenig wie Kleist-Retzow bloß die Bindung des Grundbesitzes durch Fideikommiß im Auge: nach der Meinung beider soll vielmehr neben dem in Fideikommissen festgelegten Großgrundbesitz ein durch die Sitte und ein zweckmäßiges Intestaterbrecht gebundener, bedeutender bäuerlicher Grundbesitz stehen. Aber innerhalb des Großgrundbesitzes wünschen sie, „den großen Stamm", d. h. doch offenbar den größeren Teil in Fideikommisse verwandelt zu sehen. Das wäre jedoch mit jenem Programm nicht vereinbar. Man kann nur das eine oder das andere. Wenn wir in Deutschland noch sehr viel unaufgeteiltes Land hätten, dann ließen sich daraus noch viele Fideikommisse und ebenso noch sehr viele Bauerngüter schaffen. Indessen der Raum ist nun einmal vergeben. Die Sachen stoßen sich. Wenn jemand vordringen soll, kann er es nur auf Kosten eines anderen tun. Halten wir uns an jenes Programm des Frhrn. v. Durant, so müssen wir einer Vermehrung der Fideikommisse widersprechen. Verlangen wir dagegen diese, so werden die Sätze jenes Programms undurchführbar. Folgende Gründe bestimmen uns, die letzteren zu acceptieren.

Die Zahl der Fideikommisse und ihr Flächeninhalt im ganzen ist in Preußen schon beträchtlich. Die heute bestehenden Fideikommisse umfaßten im Jahre 1900 eine Fläche, welche diejenige der Provinz Westfalen erheblich übertrifft. Es hat sich in den letzten Jahrzehnten ein beständiges und zwar starkes Wachstum gezeigt. Am größten ist die Fideikommißfläche (wenn man von Hohenzollern mit seinen besonderen Verhältnissen absieht) in Schlesien: sie beträgt hier 14.65 Prozent der Gesamtfläche, und in mehreren schlesischen Kreisen steigt die Zahl noch viel höher hinauf. Hier kann man eine Vermehrung ganz und gar nicht wünschen. Das konstatiert auch Sering, indem er hervorhebt (S. 71), „daß in manchen Gegenden wie in Oberschlesien die Fideikommisse bereits eine übergroße Ausdehnung erlangt haben, daß sie gerade ganz überwiegend dem Zusammenhalt sehr großer Herrschaften dienen, die der Bevölkerung den Nahrungsspielraum in vielfach sehr bedenklicher Weise beengen". Die kleinste Fläche nimmt der Fideikommißbesitz in Hannover, der Rheinprovinz und, mit einem allerdings schon stärkeren Prozentsatz, in Ostpreußen ein. Aber in diesen Provinzen (in Ostpreußen wenigstens in einigen Kreisen, z. B. im Kreis Heydekrug) mit ihrer überwiegend bäuerlichen Bevölkerung könnten neue Fideikommisse der Mehrzahl nach nur auf Kosten des Bauernstandes begründet werden. Ein Aufkaufen von Bauerngütern im großen Stil wäre nun ja selbst dann zu beklagen, wenn der zusammengekaufte Besitz in der Form der einzelnen zerstreuten Bauernwirtschaften genützt würde. Indessen würde sich zweifellos auch eine Tendenz zu einer wahren Latifundienwirtschaft geltend machen, und es ist charakteristisch, daß der „Entwurf" der preußischen Regierung, wie Weber (S. 553) des näheren ausführt, einer solchen Tendenz entgegenkommt. In anderen Provinzen (teilweise auch in Ostpreußen) ließen sich noch viele Rittergüter in Fideikommisse verwandeln, ohne daß der Bauernstand dadurch zunächst leiden würde. Allein nun müssen wir eine allgemeine Eigenschaft der Fideikommisse hervorheben, die Tendenz zu ihrer allmählichen Erweiterung. Der Trieb zur Vergrößerung ist zwar bei ihnen nicht so stark wie auf dem Gebiete der Industrie und des Großhandels, aber deutlich wahrnehmen läßt er sich auch dort. „Jedes bestehende Fideikommiß" — sagt Weber — „ist normalerweise ein Zentrum der Bodenakkumulation." „Von 1100 bestehenden Fideikommissen haben fast 200, also zwischen einem Fünftel und einem Sechstel aller, bloß in den Jahren 1895—1900 eine Erweiterung erfahren." Diese Erweiterung geschieht auf Kosten sowohl des Bauernlandes wie anderer Rittergüter. Die Gefahr der zu starken Bodenakkumulation erkennt Frhr. v. Durant an und schlägt vor (S. 183; vgl. auch Sering, S. 67), der übermäßigen Latifundienbildung gesetzgeberisch etwa durch ein Verbot der Vereinigung von zwei Majoraten von größerer Ausdehnung in einer Hand entgegenzuarbeiten. Ein solches Gesetz würde indessen dem Bauernstande noch keinen Schutz gewähren. Es wäre überdies eine höchst eingreifende Maß-

[3]) Frhr. v. Durant ist schlesischer Großgrundbesitzer. Es mag auch noch das Urteil eines ostpreußischen Großgrundbesitzers, des Frhrn. v. Wrangel-Waldburg, erwähnt werden, welcher in seiner Schrift „Die Entwicklung des bäuerlichen Besitzes und die Arbeiterfrage in Ostpreußen" (Berlin 1899) ebenfalls es beklagt, daß in früherer Zeit so viel Bauernland eingezogen worden sei, und eine „Wiederherstellung des alten kleinbäuerlichen Besitzstandes" verlangt.

regel, durch die insbesondere die Fideikommisse der hohen fürstlichen Familien mit einem Schlage zertrümmert werden würden. Will man sich dazu wirklich entschließen? Wenn aber auch die Gefahr der zu starken Erweiterung der bestehenden Fideikommisse nicht bestände, so ist doch die Vermehrung ihrer Zahl, die Begründung neuer, immer bedenklich, weil dadurch das Material für die Schaffung neuer Bauerngüter vermindert wird. Mehr Bauern müssen wir verlangen, was ja auch Frhr. v. Durant betont. Woher soll man jedoch den Grundbesitz für Begründung neuer bäuerlicher Stellen nehmen, wenn die bisher nicht gebundenen Rittergüter in Fideikommisse verwandelt und damit in allen ihren Teilen dem freien Verkehr entzogen werden?

Alle diese Dinge gewinnen eine erhöhte, ja eine gewaltige Bedeutung für die ganze deutsche Nation durch die im preußischen Osten vorhandene polnische Frage. Wir würden für eine Verstärkung des Bauernstandes auch dann eintreten, wenn jene nicht bestände. Aber die Notwendigkeit, im Osten das Deutschtum zu erhalten, beziehungsweise wiederherzustellen, macht das Problem der inneren Kolonisation zu dem allerbrennendsten. Der Reichskanzler hat am 19. Januar 1903 im preußischen Abgeordnetenhause die Ostmarkenfrage mit vollem Recht für die wichtigste Frage der innerpreußischen Politik erklärt, und die preußische Regierung führt dementsprechend einen umfassenden Plan der Verteidigung und Befestigung des Deutschtums durch. Diese Politik hat die verschiedensten Dinge im Auge zu behalten; einen der wichtigsten oder vielmehr den wichtigsten Bestandteil derselben bildet die Ansiedlung deutscher Bauern. Bei der entscheidenden Bedeutung, die der letzteren zukommt, muß alles befördert werden, was ihr dient, und alles vermieden werden, was ihr hinderlich sein kann. Durch eine Erweiterung oder Vermehrung der bestehenden Fideikommisse würde aber das Ansiedlungswerk unzweifelhaft erschwert werden. Ja, man darf vielleicht sagen, daß bereits jetzt in einzelnen Kreisen, die besonders dicht mit Fideikommissen besetzt sind, die Gewinnung des für die Kolonisation erforderlichen Landes nicht immer ganz leicht sein mag. Wenn trotzdem die preußische Regierung, wie es nach dem veröffentlichten „Entwurf" den Anschein hat, der Vermehrung der Fideikommisse das Wort reden will, so würde sie sich in Widerspruch mit ihrer eigenen Politik und zwar einer Politik, deren Grundsätze wir mit Freuden begrüßen, setzen.[4])

Der preußische Adel zeigt eine durchaus nationale Gesinnung; er ist für die Regierung bei der Verteidigung des Deutschtums eine sehr wertvolle Stütze. Wenn der Rittergutsbesitzer des Ostens polnische Arbeiter verwendet, so kann man ihm deshalb noch keineswegs antideutsche Gesinnung vorwerfen. Gern tut er es nicht; aber er befindet sich oft in der Lage, von dem polnischen Angebot Gebrauch machen zu müssen. „Will er unter den jetzigen Konkurrenzverhältnissen und bei der Schwierigkeit des Arbeitsmarktes bestehen, so kann er nicht anders verfahren."[5]) Ein Vorwurf ließe sich gegen ihn erst dann erheben, wenn er unter gleichen Verhältnissen dem polnischen vor dem deutschen Arbeiter den Vorzug gäbe. Die Industriellen des Westens beschäftigen auch in Menge Polen. Aber „das Bedrohliche der Situation ist das, daß die Wirksamkeit der darin liegenden Entwicklungstendenzen von dem Tun und Lassen Einzelner unabhängig ist". (Max Weber.) Die Aufgabe der Politik ist es, diese Situation zu ändern, was eben am erfolgreichsten durch die innere Kolonisation in der von der preußischen Regierung begonnenen Weise geschieht.

---

[4]) Conrad, Jahrbücher für Nationalökonomie 81, S. 509, konstatiert auch mit Befremden den Widerspruch, in den sich die Regierung hierdurch bringen würde.

[5]) Max Weber, Schriften des Vereins für Sozialpolitik 55, S. 794.

(Schluß folgt.)

Les Nouvellistes.

Von Tony Kellen.

Aus der Geschichte des Zeitungswesens ist es zur Genüge bekannt, daß die ersten periodischen Blätter vielfach nur aus Aufzeichnungen von mündlichen und schriftlichen Berichten bestanden. Die Verbreitung von Nachrichten erfolgte nicht bloß mit einer viel geringeren Schnelligkeit, sondern auch mit einer viel geringeren Sicherheit als heute, wo falsche Neuigkeiten verhältnismäßig schnell berichtigt werden können.

Einen Beitrag zur Geschichte des Nachrichtenwesens liefert jetzt Dr. Franz Funck-Brentano, der bekannte Bibliothekar der Arsenal-Bibliothek in Paris, in einem Bande: „Les Nouvellistes" (Paris, Hachette et Cie.). Er behandelt darin die Verbreitung von Nachrichten in Paris, namentlich im 16., 17. und 18. Jahrhundert und schildert die Typen, die wegen ihrer Vorliebe für Neuigkeiten bekannt waren und zu den besonders charakteristischen Gestalten des Pariser Lebens gehörten.

Franz Funck-Brentano ist in Deutschland kein Unbekannter mehr. Seine Werke über die Bastille, die Giftmordtragödie und den Halsband-Prozeß sind auch ins Deutsche übersetzt worden. Diese Werke schöpfen aus Quellen, die bis dahin nicht oder nur unvollkommen benutzt worden waren, und enthalten sie auch viel Anekdoten, so läßt sich ihr wissenschaftlicher Wert doch nicht bestreiten. Funck-Brentano gehört zu den französischen Geschichtschreibern, die für die Bedürfnisse des großen Publikums schreiben und die die Ergebnisse eifriger Forschungen in anziehender Form darbieten. Er stammt übrigens aus dem Luxemburger Lande, denn er wurde 1862 auf Schloß Münsbach (Gemeinde Schüttringen) geboren, doch war schon sein Vater, ein bekannter Nationalökonom, Professor an der „Schule der moralischen und politischen Wissenschaften" in Paris. Er ist mütterlicherseits ein Enkel von Clemens Brentano und Bettina v. Arnim. Seine Schwester Claudine Funck-Brentano lebt ebenfalls in Frankreich, wo sie sich der Bildhauerkunst, der Musik und der Poesie widmet.

Der Mitarbeiter Funck-Brentanos bei seinem neuesten Werke war Paul d'Estrée, der sich bereits durch verschiedene Arbeiten über das alte Regime einen geachteten Namen erworben hat. Ueber die Bedeutung der „Nouvellistes" sei hier einiges mitgeteilt.

Die ersten französischen Zeitungen enthielten nur kurze, trockene Mitteilungen, zumeist aus dem Ausland. Was in Paris oder in Frankreich vorging, erfuhren die Leser fast gar nicht. Zudem blieb die Zahl der Zeitungen lange sehr gering; 1765 gab es in ganz Frankreich nur 20 Zeitungen und Zeitschriften. Was wir jetzt lokale und vermischte Nachrichten nennen, gab es damals fast gar nicht in der Presse. Das erklärt uns, weshalb die „Nouvellistes" in der Gesellschaft eine so große Rolle spielten. Diese erzählten ihren Freunden und Bekannten all die Neuigkeiten, die wir jetzt durch die Zeitungen erfahren. Wer sich Neuigkeiten zu verschaffen wußte und sie gut zu erzählen verstand, war in der Gesellschaft beliebt.

Dieser Typus spielte im 16., 17. und 18. Jahrhundert eine so große Rolle, daß wir ihn in vielen Theaterstücken und Erzählungen erwähnt oder sogar eingehend geschildert finden. Hierdurch ist es Funck-Brentano möglich geworden, das Leben und Treiben der „Nouvellistes" in einem stattlichen Band zu beschreiben. Dieses amüsante Buch ist in gleicher Weise für die Kulturgeschichte wie für die Literaturgeschichte und die Geschichte des Zeitungswesens von Bedeutung.

Mit einem ganz erstaunlichen Fleiße hat der Verfasser, unterstützt von seinem Mitarbeiter Paul d'Estrée, aus den gedruckten und den handschriftlichen Quellen ein umfangreiches Material zusammengetragen. Er hat damit ein endgültiges Charakterbild eines Typus geschaffen, den schon La Bruyère in seinen „Charactères" kurz skizziert hatte. Wenn die Wörterbücher das Wort „nouvelliste" mit Neuigkeitskrämer übersetzen, so erschöpft dieses die Bedeutung dieses Ausdrucks keineswegs, denn es gab

„nouvellistes“, die ihren Beruf durchaus ernst auffaßten und im öffentlichen Leben damals die Rolle spielten, die jetzt (allerdings in weiteren Kreisen und in größerem Maßstab) die Depeschenbureaus ausfüllen. Das schließt natürlich nicht aus, daß sich unter ihnen auch solche befanden, die mehr eine komische Figur bildeten und lediglich Neuigkeitskrämer waren.

Donneau de Vizé hat die „Nouvellistes“ in drei Kategorien eingeteilt: in solche, die sich mit Politik befassen — sie entsprechen unseren heutigen politischen Leitartiklern, die in alle Geheimnisse der Politik eingeweiht sind —, solche, die sich um die Ereignisse in der literarischen Welt kümmern — diese „nouvellistes de Parnasse“ entsprechen etwa unseren heutigen literarischen Kritikern und Feuilletonredakteuren, und endlich solche, die sich um alles kümmern, wie es heutzutage die meisten Journalisten tun bezw. tun müssen.

Nicht bloß in den Salons und den Boudoirs gingen die „Nouvellistes“ mit ihren Neuigkeiten hausieren, sondern auch auf der Straße. Dabei muß man berücksichtigen, daß früher das Leben auf der Straße ganz anders war als heute. Die beste Gesellschaft verkehrte in den großen Städten wie Paris, Lyon, Marseille auf den Straßen. Auf den öffentlichen Promenaden knüpfte man leicht Bekanntschaften an, während es heute zum guten Ton gehört, jeden zu ignorieren, den man nicht kennt, d. h. dem man nicht vorgestellt ist, mag man ihm auch hundertmal begegnen.

Jeder, der eine Neuigkeit wußte, erzählte sie auf offener Straße, und es fanden sich stets neue Zuhörer ein. Manche setzten so sehr ihren Ehrgeiz darein, gut unterrichtet zu sein, daß sie in der Stadt sich über alles Mögliche unterrichten ließen und sich aus der Provinz und dem Auslande von Händlern, Bankiers u. s. w., mit denen sie in Verbindung standen, stets Neuigkeiten berichten ließen. Einzelne hatten besondere Spezialitäten. So wurde z. B. einer, der regelmäßig Briefe aus Rom bekam, allgemein „Le Romain“ genannt. (Es ist dies der Anfang des Gebrauches von Pseudonymen, der sich seither in der Presse eingebürgert hat.)

In Paris verteilten sich die „Nouvellistes“ allmählich so, daß die vom Parnaß sich hauptsächlich im Luxembourg-Garten einfanden, während die Politiker die Galerien des Palais-Royal bevorzugten. Der Verfasser der „Moeurs de Paris“ teilt die Politiker der öffentlichen Promenaden in drei Klassen ein: die einen waren ehemalige Offiziere und Soldaten, die von ihren früheren Feldzügen erzählten und jetzt die neuen kriegerischen Ereignisse kommentierten. Die anderen waren schwatzhafte Bürger, großmäulige Patrioten, die alles besser wußten als die Regierung. Die dritte Klasse waren Schuster, Schneider und einfache Arbeitsleute, die sich immer mehr um Politik kümmerten und, wie es sich schließlich in der Revolution zeigte, auch aktiven Anteil daran nahmen.

In den letzten Jahren der Regierungszeit Ludwigs XIV. war einer der bekanntesten „Nouvellistes“ der Graf Joachim von Lionne, der in Flandern und in Afrika gekämpft hatte. Er wurde dann königlicher Oberstallmeister und machte sich beliebt durch die Nachrichten, die er aus verschiedenen Gegenden erhielt. Da die an ihn gerichteten Briefe erhalten sind (sie werden in der Nationalbibliothek aufbewahrt), können wir uns heute noch einen Begriff davon machen, wie damals die Nachrichten brieflich verbreitet wurden. Es sind teils sorgfältig bearbeitete Berichte über Belagerungen, Truppenbewegungen, bald kurze, flüchtig geschriebene Notizen, auch Abschriften von fremden Briefen, die ihres interessanten Inhaltes wegen weiter verbreitet wurden.

Berühmt war unter der Regentschaft ein literarischer Kreis unter dem Namen „L'Entresol“, in dem Abbé Alary, ein Akademiker, den Vorsitz führte. Dieser Kreis bestand aus Akademikern, Marschällen, Botschaftern u. s. w., die sich regelmäßig in den Gärten der Tuilerien einfanden, um über die aktuellen Ereignisse zu diskutieren, etwa wie jetzt die deutschen Spießbürger in der Stammkneipe.

Das eigentliche Volk versammelte sich am Pont-Neuf, um Neuigkeiten zu erfahren und Pamphlete zu kaufen. Schon zur Zeit der Fronde nannte man diese Brücke das Pariser Forum, von dem die Volksbewegungen ausgingen. Der Ausdruck „Neuigkeiten vom Pont-Neuf“ war sprichwörtlich geworden. Gegen die Mitte des 17. Jahrhunderts verlor die Brücke einen Teil ihrer Volkstümlichkeit, da viele Besucher sich jetzt in dem großen Saal und in der Galerie des Justizpalastes versammelten, wo merkwürdigerweise allerlei Händler ihre Läden aufgeschlagen hatten. Nicht zum wenigsten waren es die Buchhändler, die dort ihre Waren den Vorübergehenden anpriesen. Die Neugierigen trieben sich hier in großer Zahl umher, aber allmählich büßte auch der Justizpalast die Gunst des Volkes ein. Gegen das Jahr 1730 wurde er nur mehr bei Regenwetter als Unterschlupf benutzt.

Auch die großen Klöster, namentlich die der Cölestiner und der Franziskaner in Paris, waren als Aufenthaltsort für die wißbegierige Menge beliebt. Diese Klöster hatten lange Galerien und weite Gärten, die dem Publikum geöffnet waren. Im Cölestiner-Kloster konnte man unter den „Nouvellistes“ drei Jahre lang (von 1608 bis 1611) Antonio Perez, den in Ungnade gefallenen Minister Philipps II. von Spanien sehen. Dank seiner ehemaligen Verbindungen erhielt er zahlreiche Nachrichten, die er nur hier einem kleinen Kreise von Freunden mitteilte und sie kommentierte. Von den Gesprächen, die in den Anlagen des Franziskaner-Klosters geführt wurden, sind uns eine Anzahl in den Berichten der Geheimpolizei erhalten, denn diese Neuigkeiten erregten ebensosehr die Beachtung der Behörden wie heutzutage die der Zeitungen, zumal die daran geknüpften Kommentare für die Regierung oft recht unangenehm waren. Zeitweilig dachte man wohl daran, jene Ansammlungen zu verbieten, aber schließlich ließ man sie doch bestehen in der Erwägung, daß sie dort, wo sie leicht zu überwachen waren, weniger gefährlich wären als im geheimen, in Privathäusern.

Gemäßigter als im Franziskaner-Kloster waren die Neuigkeitsmänner im Garten des Luxembourg-Palastes. Neben der Politik nahm hier die literarische Kritik den ersten Rang ein. Es sind uns auch die Namen verschiedener angesehener Personen erhalten, die wegen ihrer guten Informationen bekannt waren. Auch Voltaire, Crébillon, Diderot und selbst den alternden Jean-Jacques Rousseau sah man zuweilen in den Alleen des Luxembourg-Gartens.

In den Tuilerien-Gärten fanden sich hauptsächlich diejenigen ein, die sich für Nachrichten aus der Gesellschaft und für auswärtige Politik interessierten, d. h. die galante Welt und die vornehmen Personen, die auch in der Sprache gewählter waren als die Gäste des Luxembourg-Gartens. An den Eingängen wachte die Polizei darüber, daß nur feingekleidete Personen Zutritt erhielten. Die Tuilerien-Gärten, die schönsten Gärten der Welt, wie ein Zeitgenosse sagte, glichen einem großen Salon unter freiem Himmel, und nirgends war es leichter, Bekanntschaften anzuknüpen, als hier. Wie stark der Besuch war, kann man schon daraus ersehen, daß 1760 nicht weniger als 4000 Stühle dort verpachtet waren.

Der bekannteste „Nouvelliste“ der Tuilerien war Métra, ein ehrsamer Pariser Bürger, der in der Literatur durch ein ihm zugeschriebenes Memoirenwerk, die „Correspondance secrète“, bekannt ist, das zum erstenmal in Neuwied gedruckt wurde (19 Bände, 1775—1793). Diese Memoiren enthalten viel Material über den Hof, die Gesellschaft und die Literatur. Métra gehörte einer wohlhabenden Apothekerfamilie an, und als er durch eine Erbschaft eine Rente von 10,000 Francs jährlich erhielt, widmete er sich ganz seiner Leidenschaft, Neuigkeiten zu sammeln und zu verbreiten. Er hatte im Luxembourg-Garten gewissermaßen seine Lehrzeit durchgemacht und er verstand sein Geschäft so gut, daß der spanische Botschafter in Paris, Graf v. Aranda, sich seiner bediente, um während des spanisch-englischen Seekrieges Nachrichten zu verbreiten, an deren Bekanntmachung ihm gelegen war. Auch die anderen Botschafter folgten diesem Beispiel, und so spielte Métra gewissermaßen die Rolle einer offiziösen Telegraphenagentur in unserer Zeit. Er genoß ein solches Ansehen, daß Ludwig XVI. bei jeder wichtigen Nachricht die

Höflinge fragte: „Was sagt denn unser guter Métra dazu?" (Qu'en dit le bonhomme Métra?)

Die unter seinem Namen bekannten Memoiren erschienen wie eine kleine Zeitschrift in Lieferungen in Neuwied, weil sie ihrer kühnen Richtung wegen in Frankreich von der strengen Zensur nicht geduldet worden wären. Es wird übrigens bestritten, daß Métra der eigentliche Verfasser war. Wahrscheinlich hat man sich seines Namens bedient, weil er wegen seiner Informationen bekannt war. In Wirklichkeit huldigte er einer gemäßigten Richtung, während die erwähnte Korrespondenz dem Königtum sehr feindlich ist. Da zwei andere Briefsammlungen aus jener jener Zeit, die „Correspondance secrète inédite sur Louis XVI, Marie-Antoinette, la Cour et la Ville de 1777 à 1792" und die „Lettres du Baron de Kagenec, brigadier des gardes du corps, au baron Alströmer (1779—1784)", zahlreiche Stellen enthalten, die sich wörtlich in der sogen. Métraschen Korrespondenz befinden, ist es wahrscheinlich, daß die Verfasser dieser drei Werke aus einer gemeinsamen Quelle, d. h. aus einem Nachrichtenbureau in Paris, geschöpft haben, mit dem Métra vielleicht nicht einmal in Beziehung stand.

Als Stelldichein einer sehr gemischten Gesellschaft ist der Palais-Royal wohl am bekanntesten geworden. Schon 1673 holte Donneau de Vizé dort seine Informationen für den „Mercure". Auch andere Journalisten fanden sich dort ein, und die „Gazette de la Régence", deren Herausgeber v. Barthélemy war, machte sich vollständig zum Echo der Gespräche im Palais-Royal. In die Promenaden dieses Palastes erhielten ebenso wie in denen der Tuilerien nur besser gekleidete Personen Zutritt, aber die Ueberwachung durch die Schweizer an den Eingängen war nicht sonderlich streng, und in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts war der Palais-Royal bekannt, um nicht zu sagen berüchtigt, wegen der galanten Gesellschaft, die sich dort einfand. Beim Herannahen der Revolution wurde der Palais-Royal nach dem Ausdruck Taines ein „Klub unter freiem Himmel". Zuweilen drängten sich zehntausend Menschen dort zusammen, die alle über Politik diskutierten. Hier wurden die neuesten Flugschriften verbreitet oder vorgelesen, die damals zu Dutzenden erschienen, und zuweilen kam es vor, daß ein Redner, der es gewagt hatte, die Gewalttaten der Revolutionäre zu mißbilligen, von der Menge in den kleinen Teich getaucht und dann im Schmutz hin und her gerollt wurde.

Im Jahre 1711 konstatierte der Abbé Pic, daß die Zahl der „Nouvellistes" bedeutend gestiegen sei, seitdem die Cafés beständen, die so stark besucht würden, daß man bei Besuchen in Familien nur mehr Frauen anträfe. Bis dahin hatte jeder sich nur um die Vorgänge in seinem engeren Kreise gekümmert, aber seitdem unter Ludwig XIV. die nationale Einheit hergestellt worden, richtete sich der Blick der Franzosen auf das Weitere. Im 18. Jahrhundert erstanden eigentlich erst die Patrioten und die Politiker. Man diskutierte immer eifriger über die Fragen des öffentlichen Wohls, und es waren nicht zum wenigsten die öffentlichen Wirtschaftslokale, die als Stelldichein benutzt wurden. Die Polizei hatte auch hier ihre Spitzel, die schriftlich Bericht erstatten mußten über das, was sie gehört hatten. Eine Anzahl dieser Berichte sind in der Arsenal-Bibliothek in Paris erhalten; es sind kleine kulturgeschichtliche Dokumente von ganz eigenartigem Interesse. Das 18. Jahrhundert war das goldene Zeitalter der Cafés in Frankreich. Noch in den ersten Jahren der Herrschaft Ludwigs XIV. waren sie unbekannt in Paris. 1723 zählte man deren 380 und 1788 bereits 1800.

Welche Rolle das politisierende Volk in der Revolution spielte, ist zur Genüge bekannt, und wenn Funck-Brentano diesem Gegenstand die letzten Kapitel seines Werkes widmet, so ist es selbstverständlich, daß er nicht Bekanntes wiederholt; er teilt vielmehr eine Menge interessanter Einzelheiten mit, die er aus den Archiven der Polizeipräfektur, der Bastille (jetzt in der Arsenal-Bibliothek) und anderen Quellen geschöpft hat.

Die vorstehende kurze Skizze vermag nur einen schwachen Begriff von der Reichhaltigkeit des Werkes von Funck-Brentano zu geben. Es ist geradezu erstaunlich, welche Fülle von Material darin verarbeitet ist. Erwähnt seien noch speziell die prachtvollen Beschreibungen aus dem alten Paris und die dem Werke beigegebenen Reproduktionen alter Stiche.

Bücher und Zeitschriften.

vl. **Handzeichnungen schweizerischer Meister des 15. bis 18. Jahrhunderts.** Herausgegeben von Paul Ganz. Basel, im Verlag von Helbing u. Lichtenhahn.

Je mehr wir die deutsche Malerei des 15. Jahrhunderts kennen lernen, desto mehr wird es klar, daß am Oberrhein der Herd der neuen Bewegung gewesen ist, die den mittelalterlichen Stil gebrochen hat. Das Dreieck Ulm-Mainz-Basel umschreibt annähernd das Gebiet, wo die führenden Meister vom Anfang und von der Mitte jenes großen Jahrhunderts tätig gewesen sind. So rückt uns die allemannische Kunst, mit ihr natürlich auch die schweizerische, in den Vordergrund des Interesses. Darum ist das Unternehmen, die Handzeichnungen schweizerischer Meister möglichst vollzählig und treu zu publizieren, von ganz besonderem Wert, zumal der Begriff schweizerische nicht nach den heutigen geographischen Verhältnissen abgesteckt ist. Dr. Paul Ganz gibt unter Mitwirkung der Professoren D. Burckhardt und H. A. Schmidt ein umfangreiches Lieferungswerk heraus, in dem er die Bedeutung schweizerischer Kunst anschaulich machen will. Das erste Heft ist eben erschienen und umfaßt, dem Plan entsprechend, Arbeiten vom 15. bis 18. Jahrhundert. Die schöne Serie wird eingeleitet durch eine Federzeichnung der heiligen Dreieinigkeit, die im Jahre 1467 zu einem Stich des Meisters E. S. benutzt worden ist. Zwei ausdrucksvolle, aber etwas akademisch gezeichnete Köpfe gehören dem Kreise von Martin Schongauer an. Aus dem 16. Jahrhundert kamen zwei brillante Zeichnungen von Urs Graf und zwei charakteristische Kostümstudien von Nikolaus Manuel Deutsch. Sehr dankbar wird man die interessante Porträtstudie von dem als Maler noch so wenig bekannten Hans Funk d. Ae. begrüßen; eine reizende Madonna in knapp, aber auffallend klar entwickelter Landschaft rührt von Hans Leu d. J. her. Das Hauptkontingent stellte natürlich Holbein d. J., von dessen Zeichnungen die grandiose Landsknechtschlacht genannt sei, die schon seiner späteren Zeit angehört und von einer eigentlich damals nur bei Holbein zu findenden Unmittelbarkeit der Wirkung ist. Das geniale Werk ist seiner Bedeutung entsprechend auch sehr groß reproduziert worden. Die Herausgeber und der Verleger haben übrigens auch sonst durchweg Treue und Klarheit zum Hauptprinzip der Reproduktion genommen; denn nirgendwo ist ungenügende Wahrheit bei der Wiedergabe eines Kunstwerkes so verhängnisvoll wie bei den Handzeichnungen. Sie geben das Persönlichste der Kunst des Meisters und darum muß bei ihnen auch alles genau wiedergegeben werden.

Das Unternehmen ist von einem schönen Patriotismus inspiriert. Das vorliegende erste Heft zeigt, daß wirklich im engen Rahmen schweizerischer Kunst etwas allgemein Bedeutungsvolles geleistet worden ist, und so wünscht Referent der Publikation recht viele Abonnenten, schon deswegen, damit sie immer stolzer und leistungsfähiger werde und imstande sei, möglichst viele der kolorierten Zeichnungen farbig zu reproduzieren.

μσι. **Weltliteratur-Katalog eines Bibliophilen.** Eduard Grisebach, wohl der bekannteste und universellste unserer deutschen Bibliophilen, hat die Freude erlebt, seinen schönen Weltliteratur-Katalog, den er im November 1897 (bei Ernst Hofmann u. Co. in Berlin) herausgab, schon heute in einer zweiten, durchweg verbesserten und stark vermehrten Auflage vor sich zu sehen. Das Buch hat aber den Verlag gewechselt: es ist nun in B. Behrs Verlag (Berlin W 35; 1905) herausgekommen und nicht mehr von der bekannten Leipziger Firma W. Drugulin, sondern von Gustav Schenck Nachf. (P. M. Weber) in Berlin gedruckt worden. Der Katalog liegt in einem 607 Oktavseiten starken Bande, schlicht gebunden, aber unaufgeschnitten vor. Das ist nicht sehr praktisch. Im übrigen

hat er zum Glück die alte Einteilung beibehalten und auch annähernd dieselbe Ausstattung. In dreizehn großen Gruppen zieht die ganze prachtvolle Bibliothek dieses geschmackvollen Sammlers an uns vorüber, alle orientalischen und occidentalen Literaturen, begleitet von zahllosen seinen Beschreibungen und Anmerkungen des Besitzers, welche die Lektüre dieses Bücherkatalogs allein schon für jeden Bücherfreund zu einem Genuß machen. Nachträge und Register schließen den schönen Band ab, der 2670 Nummern (gegen 2070 der ersten Auflage) zählt. Neu hinzugekommen ist ein Anhang, der die „Weltliteraturgeschichte", sowie Bibliographie und Bibliophilie umfaßt. Weggeblieben ist dagegen die in der ersten Auflage enthaltene Abteilung „Philosophie". Diese stark angewachsene Abteilung soll nach einem Versprechen Grisebachs einem bevorstehenden Supplementbande zu seiner Schopenhauer-Biographie einverleibt werden. Gegen den ihm von einem anonymen Kritiker gemachten Vorwurf, daß die Auswahl der Bücher „zu subjektiv" sei, verteidigt sich Grisebach in seinem Vorwort durch ein Zitat aus unserer letzten Besprechung seines Katalogs (Beilage vom 7. November 1900), in der wir u. a. sagten, daß wir gerade in dieser subjektiven Auswahl den höchsten Vorzug und Reiz des interessanten Nachschlagewerkes erblicken. Muß das wirklich erst gesagt werden, daß dieser Katalog eines Bibliophilen kein Universalkatalog der Weltliteratur sein kann und will, sondern ein Verzeichnis all der Bücher, die sich ein deutscher Bücherfreund von Geschmack und Wissen aus der Literatur aller Zeiten und Völker für seine Bibliothek gesammelt hat?

✿

Allgemeine Rundschau.

Das Archiv für Stenographie.

γ. Die älteste stenographische Zeitschrift des Festlandes, die zugleich das Verdienst hatte, den Zusammenhang der Stenographie mit den philologisch-geschichtlichen Wissenschaften herzustellen und weiter zu pflegen, das „Archiv für Stenographie. Monatsblatt für die wissenschaftliche Pflege der alten Tachygraphie und der neuzeitlichen Kurzschrift", steht nun vor einem neuen Abschnitt seines Lebens. Denn da die alte Verlagsfirma unlängst in andere Hände übergegangen war, wobei mannigfaltige Schwierigkeiten das Erscheinen der Zeitschrift im Jahre 1904 verhinderten, soll es nun vom Beginn des neuen Jahres an in neuem Gewande und neuer Zurüstung auftreten. Es haben sich jetzt eine große Anzahl von Fachleuten der Stenographie und der wissenschaftlichen Forschung zusammengetan, um durch Veranstaltung einer Subskriptionsliste das Mittel in die Hand zu bekommen, daß die bewährte Zeitschrift von einem Verlage übernommen wird, der mit den wissenschaftlichen Kreisen in engster Fühlung steht und zugleich in der Ausstattung das Beste zu leisten vermag. Der Aufruf trägt etwa 60 Namen, darunter vor allen anderen viele bekannteste Glieder der klassisch-philologischen Gelehrtenwelt Deutschlands, Hermann Diels, Theodor Gomperz, Ulrich v. Wilamowitz-Moellendorff, Viktor Gardthausen, Karl Kalbfleisch, Ludwig Traube u. s. w. Denn die reichen Inschriften- und Papyrusfunde der letzten Zeit haben gezeigt, wie ausgebildet und mannigfach die Stenographie im klassischen Altertum gewesen ist und daß die bekannten tironischen Noten nicht den Anfang, sondern nur eine spätere Entwicklungsstufe der Kurzschrift darstellen. Noch vor wenigen Monaten machten die Engländer Greenfell und Hunt im vierten Bande der Oxyrhynchospapyri einen Stenographenlehrvertrag bekannt, in dem drei Stufen der Erlernung der „Zeichen" festgesetzt sind und auch sonst noch manches Merkwürdige erscheint. So muß man denn der erneuerten Zeitschrift eine gedeihliche Entwicklung wünschen.

✱

Kleinere Mitteilungen.

* Schwäbischer Schiller-Verein. Der Deutsche Kaiser, der Großherzog, die Großherzogin und der Erbgroßherzog von Baden und Herzog Philipp von Württemberg sind dem Schwäbischen Schiller-Verein als Stifter beigetreten.

hc. Bibliotheken. Der Bibliothekar an der Universitäts-Bibliothek zu Jena Richard Eschke ist zum Oberbibliothekar ernannt worden. — Dem Direktor der Breslauer Universitäts-Bibliothek Dr. Wilhelm Erman ist der Charakter als „Geheimer Regierungsrat" verliehen worden.

✱

Hochschulnachrichten.

* **Göttingen.** Der bisherige außerordentliche Professor der Geophysik Dr. Emil Wiechert ist zum ordentlichen Professor dieses Faches ernannt worden.

* **Leipzig.** Wie nachträglich bekannt wird, hat auf der Weltausstellung zu St. Louis auch der Professor der Botanik an der hiesigen Universität Dr. W. Pfeffer die große goldene Medaille erhalten. Prof. Pfeffer hatte in St. Louis die Apparate ausgestellt, mit denen er früher (1887) seine berühmten Untersuchungen über den Osmotischen Druck angestellt hatte.

* **Kiel.** Dem Privatdozenten der Gynäkologie an der hiesigen Universität Dr. Karl Holzapfel ist der Professortitel verliehen worden.

M. C. **Rom.** Bei den letzten italienischen Wahlen sind nicht weniger als 39 Universitätslehrer ins Parlament gelangt, 18 ordentliche, 4 außerordentliche Professoren und 17 Privatdozenten; 22 Juristen, 10 Mediziner, 5 Philosophen und 2 Nationalökonomen. An der Spitze marschiert die Universität Neapel, der 14 Abgeordnete angehören, die Ordinarien Gianturco, Colajanni von der juristischen, Castellino, L. Bianchi, Fede von der medizinischen, Nitti von der staatswissenschaftlichen Fakultät, die Extraordinarien und Privatdozenten Badaloni (Medizin), Abignente (Rechtsgeschichte), Baussini (Handelsrecht), Girardi (Strafrecht), Cacciapuoti (Medizin), Salvia (Strafprozeß), Grippo (Strafrecht), De Marinis (Finanzwissenschaft), Guaracino (Römisches Recht). — Von der Universität Rom sitzen elf Mitglieder in der Kammer: der Kliniker Baccelli, der Mediziner Celli, der Nationalökonom De Vito, der Jurist Enrico Ferri, der Nationalökonom Salandra, der Jurist Manna, der Philosoph Ciappi, der Pädagogiker Credaro, die Nationalökonomen Bertolini und Squitti. Padua ist vertreten durch den Juristen Landucci und den Nationalökonomen Alessio; Bologna durch den Hygieniker Sanarelli, den Mediziner Tizzoni; Parma durch den Juristen Berenini; Pisa durch den Physiker Battelli und den Juristen Emilio Bianchi; Ferrara durch den Nationalökonomen Turbiglio; Messina durch den Juristen Ludovico Fulci; Modena durch den Juristen Borciani und den Mediziner Gatti, Catania durch den Juristen Aprile; endlich Pavia durch den Augenarzt Rampoldi. Der politischen Zugehörigkeit nach sind von diesen 39 Universitätslehrern 22 Konstitutionelle, 9 Radikale, 5 Sozialdemokraten und 3 Republikaner.

* Technische Hochschulen. Der Professor für physikalische und Elektrochemie an der Technischen Hochschule in Braunschweig Dr. Guido Bodländer ist gestern (27. d. M.) plötzlich an einem Lungenabsceß gestorben. Professor Bodländer wurde noch unlängst als voraussichtlicher Nachfolger Professor Nernsts in Göttingen genannt. — Der Professor der Mathematik an der Technischen Hochschule in Hannover Geh. Rat Dr. L. Kiepert feierte unlängst das 25jährige Jubiläum seiner Ernennung zum etatsmäßigen Professor an dieser Hochschule. — Die erledigte Professur für neuere deutsche Literaturgeschichte an der Technischen Hochschule in Stuttgart ist, wie nunmehr amtlich gemeldet wird, dem bisherigen Professor des gleichen Faches in Darmstadt Dr. Otto Harnack übertragen worden.

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Dr. Wilh. Braune: Ueber die Einigung der deutschen Aussprache. (Akademische Rede, gehalten zur Feier des höchstseligen Grossherzogs Karl Friedrich am 22. November 1904 an der Universität Heidelberg. Heidelberg 1904. J. Hörning. 61 S. — A. Santos-Dumont: Im Reich der Lüfte. Mit zahlreichen Abbildungen nach photographischen Aufnahmen und Skizzen seiner Fahrzeuge. Autorisierte Uebersetzung von Ludwig Holthof. (Naturwissenschaft und Technik in gemeinverständlichen Einzeldarstellungen. Dritter Band.) Stuttgart u. Leipzig 1905. Deutsche Verlagsanstalt. 175 S. — Hedda Sauer: „Wenn es rote Rosen schneit." Gedichte. Mit Bildern von Richard Teschner. Prag 1904. C. Bellmann. 60 S. — Johannes Proelss: Friedrich Stoltze und Frankfurt a. M. Ein Zeit- und Lebensbild. Frankfurt a. M. 1905. Neuer Frankfurter Verlag. 380 S. — Friedrich Nippold: Bischof v. Anzer, die Berliner amtliche Politik und die evangelische Mission. Berlin 1905. C. A. Schwetschke u. Sohn. 97 S. — Franz Wurzinger: Bilder aus Iglaus Vergangenheit. Brünn 1904. Selbstverlag. 153 S. — K. Hesselbacher: Aus der Dorfkirche. Zehn Predigten. Tübingen 1905. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 105 S. — Fürst Herbert v. Bismarcks politische Reden. Gesamtausgabe, veranstaltet von Johannes Penzler. Im Einverständnis mit der Fürstin v. Bismarck. Mit einem Bildnis des Fürsten Herbert v. Bismarck. Berlin u. Stuttgart 1905. W. Spemann. 426 S. — Dr. Otto Fischer, ord. Prof. der Rechte in Breslau: Revision und Revisionssumme in rechtsgeschichtlicher u. rechtsvergleichender Darstellung. Vortrag. Berlin 1905. Julius Springer. 32 S. — Deutscher Bühnen-Spielplan Sept. 1903—Aug. 1904. Leipzig 1904. Breitkopf u. Härtel. 152 S. — Dr. Ludwig Gaupusch: Das Rechtsinstitut der Papstwahl. Eine historisch-kanonistische Studie. Wien 1905. Manzsche Universitätsbuchhandlung. 221 S. — Henrik Pontoppidan: Die Sandinger Gemeinde. Novelle. Autorisierte Uebersetzung aus dem Dänischen von Mathilde Mann. Berlin, Leipzig, Paris 1905. Hypeden u. Merzyn. 168 S. — August Zöppritz: Gedanken über Flut und Ebbe. Widerlegung der herrschenden Ansichten über deren Entstehung und Vergleich mit ähnlichen in Wassermassen auftretenden Erscheinungen. Ebenda 1904. 61 S. — Professor Dr. Max Gruber, Direktor des Hygienischen Instituts der Universität München: Tuberkulose und Wohnungsnot. Berlin 1904. Verlag „Bodenreform". — Prof. Dr. Albert Adamkiewicz: Ueber das unbewusste Denken und das Gedankensehen. Wien u. Leipzig 1904. Wilhelm Braumüller. 64 S. — Dr. jur. Karl Schäfer: Das rumänische Konkursrecht nach dem Gesetz vom 14. März 1904. Deutsche Textausgabe mit Erläuterungen zum praktischen Gebrauche für den internationalen Verkehr der Konsulate, Handelskammern, Gerichte, Rechtsanwälte, Kaufleute und Gewerbetreibenden. Dresden 1904. E. Piersons Verlag (R. Lincke). 215 S. — Alexander L. Kielland: Novellen und Novelletten. Deutsch von Wilhelm Lange. Berlin 1904. Franz Wunder. 362 S. — Dr. Josef Müller: Das sexuelle Leben der christlichen Kulturvölker. Leipzig 1904. Th. Griebens Verlag (L. Fernau). 237 S. — Dr. jur. N. Reichesberg, Professor an der Universität Bern: Handwörterbuch der schweizerischen Volkswirtschaft, Sozialpolitik und Verwaltung. (Erster Band. Zweite Hälfte: Beamtenvereine. Fleischpreise. Zweiter Band Erste Hälfte: Forstwesen, Handelsgerichte.) Bern 1903. Verlag Encyklopädie. — Reinhold Stade: Durch eigne und fremde Schuld. Kriminalistische Lebensbilder. Leipzig 1904. Dörffling u. Franke. 204 S. — Wilhelm Wolters: Siebenschön. Erzählung. Dresden 1904. E. Piersons Verlag (R. Lincke). 248 S. — Hulda Gesch: In alten Zeiten. Märchen. Ebenda 1902. 73 S. — Walther Schmidt: Der Hammersteiner. Ein Lied vom Rhein. Ebenda 1905. 175 S. — H. Foerster: Mater Dolorosa. Roman. Ebenda 1904. 134 S. — S. Hoechstetter: Er versprach ihr einst das Paradies. Eine Novelle. Berlin 1904. Gebr. Paetel. 168 S.

Jahrgang 1904. München, Freitag, 30. Dezember. Nummer 300.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Eine Steuer auf Tantiemen dramatischer Autoren.

Eine Entgegnung auf den Vorschlag von Dr. Stubmann.

Es ist eine merkwürdige Erscheinung, wie oft an sich ganz richtige Grundgedanken zu Schlüssen führen können, die mit dem Ausgangspunkt nichts mehr gemein haben und im Gegenteil förmlich dazu angetan sind, uns an der Richtigkeit der ursprünglichen Idee zweifelnd zu machen.

Nur dadurch läßt es sich nämlich verstehen, wie Dr. Stubmann, der doch in seinem Vorschlag von der sozialisierenden Tendenz unserer Steuergesetzgebung ausgeht, zu einer so gänzlich unsozialen Forderung, wie die eine Steuer auf Tantiemen dramatischer Autoren doch unbedingt ist und immer sein wird, gelangen konnte.

Der Grund für diese irrige Ansicht des Verfassers ist wohl in zwei Momenten zu suchen.

Einesteils wird von Dr. Stubmann der Vermögenserwerb durch Tantiemen falsch subsumiert und anderenteils scheint er sich nicht bewußt zu sein, daß eine solche Steuer doch ohne Zweifel zu Gegenmaßnahmen der Betroffenen führen müßte.

Wie aus dem ganzen Aufsatz klar hervorgeht, stellt nämlich der Verfasser den Vermögenserwerb durch Tantiemen, wir wollen der Kürze halber diesen Ausdruck beibehalten, einer Gruppe von plötzlichem, rein zufälligem und unverdientem Vermögenserwerb gleich, demgegenüber, ich will hier seine eigenen Worte gebrauchen, der Staat schon früher, wenn auch nicht immer in glücklicher Weise, die Absicht durchblicken ließ, „abnorm hohe Einkommen, die zu rascher Vermögensbildung führen konnten, zu Steuerleistungen heranzuziehen“.

Er stellt die Einnahme des Autors dabei in eine Linie mit dem Vermögenszuwachs durch Steigen der Grundrente und hält sie ungefähr für denselben glücklichen Zufall, wie wenn uns eine Erbschaft mühelos zufällt.

Nach seinen Ausführungen genügt ja bei einzelnen von Glück begünstigten Bühnenschriftstellern (und um diese handelt es sich aus naheliegenden Gründen in erster Linie) „ein Wurf, ein Werk, um den Autoren ein enormes Vermögen einzubringen und ihnen glänzende Einnahmen auf eine Reihe von Jahren zu sichern.“

„Hier (gemeint ist der plötzliche Vermögenserwerb) wäre es also aus den verschiedensten Gründen angebracht, den Hebel anzusetzen. Denn tragfähigere Schultern als diejenigen, deren Einkommen jährlich aus einem Vermögen besteht, kann es kaum geben.“

Dies ist in nuce — auf ein rechtlich-wirtschaftliches Moment wird später noch zurückzukommen sein — der Gedankengang, der Dr. Stubmanns Vorschlag veranlaßte.

Auf der Basis eines Vergleichs entwickelt sich ein Gedanke logisch aus dem anderen, und seine Argumentation würde entschieden eine festgeschlossene Gedankenreihe darstellen, wenn nicht gerade der Vergleich, der die Grundlage bildet, an einem wesentlichen Fehler krankte. Der Vermögenserwerb durch Tantiemen läßt sich nicht in eine Linie stellen mit dem Vermögenserwerb durch Grundrentensteigerung oder durch Erbschaft.

Dort ist der Erwerb ein rein zufälliger, ein unorganischer und unverdienter, während wir es hier mit einem organischen Erwerb zu tun haben. Hier bringt die Einnahme eines erfolgreichen Bühnenstücks Entschädigung für eigene Anstrengung und den Lohn für viele andere geistige Arbeit, die ohne materiellen Erfolg geblieben ist, und stellt so nur zu häufig eine Nachzahlung dar für das, was die Vergangenheit noch dem Autor schuldig geblieben.

Dieser Erfolg muß es ihm auch ermöglichen, seine Familie für die Zukunft sicher zu stellen.

Von allem dem ist bei den zum Vergleich herangezogenen Erwerbsarten nicht die Rede.

Sie stellen nur Geschenke des Glückes dar, die ihre Erwerber nicht der eigenen Arbeit verdanken, die ihnen vielmehr grundlos in den Schoß fallen und bei denen daher mit Recht der Staat mit der kategorischen Forderung herantritt, auch ihm einen Teil ihres unverdienten Wertzuwachses abzutreten.

Hier ist ja der Erwerb wirklich ein abrupt plötzlicher, der ganz unabhängig von seinen anderen Einnahmen dem Begünstigten zuteil wird, dort ist er ein konzentrierter, indem die fetten Jahre die mageren mitnähren müssen und außerdem die Einnahme aus dem Bühnenstück die einzige Erwerbsquelle oder zum mindesten die wesentlichste des Autors darstellt.

So werden denn die Bühnenschriftsteller sicherlich mit Entrüstung diesen Vorschlag zurückweisen. Die Großen werden es als unwürdig bezeichnen, ihre „hohe himmlische Göttin“, die Kunst, als „melkende Kuh“ für den Staatshaushalt benützt zu sehen, und auch diejenigen, deren Schöpfungen der Verfasser nur ephemeren Wert zugesteht, werden fragen: Wie wollt ihr ein Recht ableiten, um gerade unsere Einnahmen zu verkürzen?

Die Antwort auf diese Frage hat Dr. Stubmann bereits mehrmals erteilt. Er sagt ungefähr so: Ihr verdankt eure Lage, die sich gegen früher wesentlich gebessert hat, einer Besserung der wirtschaftlichen Verhältnisse überhaupt und außerdem der Staatshilfe, die im Urheberrecht zum Ausdruck kommt. Deshalb hat der Staat ein Recht auf Entgelt.

Diese Argumentation, und hiermit kommen wir zum rechtlich-wirtschaftlichen Moment, klingt gleichfalls recht logisch und doch entbehrt auch sie jeglicher Stichhaltigkeit.

Mit demselben Gedankengang kann jede Steuer gerechtfertigt werden. Was nämlich Menschen besitzen, das verdanken sie unserer heutigen auf Eigentum und Erbrecht beruhenden Wirtschaftsverfassung, die durch den Staat geregelt ist, und es ist dabei nicht der geringste Unterschied zu machen, ob es greifbare, materielle Besitztümer sind oder geistiges Eigentum, das von den herrschenden Gewalten dem Einzelnen garantiert wird.

Es war von jeher Aufgabe der Gesetzgebung, das Individuum in der ihm zukommenden Machtsphäre sicher zu stellen, und wenn sie es dem geistigen Eigentum gegenüber jahrhundertelang versäumt hat, so stellt sich das als eine nimmer gut zu machende Schuld dar, keinesfalls kann aber aus der endlichen Sühnung dieser Schuld ein besonderes Recht auf Entgelt abgeleitet werden.

So fällt denn damit die ganze Rechtfertigung des Stubmannschen Vorschlags in sich zusammen, und es erübrigt sich nur noch, der praktischen Ausführbarkeit seines Projektes einige Worte zu widmen.

Dr. Stubmann ist in dieser Beziehung ein großer Optimist. Er sagt: „Eine Abwälzung der Steuer durch höhere Tantiemenansprüche der Autoren ist bei der heute schon abnorm zu nennenden Höhe der Beteiligung des Verfassers auch durchaus unwahrscheinlich, zumal da wir Literaturgrößen, die uns ihre Bedingungen ohne weiteres diktieren können, nicht haben."

Die letztere Behauptung ist richtig. Gegenwärtig haben wir allerdings noch keine Diktatoren auf dem Gebiet der Literatur, aber durch die Verwirklichung dieses Vorschlags würden wir sie bald haben.

Unsere Zeit steht im Zeichen der Kartelle. In ihren Interessen geschädigt, würden sich die dramatischen Dichter ohne Zweifel verbinden (wie schon früher die lyrischen Dichter infolge des Anthologienunfugs und die Musikschriftsteller hinsichtlich der Konzerttantiemen). Durch einen Zusammenschluß stark gemacht, sähen sich die Theaterdirektoren gezwungen, den Autoren höhere Tantiemen zu bewilligen, die dann selbstverständlich vom großen Publikum in Gestalt höherer Eintrittspreise getragen werden müßten.

Auf diese Weise würde sich der Ertrag der proponierten Steuer als ein Danaergeschenk darstellen, indem gerade diejenigen Teile der Bevölkerung zur Deckung herangezogen würden, zu deren Entlastung doch der Stubmannsche Vorschlag in erster Linie beitragen sollte.

Ueberhaupt erscheint es in unserer der Ideale baren Zeit nicht als angebracht, noch den Rest wahrhaft poetischen Empfindens seiner Hülle zu entkleiden und mehr und mehr materialistische Empfindungen an seine Stelle treten zu lassen; hier ist das non olet nicht am Platz. Hier gilt vielmehr das Wort Richard Wagners „Ehrt eure deutschen Meister!" Gedanken sollten nicht nur zollfrei, sondern auch steuerfrei sein!

Läßt sich nun leider dieser Idealzustand nicht ganz verwirklichen, so würde die Verkehrung in sein Gegenteil doch immerdar das Ruhmesschild des Volkes der Dichter und Denker beschmutzen.

München. **Rudolf Wassermann.**

■

Von anderer Seite wird uns zu dem gleichen Gegenstande geschrieben:

Daß für die deutsche Literatur die Behandlung militärischer Vorgänge, noch mehr aber der Militärstand in seinen einzelnen Individuen fast unentbehrlich ist, lehrt uns ein Blick auf die zahlreichen Geisteswerke, in denen Soldaten, meist höheren Ranges, eine hervorragende Rolle spielen. Dies war zu allen Zeiten so und ist es auch noch heute, ja in unseren Tagen haben gewisse Einzelvorkommnisse zu nicht gerade einwandfreien Offizierstücken in mehr als liebsamer Anzahl geführt. Der Gedanke nun, daß, während bisher immer das Militär Bausteine für die Literatur lieferte, auch einmal letztere für ersteres dienstbar gemacht werden könnte, mag Herrn Dr. B. Stubmann bei seinem Vorschlage „eine Steuer auf Tantiemen dramatischer Autoren" einzuführen, geleitet haben. Ist es doch wirklich allbekannt, daß es für die neuen und so notwendigen Mehrforderungen seitens der Reichsregierung, die einer Verbesserung unseres Heeres zu dienen hätten, an Mitteln gebricht, und daß die Auffindung neuer Steuerquellen in der Tat zu den wichtigsten Erfordernissen der Staatskunst gehört. Also Vermehrung der Kavallerie, Vergrößerung des Munitionsverbrauchs, vierte Bataillone hüben — eine Tantiemensteuer drüben. Leider handelt es sich bei dem vorliegenden Vorschlage nicht um die nach vielen Millionen zählenden Aufsichtsratstantiemen, bei denen, cum grano salis, in Wirklichkeit von einem unverdienten Vermögenszuwachs, von der Bildung großer Vermögen gesprochen werden kann, sondern um jene kleine Abart, mit der die Bezüge von dramatischen Autoren für die Aufführung ihrer Werke innerhalb einer gewissen Schutzfrist bezeichnet werden.

Der Artikel streift die Absichten der Bodenreformer, der Gesetzgebung gegen die Warenhäuser. Lassen wir die Frage beiseite, ob mit der Sonderbesteuerung der auf diesen Gebieten erzielten Gewinne das Richtige getroffen ist, mehr noch aber, ob sich überhaupt dramatische Produkte mit Tagwerken und Warenballen in eine Stufe stellen lassen, und beschäftigen wir uns mit der dramatischen Tantiemesteuer von rein technischem Standpunkte aus. Hier muß nun den Ausführungen des neuen Steuererfinders entgegengetreten werden, wenn er, um seine Vorschläge plausibler zu machen, eine Unterscheidung der literarischen Qualität der Steuerträger, beziehungsweise Objekte vornimmt und an der Hand der Statistik über die Zahl der Aufführungen den Nachweis versucht, daß die seiner und auch vielleicht vieler anderer Ansicht nach wertloseren Stücke die reichsten Steuererträgnisse liefern würden. Für den Steuerzweck ist vollständig gleichgültig, ob der gute oder schlechte Geschmack des Publikums, die Bemühungen einer Koterie oder was sonst die hohen Tantiemen herbeiführen, und es liegt nicht einmal eine ethische Gerechtigkeit darin, Jemand, der uns unterhält, uns lachen macht, dafür durch einen Gewinnentgang zu strafen, und einen anderen, der uns langweilt, zu schützen. Eigentlich sollten die Autoren besteuert werden, die so viele langweilige Abende auf dem Gewissen haben.

Die Berechnungen, die der neuen Steuer zugrunde liegen, beruhen auf sehr willkürlichen Annahmen, sie beziehen sich auf eine sehr kurze Spanne Zeit, und zwar gerade auf diejenige, in der zufällig einige besonders zugkräftige Kassastücke entstanden, und es erscheint mehr als zweifelhaft, ob die neue Steuer den vermeintlichen Betrag von 6 Millionen Mark erreichen würde. Sehr ins Gewicht fällt außerdem der Umstand, daß die neue Steuer überhaupt keine oder nur eine wesentlich kleinere Mehreinnahme als ihren Brutto-Ertrag für den Staat bringen wird, denn dessen Fiskalbeamte haben sicherlich auch von den großen Erfolgen gewisser Theaterstücke Kenntnis erhalten und die Einkommensteuern der glücklichen Autoren gebührend festgesetzt. Diese würden sich aber durch die Tantiemenkürzung ermäßigen.

Diskutabel erscheint, wenn schon die dramatische Muse bluten soll, die Art und Weise, in der die Erhebung der neuen Steuer gedacht ist. Man könnte übrigens als eine Entschädigung für die Herren Autoren mit der Einhebung der Tantiemenabgabe die dreißigjährige Schutzfrist für die Geisteswerke erhöhen.

Der Vorschlag des Herrn Dr. Stubmann, von dem Standpunkt aus betrachtet, es sollten die dramatischen Schriftsteller sowohl des In- wie des Auslandes mit einer Sondersteuer zugunsten der allgemeinen Staatskasse bedacht werden, müßte zu einer strikten Ablehnung der Idee führen. Der Herr Verfasser scheint selbst so etwas zu ahnen, denn er fügt seinen, einen berechtigten Kern enthaltenden, sieben Spalten der Beilage zur Allgemeinen Zeitung füllenden Ausführungen noch ein kleines, wenige Zeilen umfassendes Postskriptum an, das meines Erachtens viel vielsagender ist als alles vordem Angeführte. Ja, wenn der darin ausgesprochene Gedanke, „den geistigen Größen, vor allem den Häuptern der Literatur, im Alter Ehrenpensionen zu gewähren", an der

